SCHOOL OF RELIGIONS
COND A.D. 1924
PRO
VERITATE
ET
REGNO
DEI
CHARLES HOLBROOK LIBRARY
Pacific School of Religion

1896

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

75869
v.10
1896

Inhalt

Spalte

Erbauliches

In Gott geborgen (W Bornemann) 1
Betrachtungen zum ersten Thessalonicherbriefe (C C):
6. Heidnische und christliche Ehen 25
7. Die christliche Bruderliebe 385
Macht und Friede (E Rolffs):
1. Der Wille zur Macht 49
2. Jenseits von Gut und Böse 73
3. Macht über das Gemeine 97
4. Macht der Geduld 121
5. Die Macht der Liebe 145
6. Der Weg zur Macht 169
Das Geheimnis des Kreuzes (W B) 193
Leiden und Wirken (W B) 217
Leiden und Dulden (W B) 241
Leiden und Schuld (W B) 265
Leiden und Lieben (W B) 267
Leiden und Sieg (W B) 289
Die Sagen vom Kreuze des Herrn (Isbary) . . . 291
Leiden und Lohn (W B) 313
Osterbekenntnis (R) 316
Christus ein Rätsel? (O B—r) 337
Aber was ist das unter so viele? Eine Zeitbetrachtung über Ev. Joh. 6, 9 (David Koch) 361
Der Pfahl im Fleisch (R) 409
Fünfundzwanzig Jahre Frieden (R) 433
Des Menschen Frage und Gottes Antwort (Rfs) . . 457
Kirche oder Geist (R) 481
Der alte Gott (Rfs) 505
Wie begründet Christus den Glauben seiner Jünger? (C Stuckert) 529
Liebe in Einfalt (Rfs) 553
Willst du, daß wir hingehen und das Unkraut ausgäten? Er sprach Nein (David Koch) 577
Christlich-soziale Mitarbeit, ein Gewinn für das innere Leben (E F) 601
Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn! (R) . . . 625
Isaaks Opferung (R) 673
Versuch einer einfachen und unmittelbaren Wiedergabe der Erlebnisse und Erkenntnisse eines Christen (K G Götz):
1. Der Weg zum wahren Glück 697
2. Die Wahrheit des wahren Glücks 721
3. Das Leben im wahren Glück 745
Menschenkenntnis (F Niebergall) 769
Die Macht über die Menschen (F R) 793
Das Verständnis des Fleisches (F R) 817
Die List des Fleisches (F R) 841
Der vergessene Krug (F R) 865
In die Arbeit (F R) 889
Glossen zur Bergpredigt (R): 937
1. Das Christentum die moralische Religion . . . 937
2. Jesus richtet das Gesetz auf 961
3. Der Christ und das fünfte Gebot 985
4. Positive Gerechtigkeit, nicht negative Rechtschaffenheit 1009
5. Kein neues Recht, sondern eine neue Moral . . 1033
6. Der naive Charakter der christlichen Frömmigkeit 1057
7. Christliche Wahrhaftigkeit 1081
Wie wird uns sein? (E F) 1105
Das Tagewerk (Karl Knopf) 1129
Adventsgaben (Scholz): 1153
1. Geduld 1153
2. Trost 1185
3. Hoffnung 1209
Die Gottesgabe der Weihnacht (Scholz) 1233
Der Koffer. Eine Weihnachtsgeschichte (Hermann Oeser) 1235

Gedichte

Osterlicht (C Hunnius) 313
Von böhmischen Kruzifixen 316
Pfingsten (Julius Sturm) 481
Pfingstgewitter (C Hunnius) 501
Ich kann nicht anders (J Petran) 913
Ueber den Gräbern (C Hunnius) 1105
Die beiden Engel von Longfellow (B v Sch) . . . 1124

Religiöse Fragen

Jesu innere Stellung zum Alten und Neuen Testament (Schiele) 30
Der Schriftbeweis im Katechismusunterricht (G v Rohden) 174
Die Gleichnisse Jesu als Grundlagen der christlichen Unterweisung (H Schmidt) 99
Popularisirung der historisch-kritischen Schriftforschung für die Volksschule (G v Rohden) 468
Aus der Geschichte der neutestamentlichen Kanons (E Teichmann) . . . . . 1139 und 1154*)
Zur Behandlung des Alten Testaments in der Volksschule:
1. (Steudel) 584
2. (G v Rohden) 588
Vom Arbeitsfelde alttestamentlicher Forschung (Schiele) 507
Noch einmal die Schriftfrage (Kattenbusch) 596
Eine Probe praktischer Kritik am Alten Testament (P J) . . 837
Die Schulbibel (Dix) 901
Ist Gott persönlich? (F Kattenbusch) 724
Zur Frage nach dem Wesen der Seele (M Reischle) . 582
Die Plagen Aegyptens (B St) 1061
Zur Bibelkenntnis unsrer Gebildeten (R) 213; 1054
Mißbrauch der Bibel (P J) 334
Moderne Bibelkenntnis (D H) 68; 308
Heidnische und christliche Ehen (C C) 10
Glauben ist Schaffen (Bonus) 10
Mißverständnisse (G v Rohden) 27
Das Grundproblem des geschichtlichen Christentums (Schiele) 76
Eine neue Moral (Kaftan) 103

*) Fortsetzung und Schluß im nächsten Jahrgang.

Spalte

Die christliche Glaubenslehre als Wissenschaft vom Lebensmut (Lessing) 123
Das Christentum die absolute Religion (Teichmann) . 147
Christentum und Partei (F v Oertzen) 160
Richard Adelbert Lipsius und seine dogmatische Arbeit (Max Reischle): 1 . . 171; 2 . . 173; 3 . . 195; 4 . . 219; 5 269
Menschliches Vertrauen und christlicher Glaube (Gaston Frommel): 1 . . 318; 2 . . 339; 3 . . 386; 4 393
Diesseits von Gut und Böse (Kaftan) 320
Ueber eine Stelle in der Augsburgischen Konfession (D H). . 455
Was lehrt die Augsburgische Konfession über das Schicksal der ungetauft sterbenden Kinder? 1 (E Schütz) . . 472; 2 (Loofs) 472
Erfindung oder Entdeckung? (Kaftan) 512
Erfindung oder Entdeckung? (H Wagner) 594
Noch einmal: Erfindung oder Entdeckung? (Kaftan) . 644
Die geheimen Fesseln der wissenschaftlichen und praktischen Theologie (Eck) 607
Das Gesetz des Opfers (Dietrich Graue):
1. Der Kampf ums Dasein 628
2. Uebel und Fortschritt 629
3. Das Gesetz des Opfers als Naturgesetz . . . 649
4. Das Gesetz des Opfers als Geistesgesetz . . . 684
Theosophie oder psychologische Religion (Ch Henri) . 675
Jesu Muttersprache (Deißmann):
1. Einleitung 679
2. Die bisherigen Verhandlungen über die Muttersprache Jesu 680
3. Die Sprache Jesu ist der galiläisch-aramäische Dialekt 682
4. Die Bedeutung für das Verständnis der Reden Jesu 727
5. Schlußbemerkung 730
Märchen in der Kirche (B—s) 703
Märchen in der Kirche? (J Petran) 795
Der Kern der Wunderfrage (A Bonus) 796
Märchen in der Kirche (A Bonus) 819
Nachwort zu den Verhandlungen über die Märchen in der Kirche (R) 837
Zur gegenwärtigen Lage des Christentums (Johannes Müller):
1. Einleitung 939
2. Der Zersetzungsprozeß des gegenwärtigen Christentums 939
3. Das Entweder-Oder und seine Konsequenzen . 962
4. Das genuine Christentum 987
5. Ist das genuine Christentum in unserer Zeit möglich? 1010
Kostias Gebet (K v Döring) 595
De mortuis nihil nisi bene (Scholz) 221
Die Sagen vom Kreuze des Herrn (Isbary) . . . 291
Der Abt von Himis und das „unbekannte Leben" Jesu (Ch Henri) 619
Arbeiten und nicht verzweifeln (A B) 787
Theologia versus Theologiam (P Jäger) 1134
Neue Triebe der Spekulation (Tröltsch) 1163
Aus dem Leben eines Landpfarrers (B—s) 1165

Historisches und Biographisches

Jugendbriefe Mazzinis (M Sell) 14
Melchers und Reinkens (J Ort) 110
Eine neue Biographie des Ignatius von Loyala (G Krüger) 130
Vor fünfzig Jahren. Erinnerungen aus der Zeit der waadtländischen Freikirche (W Hadorn) 151
Ein zweites Wort aus dem Waadtlande (Paul Chapuis) 297
Richard Adelbert Lipsius und seine dogmatische Arbeit (Max Reischle): 1 . . 171; 2 . . 173; 3 . . 195; 4 . . 219; 5 269

Spalte

Charles Dickens, ein christlicher Volksschriftsteller (Otto Baumgarten): 1 . . 304; 2 . . 305; 3 . . 331; 4 . . 352; 5 . . 394; 6 . . 446; 7 . . 474; 8 476
Die abessinische Kirche (L): 1 . . 326; 2 . . 342; 3 370
Das bulgarische Schisma (Kattenbusch) 438
Ein theologisches Vermächtnis (Häring) 445
Heinrich von Treitschke (Friedrich Curtius) 534
Erinnerungen an Thomas Carlyle (Hermann Oeser) . 555
Zum hundertsten Geburtstag J. A. Möhlers (Loofs) . 842
Einiges aus der Geschichte Wesels (Hillmann) . . . 867
Schrenk (H-S) 563
Nochmals Schrenk (St—t) 618
J. H. Wichern und die christlich-soziale Bewegung (P Drews) 654
Luther, Christliche Sozialpolitik, Innere Mission . . 876
Luthers Beruf mit seinen eignen Worten dargestellt (W Claudius) 1143
Luthers Einfluß auf die Kirchen Englands (H Fichtner) 1059
Pestalozzi als sozialpolitischer Reformer (J Völter) . . 58
Karl Jentschs Selbstbiographie (K Sell) 803
Aus dem Leben eines deutschen Theologen (Bithorn) . 1192
Die Religion der Königin Viktoria (Charles Henri) . 643

Römisches und Protestantisches

I H S (D H) 20
Aus dem Lande voll Sonnenschein (Weil) 132
Das Verbot jesuitischer Niederlassungen ein Ausnahmegesetz? (Walch) 185
Eine neue Biographie des Ignatius von Loyola (G Krüger) 130
Getäuschte Hoffnungen (W—l) 280
Aus Neapel (C) 399
Ein Tag in Assisi (Lisco) 639
Der deutsche Altkatholizismus (Carl Sell):
1. Die altkatholische Bewegung 603
2. Gründung der Kirche 634
3—4. Entwicklung der Kirche 660
5. Schlußurteil 665
Kann ein Jesuit von seinen Obern zur Sünde verpflichtet werden? (C Fey) 731
Boris von Bulgarien (J C) 159
Die Priesterweihe des Prinzen Max von Sachsen (R) . . 767
Prinz Max von Sachsen und die römische Kasuistik (—l) . . 812
Die katholische Kirche in Rußland (Sartorius) 903; 919
Papst Leo XIII. 946
1. Jugend 946
2. Erste Thätigkeit 969
3. Der Bischof 1107
4. Der Papst 1156; 1186; 1210; 1243

Evangelisch-Kirchliches

Zum neuen Jahr (E Sulze) 3
Der antisoziale Erlaß des preußischen Oberkirchenrats (R) 6
Die richtige Deutung des oberkirchenrätlichen Erlasses. Mit Nachschrift (R) 63
Mißstände bei Pfarrwahlen (R) 213
Aufhebung der Zivilehe? (R) 237
Eheschließung und Trauung (Teichmann) 277
Die Schilderhebung gegen die obligatorische Zivilehe . . 285
Das Ende der Agitation gegen die obligatorische Zivilehe (R) 647
Der Streit um die Eheschließungsform (Mch) 405
Ueber die Stellung des modernen Staates zur Religion und Kirche (W Bornemann) 478
Ueber Lehrverpflichtung und Lehrfreiheit (Hn) 668
Erziehung zur Sonntagsruhe (Croenert) 670
Die Evangelisation unter den Entkirchlichten (Drews) . 700
Die Evangelische Allianz in London (Kötzschke) . . . 781
Von der neunten Generalversammlung des Evangelischen Bundes in Darmstadt (Diehl) 990
Das Göttinger Rektorenseminar (Teichmann) . . . 994
Zur gegenwärtigen Lage des Protestantismus (Harnack) 1034

Spalte

Die Amtsenthebung des Pfarrers Steudel aus Württemberg (Hieber) . . . . . 346 und 364
Das Verfahren des schlesischen Konsistoriums gegen Pastor Ziegler (R) 646; 669; 694
Konsistorialpräsident Stolzmann (R) 835
Neues vom Breslauer Konsistorium aus Görlitz (R) . . . 836
Der Versuch einer Zwangspensionirung des Pfarrers Ziegler 1203
Wer besetzt in Preußen die theologischen Fakultäten? (R) 142; 189
Kultusminister Bosse und die Bonner Fakultät (R) . . . 260
Die Verhandlungen über den Bonner Strafprofessor im preußischen Abgeordnetenhause (R) 272
Zusammenkunft von Freunden der Christlichen Welt in Eisenach (R) 719; 959
Die Freunde der Christlichen Welt in Eisenach (R) . 1003
Einiges über Konfirmationsgeschenke (W L) 281
Die kirchliche Presse — ein Kirchenregiment (E Förster) 1130
Die Gefahren der Synodalverfassung. Zu den altpreußischen Provinzialsynoden (E F) . . 1213; 1250

Heidenmission und Koloniales

Die deutschen Trappisten in Südafrika (P D v Blomberg) . 1 . . 17; 2 . . 34; 3 . . 60; 4 . . 87
Der Allgemeine Evangelisch-Protestantische Missionsverein (R) 68
Hermann Dalton (R) 142
Der Allgemeine Evangelisch-Protestantische Missionsverein und D. Dalton (Ehlers) 252
Moderne Zivilisation in Afrika (R) 226
Zu den Vorgängen im Berliner Kolonialverein (R) . . . 260
Zur jüngsten Kolonialdebatte (R) 307
Notschrei aus Klein-Namaland (N-H) 329
Mission in Japan (R) 407
China in historischer Beleuchtung (Teichmann) 551
Der Segen der Mission für unsre Kirche in der Gegenwart 1239
Zur Einführung in die Heidenmission der Gegenwart (Mirbt) 644
Geisteskranke in Syrien und Palästina 758

Gustav-Adolf-Verein. Diaspora

Aus dem Lande voll Sonnenschein (Weil) 132
Pensionsverhältnisse der Diasporageistlichen . . . 381 und 453
Vom Gustav-Adolf-Verein (Hermens) 825
1. Aus den Vereinen 825
2. Aus den Diasporagemeinden im Reich . . 845; 871
3. Diasporagemeinden außerhalb Deutschlands und Europas 891
Der Gustav-Adolf-Verein in Dessau (R) 950
Aus dem Leben einer Diasporagemeinde (F Geest) . . 1144

Innere Mission und Soziales

Der antisoziale Erlaß des preußischen Oberkirchenrats (R) 6
Die richtige Deutung des oberkirchenrätlichen Erlasses. Mit Nachschrift (R) 63
Unsre Stellung zu Naumann (R) 41
Pestalozzi als sozialpolitischer Reformer (J Völter) . 58
Zur Frauenfrage (Ein preußischer Richter) 246
Berufsleben und Gemütsleben der Frau:
1. (Ottilie Adler) 90
2. (B Bonus-Jeep) 301
Die Arbeit der Frau in der Gemeinde. Von Kingsley (H v D) 200
Frauen als Angestellte der inneren Mission (H v Dungern) 466
Zur Frauenfrage (Ottilie Adler) 566
Bemerkungen und Vorschläge zu den Bestimmungen des Zivilgesetzentwurfs über die rechtliche Stellung der unehelichen Kinder vom religiösen und sozialen Standpunkte (Westerkamp) 229
Die Stellung der unehelichen Kinder nach dem Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches (Ein preußischer Richter) 424
Zum evangelischen Trostbund (O A) 189

Spalte

Die Geschichte der christlichen Liebesthätigkeit (Titius):
1. Einleitung 411
2. Der konfessionelle Charakter der Liebesthätigkeit . 412
3. Interkonfessionelle Liebesthätigkeit 435
4. Die Kirchgemeinde als Trägerin der Liebesthätigkeit 458
5. Verhältnis der Liebesthätigkeit zur sozialen Frage 487
Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre (Bürkner) 966
Evangelisch-sozialer Kongreß in Stuttgart (R) . . . 479; 575
Der siebente Evangelisch-soziale Kongreß (R) 545
Stöcker über seinen Austritt aus dem Evangelisch-sozialen Kongreß (R) 500
Ein Zeugnis Adolf Wagners (R) 789
Professor D. v. Nathusius und der christliche Sozialismus (Teichmann) 615
Zu Kirmß Vortrag über den christlichen Sozialismus der Gegenwart (Teichmann) 540
„Christlich-Sozial" und „politische Pastoren" (Bonus) . 542
J. H. Wichern und die christlich-soziale Bewegung (Drews) 654
Evangelisch-Sozial (R) . . . . . 750 und 771
Freiherr von Stumm und die evangelischen Geistlichen an der Saar . . . . . 830 und 848
Freiherr von Stumm und die Saarpastoren 1254
Christlich-soziales Durcheinander (R) 837
Luther, Christliche Sozialpolitik, Innere Mission . . 876
Religion und Sozialdemokratie (Max Lorenz) 893; 913; 942
Der Einfluß der sozialen Bewegung auf das akademische Studium (Traub) 1083
Glossen zu sozialdemokratischer Spruchweisheit (P Göhre) 1147
Oben und Unten. Sozialer Roman aus der Gegenwart (R) 1168
Ein Buch für alle Stände (Stein) 1196
Die „Partei der kleinen Leute" und der Evangelisch-soziale Kongreß (Friedrich Curtius) 954
Ein neuer evangelisch-sozialer Standpunkt (Göhre) . . 996
Die innere Mission und die männliche Jugend (O B—r). . 1030
Zum Ausstande der Konfektionsarbeiter in Berlin (von Soden) 233
Arbeiterinnenelend in Wien (R) 261
Was wird aus den Berufsarbeitern der inneren Mission im Alter? 301
Das Elend in der Hausindustrie der Konfektion (E Foerster) 182
Briefe einer Köchin (Lisco) 998
Die Abänderung des Landtagswahlrechtes in Sachsen (R). . 214
Moral und Volkswirtschaft (Perino) . . . . . 704*)

Litteratur und Kunst

Ueber den Begriff der christlichen Litteratur, ihre Stellung und Aufgabe in der Gegenwart (Heinrich Steinhausen): 1 . . 12; 2 . . 37; 3 . . 39; 4 . . 51; 5 . . 52; 6 . . . 52
Jugendbriefe Mazzinis (M Sell) 14
Die Hauschronik Konrad Pellikans von Rufach (Hager) 55
The Lowers by Henry Seton Merriman (M Sell) . . 62
Neue Flugblätter (G Krüger) 92
Martin Greifs Nero (E Schaumkell) 112
Vom Studium der Philosophie (W Bornemann) . . 126
Der Pfarrer von Breitendorf (Johannes Müller) . . 136
Marie Corellis „Roman aus zwei Welten" (P) . . 207
The mighty Atom (E Titius) 1001
Adalbert Stifter und seine „Studien" (Immanuel Weitbrecht) 926; 955; 978
Warum haben das Rührstück und die Tugendkomödie ihre Anziehungskraft auf unser Geschlecht verloren? (A P) . . . . . 1025 u. 1049
Miltons Ode an seine Blindheit (W H) 1055
Paul Verlaine (H F) 1073; 1095; 1120
Neuere Werke Tolstois (Bode):
3. Ueber das Leben 178
4. Die Macht der Finsternis. Die Früchte der Bildung 205

*) Vgl. dazu die wichtige Druckfehlerberichtigung Spalte 743!

Spalte

5. Die Kreutzersonate 377
Bonus 1194
Zu dem Artikel über Tolstois Kreutzersonate (C B) . 421
Rome (Maria Sell) 516
Heinrich IV. (C Broicher) 547; 570
Das Glück im Winkel (E F) 162
Ein neuer Dichter aus dem Volk (E Schaumkell) . . 739
Zur Würdigung der neuesten Dichtung in Deutschland (H Fischer) . . . 764; 783; 809; 833; 858; 880
Die Renaissance des Idealismus (Keller) 630
Der Zeitgeist der modernen Litteratur Europas (G F Bth) 805
Gelesenes (S v A) 1053
Jugendfrisches aus dem Elsaß (v. Oertzen) 1221

Die Ausstellung von Christusbildern (R) 671
Das Christusbild (P J) 776
Die Berliner Christusausstellung (Joh Werner) 574
Eine Christusausstellung (B B) 610
Der Pan 589
Gottesdienst und kirchliche Kunst (F Floering) . . . 736
Transparente Bilder aus dem Leben Jesu 958
Schwarzkunstblätter von Hans Thoma (R Bürkner) . . . 934
Noch einmal das einzig richtige Bild unsers Heilands (K G) . 308
Aus der Münchener „Sezession" Eine Reiseerinnerung (H v Schubert) 1201

Armenien

Armenien (R) 68; 189; 213; 383; 523; 569; 580 887
Greuel in Armenien 80
Unsre Pflicht gegen die armenischen Christen (R) . . 110
Nachrichten aus Armenien (R) 119
Nachrichten aus der Türkei (R) 142
Warum hat unser Kaiser nicht ein Wort? (S) . . . 224
Brief eines Armeniers 243
Zur Rechtfertigung der armenischen Bewegung in England (P J) 286
Die Gleichgiltigkeit gegen das Los der Armenier (R) . 375
Elend und Hilfe in Armenien (D H) 418; 636
In Sachen der Armenier (R) 463
1. Das armenisch-protestantische Waisenhaus in Brussa (R) 463
2. Ein Gleichnis von einem Armenier 463
3. Armenien und England 464
4. Und was thun unsre Kirchen? (R) 465
Gottesdienst zum Gedächtnis der armenischen Blutzeugen 483
Wie ist den Armeniern zu helfen? (E Schrecker) . . 538
Die ersten armenischen Waisenkinder in Smyrna (J E) 667
Die Sympathie mit den Armeniern (C St) 670
Fürsorge für die verfolgten Armenier in der Schweiz (Burghardt) 786
Die Arbeit des Diakonissen-Mutterhauses Kaiserswerth an den armenischen Notleidenden 886
Kaiserswerther Flugschriften aus und für Armenien (R) . . 693
Zwei Briefe zur armenischen Sache 733
Offizielle Statistik über die Ermordungen in Kleinasien (R) . 718
Anfrage an Kreuzzeitung und Reichsboten 718
Armenien und der Reichsbote (R) 812
Wir und die Frankfurter Zeitung (R) 812
Die Wahrheit über Armenien (R) 800 838
Vom Orient (R) 788
Die Ereignisse in Konstantinopel und das armenische Hilfswerk (R) 855
Letztes aus Konstantinopel (R) 863
Türkisch-Armenisches (R) 910
Behördliche Schikanen gegenüber der armenischen Bewegung (R) 958
Deutsche Hilfe für Armenien und die Politik (R) 935
Die Amtsniederlegung des Pfarrers Lepsius (R) . . 1025
Die Hamburger Nachrichten (R) 1030
Die Politik der europäischen Großmächte, insbesondre des deutschen Reiches gegenüber den Armeniern (R) 686
Die Unfähigkeit der Türkei zu Reformen im Sinne der christlichen Zivilisation (R) 716
Die Orientpolitik der Mächte 765
Die Politik der Türken (A Socin) 828
Armenien und Europa (Heinrich Gelzer) 1021
Der Panislamismus (A Socin) 924

Spalte

Die Unzugänglichkeit des Islam für christliche Einflüsse (A Socin) 974
Besteht eine Rechtspflicht der Berliner Vertragsmächte zur Hilfeleistung an die Armenier in ihrer Notlage? 1076
In Sachen der Armenier (R) 1055
Die Verwendung der armenischen Hilfsgelder (R) 1078
Ein mißhandeltes Liebeswerk (R) 1115
Noch einmal Türken und Armenier (R) 1125
Professor Thumajan und die Verleumdungen der offiziösen Presse (R) 1099
Unser Artikel über Thumajan 1203
Gott schütze uns vor unsern Freunden (R) 1101
Ein neuer Weg, Armenien zu helfen (R) 1171
„Ein neuer Weg, Armenien zu helfen" (R) 1215
Armenisches (R) 1255

Tagesfragen

Zwei neue Entdeckungen über das Duell (E F) 521
Das Ende der Bewegung gegen das Duell (E F) 621
Die Blutthat des Leutnants v. Brüsewitz (R) 1102

Studentische Roheit (R) 622
Die Pfingstexzesse süddeutscher Korpsstudenten (R) . . 670; 719

Der dritte Internationale Psychologische Kongreß (Charles Henri) 1014
Der Ethisch-soziale Bund in Zürich (v Sch-R) 1046; 1065; 1090
Der Antifreimaurerkongreß und die antifreimaurerischen Enthüllungen (Ch H) 1069; 1073; 1092
Die Antifreimaurer und die Kirche (Ch Henri) . . . 1218
Die neue Tageszeitung (R) 934
Die „Zeit" (R) 958; 1055; 1253
Der Erfurter Delegirtentag des „National-sozialen Vereins" (Battenberg) 1160
Das Unglück auf dem Chodynskifelde (R) 568
Parteiwörter (R) 622
Legendenbildung (R) 622
Die Priesterweihe des Prinzen Max von Sachsen (R) . . 767
Boris von Bulgarien (F C) 159
Eheschließung und Trauung (Teichmann) 277
Aufhebung der Zivilehe? (R) 237
Die Schilderhebung gegen die obligatorische Zivilehe . . 285
Das Telegramm des Kaisers (R) 492
Zur Zarenkrönung (F Kattenbusch) 493
Christentum und Partei (v Oertzen) 159
Es hat Gott gefallen (E F) 403
Die Babis in Persien (Socin) 875

Verschiedenes

Bedenklich (R) 94
Antipreußisch (R) 95
Die Religion im Zeitalter der Röntgenstrahlen (R) 189
Mittelpunktswahn (R) 213
Die Abänderung des Landtagswahlrechtes in Sachsen (R) . . 214
Grundsätzliches und Persönliches (R) 261
Ueber einen neuen Konfirmationsunfug (G) 357
Ueber Geschichten in der Predigt 358; 383
Der Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh (Dn) 381
Aus der Anstalt Bethel 406
Tägliche Rundschau und Deutsche Tageszeitung 428
Entlassung von Kandidaten aus dem Schuldienst (R) 453
Beilage zur Allgemeinen Zeitung (Reuß) 500
Karfreitag in Amerika (R) 501
Parteiwörter (R) 622
Legendenbildung (R) 622
Studentische Roheit (R) 622
Die Pfingstexzesse süddeutscher Korpsstudenten (R) 670
Herbstreise nach dem heiligen Lande 671
Ein Wort, das heute noch paßt (E H) 692
Dürfen wir hoffen? (P J) 692
Evangelisch-soziales Judenthum? (R) 694
Herr Hofprediger Stöcker (R) 694
Die Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung (R) . . 811
Schlechte Unterhaltungslektüre (H v Sch) 1102
Und wie weit sind wir? (H v Sch) 1124
Neue Auflagen von guten Büchern (R) 1126
Die Kandidatennummer der Christlichen Welt 1152

Spalte

Der verweigerte Urlaub (R) 1171
Der Prozeß Leckert-v. Lützow (R) 1203

Bücher und Schriften

Aagaard: Mein Sonnenstrahl; Auf Streifzügen (Cl) . . . 1229
Andrae-Romanek: Oben und Unten (R) 1168
Andreas: Die Babis in Persien (Socin) 875

Balfour: Die Grundlagen des Glaubens (Cl) 1204
Baudissin: August Dillmann 45
Bauer: Die innere Mission und die männliche Jugend (B—r) 1030
Bauer H: Weihnachtsspiel (Reichel) 1102
Becker: Goldkörner christlicher Wahrheit und Lebensweisheit vom Wandsbecker Boten (W B) 813
Beilage zur Allgemeinen Zeitung (Reuß) 500
Below v: Das Duell und der germanische Ehrbegriff (E F) 522
Benz: Unser täglich Brot gieb uns heute (Dl) 910
Beyschlag: Aus meinem Leben (Bithorn) 1192
Bibel und Naturwissenschaft (Hn) 742
Bielschowsky: Goethe (Oeser) 526
Blomberg v: Diener und Streiter Jesu Christi (Cl) . . . 1226
Bode: Das Wirtshaus im Kampfe gegen den Trunk (H R) . 188
Bonus: Deutscher Glaube (R) 1194
Bornemann: Erlebtes und Gelerntes (Koch) 839
Boys: Der feste Grund (W B) 886
Brandstätter: Das Rechte thu in allen Dingen (E R) . . 1230
Brunetière: La Renaissance de l'Idéalisme (Keller) . . . 630
Brückner: Erziehung und Unterricht vom Standpunkt der Sozialpolitik (G v R) 789
Buchrucker: Der Schriftbeweis im Katechismusunterricht (G v R) 175
Buning: Marienbilder (Pl) 1230
Burbach: Rudolf Zacharias Becker (P J) 66
Burggraf: Schillers Frauengestalten (L D) 1227

Caine Hall: The Bondman (H v D) 1229
Carnap Anna: Friedrich Wilhelm Dörpfeld (Diehl) 1226
Claassen: Leidensblumen (Cl) 1176
Claß: Untersuchungen zur Phänomenologie und Ontologie des Geistes (Tröltsch) 1163
Corelli: Ein Roman aus zwei Welten (P) 207
„ The Migthy Atom (E Titius) 1001

Dolle Käthe: Arius der Libyer (H Adler) 188
Dörpfeld: Gesammelte Schriften (Diehl) 356
„ Gesammelte Schriften (Eck) 607
Duncker Ch: Gedanken und Erfahrungen über Ewiges und Alltägliches (Pl) 1225

Ehlers: Aus festlichen Stunden (Scholz) 1224
Emerson: Essais (Pl) 1225
Eucken: Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt (Tröltsch) 1163

Faber: China in historischer Beleuchtung (Teichmann) . . . 551
Fachtmann v: Bausteine (Hn) 743
Feis: Was wir lieben und pflegen sollen (E R) 1230
Flöring: Das Alte Testament im evangelischen Religionsunterricht (Schiele) 724
Fricke: Ist Gott persönlich? (Kattenbusch) 1173
Funcke: Du und deine Seele (R) 1151
„ Wie man glücklich wird und glücklich macht (Martin Fromme) 750
Freiherr v Stumm und die evangelischen Geistlichen im Saargebiet (R) 46
Friedrichs: Christlich-religiöse Erziehung (P L) 966

Gebhardt: Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre (Bürkner) 118
Gerok Gustav: Die Welt der Frau (Pl) 566
„ Frauenabende (Ottilie Adler) 1176
Gnauck-Kühne: Die soziale Lage der Frau (Maria Sell) . 165
Gotheim: Ignatius von Loyola und die Gegenreformation (G Krüger) 130
Göhre: Die evangelisch-soziale Bewegung (R) 542; 750
Gray Maxwell: Kleine Ursachen, große Wirkungen (R B) . 1175
Greif Martin: Nero (E Schaumkell) 112
„ Gesammelte Werke 1126
Grundemann: Neuer Missionsatlas (Mirbt) 645
Gundert: Die evangelische Mission (Mirbt) 645
Guthardt: Pastor Hammer (W L) 1125

Hackenberg: Am heiligen Abend (Cl) 1176
Harnack und Delbrück: Evangelisch-Sozial (R) 750
Harnack: Das Christentum und die Geschichte (E F) . . . 186
Harraban: Schiffe, die sich nachts begegnen (H Bousset) . 709
Hauch: Wilhelm Zabern (Cl) 982
Haupt: Zum Verständnis des Apostolats (A R) 1005
Hébert: Das religiöse Gefühl im Werke Richard Wagners (P S) 21

Henckell: Sonnenblumen (Cl) 1176
Hensel: Naturgeschichten für Kinder (R) 1175
Herrig: Gesammelte Aufsätze über Schopenhauer (Schubring) . 21
Hoensbroech v: Der Jesuitenantrag des Zentrums (E P) . 188
„ Die römische Frage (H R) 357
Hollensteiner: Das dritte Gebot und der Sonntag (Cl) . . 524
Hopfengärtner: Unsere Tante Rappard (D R) 1226
Hundeshagen: Ueber die Natur und Geschichte der Humanitätsidee (Titius) 790

Jentsch Carl: Wandlungen (K Sell) 803
„ „ Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirtschaft (Stein) 1196
Jota: Children of circumstance (H v D) 1229
Jungmann: 81 Choräle (C) 166

Kahlenberg: Ein Narr (A Wegele) 1228
Kaftan J: Das Christentum und die Philosophie (E F) . . 186
Kaftan Th: Auslegung des lutherischen Katechismus (Dix) . 901
Kähler: Jesus und das Alte Testament (Schiele) 76
Kaemmel: Der Werdegang des deutschen Volkes (Dl) . . . 1226
Kaiserswerther Flugschriften aus und für Armenien (R) . 693
Kawerau: Ueber Lehrverpflichtung und Lehrfreiheit (Hn) . . 668
Keeser: Unter dem Schirm des Höchsten (E S) 1173
Keller: Der Geisterkampf des Christentums gegen den Islam bis zur Zeit der Kreuzzüge (Socin) 885
Keßler: Eine Orientreise (H Koch) 839
Kingsley: Vorträge über Römer und Germanen (E F) . . 908
„ Die Arbeit der Frau in der Gemeinde (H v D) . 200
Kirmß: Ueber den christlichen Sozialismus der Gegenwart (Teichmann) 540
Klein: Die Fröschweiler Chronik illustrirt (R) . . . 1126; 1230
Knodt: Pastorallehren aus den Pauliniſchen Briefen (W B) . 1006
Koetsveld: Skizzen aus dem Pfarrhause in Masiland (A Bs) 1165
Kölbing: Die heilige Schrift als Norm (Kattenbusch) . . . 597
König u. Köstlin: Martin Luther (Cl) 1204
Köstlin Fr: Leitfaden zum Unterricht im Alten Testament (Schiele) 507
Kraft: Die Harmonie der sechs ersten Evangelisch-sozialen Kongresse (R) 500
Kretschmar: Beim Stabe der Kgl. 5. Infanteriedivision . . 1229
Külpe: Einleitung in die Philosophie (W B) 126

Lampert: Des Türmers Töchterlein von Rothenburg . . . 1205
Leinung: Ist eine Schulbibel wünschenswert? (Dix) . . . 903
Leitzmann: Jugendbriefe Alexander von Humboldts (H F) . 1174
Lenz: Gedächtnisrede auf H. v. Treitschke (E F) 646
Lepsius: Armenien und Europa (H Gelzer) 1021
Levetzow v.: Fügungen und Führungen 1205
Lindström: Deutsch-christliche Bildung (H Dl) 909
Lippmann: Die Frau im Kommunaldienst 694
Lorenz: Der Arbeiterstand und die Sozialdemokratie (Hn) . 525
Lösche: Morgenröte und Nachtschatten (W B) 886
„ Johannes Mathesius (Drews) 429; 909
Lüpkes: Christian Scriver (Achelis) 118
Lutherfeier in Eisleben am 18. Febr. 1896 (R) 429
Lyall Edna: Ein wackerer Normanne (D R) 1205

Maclaren: The Days of Auld Langsine (P J) 381
Martens: Weltgeschichte (Dl) 645
Meinhold: Welche Ergebnisse muß die reinere Erfassung des alttestamentlichen Religionswesens für den Unterricht im Alten Testament haben? (Schiele) 510
„ : Jesus und das alte Testament (Schiele) 30
Mellin: Ikarus (E R) 1205
Menzel: Weltstadt und Christentum (W L) 982
Melegari: Lettres estimes dos Jos. Mazzini (Maria Sell) . 14
Merriman: The sowers (M Sell) 62
Meyer: Jesu Muttersprache (Deißmann) 679
Meschki: Erster Teil: Der Lehrplan für das Bibellesen. Zweiter Teil: Zur Schulbibelfrage 923
Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst von Spitta und Smend (Flöring) 736
Mosapp: Charlotte von Schiller (Schaumkell) 1173
Müller J: Bibel oder Schulbibel (Dix) 902
Müller Joh: Die Evangelisation unter den Entkirchlichten (Drews) 700
Müller Max: Theosophie und psychologische Religion übersetzt von Winternitz (Ch Henri) 675

Nathusius v: Was ist christlicher Sozialismus? (Teichmann) 615
Naumann Fr: Gotteshilfe (P J) 284
„ Was heißt christlich-sozial? (R) 500
Nithhack-Stahn: Die Christen (R B) 1176
Nitze: Die Verfassungs- und Verwaltungsgesetze der evangelischen Landeskirche in Preußen (Hugo Weizsäcker) . . . 46
Nowack: Die Entstehung der israelitischen Religion (Schiele) . 79

	Spalte
Oeser: Stille Leute (R)	1126
Oppermann: Die Schulbibelfrage (Dix)	901
Pfennigsdorf: Praktisches Christentum (Stier)	20
Pick Israel: Die sterbende Jüdin (A N)	982
Pötter: Onesimus (Titius)	597
Polenz v: Der Pfarrer von Breitendorf (Joh. Müller)	136
Preiswerk: Was ein Schweizer Pfarrer in England gesehen hat (P W)	67
Prentiß: Die Perle der Familie	166
Protokoll des Stuttgarter Kongresses (R)	813
Raabe: Der Hungerpastor (H v D)	141
Rade: Zu Christus hin	1204
Rauber: Fragen der Liebe (E Tnn)	118
Reischle: Ueber Sohms Kirchenrecht (H Reuß)	500
Reuß: Thing (R)	22
„ Schwerthiebe (H Dl)	910
Richter: Die evangelischen Missionen (Mirbt)	645
Riecker: Ueber die Stellung des modernen Staates zur Religion und Kirche (W B)	478
Riehm: Christentum und Naturwissenschaft (E F)	186
Riemann: Der evangelischen Freiheit Wesen und Weise (H R)	381
Rock: Naturwissenschaft und Bibel (v Rohden)	741
Rogge: Deutsch-evangelische Charakterbilder (H)	1226
Rohrbach: Der Schluß des Markusevangeliums, der Vierevangelienkanon und die kleinasiatischen Presbyter (W B)	166
Rolffs: Geschenktes und Erkämpftes (R)	1173
Rosegger: Das ewige Licht (E F)	1174
Rothe: Luthers letzte Lebenstage (R)	429
Ruckteschell v: Personalgemeinde oder Lokalgemeinde (R)	750
Ruskin: Was wir lieben und pflegen sollen (E R)	1230
Schaumburger: Im Hirtenhause (E R)	1175
Schlatter Dora: Durchs Fenster (E R)	1174
Schmid Charlotte: Sonn- und Feiertagsklänge (R B)	308
Schmid R: Der alttestamentliche Religionsunterricht (Schiele)	507
Schmitthenner: Novellen (D R)	1220
Schneider: August Neander (G Grützmacher)	67
Schneider: Die Kernfragen des Christentums (H Dl)	1172
Schrader: Wie gewinnen wir die kirchlich Fremden für das Evangelium? (E F)	932
Schultze: Der Zeitgeist der modernen Litteratur Europas (G C Bth)	805
Simon Th: Leib und Seele bei Fechner und Lotze (M Reischle)	583
Slutschewsky: Der Professor der Unsterblichkeit (H Dl)	933
Soden v: Die soziale Wirksamkeit des im Amte stehenden Geistlichen (R)	575
Sohm: Die sozialen Pflichten der Gebildeten (H Dl)	910
„ : Der Arbeiterstand und die Sozialdemokratie (Hn)	525
Sorge: Religion und Naturwissenschaften keine Gegensätze (K-S)	22
Spanuth-Pölde: Armenien	838
Sperl: Die Söhne des Herrn Budiwoj (J v O) 1205; (H Oeser)	1227
Spieß: Der Bürgermeister und sein Sohn	1205
Springer: Handbuch der Kunstgeschichte (J Ficker)	22
Stahlberg: Die Humanität (Titius)	790
Stein, Armin: J. S. Bach (Cl)	1174
Steude: Der sittliche Wert der Arbeit (W B)	813
„ Christentum und Naturwissenschaft (Trh)	597
Steudel: Der religiöse Jugendunterricht (G v R)	468
Stifter: Studien (Weitbrecht) 926; 955; 978;	1126
Stilgebauer: Frühlicht (E Tnn)	47
Strauß und Torney v: Beiträge zur Erkenntnislehre (J St)	94
Sturm Julius: In Freud und Leid, Letzte Lieder (R Bürkner)	863
Sudermann: Das Glück im Winkel (E F)	162
Tafel: Fürs häusliche Leben (A M)	933
Thoma: Schwarzkunstblätter (R B)	934
Thoma Alb.: Unterm Christbaum (Cl)	1176
„ „ Melanchthon-Spiel	1255
Thumm: Glückliche Heimkehr aus langer Irre (Cl)	1174
Tienes: Lotzes Gedanken zu den Prinzipienfragen der Ethik (A M)	982
Tolstoi: Ueber das Leben (Bode)	178
„ Die Macht der Finsternis. Die Früchte der Bildung	205
„ Die Kreutzersonate (Bode)	377
„ „ „ (E B)	421
Uhlhorn: Die christliche Liebesthätigkeit (Ti) 411; 435; 458;	487
Verbeck: Tiergeschichten für Kinder (D R)	1231
Verhandlungen des neunzehnten deutschen Protestantentages zu Berlin (R)	1231
Vinet: Gedanken und Betrachtungen aus seinen Schriften	1173
Volksmann: Vermächtnis eines armen Mädchens (M Lisco)	998
Völter J: Aus England (J K)	933
Von Stöcker zu Naumann	910
Vulpinus: Die Hauschronik Konrad Pelikans von Rufach	55
Walther: Die christliche Glaubenslehre als Wissenschaft vom Lebensmut (Lessing)	123
Walther: Deutsche Weihnacht (Cl)	1176
Walton: Ein Blick hinter die Kulissen (Cl)	1175
Warneck: Allgemeine Missionszeitschrift (Mirbt)	645
„ Die Mission im Lichte der Bibel (Mirbt)	645
Watterich: Der Konsekrationsmoment im heiligen Abendmahl (P Drews)	931
Weber: Gottes Walten im Kriege 1870—71 (Dl)	646
Weitbrecht: Religiöse Lyrik (R B)	1176
Werner: Aus dem Lande der Gegensätze (Cl)	1030
„ Soziales Christentum (Wenk)	453
Wilde: Die Gotteswelt (G v Rohden)	741
Wimmer: Liebe und Wahrheit (S v A)	1224
Witz: Keine Lücke im Leben Jesu (E P)	20
Zeitschrift für die evangelisch-lutherische Kirche in Hamburg (E Sch)	932

Anzeigen und Aufrufe

Siebenter Evangelisch-sozialer Kongreß in Stuttgart	430
Evangelisch-sozialer Kongreß in Stuttgart	503
Allgemeiner Evangelisch-protestantischer Missionsverein	527
Generalversammlung des Evangelischen Bundes	791
Irrenseelsorgerkonferenz	791
Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins	815
Nationalökonomischer Kursus des Evangelisch-sozialen Kongresses	816

Redaktionelles

Zur Beachtung 23; 308; 334; 383; 623; 647; 935;	959
Tageszeitung 69; 95; 167; 383; 455;	647
Vorläufige Anzeigen	693
Druckversehen	743
Briefkasten der Redaktion	790
An die Herren Mitarbeiter	1103
Briefkasten der Redaktion	1256
Zum Jahreswechsel	1256

Quittungen

47; 95; 143; 190; 238; 286; 358; 383; 407; 429; 479; 526; 575; 598; 624; 647; 671; 695; 743; 767; 814; 839; 863; 911; 935; 959; 983; 1007; 1031; 1055; 1103; 1205; 1231; 1255

Druckfehler

Spalte	Zeile			
697	3	von	oben	lies begegnen statt bewegen
903	34	„	„	„ dürfte statt dürfe
908	15	„	unten	„ Kingsley statt Kingsleys
908	5	„	„	„ von statt zu
909	35	„	oben	„ Ihrer statt Seiner
909	40	„	„	„ oder statt aber
909	46	„	„	„ Kulturverlaufes statt Kulturverlaufens
934	27	„	„	„ Reformators statt Revisors
942	30	„	„	„ hinter „entwickelt“ ? statt .
995	4	„	„	„ Fühlung statt Richtung
997	14	„	„	„ hinter „Parteien“ die Worte: „gegen das Christentum“
1168	27	„	oben	„ Abdruck statt Ausdruck
1175	15	„	„	„ Kulturstufe statt Kultur
1175	16	„	„	„ denselben statt den
1175	29	„	„	„ durchdenken statt durch Denken
1204	32	„	„	„ der statt das

Verzeichnis der am Jahrgange 1896 beteiligten Mitarbeiter

Professor D. Achelis, Marburg
Fräulein Ottilie Adler, Naumburg, Saale
Cand. min. H. Adler, Segeberg bei Oldesloe
Pfarrer Dr. O. Albrecht, Naumburg
Fräulein Sophie v. Amelung, Stuttgart
Pfarrer O. Baltzer, Weissig bei Groß-Reichenau
G. Emil Barthel, Giebichenstein
Pfarrer W. Battenberg, Frankfurt a. M.
Professor D. O. Baumgarten, Kiel
Domprediger Bithorn, Merseburg
Fräulein P. D. v. Blomberg, Biebrich
Dr. W. Bode, Hildesheim
Pastor A. Bonus, Groß-Muckrow bei Weichensdorf, N. L.
Frau Beate Bonus-Jeep, Großmuckrow
Professor D. W. Bornemann, Magdeburg
Frau Charlotte Broicher, Berlin

Professor Lic. Bousset, Göttingen
Verlagsbuchhändler H. Bousset, Berlin
Superintendent R. Bürkner, Ostheim, Rhön
Pfarrer R. Burghardt, Basel
Professor D. Paul Chapuis, Cheybres bei Lausanne
Appellationsgerichtsrat Dr. H. Christ, Basel
Lic. Dr. C. Clemen, Halle
Cand. min. W. Claudius, Frankfurt a. M.
Landgerichtsdirektor F. Crönert, Halle
Kreisdirektor F. Curtius, Thann i. E.
Cand. min. Danneil, Jersleben bei Wolmirstedt
Pfarrer Lic. Deißmann, Herborn
Lehrer P. Diehl, Frankfurt a. M.
Pfarrassistent Lic. Dr. W. Diehl, Darmstadt
Schuldirektor Dr. F. Diz, Flensburg
Fräulein Katharina von Döring, Berlin
Professor D. P. Drews, Jena
Freifräulein Helene von Dungern, Oberau bei Staffelstein
Pfarrer J. Ebeling, Smyrna
Pfarrer Lic. S. Eck, Rumpenheim a. M.
Konsistorialrat Pfarrer D. Ehlers, Frankfurt a. M.
Divisionspfarrer Fabarius, Koblenz
Dr. C. Fey, Halle a. S.
Pfarrer H. Fichtner, Reichenbach O.-L.
Professor Dr. J. Ficker, Straßburg
Pfarrer H. Fischer, Niederweidbach, Kr. Biedenkopf
Professor Dr. F. Flöring, Friedberg i. H.
Pfarrer E. Förster, Frankfurt a. M.
Cand. theol. M. Fromme, Seehausen, Altmark
Professor D. Gaston Frommel, Frontenex bei Genf
Geheimrat Professor Dr. H. Gelzer, Jena
Pfarrer F. Geest, Valdivia, Chile
Pfarrer G. Gerok, Stuttgart
Pastor P. Göhre, Frankfurt a. d. O.
Pfarrer Lic. K. G. Götz, Aschengraben, Kt. Basel
Pfarrer Dietrich Graue, Empfertshausen bei Zelle
Diakonus Paul Graue, Weimar
Lic. Dr. Grützmacher, Heidelberg
Pfarrer Habermann, Zwinge am Harz
Pfarrer Lic. Hackenschmidt, Straßburg
Pfarrer W. Hadorn, Saanen, Kt. Waadt
Professor D. Th. Häring, Tübingen
Professor D. A. Harnack, Berlin
Cand. min. Havenstein, Pommern
Charles Henri, München
Militäroberpfarrer Konsistorialrat Dr. Hermens, Magdeburg
Fräulein Anna Heuer, Frankfurt a. M.
Professor J. Hieber, Stuttgart
Pfarrer Lic. Hillmann, Braunschweig
Pastor Hörstel, San Remo
Pastor C. Hunnius, Riga
Pfarrer Isbary, Bayern
Cand. min. P. Jäger, Hohenjesar, Kr. Lebus
Professor D. J. Kaftan, Berlin
Professor D. F. Kattenbusch, Gießen
Pfarrer A. Keller, Rüdlingen, Kt. Schaffhausen
Vikar K. Knopf, Bonese, Altmark
Oberlehrer Dr. Koch, Weißenburg, Elsaß
Pfarrer Koch, Biberach, Württemberg
Pfarrer Kötzschke, Sangershausen
Professor D. G. Krüger, Gießen
Prediger W. Landgrebe, Hilchenbach, Westfalen
Pfarrer Dr. Lessing, Herrenthierbach, Württemberg
Frau Marie Lisco, Berlin
Professor D. F. Loofs, Halle a. S.
Redakteur Max Lorenz, Leipzig
Oberpfarrer Dr. P. Luther, Kremmen, Brandenburg
Professor D. Marti, Bern
Lic. Arnold Meyer, Bonn
Professor D. C. Mirbt, Marburg
Pastor Mörchen, Bethel bei Bielefeld
Dr. Johannes Müller, Darmstadt
Professor D. K. Müller, Breslau
Professor D. Nestle, Ulm
Gymnasiallehrer Lic. A. Neuberg, Döbeln in Sachsen
Pfarrer F. Niebergall, Kirn a. Nahe
Landgerichtsrat Fr. von Oertzen, Freiburg i. B.
Seminardirektor Dr. Hermann Oeser, Karlsruhe
Gymnasialoberlehrer Dr. Pelissier, Frankfurt a. M.
Finanzassessor A. Perino, Karlsruhe
Pfarrer J. Petran, Hermsdorf, Kreis Görlitz
Eduard Platzhoff, Cheybres, Kt. Waadt
Pfarrassistent Lic. Dr. E. Preuschen, Darmstadt
Dozent Ernst Reichel, Gnadenfeld
Professor D. M. Reischle, Göttingen
Pfarrer H. Reuß, Preungesheim bei Frankfurt a. M.
Propst Dr. von Rohden, Werden a. d. Ruhr
Pastor Lic. Rolffs, Oederquart bei Freiburg, Hannover
Ernst Sartorius, Frankfurt a. M.
Oberlehrer Lic. Schaumkell, Ludwigslust, Mecklenburg
Pfarrer Scheuffler, Lawalde in Sachsen
Seminarlehrer F. Schiele, Ottweiler, Bez. Trier
Pfarrer H. Schmidt, Cannes
Pfarrer Schneider, Lesse, Braunschweig
Prediger Professor Scholz, Berlin
Professor D. H. v. Schubert, Kiel
Frau Bertha v. Schubert, Kiel
Lic. P. Schubring, Leipzig
Pastor Edgar Schultze, Eppendorf-Hamburg
Professor D. v. Schultheß-Rechberg, Zürich
Pfarrer E. Schütz, Balingen, Württemberg
Professor D. C. Sell, Bonn
Fräulein Maria Sell, Rom
Prediger Professor D. Freiherr von Soden, Berlin
Professor Dr. A. Socin, Leipzig
Dr. Philipp Stein, Frankfurt a. M.
Stabsarzt Dr. med. B. Stein, Weilbach bei Flörsbach a. M.
Pfarrer Heinrich Steinhausen, Bectz, Brandenburg
Diakonus E. Stier, Dessau
Pfarrer Lic. C. Stuckert, Neunkirch, Kt. Schaffhausen
† Geheimer Kirchenrat D. Julius Sturm, Köstritz
Pfarrer D. E. Sulze, Dresden N.
Pfarrer C. Teichmann, Frankfurt a. M.
Lic. E. Teichmann, Frankfurt a. M.
Professor Lic. Titius, Kiel
Frau E. Titius, Kiel
Repetent Traub, Tübingen
Pfarrer Lic. Trede, Neapel
Professor Dr. Trommershausen, Frankfurt a. M.
Professor D. Tröltsch, Heidelberg
Generalsekretär J. Völter, Steglitz bei Berlin
Professor Dr. H. Wagner, Hamburg
Assessor Dr. Walch, Bernburg
Professor Dr. M. Weber, Freiburg i. B.
Bibliothekar Dr. Weil, Berlin
Professor D. J. Weiß, Marburg
Pfarrer J. Weitbrecht, Heilbronn
Direktor Dr. Heinrich Weizsäcker, Frankfurt a. M.
Amtsrichter Dr. Hugo Weizsäcker, Oranienburg
Vereinsgeistlicher H. Wenck, Darmstadt
Professor Lic. Dr. J. Werner, Marburg
Geheimrat Professor Dr. Westerkamp, Marburg
Pfarrer Dr. P. Wurster, Heilbronn
Pastor primar. Ziegler, Liegnitz
Professor D. F. Zimmer, Herborn

Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 1 — Leipzig, den 2. Januar — 1896

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: In Gott geborgen — Zum neuen Jahr — Der antisoziale Erlaß des preußischen Oberkirchenrats — Glauben ist Schaffen — Ueber den Begriff der christlichen Litteratur, ihre Stellung und Aufgabe in der Gegenwart: 1 Jugendbriefe Mazzinis — Die deutschen Trappisten in Südafrika: 1 — Verschiedenes: IHS; Keine Lücke im Leben Jesu; Praktisches Christentum; Das religiöse Gefühl im Werke Richard Wagners; Gesammelte Aufsätze über Schopenhauer; Religion und Naturwissenschaften keine Gegensätze; Handbuch der Kunstgeschichte; Thing! — Zur Beachtung — Anzeigen

In Gott geborgen

Gott aber der Hoffnung erfülle euch mit aller Freude und Frieden im Glauben, daß ihr völlige Hoffnung habet durch die Kraft des heiligen Geistes. Röm. 15, 13.

Wir glauben an den lebendigen Gott, den Vater unsers Herrn Jesu Christi. An Seiner Hand treten wir in das neue Jahr ein. Sein Wort leitet uns, Seine Liebe trägt uns. Wir gründen uns auf die Verheißungen und Zusagen, die Er Seiner Christenheit gegeben hat. Wir bitten Ihn, daß Er den Segen des Evangeliums an unserm Volk und Vaterland, an Kaiser und Reich, an Haus und Schule und Gemeinde offenbare, daß Er unsern Glauben lebenskräftig und fruchtbar mache, frei und geduldig und liebevoll.

Den Glauben. Denn der ist und bleibt für ein evangelisches Volk die entscheidende Hauptsache; und gerade in unserm wirren, gährenden Zeitalter drängt sich allen einzelnen Christen und allen christlichen Gemeinden immer ernster die Gewissensfrage auf: was habt ihr an euerm Christenglauben? — Wollte Gott, die Antwort wäre überall ein tausendstimmiges Zeugnis sicherer, seliger Erfahrung: in unserm Glauben haben wir Freude und Frieden!

Unser evangelischer Glaube ist etwas andres als eine Summe von Ansichten über unerreichbare, übernatürliche Dinge. Er will mehr sein als eine gesteigerte und gereinigte Erkenntnis auf dem Gebiet der Sittlichkeit und Frömmigkeit. Er will Größeres schaffen als einzelne Werke der Liebe, und Besseres als vorübergehende Stimmungen der Erhebung und Erbauung. Der Apostel fragt nach andern Früchten des Glaubens. Seine Fürbitte lautet: „Der Gott der Hoffnung erfülle euch mit aller Freude und Frieden im Glauben!“

Unser Heiland ist nicht gekommen, die Freude uns zu nehmen, sondern sie vollkommen zu machen. Wir dürsten alle nach dieser christlichen Freude und Freudigkeit. Wir werden schon belebt, wenn wir sie an Andern spüren — wie viel mehr, wenn wir selbst unsers Christenglaubens wirklich froh werden. Und wie ganz anders würde das Evangelium auch in unsrer Zeit und an unserm Geschlecht wirken, wenn das ganze Leben der Christen mehr durchdrungen und verklärt würde durch die echte Freude!

Darum ist dies an der Schwelle des neuen Jahres unsre erste Bitte, daß die rechte Christenfreude als ein heiliges Feuer glühen möge in unsern Herzen und in unsern Häusern und Gemeinden: die heilige Freude, die alles Feindselige und Fremdartige, alle Gleichgiltigkeit und Bitterkeit, Unsicherheit und Unlauterkeit ausmerzt; die sieghafte Freude göttlichen Kraftgefühls und unerschütterlicher Heilsgewißheit; die hingebende Freude an unsern Aufgaben und Zielen; die dankbare Freude an den Gaben unsers Gottes, an allem dem, was er uns gegeben und gelassen und verheißen hat. Wie sollten wir sonst ausharren in allen den Schwierigkeiten und Sorgen, die auf uns eindringen? Wie können wir anders bestehen in den Leiden, Gefahren und Kämpfen, die uns beschieden sind? — Die Freudigkeit des Evangeliums soll, wills Gott, uns einen klaren Blick und eine sichre Hand geben, einen liederfrohen Mund und einen arbeitslustigen Sinn, daß der Staub des Alltagslebens uns nicht stört, und der Frohsinn bei der Aussaat nicht weicht, auch wenn wir nicht gleich Gedeihn und Ernte schauen. Ja, noch Größeres vermag solche Freudigkeit: in demütiger Liebe zu vergeben und zu tragen, zu verzichten und zu opfern. Das wollen wir uns alle wünschen. Möge Gottes Segen auch über diesem unserm Blatte walten, daß es uns alle sammle und stärke in dem Geiste rechter Freudigkeit: „meine Seele erhebet den Herrn, und mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilandes.“

Aber auch das andre Gut des christlichen Glaubens erflehn wir uns, ohne das keine Freudigkeit bestehen kann: den Frieden. Alles Reden und Lehren von Vergebung, Versöhnung und Erlösung ist an uns fruchtlos gewesen, so lange wir daraus nicht den Frieden schöpfen. Mögen andre die Lebensklugheit rühmen oder den Gleichmut, die Lust oder die Resignation, oder den Stolz als Uebermenschen jenseits von Gut und Böse zu wandeln — wir wissen: der Friede Gottes, der von keiner Erkenntnis erreicht wird, ist die Wurzel alles Guten, die Kraft der wahren Liebe und Seligkeit. Jesus, unser Heiland, hat uns den Frieden zurückgelassen und seinen Frieden gegeben: den Frieden mit Gott und Menschen. Dieser Friede ist die Seele alles Christenlebens. Ob wir sorgen oder arbeiten, ruhen oder streiten müssen — Gott der Herr wolle in Gnaden geben, daß wir diesen Frieden durch den Glauben im Herzen tragen und nicht verleugnen in allem, was wir thun! Dann werden wir stille werden im Leid, geduldig in Mühsal, demütig im Glück und voll Ergebung in Gottes Willen.

So schauen wir an unsers Gottes Hand voll Zuversicht in die Zukunft. Denn aus der Freude und dem Frieden des Christenherzens erblüht die Hoffnung — die völlige Hoffnung, die auch mitten in der Unvollkommenheit dieses Erdenlebens das sichre, vollkommne Ziel uns vorhält, die uns aufwärts blicken lehrt auf den Gott der Hoffnung und vorwärts nach dem unsichtbaren, unvergänglichen Gottesreich. Daß diese Hoffnung durch Freude und Frieden auch in uns geweckt und gestärkt werde durch die Kraft des Geistes, ist unser Wunsch und Gebet heute und immerdar.

Gieb mir und allen denen,
Die sich von Herzen sehnen
Nach Dir und Deiner Hulde,
Ein Herz, das sich geduldet!

Und was das Allermeiste,
Füll uns mit Deinem Geiste,
Der uns hier herrlich ziere
Und dort zum Himmel führe!

W Bornemann

Zum neuen Jahr

Das vergangne Jahr war beherrscht durch die Erinnerung an unsern letzten großen Kampf. In den ersten Wochen des neuen Jahres wird das deutsche Volk das Fest des fünfundzwanzigjährigen Bestehens seines neuen Reichs, des ersten wirklich deutschen Reichs, feiern. Wenn wir beim Jahreswechsel Einkehr bei uns halten und vor allem unsre religiösen Pflichten von neuem bedenken, so mischt sich unwillkürlich in unsre Erwägungen der Gedanke an jene große Wendung unsrer Geschicke. Evangelische Christen vor allem können dem sich nicht entziehen. Das Ringen nach dem neuen Reich ist mit dem evangelischen Christentum deutscher Nation ins Leben getreten. Und doch sind beide, mindestens scheinbar, früh auseinandergegangen. Daraus erwächst für uns die Aufgabe, an die wir im neuen Jahr mit neuer Liebe, neuer Opferwilligkeit uns hinzugeben haben.

Alles war im Rückgang beim Auftreten Luthers. Die Kirche, in ihrem Verderben, vermochte der Nation kein Leben mehr zu geben. Der Kaiser entzog sich der Nation, um im Verein mit der Kirche, die einer solchen Aufgabe nicht mehr gewachsen war, die Welt zu beherrschen. Die Herrlichkeit der Städte begann zu welken. Der Adel war entartet, der Bauernstand noch nicht gereift, um geordnet und erfolgreich sich einer großen Aufgabe zu widmen. Wenige Fürsten nur verstanden den Beruf, den die Zeit ihnen auferlegte. Die Existenz der deutschen Nation beruhte auf dem einen Mann, dem Gott ihre Rettung anvertraut hatte. Während die Welt dem deutschen Volke, das fortan jahrhundertelang gering geachtet ward unter den Völkern, nichts mehr zu bieten hatte, da machte der unerschöpfliche Reichtum der Seele Luthers es zum Träger des höchsten Lebensinhalts. Alle Hemmungen der Priesterkirche durchbrechend erhob er die Seelen zur Lebensgemeinschaft mit dem Gott, der uns sein Vaterherz zugewendet hat. Freiheit und Leben fanden sie in ihm. Nicht im Opfer, im Vergebungswort, in den Sakramenten der Priester, in den schattenhaften erdichteten Gestalten der Heiligen, sondern in dem gewaltigen Ernst der Geschichte, in der That auf Golgatha, Gottes eigner höchster That, fand er die unerschütterliche Bürgschaft dafür, daß Gott uns gnädig ist. Seines Gottes in tiefster Seele gewiß, wagte er ihn wieder zu finden in den Ordnungen des Lebens, das Bangen vor der Welt zu überwinden, das auf den Seelen lastete. Wie er in Worms die höchste Treue in seinem Berufe erwiesen hatte, da fühlte er, daß in der Berufstreue Gottes allmächtiger Wille die Seelen beherrscht, und daß der Mensch wird, was er thut. Die Person Jesu war ihm der Spiegel der Herrlichkeit Gottes. Indem er Christum in den Seelen der Christen wiederfand, erkannte er, daß es „göttliche" Menschen giebt, daß der Verkehr mit ihnen Verkehr mit Gott ist. Er gründete seine Familie, um diesen Verkehr in keinem Augenblicke zu entbehren. In der That, der höchste Besitz für das innre Leben war der deutschen Nation durch Luthers Person und Wirken erworben: die in Christo geschichtlich verbürgte Gewißheit, daß wir einen gnädigen Gott haben, der uns Freiheit und ewiges Leben giebt, und in dem wir leben und weben, weil er im Gebet, im Verkehr mit seinen Kindern, in unserm Beruf sich in jedem Augenblicke uns zu eigen giebt. Wer es weiß, wie sehr die Priester den Menschen Gott entzogen hatten, der weiß, was es bedeutete, daß Luther ihnen enthüllte: nichts Geringeres als Gott selbst sollt und könnt ihr mitten im Leben finden.

Welch eine Aufgabe war es für die Kirche, die Fülle des höchsten Lebens, das in der Reformation der deutschen Nation aufgegangen war, ihr anzueignen. Aber in welcher Weise erfüllte sie ihre Pflicht! Sie bot dem Volke statt des Brotes einen Stein, statt des Lebens ihre endlosen Zwiste, ihre Orthodoxie. Die Antwort der Geschichte auf diese Versündigung war der dreißigjährige Krieg. Nach ihm legte der Große Kurfürst den Grundstein zum neuen Reiche. Er versuchte es, die Religion des Volks mit der Neubegründung seines Staats zu einen. Es ist bekannt, wie schwer ihm das gemacht ward. In Friedrich dem Großen zuerst gingen sie beide aus einander. Der Staat schlug seine eignen Wege ein. In der Kirche folgte der Verstandesorthodoxie ihre Tochter, die Verstandesaufklärung, die

mit Bewußtsein von ihrer Mutter unbewußt verlorne Güter der Reformation preisgab. Unabhängig von der Kirche gruben Lessing, Kant und Fichte die verschütteten Lebensquellen der Reformation wieder auf. Schleiermacher leitete sie in die Kirche. In den Befreiungskriegen trafen die beiden mächtigen Strömungen unsers Volks, das Ringen nach dem deutschen Staat und das Wiedererwachen des wahren evangelischen Christentums, in einem mächtigen geschichtlichen Augenblicke zusammen. Arndt gab dem Ausdruck: „Ich weiß, woran ich glaube; ich weiß, was fest besteht. ... Das ist das Licht der Höhe, das ist mein Jesus Christ; der Fels auf dem ich stehe, der diamanten ist."

Aber zum Unheil für unser Volk ward nur zu bald der Bund wieder gelöst. Die Epigonen der großen Zeit gaben an die Epigonen Luthers sich hin, die das Unglück Deutschlands gewesen waren. Das mächtige religiöse und sittliche Leben des Reformators, den Lebensinhalt seiner Person, verstanden sie nicht. Mit der politischen Wiedergeburt Deutschlands erfolgte keine religiöse und sittliche, so innerlich verwandt unser größter Staatsmann auch dem Reformator war. Auf die Begründung des neuen Reichs erfolgte ein ungeahntes Erstarken des Katholizismus und ein noch viel mächtigeres Wachstum des Materialismus in Lehre und Leben. Beide schwingen die Aexte, wenn es möglich wäre, den starken Eichbaum des deutschen Reichs zu fällen. Noch wissen wir nicht, ob sie an ihm werden stumpf werden, oder ob er dahinsinken wird.

Das aber wissen wir: es ist die höchste Zeit, daß die evangelische Kirche sich auf ihre große Aufgabe besinnt; und es giebt nur eine Rettung für die deutsche Nation, vereinte rückhaltlose Hingebung an das eine wahre evangelische Christentum. Wir haben einen Vater im Himmel, der sich unser erbarmt und durch Christus im Ernst der Geschichte seine Gnade uns verbürgt hat, der im Gebet für uns zu finden und selbst bemüht ist, unsre Berufserfüllung und unsern Verkehr mit Menschen in Verkehr mit Ihm umzuwandeln. Das sind die unerschütterlichen Heilsthatsachen, die im wirklichen Leben jeder finden kann, der sie finden will. Und im ganzen deutschen Reiche ist heutzutage schwerlich auch nur ein einziger Vertreter des evangelischen Christentums zu finden, der diese Heilsthatsachen abzuleugnen oder in ihrer Bedeutung abzuschwächen gedächte. Das genügt. Das verpflichtet uns aber auch, endlich die große Pflicht unsrer Kirche zu erfüllen, die von den Streittheologen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts zu unsagbarem Unglück für unser Volk verabsäumt worden ist. Wir haben dafür zu sorgen, daß jene Heilsthatsachen das Leben unsers Volks beherrschen und gestalten. Die im Materialismus unterzugehen in Gefahr sind, haben wir zu erwecken, daß sie brechen mit ihrer Lebensrichtung und Gnade, Freiheit und Leben in Gott finden. Wir müssen arbeiten, vor allem durch unser persönliches Leben, daß Christus in den Seelen eine Gestalt gewinne und die Gnade Gottes ihnen verbürge. Wir haben Haß und Feindschaft, vor allem die wachsende Unzucht und die Auflösung des Familienlebens zu bekämpfen und das Volk zu der sittlichen Höhe zu erheben, daß es das Glück empfinde: unser Verkehr mit Menschen ist Verkehr mit Gott. Wir haben allen zu zeigen, daß die Treue im Beruf der eigentliche wahre Gottesdienst, daß jedes Werk in Gott zu thun und dazu bestimmt ist, immer inniger uns mit Gott zu einen.

Ich dächte, diese Aufgabe wäre groß genug, daß uns darüber wohl alle andern Sorgen vergehen könnten. Jedenfalls steht fest, daß, wenn sie nicht gelöst wird, die Lösung auch der sozialen Aufgabe unmöglich ist. Denn wie ists möglich, denen immer neue Rechte zu gewähren, die gewillt sind, ihre Pflichten nicht zu erfüllen, die erwerben, um zu genießen oder in unwürdiger Weise ihre Familien begründen? Lernen wir es, gewissenhaft auf unsre religiösen und sittlichen Pflichten in der Arbeit an unserm Volke uns zu beschränken, dann wird der mächtig wachsende Strom des wahren Lebens den Zwist der Parteien, endlich auch den der Konfessionen, in seinen Tiefen begraben. Die Lehren von der Geburt durch die Jungfrau, von den zwei Naturen, von der stellvertretenden Genugthuung, von der Dreieinigkeit, von der Unfehlbarkeit der heiligen Schrift und der Bekenntnisse, die Abendmahlslehre Luthers — was

sind sie anders als spekulative Hilfsbegriffe, die niemandem genommen, nie leichtfertig behandelt, immer von neuem auf ihren wahren Lebensgehalt geprüft werden sollen, bis er ganz angeeignet ist? Aber frei, vollkommen frei muß ihre Prüfung und Anwendung sein, damit nicht die Fassung der Lebensquelle von ihr selbst abhalte. Oder ists nicht genug bis dahin durch die Geschichte bewiesen, daß die gesetzliche Handhabung jener Lehren immer wieder unser Leben verödet und beispielloses Unglück über uns gebracht hat? Wie oft ist im Streit um sie der Eifer für das Christentum auf beiden Seiten zu einem Maskenspiel geworden, hinter dem der Verlust des Christentums sich verbarg! Wind und Wellen bedrohen das Schiff unsers Lebens; da müssen wir die Selbstverleugnung uns auferlegen, nicht um die Uniformen derer, die es retten sollen, zu streiten.

Frei sein muß vor allem die geschichtliche Forschung, dafern das Gewissen und das Verlangen nach der Wahrheit ihr Pulsschlag ist. Es war eine der gewaltigen Thaten Luthers, daß er die Bürgschaft für die Gnade Gottes, absehend von den erdichteten Gnadenmitteln der Priester und von den erdichteten Heiligen, im Ernst der Geschichte, in Christo, suchte, von dem nicht bloß die heilige Schrift zeuge, sondern die Geschichte selbst, das höchste Werk Gottes. Und wir sollten nicht verpflichtet sein, diese höchste Urkunde der Offenbarung unbefangen zu erforschen? So oft wir an sie ohne unsre vorgefaßten Meinungen traten, hat sie uns mehr und Höheres dargeboten, als wir zu hoffen wagten. Darum darf ihrer Erforschung keine Hemmung bereitet werden. Je ernster unsre geschichtliche Wahrhaftigkeit wird, desto eher zerstören wir die Illusionen, mit denen Rom die Welt bestrickt. Desto eher sinkt der Materialismus dahin, der nur in die Natur, „die ewige Vergangenheit," sich versenkt und den unaufhaltsam fortschreitenden Sieg Gottes, der die Geschichte beherrscht und gestaltet, nicht kennt.

Das neue deutsche Reich würde vernichtet, schlösse es mit dem Katholizismus, dem Jesuitismus seinen Bund. Es würde erstarren und untergehn wie die protestantischen Staatsgebilde des sechzehnten Jahrhunderts, stellte es sich in den Dienst protestantischer Orthodoxie. Aber für beide Teile wird es ein Segen sein, schließt es seinen Bund mit dem evangelischen Christentum. Durchdrungen vom Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes, der Bedrängtesten stärkster Schutz, wird es als ein Heiligtum den Völkern, vor allem den eignen Bürgern, erscheinen. Beherrscht von dem ernsten geschichtlichen Sinn, der wie Christus aus der Knospe die Blüte entfaltet, wird es vor Versumpfung wie vor den Gefahren der Zersetzung und der Revolution bewahrt bleiben. Und wenn die Berufstreue in ihm als Gottesdienst gilt, der Verkehr mit Menschen als Verkehr mit Gott, dann wird es den Egoismus und die Leidenschaften der Parteien brechen und eine Quelle der Sittlichkeit und der edelsten Sitte für alle Völker werden. Dann lebt es seiner großen Aufgabe, und es kann nicht untergehen, weil diese Aufgabe eine ewige ist.

Wer in den Dienst dieser Aufgabe sich stellt, wer mit dem evangelischen Christentum sich durchdringt, das wir geschildert haben, der sieht getrost auch den Gefahren entgegen, die das neue Jahr seinem persönlichen Leben bringen kann. Mehr wie je ist jeder Besitz erschüttert; aber der Reichtum der Seele wächst um so mehr, wenn sie in Hab und Gut nicht findet, worauf sie ruhen könnte, und um so mehr darauf angewiesen ist, ihre Ruhe zu finden in dem Allmächtigen und Ewigen. Der eine nach dem andern von denen, die unsre Sorgen, unsre Hoffnungen und unsre Arbeit teilten, scheidet von uns. Die aber in Gott ihr Leben finden, die bleiben, denn sie sind. Und auch wir bleiben, wenn unser äußerer Mensch zerstäubt. Ist unser Leben ein steter Verkehr mit dem ewigen Gott, dann ist ein ewiger Verkehr mit Gott uns verbürgt. Für die Nation wie für den Einzelnen lösen sich alle Rätsel und Sorgen dadurch, daß wir es wagen, einzugehen in das Leben Gottes und die Kluft zu überwinden, die einst die Priester zwischen Gott und uns gegraben haben, vor der wir aber noch immer zagend stehen, als wäre Luther uns nicht gegeben und Christus durch ihn uns nicht wiedergegeben worden. E Sulze

Der antisoziale Erlaß des preußischen Oberkirchenrats

In dieser Zeit politischer Charakterlosigkeit, unter der wir alle seufzen — wie schön wäre es, wenn da wenigstens unsre Kirchenbehörden mit klarem Blick und fester Hand das Ruder führten und unsre Kirchen dadurch zu einer Zuflucht aller idealen Bestrebungen und einer Hoffnung aller Guten machten. Schwer genug ist ja das Amt der Männer, die, Staatsbeamte und Kirchendiener zugleich, ohne Aufhören den ernstesten Gewissenskonflikten ausgesetzt sind. In dieser Erwägung liegt uns nichts ferner, als mit schnellfertigem Urteil über ihr Thun und Lassen zu richten. Aber der Adventserlaß des Evangelischen Oberkirchenrats in Berlin, mit dem er den Geistlichen der preußischen Landeskirche die Mitarbeit an der sozialen Erneuerung unsers Volkes wehren will, fordert das öffentliche Urteil in einem Maße heraus, daß wir dazu nicht schweigen können.

Im April 1890 hat derselbe Oberkirchenrat über dieselbe Angelegenheit ein Rundschreiben an seine Geistlichen gerichtet. Damals war unser Kaiser sozialistisch gesonnen; er berief den vielverheißenden Arbeiterkongreß, empfing die Bergleute persönlich und begeisterte seine Regierung im gleichen Sinn, nachdem er den Fürsten Bismarck entlassen hatte. Damals erkannte der Oberkirchenrat, daß das Lebensinteresse der evangelischen Kirche eine möglichst akute Anteilnahme an den sozialen Fragen und Aufgaben erheische. Damals wurden die Geistlichen ermuntert, in die Arena zu treten und am Werke des sozialen Fortschritts auch durch öffentliches Einsetzen ihrer Person und Einsicht mitzuarbeiten.

Wie sehr seit 1890 das politische Bild sich verändert hat, ist bekannt. Unserm Kaiser ist die Freude vergangen, ein Arbeiterkaiser zu sein; seine Regierung hat alle Segel der sozialen Reform eingezogen; Unterdrückung der Sozialdemokratie und verwandter Umsturzbestrebungen durch Polizeimaßregeln und Prozesse ist die Losung. Hilft das nicht, so steht für den Notfall die Armee bereit. Eine große Veränderung in der That in den fünf Jahren.

Aber wir habens hier nicht mit der Staatsregierung zu thun, sondern mit dem Kirchenregiment. Und da können wir nur mit größtem Schmerz beobachten, wie abhängig die oberste Behörde unsrer größten evangelischen Kirche in Deutschland von dem Wechsel der Stimmung und Gesinnung in den regierenden Kreisen ist. Oder welche Vorkommnisse innerhalb der preußischen Landeskirche, welche Ausschreitungen seitens der Geistlichen insbesondre haben diesen Erlaß verursacht? Solange nicht Thatsachen aufgewiesen werden, die jeder Gutwillige als ausreichenden Anlaß zu solcher Kundgebung anerkennen muß, können wir in ihr nur die Leistung einer unerträglich opportunistischen Politik und eine schwere Kränkung der gesamten evangelischen Geistlichkeit erkennen.

Ich weiß wohl, daß solche offizielle Schriftstücke der Interpretation bedürfen. Aber dieser Erlaß — ich muß seine Kenntnis voraussetzen*) — ist deutlich, und die Nachworte dazu, die die Norddeutsche Allgemeine brachte, machen ihn noch deutlicher.**)

Der Erlaß nennt keinen Namen und bezeichnet keine Richtung. Er redet von einer „überhandnehmenden Neigung namentlich jüngerer Geistlicher zu Reisen, um sich an Versammlungen, Kongressen u. s. w. zu beteiligen"; von einer „schon bei Studenten und Kandidaten einsetzenden Agitation, die, begünstigt durch die weite Kreise beherrschende übertriebne Wertschätzung der irdischen Güter, bei manchen Geistlichen dazu geführt hat, ihr Interesse rein wirtschaftlichen, dem pfarramtlichen Berufe fernliegenden Gegenständen zuzuwenden"; von einer „Versuchung unbesonnener Parteinahme für die Forderungen einer einzelnen Bevölkerungsklasse," der die Geistlichen nicht immer widerstehen konnten; von einer Erfahrung, daß die Geistlichen „häufig nicht imstande

*) Abgedruckt u. a. Chronik der christlichen Welt Nr. 52.

**) Der Reichsbote brachte in Nr. 300 eine Erläuterung des Erlasses von offiziösem Anstrich, wonach an dessen Harmlosigkeit und Bedeutungslosigkeit kein Zweifel erlaubt wäre. Wir glauben den Oberkirchenrat zu ehren, indem wir seine Worte ernst nehmen.

gewesen, einer sich tumultuarisch geltend machenden Agitation Herr zu werden und gegenüber der Parteileidenschaft ihre Person sowie die Würde des geistlichen Amtes vor kompromittirenden Angriffen zu bewahren"; von „Versuchen, die evangelische Kirche zum maßgebend mitwirkenden Faktor in den politischen und sozialen Tagesstreitigkeiten zu machen," welche „die Kirche selbst von dem ihr von dem Herrn der Kirche gesteckten Ziele: Schaffung der Seelen Seligkeit, ablenken müssen."

Es ergiebt sich „für die kirchenregimentlichen Organe auf allen Stufen die Pflicht, mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln den bedenklichen Erscheinungen nachdrücklich entgegenzutreten." Die Vorbereitung für das Pfarramt wird zu diesem Behuf neu geordnet werden; der im Amt befindliche Geistliche aber darf von heute an in die sozialen Verhältnisse seiner Gemeinde nur unter Beratung seines Superintendenten und Generalsuperintendenten eingreifen. Die Generalsuperintendenten werden „die Ephoren ihres Bezirks von Zeit zu Zeit um sich versammeln, um in gemeinsamem Austausch der Erfahrungen die Richtlinien festzustellen, die für die Haltung der Geistlichen gegenüber der sozialen Bewegung maßgebend sein müssen." Der Oberkirchenrat erwartet, „daß Ausschreitungen, durch welche das kirchliche Leben und der Frieden der Gemeinden gestört werden können, fortan nicht zu beklagen sein werden und den kirchlichen Behörden die Notwendigkeit erspart bleibt, von den Mitteln der Disziplin Gebrauch zu machen."

Aufgabe der Kirche und der einzelnen Diener derselben ist es, durch eindringliche Verkündigung des göttlichen Worts, durch treue Verwaltung ihrer Gnadenschätze, durch hingebende Seelsorge an den anvertrauten Seelen alle Angehörigen der Kirche ohne Unterschied des Standes so mit dem Geiste christlicher Liebe und Zucht zu erfüllen, daß die Normen des christlichen Sittengesetzes in Fleisch und Blut des Volkes übergehen und damit die christlichen Tugenden erzeugt werden, die die Grundlagen unsers Gemeinwesens bilden: Gottesfurcht, Königstreue, Nächstenliebe!

Wir möchten zunächst feststellen, daß Erscheinungen wie die gekennzeichneten auch vor dem Jahre 1890 bereits zu beobachten und infolge des oberkirchenrätlichen Erlasses von jenem Jahre notwendig zu gewärtigen waren. Und es ist kaum nachweisbar, daß die Neigung, sich Hals über Kopf ohne die nötigen Vorkenntnisse in den Streit der Volksversammlungen zu werfen, neuerdings in der evangelischen Geistlichkeit zugenommen hat. Zugenommen hat dagegen die Neigung der jüngern Theologen bis in die studentischen Kreise hinein, sich eine gewisse Kenntnis der wirtschaftlichen Faktoren zu erwerben, und der Trieb, die sozialen Zustände in der Predigt zu behandeln. Zu einer ungeahnten Blüte und Bedeutung ist der Evangelisch-soziale Kongreß gekommen, und viel Liebe und Eifer hat sich hie und da den Evangelischen Arbeitervereinen zugewendet. Bei all diesen Bestrebungen durfte man sich bis dahin in Uebereinstimmung mit dem wissen, was 1890 der Evangelische Oberkirchenrat in Berlin den Geistlichen zur Pflicht gemacht hat. Heute dekretirt derselbe Oberkirchenrat, die Arbeit soll aufhören, der Eifer mit allen kirchenregimentlichen Mitteln erstickt werden.

Der einzig zureichende Grund für diese Sinnesänderung ist der neue Kurs der Regierungspolitik. Dazu mag das Aufblühn der vielangefochtnen und teilweise bereits zur Legende gewordnen Naumannschen Richtung kommen. Es liegt hier kein Anlaß vor, uns über das Naumannsche Programm auszusprechen! Keinesfalls muten wir dem Oberkirchenrat zu, es zu billigen. Aber hat er sich nicht durch Herrn von Stumm und die konservative Partei oder durch höhere Rücksichten gegen Naumann und seine Freunde verstimmen lassen? Warum hat er nie ein gleiches Wort der Abwehr gefunden gegen Pastoren, die seit Jahren schon im Interesse der Antisemiten oder Agrarier in eine zuweilen recht skrupellose politische Agitation eingetreten sind? Warum war da die Rücksicht auf anders denkende Gemeindeglieder nicht verletzt? Warum muß der Evangelisch-soziale Kongreß und der wachsende Ernst der sozialen Studien bei der Geistlichkeit der kirchlichen Oberbehörde so große Bedenken erregen?

Das Wort Dilettantismus ist in der Schilderung der vom Erlaß bekämpften Erscheinungen nicht gefallen. Aber der Begriff liegt im Hintergrunde. Wie oft bin ich in Gesprächen über Naumann von Bedenklichen wegen dessen Dilettantismus zur Rede gestellt worden! Merkwürdigerweise fast nie von nationalökonomisch versirten Männern, sondern von solchen, die niemals ernstlich mit einer wirtschaftlichen Frage sich beschäftigt hatten. Der Vorwurf ist in diesen Blättern von einem Fachmann gründlich auf sein Recht untersucht worden.*) Er hat wenig Sinn in einer Zeit, wo die gesamte Gesetzgebung nicht zum wenigsten in den Händen von Dilettanten liegt. Aber angenommen, er wäre berechtigt, ist es nicht Dilettantismus schlimmster Art, wenn von Konsistorien an ihrem grünen Tisch Stellung zu den sozialen Bewegungen genommen wird? Wird sachlich etwas gebessert sein, wenn nach den vom Oberkirchenrat in Aussicht gestellten Maßnahmen an Stelle des Pastorendilettantismus der Dilettantismus der Superintendenten und Generalsuperintendenten tritt? Wir hoffen, daß diese viel belasteten Herren bei näherem Besinnen die Verantwortung ablehnen werden, die ihnen der Erlaß zumutet. Dem wirklichen Leben stehen die Pastoren immerhin noch ein wenig näher.

Aber nicht nur Dilettantismus, sondern geradezu Unreife, Thorheit und Taktlosigkeit spielen bei den sozialen Bemühungen der Pastoren ihre Rolle! Gewiß. Aber das ist auch bei Predigt und Seelsorge reichlich der Fall. Gleichwohl hindert man die Geistlichen nicht, hier ihre Fehler zu machen. Und der Evangelische Oberkirchenrat darf überzeugt sein, was die Unbesonnenheit des ersten Eifers vielfach in den letzten Jahren gefehlt hat, das hat niemand lebhafter empfunden, als die mitten in der Arbeit standen. Auch hier galt es Erfahrungen zu machen; auch hier stellte sich die Selbstberichtigung ein, die der Lohn jedes edlen Strebens ist. Niemand auch von den Führern der evangelischen Sozialisten mutet heute jedem Pastor oder dem Pastor als solchem zu, Sozialpolitik zu treiben. Je ernster die Praxis, je gründlicher die Erkenntnis wird, desto mehr lichtet sich die Schar derer, die sich berufen fühlen und die Andern als berufen gelten. Der Oberkirchenrat durfte getrost der sozial gesinnten Pastorenschaft das Zutrauen schenken, daß sie ihre Kinderkrankheiten aus der Kraft eigner Gesundheit abstoßen werde. Ich fürchte, sein Eingreifen wird den Gesundheitsprozeß nur gehindert haben.

Wenn endlich der Erlaß darauf hinweist, daß die Geistlichen zuviel Zeit auf ihre sozialen Interessen verwenden, so wird das ohne Zweifel wieder hier und dort zutreffen. Aber andrerseits: wie viel Zeit haben Pastoren übrig für andre Dinge, und die Kirchenbehörden wissen das, wollen aber und können dagegen nichts thun. Wir möchten darauf nicht näher eingehn, es ist ein Kapitel für sich. Aber diese Andeutung genügt, um die ungeheuerliche Ungerechtigkeit zu beleuchten, daß der preußische Oberkirchenrat hier plötzlich sich veranlaßt fühlt, wegen bedenklicher Zeitvergeudung gegen seine Geistlichen vorzugehn: der Evangelisch-soziale Kongreß, der seinen Besuchern nichts zumutet als ein Stück geistiger Arbeit, der mindest zeit- und geldraubende unter allen Kongressen, bringt seinen Besuchern den Vorwurf der Untreue im Amt, und tüchtige Superintendenten werden von nun ab den dafür nötigen Urlaub verweigern.

Wir sparen uns eine Kritik der Hilfsmittel, mit denen das preußische Kirchenregiment eine verständigere Geistlichkeit heranbilden will, für die Zeit auf, wo wir merken, daß mit dieser Methode Ernst gemacht werden soll. Für heute eilen wir zum Schluß. Und der kann nur bestehen in einem vierfachen Protest gegen den ganzen Erlaß.

1. Wir protestiren um der Ehre des geistlichen Amtes willen. Im Erlaß ist zweimal von der Würde des Amtes die Rede. Und doch ist uns seit lange kein offizielles Schriftstück vorgekommen, das die Ehre des geistlichen Amtes so gröblich verletzte. Der Oberkirchenrat mutet seinen Geistlichen zu, ihre bessere Einsicht zu verleugnen, wider ihr Gewissen zu handeln. Denn das muß er wissen, daß die soziale Mitarbeit den daran beteiligten Geistlichen eine überaus ernste Sache ist. Der Oberkirchenrat mutet den Pastoren zu, sich in diesem Stück

*) Von Kulemann in dem Artikel Dilettantismus Nr. 11 des vorigen Jahres. Vergleiche Nummer 14 des vorigen Jahrganges.

Gewissensdrang einfach dem Urteil ihrer kirchlichen Obern zu unterwerfen. Er verkümmert damit dem Pfarr- und Predigtamt seine ihm nach evangelischem Recht zukommende Selbständigkeit und Würde. Er stellt es vor der öffentlichen Meinung bloß, indem er den Schein erweckt, als könne der Pastor sich sein moralisches Empfinden und Handeln von seinen kirchlichen Obern vorschreiben lassen. Die soziale Haltung des Pastors wird mit dem, was ihm Gottes Wort, christliche Pflicht und Wahrheit ist, immer aufs innigste zusammenhängen. Indem der Oberkirchenrat hier die innere Freiheit des Pastors meistert, erschüttert er geradezu die Glaubwürdigkeit seiner Predigt und den Segen seiner ganzen Amtsführung. In dieser Richtung hat der Erlaß bereits nie wieder gut zu machenden Schaden gethan. Er degradirt den protestantischen Geistlichen zum Sprachrohr seines Superintendenten oder Generalsuperintendenten und macht ihn aus einem Diener am Worte Gottes zum subalternen Organ der übergeordneten Hierarchie. Ich bin überzeugt, daß die Pastoren aller Richtungen hierin empfinden wie Ein Mann. Die römischen Kapläne aber werden lächeln und sagen: Unsre Bischöfe sind doch so übel nicht. Sie fordern den größern Gehorsam, aber sie gewähren auch den größern Spielraum zur freien Entfaltung der Kräfte.

2. Wir protestiren im Namen der jüngern Theologengeneration. Auf keinem Gebiet scheidet der Altersunterschied die Geister mehr als auf dem sozialen. Es ist vergeblich, von dem jüngern Geschlecht zu verlangen, daß es seine soziale Gesinnung nach der sozialpolitischen Weisheit unsrer gegenwärtigen Regierung richten soll. Nun wird die heranwachsende Theologenschar den Ernst des Erlasses am empfindlichsten zu spüren bekommen. Damit steigt die Belastung und Einengung der jungen Leute ins Unerträgliche. Wir im praktischen Amt werden unsre sittliche Freiheit gut protestantisch zu wahren wissen; im Notfall wird es auch der guten Sache nicht an Märtyrern fehlen. Aber diese Studenten und Kandidaten — wohin soll das führen! In theologisch-wissenschaftlichen Dingen beschränkt man ihnen die Lernfreiheit, wo und wie man kann. Es giebt Konsistorien, wo der sich zum Examen meldende Kandidat eines üblen Empfangs gewärtig sein muß, wenn er auf Befragen angiebt, in Bonn, Straßburg und Berlin studirt zu haben. Es giebt Prüfungskommissionen, die ihre Themata völlig ungescheut so stellen, daß es einer Untersuchung auf mangelnde Orthodoxie gleichkommt. Eine Reihe der tüchtigsten Leute ist auf solche Weise eingeschüchtert, von der Theologie abgeschreckt oder zu aussichtslosem Warten verurteilt. Ist so die Freiheit der theologischen Entwicklung eingeengt worden, so hat die um der lieben Einheit willen durchgedrückte Agende auch die Bewegungsfreiheit im gottesdienstlichen Leben beschränkt. Es ist Pflicht, gegen die zunehmende geistige Bevormundung, gegen die systematische Erziehung zur Unselbständigkeit im Interesse eines tüchtigen Nachwuchses für den evangelischen Pastorenstand Widerstand zu leisten. Unselbständige, unfreie Männer im Pastorenstande mögen für die Behörden bequem sein, aber sie können den Anforderungen, die unsre Zeit an sie und ihr Amt stellt, nicht genügen.

3. Wir protestiren im Namen der ganzen evangelisch-sozialen Bewegung. Sie hat in jeder Form, auch in der zahmsten, heute Mißgönner und Feinde genug. Das thut nichts. In dem Maße als sie ein politischer Faktor wird, muß sie die schlammigen Fluten des Stromes über sich ergehen lassen, den wir heute politisches Leben nennen. Aber die Kirchenregimente sollen nicht den politischen Gegnern der evangelisch-sozialen Richtung ihren Arm leihen. Daß sie sehr viel schaden können, ist gewiß. Die evangelisch-soziale Bewegung ist zwar getragen von Geistlichen und Laien. Daß aber die Geistlichen in einer Bewegung, die auf die religiösen und sittlichen Mächte im Volke rechnet, eine führende Rolle spielen, ist an sich nicht zu verwundern, und in dem Vaterlande Dr. Martin Luthers vollends nicht. Die Kirchenregimente können da großen Schaden thun durch Einschüchterung und Disziplinirung der beteiligten Geistlichen. Aber wenn die Kirchenregimente eingreifen, ohne daß ein besondrer Fall sittlichen Anstoßes und amtlicher Verfehlung vorliegt, nehmen sie selbst Partei gegen die ganze Bewegung. Schon

der vorliegende Erlaß mit seinem Druck und seinen Drohungen ist nicht eine väterliche Warnung an die sozialgesinnten Geistlichen, sondern eine Kriegserklärung gegen die evangelisch-soziale Bewegung überhaupt und eine Parteinahme für deren politische Gegner. So geistlich der Erlaß gemeint sein mag, ist er doch als von dieser staatlichen Kirchenbehörde ausgehend in seinem Effekt ein politischer Akt und verfällt damit, genau zugesehen, in denselben Fehler, vor dem der Oberkirchenrat seine Geistlichen warnen will. Die evangelisch-soziale Bewegung ist eben doch bereits von solcher öffentlichen Bedeutung, daß sie einer lediglich innerkirchlichen, väterlich pastoralen Behandlung nicht mehr zugänglich ist. Es bleibt den Kirchenleitungen gar nichts übrig, als die Frage, ob und wie weit sich die Geistlichen auf das soziale Gebiet wagen wollen, ihrem Gewissen zu überlassen. Der einzelne Pastor mag sich exponiren, er wird in redlicher Arbeit lernen Fehler vermeiden oder von den nicht vermiednen die Folgen tragen: die Kirchenbehörden sollen mit diesen Sachen unverworren bleiben. Das christlich-soziale Programm, das der Berliner Oberkirchenrat in seinem Erlasse aufgestellt hat (vgl. die oben zitirten klein gedruckten Sätze), ist so ungenügend wie möglich. Sofern diese Sätze richtig sind, predigt sie jeder Pfarrer. Aber gewissen sittlich-wirtschaftlichen Nöten gegenüber, die freilich dem Pfarrer mehr Herz- und Kopf- und Gewissensschmerzen machen als den Herrn Konsistorialräten an ihren grünen Tischen, sind sie — um modern zu reden — überaus deplazirt. Denn was leisten sie mir z. B. zur Lösung folgender Probleme: Wohnungsnot, Streik, Sonntagsruhe und öffentliche privilegirte Unzucht? Solche Probleme sind es, die in lebendigen evangelischen Christen diese soziale Bewegung entzündet haben, die ihm jeden Tag in seiner Gemeinde begegnen oder doch begegnen können; und solange ihr die Probleme nicht wegschafft, werdet ihr auch die Bewegung nicht beseitigen. Also dämpfet den Geist nicht! Ihr dürft es nicht, und ihr könnt es nicht.

4. Wir protestiren aus Liebe zu unsern Landeskirchen. Die meisten sozialistischen Pastoren umfassen die Landeskirche, die ihnen die Volkskirche ist, mit neuer Zuversicht; sie sind die besten Freunde einer wohlgegliederten und wohlregierten Kirche. Solche Erlasse wie der Adventserlaß untergraben aber den Kredit des landeskirchlichen Gedankens schlimmer als irgend etwas sonst. Wenn die tüchtigsten Pastoren und lebendigsten Laien sich erst ihrer Landeskirche zu schämen anfangen, dann steht es schlimm um diese. „Schließlich ist das Ganze nur Wasser auf die Mühle der Anhänger des Freikirchentums," schrieb mir über den Erlaß ein gut kirchlicher Nichttheologe. Wir wissen wohl, wieviel verständige Gründe für das heutige Verhältnis von Staat und Kirche bei uns sprechen, wie groß die Verantwortung einer Lösung ist; einer unsrer Freunde hat erst kürzlich noch beredt zusammengefaßt, was für den gegenwärtigen Rechtszustand spricht, freilich nicht ohne der Befürchtung Ausdruck zu geben, daß das Landeskirchentum bereits durch seine berufensten Repräsentanten unheilbar kompromittirt ist.*) Ein solcher Erlaß wie der vorliegende überschreitet unsers Erachtens die Kompetenz einer landeskirchlichen Behörde. Wenn die Entwicklung innerhalb der führenden Landeskirche immer mehr in der Linie des Adventserlasses weitergeht, das Staatskirchentum sich in der Landeskirche immer ungenirter etablirt, dann wird es Zeit, sich auf die Freikirche einzurichten, die dann allein eine Gesundung des kirchlichen Lebens bringen kann.

R

Glauben ist Schaffen

Entdecken auf geistigem Gebiet ist Schaffen. Den wahren Gott schafft man und ist hernach überzeugt, daß man ihn nicht schuf, sondern fand.

Sie sagen, das sei eine paradoxe Rede. Die Höflichen sagen so. Aber sie meinen dasselbe, was die Unhöflichen meinen,

*) Foerster, Das Recht der Landeskirche. Hefte zur Christlichen Welt 16/17. Vgl. Simons, Landeskirche, Volkskirche, Freikirche. Freiburg, Mohr, 1895.

wenn sie sagen, es sei barer Unsinn. Zwischen den Höflichen und den Unhöflichen stehen die sachlichen Leute und sagen: es sei das ein Widerspruch in sich, es sei verkappter Atheismus, es sei eine Erklärung des Götzen- und nicht des Gottesdienstes.

„Glauben ist Fürwahrhalten." Dieser Satz ist doch noch gar zu geglaubt! Freilich: Glauben ist nicht „bloßes" Fürwahrhalten, es muß Vertrauen dazu kommen. Das Vertrauen ist die nachträgliche Verwertung des Geglaubten, sowie der Blitzableiter die Verwertung der Sätze von der Elektrizität ist. Die Offenbarung liefert die Sätze, auf die hat man sich zu verlassen; das macht stark. Die Neuern haben dann noch den Dualismus erfunden, zu fordern, daß auch die Vernunft die Sätze der Offenbarung finden oder beweisen müsse.

Aber ich will sie bitten, die Höflichen und die Unhöflichen, daß sie mir Auskunft geben darüber, wie sie denn das finden und erkennen, von dessen Wirklichkeit sie überzeugt sind.

Sie sehen, sie hören, sie fühlen es, oder sie schließen darauf aus andern Wahrnehmungen.

Genug! denn ich hoffe, daß sie ihren Kant im Kopfe haben, sonst muß ich sie bitten, in irgend einem Kompendium der Philosophiegeschichte darüber nachzulesen, wie Kant das Zustandekommen des Wahrnehmens der Dinge erklärt. Unsre Terminologie mag besser geworden sein. Aber die Kantische Grundanschauung werden wir kaum mehr loswerden. Unser Geist liefert so sehr Formen und Farben aller Wahrnehmungen, daß wir schlechterdings nicht sagen können, wie das Ding an sich aussieht, wir kennen es nur als unsre Schöpfung. Wir schaffen es und sehen es nachher als wirklich.

Die Unhöflichen lachen und sagen: es liege aber ein ziemlich starker Zwang für uns vor, uns unsre Tische und Stühle und Leiber und Kleider zu schaffen! Sie schlagen mich auf die Schulter und fragen, ob ich nicht den Zwang verspüre, die Vorstellung eines Hiebes zu schaffen. Das sei doch kein Schaffen.

Gerade, das ist Schaffen, es giebt kein Schaffen ohne Zwang.

Schaffen ohne Zwang ist nicht Schaffen, Schaffen ohne Zwang ist Spielen und Phantasiren.

Glauben ist Schaffen unter qualvollem Zwang, oder soll ich lieber sagen: unter jubelndem Zwang? Unter einem Zwang, will ich sagen, der zwingt, bis daß er erlöst, unter einem Zwang, der stöhnen macht, bis daß er jauchzen lehrt. „Ein Weib, wenn sie gebieret, so hat sie Traurigkeit, denn ihre Stunde ist gekommen; wenn sie aber das Kind geboren hat, denkt sie nicht mehr an die Angst um der Freude willen, daß der Mensch zur Welt geboren ist."

Sie haben mich gereizt, so will ich auch einmal unhöflich werden! Gerade ins Gesicht will ich es ihnen sagen, daß sie feige Leute sind, Leute, die sich freuen wollen der Wahrheit ohne die Qual, sie schaffen zu müssen mit Furcht und Zittern; ich will ihnen sagen, daß sie Diebe sind, Leute, die die Wahrheit genießen wollen ohne die Arbeit, sie zu schaffen mit der ganzen Kraftanstrengung einer fiebernden Seele. Aber warum schelten! Ihr armen Bequemen, es macht euch viel Mühe, die Wahrheit euch in den Schoß fallen zu lassen ohne Qual, und so kommt ihr nicht zu der jubelnden Freude des Schaffens in Qualen! Da sitzen sie mühselig und brüten über den Retorten, um einen Homunkulus von Wahrheit durch Spekulation zur Welt zu bringen, statt sich die Wahrheit im Zwange der Seele zu schaffen.

Da sitzen sie über den Retorten, mischen allerlei irdische Wahrnehmungen zusammen, machen ein Feuerchen darunter, das sie „tiefes Denken" nennen, bis daß die Dinge in die Dampfform der metaphysischen Wahrheit hinein abstrahirt sind, das heißt dann „gefunden, erkannt"! Aus freier Analogie zu den irdischen Dingen formen sie die überirdische Welt ohne Zwang, einfach aus einer Lust ihrer Vernunft, das Relative sich absolut vorzustellen und mehr zu wissen, als man wissen kann. Sie geben ihren zwanglosen Phantasien eine Form nach gereinigten Vorstellungsgesetzen und sagen: seht, sie lassen sich darstellen nach Verstandeskategorien gerade wie irdische Dinge, sogar noch viel leichter und bequemer. Also sind sie noch wirklicher als irdische Dinge. Das nennen sie dann den Beweis.

Und ist doch nur ein Beweis dafür, daß sie nicht Wirklichkeiten gefunden haben, sondern Spiegelbilder von irdischen Dingen. Und ich meine, aller Beweis für überirdische Wahrheiten liegt nicht in ihrer Darstellbarkeit nach logischen Kategorien, in der Bequemlichkeit, mit der sie sich in die Schubläden der Logik hineinpacken lassen, sondern in der Wucht des Zwanges, unter dem sie geschaffen oder von neuem geschaffen wurden, selbst gegen logische Analogien.

Ist es nicht sonderbar, daß der Gott, der in den höchst unlogischen Nöten und Mühen des Lebens geschaffen wurde, Gewißheit brachte, während die Götter der Erkenntnis von ihren Erkennern argwöhnisch betrachtet werden wie Eindringlinge?

Aber freilich, sie sagen, der Gott, der die Gewißheit brachte, ward aber nicht geschaffen, sondern offenbart und erkannt in seiner Offenbarung.

Vielleicht streiten wir gar um Worte?

Vielleicht ist es so, daß sie auf das Ergebnis sehen und sagen: es ist da, es braucht nur gesehen zu werden; so schaue ich auf den Ursprung und sage: wir sahen es nicht, es war für uns noch nicht da, wir mußten es schaffen. Unser Sehen, das war unser Schaffen.

Vielleicht ist es auch so, daß sie, mehr theoretisch veranlagt, sagen: aber es muß doch schon dagewesen sein — weil sie mit ihrer Schöpfung auch die Gewißheit schufen, daß es gefunden und nicht erschaffen ist; so bin ich mehr praktisch veranlagt und stelle deshalb lieber fest, daß es jedenfalls nur durch eine Schöpfung voll Qual und Mühe hindurch für uns da ist.

Vielleicht meinen sie auch, daß Glauben ein Verstandesakt sei oder auch ein Akt der Vergewaltigung des Verstandes durch ein Fürwahrhalten, dessen Mühe also doch in der Beschäftigung des Verstandes, des Gedächtnisses, der Vorstellung liegt, während ich meine, es sei überhaupt gleichgiltig gegen den Verstand, es liege ganz in einer Arbeit der Seele, in einer Anstrengung des Gemütes, in einer That des Gefühls, das sich seinen Frieden schafft unbekümmert um Beifall oder Tadel des Verstandes.

Kein Gott hat schaffende Kraft,
Den ich nicht selbst erschaffe.

Der Gott, der sich offenbarte, indem er sich als Mensch schaffen ließ, offenbart sich auch heute nur so, daß er sich schaffen läßt.

Bonus

Ueber den Begriff der christlichen Litteratur, ihre Stellung und Aufgabe in der Gegenwart

1

Besorge der Leser nicht, daß ich meine Ausführungen mit einer akademischen Untersuchung dessen eröffnen werde, was als das Wesen der christlichen Litteratur zu gelten habe. Denn allerdings ist die schwerfällige Gründlichkeit des Deutschen sprichwörtlich, mit der er immer erst meint den Gegenstand seiner Rede aus seinen Prinzipien ableiten zu müssen, ehe er von ihm selber handelt; und allerdings kündigt auch mein Thema eine Erörterung des Begriffs der christlichen Litteratur an erster Stelle an.

Dennoch hoffe ich stark auf eine nicht unlustige Teilnahme an Ueberlegungen dieser Art.

Also: christliche Litteratur! Christliche! Wenn man doch heutzutage von den Fachmännern als gewiß erfahren könnte, was eigentlich und wesentlich christlich ist. Aber leider, wenn zehn Theologen darüber disputiren, so werden ungefähr zwölf oder vierzehn verschiedne Ansichten zum Vortrag kommen (denn mancher hat selber zwei oder mehr), und die Friedliebenden und die auf die Praxis Gerichteten gehen darum dergleichen Erörterungen von Grundfragen lieber aus dem Wege. Denn was dem Einen das Zeitgeschichtliche am Evangelium ist, das gilt dem Andern für sein Wesentliches; dieser unterscheidet Christentum von Christus und Christentum Christi, die Schale, die man wegwerfen kann, und den Kern, den innern, der brauchbar bleibt; jenem graut vor einer solchen Unterscheidung, und er sieht im Zusammenhange der kirchlichen Dogmen was wesentlich

zum Christentum gehört ausgesprochen, noch ein Andrer giebt von diesen Dogmen die meisten preis und erklärt diese oder jene Lehre (als die Hauptlehre) für genugsam, wieder ein Andrer fordert neue Dogmen, die das wesentlich Christliche besser ausdrücken. Dagegen will abermal ein Andrer überhaupt keine Dogmen und so fort.

Steht es aber mit der Antwort auf die Frage nach dem, was im Grunde christlich sei, hüben so schlimm, daß Stimmen darüber bei den Autoritäten sammeln und damit zum sichern Schluß kommen wollen ein mißliches Geschäft sein möchte: so kann man sich nicht wundern, daß gar drüben die Meinungen und Urteile übereinander, untereinander, durcheinander laufen wie aufgestörte Ameisen — nur nicht so geräuschlos, sodaß jeder Philosoph und Reformer, dessen Ideen irgendwie die Physiognomie unsrer Zeit mitbestimmen, von Schopenhauer bis Tolstoi und Bellamy — so entschieden sie einander widersprechen — sich auf das Christentum beruft, das er für das echte und einzig giltige ansieht.

Also, wie ein Umblick in die Gegenwart zeigt, eine schwierige Frage, die nach dem, was im Grunde „christlich" ist.

Und nun erst die nach dem Begriffe der christlichen Litteratur, d. i. der Erscheinung des Christlichen in einer besondern Aeußerung der Kultur, und zwar einer so weitverzweigten und vielgestaltigen wie die des zeitgenössischen Schrifttums. Denn wir dürfen doch, wenn wir von christlicher Litteratur reden, nicht etwa bloß an die eigentlich religiöse, d. h. den christlichen Glauben bewußt höher bauende denken, sondern der Ausdruck muß doch auch von der sogenannten schönen Litteratur gelten in allen Arten und Formen der Poesie, ja auch von der, die sich um die Ausgestaltung des christlichen Lebens in gesellschaftlicher und staatlicher Ordnung bemüht.

Wie tritt uns diese christliche Litteratur in unübersehbaren Reihen von Erzeugnissen vor die Augen; wie verschieden in ihren Anlässen, in ihren nächsten Zwecken, in ihren Richtungen und ihren Beziehungen auf die gegebne Wirklichkeit! Wie uneinig ist da oft auch das christliche Urteil über den christlichen Wert dieser Litteraturerzeugnisse im einzelnen: nicht nur in Bezug auf das religiöse Schrifttum im engern Sinn, allwo sich die oben berührten Grundansichten über das wesentlich Christliche geltend machen und die verschiednen theologischen, kirchlichen und kirchenpolitischen „Standpunkte" das Wort führen; sondern besonders auch die christliche Litteratur im weitern Sinne, wie gar sehr verschieden wird sie als christliche beurteilt, und zwar gerade im Namen des Christentums! Dem einen gilt etwa ein Roman, eine Novelle, ein Gedicht für vollchristlich schon wegen der darin ausgesprochnen religiös-christlichen Tendenz oder des im positiv-feindlichen Sinn behandelten christlichen Stoffes wegen; ein andres, wahrlich nicht gering zu achtendes strengeres Urteil will überall von poetischer Gestaltung christlicher Gegenstände, außer zu Zwecken der Anbetung nichts wissen und erkennt ein Gebiet christlicher Litteratur außer der religiösen und lehrhaften nicht an: Religion, christliche Religion und Kunst, ausgenommen etwa die heilige Musik und Lyrik, liegen ihm als zwei getrennte und getrennt bleiben sollende geistige Mächte außer einander, und die Himmelskraft der Religion wird ihm geschwächt, wenn sie mit der Poesie, der Tochter der Phantasie, sich verbindet.

Und besteht nicht wirklich zwischen Religion und Poesie, so gewiß sie sich gegenseitig anziehen und fordern, doch auch wieder eine Spannung? Denn wie einerseits das zur Andacht und Feier erhobene christliche Gemüt nach innerer Notwendigkeit den Ausdruck seiner Bewegung in der Dichtkunst sucht und die empfängliche Phantasie in den Gegenständen des Glaubens den Antrieb zu ihrer würdigsten Bethätigung findet, so scheint andrerseits doch wieder die Dichtkunst wie alle Künste, als zunächst dazu bestimmt Genuß zu gewähren und das Lebensgefühl zu erhöhen, mit der Strenge der Religion des Kreuzes, die Entsagung fordert, nicht recht vereinbar. Abgesehen noch davon, daß alle Poesie, wie die Kunst durchweg, sich durch die Phantasie an die Betrachtung wendet, indem sie vor uns den Schein wie Wirklichkeit hinstellt, unser Gemüt zu erschüttern, zu rühren und zu ergötzen, während die Religion Verwirklichung

im Leben fordert und der Glaube den Gehorsam des Willens in Anspruch nimmt, bei Verlust ihres höchsten Zieles: der Seelenseligkeit.

Aus alledem möchte sich desto mehr die Notwendigkeit ergeben, den Begriff der christlichen Litteratur und was wir darunter zu verstehen haben, richtig zu fassen und damit seine Merkmale ebenso für das gesamte hierher gehörige Gebiet zu treffen, wie dann im besondern auch die sich ergebenden Unterarten des genannten Schrifttums näher bestimmbar sind.

Dennoch sage ich: Christlich ist alles Erlösungs-, d. h. zur Erlösung von Sünde und Irrtum Kräftige und dadurch Beseligende. Denn wo Erlösung von den feindlichen Mächten der Seele, da ist Beglückseligung des geistigen und durch dieses auch des leiblichen Lebens. Also verstehe ich unter christlicher Litteratur alles Schrifttum, das diesem Erlösungs- und Beseligungszwecke des Einzelnen, des Volkes, der Menschheit dient mehr bewußter oder mehr unbewußterweise, unmittelbar oder mittelbar, in allen Abstufungen und Arten der litterarischen Erscheinungen. Denn welche Schrift immer den Endzweck der Menschen- und Menschheitserlösung vom leib- und seelenmörderischen Verderben fördert, wenn auch nur eben als Endzweck und durch viele Mittelglieder: die hat auch irgendwie ein positives Verhältnis zum christlichen Geiste, durch den alle Erlösung wirklich wird. Was aber ganz und gar nicht erlösungskräftig sein will oder sein kann, d. h. was durchaus nichts dazu vermag, die Herrschaft Gottes in den Seelen und damit auch im äußern Leben des Einzelnen, der Familie, des Volkes, der Menschheit zu befestigen und zu mehren und die feindlichen Mächte zu entrechten und zu bannen, das ist nicht christlich und hat keinen Teil an Christi, des Menschheitserlösers Geiste: erschiene es gleich in himmlischer Gestalt, oder machte seine Sprache gleich die feierlichsten Geberden.

Heinrich Steinhausen

Jugendbriefe Mazzinis

Lettres intimes de Joseph Mazzini publiées par D. Melegari
Paris. 1. Bd. 258 S. Frs. 3,50

In Italien hat man der Einheitsbewegung den Namen Risorgimento gegeben, denselben, mit dem man auch das Freiwerden der Geister im fünfzehnten Jahrhundert bezeichnet. Von Jahr zu Jahr wächst die patriotische Litteratur der Briefe, Memoiren und Biographien aus jener Zeit, so wenig es bisher gelungen ist, eine einheitliche Geschichte der Entwicklung von 1830 bis 1870 zu schreiben.

Es war natürlich, daß zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Besitzes von Rom alle Erinnerungen vaterländischer Gestalten geweckt wurden. Marmorstatuen sind in Rom und anderwärts vielfach erstanden. Der Einzige, dem man keine errichtet hat, und ohne den es doch keine Italia Una gäbe, war Mazzini. Aber das litterarische Denkmal der „Vertraulichen Briefe" ist seiner würdig und für die Mitlebenden besser als Marmorstein. Diese Briefe sind mehr menschlich und historisch als politisch interessant, besonders für den Nordländer, der für Verschwörungen heute gar keinen Sinn mehr hat. Sie werden die Aufmerksamkeit gebildeter Leser vielleicht gerade deshalb fesseln, weil aus weiter Ferne herüberzuklingen scheint, was doch noch vollauf in den Schranken dieses Jahrhunderts liegt. Mazzini, der Vielgehaßte, der Einsame steht hier vor uns als der Kämpfende und Liebende, dem das Opfer seines Glückes all sein Herzblut kostet. Der, den viele als Satanspriester hingestellt haben, erscheint gegründet in einem erhabnen Gottesglauben, im Dienst der Pflicht unbeugsam, der Hingabe an die Menschheit geweiht.

Der Wiener Kongreß hatte Italien sowenig eine Wohlthat erwiesen wie Deutschland, als er es buntscheckig wiederherstellte unter Papst, Habsburgern und Bourbonen. Das zertretene Land wurde nun von Päpstlichen, Franzosen und Oesterreichern gequält, statt vorher von Franzosen allein. Wer Italiens Wohlergehen wünschte, sammelte sich in den Geheimverbindungen der Carbonari, die gänzlich gottesleugnerisch

waren. Süditalien, sowie im Norden die Romagna, Bologna waren davon unterwühlt. Wie daher zu erwarten, schlug die Bewegung des Jahres 1830 mächtige Wellen. Um so schrecklicher war die Reaktion. Die Märtyrer des Spielbergs, die Galeerensträflinge von Neapel und San Stefano sind des Zeugen.

König Carlo Alberto von Piemont, dessen Herz so warm für das Wohl Italiens schlug, daß er sich als Jüngling mit dafür verschworen, hatte gerade den Thron bestiegen, und der damals noch im Elternhause in Genua weilende Mazzini schrieb ihm 1831:

Stellen Sie sich an die Spitze der italienischen Bewegung, so wird Italien Ihnen eine schönere Krone aufs Haupt setzen, als alle andern Kronen der Welt.

Aber die Zeit war noch nicht reif. Zu mächtig war das Drängen der andern Mächte und konservativen Parteien. Carlo Alberto mußte die Wünsche seiner Jugend zurückdrängen und der Bewegung wehren. Mazzini kam nach Savona in Haft. Da erwuchs in einsamer Zelle im Geiste des Sechsundzwanzigjährigen die Ueberzeugung, daß die Carbonari sich überlebt haben, daß eine Verbindung der Besten mit positiven Anschauungen an die Stelle zu setzen sei, ein „Jung-Italien," das an Gott glaube.

Ich hatte einen Kultus Roms in der Seele, schreibt er. Zweimal schon war von dort der Welt das Leben entquollen. Warum sollte nicht ein drittes Rom entstehen, das eine gewaltigere Einheit schaffend, den Himmel mit der Erde verbände, die Pflicht mit dem Recht, und den Völkern, nicht den Individuen allein den Gruß des Bruderbundes böte? . .

Also auch schon der Gedanke, „Jung-Europa" in die Schranken zu rufen!

Als man ihm die Wahl ließ zwischen dem Exil und der Polizeiaufsicht in einer kleinen piemontesischen Stadt, wählte er das Exil und suchte in Frankreich die vielen übrigen Flüchtlinge auf. Hier schuf er die Giovane Italia, deren Bildung und Verbreitung unglaublich rasch gelang. Von Stadt zu Stadt trugen die todesmutigen Boten die Kunde. Garibaldi hörte sie am Schwarzen Meer und kam nach Marseille, um von Mazzini zu lernen. Ueberall bildeten sich Mittelpunkte, von denen aus die Propaganda systematisch betrieben wurde. Frauen waren sehr beliebte Botinnen und Geheimagenten, Mailand hatte deren sogar unter der hohen Aristokratie. Giuditta, die Freundin Mazzinis, ward als solche von der Polizei auf Schritt und Tritt bewacht. Die Regierungen waren in großer Aufregung. Giacomo Ruffini, Mazzinis liebster Freund und die Seele der Bewegung in Genua, ward in den Kerker geworfen und tötete sich dort selbst, um nicht, in der Hand seiner Quäler, teure Namen und Geheimnisse zu verraten. Es war im Plan, daß die in Frankreich weilenden Flüchtlinge von Savoyen aus den Patrioten im Lande die Hand reichen sollten. Aber das mangelhaft ausgerüstete Unternehmen scheiterte kläglich. Mazzini rettete sich in die Schweiz und fand Gastfreundschaft in jener Familie, an die viele der vertraulichen Briefe geschrieben sind. Doch mußte er schließlich auch da weichen und ging nach London, der großen Zufluchtsstätte politischer Flüchtlinge. Was er dort in bitterer Armut und Verlassenheit gelitten hat, beschreiben die Briefe in erschütternder Weise. Das Ringen seiner Seele, das Denken seines Geistes, ja das Klopfen seines Herzens wird uns hier offenbar. Denn hier ringt die Liebe mit der Pflicht, wie sie ihm erscheint, und er tilgt die Liebe aus seinem Dasein, um ganz der Pflicht zu gehören. Hier wird unter den Hammerschlägen des Geschickes der düstere „Uebermensch," vor dem die Mitwelt erschrak.

Nicht als hätte er um Frauengunst geworben. Sie ereilt ihn wie das Verhängnis. Giuditta, die Botin seiner Giovane Italia, teilte seine Gedanken, seine Ziele und opferte alles für deren Gelingen. Eine tiefe Neigung verband beide Herzen, eine Neigung, von der Dora Melegari in der anmutigen Kürze französischer Zunge sagt: „ob platonisch oder nicht — sie war verurteilt, nur von Thränen sich zu nähren, denn sie blieben stets getrennt." Giuditta war Witwe und hatte ihre Kinder in Parma. Er lebte in London von seiner Feder in zunehmender Vereinsamung, seit die Amnestie, die er stolz ablehnte, die geringe Zahl der Getreuen noch wesentlich vermindert hatte. Einer, der ihm damals nahe stand, Luigi Melegari, der Thomas Emery des Buches, war überzeugter Patriot wie Mazzini, aber er war frommer Katholik und lernte an der Hand der Ereignisse vom Hause Savoyen das Heil für Italien zu hoffen. So entfernte er sich mehr und mehr von dem Freunde, der nur in der Republik die Freiheit für möglich hielt und deshalb, von den Erfahrungen des Lebens unbelehrt, bis ans Ende unbeugsam an diesem Gedanken festhielt. In dem Zeitpunkt der Briefe aber verdanken wir dieser Meinungsverschiedenheit der Freunde die interessantesten und merkwürdigsten Aussprüche Mazzinis.

Ich will, was Du willst, und da ich weiß, daß die christliche Religion für etliche eine Moral, für andre eine Philosophie geworden ist, und da ich weiß, daß die Welt einer Religion bedarf, glaube ich, es werde eine neue Religion erstehen. Daß Gott mir vergönnen werde, ihr Apostel zu sein, wähne ich nicht, aber ihr Tag wird kommen, des bin ich sicher. Ganz abgesehen von mir als Individuum, sage ich Dir als Jung-Europa: Wir fühlen das Bedürfnis einer neuen religiösen Kundgebung, sei es eine neue Auffassung des Christentums, sei es einer dasselbe ersetzenden Religion. Ihr Charakter aber kann nur die Vereinigung der Gläubigen sein, ein Konzil der Menschheit. Hier allein ist die Autorität zu finden; sie ist und kann nur sein in der Tradition des gesamten Menschengeschlechts. Wer da glaubt, daß diese neue Kundgebung notwendig sei zum Heil der Welt, schließe sich zusammen, damit das Konzil möglich werde, das Rom erwartet. Darauf muß sich unsre Thätigkeit beschränken. Bis heute hat es keine Kirche gegeben, denn sie ist ohne Haupt und ohne Einheit. Ihr Haupt ist schismatisch geworden. Der sich so nennt, hat sich vom Christentum und der Menschheit getrennt. Er hat sich dem Mammon, der Gewalt, der Materie ergeben. Das Wort des Lebens kommt nicht mehr vom Vatikan, es herrscht ein offenbares Interregnum. . .

Meine Ueberzeugungen decken sich nicht mit denen der Andern, aber sie quellen mir im Innern aus göttlichen Eingebungen. Ueber alle Glaubensformen erhaben ist Gott; ist das Bewußtsein der Unsterblichkeit der Seele; ist der Glaube an jene Welt, wo wir Gott näher sein werden; ist das Gefühl eines notwendigen Fortschritts zu Gott hinan, einer Tugend, die alle Proben besteht, der beständigen Aufopferung unsrer selbst, der Liebe zur Menschheit, in deren Mitte Gott uns gestellt hat, eines Gottesdienstes im Gebet, in Liebe, in heiliger Poesie . . . darin sind wir einig.

Später vielleicht vermag ich den Ausdruck zu finden, der mir jetzt noch fehlt. Dann wirst du verstehen, mit welcher Liebe ich alle jene Formen, alle jene religiösen Ausdrücke erwog, die ich als exklusiv verwerfe, weil ich in mir etwas gefunden habe, das alle umschließt und sie erklärt als die großen, erzieherischen Gedanken Gottes für die Menschheit. Verurteile mich nicht. . .

. . . Lebe ich, leben wir alle, um glücklich zu sein? Wenn wir das Glück auf dieser Erde fänden, welchen Sinn hätte das zukünftige Leben? Habe ich nicht tausendmal gesagt, daß dies Leben nur die Kindheit eines andern Lebens sei, daß der Mensch von Gott auf die Erde gestellt wird, um eine Sendung (une mission) zu erfüllen, ohne sich um die Konsequenzen zu kümmern, die dies für seine Person haben kann? Habe ich nicht tausendmal gesagt, daß der Mensch sich bei der Erfüllung dieser Sendung keiner äußern Zerstreuung hingeben soll? Daß das große Gesetz des Lebens in Gott, im Gewissen, im Studium des progressiven Lebens der Menschheit ruht? Daß, wenn die ganze Welt um ihn herum zusammenstürzte, der Mensch dennoch unentwegt von seinem Glauben zeugen müßte? Daß, je mehr die Bosheit zunimmt, desto dringender die Pflicht der Wahrheit wird? Daß je mehr der Egoismus sich in abstoßender Form breit macht, desto mehr der Mensch die Notwendigkeit fühlen muß, ihn zu bekämpfen und seine Keime bei der Erziehung des kommenden Geschlechts zu zerstören; daß je mehr die Skepsis in alle Gemüter dringt, der Mensch um so ernstlicher seine Seele durch den Glauben heiligen und als Tempel Gott weihen soll? Alles dies habe ich tausendmal gesagt — hast du mich je diese Ueberzeugungen verleugnen hören?

Aber die Briefe an Melegari-Emery handeln noch von einem andern Gegenstande. Im Hause der Schweizer Gastfreunde erblühte eine Tochter, Madeleine, auf die Mazzini Eindruck gemacht hatte. Aus der Bewunderung für den Patrioten, dem Bedauern für den Flüchtling, der Sorge um den Darbenden wurde eine mächtige Liebesempfindung, die sie zu verzehren drohte. In der Angst um ihr Leben ließ die Familie es ihn wissen. Edel und zart ist alles, was er darauf antwortet; seine Stellung zu dem Mädchen vom höchsten Idealismus getragen, der düstere Hintergrund seiner Londoner Existenz von erschütternder Wirkung. Innerlich gebunden an Giuditta, hoffnungslos und einsam, möchte er die Liebe Madeleines zu der einer Schwester, eines Schutzengels umwandeln:

O wären wir uns vor zwanzig Jahren begegnet! Heute liegen die Dinge so, daß ich mir nicht selbst gehöre, sondern Gott, meinem Vaterlande, dem Märtyrertum der Einsamkeit.

... Meine Seele und die ihre sind Geschwister. Ich gebe ihr alles, was ich kann, warum könnte sie mir nicht alles geben, was unser Geschick uns gestattet? Warum sollte sie nicht meine Schwester sein und in dem Bande eine Beruhigung finden? ... Sie ist imstande, mir die Schwester zu sein, die mich versteht, die Schwester des Exils, des Unglücks. Sie sei die Seele, der Gott wohl verbietet, mich hienieden glücklich zu machen, die aber weiß, daß wir uns einst im Jenseits finden und beglücken werden, und die deshalb über mich wacht, daß ich nicht jenes Lebens unwürdig werde. Die Zuneigungen dieser Erde sind nur Augenblicke. Was hier entsprosst, ist nur eine Sehnsucht: die Löhnung, die hier versagt wird, liegt jenseits. Wir glauben beide, daß dies Leben nur eine Reise ist, ein Tag der großen Reise der Seele. Vollenden wir ihn denn mit Ergebung, und trösten wir uns beide mit dem Gedanken, daß jeder Tag die Linien unsers Geschicks einander nähert, deren Vereinigung auf Erden unmöglich ist — ohne unsre Schuld.

Warum will sie sich noch weiter von mir und meinem Leben trennen, als schon geschehen ist? Warum will sie die Erde verlassen, auf der ich noch weile? Warum will sie mir ihre schützende Fürbitte entziehen? ... Sie würde gewiß auch im Himmel für mich beten, aber ich wüßte es nicht! ... In meiner Vereinsamung könnte ich das vielleicht vergessen, meine Sendung verleugnen und mich von dem entfernen, was sie mit Recht an mir liebt. Unsre Verbindung kann nur eine geistige, mystische sein; wir leben beide in der Verbannung — aber selbst das ist schon ein Großes. Ihr feines Gemüt muß empfinden, was es für einen Verbannten bedeutet, wenn in dieser Welt ein Wesen atmet, das seiner gedenkt, ihm mit Segenswünschen folgt, seine Pflichten versteht und betet, daß er sie erfüllen möge. Ueberdies ist ja das Leben kurz. Selbst dem, der langsam schreitet, entflieht es schnell! Bitte sie deshalb zu leben, sich zu pflegen, leben zu wollen für Mutter und Schwestern, für mich, der ich ihr Bruder bin. Bitte sie ... und schreibe mir.

Wie lange sie gelebt hat, erfahren wir aus dem Buche nicht. Gesehen haben sie sich nie wieder.

Möchte bald eine Biographie des merkwürdigen Mannes erscheinen. Philanthropen und Sozialisten haben ein großes Interesse daran, und nicht sie allein. In ihm liegt die soziale wie die politische Bewegung im Keim, aber er ist eine unbequeme Gestalt: er glaubt felsenfest an Gott und hält zäh am Eigentum fest. Er sagt, daß er Gott nur anbeten könne, wenn er die orthodoxe Auffassung Christi als des Gott-Menschen fallen lasse, und trägt doch die tiefsten Züge des Herrn in der Seele, wenn er von der Tugend unter der härtesten Prüfung, von der Liebe, die nie ermüdet, redet. Aber der Apostel Paulus kannte das Menschenherz besser, wenn er sagt: Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen des Guten finde ich nicht. Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus.

M Sell

Die deutschen Trappisten in Südafrika

1

Während meines mehrjährigen Aufenthalts in der englischen Kapkolonie von Südafrika — es war im Herbst des Jahres 1891 — begab es sich, daß ich eines Tages auf einer Reise mit dem Eisenbahnzug aus dem Innern in der Hafenstadt Durban (Port Natal) eintraf, um von dort mit Bekannten, die mit einem Küstendampfer vom Norden her an demselben Tage dort eintreffen sollten, zur See nach der Kapstadt zu fahren. Wie denn aber dem Reisenden in Afrika allerlei Unvorhergesehenes zustößt, so fand ich statt des erwarteten Dampfers mit meinen Freunden ein Telegramm vor, des Inhalts, daß der Dampfer mit den Freunden erst acht Tage später würde eintreffen können. Die Gründe gehören nicht hierher. — Nun war ich aber in einiger Verlegenheit, wie ich diese acht Tage des Wartens zubringen sollte. Der Gasthof, in dem ich abgestiegen, war ebenso teuer als primitiv, und die Gesellschaft dort schien mir so außerordentlich gemischt, selbst für Südafrika, daß es für eine Dame nicht ratsam war, sich länger als notwendig daselbst aufzuhalten.

Als ich aber, in dem Kaffeezimmer eine Erfrischung einnehmend, zu einem achtbaren ältern Herrn, der sich mir als englischer Regierungsbeamter vorgestellt hatte, von meiner Ratlosigkeit sprach, rief er sofort: Warum statten Sie nicht der Trappistenansiedlung in Mariannhill einen Besuch ab? In zwei Stunden können Sie gut hinkommen, und die Missionsschwestern werden Sie gern gastlich aufnehmen. — Das war ein guter Gedanke. Ich hatte schon viel gelesen und gehört von den vielen Ansiedlungen, die die deutschen Trappisten seit etwa zehn Jahren in Südafrika gegründet hatten; es ist von jeher mein Grundsatz gewesen, wo immer möglich anzusehen und zu beobachten, was Andre thun, besonders in meinem eignen Berufsfach; etwas lernt man immer dabei, entweder wie man es machen soll, oder wie man es nicht machen soll. Als ich mich nun bei meinem Ratgeber des Nähern erkundigte, erzählte er mir, daß er selbst schon in amtlichen Geschäften vielfach mit den Trappisten in Berührung gekommen sei und dieselben wegen ihrer verständigen praktischen Zwecke und ihres gemeinnützigen Wirkens hochschätzen gelernt habe. — Die Regierung, sagte er, ist immer gern bereit, diesen Trappisten neue Landstrecken zu billigem Preise abzulassen. Denn in Wüsteneien, wo sonst niemand leben könnte, lassen sie sich mit ihren mitgebrachten Leuten und Mitteln nieder und bewässern und bebauen das Land mit solchem Geschick, daß es nach fünf bis sechs Jahren reichen Ertrag liefert. Andre Kolonisten suchen ihren Gewinn, mit dem sie dann nach Hause zurückkehren; aber die Trappisten arbeiten für die Zukunft unsers Landes; denn sie gewähren auch vielen Eingebornen Heimatsrecht auf ihrem Grund und Boden, und was das Beste ist, sie lehren sie durch ihr Beispiel im Ackerbau und in allerlei Handwerken ihr Brot durch Arbeit zu erwerben. Ueber ihr Missionswerk, fuhr der Beamte fort, erlaube ich mir kein Urteil; das schlägt nicht in mein Fach; nur das weiß ich, sie betteln niemals dafür und fallen niemand damit zur Last. Schade, daß der alte Abt Franziskus, auch ein Deutscher, vom Trappistenkloster Oelenberg im Elsaß, eben nach Europa verreist ist. Ein prächtiger alter Herr, ein Original, sage ich Ihnen, aber wir kommen immer ausgezeichnet mit einander aus. Schreiben Sie nur an den Prior von Mariannhill, daß Sie auf einige Tage hinkommen möchten, und ob er Sie morgen Nachmittag von der Station Pinetown könne abholen lassen. Kurz und gut, vieler Worte brauchts bei den Trappisten nicht!

Obgleich es mich etwas genirte, als eine ganz Fremde und Nichtkatholikin die Gastfreundschaft einer Trappistenkolonie zu erbitten, so wußte ich doch keinen bessern Rat, schrieb also und erhielt schon am nächsten Morgen eine höfliche aber lakonische Antwort vom Prior, daß die Missionsschwestern gern bereit sein würden, mich anzunehmen, und daß ein Gefährt beim Eintreffen des Nachmittagszuges in Pinetown mich erwarten solle. Mit Dank gegen meinen freundlichen Ratgeber und froh, der Unruhe des Gasthofs zu entgehen, machte ich mich auf und fuhr etwa eine Stunde lang mit der Bahn nach der Station Pinetown, wo ich in etwas banger Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, aus dem kleinen Stationsgebäude trat. Richtig, da stand ein kleines offenes Gefährt mit zwei stattlichen Pferden, gehalten von einem ältlichen Klosterbruder in langer brauner Kutte mit Kapuze und ledernem Gürtel, einen runden Filzhut auf dem Kopfe. Ich ging auf ihn zu, grüßte und sagte, der hochwürdige Herr Prior habe versprochen, mich hier abholen zu zu lassen. Dazu bin ich hier, erwiderte er, indem er an seinen Hut griff, dann hob er meine Reisetasche auf den Wagen, und als ich aufgestiegen war, setzte er sich neben mich, und wir fuhren ab. Ich sah verstohlen meinen Begleiter an; er war ein Mann etwa in den Fünfzigen, gebräunt und mager, mit grau melirtem Bart und hart gearbeiteten Händen. Er sah freundlich und wohlwollend aus. Mußte ich nun wohl schweigend neben ihm sitzen? Er war ja ein Trappist. — Entschuldigen Sie, Bruder, sagte ich nach einer Weile, darf ich mit Ihnen reden, oder ist das gegen Ihre Regel? — Er lachte: Ich werde mich doch nicht wie ein Taubstummer benehmen, wenn ich Gäste von der Bahn abhole. Reden Sie immerhin mit mir und fragen Sie, was Sie wollen.

Das war besser, als ich erwartet hatte, und ich benutzte nun die eine Stunde dauernde Fahrt, um mir Auskunft über allerlei zu erbitten. Der Bruder beantwortete mir alle Fragen einfach und verständig, in der Ausdrucksweise des bessern deutschen Bauern.

So erfuhr ich, daß nun schon zweihundert Trappisten, auf neun Ansiedlungen verteilt, in Südafrika lebten. Sie hatten etwa eben so viele Missionsschwestern „von kostbarem Blut," ein Orden, den der hochwürdigste Abt Franzikus selbst eigens

für Afrika gestiftet hatte. Trappistinnen waren aber diese Schwestern nicht. Behüte nein, für Frauenzimmer wäre die Trappistenregel zu schwer. Sie durften Milch, Eier und Butter genießen und dreimal in der Woche Fleisch. Die Trappisten aber leben nur vom Ackerbau. Und Milch und Eierspeisen haben sie nur bei Krankheiten. Am meisten interessirte es mich, wie sie Missionare sein konnten und doch die Regel des Schweigens halten. — Das stellt man sich meist unrichtig vor, sagte der gute Bruder. Sind wir unter uns, so schweigen wir beständig, außer wo es notwendig ist zu reden. Mit unsern Vorgesetzten dürfen wir reden, nachdem wir durch ein Zeichen die Erlaubnis erhalten haben. Auch im Verkehr mit Außenstehenden, soweit unsre Arbeit es mit sich bringt, dürfen wir reden wie andre Menschen. Unsre Patres unterrichten die Leute. Diejenigen, die Priester sind, predigen und hören Beichte wie andre Geistliche. Wir haben hier in unserm Haupttorte Mariannhill nahezu zweihundert Zuluknaben und -Jünglinge bei uns wohnen, die wir nicht bloß in der Schule unterrichten, sondern auch in Handwerken und landwirtschaftlichen Arbeiten. Das geht nicht ohne Reden; und den jungen Leuten würde es ja unheimlich werden, wenn wir gar so einsilbig mit ihnen wären. — Dann z. B. muß ich alle Tage zweimal zur Bahn, um dort unsre Geschäfte zu besorgen; andre Brüder fahren wöchentlich ein paarmal mit Frachtwagen nach Durban, um unsre Produkte zu verkaufen und nötige Sachen einzuhandeln. Da benehmen wir uns dann eben wie andre Christenmenschen.

Jetzt bog der Wagen nach dem offnen Thal ein, wo von Hügeln umgeben die Gebäude des Klosters vor uns standen. Schöne Straßen führten von mehreren Seiten dahin, das Land war wie ein Garten angebaut. Wir fuhren an einem großen Ackerstück vorüber, auf dem in regelmäßigen Reihen kurze Krautbüschel standen. Was ist das? fragte ich. — Das sind unsre Ananasfelder, antwortete der Bruder. Eine unsrer Hauptproduktionen; diese Ananas werden von Durban zu vielen Tausenden nach Amerika und Europa geschickt. Der Boden ist hier prachtvoll dafür. Dagegen können wir Kartoffeln nicht bauen, und das ist uns deutschen Brüdern eine große Entbehrung. Ja, und den Wein entbehren wir auch sehr. Eigentlich darf jeder Trappist einen Krug Wein täglich trinken, natürlich selbstgemachten und ohne Zusatz von Branntwein. Die Trauben hätten wir hier schon, aber wie wir auch versucht haben, den Wein ganz rein herzustellen, er ist uns immer zu Essig geworden, und wir müssen nun eben ohne Wein leben. — Ja, der Mission zuliebe muß man auch ein Opfer bringen können.

Wir lenkten jetzt zu der Hauptstraße, die zum Kloster führte, in einen Nebenweg ein, da ich doch zunächst in das Schwesternhaus gebracht werden sollte, das etwa zehn Minuten entfernt von Baumgruppen umgeben lag. Es bestand aus mehreren einstöckigen Gebäuden, die einen großen Hof umgaben. Die große Einfahrt war durch ein mannshohes Gitter verschlossen. Aus dem Hofe tönte vielstimmiger Rundgesang: „Kommt ein Vogel geflogen" — natürlich der Text in Zulu übersetzt. Die kleinen braunen Zöglinge der Schwestern waren beim Spiel. Als wir anläuteten, kam zu einer Nebenthür eine Schwester heraus, mit der mein Kutscher in einer Zeichensprache redete. Sie antwortete ihm ebenso, begrüßte mich dann mit freundlichen Worten und führte mich in ihr Hospiz, ein langes, niedriges Gebäude, gerade gegenüber auf der andern Seite der Landstraße, wo sie mir ein großes, kühles Zimmer anwies, einfach eingerichtet, aber überaus reinlich. — Ich sah mir die Schwester an, die die eigentümlichste Ordenskleidung trug, die ich je gesehen: ein scharlachrotes Habit mit schwarzem Skapulier, dazu eine weißleinene Kapuze mit Kragen. An den bloßen Füßen trug sie Sandalen, wie die Trappisten selbst. Später erklärte sie mir einmal, der hochwürdige Herr Abt Franziskus habe bei der Stiftung dieses Schwesterordens den roten Habit deswegen bestimmt, damit die Kaffern, die bekanntlich die rote Farbe sehr lieben, gleich ein rechtes Zutrauen zu den Schwestern bekämen. — Nun, ich sah in den nächsten Tagen diese gute Schwester häufig, da das Hospiz ihr Departement war und sie gewiß zwanzigmal am Tage hin und her lief, um an mir, der einzigen damaligen Besucherin des Hauses, keinen Liebesdienst zu versäumen. Bald nach meiner Ankunft servirte sie mir ein ausgezeichnetes Mahl von vier oder fünf Gängen. — Meine liebe Schwester, sagte ich ganz erstaunt, ich hätte nie gedacht, daß die Missionsschwestern der Trappisten eine solche Küche führen! Sie erklärte mir dann, daß sie selbst allerdings ganz einfach lebten, aber den Gästen zu Ehren sei es ihnen eine Freude, alles so gut als möglich zu bereiten. Nein, nein, das will ich nicht, erwiderte ich ihr; ich bin hier, um Ihre Sache kennen zu lernen. Sie dürfen mir durchaus nur geben, was Sie selbst haben. Wollen Sie das nicht, so kann ich nicht bleiben. — Von da an wurde es denn anders; ganz einfache vegetarische Mahlzeiten, nur dreimal in der Woche mittags ein wenig Fleisch, aber Milch, Eier und Butter soviel man wünschen konnte. Allerdings hatte ich den Verdacht, daß die lieben Schwestern, in dem Drange ihrer Gastfreundschaft, mich sogar bei dieser einfachen Verpflegung noch hintergingen. Denn sie sahen fast alle bleich und schmal aus, obgleich sie immer frisch und fröhlich waren. Auf ihre Arbeit komme ich später noch zurück; es war natürlich die Pflege und Erziehung der eingebornen Mädchen, sowie allerlei Handarbeit. P D v Blomberg

Verschiedenes

(IHS) Das Jesuitenzeichen wurde von dem Verfasser der „Probejahre im Jesuitenorden" (Nr. 44 v. J.) Jesus Christus Salvator erklärt. Diese Auslegung ist von einem unsrer Leser beanstandet und dafür die Deutung In Hoc Signo befürwortet worden. Die drei Buchstaben IHC (C = Σ) sind zunächst einfach die griechischen Anfangslettern des Wortes Jesus — H ist griechisch e — und wurden als Abkürzung dafür gebraucht, wie man XPC aus *Χριστος* (Christos) abkürzte. Herr Professor Ficker in Straßburg teilt uns mit, daß man im lateinischen Mittelalter zunächst noch die einzelnen Buchstaben als griechische verstanden habe. Frühe schon aber tritt S für C ein, die Formel IHC verschwindet im Abendlande, IHS oder IHS — daneben wird auch IES abgekürzt — wird und bleibt als Sigel für den Jesusnamen gebräuchlich. Doch setzte man allmählich für H auch die andern Formen ein, die für das lateinische H aufkamen, und schrieb auch die Buchstaben klein mit lateinischen und gotischen Lettern, wie man XPC zu ꝛps umgestaltete.

Schon diese Kleinschreibung legte eine Veränderung nahe: die in die Höhe gehende Hafte des Buchstaben h und der quer laufende Abkürzungsstrich berührten einander — sie wuchsen zum Kreuze zusammen, gerade so wie mit dem durch das p querlaufenden Abkürzungsstrich das Kreuz in ꝛps hineinwuchs und wie man auch schrieb Α ω zu Seiten des Kopfes oder des Namenszuges Christi. Diese Bereicherung vollzog sich an ihs (und dann auch an IHS) und erhielt zugleich ihre innere Begründung (der Jesusname und das Kreuzeszeichen stellen vereinigt die Erlösung dar, gehören daher zusammen), als dies Zeichen von dem großen Franziskanerobservantenprediger Bernhardin von Siena — dessen Attribut es auch wurde — in ganz besondrer Weise verbreitet und dann, ein Jahrhundert später, von der Gesellschaft, die sich nach Jesus nannte, sogleich nach ihrer Gründung in Anspruch genommen wurde. In ihrer Zusammenstellung als Chiffer für „Jesus," einzeln aber als lateinische Lettern verstanden, forderten die Buchstaben zu einer entsprechenden Deutung auf. Die nächstliegende, sich ganz von selbst ergebende, da Jesus lateinisch mit Salvator wiedergegeben wird, war Jesus Hominum Salvator. Mit Beziehung auf das Kreuz wird auch In Hoc Signo interpretirt; doch sind eben beide Deutungen jung, vermutlich nicht älter als die Jesuiten. Später hat man gar deutsch ausgelegt: Jesus, Heiland, Seligmacher. D H

(Keine Lücke im Leben Jesu) von Ch. Alphonse Witz. Wien, Karl Konegen, 1895. 1,50 Mk.

Herrn Notowitschs Schrift hat hier auf einundachtzig Seiten von dem bekannten Wiener Theologen eine, wie mir scheint, unverdient gründliche Widerlegung erfahren. Die Broschüre ist aus einem Vortrag entstanden, den der Verfasser zur Beseitigung der durch jene Schrift hervorgerufnen Beunruhigung gehalten hat. Das Schriftchen sei allen denen empfohlen, die sich ausführlicher über die Frage informiren möchten. Da sich Herr Notowitsch inzwischen mit ähnlichem Erfolg auf dem Gebiete der Profangeschichte versucht hat, so ist zu hoffen, daß die von ihm entdeckte Lücke im Leben Jesu bald von seinen neuen Ruhmesthaten übertroffen und damit der Vergessenheit anheimfallen wird. E P

Es ist wohl nicht uninteressant, darauf hinzuweisen, daß das berüchtigte Notowitschsche Buch in Wien mehr Glauben gefunden hat, als man denken sollte. Die deutsch-nationale und antisemitische Strömung dort kam ihm entgegen, da man nun doch wenigstens die Bildung Jesu und den geistigen Gehalt seiner Lehre für die „Arier" in Anspruch nehmen zu können glaubte. So gewinnt auch das Unternehmen des Verfassers seine ausreichende Motivirung. D H

(Praktisches Christentum) im Rahmen des kleinen Katechismus Luthers. Ein Hilfsbuch für den religiösen Jugendunterricht in Kirche und Schule von Oskar Pfennigsdorf, Diakonus an St.

Agnus in Cöthen. 1. Hauptstück. Cöthen, Schriftenniederlage, 1895. XII, 179 S. 2 Mk.

In vorliegendem Werke ist der Versuch gemacht, die praktischen Bedürfnisse des Christen für seine Stellung in Gemeinde und Kirche in besserer und vollständigerer Weise zu berücksichtigen, als es die bisherige katechetische Litteratur that. Es will die frühern Katechismusbearbeitungen ergänzen, indem es mit all den christlichen und kirchlichen Lebensformen vertraut macht, in denen das religiöse Leben der Gemeinde und des Einzelnen pulsirt. Dies Ziel hat der Verfasser mit Fleiß und Geschick erreicht. Nicht nur die Pflichten des Christen im Leben seiner Gemeinde wie der Kirche, die Bestrebungen der innern und äußern Mission, des Gustav-Adolf-Vereins, des Evangelischen Bundes erfahren ausgiebige Berücksichtigung; wir finden auch eine eingehende Anleitung zum Verständnis der kirchlichen Kunst und ihrer Symbole, natürlich auch des Gemeindegottesdienstes in seinen einzelnen Teilen, des Kirchenjahrs u. s. f. Manchesmal geht der Verfasser hierbei etwas zu sehr ins Einzelne, jedenfalls aber ist das Buch für Pastor und Lehrer praktisch und brauchbar. Dem Leserkreise der Christlichen Welt empfiehlt es sich besonders dadurch, daß es unter Ausscheidung ebenso einer scholastischen Dogmatik wie einer atomistischen Morallehre die religiösen Grundgedanken des Evangeliums klar und deutlich zum Ausdruck bringt. Das geschieht einmal durch stete Gegenüberstellung der katholischen und der evangelischen Frömmigkeit, so beim Gebet, der Ehe, der Kirchenzucht, der christlichen Vollkommenheit, dann aber besonders durch die unablässige Hervorhebung der veränderten Stellung, die der Jünger Jesu Christi zum Alten Testament mit Einschluß der zehn Gebote einnimmt. Hier ist der geschichtliche Standpunkt gewahrt und mit Geschick durchgeführt; überall steht unser Herr Jesus Christus im Mittelpunkt, indem der Verfasser stets darauf hinweist, wie alle Gotteserkenntnis durch Christus vermittelt ist und darum alle Pflichten gegen Gott zugleich Pflichten gegen Christus sind. Das Buch ist nicht bloß für den Jugendunterricht, sondern auch für reifere Christen bestimmt; unter diesen wünschen wir ihm viele Leser. Ewald Stier

(Das religiöse Gefühl im Werke Richard Wagners) Jesus von Nazareth. Tetralogie. Tristan und Isolde. Parsifal. Von Abbé Marcel Hébert. Uebersetzt von A. Brunnemann. München und Leipzig, A. Schupp, 1895. 2 Mk.

Das Buch ist ein Zeichen der lebendigen Anteilnahme, mit der man jetzt Wagner in Frankreich aufzunehmen beginnt. Leider hat es von seinem deutschen Vorbild: Die geistige Entwicklung Richard Wagners von Dr. Hugo Dinger, nicht die fest disziplinirte Methode gelernt, um die großen Entwicklungsphasen in Wagners Leben und Weltanschauung biographisch begreiflich zu machen. Der französische Priester möchte aus Wagner alles das streichen, was seinem Nivellirungsbedürfnis widerstreitet, nämlich eben die Spuren, in denen Wagner sich unzweideutig über seine letzten Ansichten ausspricht. Das Kapitel: „Kunst und Moral“ scheint entbehrlich. Die Beziehungen zwischen Wagners Entwurf: Jesus von Nazareth und Feuerbach sind nur sehr parteiisch aufgedeckt. Wagner hat wirklich nicht den Wunsch gehabt, Héberts Christusideal Anno 1848 darzustellen. Widersprüche in den einzelnen Werken sind dem Verfasser nun erst recht unerträglich, und er läßt nicht ab, sie deutlich zu rügen. Als ob Widersprüche nicht gerade Anzeichen für lebensvolle Darstellung und liebevolle Spezialisirung wären! Immerhin befindet sich manches Beachtenswerte in dem mit warmer Sympathie geschriebnen Schriftchen; namentlich stößt man auf feine einzelne Beobachtungen, wie sie die psychologische Scheidungsgabe der Franzosen so gern findet; das gilt vor allem in Bezug auf die mythologischen Andeutungen des Ringes. Eine Stelle (S. 120) dünkt mich des Abdrucks wert:

„Jemand fragte Wagner, ob er nicht die religiöse Idee lediglich um ihrer szenischen Effekte willen benutze. Immer, erzählte der Gewährsmann, werde ich des Blicks gedenken, den Wagner aus der Tiefe seiner wundersamen, blauen Augen auf mich richtete. — Aber, erwiderte er, wenn ich nicht in meiner Seele das Licht und die Liebe des christlichen Glaubens, von dem Sie sprechen, lebendig empfände, so würden meine Werke, die diesen Glauben bezeugen, meine Werke, in denen ich meinen Geist und meinen Lebensgang niedergelegt habe, Werke eines Lügners, eines Affen sein. Warum sollte ich so kindisch sein, eine Begeisterung für das zu heucheln, was mir im Grunde nur als Trug erscheinen müßte? Meine Kunst ist mein Gebet, und glauben Sie mir, ein wahrhafter Künstler besingt nur, was er glaubt, spricht von dem, was er liebt, und schreibt, was er denkt. Die, die lügen, verraten sich in ihrem Werke, das dann unfruchtbar und wertlos wird. Ohne Selbstlosigkeit und Aufrichtigkeit kann keiner ein echtes Kunstwerk schaffen.“ P S

(Gesammelte Aufsätze über Schopenhauer) von Hans Herrig sind bei Reklam (3187) erschienen. Der erste ist überschrieben: Darwin und Schopenhauer, und weist einleitend Darwin seinen gebührenden Platz neben Cuvier und Charles Lyell an; wie dieser die stetige Entwicklung der unorganischen Natur (gegenüber Cuviers brutalen Schöpfungsperioden) nachgewiesen hat, so gebührt Darwin das Verdienst, das Prinzip des *παντα ῥει* und ewigen Werdens in der organischen Natur erwiesen zu haben. Nun wehrt sich aber Herrig energisch gegen die philosophirende Umdeutung der materiellen Analyse, wie sie Häckel, Ernst Krause u. s. w. versuchen; der analytischen Methode hat vielmehr die synthetische entgegenzutreten. Neben das materialistische Zersetzungsprinzip hat die subjektive Neuproduzirung der Welt aus dem Innern des bewußten Subjekts zu treten. Die philosophische Voraussetzung, unter der dies nach Herrig möglich ist, ist die Annahme des Schopenhauerschen Willens zum Leben. Es ist nun interessant, zu beobachten, wie ein von Darwins Evolutionstheorie überzeugter Mann, der diese Anschauung naturgemäß mit Schopenhauers Pessimismus verbindet, da beide Theorien den Kampf ums Dasein für das Positive in der Welt halten, allmählich zu dem bewußten Gegensatz gegen Darwins ethische (bez. soziale) Instinkte kommt. Für Herrig gilt es eben, den Rassenkampf als Thatsache zu konstatiren, um dann zu dem klaren Postulat einer Abwendung von der Natur zu gelangen. Damit fällt freilich der sogenannte Fortschrittsglaube, indem bei dieser Anschauung jeder zivilisatorische Fortschritt oder jene Verfeinerung unsers sensibeln Lebens ein Plus des Leides über die Menschheit verhängt. Wer aber in der geistigen Entwicklung des Menschen überhaupt einen tragischen Prozeß zu sehen sich gewöhnt hat, der wird hier einen schönen Ausweg finden, den Errungenschaften der Naturwissenschaften ihr relatives Recht zu lassen, ohne dadurch geängstet zu werden. Ein solcher würde Wagners Satz beistimmen: „Die Physik und Chemie fördert Erkenntnisse zu Tage, gegen die sich nichts sagen läßt, die uns aber auch nichts sagen.“

Auch die andern Aufsätze Herrigs (Wagner und Schopenhauer, Hartmann und Bahnsen und namentlich Schopenhauer und das Christentum) werden manchem Leser interessant und willkommen oder unwillkommen sein. P Schubring

(Religion und Naturwissenschaften keine Gegensätze) Wider den Monismus für akademisch Gebildete von Dr. med. Sorge. Berlin, Wiegandt & Schotte, 1893. 76 S. 3 Mk.

Der Verfasser beschäftigt sich mit den Problemen, die durch Darwin angeregt worden sind, und bekämpft namentlich Darwins extremen Schüler Häckel. Er untersucht die Fragen: giebt es im Menschen einen besondern Geist als etwas für sich Seiendes im Gegensatz zum Körper, wo hat dieser Geist seinen Sitz, wie entsteht er im Menschen, und wie ist endlich die Schöpfung des Menschen und wie ist das Wesen des Schöpfers selber zu denken? Natürlich sind die Antworten, die der Verfasser giebt, nicht über jeden Zweifel erhaben, dazu ist unser Wissen über alle diese Dinge zu dunkel. Aber das weist er überzeugend nach, daß mit dem bloßen Materialismus oder Monismus auch von rein naturwissenschaftlichem Standpunkte nicht auszukommen ist. Da der Materialismus — zur Zeit namentlich in den untern Volksschichten — außerordentlich verbreitet ist, so kann dies Schriftchen für Auseinandersetzungen sowohl im privaten Gespräch, wie in öffentlichen Versammlungen ein brauchbarer Führer sein. Macht man damit auch keinen Menschen zu einem Christen, daß man mit dem Grabscheite der Wissenschaft seinen naturalistischen Standpunkt unterwühlt, so hat man doch damit den Boden aufgelockert, um die Säemannsarbeit beginnen zu können. K=S

(Handbuch der Kunstgeschichte) Von Anton Springer. Vierte Auflage der Grundzüge der Kunstgeschichte. Illustrirte Ausgabe. Leipzig, Seemann. 1. Bd. Altertum. 2. Bd. Mittelalter. Geb. à 5 Mk.

Auf diese Kunstgeschichte an dieser Stelle hinzuweisen, braucht so wenig der Rechtfertigung, als das Werk selbst besondrer Empfehlung bedarf mit seinem reichen Schatze guter Bilder und dem Texte des Meisters, der, noch ein Beherrscher des ganzen mächtigen Gebiets, hier knapp, aber ungemein reichhaltig und anregend die gesamte kunstgeschichtliche Entwicklung darstellt. Diese neue Ausgabe, die im Laufe des neuen Jahres mit den beiden anschließenden Bänden vollendet vorliegen soll, weist aber so bedeutende Umwandlungen in der Anlage und äußern Gestalt des Werkes auf, daß auf sie besonders aufmerksam gemacht werden möchte. Wort und Bild, bisher getrennt, sind jetzt in stattlichen, sehr handlichen Bänden vereinigt, die Bilder stehen im Texte, für die Benutzung eine große Erleichterung. Die Bilder haben wiederum ganz bedeutend gewonnen, eine Menge neuer, vorzüglicher Reproduktionen sind hinzugekommen, haben Minderwertiges ersetzt. Dabei ist das Ganze überaus wohlfeil: die erschienenen beiden Bände enthalten über 720 Abbildungen und eine Anzahl farbiger Tafeln. Die Seemannschen Bilderbogen haben ganz besonders dazu beigetragen, in weitesten Kreisen die Kunstdenkmäler bekannt zu machen und ihr künstlerisches und geschichtliches Verständnis zu fördern. In seiner neuen Gestalt wird das schöne Werk dieser Aufgabe mit Erfolg weiter dienen, neue Gebiete und damit auch der christlichen Kunst neue Freunde gewinnen J Ficker

(Thing!) Kurt Reuß in öffentlicher Audienz beim deutschen Kaiser. Gera, Julius Becker. 30 S. 50 Pfge.

Wie oft mag in diesen mißlichen Zeiten im Herzen warmherziger Vaterlandsfreunde der Gedanke sich geregt haben: Jetzt eine Audienz beim Kaiser! Jetzt nur eine Stunde lang der rechte Mann mit unserm Kaiser unter vier Augen, ihm alles zu sagen, was den edeln Willen des thatkräftigen Fürsten hindert, die rechte Bahn zu finden! Kein Zweifel, daß Wilhelm II. in einem Maße, wie wirs seit lange nicht gewohnt sind, selbst regiert. Aber an ihn heranzukommen ist schwer, ihm ungefragt Rede zu stehen fast unmöglich. Da hat sich „Kurt Reuß“ in kühner Naivität den Mut gefaßt, sich mit der vorliegenden kurzen Schrift des Kaisers Gehör zu erzwingen. Er sagt viel gute, ehrliche, offne Worte, von denen man wünschen möchte, daß sie eine rechte Statt finden. Sein Standpunkt ist christlichsozial-antisemitisch: Wagner, Stöcker, Naumann sind seine Helden, „Volk“ und „Hilfe“ seine heiligen Schriften. Schade, daß es ihm nicht gelang, sich auf noch höhere Warte zu stellen und das Empfinden noch breiterer Schichten kräftig zusammenzufassen. Es giebt heute eine politische Strömung durch weite Kreise guter Bürger hindurch, die unser Kaiser kennen möchte. Wer nun einmal den ungeheuern Vorzug hat, des Kaisers Ohr auf eine halbe Stunde zu besitzen, der sollte diese Gunst noch anders nützen. Aber auch so ist das Schriftchen, ehrerbietig, kindlich und pathetisch wie es dahin rauscht, ein Zeichen der Zeit, das wir unsern Lesern um so mehr empfehlen, als es von der politischen Presse voraussichtlich totgeschwiegen werden wird. R

Zur Beachtung

Diese Nummer ist als **Probenummer** in stärkerer Auflage gedruckt; wir empfehlen sie zur Werbung neuer Freunde angelegentlichst. Die Verlagshandlung versendet sie an jede Adresse unentgeltlich in beliebiger Anzahl. Auch sei an die monatlichen **Probe-Abonnements** erinnert. Gegen Einsendung von 70 Pfennigen verschickt die Verlagshandlung vier aufeinanderfolgende Nummern je nach Erscheinen mit oder ohne Nennung des Auftraggebers an jede beliebige Adresse.

Feine ganzleinene **Einbanddecken** für alle Jahrgänge sind für je 1,60 Mk. durch alle Buchhandlungen und von der Verlagshandlung selbst zu beziehen; ebenso **Decken für Christliche Welt und Chronik zusammen**, also mit breiterm Rücken für denselben Preis. Desgleichen die Jahrgänge 1890, 1894 und 1895, geheftet oder in Nummern für je 8 Mk., gebunden für je 11 Mk. Der Jahrgang 1887 ist vollständig, Jahrgang 1888 bis auf einige Nummern vergriffen, vom Jahrgang 1889 das erste und zweite Quartal, beim Jahrgang 1891 fehlt Nr. 1, beim Jahrgang 1892 das vierte Quartal, beim Jahrgang 1893 sind vom ersten Quartal sechs Nummern nicht mehr vorhanden. Einzelnummern können jederzeit, soweit sie nicht vergriffen sind, für 20 Pfge nachbezogen werden.

Neben der Christlichen Welt erscheint als selbständiges Blatt die **Chronik der Christlichen Welt**, ein kirchliches Nachrichtenblatt. Man bestellt sie für 1,50 Mk. auf das Vierteljahr. **Postnummer ist 1481.** Nr. 1 wird ebenfalls als Probenummer unentgeltlich in beliebiger Anzahl ausgegeben. Von den frühern Jahrgängen der Chronik können der erste, 1891, der vierte, 1894, und der fünfte, 1895, noch für je 4 Mk. nachbezogen werden, beim Jahrgang 1892 fehlen die Nrn. 45 und 47, beim Jahrgang 1893 die Nrn. 15, 23, 24 und 41. Einzelnummern sind, soweit sie noch vorhanden, für 15 Pfge zu haben.

D V D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 1 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Meine Verlobung mit Fräulein **Gertrud Geist**, der Tochter des verstorbnen Oberlehrers am Realgymnasium der Franckschen Stiftungen zu Halle a. S., Hrn. **Rudolf Geist**, und seiner Gemahlin **Lucie** geb. Schlegel, beehre ich mich hiermit ganz ergebenst anzuzeigen.

Cand. min. **Wilhelm Zeising,**
Realschullehrer.

Ilmenau i. Th., Weihnachten 1895.

Thorwaldsen:
Segnender Christus

Größe 100 75 56 48 36 cm
Preis 36.— 20.— 10.— 7.50 3.— Mk.

Hugo Rothers
theol. Buchhandlung
(Martin Warneck)
Berlin W 9 Linkstraße 4

Die **dritte evangel.-luther.**

Pfarrstelle

zu **St. Marien in Osnabrück** mit einem Anfangsgeh. v. **4200 Mk.**, steigend auf **4800 Mk.**, daneben **freier Dienstwohnung** und Hausgarten, ist durch **freie Wahl der Gemeinde** zu besetzen.

Anmeldungen unter Vorlegung sämtlicher Zeugnisse bis zum

19. Januar 1896

an den **Vorsitzenden des Kirchenvorstandes**

Amtsgerichtsrat Reinecke,
Osnabrück.

Echte **Müller's Patent-Accordzithern,** in einer Stunde ohne Notenkenntnis und ohne Lehrer zu erlernen. Prachtinstrumente, kosteten früher 16 Mk. jetzt nur 12 Mk., solange d. Vorrat reicht, bei **O. C. F. Miether,** Hannov. Harmonika- und Musikinstr.-Fabrik in **Hannover II,** Steinthorfeldstr. 19.

NB. Allen werten Bestellern gebe noch ein kleines Musikinstrument **umsonst,** nur damit Sie sich von der Güte und Preiswürdigkeit meiner Fabrikate überzeugen sollen. D D

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1481. Vierteljährlich 1,50 Mark

Nr. 1: An die Leser, Freunde und Mitarbeiter — Uebersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der deutsch-evangelischen Landeskirchen vom 1. Oktb. bis 31. Dezmb. 1895 — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Ueber die Beerdigung im Duell gefallner Personen; Die christlich-soziale Vereinigung in Schlesien; Das schlesische Konsistorium — Stimmen der politischen Presse zum Erlaß des Oberkirchenrats betr. die christlich-soziale Arbeit der Pastoren — Verschiedenes — Personalien

---

Die Kirche

Evangelisch-protestantisches Sonntagsblatt

Sechs provinzielle Ausgaben. Aufl. 17000. Preis 40 Pfge. vierteljährl.

Agenten gesucht gegen hohen Rabatt

Postzeitungsliste Nr. 3384. Versandstelle: J. Hörning in Heidelberg (zugleich ebenda erscheinen die von Drews, Issel und Kind herausgegebnen Pfennigpredigten)

„Zu den erfreulichen Erscheinungen, die der kirchl. Liberalismus gezeitigt hat, gehört sein in mancherlei Form erscheinendes Sonntagsblatt: Die Kirche" (Chr. Welt 1892, Nr. 9, Sp. 199)

Die Hilfe

Einzelexemplare durch die Post (P.-Ztg.-L. Nr. 3175) 1 Mk. vierteljährlich, bei Bezug durch Agenten 50 Pfge.

Nr. 1: Der Anfang der Welt — Was wir wollen? — Das Geheimnis der Arbeit — Die Notwendigkeit der Anstellung von Volksschullehrerinnen — Schwarmgeisterei? — Zwischen zwei Brüdern — Allerlei: Christlich-soziales; Neujahrswunsch eines Reichen; Deutschlands Selbstmord; Das rapide Anwachsen unsrer Großstädte — Büchertisch — Briefkasten — Bedingungen für die Agenten der „Hilfe" — Anzeigen

Diese Nummer wird in verstärkter Auflage gedruckt und gerne als Probe- und Werbenummer kostenlos versandt!

Das Ev. Pädagogium, Godesberg a. Rh.

(Realschule u. Progymnasium in parallelen Kursen) hat es sich zur Aufgabe gestellt, Erziehung und Unterricht harmonisch zu verbinden. Die 119 Zöglinge sind auf 12 Familienhäuser der Anstalt (unter Leitung der verheirateten Lehrer) verteilt. So wird den Zöglingen kein Anstaltsleben, sondern ein auf ihre Bedürfnisse gerichtetes christliches Familienleben, wo auch ihre körperliche und gemütliche Entwicklung gefördert werden kann, geboten. Kleine Klassen. Ostern 1896 erstes **Abschlußexamen a. d. Anstalt selbst.**

Rektor O. Kühne u. Prof. Dr. H. Kühne

Sprechsaal des Deutschen Volks-Bundes

Vereinigung

zur Förderung deutscher Volkserziehung, deutscher Rechtsanschauung u. allgemeiner Volkswohlfahrt durch Einwirkung auf die Tagespresse,

begründet durch Professor **Lehmann-Hohenberg** in **Kiel,**

wöchentlich herausgegeben von dem Bundesorgan

„Kieler Neueste Nachrichten und General-Anzeiger für Schleswig-Holstein,"

— Tageszeitung für Jedermann —

Bezugspreis für das **Vierteljahr inkl. Postbestellgebühr 1 Mk.; mit den „Kieler Neuesten Nachrichten" zusammen für das Vierteljahr 1 Mk. 50 Pfge** ohne Bestellgebühr

Anzeigenpreis im **„Sprechsaal des Deutschen Volks-Bundes"** die viergespaltene Petitzeile **40 Pfge.** — Bei Wiederholungen entsprechender Rabatt.

Wer ein von den **politischen Parteien** und vom **Kapitalismus durchaus unabhängiges** Wochenblatt lesen will, das in edler, klarer Sprache und im **Geiste einer neuen Zeit** über die wichtigsten Fragen des volkswirtschaftlichen, politischen und religiösen Lebens durch sorgfältig gewählte Artikel berichtet und eine **große Rundschau** über die bekanntesten Zeitungen, Zeitschriften und Bücher, sowie über die bedeutendsten Ereignisse auf dem Gebiete des Forschens und Wissens bietet, wer ein Wochenblatt lesen will, das **reichhaltig und billig** ist, wer für seine **Anzeigen** eine Zeitung wünscht, die in **allen Gesellschaftsschichten weit über Deutschland hinaus** beachtet und gelesen wird, der greife zum **„Sprechsaal des Deutschen Volks-Bundes"**: er wird keine Nummer unbefriedigt aus der Hand legen. Probenummern **umsonst** und **postfrei.**

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel,
Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162.**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig

Hefte zur Christl. Welt

Kürzlich sind erschienen:

Nr. 21. **Religion und Theologie.** Von Charles Secrétan, weiland Professor der Philosophie in Lausanne. Preis 40 Pfge.

Nr. 22. **Ueber Erziehung zur Religion.** Von Dr. R. Hoffmann, Pf. in Gruibingen. Pr. 40 Pfg.

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst

55. Jahrgang

Postzeitungs-Nr. 2932. Vierteljährlich 9 Mark.

Nr. 1: Politische Zeitbetrachtungen — Der Osten und der Westen des Reichs und der wirtschaftliche Ausgleich. Von Max Vosberg-Rekow — Die Infektionskrankheiten. Von H. Böing (in Berlin) — Die Emser Legende — Sudermanns neueste Dramen — Maßgebliches und Unmaßgebliches

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 2 — Leipzig, den 9. Januar — 1896

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Heidnische und christliche Ehen — Mißverständnisse — Jesu äußere und innere Stellung zum Alten Testament — Die deutschen Trappisten in Südafrika: 2 — Ueber den Begriff der christlichen Litteratur, ihre Stellung und Aufgabe in der Gegenwart: 2 und 3 — Unsere Stellung zu Naumann — Bücher und Schriften: August Dillmann; Christlich-religiöse Erziehung; Die Verfassungs- und Verwaltungsgesetze der evangelischen Landeskirche in Preußen; Frühlicht — Quittung — Anzeigen

Heidnische und christliche Ehen

Betrachtungen zum ersten Thessalonicherbriefe 6

Im übrigen also, liebe Brüder, bitten und ermahnen wir euch in dem Herrn Jesu, daß, wie ihr von uns überkommen habt, wie ihr wandeln müßt, um Gott zu gefallen, wie ihr ja auch wandelt — daß ihr darin immer noch mehr thut. Wißt ihr doch, was für Gebote wir euch durch den Herrn Jesum gegeben haben. Denn eure Heiligung ist Gottes Wille, daß ihr euch von der Hurerei enthaltet, daß ein jeder von euch sich sein eignes Eheweib zu gewinnen lerne in Heiligung und Ehrbarkeit, nicht in leidenschaftlicher Begierde, wie es auch die Heiden thun, die Gott nicht kennen, daß keiner dabei in das Recht seines Bruders eingreife oder ihn hintergehe: denn der Herr rächt das alles, wie wir euch vorhergesagt und bezeugt haben. Hat euch doch Gott nicht zur Unreinheit, sondern zur Heiligung berufen. Wer also hier etwas verwirft, der verwirft nicht einen Menschen, sondern Gott, der doch auch seinen heiligen Geist in eure Herzen giebt. (1. Thess. 4, 1—8)

Schon unzähligemal hat man dem Apostel Paulus vorgeworfen, er habe von der Ehe eine sehr niedrige Meinung gehabt, und man wird mit diesem Vorwurf in der That Recht behalten, so lange man sich, wie gewöhnlich geschieht, nur an 1. Kor. 7 hält. Denn hier gilt die Ehe nur als Verlegenheitsauskunft; mit keinem Worte wird angedeutet, daß gerade Eheleute die Bedrängnisse dieser Zeit besser bestehen könnten; vielmehr wird ohne weiteres vorausgesetzt, daß der verheiratete Mann und die verheiratete Frau nur einander, nicht Gott zu gefallen suchen. Und doch wäre es ganz ungerecht, wenn man in diesem Kapitel des Apostels ganze und wahre Meinung wiederfinden wollte. Er bewährt vielmehr hier jene weise Pädagogik, von der wir gelegentlich des letztbesprochnen Abschnitts redeten; er verlangt von seinen Gemeinden zunächst nur das, was sie wirklich leisten können.*) Wie er den Korinthern in theoretischer Hinsicht, wenn ich so sagen darf, nur Milch, nicht feste Speise geben konnte, so mußte er sich auch in praktischer Beziehung zunächst damit begnügen, wenigstens die schlimmsten Ausschreitungen zu bekämpfen. Daß er aber über die Ehe, wenn er dafür Verständnis voraussetzen konnte, auch noch ganz anders zu reden wußte, das beweist eben unser Abschnitt aus dem ersten Thessalonicherbrief, den man für die Ethik bisher viel zu wenig berücksichtigt hat. Denn hier stellt er ein Ideal von der Ehe auf, das zwar schon in jenem lieblichen Idyll des Alten Testaments, dem Buche Tobias anklang, aber auch heute noch nicht verwirklicht ist, und das doch, wenn verwirklicht, sofort auch eine Reihe von Schwierigkeiten beseitigen würde, unter denen wir jetzt leiden.

Man klagt so oft über die Verwilderung der Jugend, und die Statistik weist in der That gerade für Deutschland eine erschreckende Zunahme der jugendlichen Verbrecher auf. Gewiß ist daran zum Teil schuld, daß die Eltern keine Zeit haben, sich um ihre Kinder zu bekümmern; aber viele sind doch auch überhaupt nicht imstande, sie zu erziehen. Von der Hälfte der Paare aus Arbeiterkreisen, die ein Geistlicher zu trauen hat, wird er mit Bestimmtheit voraussagen können, daß sie, weil selbst noch unerzogen, auch keine erzognen Kinder haben werden. Gleichwohl kann ihnen die Ehe nicht verboten werden, wie man hie und da vorgeschlagen hat; wohl aber muß das Urteil über die Ehe ein höheres werden. Paulus hat solche Ehen, in denen sich Mann und Weib nicht geheiligt hatten, überhaupt nicht als rechte, untrennbare Ehen anerkannt (1. Kor. 7, 15 f.); so müssen wir dahin kommen, daß es einfach als Frevel gilt, Kinder zu haben, ohne zu ihrer Erziehung fähig zu sein.

Und ebenso: ohne sie erhalten zu können. Mag auch eine wirkliche Uebervölkerung nie zu befürchten sein: so lange all die Hilfsquellen, die erschlossen werden könnten, noch nicht erschlossen sind, so lange die Verhältnisse so liegen, wie sie faktisch gegenwärtig sind: so lange ist es für manchen Arbeiter und Beamten unmöglich, eine zahlreiche Familie zu ernähren. Jeder Armenpfleger weiß von Fällen zu erzählen, in denen die Kinder armer Familien einfach allmählich verhungert und die Eltern selbst durch ihre Kinder in Schulden und Not gekommen sind. Gleichwohl verbirgt man sich das gewöhnlich, ja solche Familien werden in christlichen Erzählungen mit Vorliebe geschildert und in christlichen Blättern der Unterstützung empfohlen. Der Apostel Paulus hätte darüber wahrscheinlich anders geurteilt. Wenn er gleich dem Einzelnen, der nur dem allgemeinen Vorurteil folgt, keinen Vorwurf gemacht hätte, so würde er doch die ganze Anschauung überhaupt nicht als christlich, sondern als heidnisch bezeichnet haben: denn nur die Heiden schließen und führen seiner Meinung nach ihre Ehen in leidenschaftlicher Begierde, die Christen in Heiligung und Ehrbarkeit.

Thäten sie das wirklich, so ließe sich endlich auch der schwerste Schaden heilen, unter dem wir leiden, die öffentliche Unsittlichkeit. Die erbärmlichen halben Maßregeln dagegen, mit denen man sich jetzt begnügt, werden das Uebel nie beseitigen; man kann aber auch ehrlicherweise keinen energischern Angriff darauf unternehmen, so lange man in der Ehe ohne weiteres alles für erlaubt ansieht, was man außerhalb ihrer verurteilt. Dieser doppelten Buchführung gegenüber wird sich immer wieder die Frage erheben, ob denn die staatliche und kirchliche Anerkennung einer Ehe auch das sittliche Urteil über sie sofort ins Gegenteil verkehrt. Nur wenn auch in der Ehe Zucht geübt wird, hat man das Recht, leidenschaftliche Begierde außerhalb der Ehe als verboten anzusehn und zu bestrafen; nur dann kommen wir zu der Schätzung der Ehe, wie sie Paulus vertreten hat, nach dessen Aussage Gott nicht nur die Untreue, sondern auch die eheliche Unzucht richten wird und uns außerhalb wie innerhalb der Ehe nicht zur Unreinheit, sondern zur Heiligung berufen hat.

Aber, so könnte man fragen, sind wir wirklich schon fähig, solche feste Speise aufzunehmen? Muß man mit uns nicht immer noch wie mit Fleischlichen und Unmündigen reden? Ich meine nicht. Die Kraft würde sich mit Gottes Hilfe schon finden, wenn nur erst der Sinn geweckt wäre. Paulus, über

*) Vgl. Nr. 45 vorigen Jahrgangs. D H

den man in solchen Dingen längst hinaus zu sein glaubte, hat vor über achtzehnhundert Jahren auch für uns das Ideal der christlichen Ehe gezeichnet und dessen Mißachtung als Mißachtung Gottes verurteilt: wo sind seine Nachfolger, die es endlich verwirklichen helfen? C C

Mißverständnisse

1

„Sie haben ihn gar nicht verstanden," so lehnte ein Freund meinen Einwand gegen einen Redner in einer mir sehr wichtigen Frage kurzer Hand ab. Verstimmt ging ich davon — zu nähern Erklärungen war keine Zeit mehr —, denn am mangelnden Verständnis meinerseits konnte es, meinte ich, unmöglich gelegen haben. Man giebt nicht gern zu, daß man den Andern nicht verstünde, außer wenn man glaubt, dies als Vorwurf auf den Gegner zurückschleudern und ihm sinnlose oder doppelsinnige Redeweise nachsagen zu können. Es stünde aber mit unserm Diskussions- und Rezensionswesen, ja mit dem ganzen Elend unsrer modernen Geisteskämpfe viel besser, wenn man sich klar machte und gegenseitig zu gute rechnete, daß es in der That sehr schwer ist, einander vollkommen zu verstehen, und daß das übliche Mißverstehen zweier Gegner keineswegs auf unklarer Ausdrucksweise einerseits oder auf Mangel an Einsicht oder auf bösem Willen andrerseits zu beruhen braucht.

Was heißt das, eines Andern Anschauung wirklich verstehen? Das bedeutet doch, streng genommen, des Andern Gedanken genau nachdenken können, seine Worte genau in der Bedeutung auffassen, ihnen nichts andres als die Gedanken unterlegen, die er damit verbunden hat, also seine Gedanken in demselben Sinn und Zusammenhang reproduziren, wie er sie gedacht hat. Um das zu können, muß man sich in den Gedankengang des Andern selbstlos hinein versetzen und versenken, muß sich gewissermaßen mit ihm identifiziren. Nur wer sich aufs innigste an des Andern Denkweise anschmiegt, sich mit einer zu beurteilenden Anschauung in eins setzt, nur der kann sie ohne Umdeutung verstehen und wirklich gerecht wiedergeben. Das hat aber, wenn es annähernd möglich gemacht wird, seine großen Bedenken und Gefahren. Mommsen versteht die Römer am besten, aber er identifizirt sich auch mit seinem Gegenstande so sehr, daß er ganz unwillig wird über die deutschen Barbaren, die die römische Kultur zertrümmern. Der treffliche Theologe Engelhardt in Dorpat hatte einmal, so wird erzählt, bei einem Vortrag über den Islam sich so in diesen versenkt und war ihm so gerecht geworden, daß die Zuhörer scherzend fragten, warum wir denn nicht lieber Muselmänner werden sollten?

Daß also solch ein intensives Gerechtwerden und wenn auch nur phantasiemäßiges Sichidentifiziren mit einer fremden Anschauung nicht jedermanns Sache, am wenigsten aber einem Manne von gereifter Ueberzeugung und selbständigem, festem Charakter ansteht, ist klar. Selten hat mich ein Wort so betroffen, wie der Aphorismus in diesen Blättern: „Nichts macht so müde und schließlich auch so schwach, als immer gerecht zu sein" (Jahrg. 1895 Sp. 64). Ist der Gedankenkreis ausgebildet und die gesamte Geistes- und Willensrichtung bei einem Menschen schon bestimmt, so wird aus einer neu entgegentretenden Erscheinung das herausgenommen oder herausgelesen, was mit den eignen Ansichten und Absichten stimmt, das Andre wird abgestoßen. Durch solche unwillkürliche Zerlegung der fraglichen Anschauung wird aber die Auffassung des Fremden im Zusammenhange und damit ihr volles Verständnis ebenso unmöglich gemacht wie durch die runde Ablehnung des Ganzen. Je geschlossener und ausgeprägter ein Charakter ist, um so weniger kann er andersartige Naturen verstehen, also ihnen gerecht werden. Mißverstehen ist in gewisser Weise ein Zeichen der Stärke, der lebensvollen selbständigen Einseitigkeit. Würde man das Sein und Denken des Fremden verstehen, so würde man als wahrhaftige Persönlichkeit auch bereit sein müssen, seine eigne Anschauung zu korrigiren, sein Wesen dem bei jenem als recht erkannten anzupassen, also zu ändern; man würde niemals fertig sein können, stets sich dem fremden Einfluß irgendwie öffnen müssen. Es ist also nur zu natürlich, wenn wir, sobald sich unsre Anschauungen im wesentlichen befestigt haben, soviel wie möglich uns zurückhalten, uns nicht auf das Fremde, Neue einlassen, uns nicht mehr mit jugendlicher Freudigkeit bemühen, es zu verstehen. Der Wille, der doch schließlich auch in allen Denkangelegenheiten das letzte Wort hat, verbietet das völlige Verstehen des Neuen, und es braucht deswegen durchaus noch nicht ein böser oder bornirter Wille zu sein: bei den Fragen, wo die Gesinnung irgendwie mit im Spiele ist, stammt das Nichtverstehen vielfach aus dem Selbsterhaltungstriebe des Charakters. Rastlos suchender Wahrheitssinn läßt es nicht zu einem geschlossenen Charakter kommen.

Unsre Fähigkeit, einander zu verstehen, wird also bestimmt und begrenzt durch die beiden einander widerstrebenden Mächte des aufgeschlossenen Wahrheitssinns und der abgeschlossenen Selbstbehauptung des Charakters. Ein Parallelogramm dieser Kräfte wird wohl bei wenigen das Regiment führen; bei den Einen wird jene Macht, bei den Andern diese das Uebergewicht haben; verloren ist der, bei dem die eine von beiden Kräften überhaupt nicht zur Entwicklung gekommen ist.

Genug, wir dürfen gar nicht erwarten, daß der Gegner uns immer versteht oder daß wir ihn verstehen; eben darum aber auch nicht uns einbilden, ihn widerlegt zu haben, wenn wir unsre Anschauung der seinen entgegenstellen. Man kann wohl mit dem scharfen Blick der Abneigung unschwer Blößen und Lücken entdecken; aber widerlegt und überwunden wird doch nur eine gegnerische Anschauung, der man ihren Wahrheitskern zugestanden und entwunden hat. Ein wirkliches Widerlegen gelingt doch nach dem Obigen eigentlich nur dem, der die zu bekämpfende Anschauung selbst früher irgendwie geteilt oder durchlebt hat, sodaß er sich mit ihr identifizirte, und der nun durch stärkere Wahrheitsgründe über sie hinausgehoben, aus ihr herausgewachsen ist. Wie Schleiermacher von seinen Schülern korrigirt ist, so werden Ritschl auch nur die überwinden, die von ihm gelernt haben. Und die Gefahren und Auswüchse der Kritik werden nicht von den Gegnern der Kritik, sondern nur von den Kritikern beseitigt werden. Andrerseits, jene Modernen, die nicht mehr durch die Orthodoxie hindurchgegangen sind, können sie auch nicht verstehen, nicht völlig würdigen, und ihre Widerlegung der Orthodoxie hat also wenig Gewicht. Uebrigens — wie unsre Diskussionen und Kritiken in der Regel gehandhabt werden, so pflegen sie auch gar nicht zur wirklichen Widerlegung des Andern zu dienen; denn der fühlt sich ja meistens nicht getroffen; sie sind mehr nur dazu gut, an der entgegengesetzten Anschauung die eigne um so bestimmter herauszuarbeiten und um so klarer darzustellen. Man bekämpft mehr das fremde Prinzip, das einem hinter der Meinung des Andern zu stehen scheint, als den wirklich vorhandnen Gegner. Gelänge es nur überall, bei diesen Kämpfen Person und Sache oder Prinzip so reinlich zu sondern!

2

Freilich muß gerade dies den Kritisirten so unangenehm berühren, daß der Gegner es mit der besprochnen Anschauung so wenig genau nimmt, daß er sie so mißversteht. Verzeihlich ists noch, wenn der Andre überhaupt nicht versteht; das schmeichelt möglicherweise nur der Eitelkeit. Aber daß er falsch versteht, daß er unsre Gedanken verkehrt auffaßt und schief wiedergiebt, daß er aus unsrer Ansicht sich willkürlich eine Karikatur zurechtmacht und bekämpft, das ist unerträglich, das legen wir nur zu leicht einem Mangel an gutem Willen zur Last. Und doch könnte uns die richtige Einsicht in den psychologischen Vorgang des Verstehens vor vielem Verdruß und ungerechter Beurteilung bewahren; sie könnte unsern Kämpfen viel von der persönlichen Gehässigkeit nehmen. Denn es ist, wenn wir nun näher zusehen, eben psychologisch unmöglich, des Andern Ansicht rein als solche ganz ohne Umdeutung aufzufassen. Die oben angegebne Bedingung dafür, das völlige Sichhineinsetzen (Identifiziren) mit den Andern, ist genau genommen unerfüllbar. Mommsen und Engelhardt haben eben auch sich ein subjektives Bild von den Römern oder dem Islam

zurechtgemacht, nur nicht ins Häßliche verzerrt, sondern idealisirt. Annähernd kann jene Bedingung erfüllt werden im Zustande sogenannter Voraussetzungslosigkeit, d. h. da, wo man zum Auffassen der betreffenden Gedanken nicht schon eigne Gedanken und Urteile über die fragliche Sache hinzubringt. Wo man dagegen selbst schon Anschauungen über den Gegenstand sich gebildet hat, vielleicht schon recht durchgearbeitete und ausgereifte, da kann man eben nicht anders als die neuen Gedanken im Lichte seiner eignen besehen und verstehen. Die fremden Ideen können also nur durch das Medium der eignen vermittelt, also nur gebrochen in unser Verständnis aufgenommen werden. Vorurteilslosigkeit ist nur von denen zu verlangen, die überhaupt kein Urteil in der Sache hatten; jedes Urteil schiebt sich dem fremden Gedanken als Vorurteil entgegen, sei es entgegenkommend, sei es entgegentretend.

Vollends aber, wo man seinem gesamten Geistesinhalt, seiner „Richtung" nach eine zu beurteilende Ansicht als widersprechende, gegnerische anzusehen Grund hat, oder gar wo man berufen ist oder sich berufen fühlt, sie zu bekämpfen, da fehlt jede Möglichkeit, sie in ihrer Eigentümlichkeit vollkommen richtig aufzufassen und wiederzugeben. Selbst wenn man dem Gegner gerecht werden will. Denn es giebt doch bei den Geisteskämpfen auch solche einsichtige und ernste Streiter, denen es nicht um einen momentanen Sieg zu thun ist, wo man nur darauf sinnt, den Gegner ins Unrecht zu setzen, die vielmehr ihn widerlegen und überwinden möchten und doch wissen, daß dies nicht möglich ist, ohne seine Anschauung richtig zu treffen, also genau zu verstehen. Um aber richtig zu verstehen, müßten wir schon den bei jedem Satz, jedem mißliebigen Worte des Gegners sich in uns regenden Widerspruch völlig unterdrücken, von jedem Reagiren gegen des Andern Meinung, jedem innern Drein- und Dazwischenreden absehen, dem Andern in aller Stille und Selbstverleugnung bis zu Ende lauschen und dann noch durch Fragen uns vergewissern, ob wir ihn nicht mißverstanden. Welche Selbstzucht gehört doch z. B. zur rechten Exegese, zu der Wissenschaft des Verstehens der Bibel, des Wortes Gottes!

Aber es liegt eben nicht nur an unserm Willen oder der Willensschulung, es ist in den elementarsten Gesetzen der Psychologie begründet, daß wir uns das vollkommne Verstehen einer andern Meinung ohne Umdeutung nicht zutrauen dürfen. Die seelischen Vorgänge des Verstehens, des Apperzipirens, liegen ja klar zu Tage und sind jedem bekannt, aber ihre Bedeutung ist einem nicht immer geläufig und gegenwärtig. Durchs Auge kommt ein Bild von der Außenwelt in unsre Seele; die Deutung des Gesehenen muß unsre Seele selbst geben; kenne ich die Person nicht, die ein mir gezeigtes Bild vorstellen soll, so kann mir das Bild nichts darüber sagen, wer es ist. Alles Erkennen ist im Grunde ein Wiedererkennen. Das Ohr vermittelt der Seele Lautvorstellungen, die sie, wenn sie sie kennt, in einzelnen Worten gruppiren kann; und wenn ihr der Sinn der Worte bekannt ist, kann sie auch den Gedanken in sich reproduziren, den der Andre mit diesen Worten bezeichnen, versinnbildlichen wollte. Die Worte sind nur Zeichen oder Bilder; ihre Deutung muß die Seele des Hörenden oder Lesenden selbst hinzubringen. Kein Gedanke wird durchs Wort unmittelbar aus der Seele des Einen in die des Andern übertragen, wie man naiv wohl annimmt; vielmehr geben die Symbole der Worte nur die Veranlassung, daß der Andre nachdenke, was der Erste mit diesem Zeichen gemeint, gewollt hat. Natürlich kann man die bloßen Worte, ganze Formeln und Sätze ihrem Wortlaut nach auffassen, sich einprägen und wiedergeben; aber von den dadurch bezeichneten Gedanken hat man damit noch keine Spur, so lange man die Worte nicht zu deuten weiß. Die Deutung kann ich aber nur mit meinen eignen Mitteln geben, nur meinem Geistesleben, meinen Kenntnissen und Voraussetzungen entnehmen. Da nun meine Kenntnisse und Voraussetzungen nicht mit denen des Andern identisch sind, so kann auch die Deutung, die ich den wahrgenommnen Wortzeichen gebe, nicht schlechthin mit dem Gedanken eins sein, den der Andre mit seinen Worten verband, sondern nur ihm ähnlich. Natürlich, je gleichartiger die geistigen Vorbedingungen und Anlagen, die Geistesbildung und Lebensführung zweier

Leute ist, um so ähnlicher werden auch bei beiden die durch dieselben Worte gegenseitig hervorgerufnen Gedanken sein, um so besser werden sie sich verstehen. Aber ohne eine Umbildung in irgend einem Grade geht es niemals ab, so heftig man sich auch über das Laster des Umdeutens beschweren mag. Es ist eine psychologische Notwendigkeit.

Man kann nicht einmal sagen, daß solch eine Umbildung immer das Merkmal des Nichtverstehens sei. Beim Unterricht gilt es als Prüfstein des Verstandenhabens, wenn der Schüler das Gehörte mit seinen eignen Worten wiedergeben kann. Es mag also durchaus dieselbe Sache sein, die der Zögling richtig aufgefaßt hat; aber wenn nun der Gedanke sein geistiges Eigentum geworden, also mit seinen übrigen Vorstellungsmassen verschmolzen ist, so giebt er ihm auch bei dem Reproduziren eine seinem Geistesleben entsprechende Färbung. Der neue Gedanke hat sich in die vorhandnen Vorstellungsmassen hineingearbeitet und bildet sie nach seinem Bilde um, aber das geschieht niemals, ohne daß er auch seinerseits durch die ihn aufnehmenden und sich mit ihm verschmelzenden Gedankengruppen bearbeitet und irgendwie abgeändert, ihnen assimilirt und angepaßt würde. Und zwar wird das um so mehr geschehen, je selbständiger der Lernende mit dem neuen Gedanken umgeht, je lebendiger, also auch für sein Geistesleben wirksamer er sie in sich wohnen hat. Nur die toten Gedanken bleiben unveränderlich.

Mit alledem soll natürlich nicht die Bequemlichkeit und Denkträgheit, worauf das Nichtverstehen nur zu oft beruht, in Schutz genommen; es soll auch nicht als menschliches Verhängnis hingestellt werden, daß wir alle verständnislos an einander vorüber laufen müßten, wohl aber möchten diese Ausführungen dazu dienen, daß wir uns gegenseitig milder beurteilen und uns nicht unnötigerweise über die „Voreingenommenheiten," die falschen Auffassungen unsrer Ansicht seitens Andrer u. s. w. ereifern, wenn wir erkennen, wie schwer das ganz zu vermeiden ist. Lehrt die tägliche Erfahrung, daß auch einander ganz nahe stehende, auf einander angewiesene Menschen sich nur zu häufig nicht verstehen, nicht immer wissen „wies gemeint war" bei den Andern, so müßten wir überhaupt lernen, unsern Mitmenschen viel weniger zu zürnen ob der vielen „Mißverständnisse."

G v Rohden

Jesu äußere und innere Stellung zum Alten Testament

1

In dem Streite, den eifernder Unverstand an den Bonner Ferienkursus von 1894 anzuschließen für gut fand, hat Professor Meinhold noch einmal das Wort ergriffen.

Die Schar seiner Feinde wird zwar durch seine Verteidigungsschrift „Jesus und das Alte Testament" nicht verringert werden.*) Die Kämpfer, die gegen ihn im Namen der Wissenschaft und im Namen der Kirche aufgetreten sind, werden ihre Niederlage nicht eingestehen. Und die Rufer nach einem Strafprofessor für Meinhold werden nur noch eifriger neues Material zusammentragen, um ihre Forderung zu stützen. Aber trotzdem: Meinholds „zweites ernste Wort an die evangelischen Christen" war nötig und gut. Die Feinde mögen sich mehren, wenn nur auch die Zahl der Freunde wächst, wenn nur der Appell Meinholds die einsichtigen Männer der Kirche und Theologie auf seine Seite ruft — das thut not. Und wer sein gutes Recht erweist, dieselbe innere Stellung zum Alten Testament wie Jesus der Meister fest und gläubig zu behaupten, sollten den die noch so ernsthaften Drohungen der Gegner stumm und scheu machen können?

Eine undankbare Arbeit ist solche Streitschrift freilich immer, und man kann es Meinhold lebhaft abfühlen, wenn er versichert, daß er nur ungern in das Getöse des Kampfes hinabgestiegen sei, und daß er diese Verteidigungsschrift gern sein

*) Professor Lic. J. Meinhold, Jesus und das Alte Testament. Ein zweites ernstes Wort an die evangelischen Christen. Freiburg, Mohr, 1896. 2,20 Mk. Ueber die gleichbetitelte Schrift Professor Kählers berichten wir demnächst.

letztes Wort zum Streite sein lassen wolle. Was giebt es Lästigeres für einen Mann, der mit scharfem Auge der Wahrheit suchend nachspäht, als mit Leuten streiten zu müssen, die in vermeintlichem Besitze der Wahrheit lieber ihren leibhaftigen Augen nicht trauen, als mit ihrem eingebildeten Besitze Inventur machen wollen? Dennoch mußte Meinhold streiten. Der Feldzug gegen Bonn, zu dem Dammann mit der kleinen, Hammerstein mit der großen Glocke Sturm geläutet hat, ist noch nicht zu Ende. Zwar schießt man augenblicklich nicht mit grobem Geschütz. An die Stelle der Artillerie ist jetzt das Geniekorps der Pioniere getreten. Es wird auf der ganzen Linie, und es wird mit Erfolg minirt. Da gilt es, auf seinem Posten sein. Außerdem war Meinhold von verschiednen Männern angegriffen worden, deren Namen sonst einen guten Klang haben. Solchen Leuten muß man antworten, auch wenn ihre Angriffe für sich allein keine Widerlegung notwendig machen würden.*) Für sehr viele Angreifer freilich ist keine Antwort auch eine — die beste Antwort. Ihnen gegenüber hat Meinhold das Richtige gefunden, wenn er in seiner Schrift ihre Hiebe und Streiche nur gelegentlich beachtet und an gesenkter Klinge abgleiten läßt. Vielleicht hätte er gut gethan, diese Kampfesweise noch öfter, als geschehen ist, namentlich gegen Professor Müller in Erlangen, anzuwenden. Aber darüber wollen wir mit ihm nicht rechten.

Vielmehr haben wir ihm zu danken, daß er mit allem Eifer bemüht ist, den Kampf, der unerfreulich ist, wo er persönlich und — wo er zwecklos ist, auf Prinzipien zurückzuführen, von der hohen Warte eines weiten Gesichtsfeldes aus den Kampfplan zu beleuchten, Klarheit zu schaffen und auch aus sprödem Stoffe zweckvolle Förderung für sich, für seine Leser, für unsre Kirche herauszuarbeiten.

Seinen Gegnern ist solche Kampfesweise nicht recht. Als er in seinem ersten „ernsten Wort" die Scheu, die Resultate der ehrlichen Kritik anzuerkennen, Kleinglauben nannte und den ganzen tobenden Streit als ein Symptom des mangelnden Vertrauens zu dem Gotte, der die Wahrheit ist, auffaßte, da schalt man ihn hochmütig, anmaßend und — „jung." Als er ihn historisch zu verstehen suchte aus den Nachwirkungen der orthodoxen Inspirationstheorie, da hieß es, er verschiebe den Streitpunkt. Und wenn er jetzt Jesu innere Stellung zum Alten Testament für sich und für alle gläubige „negative" Kritik in Anspruch nimmt — was wird man ihm da nicht für Vorwürfe entgegenschleudern! Gerade diese prinzipielle Behandlung der Sache ist es aber, die Meinholds Arbeit aus der Schar der ephemeren Streit- und Verantwortungsschriften heraushebt. Den positiven Gewinn nun herauszustellen, den Meinhold auf diesem Wege erarbeitet hat, ist eine lohnende Aufgabe. Ich nehme sie in Angriff, indem ich mich bemühe, alles Polemische auszuscheiden und nur die Grundgedanken des Buches wiederzugeben. Das viele wertvolle Einzelne muß man bei ihm selbst nachlesen.

2

Um klarer zu erkennen, ist die Wissenschaft oft genötigt, das zu trennen und isolirt zu betrachten, was das Leben vereinigt. Solch isolirtes Betrachten dringt nur stückweise in die Erkenntnis der Wirklichkeit ein, auch die Addition aller Stücke giebt noch kein zutreffendes Bild des Ganzen. Dazu ist eine neue Zusammenschau notwendig, die vom Isoliren absieht, aber alle Ergebnisse dieser Vorarbeit berücksichtigt. Eine derartige Vorarbeit zur Erkenntnis der Wahrheit und Wirklichkeit giebt Meinhold in seiner außerordentlich klaren und scharfen Scheidung und Isolirung von Jesu äußerer und innerer Stellung zum Alten Testament und dessen Gedankenwelt.

Aeußerlich hat Jesus sich nirgendwie anders zum Alten Testament gestellt als alle seine Zeitgenossen. Die tiefste Ehrerbietung vor der Schrift bis zur Heilighaltung ihres einzelnen Buchstabens hat er geteilt. Für Schreiber des heiligen Textes und Verfasser der heiligen Bücher hat er dieselben Männer gehalten, die die Rabbiner dafür hielten. Moses hat ihm den ganzen Pentateuch, David die Psalmen, Jesaia alle sechsundsechzig Kapitel und Daniel das Buch Daniel geschrieben. Die dort erzählte Geschichte ist ihm so verlaufen, wie die Schriftgelehrten es sich dachten, von Schöpfung, Sündenfall und Abels Tode bis zur Ermordung des Zacharias, vom ersten Mose bis letzten Chronika. Die Urväter sind wirkliche Gestalten, die Patriarchen haben so gelebt, wie von ihnen geschrieben steht, und auch daran wird Jesus nicht gezweifelt haben, daß Bileams Eselin wirklich geredet hat. Wer das nicht mit ihm glaubt, d. h. wer nicht die rabbinische Litteraturkritik aus Jesu Zeit in Bausch und Bogen annimmt, der entzieht sich der Autorität Jesu in äußern Dingen.

Aber nicht nur in solchen litterarischen Fragen zeigt Jesus eine große Abhängigkeit von seiner Zeit, auch von der jüdischen Gedankenwelt ist er äußerlich aufs stärkste beeinflußt. Es liegt nicht so, daß er in gleichgiltig-wissenschaftlichen Fragen die irrtümlichen Ansichten seiner Zeit zwar unbesehen angenommen, in Fragen des Lebens und der Weltanschauung aber mit aller jüdischen Beschränktheit gebrochen habe. Sondern in beidem ist er durchaus Sohn seiner Zeit. Das ganze Gesetz samt allen kultischen Geboten scheint ihm fürs ganze Leben verbindlich und ewig giltig zu sein. Der Spruch „Wer eins von diesen kleinsten Geboten auflöset" gilt eben thatsächlich von den kleinsten Geboten der gesamten Thora. Beschneidung und Fasten, Opfer und Passah, Sabbath und Tempel werden bei Jesu oft genug vom Standpunkte des Gesetzes aus beurteilt, das für alle seine Teile, besonders die rituellen, den Anspruch auf ewige Giltigkeit erhebt. Und selbst seine Sendung bezieht Jesus zunächst nur auf das bevorzugte Judenvolk. Er ist nur gesandt zu den verlornen Schafen von Israel. Sogar seine Jünger sollen bis zu seiner Wiederkunft nur den Juden das Evangelium verkündigen.

Mag man gegen Einzelnes in dieser Darstellung von Jesu äußerer Stellung zum Alten Testament seine kritischen Bedenken haben, das Eine folgt jedenfalls unwiderleglich daraus: Jesu äußere Stellung zum Alten Testament hat in keiner Weise für uns lehrgesetzlich verpflichtende Kraft. Und keiner, der in irgend einem der vorgenannten Dinge sich von Jesu Anschauung emanzipirt, hat das Recht, sich als Richter über Andre aufzuspielen, die bei der Emanzipation konsequenter verfahren.

3

Betrachten wir nun von dieser Untersuchung isolirt Jesu grundsätzliche innere Stellung zum Alten Testament, so ergiebt sich ein völlig andres Bild.

Jesus hat das Alte Testament erfüllt. Jede Erfüllung ist aber zugleich Auflösung. Und Jesus ist sich dieser seiner prinzipiell auflösenden Stellung zum Alten Testament zweifellos bewußt gewesen. Wohl wurzeln Jesu Person und Lehre im alttestamentlichen Volke und in der alttestamentlichen Religion, dennoch aber steht er samt seiner Lehre in unversöhnlichem Gegensatze zu der alttestamentlichen Religion seiner Zeitgenossen. Am schärfsten ist der Widerspruch des Neuen gegen das Alte in drei kardinalen Dingen: in Jesu Lehre von Gott, vom wahren Gottesdienste, von seiner eignen Person.

Jesus weiß und lehrt von Gott, daß er „Geist" und daß er die vollkommne Liebe ist. Damit geht er weit hinaus über das Alte Testament, selbst über die größesten unter den Propheten, die wohl diese Erkenntnis vorbereitet, aber sie niemals rein von irdischen Hüllen, von fleischlichen Hoffnungen haben lösen können. — Ist Gott Geist, so folgt daraus: auch „Wort Gottes" muß etwas rein Geistiges, kann nichts irgendwie Mechanisches, etwa heilige Wörter, heilige Buchstaben, „heilige Schrift" sein. Gottes Offenbarung darf nicht mehr (wie im ganzen Alten Testament) materialisirt, aus dem Geistigen ins Irdische, Menschliche hinabgezogen werden. Und namentlich die Gotteserscheinungen, von denen das Alte Testament berichtet, lassen sich auf keine Weise mit dem Worte Jesu in Einklang setzen: „Niemand als der Sohn hat den Vater je gesehen," einem Worte, das gerade im Hinblick auf das Alte Testament gesagt ist.

*) Z. B. Orellis Artikel in Luthardts Kirchenzeitung (auch unter dem Titel „Wider unberechtigte Machtsprüche heutiger Kritiker," Düsseldorf, Schaffnit, 1895 als Broschüre erschienen) waren wirklich dürftig und leider nicht frei von wenig schönen Zügen.

Der wahre Gottesdienst ist Jesu allein der Glaube. Das ganze Ritualgesetz, das doch als Gottesdienst gelten will, hat ihm gar keine religiöse Bedeutung. So ist der Mensch ein Herr des Sabbaths, weil der Sabbath des Menschen wegen gemacht ist. Und das Sittengesetz — wenn anders man diese christliche Unterscheidung ins Alte Testament eintragen will — vermag auch seinen gehorsamsten, legalsten Knecht nicht zu Jesu Vater zu bringen. Welche Kluft zwischen Jesus und dem Gesetze! Aber auch noch welch weiter Abstand zwischen Jesus und den Propheten! Wohl wissen auch diese von wahrem, wirklichem Glauben als dem rechten Gottesdienste. Aber ihnen ist es Zuversicht auf Jehovah, den Gott Israels. Für Jesus ist es Glaube an den Gott, der ein Vater ist über alles, was da Kinder heißt im Himmel und auf Erden.

Von seiner eignen Person lehrt Jesus, daß er nicht der Messias sein wollte, der in den alttestamentlichen Weissagungen geschildert ist. Ja, Christus ist nicht der vom Alten Testament verheißene Messias! Der ist weltlicher Herrscher. Jesus Christus ist Herr auf dem Gebiete der Geister. Das ist aber nicht etwa eine Erfüllung der messianischen Weissagung „in anderm Sinne," sondern das ist eben keine Erfüllung des alttestamentlichen Messiasbildes. Zu einem ganz andern Bilde sieht sich Jesus als die Erfüllung an: zum Bilde des „Gottesknechtes." Die unter diesem Bilde geschilderte Aufgabe der Phropheten an Israel, Israels an den Heiden, Mittler des Heils zu werden, ist in ihm erfüllt. Messiashoffnungen wies Jesus ab — diese ganz andern großen Gedanken vom Gottesknecht erkannte er wieder in seinem Leben, Leiden und Sterben. Aber er ist nicht nur Mittler zwischen Gott und Israel. Das war auch der einzelne Prophet. Er ist es zwischen Gott und der ganzen Welt.

So Jesu innere und prinzipielle Stellung zum Alten Testament! Steht sie nicht in derart klaffendem Gegensatze zu seiner äußern Stellung, daß die Vereinigung solchen Widerspruches in seiner Person uns undenkbar erscheinen müßte? — Der Widerspruch ist da. Wer sich an Jesu innere Stellung hält, muß ihm in Bezug auf die äußere mancherlei Irrtümer zutrauen. Aber der Widerspruch erscheint uns nur dann so groß, wenn wir in scharfer Distinktion da begriffliche isolirende Scheidelinien ziehen, wo die Einheit der Person das Mannichfaltige und Widersprechende zu einem dennoch wesentlich, weil innerlich, einheitlichem Leben verschmilzt. „Es ist, sagt Meinhold, bei Christo so, wie bei jeder reformatorischen oder schöpferischen Erscheinung auf dem Gebiete der Religionsgeschichte: die neuen Gedanken werden in voller Wucht ausgesprochen, die Folgerungen aber, die mit diesen Hauptgedanken verbunden sind, und die sich bis auf die kleinsten Dinge der Lehre und der Geschichte erstrecken, hat er selbst nicht gezogen."

4

In einem kürzern Schlußabschnitte zeigt dann Meinhold, daß die kritische Arbeit unsers Jahrhunderts nur das im Alten Testament beiseite geschoben hat, was für Jesus selbst irrelevant war, die Gesetzesreligion der Juden, daß sie aber gerade das am hellsten und klarsten in ihrer Zusammenschau der israelitischen und jüdischen Geschichte beleuchtet, was für Jesus selbst aus seines Volkes Vergangenheit das Wertvollste und Wichtigste gewesen ist — die prophetische Religion. So muß eine theologische Darstellung der alttestamentlichen Heilsgeschichte, wenn sie der modernen Kritik folgt, eben das ins Zentrum rücken, worin Jesus selbst wurzelte — soweit er überhaupt in Irdischem und in einer geschichtlichen Vergangenheit seine Wurzeln hatte.

Treffender als durch solchen Nachweis kann die Verleumdung, als stürze die neuere Kritik das Christentum, gar nicht widerlegt werden. Das Einzelne in der Kette dieser Schlüsse lasse man sich von Meinhold selbst sagen. Besonders beachte man da auch, wie schlagend er die Versuche Orellis widerlegt, unhaltbare Traditionen durch Scheingründe zu stützen. Nur das Wichtigste aus Meinholds anregendem Buche wollte ich in oft engem Anschlusse an seine eignen Worte mitteilen — aber dabei mußte ich vielmals verzichten auf die lebendige Frische seiner Darstellung, auch auf die polemische Schärfe seiner Ausführungen und auf eingehendere Beachtung seiner kritischen Seitenblicke auf die kirchliche Gegenwart. Beides dürfte für manche, die ein trocknes und nüchternes theologisches Buch nicht lesen würden, seine Schrift noch lesenswerter und fesselnder machen.

Schiele

Die deutschen Trappisten in Südafrika

2

Gleich am ersten Nachmittag hatte ich dem Prior meinen Besuch abzustatten, wobei eins der größern Zulumädchen aus dem Schwesternhaus mich begleitete. Es interessirte mich auf dem Wege, mir von der schwarzen Sophia, die etwa siebzehn Jahre zählen mochte, erzählen zu lassen. Sie sprach ganz geläufig Englisch, und ihre Eltern waren vor einigen Jahren getauft worden, worauf sie das Kind zur Erziehung hierher gegeben hatten. Sophia selbst war erst vor zwei Jahren hier getauft worden. — Denkst du jetzt anders über das, was du thun und lassen mußt, fragte ich sie, als früher vor deiner Taufe? Sie lächelte. — In einem Stück ists mir jetzt ganz anders, sagte sie. Als ich vor vier Jahren hierher kam, haßte ich alles Lernen und Arbeiten. Zu Hause hatte ich nie etwas gethan als Spielen, und hier sollte ich immer etwas thun; ich dachte oft ans Davonlaufen. Aber nun, seit ich dem lieben Gott angehöre, arbeite ich so gern, so gern. Ich fühle mich gar nicht glücklich, wenn wir einmal nicht recht etwas zu thun haben. — Ja, bei einer Afrikanerin und besonders bei einem Zulumädchen schien das ein leuchtender Beweis wahrer Bekehrung.

Als wir uns den Klostergebäuden näherten, bemerkte ich, daß das künftige Kloster, wenn vollendet, ein Viereck bilden sollte, das einen weitläufigen Hofraum umschloß. Eine großartige Basilika bildete jetzt nebst dem Abtshause die eine Seite, die andern Gebäude waren teils vollendet, teils im Bau begriffen oder durch eiserne Schuppen ersetzt; an einer Seite war der Raum noch ganz offen. In der Umgebung dieser Klostergebäude befanden sich noch viele andre dazugehörige Häuser: die Wohngebäude der Knaben und Jünglinge, die von den Trappisten erzogen wurden, Handwerksstätten, Remisen, Niederlagen, Scheunen und Stallungen. Ueberall sah man Mönche, die emsig arbeiteten, Patres in weißer Kutte mit schwarzem Skapulier, und ihre Novizen ganz in Weiß gekleidet, und dann die Laienbrüder in braunen Kutten. Bei der Verteilung der Arbeit schien kein Unterschied gemacht zu werden; die weißen sowie die braunen Kutten sah man bei allerlei Beschäftigung. Hier stand ein Trappist auf der Leiter, um eine Mauer zu tünchen, dort sah man einige beim Holzsägen, andre trugen allerlei Lasten in ihre Warenlager. Durch die offenstehenden Thüren der Werkstätten hörte man das Hämmern der Schmiede und das Hobeln der Schreiner — sonst tiefes Schweigen ringsum; kein Laut einer menschlichen Stimme. Nur eine Ausnahme gab es: durch die offnen Fenster des Schulhauses hörte man das Summen von Kinderstimmen, und dazwischen den tiefen Baß des Lehrers; ja und noch eine Ausnahme: draußen unter den Bäumen spielte ein freundlicher Bruder trotz Kapuze und Sandalen mit etwa einem Dutzend kleiner Bübchen. Sophia nickte den Kleinen fröhlich zu; sie waren erst kürzlich von den Schwestern, die sie bis zum fünften Jahre behielten, zu den Trappisten übergesiedelt, und der gute Bruder machte nun, wie es schien, die Kinderfrau. — Als meine Führerin ihm erklärte, daß ich zum Herrn Prior wollte, verbeugte er sich schweigend und ging uns voraus zum Abtshause, wobei seine kleinen Pfleglinge ihm wie die Kücken nachliefen.

Die Abtei Mariannhill, von der so große und bedeutende Werke ausgehen, ist jedenfalls die kleinste Abtei der Welt, denn sie besteht nur aus vier großen Zimmern; links ist das Geschäftszimmer, wo einige Brüder als Sekretäre am Schreibtisch sitzen, und rechts das beste Zimmer, das dem Bischof, wenn er zur Visitation kommt, als Wohnstube dient; oben darüber liegt rechts das Schlafzimmer für solche erlauchte Gäste und links das Sprechzimmer des Abts. Das ist alles. — Unten in des Bischofs Zimmer empfing mich der Prior, ein kräftiger, verständig aussehender

Mann von vierzig bis fünfzig Jahren in weißer Kutte und schwarzem Skapulier. Er bot mir einen Sessel an und nahm mir gegenüber Platz, während Sophia sich bescheiden neben der Thür niedersetzte. Denn da die Regel der Trappisten es keinem von ihn erlaubt, mit einem weiblichen Wesen ohne Zeugen zu reden, so war Sophia wie mein Schatten in meiner Nähe, so oft ich in jenen Tagen in den geheiligten Bezirk des Klosters eintrat. — Ich benützte meinen Besuch beim Prior, um mir alle gewünschte Auskunft über die mir von jeher interessante Trappistengemeinschaft zu erbitten; und der hochwürdige Herr antwortete mir auf alle Fragen freundlich und bereitwillig, jedoch in einem eigentümlich präzisen gedrängten Stil, wie ein Mann, der gewohnt ist, wenige Worte zu machen.

Der Trappistenorden, wie wir ihn jetzt vor uns sehen, hat die ursprüngliche strenge Regel des ersten Ordensstifters im Abendlande, des heiligen Benedikt von Nursia, erneuert. Eine meiner ersten Fragen an den Prior war darum, wie es möglich sei in unsrer Zeit, da doch das Menschengeschlecht viel schwächer sei als früher, daß ein Orden von solcher Strenge sich behaupten könne. — Ich halte es nicht für erwiesen, erwiderte er, daß die Menschen jetzt schwächer sind; sie sind nur mehr an Luxus gewöhnt, sind dadurch verweichlicht und bequem geworden und scheuen sich deshalb vor Entbehrungen. Auch in den ersten Jahrhunderten der Christenheit war nicht jeder für den Mönchstand geeignet oder hätte unsre Regel aushalten können. Neben dem ernsten Willen, sich selbst zu verleugnen und der Welt abzusagen, gehörte eine kräftige Konstitution dazu, als Jünger des heiligen Benedikt zu leben, sowie sie jetzt dazu gehört, ein Trappist zu sein. Die Ordensväter von La Trappe reformirten den Benediktinerorden so, daß er zu der alten Strenge zurückkehrte, und die Zahl ihrer Ordensglieder nahm gerade dann bedeutend zu. In unsern Tagen, wo die Genußsucht und Weichlichkeit so allgemein sind, wenden sich, wie durch eine natürliche Reaktion dagegen, gerade besonders viele, die das Ordensleben erwählen, den Trappistenklöstern zu.

Wie viele Novizen haben Sie jetzt hier in Mariannhill? fragte ich. — Etwa siebzig, antwortete der Prior, aus allen Ständen und Nationen, von denen wir aber am Ende ihrer Probezeit nur etwa ein Drittel behalten. Die andern sind entweder leiblich zu schwach, um die strenge Arbeit im heißen Klima bei der einfachen Nahrung auszuhalten, oder sie werden dieses Lebens in Schweigen, Gehorsam und Abgeschiedenheit müde. Jeder der zu uns kommt, wird aufgenommen, ohne daß wir nach seinen Verhältnissen und seinem frühern Leben fragen. Soviel er will, sagt er dem hochwürdigen Abt oder mir, und wünscht er als Novize einzutreten, so heißt es: Friede sei mit dir, komm herein. Dann muß er schweigen, arbeiten und beten wie wir alle, und verkehrt nur mit seinem Beichtvater und uns, seinen Vorgesetzten. Will er wieder gehen, so hält ihn niemand; wir geben ihm seine Kleider zurück und einen Laib Brot mit auf den Weg. „Friede sei mit dir," dann ist er wieder frei.

Aber, wendete ich ein, sind Sie auf diese Weise nicht in Gefahr, übel berüchtigte Leute oder flüchtige Verbrecher im Kloster aufzunehmen und mit der Kutte zu bekleiden?

Gewiß kommt das manchmal vor, erwiderte der Prior, wir sind eben keine Richter und Inquisitoren, sondern Jünger des barmherzigen Herrn, der allen Menschen helfen will. Jeder Verbrecher, das wissen Sie selbst, kann sich bekehren und ein Heiliger werden. Warum sollten wir ihm die Zufluchtsstätte wehren, wenn Gott ihn zu uns führt?

Aber wenn er mit übeln Absichten käme ohne den Willen, sich zu bekehren, könnte er dann nicht Verwirrung und Unheil im Orden anrichten oder ihm auch äußern Schaden thun?

Der Prior lächelte. Das hat keine Gefahr; zu stehlen giebt es bei uns nichts; da alle Räume gemeinsam sind, ist jeder sozusagen immer unter Aufsicht. Der Novize hat gar keinen Verkehr mit Außenstehenden, kann auch mit den Brüdern nicht reden, und glauben Sie mir, solche Bösewichte oder unlautere Menschen gehen bald genug von selbst wieder. Wir brauchen überhaupt selten einen Novizen fortzuschicken. Wer

nicht in reiner Absicht kommt, um der Welt abzusterben und Gott zu leben, dem ist unsre Regel ganz unerträglich. Der Trappistenorden reinigt sich immer von selbst einfach durch diese seine Regel.

Würden Sie die Güte haben, mir die Hauptpunkte der Trappistenregel mitzuteilen? bat ich den Prior.

Gern, erwiderte er. Natürlich ist die Regel etwas verschieden für die Patres, die entweder Priester oder sonst Männer aus gebildeten Ständen sind, und für die Laienbrüder, die sich aus dem Bauern- und Handwerkerstande rekrutiren. Zwar mit unsern Händen zu arbeiten, sind wir alle verpflichtet; sogar unser hochwürdiger Herr Abt, der 75 Jahre alt ist, sägt alle Tage einige Stunden Holz. Aber natürlich müssen die, denen die Seelsorge, der Unterricht der Heiden, die Schulen und die Verwaltungsgeschäfte obliegen, nicht so viel in Handwerk oder Ackerbau arbeiten als die Brüder, die nichts andres können. Was unsre geistlichen Uebungen betrifft, so haben die Patres und ihre Novizen regelmäßig in den Tag- und Nachtstunden das alte Offizium des heiligen Benedikt zu beten, das im Ganzen mehrere Stunden in Anspruch nimmt. Dazu müssen sie schon um 2 Uhr aufstehen. Die Laienbrüder haben dagegen kürzere und einfachere Gebetsübungen und dürfen daher auch eine Stunde länger schlafen. Jeder muß immer beschäftigt sein mit irgend einer Arbeit, die ihm zugeteilt ist, außer einer Mittagsstunde, wo wir alle ruhen dürfen. Zwischen 7 und 8 Uhr legen wir uns nieder.

Und wie ist Ihre Nahrung beschaffen, von deren Dürftigkeit man so viel erzählen hört? fragte ich weiter.

Die ist nicht geringer als die Nahrung aller strengen Vegetarianer. Hier im heißen Klima, wo man morgens vor Erschlaffung kaum nüchtern arbeiten könnte, bekommen wir morgens um 6 Uhr einen Becher schwarzen Kaffee mit einem Stück Brot. In Europa fällt dies weg, und die erste Mahlzeit ist das Mittagbrot um 11 Uhr. Bei diesem haben wir zwei Gänge; erst eine Suppe von Mehl, Brot oder Erbsen, dann eine Schüssel mit Hülsenfrüchten und eine andre mit frischem Gemüse, zum Nachtisch Obst. Jeder erhält dabei seine Ration von Brot und Wein. Hier, wo wir den Traubenwein nicht machen können, bereiten wir statt dessen einen Trank von Tamarinden und gelbem Zucker, der, wenn er leicht gegohren ist, säuerlich süß und erfrischend schmeckt. Unser Brot ist das Kleienbrot, das jetzt auch in der Welt wieder Mode wird. Das Abendessen um 6 Uhr ist wie die Mittagsmahlzeit. In Krankheiten dürfen wir Milch, Eier und Butter genießen; sonst ist Oel das einzige Fett, das wir gebrauchen. Und auf Reisen nehmen wir Brot und Käse, sowie einen Schlauch Tamarindenwein mit uns. — Eben trat ein Bruder ins Zimmer und erhob die Finger der rechten Hand. Der Prior machte ein antwortendes Zeichen, das die Erlaubnis zum Sprechen gab, worauf der Bruder eine Meldung über eingetroffne Briefe machte und eine kurze Auskunft erhielt.

Bruder Fridolin, sagte dann der Prior, so oft diese Dame in den nächsten Tagen an der Glocke der Abtei läutet, halten Sie sich bereit, sie auf der Station herumzuführen und ihr zu zeigen, was sie interessirt. — Bruder Fridolin, ein älterer Mann mit einer Brille, verbeugte sich und ging.

Einer unsrer Sekretäre, äußerte der Prior. Er ist fast immer hier im Hause beschäftigt.

In diesem Augenblick, da ich nach dem Fenster blickte, sah ich einen langen Zug die Landstraße daherkommen — die Trappisten, die von der Feldarbeit zurückkehrten. Meist Laienbrüder in brauner Kutte, zwei oder drei weiße Mönche dazwischen und zu meiner großen Verwunderung auch mehrere Knaben von siebzehn bis achtzehn Jahren in Mönchskutten und Sandalen. Sie gingen alle einzeln, immer mit drei bis vier Schritten Zwischenraum, den Kopf gesenkt, die Augen zur Erde gerichtet; jeder trug sein Werkzeug über der Schulter, zuletzt folgte eine Gruppe von schwarzen Männern und Jünglingen, die plauderten und lachten und sich bald nach allen Seiten zerstreuten. — Da sehen Sie einen Teil unsrer Klosterleute, die des Tages Last und Hitze getragen haben, äußerte der Prior. Da, der alte Bruder mit dem weißen Bart ist schon fünfundvierzig Jahre im Orden

und arbeitet noch als der Rüstigsten einer. Das ist ein Vorteil unsrer Lebensweise, daß wir im heißen Afrika auf dem Felde arbeiten können, ohne so durstig und matt zu werden wie fleischessende Europäer. Diese Brüder hier vertreten fast alle europäischen Völker, Polen, Italiener, Ungarn; die meisten aber sind Deutsche, und Engländer haben wir im ganzen nur zwei, so viele auch schon im Noviziat waren, die englische Konstitution scheint für die Trappistenregel die ungünstigste zu sein.

Und diese jungen, halberwachsenen Leute?

Haben sich aus Drang zum Trappistenleben als Novizen aufnehmen lassen. Und ich kann Ihnen sagen, daß gerade die besten und glücklichsten unter unsern Mönchen solche sind, die in früher Jugend eintraten. Da gewöhnt man sich am besten an dies Leben in Arbeit, Schweigen und Entsagung.

Indes hatten sich die Heimkehrenden in den Klostergebäuden verloren, und ich stand auf, um meinen Besuch zu beenden, wagte aber vorher noch eine Frage.

Verzeihen Sie, hochwürdiger Herr, aber scheint es Ihnen notwendig, daß man, um Gott recht zu dienen, sein Leben in Stillschweigen zubringen müsse, da er selbst doch uns die Sprache verliehen hat?

Der Prior lächelte. Jeder religiöse Orden hat eben seine besondre Regel, und unser heiliger Vater Benedikt, dessen Vorschriften sich bis heute unter uns erhalten haben, wußte wohl, wieviel Gottes Geschöpfe gerade durch Worte sündigen. Darum meinte er, es solle auch einmal solche geben, die diese Sünden vermeiden. Wir versuchen, Gottes Willen zu thun ohne unnötiges Reden. Andre üben sich in andern guten Dingen, jeder nach seiner Weise. Für Gottes Reich und zu seinem Lobe dürfen wir unsre Zungen brauchen; aber was Unterhaltung und sonst überflüssiges Reden betrifft, begeben wir uns unsers Rechts gemäß unsrer Ordensregel. Unsre Missionsschwestern drüben aber, wie Sie bemerken werden, haben täglich zweimal eine Stunde, in der sie mit einander reden dürfen, soviel sie wollen. Ja, den Frauen würde die Regel des Schweigens sonst zu schwer.

Ich wandte mich zur Thür, und der Prior begleitete mich durch den Klosterhof. — Noch hätte ich Sie gern gefragt, ob unter Ihren Brüdern dahier sich ein gewisser Wilhelm N. befindet? sagte ich noch. Er war lange Gärtner in einem mir befreundeten Hause, bis er endlich ins Trappistenkloster auf dem Oelenberg im Elsaß eintrat. Wir hörten später, er sei jetzt hier bei Ihnen, und ich würde ihn gern wiedersehen, da er uns als ein lieber und treuer Mensch wert gewesen ist.

Der Prior war an Selbstbeherrschung gewöhnt; aber dennoch, als er jetzt einen Augenblick schwieg, sah ich an dem Ausdruck seines Gesichts sogleich, daß der Gärtner Wilhelm in Mariannhill war. Nun, sagte er dann langsam, es mag wohl sein, daß er hier irgendwo in einer Kutte herumläuft; aber leider könnte ich Ihnen den Mann keinenfalls vorstellen. Mit dem Gelübde im Trappistenkloster ist Jeder der Welt abgestorben; er ist tot für Verwandte, Freunde und Bekannte.

O wie schwer, wie hart ist doch Ihre Regel, rief ich unwillkürlich.

Der Prior deutete mit der Hand auf einen lateinischen Spruch, der über einem Thor, an dem wir eben vorübergingen, in Stein gehauen war:

Denn ihr seid gestorben, und euer Leben ist verborgen mit Christo in Gott.

Wir nehmen das wörtlich, sagte er. Ich wußte nichts mehr zu antworten. Da wir jetzt an der Straße angelangt waren, die zum Schwesternhaus führte, entließ mich der Prior mit dem in seinem Orden üblichen Gruße: Benedicite Dominum.

P D v Blomberg

Ueber den Begriff der christlichen Litteratur, ihre Stellung und Aufgabe in der Gegenwart

2

Mit Hilfe dieses Begriffs von dem, was christlich ist, dessen nähere Begründung außerhalb der Grenzen und des Zweckes unsrer Ausführungen liegt, läßt sich nun, denk ich, unschwer

von den verschiednen Arten der christlichen Litteratur sagen, in welchem Grade und Maße jede einzelne sich als christlich ausweist. Zuhöchst, weil am bewußtesten und unmittelbar dem Erlösungszwecke dienend, ist denn die gesamte christliche Erbauungslitteratur, die religiöse Litteratur, als christlich zu beurteilen, in welcher Gestalt sie auch auftrete: ob mehr durch Lehre auf die Erkenntnis oder mehr durch Gemüt und Gesinnung auf Gefühl und Willen wirkend, ob ferner geradezu für den Zweck der Anbetung bestimmt oder nicht: denn immer ist hier der Endzweck der christlichen Religion die Beseligung durch Erlösung von Irrtum und Sünde auch zugleich der gewollte nächste Zweck. Sodann hat alle Litteratur, die die Aufklärung über kirchliche Dinge, über gesellschaftliche und staatliche Zustände betreibt und ihre Besserung durch Rüge, Mahnung, Belehrung will, den Anspruch, christlich zu heißen. Für die kirchliche Litteratur bedarf das keiner Begründung; denn die vom Aberglauben und Unglauben erlösende christliche Religion ist als solche Anbetung im Geist, innere und bedarf darum auch der äußern, damit die innere erscheine und durch sie immer wahrer werde, also auch der Anstalt dazu, der Kirche, des Kultus und so fort. Aber auch alle Litteratur, die sich um Reinigung und Besserung unsrer sozialen und politischen Zustände bemüht, wenn nur die erstrebte Reinigung nicht in Wahrheit eine Verunreinigung und die gewollte Besserung nicht eine solche ist, die sich nur die Selbstsucht (etwa die Parteiselbstsucht) oder das Vorurteil oder die niedre Leidenschaft als Besserung vorspiegelt, die aber in Wirklichkeit eine Verschlimmerung ist — auch die der Erhöhung des zeitlichen Wohles bestimmte Litteratur ist ihrem Endzweck nach eine christliche. Denn das zeitliche Leben ist des geistigen wegen da, das Leben in der Welt wegen des Lebens in Gott, und je vollkommener die Zustände auf Erden, desto tüchtigere Gefäße und Mittel sind sie für die Erscheinung und Vollendung des Reiches der Himmel, das freilich zuerst inwendig ist, aber dann auch nach außen wirkend und wirklich. Auch solches wüßte die Menschheit nicht ohne Christenheit und ohne Christus, der, weil er der Erlöser von Irrtum und Sünde ist, auch vom leiblichen und zeitlichen Verderben befreit oder, wo das noch nicht, es mindert und lindert. Alle Litteratur also, auch die dahin arbeitet, das äußere Wohl zu erhöhn in Wahrheit, der gebührt auch der Name christlich; denn sie ist aus des Menschheitserlösers Geist und einig mit ihm, freilich nach Stufen und Graden, je nachdem bei diesen Bestrebungen das Bewußtsein, der Herrschaft des erlösenden Geistes Gottes in den Seelen zu dienen, stärker oder schwächer ist. So wahr aber und gewiß, wie wir die Sonne sehen, wenn es Tag ist, wissen wir: alles Bemühen in Wort und Schrift um irdisch-sinnliche Wohlfahrt, wenn sie als der letzte Zweck verfolgt wird und kein höheres Ziel dahinter und darüber glänzt, betrügt die Welt und ist unchristlich, wie es sich endlich auch als unmenschlich und grausam erweist, hätte es auch Lippen, die vom Honig der Weisheit und Menschenfreundlichkeit triefen.

Endlich noch beschauen wir den fruchtbeladnen Zweig der schönen Litteratur. Wie reich entwickelte Triebe christlichen Schriftwesens finden sich auch da! Allerdings auch manche Scheinfrucht ist darunter. Aber wir achten jetzt nicht darauf, sondern freuen uns der Mannichfaltigkeit dieser Hervorbringungen und fragen: In diesem Garten der Poesie vom hochragenden Drama, von der tiefdringenden Gedankendichtung, vom Roman, der die großen Probleme der Zeit und des Daseins behandelt, bis zu den ungezählten Novellen und Gedichten, die täglich die Blätter füllen: was erwirbt ihnen denn jedesmal das Recht, zur christlichen Litteratur im weitern Sinne gezählt zu werden? Ich antworte: nicht schon und nicht erst der Umstand, daß in dergleichen Schriften christlich-kirchlicher Inhalt zu Grunde liegt und in freundlichem Sinne behandelt ist. Nicht schon, sage ich, macht so etwas z. B. eine Geschichte zu einer in Wahrheit christlichen. Allerdings in weiten Kreisen scheint man dafür zu halten, und zu meinen: wenn nur etwa in einer Novelle edle Pfarrer, interessante Kandidaten, ebenso frommgesinnte wie schöne und reiche Baroneſſen und herzige Pastorentöchter oder gar Apostel und Kirchenväter vorkommen, so sei sie auch für eine christliche zu halten und nach

andern Merkmalen der Christlichkeit nicht weiter zu fragen. Aber hier gilt das Wort: Name ist Schall und Rauch! und man kann nur wünschen, daß das Publikum endlich solcher Sachen müde werde, obwohl ja freilich die Leserschaft, für die das immer wieder variirte Thema Liebe, Brautstand und Heirat das Haupt- und Herzensthema bleibt, stets neu heranwächst. Aber auch, wenn christlich-kirchliche Dinge mit Verstand und in würdigem Sinne behandelt sind, nicht dadurch erst wird ein poetisches Erzeugnis christlich. Unser Begriff vom „Christlichen" gestattet und nötigt, die Grenze um das Gebiet der christlichen Dichtung (ob in Prosa oder Versdichtung) weiter zu ziehen, nämlich so weit, daß alle Litteratur, die uns den Blick für die Welt schärft, ohne für den Himmel uns abzustumpfen, die uns erfreut, erhebt und rührt, ja auch nur unterhält, ohne das niedre Begehren zu stärken, den Willen zu irren und die Seele für ihr Ziel und Leben in Gott zu schwächen, auch christliche Litteratur ist. Denn nicht das erst adelt ein Dichterwerk zu einem christlichen, d. i. dazu, zum Bau an der Verwirklichung des Erlösungs- und Beseligungszwecks der Menschheit etwas, wenn auch nur ein Sandkörnchen, beizutragen, daß Gegenstände des christlichen Glaubens darin verhandelt oder irgend direkt erbauliche Elemente ihm zugefügt sind, sondern selbst schon jede Befreiung der Seele von der Not und Last der harten Wirklichkeit und die Sänftigung ihres Grauens vor all den Larven, die die Welt entstellen und die Lust in ihr zu wirken lähmen, durch unschuldigen, durch die Phantasie vermittelten Genuß stärkt und labt und macht fähiger zum Ernst in der Verwirklichung des durch die christliche Religion geheiligten und gewiesenen Lebensberufs. Also auch solche Erholung und solche sie gewährende Poesie und Kunst mit allen Digressionen und Mischungen des spielenden Humors oder der scharfen Satire ist in Christi Geiste, und nur alles aus dem Triebe niedrer Sinnlichkeit und liebloser Ichsucht entstammende und den gottwidrigen Instinkten der Seele dienende, alles nur Scheinende, sich selbst Gefallende, Unlautre trägt das Brandmal seiner Verwerfung an der Stirn im Leben wie nicht minder in Kunst und Poesie; und alle Dichtung mit diesem Stempel, prangte sie gleich mit Ehren und Namen, sei ewig verbannt aus den Provinzen der christlichen Litteratur.

3

Weiter nun fragt es sich: welche Stellung nimmt diese so verstandne christliche Litteratur in der Gegenwart ein? unter welchen Zeichen steht ihr Dasein und Wirken in unsern Tagen? Wir prüfen diese Zeichen und sagen zuvörderst: die Stellung der christlichen Litteratur ist gegenwärtig in mehrfacher Hinsicht eine schwierige, und wir verhehlen uns diese Schwierigkeit nicht.

Sie wird uns deutlich, wenn wir zuerst auf die Feindseligkeit merken, mit der eine zahlreiche Gegnerschaft heutzutage dem christlichen Schrifttum das Recht des Daseins überhaupt bestreitet. Irre ich nicht, so sind in dieser Gegnerschaft zwei Hauptgruppen zu unterscheiden. Die eine zielt in ihrer Befehdung der christlichen Litteratur mehr auf die Bestimmung des Christlichen in ihr, die andre auf ihren Anspruch, als Litteratur zu gelten; jene richtet die Mittel ihrer Macht gegen die religiösen Voraussetzungen und Zwecke des christlichen Schriftwesens, diese ist bestrebt, es im Namen der Poesie und Kunst selbst zu entrechten.

Zuerst also die Bekämpfer und Gegner der christlichen Litteratur ihrer Christlichkeit wegen! In gar mannichfaltiger Rüstung, unter sich vielfach höchst uneinig, in der Art, wie, und in den nächsten Beweggründen, aus denen sie der ihnen lästigen und widerwärtigen, mindestens unbequemen und unnütz erscheinenden Gegnerin Licht und Luft mißgönnen, der Ohnmacht und dem Nichts zuführen möchten, durchaus von einander verschieden, stehen sie doch zur Erwirkung dieses Erfolges wie ein großes, planmäßiges, ausgemustertes Heer zusammen! Da sind denn die Gebildeten unter den Verächtern der christlichen Religion. Zwar die Strömung der Zeit in den bevorzugten Kreisen der Gesellschaft ist einem offnen Zurschautragen dieser Verachtung nicht mehr so günstig, ja der Wunsch, sie zu verdecken, wenn es der Zwang gebietet, macht oft seltsame Figuren. Ueberhaupt ist die ausdrückliche Pflege und Förderung des Unglaubens durch das Wort des zersetzenden Verstandes, des Spottes und Witzes, wie sie einst von den Salons der starken Geister ausging, viel vorsichtiger geworden, ja aus der Mode gekommen, seit die Folgerungen aus jenen lustigen Negationen in den geräuschvollen Werkstätten des Arbeiters und in der Lehmhütte des Tagelöhners sich — aber in gar nicht belustigender Gestalt — praktisch geltend zu machen angefangen haben. Aber die Gleichgiltigkeit der so gerichteten Kreise gegenüber aller Litteratur, die den Aufbau des Lebens auf dem Grunde des Christentums erstrebt oder mit solchem Ziele nur geistesverwandt ist, ist ebenso erklärlich wie groß; ja aus ganz andern Quellen als aus dem Evangelium Christi schöpfen ungezählte hochgebildete Deutsche, die sich doch bewußt sind, Mitführer zu sein auf dem Wege nationaler Entwicklung.

Weiter tritt vor unsern Blick der große Haufe aller derer, die freilich keinen Philosophen lesen, überhaupt nicht selber denken, sondern sich von Tagesmeinungen und -Stimmungen treiben lassen, weil das bequemer ist. Ich meine damit den Durchschnittsmenschen unsrer Zeit, in dem sich der Niederschlag ihrer hundertfach verschlungnen Kulturelemente als Abkehr von allen tiefern Fragen verkörpert hat. Was da über die fünf Sinne und ihren Genuß hinausgeht, ist für die Seele nicht vorhanden. Die ins unendliche gesteigerten Genuß- und Zerstreuungsmittel, die von unsrer überfeinerten Zivilisation geboten werden, die Leichtigkeit, mit der sie gegen früher zugänglich gemacht sind, das unendliche Geräusch, das die Herbeischaffung immer neu angelernter Bedürfnisse für unser verwöhntes Geschlecht verursacht, verbaut für unzählig viele den Zugang in das Innere der Seele, benimmt dem dahineilenden, ruhelosen Leben jede Feier- und Weihestunde und übertäubt die innere Stimme, die dennoch dazu einlädt. So bringen Millionen ihren Lebenstag zu in beständiger Flucht vor sich selber, und unter der fieberhaften Sorge um die Einzelzwecke des Lebens entgleitet ihnen des Lebens Gesamtzweck. Das Nachdenken darüber und die Sammlung der Seele zum Aufmerken auf ihn ist ihnen verhaßt, und auch von der Litteratur, so weit sie sich mit ihr abgeben, fordern sie lediglich bequemen Zeitvertreib und mühelose Zerstreuung. „Brot und Spiele" ist hier das Geschrei der neuen wie der alten Welt, und so ziemlich die glanzvollsten Paläste unsrer großen Städte sind heutzutage für Schmausen und Trinken und rauschende Vergnügungen bestimmt. Kann in so gerichteten und unter den Einwirkungen dieser Zeitströmung stehenden Seelen gegenüber der Religion des Kreuzes und der Erlösung und aller Litteratur, die diesen Glauben nicht verleugnen will, etwas andres endlich zur Herrschaft kommen, als Abneigung und bis zur Feindseligkeit sich steigernde Ablehnung?!

Sehr verschieden freilich nach Lebensgefühl und vorherrschender Stimmung von diesen eben geschilderten verwöhnten Kindern unsrer Zeit ist die Menge derer, die sich als die Enterbten der modernen Zivilisation ansehen. Nicht daß sie sich so ansehen, erfüllt den christlichen Menschenfreund mit Sorgen, noch weniger treibt es ihn zum Urteil der Verwerfung über die so Unzufriednen; sondern wie die Forderung des Erbes angemeldet und seine endliche völlige Beitreibung in Aussicht genommen wird, das ist hier die Gefahr und der Schaden. Denn „Hilf dir selbst!" wäre nicht zu tadeln, und „Hilf dir selbst mit Gott!" wäre der sich zeigenden Hilfe gewiß; aber da heißts tausendstimmig: „Hilfe ohne Gott" — und daran kann nur der Widergott mit Grund seine Freude haben. Ja, diesen Kreisen erscheint christliche Lehre und christlicher Glaube als ein schädliches Hemmnis ihrer Hoffnungen, als ein abgenutztes Bestandstück und morsches Bollwerk von Zuständen, ohne deren völlige Beseitigung die lichtere Zukunft der Menschheit dem Volke nicht erscheinen könne, und vor uns haben wir dann das seltsame Schauspiel, daß Bevölkerungsgruppen, sonst in ihren Anschauungen, Wünschen und Bestrebungen sehr weit von einander geschieden, ja sich heftig gegenseitig bekämpfend, in der Verkennung und Befehdung des Christlichen sich einigen und demzufolge dann auch in dem abgeneigten und vorurteilsvollen Verhalten gegenüber allen Hervorbringungen und Bestrebungen der christlichen Litteratur.

Eine so zahlreiche, so mächtige Gegnerschaft bedrängt sie ringsum, und zwar um so nachhaltiger und wirkungsvoller, als diese sich ja nicht nur ablehnend verhält, sondern selbst über eine weit herrschende, einflußreiche Litteratur gebietet, die sie als machtvolle Waffe der christlich gerichteten entgegenstellt. O, schon ein zu großes Feld hat sie gewonnen, und der Aufschwung und die äußere Erstarkung der Presse mit ihrer ins Unglaubliche gestiegnen Leistungsfähigkeit und Betriebsamkeit ist dem Schrifttum zu gute gekommen, das der bewußt-christlichen Gesittung den stützenden Halt der christlichen Ueberzeugung direkt oder indirekt, mit Worten oder unausdrücklich wankend macht oder ganz wegzieht.

Also verhehlen wir uns diesen Gegnern gegenüber die schwierige Stellung der christlichen Litteratur nicht.

Sie sieht sich aber auch noch von Andern bekämpft und in ihrem Recht bestritten, die ich ihre Gegner im Namen der Kunst und Poesie genannt habe. Sie sagen: Christlichkeit und wahre Dichtung sind mit einander nicht verträglich — und zwar behaupten sie das von einem doppelten Standorte aus. Einmal von dem des modernen und modernsten Realismus. Seine Vertreter und Jünger stellen an alle Dichtung als erste Forderung die der Wahrheit im Sinne von Wirklichkeit. Nur in dieser Beziehung aufs Leben, wie es wirklich ist, könne die Poesie auf das Leben mit der Macht zurückwirken, die ihr gebühre. Keine Schranke in der rücksichtslosen Erforschung der Wirklichkeit sei ihr gezogen. Nun seien aber die Lehren und Antriebe des christlichen Glaubens (abgesehen von ihrer objektiven Giltigkeit) so wenig wirksam und bestimmend in den Handlungen des modernen Menschen wie in den Erscheinungen und Vorgängen der uns umgebenden Wirklichkeit, daß sie auch in der Poesie im positiven Sinne nicht vorkommen könnten, ohne sie durch falschen Idealismus zu verderben, oder höchstens als Probleme psychologischer Zergliederung. — Entgegengesetzt dieser Einrede ist die andre, die wir im Sinne haben, die wiederum in der Dichtung der modernen Menschheit nur die Weltfreudigkeit will gelten lassen, die Religion des Kreuzes darum aus dem heitern Reiche der Dichtung ein für allemal verweist und sie den an der Welt Verzweifelnden, den Büßern und Asketen überläßt.

Der erste Einwurf erklärt die christliche Anschauung für viel zu optimistisch, um die harte und rauhe Wirklichkeit dichterisch wahr erfassen und gestalten zu können; dem zweiten wieder erscheint die christliche Denkart hingegen zu düster und weltflüchtig, als daß ihre Elemente die Poesie nicht verderben müßten, die ihren Ursprung doch immer in der gehobnen Lust am Dasein habe.

Nur kurz kann ich hier diesen gedoppelten Widerspruch wider Möglichkeit und Recht christlicher Poesie beantworten. Der Realismus, auch der ausschweifendste, hegt eine Teilwahrheit in sich, die der christliche Geist ergänzt. Denn dieser eröffnet vor unserm Blick die Tiefen des Satans und die Abgründe des Verderbens in der Menschenbrust, zeigt sie aber als ewig überwunden und darum auch als zeitlich völliger und völliger zu überwindende. Und desgleichen der Idealismus, auch der ausschweifendste, hegt in sich eine Teilwahrheit, die der christliche Geist zu ihrer Fülle ergänzt. Denn das Mangellose und Vollkommene, was kein Auge gesehn und kein Ohr gehört hat, hebt er empor und zeigt es in seiner Herrlichkeit, aber nur als den größten Sieg nach dem schwersten Kampfe; denn kein Ostern ist ohne Golgatha. H St

Unsre Stellung zu Naumann

Wenn wir unsre Stellung zu Naumann im Folgenden zu fixiren versuchen, so haben wir dazu augenblicklich keinerlei zwingenden Anlaß äußerer Art. Wir wünschen nur unsern Erörterungen über seine und verwandte Sachen dadurch ein größeres Gewicht zu schaffen, daß wir einem naheliegenden Vorurteile entgegentreten. Da die Redaktion der Christlichen Welt und die der Hilfe sich an Einem Orte befinden, auch sonst zwischen Naumann und mir sehr innige Beziehungen vorhanden sind, mögen Fernerstehende leicht hierauf Schlüsse gründen, die nicht berechtigt sind. Solange diese nun der gemeinsam vertretnen Sache nicht schaden, mag man das hingehen lassen. Sobald aber etwa die Haltung der Christlichen Welt in sozialen Fragen beurteilt wird als weniger durch sachliche Erwägungen denn durch persönliche Verbindungen des Herausgebers motivirt, schadet das ebenso der von uns verfochtnen Meinung wie uns. So liegt es in mehrseitigem Interesse, daß wir uns über unsre Stellung zu Naumann einmal öffentlich aussprechen.

Es versteht sich von selbst, daß für mich das Zusammenleben mit Naumann nicht ohne Bedeutung ist. Säße ich statt in Frankfurt noch auf meinem sächsischen Dorfe, so würde mir vielleicht manches Kopfschütteln und Argwöhnen wider Naumann verständlicher sein, und ich würde mich vermutlich der von ihm vertretnen Bewegung gegenüber reservirter verhalten. So aber empfinde ich es als Vorzug und Pflicht, an Ort und Stelle die Arbeit Naumanns mit gespannter Aufmerksamkeit zu verfolgen. Zum Verständnis einer jeden öffentlichen Persönlichkeit gehört doch schließlich auch ihr intimes Wirken im nächsten Kreise. Wer Naumann nur aus Hilfe, Zukunft, Kongressen und Vorträgen kennt, kennt ihn doch immer nur halb. Der Vorwurf, daß er die Arbeiter verhetze, daß er Sozialdemokrat sei und schlimmer als diese, wird hier in Frankfurt von niemandem, der ihn beobachtet, anders denn als thörichte Unbilligkeit empfunden werden. Ich verkehre mit Arbeitern, die Naumann als ihren Führer verehren, in und außer dem Amt, und ich bin noch niemals einem begegnet, der durch ihn wäre aufgehetzt oder unzufrieden gemacht worden. Dagegen kenne ich viele, die dadurch sind zufrieden gemacht und mit der heutigen Welt einigermaßen ausgesöhnt worden, daß sie an Naumann einen Menschen gefunden haben, der mit Kraft und Verstand, obwohl einer andern Gesellschaftsklasse angehörig, ihrer Nöte sich annimmt. Ebenso habe ich hier zur Genüge beobachtet, daß Naumanns Arbeit keine Förderung der Sozialdemokratie bedeutet. Nirgends vielleicht haben wir so sachlich-ruhige Auseinandersetzungen in den Volksversammlungen mit den Sozialdemokraten wie dank Naumann in Frankfurt. Die schlimmen Erfahrungen, mit denen der neueste oberkirchenrätliche Erlaß seinen Widerspruch mit dem von 1890 entschuldigt, sind jedenfalls in den Volksversammlungen nicht gemacht worden, in denen Naumann auftrat, und vor der Autorität, die sich dieser „Pfarrer" in den Arbeiterkreisen errungen hat, profitiren in Frankfurt und weitem Umkreise auch die andern Pfarrer, mögen sie nun ihrerseits ebenfalls in Volksversammlungen auftreten oder nicht, Naumann zustimmen oder seine Gegner sein. Ja es wird mir von Amtsgenossen hier in der Stadt gern bestätigt werden, daß die vom preußischen Oberkirchenrat so eifersüchtig bewachte „Würde des Amts" durch die gesamte Thätigkeit Naumanns hierzulande nur gewonnen hat, sofern der Pfarrer dank ihm sich heute in Kreisen, die sonst wenig oder nichts von ihm wissen wollten, eines erhöhten Ansehns erfreut. Ich sage nicht, daß ich darauf großen Wert lege, ich stelle nur eine Thatsache fest.

Mit alledem ist über den Inhalt der Naumannschen Bestrebungen und ihr Recht noch nichts gesagt. Unsre Leser kennen Naumann ein wenig aus den Artikeln, die er in unserm Blatte seit 1887 veröffentlicht hat. Er hat zu den Mitarbeitern gehört, deren Artikel von niemandem überschlagen werden. Daß er durch die Umstände genötigt, nicht aus prinzipiellen Rücksichten uns seine Feder entzogen hat, werden wir alle beklagen. Aber nachdem er sich in der „Hilfe" ein eignes Organ geschaffen, in dem er allwöchentlich frei und klar seine Ansicht vertritt, ist die Christliche Welt insofern auch ihm gegenüber freier geworden, als sie nicht mehr veranlaßt ist, ihm ihre Spalten zu öffnen, damit er überhaupt in weitern Kreisen gehört werde. Er bedarf dessen nicht mehr, daß wir ihm das Wort geben. Entfällt diese moralische Nötigung, der wir gegenüber Unterdrückten und Beargwöhnten so gern erliegen, angesichts der Entwicklung Naumanns und seiner Sache immer mehr, so müssen wir bei veränderter Sachlage auch erwarten, daß man unsrer Haltung in diesen Dingen eine größere Selbständigkeit zutraue.

Unsre Interessen bei der Christlichen Welt sind immer in erster Linie religiöse, sittliche, kirchliche. In dem Maße als Sozialpolitik politisch wird, fällt sie außerhalb des Rahmens

unsrer eigentlichen Bestrebungen. In dem Maße als Naumann den Kampf mit den politischen Parteien aufnimmt, selber Organisation einer Partei oder dem Aehnliches unternimmt, an alle die brennenden Einzelfragen des öffentlichen Lebens mit praktischen Forderungen herantritt, sind wir nicht mehr in der Lage, ihm zu sekundiren. So wenig wie eine Kirchenbehörde, wie jeder Pfarrer als solcher, so wenig ist ein kirchliches Blatt an sich berufen und in der Lage, sich auf diesen gefährlichen Kampf- und Arbeitsplan zu begeben. Es müssen ungewöhnliche Zeiten und Ereignisse sein, die eine Ausnahme von der Regel nötig machen. Eine regelmäßige Mitbehandlung des politischen Gebiets, wie manche Kirchenzeitungen sie pflegen, auf Grund ihrer Mischkonstruktion von Christentum und Konservatismus, haben wir immer vermieden und überhaupt niemals eine Versuchung dazu verspürt.

Aus dem Gesagten aber zu schließen, unser Interesse an Naumann und den vornehmlich von ihm vertretnen Bestrebungen wäre erlahmt, das würde sehr voreilig sein.

Erstens sind wir daran interessirt, daß die kirchlichen Instanzen aller Art und überall ihm und seinen Freunden die Freiheit lassen, sich auszuwirken. Dies ist ein spezifisch kirchliches, religiöses, moralisch-soziales Interesse. Taktlosigkeiten oder Ausschreitungen im Amte befindlicher Geistlicher mögen, wenn nötig, ihre Sühne finden: bisher ist von solchen Notwendigkeiten gerade auf dieser Seite herzlich wenig zu merken gewesen. Aber da die ganze Bewegung aus Gewissensdrang hervorgegangen ist, über die religiöse Wurzel und sittliche Reinheit ihrer Motive kein Zweifel sein kann, darf kein kirchliches Regiment ihr in den Arm fallen. Geschieht es dennoch, so ist das ein Vergehen gegen das innere Wesen der evangelischen Kirche. Insbesondre hoffen wir nie die Schmach zu erleben, daß im Namen evangelischen Christentums evangelische Kirchenleitungen einer so charaktervollen christlichen Persönlichkeit, wie Naumann ist, sein Wirken unmöglich machen.

Was politische Mächte thun, ist eine andre Sache. Sowie Naumann das politische Gebiet betritt, bleibt er allen Wechselfällen des politischen Lebens ausgesetzt, da können wir ihn nicht schützen. Aber in unsrer Kirche gilt und wirkt hoffentlich noch etwas das freie Wort, das sich an das evangelische Gewissen richtet.

Zweitens nehmen wir an Naumann ein sehr lebhaftes Interesse, sofern es sich um ein wichtiges Experiment handelt. Gewiß um mehr als ein Experiment, aber es sei gestattet, einmal in diesem Bilde zu reden. Daß Christentum und Gesellschaftsordnung, Christentum und Wirtschaftsordnung wechselseitige Beziehungen haben, leugnet wohl niemand, es müßte denn der Babeuf-Artikelschreiber der Norddeutschen Allgemeinen sein. Aber welches diese Beziehungen sind und wie der Christ, der Pfarrer, die Gemeinde, die Kirche auf jene öffentlichen Ordnungen und Verhältnisse einzuwirken haben, das ist ein gewaltiges Problem. Es ist für uns absolut nicht gelöst. Für Andre scheint es gelöst zu sein, nämlich pro nihilo. Diese Herren haben es sehr eilig nnd machen es sich sehr bequem. Wir können nicht so schnell fertig sein. Wir haben auch noch länger zu leben, und die zu lösenden Aufgaben werden uns länger aufliegen als ihnen. Für diese Lösung aber hat das Experiment Naumann in unsern Augen den allergrößten Wert. Man soll es von christlich-kirchlicher Seite nicht hindern. Was wäre auch damit gewonnen? Es müßten dann Andre die Arbeit aufnehmen.

Drittens haben wir allerdings eine besondre Sympathie für die Art, wie Naumann seine Sache anfaßt. Wir wollen keinen erschöpfenden Vergleich mit Stöcker unternehmen, aber in Einem Stück steht er hoch über Stöcker, das ist die Art, wie er mit seiner Rede ficht, wie er den Gegner behandelt. Was mich persönlich gegen Stöcker abgekühlt hat, nachdem auch ich für ihn Feuer gefangen hatte, das waren seine Reden in Volksversammlungen, die ich als Kandidat in Berlin ein Jahr lang mit angehört habe. Ich konnte in der Art, wie Stöcker dort seine politischen oder kirchlichen Gegner anfaßte, nichts Christliches finden. Ganz anders Naumann. Er hat die Volksversammlungen, wo er auftrat, gezwungen, sich die agitatorische Phrase

und den Radau abzugewöhnen, er hat sie gelehrt auf den Gegner horchen und seine Gedankengänge nachdenken. Gewiß, Gott gab ihm dafür die Beredsamkeit, aber an Beredsamkeit steht wenigstens Stöcker ihm nicht nach. Nein, Naumann hat eine neue Art politischer Volksrede eingeführt, die geboren ist aus wahrhafter Achtung vor dem Volk, vor dem Menschenwert jedes einzelnen Volksgenossen, und die, wenn man ihr das Leben läßt, wills Gott noch eine Zukunft hat für unser Volk, und nicht nur in Naumanns Munde. Das spüren die Leute wohl, und es ist auch den Sozialdemokraten ein Neues; denn deren Redner können zwar vortrefflich in der Seele des Volks wühlen, manche haben auch eine Leidenschaft für des Volkes Sache, aber die Achtung vor dem Volk wie Naumann hat keiner. Woher sollen sie die auch haben? Denn sie ist recht eigentlich eine christliche Tugend. Sie ist, kann man sagen, das Christliche in Naumanns ganzem Sozialismus.

Man hat Naumann vielfach vorgeworfen, er schmeichle der Sozialdemokratie. Oder besser, man hat ihn ermahnt, mit der Sozialdemokratie schärfer ins Gericht zu gehen, seinen Widerspruch gegen sie mehr hervorzukehren. Ich habe früher auch gedacht, daß er das thun sollte. Aber ich überzeuge mich mehr und mehr, daß er die rechte Methode hat. Denn sein Abstand von der Sozialdemokratie kann nur denen so gering erscheinen, die weder die Sozialdemokratie noch ihn kennen. Natürlich, Leuten, die nie ein sozialdemokratisches Blatt gelesen haben, ist die „Hilfe" schon die reine Sozialdemokratie! Der Arbeiter, der von Blättern dieser Partei gesättigt ist bis oben, empfindet ganz anders; er weiß, es ist da ein Unterschied wie zwischen Tag und Nacht. Daß aber Naumann die sozialdemokratische Partei ernstnimmt, ist das wirklich ein Fehler? Welche Partei wäre denn ernster zu nehmen? Welcher Partei Zukunft hat denn die größere Bedeutung für Reich und Vaterland? Die Politik des Scheltens und Schimpfens, der Entrüstung und der polizeilichen Schikane, wie sie von Vaterlandsrettern dieser Partei gegenüber heute empfohlen und gepriesen wird, ist kurzsichtig, ungerecht, schwach und frivol. Sie zeigt, daß sie ihre innere Schwäche kennt, indem sie unermüdlich als auf die letzte Zuflucht auf die zu erhoffende blutige Entscheidung hinweist. Den Typus dieser heute erschreckend mächtig gewordnen Gesinnung repräsentirt am reinsten der schon genannte Artikelschreiber der Norddeutschen Allgemeinen. Es ist kein Zweifel, in manchen Kreisen wünscht man eine revolutionäre Sozialdemokratie, um sie mit Gewalt niederschlagen zu können. An jedem andern Ausweg verzweifelt man. Ich glaube nicht, daß wir die Revolution haben werden: unsre heutige Sozialdemokratie ist nicht revolutionär, trotzdem sie sich zuweilen rühmt es zu sein. Aber eben darum bleiben die Probleme, die Fragen, die Aufgaben, bleibt die ganze Emporbewegung des vierten Standes (um mich kurz so auszudrücken), und ihr begegnet man nicht mit der gekennzeichneten Verlegenheitsposition.

In solcher Zeit — und damit sind wir bei dem vierten Punkte angelangt — ist es unsers Erachtens Aufgabe der Kirche, der Prediger, aller lebendigen Christen, sich ihrer Verantwortung bewußt zu werden und die rechte soziale Gesinnung zu stärken. Der Christ weiß, „der innere Feind" unsers deutschen Reichs ist nicht die Sozialdemokratie. „Der innere Feind" hat sein Heer in allen Parteien und Ständen. Von hier aus vollzieht sich eine christliche Beurteilung auch der Sozialdemokratie. Es fehlt uns wahrlich nicht an Empörung über die Frechheit, mit der sie das Andenken Kaiser Wilhelms besudelt haben, über die Verlogenheit ihrer Presse und den Terrorismus ihrer Agitation. Aber daß der tüchtige, intelligente Arbeiter heute dieser Partei angehört und keiner andern, wenn nicht religiöse Gründe oder sonst individuelle Erwägungen ihn abhalten, wer kann ihm das verdenken? Und wie darf man als Christ diese ganze sozialdemokratische Volksmasse aufgeben, bekämpfen, beschimpfen? Das ist so unrecht, daß ich, wenn ich die Ehre hätte im Berliner Oberkirchenrat zu sitzen, gegen Pfarrer, die so etwas thun, einen Erlaß beantragen würde. Sein Volk lieben, heißt an sein Volk glauben. Und an unser deutsches Volk glauben, das heißt heute: an der sozialdemokratisch geleiteten Volksmasse nicht verzweifeln, sondern auf Wandlungen hoffen und daran mitarbeiten, daß sie

kommen. Jeder nach dem Maße seiner Kraft und Gelegenheit. Die Hoffnung ist doch auch, menschlich genommen, nicht so aussichtslos, wenn man auf die kommende Generation der Führer sieht; aber darauf möchte ich in diesem Zusammenhange keinen Wert legen.

In der Pflege dieser Gesinnung wissen wir uns Naumann innig verbunden. Die Christliche Welt hat es nicht mit den Arbeitern zu thun, wenn wir auch Gebildete in diesem Stande haben, die uns lesen. Die Christliche Welt darf Grundsätze, wie die angedeuteten, den Gebildeten der bevorzugten, durch Besitz und Macht bevorzugten Schicht predigen. Wir schätzen das als eine hohe Pflicht und werden nicht ablassen, sie zu üben. Vor kurzem noch war es Mode, sozial zu sein. Gerade in den führenden und gebildeten Kreisen scheint sich die Mode zu wenden. Man hat den Regungen und Leistungen der ersten sozialen Liebe einen zauberhaften Erfolg zugetraut und zieht sich enttäuscht zurück. Christliche Arbeit ist treuer und geht tiefer. Mag auch unsre Regierung mit ihrem „praktischen Christentum" fertig sein, wir sind es noch lange nicht. Und mag Naumann in der Hingabe an die berechtigten Wünsche der aufstrebenden Arbeiterwelt seine besondre Aufgabe finden, wir werden nicht ablassen, für ebendiese Emporbewegung bei unsern Lesern Verständnis zu suchen und an die Liebe zu appelliren, die sich in der Selbstverleugnung bewährt. Das ist christliche Arbeit im eigentlichsten Sinne und ein Dienst, mit dem wir der Gemeinde unmittelbar dienen.

Wie sehr wir mit dieser Auffassung Recht haben, dafür ist uns eine merkwürdige Probe die Beobachtung, daß lebendig kirchlich oder theologisch interessirte Kreise, die aus äußern oder innern Gründen sich von der sozialen Strömung fernhalten, innerlich verarmen. Gott läßt es eben nicht ungestraft, wenn jemand das Herz nicht hat für Fragen, die mit dem Kommen seines Reiches — positiv oder negativ — aufs innigste zusammenhängen. Die theologische Ethik hat vielfach die Tendenz gehabt, die bestehende Gesellschaft und Gesellschaftsordnung als das Werk des Geistes Christi, als die eigentlich christliche Welt zu zeichnen und hinzustellen. Mit berechtigter Energie treibt der christliche Sozialismus Theologie und Kirche aus dieser Verirrung heraus, indem er, wie jede christliche Reformbewegung, sich seine Waffen und seinen Geist kühn von dem geschichtlichen Christus holt. Damit ist dieser christliche Sozialismus längst nicht als der endliche und klassische Interpret Christi anerkannt. Aber eine Welt von Idealen, von Verpflichtungen, von Kräften hat er entfesselt, die bei unsrer mit der heutigen herrschenden Klasse zu eng verschwisterten Theologie und bei unsern mit dem herrschenden Staat zu eng vermählten Kirchen vergessen oder verkannt war. Kein Wunder, daß die denk- und thatfertige Generation sich gegen das Neue stemmt. Sehr wahrscheinlich auch, daß sie in ihrem Widerstande ein Stück Wahrheit, ein Stück wertvollen Erbes verteidigt. Darum muß Diskussion, muß geistiger Kampf sein. Aber die soziale Richtung in der evangelischen Kirche als Schwärmerei oder Verbrechen in den Bann thun, geht nicht an. Und was wir in der Christlichen Welt thun können, das zu verhindern, mag es nun Naumann oder sonstwen betreffen, das werden wir thun. R

Bücher und Schriften

(August Dillmann) Von Wolf Wilhelm Grafen Baudissin. Leipzig, S. Hirzel, 1895. 30 S. 80 Pfge.

Vorliegende Broschüre Baudissins macht drei Aufsätze, die als Nekrolog für den am 4. Juli 1894 heimgegangnen Meister der alttestamentlichen Theologie an der Universität zu Berlin, August Dillmann, in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung (Jahrgang 1895, Nr. 123—125) zuerst erschienen sind, weitern Kreisen von Lesern zugänglich. Der erste Aufsatz giebt eine Skizze von Dillmanns Lebenslauf, der zweite eine Darstellung seiner wissenschaftlichen Thätigkeit und Stellung zu den Fragen der alttestamentlichen Wissenschaft, der dritte ein Charakterbild Dillmanns. Es berührt eigenartig, die Persönlichkeit dieses knorrigen, geistvollen, nicht immer liebenswürdigen Schwaben von einer so grundverschiednen, behutsamen Persönlichkeit wie Baudissin geschildert zu sehen. Es ist von jeher die Eigentümlichkeit des von seinen Schülern so hoch verehrten Marburger Professors gewesen, neidlos und liebevoll, gerecht und treffend die Charakterzüge der Meister alttestamentlicher Wissenschaft seinen Zuhörern zu schildern. Wie verstand es Baudissin, sich in Ewalds Persönlichkeit, der von so großem Einfluß auf Dillmann gewesen ist, gewissermaßen zu versenken und den fast selbst zum Propheten gewordnen Forscher des israelitischen Prophetismus uns menschlich näher zu bringen. Fast tragisch empfand man Baudissins Schilderung der Persönlichkeit seines Lehrers Franz Delitzsch, der ehrlich genug war, seine Schüler zum wissenschaftlichen Arbeiten zu erziehen, und es deshalb erleben mußte, daß viele seiner Schüler andre Bahnen wandelten als ihr Meister. Ein ebensolches Meisterwerk, ein Kabinettstück geradezu vornehmer Charakterdarstellung ist dieser Nekrolog August Dillmanns. Ein schlichtes, einfaches Gelehrtenleben, nicht überraschend durch staunenswerte Abwechslungen oder Erfolge, wohl aber überreich an einem innern Leben, das durch streng sittliche und wissenschaftliche Gewissenhaftigkeit bestimmt war, zieht in seiner bescheidnen und stolzen Zurückhaltung an unserm Auge vorüber. Dieser spröden Wahrhaftigkeit Dillmanns entsprechend ist der Nekrolog kein feuriger Panegyrikus, sondern der wohlthuend berührende Versuch, die Stärke aber auch die Schwächen dieses Mannes aus seiner streng in sich abgeschlossenen schwäbischen Eigenart zu erklären. Wie der gläubige Christ und der gewissenhafte Forscher in diesem Stiftler rechter Art harmonisch sich verschmolzen haben, beweisen seine Worte, mit denen er das Ziel seiner Vorlesungen dahin bestimmt, „den religiösen Sinn zu beleben und zu stärken," sowie den Glauben an Gott und den Erlöser „auch wissenschaftlich aufzufassen und darzulegen, zu verteidigen wissen, ihm seine zentrale Bedeutung für alles menschliche Erkennen und Streben zu wahren vermögend zu sein." Dillmann stand trotz der allseits anerkannten Wissenschaftlichkeit seiner Forschung doch manchen Hypothesen der heutigen alttestamentlichen Wissenschaft abwartend, zweifelnd oder ablehnend gegenüber. Baudissin erklärt dies aus Dillmanns Taktgefühl und Gewissenhaftigkeit, die es nicht zuließen, daß er immer gerade den neuesten Hypothesen den Vorzug gab, nur deshalb, weil sie neu waren. Es nimmt deshalb nicht Wunder, daß ein so vorsichtig abwägender, so besonnener, ebenso taktvoll wie entschieden prüfender Kritiker wie Baudissin sich hingezogen fühlt zu der Persönlichkeit Dillmanns und wünscht, daß sein Geist fortleben möge unter seinen engern Fachgenossen wie unter den evangelischen Theologen. Wer darum Freude hat an der fein abgetönten, vornehmen und sorgfältigen Art der Charakterdarstellung eines bedeutsamen Mannes, dem sei vorliegende Broschüre warm empfohlen. Alle Schüler und Verehrer Dillmanns finden in derselben ein herrliches monumentum pietatis, seinen eignen Schülern aber hat Baudissin eine Gabe geboten, für die sie ihm herzlich dankbar sein werden. Es ist das Vorrecht solcher Männer wie Dillmann, Glauben und Wissenschaft in sich harmonisch zu versöhnen und in keinem von beiden weder zu viel noch zu wenig zu thun.

Bei dieser Gelegenheit sei auch erwähnt, daß Dillmanns alttestamentliche Theologie aus seinem Nachlaß, herausgegeben von Professor Kittel in Breslau, in demselben Verlage neuerdings erschienen ist.

(Christlich-religiöse Erziehung) Von Max Friedrichs. Leipzig, 1895. 29 S. 80 Pfge.

Das Schriftchen will nicht den Anspruch erheben, originale Gedanken über Erziehung zu geben. Der Verfasser ist Herbartianer, sein Ideal daher individuelle Erziehung zum starken sittlich-religiösen Menschen. Was uns an dem Schriftchen interessirt, ist das überall durchschlagende, heiße Verlangen des Verfassers, daß aus der dogmatisch-engherzigen Erziehungsart eine weitherzige, warm religiöse werde, die verschiedne Ausprägungen des Glaubens freudig als gottgewollt hinnimmt und damit wahrhaft Frieden bringt. Dieser Wunsch aus Pädagogenmund bestätigt uns aufs neue den Eindruck, daß unser Volk hungert und dürstet nach dem schlichten Evangelium Jesu Christi, und daß wir auf dem rechten Wege sind, wenn wirs, aller Anfeindung und aller Kleingläubigkeit zum Trotz, immer reiner herauszustellen suchen. Nur eins möchte ich gegen des Verfassers Büchlein geltend machen: er geht im eigentlichen Religionsunterricht von sittlichen Erwägungen aus, die ihn zur Erkenntnis des Wesens Gottes führen; ich gehe aus von der lebendigen Persönlichkeit Jesu Christi, die mich den Gott finden läßt, den er selbst in seiner Seele Grund trug. P L

(Die Verfassungs- und Verwaltungsgesetze der evangelischen Landeskirche in Preußen) mit besondrer Berücksichtigung der sieben östlichen Provinzen. Bearbeitet und erläutert von E. Nitze, Oberkonsistorialrat in Magdeburg. Zweite, wesentlich vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Karl Heymann, 1895. 12 Mk.

Die erste Auflage des Buches ist rasch durch die zweite abgelöst worden. Der Erfolg ist berechtigt. Der Verfasser bietet eine Zusammenfassung des Rechtszustandes der preußischen Landeskirche, insbesondre der sieben östlichen Provinzen, indem er alle wichtigern Gesetze und Verordnungen abdruckt. Die allgemeinen und grundlegenden Vorschriften erscheinen im Haupttexte. Die kleinern Gesetze, Verordnungen, Erlasse und Entscheidungen speziellen Inhalts sind teils wörtlich, teils auszugsweise in die Anmerkungen aufgenommen.

Man wird dem Verfasser beistimmen, wenn er dieses reiche Material im wesentlichen der Kirchengemeinde- und Synodalordnung und nicht, wie das andre Handbücher thun, dem betreffenden Abschnitt des Preußischen Allgemeinen Landrechts angliedert, diesen vielmehr in einem besondern Textabdrucke mit kurzen Anmerkungen bringt. Bedenklicher, namentlich im Hinblick auf die Interpretation zweifelhafter Stellen, ist es, daß der Verfasser den Text der Vorschriften gelegentlich abkürzt oder durch eigne Zusätze erläutert. Möchte das Buch, das — aus der Praxis hervorgegangen und für die Praxis bearbeitet — durch

Reichtum und Vollständigkeit sich auszeichnet, an seinem Teile dazu beitragen, das so mangelhafte und doch so nötige Verständnis für den verwickelten Rechtszustand der preußischen Landeskirche in den Kreisen der Beteiligten zu fördern! Hugo Weizsäcker

(Frühlicht) Soziale Studien und Träume von Edward Stilgebauer. Erfurt, Eduard Moos, 1896. 2, geb. 3 Mk.

Ich nahm das kleine, hübsch ausgestattete Bändchen des mir persönlich wohlbekannten Verfassers mit nicht geringer Erwartung zur Hand. Soziale Studien und Träume klang recht verheißungsvoll. Freilich dachte ich, eigentlich wäre es mit den Studien genug gewesen, und die Träume hätte sich der Verfasser schenken können; denn soziale Träume taugen meist nicht viel — vestigia terrent. Trotz dieser Reflexion stürzte ich mich mit einer gewissen Begeisterung in die Lektüre. Das erste der fünfzehn zum Teil ganz kurzen Stücke trägt die Ueberschrift: „Frühlicht. Eine Fabel als Einleitung." Es sollte also gleichsam den Weg weisen, andeuten, von welchem Geiste das Ganze erfüllt sei. Hier der Inhalt: Vater und Sohn kommen nach langer, beschwerlicher, nächtlicher Wanderung an das Ende des Waldes. Vor ihnen liegt ihr Heimatsthal. Der Himmel leuchtet glutrot. Der alte, schwergebeugte Vater erkennt, daß ihr Dorf in Flammen steht; was er am Himmel gewahrt, ist der Wiederschein davon. Er bricht zusammen, eine Welt sieht er in Flammen versinken, seine Welt. Der Jüngling aber trug einen Flor um die Augen, er sah es nicht. Mit dem jauchzenden Rufe: „Frühlicht, Frühlicht" eilt er dem brennenden Dorfe entgegen. — Also: was wir für den Anbruch einer neuen Zeit halten, ist in Wirklichkeit nur das Zeichen der Vernichtung, des Zugrundegehens? — Die zweite Skizze heißt: „Die Todbringenden. Eine Vision." Darin wird uns der Kampf der Arbeiterbataillone, in deren Mitte der Jüngling mit dem zarten, frommen Gesicht und der Dornenkrone auf dem „goldlockenumwallten" Haupte die Purpurfahne schwingt, mit den Todbringenden geschildert, die willenlos sind in der Hand ihres Führers. Mit diesen sind natürlich die Soldaten gemeint. Der Jüngling fällt, seine Leiche wird zertreten. Dann die Doppelfrage: „Wie endigst du Tag, emporgestiegen aus den Schlünden der Nacht u. s. w.?" und „Wird sie einst zum Strahlendiadem auf deinem Haupte, die Dornenkrone, Jüngling mit den großen guten Augen, Jüngling mit der Purpurfahne?" Und der Schluß: „Schwinde Traumgesicht, ungelöstes, oft geahntes, oft gewünschtes, oft verfluchtes, göttliches Traumgesicht!" — Das ist die ganze Weisheit des Dichters. Denn in den übrigen „Studien und Träumen" ist von sozialer Frage nicht mehr viel zu merken. Es sind zum Teil ganz hübsche Stimmungsbilder mit schwungvoller Diktion, die manchmal allzu pathetisch, ja manierirt und fast abgeschmackt wird. Aphrodite Pandemos, Fronleichnam, Im Restaurant, Gebet, Heinrich Heine sind einige der Ueberschriften — ein buntes Gemisch. Ich hätte die Leser der Christlichen Welt nicht auf dieses Büchlein aufmerksam zu machen gewagt, wenn ich es nicht für an der Zeit hielte, gegen den Mißbrauch, der mit dem Worte sozial getrieben wird und der immer mehr einzureißen scheint, energisch zu protestiren. In dem Sinne, in dem der Verfasser das Wort gebraucht, könnte man jedem der schlechtesten französischen Ehebruchs- und Demimonderomane durch das Beiwort sozial ein hübsches Mäntelchen umhängen. Aber es ist doch eine ernstere, heiligere Sache, um die es sich hier handelt, eine Sache, die fleißiges Studium, gründliche Vertiefung für den erheischt, der darin mitreden will. Stilgebauer kann ich, so leid es mir thut, die Berechtigung dazu nicht zuerkennen. Ich hoffe, daß er in seinem als demnächst erscheinend angekündigten „sozialen Roman aus dem Münchner Leben," der den vielversprechenden Titel „Das Opfer" tragen soll, den Beweis liefert, daß es ihm Ernst ist um seine Mitarbeit an den sozialen Aufgaben, die uns unsre Zeit stellt.*) Ernst Teichmann

Quittung

Für den emeritirten Pfarrer (vergl. Weihnachtsbitte in Nr. 51 vorigen Jahres): 50 Mk. von E, Rosenburg; je 20 Mk. von E N, Steglitz; E, Annaberg; 13 Mk. von E, Eisenberg; je 10 Mk. von P, Feudingen; A P, Lippstadt; N N, Posen; E G, Berlin; H, Augsburg; K, Bonn; G, ebenda; G B in E; S, Frankfurt a. M.; je 6 Mk. von S, Frankfurt a. M.; durch G K, Gronau; je 5 Mk. von C T, Frankfurt a. M.; B, Minden; M, Marburg; C, Lohme; N, Eichlinghofen; A M, Eschborn; N N, Mülverstedt; N N, Neuenstadt; P K, Frankfurt a. M.; W, Neusalz a. O.; B in A; N N in Fl.; Schw. B, Frankfurt a. M.; je 4 Mk. von A, Großmehlen; G K, Straßburg; F O in H; je 3 Mk. von R W in Ahlden; K, Erlangen; L, Maliers; H, Thorn; S, Speilt; 2 Mk. von J, Maulbach; 1,50 Mk. von K, Zeilitzheim; je 1 Mk. von J L, Offenbach; H K, Herzberg; J in H; N N, Kolmar; J, Estebrügge; 50 Pfge. von N N.

Für die Hungersnot in Ostafrika: 5,50 Mk. durch P D, Frankfurt a. M. Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 2 der „Chronik der Christlichen Welt".

*) Das Buch ist inzwischen erschienen. D H

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Ev. Pädagogium, Godesberg a. Rh.

Realschule u. Progymnasium, 119 Zöglinge in 12 Erziehungshäusern. 22 Lehrer. Individuelle christl. Familienerziehung, kl. Klassen. Durch Min.-Reskr. v. 20. IV. 1895 ist angeordnet, daß Ostern 1896 mit den Zöglingen der obersten Klassen der Real- u. Gymnasial-Abteilung unter Vorsitz eines Prov.-Schulrats zum erstenmal die Abgangsprüfung a. d. Anstalt selbst stattfinde. Mit diesem Examen ist die **Berechtigung z. Einj. Dienst** verbunden.
Rektor O. Kühne u. Prof. Dr. H. Kühne.

Cand. min., zweites Examen vorige Ostern bestanden, sucht Stellung als **Vikar** oder **Hilfsprediger.** Bedingg. nach Uebereinkunft. Gefl. Offerten sub **E B 2** an die Expedition dieses Blattes.

Für den Beginn des Konf.-Unterrichts

Bei **Hellmuth Wollermann** in **Braunschweig** erschien:
An die Eltern meiner Konfirmanden
Brief des konfirm. Pastors an die Eltern ꝛc. der Konfirmanden
Neue Auflage
10 ₰, 25 St. ℳ 2, 50 St. ℳ 3,50, 100 St. ℳ 5, 1000 St. ℳ 45.
Probeexemplar umsonst u. portofrei.
Absatz bisher über 50 000 Exempl.!

Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig
Das Judenchristentum
in der religiösen Volkserziehung des deutschen Protestantismus
von einem christlichen Theologen
Broschirt 2 Mark

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph in Giessen Nr. 162.

Neu! **Patent-Zithern** (neu verbessert). Thatsächl. von Jed. in 1 Stunde nach d. vorzügl. Schule →← **ohne Lehrer und ohne Notenkenntnisse** erlernb. Größe 56 × 36 cm, 22 Saiten, **hochf. u. haltbar gearbeitet, Ton wundervoll. (Prachtinstr.)** Prs. nur Mk. 6,— m. Schule u. allem Zubehör. Umtausch gestattet. Garantieschein wird beigefügt.
O. C. F. Diether
Hannov. Harmonika- u. Musikinstr.-Fabr. in **Hannover II,** Steinthorfeldstr. 19.
NB. Allen werten Bestellern gebe noch 1 kl. Musikinstr. **umsonst,** nur damit Sie sich von d. Güte u. Preiswürdigk. meiner Fabrikate überzeugen sollen. D. O.

Ankauf theologischer Bibliotheken, sowie einzelner Werke zu höchsten Preisen (auch in Tausch)
Hugo Rothers theologische Buchhandlung (Martin Warneck)
Berlin W 9, Linkstraße 4.

Die Kirche
Evangelisch-protestantisches Sonntagsblatt
Sechs provinzielle Ausgaben. Aufl. 17 000. Preis 40 Pfge. vierteljährl.
Agenten gesucht gegen hohen Rabatt
Postzeitungsliste Nr. 3384. Versandstelle: J. Hörning in Heidelberg
(zugleich ebenda erscheinen die von Drews, Issel und Kind herausgegebenen Pfennigpredigten)
„Zu den erfreulichen Erscheinungen, die der kirchl. Liberalismus gezeitigt hat, gehört sein in mancherlei Formen erscheinendes Sonntagsblatt: Die Kirche" (Chr. W. 1892, Nr. 9, Sp. 199)

Chronik der christlichen Welt
Postzeitungs-Nr. 1481. Vierteljährlich 1,50 Mark
Nr. 2: Uebersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der deutsch-evangelischen Landeskirchen vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1895 (Fortsetzung) — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Die Ansprache des Preußischen Evangelischen Oberkirchenrats; Der Erlaß des Preußischen Oberkirchenrats; Preßstimmen zum Erlaß des Oberkirchenrats; Auf der christlich-sozialen Vereinigung Schlesiens — Verschiedenes: Zu dem Bozener Friedhofsskandal; Vermischte Nachrichten — Personalien

Die Hilfe
Einzelexemplare durch die Post (P.-Ztg.-L. Nr. 3175) 1 Mk. vierteljährlich, bei Bezug durch Agenten 50 Pfge.
Nr. 2: Andacht — Die Schule — Pestalozzi — Volksschule — Pestalozzis Fabeln — Zwischen zwei Brüdern (Forts.) — Allerlei: Einige Sätze Pestalozzis über Erziehung; Ueber Sozialismus und Familienerziehung — Büchertisch — Briefkasten — Bezugsbedingungen — Anzeigen
Diese Nummer ist Pestalozzi und der deutschen Volksschule gewidmet.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 3 — Leipzig, den 16. Januar — 1896

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Der Wille zur Macht — Ueber den Begriff der christlichen Litteratur, ihre Stellung und Aufgabe in der Gegenwart: Schluß — Die Hauschronik Konrad Pellikans von Rufach — Pestalozzi als sozialpolitischer Reformer — Die deutschen Trappisten in Südafrika: 3 — The Sowers by Henry Seton Merriman — Die richtige Deutung des oberkirchenrätlichen Erlasses — Verschiedenes: Rudolph Zacharias Becker; August Neander; Was ein Schweizer Pfarrer in England gesehen hat; Moderne Bibelkenntnis; Armenien; Der Allgemeine Evangelisch-protestantische Missionsverein — Tageszeitung — Anzeigen

Der Wille zur Macht

Und Gott sprach: Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei, die da herrschen über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über die ganze Erde und über alles Gewürm, das auf Erden kriecht. 1. Mos. 1, 16.

Zum Herrschen ist der Mensch geschaffen; die Herrschaft über die Fische im Meer und die Vögel unter dem Himmel, über Vieh und Gewürm, mit einem Wort, die Herrschergewalt über die ganze Erde ist ihm bei seiner Schöpfung zugesprochen, und in dieser Macht, in der er über die Erde und ihre Geschöpfe, über die Natur und ihre Kräfte herrscht, ist er das Ebenbild seines Schöpfers, ist er Gott gleich. Darum ist Herrschaft sein Glück, Macht seine Seligkeit; denn Gott gleich sein heißt selig sein.

Wie hier die ehrwürdigste Urkunde göttlicher Offenbarung das Wesen und Streben des Menschen in der Welt auffaßt, so deutet es der verwegenste Prophet des Atheismus, indem er den Grundgedanken seiner Weltanschauung in die Worte faßt: Leben selbst ist Wille zur Macht. Der Mensch soll herrschen, seine Bestimmung ruft ihn zur Macht; denn in der Macht ist er Gott gleich und selig, so unterweist uns der heilige Geist und bietet die Kraft aus der Höhe an, die den Menschen über die Schranken seiner Ohnmacht erheben soll zu der Machtfülle, die ihn beseligt. Der Mensch will herrschen; sein Wille drängt ihn zur Macht; denn Macht ist Glück, so predigt der „freie Geist“ und findet in dem Wesen des Menschen selbst die Summe der Kräfte, durch die er seine Herrscherstellung zu dem Machtbesitz erweitern kann, in dem er sein Glück genießt.

Die Weltanschauung, die alle Werte umwertend der christlichen am entschlossensten den Krieg erklärt, — durch die Erkenntnis, daß der Grundzug im menschlichen Wesen der Wille zur Macht ist, wird sie widerwillig zu der Religion hingedrängt, die sie gestürzt zu haben sich rühmt. Denn sie sucht den Menschen von der Seite seines Wesens aus zu begreifen, durch die er sich hoch über die vernunftlose Kreatur erhebt. Den Willen zum Leben, den Zug zur Sinnlichkeit teilt er mit allen Tieren; aber das ist ihm eigentümlich, daß der Wille zur Macht stärker ist als der Wille zum Leben, und wo er durch den Zug zur Sinnlichkeit gelähmt oder erstickt ist, da hat der Mensch sich selbst, seine Würde und Hoheit verloren. Gerade der Wille zur Macht drängt ihn, den Bund mit den überirdischen Gewalten zu schließen, den wir Religion nennen. Macht ist das Glück, das der Mensch sucht, Herrschaft über die Natur, die ihn umgiebt, und Herrschaft über die Menschen, mit denen er zusammenlebt. Er will sein Ich behaupten gegenüber den blinden Kräften, die in starrer Gesetzmäßigkeit die Schöpfung durchwalten, und will seine Persönlichkeit zur Geltung bringen gegenüber der lebendigen Willenskraft der Menschen, die gleich ihm nach Herrschaft trachten. Der toten wie der belebten Schöpfung, der vernunftlosen wie der vernunftbegabten Kreatur will er das Siegel seines Geistes aufdrücken. Das ist Macht, das ist Freiheit, das ist Glück.

Aber wo ist dieses Glück zu finden? Der „freie Geist“ antwortet: Wer die Herrschaft des allmächtigen Gottes abschüttelt, wer den Zwang der sittlichen Ordnungen durchbricht, wer alle Leidenschaften, die er in seiner Brust findet, sei es Haß oder Liebe, Neid oder Ehrgeiz, Zorn oder Grausamkeit, Tapferkeit oder Tücke pflegt und alle Kräfte, die seiner Seele verliehen sind, sei es Verstand oder Willensstärke, Witz oder List, berechnende Ueberlegung oder brutale Gewalt, zu voller Entfaltung bringt, dem steht der Weg zur Macht offen. Das volle Glück ist nur für die wenigen erlesenen Geister da, die stark genug sind, die Einsamkeit einer schrankenlosen Willkürherrschaft zu ertragen. — Eine trostlose Antwort! Für Milliarden von Menschen giebt es kein Glück oder nur ein Scheinglück, und die wenigen Uebermenschen, die ein solches Glück besessen haben, Alcibiades, den die Woge verschlang, die ihn emportrug, Alexander, den die ungebändigte Leidenschaft vernichtete, die ihn groß machte, Cäsar, den die Trümmer des Staatswesens erschlugen, das er durch seine Kraft zerbrach, Friedrich II., der sein Leben zerrieb im Kampf wider die Welt des Glaubens und des Aberglaubens, über die er sich erhaben fühlte, Cesare Borgia, von dem Dolch durchbohrt, auf den er selbst seine Macht stützte, Napoleon, den die Gewalt der Naturereignisse vernichtete in dem Augenblick, wo er den Gipfel der Herrschaft erklommen zu haben meinte — sie haben das Glück nur genossen auf der Sonnenhöhe ihres Lebens; ein goldner Lichtstrahl war es für sie, der rasch in Nacht erlosch. Wenn es kein andres Glück für den Menschen giebt, so hat der Pessimismus allein die rechte Antwort auf die Frage aller Fragen, auf die Frage nach dem Glück, und es bleibt nichts übrig als den geistigen Selbstmord zu vollziehen, zu dem er drängt.

Doch es giebt eine andre Antwort, die Antwort des heiligen Geistes: Wer sich dem Willen des heiligen Gottes gehorsam unterwirft und in den sittlichen Ordnungen der Menschheit Gottes ewige Gesetze ehrt, wer die Kräfte seiner Seele entwickelt, durch die er sich seinem Schöpfer verwandt fühlt, Liebe und Wahrheit, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit, Freundlichkeit und Ernst, und wer alle Leidenschaften, die der Vereinigung mit Gott widerstreben, so zu biegen und zu ziehen versucht, daß sie die Energie jener Kräfte mehren müssen, der ist auf dem Wege zur höchsten Macht. Die volle Seligkeit ist allen erreichbar, die ernst genug sind, die Gemeinschaft demütigen Vertrauens und willigen Gehorsams mit dem lebendigen Gott zu suchen.

Es ist die Antwort des christlichen Glaubens. Aber ist sein Ziel nicht vielmehr demütige Selbstentäußerung als machtvolle Selbstbehauptung? Erfüllt er wirklich den Anspruch des Menschen auf die Macht, die ihm die alte Schöpfungsgeschichte zugesteht, und in deren Besitz er selig ist? Wir antworten: Mehr als den ersten Menschen hier verheißen ist, hat das

Evangelium erfüllt. Die Herrschaft über die Erde kann der Mensch durch die Vernunft erringen; gewaltiger aber ist die Macht, die er durch den Glauben besitzt. Denn der Glaube gliedert ihn ein in das Reich Gottes, und Gottes Reich herrscht über alles. E Rolffs

Ueber den Begriff der christlichen Litteratur, ihre Stellung und Aufgabe in der Gegenwart

4

Das also wäre die Gegnerschaft, der sich in der Gegenwart die christliche Litteratur gegenübergestellt sieht. Aber, verschweigen wir es nicht, sie hat noch mit Schwierigkeiten andrer Art zu kämpfen. Solche, die ihr nicht von außen drohen, sondern sie von innen schwächen, wenn sie nicht durch beständiger Wachsamkeit ihnen gegenüber sie bis zum Siege bekämpft. Ich meine das Schwinden dessen, was ich kurz mit dem jetzt oft gehörten Worte der „christlichen Weltanschauung" nennen will, aus dem Bewußtsein der Zeitgenossen. Ich verstehe darunter den gemeinsamen Hintergrund, der, sich aufbauend auf der christlichen Idee und getragen vom Glauben an ihre Wahrheit und überschwängliche Hoffnungen, ebenso groß wie still und unbeweglich einst allen menschlichen Bestrebungen, Lebensgütern und Schmerzen ihren Ort und Wert anwies; jenes Weltbild, das die kleine Erde mit dem Kreuz gesegnet sah, wie sie noch im Kalender abgebildet ist und selbst in den Büchern der Astronomen, jenes Bild, das Himmlisches und Irdisches einheitlich umspannte und für alles Unsichtbare hinter dem Sichtbaren Raum hatte. Damit war in der festen Geltung der christlichen Wahrheit das Band einer Einheit gegeben, von dem auch der Zusammenhalt des nationalen Lebens getragen schien, und noch ein John Locke hielt ausgesprochnen Atheismus mit bürgerlicher Existenz für unverträglich. Gewiß, an der bewußten Bejahung dieser christlichen Weltanschauung und der grundsätzlichen Beziehung der einzelnen Lebensthätigkeiten und Erfahrungen auf sie hat es wohl immer bei vielen, sehr vielen gefehlt: aber die aus der christlichen Religion herfließenden Lehren von Gott und Welt, zeitlichem und ewigem Leben blieben doch auch bei ihnen in verschwiegner Geltung. Der Wille, der Hang mochte den christlichen Glauben und seine Forderungen ablehnen, Vernunft und Urteil aber bestritten seine Voraussetzungen nicht. — Die Zeiten sind andre geworden. Die Unschuld des seiner selbst unmittelbar gewissen Glaubens ist gewichen, der Zweifel hat sie zerstört. Die aus den verschiedensten Quellen unsrer Kultur genährte Reflexion hat früher unantastbare und unangetastete Ueberzeugungen ins Wanken gebracht, besonders die christlich-religiösen; ja eben dieser zerstörende Zweifel und diese wankende Unsicherheit ist bei ungezählten Tausenden die einzige Frucht, die ihnen eben diese Kultur gewonnen hat. Da muß denn auch von neunundneunzig unter hundert Christen der bewußte Glaube erkämpft und seine Gewißheit wiedergewonnen werden, nachdem sie verloren war; denn wunderselten sind wohl die Frommen, die mit Blumhardt in unsern Tagen sagen können, ihr Glaube sei von Kindesbeinen an diesseits des Zweifels geblieben. Da kann denn auch also der christliche Schriftsteller für das Wort, das er redet, keineswegs mehr die durch gleichgesinnte Ueberzeugungen bereitete Empfänglichkeit für das, was er darbietet, voraussetzen, und an Stelle der Unbefangenheit des Wortes, das ohne Arg und Rückhalt aus dem Herzen quillt, tritt die Notwendigkeit auf Fernhaltung von Mißverständnissen, auf hinlänglich starke Wirkung, auf Gründe und Gegengründe zu sinnen. Da wird die Rede leicht kleinlaut oder überlaut; und sogar auch in sich selber findet der in Wort und Schrift sich öffentlich bethätigende Christ in dieser Glaubensschwäche und Religionsmattigkeit der Gegenwart, in der er lebt, eine Hemmung. Denn auch er atmet in der geistigen Atmosphäre der Zeit, und ihre profane Grundstimmung erfordert einen Abstoß zur religiösen Erhebung und christlichen Gedankenbildung, dessen religiöser geartete Geschlechter der Vergangenheit nicht bedurften. Es ist klar, daß diese Einbuße an unbefangner Glaubensgewißheit besonders der christlichen Dichtung leicht zur

Schwächung ihrer wahren Kraft gereicht; denn sie nimmt ihr den Zauber der Naivität und der verschwiegnen, aber desto tiefer in die Seele schlagenden Gewalt, die mit unscheinbaren, ja unvollkommnen Mitteln Großes wirkt.

Auch diese Schwierigkeit, in die die christliche Litteratur gestellt ist, verhehlen wir uns nicht.

5

Aber wir wenden uns nun mit desto größerm Verlangen den ermutigenden Zeichen der Zeit zu, die den Bestrebungen der christlichen Litteratur winken, nachdem wir die ungünstigen erwogen haben. Denn auch an für die Entwicklung und das Gedeihen des christlichen Schrifttums günstigen Zeichen fehlt es der Gegenwart nicht.

Zuerst ists die die allgemeine wie zuvor noch nie groß gewordne Teilnahme an den geistigen Bewegungen der Zeit, das Fragen nach der Lösung ihrer Rätsel, dem Glück und Unglück ihrer Zukunft, die Aufrüttlung aller Schichten unsers Volks aus der dumpfen Gewohnheit des eignen engen Lebens und seiner Interessen; das daraus entspringende Bedürfnis, zu hören, zu lernen, zu lesen; und die so unendlich gesteigerte Leichtigkeit, diesem Bedürfnisse entgegenzukommen. Ueberallhin sind dem gedruckten Worte die Wege geebnet, und wo sonst Einer oder Zehn eine Zeitung oder ein Buch lasen, da thun es jetzt Hunderte und Tausende. Da gilt es denn auch dem christlich aufbauenden und bewahrenden Worte mehr und mehr Raum zu schaffen und nicht zu zweifeln: vielen, vielen, wenn seine Stimme nur deutlich, lieblich und aufrichtig redend erschallt, wird es immer mehr wie eine Stimme aus der Heimat sein, und an immer neuen Empfänglichen wird es das Seine ausrichten.

Zum Zweiten knüpft sich eben an den vorhin erwognen Zweifel und an die Trauer über die durch seine Herrschaft angerichtete Verwüstung der Seelen eine ermutigende Zuversicht für die christliche Litteratur und ihr Wirken. Denn als zweifelnde ist die Gegenwart auch eine suchende. Sind die festen Haltpunkte über dem schwankenden Schicksal des Menschen in Fluß geraten, so können nicht Alle gegenüber der steigenden Ungewißheit über Ziel und Zweck des Daseins, über Gut und Böse, über Furcht und Hoffnung von jenseits des Grabes gleichgiltig sein, und die es sind, können es in der Erwartung auch sie bedrohender furchtbarer Möglichkeiten nicht immer bleiben. Der Mensch sehnt sich endlich nach festem Boden unter den Füßen, und ist er ihm entschwunden, so erwacht darnach das Ringen um so stärker. Eine Menge sich widerstreitender Ideen, alle mehr oder weniger zu den letzten Fragen anregend, die das menschliche Gemüt aufwerfen kann, werden unter das Volk geworfen, und kein Verschlossener und Verlassener im Lande kann sich ganz der Gährung der Gedanken entziehen, die von ihnen angerichtet wird; aber auch nicht dem Verlangen nach zweifellösender Antwort. Noch nie zuvor, darf wohl gesagt werden, hat sich des Menschen Geist so kühn gefühlt, zu prüfen, und so keck in der Verneinung jeder äußern Autorität, die nur eine äußere ist; aber auch noch nie ist der Heißhunger nach Selbsterkenntnis so groß gewesen, wie in unsrer Gegenwart. Ich füge hinzu: auch der Heißhunger, wenn auch noch ihm selber vielfach unbewußt, nach Gotteserkenntnis. Denn eins ist nicht ohne das andre.

Wenn aber der Mensch sich, Gott und die Welt erkennen soll, so braucht er Licht, und wir wissen, wer sich das Licht der Welt nennt, aus der Finsternis zur heilvollen Wahrheit zu erleuchten: Jesus Christus gestern, heute und derselbe auch in die Aeonen. Im Blick auf Ihn stärkt sich die Zuversicht, der seelenmordende Irrtum werde weichen; der Wunsch wird lebendiger, nach Kraft und Gaben ein immer selbstloseres Werkzeug Seiner erlösenden Arbeit an den Brüdern zu werden, und der Mut steigt, an der Aufgabe, die in der Gegenwart der christlichen Litteratur gestellt ist, mitzuwirken.

6

Diese Aufgabe ergiebt sich, wie wir sie verstehen, aus unsern bisherigen Ausführungen. Sie ist nach allem, was wir erwogen haben, eine besonders hohe. Denn sind wir in einer Wandlung

des geistigen Lebens begriffen, so würde, wenn das vom christlichen Geiste getragne und ihm vor- und nacharbeitende Schrifttum vom Plane träte oder auch nur seinen Beruf nicht in der Fülle seines Vermögens übte, eine in unsrer Zeit und Kultur unentbehrliche Bezeugung und Bethätigung des christlichen Geistes fehlen.

Dennoch, die christliche Litteratur ist immer nur eine Weise des Wirksamwerdens dieses Geistes, und so hoch ihre Bedeutung und Aufgabe ohne Zweifel zu schätzen ist, so soll man sie doch nicht überschätzen. Das geschieht aber, meine ich, wenn es manchmal gerade auch aus kirchlichen Kreisen so lautet, als sei eigentlich die Zeit der Predigt und kirchlichen Bezeugung des Wortes vorbei und müsse nun an deren Stelle das gedruckte Wort treten. Nein, in keiner Hinsicht soll und darf das Schriftenwesen der Kirche die ihr befohlene Verkündigung abmüßigen, ja wehe ihr und ihrer Zukunft, wenn es je geschähe; sondern dem Worte im Munde der Kirche zu dienen, dazu mitzuarbeiten: das ist des christlichen Schrifttums Aufgabe.

Wenn ich dabei nun zunächst an die eigentliche erbauliche, die religiöse Litteratur denke, so ist ihre Aufgabe, nämlich die sonderlich drängende, von der geistigen Stimmung der Gegenwart gewiesen, wie wir sie vorhin gekennzeichnet haben. Wir sagten: es ist die Unruhe oder auch die Resignation des stark gewordnen Zweifels. Daraus folgere ich nun: zweifellösend vor allem muß gegenwärtig das Wort sein, das den Glauben wieder bauen will. Denn ist die Unschuld der reflexionslosen religiösen Ueberzeugung einmal hin, so muß zur Taubeneinfalt die Schlangenklugheit kommen, um zu helfen, und die Rührung des fühlenden Herzens wird nur flüchtig, wie die Entflammung der Willenskräfte bald wiederum erkaltet sein, wenn die Wahrheit sich nicht gedankenkräftig der Erkenntnis bezeugt. Ja was der Mensch unsrer Tage gegenüber der Welt entgegenstehender Zweifel ringsum als unentreißbare Ueberzeugung bekennen soll, das muß er zuvor religiös erkennen, und niemand sage: bei solcher Wertlegung auf die Lehre komme das Gemüt zu kurz und leide die seelenvolle Wärme des religiösen Lebens; denn endlich: je klarer und wahrer der Glaube der Erkenntnis einleuchtet, desto tiefer lebt er im Herzen, und desto wirksamer erweist er sich im Leben. — Daß aber das Lehrhaft-Gewisse, das Erkenntnismäßige mit seinen Forderungen der Grundsätzlichkeit, des innern Zusammenhangs, der Einheitlichkeit aller sich untereinander ädernden, folgerichtigen Gedanken eine Stärke unsrer gegenwärtigen christlich erbaulichen Litteratur sei, wird, wer sie näher kennt, schwerlich behaupten wollen. Ja auch den Apologien der christlichen Wahrheit, an denen es ja nicht mangelt, fehlt meist viel an jenen Bedingungen einschlagender Gedankenkraft, und erst wenn die gläubigen Christen unsrer Tage gleich den bis zur Todesbereitschaft jedes Glaubenssatzes gewissen Frommen jetzt verschollener Zeiten ihren Glauben so fest im Verstande haben wie in Gesinnung und Gefühl, alsdann wird auch rings um uns her mehr der Zweifel weichen und das Wintersolstitium des erkalteten und matten Glaubens wird bei Tausenden vorüber sein.

Eine andre und weit bescheidnere Aufgabe, meine ich, ist der christlich gerichteten poetischen Litteratur zugewiesen: von der größern christlichen Dichtung bis zu den unendlich vielen christlichen Erzählungen und Novellen; nach mancher Urteil, besorge ich, eine zu bescheidne. Denn weit verbreitet ist die Ansicht, auch wohl oft und mit Nachdruck ausgesprochen: auch diese Hervorbringungen christlicher Litteratur haben in der Gegenwart die Aufgabe direkter religiöser Einwirkung; ja man hegt wohl die Hoffnung, der dem christlichen Glauben abgeneigte, dem Wort der Predigt, die mahnt und straft, sich entziehende moderne Mensch könne auf ihm unmerklichere, gleichsam sanftere Weise gewonnen werden, indem man mit seinem Unterhaltungsbedürfnis zugleich sein religiöses bedenkt. Daher denn die Fülle novellistischer Produktionen, die dieses Ziel durch Verbindung des erbaulich-religiösen und des unterhaltenden Elements erstreben. Ich bin aber überzeugt: ein vergebliches Unternehmen, eine viel zu hoch liegende Aufgabe, mit deren Verfehlung dann, wie es so geht, wenn man zuviel erreichen will, auch das verfehlt wird, was erreichbar ist. Wirklich ist die

Gefahr vorhanden, daß bei solchem Doppelspiel sowohl das christlich Religiöse wie das Poetische verkürzt werde: das Religiöse, weil es zum Momente des poetischen Genusses und der Erhaltung gemacht, leicht seine ins Gewissen schlagende Kraft verliert: das Poetische, weil der an sich löbliche Zweck über den Unwert des dichterischen Vermögens täuscht. Oder ist nicht auf diesem Gebiete wirklich das Dilettiren schlimm ins Kraut geschossen; ärgert sich nicht oft mit Recht der ernste Sinn und geläuterte Geschmack an der trüben Vermischung von Fleisch und Geist; und liegt nicht endlich hier die Ursache davon verborgen, daß die christliche Litteratur dieser Art thatsächlich meist nur in schon christlich positiven Kreisen gefunden wird, dahin aber, wo man eigentlich wirken und gewinnen will, so gut wie gar nicht dringt?

Also wolle man auch in der christlichen Poesie dieser Art nicht mehr, als alle Poesie leisten kann, nämlich geistigen Genuß bereiten; wo er ein echter ist, da fehlt es auch an dem reinigenden und bessernden Ertrage fürs Leben nicht. Nur eröffne der christliche Dichter, so weit seine Kraft reicht, den Blick für die tiefern Rätsel und Bewegungen des Lebens, und je wahrer und durchdringender er sieht, desto leichter wird dann das gerührte und erschütterte Gemüt für die Mahnungen und Zusagen der Religion der Erlösung empfänglich werden. Und ist es in einer Zeit, da tausend böse Gewalten geschäftig sind, die Phantasie zu irren und ins Joch der niedern Triebe zu spannen, nicht eine edle, eine wahrhaft christliche Aufgabe, diese Geisteskraft, so wichtig und wirkungsvoll fürs Leben, würdig anzuregen und zur Stärkung der guten Seelenkräfte zu beschäftigen?

Dergestalt die Größe und die Wichtigkeit der Aufgabe im Auge, die in der Gegenwart der christlichen Litteratur gestellt ist, schließe ich diese Ausführungen mit einem zwiefachen Anruf.

Der erste gilt der Kritik und den Herren Kritikern auf Seiten der christlichen Litteratur. Mit der steigenden Flut der litterarischen Produktion in unsern Tagen und bei der Lebhaftigkeit, mit der auch auf dem litterarischen Markt ums Dasein in hastender Konkurrenz gekämpft wird, ist ohne Zweifel das Publikum von der Kritik abhängiger geworden, denn je zuvor. Denn wer vermöchte da stets selbst zu prüfen und zu wählen. Also kann die Kritik auf den Leuchter stellen, sie kann auch durch Verwerfung oder durch Verschweigung, was oft schlimmer ist, dem Schriftsteller und seinem Werke den Weg verrammeln. Dem Wissenden sind die Zustände, die sich in diesen Dingen ergeben, bekannt. Da bedarf denn auch die christlich gerichtete Litteratur einer Kritik, die ihr den Pförtnerdienst treulich leistet. Für die (nennen wir sie einmal so) moderne negative Litteratur sorgt ihre Kritik schon selber, und da scheint es nicht gerade nützlich und nötig, wenn in Blättern christlich positiver Richtung dann so ein Zeitroman in langer Kritik besprochen wird und die Sachen aus dem eignen Lager werden mit kurzer Notiz abgespeist oder kaum erwähnt. Freilich auch das übliche Lob fördert nicht, wenn es heißt: der herrliche A oder der vortreffliche B, der unvergleichliche C hat wiederum in seiner gewohnten Meisterschaft u. s. w. u. s. w. Den A, B und C kann solch Lob nicht erfreuen, wenn sie verständig sind, und von Nutzen für die Sache ist es für niemand. Nein, auch die befreundete Kritik wähle und unterscheide, ohne Ansehen der Person zwischen Weizen und Spreu (denn das Scheinchristliche ist, zumal in unsern verneinungsvollen Zeiten, nicht minder dem Wahrchristlichen schädlich als das Unchristliche); aber sie lasse auch das Warum der Unterscheidung niemals weg, damit endlich auch das Publikum zur Unterscheidungsgabe nicht bloß von Fromm und Unfromm, sondern auch von Gut und Schlecht erzogen werde. Wachsen dann erst die berechtigten Ansprüche, und wird das Unzulängliche zurückgedrängt, so kommt auch das Tüchtige und Echte zur verdienten Würdigung.

Mein zweiter Anruf gilt den Habenden unter diesem Publikum. Möchten alle die in christlich positiven Kreisen, die von der Notwendigkeit der Hebung und Stärkung der christlichen Litteratur überzeugt sind, nun auch mit den äußern Mitteln dazu helfen, derer sie bedarf. Möchte der vielberufne

deutsche Idealismus endlich schwinden, der darin besteht, für Schriften und Schriftsteller kein Geld übrig zu haben; möchten die hier in Betracht kommenden Kreise wirklich die Erzeugnisse der christlichen Litteratur lesen, und zwar nie Geborgtes (wäre es auch das unter Bekannten herumgehende dedizirte Freiexemplar des Autors), sondern stets nur Gekauftes!

Solche äußere Förderung unsrer Bestrebungen wird auch die innere zur Folge haben. Nur um dieser willen, des sind wir uns bewußt, wünschen wir jene; und wünschen wir nicht vergeblich, so wird das vom christlichen Geiste getragne Schrifttum immer mehr die Stellung gewinnen, die ihm gebührt; immer rühmlichere Beiträge zur deutschen Litteratur werden aus ihm hervorgehen, und die heilsamen Früchte werden nicht ausbleiben. H St

Die Hauschronik Konrad Pellikans von Rufach

Ein Lebensbild aus der Reformationszeit. Deutsch von Theodor Vulpinus. Straßburg, Heitz 1892. 3,50 Mk.

Die Chronik Pellikans von Rufach enthält die ausführlichen Aufzeichnungen eines Zeitgenossen der Reformatoren, der freilich nicht zu den Führern der geistigen Bewegung gehörte, aber doch durch seine wissenschaftliche Thätigkeit, die er in den Dienst der neuen Lehre stellte, zur Förderung und Vertiefung der evangelischen Sache viel beigetragen hat. Durch diese seine Thätigkeit wurde er mit einer Reihe der bedeutendsten Männer seiner Zeit bekannt und befreundet. Seine Lebenserinnerungen, die Zeitereignisse, an denen er entweder selbst teilgenommen hat, oder die sein naheliegendes Interesse erweckten, hat er in seiner Chronik niedergelegt. Sie reiht sich daher in würdiger Weise den Aufzeichnungen der beiden Platter an, die durch Gustav Freytag dem deutschen Volke zugänglich gemacht sind. Jene Autobiographien gehören dem südwestlichen Deutschland und der Schweiz an. Aus demselben Boden ist die vorliegende Chronik herausgewachsen. Jene Gegenden zeichneten sich in den Zeiten des Humanismus und der Reformation durch ungemein starke geistige Regsamkeit aus.

Der Name des Verfassers hat in der gelehrten Welt stets einen guten Klang gehabt. Bekannt ist Pellikan als Kommentator alt- und neutestamentlicher Schriften und besonders durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der hebräischen Sprache. Sein Lehr-, Lese- und Wörterbuch der hebräischen Sprache, das im Jahre 1504 erschien, ist das erste derartige Werk, das von einem Deutschen verfaßt wurde. Seine Chronik war jedoch im großen und ganzen unbekannt. Wenn auch die treffliche Ausgabe des Grundtextes durch Riggenbach (Basel, 1877) den dankenswerten Versuch unternahm, sie bekannt zu machen, so blieb doch für eine Einführung in weitere Kreise ein großes Hindernis die lateinische Sprache, in der sie abgefaßt ist. Diesem Uebelstande hat nun Vulpinus (Renand) abgeholfen, der mit feinem Verständnis das Original so geschickt in die deutsche Sprache übertrug, daß der Leser bald vergißt, eine Uebersetzung vor sich zu haben. Viele Stellen, die in ein geschmackvolles Deutsch nicht verwandelt werden konnten, hat der Uebersetzer in freierer Weise wiedergegeben. Es ist ihm hoch anzurechnen, daß er auf eine genau wörtliche Wiedergabe verzichtet hat, weil sie nur auf Kosten der Reinheit und Schönheit der Sprache möglich gewesen wäre.

Oberflächlich betrachtet, ist der Lebensgang Pellikans ein verhältnismäßig einfacher gewesen. Wenn man von der Kindheit absehen will, läßt sich sein Leben in zwei Abschnitte, die ungefähr gleich groß sind, zerlegen. Die erste Hälfte verbringt er in Klöstern, die zweite als Professor in Zürich. Allein in diesem bescheidnen Rahmen ist ein an Annehmlichkeiten und Anregungen jeder Art reiches Leben enthalten. Nicht alle Klöster waren damals, wie die Chronik zeigt, den Wissenschaften entfremdet. Es gab immer noch Mönche, die einem ernsten, wissenschaftlichen Streben sich hingaben und Freude am Forschen und Schaffen empfanden. Pellikan hatte das damals seltene Glück, solche Männer zu Leitern und Vorbildern zu erhalten. Freilich suchte er stets den Verkehr mit geistig bedeutenden Männern. Besonders in Zürich war dieses Streben mit schönem Erfolg gekrönt, und so hat er fortwährend einem Kreise angehört, durch den er Anregung empfing und den auch er bei seiner Vielseitigkeit anzuregen verstand. Den schönsten Abschnitt seines Lebens bilden die Jahre 1519 bis 1532, die die Zeit von seinem ersten Bekanntwerden mit den Schriften Luthers bis zum Tode Zwinglis umfassen. Schon die gehobnere Sprache kündet an, wie er mit ganzem Herzen den Fortschritten der gewaltigen geistigen Bewegung folgt. Die letzten Lebensjahre sind kürzer und weniger sorgfältig behandelt. Hier mischt der Verfasser Bedeutendes mit Unbedeutendem; unwichtige Vorkommnisse in der Familie wechseln mit der Erzählung politischer und religionsgeschichtlicher Ereignisse, sodaß die Chronik schließlich in ein einfaches Tagebuch ausläuft.

Konrad Pellikan ist 1478 zu Rufach im Oberelsaß geboren. Dreizehn Jahre alt, bezog er die Universität Heidelberg, wo er von seinem gelehrten Oheim Jodokus Gallus unterhalten wurde, der ihn jedoch nach sechzehn Monaten in die Vaterstadt zurückschickte. Da die armen Eltern den Jüngling nicht ernähren konnten, ließ er sich in den Orden der Franziskaner aufnehmen, dessen Dienste er mehr als dreißig Jahre seines Lebens widmete. Bald zeichnete er sich im Kloster vor seinen Brüdern aus, sodaß er schon früh zu hohen Ehren berufen wurde. Er bekleidete lange Zeit hindurch das Amt eines Guardians in Pforzheim, Rufach und Basel. Mehrere male begleitete er den Provinzial Satzger auf Amtsreisen, die dieser in der ihm vom Orden zugesprochnen Provinz Süddeutschland unternahm. Als Vertreter seiner Provinz nahm Pellikan an dem Generalkapitel teil, das am Pfingstfest 1516 in Rouen abgehalten wurde. Im folgenden Jahre zog er mit nach Rom, wo ein allgemeines Kapitel stattfand, auf dem die Leitung des Ordens von den Konventualen auf die Observanten überging.*) Als er die Türme und Hügel Roms erblickte, fühlte er sich „umweht von der erhabnen Schönheit alten römischen Ruhmes." Allein seine Hoffnung, die ewige Stadt genauer kennen zu lernen, erfüllte sich nicht, da der Besuch der klassischen Stätten den Brüdern verwehrt wurde. In der Regel verließen sie das Kloster, in dem sie wohnten, nur, um an Prozessionen teilzunehmen. Auf besondern Wunsch wurden ihnen kurz vor der Abreise die Ablaßstätten in den sieben Hauptkirchen und die darin aufbewahrten Reliquien gezeigt. Die ihnen zugeschriebnen Wunderwirkungen fanden bei einem so einsichtsvollen Manne wie Pellikan keinen Glauben; er erkannte alle Angaben als Täuschung und Trug. Nach der Rückkehr in die Heimat wurde Pellikan bald in die reformatorische Bewegung hineingezogen. Im Jahre 1526 folgte er einer ehrenvollen Aufforderung Zwinglis nach Zürich und nahm dort die Professur der hebräischen Sprache an, die er bis zu seinem Tode (1556) bekleidete. Erst in Zürich brach er völlig mit seinem frühern Leben, dem er innerlich schon lange fremd geworden war, legte die Kutte ab und gründete sich eine Familie.

Den Schwerpunkt seiner wissenschaftlichen Thätigkeit bildete von Anfang an das Studium des Hebräischen, zu dem er durch seinen Tübinger Lehrer, den Guardian Paul Scriptoris, einen hochbegabten und anregenden Mann, veranlaßt wurde. Um sich aber die Kenntnis dieser Sprache zu erwerben, hatte er mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, da es ihm anfangs an der richtigen Anleitung fehlte und er ohne Lehrer die Studien selbständig beginnen mußte. Als Hilfsmittel lag ihm außer einem hebräischen Kodex der „Stern des Messias" von Nigri vor, in dem er hebräische, in lateinischen Buchstaben gedruckte Worte und unter jedem Worte die lateinische Uebersetzung vorfand. Durch Vergleichung erwarb er sich allmählich die Kenntnis der hebräischen Buchstaben und Vokabeln. So mühte er sich lange ab, ohne recht vorwärts zu kommen, bis ihn Reuchlin auf den richtigen Weg brachte.

Sehr schwierig war auch das Erwerben der Studienmittel. Hebräische Kodices waren damals in Deutschland sehr selten, und da die vorhandnen einen hohen Wert besaßen, war es

*) Die Konventualen vertraten eine laxere, die Observanten die strengere Richtung innerhalb des Franziskanerordens. Es handelte sich bei diesem Gegensatz besonders um die Zulässigkeit von Ordenseigentum. D H

für einen Bettelmönch nicht leicht, sie zu erlangen. Aber der Wissensdurst Pellikans überwand alle Hindernisse. Wo er auf seinen Reisen von dem Vorhandensein wertvoller Kodices vernahm, ruhte er nicht eher, als bis er sich, wenn auch meistens nur leihweise, in deren Besitz gesetzt hatte. Ein Abschlagen seiner Bitte konnte ihn, den sonst so sanften Mann, ausnahmsweise in Zorn versetzen. Die Ungefälligkeit der Mönche in Regensburg erbitterte ihn so sehr, daß er sie „stolz und unwissend nach ihrer Art, wie Hunde vor der Stallthür" nannte.

Das Auftreten Luthers machte auf Pellikan einen gewaltigen Eindruck; gleich suchte er die Schriften des Augustinermönches kennen zu lernen und gab sogar auf Veranlassung des Basler Buchdruckers Petri Lutherische Schriften mit Anmerkungen aus eigner Feder heraus. Er hielt es für durchaus verträglich mit seiner Pflicht, wenn er Luthers Lehre mit unbefangnem Urteil prüfte, und glaubte ihr insoweit beipflichten zu dürfen, als sich ihre Uebereinstimmung mit der Lehre Christi und der Apostel klar aus der heiligen Schrift beweisen lasse. Damit entfernte er sich mehr und mehr, ohne sich dessen recht bewußt zu werden, von dem alten Boden, auf dem er aufgewachsen war. Seinen Obern blieb jedoch seine Wandlung nicht verborgen. Offen klagten sie ihn und mehrere andre der Ketzerei an. Ihr Streben, sie aus Basel zu verdrängen, mißlang; denn der Rat der Stadt nahm sich der Angegriffnen an und gestattete ihnen, ihre Vorlesungen in Frieden weiter zu halten. Zwei Antwortschreiben auf die Angriffe seiner Widersacher zeigen, wie mannhaft Pellikan für die neue Lehre eintrat. Zum Beweise mögen folgende Stellen dienen:

Wenn ich Dinge, die eine bloß weltliche Gerechtigkeit ausmachen, wenn ich Zeremonien, die für Kinder gut sind, wenn ich die Milchspeise der Unmündigen nicht länger ertragen sollte, so möge mir das niemand verargen, weil eben ein Mensch, der sich viele Jahre an der heiligen Schrift genährt hat, doch etwas an Männlichkeit und Urteil zugenommen haben wird. Man mag sich nicht sein Leben lang in der Kinderschule und unter der Kinder Gesetz festhalten lassen.

Nicht nur Orden und Klöstern, sondern dem ganzen christlichen Gemeinwesen steht eine Reformation bevor, die weder ihr, noch das gesamte päpstliche Aufgebot mit all seinen Mitteln werdet hindern können! Viel eher werdet ihr selbst in den Strom mit hineingerissen werden, als daß ihr sein Ungestüm zu hemmen vermöchtet gegen die Kraft und die Festigkeit des Wortes Gottes, gegen den Eifer seiner Verkündiger, denen es ein Leichtes ist und sein wird, bis in den Tod zu kämpfen und das Wort des Evangeliums auszubreiten über die ganze Welt.

Nach diesen Briefen war eine Umkehr unmöglich. Langsam und unmerklich hatte sich bei Pellikan die Erkenntnis Bahn gebrochen, während Luther durch heftige Seelenkämpfe sich durchringen mußte, bis er den innern Frieden fand. Pellikan konnte bei der Milde und Sanftmut seines Charakters nur durch Druck von außen veranlaßt werden, mit seinen Gefühlen an die Oeffentlichkeit zu treten, aber dann war auch er bereit, alles seiner Ueberzeugung zu opfern. Bei solcher Verschiedenheit der Naturen darf es nicht wunderbar erscheinen, wenn Pellikan, so hoch er im übrigen Luther schätzte, für manche Seiten seines Charakters kein Verständnis besaß. Die volkstümlich derbe Art des sächsischen Bergmannssohnes konnte ihm, dem feiner fühlenden Gelehrten, nicht recht behagen. Um so mehr mußte ihn eine Natur wie die Zwinglis anziehen, die ihm in manchen Stücken geistesverwandt war. Stets erinnerte er sich mit wehmütiger Dankbarkeit des „unvergleichlichen Mannes seligen Andenkens," der ihn nach Zürich gezogen und in einen so erlauchten Kreis bedeutender Männer eingeführt hatte. Das Zürich der damaligen Zeit war eine Stätte hoher Bildung, da Männer wie Zwingli, Bullinger, Leo Jüd dort wirkten und durch ihren Namen wißbegierige Jünglinge und Männer aus allen Teilen Deutschlands anlockten. Pellikan fürchtete anfangs, daß ihm die Kraft fehlen würde, an der Seite so berühmter Männer zu wirken. Aber er hat sich der ihm gestellten Aufgabe in vollem Maße würdig gezeigt und im Verein mit diesen Männern viel dazu beigetragen, seine neue Heimat in religiöser und wissenschaftlicher Hinsicht zu fördern.

Mit der Ankunft in Zürich begann für Pellikan gewissermaßen ein neues Leben. Dessen war er sich wohl bewußt, und Jahr für Jahr wuchs neben seiner immer reger sich entfaltenden Thätigkeit sein Vertrauen zu sich selbst und seinem Können.

Und je mehr er sich von den Anschauungen seiner Jugend entfernte, um so mehr brach auch das Nationalgefühl, das bis dahin geschlummert hatte, bei ihm durch. Einige Proben echt deutscher Gesinnung mögen angeführt werden:

Die deutsche Sprache nennt er „die edelste und reichste von allen." Weiter:

Was mangelt unsern deutschen Gemeinden an der Erkenntnis der Wahrheit auch ohne Latein und Griechisch? Nun fast seit dreißig Jahren werden sie in deutscher Sprache durch fromme, getreue Prediger unterrichtet, die es klugerweise vorzogen, in der Kirche Deutschlands deutsch zu sprechen, und in dieser Sprache auch alles lehren können, was zur Frömmigkeit und christlichen Zucht gehört, wie denn thatsächlich in unsrer deutschen Kirche alle kirchlichen Lehren aufs klarste vorgetragen und ausgelegt werden. Moses redet jetzt vernehmlich zu unserm Volke. Und so reden auch die Propheten und Christus und die Evangelisten nur deutsch mit unserm Volke.

Ein treffliches Beispiel von Manneswürde und selbstbewußter Haltung bietet der Briefwechsel zwischen Pellikan und dem Bischof von Straßburg. Dieser hatte als Anerkennung für ihm übersandte Schriften einen vergoldeten Becher nach Zürich geschickt, den jedoch Pellikan mit echtem Bürgerstolz zurückweist, weil er „als Züricher sich verpflichtet habe, keinerlei Geschenk von Fürsten oder Städten anzunehmen." Die beiden Briefe sind ein herrliches Zeugnis für den Charakter ihrer Verfasser und ein Beweis dafür, daß die erbitterte Feindschaft zwischen den Konfessionen damals noch nicht vorhanden war.

Wie in diesem Ehrenhandel, so tritt überall in der Chronik mit großer Klarheit das Bild eines rechtlich denkenden und überzeugungstreuen Mannes hervor. Mit der emsigen Geduld eines Gelehrten sehen wir bei Pellikan den würdevollen Stolz eines deutschen Bürgers gepaart. Alle Züge vereinigen sich zu einem schönen und reinen Charakterbilde, sodaß kein Leser die Chronik aus der Hand legen wird, ohne einen das Herz erquickenden und erfrischenden Eindruck gewonnen zu haben.

Pestalozzi als sozialpolitischer Reformer

Pestalozzi gehört zu den Männern, die, obwohl ganz in ihrer Zeit lebend, doch darüber hinausgriffen und der Zukunft Bahnen vorschrieben; oder aber seine Zeit hat Stimmungen gehegt, die uns nicht fremd sind, und Ziele aufgestellt, die das ausgehende neunzehnte Jahrhundert mit aller Kraft verfolgt. Darum ist jene Gestalt für uns keine tote; sie lebt unter uns. Seine Gedanken sind neue, frisch und kräftig auch für die Gegenwart.

Eine Seite der Thätigkeit des Vaters der Elenden haben wir schon im vorigen Jahre geschildert (Nr. 38), seine Pionierarbeit im Dienste der Verlornen und Verlassenen. Er war groß darin; allein er geht noch weiter. Eben darin empfinden wir den Pulsschlag der modernen Zeit. Denn einmal verfolgt er soziale, nicht nur Wohlthätigkeitsbestrebungen; sodann sieht er Erziehung und höhere Bildung als Mittel zur Veredlung des Volkes an. Die praktischen Arbeiten sind keineswegs bloß unmittelbarer Gefühlserregung entsprungen, sondern der sichtbare Ausdruck der innersten Ueberzeugung. Denn Pestalozzi hat sich in energischem Denken, beeinflußt von der Stimmung Rousseaus einerseits, Kants und Fichtes andrerseits, eine Betrachtung des Menschenlebens und ein Weltbild entworfen, worin er ein Programm für eine weite Zukunft aufstellt. Freilich ein detaillirtes sozialpolitisches Programm suchen wir vergeblich. Wir finden weder Einzelvorschläge, um die ökonomische Lage der Bedrängten zu heben, noch Zukunftsbilder einer glücklichen Gesellschaft, wie sie Fichte zeichnet. Jedenfalls das alles nicht direkt. Indirekt mag man so etwas als Folgerung herauslesen. Zunächst ist Pestalozzis Nachdenken über diese Fragen lediglich theoretischer Natur. Er untersucht die Grundlagen der Gesellschaftsordnung, die Verhältnisse der einzelnen Schichten, die Entwicklung der Menschen und stellt dafür große Forderungen auf. Geschichtsphilosophie könnte man das Ganze nennen. Aber es ist doch wieder mehr, ist nicht bloß Theorie, sondern enthält ein Ziel für die Praxis, ein Reformideal der Gesellschaft. Pestalozzi will nichts andres als den Menschen, im Gegensatz zu den Standesunterschieden; zur

Geltung bringen, das Ideal des Menschen in jedem herauszuarbeiten, sodaß sich alle gleich und selbständig gegenüberstehen. Das klingt ganz modern, wie eine Stimme aus dem neunzehnten, nicht als die eines vielverspotteten Denkers aus dem achtzehnten Jahrhundert.

In der Menschheitsentwicklung werden drei Stände unterschieden, der Naturstand, der gesellschaftliche und der sittliche Stand. Im Naturstand herrscht zunächst Friede; friedvoll verkehren alle miteinander; keiner beeinträchtigt des Andern Freiheit; die Triebe zur eignen Selbsterhaltung wirken sich ungestört aus. Das tierische Wohlwollen, die unmittelbare Gutmütigkeit des Menschen lebt sich ohne Zwang dar. Wir haben einen Urstand nach Rousseaus Muster. Aber er hört bald auf, der Naturmensch wird verdorben, wenn er seinen Sinnengenuß mit Anstrengung und seine Sicherheit mit Sorgen erkauft, wenn das tierische Wohlwollen zurücktritt, wenn der Mensch brutale Gewalt geltend macht. Giebt es da ein Naturrecht? Nein, streng genommen nicht. Denn Recht giebt es nur im gesellschaftlichen Zustande. Die Vorstellung vom Naturrecht drückt nur aus, daß die Einrichtungen des gesellschaftlichen Lebens alle auf Grundsätzen und Regeln ruhen sollten, die mit unsrer unverdorbnen Natur, d. i. mit uns selbst, insofern das tierische Wohlwollen unsrer Natur in uns selbst noch nicht zu Grunde gerichtet ist, übereinstimmend sind. (Sämtliche Werke Bd. 10 S. 94.) Sie bezeichnet nicht etwas Wirkliches, sondern die Sehnsucht nach einem Ideal, mit dem man eine nie gewesene Vergangenheit erfüllt.

Solange die Gewalt naiv, ohne Bewußtsein geübt wird, dauert der Naturzustand. Werden die Maßregeln zur Unterdrückung bewußt, durch das Recht, den Staat festgehalten, so tritt die Menschheit in den gesellschaftlichen Zustand. Denn alles staatliche Leben geht nur auf Beherrschung aus; dafür giebt das Recht die Form ab. Da aber der gesellschaftliche Zustand wesentlich in Einschränkungen besteht, da die Triebe nicht ungehindert losbrechen dürfen, sondern auf einander Rücksicht nehmen müssen: so zwingt es zur Mäßigung. Aber nicht um der Andern willen, sondern nur aus Eigeninteresse. Denn der Einzelne muß, um seine verschiednen Zwecke zu erreichen, den einen mit dem andern Zweck ausgleichen. Der gesellschaftliche Zustand ist in seinem Wesen eine „Fortsetzung des Kriegs aller gegen alle“ (S. 101). Der Mensch verzichtet auf allerlei Güter des Naturzustandes. Dafür muß Ersatz geschaffen werden. „Eigentum, Erwerb, Beruf, Obrigkeit, Gesetze sind alles künstliche Mittel, meine tierische Natur beim Mangel tierischer Freiheit dennoch zu befriedigen“ (S. 98). Sie sind Repräsentation: „Eigentum . . . zu meiner Erhaltung, Gesetz u. s. w. . . . zu meiner Beschützung.“ Pestalozzi hat die Bedeutung des Rechts für die gesellschaftlichen Zustände wohl erfaßt; er hat in dieser Beziehung der Entwicklung der historischen Rechtsschule und Nationalökonomie vorgegriffen. Andrerseits zeigt er sehr deutlich, wie die Rechtsordnung nicht auf einem Vertrag Gleichstehender beruht, sondern auf dem Uebergewicht der Macht. Das ist der Zustand des staatlichen Lebens, ein Herrschen der Selbstsucht.

Allein über den gesellschaftlichen Zustand soll der Mensch hinauskommen in den sittlichen, zu einer höhern Selbständigkeit reifen, indem er sich von allen Verhältnissen lossagt und sich selbst, sein Ideal, ergreift und in sich ausgestaltet. Allein ganz sittlich kann er nicht sein; ganz von den gesellschaftlichen Zuständen darf er sich nicht loslösen; denn sonst würde das gesellschaftliche Dasein untergraben. Es ist deutlich, daß hier eine andre Betrachtung durchschlägt, nicht mehr die Sehnsuchtsstimmung nach einem verlornen Paradies, sondern eine positive Wertung. Der Mensch lebt in der Mitte der Gesellschaft; er hat seine Sittlichkeit nicht in der Stille, sondern in seinen gegebnen Verhältnissen zu verwirklichen und hier den „Nutzen und die Befriedigung aller derer zu suchen, denen er es schuldig ist.“ Neben dieser führt Pestalozzi eine rein ästhetische Beurteilung des sittlichen Standes ein, wenn er rein sittlich nur die Beweggründe nennt, die der Individualität ganz eigen sind. Schwankt so auch die Auffassung vom Sittlichen, jedenfalls ist es ein Ziel, das in diesem Leben nur annähernd erreicht werden kann. Doch das steht fest: nicht Recht soll die Verhältnisse der

Einzelnen regieren, sondern Wohlwollen und Liebe, die alles heiligt.

Dieses Ideal will für alle erreicht werden, nicht bloß von einer begünstigten Minderheit. Die Masse des Volks soll veredelt werden. Es ist eine Beurteilung vom Standpunkt des kleinen Mannes aus, der seine Stelle, die ihm als Mensch gebührt, in der Gesellschaft erhalten soll. Trotzdem dabei viel Nachdruck auf die Selbstthätigkeit, auf das eigne Wollen gelegt wird, so verkennt Pestalozzi doch gar nicht den Zusammenhang der ökonomischen und sittlichen Verhältnisse; er sieht die Fäden wohl, die sich von einem zum andern herüberspinnen. Diese nüchterne Betrachtung und klare Einsicht ist für den Schüler Fichtes sehr wertvoll; das Programm ist groß angelegt und weist ihm eine bleibende Stellung zu, auch wenn man sein Mittel, Erziehung und Bildung, nicht für ausreichend hält.

Aber das ist keine Frage, daß Erziehung und Bildung ein sehr wichtiges, freilich langsam wirkendes Mittel ist. Und es bleibt bezeichnend für das Vertrauen Pestalozzis, daß er sich davon die Erreichung seiner Ziele verspricht, daß er die Zuversicht hat, eine wahre, echte Bildung werde den Einzelnen heraustreiben aus seinem Elend und einen Kämpfer aus ihm machen. Darin ist der Meister von Ifferten vorbildlich für unsre Zeit.

Ueberhaupt in seiner Treue und Hingabe für das Volk, in seinem Leben mit ihm, in seiner hoffenden Zuversicht zu ihm ist er ein Mann, der zu sich hinaufzieht und das Herz wärmt für treue Arbeit, dessen Persönlichkeit immer wieder mahnt, tröstet und aufrichtet. Durch seinen weiten Blick lehrt er uns alle, über dem Kleinen das Große nicht zu vergessen und allezeit weittragende und hocherhebende Ziele im Auge zu behalten. In Pestalozzi wird der Denker zum Praktiker; er vertraut, daß die That der Liebe und das Wort der Bildung eine Welt überwinden und umgestalten werden. J Voelter

---

Die deutschen Trappisten in Südafrika

3

In diesem Augenblick läutete die Glocke der Basilika einige feierlich langgezogne Töne, und sofort eilten von allen Seiten die Patres und weißgekleideten Novizen zur Kirche; vor dem Eintritt zog jeder die Kapuze über das Haupt; und indem ich mich entfernte, schallte mir aus vielen rauhen Männerkehlen der Lobgesang nach, mit dem das Abendoffizium begann.

Nun muß ich noch etwas von der Arbeit der Schwestern sagen, wie ich sie in den nächsten Tagen zu beobachten Gelegenheit hatte. Diese guten Schwestern waren meist Deutsche aus dem Bauern- und niedern Bürgerstande, die in Einfalt und Frömmigkeit ihr Bestes thaten, um die hundertundfünfzig Mädchen und Kinder als gute Christen für Arbeit und Gebet zu erziehen. Die dabei direkt nichts zu thun hatten, waren den ganzen Tag mit Näharbeit beschäftigt. Sie machten Kleidungsstücke für sich und für die Kinder und besonders für ein Ladengeschäft, in dem ein Bruder ihrer Hände Werk an die Eingebornen der Gegend verkaufte. Die schulpflichtigen Kinder wurden regelmäßig von einigen Schwestern auf Zulu und Englisch in der Weise unsrer Volksschulen unterrichtet; die etwas ältern Mädchen gingen den Schwestern beim Nähen, im Haushalt und bei der Feld- und Gartenarbeit zur Hand, während die große Zahl der Kleinern den ganzen Tag unter Aufsicht in dem großen schattigen Hofe spielte. Ich brachte den größten Teil des Tages auch in diesem Hofraum zu und hatte meine Freude an den muntern kleinen Wesen, so unvorteilhaft sie auch in ihren nach steifen deutschen Mustern gemachten Kleidchen von dunkelm Blaudruck aussahen. Ach, warum halten die Deutschen es für christliche Pflicht, in Kinderanstalten, sowohl hier als draußen in der Mission, die Kleinen so häßlich als möglich zu kleiden? — Ein kleines Baby, Anna, etwa zwölf Monate alt, das den ganzen Tag von einem zum andern ging, wurde mein besondrer Pflegling und streckte die Aermchen nach mir aus, sobald es mich sah. Besonders Bemerkenswertes weiß ich von dieser Anstalt nicht zu sagen, die freundlichen Schwestern thaten den Kindern alles Gute und waren selbst so fromm und fleißig als möglich,

natürlich in tiefem Schweigen unter einander, außer in den vom Prior erwähnten zwei halben Stunden; und dann war es ordentlich erfrischend, wie sie bei dem ersten Glockenzeichen plötzlich auf Hof und Veranda herauskamen und alle zugleich zu reden anfingen wie ein ganzer Wald voll zwitschernder Vögel.

Das Interessanteste war mir eine Zweiganstalt des Hauses, Marienheim genannt, wo die Mädchen nach dem sechzehnten Jahre hinzogen und unter Aufsicht von ein paar Schwestern zusammenlebten, falls sie nicht zu ihren Eltern zurückkehrten. Dort arbeiteten sie dann in der Nähstube sowohl als in Feld und Garten gegen bestimmten Lohn, von dem sie einen Teil als Kostgeld abgaben, während sie sich von dem übrigen Kleider und dergleichen anschafften, die Kleider natürlich in hellen Farben, in Schnitt und Muster ganz nach dem Geschmack und Klima des Landes eingerichtet. Es war charakteristisch, alle die gefüllten deutschen Truhen, Schränke und Koffer zu sehen, die die Mädchen von den Schwestern gelernt hatten als notwendigen Besitz einer ordentlichen Frau anzusehen. Hatte ein Mädchen sich all dies angeschafft, so galt sie für heiratsfähig in Mariannhill. Bei den Trappisten war eine ähnliche Anstalt für die dem Knabenhaus Entwachsenen, das Josephsheim. Und es amüsirte mich, als mir die Schwestern erzählten, wie jeden Sonntag Nachmittag eine Zahl von heiratslustigen christlichen Zulujünglingen mit dem Pater Kapellmeister zum Gesangverein in das Marienheim kämen, und wie nachher die jungen Leute in freier Unterhaltung in Gegenwart des Paters und der Schwestern einander ordentlich kennen lernten. Hatten dann zwei sich mit einander verständigt, so wurden sie verlobt, und einen Monat später war Hochzeit. Wer die Verhältnisse in afrikanischen Missionsgebieten kennt, muß dies System als äußerst praktisch anerkennen. Dann erhielt das junge Paar ein Stück urbar gemachtes Land mit einem Häuschen, das sie unter gewissen Bedingungen des Wohlverhaltens zu eigen besaßen. Der junge Mann arbeitete als Handwerker oder Tagelöhner gegen festgesetzten Lohn bei den Trappisten, während sein Frauchen ihren eignen Haushalt und Feldbau versah. Schon waren einige Paare so etablirt, erzählten mir die Schwestern, und mit der Zeit hoffte man so große christliche Zulukolonien zu begründen.

Ein oder zweimal benutzte ich noch des Priors Erlaubnis, mir von Bruder Fridolin zeigen zu lassen, was es irgend bei den Trappisten zu sehen gab. Er war ein freundlicher und intelligenter Führer und ließ mich in alles Mögliche hineinsehen, wenn auch das Hineingehen meist gegen die Regel war. Sophia als Dame d'honneur war immer dabei. Jedes Handwerk schien bei den Trappisten vertreten, und überall, wo man durch die weitoffnen Thüren — in heißen Ländern eine Notwendigkeit — die Brüder arbeiten sah, bemerkte man bei ihnen ihre schwarzen Lehrlinge, die sie unterwiesen. Der Bruder sagte mir, daß diese Zuluhandwerker nachher gutbezahlte Arbeit in den umliegenden Städten fänden, wenn sie es nicht vorzögen, in Mariannhill zu bleiben. In dem Laden, wo ein Bruder mit zwei Zuluknaben den Verkauf besorgte, war ein unendliches Allerlei von Werkzeugen, Geräten, Kleidungsstücken, Backwerken und dergleichen, alles von den Brüdern oder Schwestern selbst verfertigt. Ich sah fast immer eingeborne Kunden um den Laden herstehen; aber nur männliche Wesen durften hinein; die weiblichen blieben draußen unter einem Vordach stehen und verhandelten bei ihren Geschäften durch ein Fenster wie ein Postschalter. Ich selbst kaufte eine Menge Süßigkeiten, um sie an die kleinen Zulus zu verteilen; denn Kinder sind in diesem Stück überall dieselben.

Ich durfte mir die Schulzimmer ansehen, den Speisesaal der Knaben und ihre Schlafsäle, alles ebenso sauber als primitiv eingerichtet. In die von den Trappisten selbst bewohnten Räume hat natürlich niemand Zutritt. Aber durch einen besondern Glücksfall war ein neues großes Gebäude, unten ein Speisesaal und darüber ein Schlafsaal, fast fertig, aber noch nicht bezogen. Und so bekam ich doch einen Begriff von der häuslichen Einrichtung der Trappisten. Das Gebäude war gut und solid errichtet, hoch und ausgezeichnet ventilirt, beide Säle sehr groß. Im Speisesaal liefen einfache Bänke mit Tischen davor rings an den Wänden herum. Eine große Küche war

außen angebaut mit einem breiten Fenster in den Saal zum Hineinreichen der Speisen. Im Schlafsaal stand eine breite hölzerne Pritsche an allen vier Wänden entlang, mit niedrigen Brettern abgeteilt, sodaß jeder seine eigne Lagerstatt hatte, mit dem Kopf an der Mauer liegend und die Füße gegen die Mitte gestreckt. Hier, erklärte mir der Bruder, sollten dann alle in Mariannhill befindlichen Patres und Brüder mit einander schlafen. Das Lager des Trappisten ist ein Strohsack mit einer wollnen Decke, und er legt sich in seinen Kleidern nieder. Merkwürdig schien es mir, daß dabei die weißgekleideten Ordensleute doch so überaus reinlich und geordnet aussahen; aber nach den Baderäumen und Ankleideregeln zu fragen, konnte ich mich doch nicht entschließen. „Wo schläft der hochwürdige Herr Abt?" fragte ich. „Hat er keine eigne Zelle?" „Nein, niemals in unserm Orden; er legt sich mitten unter den Andern nieder, er hat keinen Vorzug irgend einer Art. Der Vater gehört zu seinen Kindern, meinen wir." — Besonders interessant war mir darnach eine an den bisherigen Speisesaal angebaute Halle, die zum Unterricht der Heiden bestimmt war. An einer Seite ganz offen, mit Sitzplätzen und einem Kruzifix versehen, stand sie mit einem Pförtnerzimmer in Verbindung. Wer immer kam von früh bis spät, brauchte nur zu läuten, und sogleich erschien ein Mönch, der Zulu sprach, um Fragen zu beantworten oder früher begonnenen Unterricht fortzusetzen. Das schien mir ein großer Vorteil bei diesen Eingebornen, die von Zeiteinteilung keine Idee haben und sich ungern an bestimmte Stunden binden lassen. An Sonntagen, sagte mir der Bruder, sei oft die ganze Halle voll Wißbegieriger, und ganz leer stand sie nur selten.

P D v Bl

The Sowers by Henry Seton Merriman

Säen auf Hoffnung könnte man den Titel deuten. In das Innere Rußlands versetzt uns die Verwicklung und läßt uns eine menschenfreundliche Bewegung schauen, von der wir im Auslande keine Kunde erhalten haben, insofern uns Tolstoi als vereinzelte Erscheinung dargestellt worden ist. Der Verfasser nimmt dagegen an, daß unter dem hohen Adel überhaupt die Erkenntnis gereift sei, wie übel der gänzlich ungebildete und hilflose Leibeigne nach der Befreiung daran ist, wie leichtes Spiel der Nihilismus hat, wenn es nicht gelingt, die Masse der Bauern an ein menschenwürdigeres Dasein zu gewöhnen. In diesem Sinne ist der „Verein der Barmherzigkeit" entstanden, zu dem große Summen herbeiströmten. Aber auch dies Bestreben mußte sich ängstlich vor dem Späherauge der Regierung verbergen, weil dort die Angst vor jedem Fortschritt, die Furcht vor jeder Entwicklung des Bauern zur Selbstbestimmung alle Weitsicht und staatsmännische Klugheit gänzlich erstickt.

Den dunkeln Hintergrund der Erzählung bildet die Thatsache, daß die Dokumente über diesen „Verein" aus dem Landhause des Präses gestohlen und der Regierung für teures Geld verkauft wurden. Wer nicht seine Gemeinnützigkeit in Sibirien büßte, mußte von da an in größter Heimlichkeit wirken und entging doch dem Verdachte nicht. Die Schilderung der Zustände ist mächtig ergreifend und zeigt den Kenner. Die gewaltige, winterliche Natur der Steppe, die unsägliche Not des Volkes, von der der Verfasser sagt, sie werde in absehbarer Zeit zu einem „Schrecken" führen, schlimmer als der in Paris. Die deutlichen Anzeichen einer agitatorischen Bewegung, die selbst jetzt schon zu Aufständen führt, bereiten den Leser auf das Drama vor, das ihm mit Meisterhand entrollt wird. Die charakteristischen Gestalten, die wir in Rußland suchen, sind alle da: Prinz Paul Howard-Alexis, der Sohn einer russischen Prinzessin und eines englischen Vaters, ist in England zu einem tüchtigen Menschenfreund herangewachsen. Er verfolgt seine Reformgedanken mit unbeugsamer Energie von den größten Gesichtspunkten aus. In der Verkleidung eines „Moskauer Doktors" arbeitet er unter den Kranken, spendet, was er verschreibt, predigt Reinlichkeit und Mäßigkeit, ringt mit dem Ungeheuer Cholera ohne Verzagen. Neben ihm steht der deutsche

Vertraute, Hausminister mehr als Verwalter, in fester Treue mit dem Herrn verbunden, den er wie einen Sohn liebt. Karl Steinmetz ist unter den vorzüglich gezeichneten Charakteren der, an dem der Verfasser selbst die größte Freude hat. Männerfreundschaften sind überhaupt seine Stärke. Das hat er bereits in dem frühern Roman Edged tools bewiesen. Das völlige Vertrauen eines solchen Bandes, das wunderbare Spiel von Zurückhaltung und rückhaltloser Offenheit je nach Bedürfnis, die nie wankende Treue, der unüberwindliche Heldenmut zweier so verbundner Männer ist in Wahrheit nach dem Worte Davids „köstlicher denn Frauenliebe ist."

Diese schätzt der Verfasser auch, aber er sichtet unnachsichtlich das Gold vom Flitter. Den Flitter stellt er mit hohem sittlichen Ernste in seiner Hohlheit dar. Das Gold zeigt er, gleichsam im Kontrast, meist im Hintergrunde, gerade weil sein Ideal einer echten, liebenswerten Frau ein hohes ist.

Neben dem nordischen Recken steht seine Delilah, die schöne englische Gemahlin, mit ihrer Freude am Schein, ihrem Unverständnis des Gatten, der Bürde ihrer Vergangenheit. Die Verwandte, an die sie sich klammert, bildet in ihrer frischen Unbefangenheit und Furchtlosigkeit dazu einen liebenswürdigen Gegensatz. Die Gutsnachbarn unvermischten slawischen Blutes zeigen die russische Eigenart in stärkster Ausprägung. Der Regierungsspion stellt deren schreckliche Seite dar, und der französische Diplomat übernimmt die Rolle des Mephisto.

Nach innerer Notwendigkeit entwickeln sich die Dinge und treiben zur Lösung.

Unerbittlich wirkt das Unheil sich aus. Aber das Gute nicht minder. In vollendeter Dichtergerechtigkeit entfaltet sich das Ende. Im Zusammenbruch aller Hoffnungen, allen Glückes wird der Moskauer Doktor erkannt: „Es war eine gewaltige Ernte. Was in des Volkes Herzen gesäet wird, bringt endlich tausendfältige Frucht."

Möchte das Buch, das eben erscheint, nachdem es im Cornhill Magazine zum Schluß gekommen, viele deutsche Leser und eine gute Uebersetzung finden. Es ist eine heilsame gesunde Lektüre, voll sittlichen Ernstes und von spannendstem Interesse, das keinen Augenblick erlahmt. M Sell

---

Die richtige Deutung des oberkirchenrätlichen Erlasses

Wie wir schon gesagt haben, solche Erlasse bedürfen der Interpretation! Und nun wissen wir zum Glück, wer die richtige Deutung hat. Nicht die Norddeutsche Allgemeine, sondern der Reichsbote. Seine Ausführungen haben „den nachträglichen Beifall in maßgebenden Kreisen gefunden" (Nr. 3). Eine kirchenregimentliche Persönlichkeit bestätigt dies mit ausdrücklichem Dank. Darnach läßt der Erlaß von 1895 den von 1890 „in Kraft bestehen und beschränkt ihn nur in einzelnen Punkten bezüglich des Auftretens der Geistlichen in öffentlichen sozialdemokratischen Versammlungen" (Nr. 6). Die Christliche Welt hat einfach „übertrieben" (Nr. 3).

Mit diesem Schlagwort lassen wir uns aber doch nicht so schnell abthun. Der Erlaß des Oberkirchenrats war diesmal recht deutlich. Viel deutlicher als der Apostolikumserlaß vom Jahre 1892. Als wir den um seiner Vieldeutigkeit willen lebhaft anfochten und Konsequenzen daraus ableiteten, die unter der Herrschaft kirchlicher Unterbehörden sich jeweilig keineswegs als übertrieben herausgestellt haben, empfingen wir auch eine offiziöse Deutung, die die Meinung des Oberkirchenrats als viel harmloser hinstellte. (Vgl. Jahrgang 1892, Nr. 50 und 52.) Gegenüber dem jüngsten Adventserlaß konnte von Vieldeutigkeit keine Rede sein. Natürlich hat es auch diesmal im Oberkirchenrat und unter den zustimmenden Konsistorialbeamten Männer gegeben, die nur mit Hilfe des Vorbehalts der vom Reichsboten vertretnen mildern Deutungsmöglichkeit ihre Bedenken gegen den Erlaß unterdrückt haben. Aber um etliche unvorsichtige Pastoren von kompromittirendem Auftreten in Volksversammlungen abzuhalten, bedurfte es keines solchen Apparats. Der Erlaß ist den versammelten Herren ohne Zweifel mit staatsmännischen Gründen als eine Notwendigkeit nachgewiesen worden, und nur so ist die einstimmige Annahme erklärlich.

Dieselbe staatsmännische Haltung beeilt sich natürlich der Konsistorialpräsident von Schlesien anzunehmen, jener Mann, der des öftern erklärt hat: Ich bin Büreaukrat vom Scheitel bis zur Sohle, und ich bin stolz, es zu sein — als ob ein Konsistorialpräsident nicht ein ausgezeichneter Verwaltungsbeamter und treuer Diener seines Königs sein und zugleich für die Lebensinteressen und Lebenskräfte der ihm anvertrauten Kirchengemeinschaft offne Augen haben könnte. Er fordert von den Superintendenten, sie sollen ihre Pfarrer vor dem Beitritt zu der jüngst gegründeten Evangelisch-sozialen Vereinigung für Schlesien warnen und, wenn einzelne doch beitreten sollten, die Gründe erforschen und berichten! Offenbar hat der schlesische Konsistorialpräsident den Erlaß anders verstanden als der Reichsbote und erblickt in ihm die endliche Billigung seiner längst bewährten Haltung. Denn in diesem Falle hat Herr Stolzmann für sich, daß er früher gegen die sozialen Pastoren vorgegangen ist als der Oberkirchenrat: vergleiche den Fall Klein (Jahrg. 1891 Nr. 20 ff.) und den Erlaß des schlesischen Konsistoriums vom vorigen Jahre (1895, Nr. 28).

Aber auch der Reichsbote weiß und sagts in Einem Atem, daß jene Deutung, nur pastorale Ausschreitungen in Volksversammlungen wolle der Erlaß treffen, falsch ist. „Naumann entwickelt sich immer bedenklicher . . . und insofern war die Kirchenbehörde berechtigt, ihren Geistlichen eine Warnung zuzurufen." Der Reichsbote wird so ehrlich sein zuzugeben, daß diese Tendenz gegen die Naumannsche Richtung mit der Sorge vor einem taktlosen Auftreten der Geistlichen in Volksversammlungen sehr wenig zu thun hat.

Aber sie hat den Vorzug, die Wahrheit besser zu treffen. Die richtige Deutung des Erlasses, die man allen freundlichen und unfreundlichen Interpreten gegenüber festhalten muß, ist nämlich diese.

In hohen und höchsten Kreisen wollte man eine Eindämmung des christlichen Sozialismus durch die Kirche. Man hatte nichts dagegen, daß Stöcker in diese Operation mit einbezogen wurde; einflußreiche Männer wünschten dies sogar, ja forderten es. Auch im Oberkirchenrat war dafür Stimmung vorhanden. Ist er doch seiner Zusammensetzung nach, wie man sagt, „mittelparteilich." Einstimmige klare Beschlüsse aber wären in dieser Richtung, zumal mit Beiziehung der Generalsuperintendenten, nicht zu erzielen gewesen. Dagegen war es für diesen ganzen Kreis ziemlich leicht, sich in der Mißbilligung der Naumannschen Bestrebungen zu einigen. Dies ist in der That der sachliche Kern, die Pièce de resistance des Erlasses, obwohl darin Naumanns Name nicht genannt ist. Jene Stelle, die sich mit dem Auftreten in Volksversammlungen befaßt, ist nur eine Verlegenheitswendung dem Erlaß von 1890 gegenüber, den man in diesem Stücke freilich nunmehr abrogiren mußte.*) Dabei blieb etlichen Räten und Generalsuperintendenten die Hoffnung, auch Stöckers Stellung möchte durch den Erlaß noch weiter erschwert und erschüttert werden. Die Wirkung nach dieser Seite blieb von der weitern Entwicklung der Stöckerschen Sache abhängig. Wie ist diese inzwischen verlaufen? Die konservative Partei hat auf die Trennung von ihm verzichtet, und bis in die Spalten der Post hinein ist nun plötzlich die Erkenntnis allgemein geworden, daß die Schädlichkeit des christlichen Sozialismus sich auf die Naumannsche Gruppe beschränkt. So wird jetzt, abgesehen von Büreaukraten wie dem schlesischen Konsistorialpräsidenten, der Erlaß des Oberkirchenrats, sofern er gehandhabt wird, gehandhabt werden.

Ueber unsre Stellung zu Naumann haben wir uns in voriger Nummer ausführlich geäußert. Unsre Bedenken gegen den Adventserlaß des Oberkirchenrats sind viel mehr kirchliche als soziale. Der sozialen Richtung in der evangelischen Geistlichkeit und insbesondre der Naumanns und seiner Freunde wird der Erlaß wahrscheinlich mehr nützen als schaden, keinesfalls wird er sie ersticken können. Aber daß der Erlaß von andern als rein kirchlichen Motiven eingegeben ist und den Geistlichen vor der Oeffentlichkeit die Verpflichtung

*) Die beiden früheren sozialen Kundgebungen des Oberkirchenrats sind in Nr. 2 der Chronik vollständig abgedruckt.

zuschiebt, in solchen Dingen ihre Gesinnung und Haltung von den Ansichten der kirchlichen Oberbeamten abhängig zu machen — wie will der Evangelische Oberkirchenrat diese Versündigung an unsrer Kirche und an unserm Amt wieder gut machen? Es bleibt da nur die eine Hoffnung, daß ein ebenso besonnenes wie charakterfestes Verhalten der sozial gesinnten Geistlichen den Erlaß wieder vergessen läßt.

Damit könnten wir schließen, wenn nicht Naumann in der Sozialen Praxis uns durch eine neue Deutung des oberkirchenrätlichen Erlasses überrascht hätte. Er sieht in ihm eine Verteidigung des — Sulzeschen Gemeindeideals! Der Oberkirchenrat sieht nach Naumann die Ortsgemeinde, auf der bisher unser gesamtes christliches Kirchenwesen sich aufbaut, durch das Vordringen von Korporations- und Berufsgemeinden bedroht, auf deren Herausarbeitung und Pflege die Arbeit der sozialen Pastoren gerichtet ist. Dieser Gesichtspunkt wird den Meisten so neu sein, daß es mehr Raum bedürfte, um ihn nur allseitig verständlich zu machen, als uns heute zur Verfügung steht. Wir wünschen auch nicht, daß die Christliche Welt künftig viel mit der Verhandlung einer Idee belastet wird, deren Fruchtbarkeit wir vorläufig nicht einsehen können. Wenn Naumann seine soziale Arbeit gelegentlich so ansieht, daß er sich als Pastor seiner Arbeitergemeinde fühlt, so ist das begreiflich und nichts dagegen zu sagen. Auch wird er Gründe anzuführen wissen, aus denen ihm eine teilweise Entwicklung von Fachgenossenschaften zu christlichem Gemeindeleben unter gewissen Umständen notwendig oder erwünscht erscheint. Aber als Gemeindeideal neben das Sulzesche gestellt nimmt sich dieses Ideal von Berufsgemeinden überaus dürftig und unterchristlich aus. Denn man mag die Scheidung der Stände in einer Zeit der sozialen Auseinandersetzung verstehen und aus christlicher Gesinnung heraus sich eine Strecke weit in die Scheidung mit hineinbegeben, aber das urchristliche und ewig christliche Ideal der Gemeinde bleibt doch dies, daß die Christen der verschiednen Stände sich aus dem Anlaß ihrer örtlichen Nachbarschaft als Nächste erkennen und zur gemeinsamen Gottesverehrung wie zu gegenseitigem Liebesdienst zusammenschließen. Wenn heutzutage Freizügigkeit und Eisenbahnen in Wirklichkeit dem Zusammenhalt der Ortsgemeinde große Schwierigkeiten bereiten, so würde auch die Berufsgemeinde unter den gleichen Nöten leiden und voraussichtlich nicht mit derselben Fülle von Mitteln ihnen entgegenarbeiten können wie die Ortsgemeinde. Naumann sieht geradezu eine Eigentümlichkeit der Gegenwart darin, „daß die Bedeutung der Lokalgemeinde abnimmt." Wir meinen im Gegenteil erlebt zu haben, daß der Wert der Lokalgemeinde — dank Sulze vor allen andern — neu erkannt und allmählich für die gesamte kirchliche Arbeit auch der Kirchenregimente der wiedergefundne Angelpunkt geworden ist.

Daß der Oberkirchenrat bei seinem Erlaß an das Sulzesche Gemeindeideal gedacht hat, wird Naumann selber nicht im Ernste vertreten. Er hat als edler Gegner bei dem Oberkirchenrat Prinzipien gesucht und sich so dessen Standpunkt konstruirt. Aber er hat ganz unnötigerweise alle Anhänger des Sulzeschen Ideals dadurch kopfscheu gemacht, daß er sich zu einem andern Gemeindeideal bekennt. Wir unsrerseits haben einstmals in der Durchführung der übersichtlichen wohlorganisirten Ortsgemeinde nach Sulzes Sinne den eigentlichen Beitrag gesehen, den die evangelische Kirche zur Lösung der sozialen Mißstände leisten könne und solle. Von diesem Standpunkte aus sind noch unsre Artikel über den ersten Evangelisch-sozialen Kongreß geschrieben. (Vgl. Jahrgang 1890.) Allmählich haben wir die Notwendigkeit der freien öffentlichen Arbeit in Diskussion, Vereinen und Standespflege eingesehen und sind in die Uebung solcher Thätigkeit nach dem Maße unsrer Kraft mit eingetreten. Die kirchliche Organisationsbewegung, die Sulzes Namen trägt, und die evangelisch-soziale Bewegung, wie sie an die Namen Stöcker, Naumann, Göhre u. a. geknüpft ist, sind uns nunmehr zwei notwendige Lebensäußerungen unsrer Kirche. Sie bedeuten uns ihren zeitgemäßen Fortschritt, wie uns die Predigt des göttlichen Worts ihr bleibendes lebengebendes Erbe bedeutet. In ungezählten Freunden Sulzes wie Naumanns vertragen sich die beiderlei Bestrebungen aufs beste. Wollte Naumann seiner Arbeit in übertriebner Wertschätzung eines geistreichen Einfalls ernstlich die Form einer Tendenz auf Berufsgemeinden geben als auf die notwendige Ablösung der Ortsgemeinde, so würde er uns durchaus auf Seiten Sulzes finden. Kultusgemeinden, aus besondern Ständen gebildet, sind uns von den Hof- und Schloßbis zu den Sträflingsgemeinden Erscheinungsformen, die wir nur als Anomalien ansehen können; ihre innere Berechtigung verneinen wir ebenso vom kirchlichen wie vom sozialen Standpunkte aus. R

Nachschrift. Vorstehendes war gedruckt, als uns Nr. 1 der Protestantischen Kirchenzeitung zu Gesichte kam mit einem Artikel Sulzes: Die sozialpolitische Thätigkeit der evangelischen Geistlichen. Der hochverehrte Mann möge uns verzeihen, wenn wir offen aussprechen, daß seine Erörterung die Frage, um die es sich angesichts des oberkirchenrätlichen Erlasses handelt, ebenso verrückt und verdunkelt, wie Naumanns Artikel in der Sozialen Praxis. Die Frage gegenüber dem Erlaß ist durchaus nicht die: „ob und inwieweit evangelische Geistliche an den sozialpolitischen Bestrebungen der Gegenwart ohne Nachteil für ihr Amt sich beteiligen können." Diese Frage ist natürlich höchst diskutabel und wird es auch für uns immer bleiben, dabei wird D. Sulzes Meinung für uns immer von höchstem Werte sein. Die Frage ist dem Erlaß gegenüber die: ob der Oberkirchenrat, oder die Generalsuperintendenten und Superintendenten, die Instanzen sind, die jene von Sulze gestellte Frage für den Pastor zu entscheiden haben und sein Gewissen in dieser Hinsicht an die von ihnen aufgestellten Richtlinien binden dürfen. Daß D. Sulze für diesen Ernst des vorliegenden kirchlichen Akts kein Empfinden hat, erfüllt uns mit Schmerz. Wie anders darin Beyschlag, der zu den sozialistischen Pastoren nicht anders steht als Sulze und gelegentlich sogar die Reminiscenz an Thomas Münzer nicht verschmäht. — Auch einem andern Sulzeschen Satz müssen wir aus unsrer ganzen Kenntnis der Menschen und Dinge heraus widersprechen. D. Sulze läßt es gesperrt drucken: auch hier — d. h. zu der evangelisch-sozialen Arbeit — verleitet uns die Eifersucht der römischen Kirche gegenüber. Das mag von den Evangelischen Arbeitervereinen in Rheinland und Westfalen gelten, aber es trifft schon kaum Stöcker, und es trifft absolut nicht Naumann, Göhre und Genossen, zu denen wir in diesem Stücke gezählt sein wollen. Unser Interesse an der Sache ist ein rein ethisch-praktisches; weder bewußt noch unbewußt ist der Seitenblick auf die römische Kirche dabei mit im Spiele. Man verbaut sich das Verständnis des sozialen Protestantismus, wenn man sich ihn mit derartigen Hilfslinien konstruirt.

Im übrigen, Sulze und Naumann mögen die Konkurrenz ihrer Ideale noch so scharf empfinden, wir haben Raum für beide im Zusammenklang. Und wir bitten die verehrten Männer herzlich, bei dem Ernst der Lage auf Theorien und Abstrattionen zu verzichten, die von der eigentlichen innern Krisis, in die der oberkirchenrätliche Erlaß unsre Kirche gebracht hat, die Aufmerksamkeit ablenken und also nur verwirrend wirken können.

Verschiedenes

(Rudolph Zacharias Becker) Ein Beitrag zur Bildungsgeschichte unsers Volkes. Von Fritz Burbach, Pfarrer. Gotha, E. F. Thienemann, 1895. 1,20 Mk.

Wenn heutzutage die Rede auf den alten Rationalismus und die Aufklärung kommt, so merkt man es den Redenden in der Regel sehr deutlich an, wie sies so herrlich weit gebracht. Wo nicht geradezu Animosität die vorherrschende Stimmung ist, ists zum mindesten Mitleid mit jenen trocknen Pflänzchen. Im Streit der Theologen ist bekanntlich der Name „Rationalist" einer der beliebtesten moralischen Rippenstöße geworden. Wem die Geschichte des geistigen Lebens während der letzten hundert Jahre gegenwärtig ist, versteht, wie es dahin gekommen ist. Wir wissen, zu welch trauriger Verflachung der christlichen Glaubensgedanken die „Aufklärung" vielfach geführt hat, und wie dankbar wir sein müssen, daß uns dann Männer geschenkt wurden, die das christliche Glaubensleben wieder vertieften und auf eigne Füße stellten. Aber gerade weil uns diese Neubelebung des christlichens Denkens als eine gesicherte Tatsache vor Augen steht, darum sollten wir es jetzt nicht nur für unbedenklich, sondern geradezu für eine Forderung der Gerechtigkeit halten, die wirklichen Verdienste jener Männer der Aufklärungsperiode und ihren persönlichen Wert wieder mehr ans Licht zu ziehen. Wir sollten mehr daran denken, daß die vielgeschmähten alten Rationalisten z. B. durch ihr lebhaftes Gottvertrauen, durch ihren sittlichen Ernst, durch ihren frischen Idealismus, in selbstlosem, gemeinnützigem Wirken unser oft so haltloses und blasirtes Geschlecht gar manchmal recht beschämen könnten. Manche Keime der Reformation sind ja erst durch sie zur Entfaltung gekommen; und trotz mancherlei Verirrung haben sie einen außerordentlichen Einfluß auf die Bildung unsers Volks gewonnen; ja unsre heutige moderne Bildung wurzelt zum großen Teil in der geistigen Arbeit jener Tage. Das sollen wir nicht vergessen.

Mit diesem Verständnis für die Eigenart und die besondern Aufgaben jener Zeit ist das vorliegende Büchlein geschrieben, „ein Beitrag zur Bildungsgeschichte unsers Volks." Es zeigt in geschickter Weise, wie notwendig es ist, bei der Beurteilung derartiger Perioden in der Geschichte den Ideengehalt der Zeit in individueller Fassung zu betrachten. Denn erst am geschichtlich-persönlichen Leben geht uns oft die Notwendigkeit und Berechtigung bestimmter Gedankenrichtungen auf. Unser

Verfasser hat es verstanden, im engen Rahmen mit lebendigen Farben das ansprechende Bild eines charaktervollen Vertreters jener Epoche zu zeichnen. Becker ist z. B. einer von denen gewesen, die die Folgerichtigkeit des Umschlagens pietistischen Seelendrills (vergl. die charakteristische Aeußerung S. 10) in rationalistische Aufklärung in ihrem eignen innern Leben erfahren haben, und deren geistige Entwicklung darum besonders geeignet ist, jene Epoche von innen heraus verständlich zu machen. Vor allem ist es das aufrichtige Verlangen, in stiller Arbeit, ohne all den Klingklang unsrer Tage, wirklich „gemeinnützig" zu wirken, das seiner Thätigkeit und der so mancher seiner Gesinnungsgenossen einen so ehrenwerten Charakter verlieh. Sein in ungefähr einer Million von Exemplaren verbreitetes „Not- und Hülfsbüchlein" ist ein beredtes Denkmal dieses seines eifrigen und ernsten Strebens.

Erfreulich ist es doch auf jeden Fall, wenn die allerdings begreifliche bisherige Haltung gegenüber jener Epoche einmal wieder durch ein offnes Wort der Dankbarkeit durchbrochen wird. Und wer etwa demnächst eine Geschichte der Aufklärungszeit schreiben sollte — unsers Wissens haben wir seit Anfang der siebziger Jahre keine neuere Gesamtdarstellung —, der sollte darin auch die Gedanken zur gebührenden Würdigung bringen, die Burbach in sehr treffender und präziser Form in seiner Einleitung ausgesprochen hat. Eine gerechte Würdigung jener Zeiten und Menschen dürfte schließlich der beste Beweis dafür sein, daß wir ihre Irrungen innerlich überwunden haben. P J

(August Neander) Beiträge zu seinem Leben und Wirken von K. Th. Schneider. Schleswig, 1894. 302 S.

Die Biographie ist geschichtlich gegliedert und von einem begeisterten Schüler und frühern Amanuensis Neanders mit reicher Benutzung bisher unbekannter Briefe an und von Neander verfaßt. Als Sohn eines jüdischen Handelsmannes 1789 in Göttingen geboren, erhielt David Mendel seine Vorbildung für die Universität auf dem Johanneum in Hamburg, das unter der Leitung des Rationalisten Gurlitt stand. Bei seinem Abgang wird Mendel von seinem Direktor der Auftrag, eine Rede über die besten Bedingungen, unter denen die Juden in den Staat aufzunehmen seien, zu halten. Mit Begeisterung tritt er für die Emanzipation der Juden ein, verlangt aber auch im Anschluß an Mendelssohn von ihnen die Aufgabe des mosaischen Bürger- und Zeremonialgesetzes. In der Taufe, am 25. Februar 1806, zu der er sich, entgegen der Behauptung Varnhagens, aus eignem freien Antriebe entschloß, nimmt er den Namen August Neander an. Dennoch ist er damals durchaus ein begeisterungsvoller Pantheist. Als Student der Theologie in Halle schließt er sich mit innigster Liebe an Schleiermacher „den größten Mann seiner Zeit" an. Nach den Siegen Napoleons von Halle vertrieben, kehrt er nach Göttingen zurück. 1810 habilitirt er sich in Heidelberg und beginnt Kirchengeschichte zu lesen. Sein erstes bedeutenderes wissenschaftliches Werk behandelt den Kaiser Julian. Vor allem durch den Einfluß des Historikers Niebuhr und des Leiters des Universitätswesen in Preußen, Nicolovius, wird er 1813 nach Berlin berufen, wo er bis zu seinem 1850 erfolgten Tode wirkt. Während dieser langen Jahre hat er es verstanden, vor allem als akademischer Dozent und Vater der Studenten, viele an sich zu fesseln, sodaß er besonders große Verehrung und Liebe in den Kreisen der Pfarrer, die ihn gehört hatten, genoß. Nicht die gleiche Bedeutung kommt ihm als wissenschaftlichem Forscher zu; wenn auch seine Kirchengeschichte großen Beifall fand, so kann nicht dasselbe von seinem Leben Jesu und apostolischen Zeitalter gesagt werden. Auch ist es charakteristisch, daß gerade seine liebsten Schüler, die den akademischen Lehrberuf ergriffen, sich bald abwandten; so schreibt ihm am 1. Oktober 1845 ein eben habilitirter theologischer Privatdozent: „Ich habe jetzt erkannt, daß ich den positiv-christlichen Standpunkt, den ich meiner wissenschaftlichen Entwicklung nach einnehme, nicht mit ganzem vollem Leben umfasse; es bleibt mir keine Wahl, das Christentum der Theologie oder die Theologie dem Christentum zum Opfer zu bringen. Ich werde daher Jurist." Daneben war Neander bei der Gründung der preußischen Hauptbibelgesellschaft 1814, des Neanderschen Krankenvereins für arme Studenten, vor allem der preußischen Union von 1817 thätig. Er ist ihr erster wissenschaftlicher Vertreter gewesen und geblieben. Ein Mann der Mitte kämpfte er gegen Hengstenberg und den erwachenden Konfessionalismus, ebenso wie gegen Hegel, Baur und Strauß. Aber stets ist seine Polemik maßvoll und würdig; in dem berühmten Gutachten vom 15. November 1835 verwahrte er sich gegen ein polizeiliches Verbot des Lebens Jesu von Strauß, da „eine Bevormundung des rein wissenschaftlichen Verkehrs von seiten des Staates dem Interesse der Wissenschaft überhaupt sehr gefährlich ist." Mit dem größten Fleiß trotz seines schwächlichen Körpers hielt er bis zum 12. Juli 1850 seine Vorlesungen, zwei Tage später starb er, tief betrauert von vielen, besungen von seinem damaligen Schüler, dem Oberhofprediger Kögel. Krummacher und Strauß hielten ihm die Grabrede, Nitzsch und Hengstenberg priesen ihn in beredten Worten vor der Studentenschaft. — Die Biographie ist mit der Absicht geschrieben, nachzuweisen, „daß Neander ein Führer zu Christo war, wie unser Jahrhundert unter den akademischen Theologen keinen zweiten gesehen hat," und in der That jedem, der das Buch liest, wird der edle christliche Charakter Neanders demütige Bewunderung einflößen, wenn er auch über die theologische Bedeutung des Mannes anders als der Verfasser denkt. Neander gehört mit Rothe, den er selbst den „frömmsten unter seinen theologischen Kollegen" genannt hat, unstreitig zu den erbaulichsten Gestalten unter den evangelischen Theologen unsers Jahrhunderts. G Grützmacher

(Was ein Schweizer Pfarrer in England gesehen hat) Unter diesem Titel giebt uns Richard Preiswerk in einem kürzlich erschienenen Schriftchen (Basel, R. Reich, vormals C. Detlof. 178 S. 1,60 Mk.) Reiseerinnerungen, die man schon um ihres gemütlichen, humorvollen Basler Tons willen mit großem Vergnügen liest, auch wenn man Funkes „Englische Bilder in deutscher Beleuchtung" kennt und einen guten Teil der Wege, die Preiswerk beschreibt, selber gemacht hat. Wer übrigens fürchtet, der Schweizer Pfarrer werde ihm mit Predigtauszügen, Kirchen- und Sektenmännern oder gar mit religiösen Reflexionen beschwerlich fallen, sei unbesorgt: vom kirchlichen Leben Englands handelt nur der sechste Teil des Büchleins, und ein andres Sechstel von der nun fast zum Ueberdruß geschilderten Heilsarmee. Also kommt die englische Welt nicht zu kurz; und die englische Polizei sowie das englische Eisenbahnwesen kommt sogar entschieden besser weg als das englische Christentum. Wie nüchtern und scharf der Verfasser dieses beurteilt, dafür nur die zwei wörtlichen Proben: „Ich glaube nicht, daß der Herr Jesus auf diese englischen Vereinsbeter weisen und sagen würde: darum sollt ihr also beten" und: „Ich glaube, Christus würde uns sagen: hütet euch vor dem Sauerteig der Engländer." Nun, Preiswerk ist dem Titel seines Büchleins treu geblieben, er giebt, was er gesehen hat. Wir möchten aber wünschen, er hätte von dem englischen Christentum mehr gesehen; es giebt darin nicht wenig, von dem wir zu lernen haben. P W

(Moderne Bibelkenntnis) Bei der Besprechung der Interpellation wegen der Vorgänge in Fuchsmühl schloß der Abgeordnete Dr. Ratzinger (nach der Münchner Allgem. Zeitung Nr. 274, Abendblatt) seine Rede mit den Worten: Es gebe kein glückliches Volk da, wo die Gerechtigkeit niedergedrückt werde. „Denn — um mit dem Apostel Paulus zu reden — »die Gerechtigkeit erhöhet die Völker.«"

„Er geht alsbald daran, das Wort Gideons zur Wahrheit zu machen: »Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen.«" So A. W. in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 16. Oktober 1895 Nr. 287 in einem Aufsatze über Arne Garborg. In derselben Zeitung heißt es: „Der alttestamentliche Weise Jesus Sirach sagt: »Die Selbsterkenntnis ist der Anfang der Weisheit.«" Daselbst findet sich auch der Vergleich: „wie Bileams Esel zwischen den Heubündeln."

Die Herren Klewe und Co. verbreiten in Dresden ein Reklameschriftchen zu Gunsten ihres „Nutrols." Darin heißt es: „Menschen, die ihren Vorrat an Körperfett aufbrauchen, ohne ihn zu ersetzen, magern natürlich ab. Sie gleichen den sieben thörichten Jungfrauen" u. s. w.

In einem angesehnen Wiener Blatt veröffentlichte vor kurzem ein österreichischer Landesarchivdirektor eine Biographie des in Steiermark gebornen Reisenden und Geographen Martin Zeiler, der in Verbindung mit dem berühmten Zeichner und Verleger Merian in Frankfurt um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts die bekannten Topographien herausgegeben hat. Dabei bespricht er auch sein Geschick in Behandlung der Sprache, das schon seine Zeitgenossen bewunderten, das hervorzuheben wir noch alle Ursache hätten. „Er sprach, wie ihm die Seele eingab. Wie rührend behandelt er doch einmal seine Todesgedanken in einem Vorwort an den Ulmer Apotheker Zermann! Wie sind da die Abnahme der Sinne und der sinnlichen Beobachtung, die Furcht der Reichen, die Sorge des Gesindes, die Vereinsamung der Einzelnen, der ängstliche Blick auf die Boten des Frühlings, das Vermorschen und Zerfallen fast plastisch wiedergegeben! Wir haben, sagt er, »beide aus des Allmächtigen Willen nun über die sechzig Jahre auf uns, und also die Zeit erlebt, da die Sonne und das Licht und Mond und Sterne pflegen finster zu werden, und Wolken wieder kommen nach dem Regen, die Hüter im Hause zittern, sich krümmen die Starken und müßig stehen die Müller, deren wenig werden, und das Gesicht durch die Fenster sich trübet, die Stimme der Müllerin leise wird und erwacht, wenn der Vogel singt, da sich die Hohen fürchten und schauen auf dem Wege, ob der Mandelbaum blüht, da der silberne Strick wegkommt, die güldene Quelle verlaufet, und Eimer und Rad am Brunnen zerlochet und zerbricht.«" „Der Mann war Poet!" schließt der moderne Biograph diesen Passus und weiß nicht, daß Zeiler hier nur die allegorische Darstellung des Alters aus Prediger 12, 1—6, nicht eigne Poesie giebt.

Auf einem Abreißkalender fanden sich an zwei aufeinanderfolgenden Tagen Bibelsprüche zitirt. Der eine lautet: „Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen" (Röm. 8, 28), der andre: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich" (Luk. 1, 37). Jener soll von „Friedrich, Großherzog von Baden," stammen, dieser ein „Sprichwort" sein!

„Weißt du, welchen Spruch mir der Pfarrer bei der Einsegnung mitgegeben hat? »Den Seinen müssen alle Dinge zum Besten dienen.«" So zu lesen in Velhagen und Klasings Monatsheften, Heft 2, 1895 in der Geschichte „Glückskind" von Adelheid Weber. D H

(Armenien) Dem Aufruf, den unsre Leser im Anzeigenteil dieser Nummer finden, wird in nächster Nummer ein Bericht über die bejammernswerte Lage der Armenier folgen. Für heute verweisen wir auf die wertvollen Mitteilungen, die lange vor der Katastrophe in unserm Blatte ein Armenier über Art und Lage seiner Volks- und Glaubensgenossen gemacht hat: Die armenische Kirche unter kirchlicher Herrschaft. Jahrgang 1894, Nr. 40 ff. R

(Der Allgemeine Evangelisch-protestantische Missionsverein) sucht einen Missionar für seine Arbeit in Japan. Gerade nach den schweren Angriffen, denen er ausgesetzt gewesen ist, wünschen wir ihm doppelt, daß er eine tüchtige Kraft gewinnen möge, und legen es unsern jungen Freunden ans Herz, ob nicht einer die Freudigkeit hat in Gottes Namen hinauszugehn. R

Tageszeitung!

Den Unterzeichnern der im vorigen Jahre an mich abgegebnen Erklärung in Sachen der Tageszeitung wird demnächst auf vertraulichem Wege wichtige Mitteilung zugehn. Freunde unsers Planes, die damals nicht reagirt haben, jetzt aber ihr Interesse bekunden und diese selben Mitteilungen empfangen möchten, bitte ich unter genauer Angabe ihrer Adresse mir eine Postkarte zu schicken mit dem kurzen Vermerk „Mitteilung über Tageszeitung erbeten." R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 3 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Ein **Theologe** von gründlicher wissenschaftlicher Bildung und tiefer religiöser Wärme, der mit aufrichtiger Begeisterung der Heidenmission als Lebensberuf sich widmen will, wird für unser **japanisches Arbeitsfeld** gesucht. Wahlfähigkeit für das geistliche Amt in der Heimat und womöglich bereits erfolgreiche praktische Bewährung ist Voraussetzung; die Kenntnis des Englischen ist erwünscht. Die Aussendung soll im Laufe dieses Jahres erfolgen. Meldungen mit Zeugnissen und Lebenslauf sind an den unterzeichneten Zentralvorstand zu richten, der auf Anfragen gern jede nähere Auskunft erteilt.

Der Zentralvorstand des Allgem. evang.-protest. Missions-Vereins
Berlin, den 3. Januar 1896 Prediger **Dr. Arndt,**
Berlin C., Friedrichsgracht 53.

Die Kirche

Evangelisch-protestantisches Sonntagsblatt

Sechs provinzielle Ausgaben. Aufl. 17000. Preis 40 Pfge. vierteljährl.
Agenten gesucht gegen hohen Rabatt
Postzeitungsliste Nr. 3384. Versandstelle: J. Hörning in Heidelberg (zugleich ebenda erscheinen die von Drews, Issel und Kind herausgegebnen Pfennigpredigten)

„Zu den erfreulichen Erscheinungen, die der kirchl. Liberalismus gezeitigt hat, gehört sein in mancherlei Formen erscheinendes Sonntagsblatt: Die Kirche" (Chr. W. 1892, Nr. 9, Sp. 199)

Thüringer Paramentenverein

unter dem Protektorate Ihrer Durchlaucht der Prinzessin Thekla von Schwarzburg.

Es wird hierdurch gebeten, alle Zuschriften in Sachen des Vereins, soweit sie **Stickereien** betreffen, richten zu wollen an die **Hofdame** (ohne Namennennung) Ihrer Durchlaucht der Prinzessin Thekla von Schwarzburg in Rudolstadt, alle andern Zuschriften, wie bisher, an Oberpfarrer Rausch in Blankenburg (Schwarzathal).

Material zu **Missions-Stunden** liefert das **Beiblatt zu d. Allgem. Missions-Zeitschrift,** hrsg. von **D. Warneck.** Preis der Zeitschrift p. a. **7,50 Mk. franko.**
Berlin W. 9 **Martin Warneck,** Verlagsh.

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1481. Vierteljährlich 1,50 Mark

Nr. 2: Uebersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der deutsch-evangelischen Landeskirchen vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1895 (Fortsetzung) — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Die Ansprache des Evangelischen Oberkirchenrats vom 20. Februar 1879; Der Erlaß des Oberkirchenrats vom 17. April 1890; Preßstimmen zum Erlaß des Oberkirchenrats; Auf der christlich-sozialen Vereinigung Schlesiens — Verschiedenes; Zu dem Bozener Friedhofsskandal; Vermischte Nachrichten — Personalien

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Bilder aus dem Westen

von E. Below

Preis broschirt 3 Mark

Inhalt: An Bord der Dania — Kansas City — Ein alter Freund — Beim Kollegen — Auf dem Weltfleischmarkt — Beim Wohnungsuchen — Gesundheitsamt und Viehhof in Kansas City — Ernste Gedanken — Auf der Höhe — Menschenleben und Eigentum — Landspekulation — Ein Sonntag in Kansas City — In der Schule — Politik — Beim Verschollnen — Im Kriegerverein — Amerikanische Frauen — Rückblick und Schluß.

Arthur Titius
Emma Titius, geb. **Brandstäter,**
Vermählte
Kiel, Januar 1896

Die glückliche Geburt eines kräftigen Knaben zeigen hierdurch an
Pfarrer **F. Burbach** und
Frau **Margarete** geb. Müller
Gotha, den 10. Januar 1896

Cand. min., zweites Examen vorige Ostern bestanden, sucht Stellung als **Vikar** oder **Hilfsprediger.** Bedingg. nach Uebereinkunft. Gefl. Offerten sub **E B 2** an die Expedition dieses Blattes.

Neu! **Für nur Mk. 6.—** (Fabrikpreis) vers. 1 brillante, extra solid gebaute, ca. 36 cm große **Konzert-Zug-Harmonika** mit 10 Tasten, 2 Registerzüg., 2 dopp. Bässen, vollständ. ff. Nickelbeschl. u. Zuhalter, ff. Ausstatt., starken, breiten, unzerbrecht pat. Tonzungen, schöner, voller, doppelchöriger Orgelmusik, großer u. weit ausziehb. dreifacher Doppelbalg; jede Falte ist mit Stahlschutzecken versehen, wodurch Beschädigung unmöglich. Wirklich großes, aus bestem Material gearbeitetes **Pracht-Instrument** (keine sogen. Export- od. Marktware). Jed. Käufer erh. auch eine neue praktische Schule z. Selbsterlernen **umsonst,** wonach gleich d. schönsten Lieder, Tänze, Märsche, Choräle u. s. w. gespielt werden können. Umtausch gestatt. Garantieschein wird beigefügt.
O. C. F. Miether.
Hannov. Harmonika- u. Musikinstr.-Fabrik in **Hannover II,** Steinthorfeldstr. 19.
NB. Allen werten Bestellern gebe noch ein kleines Musikinstr. **umsonst,** nur damit Sie sich von d. Güte und Preiswürdigkeit meiner Fabrikate überzeugen sollen. D O

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162.**

Für den Beginn des Konf.-Unterrichts

Bei **Hellmuth Wollermann** in **Braunschweig** erschien:
An die Eltern meiner Konfirmanden
Brief des konfirm. Pastors an die Eltern ꝛc. der Konfirmanden
Neue Auflage
10 ₰, 25 St. ℳ 2, 50 St. ℳ 3,50, 100 St. ℳ 5, 1000 St. ℳ 45.
Probeexemplar umsonst u. portofrei.
Absatz bisher über 50000 Exempl.!

Patriotische Aufführungen für den 18. und 27. Januar!

Neu erschien in unserm Verlag:
Sergeant Pieske am 18. Januar
von A. Strauß
Auf Strafwache an Kaisers Geburtstag
von A. Strauß
à 60 Pfg., 10 Exempl. 5 Mk.
Von demselben Verfasser erschien ferner:
Aus großer Zeit
à 75 Pfg., 10 Exempl. 6,50 Mk.
Wach auf, mein Volk! Erneure dich!
à 60 Pfg., 10 Exempl. 5 Mk.
Durch Nacht zum Licht 1807 und 1870
Vaterländisches Festspiel in zwei Bildern von K. Windschild
à 50 Pfg., 10 Exempl. 4 Mk.
Hier werden uns von zwei Geistlichen für die christliche und patriotische Volksbühne frisch geschriebene und gehaltvolle Aufführungen mit nur männlichen Rollen geboten.
Für **Kinder** erschien:
Unsere Jugend am Geburtstag des Kaisers
Ein Festspiel für die deutsche Jugend von A. Strauß
Preis 40 Pfg., 10 Expl. 3,50 Mk.
Außerdem erlauben wir uns noch das in unserm Verlag erschienene **Liederbuch** für christliche Vereine, insbesondere für christliche Vereins-, Familien- und Gemeindeabende, herausgegeben von O. Pfennigsdorf, in empfehlende Erinnerung zu bringen.
Textausgabe mit 114 Texten unsrer beliebtesten geistlichen und weltlichen Volkslieder à **10 Pfg.**
Notenausgabe in vierstimmigem Satz für Gesang, Klavier oder Harmonium à **1,80 Mk.**
Portofreie Zusendung. Auf Wunsch auch **Ansicht** und **Auswahlsendung** durch die **Schriftenniederlage des evangel. Vereinshauses** (Adresse Buchhändler A. Haarth), Coethen (Anh.)

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Schutz für unsre Seeleute

Ein Aufruf an deutsche Menschenfreunde
von
Georg Wislicenus
Broschirt 1 Mark

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst

55. Jahrgang

Postzeitungs-Nr. 2932. Vierteljährlich 9 Mark.

Nr. 3: Zum 18. Januar — Weltpolitik — Der Entwurf zu einem bürgerlichen Gesetzbuch vor dem Reichstage von Julius Petersen — Das Landtagswahlrecht in Sachsen — Ueber allen Gipfeln von Arnold Focke — Die Kunst. Erzählung von Theodor Duimchen (in Dresden) (Fortsetzung) — Maßgebliches und Unmaßgebliches

Armenien

Aufruf zum Gebet

Weihnachten ist vorüber, das neue Jahr hat begonnen, und noch immer dauert die furchtbare Tragödie in Armenien fort.

Ein altchristliches Volk ist dort der Plünderung, dem Hungertode und allen Schrecken des Martyriums preisgegeben. Das geschieht vor den Augen der ganzen Christenheit, mit ihrem Wissen, in einem Lande, für das sie mit verantwortlich ist.

Männer werden gemartert, Frauen beschimpft, Kinder aufs schändlichste mißhandelt; friedliche Heimstätten werden niedergebrannt. Zweifeln läßt sich nicht an diesen Thatsachen; die Konsuln haben darüber berichtet, und die Gesandten wissen darum. Außerdem liegen die Erzählungen von Augenzeugen und an Ort und Stelle aufgenommene Photographien zum Beweise vor.

Das unglückliche armenische Volk ist der Mehrzahl nach ohne Waffen; nur in ein paar Ausnahmefällen hat es sich gegen seine Bedrücker erhoben, nachdem jahrelang alle Beschwerden erfolglos geblieben waren.

Noch dauern die Grausamkeiten, Verwüstungen und Mordthaten ungehindert fort. Der Protest der europäischen Mächte hat bisher nur bewirkt, daß die Greuel ärger wurden und die Not der unglücklichen Opfer sich steigerte.

Tausende von Männern, Frauen und Kindern sehen ohne Obdach und Nahrung den Schrecken eines asiatischen Winters entgegen.

Es ist unglaublich und unerträglich, daß die Christenheit noch immer apathisch und machtlos vor diesem schrecklichen Schauspiel verharrt.

Wir wenden uns an alle, die auf Leben und Wirken der Kirche Jesu Christi Einfluß haben und in der ganzen Welt zerstreut sind; wir bitten sie inständigst und demütig, alle Kraft des Gebets, das in der Kirche wirksam ist, zu sammeln und Gott den Vater, Christus unsern König und den Tröster, den heiligen Geist, anzuflehen, daß diese Schmach aufhöre; daß dem Uebel gewehrt werde; daß unsre Selbstsucht, Gleichgiltigkeit und gegenseitige Eifersucht die Barmherzigkeit des gerechten Gottes nicht länger aufhalte und hindere an der Rettung seines treuen Volkes, das Glauben hält bis in den Tod.

E. Talbot, Bischof von Rochester	Church of England
J. Percival, Bischof von Hereford	
G. Ridding, Bischof von Southwell	
H. W. Webb-Peploe, Prebendary von St. Paul	
H. Scott-Holland, Kanon von St. Paul	
Charles Gore, Kanon von Westminster	
Basil Wilberforce, Kanon von Westminster	
W. H. Freemantle, Dean von Ripon	
Malcolm MacColl, Kanon von Ripon	
Arthur T. Waugh, Archidiakon und Kanon von Ripon	
A. M. Fairbairn, D.D., Oxford	Congregationalist Church
Alexander Mackennal, D.D., Bowdon	
Joseph Parker, D.D., London	
J. B. Paton, D.D., Nottingham	
W. F. Moulton, D.D., Cambridge	Methodist Church
Hugh Price Hughes, West-Londoner Mission	
J. Oswald Dykes, D.D., London	Presbyterian Church
J. Monro Gibson, D.D., London	
J. Clifford, D.D., Westbourne Park Chapel, London	Baptist Church
F. B. Meyer, Christ Church, London	

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 4 — Leipzig, den 23. Januar — 1896

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Jenseits von Gut und Böse — Das Grundproblem des geschichtlichen Christentums — Gräuel in Armenien — Die deutschen Trappisten in Südafrika: Schluß — Berufsleben und Gemütsleben der Frau — Neue Flugblätter — Verschiedenes: Beiträge zur Erkenntnislehre; Bedenklich; Antipreußisch — Tageszeitung — Quittung — Anzeigen

Jenseits von Gut und Böse

Nun wir denn sind gerecht geworden durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott durch unsern Herrn Jesum Christum. Röm. 5, 1.

„Jenseits von Gut und Böse" soll nach der Meinung des „freien Geistes" der Wille zur Macht sein Ziel erreichen; es ist das nur folgerichtig.*) Denn so lange durch den Gegensatz von Gut und Böse die heilige Majestät einer sittlichen Weltordnung ihre Herrschaft über die Gewissen der Menschen behauptet, so lange wird der Wille zur Macht in seiner schrankenlosen Entfaltung stets gehemmt sein durch das Gefühl der Schuld, das den Verächter des Sittengesetzes zur Anerkennung seiner eignen Unwürdigkeit zwingt. Wo aber das Gefühl der Schuld einen Menschen belastet, da kann das Gefühl der Macht ihn nicht beglücken. Seine Stimmung ist eine Mischung von Scham und Trauer und Aerger, durch die sein Selbstvertrauen geknickt, sein ruhiger Blick getrübt, die Sicherheit seiner Entschlüsse und die Entschiedenheit seines Handelns gestört wird; dem Willen zur Macht ist der Nerv zerschnitten. Darum: soll der Wille zur Macht den Geist auf starken Schwingen emportragen zur lichten Höhe des Glücks, so muß der Gegensatz von Gut und Böse verschwunden, die Schranken der sittlichen Weltordnung müssen gebrochen sein.

Aber „jenseits von Gut und Böse ist kein Ort auf Erden, außer dem Irrenhaus"; es hat noch niemand die sittliche Weltordnung umzustürzen vermocht; und der Uebermensch, dem es gelingen sollte, sie in Stücke zu schlagen, — um seine Macht zu behaupten, müßte er selbst aus den Trümmern der alten eine neue Ordnung aufrichten, und um sie in Geltung zu setzen, sich als erster ihr unterwerfen. Die schneidende Differenz des heiligen „Du sollst" und des trotzigen „Ich will," wie der klagende Mißklang des Guten, das wir wollen, und des Bösen, das wir thun, muß sich daher in jedem Menschenleben neu erzeugen. In jedem Menschen ist der Wille zur Macht gelähmt durch das Gefühl der Schuld, und wer im Besitz der Macht sein Glück, seine Seligkeit sucht, der verlangt frei zu werden von dem lähmenden Druck der Schuld.

Wer schenkt uns diese Freiheit? Als wir Kinder waren, da hieß der Wille des Vaters und das Gebot der Mutter für uns das Gute, und der Ungehorsam gegen sie war das Böse. Da war die sittliche Ordnung, die allein für uns galt, getragen von lebendigen Personen, die uns verstanden und die wir verstanden, da konnte unser Kinderherz frei werden von der Unruhe der Schuld. Wenn wir voll Scham und Angst mit gesenktem Blick vor unserm Vater standen und er ernst und liebevoll mit der Hand über unser Haar streichend sagte: Mein Kind, du hast mir tiefen Kummer bereitet; aber dein Unrecht soll dir vergeben sein, wenn wir unglücklich durch unsern eignen Ungehorsam schluchzend das thränenüberströmte Antlitz im Schoße der Mutter bargen und sie uns innig an ihre Brust ziehend tröstete: Es soll dir alles verziehen, du sollst wieder mein gutes Kind sein, dann war die geheime Abneigung, in der unser unruhiges Gewissen uns trieb, das ernste und freundliche Auge des Vaters und der Mutter zu fliehen, verschwunden in dem glücklichen Frieden einer Gemeinschaft gegenseitigen herzlichen Vertrauens. Unsre Kindesunschuld war uns aufs neue geschenkt.

Wie finden wir diese Kindesseligkeit wieder, wenn wir der Kinderzeit entwachsen sind? Wie werden wir jetzt frei vom Druck der Schuld, da das Gute für uns nicht mehr in der Person des Vaters und der Mutter verkörpert ist, da sich die sittliche Hausordnung erweitert hat zur sittlichen Weltordnung? Wenn uns das Gute nur entgegenträte in den „Gesetzen" der Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit, der Keuschheit und Menschlichkeit, wenn die sittliche Weltordnung nichts andres wäre als die Summe dieser Gesetze, dann gäbe es keine Erlösung vom Schuldgefühl, dann bliebe der Wille zur Macht für immer gelähmt und der Weg zum Glück für alle versperrt. Wir können frei werden vom Druck der Schuld, weil das Gute verkörpert ist in einer allmächtigen Persönlichkeit, die das Sehnen und Bangen unsers Herzens versteht und mit uns in eine Gemeinschaft der Gnade und der Liebe zu treten vermag, weil die sittliche Weltordnung mit heiliger Gewalt durchgeführt wird von dem lebendigen Gott, der mit barmherziger Vaterliebe das unruhige Gewissen zufrieden spricht und die geängstete Seele tröstet, wie einen seine Mutter tröstet. Wer an ihn zu glauben vermag, der ist frei vom Gefühl seiner Schuld, gerecht durch seinen Glauben.

Aber worauf soll sich dieser Glaube gründen, und woran soll er sich halten? Wenn wir emporschauen zu den goldnen Sternen, den zahllosen Welten, die still in ihren unwandelbaren Bahnen kreisen, eine Zeit wie alle Zeiten, dann ziehen durch unsre Brust die Schauer der Ehrfurcht vor der ewigen Macht, die sie alle trägt, aber ein fühlendes Herz, das unsre Not kennt, — in jenen unermeßlichen Fernen finden wir es nicht. Wenn wir um uns blicken auf die wogende, wirkende Natur, die im unabläßigen Wechsel des Werdens und Vergehens täglich neues Leben sprossen läßt und überlebte Geschöpfe in den Abgrund der Vernichtung zieht, dann ergreift uns freudiges Staunen über die lebenschaffende Kraft, die die unerschöpfliche Fülle des Lebendigen hervorquellen läßt, aber nach einer Liebe, die sich um unsre Wünsche kümmert, fragen wir vergebens. Wenn wir die Ereignisse der Weltgeschichte an unserm Auge vorüberziehen lassen, deren Wucht mächtige Reiche zertrümmert und verachtete Völker zur Herrscherstellung erhebt, dann bewundern wir mit Jubel und Zittern den großen Gott, der die Gewaltigen stürzt und die Niedrigen erhöht; aber für eine Gerechtigkeit, die immer das Gute zum Siege führt, und für eine Barmherzigkeit, die in den Fluten der Völker jedes Einzelnen sich annimmt, empfangen wir kein Zeugnis. Ein schattengleiches Ahnen von dem allmächtigen und lebendigen Gott, das die Seele bald dunkel durchschauert, bald lichter durchglänzt, — nichts mehr, das ist die Höhe, zu der wir auf diesen Wegen gelangen.

*) Vgl. in der vorigen Nr.: Der Wille zur Macht. D H

Zu kraftvollem Glauben an den heiligen und barmherzigen Gott wird dieses schattenhafte Ahnen erst belebt, wenn unser Gemüt berührt wird durch den Eindruck lebendiger Persönlichkeiten, die für uns durch diesen Glauben geheiligt sind. Wir alle haben Zeiten in unsrer Entwicklung, wo sich unser Glaube an die Barmherzigkeit und Liebe des heiligen Gottes allein auf den Glauben solcher Menschen gründet, wo wir uns frei fühlen vom Druck der Schuld, weil sie, in denen wir Gottes Heiligkeit mit stiller Ehrfurcht sich spiegeln sehen, uns trotz unsrer Fehler und Schwächen liebevoll in ihre Gemeinschaft ziehen. Vielleicht finden viele oder gar die meisten in ihrem ganzen Leben keinen andern Grund für ihren Glauben; sie bleiben unselbständig. Selbständige Charaktere suchen bald eine festere Stütze für ihren Glauben; denn alle Persönlichkeiten, deren Nähe uns emporheben konnte über unsre Schuld in die Gemeinschaft des Friedens mit Gott, sie sind doch irrende und fehlende Menschen; es kommt die Stunde, wo wir erkennen: der Riß der Schuld geht auch durch ihr Leben, auch ihre Seele ist losgesprengt von Gott. Jeder muß es erfahren: von allen Menschen, die im rastlosen Wechsel der Zeiten der Erde Glück und Not getragen haben, vermag nur einer unserm Glauben Halt zu gewähren — das ist Jesus von Nazareth.

Hier ist ein Mensch, dessen sittliches Bewußtsein keine Narben zeigt, der einzige, dessen Leben nicht zersprungen ist an dem Gegensatz von Gut und Böse, dessen Seele frei ist von jedem Schatten des Schuldgefühls. Wort und Gedanke stimmen bei ihm zusammen in ungetrübter Wahrheit, Wollen und Wirken sind eins in selbstloser Liebe; strenge Gerechtigkeit ist in ihm durchdrungen von weichem Erbarmen und tiefe Barmherzigkeit geleitet von ernstem Sinn für das Recht; eine herbe Keuschheit sperrt das Heiligtum seiner Persönlichkeit ab gegen jeden unreinen Einfluß, und eine edle Weitherzigkeit schließt sein Wesen auf für alle Schönheit der Welt und alles Gute, das in der menschlichen Seele lebt; hingebende Treue trägt sein Wirken, und stille Geduld giebt ihm den Sieg unter allem Leiden; freundliche Sanftmut nähert ihn allen aufrichtigen Gemütern, und in heiligem Zorn scheidet er sich von aller Heuchelei und Unwahrhaftigkeit. Unser Gewissen bezeugt es uns: gut sein heißt ihm gleich, ihm ähnlich sein. Im Gefühl seiner heiligen Größe setzt er sein sittliches Urteil den Anschauungen aller Menschen mit erhabner Kühnheit entgegen, erhebt sich mit voller Freiheit über die altehrwürdigen Satzungen seines Volkes, zerbricht mit ehrfurchtgebietender Sicherheit, was seine Zeit an menschlichen und göttlichen Autoritäten verehrte. Und diese Machtfülle ohne gleichen, über die er mit großartiger Einfalt gebietet, beansprucht er als Sohn des Gottes, den er seinen Vater im Himmel nennt, der allein ihn kennt, und den er allein kennt. Dieser unsichtbare Gott ist für ihn die unmittelbarste Wirklichkeit, so wirklich wie sonst nichts in der Welt. Mit ihm verkehrt er so unbefangen, so schlicht und wahr, wie der geliebte Sohn mit seinem Vater. Seine allvermögende Kraft steht ihm in jedem Fall zu Gebote, wo er ihrer bedarf, und so frei er allen Autoritäten gegenüber ist, an den Willen seines Vaters ist er gebunden in Wort und Werk; unter Zittern und Zagen, betrübt bis in den Tod, kämpft und betet er in banger, einsamer Nacht, sich diesem Willen zu unterwerfen, auch als seine Seele davor zurückschaudert. Gottes Gedanken sind seine Gedanken, Gottes Wille ist sein Wille, sein Geist ist Gottes Geist, das ist der Eindruck, den dieses Leben auf uns macht. Schließt er Frieden mit uns, so haben wir Frieden mit seinem Vater, zieht er uns in seine Gemeinschaft, so kann unsre Schuld uns nicht scheiden von dem lebendigen Gott.

Vor dem hellen Strahl seiner Liebe, der unser vom Gefühl der Unwürdigkeit gedrücktes Herz trifft, verschwindet das Mißtrauen und der Trotz, womit wir im Bewußtsein unsers Unrechts dem allmächtigen und heiligen Gott, dem Träger und Rächer der sittlichen Weltordnung begegnen; wir haben Frieden mit Gott durch unsern Herrn Jesum Christum. Frei vom lähmenden Druck der Schuld, gerecht durch den Glauben, stehen wir in Kindesgemeinschaft mit dem Gott Himmels und der rde, gehören wir zu seinem Reich, zum Reich der Macht, das die Welt beherrscht.

E Rolffs

Das Grundproblem des geschichtlichen Christentums

1

„Das Christentum ist von Anfang an Buchreligion gewesen." In einem Kanon war ihm stets die geschichtliche Offenbarung niedergelegt, aus der es selbst stammt. Deshalb hat Kähler Recht, wenn er in seiner neuesten Schrift es als das Grundproblem des geschichtlichen (d. h. des auf Offenbarung in der Geschichte beruhenden) Christentums bezeichnet, zu jenem Kanon, zur Bibel einen absoluten, von aller empirischen Forschung unabhängigen Standpunkt zu gewinnen, der für alle Zeiten und zu allen Zeiten gilt.*)

In der Begründung dieses Standpunktes berührt sich Kählers Arbeit auf das engste mit der Meinholds in dessen gleichbetitelter Schrift (vgl. Christliche Welt Nr 2). Freilich, der erste Blick glaubt zwischen beiden nur Verschiedenheit zu entdecken. Meinhold redet die Sprache des Forschers, der Systematiker Kähler bringt, was er verkündet, auf apodiktische Formeln. Dort werden wir genötigt zum Suchen — hier zum Urteilen. Dort scheint alles im Werden zu sein — hier stehen wir vor einem fertigen Bau. Aber trotzdem, beide Gelehrte werfen dieselbe Grundfrage auf: „Wie stellen wir uns zur Bibel?" Beide antworten: „So, wie Jesus zu ihr stand." Und mehr noch: beide geben der Antwort dieselbe Einschränkung: „Man kann sich nicht buchstäblich an Jesus anschließen, denn Jesus ist nur maßgebend in dem, was zu seiner überlegnen Gotteskenntnis gehört. Im Erkennen der Welt, ihrer Natur und ihrer Geschichte ist er nicht unfehlbar."

Die Durchführung dieser Gedanken bringt natürlich auch Kähler in Konflikt mit der traditionellen Lehre.

Aber während sich Meinhold über seine Abwendung von der Tradition keinen Illusionen hingiebt, sucht Kähler doch immer wieder sich irgendwie dem Herkömmlichen anzunähern und auf den Konflikt einen schnellen Pakt folgen zu lassen. Die Aufstellung der Konkordienformel und ihrer konsequenten Nachfolger, daß Jesu menschliche Natur alle Eigenschaften der göttlichen besessen, und daß sie namentlich die sogenannten „operativen" göttlichen Eigenschaften (z. B. die Allmacht) unmittelbar gebraucht und benutzt habe, kann Kähler sich nicht zu eigen machen. Er ersetzt sie aber durch eine Lehre von der Entäußerung, die den modernen Orthodoxen nicht gar zu ketzerisch erscheinen mag. Noch schärfer ist sein Widerspruch gegen die Lehre von der Wortinspiration. Er lehnt sie rund ab. Aber auch hier treibt es den Dogmatiker, Ersatz zu schaffen. Er stellt dafür ein neues Prinzip auf, und er proklamirt eine neue Methode, beide in Beziehung auf das Grundproblem des geschichtlichen Christentums.

2

Zunächst das neue Prinzip! — Die alte Inspirationslehre löste auf ihre Art jenes Grundproblem. Sie garantirte dem Christen den ausreichenden, von aller Lehrmeinung unabhängigen Besitz der offenbarten Wahrheit. Kähler will nun durch seine Ablehnung der orthodoxen Lehre von der Schrift die Wahrheit nicht etwa hineingezogen sehen in die Unsicherheiten des schwankenden Suchens und Forschens. So muß er eine neue Theorie der Offenbarung aufstellen, die der Bibelkritik (an deren Ergebnissen die Inspirationslehre gescheitert ist) zwar Rechte einräumt und so dem gleichen Schiffbruch vorsichtig ausweichen kann, die aber doch diese Rechte so einschränkt, daß des Christen Wahrheitsbesitz nie von der geschichtlichen Erforschung und Kritik der Bibel abhängig werden kann. Er will den dogmatischen Unterbau konstruiren für einen absoluten, von aller Forschung unberührbaren Standpunkt zur Bibel. Wäre das nicht möglich, meint er, so könnte ja der Laie nicht zur Wahrheit kommen ohne die Hilfe des wissenschaftlich forschenden Theologen. Und dann stünde zwischen Gott und dem Menschen die theologische Wissenschaft als ein Gnadenmittel, das sie nicht ist.

Nun ist unbestreitbar, daß es solchen absoluten Standpunkt

*) Jesus und das Alte Testament. Erläuterungen zu Thesen von D. Martin Kähler. Leipzig, Deichert, 1896. Die Thesen waren schon in etwas andrer Form der Gnadauer Konferenz übersandt. Vgl. Chronik zur Christlichen Welt 1895 Nr. 21, Sp. 182f.

zur Bibel giebt. Jeder Christ kennt ihn und steht darauf, wenn er den unerschütterlichen Glauben hat, daß keine Forschung ihm das beseligende Bild seines Heilandes, wie es ihm aus dem Alten und Neuen Testament entgegentritt, zerstören kann. — Der Standpunkt ist unabhängig, denn er wird nicht durch Forschen und Wissen gewonnen, sondern durch Gottes Gnade. Demgemäß ist aber sein Ursprung unergründlich und unerfindlich — auch für die dogmatische Wissenschaft. — Wer so zum Heiland steht und die Kritik kennt, hat nicht nur keine Angst vor ihr, sondern er weiß, daß sie, wenn anders sie die Wahrheit sucht, das biblische Christusbild nur immer eindrucksvoller hervortreten lassen wird. (Vgl. „Die Unverwüstlichkeit des Wortes Gottes," Christliche Welt 1895, Nr. 52.) Dieses Vertrauen ist unantastbar in der Welt des Glaubens, und wenn es in der Welt des Erkennens etwa von Zweifeln angefochten wird, so bewährt es sich, wie alles Glauben gegen den Zweifel, als ein stetes, freudiges „Dennoch!" — Darf man dies Glauben aber als wissenschaftliches Prinzip in die Gebiete des Erkennens einführen? Hört der Standpunkt nicht auf, absolut zu sein, wenn man ihn in die Relationen der wissenschaftlichen Untersuchung hineinzieht — denn vor dem Wissen sind alle Dinge relativ! — oder wenn man seinen Ursprung nachprüft und seine Gewißheit durch dogmatische Konstruktion stützt, wenn man ihn in der christlichen Lehrwissenschaft als Grenzpunkt oder als Voraussetzung des Bibelforschens verwendet?

Kählers Versuch bewegt sich in dieser Richtung. Er formulirt das neue Prinzip für seine Zwecke folgendermaßen: Für die theologische Auffassung treten an Stelle der schwankenden Hypothesen (wie sie sonst die Wissenschaft als zusammenfassendes Hilfsmittel für das Verständnis geschichtlicher Entwicklungen anwendet) die klar ausgesprochnen Grunderkenntnisse von Gottes offenbarendem Thun (wie sie in den deutlichen Bibelstellen zu lesen stehen). Also der Verlauf der Heilsgeschichte soll nicht aus Hypothesen, sondern aus Gottes kund gewordnen Ratschlüssen bestimmt werden.

Kähler fordert dazu auf, seine Arbeit über Jesus und das Alte Testament als Probe für die Richtigkeit seines Prinzips anzusehen. Die Probe scheint zu gelingen. Denn wendet man es auf das große geschichtliche Verhältnis zwischen Jesus und dem Alten Testament an, so ergiebt sich ohne Hilfe jeder Hypothese aus einer Reihe deutlicher Sprüche der unzweifelhaft richtige Satz, daß Jesus die Erfüllung des Alten Testaments ist, und daß sein Heilswerk im alten Bunde planvoll von Gott vorbereitet ist. Aber ist wirklich dies Ergebnis ein Sondergut der „theologischen Auffassung"? Ich glaube, auch ein Profanhistoriker, der die Entwicklung der hebräischen Religion bis auf Jesus überschaut, müßte die „Hypothese" aufstellen, daß Jesus die Erfüllung der auf ihn zustrebenden religiösen Entwicklung sei, etwa wie Goethe in seiner Art die Erfüllung der auf ihn vorbereitenden deutschen Dichtung ist. Und wenn der Profanhistoriker gläubig ist, wird er sagen dürfen, daß Gott die Geschichte so planvoll auf Jesus hin vorbereitet habe. Was ist nun für ein Unterschied zwischen Profanhistorie und „theologischer (nicht religiöser) Auffassung"? Oder ist etwa das gläubige Wort eines Geschichtsschreibers eine theologisch-wissenschaftliche Aeußerung? Die Probe schlägt also fehl, denn eine Hypothese war hier nicht zu ersetzen, und nicht die „theologische Auffassung," sondern das Auge des Glaubens thut den tiefern Blick in die Zusammenhänge der Geschichte. Die Theologie, meine ich, braucht Hypothesen ebenda, wo alle Wissenschaft sie braucht. Nur der Glaube kann ihrer entraten.

Noch weniger erweist sich Kählers Prinzip brauchbar, wenn man nicht, wie er es bevorzugt, unter „Hypothese" die Deutung eines im wesentlichen bekannten, sondern auch die Konstruktion und Rekonstruktion eines relativ unbekannten Geschichtsverlaufs versteht. Gerade solche Hypothesen der Theologie sind es, die dem einfältigen Glauben die schwersten Anfechtungen bereiten können, und deshalb müßte sich gerade an ihnen die Kraft des neuen Prinzips bewähren. Es ist z. B. für die Heilsgeschichte durchaus keine unwichtige Frage, wie die altisraelitische Religion entstanden ist. Was leistet nun Kählers Prinzip dafür? Entweder müßte man auf Grund einer Reihe deutlicher Bibelstellen Dinge annehmen, die Kählers Theorie an derselben Klippe scheitern ließen, an der die Inspirationslehre versunken ist. Oder wenn man recht vorsichtig wäre, käme man zu dem Ergebnis, daß Gottes Vorsehung auch über den Anfängen der israelitischen Religion gewaltet hat. Das dürfte aber dem Gläubigen schon ohnedies gewiß sein, und die Hypothesenersatztheorie ist somit hier überflüssig. Nun ist es allerdings, wie Kähler mit Recht sagt, die Aufgabe des Dogmatikers, sich überflüssig zu machen. Aber auch durch Aufstellung überflüssiger Prinzipien?

3

Das Korrelat der alten Inspirationslehre war die allegorische Schriftauslegung. Der neuen Antihypothesentheorie entspricht die Methode der „geschichtlichen Auslegung im großen Stil." Wie Kählers theologisches Prinzip der Wissenschaft vorsichtig ausweicht, so umgeht seine Methode die schlichte nüchterngeschichtliche Schrifterklärung, damit er auf diesen Umwegen sich wieder den Bahnen der Tradition nähern kann. Freilich, der historisch-kritischen Methode offen die Fehde zu erklären, ist Kähler selbst viel zu modern. Aber er erschüttert sich doch zunächst nach Kräften das Vertrauen zu ihr, indem er sie unter der Hand mit der „zeitgeschichtlichen Auslegung" vertauscht. Dann diskreditirt er sie sich und andern, indem er sie unter dieser neuen Etikette der „zeitgeschichtlichen Auslegung" für die Sünden der materialistischen Geschichtsauffassung verantwortlich macht.

Allerdings heißt ja das Feldgeschrei des modernen Geschichtsmaterialismus: „Zeitgeschichte, Zeitgeschichte, Milieu!" Und gegen diesen Unfug, den Menschen mit seinen Gottesgaben als ein Produkt der zeitgeschichtlichen Verhältnisse darzustellen, den Geist aus der Materie zu erklären, kann man nicht laut genug protestiren. Das ist auch gegenüber manchen Uebertreibungen der modernen Theologie durchaus zeitgemäß. Aber soweit der Protest berechtigt ist, ist er abermals kein Sondergut der „theologischen Auffassung," sondern er ist Gemeingut aller echten Wissenschaft. Denn es ist ebenso unwissenschaftlich, Goethe als Jesus aus dem „Milieu" zu erklären. Dadurch ist also auch noch nichts gegen die „Zeitgeschichte" überhaupt ausgemacht. Denn einmal hebt ihr Mißbrauch ihren rechten Gebrauch nicht auf. Und dann bringt Kähler unter der Firma „zeitgeschichtliche Auslegung" vieles von dem mit unter, was man sonst einfach geschichtliche Auslegung zu nennen pflegt. Solche Vertauschungen sind aber geeignet, den Sachverhalt zu verdunkeln.

Kähler beruft sich für seine Methode auf den Vorgang Jesu. Jesus hat seine Bibel nicht zeitgeschichtlich ausgelegt, sondern er hat sich das Recht genommen, sie von sich aus, vom Standpunkte der Erfüllung aus, also „geschichtlich im großen Stil" zu deuten. Darin folgen ihm die Seinen. — Müssen aber wirklich die Christen, die wie Jesus die Bibel vom Standpunkte der Erfüllung aus auslegen, in ihrer Bibelwissenschaft sich nun skeptisch zur zeitgeschichtlichen Forschungsmethode verhalten? Was würde man zu dem Schlusse sagen: Aristoteles hat seine Naturphilosophie ohne genaue Detailkenntnisse in der Naturwissenschaft, vielmehr „naturgeschichtlich im großen Stile" entworfen; in beidem haben ihm also die wahren Anhänger seiner Naturphilosophie zu folgen? Daraus, daß Jesus ohne zeitgeschichtliche (oder sagen wir richtiger: ohne geschichtliche) Exegese, ja trotz ungeschichtlicher Bibelauslegung ewige Wahrheit offenbarte, folgt doch nicht, daß nun auch wir ohne dies Hilfsmittel irgendwie auskommen können. Der Erfinder macht seine Entdeckung mit dem unvollkommensten Werkzeuge. Der Handwerker, der die Erfindung nachbildet, braucht die feinsten Instrumente.

Ganz verwirft freilich auch Kähler die „zeitgeschichtliche" Auslegung nicht. Aber wenn er sagt: „Die zeitgeschichtliche Behandlung leistet der christlichen Ueberzeugung den Dienst, daß sie die Kirche drängt, ihre Gründung auf die große geschichtliche Thatsache der Bibel von der immer willkürlichen, aber auch immer bequemen Unterwerfung unter bloß menschliche Ueberlieferung, Behauptung oder Untersuchung unabhängig zu machen," so beschränkt er die Leistung der Bibelkritik auf die satanische Rolle des Advocatus diaboli.

Sind denn aber „zeitgeschichtliche Auffassung" und „Deu-

tung der Geschichte im großen Stil" überhaupt Gegensätze? Mir scheinen beide als die zwei Seiten ein und derselben Sache aufs engste zusammen zu gehören. Wo es gilt, eine Epoche geschichtlich zu verstehen, da ist die nächste Arbeit die zeitgeschichtliche Detailforschung, die historisch-kritische Untersuchung des Materials. Aber kein wahrer Forscher bleibt dabei stehen. Jeder deutet nun auch die Ergebnisse der ersten Arbeit, und jeder verfährt dabei, wie Kähler es fordert, „geschichtlich im großen Stile," jeder stellt sich, um deuten zu können, auf den „Standpunkt der Erfüllung" — sonst ist er ein bloßer Chronist! Was wäre eine Geschichte Preußens bis 1870, auf die nicht der Glanz des Kaisertages von Versailles fiele? Was eine Geschichte Roms, auf deren Anfänge und ganze Entwicklung nicht schon ihre Vollendung in der Weltherrschaft das bezeichnende Licht würfe? Was eine Geschichte der Reformation, für die Luther nicht der Heros wäre, den man verstehen muß, um so vom Standpunkte der Erfüllung aus, von der typischen Ausprägung der Idee, von ihrer vollkommensten Offenbarung im Genius Luthers aus ihre unvollkommnern Erscheinungsformen, ihre vorbereitenden Geister und ihre Epigonen verstehen zu können? Eins nicht ohne das andre! Zeitgeschichte nicht ohne Geschichte im großen Stile. Und Geschichtsverständnis nicht ohne zeitgeschichtliche Forschung. Auch in der Theologie nicht!

Wie aber? Heißt es nun auch: „Verständnis der geschichtlichen Offenbarung nicht ohne historische Kritik"? Ja — und nein! Wissenschaftliches, also theologisches Verständnis der Offenbarung nicht ohne historisch-kritische Methode! Aber den Glauben führt Gott seine Wege.

Dies „Ja und nein" ist keine Verlegenheitsauskunft. Auch Luther glaubte, daß unter der Herrschaft des Papsttums, als die geschichtliche Offenbarung verdunkelt war, Gott doch allezeit seine erleuchteten Gläubigen gehabt habe. Ebenso steht es dem Glauben fest, daß Gott, auch wo keine Theologen historisch arbeiten, Glauben und gläubiges Verständnis seiner historischen Offenbarung wecken kann und immer wieder weckt. Jenes befreite Luther nicht von der Aufgabe, das Dunkel des Papsttums zu lichten. Dieses entbindet die Gläubigen nicht von der Pflicht, allezeit in ihrer Mitte wissenschaftlich, historisch und kritisch geschulte Männer zu haben, sie das rechte Verständnis der Offenbarung von Kanzel und Katheder, in Wort und Schrift verbreiten zu lassen und auf sie zu hören. Denn menschlich angesehen ist auch die Gemeinde der Gläubigen nicht denkbar ohne eine Theologie, die ebenso verfährt wie alle Wissenschaft, und die durch alle ihre Organe allenthalben allen Laien nach dem Maße ihrer Reife mitteilt, was sie erarbeitet. „Die Theologie ist also Gnadenmittel?" wird Kähler fragen. Ja, sie kann es sein. Denn nicht nur Bibel und Sakrament, sondern alles Forschen der christlichen Brüder in Gottes großen Geschichtsthaten und all ihr Reden davon, durchweht von der Wahrheit im heiligen Geiste, ist Wort Gottes, ist Gnadenmittel.

Wie bedenklich es ist, die „geschichtliche Auslegung im großen Stil" von der historisch-kritischen Arbeit zu trennen, zeigen die Ergebnisse ihres kühnen Gebrauchs in Kählers Buche. Sie muß ihm dazu dienen, „Thatsachen" aus dem Alten Testamente, die durch die Kritik problematisch geworden sind, aufs neue sicher zu stellen. Die meisten dieser angefochtnen Thatsachen, Urzeit und Patriarchenzeit, sind vorgeschichtlich. Nun meint Kähler, weil sich über vorgeschichtliche Zeiten wissenschaftlich keine gewissen positiven Aussagen machen ließen, so dürfe die Wissenschaft auch negativ kein Urteil darüber abgeben. Von „zeitgeschichtlich begründeter wissenschaftlicher Sichtung oder Kritik" könne hier „nicht wohl die Rede sein." Zeitgeschichtliche Kritik wird wohl auch kein Historiker hier versuchen. Aber wer sollte ihm geschichtliche Kritik verbieten? Und daß die Wissenschaft über vorgeschichtliche Zeiten nichts Sicheres aussagen könne, ist doch auch nur richtig, wenn man den Begriff des Sichern in einer Weise spannt, die der Wissenschaft fremd ist. Thatsächlich weiß doch z. B. Nowack in seiner meisterhaften Rede über die Entstehung der israelitischen Religion*) sehr viel relativ Gesichertes zu vermelden. Meint Kähler, daß ein einziger Forscher sein Verbot beachten wird?

*) Straßburg, Heitz 1895, 31 Seiten, 80 Pfge. Wir wollen hiermit dies Schriftchen unsern Lesern empfohlen haben. D H

Nachdem durch dies Verbot der Widerstreit mit der geschichtlichen Kritik beseitigt ist, kann auf freier Bahn die geschichtliche Auslegung im großen Stil ihr Werk beginnen. Sie leugnet nicht, daß wir über jene Thatsachen in der Bibel nur Sagen besitzen. Und „allerdings wird sich bei aller Sage etwas von Dichtung mit einschleichen; aber muß deshalb auch die Hauptsache, der eigentliche Stock des Berichts erfunden sein?" (S. 51.) Kähler fordert uns dazu auf, von dem Werte der Sagen rücksichtlich ihres thatsächlichen Gehaltes nicht so gering zu denken, wie er von der historischen Kritik denkt. Auch was nicht als geschichtlich verbürgt gelten kann, kann ja doch vielleicht thatsächlich sein. Vieles ist sogar thatsächlich.

So verbürgt ihm der lebendige Zusammenhang des Heilands mit gewissen sagenhaften Stücken, daß hier die Sage nicht irrt, daß z. B. Abraham, Isaak und Jakob thatsächlich gelebt und von Gott Offenbarungen empfangen haben. — Ist aber wirklich der Zusammenhang des Heilands gerade mit diesen Stücken des Alten Testaments so lebendig? Und, abgesehen davon, konnte er etwa über ihre Thatsächlichkeit auf anderm Wege etwas erfahren als andre Menschen? Sagt doch Kähler selbst, daß Jesus sich allen Schranken des Fleischeslebens unterworfen habe, auch den Grenzen, „die dem Erkennen der Wirklichkeit in der Geschichte gezogen sind." Von dem Kähler, der den buchstäblichen Anschluß an Jesu Schriftbenutzung verwirft, überrascht es mindestens, daß er so äußerlich die Autorität Jesu geltend macht.

Noch weniger geschichtlich in großem Stil sind die Gedankengänge, durch die die Existenz Adams erwiesen wird. Adam ist der Typus, Jesus der Antitypus. Der Antitypus bürgt für die Thatsächlichkeit des Typus. — Romulus ist der Typus, Kaiser Augustus der Antitypus. Augustus bürgt für Romulus. Also irrt die Sage nicht über ihn!

Ueber die Geschichtlichkeit Abrahams u. s. w. soll damit kein Endurteil abgegeben sein. Aber der wissenschaftliche Streit darüber ist jedenfalls durch Kählers neue Methode nicht erledigt!

4

Das Grundproblem des geschichtlichen Christentums ist also von Kähler nicht gelöst. Es ist für die Theologie überhaupt unlösbar. Einen absoluten Standpunkt zur Bibel begründet keine theologische Auffassung. Das geschieht sola fide. Der Glaube allein gewinnt ihn. Und soweit wir sehen, ist für Gott die historische Arbeit der Menschen an seinen geschichtlichen Offenbarungsthaten, das historische Studium des Bibelbuches vom halb verstehenden Buchstabiren bis zum exakten Forschen mit allen seinen Folgewirkungen im menschlichen Gemeinschaftsleben das gnädige Mittel, Menschenseelen diesen festen, gläubigen, nur von seiner Gnade abhängigen und deshalb absoluten Standpunkt finden zu lassen. Für jenes Studium selbst aber giebt es keine andern Gesetze, als für alles menschliche Forschen überhaupt. Die Theologie muß insbesondre von Hypothese und von historischer Kritik nebst Zeitgeschichte genau denselben Gebrauch machen wie alle Geschichtswissenschaft. Auch für die Theologie giebt es wie für die gesamte Wissenschaft keinen absoluten Standpunkt, auch sie sieht nur die Relativität aller Dinge.

Gott sei Dank, daß es so ist. Denn besäße sie den Schlüssel zum Absoluten, so würde gerade das Unheil über ihre Laien hereinbrechen, das Kähler durch seine Schrift und besonders durch seine These „Die Theologie ist kein Gnadenmittel" abwehren wollte. Schiele

Gräuel in Armenien

Vorbemerkung des Herausgebers. Unter dem Einfluß unsers politischen Urteils sind wir über die Beweggründe zum Mitleid mit unsern armenischen Glaubensgenossen sehr schnell zur Tagesordnung übergegangen. Die jüngsten Schrecken, die über die Armenier gekommen sind, mögen eine von ihnen selbst ausgeführte Erhebung zum Ausgang haben, europäische „christliche" Politiker mögen in eigennütziger Absicht anstiftend und handreichend dabei mit im Spiele gewesen sein, so bleib

das Los der armenischen Brüder unter der Tyrannei des Halbmonds ein beklagenswertes. Es war es früher, wie wir in unserm viel zu wenig beachteten Artikel „Die armenische Kirche unter türkischer Herrschaft“ 1894 Nr. 40—42, der aus zuverlässigster Quelle stammte, gezeigt haben. Es ist es heute viel mehr, wo ungezählte Unschuldige mit den etwa Schuldigen die furchtbaren Folgen eines mißglückten Versuchs der Selbsthilfe zu tragen haben. Die Mißstimmung gegen alle englische Politik, wie sie heute in Deutschland verbreitet ist, und insbesondre die Mißbilligung etwaiger englischer Mitschuld an den armenischen Unruhen darf uns nicht kalt machen gegen die zur Schmach der Christenheit andauernden Leiden eines christlichen Volks, an dessen friedfertigem Charakter kein Zweifel erlaubt ist. Was wir in Folgendem nach der Contemporary Review veröffentlichen, stammt aus der Feder eines Augenzeugen, dessen Namen wir kennen; wir würden es nicht wiedergeben, wenn wir nicht persönliche Ursache hätten, der Darstellung unser Vertrauen zu schenken. D H

Die Zeit ist gekommen, wo jeder denkende Mensch sich darauf besinnen muß, ob er sein Teil Verantwortung auf sich nehmen oder abweisen will an Verbrechen, wie sie schwärzer und schmachvoller kaum je die Blätter der Menschheitsgeschichte besudelt haben. Die armenische Bevölkerung in Anatolien wird durch die Türken und Kurden mit Stumpf und Stiel ausgerottet, und zwar systematisch mit solch scheußlichen Mitteln und teuflischen Grausamkeiten, daß auch das Blut der Trägsten und Gleichgiltigsten vor Scham und Empörung in Wallung geraten muß.

Die Armenier sind keineswegs Barbaren und Straßenräuber, die außerhalb des Gesetzes stehen; ebenso wenig können die Türken und Kurden als Bannerträger der Zivilisation gelten. Doch wären selbst die Rollen in diesem abscheulichen Drama anders verteilt, so ließe sich wohl ein Grund zu strengem Vorgehen daraus ableiten, aber nun und nimmer ein Vorwand für die langsame Folter, mit der fanatische Muhammedaner ihre christlichen Nachbarn allmählich zu Tode quälen. Sollen die Armenier ausgerottet werden, warum muß man ihnen gleichsam Stück für Stück die Seele aus dem Leibe reißen? Warum haben die unglücklichen Opfer in den Pausen des Abschlachtungsprozesses als Antwort auf ihre verzweifelten Hilferufe zu Gott und Menschen noch Spott und Hohn zu erdulden? Warum muß es geschehen, daß man einen Mann, der sich ehrlich von seiner Hände Arbeit ernährt, aus seinem Bett oder von seinem Herde wegschleppt, ihn zwingt, hilflos zuzusehen, wie seine Tochter von einer Bande mitleidsloser Teufel geschändet wird, und ihm dann, als die Reihe an ihn kommt, die Hand abhaut und in den Mund stopft, dabei ihm eine Predigt hält über den Text: „Wenn dein Gott Gott ist, warum hilft er dir nicht?“ ihm unterdessen auch die andre Hand abhackt, ihm dann unter allgemeinem Jubel die Ohren abschneidet und die Füße mit der Axt abhackt, indes das durchdringende Geschrei, die jammervollen Bitten und die scheußlichen Verzerrungen des Opfers die Seelen der wütenden Fanatiker in einen Rausch psychophysischer Entzückung versetzen? Und warum müssen dann, wenn endlich der barmherzige Todesstreich fällt, noch schmutzige Witzeleien und unsagbare Lästerungen die Seele des Opfers verletzen und seine Höllenqual verlängern bis an die äußerste Grenze des zeitlichen Lebens, bis an die Schwelle der Ewigkeit? Sicherlich giebt es keine Entschuldigung für diese Teufel in Menschengestalt, die ihre Opfer lebendig häuten, pfählen, ihnen die Eingeweide aus dem Leibe reißen und sich an den raffinirt ausgedachten Qualen weiden, keine Entschuldigung in den Augen von Christen, mögen sie noch so eifrige Politiker sein.

Die Türken und Kurden sind im besten Fall träge, langsam und jedem Fortschritt abgeneigt; im schlimmsten Fall sind es Geschöpfe, die Schändlichkeiten wie die eben genannten und andre, die nicht zu nennen sind, ausdenken, verüben und sich ihrer noch rühmen. Die Armenier hingegen bilden trotz aller ihrer Fehler das einzige zivilisirende, ja humanisirende Element in Anatolien; sie sind friedliebend bis zur Selbstaufopferung, gehorsam den Gesetzen, auch wenn sie damit ihren Untergang besiegeln, und fleißig und hoffnungsfreudig in Lagen, vor denen die meisten Menschen schaudern würden. Ihre besten Vertreter sind von dem Stoff, aus dem Helden gebildet werden. Sie sind Christen, die unsern Glauben an Gottes Offenbarung in Jesus Christus teilen, und als solche halten sie fest an den Lehren unsers Meisters trotz Schande und Elend, trotz Feuer und Schwert, bis zum qualvollen Tode.

Die Lage der armen Christen ist, vom Standpunkt der Menschlichkeit aus betrachtet, seit Jahren erbarmenswert gewesen. Die Gesetze existirten nur auf dem Papier. Die Verbrechen der Muhammedaner waren nur in der Theorie strafbar; in Wirklichkeit hing die Sicherheit von Leben und Eigentum einzig von dem guten Willen der Nachbarn ab, und das gute Einvernehmen, das sich allmählich durch Gewohnheit und Gemeinschaft der Interessen zwischen Moslem und Christen gebildet hatte, konnte jeden Augenblick durch Habsucht oder Fanatismus zerstört werden.

Seit Jahren waren geschriebne Gesetze, überlieferte Gebräuche und alle Grundsätze göttlichen und menschlichen Rechts vollständig aufgehoben zu Gunsten muhammedanischer Zügellosigkeit.

Die Christen, von deren Arbeit und Sparsamkeit der Zusammenhalt des Reichs abhing, wurden ausgeplündert, zu Bettlern gemacht, in Ketten gelegt, geprügelt und aus dem Lande gejagt oder abgeschlachtet. Zuerst bemächtigte man sich ihrer beweglichen Habe, hierauf wurde ihr Landbesitz konfiszirt, alsdann nahm man ihnen auch die notwendigsten Lebensbedürfnisse, und endlich raubte man ihnen Ehre, Freiheit und Leben mit so wenig Umständen, als handle es sich um Fliegen und Wespen statt um christliche Männer und Frauen.

Tausende von Armeniern wurden unter der Regierung von Männern wie Tahsin Pascha und Bahri Pascha ins Gefängnis geworfen, gefoltert und eingeschüchtert, bis sie die Ersparnisse ihres ganzen Lebens, die ihrer hilflosen Familie hätten zu gute kommen sollen, den schurkischen Schmarotzern auslieferten. Am hellen Tage überfielen kurdische Reiterscharen ganze Dörfer ohne irgend welchen Vorwand und ohne vorherige Warnung und vertrieben oder töteten die männlichen Einwohner, während ihre Frauen und Töchter den Mördern als Werkzeug zur Befriedigung ihrer niedrigen Lüste dienen mußten. Nach wenigen Jahren waren die Provinzen dezimirt, Aloghkerd beispielsweise fast vollständig von Armeniern „gesäubert.“ Ueber 20000 elende Flüchtlinge, einst gesunde, wohlhabende Menschen, retteten sich nach Rußland oder Persien, wo sie zerlumpt, verunstaltet, krank oder sterbend ankamen; unterwegs wurden viele von ihnen durch die Reiter des Sultans aufgegriffen, die ihnen das wenige Geld, was sie besaßen, abnahmen, ihnen sogar die Kleider vom Leibe rissen, die Frauen im Beisein ihrer Söhne und Töchter beschimpften, kaum erwachsene Mädchen vor den Augen ihrer Mütter und Brüder schändeten und die Unglücklichen dann über die Grenze trieben, wo Hunger und Tod sie erwarteten.

Den Zurückgebliebnen erging es nicht besser. Kurdische Räuber nahmen den Bauern die letzten Kühe und Ziegen, schleppten ihre Teppiche und Wertgegenstände fort, entführten ihre Töchter und entehrten ihre Frauen. Dann kamen türkische Steuereinnehmer, die das Wenige noch mitnahmen, was die Räuber übrig gelassen hatten. Um Geld zu erpressen, banden sie die Männer, schlugen sie so lange, bis ihr Körper eine blutige Masse war, stießen glühende Pfähle in die Wunden, rissen den Unglücklichen die Barthaare einzeln aus, zwickten ihr Fleisch mit Zangen, und wenn oft nach alledem das finanzielle Ergebnis ihren Erwartungen nicht entsprach, hingen sie die Beraubten und Mißhandelten an den Balken der Zimmerdecke auf, von wo sie mit brennender Scham und ohnmächtiger Wut die Schande ihrer Frauen und Töchter mit ansehen mußten, von denen manche während der scheußlichen Vorgänge elendiglich starben.

Man muß bedenken, daß dies nicht bloße Gerüchte oder Uebertreibungen sind, denen gegenüber wir mit unserm Urteil zurückhalten dürften. Die Geschichte hat ihr Siegel auf das hier Erzählte gedrückt; die Diplomaten haben es, wenn auch langsam und zögernd, untersuchen lassen und als feststehende Thatsache erkannt; und Religion und Menschlichkeit müssen nun ihre Stimme zu einem energischen Protest vor der Oeffentlichkeit erheben. Die Türken haben in vertrauensseligen Momenten diese und noch schlimmere Unthaten zugestanden; die Kurden rühmen sich ihrer immer und überall; mancher vertrauenswürdige Europäer hat sie als Augenzeuge miterlebt und geschildert. In den Kavallerieregimentern des Sultans giebt es adlige Offiziere,

wie z. B. den Kurden Mostigo, die sich in unverzeihlichem Hochmut brüsten mit der langen Reihe von Entführungs- und Mordgeschichten, die ihre Beamtenlaufbahn kennzeichnen. Mit Hohn weisen sie den Gedanken zurück, man könne sie strafen für die Behandlung der Armenier, deren Ausrottung der ausdrückliche Wunsch der hohen Pforte ist.

Es ist ein fester Vernichtungsplan, den die Türken schon seit Jahren so erfolgreich durchführen. Damit stimmt, daß diejenigen Armenier, die Geld oder Geldeswert besaßen, sich zunächst von der Gefangenschaft und allem Schlimmen, was sie in Kleinasien mit sich bringt, loskaufen durften. Aber sobald dies langsame Erpressungsverfahren aufgegeben war, um dem Terrorismus Platz zu machen, füllten sich auch die düstern Gefängnisse von Erzerum, Erzingan, Marsovan, Hassankaleh und Van derart, daß kein Platz zum Sitzen und kaum mehr Raum zum Stehen darin war. Das bedeutet Zustände, von denen sich kein Europäer, überhaupt niemand, der sie nicht selbst gesehen hat, einen Begriff machen kann. Der Aufenthalt in diesen Gefängnissen wäre selbst für türkische Soldaten und kurdische Briganten eine Qual gewesen, aber für gebildete Leute, Lehrer, Missionare, Priester und Aerzte war es ein Leben schlimmer als der Tod. In diesen ekelhaften, von Krankheitsstoffen erfüllten Räumen eingepfercht, waren sie gezwungen, Nacht für Nacht im Stehen zu schlafen, angelehnt an die von Schmutz und Unrat triefende Mauer. Tatarische und kurdische Verbrecher der schlimmsten Sorte wurden mit ihnen eingesperrt, um den Aufenthalt für die Christen noch unerträglicher zu machen. Und das Experiment glückte. Unmenschlicher Haß und teuflische Rachsucht im Verein mit den widerlichsten Eindrücken für Auge und Ohr, mit dem nagenden Hunger und dem verzehrenden Durst, zu deren Stillung faulige Nahrung und unreines Wasser dienen mußten, brachten es fertig, die Qual der Unglücklichen bis zum Wahnsinn zu steigern. Und dabei handelte es sich nicht um Verbrecher, sondern um ehrenhafte christliche Männer, denen man nicht eine einzige Ungesetzlichkeit zur Last legen konnte. Wer diese Kerker nicht mit eignen Augen gesehen und die Erzählungen der Gefangnen nicht mit eignen Ohren gehört hat, kann sich weder einen Begriff, noch eine annähernd richtige Vorstellung von den dort erduldeten Leiden machen. Abscheuliche Krankheiten, deren verheerende Spuren vor Augen lagen, noch abscheulichere Laster, die offen verübt wurden, schauerliche Lästerungen, abstoßende Gemeinheiten und rohe Scherze die mit Schmerzenslauten, wilden Gesängen und Gebeten zu dem unsichtbaren Gott abwechselten, machten diese Gefängnisse zu einer wahren Hölle. In dieser Brutstätte von Fieberkrankheiten hörte man in der einen Ecke einen Mann mit einem Arm- oder Beinbruch jämmerlich stöhnen, in der andern sah man einen Jüngling in den letzten Zuckungen der Cholera oder des Vergiftungstodes liegen, in der Mitte umringte ein Haufe von Türken einen Christenknaben, der mit herzzerreißender Stimme um Gnade flehte und schließlich unter den Händen der Schurken sein Leben aushauchte.

Um diese Gefängnisse zu füllen, holte man ehrwürdige alte Geistliche aus ihren Kirchen, Lehrer aus ihren Schulen, Missionare aus ihren Bethäusern, Bauern und Kaufleute von Hof und Herd. Diejenigen unter ihnen, die sich weigerten, ihre Freunde anzugeben oder in irgend ein scheußliches Verbrechen zu willigen, wurden den grausamsten Martern unterworfen. Mancher wurde in ein Schilderhaus gebracht, das innen mit Stachelspitzen ausgestattet war, und gezwungen, dort bewegungslos ohne Speise und Trank 24, ja sogar 36 Stunden stehend zuzubringen; so oft er kraftlos auf den stachligen Boden sank, wurde er durch Schläge wieder aufgemuntert, bis man ihn endlich ohnmächtig hinaustrug. In dieser Weise wurden hunderte von armenischen Christen, deren Namen aufgezeichnet sind, gepeinigt, weil sie sich weigerten, Adressen an den Sultan zu unterschreiben, in denen ihre Verwandten und Nachbarn des Hochverrats beschuldigt wurden. Man verbrachte die Nächte in höllischen Orgien und benutzte die Tage, um auf neue Torturmittel oder die Verbesserung der alten zu sinnen. Dabei wurde ein Scharfsinn entwickelt, der ungeahnte Tiefen der Bosheit im menschlichen Herzen enthüllt. Was noch folgte, stellt

die entsetzlichsten Greuel des Mittelalters in den Schatten. Manches läßt sich nicht beschreiben, nicht einmal andeuten. Es würde unserm Empfinden einen zu starken Stoß versetzen. Und doch haben gebildete Menschen mit verfeinerten Sitten und einer ebenso zarten Empfindungsfähigkeit, wie wir sie besitzen, solches nicht nur erzählen hören, sondern selbst erduldet.

Als die Gefängnisse, in denen diese und ähnliche Vorgänge sich abspielten, keinen Raum für neue Ankömmlinge mehr boten, wurden die am wenigsten Verhaßten unter den Gefangnen gegen ein Lösegeld freigegeben oder, falls sie arm waren, durch Gift aus der Welt geschafft.

In den Häusern der Unglücklichen hatten die Fanatiker inzwischen mit gleichem Erfolge ihr teuflisches Werk betrieben. Das Familienleben wurde in seiner Quelle vergiftet. Vor Entführung und Schande und andern namenlosen Schrecken war kaum eine Frau oder ein Mädchen im Lande mehr sicher. Sie konnten am hellen Tage ihre Häuser nicht verlassen, um in den Bazar zu gehen oder auf dem Felde zu arbeiten; sie konnten sich nachts im eignen Hause nicht niederlegen, ohne fürchten zu müssen, das immer über ihren Häuptern schwebende Damoklesschwert möchte fallen. Die zarte Jugend und das Kindesalter waren kein Schutz. Oft wurden kleine Mädchen von fünf und sechs Jahren gezwungen, bei abscheulichen Wollustszenen zugegen zu sein; die Mütter mußten zusehen, wie man ihre zarten Kinder nicht verschonte, und hätten doch mit Freuden Leben und Seligkeit daran gegeben, um sie vor dem verzehrenden Gift zu retten. — Was uns in dieser langen Geschichte von Schande und Verbrechen am meisten in Erstaunen setzt, ist der religiöse Glaube der Leidenden.

Azo hatte sich geweigert, einen Eid zu leisten, der die besten Leute seines Dorfes dem Henker überliefert hätte; darauf hin befahlen seine Richter, die türkischen Beamten Talib Effendi, Hauptmann Reschid und Hauptmann Hadji Fehim Aga, ihn zu foltern; eine ganze Nacht wurde darauf verwendet. Zuerst empfing er die Bastonnade in einem Raum, in dessen unmittelbarer Nähe sich seine weiblichen Angehörigen befanden, sodaß sie sein Geschrei hören konnten. Dann entkleidete man ihn und band zwei Stangen, die von den Achselhöhlen bis zu den Füßen reichten, an seinem Körper fest. Dann wurden seine Arme horizontal ausgestreckt, die Hände an Stangen befestigt und dieses lebendige Kreuz an einem Pfeiler festgebunden, worauf die Auspeitschung begann. Die Peitschenhiebe ließen ihre Spuren zurück. Der Unglückliche vermochte kein Glied zu regen, um seine Schmerzen zu mildern. Nur seine Gesichtszüge verrieten durch furchtbare Verzerrungen, welche Qualen er litt. Je lauter er schrie, um so wuchtiger fielen die Hiebe. Wieder und wieder flehte er seine Peiniger an, seine Qualen zu enden und ihn, wenn sie seinen Tod wollten, zu erschießen, aber ihn nicht länger so leiden zu lassen. Da er nur den Kopf zu bewegen vermochte, versuchte er schließlich, wahnsinnig vor Schmerzen, sich die Hirnschale an dem Pfeiler einzustoßen. Aber dieser Versuch, seine Leiden zu enden, wurde durch die Beamten verhindert. Wiederholt fragte man ihn, ob er den Eid leisten wolle; aber Azo antwortete wie zuvor: „Ich kann meine Seele nicht mit unschuldigem Blut beflecken, ich bin ein Christ.“ Wütend über diesen Starrsinn ordnete der türkische Beamte Talib Effendi die Anwendung neuer Torturmittel an. Man holte Zangen herbei, um die Zähne des Opfers auszureißen, stand aber bald davon ab, da Azo fest blieb. Talib gab hierauf seinen Dienern den Befehl, dem Gefangnen die Barthaare einzeln mit den Wurzeln auszuziehen; es geschah unter lautem Hohngelächter. Als auch dies nichts half, unterrichtete Talib seine Leute in der Kunst, den Leib des unglücklichen Opfers mit einem glühenden Bratspieß zu bearbeiten. Azos Arme wurden losgebunden und von zwei kräftigen Polizeidienern festgehalten. Inzwischen hielt ein andrer den glühenden Spieß an die Hände des Unglücklichen, dessen Fleisch brannte, und der in seiner Qual ausrief: „Um Gottes Barmherzigkeit willen, tötet mich gleich!“ — Die Henker nahmen hierauf das rotglühende Eisen von den Händen weg und legten es an Brust, Rücken, Gesicht, Füße und andre Körperteile. Dann rissen sie Azos Mund mit Gewalt auf und brannten

seine Zunge mit glühenden Zangen. Während der unmenschlichen Prozedur fiel Azo dreimal in eine Ohnmacht, aber jedes mal, wenn er wieder zu sich kam, war sein Entschluß gleich unerschütterlich. Unterdessen spielte sich im Nebengemach eine herzzerreißende Szene ab. Die Frauen und Kinder wurden ohnmächtig vor Schrecken bei dem Stöhnen und Wehklagen des gefolterten Mannes. Als sie die Besinnung wieder erlangt hatten, wollten sie hinauseilen, um Hilfe herbeizurufen; die Polizeidiener an der Thüre aber ergriffen sie und stießen sie mit roher Gewalt ins Zimmer zurück.*)

Derart sind die normalen Zustände in Armenien seit dem Berliner Vertrage gewesen. Die obige Skizze hat nur einige wenige Beispiele aus dem täglichen Leben der armenischen Christen vorgeführt. Steigert man ihre Zahl ins Tausendfache und trägt man die Farben dementsprechend stärker auf, so hat man ein ungefähres Bild der grauenhaften Wirklichkeit.

Die Türken, ermutigt durch die seit siebzehn Jahren fortgesetzte, stillschweigende Billigung der Mächte, gingen planmäßig daran, die Christen von Sassun niederzumetzeln. Der besondre Grund zu solch summarischem Vorgehen lag in dem Charakter der Bevölkerung jener Gegend — sie begreift in sich die kräftigsten, tapfersten und entschlossensten Vertreter des armenischen Volksstammes —, sowie in dem Umstande, daß ihre Zahl im Verhältnis zu den Muhammedanern mehr als doppelt so groß war wie anderswo. Das türkische Wirtschaftssystem, das die andern, weniger begünstigten Landstriche ausgesogen und entvölkert hatte, war demzufolge in Sassun wirkungslos geblieben; deshalb wurden während eines ganzen Jahres Säuberungsmaßregeln in großartigem Maßstabe durch die kaiserlichen Beamten vorbereitet, deren Dienste der Sultan später reichlich belohnt hat.

Die Vorbereitungen geschahen offen. Der Plan war bekannt und wurde allgemein besprochen. Und die Metzelei fand in der angekündigten Weise statt. Wir haben seither manchen flüchtigen Einblick gewonnen in Vorgänge, die das Blut gerinnen machen, wie sie Augenzeugen, Türken, Kurden und Armenier, in der Presse geschildert haben. Und in dieser uns vorgeführten Bilderreihe sahen wir Scharen elender Männer und Frauen an uns vorüberziehen, die im Glauben an das für sie unsichtbare Licht, unter dem Geheul ihrer wilden Peiniger, einer dunkeln, qualvollen Todesstunde entgegen gingen. Die Bäche waren gestaut durch Leichen, die Ströme gerötet von Menschenblut; auf Waldlichtungen und in Felsenhöhlen lagen massenweise Tote und Sterbende; unter den rauchgeschwärzten Trümmern einst blühender Dörfer ruhten verkohlte Kindesleichen neben den verstümmelten, toten Körpern ihrer Mütter; nachts mußten die Unglücklichen Massengräber graben, die sie nachher selbst füllen halfen; manche, die man nur leicht verwundet hineingeworfen hatte, wachten auf unter einem Berg blutiger Leichen und versuchten vergebens gegen den Tod und die Toten, die ihnen den Weg zu Licht und Leben sperrten, anzukämpfen.

Während eine Kommission in Musch saß, um die Thaten unmenschlicher Grausamkeit zu untersuchen, wurden diese noch überboten unter den Augen der Delegirten. Man sprach offen die Drohung aus, nach dem Weggang der Kommission würde man neue Metzeleien im ganzen Lande organisiren, gegen die das Blutbad von Sassun nur wie ein Kinderspiel erscheinen würde. Offen wurden in Gegenwart der Konsuln und Delegirten alle Vorbereitungen betrieben, um den Massenmord in Szene zu setzen. Zur festgesetzten Zeit begann er. Ueber 60000 Armenier wurden hingeschlachtet. In Trebizund, Erzerum, Erzingan, Hassankaleh und zahllosen andern Orten floß das Blut der Christen, wie der Traubensaft aus der Kelter. Eine wütende Menge ergoß sich durch die Straßen der Städte, stürzte sich auf die wehrlosen Armenier, plünderte ihre Kaufläden, raubte ihre Häuser aus und gefiel sich in Scherzen mit den erschreckten Opfern, wie die Katze mit der Maus spielt. Rasche Wirbelbewegung macht den Eindruck der Ruhe; so äußerte sich die

*) Diese Beschreibung ist wörtlich dem Bericht des britischen Konsuls in Erzerum entnommen. Abschriften befinden sich bei den diplomatischen Vertretern der Mächte in Konstantinopel. Der Vorgang ereignete sich im Dorfe Lemal vor den Metzeleien, während der Herrschaft normaler Zustände.

Raserei der wilden, fanatischen Menge in einem Zustand scheinbarer Ruhe, Sanftmut und Gelassenheit, der im Verein mit der unsagbaren Roheit ihrer Handlungen etwas Entsetzliches hat und einem das Blut zu Eis erstarren macht. In vielen Fällen traktirten sie ihre Opfer beinahe mit Liebkosungen und ermutigten sie dadurch, Hoffnung zu schöpfen, während die Werkzeuge zu ihrer Hinrichtung schon bereitet wurden.

In Erzerum, wo ein weiter Landstrich, von dem mächtigen Gebirge von Devi Boyen an bis zum Ufer des Schwarzen Meeres, ganz von Armeniern „gesäubert" ist, kamen schreckliche Szenen vor. Van und Hassankaleh und viele andre Orte schwammen in Blut und waren durch die zügellosen Begierden der Türken besudelt. In Erzerum ging ein Mann, der den Lärm hörte und für seine Kinder fürchtete, die auf der Straße spielten, hinaus, um sie zu suchen und zu retten. Er wurde von der Menge zu Boden gerissen. Er flehte um sein Leben und sagte, er habe immer friedlich mit seinen moslemischen Nachbarn gelebt. Diese Aussage mag auf Wahrheit beruht haben oder nur gemacht worden sein, um Mitleid zu erregen. Indessen sagte der Anführer dem Mann, das seien sehr löbliche Gesinnungen, und sie würden angemessen belohnt werden. Man zog dem Mann seine Kleider aus, schnitt ein Stück Fleisch aus seinem Körper und bot es unter Scherzen zum Kauf aus. „Gutes, frisches Fleisch, spottbillig!" rief einer aus der Menge. Während der Elende sich am Boden wand, gossen einige, die eben die Kaufläden geplündert hatten, aus einer Flasche Essig oder eine andre scharfe Flüssigkeit in seine klaffende Wunde. Mit durchdringendem Geschrei rief er Gott und Menschen um Beendigung seiner Qualen an. Aber sie hatten erst begonnen. Bald darauf kamen zwei kleine Knaben herbeigelaufen; der ältere rief: „Hairik, Hairik! (Vater, Vater) rette mich! Sieh, was sie mir gethan haben!" Er deutete auf seinen Kopf, von dem das Blut über sein hübsches Gesicht und den Hals herabfloß. Der jüngere, etwa dreijährige Knabe hielt sein hölzernes Spielzeug in den Händen. Der verzweifelte Mann war anfangs still, dann blickte er auf seine Kinder und versuchte, mit wahnsinniger, aber vergeblicher Anstrengung, einem neben ihm stehenden Türken den Dolch zu entreißen. Dies war das Zeichen für neue Quäle reien. Zuletzt warf man den blutenden Knaben auf den Vater, dem Kraft und Bewußtsein allmählich schwanden, und erschlug beide. Der jüngere Knabe saß dabei mit seinem Spielzeug, das vom Blut seines Vaters und Bruders benetzt war, und sah bald lächelnd auf die reich gekleideten Kurden, bald weinend auf die im Staub liegende Masse, die vor kurzem sein Vater gewesen war. Gleich darauf endete ein Säbelhieb seine kurzen Lebenserfahrungen auf Gottes schöner Erde, und die Menge wandte sich andern zu.

Das sind nur vereinzelte Szenen, wie sie uns ein greller Blitzstrahl für einen Augenblick zeigt. Das Schlimmste kann man nicht beschreiben. Und könnte man es, so würde doch keine noch so lebendige Schilderung einen richtigen Begriff von der furchtbaren Wirklichkeit geben. Bei den meisten dieser Kundgebungen bestialischer Roheit und Raserei waren die Truppen des Sultans in Uniform wenigstens als vergnügte Zuschauer zugegen, falls sie sich nicht selbst eifrig an der Henkerarbeit beteiligten.

Das sind die Türken, die ganz Europa einmütig für würdig erachtet, die Christen von Kleinasien zu regieren. Es ist wahr, die Mächte haben dem Sultan gegenüber den höflichen Wunsch geäußert, die Metzeleien möchten aufhören, und der Sultan hat geruht, „sein Ehrenwort" zu verpfänden, daß sie aufhören sollen. Seine Majestät hat sich in der That verpflichtet, wenn man ihm genügend Zeit läßt, den normalen Zustand im türkischen Armenien wiederherzustellen, und wir wissen, was unter diesem normalen Zustand für die Christen zu verstehen ist: die Verweigerung der Grundrechte menschlicher Wesen, die Verweigerung der elementarsten Gerechtigkeit, die Herrschaft allgemeiner Gewalt und Brutalität, die Vernichtung weiblicher Reinheit, die Untergrabung des Familienlebens, die Entführung junger Kinder; mit einem Wort, ein „Regierungs"system, wie die Weltgeschichte kein gleiches aufweist.

Aber man sagt uns, die europäischen Mächte seien einig

darin, daß die wahren Interessen der Christenheit das Fortbestehen dieser türkischen Regierung erfordern. Und da den Mächten die Interessen des Christentums sehr am Herzen liegen, sind sie entschlossen, diese Regierung in Gottes Namen zu erhalten.

Hätten die Mächte sich geweigert, gegen die Türken einzuschreiten, aus Scheu, Gewaltmaßregeln anzuwenden, um die Achtung vor Männerwürde, Muttergefühl und Mädchenehre zu erzwingen, so könnte man an der Weisheit solcher Duldung zweifeln, doch könnte man dem zu Grunde liegenden Prinzip seine Achtung nicht versagen. Aber die Mächte denken nicht daran, ihre Weigerung mit solcher Scheu zu entschuldigen.

Nicht deutlich und nicht laut genug kann es gesagt werden, daß niemand daran denkt, die Herstellung eines armenischen Königreichs oder Fürstentums zu verlangen, ebenso wenig wie die Aufrichtung einer christlichen Autonomie, die in irgend einer Weise den europäischen Mächten lästig und gefährlich werden könnte; wir fordern nur, daß wirksame Mittel angewendet werden, um ein menschenwürdiges Dasein zu ermöglichen für die menschlichen Wesen, die sich in Anatolien zur christlichen Religion bekennen und sich dort zu ihr bekannt haben Jahrhunderte, ehe man etwas von Türken oder Kurden wußte; und wir fordern, daß den beispiellosen Verbrechen, deren wehrlose Opfer diese Christen seit siebzehn Jahren geworden sind, schnell und ein für allemal ein Ende gemacht werde.

Wenn in unsern Seelen noch ein Funken des Göttlichen schlummert und noch eine Spur gesunden menschlichen Gefühls in unsern Herzen lebt, dürfen wir nicht zögern, lebhaften Protest zu erheben gegen die teuflischen Verbrechen, die einen der schönsten Teile von Gottes schöner Welt beflecken, und ein kräftiges Verdammungsurteil auszusprechen gegen jede Politik, die mittelbar oder unmittelbar dazu beiträgt, diese Verbrechen fortzupflanzen oder zu entschuldigen.*)

Die deutschen Trappisten in Südafrika

4

Wo immer ich herumgeführt wurde, war man an der Arbeit, Eingeborne mit ihren Lehrmeistern.

„Arbeitet ihr gern in diesen Gärten?“ fragte ich einen baumlangen Zulu, der freundlich grüßend mit Schaufel und Hacke an mir vorüberging. „Ja, Missis,“ antwortete der Mann, indem er lachend seine weißen Zähne zeigte, „weil Vater arbeitet mit uns; wenn Vater legt Spaten nieder, Zulu kann auch niederlegen. Aber andre weiße Masters steckt Hände in die Taschen und sagt: »Nigger arbeiten,« dann will Zulu auch faul sein.“ — Da liegt das Geheimnis der Trappisten; sie lehren ihre Zulus gern und fleißig arbeiten, weil sie selbst am fleißigsten sind und ihnen alles voran thun. Auf diese Weise zeigen sie den trägen Zulus, daß Arbeiten eine Ehre ist. Im Gehen erzählte mir Bruder Fridolin, wie sie Leute von allen Künsten und Handwerken im Orden hätten: Ingenieure, Baumeister, Maler, Aerzte, bis herunter zum Schneider, Schuster, Bäcker und Metzger. „Aber den Metzger brauchen Sie doch nicht für einen Trappistenhaushalt?“ „Ei doch,“ sagte der Bruder. „Da drüben steht unser Schlachthaus, wo fast täglich etwas zu thun ist. Wir versorgen die Schwestern und deren Kinder mit allem, was sie brauchen, auch unsre Knaben bekommen mehrmals wöchentlich Fleisch. Die Bewohner des Marien- und Josephsheims desgleichen, und unsre Arbeiter verlangen auch ihre Rationen. Und was zu thun ist, das thun wir eben alles selbst. Wir ziehen all unser Vieh, wir haben Mühlen, wo wir unser Korn mahlen und unser Oel pressen, wir bauen unsern Kaffee, unser Korn, unser Gemüse, unser Zuckerrohr; und mit der Zeit werden wir auch eine Wollspinnerei und Tuchweberei haben, um unsre Kleidungsstoffe selbst zu produziren, die wir bis jetzt noch von Europa kommen lassen. Bei uns soll es eigentlich so sein, daß wir Andern dienen, aber nie Andre bedürfen.“

Es würde zu weit führen, wenn ich noch mehr ins Einzelne gehen wollte. Der Glanzpunkt des Klosters war natürlich die Kirche, jedenfalls die größte und schönste von ganz Südafrika. Das Gebäude, eine Basilika in Kreuzesform, ist von edler Einfachheit, aber vollkommen in ihrer Art. Der Altar, der in der Mitte gegen den obern kurzen Kreuzesarm steht, ist prachtvoll ausgestattet, mit hohem Kreuz und lebensgroßen Gemälden, die die Heiligen des Ordens darstellen. Da diese Basilika zugleich die Kapelle des Ordens und die Pfarrkirche des Distrikts ist, so erhält sie dadurch einen eigentümlichen Charakter. In dem Hauptarm des Kreuzes, unmittelbar dem Altar gegenüber, befinden sich auf beiden Seiten die rot ausgeschlagnen Chorstühle der Mönche, im übrigen wird dieser Teil am Sonntag zunächst von den Brüdern mit ihren Knaben und weiterhin von dem männlichen Teil der Missionsgemeinde besetzt. In den beiden Seitenflügeln nehmen rechts die Schwestern mit ihren Mädchen und links die Zulufrauen Platz, sodaß sie alle den Altar, sowie die Patres in ihrem Chor sehen können. Im übrigen sind der männliche und weibliche Teil der Gemeinde einander verborgen. Hinter dem Altar befinden sich die Sakristeien. Die Dimensionen der Kirche schienen mir in Hoffnung auf bedeutenden Zuwachs an Heidenchristen so groß gebaut. Der Fußboden war schön mit Steinen ausgelegt, und Statuen schmückten die Pfeiler. Ja, die Trappisten haben gut Kirchen bauen, selbst in Afrika, wo das Bauen so schwierig und teuer ist. Bildhauer, Maler, Holzschnitzer, Steinmetzen, alle haben sie zur Hand.

An dem Sonntag, den ich in Mariannhill zubrachte, wohnte ich dem Hochamt in der Trappistenkirche bei. Als ich die Straße von dem Schwesternhause hinauf ging, sah ich die Leute zusammenströmen, ein buntes, lebensvolles Bild; erst die braunen Kuttenmänner mit dem langen Zug der Zuluknaben in ihrer malerischen Sonntagsuniform von weißem Leinenzeug mit Scharlachrot, dann die Schwestern mit ihrer Mädchenprozession; heute trugen ihre Zöglinge doch auch nicht den dunkeln Blaudruck, sondern hellfarbige Zizkleidchen mit weißen Latzschürzen, die sehr deutsch aussahen. Die weißen Patres, mit schwarzem oder weißem Skapulier, wandelten still durch die Menge des Volks, das im bunten Gedränge vor der Kirche stand und auf das letzte Glockenzeichen wartete. Prachtvolle Gestalten sieht man unter diesen Zulus, besonders die Frauen haben oft eine wahrhaft königliche Haltung, und die hellfarbige und bunte Kleidung, die Männer wie Frauen lieben, machen die Szene desto malerischer. Der lateinische Gesang bei der Messe war überaus schön. Es war nicht ein besonders geübter Chor, sondern die ganze Gemeinde, die die Responsorien sang und in alle Chöre einstimmte. Alle intonirten das Lateinische rein und mit Ausdruck, sie waren offenbar gut unterrichtet, sowohl in der Musik als über den Sinn dessen, was sie sangen. Die Stimmen der Afrikaner sind ja berühmt; und jedenfalls hatte ich noch selten solchen Kirchengesang gehört wie in Mariannhill. Die Predigt war natürlich auf Zulu, von dem ich so wenig wie nichts verstand. Beim Ausgang rührte es mich, zu bemerken, wie die Leute sich so fröhlich und eifrig um den schweigenden braunen Mönch drängten, der die Opferbüchse hielt. Es schien ihnen eine Ehre und Freude, zu geben, was sie konnten.

Als ich das letztemal zum Kloster kam, um dem Prior Lebewohl zu sagen, fand ich ihn nicht. Er war in dem Hospital des Klosters, bei einigen schwerkranken Ordensgliedern. Ein andrer Mönch, Pater Cyrillus, empfing mich an seiner Statt, und ich trug ihm meine Empfehlung an den hochwürdigen Herrn auf. „Ich habe hier durch des Herrn Priors Güte vieles gesehen und gehört, was ich nie vergessen werde, sagte ich. Nur eins bleibt mir noch übrig zu fragen. Ich sah neulich dort drüben einen großen Grasgarten, den mir jemand als Ihren Begräbnisplatz bezeichnete. Es war kein Kreuz und kein Stein darauf, aber auch kein offnes Grab; und ich habe doch immer gehört, daß es eine tägliche Beschäftigung der Trappisten sei, ihr eignes Grab zu graben.“ Pater Cyrillus, der bisher sehr

*) Ein in voriger Nr. veröffentlichter Aufruf fordert zur Fürbitte für die grausam Verfolgten auf. Auch materielle Unterstützung ist am Platze angesichts drohender Hungersnot u. s. w. Will man uns Gaben anvertrauen, so werden wir sie durch die deutsche Botschaft in Konstantinopel, und nur wenn diese versagen sollte, durch das englische Komitee an Ort und Stelle gelangen lassen. D H

ernsthaft aussah, lachte jetzt gerade heraus. „Und Sie haben vielleicht auch gehört, daß wir nie etwas andres reden als Memento mori. Beides sind Fabeln. Ich weiß nicht, ob es jemals Mönche gab, die täglich an ihrem Grabe arbeiteten; wenn es so war, so müssen dann auch im Mönchsstand neue Moden aufgekommen sein. Wir haben jedenfalls sonst zu viel Arbeit, um uns damit zu befassen."

„Aber haben Sie nicht sonst im Trappistenorden eigentümliche Gebräuche bei der Behandlung der Kranken, Sterbenden und Toten?"

„Gewiß, erwiderte der Pater. Unsre Kranken pflegen wir natürlich; meist brauchen wir kalte Wasserkur. Wir haben zwei ehemalige Hydropathen unter den Mönchen hier, und dann paßt es so gut für uns arme Trappisten, denn das kostet nichts. Ist aber einer von uns im Sterben, so wird er auf einer Bahre in die Kirche getragen und endet dort sein Leben, vor dem Altar liegend, während seine Brüder beten." „Und das Begräbnis?" „Dabei machen wir wenig Umstände. Am nächsten Tage wird der Tote in seiner Kutte, wie er gestorben ist, auf ein Brett gelegt und zu Grab getragen. Ein Bruder steigt hinunter, und dann wird der Leichnam von dem Brett genommen und an Stricken hinabgelassen. Der lebende Bruder legt den Toten zurecht, zieht ihm die Kapuze übers Gesicht und steigt wieder hinauf, worauf das Grab zugeworfen wird. Kein Hügel, kein Kreuz, kein Leichenstein, keine Gedächtnispredigt, — wir Trappisten sind das nicht wert. Unsre Leichenfeier haben wir schon gehalten, als wir unser Gelübde ablegten. Da starben wir für diese Welt."

Das war mein letzter Besuch im Kloster. Am selben Tage geleitete mich meine junge Führerin auf einem Umwege nach Hause; es war die Straße, die die Brüder täglich zu ihrer Feldarbeit hinauszogen. Sie führte um den Rand des Thales an einer Felswand vorbei, wo ein Pater-Bildhauer kunstvoll die Stationen des Kreuzwegs Christi in dem rauhen Stein ausgemeißelt hatte. „Hier, sagte Sophia, machen sie alle Morgen und Abend ihre Andacht, wenn sie zur Arbeit gehen und wieder zurückkommen." Wie passend schien diese tägliche Betrachtung des Kreuzwegs für solche, die ja im vollsten Sinne des Wortes täglich in Selbstverleugnung und Demut ihr Kreuz wieder auf sich nehmen!

Als ich Abschied nahm, sagte mir immer wieder jedes: „Wie schade, daß der hochwürdige Abt nicht hier ist. Sie kennen unsre Sache nur halb, wenn Sie den nicht kennen." Auf meinem Tische im Gastzimmer hatte ich gleich anfangs ein Schriftchen gefunden, vom Abt Franziskus verfaßt, in dem er seine Lebensführung erzählt und seine Missionspläne für Afrika zu erklären sucht. Er war zuerst Priester in Deutschland und wurde dann, wie es schien, hoffnungslos krank an der Schwindsucht. Da bat er um Aufnahme im Trappistenkloster auf dem Oelenberg, um sich dort still auf sein Ende vorzubereiten. Er erzählt weiter, wie er trotzdem zur Hilfe beim Holzsägen angestellt wurde, und wie die Arbeit in frischer Luft, sowie die einfache Diät ihn binnen einem Jahre völlig herstellte. Aus Dankbarkeit trat er in den Orden ein, war aber nicht recht befriedigt von der Lebensweise der Trappisten in Deutschland, sondern sehnte sich beständig, den Orden seiner ersten Bestimmung, der Heidenmission, zurückzugeben. Nach einigen Schwierigkeiten erhielt er die Erlaubnis, einen Versuch zu machen, und fand eine Anzahl von Brüdern willig, ihm nach Afrika zu folgen. Wie ich schon am Anfang erzählte, hatte er nun nach zehn Jahren schon zweihundert Brüder und zweihundert Schwestern auf neun oder zehn Stationen, und seine Erfolge unter den Heiden waren groß. Abt Franzikus, der zur Zeit meines Besuches 75 Jahre alt war, wurde mir als noch vollkommen gesund und rüstig beschrieben, und er ist jedenfalls ein merkwürdiges Beispiel davon, was auch im höhern Alter ein Mann noch leisten kann, der in reiner Absicht für die Ehre Gottes alles einsetzt, was er ist und hat. Der religiöse Ton in Mariannhill, soweit ich ihn kennen lernte, war überaus einfach, klar und ernst, frei von aller Sentimentalität und abergläubischen Uebertreibungen, — ein Stück altchristlichen Lebens, in dem man alle Konsequenzen der Worte

Christi in vollem Ernst nimmt und den Weg der tiefsten Askese als den der Vollkommenheit erwählt. Man wird, wenn man vorurteilsfrei und lernbegierig dahin kommt, von ehrfurchtsvollem Erstaunen erfaßt, und alles moderne Christentum, wie man es selbst getrieben hat, will einem fast wie eine Spielerei dagegen vorkommen.

Jedenfalls sollten wir nicht verachten und verkleinern, was wir nachzuahmen zu schwach wären. P D v Blomberg

---

Berufsleben und Gemütsleben der Frau

In unserm Jahrhundert der Freiheitskämpfe und Mündigkeitserklärungen ist auch im Weibe der Mensch erwacht, der seine Pflicht thun will, weil kein Menschenleben sittlich berechtigt ist, das nicht von verantwortungsvollen Pflichten getragen wird. Das Weibliche im Weibe will diese Pflicht aber so thun, wie es in den Rahmen seiner Eigenart paßt und seinen besondern Fähigkeiten und innern Bedürfnissen entspricht.

„Die Weiblichkeit im Weibe begehrt ein Arbeitsfeld persönlicher — mütterlicher — Fürsorge, und das findet sie nur in der Leitung und Pflege der Leitungs- und Pflegebedürftigen," sagt die Verfasserin des Artikels: „Was meinen wir mit der Frauenfrage?" (Nr. 40 f. vor. J.). Aber selbst bei diesem Arbeitsfelde drängt sich die Frage auf: Entspricht es in der Wirklichkeit auch so vollständig und dauernd den Bedürfnissen des weiblichen Gemüts, daß es alle Kräfte anspannt und ganz ausfüllt? Namentlich an das öffentliche Berufsleben wird sich so vieles hängen, was ein gewaltsames Zurückdrängen des spezifisch Weiblichen und darum Konflikte im innersten Wesen mit sich bringt.

Schon die Art, wie das junge Mädchen sich gegenwärtig, beispielsweise für das Lehrfach, die nötigen Kenntnisse erwirbt, jahrelang ausschließlich der Verstandesausbildung lebt, womöglich die Universität bezieht — das neue Oberlehrerinexamen ist ohne einen ähnlichen Bildungsgang kaum möglich —, wie es sich dabei selbst behaupten, sich ins Weite dehnen, reflektiren lernt, die Wissenschaft um der Wissenschaft willen pflegt, ohne sie in lebendige Beziehung zum Leben zu setzen, wie es dadurch dem wirklichen Leben, in das es einzugreifen bestimmt ist, fremd wird: das alles ist wider seine Natur! Und die Natur läßt sich nicht wegignoriren und wegdisputiren. Die Folge ist die, daß in der ernst strebenden Frauenseele ein tiefer Klang des Unbefriedigtseins, ein Zwiespalt mit sich selbst bleibt, wenn der Beruf mehr Anforderungen an die Geistes- als an die Gemütskräfte stellt. Durch einen irdischen Beruf ausgefüllt und befriedigt, wenn das überhaupt möglich ist, wird ein Mensch nur dann, wenn er sich darin seiner innersten Richtung gemäß entwickeln kann und seine natürlichen Fähigkeiten zur höchsten möglichen Fertigkeit ausbildet, wenn Bestimmung und Beruf, Anlagen und Thätigkeit sich decken. Ausnahmefälle abgerechnet, wird die höchste Begabung der Frau immer in ihrem Gemütsleben und in dessen Bethätigung zu suchen sein. Den Beruf nur als materielle Existenzquelle zu führen, nur für sich selber zu sorgen, nur Ziele des Ehrgeizes und der Ehrsucht zu verfolgen, ja auch nur der Allgemeinheit, dem Gesamtwohl, der Wissenschaft zu leben, das kann wohl einem scharfen Geist Befriedigung geben, aber niemals ein Gemüt ausfüllen. Die Frau hört auf, sie selbst zu sein; sie wird Kopie, wo sie Original, Karrikatur, wo sie schöne Wahrheit sein konnte. Heißt das nicht sein bestes Erbgut mit Füßen treten?

Die Gefahr, daß es dazu immer mehr kommt, liegt klar zu Tage. Immer lauter werden die Forderungen, der gebildeten Frau denselben Bildungsgang zu ermöglichen wie dem Manne; Lyceen, wissenschaftliche Kurse im Stil akademischer Lehrstätten entstehen; eine Universität nach der andern öffnet weiblichen Studenten die Thore; in Rußland wird eine eigens für Frauen gegründet, ganz im Sinne und in der Methode der männlichen Hochschule. Ja, wohin soll das führen? Leisten werden es die Frauen! Sie werden einen bedeutenden Zuschuß frischer, ursprünglicher Kraft dem wissenschaftlichen Studium zuführen, wo Blasirtheit und Weltmüdigkeit der Männer oft lastend und lähmend den freien Aufschwung aufhält. Auch der Reiz der

Neuheit wird locken, der Reiz des Wettkampfes mit dem Mann. Der Ehrgeiz wird erwachen, und wo er die Herrschaft über eine Frauenseele erringt, da lodert er mächtig auf und spannt alle Willensfasern bis aufs äußerste an. Die Resultate werden vielleicht glänzende sein, aber ein Gewinn für die Menschheit wird es nicht sein, sondern ein Verlust, eine klaffende Lücke. Mantegazza sagt einmal:

> Tritt die Frau kühn und kampfeslustig neben uns, um in Gemeinschaft mit uns zu kämpfen, so würden wir nicht einen Soldaten mehr, sondern nur eine Frau weniger haben. Wenn auch sie zum Kämpfer würde, wo wollten wir dann noch barmherzige Schwestern suchen?

Ja, wenn die Frauen Männerarbeit treiben wollen, wer in aller Welt soll dann Frauenarbeit thun, alle jene großen und kleinen Dienste, die Hingabe an Personen verlangen? Wer soll in all die Lücken einspringen, die zu Tage liegen, wer soll helfen, pflegen, trösten, wenn alle streben und kämpfen wollen? Und glauben denn die Frauen, wertvoller zu werden durch einseitige Pflege des Intellekts, während dabei jenes wunderbare Seelenauge sich schließt, das Menschen und Geschicke mit klarer Sicherheit durchschaut, dessen Blick so selten trügt, wenn er nicht durch Reflexionen geschwächt wird, jene Unmittelbarkeit, die die alten Germanen das Prophetische der Frauen nannten, durch deren Kraft sie des Mannes treueste und beste Ratgeberinnen geworden sind, auch in den verworrensten Verhältnissen? Intellektuelle Bildung ist dafür ein sehr schales Surrogat!

Die Bildung unsrer Frauen muß vertieft und erweitert werden, das ist keine Frage. Die Frau soll Schritt halten können mit dem Mann, aber auf ihre Weise. Sie hat ein riesiges Arbeitsfeld für ihren Geist vor sich, das sie durchmessen soll, aber als Frau, nicht als Mann. Sie soll das Mittel nicht zum Zweck erheben, sie soll leben, was sie weiß!

Und noch weiter! Das besondre Bedürfnis nach Glück wird im Frauengemüt niemals durch glänzende Ziele ehrgeizigen Strebens gestillt, sondern nur durch die selbstlose Hingabe und Fürsorge für andre. Das Herz kann nur im Beglücken glücklich sein. Wenn man ein fließendes Wasser zum Stillstand zwingt, versumpft es. Wenn man dem weiblichen Gemüt die Fähigkeit, zu beglücken, eindämmt und die Bethätigung dieser Fähigkeit unmöglich macht, verkümmert sein Bestes und Wahrstes. Das Weibliche im Weibe, hat Frau Gnauck gesagt, ist seine Mütterlichkeit. Noch eins möchte ich hinzusetzen: Das Weibliche im Weibe ist auch sein Anlehnungsbedürfnis, seine Hingabe an die, die es in Liebe über sich stellt. Nach diesen beiden Seiten hin muß das Weib sich bethätigen dürfen, wenn ihr eigentlichstes Wesen nicht verkümmern soll. Selbst die Berufe, die das meiste Mütterliche und Hingebende in sich schließen, die Berufe der Lehrerin und Krankenpflegerin, gestatten dieses innigste Leben für andre und mit andern doch nicht ausgiebig genug. Der Kreis ist gewöhnlich zu weit, um jeden mit individueller Liebe zu umfassen; und im Lehrerinnenberuf, besonders an öffentlichen Schulen, bringt die Notwendigkeit der Disziplin eine starke Einschränkung des Persönlichen und Mütterlichen mit sich.

Darum wird jede aus den Schranken des Hauses hinaustretende Frau gut thun, sich neben dem sie zersplitternden und durch seine Weite erkältenden Berufsleben, das ihr so leicht zur Wüste wird, eine kleine Oase zu pflanzen, wo sie ganz Weib sein, wo sie ihrer innersten Natur folgen darf. Sie muß etwas haben, wofür sie mit ihrer weiblichen Individualität, die darauf angelegt ist, Selbstverleugnung als ein Vorrecht zu üben, im besondern lebt. Für die Frau gilt das Wort der Ebner-Eschenbach: „Die Menschen, denen wir eine Stütze sind, die sind uns der Halt im Leben."

Solch einen Halt brauchen wir; der Halt des Berufs genügt wohl sittlich, aber noch nicht seelisch. Die wenigsten Frauen, die ihre eigne Berufsarbeit treiben, sind ganz losgelöst von Familienbanden; ja wie oft ist es gerade die Sorge für die Ihren, seien es alte Eltern, unmündige Geschwister oder Kinder, ein arbeitsunfähiger Mann, der sie dazu treibt, um die Existenz zu ringen in verantwortungsvollem Beruf. Dieses Motiv wird dann die stille Glückswelt werden, in der das

Wesen der Frau heimische Luft atmet. Selbst Berufe, die sie zur Maschine machen, wie sich jemand ausgedrückt hat, werden dadurch geadelt und in ein Mittel verwandelt, dem innersten Verlangen des Gemüts zu entsprechen. Fehlen alle irdischen Bande, so muß die alleinstehende Frau sich andre schaffen, die in gleicher Weise ihrem weiblichen Bedürfnis entsprechen. Völlige Unabhängigkeit befriedigt das Herz nicht. Der Helferinsinn ist nun einmal da, der sie treibt, irgendwo Gehilfin zu sein, in der Regel nicht Leiterin, so selbständig ihr Beruf sie auch stellen mag. Gerade für das Weib ist Goethes Wort gesprochen: „Freiwillige Abhängigkeit ist der beglückendste Zustand." An Gelegenheiten zum Aushelfen fehlt es nie, und noch weniger an Gelegenheiten, ihrem mütterlichen Triebe der Fürsorge zu folgen: das Elend neben ihr, unter ihr, Not und Krankheit, bekümmerte Herzen, Trauernde: das alles ist an die Frau gewiesen, dorthin baue sie ihr stilles Heiligtum, dort hege und pflege, tröste und sorge sie, dort lebe sie für die Einzelnen und mit den Einzelnen und bis ins Einzelste. Die Pflege des Volkswohls, das ist überhaupt das entsprechendste Arbeitsgebiet der Frau, ob sie es zum einzigen Lebensberuf macht oder neben einem andern bindenden Beruf als Stätte sogenannter freiwilliger Liebesarbeit ansieht, denn in jedem Falle ist es Liebespflicht, und keiner darf sich heute von dieser Pflicht freisprechen, seines Bruders Hüter zu sein, die Frauen am wenigsten. Dieses Feld der Thätigkeit bedarf ungezählter Arbeiterinnen, die Tausende von unbeschäftigten Frauen sind noch kaum genug, auch nur die nötigste Arbeit zu thun. Eine Brücke zu schlagen über die trennende Kluft, die Grollenden zu überwinden durch selbstlose Güte, stumpf gewordne Herzen wieder zu beleben: ist das nicht eine Arbeit, um ein Frauengemüt, das an eignem Glück — was man so für gewöhnlich darunter versteht — leer ausgegangen ist, mehr wie auszufüllen? Nicht bloß weil es unsre Pflicht der Menschheit gegenüber fordert, sondern um unsrer selbst willen! Nichts beglückt eine Frau mehr, als zu wissen, daß man sie braucht. Hier strecken sich zahllose Arme entgegen: Komm und hilf uns! Und während sie andern hilft, hilft sie sich selbst, baut sie sich eine stille Welt der Befriedigung, wo sie ihrer innersten Anlage nach leben darf und nicht Schaden nimmt an ihrer Weiblichkeit, was für einen Beruf sie sonst auch noch verwaltet.

Die Lebenskraft steigt nur durch die Wurzel in den Stamm. Die Wurzel des Frauenlebens ist aber persönliche Hingabe und Selbstvergessenheit!

Ottilie Adler

Neue Flugblätter

Unter dieser Ueberschrift versandte die Verlagshandlung von Breitkopf und Härtel in Leipzig zum Jahreswechsel den Prospekt eines beachtenswerten Unternehmens. Anknüpfend an die vaterländische Bewegung der Zeit will die Handlung mit ihren „Flugblättern" etwas den fliegenden Blättern des sechzehnten Jahrhunderts Aehnliches ins Leben rufen. Die Blätter, auf imitirtem Büttenpapier in Noten-Folioformat gedruckt, enthalten volkstümliche deutsche Lieder mit Verbildlichungen hervorragender lebender deutscher Künstler und sind bestimmt, den Sinn für volkstümliche Poesie wachzuhalten, dem Volke — im weitesten und besten Sinne — seinen Liederschatz zu erschließen, durch die künstlerische Auslegung das Verständnis zu vertiefen und zugleich volkstümliche Kunst zu pflegen und die Empfindung dafür in den weitesten Kreisen zu erwecken. Die Handlung hat für ihr Unternehmen die ersten Vertreter der Schwarzkunst gewonnen, die in den letzten Zeiten einen so gewaltigen Aufschwung genommen hat: einen Böhle, Greiner, Mannfeld, Sattler, Steinhausen, Thoma, v. Volkmann. Jedes Blatt kostet nur 10 Pfge., in Anbetracht des künstlerischen Wertes eine nicht in Frage kommende Ausgabe.*) Die Blätter sollen so billig sein, weil sie hauptsächlich bestimmt sind zur Verteilung bei mancherlei ernsten und frohen Festen, wie sie von vaterländischen

*) Für Museen und Liebhaber hat die Firma besondre Liebhaberabzüge auf Chinapapier zum Preise von je 2 Mk. herstellen lassen. Eine Schutzpappe wird beigegeben, mit 10 Pfgen berechnet.

und kirchlichen Vereinen, öffentlichen Anstalten und beruflichen Gesellschaften ausgehen: solchen Veranstaltungen sollen sie die künstlerische Weihe geben.

Soweit der Prospekt. Mir liegen die folgenden sieben Blätter als Erstlinge der Sammlung vor: 1. Ein feste Burg ist unser Gott. Zeichnung von Joseph Sattler. 2. Die Wacht am Rhein. Sattler. 3. Lied des Reservemanns. Hans von Volkmann. 4. Strömt herbei, ihr Völkerscharen. Bernhard Mannfeld. 5. Des Jahres letzte Stunde. Sattler. 6. Nun danket alle Gott. Wilhelm Steinhausen. 7. Vom Himmel hoch. Steinhausen.

Wer diese Blätter betrachtet, sich in sie versenkt und sie unter einander vergleicht, der wird erstaunt und erfreut sein über die kraftvolle Fülle des Gebotenen. Die interessanteste, geistvollste Wiedergabe, der man eine gewisse Genialität nicht absprechen kann, hat das mächtige Reformationslied durch Sattler erfahren. Auf einem gewaltig aufstrebenden Felsen liegt breit und schwer das Bibelbuch. Darauf sehen wir die Scharen der Engel versammelt: die einen bewaffnet mit dem Schwerte des Herrn halten treue Wacht, die andern lugen in fröhlicher Zuversicht über den Rand des Buches in die Tiefe hinunter, wo aus schäumendem Abgrund greuliche Köpfe emporsteigen, um in ohnmächtiger Wut die Schlangenleiber hinaufzuschnellen, anscheinend getragen von den Höllengluten, deren Flammen am Felsen, doch kaum bis zur Hälfte emporzüngeln. Ueber den Gottesstreitern aber erscheint droben am Himmel das dornengekrönte Haupt des Erlösers auf einem Bande, wie einst auf dem Schweißtuche der Veronika. Dahinter die Sonnenkugel.

Diesem unsers Erachtens bedeutendsten Bilde schließen sich die beiden andern Zeichnungen Sattlers doch würdig an. Ruhig fließt der Rhein dahin, seine Ufer gekrönt von zahlreichen Burgen: ernst und düster ist die Stimmung. In finstern Wolken zieht der Adler daher: seine riesigen Fittiche beschatten das Land, schützend schwebt er über dem Strom. Ganz im Vordergrunde aber erhebt sich ein gewaltiges Kreuz: Welch eine Wendung durch Gottes Fügung! — Das Blatt: Des Jahres letzte Stunde, zerfällt in zwei Hälften. Die eine, links, ist dem Gedächtnis der Vergangenheit bestimmt: „Wer von uns nachbleibt, wünscht dem Freund im stillen Grabe Ruh, und weint." Wir sehen einen Alten in schneeweißem Haar, gebückten Ganges auf den schneebedeckten Kirchhof treten. Weiter oben führt der schneeverwehte Pfad zur Kapelle. Die andre, rechte Hälfte weist auf die Zukunft hin: „Auf, Brüder, frohen Mutes!" Am Strang der Glocke, die das neue Jahr einläutet, sind zwei Engel hinaufgeklettert, um ihn lustig und froh in schwingende Bewegung zu setzen. Ein dritter, der das Fensterkreuz umklammert, scheint sie darauf hinzuweisen, daß es gleich Zwölf schlagen wird. Unten beugt ein vierter sich heraus und rückt den Zeiger der Uhr. Durch den Turm hindurch aber sieht man die Sterne blinken, und ein Wolkengebilde saust vorüber: es trägt die Züge der Zeit, der flügelschnellen, die da blühet, altert, greiset und Vergessenheit wird.*)

Einer ganz andern Stimmung giebt das Volkmannsche Bild Ausdruck. Wer von uns, der bei der Fahne stand, hat sie nicht gesungen, die köstlichen Verse: „Es lebe der Reservemann, der treu gedient hat seine Zeit, dem sei ein volles Glas geweiht." Da ziehen sie dem heimischen Dorfe zu, die wackern Reservisten, und während die vier im Wirtshaus unter dem schattigen Eichbaum noch einmal ihre Gläser zusammenklingen lassen, hat der Fünfte seine Liebste gefunden:

Die Mutter sitzt und denket nach,
Wo nur die Lina bleiben mag,
Die alte Schraube, wenn sies wüßt!
Die Lina küßt ein Reservist.

Die kräftige, lebensvolle Zeichnung, deren Gedanken wohl absichtlich nicht hoch gegriffen sind, wird sicher in und außer der Kaserne große Verbreitung finden.

Mannfeld hat das Rheinlied verbildlicht. Das Lied ist nicht nach jedermanns Geschmack, und so wirds auch das Bild, so gut es gezeichnet ist, nicht sein: es mag nicht leicht sein, an Sentimentalität und Trivialität vorüberzuschiffen. Die Landschaft ist schön: im Hauptbild ragt der Rheinstein kühn in die Luft; es ist Sommerabend, im Garten drüben sitzen Sommerfrischler beim Wein und bei der Lampe, und wir belauschen ein liebendes Paar, dem eine höhere Tochter aus der Ferne ziemlich unnötig zuschaut. Unten rechts im kleinern Bilde ernste Winterlandschaft bei Caub: um das geöffnete Grab stehen die Freunde und werfen dem Sänger des Liedes des letzten Glases Scherben in die Gruft hinein.

Mit Steinhausens Zeichnungen kommen wir wieder auf ernstes Gebiet. So packend, so originell wie die Sattlerschen Blätter ist die Wiedergabe von „Nun danket alle Gott" und „Vom Himmel hoch" nicht. Diese Blätter tragen einen ganz andern Charakter: weicher sind die Kontouren, und weicher wohl auch die Gedanken. Dennoch wird jeder daran seine reine Freude haben, und bei längerer Betrachtung enthüllen sich neue Schönheiten. Ein Engel neigt sich über die Mutter, die dem Säugling die Brust reicht. Ganz vorn schmiegt sich ein kleines Mädchen an den Engel an, der, selbst ein Kind, neben ihm Platz genommen hat. Links der kräftige Mann, gestützt auf das Grabscheit und den Blick nach oben gerichtet; hinter ihm ein Greis, auf dem Steine sitzend, gebeugt, die Hände in stiller Ergebenheit gefaltet: „Nun danket alle Gott." Ueber der Landschaft, die sich hinter den Gestalten schier endlos dehnt, erscheint hoch droben die heilige Dreifaltigkeit in vollem Lichtglanz. Und endlich das letzte fromme Bild versetzt uns in den Wald. Da liegt in zerfallenem Gemäuer auf Stroh in hellem Licht das Kindlein, ein Engel öffnet das hintre Fenster, die Kleinen lugen hinein, die Mutter hebt das Jüngste, damit es auch sehen kann. Im Vordergrund rechts kniet anbetend der Mann, Hut und Stab liegen neben ihm. Von links kommen aus dem Waldesdunkel die Rehe. Das Ganze atmet zarte Poesie.

Ein schöner Anfang, dem wir von Herzen guten Fortgang wünschen. Zunächst sind in Aussicht genommen: O Haupt voll Blut und Wunden; Deutschland, Deutschland über alles; Gaudeamus igitur.

G Krüger

*) Nicht „Vergangenheit," wie im Text des Liedes gedruckt ist. Es heißt auch nicht: „Singt, singt von Herzens Grunde," sondern: „Trinkt, Brüder, in die Runde" und nicht: „Entfloh es," sondern: „Entfliegt es."

Verschiedenes

(Beiträge zur Erkenntnislehre) mit Beziehung auf die Offenbarung. Von D. Victor von Strauß und Torney. Leipzig, Deichertsche Verlagshandlung. 1,20 Mk.

Der ehrwürdige Verfasser, der noch in seinem hohen Alter mit seltener Geistesfrische den geistigen Bewegungen folgt, sucht in dem genannten Schriftchen der theologischen Strömung, die durch den Namen A. Ritschl gekennzeichnet wird, entgegenzutreten. In Würdigung des Einflusses, den die vorausgesetzte Erkenntnistheorie auf die Ergebnisse jeder Wissenschaft ausübt, versucht er eine neue richtigere Erkenntnistheorie aufzustellen, indem er sich an den Dorpater Philosophen Teichmüller anschließt.

Da eine eingehendere Besprechung seiner Erkenntnistheorie an diesem Platze nicht möglich ist, begnügen wir uns, zwei Sätze herauszuheben, die ungefähr zeigen, worauf es ihm ankommt: „Die Vernunft (als intuitiver Intellekt gefaßt und von dem Erkennen unterschieden) leitet und ordnet nicht nur die Beziehungen des im Bewußtsein Getrennten nach ihrem Zusammengehören, sondern erteilt dem Erkennen nach Bedarf auch Aufschlüsse, deren Inhalt ihm ohne sie unerreichbar wäre" (Seite 64). „Gott ist in unserm Bewußtsein, auch dem weitern oder dem Vorbewußtsein, nicht als Schluß aus uns anderweit Bewußtem oder auch Erkanntem, sondern als (geistige) Anschauung, mithin Vernunftanschauung" (Seite 70).

Durch die Offenbarung Gottes wird die noch erkenntnislose Anschauung zur Reife und zum Bewußtsein gebracht. Auch die Erkenntnis der Dreieinigkeit Gottes und die Erkenntnis Christi als des Gottmenschen ruht auf solcher Vernunftanschauung. Auf diesen Vernunfterkenntnissen baut sich die (theologische) Metaphysik auf.

Der Ernst, mit dem den Fragen auf den Grund gegangen wird, und das Streben, der christlichen Erkenntnis ein von dem naturwissenschaftlichen Erkennen unabhängiges Gebiet zu sichern, wird auch den wohlthuend berühren, der nicht davon überzeugt worden ist, daß die christliche oder theologische Erkenntnis auf anderm Wege als auf dem der Erfahrung und der Schlüsse zustande kommt. J St

(Bedenklich) Nr. 355 des Dresdner Anzeigers vom 22. Dezember v. J. enthielt folgende Mitteilung:

Zur Christvesper in der hiesigen Frauenkirche findet sich seit Jahren schon eine sehr zahlreiche Gemeinde zur Andacht ein. Die schöne kirchliche Feier findet auch in diesem Jahre — nächsten Dienstag nachmittags 4 Uhr — statt. Die Vorlesungen der Weihnachtsevangelien werden um-

rahmt von Gemeindegesang, sowie von Solo- und Chorgesängen. Die königliche Hofopernsängerin Fräulein Wedekind und die Konzertsängerin Miß Bagg haben ihre Mitwirkung in der Christvesper zugesagt. Zur Aufführung kommt unter anderm ein Soloterzett (Fräulein Wedekind, Miß Bagg, Frau Janssen) mit Violin- (Herr Bauer) und Orgelbegleitung (Herr Janssen) von E. Lassen. Ferner ein Weihnachtslied für eine Singstimme (Miß Bagg) mit Orgelbegleitung von Peter Cornelius. Außerdem werden Frauenchöre unter Leitung des Herrn Organisten Janssen, der die Christvesper mit einem stimmungsvollen Pastorale für Orgel von Pfretzschner einleitet, aufgeführt.

Wie leicht ist bei solchen Veranstaltungen die Grenze des Kirchlich-Schicklichen, die Grenze zwischen Gottesdienst und Konzert überschritten! Vielleicht ist es den Sängerinnen und Künstlern eine Herzensfreude gewesen, mit ihrer Kunst der Weihnachtsgemeinde zu dienen, aber solche Reklame dürfte man für eine kirchliche Feier nicht machen. R

(Antipreußisch) Ein Berliner Kirchenblatt redet von unsrer „antipreußischen Haltung." Früher war diesem selben Blatt die Christliche Welt eine „sächsische," heute also eine „antipreußische" Erscheinung. Thatsächlich waren wir vormals so wenig „sächsisch" wie wir jetzt „antipreußisch" sind. Ist das Arsenal kirchlicher Scheltworte erschöpft, daß unsre Gönner zu politischen greifen müssen? Ich habe einst in Berlin den Rock des Königs von Preußen getragen, als ich noch sächsischer Unterthan war; nun bin ich preußischer Unterthan und habe niemandem eine Spur von Anlaß gegeben, mich der Untreue gegen mein engeres Vaterland zu beschuldigen. Wenn die Christliche Welt Zustände und Maßnahmen innerhalb der preußischen Landeskirche gelegentlich zum Gegenstande ihrer ernsten Kritik macht, so ist das nur die Folge des besondern Interesses, das die größte und wichtigste unter unsern deutschen Kirchengemeinschaften verdient. Wir möchten nichts lieber, als daß die preußische Landeskirche durch die Weisheit ihrer Leitung und durch die Macht echten Glaubens- und Liebeslebens in ihr zu einer wahrhaft Heil bringenden Führerin für das ganze evangelische Deutschland würde! R

Tageszeitung!

Den Unterzeichnern der im vorigen Jahre an mich abgegebnen Erklärung in Sachen der Tageszeitung wird demnächst auf vertraulichem Wege wichtige Mitteilung zugehn. Freunde unsers Planes, die damals nicht reagirt haben, jetzt aber ihr Interesse bekunden und diese selben Mitteilungen empfangen möchten, bitte ich unter genauer Angabe ihrer Adresse mir eine Postkarte zu schicken mit dem kurzen Vermerk: „Mitteilung über Tageszeitung erbeten." R

Quittung

Für den emeritirten Pfarrer (vgl. Nr. 51 des vorigen Jahrgangs): 25 Mk. von P F, Groß-Dölzig; je 20 Mk. von W, Hamburg; H, Stuttgart; 14 Mk. von F M L R, Warmbrunn; je 10 Mk. von Dr. W (Poststempel leider abhanden gekommen); B, Mtodasko; B, Groß-Muckrow; F, Charlottenburg; 8,55 Mk. von N N, Bochum; 6 Mk. von H, Wallhausen; je 5 Mk. von Th, Leipzig; H B, Immenstadt; N N, Altona; v. S, Clarens; J L, Offenbach (statt 1 Mk. in Nr. 2); je 3 Mk. von K, Lauenburg; N N, Osche; A in G; je 1 Mk. von J, Wolfsheim; H K.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 4 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Ein **Theologe** von gründlicher wissenschaftlicher Bildung und tiefer religiöser Wärme, der mit aufrichtiger Begeisterung der Heidenmission als Lebensberuf sich widmen will, wird für unser **japanisches Arbeitsfeld** gesucht. Wahlfähigkeit für das geistliche Amt in der Heimat und womöglich bereits erfolgreiche praktische Bewährung ist Voraussetzung; die Kenntnis des Englischen ist erwünscht. Die Aussendung soll im Laufe dieses Jahres erfolgen. Meldungen mit Zeugnissen und Lebenslauf sind an den unterzeichneten Zentralvorstand zu richten, der auf Anfragen gern jede nähere Auskunft erteilt.

Der Zentralvorstand des Allgem. evang.-protest. Missions-Vereins
Berlin, den 3. Januar 1896 Prediger **Dr. Arndt,**
Berlin C., Friedrichsgracht 53.

Heimstätte

Eisenach in Thür., Frauenberg 39, I. Töchter guten Hauses finden jederzeit freundlichste Aufnahme zur Fortbildung in Wissenschaften nnd Haushalt. Vorzügliche Empfehlungen. Näheres durch Frl. **Mosche,** Vorsteherin, staatl. wissenschaftl. gepr. Lehrerin.

Gottes Güte schenkte uns am Jahrestage unsrer Hochzeit ein **kräftiges Mädchen.**
Goslar, den 14. Januar 1896.
Pastor **Moebius** und **Frau** geb. Korn.

Am 13. d. M. wurden wir durch die glückliche Geburt eines **gesunden Töchterchens** erfreut.
Halle, den 19. Januar 1896.
Prof. **D. Loofs** und **Frau.**

Cand. min., zweites Examen vorige Ostern bestanden, sucht Stellung als **Vikar** oder **Hilfsprediger.** Bedingg. nach Uebereinkunft. Gefl. Offerten sub **E B 2** an die Expedition dieses Blattes.

Für ein Mädchen von siebzehn Jahren wird nächste Ostern eine Stellung mit bescheidensten Ansprüchen in größerm Haushalte gesucht. Offerten unter **J 425** an **Haasenstein & Vogler A.-G.,** Leipzig.

Junge Mädchen finden Ausbildung im Haushalt, in Sprachen, Litteratur und Handarbeit. Zimmer für Erholungsbedürftige. Gesunde Lage, schöne Gegend.
Schwarzenberg im Erzgeb.
Frau verw. Oberpfarrer **Naumann,** geb. Ahlfeld, und Töchter

Soeben erschien im Verlag von **C. Bertelsmann** in **Gütersloh:**
Der
Allgemeine ev.-prot. Missionsverein in Japan.
Ein Wort der Abwehr
von
Herm. Dalton.
Preis 50 Pf.

Thorwaldsen:
Segnender Christus
Größe 100 75 56 48 36 cm
Preis 36.— 20.— 10.— 7.50 3.— Mk.
Hugo Rothers theol. Buchhandlung
(Martin Warneck)
Berlin W 9 Linkstraße 4

Echte Müller's Patent-Accordzithern, in einer Stunde ohne Notenkenntnis und ohne Lehrer zu erlernen. Prachtinstrumente, kosteten früher 16 Mk. jetzt nur 12 Mk., solange d. Vorrat reicht, bei **O. C. F. Miether,** Hannov. Harmonika- und Musikinstr.-Fabrik in **Hannover II,** Steinthorfeldstr. 19.
NB. Allen werten Bestellern gebe noch ein kleines Musikinstrument **umsonst,** nur damit Sie sich von der Güte und Preiswürdigkeit meiner Fabrikate überzeugen sollen. D D

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162.**

Isabella-Akkord-Zither
von jedermann ohne Musikkenntnis sofort spielbar: 6 Manuale, 25 Saiten, prachtvoller Ton, schwarz polirt mit Malerei, Perlmutter- u. Rokokoarbeit, mit Stimmschlüssel, Stimmpfeife, Zitherringe, Notenhalter und **3 Notenheften** je etwa 15 Stücke enthaltend, **alles zusammen** liefere für **nur 12,50 Mk.** inkl. Verpackung gegen Nachnahme. Reeller Ladenpreis 18 bis 20 Mk.
Richard Kox, Musikwerke,
Duisburg a. Rh.

Zur Gründung einer Kirchenorgelbauanstalt
wird von einem diplomirten Orgelbauer **ein Darlehn von Mk. 5000** aufzunehmen gesucht. Vierfache Sicherheit. Außer Zinsen auch Tantieme. Gefl. Offerten unter **W 105** an die Expedition dieses Blattes.

Die Hilfe
Einzelexemplare durch die Post (P.-Ztg.-L. Nr. 3175) 1 Mk. vierteljährlich, bei Bezug durch Agenten 50 Pfge.
Nr. 4: Fanatismus — Staatssozialismus — Religion und „Gesellschaft" — Paul Lechler und die nationale Wohnungsreform — Darf ein Christ das heutige Konsumwesen unterstützen? — Zwischen zwei Brüdern (Forts.) — Allerlei: Erklärung Lic. Webers; Der sozialwissenschaftliche Verband zu Heidelberg; Arm und fromm; Die Handwerke — Briefkasten — Anzeigen

Chronik der christlichen Welt
Postzeitungs-Nr. 1481. Vierteljährlich 1,50 Mark
Nr. 3: Uebersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der deutsch-evangelischen Landeskirchen vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1895 (Schluß) — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Preßstimmen zum Erlaß des Oberkirchenrats; Der Vorstand des Verbandes deutscher evangelischer Pfarrervereine — Römische Kirche: Der Artikel der Natztg zum Bozener Friedhofsskandal; Zum Hagener Thümmelprozeß — Verschiedenes: Städtische Krankenpflegeschule in Berlin; Vermischte Nachrichten — Personalien

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig
Hierzu eine Beilage von der J. Rickerschen Buchhandlung (Verlag) in Gießen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 5 — Leipzig, den 30. Januar — 1896

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Macht über das Gemeine — Die Gleichnisse Jesu als Grundlage der christlichen Unterweisung — Eine neue Moral — Unsere Pflicht gegen die armenischen Christen — Melchers und Reinkens — Martin Greifs Nero — Bücher und Schriften: Christian Scriver; Die Welt der Frau; Fragen der Liebe — Verschiedenes: Nachrichten aus Armenien — Anzeigen

Macht über das Gemeine

Sehet ich habe euch Macht gegeben, zu treten auf Schlangen und Skorpione und über alle Gewalt des Feindes, und nichts wird euch beschädigen. Doch darinnen freuet euch nicht, daß euch die Geister unterthan sind. Freuet euch aber, daß eure Namen im Himmel geschrieben sind. Luk. 10, 19 f.

Es erscheint als ein seltsamer Widerspruch, daß die katholische Kirche, die in der Weltflucht die Vollendung des christlichen Lebens sieht, von den religiösen Persönlichkeiten, die sie heilig sprechen soll, Wunder verlangt, durch die sie ihre Macht in der Weltbeherrschung beweisen, während das evangelische Christentum, dessen Ideal doch Weltbeherrschung in der Kraft des Glaubens ist, nicht in hervorragenden Wunderthaten, sondern in geduldiger Ueberwindung von Leiden und Not, wie sie nur bei ernster Weltentsagung möglich ist, die höchste Bewährung des Glaubens findet. Vielleicht dürfen wir zur Lösung dieses Widerspruchs sagen: die wechselnde Freude des katholischen Christen an einzelnen Machterweisungen des Glaubens ist im evangelischen Christentum überboten durch die dauernde Freude an dem Bürgerrecht, das der Christ im Himmel besitzt, — gemäß dem Worte des Herrn: Doch darinnen freuet euch nicht, daß euch die Geister unterthan sind; freuet euch aber, daß eure Namen im Himmel geschrieben sind.

Als die siebenzig Jünger von ihrer ersten selbständigen Missionsarbeit zurückkehren, da sind sie voll Freude, daß ihnen die Dämonen unterthan sind, daß sie durch den Namen Jesu die Macht besitzen, die Gewalt der Sünde und des Uebels, deren düstrer und drückender Zusammenhang sich für jene Zeit in der Herrschaft der Dämonen darstellte, in schwer leidenden Menschen zu brechen. Wir können ihnen diese unbefangne kindliche Freude nachempfinden, aber wir verstehen es zugleich, wenn der Herr eine höhere, reinere Freude bei ihnen finden möchte. Als wir unmündige Kinder waren, da freuten wir uns an der Macht, die das Vertrauen der Eltern in unsre Hände legte, wenn wir eine Frucht allein vom Baume pflücken durften, wenn wir mit der Aufsicht über die jüngeren Geschwister betraut wurden; als wir aber heranwuchsen, da freuten wir uns über das Vertrauen der Eltern, das solche Macht in unsre Hände legte. Wie die Kleinen freuen sich die Jünger, wie die Großen sollen sie sich freuen. Daß wir eingeschrieben sind in die Bürgerliste des Himmelreichs, daß der ewige allmächtige Gott uns kennt und liebt, daß wir vor seinem Geiste stehen und seine Kraft uns trägt, das soll unsre Freude sein.

In dieser Freude muß die Freude aufgehen über das, was wir ausrichten im Kampf wider das Reich der Sünde und des Uebels; denn diese Freude kann in keinem Christenleben fehlen. Mit den Blicken an dem dornengekrönten Heiland hängend und gewohnt, die Nachfolge, die wir unserm Herrn leisten sollen, als einen Weg des Kreuzes und der Selbstverleugnung anzusehn, vergessen wir es nur zu leicht, warum sein Leiden und Sterben einen so gewaltigen Eindruck auf die Menschheit gemacht hat. Darum nämlich, weil es das Dulden des Mannes war, der kraft seiner Willensgemeinschaft mit dem allmächtigen Gott, seinem Vater im Himmel, in der Ueberwindung der düstern Gewalt des Bösen über das Wollen der Menschen und in der wunderbaren Befreiung von der drückenden Herrschaft des Leidens über ihr leibliches und geistiges Leben die höchste Machtfülle entfaltete.

Sind wir durch Christus zum Frieden mit Gott gekommen, Bürger des Reichs Gottes geworden, schließt unser Glaube uns so fest an Gottes heilige Majestät, daß unser Wille verbunden mit seinem allmächtigen Willen allein das Gute in Wahrheit und Gerechtigkeit, in Keuschheit und Selbstlosigkeit durchzuführen strebt, so muß Gottes Allmacht sich mächtig erweisen in unsern Siegen über das Reich der Sünde und des Uebels; Gottes heiliger und allmächtiger Wille muß unsern menschlichen Willen heiligen und stärken, daß wir die Bosheit niederdrücken, die Härte des Leidens mildern, den unseligen Zusammenhang zwischen Schuld und Elend zerreißen können. Wir selbst mannichfach verstrickt in das Netz von Sünde und Uebel, bald durch die Schuld in die Angst vor dem Uebel getrieben, bald durch die Sorge zur Sünde versucht, bald in der Not gequält durch das Gefühl der Schuld und im Banne der Schuld durch die aufreibende Sorge festgehalten, haben vielleicht die Macht einer durch den Glauben geheiligten Persönlichkeit über unser geknechtetes und gequältes Leben erfahren. Das unerschütterliche Vertrauen auf den Sieg der Gerechtigkeit, genährt durch edle Selbstlosigkeit verleiht einem solchen Menschen eine furchtlose Ruhe und kühne Sicherheit, an der sich unser mattes und verzagendes Herz aufrichtet zu ernstem Mut und männlicher Entschlossenheit. Die lautere Wahrhaftigkeit, die in freiem Wort und festem Blick volles Vertrauen fordert, gepaart mit fleckenloser Keuschheit, der alles Gemeine fremd ist, drückt seinem Wesen das Siegel einer Reinheit auf, die ihren lichten Schein tief hineinwirft in unser innres Leben und jeden unreinen Gedanken von unsrer Seele, jedes leichtfertige Wort von unsern Lippen fernhält. Wer zu einer Persönlichkeit herangereift ist, in der sich Gerechtigkeit und Selbstlosigkeit, Wahrhaftigkeit und Keuschheit gegenseitig durchdringen und stärken, der hat eine wunderbare Macht über jede Seele, die unter der doppelten Qual des Leidens und der Schuld in verzehrender Unruhe ihre Kraft zerreibt. Denn indem er sie in seine geheiligte Gemeinschaft zieht, nimmt er ihr das quälende Gefühl ihrer Unwürdigkeit und hebt sie empor über ihre Schuld; damit ist dem Leiden der schmerzlichste Stachel ausgebrochen; frei von ihrer Schuld wird sie durch die in Gott gegründete Kraft ihres Befreiers belebt mit neuem Mut zu kämpfen und zu dulden.

Etwas von dieser Macht des Heiligen über das Gemeine, des Guten über die harte Wirklichkeit fühlt jeder, der als Bürger des Reichs Gottes mit seinem König in einer Gemeinschaft des Friedens lebt. Denn diese Macht zu stärken ist das Ziel aller Gebete, durch die wir die Gemeinschaft mit unserm Gott

unterhalten. Kein glaubensvolles Gebet bleibt bei der Bitte stehen, unsre Aufgaben möchten uns erleichtert, unsre Wege geebnet werden, — mag es auch im Hinblick auf den Ernst und die Schwere unsrer Pflichten mit dieser Bitte einsetzen, — sondern es erhebt sich immer zu dem Flehen: Vater, führe Dein Reich in der Welt zum Siege und rüste mich aus mit Kraft und Klarheit, meine Pflicht, Deinen Willen zu erfüllen, ein würdiges Werkzeug zu sein in Deiner Hand. Wer mit diesem Flehen beharrlich vordringt durch Angst und Zweifel, durch Sorge und Unruhe zum Thron des lebendigen Gottes, der wird immer einen segensvollen Blick thun in sein göttliches und väterliches Angesicht. Die Flamme seiner Heiligkeit verzehrt alle Ungerechtigkeit und Unwahrhaftigkeit in unserm Wünschen und Wollen, daß die Gewißheit, das Rechte zu wollen, uns eine siegesfrohe Sicherheit verleiht. Die Strahlen seiner allmächtigen Liebe dringen mit lebendiger Gewalt hinein in unser verzagtes Herz, daß eine heilige Begeisterung alle Kräfte unsrer Seele entfaltet und ein kühnes Vertrauen den Kampf gegen alle Hindernisse aufnimmt. Der ruhige Schein seiner ewigen Weisheit hellt den durch Sorgen getrübten Blick unsers Geistes auf, daß weise Besonnenheit, die alle Schwierigkeiten erwägt und alle Kräfte richtig schätzt, unsre Entschlüsse leitet, und eine stille Gelassenheit, die für alles, was sich dem menschlichen Blick entzieht, die ewige Weisheit sorgen läßt, unsre unruhigen Sorgen dämpft. Heiliges Wollen, begeistertes Vertrauen, besonnene und gelassene Weisheit, das sind die Güter, die ein glaubensvolles Gebet erringt; es sind die Wirkungen des heiligen Geistes in uns, den Gott allen schenkt, die zu ihm beten, und wer den heiligen Geist hat, der hat Macht über das Reich der Sünde und des Uebels.

Aber diese Macht geheiligter Persönlichkeiten ist die unwillkürliche Gewalt der lauteren Unschuld und des starken Glaubens über die Gemüter der Menschen. Wer diese Macht ausüben möchte, um sich daran zu freuen, der hat sie schon verloren; denn sie ist dahin, wenn die schlichte Einfalt des Herzens durch eitle Selbstbespiegelung getrübt ist. Darum warnt Jesus: Freuet euch nicht, daß euch die Geister unterthan sind; freuet euch aber, daß eure Namen im Himmel geschrieben sind. Die Freude an unsrer Macht soll sich nicht im Blick auf ihre Wirkungen, sondern im Blick auf ihren Grund beleben; weil wir Bürgerrecht haben im Reiche des allmächtigen Gottes, deshalb dürfen wir uns mächtig fühlen und uns unsrer Macht freuen.

E Rolffs

Die Gleichnisse Jesu als Grundlage der christlichen Unterweisung

Im Hinblick auf die Gleichnisse hat der Herr gesprochen: Selig sind eure Augen, daß sie sehen, und eure Ohren, daß sie hören. Wahrlich, ich sage euch: viele Propheten und Gerechte haben begehrt, zu sehen, das ihr sehet, und habens nicht gesehen, und zu hören, das ihr höret, und habens nicht gehöret. (Matth. 13, 16f.*) Damit ist für alle seine Jünger ein Wink gegeben, wo er, der Herr, und sein Werk am klarsten und deutlichsten zu erkennen ist. Wie wenig hat die Kirche diesen Wink bis auf diesen Tag befolgt! Wie sehr ist man immer noch geneigt zu meinen, daß gerade über den Herrn selbst so wenig in den Gleichnissen zu finden sei. Und doch hat der Herr sich gerade in ihnen als der Messias offenbart! Statt dies zu erkennen, müht man sich mit dem Begriff des Himmelreichs ab, einem Begriff, der, wie man ihn auch immer definiren mag, für die großen und kleinen Kinder unsers Geschlechts etwas Abstraktes behält.**) Liest man die gewöhnlichen Einteilungen der Gleichnisse, so stößt man in der Regel auf das Wesen des Himmelreichs, als auf das erste Kapitel. Wie doktrinär und unpraktisch ist das! Hier gilt: L'état c'est moi! Christus ist das Himmelreich! Hinweg mit allen Definitionen, die den Kopf ermüden und das Herz nicht erquicken! Lehrt die Kinder Christum lieben, und sie haben das Himmelreich, ohne daß sie es definiren können!

Ich setze daher in meiner organischen Auslegung der Gleichnisse den König des Himmelreichs an die Spitze, und zwar 1. sein Werk, 2. seine Person. Was Jesus zum Heiland macht, was ihn zum König des Himmelreichs macht, das ist seine Sünderliebe. Er sucht und rettet selbst seine Unterthanen. Demnach bilden den Ausgangspunkt der ganzen christlichen Lehre die Gleichnisse: vom suchenden Hirten, der suchenden Hausfrau und dem großmütigen Vater, in deren Bild der Heiland sich selbst, sein Herz und seine Liebe gezeichnet hat.*) Lukas 15 ist der locus classicus des Christentums. Wie führt man die Kinder damit sogleich mitten in das Herz Jesu hinein, und welche Lust und Freude gewinnen sie an ihm. Dabei bietet dann das dritte Gleichnis volle Gelegenheit, das Wesen der Sünde sowie der Erlösung den Kindern klar zu machen, vollends wenn man das Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner mit heranzieht. Wir haben dann den zwiefachen Irrweg im Bilde des verlornen Sohnes und des selbstgerechten Bruders und den zwiefachen Rechtfertigungsweg im Bilde des Pharisäers und Zöllners. Schließlich ist dann aus dem Gleichnis von den beiden Schuldnern und an der Geschichte von der Sünderin Lukas 7 zu entwickeln, wie die Rechtfertigung aus Gnaden das neue Leben des Dankes erzeugt.

In gleicher Linie mit diesen Gleichnissen bewegt sich der fürbittende Weingärtner Lukas 13. Von ihm aus bahnt sich der Weg zum Verständnis des stellvertretenden Todes Jesu. Sein Opfertod ist Thatfürbitte. Das Blut, das um Rache schrie, wie nie ein Blut auf Erden, hat er durch sein Gebet zu einem Blute geheiligt, das um Versöhnung schreit. Das fassen und verstehen die Kinder.

Nachdem so die Liebe des Herrn selbst in ihrem Wirken und Wesen geschildert ist, ist noch besonders darauf hinzuweisen, wie sie alle Menschen umfaßt. Diese allumfassende Liebe wird uns Lukas 14, 12—24 im Bilde des großen Gastgebers vor Augen gemalt.

Dem Bilde des Retters tritt das des Richters gegenüber. Man kann schon an dieser Stelle darauf hinweisen. Denn nur deshalb, weil Jesus unser Retter ist, ist er auch unser Richter. Gleichwohl empfiehlt es sich mehr, die betreffenden Gleichnisse von den Pfunden, den Jungfrauen u. s. w. an einer andern Stelle zu behandeln und mit dem Bilde des Richters zu schließen, da das Richten doch erst der Zukunft angehört.

Dem Werke Christi tritt zur Seite die Person des Herrn in dem Gleichnis von den bösen Weingärtnern. Hier ist uns der einzige fruchtbare Weg zu einer praktischen Christologie gezeigt: der Herr stellt sich als den Messias, als den einigen geliebten Sohn des Vaters den Propheten, den Knechten gegenüber. Hiermit sind diejenigen für alle Zeiten gerichtet, die aus dem „Sohn“ nur ein epitheton ornans machen wollen. Auch die Art, mit der der Herr seine Sendung einführt mit der Frage: Was soll ich nun thun? deutet auf das Ungewöhnliche, Außerordentliche, Geheimnisvolle seiner Person hin. So gewiß diese nun für unsre jetzige Erkenntnisstufe stets ein Gegenstand des Geheimnisses bleibt (Ephes. 4, 7), so tritt

*) Die in der Vorrede zu meinen Predigten über die „Gleichnisse Jesu im Evangelium des Lukas“ (Basel, Reichs Buchhandlung, 1891) gegebne Einteilung nehme ich hiermit zurück. Nicht von Lukas, sondern von Matthäus ausgehend gelangt man zu einer einheitlichen und organischen Betrachtung der Gleichnisse, wozu der Grund in der Vorrede zu den Predigten über „die Gleichnisse Jesu im Evangelium des Matthäus“ (Basel, Reichs Buchhandlung, 1896) gelegt ist.

**) Auch ich habe mich in meinem „Gebet des Herrn“ S. 58 (Basel, Reichs Buchhandlung, 1889) noch bemüht, eine möglichst populäre Erklärung zur zweiten Bitte zu geben. Heute würde ich einfach sagen: Dein Reich komme! das heißt: Komm Du, Herr Jesu, in unsre und aller Menschen Herzen! denn das Himmelreich ist das Reich Jesu Christi, und wo er regiert, da ist lauter Himmelreich.

*) Man wende nicht ein, daß mit diesen Bildern, vor allem dem des Vaters, Gott selbst gemeint sei. Wenn irgendwo, so gilt hier das Wort: Ich und der Vater sind eins. In Jesu allein, wie ich in der betreffenden Predigt ausgeführt habe, offenbart sich die Gnade und Barmherzigkeit des Vaters vollkommen. Darum handelt und wandelt er als der Stellvertreter Gottes auf Erden. Unwiderleglich klar tritt dies in dem Gleichnis von den beiden Schuldnern hervor. Gott ist der Geldleiher, dem Simon wie die Sünderin schuldig sind, und doch nimmt Jesus das Verhalten, das beide gegen ihn beobachten, ganz und gar als Aeußerung und Maßstab ihres Dankes gegen Gott an.

doch das für uns Erkennbare und notwendig Erkennbare daran uns am praktischsten, klarsten und anschaulichsten entgegen durch einen konsequent durchgeführten Vergleich zwischen ihm, dem Sohne, und den Propheten, den Knechten. [Hierbei dürfte am fruchtbarsten eine Gegenüberstellung des Jeremias und des Herrn sein, wie es Geß in der Christoterpe Jahrgang 1883 versucht hat.*)] Im übrigen muß ich der Kürze halber hier auf meine sehr eingehende Vergleichung in der Auslegung dieses Gleichnisses (Matthäus-Gleichnisse S. 70 ff.) verweisen.

Indem der Herr am Schluß dieses Gleichnisses seine Verwerfung mit dem altprophetischen Worte beantwortet: „Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden," bahnt er uns den Weg zum Verständnis seiner Auferweckung, die von den Aposteln zunächst als Widerlegung des ungerechten Urteils (Apostelg. 2, 22 ff. u. 3, 13 ff. 4, 10 f.) und als Beglaubigung seiner Messianität gefaßt wird.

Werfen wir von dem, was in Obigem sich als die Summa des Evangeliums der Gleichnisse ergeben hat, einen Seitenblick auf das Evangelium Pauli, so stimmen beide überein. Er predigt nicht das Himmelreich, das den Heiden in demselben Maße unverständlich war, als Israel in dieser Vorstellung lebte, sondern kurzweg den König des Reiches, Christus, und zwar ihn als den Gekreuzigten, d. h. den, der uns geliebet hat und hat sich selbst für uns dargegeben. Nicht, daß er von den zahlreichen Erweisungen seiner Sünderliebe bei Lebzeiten geschwiegen hätte, vielmehr sagt er selbst, daß er ihnen Christum vor die Augen gemalt habe. Aber in seinen Briefen verweist er kurz auf den Kreuzestod, als auf den höchsten Erweis seiner Liebe. Auch wir haben alle einzelnen Aeußerungen dieser Liebe stets so zu betrachten, daß sie als Vorbereitungen jenes höchsten Erweises erscheinen und alle Strahlen sich in Einem Brennpunkt zusammenfassen.

Wie sehr der in den Gleichnissen zu Tage tretende Heilsweg, der Rechtfertigung aus Gnaden allein und nicht aus Verdienst der Werke, identisch ist mit dem des Apostels, ist ja längst nachgewiesen. Nur so erklärt es sich auch, daß jede wahrhaft reformatorische Bewegung der Kirche auf Paulus zurückgreift und aus ihm schöpft. Wer den Heilsweg des Paulus angreift, der untergräbt das Werk der Reformation und arbeitet der römischen Kirche in die Hände.

Der zweite Hauptabschnitt der Gleichnisse hat nun von dem Kommen des Himmelreiches zu handeln, oder von der Verkündigung und Aufnahme der frohen Botschaft von Christo.

Für die Verkündigung und Ausbreitung der Botschaft ergeben sich folgende Regeln: Aus der geheimnisvollen Lebenskraft des Himmelreichs, wie sie im Bilde des Senfkorns und des Sauerteigs veranschaulicht wird, lassen sich die Lehren ableiten: Fange klein und verborgen an! Arbeite gründlich und beharrlich! Will es uns zu langsam gehen, so ruft uns das Gleichnis vom verborgen aufgehenden Samen Mark. 4, 26—32, das das allmählich fortschreitende Wachstum des Himmelreichs darstellt, zu: Meide alles ängstliche Sorgen, und hüte dich vor aller Ungeduld! Geht es zu rasch, so mahnen die Gleichnisse vom Turmbau und vom Kriegsherrn Luk. 14 zur Nüchternheit, indem sie an die großen Opfer erinnern, die die Nachfolge Jesu fordert. Erscheint das Unkraut unter dem Weizen, so ruft uns das darnach benannte Gleichnis zu: Greife dem Gerichte Gottes nicht vor! Aehnlich die Fische im Netz.

Das ganze Werk der äußern und innern Mission, ja die ganze Kirchengeschichte dient zur Illustration dieser Gleichnisse, und welche Waffen geben sie uns in die Hand gegen alle Schwarmgeisterei, Treiberei, Sektirerei und Separation!

Wenden wir uns nun zur Aufnahme der Botschaft, so tritt uns zunächst in dem hier noch einmal zu betrachtenden Gleichnis vom großen Abendmahl, Lukas 14, die Gleichgiltigkeit und offne Vernachlässigung entgegen, während die Doublette Matthäus 22, 1—14, der spätern Situation entsprechend, von

*) Jeremias ist überhaupt wie kein andrer Prophet dem Verständnis auch der Kinder zugänglich, wobei ich auf den trefflichen Vortrag von Schaedelin: Der Prophet Jeremias (Berner Volksschriftenverlag) aufmerksam machen möchte.

offner Feindseligkeit auf der einen Seite, von schnödem Mißbrauch auf der andern redet. Die verschiednen Hindernisse einer gründlichen erfolgreichen Aufnahme, also die ungenügende Aufnahme tritt uns im Bilde des vielerlei Ackers entgegen, während die vollkommne Aufnahme veranschaulicht wird durch jenen Kaufmann und Landarbeiter, die alles daran geben für Schatz und Perle, wobei auch noch einmal auf die Gleichnisse vom Turmbau und Kriegsherrn zurückgewiesen werden mag.

Der dritte Hauptabschnitt handelt von den Bürgern des Reiches, und zwar näher von ihrem Verhalten gegen die Welt, gegen die Brüder, gegen Gott und Christum.

Das Charakteristische der Welt gegenüber ist der Missionseifer und die Treue im Wuchern mit dem Pfunde des Evangeliums, näher der Sünderliebe Jesu, Matthäus 25, 14 ff. Dieses Charakteristikum kann unsern faulen Christen nicht genug eingeprägt werden, wobei abermals zur Ergänzung der Hinweis auf den nüchternen Baumeister und Feldherrn, Lukas 14, angezeigt ist. Hiermit muß aber Hand in Hand gehen die allgemein menschliche Tugend der Barmherzigkeit, die sich bei Christen in erhöhtem Maße finden muß, damit nicht abermals das barmherzige Weltkind sie beschäme. Hierher gehören die Gleichnisse vom barmherzigen Samariter mit dem Gegenstück des unbarmherzigen reichen Mannes. Das Gleichnis vom klugen Haushalter mit dem Gegenstück des thörichten Kornbauern veranschaulicht, ebenfalls unter dem Gesichtspunkte der Barmherzigkeit, die Stellung des Christen zum irdischen Gut.

Den Brüdern gegenüber muß die charakteristische Tugend der Christen sein Versöhnlichkeit und Verträglichkeit, wie sie im Gegenbilde des unversöhnlichen Schalksknechts empfohlen wird. Ihr zur Seite tritt die Anspruchslosigkeit und Neidlosigkeit, wie sie der Herr von den Arbeitern im Weinberge fordert. Wieviel rechtgläubiges Christentum scheitert an dem Fehlen dieser beiden Tugenden und verfehlt darum seine Wirkung! Es muß eben dabei bleiben: „Daran wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt!"

Gott gegenüber endlich ist neben dem Gefühl des unerstattbaren Dankes und der völligen Hingabe, wie es die Sünderin, Lukas 7, darstellte, der unablässige Eifer im Gebet und in der Fürbitte, Lukas 11 und Lukas 18, Gleichnisse vom Gastfreund und von der Witwe, das Kennzeichen des Christen. Dazu das stete Wachsen in der Sündenerkenntnis und Demut, wie es sich im Gebet des Zöllners äußert. Das höchste Ziel der Sehnsucht des Christen aber bleibt die völlige Vereinigung mit seinem Herrn. Die Sehnsucht, ihn von Angesicht zu schauen und in sein Bild verklärt zu werden, erfüllt seine Seele, und diese Bereitung auf seinen Tag veranschaulicht uns das Gleichnis von den klugen und thörichten Jungfrauen, Matthäus 25, 1—13.

Wie tief steht unser Christentum unter diesen Forderungen des Herrn! Geben wir den Gleichnissen die Stellung, die ihnen gebührt, so thun wir damit einen wesentlichen Schritt zur Besserung. Wie von selbst ergiebt sich von hier aus der Uebergang zur Bergpredigt, die sich in allen einzelnen Bestandteilen bequem in das obige Schema einfügen läßt.

Als Parallelkursus zu den Gleichnissen empfiehlt sich das Leben Jesu zur Grundlage für die christliche Unterweisung. Es bleibt dahingestellt, ob es mir in späterer Zeit einmal vergönnt sein wird, dies im einzelnen auszuführen.

Ich stelle das Gesagte noch in schematischer Uebersicht zusammen:

Das Himmelreich

Erstes Buch: Der König des Reiches

I. Sein Werk: Die Rettung der Sünder. 1. Die suchende und rettende Liebe im Bilde des Hirten und der Hausfrau. Lukas 15, 1—10. 2. Die vergebende Liebe im Bilde des großmütigen Vaters. Lukas 15, 11—32. a) Der doppelte Irrweg im Bilde des verlornen Sohnes und des selbstgerechten neidischen Bruders. b) Der doppelte Rechtfertigungsweg im Bilde des Zöllners und Pharisäers. Lukas 18, 3—14. c) Das neue Leben des Dankes für die erfahrene Rechtfertigung aus Gnaden im Bilde der großen Schuldnerin; das Bleiben im Tode bei unerkannter Schuld und unerkannter Nachsicht im Bilde des

BROOK LIB

wenig Schuldenden. Lukas 7, 36—50. 3. Die langmütige fürbittende Liebe im Bilde des Weingärtners. Lukas 13, 6—9. 4. Die alle umfassende Liebe im Bilde des großen Gastgebers. Lukas 14, 16—24. Vgl. auch die barmherzige Liebe im Bilde des barmherzigen Samariters, siehe Lukasgleichnisse S. 18—20.

II. Seine Person: Der einzige und geliebte Sohn Gottes im Bilde des von den Weingärtnern getöteten Erben. Matth. 21, 33—46.

Zweites Buch: Das Kommen des Reiches,
oder Verbreitung und Aufnahme der frohen Botschaft vom König des Himmelreiches

I. Die Regeln für die Verkündigung der Botschaft. 1. Fange klein und verborgen an! Gleichnis vom Senfkorn. Matth. 13, 31 und 32. 2. Arbeite gründlich und beharrlich! Gleichnis vom Sauerteig. Matth. 13, 33. 3. Meide alles ängstliche Sorgen, und hüte dich vor aller Ungeduld. Markus 4, 26—29. 4. Sei nüchtern in deiner Arbeit! Gleichnisse vom Turmbau und vom Kriegsherrn. Lukas 14, 25—33. 5. Greife dem Gerichte Gottes nicht vor! Gleichnisse vom Unkraut unter dem Weizen und von den Fischen im Netz. Matth. 13, 24—30 und 47—50.

II. Die Aufnahme der Botschaft. 1. Unlust, Kälte und offne Feindschaft gegenüber der Botschaft sowie schnöder Mißbrauch derselben im Bilde der zum Hochzeitsmahl des Königssohnes Geladnen. Matth. 22, 1—14. Vgl. zur Unlust: Lukas 14, 12—24; Gleichnis vom großen Abendmahl. Vgl. bezüglich der Feindschaft: Matth. 21, 33—46; Gleichnis von den bösen Weingärtnern. 2. Die ungenügende Aufnahme oder die Hindernisse einer vollkommenen Aufnahme im Bilde des verschiednen Ackers. Matth. 13, 1—23. 3. Die völlige Aufnahme. Gleichnisse vom Schatz und von der Perle. Matth. 13, 44 und 45 f.

Drittes Buch: Die Bürger des Reiches

I. In ihrem Verhalten gegen die Welt: Missionseifer und Treue im Wuchern mit dem Pfund des Evangelii. Matth. 25, 14—30 (vgl. Lukas 14, 25—33). Barmherzigkeit und rechter Gebrauch des irdischen Gutes. Lukas 10, 25—37 und Lukas 16, 13—31; Lukas 16, 1—13 und Lukas 12, 13—21.

II. In ihrem Verhalten gegen die Brüder: Versöhnlichkeit und Verträglichkeit. Matth. 18, 21—25. Anspruchslosigkeit und Neidlosigkeit. Matth. 20, 1—16.

III. In ihrem Verhalten gegen Gott und Christus: neben dem Gefühl des unerstattbaren Dankes und der völligen Hingabe, Lukas 7, 36—50, unablässiger Eifer im Gebet und in der Fürbitte, Lukas 11, 5—13 und Lukas 18, 1—8, Wachsen in der Sündenerkenntnis und Demut, Lukas 18, 9—14, Sehnsucht nach der völligen Vereinigung mit dem Herrn, deshalb stete Bereitung auf seinen Tag, Matth. 25, 1—13.

Cannes Hermann Schmidt

Eine neue Moral

1

Zarathustra war wieder in die Einsamkeit gegangen. Selbst seine Tiere, die sonst um ihn waren, wenn er die Menschen floh, und den großen Ekel bannten, den ihm die menschlichen Dinge machten, selbst sein Adler und seine Schlange konnten ihn diesmal nicht erreichen. So tief war diesmal Zarathustras Einsamkeit.

Aber da begab es sich, daß der Adler Eier im Nest hatte, und daß die Schlange trächtig wurde. Darüber freuten sich die Jünger Zarathustras und erwarteten große Dinge. Nun werden sie geboren werden, sprachen sie unter einander, die jungen Adler, die mit ihren starken Schwingen den höchsten Himmel berühren, die klugen Schlangen, die in das Innerste der Erde dringen werden. Wer weiß, vielleicht ist der Tag nahe, wo sie kommen werden, die Kinder Zarathustras, die lachenden Löwen, auf die er wartete, denen sein Herz sehnsüchtig entgegenflog! Doch als die Eier auskrochen, waren es Gänse statt der Adler, und die Brut der Schlange erwies sich als blindes, stumpfes Gewürm. Die wackern Jünger Zarathustras hat es nicht genirt. Mit den Federn des Adlers haben sie die

Gans geziert und mit der Haut der Schlange den Wurm geschmückt.

O sendet mir das Kind mit dem Spiegel, mit diesem Spiegel zu Zarathustra! Wie einst, als er in der Einsamkeit weilte, das Kind kam und ihm im Spiegel zeigte, was die Menschen aus Zarathustra gemacht, und wie er da, wenn je, als brausender Wind zu Thale fuhr, in Blitzen der Schönheit, das große Nein und das große Ja auf den Lippen — so wollte ich, daß er wieder käme, um all die Kleinheiten und Kleinlichkeiten zu zerschmettern, die man an seinen Namen knüpft und um die Stätte häuft, da sein Fuß geht. Er allein hätte die Worte, die zum Ziele treffen und die Jünger beschämen könnten. Oder? — Oder?

War die Seele zu durstig nach Anerkennung geworden, die Sehnsucht nach Kindern, nach seinen Kindern zu groß? Hätte er die Worte nicht mehr gefunden, und wäre seine Kraft, die Kraft noch einmal sich zu wandeln und die alte Haut noch einmal zu verbrennen, diesmal doch erlahmt?

Wir wissen es nicht. Der Vorhang ist gefallen, die Einsamkeit zu tief geworden. Kein Kind mit dem Spiegel dringt jetzt noch in Zarathustras Höhle. Es bleibt nur übrig, diese letzte Stille schweigend, mitfühlend zu ehren und — zuzusehen, wie nun das Erbe Zarathustras dazu dient, Uhrwerke neuester Art aufzustellen, die sich vergeblich mühen, den Mittag anzuzeigen, die Stunde, da die Welt vollkommen wird. Wahrlich, sie zeigen die Stunde falsch, am bescheidnen Lärm jedoch fehlt es nicht.

2

Eine neue Moral verkündigt uns Tille in Nietzsches Namen.*) Nicht um eine neue Ethik handelt es sich, nicht um eine neue Auffassung, Begründung, Darstellung des sittlichen Erbes und Besitzes der Menschheit, sondern um eine neue Moral, eine neue Sittlichkeit. Wie viele haben gemeint, und wie oft ist es gesagt worden, daß alle wissenschaftlichen Differenzen über die Fragen der Ethik viel Lärm um nichts seien, da auch die einander am meisten widersprechenden Ethiker in der Hauptsache schließlich dieselbe Praxis befürworten. Aber damit ist es nun vorbei. Hier wird eine neue Ethik, weil eine neue Sittlichkeit, und eine neue Sittlichkeit, weil eine neue Ethik verkündigt.

Lange genug hat die alte Sittlichkeit auch gedauert und geherrscht — die alte Sittlichkeit, das heißt die christlich-human-demokratische Sittlichkeit mit ihren Geboten des Mitleids und der Nächstenliebe, mit ihren Grundsätzen der allgemeinen Gleichheit und Brüderlichkeit. Denn das ist nun alles eins, der Streit zwischen Christentum und Humanität ist gegenstandslos, auch die Demokratie in allen ihren Formen ist nichts als ein Spätling aus diesem selben Nest. Sie alle mit einander bilden die alte Sittlichkeit, gegen die der Schlachtruf erschallt. Und wahrlich, Zeit ist es, mit ihr aufzuräumen! Die Menschheit ist unter der Herrschaft dieser Grundsätze physiologisch heruntergekommen, die Erde droht ein großes Krankenhaus von Siechen und Krüppeln zu werden. Just vor Thorschluß hat Darwin das Grundgesetz aller lebendigen Kreatur, die natürliche Auslese, noch entdeckt. Damit die Ethik zu reformiren und die menschlichen Dinge in eine neue Bahn zu leiten, das ist die große Aufgabe, die es zu lösen gilt, um uns vom Verderben, ja vom Untergang zu erretten. Und dahin gehört auch die neue Moral, die hier verkündigt wird. Ein Trompetenruf will sie sein, vor dem die alten Mauern fallen, damit der neue Tag des Heils erscheine.

Es kann dahingestellt bleiben, ob Darwin Recht hatte, oder ob Weismann und Galton richtiger gesehen haben, ob auch erworbne Eigenschaften vererbt werden oder nicht. Jedenfalls hat Darwin die große Entdeckung der Entwicklungslehre gemacht, die in einem Maße wie noch nichts Andres, nichts bisher Dagewesenes alles umzubilden und zu reformiren bestimmt ist. Und jedenfalls ist das Gesetz der natürlichen Auslese der goldne Kern in Darwins Entdeckung, das Zauberwort, das alle Rätsel

*) Al. Tille, Von Darwin bis Nietzsche. Leipzig, 1895. — Im übrigen ist Bezug genommen auf die Dichtung Nietzsches: Also sprach Zarathustra.

löst, der Stecken des Treibers, der die Menschen in neue, ungeahnte Bahnen führen wird.

Nietzsche aber hat die Ethik dazu gefunden, erfunden, wie ihr wollt, jedenfalls, er hat sie zuerst verkündigt. Darwin ist der Anfang und Nietzsche das Ende dieses Wegs. Ganz einfach so: nach dem Gesetz der natürlichen Auslese, daß das Tüchtigste überlebt und sich fortpflanzt, das, was den Lebensbedingungen am besten angepaßt ist, nach diesem Gesetz hat sich alles, was lebt, entwickelt. So ist aus dem Wurm der Mensch geworden — und Wurm genug ist noch in ihm. Sollte er das Ziel sein und der Zweck? Der Mensch, die Ueberflüssigen, die viel zu Vielen? Ja, dann möchte es wohl recht sein, den Thron unter dem Pöbel aufzurichten und den Pöbel selbst auf den Thron zu setzen. Dann lohnte es sich nicht, in den Garten der Ehe zu gehen, auf neue Bäume zu warten und auf neue Frucht. Nun aber ist der Mensch kein Ziel und kein Ende, sondern eine Brücke, ein Uebergang, ein Bogen gespannt zwischen Tier und Uebermensch. Daß der Uebermensch lebe, ist das Ziel. Darum sprechen Zarathustra und die Seinen: wir aber wollen, daß der Uebermensch lebe!

Und den Weg zu diesem Ziel zeigt Tille, indem er dem Pfadfinder Darwin folgt. Ganz einfach, ganz natürlich, ja nach dem Grundgesetz aller Natur wird das zustande kommen und sich entwickeln: durch die natürliche Auslese, die gehindert, der entgegengewirkt zu haben das Verbrechen der christlich-humandemokratischen, der alten mythologischen, jetzt feierlich dem Untergang geweihten Moral gewesen ist. Nicht mehr den Nächsten sollen wir lieben, sondern unsre Nachkommen, in denen sich die Menschheit aufwärts bauen wird. Nicht mehr das Vaterland sei der Gegenstand unsrer Sorge und unsrer Liebe, sondern unsrer Kinder Land suchen wir mit heißen Wangen und klopfendem Herzen. Nicht mehr auf der Vergangenheit ruhe unser Blick, sondern in die fernste Zukunft schweife er lüstern und verlangend. Und wenn wir zusammenfassen, was wir im Herzen tragen, was unser Handeln leitet, was uns der Wert der Werte heißt, so sprechen wir: wir aber wollen, daß der Uebermensch lebe!

Freilich, Darwin hat davon nichts gewußt, er nicht und die nicht, die seinen Gedanken in der Ethik gefolgt sind. Im Gegenteil, schwächlich genug haben sie gemeint, daß jenes Gesetz der natürlichen Auslese in der Menschheit Einschränkungen erleide. Sie haben das sogar für die Aufgabe erklärt, daß dem Gesetz unter den Menschen entgegengewirkt werde. Sie haben alle unter dem Bann jener alten verjährten Moral gestanden. Aber nun ist das neue Licht aufgegangen, in Nietzsche blitzte es empor, Tille hat es leuchten sehen und weiß es zu künden. Alle nimmt er sie ins Gebet, die Entwicklungsethiker, einer nach dem andern wird examinirt, gewogen und zu leicht befunden, auch die, mit denen Tille am sanftesten fährt — Wundt, Häckel und wie sie alle heißen —, keiner besteht, nur der eine, Nietzsche, hat das wirklich lösende Wort gefunden und ausgesprochen, das Wort, das den Ring schließt, mit dem die neue Ethik geboren ist: wir aber wollen, daß der Uebermensch lebe!

Wiederum Nietzsche hat es nicht gewußt, daß er auf Darwins Wegen ging, daß er diesem sein Bestes, sein Ureigenstes verdankte. Er hat sich sogar einmal in der „Götzendämmerung“*) mit bittern Worten über Darwin ausgelassen — wie er denn, nebenbei bemerkt, in seiner letzten Periode alles haßte, was von drüben, von den Engländern kam; auch im persönlichen Austausch trat das oft genug hervor. Allein die „Götzendämmerung“ ist nach Tille nicht maßgebend, in ihr zeigen sich schon Spuren der kommenden Katastrophe. Auf das Ganze gesehen ist es deutlich genug, wie oft und wie vielfach die Gedanken Nietzsches an Darwins Lehre anknüpfen. Dreißig Jahre früher wäre eine Ethik wie die seine nicht möglich gewesen.

So verknüpfen sich unbewußt die Fäden in der Entwicklung der menschlichen Gedanken. Was Darwin nicht wollte, sondern ablehnte — die unbedingte Herrschaft der natürlichen Auslese in der Menschenwelt —, ist die reife und süße Frucht dieses Baumes für die Welt geworden. Was Nietzsche gelegentlich aufgriff und wie andre Elemente der heutigen Naturwissenschaft in seine Rede verwob, sicherlich nie in anderm Sinn, als daß er es kraft souveränen Willens den gerade ihn beherrschenden Gedanken dienstbar machte, das ist das Erdreich, auf dem er gewachsen ist, aus dem seine Wurzeln die Kraft sogen, die nun in ihm, in der neuen Moral pulsirt. Und so bleibt es dabei: von Darwin bis Nietzsche reicht der goldne Bogen; Darwin hat das Gesetz gegeben, durch Nietzsche ist es zur That geworden und zur treibenden Kraft.

Ist es denn wirklich so, und ist das das Ende Zarathustras? Kaum hat er den Seinen den Rücken gewandt, so stellen sie ihn in die Reihe, rechnen ihm seine Ursprünge nach und führen seinen liebsten Gedanken, den, an dem er litt und zu Grunde ging, auf eine kleine platte Wahrheit zurück, durch die er sein Teil geleistet in der Reihe der Gelehrten und Weisen? — deren Saal er doch einst verließ und warf die Thür dröhnend hinter sich zu. Wohl dir, Zarathustra, daß du es nicht sehen mußt, und daß deine feinen Ohren es nicht hören müssen! Du ersehntest dir den Augenblick, da die Welt vollkommen werden sollte, die Mittagsstunde, da die Vollendung hereinbräche; du warst bereit, in den letzten Abgrund zu springen, um an der Leiter deiner Qualen den höchsten Gipfel zu erreichen; du salbtest dich zum Opfer, mit dem kalten, stählernen Willen an dich haltend, um mit dem letzten Opfer das letzte Ziel zu gewinnen; du sahst ihn im goldnen Traum, den lachenden Löwen, der da kommen sollte auf zarten Schuhen mit den leichten Füßen des Tanzes. Nun ist er da. Und aus dem lachenden Löwen ist ein geduldiges Grautier geworden, das sie an den Wagen ihrer Gelehrsamkeit spannen. Wohl dir und deinen feinen Ohren, daß diese Kunde sie nicht erreicht!

3

Aber es wird Zeit, daß wir die neuen Tafeln besehen, die diese Moral über unsern Häuptern aufhängen will. Die alten Tafeln sind zerbrochen. Unter Donner und Blitz sind sie einst vom Himmel gekommen — nach dem Wahn wenigstens ihrer Verehrer, nach dem Instinkt der Masse, der Ueberflüssigen und viel zu Vielen. Eine andre Kunde raunt man sich zu unter den Wissenden — von dem Sklavenaufstand in der Moral, wodurch alles Große und Herrenartige in der Welt proskribirt, und was der Masse frommt, auf den Schild gehoben wurde —: damals, so geht diese Kunde, seien die alten Tafeln erfunden und dann wie alle Götter auf die schwebenden Wolken des Himmels und der eignen Einbildung gesetzt, um von dort den Menschen gezeigt zu werden. Aber einerlei, jedenfalls sind diese alten Tafeln nun zerbrochen. Sie sind mit aller Mythologie dahin. Hie und da nur lebt noch ein Einsiedler, der in seinem Wald nicht gehört hat, daß Gott tot ist. Wird noch in unsern Schulen an seinen Tafeln buchstabirt, so kann es der Kundige nur mit Grauen hören. In Wahrheit sind sie zerbrochen. Was — was steht denn auf den neuen Tafeln?

Drei kleine Wahrheiten sind es, die ich da nennen muß. Als einst Zarathustra umherging und eine kleine Wahrheit unter dem Mantel barg, mußte er ihr den Mund zuhalten, daß sie nicht schrie. Das ist hier nicht nötig. Diese Wahrheiten auf den neuen Tafeln schreien nicht. Sie werden nie einem Menschen mit goldnen Lettern ins Herz leuchten. Noch weniger werden sie je einem Menschen mit ihrem Ruf durch Mark und Bein dringen. Und wenn wir bisher der Meinung waren, daß kein Spruch, den ein berufner Finger auf die Tafel schrieb, ohne diese Wirkung bleibe, so sind wir im Irrtum gewesen, wenn anders diese neuen Tafeln die echten sind. Ja, wenn —?

Auf der ersten und vornehmsten Tafel lese ich aber diesen Spruch: Du sollst kein schwindsüchtiges Mädchen heiraten! Wahrhaftig, ich spaße nicht. Keine andre Vorschrift wird in den Erörterungen Tilles so oft wiederholt wie diese. Sie ist geradezu das stehende, wiederkehrende Beispiel, an dem er die neue Moral verdeutlicht. Und warum auch nicht? Steht dies Gebot nicht im engsten, direktesten Zusammenhang mit dem zu erstrebenden Ziel? Um die Nachkommen handelt es sich, um die höhern Menschen, die einmal werden sollen, um den Uebermenschen, zu dem der Mensch nur der Bogen ist und die Brücke. Was wir

*) Der letzten von Nietzsche selbst veröffentlichten Schrift.

von diesen höhern Menschen hören, was für sie erstrebt werden soll, ist aber die erhöhte physiologische Tüchtigkeit. Alles andre besorgt sich dann von selbst. Folglich ist jedoch die Eheschließung die wichtigste Angelegenheit in der Moral, und die Sorge für die Gesundheit der Nachkommen das vornehmste Gebot.

In der That, neu ist diese Tafel, und unerhört lautet ihr Spruch. Wir müssen wirklich von Grund aus umlernen, wenn wir uns in die Umwertung aller Werte, die nun beginnt, einüben wollen. Wir waren bisher der Meinung, man müsse uns in der Moral einen geistigen Wert zeigen, an dem sich das Herz erwärmen und die Seele erheben könne über sich selbst. Und wenigstens vorgeben müsse jeder, so etwas habe er in seinem Tabernakel, der uns Führer sein wolle in diesen Dingen. Wir wußten es wohl, daß die körperliche Existenz nicht gleichgiltig sei, aber wir meinten, alles Leibliche sei ein Mittel für den Geist, daran habe des Leibes Wert sein Maß und Ziel. Sollten wir uns wirklich bequemen, hier umzulernen und das als Ziel zu erkennen, was wir bisher für bloßes Mittel hielten — und was seiner Natur nach nichts als Mittel sein kann?

Ja, wenn Nietzsche uns wie in einigen seiner Bücher, nicht in allen, mit seinem Goldregen überschüttet, so nehmen wir es geduldig hin, daß auch gar mancher Kottropfen mit dabei ist; was schadet es, denken wir, das ist Staub und wird Staub, man klopft es vom Rock, sobald es trocken ward. Wir danken ihm trotzdem den Genuß der Stunde, die Impulse zu mancherlei Gedanken und Ueberlegungen, die uns ohne ihn und die Blitze seines Geistes so nicht gekommen wären. Oder wenn er eine Kulisse nach der andern vor uns aufrichtet und uns in einen fernen, fernsten Hintergrund schauen läßt, so täuscht uns im Augenblick die Glut seines Geistes, die Kraft seiner Worte darüber, daß dieser Hintergrund leer ist, leer für ihn wie für uns. Es giebt auch an den Kulissen so viel zu sehen und mit dem Menschen, der sie schuf, so viel zu empfinden, daß es wahrlich der Ausbeute genug ist. Aber wenn nun die Jünger des Propheten kommen und das Ding analysiren und auf eine graue Regel bringen und uns vor die letzte große Kulisse führen, auf der nichts mehr gemalt ist, und uns sagen: Das ist es, hier soll man anbeten! — dann wissen wir uns nur mit der unauslöschlichen Heiterkeit zu retten, die solches Gebahren verlangt. Und wenn Zarathustra unter uns wäre, er selbst als voller Herr seiner selbst — ob er nicht mit uns lachen würde? ob er auf die Dauer anders könnte, als mit uns lachen?

Aber wir müssen genau sein! Das Gebot der ersten Tafel hat nicht bloß die oben erwähnte Form. In dieser Form wäre es ja auch nicht für alle die, die den kritischen Moment, auf den es berechnet ist, längst hinter sich haben. In seiner andern, allgemeinern Form lautet es aber also: Den erblichen Kranken soll das Heiraten verboten sein! Niedlich in der That! Ganz passend für die höhere Töchterschule; erblich Kranke dürfen weder auf dem Standesamt zusammengegeben noch in der Kirche getraut werden. Und da die Nachkommenschaft bekanntlich von diesen Akten abhängt, so ist mit deren Verbot alles Nötige geleistet. Oder sollen wir alle, die erblich krank sind, während der kritischen Jahre hinter Schloß und Riegel legen? Und wer entscheidet darüber, ob einer in dieser unglücklichen Lage ist, heiraten darf oder nicht? Etwa die „Sachverständigen," die Aerzte? Nun, jeder mag sich selber ausmalen, wohin wir mit dem Gebot der ersten Tafel kämen. Sie ist jetzt wohl niedrig genug gehängt, um ihres erheiternden Eindrucks nicht zu verfehlen.

Auf der zweiten Tafel steht das Gebot, den Krieg abzuschaffen. Nämlich den eigentlichen Krieg, das, was wir gewöhnlich so nennen, das, wobei geschossen und getötet wird — beileibe nicht den Kampf ums Dasein, durch den sich die natürliche Auslese vollzieht, und der die Quelle alles sittlichen Fortschritts ist. Der Krieg soll daher auch nicht abgeschafft werden um des Friedens willen. Der Friede ist kein Zweck — nur im Kampf gewinnt das Höhere und Tüchtigere den Sieg über alles Minderwertige. Aber der Krieg im engern Sinne hat die Folge, daß die Auslese der Tüchtigern dadurch gekreuzt wird. Denn die körperlich Tüchtigen — und wir wissen ja, darauf kommt es an — ziehen in den Krieg, der Verlust vieler solcher Glieder fügt dem Volk eine bedenkliche Einbuße zu, die

sich durch den physiologischen Niedergang der folgenden Generation rächen muß. Und was würde dann aus den höhern Menschen oder gar aus dem Uebermenschen? Man sieht aber: das ist die zweite Tafel, ihr Gebot hängt mit dem letzen Zweck nur indirekt zusammen; das Grundgebot der neuen Moral ist und bleibt die rechte Eheschließung, und daneben etwa die Ausbildung des Körpers durch allerlei kräftigende Uebungen aus demselben Grunde zu demselben Zweck.

Es thut nicht not, bei dieser zweiten Tafel länger zu verweilen. Niemand will den Krieg, aber jeder sagt, daß er unter Umständen unvermeidlich wird. Darüber lohnte es sich erst zu diskutiren, wenn einer einen Weg zeigte, auf dem er zu vermeiden wäre. Wer wie Tille eine Steigerung des Gegensatzes der Rassen in Aussicht stellt und für wünschenswert hält, ist aber hiervon so fern wie irgend jemand. Und was Zarathustra dazu sagen würde, braucht niemand in die Erinnerung zurückgerufen zu werden. Wissen wir es doch, mit wie beredten Worten er den Krieg preist und den Sieg, den Feind und die Ehre, die man ihm schuldet. Wird doch niemand meinen, daß er dabei an den Krieg gegen die Schwachen und Minderwertigen gedacht hat, an den Kampf ums Dasein und die dadurch bewirkte Auslese des Tüchtigen. Davon denke ich, würde er gesagt haben, man solle sich nicht damit befassen, sondern es „den Andern" überlassen.

Hierzu scheint übrigens auch Tille geneigt. Das Prinzip würde rücksichtslose Härte gegen alle Minderwertigen verlangen, wenn nicht gerade, daß man sie ausrottet, so doch, daß man keinen Finger rührt, um sie zu erhalten. Aber das befürwortet Tille nicht, sondern zieht sich in dieser Sache auf das Grundgebot zurück, daß erblich Kranke nicht heiraten dürfen. Das sei ihm zur Ehre angerechnet. Und wir wollen davon absehen, daß die neue Moral so nur halbe Arbeit thun wird, da es, selbst wenn Kranke nicht heiraten, immer wieder Minderwertige geben wird. Aber das muß gesagt werden, daß er hiermit vor seinem eignen Forum nicht bestehen kann. Es ist noch viel zu viel christlich-humaner Sauerteig in ihm. Auch an andern Punkten tritt es oft genug hervor. Ich fürchte, wenn ein Späterer kommt und wieder Examen hält, ein Späterer desselben Weges, ich fürchte, daß dann auch Tille noch in vielen Punkten der verjährten Ethik mit dem langen Namen wird schuldig befunden und zu den Toten geworfen werden.

Aber genug von der zweiten Tafel und dem, was mit ihrem Spruch zusammenhängt. Auf der dritten und letzten Tafel lese ich, daß jegliche Art des Erbes und der Vererbung von Stand, Besitz u. dergl. aufhören soll. Wunderlich genug! Alles dreht sich in dieser Nachkommenmoral um die natürliche Vererbung von Geschlecht zu Geschlecht, etwas, das kein Mensch in seiner Hand hat, da bekanntlich immer fatale Urgroßväter und Urgroßmütter auch bei sorgfältigster Auslese mit ihren übeln Eigenschaften in den Nachkommen wieder auftauchen können. An dem einzigen Punkt, wo das Vererben unmittelbar in der Menschenhand liegt, soll es dagegen abgeschafft werden. Und das soll dann die antidemokratische, die aristokratische Moral der Zukunft sein!

Der Gedanke, der dabei zu Grunde liegt, ist der, daß das Vererben von Stand und Besitz die natürliche Auslese hemmt. Die Unterschiede der natürlichen Anlage und der rücksichtslosen Kraft, mit der einer sein Interesse verfolgt und sich durchsetzt, sie allein und sie ausschließlich sollen maßgebend sein. Dem Bedenken, daß in der modernen Zivilisation dann etwa die Leute die Oberhand kriegen, die den Kampf ums Geld am energischsten führen, alles daran setzen, um alles zu gewinnen — diesem Bedenken hält Tille entgegen, daß das gerade eine vortreffliche Auslese der Tüchtigen ist. Durch die eiserne Selbstzucht und die Konzentration aller Geisteskräfte auf das eine Ziel erweisen solche Männer sich gerade als die Tüchtigsten. Weshalb es auch sehr falsch ist, wenn man in Frankreich Gesetze gegen den unlautern Wettbewerb hat und in Deutschland sich rührt, diesem Vorbild zu folgen.

Was dünkt dich, Zarathustra, von den höhern Menschen, die diese Perspektive der Zukunft uns zeigt? Und wie wird der Uebermensch aussehn, der bei dieser Auslese der Tüchtigsten

herauskommt? Und das will in deinem Namen geredet sein, das schmückt sich mit deinen Federn! Wohl dir, daß du es nicht sehen mußt und deine Ohren es nicht hören müssen!

Wir aber, wir Einsiedler im Walde, wir verjährten Leute, die wir der alten Moral mit dem langen Namen anhängen, was wollen wir zu den neuen Tafeln sagen, die sie über unsern Häuptern aufhängen? Wir sprechen: noch sind sie nicht zerbrochen, die alten Tafeln, die von lange her sind und bleiben werden, solange Menschen auf Erden wohnen. Wir rufen: Wo — wo sind die alten Tafeln, bringt sie uns her, daß wir sie mit Rosen umkränzen und mit Oel salben! Lieber wollen wir unter dem Donner und Blitz der alten Tafeln zu Grunde gehn, als mit diesen neuen Tafeln eine Stunde aushalten. Thut sie hinweg, ohne Verzug, sie riechen übel, sie sind uns wider die Vernunft und wider den Geschmack.

4

Aber eine ernsthafte Folgerung soll zum Schluß noch gezogen werden. Eine nützliche Lehre läßt sich doch aus der neuen Moral gewinnen.

Der Gegensatz zwischen dem Christentum und der humanen Moral, die in Sachen der Sittlichkeit des Gottesglaubens entraten zu können meint, ist noch keineswegs erloschen. Im Gegenteil! Gerade neuerdings tauchen die Gemeinschaften für ethische Kultur und wie sie sonst heißen als eine Art neuer Sekten auch in deutschen Landen auf. Und der Gegensatz ist der eben angedeutete. Wir halten und behaupten, daß die sogenannte Humanität die von der Religion losgelöste und verkürzte Moral des Christentums ist. Jene halten im Gegenteil, Humanität sei das erste und das letzte Wort aller Moral.

Nun haben wir ihnen schon oft gesagt, in welchem Irrtum sie befangen sind. Was man Humanität nennt, ist ein spätes Gewächs in dem Garten der christlichen Religion. Mit allen Wurzeln, aus denen ihm Kraft und Saft kommt, ist es an diesen Boden gebunden. Ohne den Boden müssen die Wurzeln verdorren. Und wenn wir den christlichen Gottesglauben verlieren, dann wird es in ein paar Jahrhunderten mit der Humanität — und womit nicht sonst noch? — aus und vorbei sein.

Die Humanität ist nicht ein natürliches Gewächs im Menschen, in seinem Wesen und seiner Entwicklung. Durch eine viele Jahrhunderte dauernde Erziehung ist sie den christlichen Völkern angezüchtet und eingeübt worden. Bis auf den heutigen Tag ist sie dem Menschen, der „Bestie“ in ihm, wider die Natur, und von ihrer auch nur annähernden Verwirklichung sind wir noch weit entfernt, bleiben es vielleicht für immer. Ueber diesem Prozeß der Erziehung hat aber der Gottesglaube geleuchtet und der Gedanke vom ewigen Reich. Allmählich, langsam hat Gottes Finger etwas von seinem Gesetz in die Tafeln der Herzen gegraben. Die Schrift löscht nicht aus in einer Generation oder zwei. Aber wie thöricht, wie kurzsichtig, zu meinen, sie sei überhaupt nicht wieder zu tilgen! Ist doch der Gedanke der Gleichheit und Brüderlichkeit eine handgreifliche Unwahrheit und thörichte Uebertreibung, wenn es keinen Gott giebt und kein ewiges Leben! Der Gott der Offenbarung hat seine starke Hand auf die Menschen, auf die Völker gelegt, von ihm sind sie auch in diesem Sinne geschaffen und geprägt, er hat es ihnen alles gegeben, die Werte, die ihnen leuchten, die Gesetze, denen sie gehorchen, die Art, wie sie sich selber beurteilen. Kehren sie ihm den Rücken, entschlüpfen sie seiner Hand, so geht es abwärts, abwärts, unvermeidlich, und niemand kann sagen, wo das Ende ist.

Das sagten wir ihnen schon oft. Aber wer glaubt unsrer Rede? Vielleicht, daß die „neue Moral“ ihnen die Augen öffnet. Freilich, anders müßte sie noch kommen als in dieser jüngsten Veröffentlichung. Dieses „kleine Husten“ kann den Sturmwind nicht ersetzen, den uns Zarathustra verheißen hat. Aber wenn er kommt, wenn er käme — vielleicht daß dann den Kurzsichtigen lange, weithin schauende Augen wachsen würden. Vielleicht könnte es eine Sammlung geben aller, die bewußt oder unbewußt dem alten Gott und den alten Tafeln dienen. Vielleicht ist ein solcher Kampf, wenn er entbrennt, ein Mittel, das Er sich ersehn hat, um die Luft zu reinigen und der alten Wahrheit neue Bahnen zu brechen.

Jedenfalls, wird etwas aus der neuen Moral, kommt es zum Kampf zwischen den alten und den neuen Tafeln, an uns soll es nicht fehlen, ihr sollt uns auf dem Plane finden. Und seht wohl zu, was ihr für Schwerter mitbringt, ihr Herren! Die Spottgeburten eurer Phantasie, die ihr uns vormalt, wenn ihr die Vertreter der Sklavenmoral abkonterfeit, laßt es euch gesagt sein, ihr Herrn, die giebt es nicht. Ja, die möchtet ihr wohl mit Schwertern bezwingen von Holz oder Pappe. Wollt ihr uns ans Leben, so müßt ihr schärfere Klingen führen. Denn wahrlich, ihr sollt uns auf dem Plane finden, denkscharf und in den Augen klar, voll Großmut den Schild über die Schwachen deckend und solchen Dienst für eine Ehre achtend, frei und hoch in dem großen Gehorsam gegen den ewigen Gott, in dem zu gehorchen der einzige Weg zur Freiheit ist.

Und wenn ihr wollt — soweit uns Gott ein gutes Gewissen dabei erhält, soll es an ein wenig fröhlicher Bosheit auch nicht mangeln.

Kaftan

Unsre Pflicht gegen die armenischen Christen

Die brüderliche Teilnahme, die wir unsern armenischen Glaubensgenossen schuldig sind, wird von verschiednen Seiten als unberechtigte Zumutung abgelehnt. Es ist das nur ein Beweis dafür, wie schlecht es um die Unabhängigkeit unsers christlich-kirchlichen Empfindens bestellt ist. Das politische Urteil kommt für das, was uns am Herzen liegt, gar nicht in Frage. England hat ohne Zweifel seine eigennützigen Absichten verfolgt, als es die Armenier zu Unruhen ermutigte und sie dafür mit Waffen versorgte. Wenn die europäischen Mächte sich durch diesen Coup nicht haben verleiten lassen, der Türkei zu den so entstandnen innern Schwierigkeiten noch weitere diplomatische zu bereiten, geschweige kriegerisch gegen sie vorzugehen, so werden wir das nicht mißbilligen, und es geht uns als Vertreter christlich-kirchlicher Interessen überhaupt nichts an. Aber von solchen politischen Erwägungen das christlich-brüderliche Empfinden abhängig zu machen, ist ein Zeichen von arger Korruption innerhalb der Christenheit. England hat seit dem Mißlingen seiner politischen Absichten das Interesse an den Armeniern geschwind verloren; nur verhältnismäßig bescheidne kirchliche Kreise tragen ihr Schicksal auf dem Herzen. In Deutschland glaubt man sich durch den Unmut über den rücksichtslosen Egoismus englischer Politik berechtigt, die um diesen Schutz wahrlich nicht beneidenswerten englischen Schützlinge mitzuverurteilen und ihnen nicht nur das christlich-brüderliche, sondern auch das schlicht menschliche Mitleid zu versagen. Wir vertreten dagegen die Forderung, daß die christlich lebendigen Kreise Englands und Deutschlands sich in der Fürbitte und Fürsorge für die der Vernichtung geweihte Kirche Armeniens vor Gott und Menschen zu vereinigen haben, gleichgiltig gegen politische Schuldfragen und Opportunitätsrücksichten. Denn daß die armenische Kirche von dem türkischen Herrn, soweit es auf ihn ankommt, dem Tode geweiht ist, das werden wohl auch unsre Politiker und Kirchenpolitiker nicht bestreiten. Und daß das ein Schicksal ist, das Christen zu empfinden haben als am eignen Leibe erfahren, bleibt, bis wir eines Besseren belehrt werden, unsre christliche Meinung.

R

Melchers und Reinkens

Dem Zuge des Todes durch das Jahr 1895 hat sich als einer der letzten anschließen müssen der Kardinal Melchers; im neuen Jahre mit unter den ersten Dahingeschiednen, ein Mann, dessen Abtreten von der großen Bühne des öffentlichen Lebens die Geschichte aufzeichnet, wird der altkatholische Bischof Josef Hubert Reinkens betrauert. Hochbetagt der eine wie der andre, beide Würdenträger der Kirche, aber welcher Unterschied, welche Kluft zwischen ihnen! Ja, selten oder nie sind unmittelbar hinter einander zwei Männer hohen geistlichen Standes und doch von so verschiedner Art und Gesinnung abgerufen worden wie

diese. Als hätte Gottes Fügung uns Deutschen im neuen Reich mitten in den Vorbereitungen zu dessen fünfundzwanzigjährigem, einst vom Blitz und Donner der Schlachten begleiteten Wiegenfeste auf jenen minder rühmlich ausgefochtnen Kampf der Geister hinweisen wollen, auf einen leisen Vorbehalt, dem diese Festfreude, wie groß und berechtigt sie auch sei, dennoch nicht entgeht, hinweisen vor allem auf Ehrenpflichten, denen ein noch so sieggekröntes Volk sich nicht entziehen darf, ohne Schaden an seiner Seele zu nehmen.

Melchers und Reinkens, zwei Größen. Zwei? Zwar adelt der Tod auch in unsern Augen den sterbenden Fechter, also daß man den gefallnen Gegner nicht unnütz anrühren, geschweige schelten soll. Aber die Hand aufs Herz — eine Größe aus Verdienst ist der Kardinal nicht gewesen. Ein Bischof der römisch-katholischen Kirche bringt es ja leicht zum Ruhm des Märtyrers, zumal auf deutschem Boden und wenn ihn die Lorbeern eines Freiherrn von Droste-Vischering nicht schlafen lassen, der Gott sei Dank! rief, als die Staatsbehörde endlich die Geduld verlor und ihn als widerspenstigen Friedensstörer anstatt über die Grenze nach Minden, der Festung, abführen ließ. So ist es denn auch Melchers gelungen, seinen Namen in die Liste der Gefangnen eingetragen zu sehen und vom Kölner Gefängnis am Klingelpütz aus einen Blick in seinen prächtigen erzbischöflichen Garten zu werfen. Bald wieder freigelassen, reizte es ihn, vom Auslande, von Mastricht aus versteckt ein Amt weiterzuführen, dessen öffentliche Ausübung ihm durch Richterspruch genommen war; in Verkleidung, bei Nacht und Nebel hat er sich öfter bis tief in sein Bistum hineingewagt. Daß er dabei überall ein lieber, willkommner Nachtgast gewesen sei, scheint selbst sein bestellter Lobredner, der von dem heiligen Rocke her bekannte Trierer Bischof Dr. Michel Korum, nicht behaupten zu wollen. Denn seine am 27. Dezember v. J. im Dome zu Köln gehaltne Gedächtnisrede suchte wiederholt den Vorwurf zu großer Strenge von dem Toten abzulenken. Geschah das aber bei dieser Gelegenheit, an diesem Orte und aus diesem Munde, dann, wahrlich, muß es auch hochnötig gewesen sein.

Ja, Melchers, von Natur dahin neigend, hat mit geradezu eiserner Strenge sein Bistum in Ordnung und im Zaum gehalten, Furcht und Zittern unter der Geistlichkeit verbreitet; wenn sie ihn nur fürchtete und gehorchte in der Aechtung jeder altkatholischen Regung. Was ihn und seine Helfer natürlich nicht abhielt, unermüdlich den armen, verwaisten Sprengel zu beklagen und den Staat für allen Seelenschaden vor Gottes Thron verantwortlich zu machen. Daß Preußen, wie vormals in der Wahl der Kampfmittel unglücklich, so jetzt zur Unzeit nachgiebig, weil Melchers sich denn doch für Köln dreifach unmöglich gemacht hatte, ihm eine goldne Brücke nach Rom gebaut und diesem Manne bis an sein Ende das volle Gehalt und auch das nicht etwa aus den Sperrgeldern gezahlt hat, ist ebenso bekannt wie traurig. Von unterrichteter Seite ward Melchers sogar der Vorwurf einer gewissen Beschränktheit gemacht; mit welchem Rechte, das bleibe hier auf sich beruhen: De mortuis nil nisi bene.

Und nun ist der Kardinal in der Verbannung gestorben, gehüllt in linderndes Purpurgewand. Anstatt einer stillen Beisetzung im Kölner Dome, die ihm gewiß nicht versagt werden sollte, ward ihm eine wahre Prunkbestattung zu teil. Trug man doch wie im Triumph vom Bahnhofe, in dessen unmittelbarer Nähe bekanntlich die Domtürme gen Himmel ragen, seine sterbliche Hülle zunächst nach der entfernten Gereonskirche, um sie von dort mit allem Gepränge, mit Entfaltung des ganzen kirchlichen Aufgebots zum Dome zu geleiten. Ich habe den guten Kampf gekämpft (2. Timoth. 4, 7), das war der Spruch, den der bewegliche, bilderreiche Redner zu Grunde legte, um den Toten zu preisen. Nach Dr. Korum hätte der König, indem er gnädig den Kardinal in der Heimat sein Grab finden ließ, sogar das heldenmütige Dulden des Mannes zu ehren beabsichtigt, womit dann freilich der Umstand schwer vereinbar ist, daß in letzter Stunde den Staatsbehörden als solchen die ihnen von der aufmerksamen Domgeistlichkeit förmlich angesonnene Teilnahme am Leichenzuge verboten wurde. Wie ungeberdig stellten sich da katholische Blätter über diese doch nur bescheidne Aeußerung staatlicher Selbstachtung.

Kaum vierzehn Tage später bewegt sich wenige Stunden von Köln rheinaufwärts, in Bonn, dem ehemaligen Lieblingssitze der Kölner Kurfürsten, ein mehr als stattlicher Leichenzug zum Thore hinaus. Auch der Oberpräsident der Provinz und mit ihm eine lange Reihe königlicher Beamten aller Grade, dazu zahlreiche Vertreter der Hochschule und Wissenschaft schreiten hinter dem Sarge her; selbst ringsum die Volksmenge wird aufmerksam und ahnt die Bedeutung dieses Mannes, den man eben mit allen Zeichen und Ehren bischöflicher Würde zur Ruhe bettet.

Mehr als zwanzig Jahre lang weidete Reinkens die kleine Herde deutscher Altkatholiken, nicht als ein stolzer, herrischer Kirchenfürst, sondern in aller Bescheidenheit, sie unverdrossen stärkend, verteidigend mit den Waffen sowohl gründlicher Gelehrsamkeit, wie einer heißen, innerlich erkämpften, nicht angelernten Ueberzeugung. Da ist keine Zeit so schlimm, daß ein Mann nicht wahr bleiben sollte, sagt Shakespeare. Solch ein Mann war Reinkens. Eben jenes Erzbistum Köln, das verhängnisvolle Versuchsfeld verwegner Priester wie von Droste und Melchers, war dazu bestimmt, in Reinkens, dem Sohne schlichter Eltern in Burtscheid bei Aachen, so schlicht, daß auch seine Bestimmung ursprünglich die Fabrikarbeit war, der katholischen Kirche einen hervorragenden Gelehrten zu schenken, einen Kanzelredner voll tiefer Gedanken in schöner Form, einen echten Seelsorger, warmherzig und mild, selbstlos und duldsam. Seinen Wahlspruch: Was nicht aus Ueberzeugung gethan wird, ist Sünde, entnahm er der Bibel und handelte darnach. Als ihn der schleunigst zur Unfehlbarkeit umkehrende Breslauer Fürstbischof Förster in seiner Lehrthätigkeit lahm zu legen wußte, da erkannte Reinkens den ganzen Ernst der Lage und trat mit an die Spitze der altkatholischen Bewegung.

Und wenn es auch nur noch fünfzigtausend Seelen wären, die nach soviel Abfall und Einschüchterung in Deutschland treu blieben, wer wagt es, darum gering zu denken von ihren Häuptern wie Gliedern? Wollen sie doch viel, viel weniger gezählt als gewogen sein, die unter solcher Anfeindung und Verachtung von allen Seiten, leider auch vom Staate in die Enge getrieben, ausharren in ihrem Gegensatze zum römischen Zerrbilde. Zu allen Opfern bereit, nur nicht zu dem des Verstandes und eigner Urteilskraft. Von Haß, Schmähung, auch von Kleinmütigkeit umgeben, blieb Reinkens der feste Mann, nach dessen mildem Angesicht vom Rhein bis zur russischen Grenze die Häuflein versprengter, verfolgter Altkatholiken immer wieder ausschauten. Er war es ja, der durch sein Beispiel sie antrieb, aus aller Anfechtung, die um des Glaubens willen geschieht, neue Kraft zu schöpfen, der sie lehrte, aus der tötlichen Feindschaft verblendeter oder blindgeborner Widersacher auf den hohen Wert der erkornen Sache mit Stolz zu schließen.

Das überkluge, gemüts- und glaubensarme Geschlecht der Gegenwart vermag es kaum zu fassen, wie einer heutzutage in Glaubenssachen sich noch ereifern oder sich absondern mag, zumal wenn handgreifliche, bare Nachteile folgen. Und wahrlich, das Blatt deutscher Geschichte, das die bisherige Haltung der Staaten samt der bürgerlichen Gesellschaft zum Altkatholizismus enthält, ist kein rühmliches, kein feines. Dennoch zählen seine Anhänger zu den treuesten Söhnen des Vaterlandes. Ja Deutschland hat in Reinkens einen Mann begraben, der auch im hoheprieſterlichen Gewande ohne Falsch sich und andern treu blieb, treu in Liebe und Verehrung für das Reich und seinen Kaiser. Darum war es ihm beschieden, das Feld zu behalten: noch in seiner Sterbekammer hörte er den vertrauten Wogenschwall des schönsten aller deutschen Ströme — fern der Heimat, am Strand des Tiber, mußte Paul Melchers sterben. F Crt

Martin Greifs Nero

Die Leser der Christlichen Welt haben Martin Greifs lyrische Kunst kennen und hoffentlich schätzen gelernt. Aber Greif ist nicht bloß Lyriker, er besitzt auch eine hervorragende Gabe dramatischer Gestaltung, und der hohe sittliche Ernst, der

ihm innewohnt, giebt ihm die Befähigung, auch in dieser höchsten poetischen Kunst Lehrer und Mahner seines Volks zu sein. Ein moderner Dichter ist er auch hier nicht, wenn man, wie eine gewisse Schule, nur den als modern gelten läßt, der das Krankhafte im gegenwärtigen Geschlecht mit Vorliebe behandelt, wenn man in der Darstellung der bürgerlichen Durchschnittsgesellschaft mit ihren unbedeutenden Lebensinteressen den Maßstab für den Wert des Dichters sieht. Zu diesen Allermodernsten bildet allerdings Greif den äußersten Gegensatz. Es kann aber gar keinem Zweifel unterliegen, wer auf den Namen eines wahren Dichters Anspruch erheben darf: der, der an den Trivialitäten des Lebens, an dem Platten und Faulen haftet und dies als den einzig wahren Gegenstand der Dichtung ansieht, oder der, der menschliches Geschehen mit priesterlicher Hand in eine reinere Sphäre hebt, das Dunkel und die Verwirrung des Lebens lichtet und schlichtet, indem er das Walten der göttlichen Gerechtigkeit, die zugleich die höchste Liebe ist, verkündet. Ein solcher Dichter ist Greif. Man darf mit Recht behaupten, daß seine sämtlichen Dramen diesen idealen Gehalt in sich bergen. Aber nicht bloß der Inhalt, nicht nur die ethischen Probleme, die in ihnen behandelt werden, sondern auch der folgerichtige dramatische Aufbau, die scharf gezeichneten Charaktere sichern diesen Dramen einen dauernden Wert. Es wäre daher zu wünschen, daß sie endlich in Schule und Haus wie auf der Bühne den Platz fänden, der ihnen gebührt. Wir heben aus der Zahl der Greifschen Dramen — es sind bis jetzt nicht weniger als elf im Buchhandel erschienen — seinen Nero zur nähern Besprechung heraus.

Ein Dichter, der sich an eine solche Aufgabe wagt, der das Furchtbare, Entsetzliche, Schlechte in einem Charakter wie Nero durch die Beimischung, die er ihm giebt, durch die Verhältnisse, in die er ihn hineinstellt, für seine Zeitgenossen menschlich glaubhaft macht, ein solcher Dichter steht auf der Höhe dramatischen Schaffens. Und hier hat Greif einen Charakter in den Mittelpunkt der Handlung gestellt, dem nach der Geschichte alles fehlt, was für ihn sympathisch stimmen könnte, der im Blute watet bis an die Knöchel. Der Dichter hält sich im wesentlichen auf dem Boden der Geschichte. Alles, was Tacitus, Sueton, Dio Cassius an Abscheu erregenden Zügen aus dem Leben des kaiserlichen Wüstlings, von seinen wilden Orgien bis zum furchtbaren Muttermord berichten, hat er benutzt und nichts davon gemildert. Der ganze Moraft des sinkenden Roms, die entsetzlichen Verirrungen der antiken Welt, alles das wird uns nicht erspart, und doch ist nirgends unser ästhetisches und ethisches Gefühl verletzt.

Mit der Verleumdung der Akte, der Geliebten Neros, durch Poppäa setzt die Handlung ein. Dieses unheimliche, teuflische Weib drängt sich an den Kaiser heran, angeblich, um ihn vor seiner nächsten Umgebung zu warnen, in Wahrheit aber, um an Aktes Stelle zu treten, und zwar als Kaiserin. Was sie gewollt, gelingt: Nero bleibt von nun an im Zauberkreis dieses dämonischen, reizvollen Weibes, und ihr unheilvoller Einfluß zeigt sich bald.

Am Krankenbett des Britannikus ist die treu um ihn sorgende Schwester, Neros Gemahlin Oktavia, eingeschlafen. Unterdessen tritt die Kaiserinmutter Agrippina ein, um die Wache am Bett des Kranken zu übernehmen, den sie jetzt „liebt," „dank Neros Undank." Bald erscheint auch der Kaiser, und nun folgt eine erregte Szene zwischen Sohn und Mutter, in der sie ihm vorwirft, daß sein vertrauter Umgang mit Sängern, Tänzern, Lustigmachern und sein Verhältnis zu Akte „mehr noch als der Wagenstaub des Zirkus der Gosse Unrat an sein Diadem spritzt." Mit den Worten:

> Vor deiner Mutter aber fürchte dich.
> Sie hat in Händen, was dich stürzen kann.
> Kund wird es bald, wie Klaudius Erbe heißt,

entfernt sie sich. Jetzt tritt auch Poppäa in das Zimmer. Als Nero ihr erzählt, was seine Mutter ihm ins Angesicht gesagt, da spricht sie, auf den Kranken zeigend, das teuflische Wort:

> Das kommt, weil der so guter Dinge wieder.

Aber vor dem Brudermord scheut Nero noch zurück. Doch sie

weiß alle Bedenken zu besiegen. Als der Arzt zum Frühbesuch kommt, befiehlt ihm Nero:

> Den dort rafft heut ein Rückfall noch hinweg,
> Verstehst du mich? — Hinweg ins stumme Grab.

Die feige Sklavenseele nickt zustimmend.

So ist der Grund gelegt zu weiterer dramatischer Bewegung. Wir blicken in eine unheilvolle Zukunft. Die Worte, die Agrippina zu Oktavia spricht, während diese damit beschäftigt ist, die Urne ihres Bruders mit Blumen zu schmücken, deuten diese Zukunft mit furchtbarer Tragik an. Die Götter haben ihren Zorn durch mancherlei wunderbare Zeichen angekündigt:

> An meergetrennter Küste jenen Tag
> Brach Feuer aus der Erde manneshoch.
> Feldzeichen traf der Blitz am Rhein und Nil.
> Ein Bienenschwarm ließ auf dem Kapitol
> Sich nieder, zwiegeschlechtige Geburt
> Von Mensch und Tier kam fabelhaft zur Welt.
> Gerissen scheint die kreisende Natur
> Aus ihren Bahnen und entzweit in sich.
> Der Strafe Tag und Stunde naht.

In raschem Gange schreitet nun die Handlung ihrem Höhepunkte zu. Nachdem Nero sich vorübergehend mit Agrippina ausgesöhnt und auf ihre Bitte auch entschlossen ist, fortan in Oktavia die Gattin zu ehren, tritt Poppäa auf. Es folgt eine Szene von gewaltigster Leidenschaft, ein kleines Drama für sich, der Streit der beiden Frauen. Agrippina glaubt sich ihres Sieges gewiß und weist Poppäa mit den schroffsten Worten zurück. Aber diese ist die überlegne und der andern gegenüber auch die weniger belastete. Das Ende ist, daß Agrippina hinausstürzt, nachdem Poppäa ihre ganze düstere Vergangenheit, die durch Mord und Blutschande Kaiserin geworden, enthüllt hat.

Die folgende Szene führt uns in das Prunkgemach der kaiserlichen Geliebten. Sie schmollt dem Kaiser, weil Oktavia an seiner Seite gesehen ist.

> Gleichgiltigkeit, leih deine Maske mir,

spricht sie, als er nach mehrmaligem vergeblichen Klopfen eintritt; allen Liebesworten des Nero setzt sie erheuchelte Sprödigkeit gegenüber. Während er zärtlich nach dem Grunde ihrer Verdrossenheit fragt, trommelt sie mit der Hand. Aber geschickt weiß sie ihre Reize zu benutzen, um Nero zu fangen. Allmählich aber sicher senkt sie den gräßlichen Gedanken des Muttermords in seine Seele. Denn, als sie geltend macht, daß auf ihrer Ehre ein andrer Preis stehen müsse als auf der Sklavin Akte, und Nero entgegnet, daß er auf Bande der Verwandtschaft, auf Namen und Haus Rücksicht zu nehmen habe, da zeigt sie ihm, wer die Seinen sind, wie in erster Linie die Mutter nur auf sein Verderben sinnt, und übergiebt ihm das Täfelchen, auf dem Agrippina nach seinem Schicksal, „nach seinem Lebensend und künftgen Erben" gefragt hat. Nero schaudert vor seiner Mutter zurück; der Entschluß, die Heuchlerin beiseite zu schaffen, steht jetzt fest bei ihm. Und als er die Frage, wie der Plan verwirklicht werden kann, anregt, da weiß Poppäas Günstling und nichtswürdiger Genosse, Tigellinus, der nach seinen eignen Worten den Totschlag als Gewerbe übt und „von dem Gewissen, dieser Menschenplage, bisher noch nicht zu viel verspürt hat," Rat. Er erzählt, wie er im Theater zu Kapua ein mächtiges rotbewimpeltes Schiff gesehen, dessen Wände sich geöffnet, und das dann wilde Tiere in den künstlichen See gespieen habe. Nero erfaßt diesen Gedanken, denn „das Meer ist schweigsam." Und als Tigellinus auch den Steuermann zu nennen weiß, da giebt Nero sofort den Befehl zum Bau des Schiffes. Im nächsten Monat soll in Bajä nach altem Brauch das Minervafest gefeiert und Agrippina dazu eingeladen, vorher aber die Nachricht verbreitet werden, Nero habe sich mit seiner Mutter ausgesöhnt und Poppäa verstoßen.

So strebt die Handlung mit Macht dem Höhepunkte zu. In gewaltiger Tragik steigt sie im dritten Akte vor uns auf. Mit einer lebensvollen Schilderung des Gelages in der Villa zu Bajä, die unmittelbar vom Meer bespült wird, beginnt er. Nero sucht im reichlichen Weingenuß die innere Erregung zu betäuben. Er trinkt seiner Mutter zu, so viel Becher als Silben in ihrem Namen sind. Inzwischen fährt das verderbenbringende Schiff, das Nero seiner Mutter als Zeichen

„der Liebe" verehren will, im Hintergrunde heran. Nachdem sie das Fahrzeug bewundert hat, lenkt er das Gespräch auf politische Dinge, um Zeit zu gewinnen. Dazwischen hören wir, während die Dämmrung sich hernieder senkt, Musik, und Paris singt ein stimmungsvolles Frühlingslied. Dann bricht Agrippina auf. Als sie schwankt, ob sie den Land- oder Seeweg nehmen soll, rät Nero ihr diesen. Nun folgt wieder eine Szene von großartiger Wirkung, der Abschied zwischen Mutter und Sohn. Aufs äußerste erregt und von seinem Gewissen beunruhigt, verrät er sich beinahe und gewinnt erst durch Tigellinus die Fassung wieder. Am höchsten aber schwillt die dramatische Woge an, als Paris nach dem Fortgange Agrippinas mit seinen Blicken den Lauf des Schiffes verfolgt und von den Vorgängen auf dem Meere Bericht erstattet, bis der dumpfe Schlag ertönt, der ankündet, daß das Meer sein Opfer empfangen hat. Die furchtbare Seelenangst des Nero kommt dabei zu ergreifender Darstellung. Er sieht die Berge auf sich einstürzen, das Meer in „seinen flüssigen Säulen" wanken und sich heranwälzen, ihn zu bedecken. Er ahnt das kommende Unheil, das solcher That folgen muß:

Wenn droben Götter sind, und nicht der Glaube
An ihre Wesenheit von Träumern herrührt,
So ward dies Werk nicht heilvoll ausgeführt.

Da dringen wirr durcheinanderklingende Stimmen an sein Ohr, seine Seelenqual steigert sich fast bis zum Wahnsinn, er glaubt die Tiefen des Meeres reden zu hören, die seine ruchlose That von Pol zu Pol verkünden. Aber der teuflische Plan ist mißlungen, der ausgespannte Baldachin hat den Einsturz des Schiffes aufgehalten: Agrippina ist entkommen und wird in das nebenanliegende Gemach getragen. Jetzt aber muß sie sterben. Nero giebt einen Wink, und Anicetus versteht ihn: er dringt in das Gemach ein, man hört einen Schrei, und das Fürchterliche, der Muttermord, ist vollbracht. Alle gehen ab, nur Nero bleibt bei der Leiche zurück, die durch den geöffneten Vorhang sichtbar wird. In seine seelische Verfassung läßt uns der nun folgende durch eine machtvolle Sprache ausgezeichnete Monolog einen tiefen Einblick thun.

Mit dem Finale des dritten Aktes beginnt die sinkende Handlung. Aber auch hier hat der Dichter einen Fortschritt der Teilnahme gesichert und dramatische Bewegung zu schaffen gewußt. Da ist zuerst eine Szene von erschütternder Wirkung: die Hochzeitsnacht wird gefeiert. Aber mitten in dem Liebeskose bricht der Wahnsinn Neros aus. Psychologisch fein werden die beginnenden und sich steigernden Wahnvorstellungen zum Ausdruck gebracht. Während Poppäa sich zärtlich an Nero anschmiegt, blickt er sie plötzlich starr an: er entdeckt eine Kummerfalte auf ihrer Stirn und rät ihr, sich Schönheitswasser von der Todesgöttin holen zu lassen und Liebeszauber sich zu kaufen, denn „die Luft ist ungesund und schlecht in Rom." Dann wird es ihm blau um den Mund, er fühlt sich so müd, „so schrecklich müd und bang," und kalter Schweiß fließt ihm von der Stirn. Plötzlich fährt er auf, denn ein schreckliches Getöse vom Forum her beunruhigt ihn, er hört die Löwen der Arena brüllen. Poppäa vernimmt nur das Plätschern einer Fontäne. Seinen Gipfelpunkt erreicht der Wahnsinn, als Nero den leblosen Schatten seiner Mutter vor sich zu sehen glaubt und Poppäa anredet:

Ich habe nichts mit dir gemein mehr, Mutter,
Uns trennt der Styx und sämtliches Geklüfte,
Das er durchstöhnt in seinem trägen Lauf
Und füllt mit Seufzen. Hebe dich hinweg!

Da greift er zum Schwert und ermordet die, um deren Besitz er das furchtbarste Verbrechen auf sich geladen, „die Göttin, die alle Reize schmücken des Olymps." Welch eine Nemesis! Der göttliche Rächerarm erfaßt das sündhaft schöne Weib, als sie eben am Ziel ihrer Wünsche angekommen ist. Sie stirbt durch den, den sie zum grauenhaftesten Morde getrieben.

Noch stehen wir unter dem Eindruck des furchtbaren Geschicks, das sich hier vollzogen, da wandelt sich die Szene in eine einsame Gebirgsgegend, vom Mondlicht beleuchtet, ein Kreuz ragt vor uns auf, und frommer Gesang ertönt:

Christus, hoher Sieger
Ueber Nacht und Tod,
Hilf uns, treuer Krieger,
In der letzten Not.

Der du in der Höhe
Unser aller Hort,
Ueber Leid und Wehe
Hebe, Christ, uns fort.

Der du einst verlassen
Hoch am Kreuze hingst,
Lasse dich umfassen,
Wie du uns umfingst.

Der du nahmst die Sünde
Sterbend aus der Welt,
Rette, überwinde,
Siege, starker Held!

Wir sehen eine junge Christengemeinde vor uns, die sich in die Wildnis des Gebirges zurückgezogen hat. Auch Akte gehört ihr an und die beiden Ammen des Nero. Ein wunderbar schöner Kontrast: dort die verwesungduftende Schwüle einer verkommnen Welt, hier die reine klare Luft einer neuen Zeit. Ueber der düstern Nacht antiker Verirrungen steigt sieghaft die Sonne des Christentums hervor. Dann folgt noch eine liebliche Szene zwischen Akte und Oktavia, die schuldlos von einem Tribun zum Tode geführt wird. Nachdem Akte von der unglücklichen Kaiserin Vergebung ihrer Schuld erlangt, die sie als Neros Geliebte auf sich geladen, treten die Frauen zum Kreuz und beten für sie:

Daß sie den letzten Kampf noch wohl besteht,
Und ihr die Krone droben wird zuteil.

Am Kreuze finden sie den schlafenden Otho, der auf dem Wege nach Galbas Lager hier ermüdet niedergesunken ist. Dem erschreckt Auffahrenden bieten sie Schutz und Labung. Durch ihn hören sie von den Vorgängen in Rom, von dem Brande der Siebenhügelstadt, von dem Mordfest, das man dort gefeiert, sie erfahren, wie die Christen in den Gärten des Nero gekreuzigt, andre in Tierhäute genäht und von Hunden zu Tode gehetzt sind, wie der Kaiser in phantastischem Kostüm auf einem Viergespann dort umhergefahren.

Vom Fackellicht erhellt, das ringsumher
Der Christen ölgetränkte Leiber nährt.

Akte sinkt bei dieser Erzählung erschüttert zusammen. Als sie sich wieder aufrichtet, mahnt sie ihre Genossinnen, den Morgen im Gebet zu erwarten:

Die Zeit erfüllt sich, das Gericht ist nahe.

Ja, das Gericht ist nahe, an Nero und seinen Helfern soll es sich in Bälde vollziehen. Der fünfte Akt giebt uns durch die Schilderung des Epaphroditus, der die Nacht bei dem schlafenden Kaiser Wache gehalten hat, ein grauenhaftes Bild von der seelischen Verfassung des Nero. Dann tritt dieser selbst auf, gestützt auf Sporus und Paris, um den Hals ein Tuch und einen halbentblätterten Lorbeerkranz auf dem Haupt. Wilder Wahnsinn tobt in seinem Innern. Er sieht sich elend gestorben auf einer Sandbank im Meer liegen mit nacktem Leibe, auf dem Ameisen in hastiger Eile durcheinanderlaufen, die ihm das Rückgrat jammervoll zerstechen. Und plötzlich faßt ihn eine Hand, es ist Oktavia:

Ich preß die Augen vor und blicke sie
In flatterndem Gewand — Oktavia,
— — — — — — — — — — — —
Sie hebt mich schwebend auf und schleppt mich sturmschnell
In eine finstre Kluft, da saß die Mutter,
Britannikus, mein Bruder, neben ihr;
„Gegrüßt, Domitius, im Totenreich!"
Kaum hör ich solches, steht Poppäa da:
Ich breit die Arme aus, da ist sie weg,
Dafür trabt mein Asturier heran,
Doch wie ich jetzt den Zügel fast schon halte,
Verwandelt er in einen Affen sich
Bis auf den Kopf, der wiehernd mich begrüßte.
Darüber wacht ich auf und kam zu mir.

Dann greift Nero zur Leier und intonirt:

Es fordern Vater, Gattin, Mutter mich.

Die Höflinge klatschen Beifall. Als Sporus sich eine weibliche Maske aufsetzt, hält Nero ihn für Poppäa,

Die schöne Ungetreue, um die ich ach so viel, so viel gethan.

Da erscheint Tigellinus und verkündigt den Anzug des dreiundsiebzigjährigen Galba. Der Kaiser stürzt besinnungslos vom Thron, die Höflinge verlassen ihn, während es in der Ferne mehrmals donnert und eine große Finsternis entsteht. Tigellinus will ihn jetzt dem Galba ausliefern, denn

In ein neu Gewässer steur ich meinen Kahn.

Darum nimmt er dem bewußtlos Daliegenden die Kapsel, die für den gegebnen Fall das totbringende Gift enthält. Als Nero aus seiner Betäubung erwacht, findet er niemand, alle haben ihn im Stich gelassen:

Ich habe keinen Freund und hatt so viele,

ruft der verzweifelte Kaiser. Für ihn giebt es jetzt nur einen Ausweg: den Tod. Während draußen die Hochrufe auf Galba sich vermehren, irrt Nero umher, den Tod suchend. Da stößt er auf den Leichnam eines Sklaven, er starrt ihn an: wie gerne tauschte er mit ihm.

Sei Cäsar, laß mich du sein, toter Mann,

spricht er zu ihm. Er gewahrt einen Prätorianer und will ihm sein Schwert in die Hand geben, damit er ihn töte. Doch der Eid verbietets ihm. Da endlich leistet Epaphroditus ihm den Freundschaftsdienst. Aber noch ist einer da, an dem die Nemesis ihr Werk thun muß, Tigellinus. Der herannahende Galba übernimmt den Sühneakt an ihm. Nachdem er den Leichnam des toten Cäsar gesehen, spricht er:

Die Götter sprachen, und uns bleibt nichts übrig,
Als das Gericht an diesem blutgen Mann,
Der, schuldiger als Nero selbst sogar,
Sein böser Geist war, seiner Laster Amme.
Der Spruch sei ihm gefällt, führt ihn zum Tode!

Das furchtbare Drama ist zu Ende, aber mild und versöhnend klingt es aus. Während nach dem Gewitter ein Regenbogen am Himmel erscheint, das Friedenszeichen, tritt Akte mit ihren Begleiterinnen auf, Salbgefäße und Grabtücher in den Händen, und indem sie das Haupt des toten Kaisers stützt, betet sie:

O Nero — erbarme Gott sich dein: die Liebe herrscht.

So fällt noch in die Todesnacht des Tyrannen ein verklärender Schimmer von dem Kreuz des großen Dulders auf Golgatha.

Wir stehen erschüttert am Ende des Kunstwerks, aber auch innerlich geläutert und erhoben, denn wir sehen den Sieg der sittlichen Weltordnung, und wir sehen ihn nicht bloß in dem Verderben, das zufolge der Gerechtigkeit über den Thäter hereinbricht, sondern wir erkennen auch, daß diese sittliche Weltordnung in seiner Seele siegt, denn das Bewußtsein seiner Schuld ist in ihm erwacht, wenn er auf das Wort des Phaon: „Ich hörte niemals auf, für dich zu hoffen" erwidert:

O nein, ich weiß es besser, wer ich bin.

Darum kann er auch mit festem Blick dem Tod ins Angesicht schauen, ja mit entschlossenem Sinn ihn suchen. So weiß der Dichter auch am Schluß das tragische Mitleid für diesen Charakter zu erwecken, wie er denn in das ganze Drama für Nero entlastende Momente hineingetragen hat. Denn eben darauf kam es ihm an, den „Helden" des Stückes, dieses Scheusal in Menschengestalt uns menschlich näher zu bringen. Nicht die Schicksalsidee benutzt er dabei, sondern er greift zu einem andern wirksameren Mittel. In der Gestalt der Poppäa führt er den bösen Dämon in die Dichtung ein, der das Herz des Nero umstrickt und ihn auf der Bahn des Verbrechens immer weiter abwärts treibt. Der Einfluß eines schönen, ehrgeizigen Weibes kann in seinen unheilvollen Wirkungen nicht erschütternder gezeigt werden, als es hier im Nero geschieht. Was aber dieser Tragödie einen besondern tiefen poetischen Gehalt verleiht, ist, daß der Dichter einen Gegensatz von ergreifender Wirkung in das Stück hineingetragen hat, den Gegensatz der untergehenden antiken und der aufgehenden christlichen Welt. In die schauerlich düstere Nacht maßloser Leidenschaft, dämonischer Botschaft, sittlicher und geistiger Verirrungen tritt als milde versöhnende Macht das junge Christentum ein. In dem Schicksal des Nero spiegelt sich das Schicksal der in ihren Grundlagen morschen antiken Welt ab. Es ist die Tragödie des sinkenden Heidentums, die der Dichter uns vorgeführt hat. Akte an der Leiche des Nero betend, welch ein erhabenes Schlußbild mit weitem Fernblick: es ist als sähe man am Sterbebett der alten Welt tröstend die christliche Barmherzigkeit. „Die Liebe herrscht." Dieser große Akkord hallt nach in den Herzen der Leser.

E Schaumkell

Bücher und Schriften

(Christian Scriver) Hausschatz täglicher Andachten. Gehoben aus dem Seelenschatz und in Anlehnung an das Niemannsche Lektionar nach dem Kirchenjahr geordnet von W. Lüpkes, Pastor auf Juist. Hannover, 1895. VIII und 464 Seiten. 2,50, Mk., geb. 3 Mk., mit Goldschnitt 4,50. Mk.

In Nr. 51 der Christlichen Welt 1895 ist bereits auf dies Buch hingewiesen; die dort gegebne Charakteristik von Christian Scriver († 1693) überhebt mich des nähern Eingehens auf den ursprünglichen Verfasser und sein Hauptwerk: den Seelenschatz. Der Seelenschatz wird uns durch Pastor Lüpkes als Hausschatz dargeboten: für das große Werk Scrivers konnte ein passenderer Name nicht gefunden werden, für den Auszug daraus, den Lüpkes giebt, ist meines Erachtens der Name Hausschatz ebenfalls eine richtige Bezeichnung. Das S. 159 angeführte Wort Luthers: „Die ganze Schrift ist alles eitel Christus, Gottes und Marien Sohn, wer den hat, dem steht die Schrift offen, und je größer und größer sein Glaube an Christum wird, desto heller scheint ihm die Schrift," ist Scriver in Fleisch und Blut übergegangen, so schreibt er, so betet er an. Der Glaube an Jesus Christus, an das „Christustum Christi," wie sich Cremer einmal treffend ausdrückt, ist die Seele des Seelenschatzes. Ohne Pathos, ohne Erregtheit, mit stillem gesammeltem Gemüt führt er uns stets vor die Person und das Werk des Herrn; er dogmatisirt nicht, was er giebt, ist die Sprache des heilsgewissen Glaubens; in ebenso einfacher wie tiefer und gedankenvoller Rede läßt er uns sehen, was er gesehn hat: die Herrlichkeit des eingebornen Sohnes vom Vater voller Gnade und Wahrheit. Man wird durch Scriver in eine heilige Sphäre emporgehoben, diese Sphäre mutet uns als die vertraute Heimat an, und die falsche Heimat wird einem leid. Gewiß, Scrivers Seelenschatz und Lüpkes Hausschatz setzen gebildete Christen voraus; das immerhin etwas altertümliche Gewand wird moderner Halbbildung schwerlich zusagen, zumal da dies Gewand sich nicht nur auf die Sprache beschränkt. In dogmatischer Beziehung habe ich den oft bemerkbaren Einschlag im Auge: je unbegreiflicher, desto anbetungswürdiger; in ethischer Beziehung z. B. S. 227, wo in wohl allzu naiver Weise von dem Kreuz der Christen „je länger je lieber" geredet wird. Doch wo sind die „gebildeten" Christen? Wir suchen sie da, wo Scriver sie suchte und wußte, im Dorf und in der Stadt, unter sogenannten Ungebildeten und sogenannten Hochgebildeten, in allen Schichten der Gesellschaft, wo immer das Evangelium von dem Christustum Christi eine Bleibestätte in gläubigen oder nach Glauben ernst verlangenden Christenherzen gefunden hat. Sie ärgern sich nicht an dem altertümlichen Gewand, es wird ihnen vielmehr ein Gewand, das Pietät und durch Pietät Andacht weckt.

Daß wir somit den dargebotnen Hausschatz von Pastor Lüpkes nur aufs wärmste empfehlen können, bedarf keiner ausdrücklichen Versicherung. Der wohlfeile Preis, der klare und korrekte Druck und auch die Notiz, daß der Reingewinn zum Teil für die Kirche auf Juist bestimmt ist, sind Empfehlungen, die neben der um des Inhalts willen auch ihr gutes Recht haben. Achelis

(Die Welt der Frau) Ein Vortrag von Gustav Gerok. 2. Aufl. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer. 50 Pfge.

Daß dieser prächtige Vortrag — schon vor einem Jahre erschienen — bisher unbesprochen blieb, ist dem bösen Zufall zuzuschreiben, der so mancher guten Absicht ins Handwerk pfuscht. Wie frisch und fröhlich Gerok zu reden weiß, mit wie offnem Verständnis er den vielen Fragen des modernen praktischen Lebens begegnet, wissen unsre Leser schon aus seinen Beiträgen zu unserm Blatt. Daß die alte Einrede, die Frau „gehöre ins Haus," nicht durch Worte nur, sondern durch Thatsachen als unhaltbar erwiesen wurde, daß die Frau ein Recht hat, mitzudenken und mitzulernen, daß sie eine Stimme überall da haben muß, wo ihr Wohl und Wehe in Frage kommt und wo es sich um Gebiete handelt, in denen vor dem Verstande das Gefühl herrscht, das alles ist so geschickt zusammengefaßt, so lebendig an Beispielen dargethan, daß der einigermaßen unbefangne Gegner daraus lernen wird, der Freund der Frauenbewegung aber sich in seiner Position stärker und sicherer fühlt. Hätten die Frauen viele solcher beredten Anwälte wie Frau Gnauck und Gustav Gerok und weniger phrasenmachende Rednerinnen — ihre Sache wäre bald gewonnen. Pl

Der Herr Verfasser hat einen Zyklus von sieben Vorträgen über die verschiednen Gebiete der Frauenfrage begonnen, auf die wir nach ihrer Drucklegung zurückkommen.

(Fragen der Liebe) Eine biologische Studie, der Dichtkunst des scheidenden Jahrhunderts gewidmet von Professor Dr. A. Rauber an der Kaiserlichen Universität Jurjew (Dorpat). Leipzig, Eduard Besold, 1895. 2 Mk.

In den Vorbemerkungen sagt der Verfasser: „Dieses Büchlein ist entstanden aus der Betrachtung der Liebe vom biologischen Standpunkte und aus dem Staunen über die auf dem Liebesgebiete emporgewachsene Litteratur." Es richtet sich in erster Linie gegen die widernatürliche

Art der freien Liebe, „gegen das Ungeheuer der freien Paarung“ (S. 57) und weist nach, daß die strengen Bestimmungen über die Ehe vom Staate und von der Kirche mit gutem Grunde entwickelt und erlassen worden sind. „Mehr als man anfänglich glauben und widerstrebend zugeben mag, stehen ... Staat und Kirche mit ihren Ehegesetzgebungen auf dem Boden des Ideals.“ Denn die sanktionirte Einehe entspricht den Forderungen, die die Biologie, d. h. die Wissenschaft vom Leben aufstellen muß. Daß die Wissenschaft zu denselben Resultaten gelangt, deren Realisirung die Religion nach ihrer sittlichen Seite verlangt, beweist von neuem, daß das Christentum die Wissenschaft nicht zu fürchten hat. Im Gegenteil, beider Ziel ist die immer vollkommnere Verwirklichung des sittlichen Gedankens. Im Kampfe dafür reichen sie sich die Hand, wenn ihre Mittel und Wege auch oftmals verschieden sind. — Der Ton des in der bekannten Drummond-Ausstattung sich darbietenden Büchleins ist ernst und würdig. Man wird es nicht ohne mannichfache Belehrung aus der Hand legen. E Tnn

Verschiedenes

(Nachrichten aus Armenien) In Nr. 4 vom 24. Januar faßt die Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung die letzten Nachrichten aus Armenien zusammen wie folgt:

Die Christenverfolgung wird stetig fortgesetzt. Zu Tausenden schwören die Armenier ihren Glauben ab, viele ziehen aber auch das Martyrium vor; so wird von dem mutigen Tode eines Christen in Marasch, zweier evangelischer Prediger und eines syrischen Priesters in Kharpout berichtet. In Ischme hatte sich eine Schar Armenier in eine Kirche geflüchtet; man führte sie heraus und ließ sie wählen zwischen Bekehrung zum Islam und dem Tode: zweiundfünfzig gingen freudig in den Tod, unter ihnen der alte evangelische Pastor Krikor. In Ousoun waren viele Armenier gefangen genommen. Auf dem Wege in ein benachbartes Dorf stürzten fünfundfünfzig sich in einen Fluß und fanden hier, getroffen von den Kugeln ihrer Wächter, den Tod. Die armenischen Jungfrauen hat man zu Tausenden in die türkischen Harems geschleppt. Ist es da zu verwundern, daß, wie die Berichte lauten, die Armenier da, wo sie in der Uebermacht sind, an ihren Feinden blutige Rache üben?

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 5 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Einfaches Kinderfräulein, tüchtig vorgebildet, wird zum 1. April zu 4 Kindern v. 2—6 J. gesucht.
Frau v. Heeringen,
Gr.-Lichterfelde bei Berlin, Wilhelmstr. 33a.

Gottes Güte schenkte uns heute einen **gesunden Knaben.**
Gnadenfeld, d. 22. Januar 1896.
H. Roy und **Frau Elisabeth** geb. Reichel.

Die glückliche Geburt eines **gesunden Mädchens** erlauben sich anzuzeigen
Pfarrer Göhre und **Frau Luise** geb. Bischoff.
Frankfurt a. O., 22. Januar 1896.

Isabella-Akkord-Zither
von jedermann ohne Musikkenntnis sofort spielbar: 6 Manuale, 25 Saiten, prachtvoller Ton, schwarz polirt mit Malerei, Perlmutter- u. Rokokoarbeit, mit Stimmschlüssel, Stimmpfeife, Zitherringe, Notenhalter und 3 Notenheften je etwa 15 Stücke enthaltend, **alles zusammen** liefere für **nur 12,50 Mk.** inkl. Verpackung gegen Nachnahme. Reeller Ladenpreis 18 bis 20 Mk.
Richard Kox, Musikwerke,
Duisburg a. Rh.

Luthers Werke, Braunschw. Ausg., **Wendt**, Die Lehre Jesu, **Beyschlag**, Das Leben Jesu, **Schweizer**, Glaubenslehre s. preiswert zu verkaufen. Off. erb. u. **B 30** a. d. Christl. Welt.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162.**

Neu! **Patent-Zithern** (neu verbessert). Thatsächl. von Jed. in 1 Stunde nach d. vorzügl. Schule → **ohne Lehrer und ohne Notenkenntnisse** ← erlernb. Größe 56 × 36 cm, 22 Saiten, **hochf. u. haltbar gearbeitet, Ton wundervoll. (Prachtinstr.)** Prs. nur Mk. 6,— m. Schule u. allem Zubehör. Umtausch gestattet. Garantieschein wird beigefügt.
O. C. F. Miether
Hannov. Harmonika- u. Musikinstr.-Fabr.
in **Hannover II,** Steinthorfeldstr. 19.
NB. Allen werten Bestellern gebe noch 1 Kl. Musikinstr. **umsonst,** nur damit Sie sich von d. Güte u. Preiswürdigk. meiner Fabrikate überzeugen sollen. D. O.

Ankauf theologischer Bibliotheken, sowie einzelner Werke zu höchsten Preisen (auch in Tausch)
Hugo Rothers theologische Buchhandlung (Martin Warneck)
Berlin W 9, Linkstraße 4.

Das Ev. Pädagogium, Godesberg a. Rh.

(Realschule u. Progymnasium in parallelen Kursen) hat es sich zur Aufgabe gestellt, Erziehung und Unterricht harmonisch zu verbinden. Die 119 Zöglinge sind auf 12 Familienhäuser der Anstalt (unter Leitung der verheirateten Lehrer) verteilt. So wird den Zöglingen kein Anstaltsleben, sondern ein auf ihre Bedürfnisse gerichtetes christliches Familienleben, wo auch ihre körperliche und gemütliche Entwicklung gefördert werden kann, geboten. Kleine Klassen. Ostern 1896 erstes **Abschlußexamen a. d. Anstalt selbst.**
Rektor O. Kühne u. Prof. Dr. H. Kühne

Hefte zur Christlichen Welt

Es sind bisher erschienen:

1. **Der rechte evangelische Glaube.** Von D. Rade, Pfarrer zu Frankfurt a. M. Preis 40 Pf.
2. **Zur Würdigung des Apostolikums.** Von D. F. Kattenbusch, Professor der Theologie in Gießen. Preis 40 Pf.
3. **Antwort auf die Streitschrift D. Cremers: „Zum Kampf um das Apostolikum.“** Von D. Adolf Harnack, Professor der Theologie in Berlin. Preis 40 Pf.
4. **Worum handelt es sich in dem Streit um das Apostolikum?** Mit besondrer Rücksicht auf D. Cremers Streitschrift beantwortet von D. W. Herrmann, Professor der Theologie in Marburg. Preis 40 Pf.
5. **Die Norm des echten Christentums.** Von D. Hans Hinrich Wendt, Professor der Theologie in Heidelberg. Preis 50 Pf.
6. **Die Verpflichtung auf das Bekenntnis in der evangelischen Kirche.** Von D. Julius Kaftan, Professor der Theologie in Berlin. Preis 40 Pf.
7. **Das Alte Testament und die evangelische Gemeine.** Von D. Hermann Schultz, Professor der Theologie in Göttingen. Preis 40 Pf.
8. **Wie dünket Euch um Christus? Wes Sohn ist er?** Von L. Clasen, Pfarrer in Eichenbarleben bei Magdeburg. Preis 40 Pf.
9. **Christentum und Staat.** Von Gustav Habermann, Pfarrer in Zwinge (Harz). Preis 60 Pf.
10. **Der zweite Artikel im Lutherschen kleinen Katechismus.** Von D. W. Bornemann, Professor in Magdeburg. Preis 40 Pf.
11. **Der Glaube an Jesus Christus und die geschichtliche Erforschung seines Lebens.** Von D. Max Reischle, Professor der Theologie in Gießen. Preis 40 Pf.
12. **Wider den Reichsboten.** In Sachen des Evangeliums und der Freiheit. Von Gustav Habermann, Pfarrer in Zwinge (Harz). Preis 50 Pf.
13. **Das Apostolikum als Tauf- und Konfirmationsbekenntnis.** Von D. Karl Köhler, Oberkonsistorialrat in Darmstadt. Preis 40 Pf.
14. **Welchen Segen bringt die Beschäftigung mit der modernen Theologie unserm praktischen Berufsleben?** Von Lic. S. Eck, Pfarrer in Rumpenheim a. M. Preis 40 Pf.
15. **Die Ergebnisse der neuern alttestamentlichen Forschungen und ihre Bedeutung für die Kirche.** Von Friedrich Doerne, Pfarrer in Schönbach, O.-L. Preis 40 Pf.
16./17. **Kirche Christi und Landeskirche.** Zwei Vorträge, gehalten auf der Evangelischen Konferenz in Schlesien von Karl Müller, Professor der Theologie in Breslau, und Erich Foerster, Pastor in Hirschberg. Preis 60 Pf.
18. **Vom alten neuen Glauben.** Erlebnisse und Bekenntnisse eines Laien. Preis 50 Pf.
19. **Zur Verständigung über den Glaubensbegriff.** Von L. Clasen, Pfarrer in Eichenbarleben bei Magdeburg. Preis 40 Pf.
20. **Bedingungen des christlichen Glaubens in der Gegenwart.** Von Gaston Frommel, Professor der systematischen Theologie in Genf. Preis 40 Pf.
21. **Religion und Theologie.** Von Charles Secrétan, weiland Professor der Philosophie in Lausanne. Preis 40 Pf.
22. **Ueber Erziehung zur Religion.** Von Dr. R. Hoffmann, Pfarrer in Gruibingen. Preis 40 Pfg.

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1481. Vierteljährlich 1,50 Mark

Nr. 4: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Aus Schleswig-Holstein; Die Konservativen und die Christlich-Sozialen; Preßstimmen zum Erlaß des Oberkirchenrats — Evangelische im Auslande: Evangelische Synoden in Frankreich; Neoprotestantismus; Ein französischer evangelisch-sozialer Kongreß; Lausanner apologetische Vorträge; Leo XIII. und die Grindelwaldkonferenz — Innere Mission. Heidenmission: Die Bruderschaft des Diakonenhauses „Nazareth“; Der Vorstand der ostafrikanischen Mission; Missionskrisis in Japan — Verschiedenes: Höhe der Auflage der bekanntesten Kirchenzeitungen und Sonntagsblätter am 1. Januar 1896; Vermischte Nachrichten — Personalien

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 6 Leipzig, den 6. Februar **1896**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Die Macht der Geduld — Die christliche Glaubenslehre als Wissenschaft vom Lebensmut — Vom Studium der Philosophie — Eine neue Biographie des Ignatius von Loyola — Aus dem Lande voll Sonnenschein — Der Pfarrer von Breitendorf. Roman in drei Bänden von Wilhelm von Polenz — Verschiedenes: Der Hungerpastor; Hermann Dalton; Wer besetzt in Preußen die theologischen Fakultäten?; Nachrichten aus der Türkei — Quittung — Anzeigen

Die Macht der Geduld

Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes? Trübsal oder Angst oder Verfolgung oder Hunger oder Blöße oder Fährlichkeit oder Schwert? Wie geschrieben steht: Um deinetwillen werden wir getötet den ganzen Tag, wir sind geachtet wie Schlachtschafe. Aber in dem allen überwinden wir weit um des willen, der uns geliebet hat. Röm. 8, 35—37.

Ein düstres Geheimnis ist den Menschen zu allen Zeiten der Zusammenhang zwischen Schuld und Uebel, zwischen Sünde und Sorge gewesen. Jahrhunderte hindurch hat das Volk der Offenbarung die furchtbare Härte des Gedankens getragen: das Volk, der Stamm, die Familie leiden für die Sünde ihrer unwürdigen Glieder, die Kinder büßen für die Schuld ihrer Väter. Die Erlösung von dieser quälenden Anschauung bedeutete das Prophetenwort: Zu derselbigen Zeit wird man nicht mehr sagen: Die Väter haben Heerlinge gegessen, und der Kinder Zähne sind stumpf geworden, sondern ein jeglicher wird um seiner Missethat willen sterben. Aber das Dogma, das damit geschaffen wurde, schloß ein neues Rätsel ein: das Leiden der Gerechten wurde unter der Herrschaft dieser Anschauung zu einer Seelenqual, für die es keine Erlösung mehr gab. An den Kämpfen des Menschenherzens, die der Dichter des Buches Hiob in ergreifender Wahrheit schildert, zerspringt das Dogma von dem genauen Zusammenhang zwischen Schuld und Leiden im Leben des einzelnen Menschen; aber das Geheimnis, vor das wir durch das Leiden des Gerechten gestellt werden, bleibt in seinem ganzen erschütternden Ernst bestehen. Was dem Dichter des Buches Hiob verborgen blieb, das hat der Evangelist des alten Bundes mit ahnendem Blick geschaut: der Gerechte leidet zum Besten der Sünder; „er ist um unsrer Missethat willen verwundet und um unsrer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt.“ Das geduldige Leiden des Unschuldigen erfüllt die irrenden Sünder, die sich schuldig fühlen, mit tiefer Scham und bewegt sie zu reuevoller Umkehr.

Was der Prophet als befreienden Gedanken erfaßt, das hat der Heiland der Welt in seinem Leiden zur erlösenden That gestaltet. Wer sich im Glauben mit dem Gekreuzigten zusammenschließt, der hat für sein eignes Leben die Lösung des düstern Rätsels, das der Zusammenhang von Schuld und Leiden der Menschheit stellt, gefunden. Wer in dem Propheten der Juden, der durch die Bosheit seines Volkes am Kreuz den bittersten Schmerz und die tiefste Schmach leidet, den reinsten und heiligsten, den einzig sündlosen unter den Menschen sieht, für den ist die Anschauung: das Leiden ist die gerechte Strafe persönlicher Schuld, für immer durchbrochen; wer sich vor dem gekreuzigten Messias beugt als vor dem Sohne Gottes, der im Gehorsam gegen seinen himmlischen Vater die Schande des Kreuzes auf sich nimmt, der kann nie mehr das Leiden als den Fluch des heiligen Gottes über den schuldigen Sünder ansehen. Wer sich selbst eingeschlossen fühlt in die Gemeinschaft derer, die der Sohn nach dem Willen seines Vaters geliebt hat bis zum Tode am Kreuz, der fragt im Leiden mit froher Zuversicht: Wer will mich scheiden von der Liebe Gottes? und antwortet mit siegender Gewißheit: Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn. Der Zusammenhang zwischen Sünde und Uebel ist für den Glaubenden zerrissen.

Was es auch sein mag, Trübsal oder Angst oder Verfolgung oder Hunger oder Fährlichkeit oder Schwert, nichts kann uns scheiden von der Liebe Gottes. Nicht trotz des Leidens, sondern gerade durch das Leiden sind wir ihrer gewiß, sei es, daß wir das Leiden als die ernste Zucht des weisen Vaters empfinden, der gerade dem geliebten Kinde, das vertrauensvoll an ihm hängt, schmerzliche Züchtigung am wenigsten erspart, nicht weil geschehenes Unrecht eine entsprechende Sühne verlangt, sondern damit kleine Fehler sich nicht festsetzen und zu großen Sünden werden — sei es, daß wir darin das Vertrauen des großen Gottes erkennen, der uns den Weg des Kreuzes führt wie seinen Sohn und uns würdigt, durch unsre Demut und Geduld die Leidensgestalt und das Siegerbild des duldenden und überwindenden Heilandes in den Gemütern der Menschen zu beleben.

In allem Leiden überwinden wir weit um des willen, der uns geliebt hat. So ohnmächtig wir sind, so lange wir mit dem trotzigen Entschluß: „ich mag nicht leiden“ uns auflehnen gegen Gottes allmächtigen Willen oder mit verzweifelnder Klage: „ich muß leiden“ seiner gewaltigen Hand uns widerwillig beugen, so stark und machtvoll fühlen wir uns in dem Augenblick, wo wir der Vaterhand, die uns züchtigt, still halten mit dem Vorsatz demütiger Ergebung: „ich will leiden“ oder das Kreuz, dessen Gottes Vertrauen uns würdigt zu unsrer Vollendung, auf die Schultern nehmen mit dem dankbaren Stolz: „ich darf leiden.“ Der gewaltige Strom, der uns mit unwiderstehlicher Kraft losreißt von der Erdscholle, an die wir uns klammern, und dessen Wogen über unser Haupt gehen, so lange wir schwimmend gegen seine mächtige Flut zu kämpfen versuchen, — sobald wir uns von ihm treiben lassen und unsre Kraft mit seiner Gewalt vereinen, trägt er uns sanft und sicher an ein freundliches Ufer. Gottes Wille, eins mit der allmächtigen Kraft, die in der Welt schafft und wirkt, hebt uns in dem Augenblick über alle Not empor, wo unser Wille leidensfreudig in ihn eintaucht; von ihm getragen steigen wir auf zu der Höhe der Macht, wo wir rühmen dürfen: Ich kann niedrig sein und kann hoch sein; ich bin in allen Dingen und bei allem geschickt, beides satt sein und hungern, beides übrig haben und Mangel leiden. Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus.

Unter uns liegt das düstere Geheimnis des Reiches der Sünde und des Uebels, das mit lähmendem Druck auf dem Gemüt lastet und das Gefühl der Macht in seiner Entfaltung

hemmt. Mit Herz und Willen eingegliedert in das Reich Gottes, das Reich des Guten und der Macht, sind wir stark und frei genug, das Begehren des grübelnden Verstandes, der die Oekonomie im Reiche des Bösen, den Zusammenhang von Schuld und Not zu ergründen sich getrieben fühlt, in den rechten Schranken zu halten. Es giebt freilich ein qualvolles Rätsel im menschlichen Geistesleben, das, solange es ungelöst bleibt, unsre Freiheit und Macht beständig zu bedrohen scheint, ein Leiden, das nach menschlichem Urteil der Glaube nicht zu überwinden vermag, eine Klippe, an der, wie es scheint, die glaubende Seele so gut zerschellt wie der „freie Geist“: das ist der Wahnsinn, der Denken und Glauben, Wollen und Hoffen, Freiheit und Schuld fälscht und vernichtet. Der Mensch hat sich selbst verloren, und wir sehen nicht, wie er sich wieder finden soll. Aber wenn wir uns wirklich frei und mächtig fühlen durch die Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, so leben wir trotz allem der Gewißheit: auch in dieser dunkelsten Leidensnacht sind wir nicht ausgestoßen aus dem Reiche des Guten und der Macht, nicht losgerissen vom Herzen des allmächtigen Gottes. E Rolffs

Die christliche Glaubenslehre als Wissenschaft vom Lebensmut

1

Das dogmatische Wort des fränkischen Theologen Alkuin über die Trinität (De fide sanctae et individuae trinitatis) geht von dem Gedanken aus, daß die Sehnsucht nach Glück dem Menschen als ein Nachklang aus dem entschwundnen Paradies unverlierbar eingeprägt sei. Daran erinnert Hilty im zweiten Teil seines Buchs „Glück“ und fügt hinzu: Das Suchen nach Glück sei eigentlich der Grund aller Philosophie und Religion; darauf werde man „vielleicht auch in der künftigen Dogmatik zurückkommen, wenn dieselbe wieder allgemein verständlich werden soll.“ Es sei gestattet, die Leser dieser Blätter mit der Arbeit eines schwäbischen Theologen bekannt zu machen, die als eine Verwirklichung jenes Wunsches angesehen werden darf. Es ist: Die christliche Glaubenslehre als Wissenschaft vom Lebensmut dargestellt von Dr. Fr. Walther.*)

Glücklich sein — heißt das nicht: Lust am Leben haben, Mut zum Weiterleben? Und unglücklich sein — das Leben als eine Last fühlen, sich fürchten vor dem Leben? Wir glauben, damit wir leben, und der Glaube muß wahr sein, der uns die höchste Sicherheit und Kraft des Lebens bietet. Deshalb ist es ohne Zweifel einen Versuch wert, der Welt von heute, die vor lauter Lebens- und Schaffensdrang oft nicht die Zeit zum Nachdenken über Sinn und Wert dieses Lebens findet, das Christentum als die Gewähr jeder bewußten Lebensfreudigkeit zu zeigen. Eine wissenschaftliche Glaubenslehre, die sich ein solches Ziel setzt, stellt sich damit in den Dienst der Verteidigung des Christentums gegen Feinde und Mißverständnisse, sie macht die Dogmatik zur Apologetik. Hierin scheint mir der besondre Wert des genannten Werks zu liegen; es ist ein eigenartiger Versuch, die Wahrheit des Christentums allen denen zu beweisen, die nicht in pessimistischer Verneinung, sondern in optimistischer Bejahung des Lebens, in gesundem Fortschritt, in vernünftigem Wachstum und umfassender Erkenntnis die Aufgabe des Menschengeistes sehen. Dem Verfasser ist die Glaubenslehre „das Fundament einer gesunden und logisch haltbaren Anschauung von Welt und Menschenleben,“ und diesen Gesichtspunkt im Verlauf seiner gedankenreichen Darstellung festgehalten zu haben ist sein Verdienst. Wenn er aber in der Vorrede sagt: „Ich verkenne nicht, daß die Durchführung meiner Auffassung eine gewaltige Umwälzung im Leben und in der Wissenschaft hervorbringen muß,“ so übersieht er vielleicht, daß die gesamte Arbeit der neueren evangelischen Theologie längst diesem Ziele dient, das Evangelium nicht als einen Gegensatz zum allgemeinen Fortschritt des Lebens und der Bildung, sondern als dessen sicherste

*) Stuttgart, W. Kohlhammer, 1893. VIII und 403 S. 6 Mk. Ebendaselbst von demselben Verfasser: Der echte Wahrheitsbegriff. Ueber die Notwendigkeit einer Erneuerung der Grundlagen des wissenschaftlichen Erkennens. 1896. 1 Mk. Und: Wissenschaft oder Christentum? Wer denkt schärfer? 1889. 2 Mk.

Grundlage, ja treibende Kraft zu erweisen. Daß Freiheit und Glück im höchsten Sinne nur auf dem Boden des Christenglaubens erwachsen, daß es sich beim Christentum um Güter des persönlichen Lebens, um Sein oder Nichtsein handle, nicht um Gedankenträume, dessen ist sich wohl die gesamte Theologie unsrer Tage klar bewußt. Ritschl sagt (Rechtf. u. Vers. III S. 33): „Die Theologie hat es mit geistigen Vorgängen zu thun, an welchen unsre Seligkeit hängt,“ und der Tübinger Kanzler Weizsäcker bezeichnete bei Gelegenheit einer akademischen Feier im vorigen Herbst die Aufgabe der evangelischen Theologie mit diesen Worten:

Ihre Arbeit gilt dem tiefern und lebendigern Verständnis von dem Wesen des Christentums, dieser gewaltigen, thatsächlichen Macht, und der sittlichen Bildungskraft höchster Art, die in derselben wohnt. Alles will leben und kämpft um die Güter des Lebens. Ihr Gegenstand ist die Antwort auf die Frage, ob es überhaupt der Mühe wert ist, zu leben.

Es ist also doch wohl zu viel gesagt und zu schwarz gesehen, wenn Walther klagt:

Durch welche Anschauungen einem menschlichen Bewußtsein andauernde Lebenslust und widerstandsfähiger Lebensmut gesichert wird, hat man einer wissenschaftlichen Feststellung nicht für wert gehalten.

Denn jede wissenschaftliche Darstellung des Christentums wird nachzuweisen haben, welches die Früchte sind, die diese Religion dem Leben bringt und seinen tausend Bedürfnissen, die Früchte, an denen nach Jesu Wort allein der Wert geistiger Mächte, ihr Recht, ihre Wahrheit erkannt wird. Ob aber dieses eine Interesse theologischer Wissenschaft ausreicht, um einer christlichen Dogmatik schon im Titel als Definition zu dienen, ist eine offne Frage. Der Verfasser bejaht sie, indem er den „Lebensmut“ zum Schlagwort seiner Glaubenslehre macht und dieser dadurch, wie oben betont wurde, eine ausgesprochne apologetische Farbe giebt. Aber ebenderselbe Zweck der Verteidigung des Christentums gegen außerchristliche Anschauungen mag Andern andre Ausgangspunkte nahelegen, die nicht weniger berechtigt sind.

2

In der Einleitung lernen wir den Begriff des Lebensmutes kennen. „Wer leben will, muß den Kopf oben behalten,“ er muß seine Lebenskraft auf den Grund fester Ueberzeugungen stellen, sein Trieb zum Handeln muß klare Ziele und deutlich erkannte Mittel finden, so entfaltet sich als die bewußt gewordne Lebenskraft der Lebensmut, dem überall die Leitung des Daseins zufällt. Er ist die vorwärts drängende Kraft, die durch Schwierigkeiten und Enttäuschungen nicht aufgerieben, sondern gesteigert wird. Allerhand Hemmungen gegenüber zieht sich der Lebensmut auf gewisse allgemeine, das Leben tragende Voraussetzungen zurück, er sucht nach erkenntnismäßiger Begründung seines Rechts:

Wer sich keine Gedanken gemacht hat über die Bürgschaften und das Recht seines Lebens, wird in der Verwirrung eines unglückseligen Augenblicks vergeblich nach Fassung ringen.

Ist es die Philosophie, bei der unser Lebensmut sein Rüstzeug sucht? Kants „praktische Ideen“ und „Postulate“ sind nichts andres als „Bürgschaften des Lebensmutes,“ aber sie beweisen zugleich eine im menschlichen Geistesleben vorhandne Zwiespältigkeit.

Möge die Philosophie einmal die strenge Durchführung des Gedankens wagen, daß alles folgerichtige Denken den Charakter eines Suchens nach Lebensbürgschaften hat.

Unsre Erkenntnis (vgl. des Verfassers „Wahrheitsbegriff“) ist ganz von unsrer Menschenart bestimmt, ganz subjektiv, ganz beeinflußt von unserm menschlich-persönlichen Interesse. Dieses Interesse fordert, daß wir uns diejenigen Gedanken zu eigen machen, die Kraft zu (sittlichen) Leistungen geben. Alle andern Gedanken bleiben nicht bestehen; wie die Naturentwicklung, so folgt auch die Geistesgeschichte dem Gesetz, daß nur das Tüchtige, Wertvolle den Wechsel überdauert.

Der wichtigste Gedankenfortschritt der Menschheit war der Glaube an unsichtbare höhere Gewalten, d. h. der Anfang der Religion, die das bisher Unberechenbare in den Kreis einer wenn auch völlig naiven Berechnung hereinzog.

Es hört mit dem Anfang der Religion die stumpfe Gleichgiltigkeit auf, und die Bahn zur Gesittung, d. h. zu einem raschen Wachstum des Umfangs der vom Bewußtsein erkannten und unterschiednen Dinge ist frei.

So wird die Religion zur Trägerin der fortschreitenden Geisteskultur, der Bildung und Gesittung, und sie bleibt es, wenn auch gerade unter den Gebildetsten viele der Mutter sich schämen.

Wer darf die Baukunst verachten, weil sein eignes Haus ausgebaut ist? In der Kindheit hat der geistesstarke Mann die Hände zum Gebet gefaltet. An dem Gedanken der Religion rankte sich seine Seele vertrauensvoll empor. Seine Geisteskraft wuchs, und in mächtig fortschreitender Entwicklung fügte sich Fähigkeit an Fähigkeit. Die Religion, die einen vertraulichen Verkehr mit dem weiten Machtgebiet der Welt zuläßt, hat durch ihre Gedanken diese Entwicklung getragen. Nun ist der Bau fertig: der Mann steht mit ausgebildeten Kräften und freiem Blick der großen Welt gegenüber. Und jetzt verachtet er den Glauben, mit dessen Hilfe er sich entwickelt hat? Eine gigantische Kraft des Geistes kann in solchem Gebahren zum Ausdruck kommen. Aber die Verkennung der Bedingungen der eignen Entwicklung muß sich bitter rächen.

3

Mit dieser kräftigen Apologie der Religion gegen ihre Verächter führt uns Walther schon in den Gedankenkreis hinein, auf den er von Anfang an zustrebt. Denn die Religion, die als eine so mächtige Helferin des Menschengeistes bei der Entfaltung seiner Kraft und Art sich erweist, ist ja keine andre als die christliche. Die unerschöpfliche Quelle, aus der unser Mut zum Leben Recht und Stärke schöpft, ist die christliche Weltanschauung.

Der unüberwindliche Glaube, der auch unter Mißgeschick sich der vertrautesten Beziehungen zu dem Allmächtigen rühmt und bei den schlimmsten Erfahrungen in kindlichem Vertrauen den Blick nach oben richtet, ist zweifellos ein gewaltiger Lebensmut.

Sein Ideal ist die Lebensfreudigkeit und vertrauensvolle Einfalt des Kindes, sein Leitgedanke der einer allbeherrschenden und doch väterlichen Gottheit. Das Christentum ist eine „Durchführung jener kindlich zuversichtlichen Weltbetrachtung, die die Proben der Erfahrung seit vielen Jahrhunderten bestanden hat."

Die Erreichung dieses Ideals der Menschheit zu vermitteln war die Bestimmung Israels, das durch seinen Erwählungsglauben dem kindlichen Vertrauensverhältnis zur Gottheit näher kam als alle gleichzeitigen Kulturvölker. (Diese Auffassung ist unanfechtbar. Wenn aber Walther in demselben Zusammenhang die „göttliche Wahrheit" der jüdischen Religion darauf begründet, daß „die weltregierende Macht sich thatsächlich derselben günstig gezeigt" habe, da ja auch „die Glaubhaftigkeit der Berichte über den Ursprung einer Religion schließlich am Erfolg gemessen" werde, so möchten wir diese Folgerung um so weniger annehmen, als der Verfasser erläuternd hinzufügt: „Und ist dieser Erfolg nicht der glänzendste, wenn die Religion ihren Anhängern durch den Lauf der Jahrhunderte hindurch Leben und Gedeihen gesichert hat?" So hätte also das Judentum dem Christentum gegenüber Recht behalten, da ja durch den Erfolg die Gottheit sich bis heute für Israel bekennt? Und die Juden warteten mit Recht noch auf das Erscheinen des wahren Messias? Nein, nicht der [äußere] Erfolg, sondern die Frucht [Matth. 7, 16], die sittliche Leistung ist ein Maßstab der Wahrheit, und wer wollte leugnen, daß die Früchte des Judentums oft die verderblichsten gewesen sind. Welche religiöse Macht kann sich größern „Erfolges" rühmen bis auf den heutigen Tag, als das Papsttum? Ist es darum wahr? Sollten wir uns vor ihm beugen um des „Erfolges" willen und ihm nicht vielmehr das Urteil des evangelischen Gewissens entgegensetzen, das nach den sittlichen Früchten fragt und sich auf das innere Zeugnis der Wahrheit gründet?)

Was ist nun der Fortschritt des Christentums gegenüber der Religion des alten Bundes? Er liegt in der Person und dem Werk Jesu beschlossen. Jesus übertrug den Inhalt der jüdischen Messiasidee aus dem sinnlichen Gebiet auf das übersinnliche, er machte die ganze Welt zum Vaterhaus und erreichte so das „Ideal des Lebensmutes." Jetzt ist die alles beherrschende Macht mit den Zügen reinster väterlicher Güte ausgestattet und das Vertrauen zu ihr dem Vertrauen des kindlichen Gemüts gleichgesetzt. Das Ziel der Weltentwicklung ist das Gottesreich, der Weg zum Ziel die Welterneuerung. Da im Menschen neben dem Willen zum Leben ein Streben nach Zerstörung des eignen Wesens vorhanden ist, so ist die Verwirklichung des Gottesreichs nur möglich durch Erlösung von jener

verderblichen Macht. Diese Erlösung hat Jesus vollbracht, und das Erlösende ist nicht „das Christentum Christi," die Lehre vom Gottesreich, sondern die Macht seiner lebendigen, gotterfüllten Persönlichkeit, kraft deren er imstande ist, Glauben zu fordern und den Einzelnen zu bewegen, daß er, glaubend an die Heilkraft seiner Person, sich von seiner (sündigen) Vergangenheit losreiße.

Jene Vollmacht aber, mit der Jesus die Sünde aufdeckte und sie vergab, beruht subjektiv auf seinem Messiasbewußtsein, objektiv auf seiner Gottessohnschaft. Auch nach Ritschl erleben die Gläubigen die Ueberweltlichkeit des Menschensohnes in der Befreiung des Gemüts vom Druck der Sünde, und der Verfasser gesteht „dieser mächtigen Richtung der modernen Theologie unbedingt zu, daß sie das Problem der Gottheit Christi an dem richtigen Punkt gefaßt hat." Aber ihm genügt jene Begründung der Ueberweltlichkeit Christi nicht:

Denn nur dann ist die innerliche Befreiung von der Sünde kein bloßer Traum, wenn der Gottessohn seinen Namen deshalb führt, weil er Himmel und Erde thatsächlich mit seiner Macht regiert. . . . Es war ein instinktiver Scharfsinn, mit dem die Jünger Christi die vollen Konsequenzen der Gottessohnschaft Christi übersahen. Was ihre Herzen mit Jubel erfüllte, das konnten sie freilich anfänglich nur in wenigen einfachen Gedanken ausdrücken; aber die Fülle der durch den Gedanken der Gottessohnschaft neu in die Menschheit einströmenden Lebenskraft that sich sofort in einzelnen außerordentlichen Kraftleistungen kund, sowie in jenem seltsamen Ueberfließen der innerlichen Seligkeit, das man als Zungenreden bezeichnet.

Walther hat dieser Untersuchung über die Zentralfrage der Christologie einen Abschnitt über das Wesen der Sünde vorausgeschickt, der zu den lehrreichsten und scharfsinnigsten Gedankengängen seines Werkes gehört. Ueberhaupt sind gerade die ethischen Fragen, bei denen des Verfassers eigentümliche Erkenntnislehre (vgl. Walther, Wahrheitsbegriff) weniger bestimmend eingreift, mit überzeugendem Scharfsinn und hinreißendem Ernst behandelt, während beim Studium andrer, z. B. der christologischen Abhandlungen sich dem Leser der Wunsch aufdrängt, es möchten abweichende Anschauungen über Grundfragen der Religion nicht so schnell als „Verblendung" oder „Gedankenlosigkeit" verurteilt, sondern von der Thatsache aus gewürdigt werden, daß sie ja auf ganz andern Voraussetzungen teils der Wissenschaft, teils des Lebens beruhen. Auch gilt gewiß wie von allem menschlichen Wissen, so auch von der Weisheit des Glaubens, daß „unser Erkennen Stückwerk" ist.

Als einen kühnen und selbständigen Schritt dem Ziel aller Erkenntnis entgegen wollen diese Zeilen Walthers Dogmatik in den Leserkreis der Christlichen Welt einführen. Lessing

Vom Studium der Philosophie

Christlicher Glaube ist nicht auf Philosophie gegründet und darf nicht mit Philosophie vermengt werden. Durch rein philosophische Erörterungen findet er weder seine Verteidigung noch seine Widerlegung. Gleichwohl ist das Gebiet der Philosophie für uns überaus wichtig. Wer die geistigen Segnungen des Christentums und seine geschichtliche Entwicklung mit vollem, zusammenhängendem Verständnis aufnehmen will, darf sich der Philosophie nicht gleichgiltig gegenüberstellen. Manche philosophischen Systeme haben einen wesentlich christlichen Einschlag; andre sind überhaupt nur auf christlichem Boden verständlich; viele haben, fördernd oder hemmend, auf die Entwicklung des Christentums selbst bestimmenden Einfluß geübt. Man braucht nur die Worte „Metaphysik," „Religionsphilosophie," „Ethik," „Philosophie der Geschichte" zu hören, so wird man inne, daß hier grundlegende christliche Interessen berührt werden. Andrerseits ist die christliche Theologie selbst bis zu einem gewissen Grade aus der Philosophie hervorgegangen. Dogmatische Arbeit und philosophische Arbeit sind ursprünglich gleichartig und immer mit einander verwandt. Die ersten Theologen waren nichts anders als christliche Philosophen, und die alten kirchlichen Dogmen sind die Ergebnisse philosophischer Denkarbeit am Christentum. Als Dienerin oder als Herrin, als Freundin oder als Feindin, als Mutter, Schwester oder Tochter hat die Philosophie in den verschiednen Zeitaltern die christliche Theologie begleitet. Ihr verschiedenartiges Verhältnis zu einander wirft

oft ein charakteristisches Licht auf das Wesen der Epochen, — und zwar am meisten vielleicht dort, wo Philosophie und Theologie fast gleichgiltig neben einander hergingen, oder wo die eine die andre ausgetrieben oder geknechtet hatte. So darf es uns wahrlich nicht einerlei sein, wie man die Philosophie auffaßt und vertritt, wie man ihre Aufgabe bestimmt und ihr Gebiet einteilt, zu welchen Ergebnissen sie führt, und wie man sie bei Fachmännern und in weitern Kreisen schätzt. Gerade hier spiegeln sich ganz besonders die allgemeinen Kulturverhältnisse, die geistigen Interessen und Bedürfnisse, die Maßstäbe und Ideale eines jeden Geschlechts wieder. Und wenn philosophische Worte und Ansichten in den Erörterungen über das Christentum gar oft Verwirrung und Unfrieden stiften, so wird doch andrerseits wirkliche philosophische Bildung der Verständigung auch über Fragen des christlichen Glaubens den Weg bereiten.

Es versteht sich von selbst, daß eigentlich philosophisches Studium auf den höhern Schulen nicht betrieben werden kann. Der Versuch, der vor hundert Jahren auf der Karlsschule gemacht wurde, die Schüler in den Zusammenhang philosophischen Denkens einzuführen, war nicht von langer Dauer. Heutzutage beschränkt man sich darauf, in den oberen Klassen gelegentlich und bruchstückweise philosophische Begriffe und Gedankenreihen zu erörtern. So ist das Studium der Philosophie ganz der Universität und dem spätern Leben vorbehalten und gründet sich im wesentlichen entweder auf akademische Vorlesungen, Uebungen und Besprechungen oder auf eindringliche und zusammenhängende Beschäftigung mit philosophischer Litteratur. In den Prüfungsvorschriften für mehrere der gelehrten Berufsarten, besonders für Lehrer und Theologen, fehlt die Rücksicht auf die Philosophie nicht; und die Mehrzahl der Studenten mögen auch wohl einige philosophische Vorlesungen hören und vorübergehend ein gewisses Maß philosophischer Einzelkenntnisse sich aneignen. Aber abgesehen von den Wirkungskreisen einzelner Dozenten und von Württemberg, wo die ersten Semester des Studiums grundsätzlich und planmäßig der Philosophie gewidmet werden, dürfte die philosophische Durchbildung im Durchschnitt recht mangelhaft und das philosophische Verständnis und Interesse nicht gerade stark sein. Das erklärt sich nicht nur durch den allgemeinen Mißkredit, mit dem die Philosophie etwa seit der Mitte unsers Jahrhunderts ihre vorhergehende Anmaßung hat büßen müssen; es wirken hier eine ganze Reihe von Gründen zusammen. Die Methoden der philosophischen Forschung sind immer verschiedner, ihr Stoff und ihre Gesichtspunkte, ihre Probleme und Einzelergebnisse immer reichhaltiger geworden. Zugleich damit sind die Gegensätze und die Schwierigkeiten immer mehr gewachsen; schon die bloße Ausdrucksweise und der wechselnde Sprachgebrauch ruft immer wieder Mühen und Mißverständnisse hervor, — man denke z. B. nur an Worte wie „Metaphysik," „Dialektik," „Idealismus," „Materialismus" und ähnliche. Der häufige Wechsel der Universitäten bei den Studirenden ist einem gründlichen philosophischen Studium auch nicht günstig, noch weniger aber die unübersehbare Ausdehnung der einzelnen Fachstudien, die meist schon eine volle Arbeitskraft für sich fordern und manchen heutzutage zu bewußter Einseitigkeit verführen. Ferner sind die Anregungen und Anweisungen zum philosophischen Studium gar oft nur zufälliger oder willkürlicher Art, unpraktisch und äußerlich. Endlich hat das auf das Technische und Praktische gerichtete Geschlecht unsrer Zeit schon in früher Jugend vielfach den Wahn, daß bei der Philosophie „nicht viel herauskomme." Gleichwohl begegnet man wieder und wieder Männern, die, mitten im praktischen Leben stehend, nun erst recht von dem Interesse für philosophische Fragen gepackt sind und es bitter empfinden, daß sie nicht rechtzeitig in den Jahren des Studiums die Grundlagen philosophischen Verständnisses sich angeeignet haben. Wie ist dem Mangel abzuhelfen?

Mögen diese Zeilen einerseits unsre Jugend mahnen, ein ernstes, philosophisches Studium nicht zu verabsäumen, andrerseits aber alle, die sich ihm widmen, sei es als Anfänger oder als mehr oder minder Erfahrene und Geübte, hinweisen auf einen vorzüglichen, sachkundigen Führer, um in der Gegenwart sich über den Stand der Philosophie zu orientiren. Es ist dies das Buch des Würzburger Professors Külpe: Einleitung in die Philosophie (Leipzig, Hirzel, 1895; 276 S. 4, geb. 5 Mk.), ein Buch, das meines Erachtens alle andern ähnlichen Werke bei weitem übertrifft. Auf geringem Raum bietet es einen umfassenden Stoff. Bei aller Reichhaltigkeit und Gedrängtheit des Inhalts ist es klar und übersichtlich in der Darstellung, einfach und durchsichtig in der Sprache. Die Auswahl des Stoffes ist sowohl in den geschichtlichen Ueberblicken, wie in den Erörterungen über den gegenwärtigen Stand der verschiednen Probleme sehr geschickt und sicher. Die Litteraturangaben aus der neusten Zeit und den frühern Epochen sind nicht so zahlreich, daß sie den Lernenden unsicher und kopfscheu machten, aber auch nicht zu einseitig und nicht zu dürftig; wo es wünschenswert war, ist ein kurzer Wink über den Inhalt, Wert und Zweck der angeführten Werke beigefügt. Der Verfasser befleißigt sich überall der größten Sachlichkeit und Unparteilichkeit; trotzdem ist sein Buch weder farblos noch trocken; denn in wenigen Worten und mit ebenso bescheidner wie sicherer Kritik weiß er seinen eignen Standpunkt anzudeuten. Dieser Standpunkt ist selbständig und besonnen, umsichtig und unbefangen; der Gesichtskreis ist groß und weit. Der Verfasser zeigt eine bewundernswerte Beherrschung der verschiedensten Gebiete. Er weiß mit ruhiger Hand verwickelte Fragen zu entwirren und vermag auch neue Wege einzuschlagen und neue Aufgaben zu stellen. Die Errungenschaften der modernen Naturwissenschaft kennt und würdigt er vollauf; daneben aber hat er auch, was heutzutage nicht gar oft sich finden dürfte, volles Verständnis für sittliche und religiöse Größen, insonderheit für das Christentum und die Arbeit der christlichen Theologie. So wird man keinen Abschnitt des Buches ohne Anregung lesen und keinen ohne Förderung durcharbeiten.

In einem einleitenden Kapitel handelt Külpe von dem Begriff und der Einteilung der Philosophie. Das folgende Kapitel stellt die einzelnen philosophischen Disziplinen nacheinander dar; zunächst als die allgemeinen die Metaphysik, die Erkenntnistheorie und die Logik, dann als die speziellen die Naturphilosophie, die Psychologie, die Ethik und die Rechtsphilosophie, die Aesthetik, die Religionsphilosophie und die Philosophie der Geschichte, anhangsweise auch die Philosophie der Mathematik und die Sprachphilosophie. Jeder dieser Disziplinen ist ein Paragraph von etwa zehn Seiten gewidmet, der zunächst in großen Zügen die geschichtliche Entwicklung und verschiedne Behandlung des einzelnen Faches darstellt, um zum Schluß, auf Grund der wichtigsten kritischen Gesichtspunkte, das Wesen, die Grenzen und die Aufgaben dieses Faches zu bestimmen. Das dritte Kapitel ist ganz besonders zeitgemäß. Es behandelt die philosophischen Richtungen. Da werden als metaphysische Richtungen Singularismus und Pluralismus, Materialismus und Spiritualismus, Dualismus und Monismus, Mechanismus und Teleologie, Determinismus und Indeterminismus, endlich die theologischen und die psychologischen Richtungen in der Metaphysik besprochen. In der zweiten Gruppe, den erkenntnistheoretischen Richtungen, werden Rationalismus, Empirismus und Kritizismus, ferner Dogmatismus, Skeptizismus und Positivismus, endlich Idealismus, Realismus und Phänomenalismus erörtert. Die Gruppe der ethischen Richtungen behandelt die Ansichten über den Ursprung des Sittlichen, Gefühlsmoral und Reflexionsmoral, Individualismus und Universalismus, Subjektivismus und Objektivismus. In einem kurzen Schlußkapitel trägt Külpe seine Anschauung über die Aufgabe und das System der Philosophie vor. Er erklärt es für unmöglich, eine einzige, einheitliche und sachgemäße Definition für den Begriff und Umfang der Philosophie zu geben. Er schreibt der Philosophie vielmehr drei verschiedne Aufgaben zu, die freilich nicht notwendig nur von einander gesondert zur Anwendung kommen. „Die erste besteht in der Entwicklung einer umfassenden und in sich geschlossenen Weltanschauung, die einerseits alles verwertet, was von wissenschaftlicher Erkenntnis einer Epoche zu Gebote steht, und andrerseits den praktischen Gesichtspunkt, dem vornehmlich eine solche Weltanschauung dienen soll, als unentbehrlichen Leitfaden benutzt." Das entspricht dem „nicht zu beschwichtigenden Bedürfnis, für unser Leben, unser Wollen und Handeln einen brauchbaren und befriedigenden

Hintergrund durch eine umfassende Vorstellung vom Wesen und von der Bedeutung der Welt und unser selbst zu entwerfen." Eine zweite Aufgabe erwächst der Philosophie in der Untersuchung der Voraussetzungen aller Wissenschaft. Dazu gehören nicht nur gewisse allgemeine Begriffe, wie Raum, Zeit, Kausalität u. dgl., sondern auch die Methoden und Formen des wissenschaftlichen Denkens selbst. Diese Aufgabe der Philosophie macht sie zu einer Grund- oder Zentralwissenschaft und ist eine rein theoretische, von jedem praktischen Interesse frei zu haltende. Als dritte, ihrem Inhalt nach am meisten Schwankungen ausgesetzte Aufgabe der Philosophie bezeichnet Külpe „die Vorbereitung neuer Einzelwissenschaften und einzelwissenschaftlicher Erkenntnisse. Nur durch diese dritte Aufgabe wird der Wechsel in dem Umfange der philosophischen Disziplinen verständlich. Nur sie ermöglicht uns, eine Kontinuität in dem Entwicklungsgange dessen, was die Philosophie in den verschiednen Zeiten gewollt hat und gewesen ist, herzustellen."

Es ist überaus lehrreich und anregend, dem Verfasser bei der Abgrenzung und Darstellung der einzelnen Disziplinen wie bei der Charakteristik und Bedeutung der einzelnen Richtungen zu folgen. Aber ein genauer Bericht würde hier zu umfangreich werden. Nur auf wenige Einzelheiten sei noch ganz besonders hingewiesen. Külpe fordert sehr energisch, daß man den theoretischen und den praktischen Materialismus völlig auseinanderhalte. Eine philosophische Widerlegung des theoretischen Materialismus wird man vielleicht nirgends so knapp und vollständig finden wie auf den Seiten 132—137 seines Buches. In dem Streit zwischen monistischer und dualistischer Metaphysik stellt sich Külpe auf die letztere Seite; dabei ist allerdings vorauszusetzen, was er selbst über die Abgrenzung und den Zweck der Metaphysik und über die Begriffe des Monismus und Dualismus ausgeführt hat. Für christliche Gebildete ist außerdem von besonderm Interesse nicht nur, was Külpe über die theologischen Richtungen in der Metaphysik, sondern auch, was er über Mechanismus und Teleologie, Determinismus und Indeterminismus ausführt. Auch die ganzen Darlegungen über die ethischen Richtungen können bei christlich interessirten Lesern von vornherein auf die lebhafteste Aufmerksamkeit rechnen. Man wird ja vielleicht hie und da den Wunsch einer kleinen Aenderung, eines Zusatzes und einer Ergänzung haben. Aber im großen und ganzen sind die Zusammenfassungen und Uebersichten geradezu musterhaft. Dabei finden sich auch im einzelnen viele wohlthuende, unbefangne und offne Urteile, z. B.

> Seitdem [d. h. etwa seit der Mitte unsers Jahrhunderts] ist es üblich geworden, daß die Naturforscher selbst ihren Bedarf an Philosophie sich zu schaffen versuchen, und daß die Philosophen sich der besondern Aufgabe einer Naturphilosophie nur in dem allgemeinern Rahmen der Metaphysik oder der Erkenntnistheorie und Logik annehmen. Man wird nicht behaupten können, daß dieser Zustand besonders erfreulich oder förderlich sei. Denn was von Vertretern der Naturwissenschaft an philosophischen Ideen produzirt wird, leidet fast ohne Ausnahme an der Unkenntnis der vorausgegangnen philosophischen Entwicklung und an einer einseitigen Ueberschätzung der Folgerungen, die aus den Erfahrungen und Ergebnissen des besondern Gebiets gezogen werden können. (S. 56)

Andrerseits giebt Külpe auch uns Theologen manche Nuß zu knacken.

Alles in allem wüßte ich kein Buch, das sich als Geschenk für angehende Studenten der verschiedensten Fächer ebenso eignete wie die Külpesche Einleitung in die Philosophie, und keines, das so zweckmäßig wäre für jeden, der im spätern Alter sich rasch in der gegenwärtigen Philosophie zurechtfinden möchte. Indem ich deshalb in dem Leserkreise der Christlichen Welt bei Jung und Alt dem Buche viele empfängliche Gemüter und Köpfe wünsche, schließe ich mit der schönen Schlußbetrachtung Külpes:

> Aus einer monarchischen Verfassung der Wissenschaften ist mit der Zeit eine demokratische geworden. In unbestrittner Alleinherrschaft gebot früher die königliche Philosophie den einzelnen Disziplinen, schlichtete ihre Streitigkeiten, erteilte ihnen weise Ratschläge und öffnete freigebig ihren Schatz von Ideen und Methoden für die Bedürftigen. Und sie kamen in hellen Scharen und beeiferten sich, die Anweisung der Herrscherin zu befolgen und von ihrem Vorbild und Reichtum für ihre eigne Haltung und Ausstattung Nutzen zu ziehen. Aber dann erwachten sie wie aus bösem Traume: der Weg, den man ihnen gezeigt, war ein Irrweg gewesen, die Güter, die sie empfangen, ein wertloser Flitter und die stolze, ebenmäßige Gestalt der Königin selbst, der zu gleichen sie begehrt hatten, eine erlogne Vollkommenheit. Da wurde sie vom Throne gestoßen, und eine hastige und erfolgreiche Entwicklung aus eigner Kraft ließ die Betrognen bald in anmaßende Selbstgerechtigkeit versinken. Von dem organisch gegliederten Reiche war nichts mehr zu spüren, in ein anarchisches Nebeneinander hatte sich der Gliederbau des wissenschaftlichen Betriebes aufgelöst. Inzwischen war die Verstoßene und Verachtete in sich gegangen, sie hatte den hohlen Früchten dialektischer Kunst entsagen, im Kleinen tüchtig und zuverlässig sein und sich der Macht der Thatsachen beugen lernen. Als nun die kurzsichtige Geschäftigkeit der frühern Unterthanen in ungestümem Anlauf nach dem verlassenen Szepter griff und die seelenlose Puppe des Materialismus zur Herrscherin erküren wollte, da trat sie in der festen Rüstung der Erkenntnistheorie wieder auf den Plan, wehrte den Sturm ab und wies mit klaren, klugen Worten die Unbesonnenen in ihre Grenzen zurück. Seitdem ist ihr Ansehn beträchtlich gewachsen, zumal, da man merkte, daß keine Herrschaftsgelüste sie mehr beseelten. Ein friedliches Wechselverhältnis hat sich in der Gegenwart angebahnt. Durch die Einzelwissenschaften, mit ihnen und für sie arbeitet die Philosophie in der Metaphysik, der Wissenschaftslehre und den vorbereitenden Bemühungen. Ebenso sind jene geneigt, durch die Philosophie sich fördern zu lassen, mit ihr der Erkenntnis zu dienen und für sie Beiträge zu sammeln. Und daß die Philosophie in dieser demokratischen Verfassung nichts von ihrem wahren und eigentlichen Beruf eingebüßt hat, sondern ganz im Geiste ihrer ruhmreichen Tradition wirkt und strebt, das hofft diese Einleitung in die Philosophie gezeigt zu haben.

W Bornemann

Eine neue Biographie des Ignatius von Loyola

„Der Protestantismus trägt das edle Recht und den Mut in sich, auch der ihm fremdesten Persönlichkeit gerecht zu werden." Dieses Hasesche Wort wird dem Verfasser der neuesten Biographie des Ignatius von Loyola, Professor Eberhard Gothein in Bonn, aus dem Herzen gesprochen sein. Jedenfalls hat er darnach gehandelt.*)

Gothein ist von Beruf Nationalökonom. Seine Arbeiten zur Wirtschaftsgeschichte, insbesondre seine Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes und der angrenzenden Landschaften (Straßburg, 1892), werden von Kennern als vortrefflich gelobt. Aber diese Arbeiten bezeichnen nur die eine Seite seiner Thätigkeit. Gothein will „Kulturhistoriker" in dem Sinne sein, den man neuerdings gern mit diesem Wort verbindet, um damit einen Gegensatz gegen die Historiker auszudrücken, die die sogenannte politische Geschichte ausschließlich oder vornehmlich zum Gegenstande ihrer Forschungen machen.**) Als „Kulturhistoriker" hat Gothein von jeher die religiösen Kräfte in der Entwicklung der Menschheit gewürdigt und zum Gegenstande seiner nachdenkenden Forschung gemacht. Schon 1885 hat er in den Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte den Stifter des Jesuitenordens monographisch behandelt, eine Arbeit, die Professor Benrath im letzten Jahresbericht des Vereins als ein rechtes Paradigma objektiver protestantischer Geschichtsdarstellung rühmte, so objektiv, daß ängstlichen Protestanten in der Würdigung des Gegners zu viel gethan schien. Die Skizze, die Gothein damals gab, hat er jetzt zu einer eingehenden Darstellung des Lebens des Ignatius, des Werdens und der Ausbreitung der Gesellschaft Jesu ausgedehnt: die Gründung des Jesuitenordens sollte im Zusammenhange mit der Kulturgeschichte der Gegenreformation, deren folgenreichste Erscheinung sie ist, dargestellt werden. Gothein nennt darum sein Werk in der Vorrede selbst eine Kulturgeschichte der Gegenreformation, und dieser Gedanke leitet die Disposition insofern, als in einem ersten Buche die Genesis der Gegenreformation in Spanien und Italien, im letzten ihre Ausbreitung bis zum Abschluß des Trienter Konzils verfolgt wird. Nur in dieser Umrahmung, meint Gothein, könne die Gesellschaft Jesu in ihrer Bedeutsamkeit richtig hervortreten:

> Ich habe mehr eigentliche Theologie in die Darstellung hineinziehen müssen, als dem Historiker lieb sein wird; der Theologe würde vielleicht

*) E. Gothein, Ignatius von Loyola und die Gegenreformation. Halle, Niemeyer, 1895. 15 Mk. Ich benutze die Gelegenheit, die Leser auf das treffliche Lebensbild des „zweiten Apostels der Deutschen," des Jesuiten Petrus Canisius, hinzuweisen, das Professor P. Drews im 38. Hefte des Vereins für Reformationsgeschichte (1892) entworfen hat.

**) Ueber Tragweite und Berechtigung dieses interessanten Streites ist hier nicht zu handeln. Wer nähere Orientirung wünscht, findet sie in den Broschüren von D. Schäfer, Das eigentliche Arbeitsgebiet der Geschichte, Jena, 1888; E. Gothein, Die Aufgaben der Kulturgeschichte, Leipzig, 1889; D. Schäfer, Geschichte und Kulturgeschichte, Jena, 1891,

noch mehr wünschen; ich habe mir stets gesagt, daß man bei der Darstellung von Zeiten, in denen die religiösen Fragen in theologischer Zuspitzung die bewegenden Mächte sind, diesen Charakter nicht ungestraft verwischen darf.

Gegen die Arbeiten von Theologen der verschiednen Konfessionen aber, die über den Gegenstand erschienen sind, macht Gothein geltend, daß in ihnen fast immer entweder eine apologetische oder eine polemische Tendenz hervortrete:

Gerade auf dem Gebiet, auf dem sich Rankes Meisterwerk [Die römischen Päpste] bewegt, hat man Rankes Gesinnung verlassen.

Nicht ohne Beschämung hören wir diesen Vorwurf aus Gotheins Munde. Käme er von einem Manne, für den Objektivität und Indifferentismus gleichbedeutend sind, der es nicht zu empfinden vermöchte, warum auch ein nicht ängstlicher Protestant sich gegen Papalismus und Jesuitismus mit Recht auflehnt und solchem Gegensatz auch in der Geschichtsforschung Ausdruck verleiht, wir würden den Vorwurf ablehnen. Aber daß Gothein mit uns empfindet, beweist schon der Umstand, daß er seine Skizze in den Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte erscheinen ließ, beweist noch mehr die Art, wie er selbst über Ignatius und seine Schöpfung urteilt, wie er ihn mit Luther, wie er die Ideale der Gegenreformation denen der Reformation gegenüberstellt. Gothein ist Protestant nicht nur wie die vielen, die den Mangel an eigner, echter Religiosität mit diesem bequemen Worte verdecken wollen, sondern als einer, der weiß, daß echte Religion und echte Sittlichkeit mit absolutem Maßstab messen, und daß eben darum der Relativismus der Gesellschaft Jesu zu echter Religion und echter Sittlichkeit in unversöhnlichem Gegensatz steht:

Der größte Feind, den die Gesellschaft Jesu gefunden hat, Blaise Pascal, hat nicht Unrecht, wenn er gerade in ihrem Wunsche, jedermann die Religion nach seiner Weise mundgerecht zu machen, die Ursünde des Jesuitismus findet. Er, der selber so tief eingeweiht war in die Sophistik des Herzens, wußte mit der bewundernswerten Dialektik der Lettres provinciales hier den Keim der Unwahrhaftigkeit aufzudecken, aus dem dann mit Notwendigkeit das System erwuchs, das er wie kein andrer zu zergliedern und in seinen Konsequenzen darzustellen wußte. (S. 327 f.)

Er läßt zwar durchblicken, daß auch ihm die alte Pilatusfrage: Was ist Wahrheit? nicht fremd ist, aber wenn er hinzufügt: „Meines Erachtens ist das Schlimmste, was man dem Beicht- und Moralsystem Loyolas und der Seinigen vorwerfen kann, die flache Oberflächlichkeit der Prinzipien," so trifft er damit ebenso das Richtige, wie da, wo er die Position des Ignatius als den „äußersten Gegensatz zu dem Sittlichkeitsbewußtsein der Reformatoren" mit Worten schildert, die beweisen, daß er für dieses Bewußtsein mehr als eine bloße Anempfindung besitzt.

Ist Gothein so gegen den Vorwurf des Indifferentismus geschützt, so werden selbst die Jesuiten zugeben müssen, daß er es an der objektiven Würdigung ihres Stifters nicht hat fehlen lassen. Folgende Stelle scheint mir dafür besonders bezeichnend zu sein, und ich setze sie um so lieber her, als nach dem, was ich vorangeschickt habe, ein Mißverständnis kaum möglich sein wird:

Gewiß war Ignatius für seine Person von sittlicher Frivolität entfernt; auch jene Grundsätze [nämlich die, deren Konsequenzen der Witz der Weltgeschichte in dem berüchtigten: „Der Zweck heiligt die Mittel" gezogen hat] sind von keinerlei Leichtfertigkeit eingegeben —, nur bei den Vorschriften über das Verhalten fürstlicher Beichtväter hat er in dem Ehrgeiz, seiner Gesellschaft die wichtigsten Posten zu sichern, wirklich leichtfertig gehandelt, und wenn er den Feind hinterlistig zu täuschen suchte, so fand er als echter Spanier darin kein Arges; — aber in seiner Ausbildung und Anwendung mußte dieses spanische Sittlichkeitssystem, diese Mischung von Rücksichtslosigkeit, Verschlagenheit, Spitzfindigkeit, glühender Empfindung, leidenschaftlicher Demut, kühler Verstandesmäßigkeit und disziplinirtem Fanatismus — ein kleines Salzkorn von Cynismus nicht zu vergessen —, nicht als Arznei, sondern als Gift wirken, gleichviel, ob sich die einen an diesem Trank berauschten, die andern abkühlten! Und doch kann man sagen: die zwei großen und wahren Prinzipien, mit denen Ignatius sich selber und seine Genossen erfüllt hat: rastlose Thätigkeit zum Wohle der Mitmenschen und allseitige Ausbildung des eignen Individuums nicht zum Genuß, sondern zur That, sind stark genug gewesen, um in vielen Persönlichkeiten und bei unzähligen einzelnen Handlungen jene Irrwege des Denkens und der Empfindung zu überwinden; ja die Verblendung selber, die Ueberzeugung jedes Einzelnen, daß er sich zu einem erwählten Rüstzeug Gottes machen könne, ermangelt nicht eines Zuges moralischer Größe. (S. 335)

Gothein hat besondre Sorgfalt darauf verwendet, das „Spanische" am Jesuitismus, das in der soeben vorgeführten Charakteristik ein Hauptmoment bildet, darzulegen: „Ich habe mich energisch in das ganze komplizirte Gedanken- und Gefühlsleben der Spanier hineinzudenken und hineinzuempfinden versucht, mußte doch gerade die spanische Kulturgeschichte das Fundament meiner ganzen Arbeit bilden," schreibt er in der Vorrede. In der That ist, was er auf den ersten 76 Seiten seines Buchs über die religiöse Entwicklung des spanischen Volks sagt, das Beste, was in deutscher Sprache darüber gesagt worden ist, und die beiden folgenden Kapitel, die von der religiösen Bewegung in Italien und der Herstellung des katholisch-kirchlichen Lebens handeln, sind gleichfalls Musterstücke nach Form und Inhalt. Wer diese Kapitel gelesen hat und, so vorbereitet, die Darstellung der Anfänge des Ordens auf sich wirken läßt, der empfindet, wie richtig Ranke urteilte, wenn er in den „Päpsten" (Bd. II, 24) schrieb:

Wer waren die Jesuiten, als sie bei uns anlangten? Es waren Spanier, Italiener, Niederländer; lange Zeit kannte man den Namen ihres Ordens nicht: man nannte sie spanische Priester. Sie nahmen die Katheder ein und fanden Schüler, die sich ihren Doktrinen anschlossen. Von den Deutschen haben sie nichts empfangen: ihre Lehre und Verfassung war vollendet, ehe sie bei uns erschienen. Wir dürfen den Fortgang ihres Instituts bei uns im allgemeinen als eine neue Einwirkung des romanischen Europas auf das germanische betrachten. Auf deutschem Boden, in unsrer Heimat besiegten sie uns und entrissen uns einen Teil unsers Vaterlands.

Das wird auch Gotheins Meinung sein, wie es die unsre ist. In den Spuren seines großen Lehrers wandelnd, hat uns der Bonner Historiker ein farbenreiches, fesselndes Bild einer Zeit gegeben, aus der wir noch heute sehr viel zu lernen vermögen. Wir sind ihm herzlich dankbar dafür. G Krüger

Aus dem Lande voll Sonnenschein

1. Die evangelische Bewegung in Spanien

„Spanien ist ganz arabisch gewesen, Spanien ist ganz römisch gewesen, Spanien wird auch ganz protestantisch werden, denn was es wird, das wird es ganz." So konnte im Jahre 1872 ein evangelischer Spanier reden unter dem Eindruck des in seinem Vaterlande neu erwachten evangelischen Lebens. Zehn Jahre zuvor hatte Spanien dem edeln Matamoros, Alhama und ihren Freunden, die in Sevilla, Malaga und einigen andern Plätzen kleine Kreise zusammenführten, in denen in aller Verborgenheit die heilige Schrift gelesen wurde, den Prozeß gemacht. Die Tage der alten Inquisition schienen wieder aufleben zu sollen, und wenn man sich auch nicht mehr getraute, die Angeklagten um ihrer Ketzerei willen zum Feuertode zu verurteilen und dem schaulustigen Volke, wie es früher üblich gewesen war, neben den Stiergefechten wieder einmal ein Autodafé zu bieten, so fiel das Urteil doch noch strenge genug aus. Alhama wurde zu neunjähriger, Matamoros zu achtjähriger Galeerenstrafe verurteilt und ähnliche Strafen über ihre Freunde ausgesprochen. Nach vielen vergeblichen Bemühungen der Evangelischen Allianz, das Los der Verurteilten zu erleichtern, gelang es König Wilhelm von Preußen durch einen eigenhändigen Brief an die Königin Isabella von Spanien die Befreiung der Gefangnen zu bewirken; die Königin wollte nicht länger diese „Pest im Lande behalten" und wandelte die Strafe der Verurteilten in neunjährige Verbannung um. Noch war diese Zeit nicht abgelaufen, als die Bourbonische Herrschaft zusammenbrach, und die Königin Isabella, der der unfehlbare Papst Pius IX. die „Tugendrose" zugesandt hatte, selbst ins Exil zu gehen gezwungen ward. Es war eingetroffen, was der feurige Ruet schon dreizehn Jahre früher vorausgesehen hatte, als er um seines evangelischen Glaubens willen verurteilt, seinen Richtern in Barcelona zurief: „Man hat mich zu lebenslänglicher Verbannung verurteilt, aber Sie wissen nicht, ob Ihre Regierung solange dauern wird als mein Leben; ich hoffe dereinst noch in Madrid zu predigen."

Die Zeit, die die Verbannten im Auslande zubringen mußten, war nicht unbenutzt geblieben, und als der Tag der Rückkehr anbrach, brachte er eine ganze Schar in England, Frankreich und der Schweiz theologisch tüchtig geschulter Spanier

in ihr Vaterland zurück, Männer wie Ruet und Carrasco, denen sich bald auch Cabreras, bisher katholischer Priester, anschloß. Im Jahre 1869 wurde auf der iberischen Halbinsel die Gewissensfreiheit durch die Cortes zum Gesetz erhoben; in den verschiedensten Teilen des Landes sehen wir evangelische Gemeinden sich bilden, reichlich unterstützt von den protestantischen Ländern. Bereits am 26. Juli 1868 war zum erstenmal auf spanischem Boden eine Synode der Evangelischen in Sevilla zusammengetreten, der von da an in kürzern oder längern Zwischenräumen weitere gefolgt sind. Durch einheimische Kräfte allein hätte die Evangelisation nicht unternommen werden können, so nötig es auch ist, daß ihnen mehr und mehr die geistliche Thätigkeit übertragen werde; Amerika, England, Schottland hatte gleichfalls seine Sendboten zu Hilfe geschickt, und ihnen sich dann in Verbindung mit der reformirten Schweiz auch Deutschland angeschlossen. Der auf dem Gebiete der innern und äußern Mission unermüdlich thätige Barmer Kaufherr Klein-Schlatter hat es erreicht, daß bei uns drei Komitees sich bildeten, in Barmen, in Stuttgart und in Berlin, die in unserm Vaterlande die Sammlungen für Spanien in Gang brachten.*) Als deutscher Sendbote wurde ausgeschickt Fritz Fliedner, der Sohn des berühmten Stifters der Kaiserswerther Diakonissenanstalt, und mitten unter den Stürmen des deutsch-französischen Krieges nach Spanien gelangt, konnte er am Reformationsfest 1870 in der deutschen Gesandtschaftskapelle zum erstenmale predigen. Wie wenige Ausländer hat er es vermocht, sich mit dem Wesen des spanischen Volks, seiner Denkweise und seinen Lebensverhältnissen vertraut zu machen. Er versteht es in gleicher Weise einzugehen auf die Anschauungen der Gebildeten und Vornehmen, wie auf die Gedankenkreise des armen Mannes; vor allem aber weiß er anzuerkennen, was der spanische Volkscharakter an Gutem in sich trägt, ohne dessen Schäden darüber zu vergessen. Ungewöhnlich rasch hat es Fliedner verstanden, sich in die spanischen Verhältnisse einzuleben. Als er nach Madrid kam, besaß die Stadt vier kleine evangelische Gemeinden; an der ärmsten unter ihnen predigte Ruet, ein Mann von hinreißender, echt volkstümlicher Beredsamkeit. Ihm schloß sich Fliedner an. Für diese Gemeinde mietete er im Zentrum der Stadt eine Halle in der Calatravastraße; bisher war es ein berüchtigter Tanzsaal gewesen, nun sollte Gottes Wort hier gepredigt werden. Auf der Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins zu Bayreuth (1869) war aus Spanien Carrasco erschienen; neben ihm berichtete der kaum vierundzwanzigjährige Kandidat Fliedner, eben von seiner ersten Reise in Spanien zurückgekehrt, über die dort gewonnenen Eindrücke mit gleicher Wärme und gleicher Begeisterung, wie er sie heute noch als gereifter Mann für seine Sache sich bewahrt hat. Die große Liebesgabe wurde Madrid zugesprochen; hierdurch und durch reiche Gaben, die ihm von den verschiedensten Seiten zuflossen, gelang es Fliedner das Grundstück zu erwerben und den Betsaal zur Jesuskirche auszubauen. So ward die Fliednersche Gemeinde die erste in Madrid, die ein evangelisches Gotteshaus ihr eigen nennen konnte.

Allein es genügte nicht dem Volke die evangelische Lehre in seiner Muttersprache zugänglich zu machen. Gar bald stellte sich auch das Bedürfnis nach einer Schule heraus. Eine Elementarschule wurde bei der Kirche eröffnet, „die Schule der Hoffnung," eine andre in einer der Vorstädte, „die Schule des Lichts." Neu war in der spanischen Hauptstadt, daß Fliedner es wagen durfte, für diesen Unterricht ein regelmäßiges, wenn auch nur geringes Schulgeld zu fordern; ihn leitete dabei der richtige Grundsatz, daß, was umsonst gewährt wird, nur zu leicht in Mißachtung gerät. Die Erfahrung hat ihm Recht gegeben. Heute werden an den beiden Schulen gegen vierhundert Kinder unterrichtet, fast durchgängig von spanischen Lehrern und Lehrerinnen.

Auf seinen Gängen durch die Stadt, die ihn ganz vorzugsweise in die Hütten der Armen und Elenden führten, brachte er eines Tags ein armes, halbtot geschlagnes Kind mit nach

*) Den Vorsitz des spanischen Komitees in Barmen führt zur Zeit Kaufmann Klein-Schlatter, in Stuttgart Hofprediger D. Braun, in Berlin Graf von Bernstorff.

Hause, es seiner jungen Frau, einer gebornen Schottländerin, zur Pflege zu überweisen. Seine eigne Kinderschar hat sich seitdem auf zehn vermehrt, die der Waisenkinder auf vierzig; bei den Mädchen ist jetzt Pfarrer Ruets Witwe als Hausmutter thätig. Auf die Mauern der Kapelle wurden zwei Stockwerke aufgesetzt und so die Räumlichkeiten geschaffen für Schule und Waisenanstalt. 30000 Mark kostete der Umbau, aber die Gelder sind zusammengekommen.

Bei den Schwierigkeiten, die sich einer Ausbildung der Lehrkräfte für die Schule im Auslande entgegen stellten, wurden aus den Schülern und Schülerinnen der Elementarschule die befähigtsten ausgewählt und für sie ein Seminarkursus eingerichtet. Auch ein besondrer Gymnasialunterricht besteht jetzt bei unsrer Madrider Gemeinde, und bereits haben einige der hier ausgebildeten Schüler an spanischen Hochschulen ihr Staatsexamen bestanden. Um als Schulvorsteher eine derartige höhere Lehranstalt leiten zu dürfen, ist Fliedner nicht davor zurückgeschreckt, auf seine alten Tage noch das spanische Abiturientenexamen zu machen und dann auch noch auf der spanischen Hochschule sich den Doktorgrad zu erwerben. Für das Gymnasium und die höhere Lehranstalt ist ein hochgelegnes Grundstück in der Außenstadt Madrids erworben und dort mit dem Bau begonnen; zu seiner Förderung und Vollendung gilt es jetzt vor allem die Mittel zu beschaffen.

Für sich bedürfnislos, wie es heute nur Wenigen eigen ist, getragen durch ein kindliches Gottvertrauen, das ihn in allem, was ihm selbst und Andern widerfährt, den Willen Gottes erkennen läßt, für unser kritisches Geschlecht eine nicht minder fremdartige Erscheinung, so sehen wir Fliedner rastlos und unermüdlich in seinem spanischen Evangelisationswerk. Ein geborner Organisator gleich seinem Vater, weiß er mit Kleinem zu beginnen und das Begonnene auszugestalten. Diese Gabe ist aber um so höher anzuerkennen, als ihm durch seine vielfachen weiten Kollektenreisen, die er persönlich unternehmen muß, seine Arbeitslast noch erheblich gesteigert wird. Befremdlich ist für so manchen, daß Fliedner so wenig Wert legt auf äußere Form, und in mehr als einer Hinsicht hat sich dies auch in seinen Madrider Anstalten ausgeprägt, wenn er Kirche, Schule, Waisenhaus, Buchhandlung und ein kleines Krankenhaus, alles auf einem Grundstück untergebracht hat, wie es eben das augenblickliche Bedürfnis gefordert hat. Aber staunen müssen wir immer von neuem über die Rastlosigkeit und Unermüdlichkeit, mit der er seinem schweren Berufe obliegt. Dies allein schon müßte für uns eine Mahnung sein, ihn fleißiger und treuer in seinem Werke zu unterstützen.

2. Was berechtigt uns zur spanischen Evangelisation?

Mit hochgespannten Erwartungen ist das Evangelisationswerk in Spanien eröffnet worden, und heute treffen wir wohl über die großen Städte wie über das platte Land größere und kleinere Häuflein zerstreut, aber fast allenthalben bedürfen sie unausgesetzter Unterstützung durch die evangelischen Kirchengemeinschaften des Auslandes. Gar manchen unter unsern Freunden, der die Anfänge der spanischen Arbeit mit Freuden begrüßt hatte, sehen wir heute mutlos über den langsamen Fortgang die Hände in den Schoß legen. Man vergißt nur zu leicht, welche politischen Umwälzungen das Land seit 1870 erfahren hat. Nach schweren innern Wirren wurde Ende 1874 der Königsthron der Bourbonen in Madrid wieder aufgerichtet, Alfons XII. aber, der in den ersten Jahren seiner Regierung einen schweren Karlistenkrieg durchzukämpfen gehabt hatte, starb bereits 1885, und seitdem hat die Königin Marie Christine als Vormünderin ihres Sohnes Alfons XIII. die Regierung, eine überaus schwierige Aufgabe, der sich die doch gewiß nicht für diesen Beruf erzogne österreichische Erzherzogin bisher mit unleugbarem Geschick unterzogen hat. Das monarchische System ruht aber in dem von Parteien zerrissenen Spanien auf sehr schwachen Fundamenten. So sehen wir denn die Minister stets laviren, wenn es sich um die protestantischen Gemeinden handelt; man fürchtet die Angriffe der demokratischen Partei in den Cortes, und doch auch nicht minder den Zorn des katholischen Klerus, in dessen Reihen sich die fanatischsten Anhänger

des Karlismus befinden. Der Katholizismus ist Staatsreligion, den andern Bekenntnissen ist „Duldung“ zugesichert; so kommt es denn, daß heute kein Prozeß mehr angestrengt wird, wie gegen Matamoros, doch aber konnte das Gemeindehaupt der kleinen evangelischen Berggemeinde Besullo in Asturien um seines evangelischen Bekenntnisses willen zu anderthalbjährigem Gefängnis verurteilt werden, und als die spanische Gemeinde des anglikanischen Ritus in Madrid, an der jetzt Cabreras als Bischof steht, vor zwei Jahren ihre neugebaute Kirche eröffnen wollte, konnte etliche Monate hindurch unter nichtigen Vorwänden von den Polizeibehörden die Eröffnung immer wieder hinausgeschoben werden. Fliedners „Blätter aus Spanien“ enthalten fast keine Nummer, in der er nicht von ähnlichen Akten der „Duldung“ zu berichten gehabt hätte.

Nicht minder erschwerend als diese äußern Hemmnisse ist aber für den Fortgang der evangelischen Bewegung eine Eigenart gerade der tüchtigsten und gebildetsten Spanier. Sie zeigen reges Interesse, so lange über das Papsttum und die Mißstände der Papstkirche gepredigt wird, versagen aber, sobald auf evangelischen Prinzipien aufgebaut werden soll; der Widerwille an der ihnen vorgeführten Abgötterei hat sie dem Christentum entfremdet und zu Atheisten gemacht, eine Erscheinung, wie sie uns auch in andern romanischen Ländern begegnet. Wie dort besteht denn aber auch in Spanien die Sitte, die weibliche Jugend, soweit sie einer bessern Ausbildung teilhaftig werden soll, den Klosterfrauen zu übergeben, und im Beichtstuhl versteht es die Priesterschaft nur zu gut durch die vormaligen Klosterschülerinnen auf die Männerwelt einzuwirken.

Auf katholischer Seite liebt man es, Spanien zu bezeichnen als das Land der Glaubenseinheit, und denkfaule Protestanten reden dies gelehrig nach. Man darf aber billig fragen: Wann hat diese Glaubenseinheit auf spanischem Boden bestanden? Fast sieben Jahrhunderte hindurch hat in Spanien die Herrschaft der Araber gedauert, und es läßt sich nicht leugnen, daß gerade die Zeit der Rivalität der Bekenner des Christentums und des Islams die glänzendste Kulturperiode des Landes geworden ist, als im Süden die Palastbauten der Alhambra zu Granada und Moscheen wie la Mezanita zu Cordova entstanden, eine Zauberwelt inmitten der herrlichen Vegetation Andalusiens, im Norden aber die Kathedrale von Burgos, jener Wunderbau der Gotik, bei dem auch deutsche Werkmeister mit thätig gewesen sind. Der Fall von Granada bezeichnet mit nichten die Aufrichtung der Glaubenseinheit, denn nun beginnt die Bekehrungsarbeit der Inquisition an den im eroberten Lande gebliebnen Mauren und Juden, und wenige Dezennien später beginnt die erste reformatorische Bewegung in Sevilla und Valladolid. Daß Karl V. so lange in den Niederlanden und in Deutschland Hof halten mußte, hat ganz vorzugsweise dazu beigetragen, so manchen Spanier und gerade Männer in einflußreichen Stellungen mit der neuen Lehre bekannt zu machen. Hatte sie doch unter des Kaisers eignen Räten, so bei Alfonso de Valdes und Alfonso de Virnes Anhänger gefunden, und bei Constantino Ponce de la Fuente, dem Domherrn von Sevilla, der von Karl V. zu seinem Hausgeistlichen ernannt, in Deutschland die Reformation kennen gelernt hatte. Wohl blieb die Inquisition nicht müßig, aber man mußte es erleben, daß der oberste Geistliche des Landes, der Erzbischof von Toledo, Carranza, den das Konzil von Trient mit der Anfertigung eines Verzeichnisses der ketzerischen Schriften betraut hatte, von der Inquisition der Ketzerei angeklagt, 1559 verhaftet wurde, um dann in Rom verurteilt zu werden. Das energische Vorgehen der Inquisition gegen die Evangelischen in Spanien unter der Regierung Philipps II. konnte die Bewegung wohl eindämmen, aber aus Frankreich und aus den Niederlanden erhielt sie noch fort und fort neue Nahrung; noch in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts haben Evangelische beim Autodafé den Flammentod erlitten. Welch reges Leben in dem spanischen Protestantismus des sechzehnten Jahrhunderts pulsirt hat, lehrt allein schon die Thatsache, daß außer den zahlreichen theologischen Traktaten drei spanische Bibelübersetzungen erschienen sind: von Ciriaco de Valera, die von den neuen evangelischen Gemeinden approbirt ist, von Franzisco Enzina, dem Schüler Melanchthons, und von Cassiodoro de Reyna. Von letzterer, erschienen zu Basel 1569, bewahrt Frankfurts Stadtbibliothek ein Exemplar, das der als Flüchtling dort lebende Verfasser dem Rat der Stadt zum Dank für die empfangne Gastfreundlichkeit am Neujahrstag 1573 überreicht hat. Die Scheiterhaufen und die Kerker der Inquisition, nicht minder aber auch die Verfolgungen, die über die Hugenottenkirche Frankreichs hereinbrachen, haben den Protestantismus Spaniens vernichtet. Eine aktenmäßige Geschichte der spanischen Inquisition bleibt noch zu schreiben; auch heute sind wir angewiesen auf die längst nicht mehr ausreichende von Llorente aus dem Jahre 1812. Soviel aber ist unzweifelhaft, die mit Blut getränkte Märtyrergeschichte des spanischen Protestantismus in dem Jahrhundert der Reformation bildet die Thränensaat, aus der für den jungen Protestantismus Spaniens noch reiche Frucht gezogen werden kann. Das glänzende Vorbild, das die französische Hugenottenkirche gegeben, in der noch ununterbrochen neues Material aus der Geschichte ihrer großen Vergangenheit veröffentlicht wird, muß auch in Spanien nachgeahmt werden. Aber jetzt schon läßt sich erkennen, so gar viel länger, als der Todesschlaf, den die evangelische Kirche Oesterreichs hat durchmachen müssen, hat auch der des Protestantismus in Spanien nicht gedauert, und diese Periode ist die einzige, die mit einem gewissen Recht als die Zeit der Glaubenseinheit bezeichnet werden könnte. Heute aber giebt es auch in Spanien keine Glaubenseinheit mehr: die alten evangelischen Traktate eines Valera und Andrer finden auch heute wieder ihre Verbreitung. An uns aber ist es, die Anhänger der kleinen sich bildenden evangelischen Gemeinden zu sammeln und zu kräftigen. Auch eine der Zahl nach schwache Minorität kann auf ihr Land nachhaltigen Einfluß gewinnen, das beweist die protestantische Kirche Frankreichs. Die Prunksucht der römischen Kirche, die sich an Aufwand im Kultus nicht genug thun kann, führt in jenen Ländern wie von selbst dazu, daß wahrhaft fromme Gemüter nur noch Andacht finden können in den kahlen, jedes Schmuckes baren Gotteshäusern Kalvins.

Was aus dem spanischen Evangelisationswerk werden wird, wissen wir nicht. Seine Zukunft liegt in Gottes Hand. Aber eine Einseitigkeit ist es, wenn man in weiten Kreisen der protestantischen Kirche bei der „Ausbreitung des Wortes“ immer nur an die Heidenmission denkt. Sind wir überzeugt und durchdrungen von der Wahrheit und Echtheit unsers evangelischen Glaubens, dann haben wir auch die Pflicht, ihn andern Völkern mitzuteilen, zumal dann, wenn diese bittend sich an uns wenden. Die Kirche Kalvins ist stets und in allen ihren Denominationen sich dieser Aufgabe bewußt geblieben; das Luthertum hat infolge der Stiftung der einzelnen Landeskirchen sich davon zurückgehalten, und doch bildet auch das Landeskirchentum, vorausgesetzt, daß es nicht ganz engherzig aufgefaßt wird, dafür keinerlei Hindernis. Nach vielen Tausenden zählen die, die um ihres evangelischen Bekenntnisses willen in Spanien in den Tod gegangen sind; uns aber mahnen sie daran, daß auch wir mithelfen, ihren Nachkommen das helle Licht des Evangeliums wieder aufzurichten.*)

Weil

Der Pfarrer von Breitendorf

Roman in drei Bänden von Wilhelm von Polenz**)

Es ist eigentümlich, daß ein Roman, der sein Problem, seinen Helden, seine Fabel und Staffage im kirchlichen Leben der Gegenwart findet und darin in der modernen deutschen Litteratur einzig dasteht, gerade in den bewußt christlichen Kreisen fast keine Beachtung gefunden hat; und doch verdient er das allgemeine Interesse im höchsten Grade: als hervorragendes Kunstwerk, als Spiegelbild unsrer religiösen Kultur in den Augen eines tiefblickenden Laien, der mit lebhaftester Teilnahme abseits stehend das komplizirte Gebilde des gegenwärtigen Christentums auf sich wirken läßt, und als Beitrag

*) Vgl. Deutsche Mitarbeit an der Evangelisation Spaniens. Denkschrift des Berliner Zweigvereins im Anlaß fünfundzwanzigjähriger Thätigkeit von Hermann Dalton. Berlin, Kommissionsverlag der Deutschen Lehrerzeitung 1895. 36 S.

**) F. Fontane u. Co., Berlin, 1893. Preis 9 Mark.

zur Glaubenskrisis wie zum Pfarrerproblem im gegenwärtigen Wandel der Anschauungen. Natürlicher wäre es jedenfalls gewesen, wenn der Roman, wenigstens in den theologischen Kreisen, förmlich verschlungen worden wäre; freilich gehört dazu das Placet der offiziellen christlichen journalistischen Zensur, das ihm wohl immer versagt bleiben wird. Vielleicht lag es auch mit an der eigentümlichen Beleuchtung, in die er öffentlich gestellt wurde. Wenigstens wurde mir seinerzeit die Lektüre dadurch verleidet, daß er in den Blättern für litterarische Unterhaltung als eine Verherrlichung von Egidyscher Gedanken bezeichnet wurde. Der Widerwille gegen eine dichterische Behandlung der aufdringlichen Oberflächlichkeiten der „Ernsten Gedanken" wird viele abgehalten haben, ihn kennen zu lernen. Aber die Etikettirung gab auch hier wie gewöhnlich ein falsches Bild.

1

Wilhelm von Polenz gehört zu der realistischen jungdeutschen Richtung unter den modernen Dichtern, die man vielfach die naturalistische zu nennen beliebt. Wenn wir wegen seiner stark ausgeprägten Eigenart, die völlig aus dem Rahmen der Schule heraustritt, daran zweifeln möchten, so würde es uns seine neueste Sammlung von Novellen und Gedichten „Karline," *) die ostentativ dem proskribirten „Grünen Deutschland" gewidmet ist, und deren einzelne Stücke Gerhart Hauptmann, Max Halbe u. s. w. zugeeignet sind, sagen, daß er hier seine Kunstgenossen sucht. Aber er ragt aus ihnen in mancher Beziehung hervor. Vor allem ist er ein Meister im Erzählen. Was ich bisher bei den modernen Dichtern noch nie gefunden habe, das eigentümliche Behagen, das den Leser unwillkürlich überkommt und ihn für den tiefen Genuß der künstlerischen Schöpfung erst völlig disponirt, diese gefangennehmende Stimmung, die uns z. B. bei Gottfried Keller nach wenigen Zeilen erfaßt, versteht von Polenz zu verbreiten. Versteht ist aber wohl ein falscher Ausdruck, denn ich glaube nicht, daß es sich bei diesem eigentlichen Charisma des Romanciers um eine technische Fertigkeit, um eine eigentümliche Stilistik und Rhetorik handelt; es ist vielmehr eine unmittelbare Wirkung der Persönlichkeit des Verfassers durch die Erzählung hindurch. Wir empfinden es tief, daß sich die lebendige Schöpfung der dichterischen Phantasie in der abgeklärten, leidenschaftlosen, harmonischen Seelenstimmung des Künstlers auf den Leser hin reflektirt, wie in einem klaren See die ziehenden Wolken. Die olympische Ruhe des Darstellers liegt über dem wogenden Gange der Geschichte ausgebreitet. Man stelle es sich aber ja nicht als temperamentloses Fabuliren vor; von Polenz erzählt knapp, mit ungemein prägnanten Strichen, anziehend und spannend, oft mit hinreißendem Schwung und dramatischer Wucht. Das Temperament der Ereignisse kommt zu voller Geltung, aber die Darstellung bleibt harmonisch, klar, objektiv und ist darum desto treuer in unmittelbarer Wiedergabe des poetisch Geschauten. Aber natürlich immer dessen, was er und wie er es geschaut hat. Es ist das Auge eines an der Natur gebildeten, unter Menschen erfahrnen, gesunden, ernst sittlichen Mannes, der sinnend dieses Lebensbild gestaltete und dann zum künstlerischen Ausdruck brachte; doch zeigt sich das nicht darin, daß er darüber reflektirt und moralisirt, was ihm erscheint — das thut der Dichter überhaupt nicht —, sondern wie es ihm erscheint. Eine einfache Naturschilderung als Beispiel:

Wenn der hundertjährige Forst dahingesunken ist vor der Axt des Holzfällers, dann tritt mit einemmale ein völliger Wechsel ein; der Waldboden lernt den Himmel aus eigner Anschauung kennen. Keime, die nur darauf gewartet, daß die Riesen fallen sollten, werden munter und schießen in Uebermut empor. Die Zwergexistenzen sind jetzt Herren des Platzes und blähen sich in frecher koketter Pracht, bis ihre Zeit kommt und sie verdrängt werden von einem langsam wachsenden Geschlecht, das zielbewußt und ernst dem Himmel zustrebt, schlicht, in einfachem Kleide, ohne seine Kraft in farbenprächtigem Blütenschmucke zu vergeuden. (III, 20)

Was er aber erzählt, das ist wirkliches Leben. Hier haben wir volle Naturtreue der Gestalten, Verhältnisse und Ereignisse

*) Ganz besonders mache ich noch auf das Paul Göhre zugeeignete, ergreifende Gedicht „Vor einem Christusbilde" in dieser Sammlung S. 161 aufmerksam.

mit Licht und Schatten ohne die Verschleierungen der Prüderie und ohne die Schminke theatralischer Mache. Das stark pulsirende wunderliche Leben und Menschentreiben wird in vollendeter dichterischer Plastik vor Augen geführt, aber ohne die übertreibende Verzerrung ins Häßliche, ohne den Zug zum Gemeinen und die Lüsternheit nach dem Obscönen, die den gesunden Menschen bei so manchem unsrer modernen Realisten abstößt. Nichts wird idealisirt; in seinen charakteristischen, das Wesen offenbarenden Zügen, schlicht und anspruchslos wie die nackte Wirklichkeit steigt alles vor uns auf. Auch die auftretenden Personen sind keine Ideale, keine Studienköpfe aus Familienjournalen, keine christlichen Märchenprinzen, sondern Menschen, wie sie leiden und leben; ebensowenig sind sie Typen, instruktive Vertreter unterschiedlicher Arten, sondern Individuen, die ihr ganz eigentümliches Gesicht haben. Selbst der Pfarrer von Breitendorf ist kein Held, sondern eine Mischung von sympathischen und antipathischen Eigenschaften, aber ein lebendiger Mensch gerade in seinen Vorzügen und Schwächen. Ganz so einfach und natürlich ist auch die Geschichte selbst: keine theatralischen Ereignisse und verhängnisvollen Verknotungen von Schuld und Schicksal, sondern die ganz gewöhnlichen Erlebnisse und Erfahrungen eines Landgeistlichen in seiner Gemeinde, unter seinen Amtsbrüdern, mit seiner Wirtschafterin, einem tragisch endenden Freund, einem Atheisten und seiner Tochter, in die er sich verliebt, und seine innere Entwicklung, die ihn bei seiner innern Disposition, mit der er uns zu Anfang vor Augen tritt, und unter der Einwirkung aller der Faktoren, die an ihn herantreten, aus dem Pfarramt und dem offiziellen Christentum herausführt.

Dieser naturgetreuen künstlerischen Konzeption entspricht die Darstellung: keine Konstruktion der Personen, keine Stilisirung der Begebenheiten, kein künstlicher Stimmungszauber. Wer sich den Geschmack an dichterischer Sudelei und handwerksmäßigen Produkten verdorben hat, wird hier manches zu tadeln finden. Polenz legt uns nicht wie ein psychologischer Anatom die ganze geistige Struktur eines Menschen bloß und führt uns nicht den innern Mechanismus wie bei Gliederpuppen vor, er legt auch nicht abhandlungsmäßig den Fortschritt der Entwicklung dar, sondern stellt sie in greifbarer Deutlichkeit vor Augen. Wir sehen, wie sie leben, und es bleibt uns überlassen, die Verbindungslinien zu ziehen. So geschieht es, daß uns ein Charakter nicht auf den ersten Blick klar und durchsichtig erscheint, ja wir vermissen überall ein entscheidendes Votum des Verfassers, das das eigne Urteil überflüssig macht. Die innere Entwicklung des Helden ist oft verborgen. Er verbreitet sich nicht in breittretender Weise darüber, sondern giebt uns zu denken, wie das Leben, bietet uns Rätsel, wie die Menschen um uns. Aber doch stehen sie leibhaftig vor uns, so markant und lebensvoll, daß von einer Verwischung der Züge nicht die Rede sein kann.

Wie wundervoll lebenswahr die Darstellung ist, zeigt sich vielleicht am schlagendsten darin, daß die unwillkürliche Komik des Lebens, die uns oft in den ernstesten Situationen überkommt, aus den verschiedensten Episoden des Romans aufblitzt. Nirgends sind absichtlich humoristische Lichterchen aufgesteckt, sondern der unmittelbare Eindruck erweckt die Heiterkeit, und ich bin überzeugt, daß, wer im Leben keinen Blick für die komische Wirkung hat, auch hier darüber hinweglesen wird, ohne sie zu empfinden. Der Mensch lebt zum guten Teil eine unwillkürliche Satire für einen hypothetischen unbeteiligten Zuschauer. Vielleicht fällt sie manchem im „Pfarrer von Breitendorf" überraschend auf, weil er hier eben mehr unbeteiligter Zuschauer ist, als im praktischen Leben. Eine Fülle von Beispielen ließe sich für die ganze Eigenart des Verfassers anführen, aber es wäre eine Beeinträchtigung des vollen Genusses bei der Lektüre.

2

Der Roman spielt völlig in pfarramtlicher Sphäre, nie tritt er aus dem Gebiet des kirchlichen Lebens hinaus, selbst der atheistische Dissident Dr. Haußner und der jugendliche Spötter Dr. Herzner vervollständigen nur das Bild. Und das ist überwältigend in seiner Naturwahrheit, so überwältigend,

daß man bald über die haarscharfe Treue der Wiedergabe unwillkürlich auflacht und bald über die Jämmerlichkeit unsers kirchlichen Lebens, die uns handgreiflich vor Augen tritt, aufstöhnt. Jugendlichen Enthusiasten unter den Theologen gebe man den „Pfarrer von Breitendorf" in die Hand, um sie vor niederdrückenden Enttäuschungen zu bewahren.

Die tiefe Kenntnis der ländlichen Verhältnisse seitens des Verfassers ist ganz erstaunlich. Die kulturellen, sozialen, sittlichen und religiösen Zustände unter unserm Landvolk sind trefflich geschildert. Die alte Märzliebshanne und ihre Familie, der Gärtnergewendbauer, die Besprechfrau Tonchen, der Schuster Herrklotz, die Armenhäuslerin mit ihren fünf Kindern, der taube Tobis und Schunkelernst, der Lumpensammler, der „Oekonom" Finke und die Taufgesellschaft in Ferbersbach, das sind wundervoll getroffne Dorfindividualitäten. Die Stecherei auf dem Tanzboden, das Stelldichein der Dorfjugend, die Gemeindeversammlung, die verschiednen Krankenlager, die „gruße Leiche," die dörflichen Umtriebe: alles giebt zusammen ein lebensvolles Bild. Wertvoll ist geradezu der Einblick, den uns der Verfasser in die eigentümlichen Gedankengänge der Bauern, in ihr religiöses Leben, in die merkwürdige Mischung von Glauben und Aberglauben thun läßt.

Alles steht selbstverständlich in straffer Beziehung zur pastoralen Thätigkeit. Wir erleben, wie der Pfarrer Gerland — so heißt der Titelheld — immer gründlicher die innern Verhältnisse durchschaut und immer mehr aus seinen Illusionen ernüchtert wird. Die ungeheuern Schwierigkeiten für die geistliche Wirksamkeit auf dem Lande habe ich noch nirgends so klargelegt gefunden, wie hier, man sieht sie eben vor Augen: die Mühe, sich überhaupt sprachlich zu verständigen, die peinlichen Situationen mit den unvermeidlichen Mißgriffen, wie wenn Gerland sich hinreißen läßt, Betrunkene zu tadeln mit dem tragikomischen Erfolge:

Der Gestürzte hatte den stützenden Baum inzwischen fahren lassen und saß jetzt im Grase. Er nickte Gerland beistimmend zu und rief mit gröhlender Stimme: „Dos is unse Pfarr! Ju ju, dos is unse Pfarr!" Dann begann er, immer noch sitzend, „Jesus meine Zuversicht" zu intoniren.

— das tiefe Mißtrauen, das dem Geistlichen von überall her entgegengebracht wird, den zähen Widerstand gegen alles Neue, die Anfeindungen und Intriguen, die angezettelt werden, und endlich den tiefen Graben zwischen der geistigen, kulturellen Verfassung des Pfarrers und der Gemeinde.

Pfarrer Gerland hatte schon in seiner städtischen Thätigkeit seine Illusionen zerfliegen sehen:

Der innere innige seelische Verkehr zwischen Gemeinde und Seelsorger, wie er ihn sich ausgemalt, war nicht möglich. Die Geister waren stumpf. Die Religion bedeutete ihnen nicht ein tiefquellendes Bedürfnis, im besten Falle eine Gewohnheit. Vom Geistlichen verlangten sie, daß er Sonntags und Feiertags in althergebrachter Weise der Agende gemäß den Gottesdienst abhalte und das Abendmahl administrire, daß er, wenn gerufen, zu Taufen erscheine und im übrigen keinen auffällig schlechten Lebenswandel führe und einen — — schwarzen Rock trage. Versuchte er, sein Amt höher auffassend, ihnen als geistlicher Freund und Berater zu nahen, so stieß er auf verschlossene Herzen und Thüren. Das niedere Volk setzte seinem Werben offne Feindschaft und rohen Hohn entgegen, bei den Wohlhabenden stieß er auf Lauheit, und die Gebildeten lächelten über seine Bemühungen.

Diese Erfahrungen haben ihn aufs Land getrieben, um hier in andrer Gestalt dasselbe zu erleben. Es ist ergreifend, seine fast vergeblichen Bemühungen zu sehen: Beeinflussung des Lehrers, Bibelstunden, Bußpredigten, Gemeindediakonie u. s. w. Aber es ist nur zu wahr, was uns von Polenz schildert. Man könnte ganze Partien herausschreiben, die in ausgezeichneter Weise das fast tragische Bild der geistlichen Thätigkeit in den Landgemeinden schildern, von dem der junge Kandidat keine Ahnung hat, der mit schwellenden Hoffnungen hinauszieht. Allerdings giebt es auch Lichtpunkte, einzelne Persönlichkeiten und Erlebnisse, und als Pfarrer Gerland sein Amt niederlegt, zeigt es sich erst, wie sehr er doch die Zuneigung vieler gewonnen hat.

Doch das ist ja nur die eine Seite des pastörlichen Lebens. Mindestens ebenso eingehend lernen wir die Amtsbrüder kennen, wo sich der unverheiratete Pfarrer Anregung sucht, ihre Zusammenkünfte bei Konferenzen, Missionsfesten und

andern außerordentlichen Gelegenheiten, den Verkehr mit dem Superintendenten und Patron, kurz alles, was in den Gesichts- und Berufskreis eines Pfarrers tritt. Finden wir hier dieselbe unbestechliche Treue, denselben Scharfblick in der Erfassung des Charakteristischen? Es ist keine Frage, daß wir von der größern Anzahl der hervortretenden Geistlichen auf das peinlichste berührt werden. Sie stehen tief unter dem Niveau eines Verkündigers des Evangeliums sowohl hinsichtlich wahrer Bildung, geistiger Begabung, glühenden Eifers, als Reinheit des Charakters und tiefen Verständnisses des Christentums. Dieser Superintendent, der von widerlichster Salbung trieft und den Zweck alle Mittel heiligen läßt, der mit einem Auge nach „oben," mit dem andern nach der Oeffentlichkeit schielt, vor nichts so zittert als vor „unliebsamem Aufsehen," ein subalterner Geist durch und durch; dieser grundgelehrte Badeprediger, der eine doppelte Wahrheit, eine für sich und eine für Andre führt, aus dem niemand klug und bei dem niemand warm wird, der aber die hochgeehrte Zierde der Geistlichkeit der Ephorie ist, mit seiner geldaristokratischen Frau, der „nicht gebetet haben" vorkommt wie nicht gewaschen, und die jeden Mann als Objekt ihrer Koketterie ansieht; der brutale und triviale Philister und Sarkiker in der Nachbargemeinde, der sich bei dem laxen Ton seiner Tischgenossen im Wirtshaus wohl fühlt und für eine frivole Gotteslästerung nichts übrig hat als: „Fünfzig Pfennige in die Strafkasse!"; der kriecherische Streber und Stellenjäger und andre — es sind elende Vertreter des geistlichen Amtes, unter denen sich der hochherzige, ernste und aufrichtige Pfarrer von Breitendorf, der zersetzend scharfe Denker und schlagfertige Kritiker im Diakonat zu Annenbad, die anima candida des einfältigen, demütigen, innig religiösen Patriarchen in Göhdaberg nicht wohl fühlen können. Man möchte gern sich durch den Gedanken schützen, daß hier Verzerrungen vorlägen, aber sofort steigen Gestalten vor uns auf, die die Naturtreue dieser Bilder bestätigen. Zudem ist mir von kompetenter Seite bestätigt worden, daß sie nach der Natur gezeichnet seien. Gewiß liegt nur eine scharfe Linie zwischen Karrikirung und verschönernder Retouche, und es mag sein, daß sie hie und da einmal ein klein wenig verfehlt worden ist, aber das giebt noch lange kein Recht, von tendenziöser Zeichnung zu sprechen. Wir haben allen Anlaß, recht tief in diese Spieglungen zu schauen und daraus zu lernen.

Es würde zu weit führen, um auch nur über die hauptsächlichsten Episoden, die uns die Erzählung vorführt, zu berichten. Sie sind immer ungemein charakteristisch und interessant und bieten neben dem künstlerischen Genusse durch die Fülle feiner Beobachtungen viel, sehr viel Stoff zu besinnlichem Nachdenken.

3

Der Roman ist „M. v. Egidy, seinem ehemaligen Rittmeister, in dankbarer Verehrung gewidmet." Die Beziehung ist durch das Problem gegeben. Das Zeitphänomen „Egidy," das ganz unabhängig vom Gehalt der „Ernsten Gedanken" besteht und ebenso ernst zu nehmen ist, so wenig wir es mit „den Gedanken" vermögen, erscheint mitten im Schoße der Kirche in der Gestalt eines Pfarrers, der trotz seines religiösen Sinnes, ja infolge dessen an der Kirche als solcher und an ihrem überlieferten Glauben irre wird. Diese Entwicklung spielt sich auf dem Hintergrunde des großen religiösen Zersetzungsprozesses in den gebildeten Schichten ab, der uns hauptsächlich in der tragischen Gestalt des Diakonus Fröschl vor Augen tritt, aber seine zitternden Schwingungen durch die ganze Geschichte zieht. Der zerstörenden Energie der naturwissenschaftlichen Weltanschauung gegenüber einerseits die altväterische gläubige Einfalt, der bäuerliche Aberglaube und die dörfliche Geistesstumpfheit, andrerseits der konservative Positivismus des Nichtdenkens und die schwächliche Kompromißwirtschaft — das sind die Elemente und Faktoren der ergreifenden Geistesgeschichte, die uns von Polenz in seinem Roman entrollt.

Fassen wir ihn nun als Tendenzschrift in novellistischem Gewande, so ist er entschieden mißglückt; nehmen wir ihn aber als einfaches Kunstwerk, so ist er ausgezeichnet. Das heißt: wollte der Verfasser eine normative Entwicklung plastisch fixiren, die

jeder ehrliche moderne Mensch, der gläubig ist, notwendig heutzutage durchmachen muß, so ist ihm das nicht gelungen, weil dieser Pfarrer Gerland nie ein normaler Christ gewesen ist, sondern nur ein religiöser Enthusiast, und weil er den rechten Weg nicht findet, der ihn sowohl aus dem kirchlichen Dilemma als auch auf festen Grund für seinen zerfließenden Glauben geführt hätte; wollte er uns aber nur erzählen, wie es einer derartig beanlagten und gewordnen Persönlichkeit, wie es der Pfarrer von Breitendorf ist, in der kirchlichen und religiösen Not unsrer Zeit ergehen kann, ja unter diesen Verhältnissen ergehen mußte, so hat er ein ergreifendes Meisterwerk von überwältigender Naturtreue geschaffen.

Es ist kein Zweifel, daß das Letztere der Fall ist. Ein moderner Künstler kann überhaupt gar nicht irgend ein Problem durch eine Dichtung lösen wollen, sondern er kann immer nur schildern wollen, wie es irgendwo zu einer ganz individuell eigenartigen Erscheinung kommt, die überhaupt infolge ihrer ganz bestimmten psychologischen Voraussetzungen nur einmal vorkommen kann und zu Erscheinungen führt, die nur unter dem hier vorhandnen kuriosen Gemisch von Verhältnissen und Faktoren notwendig sind. In den religiösen Kontroversen, die im Roman vorkommen, handelt es sich also nicht um wissenschaftliche Erörterungen, sondern um vom Dichter geschaffne persönliche Diskussionen, die in dieser Form, mit diesem Gang, mit diesem Resultat nur den betreffenden Persönlichkeiten möglich sind. Gerland, Fröschl und Polani reden ebenso wie die Märzliebshanne und Pfarrer Dornig nicht wie Bücher, sondern wie Menschen, weil alle Menschen sind und keine Masken. Die Darlegungen und Argumente auf dem religiösen Gebiete, die uns der Roman in reicher Mannichfaltigkeit bringt, sind also an sich wie in ihrer Wirkung immer psychologisch relativ. Es handelt sich darum nie um die Frage, ob sie an sich, sondern ob sie psychologisch richtig und gründlich sind. Wer das nicht im Auge hat, sondern sich, wie das vor allem bei den streitbaren Theologen leicht der Fall ist, bei jeder behandelten Frage sofort in eine blutige Kritik stürzt, der bringt sich um den ganzen Genuß des Romans. Wenn wir aber mit beschaulichem Behagen die Persönlichkeiten mit ihrem Denken und Sichaussprechen an uns vorüberziehen lassen, so haben wir nicht nur einen vollen künstlerischen Genuß, sondern lernen auch sehr viel praktische religiöse Psychologie und Naturlehre, die kein Professor liest, und die doch für jeden, der religiös wirken will, so nötig ist.

Daß uns die Gespräche und Ausführungen im Roman sehr viel Anregung zu neuer Erwägung der wichtigen Probleme geben, ist damit natürlich keineswegs ausgeschlossen, sondern ebenso selbstverständlich wie bei jeder neuen Bekanntschaft, die wir mit einer tief dafür interessirten Persönlichkeit machen. Niemand wird das Buch ohne Nutzen aus der Hand legen, nur gebe man es nicht geistig Unselbständigen, die jede Aeußerung als einen unfehlbaren Spruch ex cathedra auffassen.*)

Johannes Müller

Verschiedenes

(Der Hungerpastor) von Wilhelm Raabe. Berlin. Otto Janke. Geb. 5 Mk.

„Es geht uns oft so," meinte neulich ein Mitarbeiter dieses Blattes, „daß wir über dem vielen Guten und Schlechten, was die Tageslitteratur bringt, die schon ein paar Jahrzehnte alten Bücher vergessen." Es ist auch kein neues Buch, an das die Leser der Christlichen Welt durch diese Zeilen erinnert werden sollen; es ist vielleicht noch nicht einmal ein sehr „bedeutendes" Buch, und doch ein Buch, was vielmehr gelesen zu werden verdiente. Es erzählt uns die Lebensgeschichte des Kanditaten Johannes Unwirrsch aus der Kröppelstraße in Neustadt vom Tage seiner Geburt bis zu seiner Heirat. Als Folie dient ihm der glänzend begabte Judenknabe Moses Freudenstein, dessen Lebensweg anfangs mit dem seinen gleichläuft, später ihn auf mancherlei Weise kreuzt, bald ihn fördernd, bald ihm schadend. Eine Menge andrer Gestalten wandern im Lauf dieser einfachen Geschichte an uns vorüber; und wir gewinnen sie fast alle lieb, diese Leute; von der Schustersfrau Christine Unwirrsch, der Base Schlotterbeck und dem biedern Oheim Grunebaum an, die die Jugend unsers Helden mit liebevoller Sorge hüten und verschönen, — bis später zu dem Leutnant Rudolf Götz und seinem Fränzchen, diesem stillen, schüchternen, aber wenn es gilt, andern Trost und Hilfe zu bringen, auf einmal so mutigen Wesen.

Raabe versteht es trefflich, uns am Beginn seiner Geschichte die Kröppelstraße und weiter alle die Orte zu schildern, an denen das Leben den Kandidaten Unwirrsch vorüber führt, bis wir zuletzt an der rauschenden Ostsee, an der sein Hunger gestillt wird, an der er die Liebe und das Glück im Wirken für andre findet, von ihm Abschied nehmen.

Von einfachen Leuten und einfachen Lebensverhältnissen redet uns das Buch, und doch von etwas, was gar nicht so einfach ist, von dem Hunger, der in mancherlei Gestalt das Leben all dieser Menschen durchzieht, von dem edeln Hunger nach Wissen und Wahrheit, nach Liebe und Glück, der das Leben reich macht; „der heiligen Macht des echten und wahren Hungers," von der Raabe meint, „daß wir doch nichts Besseres in der Welt haben"; aber auch von dem traurigen Hunger nach Reichtum und Macht, nach äußerm Glanz und Schein, der das Herz so kalt und leer läßt, unglücklich und friedlos. So ist es denn ein Buch, was nicht rasch und flüchtig gelesen werden kann; nein, ein nachdenkliches Buch ists, in später Abendstunde zu lesen, wenn es still in uns und um uns geworden, oder unter dem Christbaum, wenn wir ausruhen wollen von der Hast und dem Getriebe der vorhergehenden Wochen.

Ich mußte beim Lesen immer an die Bilder der alten Maler denken, die mit andächtiger Liebe jeden kleinen und kleinsten Zug an ihren Werken ausführten, und sie machen uns darum doch keinen kleinlichen Eindruck; sie wecken in uns oft höhere Gedanken, edlere Empfindungen, als es die neuen Maler können, die in großen, eiligen Zügen irgend ein vielleicht viel tieferes Problem auf die Leinwand schreiben. — So ist es auch mit dem Hungerpastor. Ein altmodisches Buch ist es wohl, aber dem, der sich hinein vertieft, wird es mehr zu sagen haben auch für sein eignes Leben, als gar manche der bedeutenden neuen Erscheinungen, mögen sie uns auch von den heißen Gefühlen, den brennenden Fragen, dem energischen Streben, das unsre Tage bewegt, oft in viel spannenderer und aufregenderer Weise erzählen, als Wilhelm Raabe in dem eben besprochnen Roman. H v D

(Hermann Dalton) hat seinem Angriff auf den Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein einen zweiten folgen lassen, den er sonderbarerweise „ein Wort der Abwehr" nennt. Er konnte doch das, was Männer des angegriffenen Werks zur Verteidigung ihrer Sache und Person gesagt haben, nicht als Angriff empfinden. Prediger Arndt in Berlin, der jetzige Vorsitzende des Vereins, hat neuerdings auf Daltons zweites Wort erwidert in Nr. 4 der Protestantischen Kirchenzeitung. Wir würden gern ausgesprochenem Wunsche folgen und diese Antwort für die etwaigen Leser der Daltonschen Broschüre hier abdrucken, wenn es uns nicht fruchtbarer schiene, einem Manne, der sich noch nicht zur Sache geäußert hat, unsre Spalten dafür zu öffnen. Für heute nur meine unmaßgebliche Meinung. Daß die im Anfang zuweilen mit allzugroßen Prätensionen aufgetretne neue Missionsunternehmung in Japan hartes Lehrgeld hat zahlen müssen, wußte jeder, der dem Werke nur einigermaßen näher stand. Aber auch das konnte der Wohlwollende beobachten, daß der Verein mit allem Ernst in die Schule ging und im Glauben an die Kraft des Evangeliums treu weiter arbeitete. Die Art, wie Dalton Kritik geübt hat, läßt die brüderliche Gesinnung vermissen, mit der sonst christliche Unternehmungen von Christen angesehen und behandelt werden. Die Geschichte unsrer äußern und inneren Mission pflegt in kirchlichen Kreisen zumeist als lichte Ruhmesgeschichte christlicher Gläubigkeit behandelt zu werden. Sieht man näher zu, wie viel Menschliches atmen die Anstalten, Werke und Vereine! Daltons unbilliges Vorgehen hat mir die Erkenntnis nur gestärkt, daß die deutsche Mission in Japan eine gute, in aller menschlichen Schwachheit begonnene, doch von Gott gewollte und getragne Sache ist, und so werden mit mir viele urteilen, mögen sie dem Werke selbst nahe oder fern stehen. R

(Wer besetzt in Preußen die theologischen Fakultäten?) Vor einiger Zeit meldeten die Zeitungen, daß Professor Volck in Dorpat zweimal einen Ruf nach Bonn erhalten und beidemal abgelehnt habe. Selbstverständlich nahm man an, daß diese Verhandlungen vom preußischen Kultusminister geführt worden seien. Jetzt aber schreibt ganz ungenirt Pfarrer Kühn in Siegen namens der Rheinisch-westfälischen Vereinigung der Freunde des kirchlichen Bekenntnisses:

„Da die Anfrage bei D. Volck von dem Vorstande der Rheinisch-westfälischen Vereinigung ausgegangen ist, so teile ich auf Grund unsrer Protokolle mit, daß Professor D. Volck im Juni 1895 aus Rücksicht auf Dorpater Verhältnisse eine abschlägige Antwort gab. In unsrer Sitzung vom 26. Juni haben wir darauf unsern Vorsitzenden beauftragt, nochmals mit D. Volck in Verhandlung zu treten. Auf welchen Tag die zweite Absage fällt, ist aus den Protokollen nicht zu ersehen, wohl aber, daß unser Vorsitzender am 22. Oktober in der Sitzung mitgeteilt hat, daß Professor D. Volck bei seinem Entschluß beharre."

Diese Mitteilung ist ungemein dankenswert. Die Verhandlungen mit D. Volck sind seitens der Rheinisch-westfälischen Vereinigung mit einem Ernst geführt worden, der nur berechtigt war, wenn sie mindestens eine Art Präsentationsrecht für diesen zweiten Strafprofessor hatte. Man darf billig fragen: wer besetzt heute in Preußen die theologischen Fakultäten? R

(Nachrichten aus der Türkei) über Metzeleien unter den Christen, auch unter den Protestanten, hat die Evangelische Allianz zusammengestellt. Sie finden sich in der gleichzeitig erscheinenden Chronik abge-

*) Daß einige wenige Unrichtigkeiten sich in einem Roman finden, der eigentlich fachmännisches theologisches Studium voraussetzt, ist natürlich. Unangenehmer berühren die vielen Druckfehler, die hoffentlich bei der zweiten Auflage verschwinden werden.

druckt. Unsers Erachtens sollten der türkischen und insbesondre der armenischen Verhältnisse kundige deutsche Männer sich zu einem Komitee vereinigen, Nachrichten zu schaffen und zu sichten und der wachsenden Teilnahme die rechten Wege zu weisen. R

Quittung

Für den armen Pfarrer (vgl. Nr. 51 des vorigen Jahrgangs): 5 Gulden von R St, Wien; 5 Mark von B, Tschirma; je 3 Mark von Sch, Nienburg; N N, Dresden.

Für die Pfarrerstochter und Lehrerswitwe in Kaschau: 3 Mark von F J H, Dresden.

Für die bedrängten Christen in Armenien: 10 Mark von G L, Tübingen; je 5 Mark von E, Gronau; v. H, Großlichterfelde; 4 Mark von N N; 2 Mark von E G, Straßburg.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 6 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Durch die Geburt eines gesunden Töchterchens wurden hocherfreut
Pfarrer Lic. Adolf Deißmann und
Frau Henriette geb. Behn.
Herborn, den 27. Januar 1896.

Statt besondrer Meldung:
Gott schenkte uns heute ein gesundes Töchterlein.
Neuhaus a. E., 1. Februar 1896.
Erbe, Pastor, und Frau Margret geb. Roscher.

Wir suchen für unsre 19jährige Tochter, welche bereits ein Jahr in der franz. Schweiz war, **Aufnahme in einer gebild. Familie,** worin dieselbe Gelegenheit findet, unter Leitung der Hausfrau sich im Hauswesen und im geselligen Umgange zu vervollkommnen, ohne gegenseitige Vergütung. Familienanschluß Bedingung.
Off. u. W an die Exped. d. Bl.

Zum 1. April suche ich ein durchaus **gebildetes junges Mädchen** als Stütze der Hausfrau, welches kinderlieb und in weiblichen Arbeiten erfahren ist. Völliger Familienanschluß gewährt; Gehalt nach Uebereinkunft.
Frau Domprediger Bithorn,
Merseburg

Buchhändlerlehrling
mit höherer Schulbildung findet zu Ostern gute Aufnahme bei
Alfred Lorentz,
Sortiment u. Antiquariat, Leipzig

Planinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph
in Giessen Nr. 162.

Töchterheim
des ev. Diakonievereins.
Pensionat für Töchter gebildeter Stände zu häusl., wissenschaftl., gesell. u. Berufsausbildung in **Cassel, Schloß Werdorf** und **Norderney.** Ziel: sittliche u. wirtschaftliche Selbständigkeit. Preis 800 Mark, für Vereinsmitglieder Selbstkosten. Prospekte durch Prof. D. Zimmer, Herborn.

G. Soltau,
Verlagsbuchhandlung, Flensburg.
Soeben erschien:
Tabellarische Uebersicht der gewöhnlichsten Perikopen
von **A. Nissen,**
Hauptpastor in Eckernförde.
Preis 50 Pfg.
Das Buch enthält eine Zusammenstellung von 9 Perikopenreihen, sowohl der Evangelien wie Episteln, nach dem Gang des Kirchenjahres übersichtlich geordnet. Es sind die altkirchlichen, Württemberger, Badenser, rheinischen (Nitzsch), die Braunschweiger, Nassauer, Hamburger, sächsischen und bairischen (Thomasius) Perikopen in dieser Zusammenstellung einzig in ihrer Art und daher für jeden Geistlichen gewiß von Interesse und Nutzen.

Neu! **Für nur Mk. 6.—** (Fabrikpreis) vers. 1 brillante, extra solid gebaute, ca. 36 cm große **Konzert-Zug-Harmonika** mit 10 Tasten, 2 Registerzüg., 2 dopp. Bässen, vollständ. ff. Nickelbeschl. u. Zuhalter, ff. Ausstatt., starken, breiten, unzerbrechl pat. Tonzungen, schöner, voller, doppelchöriger Orgelmusik, großer u. weit ausziehb. dreifacher Doppelbalg; jede Falte ist mit Stahlschutzecken versehen, wodurch Beschädigung unmöglich. Wirklich großes, aus bestem Material gearbeitetes **Pracht-Instrament** (keine sogen. Export- od. Marktware). Jed. Käufer erh. auch eine neue praktische Schule z. Selbstlernen **umsonst**, wonach gleich d. schönsten Lieder, Tänze, Märsche, Choräle u. s. w. gespielt werden können. Umtausch gestatt. Garantieschein wird beigefügt.
O. C. F. Miether.
Hannov. Harmonika- u. Musikinstr.-Fabrik in **Hannover II,** Steinthorfeldstr. 19.
NB. Allen werten Bestellern gebe noch ein kleines Musikinstr. **umsonst,** nur damit Sie sich von d. Güte und Preiswürdigkeit meiner Fabrikate überzeugen sollen. D O

Material zu **Missions-Stunden** liefert das **Beiblatt** zu d. **Allgem. Missions-Zeitschrift,** hrsg. von **D. Warneck.** Preis der Zeitschrift p. a. **7,50 Mk. franko.**
Berlin W. 9 **Martin Warneck,** Verlagsh.

Evangelisch-soziale Konferenz

Mittwoch, den 12. Februar vormittags 10 Uhr in Halle a. S. in den Kaisersälen

Eingangsgebet: Konsistorialrat Professor D. Hering aus Halle.

Der Geschichtsmaterialismus der Sozialdemokratie: Pastor Dr. Lorenz aus Erfurt.

Mittagspause. Fortsetzung 1/2 3 Uhr.

Die soziale Bedeutung der Schule in der Gegenwart: Prof. Dr. Rein aus Jena.

Senior D. Bärwinkel in Erfurt, Professor Dr. Diehl in Halle. Direktor Dr. Fries in Halle. Konsistorialrat D. Hering in Halle. Diakonus Hertel in Erfurt. Graf Hohenthal in Dölkau. Pastor Kötzschke in Sangerhausen. Pastor Dr. Lorenz in Erfurt. Professor Dr. Seeligmüller in Halle. Rittergutsbesitzer Schirmer in Neuhaus. Pastor Wächtler in Halle. Pastor Werner in Beckendorf.

Offerire:
Ohly, Siehe, das ist Gottes Lamm. 1890. 42 Pass.-Pred., statt 3.50 Mk., f. 2.50 Mk.
— Wachet, stehet im Glauben. 61 Konfirm.-Reden, 1886, statt 4.— Mk. für 3.— Mk.
Rambach, Stille halbe Stunden für die Passionszeit. Eleg. geb. statt 4.50 Mk. für 1.50 Mk.
Schulze, Lic., Passions- und Osterfeier. 11 Pred. üb. d. 7 Worte u. Auferstbg., statt 2 Mk. für 1.— Mk.
Tholuck, Pred. üb. d. Augsburg. Konfession u. 18 Pred. üb. d. Leidensgesch. 3. Aufl., 1863, statt 4.50 Mk. für 2.— Mk.
Warneck, Pontius Pilatus, 1867, statt 3.— Mk. für 1.50 Mk.
Katalog 17: Kirchengesch. — 19. Alte Theologie. — 20. Kasualreden. — 21. Prakt. Theologie. — 22. Kathol. Theologie. — 23. Litteratur — werden gratis und franko versandt.
J. Krause, Antiquariat, Halle a. S.

Isabella-Akkord-Zither
von jedermann ohne Musikkenntnis sofort spielbar: 6 Manuale, 25 Saiten, prachtvoller Ton, schwarz polirt mit Malerei, Perlmutter- u. Rokokoarbeit, mit Stimmschlüssel, Stimmpfeife, Zitherringe, Notenhalter und 3 **Notenheften** je etwa 15 Stücke enthaltend, **alles zusammen** liefere für **nur 12,50 Mk.** inkl. Verpackung gegen Nachnahme. Reeller Ladenpreis 18 bis 20 Mk.
Richard Kor, Musikwerke, Duisburg a. Rh.

Soeben ist erschienen:

Das Elend in der Hausindustrie der Konfektion

von
Oda Olberg
Broschirt 1 Mark
Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Die Kirche

Evangelisch-protestantisches Sonntagsblatt

Sechs provinzielle Ausgaben. Aufl. 17000. Preis 40 Pfge. vierteljährl.
Agenten gesucht gegen hohen Rabatt
Postzeitungsliste Nr. 3384. Versandstelle: J. Hörning in Heidelberg
(ebenda erscheinen die von Drews, Issel und Kind herausgegebnen Pfennigpredigten)

„Zu den erfreulichen Erscheinungen, die der kirchl. Liberalismus gezeitigt hat, gehört sein in mancherlei Formen erscheinendes Sonntagsblatt: Die Kirche" (Chr. W. 1892, Nr. 9, Sp. 199)

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1481. Vierteljährlich 1,50 Mark

Nr. 5: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Der Schluß der Festpredigt des Generalsuperintendenten Faber; Das preußische Ordensfest; Vom christlich-sozialen Kriegsschauplatz; Pastor Wittenberg — Evangelische im Auslande: Die internationale Missionskonferenz für Studenten in Liverpool — Verschiedenes: Dem verstorbenen Bischof Reinkens; Vermischte Nachrichten — Personalien

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst

55. Jahrgang

Postzeitungs-Nr. 2932. Vierteljährlich 9 Mark.

Nr. 6: Deutsche Weltpolitik — Freiwillige Flottensteuer — War Dürer ein Papist? Von Konrad Lange — Von den Berliner Theatern — Die Kunst. Erzählung von Theodor Duimchen (in Dresden). (Fortsetzung) — Maßgebliches und Unmaßgebliches — Litteratur

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 7 — Leipzig, den 13. Februar — 1896

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Die Macht der Liebe — Das Christentum die absolute Religion — Vor fünfzig Jahren. Erinnerungen aus der Zeit der Entstehung der waadtländischen Freikirche — Boris von Bulgarien — Christentum und Partei. Laiengedanken aus Anlaß der Landtagsrede des Herrn von Kröcher — Das Glück im Winkel. Schauspiel in drei Akten von Hermann Sudermann — Verschiedenes: Die soziale Lage der Frau; Der Schluß des Markusevangeliums; 81 Choräle; Die Perle der Familie — Tageszeitung! — Anzeigen

Die Macht der Liebe

Ihr wisset, daß die weltlichen Fürsten herrschen, und die Mächtigen unter ihnen haben Gewalt. Aber also soll es unter euch nicht sein, sondern, welcher will groß werden unter euch, der soll euer Diener sein, und welcher unter euch will der Vornehmste werden, der soll aller Knecht sein. Denn auch des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zur Bezahlung für viele. Mark. 10, 42—45.

Wie ähnlich und doch wie ungleich ist das Wohlwollen, das die Philosophie im Namen der Menschlichkeit von einer sittlichen Persönlichkeit verlangt, der Liebe, in der Christi Jünger ihrem Meister nachfolgen sollen! Darin sind beide einig, daß die Sucht, das eigne Ich zur Geltung zu bringen, sich nicht dem Wohl der Mitmenschen entgegensetzen darf, und das Gebot der Liebe: Alles, was ihr wollt, das euch die Leute thun, das thut ihr ihnen, könnte auch dem Wohlwollen als Richtschnur dienen. Aber während das Wohlwollen eine Regung des Gemüts neben andern ist, ist die Liebe eine heilige Leidenschaft, die alle Kräfte und alle Regungen der Seele in ihren Dienst zieht. Nicht philosophisches Wohlwollen, sondern die lodernde Glut der Liebe hat Christus zu seinem Wirken und Leiden gedrängt. Fremd ist der abwartenden Ruhe des Wohlwollens der verzehrende Eifer, der den Heiligen Gottes treibt, seinen Beruf nach dem Willen seines Vaters im Dienste seines Volkes, im Dienste der Menschheit zu erfüllen. In scharfem Gegensatz zu dem freundlichen Gleichmut des Wohlwollens steht der gewaltige Zorn, in dem die Liebe des Erlösers aufflammt zu strafendem Weheruf über die Heuchler, die unter dem Scheine der Frömmigkeit das Werk der Barmherzigkeit hindern. Fern liegt der stillen Heiterkeit des Wohlwollens das herbe Weh der verschmähten Liebe, das in den Thränen des Heilands über das durch eigne Schuld verlorne Volk, über die durch die Sünde ihrer Bürger dem Untergang verfallene Stadt ausströmt. Unerschwinglich ist der vernünftigen Ueberlegung des Wohlwollens — aus der der Entschluß, im Dienste der Menschheit ein Werk zu wagen, das vielleicht das Leben kostet, wohl hervorgehen kann — der Gedanke, gerade Leiden und Tod als Mittel zu ergreifen, um die Menschen aus dem Bann der Schuld und der Knechtschaft der Sünde zu befreien, der göttliche Gedanke, in dessen Durchführung die Liebe des Herrn ihre Krone erringt.

Nur eine Liebe, die der seinen ähnlich ist, gewährt uns die Freiheit einer Herrscherstellung im Kreise der Menschen, unter denen wir leben und wirken. Denn wer groß werden will, der muß sich in den Dienst seiner Brüder stellen, und wer der Vornehmste werden will, der darf sich nicht weigern, Aller Knecht zu sein. Wer aber sein Leben aufreiben soll als Diener, als Knecht aller Menschen, der hat stärkere Antriebe nötig, als sie ein freundliches Wohlwollen ihm darbieten kann, der braucht die Energie einer heiligen Leidenschaft, die Kraft einer glühenden Liebe. Und diese Liebe bricht mit lebendiger Gewalt hervor aus dem Glauben an die ewige Liebe Gottes, die uns in der Gemeinschaft mit Christus Leben und Frieden schenkt. Denn wenn es unsre Seligkeit ist, uns in demütigem Vertrauen in Gottes guten und gnädigen Willen zu ergeben, so ist es der höchste Wunsch unsers Lebens, der Wunsch, auf dessen Erfüllung wir mit Sehnen und Bangen hoffen: Gottes guter und gnädiger Wille geschehe bei allen Menschen, möchte Allen geholfen werden und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Das Höchste und Beste, was wir im Leben haben, scheint uns entwertet, wenn es sich nicht Allen als das Edelste und Größte erweist. Wir fühlen uns von verzehrendem Eifer erfaßt, mitzuwirken zum Siege der Liebe Gottes in der Menschheit; wir nehmen seinen Willen in unsern Willen auf, und indem wir Gott mit ganzem Herzen lieben, lieben wir alle, die seine Vaterliebe umfaßt.

Diese Liebe birgt in sich die Kraft, durch die wir unser Leben opfern können im Dienste aller Menschen, mit denen uns das Leben zusammenführt, und im Dienste der gesamten Menschheit, in die wir durch unser natürliches Wesen eingeschlossen sind. Freilich sie entfaltet ihre volle Kraft nur allmählich, zuerst da, wo ihr ein starker natürlicher Zug des Herzens entgegenkommt, in der engen Verbindung der Gatten, in dem Wechselverkehr zwischen Eltern und Kindern, in der Gemeinschaft der Brüder und Schwestern, innerhalb der Grenzen der Familie und Freundschaft. Aber einmal im Dienen geübt wird sie hinausgetrieben in ihrem Wirken über den engen Kreis der Verwandten und Freunde durch das Mitleid mit der Not der Menschen, mit ihrem äußerlichen Elend und der Armut ihrer Seele, durch das reine und starke Mitleid eines Herzens, das selbst das Leiden des Lebens tief gefühlt, aber über Angst und Sorge sich durch Gottes barmherzige Liebe erhoben hat, durch dasselbe Mitleid, das Christus bewegte, der half und rettete, da ihn der Not der Menschen jammerte. So stark das Mitleid treibt, so mächtig zieht die stumme Klage derer, mit denen wir uns im Glauben eins wissen. Wir lesen in dem trauernden Blick der leidenden Brüder die vorwurfsvolle Frage: Sollen wir an der Liebe Gottes verzweifeln, weil seine Kinder keine Liebe beweisen? Wir müssen uns schämen, denen unsern Dienst zu versagen, die in ihrem Glauben wissen, daß wir ihnen zu dienen verpflichtet sind. Wenn wir aber Kraft gefunden haben, die Pflicht der Liebe zu erfüllen, wo es von uns erwartet wird, so werden wir Mut gewinnen, den Dienst der Liebe denen anzubieten, die nicht darauf rechnen.

Die persönliche Hingabe im Dienst an den Einzelnen, der lebendige Zug des Herzens zum Herzen ist nur eine Strömung innerhalb der christlichen Liebe. Die Liebe zu allen Einzelnen, mit denen wir uns im Leben berühren, fließt zusammen mit der Liebe zur ganzen Menschheit, die unser Geist nur im Gedanken umspannt. Aber auch diese Strömung schwillt nur allmählich zu voller Stärke an, geleitet und genährt durch natür-

liche Neigungen und eingewurzelte Interessen. Die Anhänglichkeit an die bürgerliche Gemeinschaft, in die wir durch unser Leben verflochten sind, kommt der allgemeinen Menschenliebe entgegen und wird durch sie verklärt zu der schlichten Treue und der ernsten Gewissenhaftigkeit, mit der wir unsern Beruf erfüllen, sodaß nicht uns, sondern dem bürgerlichen Gemeinwesen Vorteil daraus erwächst. Die angeborne Liebe zum eignen Volk geht ein in die auf das ewige Heil aller Menschen abzielende christliche Liebe und wird durch sie geläutert zu dem lebendigen Streben, in unsrer Stellung und nach unsern Kräften Glauben und Treue, Recht und Sitte im Volke zu pflegen. Aber auch diese Strömung der Liebe wird durch das Mitleid ausgedehnt über den durch die natürlichen Ordnungen und Stammesgemeinschaften eingegrenzten Kreis; die Bedürfnisse aller Völker und Menschen, allermeist der Glaubensgenossen, erfaßt ihr teilnehmender Blick, und sie reift zu ihrer Vollendung in einer Erfüllung unsers irdischen Berufes, bei der die Arbeit für das Gedeihen der bürgerlichen Gemeinschaft und das Wirken für die sittliche Hebung des Volkes unter den Gesichtspunkt gerückt wird, damit zugleich das Heil der ganzen Menschheit zu fördern.

Je mehr wir den Forderungen dieser Liebe nachgeben, die durch den Dienst an den Einzelnen ihre herzerquickende Wärme, durch den Dienst an der Menschheit ihre ruhige Klarheit empfängt, desto stärker wird ihre Macht über unser Leben. Sie wird uns zu einer zwingenden Gewohnheit, die uns drängt, immer größere Opfer zu bringen, ja zu einer heiligen Leidenschaft, die auch durch Haß und Undank nicht erdrückt werden kann, für die sich selbst die Feinde in Brüder wandeln. Wer sich durch diese Liebe zum opferwilligsten Diener, zum treuesten Knecht seiner Mitmenschen machen läßt, der ist der Größte, der Vornehmste unter uns. Durch solche Liebe üben wir eine Herrschaft aus, der die Herzen der Menschen sich freiwillig beugen, der nur die sich entziehen, die die Herrschaft des allmächtigen Gottes abzuschütteln trachten. Denn Gott ist Liebe, und indem wir Liebe üben, wirkt durch unsern Willen Gottes heiliger Wille, in dem Liebe und Allmacht eins ist. Wir nehmen teil an der Herrschaft in seinem Reich und teil an der Herrschaft seines Reiches über die Menschheit. Gottes Allmacht ist die Kraft unsrer Liebe. E Rolffs

Das Christentum die absolute Religion

Jesus sagt: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich (Joh. 14, 6). Er sagt es in dem Sinne, daß er den Seinigen die vollkommne Gottesgemeinschaft vermittle. Das Christentum erhebt den Anspruch, die absolute Religion zu sein, die Wahrheit von Gott zu besitzen, und zwar durch den, der von sich behauptete, daß er allein den Vater kenne, ganz und vollkommen kenne. Man mag im übrigen urteilen, wie man will, das kann nicht geleugnet werden, daß das Christentum von Anfang an diesen Anspruch erhoben hat, und daß man es umdeuten müßte, wenn man diesen Anspruch als in seinem Wesen nicht begründet ansehen wollte.

Dennoch ist nichts dem modernen Denken so unerträglich als gerade dieser Anspruch; er widerspricht dem Grundgesetz des modernen Denkens. Bei Anerkennung desselben ist eine wissenschaftliche Betrachtung des Christentums überhaupt nicht durchführbar — so sagt man. Die Wissenschaft sucht die Wahrheit, sie ist auf keinem Gebiet im Besitz der vollkommnen Wahrheit. Die systematische Theologie hat bisher versucht, das Christentum wissenschaftlich zu begründen; aber bei wirklich wissenschaftlicher Begründung kann sie über relative Bedeutung desselben nicht hinausgehen. Entwicklung — das ist das große Wort, das allen Anspruch auf absolute Bedeutung zurückweist. Ja der Begriff der Entwicklung ist in dem modernen allgemeinen Bewußtsein eine geistige Großmacht geworden, die ihr Veto gegen jede Geltung absoluter Wahrheit in dieser Schöpfung einlegt. Das Leben liegt als eine beständig fortschreitende Entwicklung vor uns. Es ist keine Sache der Wissenschaft, nach dem „woher" und „wozu" zu fragen. Die berechtigte Frage

lautet überall „wie?" Wie stellt sich diese Welt, die uns umgiebt und in der wir leben, uns dar? Wie erklären wir uns das in ihr stattfindende Werden und Wachsen? Welche Ergebnisse liegen vor? Ja, sollte es wirklich ein Ueberweltliches, ein Unbedingtes in dieser Welt geben, für uns könnte es gar nicht in seiner überweltlichen Art, in seinem unbedingten Wesen zugänglich und faßbar sein, weil wir selbst in den Werde- und Entwicklungsprozeß hineingestellt sind. Jenes Unbedingte könnte für uns nur in der uns zugewandten Seite seines Wesens erfaßbar sein, soweit es aus seiner Entwicklung in dieser Welt hervorgeht.

Vielleicht war die relativistische Strömung in dem Bewußtsein der Gebildeten nie so stark als eben in unsrer Zeit. Man sucht durch das Entwicklungsprinzip alles zu erklären, Gutes und Böses; man hilft sich durch dasselbe über jede Schwierigkeit hinweg. Und so viele Bedenken bisher von sehr beachtenswerter Seite dagegen vorgebracht sind, so hat dies dennoch auf das herrschende gebildete Bewußtsein nur wenig Eindruck gemacht. Wie ganz anders ist die gegenwärtige Situation als vor sechzig Jahren, da David Strauß die Absolutheit der Person Christi im Namen der absoluten Philosophie und mit ihren Waffen bekämpfte. Eine absolute Philosophie ist den heutigen Relativisten ebenso ein Traum wie eine absolute Religion. Wenn einige auch das größte Maß der Anerkennung und Würdigung für das Christentum haben, von Vollkommenheit im absoluten Sinne reden sie nicht. Sie setzen ein „bis jetzt" hinzu und sind dann imstande, das Christentum in wissenschaftlicher Weise als eine historische Erscheinung zu begreifen.

Offenbar hat diese Anschauungsweise auch unter den jüngern Theologen der Gegenwart manche Anhänger und Vertreter gefunden. Es wird die Frage aufgeworfen, ob die Universität Raum habe für eine theologische Fakultät. Und wenn dieses der Fall sei, so könne hier Theologie nur als historische Disziplin gelehrt werden, aber nicht als systematische. Diese könne nicht als wissenschaftlich anerkannt werden, sobald sie sich auf dem Fundament einer absoluten Offenbarung aufbauen wolle. Wenn dann Andre, erschreckt über solche Ansichten, nach „freien" Fakultäten rufen, so sinken sie sehr deutlich auf römischen Standpunkt herunter. Das freilich wird von allen Seiten anerkannt, daß der christliche Glaube als solcher von seiner wissenschaftlichen Begründung unabhängig ist. Religiöses Leben wird niemals durch Wissen hervorgerufen. Keine Kunst der systematischen Theologie kann Glauben schaffen. Aber nehmen wir einmal an, daß die Wissenschaft ihn unwiderleglich als Täuschung bewiesen hätte, daß die Unwahrheit des Glaubens mit wissenschaftlichen Argumenten dargestellt wäre, so würde dies freilich nicht den sofortigen Verfall dieser Religion herbeiführen, aber unrettbar würde sie doch dem Schicksal des Paganismus verfallen. Je weiter die auf der Wissenschaft ruhende Bildung sich durchsetzt, um so größere Kreise würden sich von der christlichen Religion loslösen. Die Gemeinde vermag eine sehr starke Spannung zwischen Glauben und Wissen zu ertragen; aber wenn die Wissenschaft eine unzweifelhafte Entscheidung zu Ungunsten des Glaubens abgäbe, so wäre dies das Ende des Glaubens. Denn die Voraussetzung besteht doch bewußt oder unbewußt, daß der religiösen Erfahrung des Glaubenden eine objektive Wirklichkeit zu Grunde liegt. Die Wissenschaft kann die Entstehung dieser Erfahrung nicht hervorrufen, auch diese Erfahrung nicht stärken und vollenden. Allein wenn sie nachweisen könnte, daß die objektive Realität jener Erfahrung widersprüche, dann würde der Glaube je länger desto weniger Anziehungskraft ausüben. Man kann heutzutage sagen, daß trotz aller Angriffe die Predigt des Evangeliums unter allen Gesellschaftsschichten und auf allen Bildungsstufen ihre Wirkung ausübt. Der christliche Glaube verträgt sich mit der höchsten Bildung, wie er bei den Einfältigen heimisch ist. Selbst der Zweifelnde muß doch sagen: der Kampf, der zwischen Glauben und Wissen durchgekämpft wird, ist unentschieden. Wäre es nicht so, so würde der Gebildete sich mehr und mehr zurückziehen. Es würde auf die Dauer nichts verschlagen, wenn man den Glauben als eine Erscheinung hinstellte, die im menschlichen Geistesleben von allen übrigen Regungen unberührt bleibe.

Gewiß bringt diese Rede ein berechtigtes Moment zum Ausdruck, nämlich dieses, daß der Glaube in seiner Lebendigkeit immer wieder aus der Quelle des Göttlichen unmittelbar schöpft. Dennoch rächt es sich, wenn man sie in Einseitigkeit zur Geltung bringen will. Das menschliche Geistesleben muß in seiner Gesamtfunktion auf den Glauben angelegt sein.

Ist es nun möglich, den Anspruch der christlichen Religion auf absolute Geltung wissenschaftlich zu begründen, mindestens zu konstatiren, daß wissenschaftlich keineswegs die Beseitigung dieses Anspruchs verlangt werden muß? Diese Frage behandelt Professor D. Häring in einer Rede, die er beim Antritt des akademischen Lehramts an der Universität Tübingen hielt.*) Bei der ungemeinen Wichtigkeit der hier behandelten Sache sind wir dem Verfasser dankbar, daß er dieses Thema bei solcher Gelegenheit gewählt hat. Man darf sich um dasselbe nicht herumdrücken; denn — man mag sonst denken, wie man will — hier handelt es sich wirklich um die Lebensfrage des christlichen Glaubens. Haben wir in ihm nicht die absolute Offenbarung, so giebt es keine ewige, keine wirkliche Erlösung. Es kann dann das Christentum nur als eine Entwicklungsstufe des religiösen Bewußtseins aufgefaßt werden.

Professor Häring geht von einer Betrachtung aus, die ohne Zweifel von großer Wichtigkeit ist und durch die Geschichte der christlichen Kirche bestätigt wird. Man muß dem Entwicklungsgedanken, der lange genug nur im Gegensatz zur absoluten Wahrheit des Christentums verwertet ist, ein relatives Recht zuerkennen. Eine Geschichte der absoluten Religion ist nur dann denkbar, wenn ihr innerstes Wesen, gerade das Absolute an ihr, um seiner Eigenart willen eine Entwicklung nicht nur erträgt, sondern fordert und hervorbringt. Mit andern Worten: das Absolute der christlichen Religion, ihr innerster göttlicher Wesensgehalt, ist in diese Welt nicht derartig hereingetreten, daß er als ein vollständig entwickeltes Sein göttlichen Lebens sich darstellte, sodaß der Menschheit dem gegenüber nur die Wahl gestellt würde, das Vorhandne entweder anzunehmen oder zu verwerfen. Wie wäre der Menschheit dann wohl die Möglichkeit gegeben, dieses Absolute sich anzueignen, da ihr doch in ihrer Entwicklung vom Unvollkommnen zum Vollkommnern die Fähigkeit dazu gemangelt hätte? Das Absolute, das in den Zusammenhang des menschlichen Geschlechts eingetreten ist, muß einer Entwicklung fähig sein, ohne daß dadurch der innerste Wesenskern desselben, das Sein desselben, das verliert, was es ist. Haben wir nicht, wenn wir die Geschichte des Christentums auf Erden mit geschichtlichem Sinn verfolgen, diesen Eindruck, daß, so gewiß seine Aufnahme in ein Menschenherz überall das Gleiche hervorrief, nämlich die Seligkeit der Ewigkeitswelt, die den Geist über das Vergängliche und Irdische hinaushebt, dennoch die Erkenntnis darüber und die Art, wie die einzelnen Zeitalter, Völker und Menschen den Inhalt dieses schlechthin Beseligenden verstanden und sich aneigneten, gar verschieden sind. Ein Strahl des Lichtes, das in Christo der Welt von Gott gegeben ist, genügt, um eine Menschenseele selig zu machen und sie mit ewigem Gehalte zu füllen. Von diesem Lichte aber entströmen immer mehr Strahlen, seine Kraft entfaltet sich zuletzt so, daß die ganze Welt dadurch erhellt wird. Das Christentum der ersten Jahrhunderte ist ein andres als das der mittelalterlichen Kirche. Das Christentum der mittelalterlichen Kirche ein andres als der neuen Zeit. Durch den innersten Kern seiner Kraft haben die Menschen zu den verschiedensten Zeiten teil an dem ewigen Leben gefunden; aber wie verschieden haben sie diesen Kern begriffen! Das Christentum ist nicht von vornherein eine vollendet fertige Wahrheit gewesen, die man etwa in dogmatische Formen fassen konnte, um so seine mannichfachen Seiten wissenschaftlich für alle Zeiten giltig festzulegen. Die Dogmen stellen im Grunde vielmehr nichts andres dar, als Versuche einer Zeit, den religiösen Erscheinungen nach ihrem Verständnis mit den Mitteln ihrer allgemeinen Erkenntnis einen Ausdruck zu geben. Es existirt daher das Recht, in Zeiten, deren Erkenntnis eine andre gegen

*) Die Lebensfrage der systematischen Theologie die Lebensfrage des christlichen Glaubens. Tübingen, Heckenhauer 1895.

früher geworden ist, sich durch dogmatische Feststellungen nicht binden zu lassen. Immer wieder muß das Bleibende unterschieden werden von dem Wechselnden, von der Schale, die den Kern umgiebt. Aus alledem ergiebt sich, daß der Entwicklungsgedanke — der Relativismus, wie man gesagt hat — sein Recht hat in der Geschichte der christlichen Religionen. Ja er ermöglicht erst die richtige Stellung zu ihrer Würdigung, zur Unterscheidung des Wesentlichen und Unwesentlichen, des Bleibenden und Vergänglichen. Ein Theologe, der für diese Betrachtung kein Verständnis hat, wird für die Gegenwart keine Bedeutung finden. Aber freilich — wir bleiben dabei — er darf über diesen Gedanken nicht das tiefste Geheimnis unsrer Religion verlieren, daß uns wirklich in Christo die absolute Größe der Gottesoffenbarung gegeben ist.

Es ist die Erfahrung jedes christlich Glaubenden, daß ihm durch das Evangelium ein religiöses Gut zum persönlichen Besitz geworden ist, das er unmittelbar als das höchste erlebt. Dies Evangelium ist das Evangelium von Christus: sein Glaube an Gott, in dem er jenen Schatz hat, ist Glaube an Christus. Er besitzt im Glauben die felsenfeste Gewißheit, daß die Schuld des Gewissens durch Gottes freiste Liebe getilgt ist, daß die Not der Welt ihm das Höchste nicht rauben kann, daß er ewiges Leben in sich birgt, das ihn einst zur Vollendung führt. Er kann über dieses Gut hinaus sich nichts denken, nichts, was dessen Wert überbieten könnte. Es ist ihm ein höheres Verhältnis zu Gott, den er durch Christus als Vater gefunden hat, undenkbar. Darum ruht sein Glaube in Christus. Dieser ist ihm nicht Symbol der göttlichen Gnade, sondern ihre Wirklichkeit in der Welt. Ein christlich Glaubender ist auch nicht imstande, die Gewißheit der Gnadengegenwart Gottes in seinem Leben ohne die Person Jesu sich nur zu denken. Wollte er es, so würde er sich zwischen Begeisterung und Zweifel, Uebermut und Verzagtheit verzehren. In dem Leben Jesu, in seinem Wirken und Streben, in seinem Leiden und Sterben, in seinen Lebenswirkungen, die sein Tod nicht hindert, findet er die Kraft, Gnade und Gegenwart Gottes in dieser Welt. Er kann sich nicht genügen lassen an den Gütern, die durch das Leben Jesu der Welt eingepflanzt sind, während seine Person für ihn nur als eine geschichtlich verklungne in Betracht käme. Sein Glaube ist vielmehr durch eine eigenartige Begegnung mit dieser Person selbst hervorgerufen, und jede Wirkung, die derselbe erfährt, kräftigt sich an dem Personleben Jesu. Er kann nicht anders, er muß in Jesu eine unüberbietbare geschichtliche Größe sehen und ihm einen absoluten Wert beimessen. Jede andre geschichtliche Person nimmt in ihren Wirkungen je länger desto mehr ab, wird von höhern Stufen überholt. Jesu Wirkung auf das innerste Wesen der menschlichen Persönlichkeit bleibt dieselbe, sie wird immer mächtiger. Durch sie fühlt sich der Mensch zur höchsten Persönlichkeit erzogen, er erkennt im Glauben an Jesus Gott als die vollkommne Persönlichkeit.

Es verhält sich aber nun keineswegs so, daß alles dieses nur subjektive Erfahrungen des Einzelnen wären, die sich in der Welt und in dem Gesamtbewußtsein einer Zeit nicht bestätigten. Vielmehr drängt sich dem genau und gewissenhaft Prüfenden deutlich genug die Ueberzeugung auf, daß seine innerlichsten Erfahrungen immer wieder in der Entwicklung der Menschheitsgeschichte ihr objektives Gegenbild empfangen. Der Entwicklungsbegriff, der von einer absoluten Offenbarung Gottes in Christo absieht, hat es in unsrer Zeit unternommen, seine vollen Konsequenzen zu ziehen und eine sogenannte natürliche Weltanschauung und Geschichtsbeurteilung durchzuführen. Er hat den Versuch gemacht, von seinem Grundgedanken aus alle sittlichen Werte umzuwerten und auf der Höhe „jenseits von Gut und Böse“ dem gegenwärtigen Geschlechte die Freiheit, Kraft und Schönheit des „Uebermenschen“ zu zeigen. Aber die furchtbaren Enttäuschungen des gesellschaftlichen Lebens, in dem die Uebermenschen ihr Wesen offenbarten, wirken schon jetzt ernüchternd und erwecken die Empfindung, daß die Gefahr des Absturzes in das Untermenschliche nahe genug ist. Es regt sich die Erkenntnis, daß das Wissen und die Wissenschaft keineswegs in sich selbst die Bürgschaft des wahrhaft Sittlichen tragen, daß sie segnend, aber auch verheerend bei dem geringsten Miß-

brauch wirken. Die Ahnung steigt auf, daß doch dem Menschen in dem Erdenleben eine ganz bestimmte Grenze auf diesem Wege gesteckt ist, und daß das wahre Glück lediglich auf demselben sicher nicht zu finden ist. Lehrt es nicht jede Zeit und auch die unsrige, daß das Höchste, was der Mensch erreichen kann und soll, nicht auf dem Wege des Wissens, sondern auf dem der sittlichen That erreicht wird? Wenn man aber zu der Anerkennung des Sittengebots zurückkehrt, wenn man das Ziel in der sittlichen Erziehung zum Guten sieht, wenn die Wertung der sittlichen Persönlichkeit wieder zunimmt, darf man dann auf dieses Gebiet einfach das Naturgesetz der Entwicklung übertragen?

Die sich geltend machende sittliche Kraft schöpft keineswegs aus dem Naturleben, sondern aus einer höhern Quelle. Und sind es nicht überragende sittliche Persönlichkeiten, von denen die Anregung zu sittlichen Ideen und Idealen gegeben wird? Wenn die christliche Religion wirklich die Menschen eines über diese vergängliche Welt hinausreichenden ewigen und vollkommnen Gutes gewiß macht, wodurch Zeit und Menschenleben erst ihre höchste sittliche Würdigung finden, weist das nicht auf ein Persönleben in der Menschheit hin, in dem in der That eine absolute und unbedingte Offenbarung des ewigen sittlichen Geistes muß stattgefunden haben? Es ist doch nicht logisch, bei solchen Erfahrungen den Wert nicht anzuerkennen, der dem Ursprung zukommt, aus dem sie stammen. Wahrlich, es ist keine theologische oder religiöse Zudringlichkeit, sondern ein von den Thatsachen gestelltes Dilemma, daß wir entweder eine absolute Größe der Gottesoffenbarung in der Menschheitsgeschichte anerkennen, oder aber sie als Selbsttäuschung ablehnen, mögen wir noch so viel Bewundrung für ihre zeitgeschichtliche Erscheinung haben. Man sagt, wissenschaftlich sei es nicht zu beweisen, daß das Christentum die absolute und endgiltige Religion sei, es könnten möglicherweise noch höhere Stufen der Religion eintreten. Wir meinen, jedenfalls könne die Wissenschaft nicht den Gegenbeweis liefern, daß das Christentum nicht die absolute und endgiltige Religion sein könne. Und das ist genug; denn der christliche Glaube wird sich auch in unsrer Zeit durch sich selbst beweisen als das, was er ist, als die Kraft des ewigen Lebens, das das Menschenleben zu seiner höchsten Höhe führt.

Teichmann

Vor fünfzig Jahren

Erinnerungen aus der Zeit der Entstehung der waadtländischen Freikirche

1. Die Revolution und ihre Folgen; 2. Die Demission von 190 Geistlichen; 3. Enttäuschungen und Erfolge

1. Die Revolution und ihre Folgen

In jedem Jahrzehnt schießen wie Pilze aus dem Boden ein paar neue Sekten hervor zu einem kläglichen Dasein und zu geringer Fruchtbarkeit; eigentliche Kirchenbildungen sind selten. Sekten sind lokale Krankheitserscheinungen am Leibe der evangelischen Kirche oder Gemeinde, Kirchen aber werden nicht geboren aus der Unzufriedenheit über lokale Mißverhältnisse; zu ihrer Entstehung bedarf es der Bewegung, die ein ganzes Volk ergreift, bedarf es meist auch politischer Mitursachen, weil für die Zukunft einer Kirchengemeinschaft das von wesentlichem Belang ist, daß der Zusammenhang mit der Welt oder sagen wir weniger mißverständlich: mit dem Volksleben der Gegenwart, mit den Volksinteressen fest gehalten wird. Bei allen Kirchenbildungen seit der Reformation, in Deutschland wie in der Schweiz, in Schottland wie in Frankreich, und später bei der Bildung der Independentenkirche Englands haben politische Interessen des Volks eine wesentliche Rolle gespielt. Luther und Zwingli, Calvin und Knox sind als Politiker nicht minder groß wie als Reformatoren. Den Sekten fehlt dieser naturgemäße Konnex mit dem Leben des Volks, daher die selbstverständliche Weltflucht in diesen Kreisen, die fast notwendige Unfähigkeit, fördernd auf das religiöse Leben der Gegenwart einzuwirken.

Vor fünfzig Jahren hat sich in dem schweizerischen Kanton Waadt eine freie Kirche gebildet. Dem Umfange nach steht diese

Kirche weit hinter den größern und ältern Sekten zurück, und doch ist diese Kirche oder dies Kirchlein keine Sekte, sondern eine richtige Kirche, die alle wesentlichen Kennzeichen einer evangelischen Kirchengemeinschaft aufweist. Sie wurzelt in dem Volke, in dem sie entstanden ist, sie enthält sich jeder Propaganda unter andern Völkern und Stämmen, weil da der geschichtliche und politische Anknüpfungspunkt fehlt; diese Kirche besitzt eine besondre theologische Fakultät, die, weit entfernt, eine bloße Predigerschule oder ein Evangelistenseminar zu sein, durch ihre theologische Arbeit und ihre wissenschaftliche Freiheit den staatlichen Fakultäten ebenbürtig geworden ist und unter ihren Professoren Leuchten der Wissenschaft zählt, wie z. B. den jüngst verstorbnen Astié. Diese Kirche ist endlich aus politischen Stürmen heraus geboren worden, und wenn schon bei der Betrachtung der Entstehungsgeschichte die Frage erhoben werden darf, ob die Führer der damaligen Bewegung recht und klug gehandelt haben, ob keine andre Lösung als die Trennung von der Staatskirche und die Bildung einer eignen freien Kirche möglich gewesen wäre, so muß doch ganz entschieden zugestanden werden, daß die kirchlichen Verhältnisse des gesamten Waadtlandes durch die Trennung keine Schädigung erfahren haben.

Kein Kanton in der Schweiz hat eine so mannichfache Geschichte hinter sich wie das Waadtland. Das Jahr 1536 brachte ihm durch die Armee des bernischen Heerführers Nägeli die Befreiung von der savoyischen Oberherrschaft. Aber frei war das Land nicht geworden, es hatte nur die Herren gewechselt. In die Schlösser, von denen aus die Vögte des Herzogs von Savoyen das Land regiert hatten, zogen die bernischen Landvögte ein, und fortan war Berns Wille für das Waadtland das einzige Gesetz. Allerdings stand sich das Waadtländer Volk dabei nicht schlechter als die Bewohner des eignen deutschen Kantons Bern, die von einigen Patriziergeschlechtern der Stadt Bern regiert wurden, und deren Nachkommen die Wiederkehr eines solchen patriarchalischen Regiments auf die Dauer unmöglich gemacht haben. Die Eroberung der Waadt bedeutete zugleich die Einführung der Reformation. Unter der Aegide der neuen Herren wurde im Oktober des Jahres 1536 ein Religionsgespräch abgehalten, an dem neben Viret und Farel hauptsächlich Calvin sich beteiligte; d. h. Calvin redete zwar nur einmal, um den Vorwurf zurückzuweisen, als ob seine Partei die Lehren der alten Kirche gering schätze, aber sein Votum gab den Ausschlag. In dieser Rede zeigte sich die gewaltige Kraft seines Wortes und die Schärfe seines Geistes, die Weite seines Blickes und seine begeisternde Redekunst. Der Eindruck war: „Der ist unser Meister“ (nach Vulliemin). Von da an galt im Kanton Waadt die helvetische Konfession. Während in der Calvinsstadt die Zahl der Katholiken die der Protestanten übertrifft, finden sich im Waadtland verhältnismäßig von allen Schweizerkantonen am wenigsten Katholiken.

Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts wurde in einigen Kreisen und Gesellschaften der Wunsch nach größerer Selbständigkeit lebendig. Dieser Wunsch fand indes bei den gnädigen Herren in Bern kein günstiges Gehör, auch die berechtigten Forderungen der Waadtländer wurden nicht berücksichtigt. Freilich konnte sich Bern darauf berufen, daß das Landvolk im allgemeinen mit den gegenwärtigen Zuständen zufrieden sei. Ein Revolutionsversuch des Major Davel endigte infolge Verrats mit der Verurteilung des Anstifters durch ein waadtländisches Gericht. Da kamen die Stürme der französischen Revolution, es kamen die gefährlichen Einflüsse eines Rousseau und Voltaire und der französischen Encyklopädisten, und das alles war Oel in das Feuer, das unter der Asche heimlich in den Herzen der sogenannten Patrioten glühte. Einer von ihnen, der schlechte und gewissenlose Laharpe, bearbeitete durch Broschüren und Aufrufe seine „unterdrückten“ Brüder, er beleidigte von dem sichern Zufluchtsort Paris aus seine und seines Landes Regierung, er log ohne Scham und erniedrigte sich soweit, das französische Direktorium zur Befreiung der Waadt von der Knechtschaft Berns aufzufordern und so sein Vaterland in das unabsehbare Elend eines Krieges zu stürzen. Es gelang ihm auch, eine sogenannte Petition von Waadtländern an das Direktorium um Hilfe zu stande zu bringen (das Direktorium

wollte „rechtlich“ vorgehen), und so wurde 1798 die französische Invasion beschlossen. Für die Männer, die Frankreich damals regierten, war freilich der Umstand bestimmend, daß die wohlgefüllten Kassen in Bern und anderwärts und die Reichtümer der Privaten die leeren Kassen Frankreichs füllen könnten. Mit unbegreiflicher Schwäche und unverzeihlicher Gleichgiltigkeit verzichteten die Erben von Berns großer Politik auf den Widerstand, so leicht möglich und so erfolgreich er auch hätte sein können. Das Waadtland hatte immer zu Bern gehalten. Aber durch die Unthätigkeit Berns, durch seinen großen Glauben an die Wahrheit der welschen Lügen ging das schöne Land fast wider den Willen seiner Bewohner ohne einen Schwertstreich verloren. Die Waadt wurde frei, Bern, die nie besiegte Stadt, ging über.

Die Waadt nahm nun als selbständiges Glied der schweizerischen Eidgenossenschaft an all den endlosen Wirren teil, die die Geburtswehen einer neuen demokratischen Umgestaltung der Schweiz waren. Radikale und konservative Regierungen wechselten ab, und merkwürdigerweise vermischten sich mit den politischen Fragen und Interessen auch religiöse Fragen. Die Radikalen in ihrer Sturm- und Drangperiode glaubten auch dadurch sich als Anhänger der Ideen der großen Revolution hervorthun zu sollen, daß sie eine ausgesprochne Feindschaft gegen das Christentum, ja gegen die Religion überhaupt zur Schau trugen. Aber weil sie das Christentum nicht plötzlich abschaffen konnten, so suchten sie zunächst durch die Anstellung liberaler Professoren es zu schwächen, indem sie in dem „neuen Glauben“ (Strauß) nur die Uebergangsperiode zur Religionslosigkeit sahen. So wurde Zeller nach Bern, Strauß nach Zürich berufen, nicht als Lehrer, sondern als Sturmböcke. Die Machthaber trieben mit ihnen ein falsches Spiel, denn ihnen war es nicht um Förderung des wahren Glaubens zu thun, den doch die ehrlichen und redlichen Zeller und Strauß in ihrem Sinne fördern wollten, sondern um eine — ich kann es nicht anders heißen — direkte Schwächung der Religiosität des Volkes. Diese Männer konnten auch mit Meinholds wahrem Wort ausrufen: „Und wer nimmt sich unsrer an, wer wirft sich für uns in die Schanze? Männer vielfach und Parteien, die dem Christentum feind, ja geradezu mit bewußter Feindschaft gegenüberstehen — im »Namen der Wahrheit,« im »Namen der Wissenschaft«!“

Die Berufung der beiden Professoren rief stürmischen Volksauflauf (anno 1839 und 1847) hervor: Zeller mußte bald wieder Bern verlassen, freiwillig und doch gezwungen, Strauß kam gar nicht nach Zürich. Im Waadtlande trieben die Radikalen ein ähnliches Spiel, aber die Folgen sind für dies Land viel gewaltiger und einschneidender gewesen als in Bern und Zürich. Zwischen Strauß und Zeller, d. h. zwischen 1839 und 1845, erfolgte die Trennung der waadtländischen Kirche.

Es braucht wohl nicht noch besonders hervorgehoben zu werden, daß die politischen Antipoden der Radikalen auch in diesen kirchlichen Streitigkeiten Stellung nahmen, und zwar entschieden für die Anhänger der helvetischen Konfession, für die Altorthodoxen, und auch das muß offen bekannt werden, daß diese Stellungnahme nicht bei allen durch die Interessen des Glaubens bedingt war, sondern ebenso sehr durch politische Interessen. Man hoffte, das beunruhigte Volk, das seine Religion in Gefahr sah, durch eine Parteinahme für diese gefährdete Religion auch für politische Zwecke willig machen zu können. Hüben und drüben ist gefehlt worden, besonders auch im Waadtlande.

Parallel mit dieser politischen Bewegung ging eine andre nicht kirchliche, sondern spezifisch-religiöse Bewegung durch unsre Länder, zum Teil bedingt durch deutsche Einflüsse. Ich meine das Wiedererwachen des Pietismus. In dem Anfang der zwanziger Jahre begann eine sogenannte Erweckungszeit, un Reveil. Es bildeten sich Konventikel, und einige Geistliche stellten sich offen auf die Seite dieses neuen Pietismus und begannen, mit den Erweckten Erbauungsstunden zu halten. Nun ist das doch gewiß nichts Schlechtes, zumal wenn die Bewegung, wie damals, durchaus nüchtern und evangelisch war und für viele wirklich Segen brachte. Die Radikalen aber bekamen plötzlich

Angst für das Wohl der Kirche und brachten im Jahre 1824 ein Gesetz zu stande, das den Anhängern dieser „Sekte“ die Vereinigungen verbot. Der ungeheuerliche erste Artikel, der um seines „liberalen“ Charakters wegen verdient, für die Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts der Vergessenheit entrissen zu werden, lautet: Toute assemblée des partisans de cette secte, formée de personnes étrangères à la famille, pour y exercer le culte ou y célébrer une des cérémonies de l'Eglise, est défendue et sera immédiatement dissoute.

Also zwei Familien dürfen nicht zusammen Andacht halten, noch eine der offiziellen Zeremonien der Kirche feiern, nicht zusammen beten!

Dieses Gesetz rief mannichfache Verfolgungen hervor, und dieses Gesetz, nicht die Erweckungsbewegung, führte zur Bildung von eigentlichen Sekten. Und das alles „im Namen der Wahrheit und der Freiheit!“

Am meisten litten die Geistlichen unter diesem Gesetz. Gerade dadurch, daß sie an dieser Bewegung teilnehmen konnten, hatten sie die Garantie, daß sie nüchtern und evangelisch blieb. Was mußte aus den hirtenlosen Scharen werden, denen das Gesetz die theologisch gebildeten Führer nahm? Aber sie duldeten.

Inzwischen, in der Zeit der Restauration, fiel das Gesetz nach zehnjähriger Dauer. Die Anhänger des Reveil blieben zwar in großer Minderheit — der Reveil war nicht populär, natürlich nicht —, aber sie erwarteten von der Verfassung von 1831 ein liberaleres Kirchengesetz. Doch dessen Ausführung ließ lange auf sich warten, und als das Gesetz wirklich zu stande kam, machte es ihre Hoffnungen gänzlich zu schanden. Das Kirchengesetz, das die Konservativen gern liberal gehabt hätten, wurde von den Liberalen in konservativem Sinne ausgearbeitet, d. h. es band die Kirche in allen, auch in innern Angelegenheiten an den Staat. Das einzige „liberale“ Kennzeichen von noch fraglichem Werte war die Abschaffung der helvetischen Konfession! Der große Vinet erklärte hierauf in der Klassenzusammenkunft der Geistlichen des Bezirks Lausanne Je n'accepte pas cette loi, l'abolition de la Confession de foi crée l'anarchie. (Ich nehme dies Gesetz nicht an; die Abschaffung des Glaubensbekenntnisses schafft die Anarchie.) Nun zog der berühmte Individualist, der theologisch glänzendste Vertreter und Anwalt des Freikirchentums die Konsequenz seiner Ideen und trat am 30. November 1840 aus der Staatskirche aus. Ihm folgten acht Geistliche. Die übrigen glaubten, es ihren Gemeinden schuldig zu sein, auf ihrem Posten zu verharren.

Das Kirchengesetz von 1839 war aber erst der Anfang einer schweren Zeit für die Kirche des Waadtlandes. Die politische Aufregung stieg im Schweizerland. Es bereitete sich ein politischer Umschwung vor. Den äußern Anlaß boten die Jesuiten, die in Luzern unter einer ultramontanen Regierung eingezogen waren. Die damalige oberste Behörde der Schweiz, die Tagsatzung, konnte sich nicht entschließen, die Jesuiten auszuschließen, und die Freischaren, irreguläre Truppen, gebildet von den Männern der jungen Schweiz, die nach Luzern gezogen waren, um von sich aus die Jesuiten zu vertreiben, wurden blutig zurückgeschlagen. Da erhob sich das Volk in den liberalen Kantonen und verlangte von der Regierung, daß ihre Abgeordneten auf der Tagsatzung die Vertreibung der Jesuiten votiren sollten. Die Regierung des Waadtlandes weigerte sich, weil sie diese Sache als eine kantonale Angelegenheit ansah. Da entstand urplötzlich im Februar 1845 eine Revolution, und an Stelle der konservativen Regierung trat ein ultraradikales Regiment, an dessen Spitze der sozialistisch angehauchte frivole, aber geniale Staatsmann Druey stand, der wie ein Gewaltherrscher das Land regierte. Die bisherigen Anhänger der Regierung, die Beamten, die meisten Advokaten und Pfarrer, überhaupt die gebildeteren und wohlhabenderen Leute traten zu dieser Regierung in Opposition, und die Blätter beider Parteien, besonders das vorher so friedliche, von Pfarrern viel gelesene Blatt Courrier suisse, verschärften die Gegensätze und erregten die niedern Leidenschaften des Volks. Während die Mehrheit des Volks sich auf die Seite der neuen Regierung stellte, begingen die Geistlichen die Unklugheit, in Politik zu machen.

Sie äußerten ihr Mißfallen über die Revolution, sie lobten die Vergangenheit, die doch für sie (z. B. das Gesetz von 1824!) auch nicht rosig war, sie ließen sich zum Teil von konservativen reichern Gemeindegliedern einreden, sie seien imstande, einen Umschlag herbeizuführen. Nun hatten sie ja gewiß als Bürger und als Christen auch das Recht, über das Wohl und Wehe des Landes mitzureden, aber klug war es in dieser bewegten Zeit nicht. Es fand sogar im Pfarrhause von Echallens eine Zusammenkunft von Geistlichen statt, und man verabredete, im Glauben die gerechte Sache zu fördern, eine Massendemission, um der Regierung Schwierigkeiten zu bereiten! Das erregte den Zorn Drueys, und der Gegenschlag blieb nicht aus.

Er verlangte von allen Staatsbeamten, auch den Geistlichen, eine schriftliche Zustimmungserklärung zur neuen Ordnung der Dinge. Dadurch wollte er seine Gegner binden. Ein Pfarrer, dessen Antwort nicht angenehm war, wurde sofort abgesetzt. Am 15. Mai 1845 verbot der Staatsrat allen Geistlichen die Teilnahme an religiösen Vereinigungen außerhalb der Kirche, „weil das sich nicht vertrage mit ihrer Stellung innerhalb der Staatskirche, besonders wenn diese Versammlungen Anlaß zu Ruhestörungen böten." Dieses Dekret lähmte vielfach die Thätigkeit der Geistlichen. Und endlich, am 20. Mai 1845, beschloß der Große Rat, alle die Geistlichen, die an solchen Versammlungen außerhalb der Kirche teil nähmen, mit Besoldungsentziehung zu bestrafen! Die Geistlichen fügten sich nicht ohne weiteres in diese Zwangslage. Sie eiferten leider zum Teil sogar auf den Kanzeln gegen die Regierung. Im liturgischen Gebete wurden Einschaltungen gemacht in dem Sinne, Gott möge sich seines Volks erbarmen und der Unterdrückung ein Ende machen, oder sie ließen den zwölften Psalm singen, dessen Beziehung auf die Gegenwart unschwer erkannt wurde. Vinet demissionirte als Professor der Theologie an der Akademie von Lausanne. 221 Geistliche erklärten, am 26. Mai in Vevey versammelt zur Protestation: „Wir sind bereit, für unsre Kirche Opfer aller Art zu bringen, nur nicht das Opfer des Gewissens."

Nun folgte der Hauptschlag. Als die neue Verfassung vom Volke angenommen werden sollte, und die Regierung dem Volke eine politische Proklamation vorlegte, erließ Druey den Befehl, daß diese Proklamation von der Kanzel herab verlesen werden sollte. Daran wollte er seine Freunde und Gegner im Klerus erkennen, denn er nahm an, daß diejenigen Pfarrer, die für die Verwerfung gearbeitet hätten, sich weigern würden, eine Proklamation zu verlesen, in der die ungünstigen Gerüchte über die Regierung als Verleumdung und die Verfassung als sehr empfehlenswert bezeichnet waren. So hoffte er, Ursache zu haben, gegen die renitenten Gegner vorzugehen. Vierzig Geistliche lasen sie nicht, gestützt auf eine von früher her noch bestehende ausdrückliche Gesetzesbestimmung. Andre ließen sie durch Lehrer lesen. In Lausanne, in der Kirche St. François, verließ die große Mehrheit der Predigtbesucher sofort die Kirche, als der Beamte des Staatsrats mit der Proklamation die Kanzel bestieg. Der Staatsrat überwies hierauf die vierzig Schuldigen dem Klassengericht, das sie mit allen gegen zwei Stimmen freisprach. Darauf revidirte der Staatsrat selbst dies Urteil und suspendirte ihrer siebenunddreißig auf einen Monat, vier auf drei Monate (darunter den berühmten Philippe Bridel), einen für ein Jahr. Dies Urteil, nicht von einer richterlichen Behörde ausgesprochen, war zudem nicht appellabel. Wenn die Geistlichen auch durch unkluges Vorgehen gefehlt haben, so wird doch ihr Verhalten begreiflich gegenüber einer solchen Welt voll Ungerechtigkeiten! Am 9. November nahmen die suspendirten Geistlichen von Lausanne Abschied von ihren Gemeinden. In St. Laurent predigte Ms. Scholl über Matth 16—18. Ihm gegenüber saß Henri Druey — der Sieger in diesem erbitterten Kulturkampfe zwischen Staat und Kirche.

2. Die Demission von 190 Geistlichen

Die Geistlichkeit wurde in Anbetracht dieser Umstände auf den 11. November 1845 einberufen. Die Gemüter waren aufgeregt und beängstigt, die Lage gespannt. Man kann sich denken, mit welchen Gefühlen man in den Familien der Geistlichen,

die zunächst betroffen wurden, der Zukunft entgegensah. Die heroische Gattin des Pfarrers von Romainmotier sagte ihrem Manne beim Abschied: „Vergiß, daß du eine Frau hast und sieben Kinder."

Die meisten der Anwesenden waren unentschieden, es war ja schwierig, die Lage richtig zu beurteilen, noch schwieriger, die der Lage entsprechende Entscheidung zu treffen. Sicher ist, daß der Plan der Gründung einer Freikirche noch nicht vorhanden war, trotzdem die theologischen Ansichten Vinets konsequenterweise nach dieser Lösung der Frage riefen. Es waren drei Richtungen vertreten in der Versammlung, nicht rein politische und nicht theologische, sondern kirchenpolitische. Eine ziemliche Anzahl wünschte jeden Konflikt mit der Regierung zu vermeiden (staatskirchlich sans phrase) mit der Motivirung, daß eben die vom Volke legal gewählte Regierung den Volkswillen repräsentire. Unter diesen war der ehrwürdige Geistliche Chavannes, seit 1798 aktiv. Er erklärte, sich nicht von seinen Schulen, von seiner Kirche, von seinem Friedhof trennen zu können. Er schloß seine Rede mit dem Worte: „Möge der Herr uns alle treu finden auf unserm Posten, wenn er uns rufen wird." Dieser Gesichtspunkt wurde von vielen geteilt. Andre dieser Richtung traten besonders Vinets Ideen entgegen und bekämpften die Trennung von Staat und Kirche. Die mehr akademische Behandlung dieser These war in diesem Zeitpunkte wenig am Platze. M. Courtat fürchtete sogar einen Bürgerkrieg als Antwort auf die Haltung der Geistlichkeit, eine Befürchtung, die im Hinblick auf die vorgegangnen Unruhen früherer Jahre nicht ganz unbegründet war. Sein Bruder betonte vor allem das Unrecht, daß die Pfarrer ihre Gemeindegenossen verlassen wollen. Dieser Gedanke ist vielleicht die beste Begründung dieses Standpunktes, aber die Mehrheit wollte gar nicht die Gemeinden verlassen, im Gegenteil, sie hofften eben, daß die Gemeinden ihre Opposition gegen die Regierung in den kirchlichen Fragen billigen und unterstützen und ihnen folgen würden. Unter denen, die für vollständiges und bedingungsloses „Sich unterziehen" waren, bemerkte man freilich solche, die nicht im aktiven Kirchendienst standen und folglich auch nicht unter den Maßregelungen der Regierung zu leiden hatten.

Die Mittelpartei betonte ganz prinzipiell, daß die Stellung der Geistlichen unhaltbar geworden sei, bekämpfte aber jede schroffe Entscheidung. Man schlug vor, auf die Besoldung zu verzichten, als Antwort auf die verächtliche Sprache der Gegner: „Wir halten die Pfarrer in unsrer Hand — durch die Staatskasse." Mr. Baup, ein Mann der Liebe, die alles hofft, will von der Regierung an den Großen Rat appelliren, wenn das nichts nütze, dann müsse allerdings die Demission folgen. Mellet, Pfarrer von Thierrens, klagt sich in rührenden Ausdrücken an, zu wenig gebetet zu haben, und seine Rede klang aus in ein heißes Gebet für seinen „lieben" Großen Rat und seinen „lieben" Staatsrat. So versuchte diese Gruppe wahrhaft edler Männer, die prinzipielle Stellung zu wahren und einen Bruch zu verhüten.

Die dritte Gruppe war für eine Entscheidung im Sinne einer sofortigen Demission. Ihr gehörten die angesehensten Geistlichen an. So der berühmte Kanzelredner Philippe Bridel, Vallotton, Germond, der Gründer des Diakonissenhauses, Pradez, und vor allem Monnard.

Bridel riet von einer unnützen Demonstration beim Großen Rat ab. Der einzige Ausweg ist die Demission. Man muß das Leben verlieren, um es zu retten, das gilt auch von der Kirche. Der Theologieprofessor Lereſche, der mit der Bewegung des Reveil nichts zu thun hatte, redete von den Leiden der Geistlichen. Sein Eindruck ist: „Bei großen Mißständen sind große Heilmittel nötig. Nur die Demission imponirt." Am glänzendsten sprach Monnard, er erinnerte an den 11. November, an dem der Rütlischwur stattfand, die Grundlage der schweizerischen Freiheit. Er verlangte am 11. November 1845 einen neuen Schwur für die Unabhängigkeit der waadtländischen Staatskirche. Das war die Absicht und die Idee der Majorität, nicht eine Freikirche, aber eine von der

Regierung freie Staatskirche. Die Entscheidung wurde auf den 12. November 1845 verschoben.

Die Sitzung vom 11. November war mit Gebet und Absingen eines Psalms eröffnet worden. Am 12. November ließ die Gemeindebehörde von Lausanne bitten, nicht mehr zu singen! Dies Detail zeichnet vortrefflich die Lage. Glaubens- und Gewissensfreiheit praktisch angewandt im Lande des Major Davel!

Der 12. November brachte die Entscheidung. Die Lage war klar geworden. Die Opposition verzichtete auf weiteres Reden. Ihre Wortführer sind nicht mehr da, man gab nur noch kurze Erklärungen ab. Die Mittelpartei versuchte noch einmal die Mehrheit zu einer Appellation von der Regierung an das Volk zu bewegen. Ihre Redner erklärten aber, sich von ihren Brüdern nicht trennen zu wollen. Im Namen der Mehrheit, die nunmehr zur Demission entschlossen war, sprach Espérandieu, der Schwiegersohn jenes Chavannes, der sich bedingungslos der Regierung unterziehen wollte. Er sprach mit Gewalt und Ueberzeugung. Viktor Mellet, ein Vater von neun Kindern und dazu vermögenslos, ermutigte die Schwankenden, das große materielle Opfer, die Aufgabe einer gesicherten Lebensstellung zu bringen.

Gegen den Abend, als die Diskussion erschöpft war, las Monnard den Wortlaut der Demission, die dem Staatsrat eingereicht werden sollte. Sie schloß mit den Worten:

Wir erklären, daß weder ein politisches, noch ein persönliches Interesse uns handeln heißt.

Wir erklären, vor Ihnen, wie vor dem Lande, damit man unsre Absichten nicht mißverstehe, daß wir bereit sind, uns aufs neue der Staatskirche zur Verfügung zu stellen, daß wir es aber für die offiziellen kirchlichen Funktionen nur dann thun, wenn wir durch hinreichende Bürgschaften geschützt sind vor Maßregeln wie diese, durch die Sie die Rechte und Freiheiten unsrer Staatskirche und des geistlichen Amtes innnerhalb unsrer Kirche angegriffen haben.

Mr. Monnard wandte sich hierauf an den Präsidenten: „Der Präsident wird unterzeichnen."

Zuerst betet Professor Lereſche. Ein ergreifender Augenblick. Als erster trat jener Viktor Mellet an den Tisch und unterschrieb. Er hatte das Opfer gebracht. Cérésole, ein Vater von sechs angesehenen Söhnen, unterschrieb und setzte bei Psalm 103, Vers 1. Auf seiner Familie ruht noch heute Gottes Segen. Baup von der Mittelpartei rief aus: „Ich unterzeichne, obschon mit geängstigter Seele, um mich nicht von meinen Brüdern zu trennen." Einige umarmen sich, andre liegen auf den Knieen, einige beten laut, die Mehrzahl schweigt.

Am gleichen Tage unterzeichneten 148, 42 folgten nach. Nach und nach leert sich der Saal. Für viele folgte noch ein Kampf daheim, am häuslichen Herd, aber der Schritt war gethan.

3. Enttäuschungen und Erfolge

Die 190 Geistlichen hatten ihre Demission erklärt. Die allermeisten von ihnen haben in diesem Moment, daran ist kein Zweifel möglich, nicht aus politischen Rücksichten gehandelt, sondern getrieben von ihrem Gewissen. Die Erklärung der Demission, das große Opfer, das sie gebracht, zeugt von lauterm Adel und von christlichem Heldenmut. Lieber hungern als den Herrn verleugnen um weltlicher Gunst willen. Aber ebenso unzweifelhaft ist, daß sie sich täuschten, täuschten vor allem in dem Volke. Es ist wahr, was Vermeille schreibt: „Ihr Schritt, weit entfernt, vom Volke verstanden und gebilligt zu werden, rief einen Schrei des Unwillens im Volke hervor." Die Gemeinden waren verwaist!

Die Demissionirenden wollten keine Kirchentrennung, keine Freikirche, das beweist vor allem der Umstand, daß im Jahre 1840, als Vinet austrat, fast niemand dem geschätzten Lehrer folgte. Sie wollten nur gegen den Staatsrat demonstriren, sie wollten ihn zwingen, in Zukunft die Unabhängigkeit der Staatskirche unangetastet zu lassen, sie glaubten, daß der Große Rat oder das Volk die Regierung zur Zurücknahme der ungeheuerlichen Verordnungen veranlassen werde, kurz sie wiegten sich in schönen edeln Illusionen von einer Verjüngung ihrer Kirche infolge ihrer Demission, von einer neuen Zeit, die aus Opfern und Entsagung, aus einer heroischen That der Geistlichen für die Kirche geboren werden würde. Und wie so ganz anders war und blieb die Wirklichkeit!

Sie hatten die Gemeinden verlassen, da verließen sie die Gemeinden. Mehrere Gemeinden erklärten von vornherein, ihre Pfarrer nicht mehr aufnehmen zu wollen. Das Volk wollte nicht brechen mit seiner historischen Vergangenheit zu Gunsten einer sehr ungewissen Zukunft. Einige Pfarrer nahmen ihre Demission zurück, als sie sahen, daß die Regierung durch die Massendemission auch nicht um eines Haares Breite abzubringen war von ihren Plänen und Absichten; die andern, die größere Mehrzahl, war nun faktisch gezwungen, ihre Anhänger zu sammeln, d. h. eine Freikirche zu gründen. So entstand die freie Kirche des Kanton Waadt.

Die Mehrzahl der Bevölkerung blieb in der Eglise nationale. Die wenigen Geistlichen, die mit Rücksicht auf ihre Gemeinden nicht demissionirt hatten, besorgten die amtlichen Funktionen in den verwaisten Nachbargemeinden. Einzelne hatten zehn bis fünfzehn Nachbargemeinden. Man kann sich vorstellen, wie viel Arbeit auf ihren Schultern lag. Und dazu kam noch der Umstand, daß sie vielfach ob ihrer Stellungnahme gerade von den Religiösgesinnten verkannt wurden, auf die sie sich doch gerne gestützt hätten.

Es war eine kleine Minderheit, die sich auf Seite der Démissionaires stellte, aber meist doch diejenigen Leute, die es ernster nahmen mit der Religion, zum Teil auch die Vermöglichen und zum Teil die politisch Konservativen. Aber die erste Zeit war für die junge Kirche und ihre Geistlichen sehr schwer. Man überhäufte sie wie die Mômiers der frühern Jahre mit Spott und Schimpf, man verfolgte sie auf jede Art, man schikanirte sie, wenn sie sich versammelten, und an manchen Orten bekämpfte man sie geradezu mit der Feuerspritze, so daß ihre Glieder an manchen Orten Märtyrer ihrer Ueberzeugung wurden. Aber dies Märtyrertum hatte den naturgemäßen Erfolg, daß die Kirche statt abzunehmen, zunahm und sich kräftigte. Es war keine Quantité négligeable mehr, sondern es wurde eine kirchliche Gemeinschaft, mit der man rechnen mußte. Während die Staatskirche etwa 160 Geistliche in aktivem Kirchendienst und in der Fakultät fünf Professoren zählt, weist die freie Kirche nunmehr bereits 50 Gemeinden auf, die von ordinirten Geistlichen bedient werden, und sieben Gemeinden, die von Evangelisten besetzt sind. Ihre Fakultät zählt sechs Professoren.

Nachdem die schweren Anfänge überwunden waren und die Enttäuschungen segensreich nach allen Richtungen hin gewirkt hatten, fing man an Erfolge zu sehen. Ein Erfolg war vor allem der blühende Zustand, in den die Nationalkirche eintrat. Die Staatsbehörden hatten, auch wenn sie momentan gesiegt hatten, einsehen müssen, daß die Kirche die Freiheit der Bewegung so nötig hat, wie der Mensch die freie Luft. Glaubens- und Gewissensfreiheit wurde nun zur Wirklichkeit und unter ihrer Herrschaft, unberührt durch theologische Parteikämpfe, einig im Bekenntnis nahm die Staatskirche zu. So war das Opfer der 190 Geistlichen doch nicht umsonst gebracht. Auch die freie Kirche zeigte reges Leben, ihre Glieder, die durch freiwillige Steuern die Besoldungen ihrer Geistlichen bestreiten, haben sich stets dadurch ausgezeichnet, daß ihre Opferwilligkeit noch besondre Liebeswerke entstehen und unterstützen ließ. Sie haben eine eigne Mission unter den Heiden, ferner die Mission Romande in den romanisch-katholischen Ländern und ein ziemlich ausgedehntes Evangelisationswerk. So sehen wir heute zwei Kirchen neben einander auf einem kleinen Fleck Erde, getrennt durch eine fast unüberbrückbare Kluft, durch kirchenpolitische Fragen, nicht durch theologische Differenzen, friedlich und einig im Bekenntnis wirken, im regen Wetteifer des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung. Die Zeit der Verfolgungen ist vorüber, die Geistlichen verkehren friedlich miteinander. Die Gemeindeglieder beachten kaum mehr den Unterschied, und doch ist er da, historisch geworden, historisch berechtigt. Dem Geschichtsschreiber steht, zumal wenn er eine Epoche, die bis in die Gegenwart hineinragt, schildert, nicht zu, ein Urteil zu fällen über die handelnden Männer. Er soll die Thatsachen berichten, aber wenn die Thatsachen beweisen, wie Gott alles zum Besten lenken kann und lenkt, auch wo menschliche Klugheit und Weis-

heit irre geht, dann darf er doch wenigstens sagen: Durch Gottes Gnade ward es gut, daß die Menschen damals so und nicht anders gehandelt haben. Das gilt auch von dem Opfer der Hundertundneunzig. W Hadorn

Boris von Bulgarien

Das Fastnachtsspiel, das Fürst Ferdinand von Bulgarien seinem Volke und der europäischen Menschheit vorführt, hat mit Religion und Religionsgeschichte nur einen negativen Zusammenhang: es kann höchstens notwendig sein auszusprechen, daß solcher Mummenschanz mit der Religion Jesu Christi nichts zu thun hat, und daß die Feinde dieser Religion kein Recht haben, den widerlichen Vorgang für ihre Zwecke auszubeuten. Aber wer überhaupt auch bei politischen Vorgängen das Recht beansprucht, als Mensch und als Christ zu empfinden und zu urteilen, kann doch nicht gefühllos an einem solchen die Welt erfüllenden Aergernis vorübergehen.

Jeder gesittete Mensch wird empört bei der Mißhandlung eines Kindes. Sollte dieses natürliche Gefühl schweigen, weil das Opfer nicht ein Proletarierkind, sondern ein kleiner Prinz ist? Diesem Kinde war durch das Wort seines Vaters und durch das öffentliche Recht seines Landes verbürgt worden, daß er in der Religion seiner Väter, oder wenn man diesen Ausdruck wegen der thatsächlichen Verhältnisse beanstandet, in der Religion seiner Mutter erzogen werden sollte. Die Mutterliebe, die zur Gottesliebe führt, ist das höchste ideale Gut eines Kindes. Ein großer Staatsmann, der die Menschen zu beherrschen verstand, war der lebendige Bürge dieses Versprechens. Dieser Mann fällt durch Meuchelmord. Nun ist für die Feinde des Kindes der Moment gekommen, den schwachen und eiteln Vater zu terrorisiren und dem Kinde sein Bestes zu rauben, nicht nur die Religion, sondern mit dieser den Segen der Mutterliebe. Dieser Seelenmord wird offen und ungestraft ausgeführt von einer den Namen Christi führenden Religionsgemeinschaft unter dem Jubel eines barbarischen Volks mit Zustimmung fast der gesamten nicht katholischen Presse Europas. Man fühlt bei diesem Vorgange etwas von dem Grauen vor dieser im Argen liegenden Welt, das die heilige Schrift ausspricht, wenn sie den Urheber und Vertreter des Bösen ihren Fürsten nennt.

Sodann aber — und das geht die kirchlichen Parteien an — thut man hier einen Blick in den Abgrund der Religionslosigkeit, der unter dem Namen Orthodoxie durch die Geschichte geht.*) Nachdem man seit Monaten über die angebliche Umtaufe des Prinzen gesprochen hatte, sind wir jetzt belehrt, daß eine solche nicht stattfindet, sondern nur eine Salbung mit einem Oele, dessen Zubereitung nur ein russischer Erzbischof versteht, und eine feierliche Erklärung des Paten, daß der heilige Geist keineswegs, wie dem Kinde bisher mitgeteilt war, von dem Vater und dem Sohne, sondern nur vom Vater ausgehe. Wer kann dies ansehen ohne innerlich empört zu sein über den Gedanken, daß solche Albernheiten vorgenommen werden im Namen des Erlösers! Freilich an diesen denkt kein Mensch: es handelt sich ja nur um die Entscheidung in einem Kampfe rein weltlicher Herrschaftsprinzipien. Aber das lernen wir hier aufs neue, daß eben durch die Orthodoxie, die selbst eine weltliche Veranstaltung ist und weltliche Ziele verfolgt, die Religion abhängig wird von den Weltmächten und damit dem Gesetze irdischer Vergänglichkeit verfällt.

Endlich ist für alle wahrhaftig, nicht aus Interesse sondern aus Ueberzeugung, monarchisch gesinnten Menschen jeder Fall der offnen Verleugnung des Glaubens durch ein christliches Fürstenhaus eine Ursache ernster Besorgnis. Der Herrscher in Sofia könnte uns gleichgiltig sein, wenn die Bulgaren sich aus ihrer Mitte einen Häuptling gewählt hätten. Aber ein Vertreter eines Fürstenhauses, das sich wie kein andres über die europäischen Throne verbreitet hat, ist für die Anhänger

*) Obwohl es nicht nötig sein sollte, mag doch hiezu bemerkt sein, daß von irgendwelcher aufrichtig persönlichen Strenggläubigkeit hier nicht die Rede ist, sondern von jener Kirchlichkeit, deren gewaltigste Ausprägung die „orthodoxe“ Kirche des Morgenlandes ist. D H

der Monarchie nicht ganz ohne Interesse. Die Fürsten nehmen die religiösen Ueberzeugungen der Völker für die Sicherung ihrer Throne in Anspruch. Sie glauben mit Recht, daß nur die in Gott wurzelnde Treue Stand hält und auch nach Schwankungen und Fehltritten sich wieder zurecht findet. Aber öffentliche und pomphafte Akte des Abfalls von der Religion erschüttern in den Herzen der Völker den Glauben an die Wahrhaftigkeit der Herrscher und an den Gott, auf den sie sich berufen. In unsrer Zeit, in der durch die Verbreitung der Presse auch der Niedrigste im Volke die Handlungen des Höchstgestellten erfährt und kritisiren lernt, wirken solche Vorgänge viel schädlicher als die Propaganda des Nihilismus und Anarchismus. Denn die Völker wie die Einzelnen bilden sich ihre Ueberzeugungen viel weniger aus den Worten, die man ihnen vorspricht, als aus den Dingen, die sie sehen und erleben.

Damit sei es genug über ein Ereignis, das nicht der Geschichte der Religion, aber der Entwicklung der Religionslosigkeit in unsern Tagen angehört und deshalb in diesen Blättern nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden durfte.

F C

Christentum und Partei

Laiengedanken aus Anlaß der Landtagsrede des Herrn von Kröcher

Die letzte bemerkenswerte öffentliche Kundgebung zum Fall Hammerstein war die Rede des Abgeordneten von Kröcher im preußischen Abgeordnetenhause. Es war eine kluge Maßregel der konservativen Parteileitung, gerade diesen Redner mit den für das Publikum bestimmten Mitteilungen über die Handlungsweise des Parteiausschusses und des Kreuzzeitungskomitees zu betrauen. Ein günstiges Vorurteil kam ihm bei allen Parteien entgegen, da man wußte, daß er früher und entschiedner als andre dem Aergernis entgegengetreten ist. Gerade wegen dieser persönlichen Stellung des Herrn von Kröcher gewinnt die Beurteilung, der er die Sünden Hammersteins und die Stellung seiner Partei zu dem Vorgefallenen unterzogen hat, ein besondres und über den einzelnen Fall hinausgehendes Interesse; die Annahme ist gestattet, daß der von ihm an das Thun seiner politischen Genossen gelegte Maßstab der in den bessern Kreisen der Partei herrschende ist. In dieser Beurteilung erregt nur ein Punkt die allergrößesten Bedenken: die scharfe Unterscheidung zwischen den unredlichen Handlungen einerseits und dem unsittlichen Verhältnis, das Hammerstein, ein verheirateter Mann, jahrelang unterhalten hat, andrerseits. Bezüglich jener hat von Kröcher die Auffassung vertreten, daß sie einen Politiker und Leiter einer großen Zeitung unmöglich machen. Von dem unsittlichen Verhältnis dagegen meint er, dieses habe „als Privatsache“ die Parteileitung nicht berührt;*) sie habe so lange keinen Anlaß gehabt, sich darum zu kümmern, als kein „öffentliches Aergernis“ dadurch gegeben worden sei. In diesen Aeußerungen liegt unzweifelhaft das Zugeständnis, daß die Parteileitung (oder doch einige ihrer Glieder) schon längst, ehe sie gegen Hammerstein vorgegangen ist, von dem Vorhandensein jenes unsittlichen Verhältnisses Kenntnis hatte; es kann übrigens hieran auch deshalb nicht gezweifelt werden, weil diese Kenntnis schon seit geraumer Zeit in Berlin weit verbreitet war.

Um aber zu verstehen, welche Bedeutung es hat, wenn dem Freiherrn von Hammerstein ein lange Zeit unterhaltenes ehebrecherisches Verhältnis als „Privatsache“ angerechnet wird, die sein öffentliches Wirken nicht berührt, muß in Betracht gezogen werden, welche Stellung dieser Mann im öffentlichen Leben eingenommen hat. Zunächst war er, wenn nicht offiziell so doch thatsächlich, einer der einflußreichsten Führer einer politischen Partei, deren Programm dahin geht, christliche Sitte und christliche Anschauungen für unser Volksleben und öffentliches Leben maßgebend sein zu lassen; er war ferner einer der Führer der kirchlichen Rechten auf der preußischen Generalsynode, wo eine bedeutsame kirchenpolitische Aktion gerade von

*) Das hohe Haus begleitete diese Bemerkung mit „Heiterkeit.“ D H

ihm eingeleitet wurde; endlich war er der — wie sich jetzt herausgestellt hat, unbeschränkt regierende — Leiter der größten konservativen Zeitung Deutschlands, die den Kampf für Christentum, staatliche Ordnung und gute Sitte proklamirt und von jeher mit größter Schärfe und Härte ihre politischen und kirchlichen Gegner als bewußte oder unbewußte Förderer des sittlichen Niedergangs verurteilt hat.

Und der Mann, der diese Stellung einnahm, diese Wirksamkeit ausübte, durfte mit Wissen eines erheblichen Teils seiner Parteigenossen andauernd ein ehebrecherisches Verhältnis als „Privatsache," die sein öffentliches Wirken nicht berührte, unterhalten!

Es ist von vornherein klar, daß der konkrete Fall völlig anders liegt, als wenn etwa der Führer irgend einer dem Christentum gegenüber neutralen oder abweisenden politischen Partei sich des gleichen Vergehens schuldig machte. Gewiß ist es überhaupt das Zeichen eines erfreulichen Standes der öffentlichen Moral, wenn derartige Dinge einem Politiker schaden oder ihn unmöglich machen, und umgekehrt ein schlechtes Zeichen, wenn sie in der öffentlichen Meinung leicht genommen werden. Aber es kann nicht gesagt werden, daß etwa zwischen den politischen Grundsätzen und Zielen eines nationalliberalen oder freisinnigen Politikers und derartigen Flecken in seinem Privatleben ein Widerspruch bestehen würde, der ihn in seinem öffentlichen Wirken als Heuchler und Lügner hinstellte. Wohl wäre das von einem solchen gegebne schlechte Beispiel wegen seiner öffentlichen Stellung in höherm Maß zu beklagen und zu verurteilen, als wenn er einfacher Privatmann wäre; mit seinen politischen Idealen stände es aber in keinem Zusammenhang, also auch nicht im Widerstreit.

Wie anders verhält es sich mit dem Redakteur der Kreuzzeitung! Welche entsetzliche Vorstellung, daß die bekannten, im Ton erbaulicher Betrachtungen geschriebnen Weihnachts-, Karfreitags- und Bußtags-Leitartikel der Kreuzzeitung zwischen zwei Besuchen bei der berufnen Tänzerin geschrieben wurden; daß die härtesten, im Ton sittlicher Entrüstung vorgetragnen Verurteilungen religiös abweichender Richtungen und Personen kaltblütig in solchen Momenten von diesem Manne in diese Artikel hineingelegt wurden, und daß zahlreiche Parteifreunde die Wahrheit darüber wußten, ohne an dem Widerspruch Anstoß zu nehmen, oder doch ohne diesem Anstoß irgend welchen Ausdruck zu geben! Wahrlich, es ist nur zu natürlich, daß der Fall Hammerstein heute in der öffentlichen Meinung eine größere Entrüstung hervorruft als irgend ein früherer Skandal! Es giebt keine gehässigere und verächtlichere Rolle als die des strengen Glaubens- und Sittenrichters, der im geheimen selber schlimmre Dinge begeht als die, wegen denen er andre unbarmherzig verurteilt. Welchen Anteil an der Verantwortung für das Aergernis haben aber diejenigen, die wußten, daß Hammerstein eben diese Rolle spielte, und die es ruhig geschehen ließen, daß er fortfuhr, die Zeitung, die das heilige Symbol der Christenheit über ihre Spalten setzt, zu leiten und seinen Lesern salbungsvolle Bußtagsartikel zu schreiben! Wir hören jetzt aus dem Munde eines ernst denkenden Konservativen, die Parteileitung habe keinen Anlaß gehabt, diesem ihr bekannten Zustand ein Ende zu machen, so lange die fraglichen Dinge kein „öffentliches Aergernis" erregten, so lange sie also nicht allgemein bekannt waren. Die informirten Mitglieder des Parteiausschusses haben mithin das Unwürdige und sittlich Unmögliche der Lage nicht empfunden; es besteht doch kein Zweifel darüber, daß sie andernfalls in der Lage gewesen wären, auf das Komitee der Zeitung hinreichenden Einfluß auszuüben, um die Entfernung eines nach ihrer Auffassung unmöglich gewordnen Politikers auch als Redakteur der Kreuzzeitung durchzusetzen; und von Kröcher tadelt sie wegen dieser Zurückhaltung nicht.

Die seltsame Toleranz, die somit einflußreiche Konservative gegenüber dem Lebenswandel ihres Führers bewiesen, steht nun im schroffsten Widerspruch mit den Anforderungen, die an seine Grundsätze gestellt wurden. Von demselben Hammerstein, als Chefredakteur der Kreuzzeitung und Führer auf der Synode, verlangten seine Parteigenossen naturgemäß in erster Linie, daß er ein überzeugter Christ sei, und zwar ein Christ im Sinne der kirchlichen Rechten; das Aussprechen irgend einer

erheblichen Abweichung vom orthodoxen Dogma würde ihn in beiden Eigenschaften unmöglich gemacht haben. Sein Lebenswandel dagegen durfte aller christlichen Sitte Hohn sprechen, so lange nur das öffentliche Aergernis vermieden wurde; die darin Eingeweihten sahen ihn offenbar immer noch als einen der Vertretung des Christentums in der Oeffentlichkeit würdigen Christen an, denn sonst würden sie gehandelt haben, um ihn aus den genannten Stellungen zu vertreiben.

Sind wir einer ähnlichen Anschauungs- und Handlungsweise nicht schon öfter begegnet? Jenes Verhalten ist doch nur eine ganz folgerichtige, wenngleich krasse Konsequenz der Auffassung, die die Annahme bestimmter Dogmen als entscheidendes Kennzeichen persönlichen Christentums ansieht. Und es ist vielleicht nützlich, an diesem monströsen Beispiel sich darüber klar zu werden, wohin es führt, wenn für die Beurteilung der christlichen Qualität des Einzelnen nicht die Gesinnung des Herzens, wie sie im Handeln und im ganzen Wesen eines Menschen nach außen hervortritt, sondern das dogmatische Bekenntnis der Maßstab ist. Der innere Widerspruch wird ja nicht immer so schroff hervortreten wie in dem hier besprochnen Falle; mancher, der einen Ehebrecher nicht als berufnen Vertreter einer christlichen Gemeinschaft anerkennen würde, wird doch denselben verkehrten Maßstab anlegen, wenn es sich um andre sittliche Schäden handelt, die nach außen weniger Anstoß erregen. Ein Mensch, der seine Angehörigen durch Lieblosigkeit und Launenhaftigkeit unglücklich macht, ein andrer, der im geschäftlichen oder im amtlichen Leben die von ihm abhängigen Personen egoistisch ausnutzt, ein dritter, dessen Leben in nichtigen Eitelkeiten aufgeht, — sie alle werden recht häufig als christliche Brüder und Schwestern voll anerkannt, wenn sie sich zum Gottesdienst halten und ihre Zugehörigkeit zu den Rechtgläubigen bei vorkommenden Wahlen oder sonst in irgend einer Form kundthun. Ein andrer aber, der gleich uns im Leben und Sterben nur auf die in Christus erschienene Gnade Gottes vertraut, aber über die Art, wie diese Gnade sich uns vermittelt, von den unsrigen abweichende, nach ehrlichen innern Kämpfen gewonnene Anschauungen hat, wird als Ungläubiger verschrien, trotzdem sein Leben und Handeln ihn als ernsten Christen legitimirt. Sollte nicht die im Fall Hammerstein gemachte Erfahrung, wohin es unter Umständen führt, wenn der Maßstab des theoretischen Bekennens an das Christentum des Einzelnen gelegt wird, manchen Christen Anlaß geben, ernstlicher zu erwägen, ob auf dem religiösen Gebiet wirklich die Gemeinsamkeit der Glaubenserkenntnis, die doch oft nur eine gemeinsame äußerliche Annahme überkommener Lehre ist, das rechte Band der Gemeinschaft ist; ob wir nicht vielmehr suchen müssen, die vom Geist Christi erfüllten und geleiteten Persönlichkeiten aus den Anhängern der verschiednen Bekenntnisse herauszufinden und deren Gemeinschaft zu suchen? Wo aber dieser wahre christliche Maßstab zur Anwendung gelangt, da wird einerseits das harte und ungerechte Aburteilen über Mitchristen, die durch ihr Gewissen zu abweichenden Glaubensmeinungen geführt sind, von selber aufhören, andrerseits laxe Schwäche gegenüber unchristlichem Wesen ebenso bestimmt ausgeschlossen sein. Dann werden die Gemeinschaften wie die Gegensätze auf ihre wahre und natürliche Grundlage zurückgeführt sein, die Leopold Monod in seiner herrlichen Erörterung über „die Parteien"*) so klar und überzeugend gezeichnet hat: „Die richtige Grenzlinie geht nicht zwischen denen hindurch, die sich um dieses oder jenes Banner scharen, dieser oder jener Kirche angehören, diesen Ritus mitmachen oder jene Formel bekennen, sondern zwischen denen, die gehorchen und nicht gehorchen, die lieben und nicht lieben, die an dem in seiner Quelle — dem Leben Christi und seinem Geist — erneuerten Leben teilhaben oder nicht teilhaben."

F v Oertzen

Das Glück im Winkel

Schauspiel in drei Akten von Hermann Sudermann

Sudermann hat ein eigentümliches Geschick der Namengebung für seine Stücke. „Die Heimat" — welch eine Fülle

*) Vergl. Christliche Welt Jahrgang 1895, Nr. 46.

von intimen Beziehungen klingt mit, wenn dies Wort ertönt! Und nun „Das Glück im Winkel“ — das Bild eines traulichen, eignen Heims, in beschränkten Verhältnissen reiche Herzen, ein abseits vom Wege gelegnes Waldidyll steht vor unsern Augen. In der That, der Dichter weiß eine Saite in unserm Herzen zu rühren, die gerne mitschwingt. Wir sind sie oft so müde, diese moderne Welt mit ihrem Hasten und Treiben, ihrem Stoßen und Drücken; behaglich ists uns erst, wenn wir einmal, einmal einen Abend daheim sind, die Lampe brennt und — in unserm Winkel das Glück, ein ganz alltägliches, altbacknes Glück seinen holden Schimmer verbreitet.

Will Sudermann solches Glück im Winkel mit seinem neuesten Schauspiel herabsetzen oder preisen? Diese Frage beschäftigt mich, so oft ich über dies merkwürdige Stück nachdenke, das trotz einiger zu Tage liegenden künstlerischen Mängel doch den Zuschauer vom ersten Anfang an bis zu Ende nicht aus immer steigender Spannung herauskommen und (ich glaube, es wird den meisten so gehen) mit einer Reihe von Fragen im Herzen nach Hause gehen läßt. Eine Herabsetzung wäre es, wenn Sudermann wirklich meinte, was z. B. die Frankfurter Zeitung herausgelesen hat, daß ein solches Glück nur solchen genügen könne, die im Sturm des Lebens Schiffbruch gelitten haben, oder die zu ängstlich, beschränkt, kleinlich sind, aus dem vollen Strom des Lebens zu trinken. Ein Preis wäre es, wenn Sudermann hätte zeigen wollen, daß das wahre Glück, durch die Schrankenlosigkeit des „Uebermenschen“ gefährdet, im Schatten der Pflichterfüllung, der Treue im Kleinen und der Selbstlosigkeit eines einfältigen Herzens zu finden ist.

Ich glaube natürlich nicht, daß Sudermann mit Bewußtsein das eine oder das andre hat demonstriren wollen. Das Stück stellt mit dichterischer Kraft ein Stück Leben dar, ohne Tendenz. Dennoch scheint mir, daß die Lehre, die daraus, wie aus jedem echten und wahr beobachteten Stück Leben herausspringt, die letztere ist: die Ueberlegenheit des Glückes im Winkel über das Glück des Uebermenschen. Der Gang des Schauspiels beweist es. Wiedemann, der Rektor einer Gemeindemittelschule, ein schlichter, unbegabter Mensch, den Mangel an Selbstvertrauen gehindert hat, eine bessere Karriere zu machen, der aber sein Amt mit Liebe und Treue versieht, hat in zweiter Ehe ein adliges Fräulein, Elisabeth, geheiratet, das in ganz andern Verhältnissen aufgewachsen, ihm die Hand reichte, um aus der drückenden Lage eines armen Verwandten befreit zu werden, und nun trotz der Verwunderung der kleinstädtischen Kreise pflichttreu und liebevoll in seinem Hause als Mutter dreier Stiefkinder schaltet, von denen das älteste, ein Mädchen, blind ist. Dennoch ist weder Wiedemann noch seine Gattin ganz glücklich. Jener kann sich nicht von dem Gedanken frei machen, daß seine Frau für ihn zu gut sei und er die Annahme seiner Werbung nur irgend einer Enttäuschung, die Elisabeth erlebt, zu danken habe. Diese hegt in ihrem Herzen noch immer eine Neigung zu einem entfernten Verwandten, dem Freiherrn von Röcknitz, einem kraftvollen, thatkräftigen, leidenschaftlichen „Uebermenschen,“ in dem ihr eigner Drang nach größerm Leben, nach umfassendem Wirken, gewaltigen Empfindungen ihr verkörpert entgegentritt, und von dem sie doch um seiner Gattin, einer liebenswürdigen aber indolenten Frau willen hat fernbleiben müssen. Röcknitz kommt mit seiner Frau in das Haus Wiedemanns, seines ehemaligen Hauslehrers, und dieser, blind wie er ist, lädt ihn ein, in seinem „Winkel“ zu logieren. Röcknitz verachtet seine Frau und liebt Elisabeth. Was aber bei dieser eine kaum eingestandene Neigung, ein stilles Sehnen, ist bei ihm eine stürmische Leidenschaft, über die er sich zwar durch Arbeit und Weiber zu zerstreuen gesucht hat, die aber durch den immerwährenden Vergleich zwischen der Frau, die er hat, und der, die er haben könnte, nur noch mehr angestachelt wird. Er will Elisabeth für sich haben, will mit ihr seine Pläne, Gedanken, Wünsche teilen, er will es nicht glauben, daß sie in ihrem Stillleben dauernd Befriedigung finden könne. Während seines Besuches im Hause des Rektors benutzt er dessen Aerger über Scherereien seiner Vorgesetzten und macht ihm auch im Interesse seiner Frau plausibel, als Generalbevollmächtigter auf den Röcknitzschen Gütern Wohnung zu

nehmen. Dort hofft Röcknitz die geliebte Frau ständig um sich zu haben: — weiter gehen seine Wünsche, soweit er über sie klar ist, nicht. Aber die Gefahr, in die ein solches Verhältnis sie bringen würde, erkennt Elisabeth. Sie wehrt sich deshalb nach Kräften gegen den verhängnisvollen Plan. In der Aussprache, die sie darüber miteinander haben, verliert sie, hingerissen durch den Ausbruch seiner Leidenschaft, auch die Herrschaft über ihr Herz. Sie gesteht ihm, daß sie ihn liebt, sie läßt sich von ihm küssen. Aber in diesem Augenblick tritt der Umschwung ein — eine mit vollendeter Kunst komponirte Szene. Er hält das Spiel für gewonnen, sie fühlt sich gerade durch ihr Geständnis auf ewig von ihm getrennt. Da braust er auf, die ganze rohe, rücksichtslose Brutalität seiner Natur bricht hervor, er wird sie zwingen: wenn sie ihren Gatten abhält, sein Anerbieten anzunehmen, wird er ihm sagen, was zwischen ihnen geschehen. Mit Grauen wendet sie sich ab; er drängt weiter, und sie kennt ihn, er wird seine Drohung wahr machen. Da sagt sie ja. Nicht um ihretwillen, denn sie will in der Nacht fliehen, ins Wasser. Aber um ihres Mannes willen, dem sie diesen Schmerz ersparen will. Doch die treue Liebe, mit der sie für ihre Stiefkinder gelebt hat, wird ihre Rettung. Sie legt der blinden Tochter Zukunft in die Hand eines jungen Lehrers, dessen Liebe zu jener sie längst gewahr geworden ist. Dieser liest in ihren Worten, ihren Zügen Unheil und warnt den Rektor. Als sie sich aus dem Hause schleichen will, trifft sie mit dem Gatten zusammen. Eine erschütternde Aussprache folgt. Er vermutet als Grund ihrer Flucht, daß sie des Lebens an seiner Seite überdrüssig sei, er will sie nicht halten, er dankt ihr für das, was sie ihm und seinen Kindern gewesen. Da sagt sie ihm alles, alles. Und er, der schlichte Mann, den sie bis dahin geachtet, aber für eng und klein angesehen hat, vergiebt ihr, tröstet sie, verspricht ihrem gequälten Herzen Genesung und zeigt ihr in der Ferne ein wahres Glück, ein bescheidnes Glück im Winkel. Und ihr gehen die Augen über: „Mir ist, als sähe ich dich heute zum erstenmale“ — unter diesen Worten fällt der Vorhang.

Betrachtet man das Stück einfach, wie es ist, so kann kein Zweifel sein, wie die oben gestellte Frage zu beantworten ist. Es wird dargestellt, wie eine Frau von ihrem Sehnen nach einem großen, gewaltigen Glück geheilt wird und zur Zufriedenheit mit dem bescheidenen Glück im Winkel gelangt. Sie muß erkennen, daß jenes gar kein Glück ist, dieses, gegen das sie blind gewesen, soviel Glück bietet, als Menschen in dieser Welt der Relativitäten erwarten können. Aber so klar tritt doch nicht hervor, was der Dichter gewollt hat. Ein Mangel der Charakterzeichnung trägt die Schuld. Sudermanns Beobachtungsgabe versagt da, wo er schlichte Menschen zu schildern hat. Die haben bei ihm immer etwas von einer Karrikatur an sich, sind entweder Stoffel oder Pedanten. Als ob ein einfacher ernster Sinn nicht sein könnte ohne Beschränktheit und Philisterhaftigkeit! Auch im Glück im Winkel hat Sudermann den Rektor so gezeichnet, daß wir eine Art von Bedauern mit der großangelegten Frau fühlen, die an diesen Mann gefesselt ist. Dies aber ist für die Glaubwürdigkeit des Ausgangs bedenklich. Die Zartheit und Selbstlosigkeit des Empfindens, die der Rektor da beweist, und die die Stütze ist, an der Elisabeth sich wieder zurecht findet, ist zu unvermittelt neben die hölzerne Steifheit gestellt, die bis dahin der Schulmeister gezeigt hat. Wir können uns auch nicht vorstellen, daß der zaghafte Mann dem kraftvollen, willensstarken Röcknitz die Thüre weisen werde. Es bleibt uns noch eine Sorge um das Glück im Winkel übrig. Wird Röcknitz es nicht stören? Das Schauspiel klingt nicht rein aus.

Die Erkenntnis dieses Mangels hat nicht wenige Kritiker dazu verführt, in der Schlußszene nicht die eigentliche Lösung des Konfliktes, sondern ein schwächliches Zugeständnis an das sittsame Publikum zu sehen, hinter dem aber die Eingeweihten als die wahre Meinung des Dichters erraten müßten, daß der Uebermensch schließlich doch noch seinen Willen durchsetzen werde. Ich glaube, daß diese Art von Kritik dem Dichter Unrecht thut. Rein künstlerisch angesehen, wäre es eine banale Verflachung des Konflikts, wenn der Kampf in Elisabeths Seele mit ihrer

Niederlage endete. Dieser Kampf hat doch nicht zum Inhalt ihre Wahl zwischen zwei Männern, sondern es ist der Widerstreit zwischen der ahnungsvollen Sehnsucht nach der großen Welt mit ihren Aufgaben und Freuden und den intimen reizenden Beziehungen, die sie an die kleine Welt des Winkels knüpfen. Daß Kritiker, die ihren Geschmack an französischen Ehebruchdramen gebildet haben, das nicht verstehen, ist psychologisch zu begreifen. Aber es wäre schade, wenn Sudermann sich dadurch drängen ließe, von den tiefern Problemen, die er in seinen letzten Dramen angefaßt hat, wieder zu dem wahrlich genug abgehandelten Thema des Konflikts von ehelicher Pflicht und sinnlicher Leidenschaft zurückzugreifen. Schließlich verläuft das Leben doch Gott sei Dank! noch in andern Spannungen als dieser einen.

Aber er möge daraus lernen, daß er sich diesen Vorwurf hätte ersparen können, wenn er der Figur des Rektors noch einige andre kräftigere Töne beigemischt hätte. Wenn Sudermann einmal einen schlichten Menschen darstellen könnte, der zugleich innerlich frei und groß ist, so würde das nicht nur den ethischen Wert seiner Stücke steigern, sondern es würde auch ihrer Lebenswahrheit und Glaubwürdigkeit zu gute kommen.

E Foerster

Verschiedenes

(Die soziale Lage der Frau) Vortrag von Frau Gnauck-Kühne. 34 S. 50 Pfge.

Wer im Auslande lebt und sich bei der Heimkehr stets großer Fortschritte zu freuen hat, wundert sich bei dieser Anerkennung der geliebten Heimat doppelt über die Gebundenheit der Frau, über eine gewisse Geringschätzung ihres geistigen Lebens. Es ist mir immer ein Rätsel geblieben, warum Deutschland in dieser Frage als letzte unter den großen Nationen steht. Doch daß auch hier die Morgenröte anbricht, beweist die Bewegung der letzten Jahre, beweist der nun im Druck erschienene Vortrag von Frau Gnauck-Kühne. Daß es ihr vergönnt wurde, vor ansehnlicher Versammlung zu reden, und daß sie so geredet, wie wir es lesen, ist allerdings ein Ereignis. Die nur 34 Seiten umfassende Broschüre sei allen dringend empfohlen, denen die soziale Lage der Frau, die Bildung der weiblichen Jugend am Herzen liegt.

Ueber den Notstand selbst sind wohl alle Denkenden einig. Die Unthätigkeit und Berufslosigkeit der Frau gebildeter Stände, die Ueberbürdung der Fabrikarbeiterin, die thörichte Zeitvergeudung im Leben des modernen jungen Mädchens liegen im Bewußtsein aller, die je einen Gedanken darauf verwandt haben. Wer gar die Mittagshöhe des Lebens erreichte, weiß, daß die ganze Frage einen schrecklich düstern Hintergrund hat, über den die gute Gesellschaft zu schweigen beliebt.

Viele ihrer Vorschläge auch sind höchst verständig. Natürlich wird mancher bei einem so weitverzweigten Gegenstande zuweilen andrer Ansicht sein. Ich für meinen Teil glaube nicht an den Erfolg eines allgemeinen Unterrichtsplanes aller Mädchen bis zum zwölften Jahre. Das hat mir schon in Leixners Laienpredigten nicht eingeleuchtet. Für die Begabten gar ist als Vorbereitung auf höhere Bildungsgänge das Gymnasium, die Zucht der lateinischen Grammatik und der Mathematik zu fordern.

Das Anrecht auf einen Beruf aber möchte ich noch lauter und dringender betonen, als es im Vortrag geschieht. Es ist eine heilige Pflicht der Eltern, sich zu fragen: was soll das Mädchen werden? gerade so gut als: was erwählt der Knabe? Es muß ein Ende gemacht werden mit der trostlosen Oede des Mädchendaseins, so wie es ist, in dem die beste Kraft vergeudet wird und der Seele Schwingen zerbrechen. An die Lernjahre soll sich eine geordnete Thätigkeit anschließen, ein Beruf, den man versteht und liebt. Hat die öffentliche Meinung sich einmal dazu entschlossen, dann wird es auch den Unwilligen leicht werden, sich einzugliedern. Wie sich die Erwerbsfrage dann gestalten würde, muß das neue Jahrhundert lehren. Wer kann sagen, welcher sittliche und ökonomische Ruin sich dagegen heute hinter der schrecklichen Zahl von 307000 Weißnäherinnen verbirgt! Wer kann sagen, welche pekuniären Resultate eine gesunde Neugestaltung unsrer sozialen Zustände durch die einmütige Reaktion aller edeldenkenden Frauen hätte?

Aber wenn mir die Seele weit wird in der Hoffnung besserer Tage für mein Geschlecht, dann wendet sie sich zu dem, der zur Samariterin am Brunnen von den tiefsten Gottesgeheimnissen geredet und Maria Magdalene zur ersten Zeugin seiner Auferstehung gemacht hat. Die höchste sittliche Reinheit, die unermüdliche Hingabe in der Bruderliebe lernt sich nur von ihm. Der Strahl von seinem leuchtenden Angesichte ist es, was dem vortrefflichen Vortrag fehlt. Daß die deutsche Männerwelt sich so gänzlich von ihm gewendet, ist die Erklärung für vieles, was wir beklagen; die erschreckende Thatsache gänzlicher Entfremdung in großen Schichten gerade der arbeitenden Frauen wird uns zu einer großen, einer Gesamtschuld, die wir bereuen und gut machen sollen. Warum hören wir nichts von Missionsunternehmungen in solchen jetzt rein verlornen Distrikten? Warum sind wir das einzige evangelische Volk, das nicht der Erweckung zu bedürfen meint?

Erst wenn die christliche Persönlichkeit bei Mann und Weib sich

der Aufgabe bewußt wird und mit aller Macht eintritt, wird es wirklich besser werden mit der sozialen Lage der Frau. Maria Sell

(Der Schluß des Markusevangeliums), Kapitel 16, 9—20, gehört, wie nach den besten alten Handschriften und nach den Zeugnissen der Autoritäten unter den Kirchenvätern schon seit langem unbezweifelt war, nicht zu dem ursprünglichen Bestande des Markusevangeliums, ebenso wie das 21. Kapitel des Johannisevangeliums sich deutlich als ein Anhang erweist. Ueber das Alter und den Wert dieser beiden Stücke ist damit selbstverständlich noch kein sicheres, am allerwenigsten ein abfälliges Urteil gesprochen. Nun hat neuerdings Dr. Paul Rohrbach, ein Schüler Harnacks, diese Abschnitte zum Gegenstand einer besondern, scharfsinnigen Untersuchung gemacht, die er betitelt: Der Schluß des Markusevangeliums, der Vierevangelienkanon und die kleinasiatischen Presbyter. (Berlin, Nauck, 1894. 66 S. 1,20 Mk.) In die Einzelheiten dieser wissenschaftlichen Untersuchung, auf die wir Theologen und Historiker besonders aufmerksam machen, können die Leser der Christlichen Welt natürlich nicht eingeführt werden. Auch bedürfen selbstverständlich die überraschenden Ergebnisse der Rohrbachschen Forschung noch genauer Nachprüfung und Erörterung durch die fachwissenschaftlichen Kreise. Immerhin ist es von allgemeinem Interesse, zu hören, was Rohrbach glaubt ermittelt zu haben oder wenigstens wahrscheinlich machen zu können. Anschließend an Forschungen Harnacks und Zahns, vertritt Rohrbach die Ansicht, daß die Sammlung, Ordnung und Abrundung unsrer vier kanonischen Evangelien in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts von einem Kreise kleinasiatischer Presbyter ausgegangen sei, der die Johanneische Ueberlieferung der evangelischen Geschichte vertreten habe. Bei dieser Zusammenstellung des Kanons nun seien die drei ersten Evangelien im Sinne der Uebereinstimmung wenigstens in ihrem letzten Abschnitt redigirt worden, die Evangelien des Matthäus und Lukas durch kleinere Zusätze im Johanneischen Sinn, das Markusevangelium, indem man an die Stelle des ursprünglichen, aber vielleicht schon vielfach aufgegebnen Schlusses eine kurze Zusammenfassung nach dem Bericht des Apostelschülers und Presbyters Aristion setzte, nämlich eben das, was wir jetzt Markus 16, 9—20 lesen. Der echte und ursprüngliche Schluß des Markusevangeliums finde sich, allerdings mit andern johanneischen Ueberlieferungen verbunden, im 21. Kapitel des Johannisevangeliums. Er sei bereits frühzeitig in Kleinasien vom Markusevangelium abgelöst worden, weil er mit der Johanneischen Tradition über die Erscheinungen des Auferstandnen nicht wohl vereinbar gewesen sei. Denn nach ihm seien die Jünger ohne die Gewißheit der Auferstehung Jesu nach Galiläa zu ihrem Berufe zurückgekehrt; und erst dort habe sich der Auferstandne zuerst dem Petrus allein, darauf den Zwölfen offenbart. Rohrbach macht für diese Annahmen besonders den Inhalt der letzten Kapitel der kanonischen Evangelien und des Petrusevangeliums, sodann 1. Kor. 15, 1 ff. und außerdem eine Reihe älterer und neuerer wissenschaftlicher Erkenntnisse aus der Litteratur der Kirchenväter geltend, indem er sie sehr eigenartig analysirt, beleuchtet und in Zusammenhang bringt. W Bornemann

(81 Choräle) dreistimmig gesetzt und mit huldvoller Annahme der Frau Großherzogin von Sachsen dem Sophienstifte zu Weimar gewidmet von L. Jungmann. Elegant broschirt 60 Pfennige. Verlag von L. Thelemann, Weimar.

Von reformatorischen Bestrebungen auf dem Gebiete des Kirchengesangs ist in diesem Büchlein nichts zu spüren. Wir finden hier lauter modernisirte (nicht rhythmische) Melodien mit modernisirtem Tonsatz. Aber der Verfasser wird sich nach der in Weimar üblichen Art des Kirchengesangs haben richten müssen, um das Werk für seinen nächsten Zweck brauchbar zu machen. Einige Choräle haben eine auffallend hohe Tonlage, während andre wieder tiefer als gewöhnlich gesetzt sind. Den drei Singstimmen (für Frauen bestimmt) ist eine vierte, begleitende zugefügt. So kann der Chor entweder selbständig a Capella den Dreisatz singen, im gewünschten Falle aber auch ebensogut wie die unisono gesungne Melodie von Klavier, Harmonium oder Orgel begleitet werden. Die Ausstattung ist hübsch, der Preis nicht hoch. C

(Die Perle der Familie) Eine Erzählung aus dem häuslichen Leben von E. Prentiß, Verfasserin von „Himmelan." Deutsche autorisirte Uebersetzung von Marie Morgenstern. Zweite Auflage.

Eine tief religiöse Lebensauffassung hat dieses Buch geschaffen, in dem uns der Entwicklungs- und Lebensgang eines geistig frühreifen Mädchens geschildert wird, das unter beständiger strenger Selbstzucht und in unwandelbarem Gottvertrauen die höchsten Güter des Lebens erlangt. Die Art und Weise, wie die „Perle Lucie" ihr Wollen und Wünschen stets den an sie herantretenden Pflichten unterordnet und ihre Kräfte völlig selbstlos ihrer von den Wechselfällen des Schicksals heimgesuchten Familie opfert, — kann vorbildlich und fördersam für jede junge Leserin sein. Eine noch größere Wirkung freilich vermöchte wohl das Buch auszuüben, wenn Lucie nicht gar so sehr als Mustermädchen gezeichnet wäre. Sie würde dem Herzen und Verständnis der Leser näher gerückt, wenn sie wirkliche Schwächen zu bekämpfen hätte (wie sie auch bei höchstem Streben menschlich und natürlich sind), anstatt oft selbstquälerisch an ihre fast ausnahmslos guten Handlungen immer noch höhere Anforderungen zu stellen. Im ganzen kann das Buch aber nur veredelnd wirken, denn es zeigt, wie alles tiefe und ernste Streben seine Befriedigung findet, und ungeachtet der äußern Verhältnisse die persönliche Gemeinschaft mit Christus und der lebendige Glaube an ihn und seine Hilfe die Wurzel wahren Glückes ist. Aus diesem Grunde kann das Buch als Weihnachtsgabe für heranwachsende Mädchen warm empfohlen werden.

Tageszeitung!

Die angekündigten Mitteilungen sind sämtlich versendet. Einige Briefe kamen als unbestellbar zurück. Wer die Zuschrift noch zu erhalten wünscht, wolle mir freundlichst eine Postkarte zuschicken: „Mitteilung über Tageszeitung erbeten." R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 7 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Zur **Passions-** und **Konfirmationszeit** empfehlen unser reichhaltiges Lager an:

Predigtlitteratur
Auf Wunsch Auswahlsendungen!

Konfirmandenscheinen
Probeblätter gratis und franko!

Konfirmandenbüchlein
Kataloge gratis und franko!

Neuheiten unsers Verlags:

Tägliche Andachten in Bibelworten. Umf. 392 S. Brosch. 70 Pfg. 10 Expl. 6 Mk. Geb. in Leinen 1 Mk. Eleg. geb. m. Goldschn. 1,20 Mk.

Billigstes Andachtsbuch, das weit mehr als eine bloße Spruchsammlung bietet. In ihm wird das Bibelwort nur durch Bibelwort ausgelegt. In eleganter Ausstattung sehr passendes **Konfirmationsgeschenk.**

Praktisches Christentum im Rahmen des Kl. Katechismus Luthers. I. Hauptstück. Umf. 191 S. Brosch. 2 Mk. Herausgegeben von P. O. Pfennigsdorf. Vergl. Beurteilung in Chr. Welt Nr. 1, Jahrg. 96.

Schriftenniederlage des evang. Vereinshauses in Cöthen i. Anh.
Adr.: **Buchhändler A. Haarth**

Chr. Belser'sche Verlagsbuchhandlung Stuttgart
Bei uns erschien:

Die Inspiration der hl. Schrift und die historische Kritik
von Dr. M. von Mathusius
Preis —,80 Mk.
Es berührt wohlthuend, zu sehen, wie klar und nüchtern v. M. bei seiner anerkannt positiven Stellung dieser „brennenden Frage" ins Auge schaut, u. man wird nicht umhin können, in allen wesentlichen Punkten seinen lichtvollen Darlegungen zuzustimmen.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Ankauf von einz. Werken, sowie ganz. Bibliotheken.
Fr. von Lüpke, Antiquariat, Leipzig, Markthallenstr. 12

Töchterheim des ev. Diakonievereins.
Pensionat für Töchter gebildeter Stände zu häusl., wissenschaftl., gesell. u. Berufsausbildung in **Cassel, Schloß Werdorf** und **Norderney.** Ziel: sittliche u. wirtschaftliche Selbständigkeit. Preis 800 Mark, für Vereinsmitglieder Selbstkosten. Prospekte durch Prof. D. **Zimmer,** Herborn.

Billige Bücher

Ohly, Siehe, das ist Gottes Lamm. Pass.-Pred. 1890, statt 3.— Mk., f. 2.25 Mk.
— Wachet, stehet im Glauben. Konfirm.-Reden 1886, statt 4.— Mk. f. 2.75 Mk.
— Gehe hin in Frieden. Abendmahls- und Beichtreden. 1886, statt 3.— Mk. für 2.25 Mk.
Quandt, E., Gethsemane und Golgatha. Passionspr., statt 2.40 Mk. f. 1.80 Mk.
Tholuck, Pred. über d. augsb. Glaubensbekenntn. u. üb. d. Leidensgesch. 3. Aufl. 1863, statt 4.50 Mk. für 1.25 Mk.
Riehm, E., Alttestl Theol. 1890, statt 8.50 Mk. für 5.50 Mk.
— Einltg. in d. A. Test. 2 Bde. 1889/90, statt 20.— Mk nur 18 — Mk.
Außerdem empfehle ich meinen reichhaltigen theol., vor kurzem erschienenen Kat. 63 nebst dem in nächster Zeit erscheinenden Kat. 64. Zusendung gratis und franko.
Georg Vauck (Fritz Rühe)
Berlin, SW. 12. Friedrichstr. 52/53.

Buchhändlerlehrling
mit höherer Schulbildung findet zu Ostern gute Aufnahme bei
Alfred Lorentz,
Sortiment u. Antiquariat, Leipzig

Thorwaldsen:
Segnender Christus

Größe	100	75	56	48	36 cm
Preis	36.—	20.—	10.—	7.50	3.— Mk.

Hugo Rothers theol. Buchhandlung
(Martin Warneck)
Berlin W 9 Linkstraße 4

Echte Müller's Patent-Accordzithern, in einer Stunde ohne Notenkenntnis und ohne Lehrer zu erlernen. Prachtinstrumente, kosteten früher 16 Mk. jetzt nur 12 Mk., solange d. Vorrat reicht, bei **O. C. F. Miether,** Hannov. Harmonika- und Musikinstr.-Fabrik in **Hannover II,** Steinthorfeldstr. 19.
NB. Allen werten Bestellern gebe noch ein kleines Musikinstrument **umsonst,** nur damit Sie sich von der Güte und Preiswürdigkeit meiner Fabrikate überzeugen sollen. D O

Isabella-Akkord-Zither
von jedermann ohne Musikkenntnis sofort spielbar: 6 Manuale, 25 Saiten, prachtvoller Ton, schwarz polirt mit Malerei, Perlmutter- u. Rokokoarbeit, mit Stimmschlüssel, Stimmpfeife, Zitherringe, Notenhalter und **3 Notenhefte** je etwa 15 Stücke enthaltend, **alles zusammen** liefere für **nur 12,50 Mk.** inkl. Verpackung gegen Nachnahme. Reeller Ladenpreis 18 bis 20 Mk.
Richard Kox, Musikwerke,
Duisburg a. Rh.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162.**

Ev. Pädagogium, Godesberg a. Rh.
Realschule u. Progymnasium, 119 Zöglinge in 12 Erziehungshäusern. 22 Lehrer. Individuelle christl. Familienerziehung, kl. Klassen. Durch Min.-Restr. v. 20. IV. 1895 ist angeordnet, daß Ostern 1896 mit den Zöglingen der obersten Klassen der Real- u. Gymnasial-Abteilung unter Vorsitz eines Prov.-Schulrats zum erstenmal die Abgangsprüfung a. d. Anstalt selbst stattfinde. Mit diesem Examen ist die **Berechtigung z. Einj. Dienst** verbunden.
Rektor O. Kühne u. Prof. Dr. H. Kühne.

Heimstätte
Eisenach in Thür., Frauenberg 39, I. Töchter guten Hauses finden jederzeit freundlichste Aufnahme zur Fortbildung in Wissenschaften und Haushalt. Vorzügliche Empfehlungen. Näheres durch Frl. **Mosche,** Vorsteherin, staatl. wissenschaftl. gepr. Lehrerin.

Alleinstehende Damen finden in dem schöngelegnen **Eberswalde,** mittelgroßer Stadt, 3/4 Stunde per Bahn von Berlin, **gute und dauernde Pension** mit aufmerksamer Verpflegung in einer gebildeten christlichen Familie. Näheres Redaktion d. Bl.
Die Familie ist mir persönlich genau bekannt. Ich kann vorstehendes Anerbieten nur aufs wärmste unterstützen. Pfarrer **Rade**

Der Mitarbeiter
Illustrirtes Monatsblatt im Interesse der kirchl. Pflege der Jugend. Organ des deutschen Jugendbundes für (C. E.) entschiedenes Christentum. Motto: „Für Christum und die Kirche." Hrsgeg. von **P. Verner.** III. Jahrg. Preis pro Jahr frei ins Haus 2,50 Mk. Zu beziehen durch Hilfsprediger **Blecher** in **Bielefeld,** Bielsteinstr. 8.
Nr. 12: Siehe dein König kommt zu dir — „Das neue amerikanische Gegenstück der Jünglingsvereine in seinem Wert und Unwert für deutsche Verhältnisse" — Bekenne deine Farben von Spurgeon — Eine die ganze Welt umfassende C. E.-Gebetskette — Der verhängnisvolle Weihnachtsabend — Die zehn Gebote und das Endeavor-Gelübde — Werde ein Mann — Auf auf zum Werk — Themata — Bibellesebüchlein pro 96 — Winke für die Vereinsarbeit — Eine heidnische Frau, die dem Christentum sehr nahe kam — Erste Konferenz des Jugendbundes für (C. E.) entschiedenes Christentum in Deutschland — Vereinsnachrichten — Material für Bibelbesprechungen

Die Kirche
Evangelisch-protestantisches Sonntagsblatt
Sechs provinzielle Ausgaben. Aufl. 17000. Preis 40 Pfge. vierteljährl.
Agenten gesucht gegen hohen Rabatt
Postzeitungsliste Nr. 3384. Versandstelle: J. Hörning in Heidelberg
(ebenda erscheinen die von Drews, Issel und Kind herausgegebnen Pfennigpredigten)
„Zu den erfreulichen Erscheinungen, die der kirchl. Liberalismus gezeitigt hat, gehört sein in mancherlei Formen erscheinendes Sonntagsblatt: Die Kirche" (Chr. W. 1892, Nr. 9, Sp. 199

Die Grenzboten
Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst
55. Jahrgang
Postzeitungs-Nr. 2932. Vierteljährlich 9 Mark.
Nr. 7: Deutschlands Beziehungen zu Transvaal — Die Ehre und der Zweikampf — Die Verwirrung in der Schreibung unsrer Straßennamen. Von J. Ernst Wülfing (in Bonn) — Wandlungen des Ich im Zeitenstrome. 10. Die Exkommunikation — Die Kunst. Erzählung von Theodor Duimchen (in Dresden). (Schluß) — Maßgebliches und Unmaßgebliches — Litteratur

Chronik der christlichen Welt
Postzeitungs-Nr. 1481. Vierteljährlich 1,50 Mark
Nr. 6: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Kirchlich-Statistisches aus Bayern für 1894; Bewegung der Geistlichen im Königreich Sachsen; Aus der württembergischen Landeskirche; Ave Caesar, morituri te salutant; Ein evangelisches Konvikt; Ueber die Berufung Professor Volcks; Ein neuer Fall; Das Evangelische Kirchenblatt für Württemberg; Zur Ansprache des Vorstandes des Verbandes deutscher Pfarrvereine über die soziale Thätigkeit der Geistlichen; Das Verhältnis des Geistlichen zum öffentlichen Leben; Ueber sozialistische Pastoren; Ueber den Erlaß des Oberkirchenrats — Verschiedenes: Ueber die Verfolgung der Christen in der Türkei; Fürst Ferdinand von Bulgarien; Vermischte Nachrichten; Letzte Nachricht — Personalien

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine Beilage von Johannes Schrodt, lithogr. Kunstanstalt und Verlagshandlung in Frankfurt a. M.

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 8 — Leipzig, den 20. Februar — 1896

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472. — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Der Weg zur Macht — Richard Adelbert Lipsius und seine dogmatische Arbeit: 1. Aus Lipsius persönlichem Leben; 2. Lipsius litterarische Arbeiten; sein Lehrbuch der Dogmatik — Der Schriftbeweis im Katechismusunterricht — Neuere Werke Tolstois: 3. Ueber das Leben — Das Elend in der Hausindustrie der Konfektion — Es ist mein Amt nicht — Das Verbot jesuitischer Niederlassungen ein Ausnahmegesetz? — Bücher und Schriften: Drei apologetische Vorträge; Der Jesuitenantrag des Zentrums; Das Wirtshaus im Kampfe gegen den Trunk; Arius der Libyer — Verschiedenes: Zur Besetzung theologischer Professuren in Preußen; Zum Evangelischen Trostbund; Armenien; Die Religion im Zeitalter der Röntgenstrahlen — Quittung — Anzeigen

Der Weg zur Macht

Ein jeglicher sei gesinnet wie Jesus Christus auch war, welcher, ob er wohl in göttlicher Gestalt war, hielt er es nicht für einen Raub Gott gleich sein, sondern äußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an, ward gleich wie ein andrer Mensch und an Geberden als ein Mensch erfunden; er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz. Darum hat ihn auch Gott erhöht und hat ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen aller derer Kniee, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, und alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sei, zur Ehre Gottes des Vaters. Phil. 2, 5—11.

Unsre Zeit ist wenig empfänglich für die tiefsinnigen Spekulationen, mit denen grübelnde Vernunft die Geheimnisse der ewigen unsichtbaren Welt der menschlichen Erkenntnis aufzuschließen versucht. Die unbefangne Sicherheit, mit der frühere Geschlechter die Welt des reinen Gedankens der Wirklichkeit gleichsetzten, ist umgeschlagen in ein starkes Mißtrauen gegen jeden Versuch des Menschengeistes, sich in kühnem Gedankenfluge über die Welt der sinnlichen und sittlichen Erfahrung zu erheben. Aber auch wer diesem Zuge folgend die wunderbare Gemeinschaft Jesu mit seinem himmlischen Vater, den überweltlichen Ursprung seiner Persönlichkeit, sein Leben in den Gedanken und am Herzen Gottes als ein heiliges Geheimnis anschaut, das er lieber mit betender Seele verehren als mit forschendem Geiste durchdringen möchte, gestützt auf das Wort: Niemand kennt den Sohn denn nur der Vater — der wird doch die zweifelnden und fragenden Gedanken zurückhalten in stiller Ehrfurcht vor der gewaltigen Glaubenskühnheit, in der Paulus die Erscheinung seines Herrn nach ihrem geheimnisvollen Ursprung, ihrer geschichtlichen Bedeutung, ihrer ewigen Vollendung mit einem Zuge hineinzeichnet in einen Himmel und Erde umspannenden Rahmen, um dadurch mit rücksichtsloser Energie die höchsten Werte umzuwerten, die seine Zeit kannte.

„Jesus Christus war in göttlicher Gestalt, frei von den Schranken der Endlichkeit und erhaben über die Schwächen menschlichen Seins, und doch, obwohl er mit göttlicher Kraft ausgerüstet war, — nicht durch einen Gewaltstreich konnte er Gott gleich werden an Ehre und Macht, so daß sich aller Kniee vor ihm beugen und alle Zungen ihn anrufen mußten. Nicht durch einen Raub, nicht indem er sich den Menschen in der Fülle überirdischer Gewalt offenbarte, konnte er die höchste Majestät göttlicher Herrschaft gewinnen, sondern allein, indem er sich selbst seiner göttlichen Würde entäußerte und sich in Knechtsgestalt zum Dienst an den Menschen hergab, ihnen gleich an Gestalt und Geberden, durch nichts unterschieden von ihrer Niedrigkeit, indem er sein Leben dem Willen seines Vaters gehorsam unterwarf und den Tod, den schmachvollen Tod des Kreuzes auf sich nahm, obwohl seine Seele davor schauderte. Darum hat ihn Gott erhöht, — weil er sein Leben den Menschen opferte im Dienst der Liebe, darum hat Gottes allmächtige Liebe ihn der Menschheit zum Herrscher gesetzt; weil er seine Person hingab als Werkzeug für Gottes heiligen Willen, darum hat ihn sein allmächtiger Wille emporgetragen über alle Kreatur. Und indem er seinen Knecht, über den die Bosheit der Sünder zu triumphiren schien, triumphiren läßt über Kreuz und Tod, indem er seinen Sohn, der seinem Willen gehorsam sich der Schmach der Gottlosen unterwarf, thronen läßt auf den Lobliedern der gläubigen Gemeinde, erfüllt er nur, was seine eigne Ehre fordert."

Das ist der Gedanke des Apostels; mit diesem Gedanken hat er das Leben Christi in seiner alle Werte umwertenden Bedeutung so tief erfaßt und diesen Gedanken mit so überwältigender Kühnheit ausgesprochen, wie keiner vor ihm und nach ihm. Denn was auch der Hintergrund sein mag, auf dem man die Gestalt Jesu anschaut, das bleibt doch die ewige Bedeutung dieser Persönlichkeit: der Sohn Gottes, der in Gott lebte und in dem Gott lebte, hat durch dienende Liebe Gottes heiligen Willen in sein Leben aufgenommen und in demütigem Dulden sein Leben an Gottes väterlichen Willen hingegeben; nur dadurch, daß er durch treuen Gehorsam im Thun und Leiden der Menschheit das Heil erwarb, konnte er sich selbst die Herrschaft über die Menschheit gewinnen. Alle Macht der Welt ist eingeschlossen in den Willen des ewigen Gottes, und der Wille zur Macht, der in den Menschen lebendig ist, — zum Besitz der Macht gelangt er nur, indem er gehorsam eingeht in den Willen Gottes mit selbstlosem Wirken und geduldigem Leiden. Das war der Weg zur Macht, den der Sohn Gottes ging; da er gehorsam auf alle Macht der Erde verzichtete, ja selbst den Willen zur Macht mit dem Leben zugleich in schmachvollem Tode aufgab, fand er durch Gottes allmächtigen Willen die höchste Macht, göttliche Ehre und Majestät, im ewigen Leben des Himmelreiches.

Der Weg des Meisters ist der Weg der Jünger. Nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen, zum Frieden der Kinder Gottes befreit, des Bürgerrechts im Reiche Gottes gewürdigt, finden wir den Weg zu der Macht, die durch die blinden Gewalten der Welt nicht gebrochen und von den trotzigen Herzen nicht abgeschüttelt wird, allein durch gehorsame Unterwerfung unter Gottes heiligen und allmächtigen Willen, in seine allmächtige Liebe demütig und geduldig ergeben und seiner heiligen Liebe selbstlos und opferwillig dienend, — nicht hier in der Welt des Wechsels und des Irrtums, nein, empor über die

kreisenden Sterne, in das lichte Reich vollendeter Geister, vor das Angesicht und an das Herz des ewigen Gottes, der über der Welt thront, trägt uns, von der Wahrheit geleitet, der Wille zur Macht.*)

E Rolffs

Richard Adelbert Lipsius und seine dogmatische Arbeit

Uebersicht: 1. Aus Lipsius persönlichem Leben; 2. Lipsius litterarische Arbeiten; sein Lehrbuch der Dogmatik; 3. Die christliche Glaubenserkenntnis; 4. Das christliche Prinzip und die Person Jesu Christi; 5. Das mystische Element im Christentum; 6. Schlußwort

In den zehn Jahren von 1884 bis 1894 sind die Schöpfer der bedeutendsten dogmatischen Systeme, die die Theologie der Neuzeit aufzuweisen hat, aus unsrer Mitte hinweggerissen worden: im Jahre 1884 (8. Juli) Isaak August Dorner, der spekulativ gerichtete Vertreter einer Vermittlungstheologie, die, auf dem Boden der Union stehend, Schleiermachers Gedanken in biblisch-kirchlichem Sinne weiterzubilden suchte; 1885 (25. Januar) der Züricher Theologe Alois Emanuel Biedermann, in gewisser Weise Dorners Antipode, sofern auch er die spekulative Philosophie handhabte, freilich in ganz anderm Sinn: in einer scharfen Kritik, die an Strauß erinnert, zersetzte er die geschichtlich ausgeprägten Formen des christlichen Glaubens, um dann den herausgeschälten religiösen Inhalt mit Hilfe der Philosophie auf den reinen gedankenmäßigen Ausdruck zu bringen. 1888 (3. Juli) folgte ihm sein Kollege Alexander Schweizer im Tode nach, der treueste Vermittler Schleiermacherscher Ideen, jedoch mit einer Umbiegung aus der ästhetischen in die ethische Richtung. 1889 (20. März) verschied Albrecht Ritschl, der, ohne ein vollständiges System der Dogmatik zu veröffentlichen, doch in den Mittelpunkt der dogmatischen Diskussion getreten ist; 1892 (19. August) Richard Adelbert Lipsius, der sich einerseits mit Biedermann, andrerseits mit Ritschl berührte, aber zugleich in polemischer Auseinandersetzung mit ihnen seine religionsphilosophischen und dogmatischen Ansichten entwickelte; 1894 (7. Februar) Franz Hermann Reinhold Frank, der bedeutendste Systematiker der konfessionell-lutherischen Theologie in der neuesten Zeit.

Von den drei zuletzt Genannten ist Ritschl durch treffliche Aufsätze im Jahrgang 1893 (Nr. 25. 32 f.) in seiner Persönlichkeit und seiner theologischen Entwicklung den Lesern dieses Blattes geschildert worden; und der kürzlich erschienene zweite Band von Ritschls Biographie wird abermals Veranlassung geben, das Gedächtnis dieses Theologen zu erneuern. Auch Franks posthumes Werk, die „Geschichte und Kritik der neuern Theologie," hat aus der Feder eines begeisterten Verehrers, der doch nicht alle kritischen Bedenken zu unterdrücken vermochte, eine Beurteilung gefunden (Jahrg. 1894, Nr. 47). Es ist billig, daß auch Lipsius und seiner Lebensarbeit, vor allem seinem dogmatischen Hauptwerk die ihm gebührende Würdigung zu teil werde. Freilich ist es nicht ganz leicht, diesen Wunsch des Herausgebers der Christlichen Welt so zu erfüllen, daß die nichttheologischen Leser etwas davon haben. Doch sei es versucht!**)

1. Aus Lipsius persönlichem Leben

Ein knappes, schlichtes Lebensbild von Lipsius hat G. Richter (Zeitschr. des Vereins für Thüring. Gesch. und Altertumskunde XVII, 1; auch gesondert erschienen Jena, 1893) uns entworfen. Ein echtes deutsches Gelehrtenleben, das aus jugendlich-schwärmerischem Idealismus zu der ernsten, von Begeisterung getragnen Mannesarbeit sich heranbildet! Von Jugend auf war Richard Adelbert Lipsius, geboren am 14. Februar 1830, auf

*) Hiermit schließt die in Nr. 3 begonnene Artikelreihe: Der Wille zur Macht. D H

**) Ich übernehme gern und ausdrücklich die ganze Verantwortung für das Erscheinen dieses Aufsatzes in unsern Spalten. Unsre Leser können sich nicht beklagen, daß wir sie von Theologen und Theologie, sofern das ein Gebiet besondrer Fachgelehrsamkeit ist, zu viel unterhalten. Ich meine aber, der religiös und kirchlich Interessirte wird zuweilen doch sich von dem einen oder andern Gelehrten berichten lassen, der die Arbeit der heutigen Theologie gefördert hat. Es wird jetzt so viel gegen unsre Professoren gescholten und geschrieben, so soll man sich doch auch bemühen, sie ein wenig kennen zu lernen. D H

das Studium der Theologie hingewiesen. Der Vater, damals Konrektor am fürstlichen Gymnasium in Gera, später an der Thomasschule in Leipzig, hat durch seinen Religions- und besonders durch seinen Konfirmandenunterricht, „Stunden heiliger Weihe im höchsten Sinn des Wortes," das religiöse Leben des Sohnes bestimmt. Schon vor der Einsegnung bestärkte der Tod der Mutter in dem zwölfjährigen Knaben den Entschluß, Theologie zu studiren. Außerdem scheint vor allem die Großmutter väterlicherseits, eine Schwester des herrnhutischen Liederdichters Garve, die selbst auch mit der Brüdergemeinde in engen Beziehungen stand, durch ihre innige und doch gesunde Frömmigkeit einen bleibenden Eindruck auf den Enkel gemacht zu haben. Die religiösen Gedichte des frühreifen Jünglings, von denen Richter eine Probe mitteilt, erinnern mit ihrem freilich noch recht jugendlichen Pathos und ihrer Formgewandtheit an die aus dem Gesangbuch bekannten geistlichen Dichtungen Garves. Bald aber ergreift den angehenden Studenten die stürmische Begeisterung für die Freiheitsbewegung von 1848; ihr gelten nun seine Lieder, der deutschen Burschenschaft seine Bestrebungen. Aber er vernachlässigte darüber seine Studien nicht. Mit einundzwanzig Jahren bestand er ruhmvoll die theologische Staatsprüfung. „Als er von ihr nach Hause kam, fiel er in tiefer Erregung dem Vater um den Hals: Vater, sie haben mir die Eins gegeben, rief er unter Thränen, — aber verdient habe ich sie nicht!" Zwei Jahre später gab er seine Erstlingsschrift über die „Paulinische Rechtfertigungslehre" heraus, dem Vater „in kindlicher Dankbarkeit" gewidmet; mit fünfundzwanzig Jahren habilitirte er sich als Privatdozent in Leipzig, kaum achtundzwanzigjährig wurde er von Jena aus zum Ehrendoktor der Theologie befördert. Von 1861 bis 1865 wirkte er als Professor an der protestantisch-theologischen Fakultät in Wien, zugleich aufs lebhafteste für die protestantische Kirche Oesterreichs thätig; dann folgte er einem Ruf nach Kiel. Hier suchte er auf dem Boden des von Dänemark zurückgewonnenen Schleswig-Holstein, dem er einst sein jugendliches Lied geweiht hatte, in nationalem Sinne zu wirken, und kampfesmutig nahm er den Streit gegen die von dem Bischof Koopmann geleitete streng lutherische Kirchenpartei auf. Von 1871 an gehörte er der Universität Jena zu; bald stand er neben dem hochbetagten Kirchenhistoriker Hase und vollends nach dessen Hingang (1890) als das geistige Haupt der Jenaer theologischen Fakultät da. Neben seiner ausgedehnten Lehrthätigkeit und litterarischen Arbeit durfte er als Abgeordneter zu den Landessynoden und Mitglied des Synodalausschusses eine eingreifende Wirksamkeit in der weimarischen Landeskirche ausüben. Aber seine praktischen Interessen erstreckten sich auf die ganze deutsch-evangelische Kirche: neben dem Protestantenverein lag ihm später besonders der Gustav-Adolf-Verein, der Evangelische Bund und der Evangelisch-protestantische Missionsverein am Herzen. — Aus all dieser reichen Thätigkeit wurde er am 19. August 1892 durch einen jähen Tod herausgerissen: erstarb an den Folgen einer chirurgischen Operation.

Von der Persönlichkeit des Mannes giebt uns Richter eine Schilderung, die den Eindruck ungeschminkter Wahrheit macht:

> Die Ueberzeugung von dem sittlichen Charakter echter wissenschaftlicher Arbeit war der feste Grund seines gelehrten Wirkens . . . Weniger unverschleiert offenbarte sich der innerste Kern seines rein menschlichen Wesens. Hat er doch durch Härte und Bitterkeit auch manchen Wohlmeinenden verletzt und zurückgestoßen. Im Affekt trübte sich ihm leicht der sonst so klare Blick. In der litterarischen Fehde hat er nicht immer so streng, wie er grundsätzlich wollte, die Person von der Sache geschieden. Manches harte verletzende Wort ist ihm aus dem geschärften Griffel geflossen, manches ungerechte Urteil über Menschen und Dinge hat er im heftigen Gespräch geäußert. — Wer ihn näher kannte, wußte, daß alles das der Ausfluß eines leicht reizbaren Temperaments war. Verkennung und lieblose Verdächtigung, deren Bitterkeit er reichlich zu kosten hatte, in spätern Jahren wohl auch eine durch Körperleiden in Verbindung mit Arbeitsüberbürdung hervorgerufene krankhafte Nervosität haben steigernd eingewirkt. — Und doch sprudelte auf dem Grunde seines Herzens ein unversieglicher Quell rein menschlichen Wohlwollens. Wie leicht war der reizbare Mann doch zu versöhnen und zu gewinnen! Wohl nie hat er eine in reiner Absicht dargebotene Friedenshand zurückgewiesen. Begründeter Widerspruch, offner Freimut fand bei ihm wohl immer eine gute Stelle. Dem Gewicht sachlicher Gründe hat er sich nicht leicht verschlossen. — Im Privatleben

war Lipsius von kindlicher Liebenswürdigkeit und Anspruchslosigkeit. Dünkel und Hoffart kannte er nicht. . . .

Daß Lipsius in der That bereit war, die dargebotne Hand der Versöhnung anzunehmen, habe ich selbst aus Anlaß einer litterarischen Diskussion, in der ich gegen ihn in der Form zu jugendlich scharf geworden war, erfahren. Damals schrieb mir Lipsius als Antwort auf meinen Brief:

Die theologischen Differenzpunkte, deren immerhin nicht wenige und nicht unerhebliche sind, lassen ja an sich eine ruhige und objektive Behandlung zu, die ich zumal seit Ritschls Tod an meinem Teil mehr und mehr erstrebt habe. Daß mir dies nicht immer gelungen ist, liegt an unerfreulichen persönlichen Erfahrungen, über die ich nur nach und nach, wenn auch nach Kräften hinwegzukommen suche.

Nur einmal habe ich Lipsius selbst gesehen und reden hören. Es war bei einer Versammlung des Evangelischen Bundes. Er hatte am Schluß der Verhandlungen eine antirömische Resolution zu begründen: wie kurze scharfe Hammerschläge tönten seine Worte durch den Saal. Man spürte es, daß dieser Mann nicht bloß auf dem Katheder, sondern auch in der kirchlichen Versammlung zu Hause und auf weitere Kreise zu wirken gewohnt sei.

2. Lipsius litterarische Arbeiten; sein Lehrbuch der Dogmatik.

Einst kamen mir von der neuesten Auflage des Brockhausschen Konversationslexikons einige Bände zur Hand. Da mir in Werken dieser Art stets die Behandlung der religiösen Artikel symptomatisch wichtig ist, schlug ich den Artikel „Jesus“ auf. Gleich die ersten Sätze überzeugten mich, daß ihn ein sehr sachkundiger Theologe geschrieben haben müsse. Erst später erfuhr ich, daß Lipsius der Verfasser war. Seine Mitarbeit an einem solchen Werk, aber auch vieles andre aus der Liste seiner litterarischen Veröffentlichungen, die Professor Otto Baumgarten zusammengestellt hat, beweist, wie stark bei Lipsius der Zug zur Mitteilung seiner wissenschaftlichen Studien an ein größeres Publikum gewesen ist. Auch von seiner kirchenpolitischen Thätigkeit legt jene Liste Zeugnis ab. — Aber im Mittelpunkt seines litterarischen Schaffens steht doch die streng wissenschaftliche Arbeit. Als Historiker wandte er sich einem entlegnen und dunkeln Gebiete zu, dem der ältesten Ketzergeschichte. Die gährenden durcheinanderwogenden Ideen der Zeit, da die Auseinandersetzung des Christentums mit andern Religionen und die theologische Verarbeitung der christlichen Gedanken erst begann, haben einen besondern Reiz für den Erforscher der ältesten Kirchengeschichte, und das Quellenmaterial ist von der Art, immer neue Uebungen des Scharfsinns hervorzulocken. Lipsius wurde im Zusammenhang dieser Studien hauptsächlich zu den apokryphen Apostelgeschichten und Apostellegenden geführt. Diese sind zum Teil aus ketzerischen Kreisen hervorgegangen, aber auch dann häufig von der Kirche übernommen und überarbeitet worden. Wir dürfen uns nur an die Petruslegenden und an ihren Zusammenhang mit der Frage des römischen Papsttums und der Papstchronologie erinnern, um zu erkennen, wie viele Fäden zwischen diesen Forschungen und andern Problemen herüber- und hinüberlaufen.

Näher liegen uns aber doch zwei andre Gruppen von Lipsius litterarischen Arbeiten, die exegetischen und dogmatischen. Lipsius selbst hat als das Hauptwerk seines Lebens sein Lehrbuch der evangelisch-protestantischen Dogmatik angesehen, das 1876 zum erstenmal erschien. Unermüdlich hat er in Auseinandersetzungen besonders mit Biedermann und mit Ritschl und dessen Mitarbeitern Herrmann und Kaftan sein Lehrbuch zu verteidigen und zu erläutern, seine Ansichten klarer zu begründen und zu verbessern gesucht. An die dritte Auflage dieses Buchs hat er noch seine letzte Kraft gesetzt: als er starb, „fand sich neben seinem Bett das durchschossene Exemplar seiner Dogmatik, in das er noch Tags zuvor mit Bleistift Einträge gemacht hatte.“ Sein früherer Schüler, der vorhin schon genannte Professor Baumgarten, damals in Jena, jetzt in Kiel, hat unter sorgfältigster Benutzung von anderweitigen Arbeiten des Verfassers das noch fehlende Stück der dritten Auflage ergänzt und so in geschickter und pietätvoller Weise dieses Testament von Lipsius den Berufsgenossen übergeben. Es ist

ein umfangreiches Werk geworden, 998 Paragraphen auf 869 Seiten, etwas trocken und eintönig, wie es bei einem in Paragraphen eingeteilten „Lehrbuch“ schwer zu vermeiden ist, aber reich an Stoff, fein gegliedert und sorgsam gefeilt.

Eine Vergleichung dieser Dogmatik mit Ritschls dogmatischem Hauptwerk über „Rechtfertigung und Versöhnung,“ das zwei Jahre vorher (1874) vollendet wurde, liegt nahe. Schon das ist bezeichnend, daß Lipsius ein Gesamtsystem ausarbeitete, Ritschl dagegen nur eine oder die zentrale evangelische Lehre in Angriff nahm und von diesem Mittelpunkt aus in das Verständnis der christlichen Gedanken und ihres Zusammenhangs einzudringen suchte. Ritschls Interesse hing durchaus an der inhaltlichen Richtigkeit der dogmatischen Darstellung, Lipsius hatte einen ausgeprägten Sinn für deren Form. An Gleichmäßigkeit der formellen Durcharbeitung, an Vielseitigkeit der angewandten Gesichtspunkte, an Gewandtheit der dialektischen Entwicklung, an Vorsicht der Formulirungen übertrifft Lipsius seinen Vorgänger. Auf Ritschls Seite steht die Kraft des Gedankens, die zur Zustimmung oder zum Widerspruch nötigt, das tiefere Eindringen in die sachlichen Zusammenhänge, die überraschende Eröffnung neuer Gedankenverbindungen und großer Gesamtansichten, die kernhafte, oft fast gewaltsame Sprache. Lipsius Dogmatik gleicht einem kunstreichen Bauwerk, das trotz der vorhandnen Ungleichmäßigkeiten des Baustoffs wie der innern Konstruktion durch die stilvoll harmonische Außenseite und die Sorgfalt im Einzelnen Bewunderung erweckt, Ritschls Monographie einem kraftvollen Bau, der manche nur im Rohen gearbeitete oder kühn eingegliederte Teile aufweist, aber mit urwüchsiger Frische entworfen und trotz der Unebenmäßigkeiten mit wuchtiger Konsequenz aus einheitlichem Stoff durchgeführt ist. Darum ist es auch wohl begreiflich, daß Ritschls Werk viel mehr und viel erregter besprochen worden ist als das von Lipsius.

Bei der ganz verschiednen Art der beiden nach demselben Ziel strebenden Männer kann man die Entfremdung verstehen, die nach anfänglicher Freundschaft zwischen ihnen eintrat. In der Biographie Ritschls (Band II) ist die Geschichte dieses leidigen Bruchs auf Grund des in Ritschls Nachlaß gefundnen Briefmaterials getreu erzählt. Sehen wir hier von den Einzelanläßen der Entzweiung ab, so müssen wir sagen: Ritschl hatte gewiß Recht, wenn er in Lipsius Dogmatik eine Menge seiner eignen Gedanken wiederfand und eine offne Anerkennung dieser Abhängigkeit vermißte; aber er beachtete zu wenig, wie doch viele dieser Gedanken sich einem Dogmatiker, der durch ähnliche Phasen seines theologischen Denkens hindurchgegangen war wie Ritschl selbst, als Ergebnis der theologischen Gesamtentwicklung und als Errungenschaft auch seines eignen innern Fortschritts darstellen mußten, um so mehr, da Lipsius bei seiner ganzen Art das, was er selbst formell verarbeitet und dem Gefüge seines Systems eingefügt hatte, als sein Eigentum empfand. Man kann es gerade bei diesem Sachverhalt begreifen, daß Lipsius fürchtete, Ritschl wolle ihn zu sehr ins Schlepptau nehmen, und meinte, sich dagegen wehren zu müssen; die scharfe Kritik, die sein Werk von Gesinnungsgenossen Ritschls erfuhr, hat ihn darin bestärkt und persönlich verbittert. Leider ist er, auch wenn er gelegentlich Ritschls Verdienste anerkannte, doch auch in der letzten Auflage seiner Dogmatik noch nicht dazu fähig gewesen, Ritschls dogmatische Ansichten ungetrübt darzustellen und ihr Verhältnis zu den seinigen richtig abzumessen.

Max Reischle

Der Schriftbeweis im Katechismusunterricht

1

In den „Katechetischen Studien,“ die A. Eckert in der Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung seit zwei Jahren veröffentlicht, weist er nach einem Ueberblick über die neuern Bestrebungen zur Katechismusreform auf die darin sich durchsetzende wesentliche Uebereinstimmung hin:

Wir können nicht anders als darin einen Beweis dafür erkennen, daß in unsrer Kirche noch ein Idealismus lebt, der uns zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Wenn die praktische Theologie die Lebensthätigkeit der Kirche zu ihrer Selbsterbauung beschreibt, nun, auf dem Gebiete der Katechetik regt sich das Leben der Kirche: nicht Todesluft, sondern

Lebensodem hat uns angeweht bei unsrer Wanderung durch die katechetische Litteratur.

Der Verfasser erquickt sich dabei besonders an der Beobachtung, daß gerade zwei anerkannte Führer von der „Rechten" an diesem Bemühen um eine kindesgemäßere, lebensvollere, evangelischere Unterweisung im Christentum, als der bisher geübte dogmatische Unterricht bieten konnte, so bedeutsam teilgenommen haben: Cremer nämlich (Unterweisung im Christentum) und namentlich Buchrucker in seinen bekannten katechetischen Schriften.

Wir teilen diese Freude von Herzen. Gerade das letzte Buch Buchruckers, das uns hier vorliegt,*) giebt uns Anlaß, diese so erfreuliche Uebereinstimmung zu betonen, obwohl wir dafür keinen Dank des Verfassers erwarten dürfen. Dies Buch ist nämlich dazu bestimmt, den „breiten Graben" zwischen seinem Verfasser und den „Modernen" zu ziehen, sowie allen den Katecheten, die es nicht verschmähen, auch von der modernen Theologie für den Religionsunterricht etwas zu lernen. Wenn ein hervorragender Theologe in einem Gebiete, worin er seine besondre Lebensaufgabe sucht und allgemein als Autorität gilt, ein Buch mit dem ausgesprochnen Zweck schreibt, gegenüber der „zunehmenden Zerfahrenheit und innern Unsicherheit, die die moderne Theologie anrichtet," auch auf dem katechetischen Gebiete „die Fahne der unverkümmerten Wahrheit hochzuhalten" und „den klaffenden Gegensatz, der vielfach verwischt werden will, aufzudecken" (S. 5) — wenn ein solcher Theologe, meinen wir, in eben diesem Buche und zwar in ganz wesentlichen Punkten sich zu denselben Grundsätzen für den religiösen Jugendunterricht bekennt wie die Modernen, dann darf man wohl mit hoher Befriedigung die Thatsache feststellen, daß es bei all der zunehmenden Zersplitterung und gegenseitigen Befehdung doch auch auf dem engern kirchlichen Gebiete noch Wahrheiten, Aufgaben und Ideale giebt, die jenseits des Kampfes der „Richtungen" den ernsten Arbeitern aus allen Theologenschulen gemeinsam winken. Noch sind wir nicht so weit, daß auch die Fragen des Religionsunterrichts lediglich nach der Schablone „altgläubig oder modern?" entschieden würden. So möge denn gerade ein solches Buch, das sich ausdrücklich gegen einen derartigen Versuch verwahrt, es sich gefallen lassen, daß eben an ihm das Wichtige und Große, was in den neuern katechetischen Bestrebungen immer mehr als gemeinsamer Erwerb gilt, kurz aufgewiesen werde.

Gleich in dem Vorwort, das den Modernen den unnachgiebigsten Kampf ankündet, werden drei der wichtigsten Gedanken angedeutet, um die sich alle neuere katechetische Arbeit dreht: „Das Christentum ist nicht eine gewisse Summe von Lehren;" daher muß die Methode seiner Unterweisung eine andre, seinen eignen Gesetzen entsprechende werden; was sich namentlich bei der Behandlung der heiligen Schrift im Katechismus, dem „Schriftbeweis" und der Verwendung der Sprüche geltend zu machen hat. Die Tragweite des ersten Satzes ist sehr groß: Die Theologie hat für den Katechismus nicht nur einen Wert, sondern auch einen Unwert.

Ihr Unwert, eine Schädigung der Unterweisung tritt ein, wenn der Katechet bei der Zerlegung und Begründung des Katechismusinhalts über den Kreis des Bekenntnismäßigen, über die unmittelbare Beziehung der einzelnen Wahrheiten auf den seligmachenden Grund, den Zusammenschluß mit Christo hinausgehend, das Christentum wie eine Lehre behandelt, die nicht ausführlich genug behandelt werden kann. Diese vielfach gepriesene Ausführlichkeit ist erwiesenermaßen ein Grundschaden für das zentrale Verständnis, das Behalten und die praktische Befolgung. Sie führt dazu, daß ganze Kompendien der orthodoxen Theologie in den Katechismus eingetragen werden, und noch die meisten Katechismuserklärungen leiden darunter. (34)

Diese Methode hat Buchrucker schon in seinen „Grundlinien der kirchlichen Katechetik" in Uebereinstimmung mit Palmer, Löhe, von Zezschwitz, (Cremer) „als eine Versündigung am Katechismusstoffe wie an den Katechismusstücken erwiesen." Man kam in den bis dahin geltenden exponirten Katechismen vielfach „zu einem förmlichen theologischen Kompendium, einer

*) Der Schriftbeweis im Katechismusunterrichte. Eine katechetische Studie von D. Karl von Buchrucker, Oberkonsistorialrat. Gotha, Gustav Schlößmann, 1893. VI u. 151 S. 2,40 Mk.

populären Dogmatik in Fragen und Antworten. Vor Augen hatte man das theologische Kompendium und nahm aus demselben in das Enchiridion so viel herüber, daß eine entsprechende Aehnlichkeit hergestellt wurde" (61). Wir wüßten nicht, wie der tradionelle Katechismusunterricht und sein Prinzip, das Christentum in erster Linie als Lehre zu behandeln, schärfer verurteilt werden könnte. Ja, thun wir Buchrucker Unrecht, wenn wir sagen, daß damit im Grunde dem orthodoxen theologischen Prinzip selbst der Abschied gegeben ist?

Mit dieser Absage an das Prinzip des Dogmatismus im Katechismusunterricht wird die denkbar durchgreifendste Umgestaltung der Methode gefordert; ja uns scheint, daß diese Verwerfung des katechetischen Scholastizismus, die sich auf theologische, d. h. aus dem Wesen des Christentums abgeleitete Gründe stützt, weit schwerer noch wiegt, als die von allen Pädagogen bereits lange gekannte und anerkannte Verurteilung des religionsunterrichtlichen Doktrinarismus aus psychologischen Gründen. Zu diesen theologischen und psychologischen Gründen gegen die Behandlung der Christenlehre als Wissenssache kommen dann noch die aus dem Wesen des maßgebenden Lehrstoffs, des Katechismus, sich ergebenden Weisungen. Denn eine richtige Methode „fordert ja die Entfaltung des Stoffes nach seinem eignen innern Bewegungsgesetze." Ist also „der Katechismus aus sich selbst zu erklären und die heranwachsenden Glieder der Kirche mittels dieser Erklärung in das Bekenntnis, nicht in die Theologie einzuführen" (35), so sind wir damit sofort aus der objektiven theoretischen Sphäre durchaus in die subjektiv praktische verwiesen, in der sich der kleine Katechismus Luthers anerkanntermaßen bewegt. Einführung der Jugend in das Bekenntnis der Gemeinde bedeutet doch zuoberst, sie zum Bekennen mit der Gemeinde anzuleiten, also ihnen dazu zu helfen, daß sie sich dem Katechismus entsprechend zu Christo als ihrem Herrn und Heiland bekennen. Genug, von allen Seiten her kommen die Erwägungen zu demselben Ergebnis: Die Christenlehre ist nicht als Wissens-, sondern als Gewissenssache zu behandeln.

2

Wie sehr diese Erkenntnis in das orthodoxe Lehrverfahren einschneidet, zeigt nun am besten gerade die von Buchrucker angestellte Untersuchung über den Schriftbeweis im Katechismusunterricht. Eben an diesem Punkte möchte er den unüberbrückbaren Gegensatz gegen die Modernen statuiren, und eben an diesem entscheidenden Punkte läuft seine Erörterung in die prinzipiellste Uebereinstimmung mit den von den Neuern vertretenen Gedanken aus. Die einer vergangnen Dogmatik folgende katechetische Methode wertete bekanntlich die heutige Schrift vorzugsweise als das Arsenal der „klassischen" Belege zu den aufgestellten Lehrsätzen. Hatte man einen solchen Satz „zu beweisen," so griff man in die große Vorratskammer der Bibel beliebig hinein und hatte es natürlich nicht schwer, einen wenigstens dem Wortlaut nach einigermaßen zu der dogmatischen Behauptung passenden Spruch hervorzuholen. Wie sehr eine solche willkürliche Verwertung der heiligen Schrift, solches scholastische Operiren mit unzusammenhängenden, abrupten Bibelsprüchen das göttliche Wort entwertet, bedarf keiner näheren Beleuchtung. Es ist das Wirtschaften mit dem „Es steht geschrieben" in der mißbräuchlichsten, mechanischsten Form. Neuere Katecheten haben sich daher gegen dies Behandeln der Bibelsprüche als „abrupter, als solche autoritativer Beweisstücke" erklärt. Gegen diese, insbesondre gegen den Unterzeichneten, der den Gedanken so formulirt hatte, wendet sich nun Buchrucker aufs schärfste.

„Als solche autoritative Beweisstücke," gewiß, daran hängt es. Hier ist der Kernpunkt getroffen. Ist die Schrift in sich selbst ruhende, aus ihrem Mittelpunkte heraus zu verstehende Autorität, dann sind auch ihre Aussagen autoritative. (115)

Sofort aber muß er diesen Satz dahin einschränken, daß eine irgendwie geordnete Zusammenstellung von Bibelaussagen als solche doch noch nicht die rechte evangelische Autorität besitzen kann, daß vielmehr auch von da aus, wie des Bibliziisten Beck Beispiel beweise, „der Gefahr des Subjektivismus die Thür geöffnet" werde (116). Und kurz zuvor hatte er

über die Natur der Bibel im Anschluß an v. Hofmann den sehr belangreichen Gedanken ausgeführt, daß wir „in der Bibel keine eigentlichen Lehrschriften, sondern Geschichte und deren Anwendung" haben; denn die Kirche sollte nicht die Schrift nur aufzuschlagen brauchen, um auf alle Fragen Antwort zu haben, sondern aus der Geschichte, in der ihre Wurzeln liegen, die jedesmal notwendige Erkenntnis gewinnen. Es liegt auf der Hand, daß bei solcher Anschauung von der Schrift und ihrer lehrhaften Bedeutung aus dem „Schriftbeweis" etwas ganz andres wird, als was das scholastische Verfahren mit seinen abrupten Beweisstellen als Schriftbeweis ansah. Buchruckers Meister v. Hofmann hat das ja zur Genüge durch seinen „Schriftbeweis" bekundet. Für einen rechten Schriftbeweis sind die Bibelsprüche nicht mehr als abrupte, als solche autoritative Beweisstücke durchschlagend, sondern nur in ihrem Zusammenhang mit der Geschichte, in der sie wurzeln, deren Deutung und Anwendung sie sind. Damit ist eine der wichtigsten Erkenntnisse der neuern Theologie — ich sage nicht der „modernen" — einer der fundamentalsten Grundsätze für die Bestimmung der Methode gegeben, eben der, daß die Offenbarung Gottes nicht Lehre, sondern eine Geschichte ist; „die Geschichte unsers Heils, des Heils der Welt," eine Geschichte „des Hereinwirkens der Welt des Friedens und des ewigen Lebens in die Welt der Sünde und des Todes" (112 f.). Auf diese Wahrheit hatte ebenfalls in Anlehnung an Hofmann schon vor dreißig Jahren der Pädagoge Dörpfeld mit völliger Klarheit über ihre Tragweite hingewiesen und sie auf die katechetische Methode angewendet, ohne daß es damals weiter beachtet worden wäre.

Ist nun „vermöge des geschichtlichen Charakters der Heilsoffenbarung die ganze Heilslehre auf heilsgeschichtliche Basis zu stellen" (121), so ist dadurch mit einem Schriftbeweis prinzipiell gebrochen, der sich daran genügen ließ, für jeden Lehrsatz eine oder mehrere Belegstellen zusammenhangslos und daher oft sinnlos der Bibel zu entnehmen. Buchrucker nimmt vielmehr gerade auch für den dogmatischen Teil der Christenlehre und seine Begründung den zusammenhängenden Verlauf der Geschichte in Anspruch und will die biblische Geschichte als Summe von Exempeln verwendet wissen (122). Indessen gehört ja eine methodologische Untersuchung und Kritik nicht hierher, und wir müssen hier den katechetischen Wert dieses Hofmann-Buchruckerschen Gedankens von der Heilsgeschichte als Quelle der Heilslehre unerörtert lassen. Nur an einem besonders wichtigen, von Buchrucker selbst gewählten Beispiele sei die durchgreifende Umgestaltung verdeutlicht, die der „Schriftbeweis" nach der neuen Anschauung erfahren muß. Es ist der Beweis für die Lehre von der Gottheit Christi. Nachdem Buchrucker trotz seines polemischen Eintretens für die Beweiskraft von abrupten Bibelstellen gezeigt hat, daß die Bibelsprüche in ihrem Zusammenhange erkannt und angewendet sein wollen, und ihre „unzutreffende Verwendung" in den Katechismuserklärungen, ja sogar in Bekenntnisschriften gegeißelt, fährt er fort:

> [Wir stoßen] auf einen förmlichen Herd falscher Anwendung, indem wir die katechetische Tradition im zweiten Glaubensartikel unter das Augenglas nehmen. Man beweist die Gottheit Christi damit, daß er „göttliche Eigenschaften" hat — und was werden hierzu für Beweisstellen beigebracht —: „ehe denn Abraham ward, bin ich;" und „mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden." Aber wo treten denn hier Eigenschaften zu Tage? Nicht besser steht es, wenn der Beweis zu den „göttlichen Werken" Jesu fortschreitet, und zum Beleg die Totenauferweckung, die am Ende der Tage stattfinden wird, dienen muß. Hier ist das Unzutreffende so greifbar, daß man meint, eine einzige Hinweisung sei genügend, den Mißstand abzustellen. Aber nein — die Zähigkeit, am Gewohnten festzuhalten, bloß weil man es gewohnt ist, übertrifft alle Vorstellungen. (125)
>
> Wahrlich, mit diesem völlig unzutreffenden katechetischen Betriebe hängt es zusammen, wenn die Jugend keinen nachhaltigen, weil nicht überwältigenden Eindruck zum Konfirmationsalter mit- und aus der Schule hinausbringt. (122)

Mir scheint, daß die wegen ihrer Kritik an dem scholastischen Beweisverfahren von Oberkonsistorialrat von Buchrucker verurteilten Methodiker sich keine bessere Rechtfertigung wünschen können, als sie der Katechet Buchrucker in solcher Kritik eben jener falschen Anwendung von Bibelsprüchen uns hier bietet!*) Nicht die Bibelstellen als solche sind hiernach autoritativ beweisend für die Gottheit Christi, sondern als „Selbstaussagen Jesu, Aeußerungen seines Selbstbewußtseins." „Auf Christi Selbstzeugnis und Wort müssen wir zurückgehen, wenn wir die Gottheit Jesu beweisen wollen" (126). Das ists, da ist der Kernpunkt des neuen Schriftbeweises getroffen. Um das Selbstzeugnis Jesu, um das Selbstzeugnis der Propheten und Apostel handelt es sich. Die Erfahrung, daß Gott sich durch diese Personen an unserm Herz und Gewissen bezeugt, die bildet den einzig giltigen Beweis, der uns durch die heilige Schrift vermittelt wird. So kommt ein wahrhaft lebensvoller Schriftbeweis zu stande, indem wir die Schüler annähernd in diese Erfahrung einführen. Nicht Beweisstellen zu Lehrsätzen über Christus werden dem Schüler erläutert und eingeprägt, sondern Christus, der Lebendige, selbst wird ihm nahe gebracht als der Gegenwärtige. Denn um die Gegenwart des Glaubenslebens handelt es sich, wie auch Luthers Erklärung den Gewinn und Ertrag des im Texte aufgeführten Vergangnen „für die Gegenwart, für das Jetzt des Glaubenden" hinzubringt und „den Glaubenden das Allgemeine speziell mit »mir«, »mich«, »mein« bekennen" läßt (129 f.). Alles läuft also auf das persönliche Moment als das für die Belehrung maßgebende hinaus: die Selbstzeugnisse der heiligen Gottesmänner, vor allem des Offenbarers Gottes selbst, sind die Träger des Geistes, der in den Katechumenen durch die Handreichung des selbst von diesem Geiste ergriffnen Lehrers auf das entsprechende Selbstzeugnis des Schülers oder besser sein Selbstsichbekennen zu dem lebendigen Gott und Heiland hinarbeitet. Das Ideal, das der neuern Katechetik vorschwebt, ist, wenn ich ihr Ringen um die rechte Methode richtig verstehe, dies: den Weg zu finden, auf dem der Schüler in eine wirkliche innere Berührung, in einen realen geistigen Umgang mit den von Gott ergriffenen Personen der heiligen Schrift und der Kirche gesetzt werde, damit auf diese Weise die Flamme des Glaubenslebens sich in ihm entzünde und nähre und die innere Geschichte jener Gotteskinder auch in ihm geschehe. Und wir dürften uns da nicht von Herzen freuen, wenn uns Buchrucker einen so schönen Beitrag zur Annäherung an dieses Ideal bietet?

G von Rohden

*) Buchrucker weist, um jene Rettung der „abrupten, als solche autoritativen Bibelstellen" einigermaßen zu halten, auf die Erfahrung von der „überwältigenden Macht hin, die oft von einem einzigen Bibelspruche ausgeht" (123). Was hat aber diese Selbstverständlichkeit von der Herz und Gewissen anfassenden Kraft, die auch dem einzelnen Bibelwort innewohnt, mit jener allein bekämpften Beweismethode mittels abgerissener Bibelstellen zu thun? — Es ist mir wahrlich nicht darum zu thun, einen wirklich „klaffenden Gegensatz zu verwischen," aber ich muß doch auch dem Versuch entgegentreten, den etwa vorhandnen Gegensatz künstlich zu spannen, wie mir Buchrucker in seinem Buche, wenigstens so weit es sich um katechetische Fragen handelt, zu thun scheint. Bezüglich der Beurteilung des Operirens mit abrupten Bibelstellen sehe ich beim besten Willen keinen Unterschied zwischen seiner und meiner Anschauung. — Vielleicht kann aber ein Dritter, Fremder noch richtiger besehen, wie das Verhältnis zwischen Buchrucker und mir in katechetischen Dingen liegt. Eckert sagt in den oben genannten katechetischen Studien, worin er sich theologisch durchaus als eines Sinnes mit Buchrucker giebt, in Bezug auf dessen Grundlinien der kirchlichen Katechetik u. a.: „Buchrucker wendet sich mit Entschiedenheit gegen den Dogmatismus im Konfirmandenunterricht ganz in demselben Sinne wie von Rohden." „Was er [Buchrucker] über das entwickelnde Lehrverfahren ausführt, fällt ganz mit dem zusammen, was von Rohden darüber ausführt. Die Uebereinstimmung hinsichtlich der Mittel, wie sie zwischen von Rohden und Buchrucker besteht, stärkt die Hoffnung, daß dieses Ziel schließlich erreicht wird." (Deutsche Evangelische Kirchenzeitung 1894, Nr. 13, S. 111 f.)

**) Vgl. vor. Jahrg. Nr. 37 und 43.

Neuere Werke Tolstois

3. Ueber das Leben**)

Schon in der „kurzen Darlegung des Evangeliums" und in der Schrift „Worin besteht mein Glaube?" hat Tolstoi eigenartige Anschauungen über wahres und falsches „Leben" zum Ausdruck gebracht. (Vergl. 1894, Nr. 50 und 52). Er legt auf diese Theorien den größten Wert und hat sie deshalb

in einem ausführlichen philosophischen Werke nochmals verfochten. Das Buch ist 1887 entstanden und 1889 in Uebersetzung von seiner Gattin Sophie Behr bei Duncker und Humblot in Leipzig erschienen; viele Leser dürfte es nicht gefunden haben. Wir suchen die wichtigsten und schönsten Gedanken herauszuheben, auch hier ohne eigne Meinungen hinzuzufügen. Daß Tolstoi vor allen Dingen Ethiker ist, ob er nun dichtet oder grübelt, ist uns bekannt; er wird also auch hier mit ethischer Tendenz an das Werk gehen. Da er ein Schüler Christi ist, so müssen wir erwarten, daß Christi kurze, oft rätselhafte Worte über das Leben hier in philosophischer Breite (auf 264 Seiten!) ausgeführt werden — so wie sie Tolstoi versteht. So etwa beginnt er:

Wer eine Mühle studirt, muß stets bedenken: es kommt darauf an, daß die Mühle gut geht. Bedenkt man das nicht, so verbohrt man sich in Nebensachen, etwa in die Frage, woher das Wasser die treibende Kraft hat. Wer das Leben studirt, muß bedenken: es kommt darauf an, daß das Leben besser werde. Denn sonst sucht er das Wesen des Lebens in Nebensachen und kommt auf solche Thorheiten wie unsre Gelehrten, die den Millionen Zellen im Menschen das „Leben" ebenso zuschreiben wie dem Menschen.

Der Mensch lebt nur darum, daß es ihm gut gehe. Er kann sich kein Leben vorstellen ohne den Wunsch nach seinem Wohle. Der gewöhnliche Mensch sucht darum das Wohl seiner Persönlichkeit. Es kann jedoch kein dauerndes Wohl der Persönlichkeit bestehen, denn jeden Augenblick sind wir der Selbstsucht der Mitmenschen, dem Leiden, der Vernichtung ausgesetzt. So erscheint denn unser Leben als ein Streben nach dem Unerreichbaren, als ein Uebel und Unsinn. Seit uralten Zeiten haben die Weisen das gesehen und haben hinzugefügt: das wahre Leben muß etwas Andres sein. Und sie haben von diesem wahren Leben gezeugt. Aber ihre Lehre wird mißachtet und unterschlagen; man hört nur auf die Pharisäer und Schriftgelehrten. Die Pharisäer sagen: dieses Leben ist ein Uebel, man muß an ein zukünftiges glauben. Die Schriftgelehrten dagegen kennen nur die tierische Existenz zwischen Geburt und Tod. In der Lehre gehen beide ganz auseinander, im Handeln ist kaum ein Unterschied; die einen wie die andern suchen möglichst viele Annehmlichkeiten für ihre liebe Persönlichkeit zu erraffen. Und beide nehmen als ihre Richtschnur im Leben weniger ihre Lebensanschauung als vielmehr die Sitten und Ansichten ihrer Umgebung, obwohl diese oft genug sinnlos und nutzlos sind.

Aber es liegt auf der Hand, daß die persönliche Existenz zwischen Geburt und Tod nicht unser wahres *menschliches* Leben sein kann. Das ist nicht das menschliche Leben, was auch die Tiere haben. Ein Kind im Mutterleibe hat kein menschliches, sondern nur ein tierisches Leben, ein Kind von zehn Monaten hat auch noch kein menschliches Leben. Das menschliche Leben beginnt erst mit dem Erwachen des vernünftigen Bewußtseins. Die Offenbarung des wahren Lebens besteht darin, daß die tierische Persönlichkeit den Menschen zu ihrem Wohle hinzieht, das vernünftige Bewußtsein hingegen ihm die Unmöglichkeit eines persönlichen Wohles zeigt und auf ein andres Wohl hinweist. Wenn sich der Gegensatz zwischen seinem tierischen Trachten und seiner Vernunft herausbildet, dann erst wird der *Mensch* geboren:

Der Mensch beginnt das wahre Leben zu leben, d. h. er erhebt sich auf eine gewisse Höhe über das tierische Leben und erblickt von dieser Höhe her das Trügerische seiner tierischen Existenz, die unvermeidlich mit dem Tode endet. Er sieht, daß seine Existenz auf der ebnen Fläche von allen Seiten durch Abgründe abgeschnitten wird . . . Er steigt absichtlich herab und legt sich möglichst in die Tiefe, um die Abgründe nicht zu sehen, die sich vor ihm aufthun. Aber die Kraft des vernünftigen Bewußtseins hebt ihn abermals aufwärts; wieder schaut er, wieder erschrickt er, und um nicht zu sehen, wirft er sich wieder zur Erde nieder. Und dies dauert so lange, bis er zuletzt einsieht, daß er, um sich von der Furcht zu befreien, begreifen muß, daß seine Bewegung auf ebner Fläche — seine räumliche und zeitliche Existenz — nicht sein Leben ist, sondern daß sein Leben nur in der Bewegung aufwärts besteht, daß nur in der Unterwerfung seiner Persönlichkeit unter das Gesetz der Vernunft die Möglichkeit des Wohles und des Lebens enthalten ist. Er muß begreifen, daß er Flügel hat, die ihn über den Abgrund erheben, daß wenn diese Flügel nicht wären, er auch nie sich in die Höhe heben und die Abgründe nie sehen würde. Er muß an seine Flügel glauben und dorthin fliegen, wohin sie ihn tragen.

Entsage dem Wohle der tierischen Persönlichkeit — dies ist das Gesetz des menschlichen Lebens. Diese Entsagung ist kein Verdienst, keine Heldenthat, sondern eine Notwendigkeit. Wird sie nicht freiwillig erfüllt, so vollzieht sie sich mit Gewalt bei dem Tode der Tierheit. Wozu ist dann aber die tierische Persönlichkeit, wenn wir auf ihr Wohl doch verzichten müssen? Die Antwort lautet:

Die tierische Persönlichkeit ist für den Menschen das Werkzeug, mit dem er arbeitet. Die tierische Persönlichkeit ist für den Menschen — die Schaufel, die dem vernünftigen Wesen gegeben ist, damit er mit ihr graben, sie beim Graben stumpf machen und wieder schärfen, die er verbrauchen, nicht aber abputzen und aufbewahren soll. „Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren. Wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es erlangen." In diesen Worten ist gesagt, daß man das nicht aufbewahren kann, was zu Grunde gehen muß und unaufhörlich zu Grunde geht, — und daß nur, indem wir uns von dem lossagen, was zu Grunde gehen wird und zu Grunde gehen muß — von unsrer tierischen Persönlichkeit —, wir unser wahres Leben erhalten, das nicht zu Grunde geht.

So hat Christus gelehrt, und darum hat er auch gesagt: „ihr müßt von neuem geboren werden." Im Tiere muß der Mensch geboren werden, in der Persönlichkeit das Himmelslicht, die Vernunft. Christus hat auch gelehrt, wie die Menschen ihr Wohl doch erlangen können. Nämlich dadurch, daß alle ihren Nächsten mehr lieben als sich selbst. Der Mensch braucht nur sein wahres Leben in dem Streben nach dem Wohle Andrer zu erkennen, dann überwindet er Kampf, Leiden und Tod. Dann sieht er einen Zweck im Leben der Welt: die unendliche Erleuchtung und Einigkeit der Wesen der Welt. Dann sieht er, daß aller Fortschritt der Menschheit in der allmählich mehr und mehr zunehmenden Verleugnung der Persönlichkeit, im zunehmenden gegenseitigen Dienen und Helfen besteht.

Der Mensch kann nicht umhin, in der Geschichte zu sehen, daß die Bewegung des allgemeinen Lebens nicht in der wachsenden Stärke und Zunahme des Kampfes der Wesen unter einander besteht, sondern im Gegenteil in der Verminderung der Uneinigkeit und der Abnahme des Kampfes; daß die Bewegung des Lebens nur darin besteht, daß die Welt aus Feindschaft und Uneinigkeit durch die Unterwerfung unter die Vernunft immer mehr zur Eintracht und Einheit gelangt. Wenn der Mensch dies zugegeben hat, kann er nicht umhin, zu sehen, daß die sich unter einander auffressenden Menschen aufhören, einander aufzufressen; daß die, die ihre Gefangnen und eignen Kinder töteten, sie nicht mehr töten; daß die sich des Mordes rühmenden Soldaten aufhören sich dessen zu rühmen; daß die Gründer der Sklaverei diese aufheben; daß Menschen, die Tiere töteten, anfangen sie zu zähmen und weniger zu töten; daß sie anfangen sich anstatt von dem Körper der Tiere von deren Eiern und deren Milch zu nähren; daß sie auch im Pflanzenreiche anfangen, die Vernichtung der Pflanzen zu vermindern. Der Mensch sieht, daß die besten Menschen es tadeln, den Genüssen nachzujagen, und die Menschen zur Enthaltsamkeit aufrufen. Die allerbesten, von der Nachwelt gepriesenen Menschen aber zeigen Beispiele der Aufopferung ihrer Existenz für das Wohl Andrer. Der Mensch sieht, daß eben das, was er bloß den Forderungen der Vernunft nach zugegeben hat, sich in der Welt wirklich vollzieht und durch das vergangne Leben der Menschheit bestätigt wird.

Und wenn wir diese Wahrheit nicht aus der Weltgeschichte lernten, so würde sie uns die Stimme unsers Herzens offenbaren. Unser Herz verlangt zu lieben und geliebt zu werden. Aber das verirrte Bewußtsein empört sich gegen diese Lehre von dem Verzicht auf das persönliche Wohl. „Das ist kein Leben, das ist Verleugnung des Lebens, das ist Selbstmord!" Nein, es ist wahres Leben, glückliches Leben. Unsre tierische Persönlichkeit geht durch diese Anschauung — von seltnen Ausnahmen abgesehen — nicht unter und soll nicht untergehen. Wir verzichten nur auf unnütze Genüsse, befreien uns von der Genußsucht, die uns und Andern so viele Leiden schafft. Wir bleiben nicht mehr „die vertierten Menschen unsrer gegenwärtigen europäischen Gesellschaft, die durch die ganze Welt auf Eisenbahnen fliegen und ihren viehischen Zustand der ganzen Welt bei elektrischem Lichte zeigen." Den wirklichen Forderungen der tierischen Persönlichkeit kann leicht genügt werden; Nahrung, Kleidung und Obdach sind uns immer gesichert, wenn wir vernünftig leben, wir brauchen darum so wenig zu sorgen wie die Blume oder der Vogel. Erst der von thörichten Menschen als Kultur gepriesene Reichtum an Bedürfnissen macht unsre tierische Existenz zu einer unsichern und leidvollen.

Die Liebe ist die Erlösung aus der Armseligkeit des Lebens, und doch sehen wir täglich, daß die Liebe oft etwas Unbefriedigendes oder geradezu etwas Schädliches ist. Man muß falsche und wahre Liebe unterscheiden. „Das Gefühl, das nur selten kommt, nicht lange dauert, und dessen Folgen schlimme Leiden sind," ist falsche Liebe. Falsche Liebe ist auch das Gefühl,

infolgedessen die eine Mutter für das Wohl ihres Kindes einem andern hungernden Kinde die Milch seiner Mutter entzieht und unter der Unruhe um den Erfolg der Ernährung leidet; dasselbe Gefühl, in dem der Vater, sich abquälend, den hungernden Menschen das letzte Stück Brot entreißt, um seine Kinder vor Hunger zu schützen; es ist das Gefühl, durch das derjenige, der ein Weib liebt, unter dieser Liebe leidet und sie leiden macht, indem er sie verführt oder sich und sie aus Eifersucht zu Grunde richtet; das Gefühl, infolgedessen es sogar vorkommt, daß der Mensch aus Liebe einem Weibe Gewalt anthut; . . . es ist das Gefühl, um deswillen die Menschen keine Kränkung des geliebten Vaterlandes ertragen können und die Felder mit Getöteten und Verwundeten der Ihrigen und Fremden bedecken.

Diese falsche Liebe ist nur verschleierter Egoismus. „Und deshalb entsteht auch das größte Uebel für die Welt aus der so viel gepriesenen Liebe zum Weibe, zu den Kindern, zu den Freunden, gar nicht zu reden von der Liebe zur Wissenschaft, zur Kunst, zum Vaterlande, die nichts andres ist, als eine zeitweilige Bevorzugung gewisser Bedingungen des tierischen Lebens vor andern." Die wahre Liebe beginnt erst dann, wenn der Mensch nicht mehr das Wohl seiner tierischen Persönlichkeit, also im Weibe, Kinde u. s. w. nicht mehr Annehmlichkeiten für sich sucht. Sie beginnt mit einem Zustande des Wohlwollens gegen alle Menschen, einem Wohlwollen wie es Kindern eigen zu sein pflegt, in erwachsenen Menschen aber nur durch die Entsagung hervorgebracht wird und mit dieser Entsagung wächst. Diese wahre Liebe bezeichnet Christus als das wahre Leben. „Thue das, so wirst du leben," antwortet er einmal und meint: liebe Gott und deinen Nächsten, so hast du das Leben. „Wir wissen, daß wir vom Tode zum Leben eingegangen sind, weil wir unsre Brüder lieben," sagt ein Schüler Christi.*) Je mehr unser Leben in der Liebe sich offenbart, desto stärker und dauernder leben wir auch noch fort nach der Vernichtung unsers Leibes.

Christus ist vor sehr langer Zeit gestorben, seine leibliche Existenz war eine sehr kurze, und wir haben keine klare Vorstellung über seine leibliche Persönlichkeit. Aber die Kraft seines vernünftig-liebevollen Lebens, seiner Beziehung zu der Welt wirkt — wie die keines Andern — bis heutzutage auf Millionen von Menschen, die diese seine Beziehung zur Welt in sich aufnehmen und durch sie leben. Was ist es denn, was da wirkt? Was ist das, was früher mit dem leiblichen Dasein Christi verbunden war und was die Fortsetzung und Verbreitung dieses seines Lebens bildet? Wir sagen, das sei nicht das Leben Christi, sondern dessen Folgen. Und nachdem wir solche jeder Bedeutung entbehrende Worte ausgesprochen haben, scheint es uns, als hätten wir etwas Klareres und Bestimmteres gesagt, als das, daß diese Kraft der lebende Christus selbst sei. Ganz ebenso könnten die Ameisen sprechen, wenn die Eichel, in der sie gegraben haben, hervorgewachsen und zur Eiche geworden wäre, die den Boden mit ihren Wurzeln zerreißt, Aeste, Blätter, neue Eicheln verliert, das Licht und den Regen abhält und alles, was um sie her gelebt hat, verändert. „Dies ist nicht das Leben der Eichel," werden die Ameisen sagen, „sondern die Folgen ihres Lebens, das aufgehört hat, als wir diese Eichel fortschleppten und in ein Loch warfen."

An Menschen, die eine nach ihnen fortwirkende Kraft hinterlassen, können wir auch beobachten, weshalb sie, nachdem sie ihre Persönlichkeit der Vernunft unterworfen und sich dem Leben der Liebe hingegeben hatten, im Gedanken an die Möglichkeit der Vernichtung des Lebens nie Raum haben konnten und nie Raum gegeben haben. . . . Christus hat gesagt, daß er leben wird auch nach dem Verschwinden des Trugbildes des Lebens. Er sagte das, weil er bereits damals, während der Zeit seines tierischen Daseins, in jenes wahre Leben eingetreten war, das nicht aufhören kann. Er lebte bereits in den Strahlen des Lichts aus jenem andern Zentrum, zu dem er ging, und sah während seines Lebens, wie die Strahlen dieses Lichts bereits die Menschen um ihn her erleuchteten. Dasselbe sieht auch jeder Mensch, der der Persönlichkeit entsagt und ein vernünftiges liebendes Leben führt.

Wie eng der Kreis der Thätigkeit der Menschen auch sein mag, — wenn er Christus oder Sokrates, sei er ein guter, unbekannter, selbstverleugnungsvoller Greis, ein Jüngling oder ein Weib — wenn er seiner Persönlichkeit entsagend, um des Wohles Andrer willen lebt, so tritt er bereits hier in diesem Leben in jene neue Beziehung zur Welt, für die es keinen Tod giebt.

Eben so hören die körperlichen Leiden auf Uebel zu sein. Wäre nicht der Schmerz, so hätte die tierische Persönlichkeit

*) 1. Joh. 3, 14.

D H

keinen Hinweis auf die Abweichungen von ihrem Gesetze. Die Leiden mahnen uns an uns, an unser wahres Leben und unsre rechte Arbeit.

Das Verstehen der Leiden der Persönlichkeiten und der Ursachen der menschlichen Verirrungen, sowie die Thätigkeit zu deren Verminderung ist ja die ganze Aufgabe des menschlichen Lebens. Darum eben bin ich ja ein Mensch, eine Persönlichkeit, damit ich die Leiden andrer Persönlichkeiten verstehe, und darum bin ich ein vernünftiges Bewußtsein, damit ich in dem Leiden jeder besondern Persönlichkeit die allgemeine Ursache des Leidens — die Verirrungen — sehen und sie in mir und andern vernichten kann. Wie kann dann das Material seiner Arbeit ein Leiden für den Arbeiter sein? Es wäre dasselbe, wie wenn der Landmann sagen wollte, das ungepflügte Land sei sein Leiden. Das ungepflügte Land kann nur für den ein Leiden sein, der den Acker gepflügt sehen möchte, es aber nicht für seine Aufgabe hält, ihn zu pflügen.

Die Thätigkeit, die auf den unmittelbaren Liebesdienst den Leidenden gegenüber und auf die Vernichtung der allgemeinen Ursachen der Leiden — der Verirrungen — gerichtet ist, ist eben jene alleinige freudige Arbeit, die dem Menschen bevorsteht [bestimmt ist?] und ihm jenes unentreißbare Wohl giebt, in dem sein Leben besteht.

Früher hatte Tolstoi geschrieben, das wahre Leben sei die Erfüllung des Willens Gottes, als Mitarbeiter an Gottes Werk nehmen wir teil an der Ewigkeit. Wenn er in diesem Buche den Namen Gottes vermeidet, so bedeutet das wohl keine Aenderung seiner Ansichten, sondern es zeigt nur, daß er einmal rein rationalistisch, ohne alle theologischen Voraussetzungen seine Idee entwickeln, zu den Philosophen in ihrer Sprache reden wollte. Auch Christus wird in dem Buche weniger erwähnt, als man nach meinem Auszuge vermuten könnte, und dann auch nur als ein Wahrheitszeuge neben andern. Aber das hindert nicht, daß das Buch die christliche Lebensanschauung enthalten soll.

Bode

Das Elend in der Hausindustrie der Konfektion

In den letzten Wochen habe ich von mancherlei Greueln gelesen. Ich durchsuchte deutsche, englische, französische Zeitungen nach glaubwürdigen Nachrichten aus Armenien. Viele Schilderungen waren tendenziös zugestutzt oder romanhaft gefärbt, aber doch fanden sich darunter auch Berichte, durch ihre Nüchternheit erschütternd, Klagen, durch ihre Schlichtheit herzbewegend, Darstellungen objektiver, ausländischer Augenzeugen von Greueln, die einem das Blut erschauern machen. Immer wieder habe ich mich während dieser Lektüre gefragt: Darf das sein? Dürfen christliche, zivilisirte Völker mit verschränkten Armen zusehen, wie Tausende und Abertausende, die mit ihnen den Namen Christi anrufen, durch den blutdürstigen Fanatismus wilder Horden und durch die brutale Gewalt einer Regierung, die ihr Schwert nicht von Gott trägt, weil sie es nicht gegen die Bösen schwingt, unter entsetzlichen Martern hingeschlachtet, — ihrer Existenz, ihrer Rechte, ihres Lebens beraubt werden? Tönt nicht ein Schrei der Entrüstung durch das „christliche" Europa, und steht es nicht auf, die wehrlosen Opfer dem rasenden Mord zu entreißen? —

Jetzt frage ich nicht mehr so. Das in der Ueberschrift genannte Buch (Das Elend in der Hausindustrie der Konfektion von Oda Olberg. Leipzig, Grunow. 1 Mark) hat mir den Mut genommen, so zu fragen. Denn das Elend, das dies Buch schauen läßt, liegt uns näher wie Armenien, und wir haben es in unsrer Mitte, vor unsern Augen getragen, erduldet, benutzt. Und doch ist es grausiges Elend, das gen Himmel schreit. Es tritt uns in dem genannten Buche zwar nicht mit lauten Klagen und Bitten entgegen, sondern in nüchternen Zahlenreihen, in ungeschminkten Einzelbildern, denen man die photographische Treue anmerkt, nur selten unterbrochen von einem Worte persönlichen Mitgefühls; aber sie wirken ergreifender wie ein Hilfeschrei, und mehr als einmal bin ich beim Lesen von Scham durchrieselt worden, daß solche Zustände unter uns möglich sind. Ist nicht das langsame Hinsterben durch Hunger und Schwindsucht, dem fast die ganze Menge dieser unglücklichen Heimarbeiterinnen überantwortet wird, schlimmer als ein rascher Tod? Ist nicht die Schande der Prostitution, der so viele unter ihnen durch die Not in die Arme getrieben werden, für uns Christen ebenso schlimm wie Verleugnung und Abfall?

Und doch, daß das das Los vieler ist, die mit uns Deutsche,

mit uns Christen sind, das erzählt oder besser: beweist unser Buch. Ob es eine angenehme Lektüre ist? Wahrlich nicht. So wenig, wie Ada Negris Gedichte oder Charles Kingsleys Roman „Alton Locke." Aber eine fruchtbare Lektüre ist es. Denn sie weckt vom Schlaf, löst die Binde der Verblendung von unsern Augen, giebt uns Gewissensschärfung, heiliges Mitleid, Drang zur Hilfe. Und das brauchen wir! Denn die Berge der Selbstsucht und Sattigkeit, die auf der Emporentwicklung unsrer Arbeiterklasse lasten, können nur gehoben und weggeschwemmt werden durch einen mächtigen Strom neuer, junger, kraftvoller Liebe. Darum lest und seht, wie es in Wahrheit „da unten" aussieht. Und wer dann noch den Mut hat, die Notwendigkeit tiefgreifender Reformen zu bestreiten, der möge auf den Namen eines Christen verzichten.

Unsre Schrift zeigt uns den Weg, der Hilfe verspricht. Verbot der Heimarbeit, Eröffnung von Betriebswerkstätten. Das ist die Voraussetzung für die Durchführung der Arbeiterschutzbestimmungen, die dieser Arbeiterklasse nötig sind. Aber wer wird die Macht haben, das durchzusetzen? Die Regierung? Die öffentliche Meinung? Wir fürchten: nein. Denn beide sind in dem entbrannten Lohnkampfe auf der Seite der Arbeiter, und doch mußte in der Reichstagsverhandlung am 12. Februar eingestanden werden, daß trotzdem wenig Aussicht sei, die ausdrücklich als berechtigt anerkannten Forderungen der Arbeiter durchzusetzen. Es giebt nur ein Mittel, das Erfolg verspricht: Organisation der Arbeiter. Der Einzelne ist nichts und vermag nichts, er ist dem Unternehmer, dem Zwischenmeister wehrlos preisgegeben, und einer unterbietet aus Furcht vor völliger Arbeitslosigkeit den andern. Nur eine organisirte Arbeiterschaft besitzt die Kraft, den Kampf durchzuführen, indem sie der Macht des Kapitals die gesammelte Macht des Arbeiterwillens entgegensetzt. So belehrt uns dieser Streik aufs neue über die Berechtigung einer der meistumstrittenen Forderungen der Christlich-Sozialen: Berufsorganisationen, weil ohne sie nichts Wesentliches gebessert werden kann. Wenn der Blick in das Elend der Konfektionsarbeiter dazu hülfe, dieser Ueberzeugung Verbreitung und Gewicht zu verschaffen, so wäre viel gewonnen.

Wir hoffen noch immer, daß das christliche Gewissen sich besinnt und durch seine Stimme dafür sorgt, daß dieser einzige zum Ziel führende Weg begangen wird. Aber unsre Schrift ruft noch eine andre Macht zu Gunsten der Aermsten an, die Angst — und müssen wir nicht gestehen, daß sie mächtiger scheint, als jene des Gewissens? Die Arbeiter der Konfektion fertigen ja die Wäsche, die Kleider, die Mäntel für uns Alle! Sie fertigen sie nicht in saubern, überwachten Fabriken, sondern in ihren dumpfen Stuben, in einem scheußlichen Dunst von Armut und Krankheit, sie nähen ihre Schwindsucht und ihrer Kinder Diphtheritis mit in die vornehmen Capes, denn in ihre Höhlen reicht keine Gesundheitspolizei hinein. Ist es nicht ein Lebensinteresse der ganzen Gesellschaft, hier Wandel zu schaffen? Auch die Angst, die Sorge um unsre und unsrer Kinder Gesundheit ist von Gott. Er zwingt dadurch die Menschen, an Andre zu denken. Möchten Viele erschrecken beim Blick in den Abgrund, den sie bisher nicht gekannt haben, und aus der Angst wie aus der Liebe dauernde Frucht erwachsen!

Und ich möchte noch ein Moment hinzufügen, das in der besprochnen Schrift nicht erwähnt ausdrückliche Hervorhebung verdient. Ich denke an die Kinder, die in solchen Verhältnissen heranwachsen, in giftiger Luft, bei jammervoller Nahrung, kaum aus der Schule nach Hause gekommen mit angespannt bis in die sinkende Nacht. Daraus soll die wehrhafte Schar hervorgehen, die Deutschland schützt gegen das andrängende Slawentum? Das sollen Männer werden, die das Vaterland lieben — das sie kaum kennen, weil ihr Horizont nicht weiter ist als die Kammer ihrer Eltern —, die die Kultur stützen, die ihnen ein Fluch ist? Wer den Staat erhalten will, der sorge, daß eine Jugend heranwachsen kann, stark und gesund, fröhlich und gläubig. Solche Jugend gedeiht nicht in dem Elend der Heimarbeit; und deshalb um des Staates willen, nicht im einseitigen Interesse einer Volksklasse heißt die Losung: Schafft Raum der Entwicklung! Schafft Freiheit den Unfreien! Schafft Rechte den Rechtlosen!

Der preußische Handelsminister hat in der obenerwähnten Reichstagssitzung die öffentliche Meinung für die streikenden Arbeiter und Arbeiterinnen der Konfektionsbranche angerufen. Möchte das Mitleid, das sich jetzt überall regt, nicht ziellos verpuffen, sich auch nicht in platonischen Bezeugungen erschöpfen oder mit einer akademischen Enquete zufriedengeben, sondern zu Reformen führen, die diesen des deutschen Namens wie des christlichen Gewissens unwürdigen Zuständen ein Ende machen.

E Foerster

Es ist mein Amt nicht

Ich begegnete gestern dem Geist. In der Parkstraße war es, ganz draußen, da wo sie schon zur Chaussee geworden ist und an den Wald grenzt. Er kam hinter mir her aus dem Stadtteil mit den rauchenden Türmen und durch den mit den ruhenden Türmen. Die rauchenden Türme drohten noch von hinten herüber, riesengroß und abgestumpft wie der Sinn der Knechte. Die ruhenden Türme aber standen zwischen Gebüschen und Rasenflächen wie eine leichtfertige Tanzgesellschaft, die eben Pause hat, und sie waren zierlich und klein und ganz zugespitzt, wie der feine Herrengeschmack. Das waren die beiden Städte, die Eine Stadt waren, die Stadt der stumpfen Essentürme und die der spitzen Villentürmchen, Bilder zweier Kulturen, die neben einander wohnen und sich nichts zu sagen haben. Von daher kam der Geist, und eben war er an den beiden Krankenhäusern draußen vor der Stadt vorbeigekommen, dem alten baufälligen schmutzigen Haus, da steckten „die Schätze der Kirche" drin, die Armen und Krüppel, und dem neuen Prachtbau, dem großen, dem Stolz der Bürgerschaft, dem Hause der ersten und zweiten Klasse: da kam hinein, was Honoratior war oder von so etwas empfohlen, das Gutgesinnte.

Da also kam er vorbei und am Walde begegnete ich ihm. Das große Auge war wie Wolke und Blitz gleichzeitig; durch die Stirn zwischen den Augen herauf liefen zwei tiefe Falten wie mächtige Strahlen. Nicht nur sein Kleid war vom starken Winde bewegt, er selbst schritt stürmisch daher und selbst im Innern schien er erregt. Als ich mich umsah, weil ich seine Schritte hörte, sah ich ihn so. Er lief sofort mit drohender Geberde auf mich zu, wie als wäre ich ein Flüchtling, und da ich unwillkürlich zur Seite springen wollte über den Chausseegraben weg, warf er sich ungestüm auf mich und begann mich — immer stumm und mit einer Art erstarrter Wut — zu würgen. Es war mir, als wenn ich seine Augen, die ich nicht sah, mir in den Nacken brennen fühlte.

Was ist das? sprach er endlich, als ich ermattet zusammengebrochen war, draußen am Graben und vor der Stadt — der Wind aber tobte über mir und die Wolken jagten; Rauch, Rauch und wieder Rauch von den großen stumpfen Türmen her; alle Bäume mit ihren entlaubten Aesten begleiteten mit Stöhnen die Rede des Geistes, der auf meiner Brust kniete, weil ich mich hingeworfen hatte, um die Klammern seiner Finger abzustoßen, die mir zwischen Hals und Schultern saßen — was ist das mit euch, sagte er, was ist das da, das ich gesehen habe?

Wunderbarerweise wußte ich sofort, was er meinte, und ich stöhnte, was mir an Bibelworten aus den Gesprächen der letzten Wochen und den Zeitungen nahe lag: „Arme habt ihr allezeit bei euch." Dabei suchte ich die Achseln zu zucken; aber in dem Augenblick griffen mir seine Fäuste noch härter an Hals und Schlüsselbein.

Du Hund! sagte er grimmig. Nach einer Weile fuhr er fort: Es ist dasselbe Wort, das ich drinnen hörte, mit den gleichen und mit andern Tönen, das heuchlerische, verlogne, meineidige Wort. Höre, als ich sagte: „So wir sagen, wir haben keine Sünde, so lügen wir," habe ich da gemeint, daß wir sündigen sollen? Und als ich sagte: „Arme habt ihr allezeit bei euch," habe ich da gemeint: ihr sollt Arme haben, oder habe ich gemeint: ihr sollt sorgen, daß ihr keine habt? — Rede! sagte er und schüttelte mich, da ich schwieg.

Herr, sagte ich, es ist mein Amt nicht. Ich darf mich darum nicht kümmern.

Da lösten sich die eisernen Fäuste; er richtete sich langsam zu riesiger Höhe auf; dann sah er mich an, daß ich mich von seiner Verachtung an den Boden gespießt fühlte. Er stieß mit dem Fuße nach mir, spie aus und ging.

Mir war unwohler, als er ging, wie als er mich noch würgte.

Das Verbot jesuitischer Niederlassungen ein Ausnahmegesetz?

Für einen Teil der Reichstagsabgeordneten war bei der Beschlußfassung über die von der Zentrumspartei beantragte Aufhebung des Verbots jesuitischer Niederlassungen die Auffassung maßgebend, daß das in Rede stehende Reichsgesetz vom 4. Juli 1872 einen Ausnahmezustand geschaffen habe, der wie das Sozialistengesetz im Interesse des gleichen Rechts für alle wieder zu beseitigen sei. Es ist daher bei der von dem evangelischen Volke tief beklagten Stellungnahme des Reichstags zu der Frage der Jesuitenausweisung ein Grund mitbestimmend gewesen, dem man eine gewisse Achtung nicht versagen kann. Eine andre Frage ist es freilich, ob nicht die gedachte Annahme ein Irrtum gewesen! Und mit dieser Frage wollen wir uns hier beschäftigen. Ging doch bereits eine Notiz des Inhalts durch die Blätter: „daß das Zentrum die gegenwärtige Reichstagssession nicht vorübergehen lassen werde, ohne auf den Reichstagsbeschluß bezüglich Zulassung der Jesuiten zurückzukommen. Sollte der Bundesrat die Absicht gehabt haben, durch Aussetzung der Beschlußfassung sich für diese Session Ruhe zu schaffen vor dem unbequemen Antrage, so habe er die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Vielleicht werde das Zentrum eine Interpellation über den Stand der Angelegenheit einbringen."

Wir haben also in absehbarer Zeit zu erwarten, daß das Zentrum auf seinem Schein bestehen und im „Namen der Gerechtigkeit" die Aufhebung der Ausschließung jesuitischer Niederlassungen von dem Bundesrate fordern wird. Bisher hat dieser diesem Verlangen einen entschiednen Widerstand entgegengesetzt. Man irrt indessen schwerlich in der Annahme, daß hierbei mehr eine gewisse politische Klugheit, ein gewisser Respekt vor den Lehren der Geschichte, die überall den von dem Jesuitismus eingeschlagnen Weg mit den Trümmern geistiger Kultur bedeckt zeigt, bestimmend ist, als die gegründete Ueberzeugung, daß man sich jenem Orden gegenüber auf dem Boden der allgemeinverbindlichen Moral bewege. Wir hoffen nun im Folgenden darzuthun, daß die Ausschließung jesuitischer Niederlassungen von dem Reichsgebiet nichts als die Anwendnng der allgemeinen Rechtsanschauung ist, der unser Volk nach Besiegung des Erbfeindes und nach dem Gelingen des lichtvollen Werks der Reichseinigung ergeben war.

Die Grundsätze der Moral, die ein Volk als eine bindende Norm für sich ansieht, zu denen es sich bekennt, sind zu einem Teile in seinen Strafgesetzen niedergelegt, und es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß diese sich in jedem Falle nach dem Belieben von Majoritäten ändern lassen. Sicher ist dies in unserm Volke nicht mit solchen Bestimmungen der Fall, die die Freiheit des Geistes und die Grundsätze der Selbstverantwortlichkeit des Einzelnen betreffen, denn an der Entwicklung der auf diesem Gebiete herrschenden Grundwahrheiten haben die großen Denker, die das deutsche Volk hervorgebracht hat, in demselben Geiste, wie die Führer der religiösen Bewegung, die Reformatoren, gearbeitet. Man hat daher auch im Volke das unbestimmte Gefühl, daß man mit dem Zurückweichen auf diesem Gebiete einen Schlag erleide, der den Nerv des Evangelismus berühre, und daß man in ein der großen Vergangenheit unwürdiges Epigonentum verfallen würde. Um welches Prinzip handelt es sich in unserm Falle?

Das deutsche Volk steht auf dem Boden der vollen Selbstverantwortlichkeit des Menschen für seine Thaten, und es ist ihm der Gedanke der Vertretung des Gewissens durch Andre zur sittlichen Unmöglichkeit und, wo er in bestimmter Gestalt auf staatlichem Gebiete auftritt, zu etwas um seiner Unsittlichkeit willen Strafwürdigem geworden. So lautet der § 128 des Reichsstrafgesetzbuches:

Die Teilnahme an einer Verbindung, deren Dasein, Verfassung oder Zweck vor der Staatsregierung geheim gehalten werden soll, oder in welcher gegen unbekannte Obere Gehorsam oder gegen bekannte Obere unbedingter Gehorsam versprochen wird, ist an den Mitgliedern mit Gefängnis bis zu sechs Monaten, an den Stiftern und Vorstehern der Verbindung mit Gefängnis von einem Monat bis zu einem Jahre zu bestrafen.

Nun ist das Verbot der Verbindungen, in denen Oberen unbedingter Gehorsam versprochen wird, zunächst nur aus rein politischen Erwägungen hervorgegangen. Die Erfahrung lehrte, daß staatsfeindliche Bestrebungen sich zur Entfaltung einer Wirksamkeit, zu der ihnen sonst die geeigneten Organe fehlen würden, sich des Grundsatzes einer Gewissensvertretung durch den Oberen bedienen. Mögen nun aber auch bei dem Erlaß des Reichsstrafgesetzbuches nur politische Verbindungen freiheitsfeindlicher Art in Betracht gekommen sein, so steht doch das im Hinblick auf diese erlassene Verbot in völliger Uebereinstimmung mit den Grundwahrheiten der Sittlichkeit und ist um deswillen ohne Ausnahme auf alle Verbindungen dieser Art anzuwenden. Ergäbe es sich, daß die jesuitischen Verbindungen dem mit Strafe bedrohten Prinzip ihr Bestehen verdanken, so würde nicht ihre Ausschließung vom Gebiete des Reichs, sondern ihre Zulassung einen Bruch mit dem gemeinen Rechte bedeuten. Hören wir einen Geschichtsforscher wie Ludwig Häusser, der in seinem „Zeitalter der Reformation" über den Jesuitenorden schreibt:

Unter den vier Gelübden: Armut, Keuschheit, Gehorsam, Unterwürfigkeit gegen den Papst, war der Gehorsam die eigentliche Seele. Ihn zu üben und zu schulen, leiblich und geistig bis zu dem Maße, wo der Mensch nach dem Ausdruck der Jesuiten tamquam lignum et cadaver wird, war die Aufgabe, die durch die ganze Schöpfung beherrschend hindurchgeht.

Gleich bei dem Rekruten oder Novizen begann diese asketische Mannszucht des Leibes und der Seele in täglicher und stündlicher Anwendung. Wie bei den Weltkörpern, lautet die Lehre, nach einem ewigen Gesetze der untere Kreis in seiner Bewegung dem höhern folgt, so muß das dienende Organ vom Wink des Obern abhängig sein: baculus, qui ubicunque et quacunque in re velit eo uti, qui eum manu tenet, ei inserviat. Vollständige Verleugnung eines eignen Willens und Urteils in allem, was der Vorgesetzte gebietet, blinder Gehorsam, rücksichtslose Unterwerfung: das ist das Ideal dieser Regel.

Sie kennt nur eine Ausnahme, aber auch diese hat einen Vorbehalt: es heißt ausdrücklich, es könne keine Verpflichtung geben ad peccatum mortale vel veniale, also zu sündlichen Handlungen höchsten oder niedern Grades, „außer wo der Obere sie im Namen Jesu Christi vel in virtute obedientiae befiehlt," ein dehnbarer Satz, den man wohl in dem Schlagwort „der Zweck heiligt die Mittel" zusammenfassen konnte.

Es ist etwas mattherzig von Häusser ausgedrückt, daß dieser Vorbehalt ein dehnbarer Satz sei, den man wohl in dem Schlagworte „der Zweck heiligt die Mittel" zusammenfassen konnte. In Wahrheit ist es widersinnig, daß einem Menschen die Macht zustehe, im Namen Jesu Christi eine sündliche Handlung zu fordern und eine Lossage von dem Gebote, daß Gott, das heißt dem in dem Gewissen sich kundgebenden Willen Gottes, mehr als Menschen zu gehorchen sei. Die anscheinende Ausnahme bestätigt mithin lediglich die Regel des herrschenden unbedingten Gehorsams.

In dem Verbote jesuitischer Niederlassungen liegt daher so wenig eine Ausnahmemaßregel, daß es vielmehr der Akt der Justizhoheit ist, zu dem die gesetzgebenden Körperschaften des Reichs in dem ihnen aufgedrängten Kampfe verpflichtet waren, wenn sie nicht die von ihnen angenommene allgemeinverbindliche Grundlage der öffentlichen Moral verleugnen wollten. Daß dieser Akt die Form eines Spezial- (nicht eines Ausnahme-) Gesetzes angenommen hat, hat seinen Grund lediglich in der Natur dieser Verbindung als eines Ordens der katholischen Kirche. Das Verbot jesuitischer Niederlassungen war jedenfalls die angemessenste Form, in der der Staat die Verurteilung eines Prinzips zum Ausdruck bringen konnte, das eine Kirche niemals zu dem ihrigen auch nur durch Duldung machen durfte.

Walch

Bücher und Schriften

(Drei apologetische Vorträge) Der Berliner Zweigverein des Evangelischen Bundes hat in diesem Winter eine Reihe apologetischer Vorträge veranstaltet, die, wie wir hören, stark besucht gewesen sind.

Drei dieser Vorträge liegen gedruckt vor: Das Christentum und die Geschichte von Adolf Harnack, Das Christentum und die Philosophie von Julius Kaftan und Christentum und Naturwissenschaft von Oberlehrer Dr. G. Riehm. (Leipzig, Hinrichs; je 50 Pfge.)

Harnack geht von der Thatsache aus, daß die christliche Religion das Ewige an ein Geschichtliches knüpfe, und beantwortet nach einer kurzen Ablehnung der überwundnen Geschichtsverachtung des achtzehnten Jahrhunderts drei Fragen, die heutzutage brennend sind: Gestattet der Gedanke der Entwicklung, auf dem die moderne Geschichtsforschung beruht, die Hervorhebung eines einzigen Gliedes dieser Entwicklung, des Christentums und der Person Jesu, aus der ganzen Reihe? Drängt nicht die geschichtliche Entfernung, die uns heute Lebende von Jesus trennt, dazu, seine Person von seiner Lehre, dem Prinzip seiner Religion loszulösen und jene der Vergangenheit preiszugeben? Hat nicht die geschichtliche Kritik das Bild Jesu so unsicher gemacht, daß sich darauf kein religiöser Glaube mehr gründen läßt? Wie Harnack diese Zweifel entkräftet, möchte ich den Lesern selbst zu finden überlassen. Nur eine Stelle will ich hersetzen, die aus dem Munde eines Mannes, der das Messer der Kritik wie wenige zu handhaben versteht, ungemein tröstlich ist und vielleicht manchen beruhigt, der von der Arbeit der Kritik auch den Boden, auf dem er steht, unterwühlt wähnt. Nachdem Harnack ausgeführt hat, daß die geschichtliche Betrachtung an den Sprüchen und Reden des Herrn und seinem Lebensbild eine ganz bestimmte zeitgeschichtliche Färbung und auch eine ganz bestimmte Beschränkung aufzeigt, fährt er fort: „Allein es würde doch nur dann etwas an seiner Giltigkeit und Kraft verlieren, wenn sich nachweisen ließe, daß nun der Kern der Erscheinung und der Sinn und eigentliche Treffpunkt der Reden ein andrer geworden ist. Ich kann nicht finden, daß die geschichtliche Kritik daran irgend etwas geändert hat. Dasselbe gilt von seinem Selbstzeugnis. . . . Außer den vier geschriebnen Evangelien besitzen wir noch ein fünftes, ungeschriebnes, und es spricht in mancher Hinsicht deutlicher und eindrucksvoller als die vier andern — ich meine das Gesamtzeugnis der christlichen Urgemeinde. Aus ihm können wir entnehmen, was der durchschlagende Eindruck dieser Person gewesen ist, und in welcher Richtung seine Jünger sein Wort und Selbstzeugnis verstanden haben. Gewiß — auch seine Kleider sind vererbt worden; aber die schlichten und großen Grundwahrheiten, für die er eingetreten ist, das persönliche Opfer, das er gebracht hat, und der Sieg im Tode, sie sind das neue Leben seiner Gemeinde geworden; und wenn der Apostel Paulus Röm. 8 dieses Leben als ein Leben im Geist und 1. Kor. 13 als ein Leben in der Liebe mit göttlicher Kraft geschildert hat, so gab er nur wieder, was ihm an seinem Herrn Jesus Christus aufgegangen war. An diesem Thatbestande vermag keine geschichtliche Kritik etwas zu ändern; sie kann ihn nur reiner ans Licht stellen und unsre Ehrfurcht vor dem Göttlichen, das an einem Sohne Abrahams inmitten einer engen Welt und unter Schutt und Trümmern aufgestrahlt ist, steigern. Der schlichte Bibelleser soll nur fortfahren, die Evangelien so zu lesen, wie er sie bisher gelesen hat; denn auch der Kritiker vermag sie schließlich nicht anders zu lesen. Was jener für ihren eigentlichen Kern und Treffpunkt hält, das muß auch dieser als solchen anerkennen."

Kaftan behandelt das Thema: Christentum und Philosophie. Das Thema ist für eine populäre Darstellung schwierig, wenn es in seinen Tiefen angegriffen werden soll. Es darf deshalb als ein ganz besondrer Vorzug des Vortrages bezeichnet werden, wie leicht faßlich Kaftan die Beziehungen zwischen den beiden Größen darlegt. Wir wissen aus der Feder des verehrten Verfassers kaum etwas zu nennen, was an Durchsichtigkeit und Klarheit diesem Vortrage an die Seite zu stellen wäre, und empfehlen ihn auch deshalb ganz besonders allen, denen daran liegt, ein Verständnis für Kaftans Theologie zu gewinnen. Dazu ist er umso mehr geeignet, als Kaftan hier wesentlich dieselben Gedanken ausspricht, in denen sein großes Werk „Die Wahrheit der christlichen Religion" ausmündet. Kant hat ein für allemal das direkte Band zwischen der wissenschaftlichen Welterklärung und dem philosophischen Weltverständnis durchschnitten. Die Philosophie ist die Lehre vom höchsten Gut, aus dem allein wir die Welt und unser Leben verstehen können. Die richtige Idee aber vom höchsten Gut ist das sittliche Sein, der Wille. Indem die Philosophie das Gut-sein als das höchste Gut erweist, führt sie an die Schwelle des Glaubens, denn die Seligkeit des Evangeliums ist die Gerechtigkeit vor Gott.

Riehms Vortrag bietet in ähnlicher Form dieselben Gedanken, die er in Heft 8 und 9 der Göttinger Arbeiterbibliothek (Vandenhoeck und Ruprecht, je 10 Pfge.) dargestellt hat. Der Vorzug des Vortrages ist, daß er nicht in den Vorfragen stecken bleibt, ob Naturwissenschaft und Glaubenserkenntnis überhaupt in Konflikt geraten können, sondern direkt einige der gangbarsten Einwände behandelt, die aus der Auffassung der modernen Naturwissenschaft von der Entstehung der Welt und des Menschen gegen das Christentum hergeleitet zu werden pflegen. Klar und allgemeinverständlich stellt Riehm diesen Prozeß dar und verflicht in seine Schilderung geschickt die schlagendsten Beweise für die Richtigkeit der naturwissenschaftlichen Anschauung davon. Dann richtet er sich gegen die von Darwinisten wie von Theologen gleicherweise betriebene Beurteilung dieser Theorie als eines Widerspruchs gegen die biblische Anschauung von der Schöpfung der Welt und des Menschen durch den allmächtigen Gott. Er zeigt, daß die religiösen Aussagen der Bibel darüber in keiner Weise durch die Naturwissenschaft betroffen werden. Freilich scheint mir doch, als ob es dem Vortragenden nicht ganz gelungen sei, den Einklang zwischen beiden Anschauungen herzustellen. Der Glaube wird schwerlich dem Satze zustimmen, daß auch Gott selbst nicht seinen in den Naturgesetzen zur Erscheinung kommenden

Willen ändern könne. Darin liegt eine Auffassung von den Naturgesetzen, die diese zwischen Gott und die Menschen einschiebt, und ich meine, das sei nicht nur für den Glauben unannehmbar, sondern auch wissenschaftlich falsch. Naturgesetze im strengen Sinne des Worts giebt es überhaupt nicht; was wir so nennen sind nur aus der Beobachtung der natürlichen Erscheinungen abstrahirte Regeln, denen ebensowenig eine absolute Geltung zukommt, wie irgend einer andern auf wissenschaftliche Experimente gegründeten Theorie. — Jedoch dieser Einwand soll die Vortrefflichkeit des Vortrages nicht einschränken. Er wird ebensowohl in den Kreisen, auf die die bei Hinrichs erschienene Broschüre rechnet, wie in denen, an die sich die Arbeiterbibliothek wendet, die besten Dienste thun, Zweifel und Bedenken zu zerstreuen, deren Gefahr für den einfachen Christen am Tage liegt.

Der vierte Vortrag des Zyklus, von Professor D. Schlatter über Christentum und Moral gehalten, liegt uns leider nicht vor. Der Evangelische Bund hat sich mit der Veranstaltung dieser Vorträge jedenfalls ein großes Verdienst erworben. Möchte das Beispiel des Berliner Zweigvereins in den vielen Orten, wo der Bund bei dem Mangel eines fühlbaren Gegensatzes zum Katholizismus ein kümmerliches Dasein fristet, Nachahmung finden. E Foerster

(Der Jesuitenantrag des Zentrums) Mit einem Nachtrage über die Reichstagsverhandlungen. Von Graf Paul von Hoensbroech. Berlin, H. Walther, 1895. Preis 50 Pfge.

Man wird dem Verfasser dieser Broschüre den Beruf nicht absprechen, sich zu dem im Titel genannten Antrag zu äußern. Wenn jemand berufen war, über die Bedeutung der Jesuiten für unser gesamtes Staats- und Volksleben zu urteilen, so war er es. Wer aber darum meint, in diesem Schriftchen ein Pamphlet in Konvertitenmanier à la Evers in die Hände zu bekommen, ist im Irrtum. Die Frage wird mit großer Ruhe erörtert; und diese Erörterungen sind um so eindrucksvoller, je mehr in ihnen eine Persönlichkeit hervortritt, die sich ihre Ueberzeugung unter schweren innern Kämpfen errungen hat. Eben das verleiht den Auseinandersetzungen des Verfassers einen besondern Wert. Daß die Broschüre auf die Entscheidung des Reichstags einen Einfluß haben werde, hat der Verfasser wohl selbst nicht erwartet. Leute, die nur nach der Parteitrommel zu marschieren gewöhnt sind, pflegen für andre Signale kein Ohr zu haben. Aber sie sind, Gott sei Dank, nicht das Volk, und es kommt vielleicht die Zeit, wo auch die offizielle Vertretung des deutschen Volkes anders urteilt. Dann wird auch diese Orientirung eines „Wissenden" als Aktenstück benutzt werden können.

E P

(Das Wirtshaus im Kampfe gegen den Trunk) Von Dr. Wilhelm Bode, Geschäftsführer des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke. Hildesheim, Gebrüder Gerstenberg, 1895. 60 Pfge.

Der mutige Vorkämpfer der deutschen Mäßigkeitsbewegung bietet hier sieben Aufsätze, die er teils mit, teils ohne Erfolg versucht hat, in den Organen der Wirte und Kellnerzeitungen zum Abdruck bringen zu lassen. In ihrem eignen Standesinteresse sucht er zu beweisen, daß die Mäßigkeitsbewegung Sache der Wirte sein muß, wenn anders sie nicht eine kurzsichtige Jagd nach den nächsten Vorteilen ihres Gewerbes für die letzten Ziele ihres Standes erklären wollen. Von diesem Gesichtspunkt aus bekämpft Bode in sehr maßvoller, besonnener Weise den Anarchismus der Konkurrenz, die heute auf dem Gebiete des Wirtshauswesens auf dem Lande und in der Stadt zu beobachten ist, wo die Wirtschaften herabgewürdigt werden, möglichst gewissenlose Vertreiber des Getränks zu sein, das von den Großbrauereien geliefert wird. Er legt sehr nachdrücklich den Finger auf diesen höchst bedauerlichen Uebelstand, daß die Wirte völlig von diesen Großbrauereien abhängig sind. In diesem Zusammenhange macht er sehr beherzigenswerte Vorschläge, die auf Mitteilungen darüber beruhen, wie man in andern Ländern die Erteilung der Wirtshauskonzessionen geregelt hat, Vorschläge, die auch von unsern gesetzgebenden Körperschaften sehr wohl in Erwägung gezogen werden könnten. Ein positiver Vorschlag des Verfassers geht dahin, daß die Wirte ihre Aufmerksamkeit nicht so ausschließlich den alkoholhaltigen Getränken zuwenden sollten, sondern solchen, die dem Wirtshaus den Charakter des Familienlebens zurückgeben würden. Schließlich tritt er ein für eine Erhebung von Stundengeld oder Platzgeld als Aequivalent für solche, die den Aufenthalt im Wirtshaus für sich begehren, aber auf dessen heutige Genüsse für ihre Person verzichten. Zu gleicher Zeit soll dieses Platzgeld ein Ersatz für das leidige Trinkgeld sein, das immer den entwürdigt, der die Hand darnach ausstrecken muß.

Was an Bodes Schrift so wohlthuend berührt, ist ihr furchtloser Idealismus, und ihre Besonnenheit. Wie seine Vorschläge zu verwirklichen sind, darüber ließe sich diskutiren, aber über allen Zweifel erhaben ist die Thatsache, daß er an einen der wundesten Punkte im sozialen Leben der Gegenwart gerührt hat, an den nur wenige zu rühren wagen. Eine der dankenswertesten Schriften, die wir über diesen Gegenstand besitzen, sei damit der Aufmerksamkeit der weitesten Leserkreise empfohlen.

D R

(Arius der Libyer) Ein Idyll aus der christlichen Urkirche. Aus dem Englischen übersetzt von Käthe Dolle. Frankfurt a. O., H. Andres u. Co. 371 S. 4,50 Mk., geb. 6 Mk.

Was der unbekannte Verfasser beabsichtigt, erfahren wir gleich auf einer der ersten Seiten seines Buches. Er will den Lebenslauf Arius des Ketzers mit seinen wechselnden Geschicken, mit seinen wahren Lehren und Irrlehren hier in diesen Seiten entrollen und verfolgen, mit unverfälschter Liebe und Bewundrung, aber auch mit dem tiefsten Mitleid. Doch gleich zu Anfang wird man mißtrauisch, wenn man hört, daß Arius bestimmt war, einer der größten und reichsten, gleichzeitig

aber der am meisten verkannten und falsch dargestellten Charaktere in der menschlichen Geschichte zu werden. Sollte die Dogmengeschichte bisher in ihrem Urteil über Arius gänzlich in die Irre gegangen sein? Doch beruhigt uns der Verfasser vorerst, denn erfüllt von dem aufrichtigsten Wunsch, dem erhabnen Angedenken seines Helden Gerechtigkeit anzuthun, will er versuchen, nichts herabzusetzen und nichts zu beschönigen, die Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu berichten (S. 8). Es hat keinen Zweck, die Wunderlichkeiten dieser Geschichtskonstruktion zu erörtern, da der Verfasser eine Tendenz verfolgt, der zuliebe mit den Thatsachen frei geschaltet wird. Die Geschichte des Arianischen Kampfes ist nur Staffage und bildet den äußern Rahmen für das Bild vom Urchristentum, wie es sich im Geiste des Verfassers spiegelt. Das Christeutum, wie es Arius vertreten muß, steht im scharfen Gegensatz zu allem dogmatischen Christentum wie zu dem auf ungöttliche Motive sich aufbauenden Staatskirchentum aller Zeiten. In Wirklichkeit werden uns in den Erörterungen über Glaube, Wunder, Christentum u. s. w. moderne Gedanken vorgetragen, die der Verfasser den handelnden Personen in den Mund legt. Dabei hören wir manch schönes Wort über die christliche Religion, wie denn der unbekannte Verfasser über eine umfassende theologische Bildung verfügt.

Besonders scharf aber und einseitig werden die sozialpolitischen Gedanken hervorgehoben, deren Geltendmachung nach des Verfassers Meinung das Christentum von seinen Anhängern fordert. Das Christentum ist nach dem Verfasser nicht ein System geistiger, sondern auch sozialer und politischer Wahrheit. Indem Arius diese radikalen, kommunistischen Gedanken geltend macht gegenüber dem herrschenden Staatskirchentum, dessen Repräsentanten Konstantin und die Bischöfe sind, kommt er zu Fall. In der schroffen Hervorkehrung dieser sozialpolitischen Ideen liegt meines Erachtens der Schwerpunkt des Buches.

Wie einst Arius durch geistliche Lieder (Thalia) seine Lehre verbreitete, so sucht unser Verfasser durch dies sein Idyll aus der Urkirche Propaganda für seine sozialpolitische Weisheit zu machen.

Das Buch ist äußerst anziehend geschrieben. Die Uebersetzung, die gewandt ist und sich fast wie ein deutsches Original liest, ist nicht frei von Fehlern und Unrichtigkeiten. H Adler

Verschiedenes

(Zur Besetzung theologischer Professuren in Preußen) haben wir in Nr. 6 einige Bemerkungen gemacht, die Herrn Pfarrer Kühn in Siegen zu einer längern Erklärung im Reichsboten veranlaßten. Wir können nur erwidern, daß wir niemals bezweifelt haben, daß die Rheinisch-westfälische Vereinigung ihren Kandidaten für die zweite Bonner Richtungsprofessur in Form einer Bitte dem Kultusminister vortragen würde. Wir haben nur vermutet, daß die Vereinigung Anhalt hatte, auf die Erfüllung ihrer Bitte zu rechnen, und in dieser Annahme konnten wir durch die Erklärung des Herrn Pfarrers Kühn nur bestärkt werden. R

(Zum Evangelischen Trostbund) In Ergänzung der Notiz in Nr. 47 vorigen Jahres möchten wir die Schriftleitung des Vereins dringend bitten, bei der Sichtung der Traktate größere Vorsicht anzuwenden. Gleich der erste ist nicht frei von Phrasen („unser Leben ein Leidensweg zur großen Schädelstätte der Vergangenheit," „seit das Leben uns angestorben ist" u. s. w.); Nr. 3 ist z. T. recht schwülstig („Hier ist Gottes Acker und seines Friedens Hof, ich fühle nicht des Todes Geruch, hier wehen Auferstehungslüfte, hier in dieser Erde keimen des Himmels ewige Blüten, einst fröhlich aufzutauen im reinen Glanz und Duft himmlischer Verklärung" u. s. s.). Musterhaft dagegen ist z. B. die letzte Seite von Nr. 16, eine aus einer Totenfestpredigt des D. Hoffmann in Halle wörtlich entlehnte Stelle. Solcher Schätze sollte man mehr heben. Was für Kernworte enthalten u. a. Luthers Trostbriefe, Matthias Claudius Werke, Zellers Lieder des Leides! Wenn es einmal am Anfang auf rasche Produktion ankam, hätte man lieber zunächst derartige Güter der Vergangenheit verwerten sollen. Wir wünschen von Herzen, daß der sinnige Gedanke, der der Begründung des Evangelischen Trostbundes zu Grunde liegt, eine wirklich segensvolle und fruchtbare Ausgestaltung finden möge. D A

(Armenien) Die gleichzeitig ausgegebne Chronik bringt weitere Nachrichten aus Armenien, darunter die Wiedergabe eines Artikels aus dem Journal de Genève, den wir zu besondrer Beachtung empfehlen. Einer der seltnen nichtenglischen Kenner unter uns, Pastor Hoffmann in Genf, bezeichnet uns diesen Bericht als durchaus zuverlässig. Er bestätigt übrigens nur, was wir aus englischen Quellen mitgeteilt haben. Umso weniger nehmen wir Anstand, auf eine englische Flugschrift hinzuweisen, die 36 Seiten stark für 1 Penny zu haben ist bei dem Information (Armenia) Bureau London Granville House 3 Arundel Street Strand W. C. und den Titel führt: Armenia. R

(Die Religion im Zeitalter der Röntgenstrahlen) Das gäbe einen guten Artikel: wer schreibt ihn? Neulich fuhren drei Theologen zusammen über Land und sprachen von diesem Neusten. Dem einen waren seine Vorstellungen von dem Auferstehungsleibe Jesu durch die Entdeckung deutlicher geworden; der andre fand dieselbe durchaus gleichgiltig für seine Theologie; der dritte bekannte, daß sie ihn zuerst irritirt habe. Nun hat es wirklich seine Vorteile, wenn man in der großen Stadt lebt. Ich war auch bei der Vorführung der merkwürdigen Strahlen zugegen. Sie photographirten binnen vier Minuten die behandschuhte Hand einer Dame bis auf die Knochen und zugleich daneben den Inhalt eines verschlossenen Holzkästchens; sie zeigten uns ihre Wirkung an einem eigens dafür präparirten Schirm, obwohl ihr Herd und Ausgang durch ein dichtes schwarzes Tuch gänzlich verhüllt war. Mein erster

Gedanke war immer wieder, wie das auf junge Leute wirken muß, die noch ihren Beruf wählen oder doch dabei sind, sich die Grundzüge einer selbständigen Weltanschauung zu schaffen, welche gewaltige Anziehungskraft eine Wissenschaft auf sie ausüben muß, die sie jeden Augenblick vor solche Entdeckungen stellen kann. Wir sind ohne Zweifel noch längst nicht am Ende dieses unerhörten Aufschwungs der Naturerkenntnis. Und auch hier wieder das Ergreifende, daß die wissenschaftliche Entdeckung sofort in den Dienst der praktischen Verwertung tritt. Kaum hat der Physiker in seinem Laboratorium den Vorgang beobachtet, so hat der Pflegling des Chirurgen schon den reellen Gewinn davon. Sonst aber wird das Ereignis wirken ganz je nachdem der Mensch ist. Denen, die Gott lieben, wird es zum Besten dienen, d. h. zur Stärkung ihres Glaubens an den wunderbaren Gott. Denen, die sich selbst ihr Gott sind, wird es den Uebermut stärken. Die Entscheidungsschlachten zwischen Glauben und Unglauben werden anderswo geschlagen als in den Laboratorien der exakten Wissenschaft: im Zentrum der menschlichen Persönlichkeit (in Herz und Gewissen) und im Ringen des öffentlichen sozialen Lebens. Und kein Zweifel, daß die Verantwortung des religiösen, pflichterfüllten Menschen wächst, je größere Mittel mechanischer Weltbeherrschung Gott der Menschheit in die Hand giebt. R

Quittung

Für Armenien: 50 Mk. von M Fr, Tübingen; 49,75 Mk. durch Pf. L, Prötzel (16,50 Mk. Kollekte und von ungenannten Gebern; 10 Mk. von Lehrer F; 6,50 Mk. von Arbeitern; 5 Mk. von Gastwirt Gl; 3 Mk. von Kossätenwitwe Gl; je 2,50 Mk. von Administrator G, Lehrer Sch; 2 Mk. von Tagelöhner M; 1,50 Mk. von Kossät W); 11 Mk. durch Pf. D, Holzheim (6 Mk. Missionsstundenopfer; 5 Mk. gesammelt von einem Arbeiter bei seinen Fabrikgenossen); je 10 Mk. von E, Stuttgart; C S, Wichtringhausen; C S, Frankfurt a. M.; 9,50 Mk. durch G, Beuthen (Sammlung im Evangelischen Männer- und Jünglingsverein); je 5 Mk. von v. St, Darmstadt; S D, Carlshof; je 3 Mk. von N N, Bergen a. R.; D, Derenburg; Honorarverzicht von A H, Frankfurt a. M.

Für den verunglückten Pfarrer (vergl. Nr. 51 des vorigen Jahrgangs): 3 Mk. von J G, Dresden.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 8 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Eine kaufm. Familie, d. demnächst nach Genua zieht, wünscht auf 15. Mai c. für ihren 12j. Sohn (Ostern: Realgymnasium IIIa in Frankfurt a. M.) einen Theologen als **Hauslehrer**, der diesen bis zur einjähr. Berechtigung bringt. Offerten m. Zeugnissen u. Gehaltsforderung an Pfarrer Teichmann in Frankfurt a. M.

Im Hause eines Lehrers finden 1—2 Kinder — am liebsten Waisen, um ihnen eine dauernde Heimat zu bieten — sorgfältige Pflege und Erziehung gegen entspr. Vergütung. Beste Empfehlungen. Off. unter A an die Exped.

Buchhändlerlehrling
mit höherer Schulbildung findet zu Ostern gute Aufnahme bei
Alfred Lorentz,
Sortiment u. Antiquariat, Leipzig

Isabella-Akkord-Zither
von jedermann ohne Musikkenntnis sofort spielbar: 6 Manuale, 25 Saiten, prachtvoller Ton, schwarz polirt mit Malerei, Perlmutter- u. Rokokoarbeit, mit Stimmschlüssel, Stimmpfeife, Zitherringe, Notenhalter und 3 **Notenheften** je etwa 15 Stücke enthaltend, **alles zusammen** liefere für **nur 12,50 Mk.** inkl. Verpackung gegen Nachnahme. Reeller Ladenpreis 18 bis 20 Mk.
Richard Kox, Musikwerke,
Duisburg a. Rh.

Würdige u. sinnige Konfirmationsgaben.

Für den Lebensweg.
Gedenkblätter zur Erinnerung an den Konfirmationstag von Lic. Dr. **Riemann.** Mit Holzschnitten, Widmungs- und Erinnerungsblättern. Pracht-Ausg. mit 4 Kunstblättern 9 Mk. Kleine Ausgabe 4 Mk.

Allzeit im Herrn.
Eine Auswahl aus den Werken deutscher religiöser Dichtung. Hrsg. von **W. Rogge,** Dr. theol., Kgl. Hofprediger. Eingeleitet von **R. Gerok.** Reich illustr. 3. Aufl. Kl. 40. Prachtband 12.50 Mk.

Auf d. Schwelle d. Lebens.
Eine Mitgabe für deutsche Töchter bei ihrer Aufnahme in den Kreis der Erwachsenen von **Helene Stökl.** Mit Titelbild und Widmungsblatt. Geb. 4 Mk.

Neuigkeiten:

Feierstunden der Seele.
Dichterklänge zur Erquickung und Erhebung von Herz u. Geist, ausgewählt von **Helene Stökl.** Mit einer Heliogravüre. Geb. 4 Mk.

In gutem Geleit.
Ein Denk- und Merkbüchlein für alle Tage des Jahres, zusammengestellt von **Brigitte Augusti.** Mit Widmungsblatt. Geb. 4 Mk.

Verlag von
Ferdinand Hirt & Sohn, Leipzig.

Alleinstehende Damen finden in dem schöngelegnen Eberswalde, mittelgroßer Stadt, ¾ Stunde per Bahn von Berlin, gute und dauernde Pension mit aufmerksamer Verpflegung in einer gebildeten christlichen Familie. Näheres Redaktion d. Bl.

Die Familie ist mir persönlich genau bekannt. Ich kann vorstehendes Anerbieten nur aufs wärmste unterstützen. Pfarrer Rade

Englischer Lehrer (Engländer, B. A.) sucht zu Ostern eine Stellung in einer guten, deutschen Familie oder in einer Schule. Off. unter S S J durch die Exped. der Christl. Welt, Leipzig.

30 Stück 1 ℳ **Konfirmationsscheine** 100 Stück 3 ℳ
in hübscher Ausführung mit zwei Farben gedruckt. Drei Serien in je hundert verschiedenen Denksprüchen und Liederversen.
Jährlicher Absatz 30—40 000 Stück! Probeschein gratis.
Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.
Bei vorheriger Einsendung des Betrages erfolgt die Zusendung portofrei.

Zur
Konfirmation
empfehlen aus unserm Verlag:
Jesus Christus unser Vorbild. 2. Aufl. (Imago Christi.) Von D. James Stalker. Brosch. 1,60 Mk. Eleg. geb. 2,40 Mk.
Nur anerkennende Urteile! Spurgeon urteilte: „Ein köstliches Buch über einen herrlichen Gegenstand!"
Schriftenniederlage des evang. Vereinshauses i. Cöthen i. Anh.
Buchhändler A. Baarth.
Auch durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Herzogs Real-Encykl. 2. Aufl.
sucht zu kaufen
Leipzig **Alfred Lorentz**
Antiquariat

Neu! Patent-Zithern (neu verbessert). Thatsächl. von Jed. in 1 Stunde nach d. vorzügl. Schule → **ohne Lehrer und ohne Notenkenntnisse** ← erlernb. Größe 56 × 36 cm, 22 Saiten, **hochf. u. haltbar gearbeitet, Ton wundervoll. (Prachtinstr.)** Prs. nur Mk. 6,— m. Schule u. allem Zubehör. Umtausch gestattet. Garantieschein wird beigefügt.
O. C. F. Miether
Hannov. Harmonika- u. Musikinstr.-Fabr.
in **Hannover II**, Steinthorfeldstr. 19.
NB. Allen werten Bestellern gebe noch 1 kl. Musikinstr. **umsonst**, nur damit Sie sich von d. Güte u. Preiswürdigk. meiner Fabrikate überzeugen sollen. D. O.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vortelle. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162.**

Töchterheim
des ev. Diakonievereins.
Pensionat für Töchter gebildeter Stände zu häusl., wissenschaftl., gesell. u. Berufsausbildung in **Cassel, Schloß Werdorf** und **Norderney.** Ziel: sittliche u. wirtschaftliche Selbständigkeit. Preis 800 Mark, für Vereinsmitglieder Selbstkosten. Prospekte durch Prof. D. Zimmer, Herborn.

Ankauf theologischer Bibliotheken, sowie einzelner Werke zu höchsten Preisen (auch in Tausch)
Hugo Rothers theologische Buchhandlung (Martin Warneck)
Berlin W 9, Linkstraße 4.

Die Kirche
Evangelisch-protestantisches Sonntagsblatt
Sechs provinzielle Ausgaben. Aufl. 17 000. Preis 40 Pfge. vierteljährl.
Agenten gesucht gegen hohen Rabatt
Postzeitungsliste Nr. 3384. Versandstelle: J. Hörning in Heidelberg
(ebenda erscheinen die von Drews, Issel und Kind herausgegebnen Pfennigpredigten)
„Zu den erfreulichen Erscheinungen, die der kirchl. Liberalismus gezeitigt hat, gehört sein in mancherlei Formen erscheinendes Sonntagsblatt: Die Kirche" (Chr. W. 1892, Nr. 9, Sp. 199)

Soeben ist erschienen:
Das Elend in der Hausindustrie der Konfektion
von
Oda Olberg
Broschirt 1 Mark
Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Hefte zur Christlichen Welt
Es sind bisher erschienen:

1. **Der rechte evangelische Glaube.** Von D. Rade, Pfarrer zu Frankfurt a. M. Preis 40 Pf.
2. **Zur Würdigung des Apostolikums.** Von D. F. Kattenbusch, Professor der Theologie in Gießen. Preis 40 Pf.
3. **Antwort auf die Streitschrift D. Cremers: „Zum Kampf um das Apostolikum."** Von D. Adolf Harnack, Professor der Theologie in Berlin. Preis 40 Pf.
4. **Worum handelt es sich in dem Streit um das Apostolikum?** Mit besondrer Rücksicht auf D. Cremers Streitschrift beantwortet von D. W. Herrmann, Professor der Theologie in Marburg. Preis 40 Pf.
5. **Die Norm des echten Christentums.** Von D. Hans Hinrich Wendt, Professor der Theologie in Heidelberg. Preis 50 Pf.
6. **Die Verpflichtung auf das Bekenntnis in der evangelischen Kirche.** Von D. Julius Kaftan, Professor der Theologie in Berlin. Preis 40 Pf.
7. **Das Alte Testament und die evangelische Gemeine.** Von D. Hermann Schultz, Professor der Theologie in Göttingen. Preis 40 Pf.
8. **Wie dünket Euch um Christus? Wes Sohn ist er?** Von L. Clasen, Pfarrer in Eichenbarleben bei Magdeburg. Preis 40 Pf.
9. **Christentum und Staat.** Von Gustav Habermann, Pfarrer in Zwinge (Harz). Preis 60 Pf.
10. **Der zweite Artikel im Lutherschen kleinen Katechismus.** Von D. W. Bornemann, Professor in Magdeburg. Preis 40 Pf.
11. **Der Glaube an Jesus Christus und die geschichtliche Erforschung seines Lebens.** Von D. Max Reischle, Professor der Theologie in Gießen. Preis 40 Pf.
12. **Wider den Reichsboten.** In Sachen des Evangeliums und der Freiheit. Von Gustav Habermann, Pfarrer in Zwinge (Harz). Preis 50 Pf.
13. **Das Apostolikum als Tauf- und Konfirmationsbekenntnis.** Von D. Karl Köhler, Oberkonsistorialrat in Darmstadt. Preis 40 Pf.
14. **Welchen Segen bringt die Beschäftigung mit der modernen Theologie unserm praktischen Berufsleben?** Von Lic. S. Eck, Pfarrer in Rumpenheim a. M. Preis 40 Pf.
15. **Die Ergebnisse der neuern alttestamentlichen Forschungen und ihre Bedeutung für die Kirche.** Von Friedrich Doerne, Pfarrer in Schönbach, O.-L. Preis 40 Pf.
16./17. **Kirche Christi und Landeskirche.** Zwei Vorträge, gehalten auf der Evangelischen Konferenz in Schlesien von Karl Müller, Professor der Theologie in Breslau, und Erich Foerster, Pastor in Hirschberg. Preis 60 Pf.
18. **Vom alten neuen Glauben.** Erlebnisse und Bekenntnisse eines Laien. Preis 50 Pf.
19. **Zur Verständigung über den Glaubensbegriff.** Von L. Clasen, Pfarrer in Eichenbarleben bei Magdeburg. Preis 40 Pf.
20. **Bedingungen des christlichen Glaubens in der Gegenwart.** Von Gaston Frommel, Professor der systematischen Theologie in Genf. Preis 40 Pf.
21. **Religion und Theologie.** Von Charles Secrétan, weiland Professor der Philosophie in Lausanne. Preis 40 Pf.
22. **Ueber Erziehung zur Religion.** Von Dr. R. Hoffmann, Pfarrer in Gruibingen. Preis 40 Pfg.

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Die Grenzboten
Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst
55. Jahrgang
Postzeitungs-Nr. 2932. Vierteljährlich 9 Mark.

Nr. 8: Englische Bündnisbestrebungen — Das Recht der Persönlichkeit. Von Adolf Bartels — Wandlungen des Ich im Zeitenstrome. 10. Die Exkommunikation. (Fortsetzung) — Die Homerische Frage. Von C. Rothe in Friedenau — Ein Idyll aus der Belagerung von Paris. Aus dem Tagebuch eines Kriegskorrespondenten — Maßgebliches und Unmaßgebliches

Chronik der christlichen Welt
Postzeitungs-Nr. 1481. Vierteljährlich 1,50 Mark

Nr. 7: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Die Kabinetsordre des Kaisers über den Kirchenbesuch an Sonn- und Festtagen; Dem Diakonus Graue; Ueber die Berufung Professor Volcks; Das in voriger Nummer erwähnte Bonner Studienhaus; Ueber den Erlaß des Oberkirchenrats; Der Austritt Stöckers aus dem Elferausschuß; Christlich-soziale Separation?; Christlich-Soziales aus Schleswig-Holstein; Heer und Sittlichkeit — Evangelische im Auslande: Statistiken der Kirchen in der nordamerikanischen Union — Römische Kirche: Papsttum, Monarchie und Republik — Verschiedenes: Akademische Frauenbildung und Heirat; Richtigstellung — Personalien

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 9 — Leipzig, den 27. Februar — 1896

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Das Geheimnis des Kreuzes — Richard Adelbert Lipsius und seine dogmatische Arbeit: 3. Die christliche Glaubenserkenntnis — Die Arbeit der Frau in der Gemeinde. Von Charles Kingsley — Neuere Werke Tolstois: 4. Die Macht der Finsternis. Die Früchte der Bildung — Ein Roman aus zwei Welten. Von Marie Corelli — Verschiedenes: Armenien; Mißstände bei Pfarrwahlen; Zur Bibelkenntnis unsrer Gebildeten; Mittelpunktswahn; Die Abänderung des Landtagswahlrechts in Sachsen — Anzeigen

Das Geheimnis des Kreuzes

Sie aber vernahmen der keines, und die Rede war ihnen verborgen und wußten nicht, was das gesagt war. Luk. 18, 34.

So berichtet uns das Evangelium von der Zeit, da Jesus mit offnem Wort sein Leiden und Sterben vorausverkündigte. Das Geheimnis des Kreuzes Christi ist den Jüngern erst später aufgegangen, nach seinem Tode, als sie mit seinem Geiste die Segenskräfte seines Erdenlebens empfingen. Jesus selbst hat den Ausgang seiner Wirksamkeit wohl mehrfach und eindringlich den Seinen vorausgesagt; aber er hat nicht weitläufig und ausführlich davon geredet, und noch weniger hat er eine ausgeführte Lehre von seinem Tode ihnen hinterlassen. Rückwärts blickend haben sie aus der Erfahrung ihres Lebens und dem Zusammenhange der geschichtlichen Wirklichkeit in seinem Geiste seinen Tod verstanden.

Unser Geschlecht sieht das Leiden und Sterben Jesu als längstvollendete Thatsache vor sich und hört das Zeugnis der ältesten Jünger Jesu und kennt die Geschichte der Christenheit mit ihren Gaben und Kräften. Trotzdem steht es dem Geheimnis des Kreuzes Christi vielfach mit gleicher oder größerer Verständnislosigkeit gegenüber wie die Jünger vor Jesu Tode. Aus verschiednen Gründen. Wir haben von jenen gewaltigen Ereignissen keine eigne, lebendige Anschauung; was die Kunst uns bietet und die Geschichte, und sei es noch so genau, lebenswahr und vollendet, ist für uns nur Darstellung, nicht Erlebnis. Manche Bilder, mit denen die heilige Schrift den ältesten Christen ein klares, warmes Verständnis vermittelte, z. B. die Bilder des Opfers und des Priesters, sind uns schwerverständlich und vieldeutig. Am meisten wird das Gemüt noch von den alten, herrlichen Passionsliedern ergriffen; aber ihr Einfluß ist vorübergehend, und ihr Inhalt gar oft fremdartig geworden. Am wenigsten dienen die überlieferten theologischen und juristischen Theorien dem lebendigen, volkstümlichen Verständnis; sie erscheinen so spröde und kalt, so veraltet und wenig stichhaltig. Je genauer sie erklären und beweisen wollen, um so mehr Bedenken rufen sie oft hervor. Die Wahrheit, daß Jesus „für uns“ gestorben sei, ist vielen Christen unverständlich und gleichgiltig: was macht es für uns aus, ob vor bald zweitausend Jahren im fernen Morgenlande ein einzelner jüdischer Lehrer und Prophet gestorben ist, wäre es auch der bedeutendste und beste? Und dazu kommen noch die andern Thatsachen, die zum „Aergernis des Kreuzes Christi“ gehören und nur halb durch die Macht, die Lehre und die Kunst des siegreichen Christentums verdeckt worden sind: ein Mann aus dem verachteten Judentum, aus niederm Stande und ohne weltliche Bildung, als Verbrecher hingerichtet und den schmachvollsten Sklaventod am Galgen gestorben, soll der Weltheiland und Gottessohn sein und in seinem Tode die Erlösung gebracht haben?! Nach dem Gesetze der Juden und nach dem Rechte der Römer war seine Hinrichtung berechtigt; er selbst hat sich vor solchem Untergang nicht schützen können, und die „objektive“ weltliche Wissenschaft und Forschung weiß von seinem Siege und seiner Auferstehung nichts. — Wie kommen wir zu einem wirklichen, bessern Verständnis?

Wir wissen, daß sich das Geheimnis und die Kraft des Kreuzes Christi weder mit Gedanken noch mit Worten ausschöpfen läßt. Aber wir meinen auch, daß es hier nicht auf hohe und große Worte, sondern auf warme, verständliche Wahrheit ankommt. Ein wenig Wahrheit, kraftvoll und wirksam aufgenommen in unser Herz und Leben, ist mehr als viele Sätze und Lehren, die für uns kalt und unpraktisch bleiben. Mit dem Kopfe allein läßt sich der Sinn und Wert des Leidens Christi ebenso wenig begreifen oder beweisen oder widerlegen, wie wir mit dem bloßen Verstande Kraft und Liebe hervorrufen oder hinnehmen. Allein auch ein gefühlsmäßiges Nachempfinden genügt für sich hier nicht, sei es, daß wir uns durch idealisirende Kunst erheben oder durch realistische Darstellung erschüttern lassen. Jesus braucht weder unser Mitleid noch unsre Entrüstung und Klage noch unsre künstliche Leidensstimmung, die doch in wirklichem, gottgesandtem Leide nicht stichhält. Jesus will, daß sein Leiden und Sterben auf unsern *Willen* und unser *Gewissen*, auf unsern *Wandel* und unsre *Gesinnung* wirke. Unsre Zeit ruft nach Thatsachen, Erfahrung und Kraft. Nun wohl, hier sind Thatsachen, — das Leben und der Tod Christi, und mit der Erfahrung unsers Lebens sollen wir diese Thatsachen verstehen lernen und Kräfte des Lebens daraus schöpfen.

Man kann den Sinn des Leidens und Sterbens nicht in eine kurze, einheitliche Formel oder Lehre fassen. Mannichfach wie das Leben selbst ist das Leiden in der Wirklichkeit. Die größten Gegensätze kann es vereinen und zu den widersprechendsten Ergebnissen führen. In der Erziehung dient es uns als Mittel zur Besserung, im Recht als Vergeltung für das Böse; im Verkehr und Leben wird es bald als Schranke und Hindernis, bald als Einigungsband und Segen empfunden. Wie verschiedenartig pflegen wir uns zu benehmen, je nachdem ein Leiden dauernd oder vorübergehend, wachsend oder abnehmend, aussichtslos oder zweckvoll ist; je nachdem es plötzlich oder nach längerer Vorbereitung, öffentlich oder in der Stille, mit übermächtiger Gewalt oder als geringfügige Belästigung über uns kommt; je nachdem es von der Natur oder von den Menschen, von Einzelnen oder von den öffentlichen Ordnungen des Lebens, von Feinden oder Freunden uns zugefügt wird! Vor allem aber sind im Leiden unsre eignen Verhältnisse und Erfahrungen, unser Charakter und unsre Kraft, unsre innere Stellung zu Gott und Menschen entscheidend. Ob wir zu leiden gewohnt sind oder nicht; ob wir nur den Schmerz empfinden oder auch den Sinn des Leidens zu verstehen fähig sind; ob wir wirkliche Frömmigkeit besitzen oder nicht; ob wir einsam und verlassen und zuerst ein Leid durchzumachen haben oder in der

Gemeinschaft und mit der Hilfe und Erfahrung Andrer, — davon wird viel abhängen. Wir wissen alle, daß man die Leiden als ein Verhängnis oder als einen gottgegebnen Beruf; mit Frieden oder mit Murren oder mit Schuldbewußtsein; mit selbstverleugnender Liebe zu Andern oder allein mit dem Gedanken an das eigne Geschick; mit Kraft und Treue, Hoffnung und Siegesgewißheit oder mit Zagen und Verzweiflung auf sich nehmen kann. Vor allem aber macht es für unser Urteil einen gewaltigen Unterschied, ob der Leidende ein reiner, guter, unschuldiger Mensch ist oder nicht, ob er uns lieb gehabt hat oder nicht, ob wir ihm Liebe erwiesen oder gleichgiltig oder feindlich gegenübergestanden haben. So groß ist die Fülle und Mannichfaltigkeit der Leiden; aber mitten in dieser Fülle ist das Leiden und Sterben Jesu Christi einzigartig.

Das erkennen wir, wenn wir, geleitet von dem Zeugnis und der Erfahrung der Jünger, auf Jesu Worte und Leben achten, auf die Gottesgemeinschaft und Menschenliebe des leidenden Heilandes. Freilich Mitgefühl für Andre müssen wir dabei besitzen, die Wahrhaftigkeit und Unmittelbarkeit des Kindesherzens oder die Reife tieferer Lebenserfahrung und Weltkenntnis. In unserm eignen Leben soll uns diese Erkenntnis immer klarer, lebendiger, gewisser werden: wenn wir im eignen Glücke fremdes Leid schauen oder im eignen Leiden die bittre Frucht eignen oder fremden Unrechts kosten, wenn wir selbst für Andre leiden oder doch die Trübsal in rechtem, christlichem Sinne tragen; oder an den Sterbebetten und Gräbern unsrer Mitmenschen, zumal wenn sie die Geduld des Erlösers wiederspiegeln; und zuletzt auf unserm eignen Sterbebette. Das ist die göttliche Schule, in der wir die Kraft und den Wert des Leidens und Sterbens Jesu Christi lernen sollen. Da werden wir inne, daß im Leiden der himmlische Vater auch uns nahe ist, wie er einst im Leiden und Sterben des Heilandes gegenwärtig sich offenbart hat. In Jesu Tode lernen wir, daß es ein Leiden giebt, das höchstes, heiligstes Wirken ist und aus der Freiheit der Liebe stammt, ein unschuldiges Leiden für Schuldige; ein Leiden, das in der Gewißheit der Vaterliebe Gottes Sieg und Lohn und Verheißung in sich trägt. Unser natürliches Leben wird immer wieder vom Leiden durchschauert werden. Aber in Jesu Tode lernen wir durch den Geist das Leiden tragen und überwinden und Gott dankbar sein. Nun wissen und vertrauen wir: das Leiden ächtet nicht und vernichtet nicht, sondern es weiht und heiligt, verklärt und vollendet. Das Leben Christi giebt dem Tode Christi seine Bedeutung; unser eignes Leben ist der Weg zu seinem Verständnis, und christliches Leben und Sterben ist der Beweis, daß wir ihn verstanden haben. W B

Richard Adelbert Lipsius und seine dogmatische Arbeit

3. Die christliche Glaubenserkenntnis

Die Eigenart von Ritschl und Lipsius spiegelt sich charakteristisch wieder in ihrer Stellung zu der dogmatischen Prinzipienlehre. In ihr hat Lipsius, nachdem er Begriff und Aufgabe der Dogmatik, ihr Verhältnis zur Philosophie und ihre Einteilung besprochen, das Wesen der Religion und besonders des religiösen Erkennens, den Begriff der Offenbarung und die Entwicklung der Religionen, das Wesen des Christentums und des Protestantismus eingehend erörtert. Einer ausführlichen Behandlung dieser einleitenden Abschnitte war Ritschl abhold; ihn triebs, mitten in die Sache hinein zu gehen. „Alle die Programme," so schreibt er einmal (Biographie II, S. 106), „kommen mir doch immer nur vor wie Farbenreiben, Leinwandspannen, Gardinenzurückziehen, Modellstellen und Händewaschen, und damit sich aufhalten zu müssen, ist mir nicht sehr reizend." Er hat sich fast widerwillig und zum Teil erst nachträglich, als die Verhandlungen über seine Theologie unerbittlich gerade diese Fragen hervorkehrten, eingehender darüber ausgesprochen. Lipsius dagegen hat offenbar gerade diese Aufgaben mit besondrer Liebe in Angriff genommen und immer aufs neue durchgearbeitet. Aller Ehre wert ist der unermüdliche Fleiß, mit dem er in diesen Abschnitten nachzubessern suchte, auch in

Punkten, durch deren Aenderung das System selbst in seinen Fugen sich zu lösen drohte. Wenn die letzte Auflage dadurch an Einheitlichkeit verloren hat, so hat sie an besserer Fundamentirung gewonnen. Und erfreulich ist es, daß durch diese Korrekturen die Uebereinstimmung von Lipsius mit Ritschl größer geworden ist*). So arbeiten sich im Kampf der theologischen Wissenschaft doch gemeinsame Anschauungen heraus!

Eine Probe dafür haben wir in der Auffassung des religiösen Erkennens bei Ritschl und Lipsius. Seine Ansicht von diesem hat Ritschl in der zweiten Auflage seines Werks in den kurzen Satz zusammengefaßt: „Das religiöse Erkennen besteht in selbständigen Werturteilen."**) Auch Lipsius nimmt in seinen letzten Schriften diesen Begriff „Werturteil" auf. Er unterscheidet zwischen der wissenschaftlichen (empirisch-kausalen) Betrachtung der Welt, die alles, was wir wahrnehmen, aus seinen Ursachen zu erklären, d. h. aus ihnen nach Gesetzen abzuleiten sucht, und zwischen der Wertbeurteilung (der religiös-teleologischen Betrachtung) der Welt, in der wir Sinn und Zweck der Welt festzustellen suchen. „Die auf diesem Wege entstandenen Urteile," sagt er (Dogmatik S. 16), „sind Werturteile." Erst „die Werturteile über geistige und sittliche Güter" eröffnen uns eine innere Welt des persönlichen Geistes, ein Gebiet unsichtbarer oder übersinnlicher Realitäten" (ebenda).

Der Begriff des Werturteils ist in dem Kampf gegen die „moderne Theologie" zu einem beliebten Schlagwort und Hauptangriffspunkt geworden. Und doch ist damit nur ein von den meisten sonst anerkannter Gedanke bezeichnet: Wir haben, das will jener Ausdruck sagen, noch keine religiöse Erkenntnis Gottes, so lange wir ihn etwa nur als erklärende Ursache der Welt denken, sondern erst, wenn wir in unsern Urteilen bezeichnen, was dieser Gott für uns ist, inwiefern er Gegenstand unsers Vertrauens ist oder welchen für unser ganzes Leben bestimmenden Wert sein Dasein und Wirken hat. Eine religiöse Erkenntnis Jesu Christi haben wir erst, wenn wir nicht bloß mit geschichtlicher Objektivität ihm gegenüberstehen, sondern ihn in seinem Wert für uns, nämlich als unsern Heiland und Herrn verstehen. Eine religiöse Erkenntnis der Sünde gewinnen wir erst, wenn wir ein Werturteil über die menschlichen Willenshandlungen und das Gemeinschaftsleben der Menschen aussprechen und so die Sünde als eine unsre göttliche Bestimmung zerstörende und die menschliche Gesellschaft zerrüttende furchtbare Thatsache werten. — Im Grunde ist das, was mit dem Begriff Werturteil bezeichnet wird, schon von den Reformatoren angedeutet, wenn sie sagten: „ein Gott heißt das, dazu man sich versehen soll alles Guten und Zuflucht haben in allen Nöten" (Luther) oder „Christum erkennen, das heißt,

---

*) Erleichtert ist die Vergleichung der Dogmatik von Lipsius und Ritschl dadurch, daß beide ihre Grundanschauungen in knapper Zusammenfassung dargestellt haben: Lipsius in der Broschüre „Hauptpunkte der christlichen Glaubenslehre im Umrisse dargestellt" (Braunschweig, 1889), Ritschl in seinem „Unterricht in der christlichen Religion" (4. Auflage, Bonn, 1890). Da aber in der letzteren Schrift wegen des ursprünglichen, allerdings verfehlten Zwecks, dem Gymnasialunterricht zu dienen, die dogmatischen Fragestellungen und Problemlösungen nicht überall scharf hervortreten, war es sehr dankenswert, daß neben der trefflichen Schrift von Thikötter, „Darstellung und Beurteilung der Theologie Albrecht Ritschls" (Bonn, 1883) nun auch noch ein ganz unparteiisches Referat über Ritschls dogmatische Ansichten gegeben worden ist von Gottfried Mielke, „Das System Albrecht Ritschls dargestellt, nicht kritisirt." (Bonn, 1894). Noch mehr freilich vermag die Darstellung, die Otto Ritschl in seines Vaters Biographie von dessen System entworfen hat, deshalb weil sie nicht bloß referirt, sondern auch analysirt, in Ritschls Gedankenarbeit einzuführen.

**) Der Ausdruck ist nicht von Ritschl geschaffen; seine Entwicklung hat Otto Ritschl in einer Broschüre „Ueber Werturteile" (Freiburg, 1895) zu verfolgen gesucht. Mit dieser höchst verdienstlichen historischen Untersuchung verbindet Otto Ritschl eine systematische Behandlung des Begriffs, die in vielen Punkten Zustimmung finden muß, aber auch manche Bedenken erweckt. Ueber der Betonung der Thatsache, daß Werturteile im Leben des Einzelnen und der menschlichen Gemeinschaft von bestimmendem Einfluß sind, scheint mir die Frage nach dem entscheidenden Kriterium für die Wahrheit der Werturteile im Unterschied von den Kriterien des theoretischen Erkennens nicht scharf genug gestellt zu sein; im Zusammenhang damit kann ich die Zurückstellung des Unterschieds von hedonischen, ästhetischen, moralischen und religiösen Werturteilen nicht glücklich finden.

seine Wohlthaten erkennen" (Melanchthon). Und in der neuern Theologie, vor allem seit Schleiermacher, wird von vielen im wesentlichen dasselbe, nur in unbestimmterem Ausdruck anerkannt, wenn sie sagen: Religion sei Sache des Herzens und des Gemüts, die Glaubenswelt erschließe sich nur dem empfänglichen vertrauenden Sinn. Denn was bedeutet diese geforderte Beteiligung des Gemüts anders als daß die Wirklichkeit, die uns im Evangelium verkündet wird, in ihrem Wert verstanden und aufgenommen sein will?

Wenn gleichwohl das Mißtrauen gegen den Begriff „Werturteil" unausrottbar scheint, so erklärt sich das nur aus einem doppelten Mißverständnis.

Fürs erste ist von manchen der Begriff Werturteil als Gegensatz zum Seinsurteil aufgefaßt worden, und so wurde denn gefolgert: wenn in den religiösen Werturteilen nicht ein wirkliches Sein der Glaubenswelt ausgesprochen, sondern nur der Wert der Idee Gottes, der göttlichen Vorsehung, des Erlösers, des ewigen Lebens u. s. w. konstatirt wird, so löst sich der ganze Christenglaube in Illusionen auf. Aber so wenig es Ritschl jemals in den Sinn kam, die religiösen Urteile als bloße Werturteile im Unterschied von Seinsurteilen anzusehen, so energisch hat auch Lipsius betont, daß die religiösen Werturteile die Gewißheit übersinnlicher Realitäten in sich schließen. Für Lipsius ist wohl gerade die Furcht vor jenem Mißverständnis einer der Bestimmungsgründe gewesen, sich nicht der Ausdrucksweise von Ritschl zu bedienen, daß das religiöse Erkennen in Werturteilen bestehe, sondern die Formulirung zu gebrauchen, daß es in theoretischen Urteilen bestehe, denen Werturteile zu Grunde liegen.

Das zweite Mißverständnis, das den Vertretern des Begriffs „Werturteil" entgegensteht, ist die Meinung, daß sie zwar die Wirklichkeit der Glaubenswelt behaupten, aber nur im Sinn eines Postulats. Es wird ihnen also die Ansicht zugeschrieben: das, was in den religiösen Werturteilen behauptet wird, ist so wertvoll, daß es auch wirklich sein muß. Wäre dies wirklich die Meinung, so würde mit Recht Widerspruch dagegen erhoben. Denn dies wäre dem christlichen Begriff des Glaubens durchaus zuwider. Glauben im Sinn des Christentums schließt die vertrauende Hingabe in sich. An Gott, an einen Erlöser glauben, heißt nicht: fordern, daß ein Gott und ein Erlöser sei; sondern es bedeutet: sich vertrauend an eine uns entgegentretende Erweisung der wirksamen Wirklichkeit Gottes und an die erlösende Macht eines Heilandes hingeben. Die christlich-religiösen Werturteile sind also ihrer Art nach Vertrauensurteile: die in Jesu Christo sich kundgebende wirksame Wirklichkeit Gottes in ihrer uns richtenden und rettenden Macht, also in ihrem unendlichen Wert für uns wird mit ihnen erfaßt und bezeichnet. Glaube und die uns objektiv gegenüberstehende Offenbarung bilden ein untrennbares Begriffspaar. — Die Einsicht darein hat sich auch bei Lipsius immer klarer herausgearbeitet. Er hat sie besonders kräftig in einem Vortrag auf der Generalversammlung des Evangelischen Bundes in Eisenach (1889. Flugschriften des Evangelischen Bundes Nr. 37 S. 11) ausgesprochen:

> Die ewige Objektivität des göttlichen Heils- und Gnadenwillens ist für uns eben nur als geschichtliche Objektivität offenbart. Im geschichtlichen Menschenleben giebt Gott den Menschen sich kund in geschichtlichen Thatsachen und Ereignissen, in denen der Mensch der Gegenwart Gottes und seiner gnädigen Führungen gewiß wird. Diese Thatsachen können Thatsachen des äußern, sie können auch Thatsachen des innern Lebens der Frommen sein, aber nur diejenigen innern Erlebnisse, die im lebendigen Zusammenhang stehen mit den geschichtlichen Thatsachen im gemeinsamen Leben, können sich als echte religiöse Erfahrungen beglaubigen. — So ist es die gewaltige Objektivität der geschichtlichen Gottesoffenbarung in Christus, auf die der evangeliche Christ die Gewißheit seines Glaubens gründet . . . Wenn die liberale Theologie in früheren Zeiten die Neigung verriet, die geschichtliche Betrachtung des Christentums hinter eine abstrakt-philosophische zurückzustellen, so ist doch diese Einseitigkeit immer mehr im Verschwinden begriffen.

Leider hat Lipsius in seiner Dogmatik auch in der dritten Auflage nicht dieselbe Deutlichkeit der Darstellung erreicht. In seinen früheren Auflagen hatte er nämlich betont, daß äußere Vorgänge in der Geschichte immer nur mittelbar als göttliche Offenbarung bezeichnet werden können; unmittelbar offenbare

sich Gott immer nur in unserm eignen Innern, und erst auf Grund dieses innern Vorgangs im Menschengemüte könne auch etwas in der Welt außer uns als Offenbarung Gottes gedeutet werden. Nun steckte auch darin gewiß ein richtiger Gedanke: Jesus Christus kann uns nur dadurch zu einer göttlichen Offenbarung werden, daß wir der erlösenden Macht, die von ihm auf unser Inneres ausgeht, inne werden. Das liegt schon darin, daß es sich um ein Werturteil handelt. — Aber dieser richtige Gedanke war recht schief gewendet, wenn Lipsius früher behauptete, daß die eigentliche Offenbarung in unserm eignen Innern vor sich gehe und erst mittelbar in einer geschichtlichen Thatsache, wie der der Person Jesu Christi gefunden werde. Es konnte nicht ausbleiben, daß damit auch die Bedeutung Jesu Christi beeinträchtigt wurde: es schien, als ob Gottes Offenbarungsakt sich ebenso in unserm eignen Innern wiederholen solle, wie er einst in Jesu Christo sich vollzogen hat, als ob also Jesus nur als der erste unter den vielen Offenbarungsempfängern, die ihm nachfolgen, dastehe. Dieser Wendung des Gedankens widerstrebt aber die Glaubenshaltung des Christen: er schaut, wenn sein eignes Herz sich Gott fern fühlt, nach einer ihn überführenden Erweisung Gottes außerhalb seines innern Lebens aus, an die er in seinen Zweifeln sich halten kann. An der Person Jesu Christi kann sich dieser Zweifel brechen und die Gewißheit wieder aufrichten: hier ist göttliches Leben und göttliche Kraft auch für mich; hier giebt Gott sich mir kund. Erst im Anschluß an ihn erfährt der Christ auch an und in sich selbst etwas von der Lebenskraft Gottes. Also gerade die äußere Offenbarung in der Person und dem Heilandswirken Jesu Christi ist das den Christenglauben Tragende. — Dem hat nun allerdings Lipsius in der letzten Auflage nach Kräften Rechnung zu tragen gesucht; aber die frühere Darstellung, in der die innere Offenbarung der äußern übergeordnet war, ließ sich doch nicht mehr ganz tilgen. Man vermißt insbesondre einen klaren Nachweis davon, wodurch denn die Person Jesu Christi zu einer überzeugenden Offenbarung Gottes für uns werden kann; und auch im weitern Verlauf der Dogmatik sucht man oft vergebens eine klare Entwicklung der christlichen Glaubenssätze aus der grundlegenden Gottesoffenbarung.

Bei der Entfaltung der christlich-religiösen Erkenntnis war sich Lipsius besonders in zwei Punkten eines Unterschieds von Ritschl und dessen Anhängern bewußt. Fürs erste legte er Gewicht darauf, daß zwischen der religiösen Erkenntnis und zwischen der wissenschaftlichen Weltbetrachtung nicht „eine chinesische Mauer" aufgeführt werde; die Aussagen des Glaubens dürfen einerseits den sichern Ergebnissen des wissenschaftlichen Welterkennens nicht widersprechen, und andrerseits müsse das Gesamtgebiet unsrer Erfahrung, also auch der wissenschaftlich erweiterten und präzisirten Erfahrung von der Welt, der christlichen Glaubenserkenntnis sich einfügen lassen. Ihm schwebte in dieser Beziehung der großartige Gedanke einer „christlichen Philosophie" oder einer zur einheitlichen Weltanschauung erweiterten Glaubenslehre vor. — Dieser Gedanke folgt einem im christlichen Glauben selbst liegenden Zug: wir müssen darnach streben, die Vorgänge der unbelebten Natur, die wir in ihrer gesetzlichen Notwendigkeit erkennen, die Lebensentwicklung in der organischen Welt, die Wandlungen der Geschichte, auch wo wir ihre menschliche Motivirung durchschauen, als Mittel in der Hand Gottes zu verstehen, durch die er seinen ewigen Ratschluß, die Vollendung seines Reiches, der Verwirklichung entgegenführt. Diese Aufeinanderbeziehung von wissenschaftlicher Welterkenntnis und religiöser Weltbetrachtung muß in jeder vernünftigen Theologie aufgenommen werden; die „chinesische Mauer" ist von Lipsius nur aus einigen Aeußerungen Ritschls und Herrmanns, in denen die Verschiedenheit dieser beiden Weltbetrachtungen scharf betont war, konstruirt worden. — Aber die Frage ist nur, wie weit wir mit der Einsicht in diesen Zusammenhang kommen. In dieser Beziehung ist zum voraus zu konstatiren, daß wir nie die (kausale) Erkenntnis davon zu gewinnen vermögen, wie Gott es anfängt, das Geschehene in der Welt nach seinem Willen zu leiten; aber es ergiebt sich zudem, daß wir auch auf die an sich beantwortbare (teleologische) Frage,

inwiefern alles der Vollführung des göttlichen Zwecks dient, in vielen einzelnen Fällen keine Antwort zu geben vermögen. Lipsius selbst gesteht das zu, besonders deutlich in dem vorher genannten Vortrage (S. 7):

> Wohl thun sich hier im christlichen Vorsehungsglauben für unser Denken unlösbare Rätsel auf; wir wissen nicht, wie solche persönliche Führungen der göttlichen Liebe vereinbar sind mit der Unverbrüchlichkeit der göttlichen Ordnung in Natur und Geschichte und mit dem unleugbaren Verflochtensein des menschlichen Lebens in den natürlichen Kausalzusammenhang .... Aber wenn es uns auch nicht vergönnt ist, jene dunkeln Rätsel von Vorsehung und Menschenschicksal zu lösen, das eine wissen wir als Christen, daß es dieselbe Welt ist, welche einerseits einen unverbrüchlichen Zusammenhang alles natürlichen Geschehens aufweist, und welche andrerseits ganz und unbedingt unter göttlicher Zwecksetzung steht und der Durchführung dieser Gotteszwecke schließlich immer dienen muß, auch wenn unser blödes Auge die höhere Harmonie nicht erkennt, in der alle Widersprüche des Lebens sich auflösen.

Das ist doch das Zugeständnis unübersteigbarer Grenzen für jene christliche Philosophie und einer für die theoretische Erkenntnis nie auszufüllenden Kluft zwischen wissenschaftlicher Welterklärung und religiöser Weltbetrachtung.

Fürs zweite hat sich Lipsius in seiner Dogmatik die Frage besonders angelegen sein lassen, „wie weit es gelingen könne, das überweltliche Wesen Gottes in unsre menschlichen Begriffe zu fassen," inwieweit wir dagegen, trotz unsrer christlichen Erkenntnis und theologischen Arbeit, von Gott nur im Bild und Gleichnis stammeln können. Der wissenschaftliche Kunstausdruck bezeichnet dies als die Frage nach der Adäquatheit und Inadäquatheit unsrer Gotteserkenntnis. In der That liegt darin ein ernstes Problem der Glaubenslehre. Nicht nur bei den alttestamentlichen Schilderungen Gottes in menschlicher Gestalt oder Uebertragungen menschlicher Leidenschaften auf ihn müssen wir uns sagen, daß damit Gott zur Aehnlichkeit mit uns endlichen Wesen herabgezogen ist; sondern auch, wenn wir davon reden, daß Gott weiß, was wir bedürfen, und ins Verborgne sieht, daß er unser Heil will und seinen Ratschluß der Erlösung gefaßt hat, daß er ein Wohlgefallen hat an denen, die zu Christo gehören, mischen wir stets etwas von den Zügen unsers menschlich-endlichen Geisteslebens in die Vorstellung Gottes ein. Dürfen wir dann wirklich noch als Christen der vollen Erkenntnis uns rühmen? — Mit diesem Problem hat sich allerdings Ritschl nur gelegentlich abgegeben; ihm lag mehr daran, positiv den Inhalt und Zusammenhang der christlich-religiösen Gottes- und Weltanschauung darzulegen, als sie fortgehend mit kritischer Reflexion zu begleiten. Aber darum lag diese ganze Frage doch keineswegs außerhalb des Gesichtskreises seiner Theologie. Daher sind auch aus dem Schülerkreise Ritschls Untersuchungen darüber hervorgegangen, die Lipsius selbst in seiner letzten Auflage aufgenommen hat. Seine Auskunft lautet jetzt dahin, daß wir mit der religiösen Bildersprache, von der wir nie ganz loskommen, allerdings Gottes überweltliches Wesen und Wirken nicht wissenschaftlich-adäquat abbilden, daß wir aber damit die Wirkungen und Kundgebungen Gottes, die wir im Glauben an Christum erleben, verständlich und deutlich oder religiös adäquat zu bezeichnen vermögen. Damit eröffnet sich der Dogmatik die Aufgabe, durch Läuterung der religiösen Bildersprache einen immer schärferen und klareren Ausdruck für den normal-christlichen Glaubens- und Erfahrungsinhalt, also immer mehr eine religiös-adäquate Bezeichnung zu suchen. Früher hatte Lipsius dieses Ziel nicht so deutlich bestimmt; es schien, als ob er doch durch seine dogmatische Arbeit wenigstens annäherungsweise eine wissenschaftlich-adäquate Erkenntnis von Gottes Wesen gewinnen wolle. Jetzt hat er seine dogmatische Darstellung, so gut es ging, von diesem Schein zu reinigen gesucht. Nur in einem Punkte vermißt man noch die volle Klarheit: darüber, was ein religiös-adäquater Ausdruck ist, wird nur vom Standpunkt des christlichen Glaubens aus entschieden werden können; Lipsius dagegen erhofft eine wesentliche Hilfe dabei von dem philosophischen Begriff des Absoluten und dessen Anwendung auf die christliche Gottesidee.

M R

Die Arbeit der Frau in der Gemeinde

Von Charles Kingsley.

Ich bin gebeten worden, Ihnen über die Arbeit der Frauen in der Gemeinde ein paar Worte zu sagen. Ich werde mich mehr auf die Grundsätze beschränken müssen und auf Einzelheiten nicht näher eingehen können.

Der erste Grundsatz, den ich Ihnen einprägen möchte, ist der: wir müssen vor allem gerecht sein, ehe wir großmütig sind. Ich muß wirklich über diesen Punkt sehr deutlich mit Ihnen reden. Die ersten Pflichten der Frau sind die, die sie ihrer eignen Familie, ihren eignen Dienstboten gegenüber zu erfüllen hat. Täuschen Sie sich nicht darüber! Wenn eine Frau ihrem eignen Haushalt nicht vorstehen kann, kann sie in der Gemeinde Gottes nicht regieren. Wenn eine Frau nicht mit den Dienstboten, mit denen sie den ganzen Tag über in Berührung kommt, sympathisiren kann, wird sie auch nicht wirklich mit den Armen fühlen, die sie vielleicht einmal in der Woche sieht. Ich weiß wohl, die Versuchung, dies nicht recht zu glauben, ist sehr groß. Es scheint den Damen so viel leichter etwas für die Armen zu thun, als für ihre eignen Jungfern, Hausmädchen oder Köchinnen. Und warum das? Weil sie die Armen gewissermaßen nur wie leblose Gegenstände behandeln können, aber ihre Dienstboten müssen sie wie Menschen behanden. Eine Dame kann in die Armenwohnung kommen und den Bewohnern Vorschriften machen; sie um der oder jener Sünde willen tadeln, zu der sie freilich nie versucht worden ist; sie belehren, wie sie Dinge thun und einrichten sollten, die sie, wenn sie sie selbst zu thun hätte, fürchte ich, noch viel unordentlicher und verwirrter besorgen würde. Sie kann ihnen einen Traktat geben, wie man eine Pille giebt, und dann einen Schilling hinterher, wie etwa etwas Süßes nach der Medizin, und dann kann sie wieder gehen und sich nicht weiter um sie bekümmern, bis ihre wohlthätige Stimmung vielleicht einmal wiederkehrt. Aber mit den Dienstboten ist das nicht so. Sie kennt ihre Charaktere, und was mehr ist, die Leute kennen den ihren, kennen auch ihre Lebensgeschichte und ihre kleinen Schwächen. Vielleicht ist sie auch ein wenig in ihrer Gewalt und verlegen ihnen gegenüber. Sie fürchtet sich, ein gutes Werk an ihnen zu beginnen, denn wenn sie es thut, ist sie gezwungen, es auch zu Ende zu führen; und sie darf es nicht kalt, trocken, nachlässig und oberflächlich thun, vielmehr muß es von Herzen lebendig, liebevoll und mit persönlichem Interesse gethan werden. Sie muß sich die Dienstboten zu Freunden machen. Vielleicht scheut sie sich davor, weil sie fürchtet, sie möchten sich Freiheiten herausnehmen, wie man das so nennt; und das wird auch wahrscheinlich der Fall sein, wenn sie sich nicht ein sehr hohes Maß von Selbstzucht und Ernst zur Regel macht und sich auch daran hält — und das zieht sehr viel Unbequemlichkeiten nach sich. So ist sie versucht, sich, wenn sie Gutes thun möchte, an die armen Leute da draußen zu halten, die, wie sie meint, nichts von ihr wissen und auch nie herausfinden werden, ob sie selbst nach den Regeln lebt, die sie ihnen vorgeschrieben hat. Täuschen Sie sich auch hier nicht! Glauben Sie nicht, daß jene nichts von Ihnen wüßten. „Es ist nichts verborgen, das nicht offenbar werde, und was ihr thut in der Kammer, das wird — und oft mit übergroßen Uebertreibungen — von den Dächern verkündet werden." Die Armen vor Ihrer Thür wissen durch die Dienstboten und Handwerker ganz gut, was Sie sind und wie Sie Ihre Leute behandeln, wie Sie Ihre Rechnungen bezahlen und welcher Art Ihr Charakter ist, und sie bilden sich darnach ein scharfes, hartes Urteil und betrachten fortan alles, was Sie thun und reden, von diesem Gesichtspunkt aus. Glauben Sie mir, wenn Sie wünschen, den Armen wirklich wohl zu thun, müssen Sie damit anfangen, denen Gutes zu thun, die Ihnen näher stehen als jene. Und glauben Sie mir auch das: wenn Sie sich scheuen, Ihren eignen Dienstboten herzliche, patriarchalische Sympathie zu zeigen, weil das zu viel persönlichen, menschlichen Verkehr mit ihnen zur Bedingung machte, so gleichen Sie einem Mann, der, weil er sieht, daß sein Pulver nicht ausreicht, um ein Taschenpistol abzufeuern, die Sache dadurch zu bessern sucht, daß er dieselbe Quantität Munition in

einem Achtundvierzigpfünder verwendet. Denn es sind ja gerade diese echt menschlichen Eigenschaften des Vertrauens, der Freundschaft und Liebe, die Sie den Armen gegenüber brauchen und in ihnen wecken sollen. Vereine, Genossenschaften, Almosenverteilungen, Leihbibliotheken, das ist alles nur toter Mechanismus, vielleicht notwendig, wie die eiserne Röhre, die doch ohne Pulver nicht imstande ist, die Kugel nur einen Zoll breit vorwärts zu bewegen. Es ist alles nur totes, nutzloses Gerümpel, wenn die wahre Menschenliebe fehlt, der lächelnde Mund, die weiche Stimme, der freundliche Blick, welche die arme Frau fühlen lassen, daß wirklich eine Seele zu ihrer Seele spricht, ein Herz sich nach ihrem Herzen sehnt, daß sie nicht nur ein Ding ist, das verbessert werden muß, sondern wie eine Schwester betrachtet wird, die sich nur dieses göttlichen Bandes der Schwesternschaft erst bewußt werden und lernen muß, was sie meint, wenn sie in ihrem Glaubensbekenntnis sagt: „Ich glaube an die Gemeinschaft der Heiligen." — Dies ist mein Text und mein Grundton, und alles, was ich heute Abend sagen werde, ist nur die Detailbeantwortung der einen großen Frage: wie können Sie diesen armen Geschöpfen nahe kommen, wie eine Frau der andern?

Ihre nächste Pflicht haben Sie den Bediensteten Ihres Vaters oder Ihres Gatten gegenüber. Man sagt, die Pfarrfrau müsse die Gemeinden ebenso gut als ihre Herde betrachten, wie ihr Mann. Das mag ja sein. Ich glaube, dies Dogma wird augenblicklich sehr überschätzt. Aber für die Frau eines Gutsbesitzers, eines Fabrikanten — fast möchte ich sagen eines Offiziers — gilt diese Behauptung unbedingt und kann gar nicht überschätzt werden. Ein großer Teil Ihrer Arbeit in der Gemeinde wird daher der sein, die Herren Ihrer Familie auf die rechte Art zu beeinflussen, damit sie ihre Pflicht ihren Untergebnen gegenüber auch erfüllen. Sie möchten die Uebel, unter denen sie zu leiden haben, heben? Nun das liegt zum größten Teil in der Hand Ihrer männlichen Verwandten. Zum Beispiel ist es der reine Hohn, wenn ein vom Fieber heimgesuchtes Haus von Ihnen besucht wird, und Ihr Gatte hat es in dem Zustande gelassen, der das Fieber ausbrütet. Es ist Ihre Sache, zu ihm zu gehen und ihm zu sagen: „Hier liegt das Unrecht, mache es gut!" Das ist, wie uns manche schöne mittelalterliche Legende erzählt, schon in unzivilisirten Zeiten die Aufgabe der Frauen gewesen: nicht nur in den Herzen der Männer das Mitleid zu wecken, sondern auch sie zur Pflicht zurückzurufen. Aber der Mann muß sehen, daß es der Frau ernst ist, und daß sie, wenn er das Unrecht nicht durch Gerechtigkeit wieder gut macht, es womöglich durch Selbstaufopferung zu thun sucht. Sie können sicher sein, auf diese Art behalten Sie zuletzt den Sieg. Sagen Sie nur: „Wenn du das Dach dieses Hauses nicht ausbessern, diesen Kanal nicht repariren läßt, thue ich es! Ich werde mir kein neues Kleid kaufen, bis es geschehen ist. Ich werde das Pferd verkaufen, das du mir schenktest, den Schmuck verpfänden, den du mir gabst; aber geschehen muß es!" Lassen Sie ihn merken, will ich damit sagen, daß es Ihnen Ernst ist, und er wird fühlen, daß Sie eine göttliche Botschaft ausrichten, und wird es thun, weil er sich schämt; oder wenn kein andrer Grund es erreichen kann, weil er der Sache müde ist. Das ist, in meinen Augen, der zweite Teil der Gemeindearbeit der Frauen. . . . . So will ich denn annehmen, daß Sie die häuslichen Pflichten in selbstlosem, liebevollem und gottesfürchtigem Geist erfüllen. Ich will annehmen, daß Sie all Ihren weiblichen Einfluß auf den Geist Ihrer Familie aufbieten und so für Ihre Arbeiter und die sonst von Ihnen abhängigen Leute wirken; ist dies nicht der Fall, so geben Sie — das spreche ich Ihnen offen aus — doch nur den Zehnten von „Dill, Minze und Kümmel," und die alltäglichste Gerechtigkeit und Barmherzigkeit vernachlässigen Sie.

Aber Sie möchten mehr thun. Sie möchten mit den Armen in Ihrer Umgebung in persönlichen Verkehr treten, nur um die Freude zu haben, ihnen eigenhändig Gutes zu thun. Wie sollen Sie das anfangen? Da sind erstlich die Vereine und Genossenschaften zur billigen Beschaffung von Kleidern, Schuhen u. s. w. Jeder ist in seiner Art recht gut. Aber glauben Sie nur nicht, daß die Arbeit darin den größten Teil der

Gemeindearbeit bilde. Wachen Sie vielmehr darüber, daß sie nicht an die Stelle Ihrer wahren Arbeit in der Gemeinde tritt. . . . . Ihre Aufgabe ist, das ganze Wesen, die Weiblichkeit dieser armen Frauen immer besser zu machen, sie zu bessern Töchtern, Schwestern, Frauen und Müttern zu erziehen. Alle Vereine der Welt können das nicht thun; sie gleichen nur Palliativmitteln, die angewandt werden, um ein Leiden zu erleichtern, das sie doch nicht wirklich heben können. Sie sind Kanäle zu gleichmäßiger Almosenverteilung, schwerfällige Mittel, um ungenügende Löhne etwas weiter reichen zu lassen; im besten Fall freundlich gedachte Einrichtungen, die eine heruntergekommne und sorglose Bevölkerung vielleicht zu vorübergehendem, trügerischem Wohlstand erheben können. Elender, jammervoller Zustand! . . . . [Auswanderung scheint der einzige Ausweg. Raubt aber die besten Kräfte — Krüppel und Lahme bleiben zurück.]

Und doch *müssen* diese Vereine weiter geführt werden, machen sie doch das Leben nicht ganz so unmöglich und die Herzen, sei es auch nur für einen Augenblick, leichter; erziehen sie doch zur Gewohnheit der Ordnung und Selbstzucht. . . . . Es ist grausam, aus Nützlichkeitsgründen die Palliativmittel zurückzuweisen, weil sie die Krankheit selbst nicht heilen können. Man giebt ja dem Leidenden Betäubungsmittel, auch wenn man weiß, daß er trotzdem sterben muß. In dieser Art müssen Sie auch die Wohlthätigkeitsanstalten und Vereine benützen, aber allezeit bedenken, welch trauriger, demütigender Beweis für den kranken Zustand Englands ihre Notwendigkeit doch ist; wie es einst Sporteln und öffentliches Almosenverteilen für den Zustand Roms waren.

Aber die Arbeit muß gethan werden, und so wie sie nun einmal ist, eignet sie sich am besten für junge, unverheiratete Damen. Sie erfordert keine allzu tiefe Kenntnis der menschlichen Natur. Sie macht sie mit der Menge des sie umgebenden Elends und Jammers bekannt, ohne sie in die so unerwünschte nahe Berührung mit den gröbern Formen des Lasters zu bringen, die bei Hausbesuchen unvermeidlich ist; und die Gewohnheit an geschäftsmäßige Pünktlichkeit und Geduld, zu der sie dadurch gezwungen werden, ist allein schon wertvoll als praktische Schulung für das spätere Leben. Gewiß ist es eine langweilige, gefühllose Arbeit, aber gerade darum vielleicht eine um so bessere Schule. Und schließlich kann doch der Zauber der Anmut, Höflichkeit und Grazie auch die geringste Arbeit verklären; und Gottes Freundlichkeit kann von Mund zu Mund, sein Licht von Auge zu Auge fortgepflanzt werden, mag die empfangne Gabe auch nur den Wert weniger Pfennige haben, wenn die arme Frau nur mit der Empfindung geht: „Ich habe nicht nur die Notdurft des Lebens erhalten, ich habe eine Schwester für Zeit und Ewigkeit gefunden."

. . . [Die Schule ein weiteres Arbeitsfeld in der Gemeinde. — Die *Art* des Lehrens Hauptsache. — *Stoff* steht in zweiter Linie. — Christus wird durch einen Beweis der Liebe, des Interesses besser gewürdigt, als durch Aufgaben zum Auswendiglernen. — Der Erfolg der Schule beweist auch verkommnen Eltern den Wert einer Kinderseele. Sie schämen sich schlechter Worte, roher Behandlung. — Diese Arbeit nicht auf die Mädchen beschränken. — Knaben sind empfänglicher. Die Schule beeinflußt nicht nur diese selbst, auch das Leben ihrer künftigen Frauen. Sie lernen Achtung vor der Weiblichkeit u. s. w.] . . .

Die Besprechung der wichtigsten Arbeit versparte ich mir bis zum Schluß. Es ist das Besuchen der Armen! Ein endloses Thema, über das sich, wollte man auf Einzelheiten eingehen, Bände schreiben ließen. Heute Nachmittag aber kann ich mich auch hier nur an meinen Grundton halten und sagen: Besuchen Sie wen, wann und wo Sie wollen, aber lassen Sie Ihre Besuche Besuche sein, die eine Frau der andern macht. Bedenken Sie doch, zu wem Sie gehen; zu armen Wesen, deren Leben im Vergleich zu dem Ihren ein langes Unbehagen des Körpers, der Seele und des Geistes ist; und thun Sie ihnen, wie Sie gethan haben möchten! Anstatt zu tadeln und Verweise zu erteilen, ermutigen Sie. In Gottes Namen ermutigen Sie immer! Jene kriechen zwischen den Steinen,

Sumpflöchern und Dornen des Lebens herum, oft schwerfällig genug, und sie fallen auch gar manchesmal, die Armen! Aber ich frage Sie im Namen eines gerechten, liebeerfüllten Gottes, warum soll denn die Dame, die in ihrem bequemen Wagen auf der glatten Chaussee dahinrollt, den ganzen Tag lang der armen Seele, die sich an ihrer Seite über Hecken und Pfützen durch Sumpf und Moor, barfuß und herzensmüde weiter schleppt und womöglich noch ein halbes Dutzend Kinder auf dem Rücken hat, — warum soll sie ihr zurufen: „Du hättest da nicht fallen sollen, und es war sehr feige von dir, dort liegen zu bleiben. Es wäre deine Pflicht als Mutter gewesen, deinen Kindern hier durch den Schlamm zu helfen, und gar unter jenem Busch zu schlafen, das war höchst unvorsichtig und unerlaubt.“ Warum sie nicht lieber ermutigen, loben, sie mit liebevollen Worten auf ihrem trüben Weg erheitern und den Tadel — ja selbst den Rat — für sich behalten; denn schließlich kommt die Arme doch auf ihrem Weg auch da voran, wo Sie nicht einen Schritt vorwärts kommen würden; und sie weiß vielleicht besser, als Sie es wissen, was sie thut und nicht thut, und auch was sie zu leiden hat, und was Gott von ihrer Lebensweise denkt. Ein jedes Herz kennt seine Bitterkeit, und den Fremden kümmert seine Freude nicht. Aber Sie sollen ihr nicht fremd sein; seien Sie ihr eine Schwester. Ich verlange nicht, daß Sie sie in Ihren Wagen nehmen. Das können Sie nicht, und es ist vielleicht gut für sie, daß Sie es nicht können. Es ist manchmal gut für Lazarus, daß er nicht an des reichen Mannes Tafel sitzen kann, — gut für ihn, daß er sein Böses schon in diesem Leben empfangen hat und in jenem Leben getröstet werden kann. Ich verlange gar nichts andres, als daß Sie für jene arme Seele thun, was Sie in der gleichen Lage von ihr gethan haben möchten. Unterbrechen und plagen Sie sie nicht, denn sie hat schon übergenug zu thun — mit Mitteln, die sie nicht versteht, für Nöte, die Sie wiederum nicht verstehen. Aber reden Sie herzlich mit ihr; sagen Sie ihr: „Ich kann nicht *mit* dir fühlen, aber ich kann *für* dich fühlen; ich würde dir mit Freuden helfen, aber ich weiß nicht wie, sage es mir. Sage mir, wo die Last dich drückt, sage mir, warum die Furchen des Alters sich vor der Zeit in deine Stirne graben, vielleicht bin ich doch imstande, die Last zu erleichtern und ein neues Licht in deinen müden Augen zu entzünden. Und wenn nicht, sag es mir doch einfach, weil ich eine Frau bin, die weiß, welch eine Wohlthat es ist, sein Herz liebenden Ohren auszuschütten, auch wenn man in tiefster Verzweiflung ist.“ Ja so paradox das klingen mag, ich bin doch fest überzeugt, daß die einzige Art, diesen armen Frauen wirkliche, menschliche Hilfe zu bringen, die ist, ihnen zuerst einfach einzugestehen, daß man nicht wisse, wie man ihnen helfen solle, sich vor ihnen zu demütigen und sie zu ihrem eignen Besten und zum Besten ihrer Nachbarn um Rat zu fragen, anstatt hochmütig und mit fix und fertig gebrauten Mitteln zu ihnen zu kommen, wie etwa ein Arzt, der so viel Vertrauen zu seiner Bücherweisheit und seinen Medizinen hätte, daß er dem Patienten Arzneien gäbe, ehe er ihn um seine Symptome befragte.

Darum bitte ich Sie zu bedenken — denn sonst würden alle Armenbesuche eitel und nutzlos bleiben — daß Ihr Auftreten ihnen persönlich gegenüber wie in ihren Häusern in den kleinsten Kleinigkeiten so geregelt sein muß, wie Ihren eignen Standesgenossen gegenüber. Niemals darf eine Frau von Ihnen sagen können: „Ja, das ist alles recht freundlich, aber sie tritt mir doch ganz anders gegenüber wie einer Frau ihres Standes.“ Dieser Gedanke würde alles Vertrauen, allen Einfluß zu nichte machen. Frömmigkeit, Eifer, Liebe und Beredsamkeit — alles kann umsonst, völlig nutzlos sein, nur weil Sie vielleicht eine arme Frau stehen ließen, während Sie sich setzten, oder weil Sie ihre Wohnung — und sei es auch auf ihre Bitte — betraten, während sie bei einer Mahlzeit war. Sie mag sich weigern, sich zu setzen, sie mag Sie bitten einzutreten, das ist nur ein Grund mehr, sich erbarmungslos zu weigern, denn es ist ein Beweis, daß eben jene innere Kluft, die Ihr Besuch überbrücken sollte, in dem Herzen jener Frau noch voll besteht. Wenn Sie wissen, daß sie einen Kummer hat, berühren Sie diesen Kummer nicht anders, als Sie es bei einer Dame thun

würden. Das Herz der Frau ist in allen Ständen gleich, und von dem tiefsten Schmerz wird sie am wenigsten und am schwersten reden. Wir sähen es auch nicht gerne, wenn jemand — und wäre es ein Engel vom Himmel — unser Haus beträte, ohne anzuklopfen, und sagte: „Ich höre, es geht dir schlecht, ich will dir hundert Pfund leihen. Mir scheint, du gehst sehr sorglos mit deinem Geld um, ich will einmal deine Rechnungen führen.“ Und noch weniger gern hörten wir es, wenn er sagte: „Dein Sohn ist ein ganz schlechter, verkommner, leichtsinniger Mensch, gar nicht wert, daß man ein Wort über ihn verliere. Ich werde ihn einmal aus deinen Händen nehmen und selbst für seine Besserung sorgen.“ Ebenso wenig lieben die Armen solch formlose Barmherzigkeit, solch lieblose Liebe, solch grobes Wohlwollen, das Fußtritte mit Liebkosungen verwechselt. Sie lieben es nicht, und es wird auch ohne Wirkung bleiben, es sei denn in Gemeinden, die durch aufdringliches, unterschiedloses Wohlthun demoralisirt wurden, und in denen man die einzige Tugend der Armen, die noch übrig blieb, ein Streben nach Unabhängigkeit, ein wildes Sichselbsthelfenwollen*) in organisirtes Bettlertum und Heuchelei verwandelt hat (wie ich das oft erlebte).

So nahen Sie denn diesen armen Frauen wie Schwestern, dann werden Sie nach und nach dem harten Wort die Spitze abbrechen, das ich eben aussprach, als ich sagte: „Wenden Sie nicht Heilmittel, die Sie nicht verstehen, auf Krankheiten an, die Sie ebenso wenig verstehen.“ Lernen Sie liebevoll und geduldig — ja und ehrfürchtig, denn es lebt etwas in jedem menschlichen Wesen, das Ehrerbietung verdient, das wir ehren müssen, wenn wir es verstehen wollen, — lernen Sie, sagte ich, erst ihre Sorgen verstehen, bis dahin werden jene auch gelernt haben, Ihre Heilmittel zu verstehen und zu schätzen. Denn Sie *haben* Heilmittel. Ich unterschätze Ihre Stellung keineswegs. Niemand auf der Welt ist weniger als ich dazu geneigt, die wirkliche Macht des Reichtums, des Ranges, der Bildung und der Sitte — ja selbst der physischen Schönheit — zu unterschätzen. Das alles sind ja Gottes Gaben, und ich danke Gott, so oft ich ein menschliches Wesen sehe, das sie besitzt, denn ich weiß, daß auch sie in seinem Dienst verwendet werden können und dazu dienen, die wahre Emanzipation der Frauen zu fördern, — nicht ihre Emanzipation vom Manne (wie manche thörichte Menschen glauben) — sondern vom Teufel, diesem Lügner und Unheilstifter, der sie von dem Manne trennt und ihr Leben von Anfang bis Ende zu einer Tragödie macht, die sich weit öfter in Hütten als in Palästen abspielt — der Franzose nennt das une vie à part, une vie incomprise —, das ist ein Leben, das sich halb aus schlechter Behandlung, halb aus unnötigem, selbsterwähltem, eingebildetem Märtyrertum zusammensetzt. Und die Hälfte des Menschengeschlechts sollte doch ihrer von Gott gewollten Bestimmung nach eine hilfreiche Genossin für den Mann sein; der eine lichte Punkt, der diese Welt erträglich macht. Um sie dazu zu machen und so ihre ursprüngliche Bestimmung an jedem Herde zu verwirklichen, können Sie alle etwas beitragen, denn jede von Ihnen hat irgend ein Talent, eine Geistesgabe, ein Wissen, einen Anziehungspunkt für eine andre Seele, etwas, das der armen Frau fehlt, und wodurch Sie sie an sich ketten können mit menschlichen Banden und „Seilen der Liebe,“ wie der Prophet sagt; aber sie muß dadurch allein angezogen werden. All Ihre Arbeit ist ohne das wertlos, und böten Sie ihr die Schätze Indiens, sie wären für sie wie für den Herrn Christus nichts wert, denn sie wären nicht in seinem Namen gegeben, das heißt nicht in dem Geiste schrankenloser Liebe, Rücksicht, Geduld und Selbstverleugnung, durch den selbst der Becher kalten Wassers zu einer kostbaren Gabe wird — wie es, das walte Gott, auch Ihre Arbeit werden kann.

H v D

*) Dies goldne Wort von der „einzigen Tugend der Armen, die noch übrig blieb“ möchte ich allen ins Herz schreiben, denen es um eine christliche oder doch menschenfreundliche Beurteilung von Volksbewegungen zu thun ist. R

Neuere Werke Tolstois

4. Die Macht der Finsternis. Die Früchte der Bildung

Tolstoi hat in jüngern Jahren ein kleines Lustspiel geschrieben, dessen Hauptperson ein Nihilist ist; gedruckt wurde es nicht. 1886 dichtete er das Trauerspiel „Die Macht der Finsternis," 1889 das Lustspiel „Die Früchte der Bildung." Beide Stücke zeigen uns, daß unser Grübler Tolstoi als Dramatiker ebenso groß ist wie als Romanschreiber und Novellist. Daß beide Dramen eine sittliche Absicht haben, versteht sich bei Tolstoi in den letzten Jahren von selbst. Das eine zeigt uns das traurige Elend der untern Volksklassen, das andre das lächerliche Elend der feinen Leute.

„Die Macht der Finsternis" (deutsch von F. Leoni bei Hendel in Halle) ist eine Bauerntragödie. Wir wissen, daß Tolstoi oft den Bauern als den idealen Menschen hingestellt hat, wissen aber auch, daß er das russische Dorfleben so gut kennt wie einer. Hier hat er nun einmal die traurige Roheit, Lasterhaftigkeit und Bosheit, wie sie sich auch bei den Bauern findet, mit rücksichtsloser Offenheit dargelegt, so rücksichtslos, daß eine Aufführung auf unsern Bühnen nicht denkbar ist. Das Stück ist in Rußland für die öffentlichen Theater verboten und nur in Privatgesellschaften einigemale gespielt; in Deutschland hat die Berliner „Freie Bühne" es aufgeführt; ob man in Berlin die Tendenz wohl verstanden hat? Die Tendenz ist: das Bauerntum allein befreit den Menschen nicht vom Bösen; nur wo das echte Christentum dazu kommt, wird das menschliche Ideal erreicht.

Ein ganz armer, oft etwas beschränkt und komisch erscheinender Bauer Akim stellt dieses Ideal dar. Seinen Erwerb findet er zur Zeit dadurch, daß er in der Stadt die Gruben reinigt. „Der Mann, der eine Jauchegrube reinigt, ist vielleicht das Vorbild, nach dem ihr euer Leben umwandeln solltet," das lehrt Tolstoi von der Bühne! Der fromme Akim hat aber ein böses Weib und von ihr einen Sohn, der allen Frauen gefällt und sich von einer Sünde zur andern verleiten läßt. Erst hat er eine Dienstgenossin Marinka verführt, und als diese ihn zum Manne verlangt, beschwört er, daß ihre Aussage falsch sei. Unterdessen war er Knecht bei einem faulen und kränklichen Bauern und Liebling von dessen junger Frau geworden. Diese kann die Zeit nicht erwarten, wo sie Nikita offenbar zum Manne haben darf, und vergiftet ihren Alten. Als er im Sterben liegt, stehlen sie ihm sein Geld, damit er es nicht seiner Schwester gebe. Sie heiraten nun, aber Nikita hat den größten Widerwillen gegen die Mörderin, nachdem er ihre Schlechtigkeit erkannt hat. Er behandelt sie schlecht, fängt das Trinken an und läßt sich mit seiner Stieftochter Akulina ein. Diese bekommt ein Kind, und ihn zwingen die Weiber, dieses Kind zu töten, damit niemand davon erfährt und die Tochter verheiratet werden kann. Dieser eigne Mord bringt ihn zur Besinnung, elend schleppt er sich hin; als die Hochzeit, die alles in Ordnung bringen soll, stattfindet, hat er nicht den Mut, die Braut nach russischer Sitte zu segnen. Er will sich erhängen, schließlich kommt seines Vaters gute Natur in ihm zum Durchbruch. Er tritt in die angetrunkne Hochzeitsgesellschaft ein:

Rechtgläubige Gemeinde! Ich bin schuldig. Ich will beichten!

Seine Mutter Matrena zieht ihn an der Schulter:

Was ist dir? Bist du toll geworden? Ach meine Lieben, man muß ihn fortführen, er ist verrückt geworden!

Nikita schiebt die Mutter beiseite:

Laß mich! Aber du, Väterchen, höre mir zu. Marinka, schaue hierher! (Verbeugt sich vor ihr bis zu den Füßen und erhebt sich dann) Ich bin schuldig vor dir. Ich habe dir versprochen, dich zum Weibe zu nehmen. Ich habe dich verführt, betrogen. Verzeihe mir um Christi willen! (Verbeugt sich wieder zur Erde.)

Sein Weib Anißja: Was fällt dir ein? Darnach fragt ja niemand. Steh nur auf und mach dich nicht zum Narren!

Seine Mutter Matrena: Oh, oh! Er ist behext. Ja, das ist er. Mein Gott, wie ist das nur gekommen. Verdorben ist er, verhext. (zu Nikita) Steh auf, schwatze keinen Unsinn! (Zieht ihn am Arm.)

Nikita (schüttelt mit dem Kopf): Rühre mich nicht an! Verzeihe mir, Marina. Meine Sünde liegt vor dir. Verzeihe mir um Christi willen. (Marina bedeckt das Gesicht mit den Händen und schweigt.)

Anißja: Steh auf! sage ich dir. Du machst dich zum Narren. Was dir einfällt, jetzt daran zu denken! Nun hast du dich genug groß gethan. Schämst du dich nicht? O mein Kopf! Ich bin ganz schwindlig!

Nikita stößt Anißja fort und wendet sich zu Akulina: Akulina — jetzt habe ich mit dir zu reden. Rechtgläubige Gemeinde, ich bin ein Verfluchter! Akulina, ich bin schuldig vor dir! Dein Vater ist keines natürlichen Todes gestorben, mit Gift hat man ihn beiseite gebracht.

Anißja (schreit auf): Mein Gott! was ist das!

Matrena: Er ist ja gar nicht bei sich. Er weiß nicht, was er redet. Führt ihn doch fort! (Das Volk kommt herzu und will ihn fassen.)

Akim wehrt die Leute mit den Händen ab: Wartet, Kinder, wartet!

Nikita: Akulina, ich habe ihm Gift gegeben, deinem Vater. Verzeihe mir, um Christi willen!

Akulina: Er lügt! Ich weiß, wer es gethan hat!

Heiratsvermittlerin: Was willst du? Sitze du nur ruhig.

Akim: O Gott! Die Sünde, die Sünde!

Der Polizeibeamte: Greift ihn! Und schickt den Gemeindeältesten her und die Zeugen! Es muß ein Akt aufgenommen werden. (Zu Nikita) Steh auf, komm hierher!

Akim zum Polizeibeamten: Du mit deinen blanken Knöpfen — so warte doch! Laß ihn erst ausreden!

Polizeibeamter: Du Alter, mische dich nicht in die Sache. Ich muß einen Akt aufnehmen.

Akim: Ach, wie du bist! Warte, sage ich dir. Sprich jetzt nicht vom Akt. Zuerst kommt Gottes Sache! Zuerst muß der Mensch vor Gott Buße thun, und dann, dann kommt dein Akt!

Polizeibeamter: Den Gemeindeältesten sollt ihr rufen!

Akim: Laß erst Gottes Sache ihren Gang gehen. Dann kannst du alles ordnen.

Nikita: Ich habe noch eine große Sünde vor dir begangen, Akulina. Ich habe dich verführt. Verzeihe mir um Christi willen! (Beugt sich vor Akulina zur Erde.)

Akulina (tritt hervor, zu ihrem Bräutigam): Laß mich, ich heirate dich nicht. Er befahl es mir zu thun, aber jetzt thue ich es nicht mehr.

Polizeibeamter (zu Nikita): Wiederhole, was du gesagt hast!

Nikita: Warten Sie, Herr Urjädnik, lassen Sie mich erst alles sagen.

Akim (in Verzückung): Sprich, mein Kind! Sprich alles von der Seele herunter, dann wird es dir leichter sein. Thue Buße vor Gott. Fürchte dich nicht vor den Menschen. O Gott! O Gott! Er, er!

Nikita: Den Vater habe ich vergiftet, ich Hund, und die Tochter habe ich ins Unglück gestürzt. Sie war meinem Willen ergeben. Ich habe das Kind umgebracht!

Akulina: Ja, das ist wahr!

Nikita: Im Keller habe ich das Kind mit einem Brette erstickt. Ich setzte mich darauf ... es erstickte ... die kleinen Knochen krachten! (Fängt an zu weinen) Dann verscharrte ich es in der Erde. Ich habe es gethan, ich allein!

Akulina: Er lügt, er spricht Unsinn, ich habe es ihm geheißen!

Nikita: Verteidige mich nicht! Ich fürchte jetzt niemand mehr. Verzeihe mir, rechtgläubige Gemeinde! (Verbeugt sich bis zur Erde. Schweigen.)

Der Polizeibeamte: Bindet ihn! Die Hochzeit geht nun wohl auseinander!

(Die Leute streifen ihre Gürtel ab und nähern sich.)

Nikita: Wartet, dazu habt ihr noch Zeit genug! (Verbeugt sich vor Akim) Mein Vater, vergieb auch du mir Verfluchten! Du hast mir von Anfang an gesagt, als ich mich mit dem buhlerischen, garstigen Weibe einließ, ja, da hast du mir gesagt: Reich dem Bösen einen Finger, so faßt er die ganze Hand! Ich Hund habe nicht darauf gehört, ich habe dein Wort verachtet — und nun ist es so gekommen, wie du gesagt hast. Verzeihe mir, um Christi willen!

Akim (in Ekstase): Gott verzeiht dir, mein liebes Kind. (Umarmt ihn.) Du hast kein Mitleid mit dir selbst gehabt — du hast dich nicht geschont, Gott wird mit dir Mitleid haben! Ja — Gott! — —.

* * *

Ein düsteres Sittengemälde ist die „Macht der Finsternis," ein komisches Sittengemälde dagegen das Lustspiel „Die Früchte der Bildung," das in Uebersetzung von Raphael Löwenfeld bei Richard Wilhelmi in Berlin erschienen ist. Beide Stücke ergänzen sich. Wer nur das erste liest, möchte meinen: die Bildung fehlt den Bauern, darum sind sie so roh und böse. Das zweite Stück zeigt dagegen, wie wertlos die Bildung ist, auf die sich zu viele etwas einbilden. Der Besuch hoher Schulen, der Doktor- und Professortitel, die Zugehörigkeit zur „besten Gesellschaft" schützt nicht vor Thorheit, und ein ungebildetes Bauernmädchen kann leicht die klugen Herrschaften zum Narren halten. Alle möglichen Fehler der feinen Leute werden satirisch verhöhnt: der Aberglaube in Form des Spiritismus, die Putzsucht, die unanständigen Ballkleider, das Schnürmieder, die Ueberfütterung mit kostbaren Speisen, das faule Genußleben, die Klavierpaukerei, die Hundeliebhaberei aus Langerweile, die

Verziehung des Muttersöhnchens, das erfolglose Streben nach Geistreichigkeit und Witzigkeit, das In-Worten-Kramen der Gelehrten, die Furcht vor Bazillen und Mikroben, die Abhängigkeit vom Arzte u. s. w. Köstlich ist, wie sich die Dienstboten und einige Bauern, die wegen Landkaufes gekommen sind, über die Herrschaften unterhalten. Ein Bauer meint: „Was die Herrschaften essen, das — weiß man ja — ist leicht wie Luft.“ „Schön Luft; erwidert die Köchin, na, sie hauen ordentlich ein! . . . Weil sie dazu trinken. Diese süßen Weine, Schnäpse, brausende Getränke, zu jedem Gericht ein besondres. Essen und trinken, und essen und wieder trinken.“ Der Bauer meint: „Das ist schon so berechnet, damit man desto mehr essen kann,“ und die Köchin fährt fort: „Ja, sie hauen gut ein, meine liebe Not! Bei ihnen ist es nicht so: hinsetzen, essen, sich bekreuzen und aufstehen — die essen ununterbrochen,“ worauf ein zweiter Bauer bemerkt: „Wie die Schweine — mit den Beinen in der Krippe.“ Nachher schildert das flotte Stubenmädchen Tanja den Bauern die Geheimnisse des Korsetts:

Es ist so aus Fischbein gemacht, wie ein Jäckchen, bis hierher. Und mit Schnüren zieht man es zusammen, wie beim Anspannen, man muß sogar in die Hände spucken.

Zweiter Bauer: Du schnürst sie also fest, heißt das?

Tanja: Ja ja, ich schnüre sie fest. Und mit dem Fuß kann man sich doch bei ihr nicht anstemmen. (Sie lacht.)

Zweiter Bauer: Aber warum ziehst du sie zusammen?

Tanja: So, darum.

Zweiter Bauer: Wie, hat sie ein Gelübde gethan, oder was?

Tanja: Nicht doch, zur Schönheit!

Erster Bauer: Den Wanst, heißt das, zieht man ihr zusammen wegen der Schönheit?

Tanja: Man zieht und zieht, bis ihr die Augen hervortreten, und sie sagt noch: „Mehr.“ Blasen zieht man sich an die Hände.

Die Bauern lachen und wackeln mit den Köpfen. „Es ist widerwärtig, ihnen allen Schmutz nachzuräumen,“ bemerkt die wackere Tanja ein ander mal.

Die „Früchte der Bildung“ ist kein gerechter Titel für das Lustspiel; die Frage: „Ist das Bildung?“ wäre angemessener gewesen. Richtig ist, daß alle die gegeißelten Thorheiten und Schlechtigkeiten bei „gebildeten“ Leuten vorkommen, aber man darf sie doch ebensowenig als „Früchte der Bildung“ bezeichnen wie die Ketzergerichte als Früchte des Christentums oder die Tugenden mancher Dorfbewohner als Früchte der Unwissenheit. Die Albernheiten und Schlechtigkeiten unsrer Doktoren, Professoren u. s. w. zeigen nur die Mängel unsrer modernen Bildung. Daß der Grundmangel das Fehlen einer rechten Weltanschauung ist, sagt Tolstoi in diesem Sinne nicht gerade heraus, aber man kann es zwischen den Zeilen lesen.

Löwenfeld erzählt in seiner Schrift „Gespräche mit und über Tolstoi,“ daß unser Lustspiel 1889 und 1890 dreimal aufgeführt ist, zuerst in Tula von Kindern und Freunden des Verfassers, zum zweitenmale vor der Adelsversammlung, zum drittenmale in Zarskoje-Sjelo. Bei dieser dritten Vorstellung waren der Zar, die Zarin, sechzehn Großfürsten und Großfürstinnen und soviel vornehme Personen, als in das „Chinesische Theater“ hineingingen, anwesend. Sie lachten und klatschten Beifall. Daß sie selbst in dem Stück verhöhnt wurden, haben sie, so scheint es, nicht gemerkt! Bode

---

Ein Roman aus zwei Welten

Von Marie Corelli. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Isabella Hummel. 2 Bände. Preis 3,20 Mk., geb. 4,50 Mk.

1

Marie Corellis „Roman aus zwei Welten“ ist kein Roman im eigentlichen Sinne. Die Handlung, nach der Verfasserin ausdrücklicher Versicherung ihr eignes, wahrheitsgetreu geschildertes Erlebnis, dient hauptsächlich als Grundlage für den Aufbau einer Weltanschauung, in der die Elektrizität ihre alles beherrschende Rolle spielt.

Die jugendliche Verfasserin, halb englischen, halb italienischen Blutes, in England katholisch erzogen und dort als Improvisatorin lebend, ist durch Ueberarbeitung und Gemütsbewegungen einer Nervenerschöpfung verfallen, von der sie ein

bedeutender Spezialist mit seinen teuern Medizinen nicht befreien kann. Auf seinen Rat begiebt sie sich zur Luftveränderung nach Cannes. Dort macht sie die Bekanntschaft des italienischen Malers Cellini. Da sie ihm zu einem Bilde sitzt, findet er eines Tages Gelegenheit, ihr ein Heilmittel in einem Glase Wein zu reichen. Auf ihr Zimmer zurückgekehrt, verfällt sie in einen mehrstündigen tiefen Schlaf und wird durch drei Wahrträume zuerst mit dem Namen, dann mit der Gestalt eines gewissen Heliobas bekannt gemacht. Neu belebt erwacht sie, aber weitere Mittel erklärt Cellini ihr nicht geben zu dürfen. Nur sein Freund Heliobas kann sie mit Erfolg behandeln, zu dem sie sich nach Paris begeben soll. Auch Cellini verdankt jenem seine Gesundheit. Von seinem Vater, einem tüchtigen Landschaftsmaler, in dessen materialistischer Weltanschauung erzogen, hatte er das Geheimnis der tiefen und dauernden Farben der alten Meister ergründen wollen. Da ihm dies aber wegen der betrügerischen Herstellung der Farbstoffe und Oele stets mißlang, war er in Schwermut verfallen und hatte einen Selbstmordversuch gemacht. Diesen hatte Heliobas vereitelt, die zerrütteten Nerven durch seine Mittel geheilt, ihn in eine Ekstase versetzt, in der er seine nicht auf Erden weilende Geliebte gesehen, und ihm nebst einer neuen Weltanschauung die Kunst der Farbenmischung übermittelt, der er nun seine Berühmtheit verdankt.

Durch Cellini angekündigt reist die Verfasserin sofort zu Heliobas, den sie genau in der Umgebung findet, die sie im Traume gesehen. Schon sein Händedruck erfüllt sie mit Wohlbehagen und Vertrauen, und gern läßt sie sich bestimmen, in Heliobas Hause Wohnung zu nehmen, wo sie mit Zara, seiner Schwester, die als Bildhauerin hohe Aufgaben zu lösen sucht, bald innige Freundschaft schließt und sofort ihre Kur beginnt.

Heliobas ist äußerlich ein feiner, eleganter Weltmann. Aus altchaldäischer Familie stammend, hat er in seiner Jugend die Elektrizität in dem ganzen Umfang studirt, in dem sie von der europäischen Wissenschaft bearbeitet wird. Aber historische Studien haben ihm gezeigt, daß schon die alten Völker, besonders die Chaldäer, von der Elektrizität zum Teil tiefere Kenntnis besaßen als wir. Dies gilt besonders von der durch die Wissenschaft noch nicht anerkannten „menschlichen Elektrizität.“ Jeder Mensch besitzt nämlich elektrische Anlagen, die meist sehr schwach sind, aber unter Umständen durch Uebung so entwickelt werden können, daß sie ihren Träger zu den erstaunlichsten Leistungen befähigen. So hat Heliobas in der Verwendung seiner eignen elektrischen Kräfte die Meisterschaft erreicht und diese durch zahlreiche Experimente, zuerst an seinem Neufundländer Leo, dann an seiner Schwester erprobt. Auch ihr hat er zu einer ähnlichen Entwicklung verholfen.

Aus dem kleinen, aber gewählten Kreise, der in Heliobas Hause verkehrt, tritt besonders hervor der junge, lebenslustige und talentvolle, aber der Tiefe ermangelnde russische Prinz Iwan Petroffski. Er hegt für Zara eine unerwiderte Leidenschaft, die sich aber, eingestandnermaßen, nur auf ihre körperlichen Reize bezieht. Ihr geistiges Streben gilt ihm als verfehlt, da es auf den Theorien ihres Bruders beruht. Diesen hält er für einen Charlatan, von dessen gefährlichen Experimenten er Zara befreien möchte.

Nach vierzehntägiger Behandlung ist die Verfasserin vollkommen gesund und lebensfroh und somit fähig, die ihr in Aussicht gestellte „Reise in das Universum“ zu unternehmen, bei der ihr Azûl, des Heliobas im Jenseits lebende Geliebte, als Führerin dienen soll. Bereit, für die erhoffte Erkenntnis ihr Leben einzusetzen, verspricht sie aus Dank gegen Heliobas, wenn möglich zu ermitteln, was der Schatten bedeutet, von dem dieser seinen bisher sonnenhellen Lebensweg bedroht sieht. Vorbereitet durch Gebet trinkt sie, im bequemen Lehnstuhl liegend, eine von Heliobas gereichte Flüssigkeit. Schwindel befällt sie und Finsternis; dann ein Blitz, hellstes Licht und leichtes Aufwärtsschweben. In der Tiefe sieht sie ihren irdischen Leib, einem Thonmodell ähnlich, im Lehnstuhl liegen, Heliobas darüber gebeugt. Es werden nun die Planeten Saturn, Venus, Jupiter besucht. Ueberall Wesen, uns Menschen ähnlich, aber in jeder Beziehung höher entwickelt. Keines zweifelt an Gott.

Dies geschieht im ganzen Weltall nur auf der Erde, daher ihre Erlösungsbedürftigkeit. Zur Veranschaulichung von Gottes Motiven zu seinem Erlösungswerk durch Christus dient eine besondre allegorische Vision, in der die Verfasserin als Schöpferin einer Miniaturwelt auftritt und trotz des schnöden Abfalls ihrer Geschöpfe ihr Leben für diese zu opfern bereit ist. Noch höher aufsteigend erreicht sie den großen Ring. Ihn kann sie nicht überschreiten, doch sieht sie die von ihm eingeschlossene ungeheure rotirende Lichtkugel, den Sitz des Allerhöchsten. Nachdem sie noch Maria und Christus geschaut und Azûl in Heliobas Angelegenheit befragt hat, sinkt sie rasch hinab und erwacht in ihrem irdischen Körper. Obgleich die Ekstase sechsunddreißig Stunden gedauert hat, fühlt sie sich vollkommen frisch, berichtet Heliobas über ihre Erlebnisse und richtet ihm Azûls Antwort aus: wenn der Tod ihm wie eine Gabe in die Hand gelegt sei, dann solle er ihn festhalten; was aber Heliobas nicht recht versteht. In der folgenden Zeit erhält sie von Heliobas Anweisungen für die Erhaltung ihrer Gesundheit und die Entwicklung ihrer elektrischen Kräfte, sowie ausführliche Mitteilungen über seine Lehre, die er in einer Schrift niedergelegt hat.

Bald darauf stirbt Zara, während einer Abendgesellschaft vom Blitz getroffen. Prinz Iwan hatte sie vor einiger Zeit mit Leidenschaft bestürmt, war aber bei ihrer Berührung durch einen elektrischen Schlag zu Boden geschmettert worden und seitdem dem Hause fern geblieben. Jetzt hört er durch den Arzt von Zaras Tod und eilt herbei, um Heliobas zur Rechenschaft zu ziehen, weil er Zaras Körper so stark mit Elektrizität geladen habe, daß sie den Blitz habe anziehen müssen. Ein Degenduell ist im Gange, als die Verfasserin, die bei Zaras Leiche in der Hauskapelle geweilt hat, durch eine Erscheinung Zaras aufgefordert, ihren Bruder zu retten, hereinstürzt. Das Duell wird abgebrochen, aber in dem beginnenden Faustkampf unterliegt Iwan, und Heliobas, der für einen Augenblick dem tierischen Trieb zu siegen nachgiebt, trifft mit vernichtendem Blick des Gegners Augen, sodaß dessen Leben zu entfliehen beginnt. Jetzt erinnert ihn die Verfasserin an Azûls Auftrag. Sofort läßt Heliobas den Prinzen los, der sich erholt und nachher mit Heliobas aussöhnt.

Nach Zaras Begräbnis kehrt sie nach England zurück, und Heliobas begiebt sich nach Aegypten. Iwan ist schon vorher abgereist, um sich an den europäischen Höfen in ein glänzendes Weltleben zu stürzen.

2

Schon diese einfache Handlung läßt die Elektrizität bedeutsam genug hervortreten. Halten wir aber damit die erwähnte Lehre des Heliobas zusammen, so ergiebt sich Folgendes:

Die *außermenschliche Elektrizität* verwendet Heliobas zu technischen Zwecken. Sein Stift schreibt Zeichen, die sofort verschwinden, aber von dem Empfänger wieder lesbar gemacht werden können. In seinem Hause dienen alle nur denkbaren elektrischen Vorrichtungen einem durch Kunst verfeinerten Luxus. Ohne eigentlich Arzt zu sein, benutzt er die Elektrizität, unter ausdrücklicher Ablehnung des Mesmerismus und Magnetismus, zu Heilzwecken. Aus einfachen Pflanzenmitteln hat er sechs elektrische Essenzen hergestellt, die er teils innerlich, teils als Zusatz zu Bädern giebt. Sie wirken auch Jugend erhaltend — Zara ist mit achtunddreißig Jahren so blühend wie ein Mädchen von sechszehn — und endlich als hypnogene Mittel zur Einleitung von Ekstasen.

Die *menschliche Elektrizität* zeigt sich zunächst in der Willensübertragung. Blickt Heliobas seinem Hunde fest in die Augen, so kann er ihn durch Gedankenbefehl alles ausführen lassen, was innerhalb der physischen Leistungsfähigkeit des Tieres liegt. Leo holt aus einem entfernten Zimmer das Taschentuch einer Dame, aus dem Treibhause jede verlangte Blume, die er mit den Zähnen abreißt, ja er vermittelt sogar einen Briefverkehr zwischen Heliobas und Cellini, indem er zwischen Paris und Cannes auf der Eisenbahn hin- und herfährt. Auch an Menschen kann Heliobas solche Befehle erteilen, aber nur an wenige. Ferner können Heliobas und Zara willkürlich betäubende, ja tötliche Schläge ausführen oder die Annäherung

eines Menschen wie durch eine unsichtbare Mauer verhindern, aber auch umgekehrt die Getroffnen wieder zum Leben zurückbringen. In räumlichem Fernsehn erfährt Heliobas den Tod eines Verwandten Iwans, in zeitlichem sagt er diesem sowie der Verfasserin mit allem Detail künftige Erlebnisse voraus, deren Eintreffen zum Teil noch von der Verfasserin erlebt ist. Auch Zaras Todestag war dieser und ihrem Bruder längst bekannt, freilich nicht die Stunde und die Todesart.

Die Elektrizität ist aber fernerhin geradezu das *Wesen der Seele*. Diese, ein prä- und postexistirender elektrischer Keim, strebt im Körper nach Entwicklung. Wird diese vereitelt, so entflieht sie, um eine andre Gelegenheit zu suchen. Ein Selbstmörder ist bereits seelenlos; sein Leib führt nur noch ein animalisches Leben. Wie alles im Universum in gegensätzlichen Paaren (polarisirt) auftritt, so hat jede Menschenseele ihre Zwillingsseele andern Geschlechts, die aber nicht auf der Erde verkörpert zu sein braucht. Dies ist z. B. der Fall bei den Zwillingsseelen des Heliobas, des Cellini und der Zara, daher das Titanenhafte in Zaras Versuch, die Gestalt ihres niemals verkörpert gewesenen Geliebten plastisch darzustellen.

Elektrizität ist auch *„der große Ring,"* der unerschöpfliche Kraftbehälter des Alls, der Weltsysteme aus sich hinausschleudert und sie wieder resorbirt. Sein Einfluß nimmt ab mit der Entfernung, daher die Gottentfremdung unsrer kleinen, peripherisch gelegnen Erde, deren Resorption bevorsteht. Die der Sonne, die einst auch bewohnt war, ist bereits in vollem Gange, der Mond aber ist schon völlig aufgesogen; wir sehen nur sein elektrisches Abbild, bei dem das Fehlen der Rotation natürlich ist. Im „großen Ringe" wohnen auch reine und mächtige Geister. Einer von ihnen hat als Jungfrau Maria menschliche Gestalt gewonnen, um einem andern, Jesus, die Anknüpfung eines „elektrischen Verbindungskabels" zwischen Gott und der verlornen Menschheit zu ermöglichen. Auch die Menschenseelen stammen dorther und streben dorthin zurück.

Gott selbst ist „lauteres elektrisches Licht und daher die lautere Liebe." Alle seine Erscheinungen in der Bibel sind elektrischer Natur. In elektrischer Weise wirkt er auf den großen Ring und durch diesen auf das übrige All. Auf elektrischen Bahnen steigt auch das Gebet zu ihm empor. Die Zentralsphäre, in der er seinen Sitz hat, sowie der große Ring sind aber von den Gelehrten noch nicht entdeckt.

Alle Religionen entstammen dem doppelten Bedürfnis der Anbetung und der Sühne; sie sind Vorstufen des Christentums, dessen Vollkommenheit auch im Buddhismus nur ein entstelltes Abbild hat. Christus ward Mensch, nicht weil Gott eines Opfers bedurfte, sondern um uns als sündloser Geist zu zeigen, wie man lebt, leidet, stirbt. Daß er ein „verkörperter elektrischer Geist" war, zeigen die elektrischen Wunder, die seine Laufbahn begleiten, von der Erscheinung des Sterns bis zur Himmelfahrt und Ausgießung des Geistes. Hölle bedeutet Rückbildung. Die das Böse pflegende Seele kann bis zur Verkörperung in Tierleibern herabsinken, wobei sie aber die Erinnerung behält.

Von den bestehenden Kirchen ist keine „die Kirche Christi"; alle sind durch unwürdige Priester in Irrtümer geraten. Die katholische Kirche hat jedoch den Vorzug, Grundsätze der Elektrizität zu besitzen und an eine elektrische Verbindung zwischen sich und Christus zu glauben, die sie auf ihren Altären täglich vollzieht. Deshalb wird sie trotz ihrer großen Mängel dauern, und es ist die Pflicht eines jeden, den Weg zu dieser Kirche selbständig zu finden. —

Wie verhält sich nun diese „elektrische" Weltanschauung zur Wirklichkeit? Sie ist ein Gemisch von Bewiesenem, Wunderbarem und Wunderlichem; nur fragt sich, wie diese Kategorien gegen einander abzugrenzen sind.

Die *technischen* Verwendungen der Elektrizität sind meist die bekannten. Manches mag, wie bei Bellamy, auf geschickten Folgerungen aus ihnen beruhen, manches auf vorauseilenden Entdeckungen nichtzünftiger Forscher, die noch nicht Gemeingut geworden sind, und welche Ueberraschungen dürfen wir, angesichts der Röntgenschen Entdeckung, nicht noch erwarten! Auch die Elektrizität als Heilmittel kennt man längst, weniger vielleicht ihre Anwendung in der Form von Essenzen aus Pflanzensäften.

Doch bedienten sich dieses Verfahrens die „Elektrohomöopathen," Graf Mattei in Italien und Pupier in Genf; und warum sollte nicht bei einem gesunden, der Lasten des Daseins überhobnen Menschen die systematische Anwendung von Elektrizität im Bunde mit einer naturgemäßen, auf Beherrschung der Leidenschaften gerichteten Lebensweise und hohem geistigen Streben die Dauer der Jugendfrische weit über das Maß des Durchschnittsmenschen verlängern können? Bekannt ist auch, daß zur Erregung visionärer Zustände neben andern Mitteln, wie Räucherungen, Tränke verwendet werden. Man denke an Opium und Haschisch. Ob auch die Elektrizität so wirkt, müssen Sachverständige entscheiden. Wenn endlich gewisse Fische einen elektrischen Apparat besitzen, mit dem sie elektrische Schläge erteilen können, so scheint die Entwicklung einer ähnlichen Fähigkeit beim Menschen unter günstigen Bedingungen wenigstens nicht ganz außerhalb des Bereichs des Möglichen zu liegen.

Mit den Geschehnissen des Fernwirkens und Fernwahrnehmens (Telenergie und Telepathie), des zeitweiligen „Heraustretens der Seele aus dem Körper," der Erscheinungen Verstorbner und ähnlichem, wozu auch die meisten Wunder Christi, wie Heilungen, Wandeln auf dem Meere, Schweben und Leuchten, Ausgießung des Geistes*) gehören, betreten wir das Gebiet der sogenannten „übersinnlichen oder okkulten Vorgänge." Noch vor zwanzig Jahren würden sie bei uns in Deutschland von den meisten „Gebildeten" kurzer Hand in das Bereich der Fabeln, des Betrugs oder der Selbsttäuschung verwiesen worden sein. Diese bequeme Abfertigung ist heute nicht mehr möglich. Denn eigens zu diesem Zweck gegründete Gesellschaften haben ein nach Tausenden zählendes Material gutbeglaubigter Thatsachen aus Vergangenheit und Gegenwart gesammelt; einwandfreie Forscher, worunter Naturforscher ersten Ranges, haben in ihren eignen Laboratorien und in den Kliniken medizinischer Fachschulen**) unter den strengsten, selbstgestellten Bedingungen bestätigende Experimente gemacht, und unlängst hat eine Reihe hervorragender Gelehrten und Aerzte auf Grund von Versuchen sogar einer Anzahl der unglaublichsten spiritistischen Pänomene die objektive Thatsächlichkeit zugesprochen.***) Volles Bürgerrecht auf den deutschen Universitäten haben sich aber bis jetzt nur die Willensübertragungen erworben, die als „hypnotische Suggestionen" sich eifriger Bearbeitung erfreuen. Da man also heutzutage bei vielen der fraglichen Erscheinungen sehr wohl imstande ist, durch Anwendung kontrollirender Instrumente wie Wagen, photographischer Platten, Phonographen, magnetischer und elektrischer Vorrichtungen aller Art zu entscheiden, ob man es mit subjektiver Täuschung oder mit objektiven Vorgängen zu thun hat, so ist die Möglichkeit vieler der in Frage stehenden Vorgänge von vornherein nicht in Abrede zu stellen.

Doch ein andres ist die Anerkennung von Thatsachen, ein andres ihre richtige Erklärung. Und hierin herrscht unter den Beteiligten durchaus noch keine Einigkeit. Man weiß, daß das wunderfüchtige Gros der Spiritisten zahlreiche Erscheinungen ohne weiteres auf die „Geister" Verstorbner zurückführt. Auch einige wissenschaftliche Beobachter halten diese Hypothese in den wenigen Fällen für notwendig, wo der Inhalt der Mitteilung dem Bewußtsein keines Lebenden entstammen könne. Doch ist hier der Beweis nicht leicht zu erbringen. Andre schreiben gewisse Wirkungen, wie Heilungen, Sympathie u. s. w. dem Mesmerismus oder Magnetismus zu — man denke an die zahlreichen Magnetopathen, ja auch die Reichenbachsche Odtheorie dürfte noch Anhänger finden. Vor kurzem aber hat ein mit den Ergebnissen der modernsten Naturforschung vertrauter Forscher.†) gestützt auf die Herzschen Entdeckungen bezüglich der

*) Andres wie Totenerweckungen, Auferstehung und Himmelfahrt schließen wir als zu weitführend von der Erörterung aus.

**) Z. B. der Salpetrière in Paris und der medizinischen Schule zu Nancy.

***) Wir meinen die 1892 in Mailand unter Lombrosos Leitung vorgenommenen Experimente mit dem Medium Eusapia Palladino, deren Ergebnisse in dem sogenannten „Mailänder Protokoll" niedergelegt sind.

†) Vergl. Sphinx, September 1895: Moderne Magie. Die „Technosophie" der Gegenwart. Von Sebald von Werth.

Verwandtschaft von Licht und Elektrizität, nicht nur versucht, die Reihe der ineinander überführbaren Naturkräfte zum Ringe zu schließen, sondern auch die gegenseitige Fernwirkung zwischen lebenden Nervensystemen — denn hierauf laufen bei ihm zahlreiche okkulte Phänomene hinaus — durch Elektrizität zu erklären. Wie nämlich eine Saite mitklingt, sobald der ihr eigne Ton auf einem andern Instrumente angeschlagen wird, wie bei dem bereits ausgeführten Telegraphiren ohne Verbindungsdraht die Thätigkeit des einen Apparates die des andern von selbst hervorruft, sofern nur die elektrischen Spannungsverhältnisse bei beiden die gleichen sind, so überträgt auch von zwei gewissermaßen gleich gestimmten (sympathischen) Nervensystemen das eine seine Erregungszustände auf das andre. Der Mensch besitzt also in seinem Nervensysteme einen sogenannten „Telephor." Nach dieser Auffassung sind die Rapporte zwischen Lebenden ohne weiteres klar. Die angeblichen Mitteilungen von Verstorbnen aber stammen nicht direkt von deren „Geistern," sondern sind Ueberstrahlungen oder Spiegelungen aus Gehirnen von Lebenden, die zu Lebzeiten der Verstorbnen deren Einwirkungen in sich aufnahmen. Auch die Erscheinungen, bei denen es sich nicht um mehrere Beteiligte handelt, werden entsprechend durch elektrische Wirkungen erklärt; doch können wir darauf nicht näher eingehen. Es lag uns nur daran, zu zeigen, daß die Annahme der „menschlichen Elektrizität" als Quelle zahlreicher okkulter Erscheinungen ein fruchtbarer und beachtenswerter Gedanke ist.

Die ebenfalls mit Elektrizität gesättigten Lehren vom großen Ring und seinen Wesen, von Gott und den allgemeinen Verhältnissen des Weltalls entziehen sich natürlich meist jeder Kontrolle durch Erfahrung und Experiment. Ihre Quelle ist hauptsächlich eine Vision der Verfasserin, in der diese freilich eine unmittelbare Offenbarung der absoluten Wahrheit zu besitzen glaubt, da ihre Seele ja vom Körper befreit emporschwebte. Ob derartiges möglich ist, ist begreiflicherweise schwer zu entscheiden. Doch bietet sich auch die natürlichere Erklärung, daß der Gedankeninhalt dieser Vision kein andrer ist, als der des Heliobas, der auf das Bewußtsein der kataleptischen, von allen Sinneseindrücken völlig abgeschlossenen jungen Dame überstrahlt, wobei Heliobas gar nicht einmal nötig hat, diese Einwirkung bewußt zu wollen. Würde dieselbe Reise ins Weltall etwa von zwei Personen in Indien auf dieselbe Weise in Szene gesetzt, das Weltbild würde sicherlich ein verschiednes und zwar mit Bruchstücken des indischen Gedankenkreises durchsetztes sein. Für die Relativität des in der Vision gegebnen Weltbildes sprechen aber auch einzelne seiner Züge, die wir nicht umhin können, wunderlich zu nennen. Das bloße Abbild des Mondes ruft immer noch Ebbe und Flut hervor, Erde und Mond gehen nicht aus der Sonne hervor und kehren in diese zurück, sondern stammen direkt aus dem „Ring," der sie auch direkt absorbirt; die Bewohner der verschiednen Planeten sind einfach menschlich gedacht, obwohl doch schon die verschiedenen Beleuchtungsverhältnisse eine ganz abweichende Konstruktion der Augen erheischen würden. Nur die Erde ist dem Zweifel an Gott ausgesetzt; die Selbstmörder sind ohne Seele u. s. w.

Absonderliches wird auch in den weniger verwickelten Partien des ganzen Gebietes ohne Andeutung einer Begründung behauptet. Warum soll es z. B. nur zwölf mögliche Heilmittel geben? u. a. m. Freilich der Gott, der durch seinen Willen die Welt aus sich hervorgehen läßt und mit seinen elektrischen Gedankenstrahlen die fernsten Fernen des Alls erreicht, entspricht der biblischen Auffassung, und die Verfasserin legt darauf großen Wert. Auch dürfte es für viele Gemüter etwas Beruhigendes haben, sich die gefühlsmäßig bewußte Berührung mit ihrem Gott, wie sie z. B. im Gebet stattfindet, auch auf dem Weg des Gedankens unter der verhältnismäßig einfachen Form einer elektrischen Verbindung vorstellen zu können.

Leider gestattet uns der Zweck dieser Besprechung nicht, der Bedeutung des Gegenstandes gemäß noch tiefer auf Einzelnes einzugehen, doch wird man wohl zusammenfassend sagen dürfen, daß trotz der Frage- und Ausrufungszeichen, die uns einzelne

Partien abnötigten, dem Ganzen dieses auf elektrischer Grundlage aufgebauten Weltbildes der Charakter der Einfachheit und einer gewissen Großartigkeit nicht mangelt.*) P

Verschiedenes

(Armenien) Die Thatsachenfrage wäre nun durch die Botschafter erledigt. Sie haben der Pforte eine tabellarische Zusammenstellung der Metzeleien überreicht, die an den Armeniern verübt worden sind. Die Politische Korrespondenz hat „die wichtigsten Daten" wiedergegeben, sie sind durch die gesamte Tagespresse gegangen und dürften genügen. Aber noch immer kommt in Deutschland kein Komitee zustande, das der endlich wach gewordnen Teilnahme die Wege wiese. Seit drei Wochen haben wir Nachricht, daß die Evangelische Allianz sich darum bemüht; hoffentlich hat die Bemühung endlich Erfolg. Unser christliches Gemeingefühl ist ungemein schwach entwickelt. R

(Mißstände bei Pfarrwahlen) Nach dem Tode des Seniors Dr. Spiegel und nach Aufrückung zweier andrer Geistlichen ist die dritte Pfarrstelle an St. Marien zu Osnabrück neu zu besetzen; die mit einem Einkommen von 4300—4800 Mk. ausgeschrieben ist. Es haben sich dazu 102 Bewerber gemeldet, ein Zeichen des gegenwärtigen Ueberflusses an Theologen. Davon hat nun der Kirchenvorstand nicht weniger als 28 Geistliche zu Wahlpredigten aufgefordert. An jedem Sonntage sollen deren zwei stattfinden, und sie dauern von Ende Februar mit Unterbrechungen um Ostern und zu Pfingsten bis Ende Juni.

Es scheint uns doch hier ein arger Mißbrauch vorzuliegen. Denn es ist ein Mangel an Rücksichtnahme auf die Geistlichen, sie in so großer Anzahl und bei dem entsprechend so geringer Aussicht auf Erfolg für den Einzelnen zu veranlassen, sich den Unannehmlichkeiten einer Wahlpredigt zu unterziehen, für die obendrein keine Vergütung gewährt wird. Es bringt aber diese Einrichtung zugleich für die Wähler die Unmöglichkeit mit sich, nach eignem Urteil eine Wahl unter den Predigern zu treffen, denn es wird kein Wähler imstande sein, alle die Wahlpredigten zu hören oder sie so im Gedächtnisse zu behalten, daß er sie gegen einander abzuwägen vermöchte.

Ein andrer Uebelstand wurde uns neulich aus der Stadt Braunschweig berichtet. Einem Pastor, der sich um eine dort frei gewordne Stelle bewarb, wurde zugemutet, bei zweiunddreißig Herren Besuch zu machen. Er kam bis zum Fünfzehnten, dann wars ihm genug der Qual, und er verzichtete. R

(Zur Bibelkenntnis unsrer Gebildeten) In den Hamburger Nachrichten vom 20. Februar Abendausgabe steht ein Artikel über den Windthorstschen Ausspruch: „Da habe ich mich ja mit Gottes Hilfe wieder einmal kräftig durchgelogen." Es heißt da: „In unsern Augen ist Windthorst immer Intrigant und politischer Giftmischer gewesen, der die Bezeichnung eines »Vaters der Lüge« weit mehr verdiente als Ignatieff, in Bezug auf den sie, wenn wir nicht irren, zuerst gebraucht wurde." Das Hamburger Blatt irrt: zuerst gebraucht wurde der Ausdruck in Bezug auf — den Teufel, wie zu lesen ist Ev. Joh. 8, 44. D—n

(Mittelpunktswahn) Die Frankfurter Zeitung teilt in Nr. 22 aus einem Briefe des Aschaffenburger Professors Windischmann vom Jahre 1822 eine Stelle mit, worin dieser bekennt, den freien und gesunden Gebrauch seines Gesichts der Fürbitte des Fürstbischofs Hohenlohe zu verdanken. Sie knüpft daran folgenden Schluß:

„Das »Wunder« wollen wir glauben, es passiren noch größere und merkwürdigere Zufälle, wie derjenige weiß, der sich auf Naturgeschichte und Seelenkunde einigermaßen versteht. Aber die Gottheit um eines einzelnen Menschen willen bemüht zu sehen, schadet ihrer Ehre. Windischmann lebte wohl in einer Zeit beschränkten Horizontes. Allein Mittelpunktswahn**) bleibt sein Glaube doch!"

Diese Bemerkung scheint uns um ihrer Bündigkeit willen des Aufhebens wert. Wir wissen nicht, ob der Ausdruck „Mittelpunktswahn" von ihrem Verfasser erst geprägt ist. Er giebt allerdings in großartiger Kürze den Einwand wieder, der seit alten Zeiten gegen die spezielle Fürsorge Gottes für seine Kinder erhoben worden ist, um der Ehre der Gottheit willen oder aus andern Gründen. Zugegeben, daß die Frage der Erörterung wert ist, so ist doch nicht einzusehen, weshalb sich an ihrer Erörterung Leute beteiligen, die sonst nach der Gottheit und ihrer Ehre absolut nicht fragen, ja wie sie dazu kommen, ein Problem, das unter Umständen dem religiösen Menschen zu schaffen machen mag, aus ihrer Religionslosigkeit heraus flugs entscheiden zu wollen. Der Glaube an die Fähigkeit Gottes, sich um seine einzelnen Kinder zu kümmern, ist so sehr der Nerv aller lebendigen Frömmigkeit, daß wirklich fromme Menschen die ernsten oder leichtfertigen Bedenken, die ihnen auf diesem Punkte begegnen mögen, immer wieder in kraft ihres religiösen Erlebens überwinden werden. Für jede Glaubenserkenntnis bildet der Mensch, dem sie eigen ist, den Mittelpunkt, das ist selbstverständlich, und hat mit der Frage, was kosmisch oder metaphysisch den Mittelpunkt des Weltalls bildet, rein nichts zu thun. R

(Die Abänderung des Landtagwahlrechts in Sachsen) scheint auf den ersten Blick eine rein politische Angelegenheit, die unser Blatt nichts angeht. Aber genauer besehen haben wir da die sittlich und sozial bedeutsamste Aktion vor uns, die gegenwärtig im deutschen Reiche vor sich geht. Und es fragt sich, ob nicht gerade die christlich lebendigen Kreise, ob nicht die Pastoren berufen wären, in letzter Stunde ein ernstes Wort dazu zu sagen.

Mit größter Eile wird, so scheint es, die geplante Reform unter Dach gebracht. Vielleicht kommen diese Zeilen schon post festum. Aber wir haben aus der Ferne lange nicht an den Ernst und Erfolg des Abenteuers geglaubt. Eine Regierung und eine Volksvertretung reichen sich die Hand, um der großen Mehrheit des Volks das Stück Mitregierung, das sie durch die Verfassung hat, zu nehmen. Und zwar unter dem freilich allzu durchsichtigen Schein der Zulassung einer noch größern Wählerzahl. Entrechtung unter dem Schein einer Gewährung von Rechten! Ein überaus peinvolles Schauspiel.

Alle Hoffnung, daß diese Staatsaktion mißglückt, liegt bei König Albert. Beschließen die Kammern, wie wahrscheinlich ist, das Gesetz, so kann er die Sanktion versagen. Eine Massenpetition an ihn wird in Bewegung gesetzt. Man darf das Vertrauen zu ihm haben, daß er gerechter und weiser ist als seine Räte.

Wenn ich mich zurückdenke in meine Vergangenheit als sächsischer Landpfarrer, so bin ich dankbar, daß ich diese Situation nicht als solcher mit erlebe. Der Prediger soll das Unrecht in allen Formen und Ständen rügen; wie groß ist nun die Verpflichtung, das zu thun, wenn es so vor allem Volk und am Volke selber von der Obrigkeit geschieht! Und unsre sächsische Bevölkerung ist sehr geschwind, bei den „Großen" und bei den „Beamten" Vergewaltigung zu wittern. Man braucht sich wahrlich nicht als schwarze Polizei zu fühlen, so wird der Geistliche im Verkehr mit dem gemeinen Mann unendlich oft Veranlassung haben, verständigend und begütigend über Gesetzgebung und Verwaltung zu reden. Wider diese neueste Weisheit aber giebt es keine Aufklärung zum Guten. Eine zweite Kammer voll Sozialdemokraten, die dann noch immer nicht regieren würden, wäre wahrlich das geringere Uebel gegenüber diesem brutalen Gewaltstreich der privilegirten Stände. Ein Interessenmarkt im eigentlichen Sinne war ja schon jetzt diese zweite Kammer, aber so ungescheut hat seit lange nicht eine Mehrheit ihre Macht gebraucht! Dabei wird der einzige politische Gedanke, der heut eine bessere Zukunft verspricht, schonungslos aus dem Lande getrieben: die Hoffnung, daß noch einmal der bessere Teil der Arbeiterschaft sich von dem Joch der sozialdemokratischen Tyrannei befreien und mit den aufrichtig gemeinnützigen Elementen der andern Parteien als radikal-reformerische Arbeiterpartei zusammenwirken wird. Eine Hoffnung, zu der allerdings einiger Idealismus gehört, aber den soll wenigstens die Kirche, die Geistlichkeit, die lebendige Christenschar besitzen, und darin soll sie zur realen Politik ihr Bestes hinzuthun: dann wird sie ihre Schuldigkeit gethan haben. Wir fürchten, wenn die Kirche in Sachsen diesem Gewaltakt der herrschenden Parteien gegenüber die rechte Haltung nicht findet, wird sie den Unsegen davon bald zu spüren bekommen. R

*) Seit längerer Zeit war ich darauf aus, den Okkultismus und verwandte Bestrebungen in der Christlichen Welt zur Sprache zu bringen. Den Grundgedanken, die unser Blatt vertritt, stehen sie ja so fern als möglich. Es könnte daher scheinen, als dürften wir in unsern Spalten nur kritisch ablehnend davon Notiz nehmen. Aber ich finde, daß es christlich ist, geistige Bewegungen erst vorurteilslos an sich herankommen zu lassen, ihr positives Verständnis zu suchen, ehe man sie bestreitet. In diesem Sinne habe ich einem Manne das Wort gegeben, dessen christliche Persönlichkeit ihn ebenso befähigt uns den erwünschten Dienst zu thun wie seine Offenheit für die fraglichen Bestrebungen. Der obigen Besprechung des Corellischen Romans wird eine Darstellung und Würdigung der gesamten Geistesrichtung folgen. Je mehr ich selbst vorläufig auf jedes Urteil über diese zu verzichten genötigt bin, desto unbefangner darf ich unsre Leser bitten, das Gebotne zunächst einmal vorurteilslos hinzunehmen. Später stehen ja jedem unsre Spalten offen, der sich zu einer Aeußerung berufen glaubt. D H

**) In der Vorlage gesperrt.

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 9 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Meine Verlobung mit Fräulein **Grete Wendt**, Tochter des Herrn Wilhelm Wendt und Frau Gemahlin hierselbst, beehre ich mich anzuzeigen.
Versmold (Westf.), Februar 1896
Robert Rasch, cand min.

Ein gebildetes Fräulein, Braut eines Pfarramtskand., sucht zu Ostern **Stellung in einer Pastorenfamilie.** Gehalt nach Uebereinkunft. Angebote unter **H 25** an die Exped. der Christlichen Welt.

Pfarramtskandidat, beide Examen „gut" best., geübt in Predigt u. Unterr., sucht von Ostern ab **Hilfspredigerstelle** unter mäßigen Bedingungen. Off.: **A B 17** an die Expedition dieser Zeitung.

Neu! **Für nur Mk. 6.—** (Fabrikpreis) vers. 1 brillante, extra solid gebaute, ca. 36 cm große **Konzert-Zug-Harmonika** mit 10 Tasten, 2 Registerzüg., 2 dopp. Bässen, vollständ. ff. Nickelbeschl. u. Zuhalter, ff. Ausstatt., starken, breiten, unzerbrechl pat. Tonzungen, schöner, voller, doppelchöriger Orgelmusik, großer u. weit ausziehb. dreifacher Doppelbalg; jede Falte ist mit Stahlschutzecken versehen, wodurch Beschädigung unmöglich. Wirklich großes, aus bestem Material gearbeitetes **Pracht-Instrument** (keine sogen. Export- od. Marktware). Jed. Käufer erh. auch eine neue praktische Schule z. Selbsterlernen **umsonst** wonach gleich d. schönsten Lieder, Tänze, Märsche, Choräle u. s. w. gespielt werden können. Umtausch gestatt. Garantieschein wird beigefügt.
O. C. F. Miether.
Hannov. Harmonika- u. Musikinstr.-Fabrik in **Hannover II**, Steinthorfeldstr. 19.

NB. Allen werten Bestellern gebe noch ein kleines Musikinstr. **umsonst**, nur damit Sie sich von d. Güte und Preiswürdigkei meiner Fabrikate überzeugen sollen. D O

Alleinstehende Damen finden in dem schöngelegnen **Eberswalde**, mittelgroßer Stadt, 3/4 Stunde per Bahn von Berlin, **gute und dauernde Pension** mit aufmerksamer Verpflegung in einer gebildeten christlichen Familie. Näheres Redaktion d. Bl.

Die Familie ist mir persönlich genau bekannt. Ich kann vorstehendes Anerbieten nur aufs wärmste unterstützen. **Pfarrer Rade**

Verlag von Eugen Salzer in Heilbronn

Zur Konfirmation

A. Bonus, Zwischen den Zeilen. Dies und das für besinnliche Leute. 2. Auflage. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Der Name des Verfassers ist den Lesern der Christlichen Welt zur Genüge bekannt. Professor D. v. S. schreibt in der Voss. Zeitung über das Buch: „Wer seiner heranwachsenden Jugend den tiefern Sinn des Lebens erschließen helfen will, ohne jeden »theologischen« Dietrich, der greife zu diesem Büchlein."

L. Monod, Im ewigen Licht. Betrachtungen. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Ich verweise auf die empfehlende Besprechung in Nr. 49 der Christlichen Welt Sp. 1177.

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Bramesfeld, Sup. Fr., **Von den heilsamen Ordnungen der Kirche.** Ein Zeugnis gegen allen selbsterwählten Gottesdienst. 90 Pf., geb. 1,20 M.

Dalton, Konf.-Rat D. H., **Der allg. ev.-prot. Missionsverein in Japan.** Ein Wort der Abwehr. 50 Pf.

Falke, R., **Buddha, Mohammed, Christus**, ein Vergleich der drei Persönlichkeiten und ihrer Religionen. Erster darstellender Teil: Vergleich der drei Persönlichkeiten. 3 M., geb. 3,60 M.

Hollensteiner, K., **Das dritte Gebot und der Sonntag.** 1 M. — Von demselben Verfasser erschien früher: **Das Weltelend und die Welterlösung.** Versuch einer Pneumatik. 10 M., geb. 12 M. (Prospekt darüber gratis.)

Theologisches Jahrbuch auf das Jahr **1896.** Herausgegeben von J. Schneider, P. in Elberfeld. 2,40 M., geb. 3 M. (Prospekt gratis.)

Beliebtes Konfirmationsgeschenk

In treuer Hut

von

Gustav Gerok

Fromme Lieder für die Lebensreise

Mit 24 Bildern in Lichtdruck nach berühmten Meistern

Eleg. geb. mit Goldschnitt

Preis 9 Mark

Ist der Heiland bei uns, so sind wir immer und überall in treuer Hut, — der Gedanke durchzieht in sinniger Weise diese **wunderschöne Liedersammlung**, in welcher alle guten Dichter der neuern Zeit angemessen vertreten sind. Christus allein lautet daher die Ueberschrift des **ersten** Buches, worauf die übrigen sechs folgen mit der Bezeichnung: Christus in der Gemeinde, als Hausgenosse, in den Wanderjahren, im Berufe, im Leide und endlich im Tode. **Die Fülle sehr feiner Bilder hebt den Wert des Buches noch ganz bedeutend. So wird es überall mit Freuden begrüßt werden.**

v. L. in der Hannoverschen Pastoralkorrespondenz

Verlag von Hermann Gesenius in Halle a. S.

Die Kirche

Evangelisch-protestantisches Sonntagsblatt

Sechs provinzielle Ausgaben. Aufl. 17000. Preis 40 Pfge. vierteljährl.

Agenten gesucht gegen hohen Rabatt

Postzeitungsliste Nr. 3384. Versandstelle: J. Hörning in Heidelberg

(ebenda erscheinen die von Drews, Issel und Kind herausgegebnen Pfennigpredigten)

„Zu den erfreulichen Erscheinungen, die der kirchl. Liberalismus gezeitigt hat, gehört sein in mancherlei Formen erscheinendes Sonntagsblatt: Die Kirche" (Chr. W. 1893, Nr. 9, Sp. 199)

Material zu **Missions-Stunden** liefert das **Beiblatt** zu d. **Allgem. Missions-Zeitschrift**, hrsg. von **D. Warneck**. Preis der Zeitschrift p. a. **7,50 Mk. franko.**

Berlin W. 9 **Martin Warneck**, Verlagsh.

Zur

Konfirmation

empfehlen aus unserm Verlag:

Antworten auf Ungefragtes.

Ein Büchlein für meine jungen Freundinnen in und nach der Konfirmationszeit von M. Rüdiger. Eleg. geb. mit Goldschnitt 2 Mk.

Von M. Rüdiger erschienen noch in unserm Verlag:

„Waldtraut." 5. Aufl. Eleg. geb. 3,60 Mk.

Die Ritter von der Hopfenburg. 2. Aufl. Eleg. geb. 4,60 Mk.

Schriftenniederlage des evang. Vereinshauses i. Cöthen i. Anh.

Buchhändler A. Haarth.

Auch durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Pianinos, Harmoniums,

von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.

Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.

Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.

Wilh. Rudolph
in **Giessen** **Nr. 162.**

Töchterheim
des ev. Diakonievereins.

Pensionat für Töchter gebildeter Stände zu häusl., wissenschaftl., gesell. u. Berufsausbildung in **Cassel, Schloß Werdorf** und **Norderney.** Ziel: sittliche u. wirtschaftliche Selbständigkeit. Preis 800 Mark, für Vereinsmitglieder Selbstkosten. Prospekte durch Prof. D. **Zimmer**, Herborn.

Herzogs Real-Encykl. 2. Aufl.
sucht zu kaufen
Leipzig **Alfred Lorentz**
Antiquariat

Zu Oster- u. Konfirmationsgeschenken empfehlen wir:

Aus Ungarns Schreckenstagen

Eine kultur- und kirchengeschichtliche Erzählung

von

Ulrich Lörcher

Preis brosch. 3 Mk., eleg. geb. 3,60 Mk.

Die Christliche Welt schreibt darüber:

„Es ist das Verdienst eines Württembergers, die Augen seiner Glaubensgenossen auf jene Stätte gerichtet zu haben, wo die Lehre Luthers und Calvins zahlreiche Märtyrer gefordert. Niemand wird dieses Buch aus der Hand legen, ohne von dem erschütternden, meist noch unbekannten und doch geschichtlichen Inhalt tief ergriffen zu sein. Wir können diese packende geschichtliche Darstellung besonders den Geistlichen und Leitern von Volksbibliotheken, Jünglings- und Gustav-Adolfs-Vereinen aufs wärmste empfehlen."

Gegen Einsendung des Betrags erfolgt Frankolieferung durch die

Buchhandlung des evangel. Bundes von Carl Braun in Leipzig, sowie allen andern Buchhandlungen.

Isabella-Akkord-Zither

von jedermann ohne Musikkenntnis sofort spielbar: 6 Manuale, 25 Saiten, prachtvoller Ton, schwarz polirt mit Malerei, Perlmutter- u. Rokkoarbeit, mit Stimmschlüssel, Stimmpfeife, Zitherringe, Notenhalter und 3 **Notenheften** je etwa 15 Stücke enthaltend, **alles zusammen** liefere für **nur 12,50 Mk.** inkl. Verpackung gegen Nachnahme. Reeller Ladenpreis 18 bis 20 Mk.

Richard Kox, Musikwerke, Duisburg a. Rh.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 10 — Leipzig, den 5. März — 1896

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Leiden und Wirken — Richard Adelbert Lipsius und seine dogmatische Arbeit: 4. Das christliche Prinzip und die Person Jesu Christi — De mortuis nil nisi bene — Warum hat unser Kaiser denn kein Wort für Armenien? — Moderne Zivilisation in Afrika — Bemerkungen und Vorschläge zu den Bestimmungen des Zivilgesetzentwurfs über die rechtliche Stellung der unehelichen Kinder vom religiösen und sozialen Standpunkte — Vom Ausstande der Konfektionsarbeiter in Berlin — Verschiedenes: Aufhebung der Zivilehe? — Quittung — Anzeigen

Leiden und Wirken

Aber daß die Welt erkenne, daß ich den Vater liebe und ich also thue, wie mir der Vater geboten hat, stehet auf und lasset uns von hinnen gehen. Joh. 14, 31.

Es ist der Weg des Todes, den Jesus betritt. Aber er bezeichnet ausdrücklich diesen seinen Schmerzensgang als den Weg seiner Liebe zum Vater und seines Gehorsams gegen den Vater. Der Heiland hätte sich diesem Schicksal entziehen können, indem er floh, sich in die Verborgenheit zurückzog, oder indem er einer der herrschenden Parteien zu Willen war. Selbst noch in dem Verhör vor dem hohen Rat und vor dem Richterstuhl des Pilatus konnte ein einziges Wort ihn vor dem Tode retten. Aber freilich seine heilige Sache wäre damit tötlich getroffen und preisgegeben gewesen. Darum ist er dessen unerschütterlich gewiß, daß es jetzt sein gottgegebner **Beruf** ist, zu leiden und zu sterben; und in der Vollkommenheit persönlicher Freiheit, in dem Gehorsam der Liebe nimmt er diesen Beruf auf sich.

Gewiß, während seines ganzen Erdenlebens schon war er mit dem Leiden vertraut gewesen. Armut, Niedrigkeit und Mühsal war sein Los; er hatte nicht, da er sein Haupt hinlegte. Und sein Wirken hatte ihm mannichfache besondre Leiden zugezogen: Feindschaft und Verfolgung, Widerspruch und Mißhandlung, Undank und Wankelmut, Anklagen und Verdächtigungen. Aber jetzt soll sich die ganze Fülle der Leiden über ihn ergießen. Der Haß seiner Gegner soll bis zum Aeußersten schreiten, und im Kreise seiner eignen Jünger soll er nicht bloß Kleinglauben und Verzagtheit, sondern selbst Verleugnung und Verrat erleben. In den schwersten Stunden ist er verlassen und allein, und Lehren und Wirken wird verschlungen von Schmerzen und Tod. Jesus hat das alles vorhergesehen; aber mit klarem Bewußtsein und festem Willen, in Kraft und Frieden ist er in sein Geschick gegangen. Es kann gar nicht genug betont werden, daß er weder als ein zufälliges Opfer einem unausweichlichen Verhängnis anheimgefallen, noch als ein unglückseliger Schwärmer aus Verblendung und Willkür ins Verderben gerannt ist. Sein Leiden und Sterben ist bewußte, planvolle, willige **Berufstreue**.

Nicht bloß Todesahnung und Todesbereitschaft, sondern Todesgewißheit und Todesgehorsam sehen wir bei Jesus, — nicht krankhafte Sehnsucht nach dem Tode oder pessimistische Verzweiflung, sondern ernsten, heiligen, opferfreudigen Todesmut. Lange Zeit hindurch hat er den Jüngern den künftigen Ausgang seines Lebens verschwiegen. Aber von der Stunde an, da Petrus im Namen der Zwölf ihn als den Messias erkannt und begrüßt hat, beginnt er sogleich, voll erziehender Weisheit, seine Leidensverkündigungen. Er hat seine Andeutungen mehrfach wiederholt, wieder und wieder gesprochen von „seiner Stunde," die da kommen werde. Als er zum letztenmale mit den Seinen gen Jerusalem zieht, verkündet er die nahe Entscheidung. Die Salbung der Maria deutet er als eine letzte Ehre für den Todgeweihten; und im Abendmahl vollzieht er ein Vermächtnis seiner Liebe und seines Lebens.

So redet und handelt er frei, aber in dem Bewußtsein göttlicher Sendung und göttlicher Notwendigkeit. „Meine Speise ist die, daß ich thue den Willen des, der mich gesandt hat, und vollende sein Werk." „Ich muß mich taufen lassen mit einer Taufe; und wie ist mir so bange, bis sie vollendet werde." „Des Menschen Sohn ist nicht kommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zum Lösegeld für viele." In Gethsemane betet er: „nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe!" und am Kreuze spricht er: „es ist vollbracht!" Gottes Werk und Willen erfüllt er im Leiden und Sterben. Darum können ihn die Seinen immerdar preisen als das von Gott auserwählte, Gott wohlgefällige Opfer, als das „Lamm Gottes." Nirgends hat Jesus gesagt, daß ohne seinen Tod Gott nicht vergeben könnte; aber doch hat er an seinen Tod die **Verwirklichung** der Gnadenzusagen Gottes und der Bundschließung geknüpft.

Wir schauen hier hinein in ein göttliches Geheimnis. Scheinbar schließen sich Leiden und Wirken aus. Der Tod erscheint uns als die Aufhebung alles Wirkens, das Leiden wenigstens als Beeinträchtigung der Wirksamkeit. Volles Glück und Lebensgefühl, wahre Sittlichkeit und Pflichterfüllung scheint uns nur da möglich zu sein, wo Wirken, Handeln, Schaffen, Arbeiten, Thätigkeit möglich ist. Und Jesus selbst spricht: „ich muß wirken, so lange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann." Aber gleichwohl ist uns Jesus selbst ein Beweis dafür, daß auch Leiden ein Wirken, daß rechtes Leiden höchste Berufserfüllung ist. Im letzten Grunde schließt jeder echte Beruf nicht nur ein Wirken, sondern ein Leiden ein: er bringt Aufgaben und Mühen mit sich; er nötigt zum Verzichten und Tragen, zum Lernen und zur Selbstbeschränkung; er lehrt uns, selbst abzunehmen und aufzugehn in unsrer Pflicht. Darum gewöhnt rechte Erziehung auch nicht bloß an Thätigkeit, sondern auch an Geduld und Ausdauer. Je höher ein Beruf ist, um so größer sind seine Leiden. Ja, rechtes Leiden selbst ist die größte, gewaltigste, heiligste Wirksamkeit, und für andre zu leiden ist der Beruf des gottgesandten Heilandes und seiner Jünger. „Einer trage des andern Last, so werdet ihr das **Gesetz Christi** erfüllen."

Das Leiden Jesu Christi hat keine Spur von Schwächlichkeit an sich. Es ist ein männliches, kraftvolles, heldenhaftes Ausharren, eine stille Siegesgewißheit in der tiefsten Erniedrigung. Sein Leiden ist ein Kämpfen, aber ein Kämpfen mit Waffen des Geistes: wo Wort, Arbeit und Dienst versagen, da wirkt er mit seinem Leben, Leiden und Sterben. Solch ein Leiden ist nicht nutzlos und vergeblich, sondern zweckvoll und fruchtbar und notwendig. Es ist die Bewährung seiner Lehre und Predigt, die Probe auf die Echtheit seines Berufs und Werks, der Beweis der Wahrhaftigkeit und Treue seiner Liebe, das

Mittel seiner Verklärung und die Vollendung seiner Wirksamkeit. „Wiewohl er Gottes Sohn war, hat er doch an dem, daß er litt, Gehorsam gelernt; und da er ist vollendet, ist er worden allen, die ihm gehorsam sind, eine Ursache zur ewigen Seligkeit.“

So ist das Leiden Jesu Christi allen Leidenden und Angefochtenen ein Evangelium: selig sind, die da Leid tragen; selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden! „Wenn ihr um Wohlthat willen leidet und erduldet, das ist Gnade bei Gott. Denn dazu seid ihr berufen, sintemal auch Christus gelitten hat für uns und uns ein Vorbild gelassen, daß ihr sollt nachfolgen seinen Fußstapfen.“ Es ist gewiß nicht leicht, einzusehen, daß wir zum Leiden berufen sind. Aber unser Herr hat es gesagt und ist uns selbst vorangegangen. Darum, wenn die Stunden des Leidens über uns kommen im Leben und im Sterben, dann wollen wir mit Jesus hinaufziehn nach Jerusalem und sprechen: nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe! Wohl uns, wenn wir dann unsern Heiland schon kennen, weil er bei uns gewesen ist auch in den Tagen des Glücks, in Wirken und Arbeit! W B

Richard Adelbert Lipsius und seine dogmatische Arbeit

4. Das christliche Prinzip und die Person Jesu Christi

Schon im vorigen Artikel mußten wir darauf zu reden kommen, wie die Bedeutung der Person Jesu Christi als Offenbarung Gottes von Lipsius in der letzten Auflage deutlicher hervorgehoben ist als in den früheren. Aehnliches ist in der speziellen Lehre von Person und Werk Jesu Christi zu beobachten. Früher hat sich bei Lipsius die Unterscheidung von christlichem Prinzip und Person Jesu Christi durch die ganze Darstellung der Christologie hindurchgezogen. Diese Unterscheidung ist schon im vorigen Jahrhundert vorgebildet. Lessing hat in scharfer Weise die zufälligen Geschichtswahrheiten und die notwendigen Vernunftwahrheiten einander entgegengestellt. In der Zeit, da die historische Kritik mit lebhaftem Eifer sich auch der Bibel zuwandte, war die Frage sehr verständlich: was ist das Vergängliche am Christentum, was das Bleibende? was kann Gegenstand unmittelbarer Gewißheit sein, was kann nur durch historische Forschung entschieden werden? In der Zeit des Rationalismus führten diese Fragen zu der Entscheidung, daß das Wesentliche im Christentum die allgemeinen religiösen Wahrheiten seien, die sich aus Natur und Geschichte für jeden Vernünftigen ergeben, und daß Jesus Christus nur als der erste und wirksamste Verkündiger jener Wahrheiten und kräftiges Vorbild ihrer Befolgung im Leben in Betracht komme, also nicht direkt Gegenstand des Glaubens sei. In der Zeit nach Schleiermacher konnte man sich mit den allgemeinen Vernunftwahrheiten nicht mehr befriedigt finden; an ihre Stelle trat die Darstellung, daß eine neue geschichtliche Lebensmacht oder Lebensrichtung, ein neuer, wirkungskräftiger Geist oder ein „neues Prinzip“ mit dem Christentum in die Geschichte der Menschheit eingetreten sei, der Geist der Gotteskindschaft. Die Stellung der Person Jesu Christi blieb aber dabei wesentlich dieselbe: man kritisirte es an der kirchlichen Lehre, daß sie auf die Person Jesu Christi übertrage, was eigentlich von dem „christlichen Prinzip“ gelte; Jesus Christus wurde als „erste Selbstverwirklichung“ und damit „als geschichtlicher Quellpunkt“ dieses Prinzips, zugleich als „gewährleistendes Vorbild für seine Wirksamkeit“ und als „fundamentales Vehikel aller christlichen Heilsverkündigung“ dargestellt. So finden wir es z. B. in der Dogmatik von Biedermann. — Auch Lipsius hatte in seinen frühern Auflagen in dieser Unterscheidung seinen Ausgangspunkt genommen: „Das eigentümliche religiöse Prinzip des Christentums,“ nämlich die Gotteskindschaft oder Lebens- und Liebesgemeinschaft mit Gott, „ist in der Person Jesu Christi als wirksame religiöse Lebensmacht in die Geschichte eingetreten.“ Nur hatte Lipsius im Unterschiede von Biedermann betont, daß für das fromme Bewußtsein des Gläubigen, für die unreflektirte religiöse Vorstellung Person Jesu Christi und christliches Prinzip zusammenfalle: mittelst des Glaubens an ihn werde thatsächlich das christliche Prinzip Gegenstand gemeinsamer und individueller Erfahrung. Nur das wissenschaftliche Denken müsse zunächst beides unterscheiden.

In dem schon erwähnten Vortrag über „unsern gemeinsamen Glaubensgrund“ hat er sich noch schärfer dagegen gewendet, daß man ein abstraktes Prinzip als das Erlösende betrachte, und auch den Standpunkt für unbefriedigend erklärt, daß man in Jesu nur die erste wirksame Darstellung des vollkommnen religiösen Verhältnisses finde:

> Man vergaß, daß es sich im religiösen Verhältnisse vor allem um das persönliche Leben handelt; . . . man vergaß, daß das religiöse Prinzip der Gotteskindschaft, um eine Lebensmacht in der Gemeinde werden zu können, zuerst als geschichtliche Thatsache in einer grundlegenden, schöpferischen Persönlichkeit in die Welt treten mußte. Und was das Wichtigste ist, man vergaß weiter, daß es sich bei der Offenbarung in Christo doch nicht bloß um die Darstellung des vollkommnen religiösen Verhältnisses des Menschen zu Gott, sondern zuerst und vor allem um die vollkommne Offenbarung des göttlichen Versöhnungswillens an den Menschen handelt. . . . Erst in der geschichtlichen Persönlichkeit Jesu Christi ist die christliche Gemeinde ihrer Versöhnung und Erlösung, des neuen Verhältnisses der Gotteskindschaft und Gottesgemeinschaft gewiß geworden. Diese einzigartige Stellung in der Menschengeschichte sichert der Person Christi ihre einzigartige, bleibende religiöse Bedeutung, die durch ein abstraktes Prinzip wahrlich nicht aufgewogen werden kann. Das ist die Position, zu der auch die liberale Theologie der Gegenwart in der entschiednen Mehrheit ihrer Vertreter hindurchgedrungen ist. (S. 12 f.)

In der letzten Auflage seiner Dogmatik hat Lipsius diese Anschauungen herauszugestalten begonnen. Früher hatte Lipsius in dem systematischen Abschnitt über Christi Person und Werk zuerst das religiöse Prinzip des Christentums entwickelt, dann erst dargelegt, welche geschichtliche Bedeutung die Person Jesu als des Christus und sein eine Heilsgemeinschaft begründendes Werk für die Verwirklichung jenes Prinzips habe. Jetzt dagegen setzt Lipsius sofort mit der konkreten Person Jesu Christi ein. So wie Ritschl macht er sie zuerst zum Gegenstand einer ethischen Betrachtung, d. h. er faßt Jesus Christus als religiös-sittliche Persönlichkeit ins Auge und zeigt, wie er in der Einheit seiner religiösen Stellung und seiner sittlichen Berufserfüllung seine Gottessohnschaft erweist; dann entwickelt er auf Grund davon die religiöse Bedeutung Jesu Christi, der nicht nur religiös-sittliches Ideal, sondern Gegenstand unsers religiösen Vertrauens ist, und zwar einerseits als Offenbarer Gottes für uns, andrerseits als Vertreter gegenüber von Gott, insgesamt als Vollender des Gottesreichs. Und nun endlich folgt, was früher an der Spitze stand, ein Abschnitt über den religiösen Gehalt des durch Christus vermittelten Heils.

Die Unterscheidung von Person Jesu Christi und christlichem Prinzip spielt hier keine beherrschende Rolle mehr; gleichwohl hat sie Lipsius noch beibehalten. Aber sie hat einen andern Sinn als in der frühern liberalen Theologie. Mit dem Ausdruck „Prinzip“ bezeichnet Lipsius das von Jesu Christo gebrachte und nur im Glauben an ihn zu gewinnende Heilsgut, das ewige Geistesleben, zu dem er uns erhebt. Aber aus drei Gründen, die allerdings bei ihm selbst nicht deutlich unterschieden sind, will er dieses ewige Heilsgut, obwohl es seine Wirklichkeit für uns in der Person Jesu Christi gewinnt, doch von dieser unterschieden wissen. Erstens denkt er daran, daß jenes Heilsgut seiner Art nach ewig ist: von Ewigkeit her, schon ehe Jesus Christus erschienen, ist es in der ewigen Heilsordnung Gottes begründet; Jesus Christus ist nicht unmittelbar damit identisch, sondern er ist Werkzeug zur Erfüllung des göttlichen Heilswillens, und die Frage ist, in welchem Verhältnis Jesus Christus zu diesem ewigen Heilswillen Gottes steht. Zweitens reflektirt er darauf, daß Jesus Christus allerdings der Träger des ewigen Geisteslebens, aber doch zugleich menschliche, sich entwickelnde Persönlichkeit ist; und so ergiebt sich doch an Stelle der unmittelbaren Gleichsetzung die Frage, was denn in dieser Person den religiösen Gehalt ausmacht und ihren ewigen Offenbarungswert begründet, was dagegen in ihr bloß geschichtlich bedingt ist. Drittens schwebt ihm vor, daß das von Jesus Christus ausgehende ewige Geistesleben noch jetzt in der Gemeinde wirksam ist und seit dem Hingang Jesu Christi sich in ihr (nach Gottes Verheißung) weiter entfaltet hat. Nun ergiebt sich auch hier an Stelle der unmittelbaren Identifizirung die Frage, in

welchem Verhältnis dieses in der Gemeinde kräftige Geistesleben zu dem persönlichen Wirken Jesu Christi steht; ist es über dieses hinausgeschritten? oder lebt und wirkt darin doch nur Jesus Christus selbst?

In allen diesen drei Punkten hat Lipsius wirkliche dogmatische Probleme berührt. Aber man muß bezweifeln, ob es geschickt war, sie an die alte, ursprünglich ganz anders gemeinte Unterscheidung von Prinzip und Person zu hängen. Denn einmal droht diese uns immer wieder in die Bahnen zurückzuziehen, von denen Lipsius sich losgerungen hatte. Und sodann scheint es mir, daß Lipsius gerade durch die Einspannung jener dogmatischen Probleme in die Schablone von Prinzip und Person verhindert wurde, ihnen klar ins Angesicht zu sehen und sie gründlich zu erörtern. Wenn er diesen hemmenden Rahmen gesprengt hätte, hätte er wohl klarer ausführen können, was er selbst andeutet: 1. inwiefern das ewige Heilsgut an die direkte Glaubensbeziehung zu Jesu Christo geknüpft ist, wie wir daher auch den ewigen Heilsratschluß Gottes selbst uns nicht anders denken können, als daß mit ihm auch Jesus Christus selbst von Ewigkeit „zuvor ersehen" ist, und wie weit dieser Gedanke uns führt; 2. wie die der geschichtlichen Entwicklung angehörende und der historischen Forschung unterworfene Person Jesu Christi uns doch absolute erlösende Gottesoffenbarung sein und als solche im Glauben unmittelbar und trotz aller historisch-kritischen Fragen gewiß werden kann; 3. wie sich der Geist Gottes in der Christenheit in immer neuem Reichtum entfaltet und doch damit nur die Schätze uns aufthut, die schon in der Person Jesu Christi verborgen liegen, und wie er zu entarten droht, sobald das Schöpfen aus Jesu Christi Person aufhört, wie daher das Geisteswirken des erhöhten Christus immer nur durch den Glauben an den irdischen Jesus Christus, an den Gekreuzigten, unter uns kräftig wird. Dieser letzte Punkt, die historische Vermittlung des Geisteswirkens Christi, führt uns noch auf eine weitere Frage: das mystische Element im Christentum. M R

De mortuis nil nisi bene

Von Toten soll man nur Gutes reden

In der Reichstagssitzung vom 1. Februar d. J. wurde der Name eines kürzlich verstorbnen Richters erwähnt, dessen Geisteszustand eine Reihe verhängnisvoller Urteilssprüche verschuldet haben sollte. Einer der Abgeordneten ergriff dazu das Wort und erklärte, sich mit der Person des betreffenden Richters nicht weiter beschäftigen zu wollen, da dieser inzwischen verstorben sei; übrigens halte er den Satz De mortuis nil nisi bene für pure Heuchelei.

Wir laden den Leser zu einer Erwägung dieses Satzes und der an ihm geübten Kritik ein. Denn wenn die Kritik zu Recht besteht, so schneidet sie in die Gewohnheit unsrer Nekrologe und Grabreden, unsrer Nachrufe und Gedächtnisfeiern sowohl nach der Seite des persönlichen Empfindungslebens als der öffentlichen Sitte erheblich ein. Alle jene Veranstaltungen gehen von dem Bedürfnis, um nicht zu sagen von der Verpflichtung aus, Gutes von dem Verstorbnen zu reden, weil der Schmerz der Nächstbeteiligten es so erwartet; weil sich ihnen ein weiterer Kreis von Freunden gleichgestimmt anschließt; weil in den Fällen umfassenderer Wirksamkeit die Teilnahme Vieler darauf hindrängt. Der dankbaren Liebe soll gestattet sein, am Sarge noch einmal zusammenfassend zu wiederholen, was ihr schon im Leben, in der persönlichen Gemeinschaft, im Mitgenuß ausgezeichneter Segnungen ein wertes Besitztum gewesen ist. Das Gegenteil würde lieblos, undankbar, böswillig erscheinen, selbst ein gleichgiltiges Schweigen wäre verletzend, es entspräche auch nicht der apostolischen Mahnung, daß Einer den Andern höher achten soll als sich selbst. Jener Liebe aber das Wort zu leihen, der Sprecher lauteren Schmerzes, wehmütiger Dankbarkeit, treuer Erinnerung und bleibenden Gedächtnisses zu sein, kann nichts den Christen Belastendes oder der Wahrheit Zuwiderlaufendes an sich haben, so wenig wie der stille Kranz, den die Hände derer, die zum Reden nicht berufen sind, als wohlverständliche Zeichensprache darzubringen pflegen. So betrachtet

bildet die Grabrede den naturgemäßen Abschluß einer schweren Zeit, die sittlich unanfechtbare Weihe eines großen Verlusts.

Die Kehrseite der Sache kann nicht verschwiegen werden; sie ist offenkundig und viel beklagt. Ein neuerer Homiletiker fällt über die Grabrede, sofern sie persönliche Gedächtnisrede sein will, ein geradezu vernichtendes Urteil. Er habe, sagt er, nur sehr wenigen solcher Gedächtnisreden beigewohnt, ohne entweder entrüstet oder betrübt aus der Kirche gegangen zu sein. Im besten Falle höre man eine schale Erzählung höchst unwichtiger Begebenheiten, verbrämt mit einigen fromm sein sollenden Gemeinplätzen. Wo der Gegenstand ernsthafter angepackt werde, da rücke in der Regel die Kreatur in die Mitte; der Schöpfer trete hinter sein Machwerk zurück, und der Trost, der den Hinterbliebnen gespendet werde, bestehe darin, daß ihnen hergezählt werde, welch ausgezeichnete Eigenschaften der Verstorbne besessen oder welch vorzügliche Werke er geleistet habe.

Wir lassen dahingestellt, ob dieser Beobachter seine Wahrnehmungen nicht über Gebühr verallgemeinert hat. Aber das ist gewiß, daß das gewerbsmäßig betriebne Loben einen feineren Sinn aufs tiefste beleidigen muß. Selbst wenn das Lebensbild eines Verstorbnen so gezeichnet wird, daß es im ganzen der Wahrheit entspricht, mißfällt mit Recht die zu stark aufgetragne Farbe, die übergrelle Beleuchtung, der Mangel an zart vermittelnden Uebergängen, das Fehlen eines großen, ernsten Hintergrundes. Und wie erst, wenn das reichlich gespendete Lob mit allbekannten Thatsachen in Widerspruch tritt, die nur dem Redner verborgen geblieben sind oder ihm aus naheliegenden Gründen verhehlt, vielleicht von ihm selbst absichtlich übergangen wurden? Wie erst, wenn ein Heiliger ausgemalt wird, wo jedermann vom Gegenteil überzeugt ist? Es müßte wohl manche der Unterhaltungen, die die Teilnehmer an der Trauerversammlung auf dem Heimweg mit einander führen, für den Prediger schmerzlich und lehrreich anzuhören sein.

Das Gewicht dieser Gründe wird durch die historische Erinnerung verstärkt, daß die öffentlichen Lobreden auf Verstorbne der Sitte des Altertums entstammen. Dort war der Panegyrikus oder die sogenannte Laudatio im allgemeinen Gebrauch. Shakespeare legt dem Antonius eine solche an der Leiche des ermordeten Cäsar in den Mund. Die alte Welt betrachtet das Leben wesentlich unter dem Gesichtspunkt des Rühmlichen, sie legt an das Sterben denselben Maßstab Rechnen wir die Scheu vor der Hybris, der trotzigen Ueberhebung gegen die Götter, die den Grundzug antiker Frömmigkeit und Sittlichkeit bildet, ab, so bleibt immer etwas von Schaustellung übrig. Das ist bei den homerischen Helden so, deren wilde Natürlichkeit darin zu Tage tritt, es ist bei Seneca, dem Mann der feinsten römischen Bildung und ausgezeichneten Philosophen, nicht anders. Die christliche Kirche, namentlich die des Morgenlandes, die unter byzantinischen Einflüssen stand und nicht einmal das Beifallklatschen im Gottesdienst zu verhindern wußte, hat mit vielem andern auch die Lobrede aus dem Heidentum herübergenommen, wie das Beispiel Ephräms des Syrers und seiner berüchtigten Trauerrede auf Basilius den Großen beweist. Diese Herkunft der Trauerrede aus dem Panegyrikus muß wohl bedenklich stimmen, und die Bedenken steigern sich für die evangelische Weltanschauung, wenn man erwägt, welchen bedeutsamen Einfluß die Verehrung der Heiligen und Märtyrer, aber auch der Werk- und Lohnbegriff der werdenden katholischen Kirche auf die weitere Ausbildung der Sitte gehabt hat.

So stehen sich Für und Wider in dieser Sache gegenüber. Es wäre voreilig, zu folgern, daß eben darum das Ganze nur kasuistisch behandelt werden könne und schließlich dem Taktgefühl und der Wahrheitsliebe sowohl des Geistlichen als der Hinterbliebnen, als der mittrauernden Gesellschaft zu überlassen sei. Der Leitsatz De mortuis nil nisi bene will doch mehr besagen als eine halbwahre, der jedesmaligen richtigen Anwendung bedürftige Regel, er bietet eine Erkenntnis von grundsätzlicher Art dar, die nicht verkümmern darf. Warum denn sollen wir von den Toten nur Gutes reden? Wir meinen doch vor allem darum, weil ein Absprechen über sie den Stempel der Ungerechtigkeit, der Gefühlsroheit an der Stirn trüge. Wie es nicht fein ist, über Abwesende herzufallen, die nichts zu ihrer

Verteidigung thun können, so noch viel weniger, die Toten zu richten, die wehrlos in die Hände der Ueberlebenden gegeben sind. Der Apostel drückt das mit tieferer Fassung und Begründung dahin aus, daß ein Jeder seinem Herrn steht und fällt. Der Tod zieht eine deutliche Grenze, die keine Verwegenheit überschreiten soll. Er schiebt der menschlichen Anmaßung, jener Anmaßung, die zu gleichen Teilen aus Kurzsichtigkeit und Herzenshärtigkeit zusammengesetzt ist, einen heilsamen Riegel vor. Er ist wie eine Warnungstafel, auf der das Bis hierher und nicht weiter! geschrieben steht. Niemand greife in die Vorrechte Gottes ein. Feindschaft und Verdammung, falls sie jemals berechtigt waren, müssen am Grabe ihr Ende haben. So gewiß es christlich gestorben heißt, wenn der Kämpfer im Austritt aus der Arena seinen Widersachern verzeiht, so gewiß heißt es christlich zu Grabe gehen, wenn Groll und Hader dahinten bleiben. Wir rechnen für uns selbst auf die Barmherzigkeit Gottes, sie soll den Toten nicht versagt sein. Alles Urteilen und Verurteilen geht auf Grundsätze und Handlungen, auf die Person aber nur soweit, als Hoffnung ist, sie selbst zu bessern oder Andre vor ihrem schädlichen Einfluß zu bewahren. Im Tode fällt beides dahin, und die Pflicht der Abwehr verwandelt sich in das Recht der Teilnahme. Auch da, wo die Person mit ihren Grundsätzen und Handlungen und umgekehrt diese mit jener untrennbar verbunden scheinen, bleibt doch der Unterschied zwischen ihnen bestehen, die Unterscheidung unerläßlich. Ein Mensch geht niemals wie ein Rechenexempel in der Summe seiner bekannt gewordnen Aeußerungen auf. Paulus hat das scharfe Wort der Bergpredigt: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, in großdenkender Weise dahin ergänzt, daß die Handlungen eines Menschen den Wert von Holz, Heu, Stoppeln haben und im Brande göttlichen Gerichts verzehrt werden mögen, er selbst aber doch wie durchs Feuer hindurch gerettet werden kann. Vergessen wir auch nicht, wie viel Mitschuld sich auf uns legt, wenn wir ein nach menschlichem Ermessen unfruchtbar verlaufnes, für Gott und sein Reich verlornes Leben zu beklagen haben. Diese einander ergänzenden Betrachtungen haben nur eine feststehende Grenze, nämlich das vernichtende Wort des Herrn gegen den Verräter: Es wäre demselbigen Menschen besser, daß er nie geboren wäre. Ob die biblische Gestalt des Judas Ischarioth, angesichts dieses Verdammungsurteils, in der Erinnerung der Jünger jeden Anspruch auf menschlich-sittliche Teilnahme verloren hat? Wie dem sei, wir haben nicht zu prüfen, was allein vor Gottes Auge klar liegt. Ehrfürchtige Scheu und teilnehmendes Erbarmen bleiben die Regel am offnen Grabe.

Voller noch wird der Ton und reicher der Inhalt des De mortuis nil nisi bene in der Anwendung auf das Sterben derer, die einen guten Kampf gekämpft und den Sieg behalten haben. Es ist doch eine große Sache um ein vollendetes Christenleben, das wie ein Standbild göttlicher Gnadenerweisungen vor unsern Augen steht, geschmückt mit dem Segen, den es erfahren hat, und den es spenden durfte. Paulus hat darüber offenbar sehr ermutigend gedacht, wenn er die Philipper ermahnen konnte (2, 16), daß sie halten sollen am Wort des Lebens, ihm zum Ruhm auf den Tag Christi, „daß ich nicht vergeblich gelaufen sei oder vergeblich gearbeitet habe.“ Er weiß zwar, daß das gute Gewissen, das ihm solche Hoffnung einflößt, nur die vorletzte, nicht die letzte Instanz ist. Aber er läßt unbedenklich zu, daß jemand bei ernstlicher Selbstprüfung Ursache zum Rühmen vor sich selber findet (Gal. 4, 6), und hofft für seine Person auf einen besondern Lohn, den Gott geben wird (1. Kor. 3, 8). Nun haben wir kein Recht, uns mit Paulus zu messen, und wollen seine Worte vom Rühmen und Lohnen als individuell gefärbte, durch ganz bestimmte Gegensätze bedingte so vorsichtig als möglich in die Sprache unsers Lebens übersetzen. Aber nicht verwehrt kann uns die Berufung auf Gottes Gnade werden, die im Lebenslauf der Schwachen mächtig ist, und unverkürzt bleibt das freimütige Urteil des Apostels über seine Mitarbeiter, daß ihre Namen im Himmel angeschrieben stehen (Phil. 4, 3). Wer das bei Lebzeiten von den Seinigen sagte, hätte ihnen ein Abschiedswort gleichen Inhalts nicht vorenthalten.

Aus diesen wenigen Andeutungen folgt, daß der Grundsatz, von Toten nur Gutes zu reden, keineswegs pure Heuchelei ist. Nur die Gefahr dazu ist vorhanden. Die Gefahr der Heuchelei liegt einmal in dem Charakter des Nekrologs als einer öffentlichen Rede. Wir erinnern an das herbe Urteil Kants über die Beredsamkeit, daß sie die Kunst sei, durch den schönen Schein zu hintergehen, — ein in seiner Allgemeinheit unhaltbares, im einzelnen Fall höchst beherzigenswertes Urteil. Der Fall tritt dann ein, wenn die sittlichen Maßstäbe zu bloß ästhetischen herabgesetzt werden, wenn der äußerlich angesehen glänzende Erfolg eines Lebens in den Vordergrund gerückt und durch die blendende Kraft rhetorischer Ausschmückung, vielleicht ohne Wissen und Willen des Redners, mit der Güte der Gesinnung geradezu verwechselt wird. Diesem Mißbrauch des schönen Scheins auf seiten des Redners entspricht auf seiten der Hörer die eitle Neigung der Selbstbespiegelung und Selbstverherrlichung. Der Nekrolog gewinnt die Bedeutung der letzten Zierat über Gräbern, nachdem andre pomphaftere vorangegangen sind. Die Leidtragenden wünschen sich und ihr Haus, ihre Familie, ihren Gesellschaftskreis, Stand und Würde ins rechte Licht zu setzen, indem sie dafür sorgen, daß dieses Licht über einem ihrer Verstorbnen angezündet werde. Auch die Fernerstehenden gönnen dem Toten alles Gute, gebieten wenigstens öffentlich ihrer kritischen Zunge Schweigen, häufen Lob auf Lob, auch wo sie vorher getadelt haben und nachher fortfahren werden zu tadeln, nur um dereinst in gleicher Weise gefeiert zu werden und sich einen guten Abgang im voraus zu sichern. Hier wäscht nach stiller aber weitreichender Verabredung immer eine Hand die andre. Das Loben wird zu einer Versicherungsprämie für den eignen Ruf, die Lobrede sinkt zur Dekoration herab. Die Auguren lächeln, aber sie opfern.

Fügen wir ein Drittes hinzu. Die Gefahr der Heuchelei wurzelt recht eigentlich in dem Begriff des Lobes als solchem. Als der Herr die zehn Aussätzigen gesund gemacht hatte, fragte er nicht: hat sich sonst keiner gefunden, der wieder umkehre und mir Lob sage, sondern: der Gott die Ehre gebe. In diesem Gott die Ehre geben liegt der Schlüssel des Problems. Jede Belobung, die nicht von Gottes Ehre ausgeht und in Gottes Ehre mündet, ist verdächtig. Sie stellt menschliche Selbstthätigkeit und Eigenmächtigkeit als an sich erfolgreich und fruchtbringend hin, als gäbe es Erfolg und Frucht ohne den Segen von oben. Damit verleugnet sie praktisch die schlechthinige Abhängigkeit von Gott und öffnet der Menschenvergötterung mit allen ihren Folgen Thür und Thor. Lautere Gemüter haben aus diesem Grunde zuweilen angeordnet, daß am Grabe von ihnen überhaupt nicht gesprochen werde. Natürlich genügen nicht einige Worte schon, um die Ehre Gottes sicher zu stellen. Dazu bedarf es der religiösen Vertiefung in den Zusammenhang göttlicher Lebensführung und Heilsordnung. Der Gesichtspunkt des Ewigen muß Gedanken und Worte durchdringen, muß sie wie Höhenluft, an der man sich gesund atmet, umwehen. Insofern bildet die richtige Anwendung des De mortuis nil nisi bene eine Probe auf die Reife des christlichen Charakters, der Denkart, der sittlichen Empfindung bei den einzelnen Menschen und bei ganzen Geschlechterreihen. Unserm Zeitalter wird anzurechnen sein, daß seine Nekrologe mit denen früherer und noch des vorigen Jahrhunderts verglichen überaus bescheidne geworden sind. Hingegen macht es den Eindruck überwiegender Aeußerlichkeit und einer starken Entwöhnung von religiös-sittlichen Gesichtspunkten, in jenem Grundsatz nichts zu sehen als pure Heuchelei. Selbst der Historiker, dessen Arbeit ganz unpersönlich ist, wird oft genug Ursache zu haben, sich des altüberlieferten Spruches zu erinnern, wenn nicht nach seinem vieldeutigen Wortlaut, so in dem Sinne, den wir aufgewiesen haben.

H Scholz

Hat unser Kaiser denn nicht ein Wort

für unsre christlichen Glaubensbrüder in Armenien? Wir alle haben ihm zugejubelt, als er so offen, männlich eintrat für die Boeren, nicht Albions Zorn scheute, sondern räuberischen Einfall räuberischen Einfall nannte. Und für die Armenier sollte unser Kaiser kein Wort finden, das dem fanatischen Wüten der

Muhammedaner ein Ende setzte? Es sind freilich nicht Kaufmannsinteressen, die hier wie in Südafrika auf dem Spiele stehen; aber so gewiß wir überzeugt sind, daß nicht Krämergeist dem Kaiser jene Worte eingab, sondern deutsche Entrüstung über englische Perfidie, so gewiß hat ihm das deutsche Volk nicht zugejauchzt, weil er den Handel einiger deutschen Häuser dort gesichert hat, sondern weil er dem deutschen Gefühle für Recht und Treue, dem deutschen Sinne für Beschützung Vergewaltigter Worte verliehen hat. Ungleich Höheres aber steht in Armenien auf dem Spiele. Was dort geschieht, ist ein Schlag ins Gesicht, von den Türken der ganzen Christenheit gegeben. Christliche Glaubensgenossen sind es, die dort gegen Tiger und Wölfe in Menschengestalt anringen, Tausende sind nicht hingemordet, nein hingeschlachtet; das Blut gefriert einem in den Adern, wenn man hört und liest von jenen Greuelthaten, die unter den Augen der türkischen Regierung ungestraft geschehen, nun schon monatelang. Wie mögen die Machthaber im Serail wohl die Hände reiben und sich ins Fäustchen lachen über die Dummheit der christlichen Regierungen, die da das Märchen glauben, das sie ihnen aufbinden von dem armenischen Wolf und dem türkischen Schafe; frohlocken und hohnlachen darüber, daß sie den verhaßten Christenhunden einmal wieder ungestraft ihr Blut abzapfen können, ihren jahrzehntelang gegen die christlichen Staaten angesammelten Groll an einem wehrlosen christlichen Volk in ihrer Mitte auslassen können — und diese Staaten schweigen, sehen ruhig dem Todesröcheln, dem Märtyrertum der Armenier zu — aus Eifersucht! Schmach und Scham über sie! Aber sollen auch wir Deutsche diese über uns nehmen? Will unser Kaiser hier nicht Wortführer sein für die Christenheit? Er hat sonst für alles, was in der Welt vorgeht, ein offnes Auge — und was noch mehr ist, ein offnes Herz. Hat und findet er denn hier den Türken gegenüber kein Wort? Nicht Deutschland allein, die gesamte christliche Welt würde ihm zujubeln.

Die Zeiten der Kreuzzüge sind vorüber; aber wenn wir jetzt hören und lesen von den türkischen Greuelthaten, dann verstehen wir es, wie sich damals die christlichen Völker zusammenscharen konnten zum heiligen Kampfe gegen die Ungläubigen. Und das Bild ist heute dasselbe. Damals konnten die einzelnen christlichen Staaten nicht, heute wollen sie nicht. Aber in den christlichen Völkern flammte es damals, wie sie heute die Schmach empfinden, die die Türken dem christlichen Namen anthun. Wer da das Banner erhebt, dem fallen die Herzen ebenso zu, wie damals dem, der das Kreuz aufpflanzte zum Kriege gegen die Ungläubigen. So entnervt, dem Christentum abgewandt, so in materielle Interessen versunken ist unser Zeitalter noch nicht. Nicht einen Kreuzzug mit Waffengewalt, aber einen mit dem Gewicht und Nachdruck seines Namens, hinter ihm nicht Deutschland allein, die ganze Christenheit — einen solchen führe unser Kaiser. Das ist die Stellung, die ihm gebührt und zukommt. Je weniger wir materielle Güter dort zu verteidigen oder zu holen haben, um so mehr ist Deutschland mit seinem Kaiser geeignet, hier Heerführer der beleidigten Christenheit zu werden. Was gilts? Eine Drohung nach Konstantinopel, ein ernstes Wort: Deutschland würde seinen Botschafter abrufen, und der Türke wird von Armenien ablassen. Können wir nicht soviel thun? Sollte unser Kaiser mehr Diplomat als Christ sein, um diesen Schritt nicht zu wagen? Wir sind an ihm gewohnt, daß er bei seinen Thaten und Worten sein Herz mitreden läßt. So folge er ihm, wo es für unser höchstes Gut einzutreten gilt, für unsern christlichen Glauben, für gemarterte, wehrlose Christen.

Sieht die Christenheit noch länger jenem grausamen Schauspiele zu und sie kann sich nicht zum Eintreten oder Helfen aufraffen, so könnte sie gar leicht am eignen Leibe für ihre jetzige Unthätigkeit heimgesucht und gestraft werden. Es wäre nicht das erstemal, daß sich auf jenen von Christenblut getränkten Gefilden Seuchen und Pest entwickelten und ihren verderblichen Zug nach Europa anträten. Sind sie erst da, ist es zu spät, zu rufen: ach, hätten wir früher gethan, um was unsre Glaubensbrüder in Armenien uns anflehten, ihnen geholfen, ihrem Dränger gewehrt! Gott wolle in Gnaden verhüten, daß die

christlichen Völker nicht im kommenden Sommer schreckliche Seuchen an ihre Thore klopfen sehen. Die Aussaat dazu wird sicherlich jetzt gestreut in Armenien. Kommt sie, sie würde diesesmal wirklich uns heimsuchen als eine rechte Gottesgeißel, uns zu strafen, daß wir thatenlos dem Märtyrertum von Tausenden von Christen zugesehen haben.

Darum fragen wir nochmals: hat unser Kaiser denn nicht ein Wort für Armenien? S

Moderne Zivilisation in Afrika

Das französische Blatt La Politique Coloniale veröffentlicht zur Sklavenfrage nachstehendes Schreiben, das den Finger auf eine Wunde legt, die in der That die bedenklichste ist von allen Schäden der Sklaverei Afrikas.

Eduard Guillaumet, Délegé du Soudan français, ein Parlamentsmitglied, beklagt sich in dem Briefe zunächst über die Unthätigkeit des Generalgouvernements von Westafrika, das nichts thue, um den offenbaren Mißständen entgegenzutreten, und darum nehme er noch einmal das Wort für die Sklaven, „um zu fordern, wenn nicht Gerechtigkeit, so doch Billigkeit!“

Ich will zuerst zeigen, wie die Sklaverei dort unten gehandhabt wird, und werde dann darlegen, was man in Frankreich thut, oder vielmehr nicht thut, um ihre Abschaffung anzubahnen.

Die Sklaverei, so wie sie von den Eingebornen gehandhabt wird, ist, wenn auch natürlich ein Kriegsrecht, nicht — und es ist nötig, dies auszusprechen — eine unmenschliche Sitte. Der Gefangne ist thatsächlich nicht deshalb, weil er Sklave, nun auch immer ein Unglücklicher. Oft würde sogar seine soziale Lage mehr als einen der freien Leute von Frankreich neidisch machen können. Man muß ein für allemal entschieden aussprechen, daß nicht in der Form der Sklaverei, wie sie die Schwarzen unter sich üben, das Uebel begründet liegt, sondern daß dies erst kam, seit wir selbst uns ihrer bedienten als eines Ausbeutungsmittels zu unserm eignen Nutzen und größerm Geschäftsvorteil!

Nun verweist der Deputirte weiter auf schon früher von ihm veröffentlichte Schriftstücke, die den Beleg für diese am Ende des neunzehnten Jahrhunderts doppelt erstaunlichen Enthüllungen bieten, Belege, die von den Beteiligten selbst als unanfechtbar anerkannt seien. Er erzählt, daß die französischen Beamten und Offiziere „entsprechend der landesüblichen Sitte“ als „Kriegsbeute“ die Einwohner der eroberten und geplünderten Dörfer in Besitz nehmen und dann nach beendetem Kriegszug an der Küste und vor ihrer Rückkehr nach Frankreich diese erbeuteten Sklaven an ihre Diener, Stallknechte, ja sogar für ihre Pferde und ihre Frauen in Zahlung geben! Bei der Einnahme von Bossé im Juli 1894 sei eine vollständige Sklavenrazzia veranstaltet worden zu dem Zweck, die Kriegskosten, sogar den Sold an die Fremdenlegionäre damit zu decken! Und noch mehr, weil infolge dieser wüsten französischen Sklavenjagden am Senegal und im Sudan seit zwei Jahren die Aussichten auf Sklavenbeute sehr geschwunden sei, fände man nicht mehr eine genügende Zahl von „eingebornen Schützen“ für die Heeresdienste der Kolonie; denn „die einzig wertvolle Remuneration“ — Sklaven und Sklavenweiber —, „die solideste Rente des Afrikaners“ — könne nicht mehr beschafft werden. „Es sind bestimmte Thatsachen,“ setzt Guillaumet hinzu, „die ich hier nicht wiedergeben kann, die aber für den, der sie sehen will, anderwärts enthüllt sind. Auch legt mir ihr schwerer Ernst Stillschweigen in diesem Blatte auf!“

So geht es zu im Sudan, — nun, was geschieht in Frankreich? Vor einigen Jahren gründete der Kardinal Lavigerie, ein Mann voll Thatkraft ebenso sehr, wie ein Prälat begeistert für Humanität, die „Antisklavereigesellschaft von Frankreich,“ die in sich eine Reihe der erlauchtesten Namen aus der Politik, dem Institut de France und der Geistlichkeit vereinigte. Die Gesellschaft begann den Kampf zur Unterdrückung der Sklaverei überall, wo sie zu finden, und erbat in ganz Frankreich dafür Unterstützung mit Geld und Wohlwollen. Bald konnte man in das Herz von Afrika Missionare schicken mit dem Auftrag, überall, wo Gelegenheit geboten, Menschen aufzukaufen, junge und alte, männliche und weibliche, die für die Sklaverei bestimmt wären. Ich will hier nicht dies System bekämpfen, das mir persönlich schändlich erscheint; denn allein die Thatsache, daß die Sklaven gekauft werden, regt den Eingebornen an, solche zu verkaufen und demgemäß also solche zu machen, auf welchem

Wege es auch sei; aber es scheint mir, daß die Antisklavereigesellschaft von Frankreich ein wenig von ihrem Ziel abgewichen ist, als sie ihr Zivilisationswerk auf diese einzigen Versuche beschränkte.

Im weiteren berichtet nun der Deputirte, wie er mit hervorragenden Mitgliedern der Antisklavereigesellschaft und des Instituts wegen der Zustände im französischen Sudan verhandelt, ihnen die Belege und Aktenstücke vorgelegt habe; die Herren Jules Simon, Kardinal Perraud, Bischof de la Passardière, der Herzog de Broglie u. s. w. seien in der Sitzung zugegen gewesen, und allgemeine Entrüstung, gemischt mit Staunen, wären die Folge seiner Darlegungen gewesen. Nach einigem Zögern ängstlicher Mitglieder habe man sich entschlossen, Guillaumets Enthüllungen im Bulletin de la Société antiesclavagiste zu veröffentlichen. Dann aber erhielt er eine nachträgliche Absage vom Institut de France: „es sei zur Zeit nötig, daß man die so gerechten Anklagen, die er erhoben habe, doch etwas mildere und abschwäche." Mit Recht bemerkt Guillaumet zu diesem ja so allgemein in Kolonialsachen beliebten Vertuschungssystem:

Unter diesen Verhältnissen, wo eine unabhängige Gesellschaft sich weigert, die Verantwortung zu übernehmen für die Veröffentlichung von ernsten Beweisstücken, die sie zuvor selbst eingefordert hat, ja im Gegenteil die Wunden, die ihr offen vor Augen gestellt waren, verheimlicht hat, — da fragt man sich, was von der Regierung und Kolonialverwaltung zu erwarten ist. Die einen wie die andern fordern Stillschweigen, Unthätigkeit setzt sich fest, und infolge dessen bleibts immer beim Alten.

Nachdem Guillaumet dann noch die Hindernisse einer sofortigen Abschaffung der Sklaverei dargelegt hat, die in der allgemeinen Volkssitte des Afrikaners begründet und zu fest eingewurzelt sei, fügt er als Anklage gegen die Europäer hinzu:

Der Neger kann in der That mit seinem natürlichen gesunden Menschenverstande es auch nicht begreifen, daß wir ihm eine Sache untersagen sollten, deren wir uns selbst bedienen. Für jetzt ist also nötig, daß wir endgiltig es aufgeben, die Kriegsgefangenschaft zum Sklavenerwerb für uns auszubeuten, und daß wir einstweilen schonend die thatsächliche Sklaverei bei den Eingebornen dulden, bis zu dem Tage, wo durch die Gewalt der Thatsachen, sozusagen durch die endgiltige Reinigung dieser Gegenden und durch das schrittweise Eindringen (infiltration) unsrer Zivilisation, sie selbst die Schädlichkeit der Sklaverei und die Vorzüge der Lohnarbeit (salariat) erkennen.

Untersagen wir also unsern Beauftragten im Sudan und in ganz Afrika, daß die Sklaverei von ihnen ausgenutzt und ihr durch sie Vorschub geleistet wird. Wir haben den Neger, indem wir ihn unter die Herrschaft unsrer Flagge stellten, gewissermaßen zu unserm Bruder (compatriote) gemacht; er hat nun ein Recht darauf, so weit als möglich auch an den Vorzügen teilzuhaben, die die drei Worte unsers nationalen Wahlspruchs [liberté, égalité, fraternité] mit sich bringen. Es ist unsre Pflicht, ihm bei seinem Bemühen, in seiner Lebensweise zu der unsrigen aufzusteigen, behilflich zu sein, nicht aber dürfen wir zu ihm hinuntersteigen, indem wir seine Sitten annehmen und uns zu ihm als gleich und gleich gesellen.

In der That edle Worte eines Menschenfreundes und Afrikakenners, — Worte, wie man sie leider aus den eigentlichen kolonialen Kreisen nur allzu selten hört, Worte, die man auch bei uns in Deutschland um so bereitwilliger beherzigen sollte, als sie nicht aus einem „pharisäischen" Engländermunde kommen und auch nicht aus dem Munde eines „humanitätsduseligen" deutschen Missionsfreundes! Aber, wie sieht es in diesem Stück bei uns aus? Wenn auch Dinge, wie sie der Franzose von seinen Landsleuten schildert: offenbare Sklavenjagden, Sklavenhandel und Sklavenhaltung von Europäern in unsern Kolonien so gut wie unmöglich sind, — dank der Wachsamkeit unsrer Kolonialverwaltung, denn sie thut thatsächlich mit dem redlichsten Willen was sie kann, und v. Soden, v. Scheele und v. Wißmann sind stets mit sehr entschiednen Verordnungen dem Unwesen entgegengetreten — so geschehen doch andre Dinge, die um weniges besser sind. Wir wollen hier nicht auf den genügend beleuchteten Fall Leist zurückkommen, müssen aber doch betonen, daß die letzte seltsame Entscheidung im Prozeß Wehlau beweist, wie wenig die allgemeine Volksempfindung gegen Leist Lehren zum Besseren gegeben, wie wenig man in gewissen Kreisen auf jenes Empfinden Rücksicht zu nehmen versteht. Ja man spricht es da offen aus, daß Leist nur der Prügelknabe sei, während doch sein Thun im Vergleich zu dem Anderer nicht besonders verwerflich gewesen sei und sich von der landesüblichen Sitte aller Europäer in Afrika wenig unterscheide.

Und in der That, liest man aufmerksam die Kolonial-litteratur, so muß man immer von neuem erstaunen über den sittlichen — von christlichem nicht zu reden — Maßstab, den viele der Vertreter deutscher Kultur drüben an sich und an die Eingebornen anlegen. Wenn auch in letzter Zeit verschiedne Werke (H. v. François, J. v. Bülow, Slatin Pascha, Graf Götzen) erschienen sind, die den Geist einer edeln christlichen Weltanschauung atmen, so ist doch ein geradezu klassischer Zeuge jener materialistischen Gesinnung in gewissen Kolonialkreisen das neueste Buch von Dr. Passarge über Adamaua und die Niger-Benue-Expedition. Bei aller wissenschaftlichen Tüchtigkeit des Werkes verficht es doch einen so nackten „unzivilisirten" Egoismus gegenüber dem Neger und tritt so unumwunden für den sogenannten „Kulturträger" Islam ein und „mit einem durch keinerlei Sachkenntnis getrübten Urteil" gegen die gesamte Arbeit der Mission auf, — daß man wünschen möchte, das Buch wäre von einem mohammedanischen Araber und nicht von einem deutschen Christen geschrieben. Nur zwei Stellen wollen wir anführen:

Gerade die Missionare sind dazu berufen und imstande, unendlich viel Gutes zu schaffen und die Kultivation und Kolonisation zu fördern, wenn sie die Religion mehr in den Hintergrund treten lassen!

Und eine noch bemerkenswertere Stelle lautet:

Humanität und Philanthropie haben dem Schwarzen einen schlechten Liebesdienst erwiesen, und er wird seinen Pflegern die schlechte Erziehung einst ebenso entgelten lassen, wie bei uns jeder Strolch. Twenty five on backside zur rechten Zeit und am rechten Orte sind ein unendlich erzieherischer wirkendes, die Kultur besser förderndes Mittel als alle Missionare mit ihren unverstandnen Lehren von der Gleichheit und Brüderlichkeit in Christo, womit den armen Schwarzen nur der Kopf verdreht und sie zu frechen und unbrauchbaren Individuen herangezüchtet werden. Das ist einfach lächerlich, wenn in Deutschland über die nützlichen Nilpferdpeitschen ein solches Geschrei gemacht wird. Und nun gar die entrüsteten Frauenvereine, die sich mit ihren schwarzen Schwestern solidarisch erklären! Allah, sie sollten sie kennen!

Das amtliche Kolonialblatt hat zwar gegen eine solche Anschauung deutlich Protest erhoben, und auch die Kolonialzeitung hat sich dagegen ausgesprochen; doch wie sehr diese Auffassung gewissen Kolonialpolitikern in Fleisch und Blut steckt, dafür giebt gerade letztere Zeitung einen offenherzigen Beleg, wenn sie zur Verteidigung der christlichen Mission sagt:

Wir müssen den Neger dadurch, daß wir ihm das Christentum und unsern Gedankenkreis bringen, beherrschen. Das Christentum ist nur einer der Kulturfaktoren, die wir auf das Negertum spielen lassen!

Welche schier frivole Auffassung von unsrer christlichen Glaubenspflicht! Wehe unsern Kolonien, wenn dies Blatt damit die Anschauung der Deutschen Kolonialgesellschaft darstellte. Aber wir wissen, daß das Gegenteil der Fall ist, und daß die einflußreichen Kreise darin, mit dem Präsidenten zumal an der Spitze, bei allem Streben nach praktischen Kolonialerfolgen die idealen Gesichtspunkte und edle, humane Ziele nie aus dem Auge verlieren

Doch, wenn solche Ansichten sich hier offen und ungeschminkt an das Tageslicht wagen, so ist es auch kein Wunder, daß drüben thatsächlich noch oft schreiende Mißstände zu Tage treten. Wir wollen freimütig zugeben, daß manche sogenannte „Missionsfrüchte," die der Europäer an der Küste sieht, „schlechte Früchtchen" sind: aber wir fragen, wer ist denn da das vornehmlich entsittlichende Element? Sind es nicht gerade die missionsfeindlichen „Kulturträger," für die nach dem Prozeß Leist und Wehlau, sowie nach Zintgrafs ehrlichem Manneswort Beispiele anzuführen nicht mehr nötig ist? Die Küstenneger sind gerade wegen ihrer vielfachen Berührung mit dieser „Zivilisation" von vornherein die undankbarsten Missionszöglinge. Und wie steht es denn sonst in unsern Kolonien? Es ist Thatsache, daß in Ostafrika der Sklavenhandel aus der unmittelbaren Nachbarschaft der deutschen Küstenstationen noch lebhaft nach Pemba und Sansibar hinüber betrieben wird; mindestens 5000 bis 6000 Sklaven werden jährlich dort verschifft! Ferner ist es Thatsache, daß Sklavenhändler die ostafrikanische Dampferlinie sogar zur Sklavenausfuhr benutzen, indem sie frank und frei Fahrscheine für etliche ihrer Sklaven benutzen, um sie nach andern Orten zu bringen. Es ist Thatsache, daß

deutsche Angestellte zur Befriedigung ihrer Lust Sklavenfrauen in ihren Besitz bringen, die sie dann für die Zeit ihres Dortseins als ihre „Frauen" haben und nach ihrem Weggange in Besitz Andrer „übergehen" lassen. Da zeigt es sich, wie falsch es war, daß man in dem Gesetz wider den Sklavenhandel lediglich die Beteiligung am Sklavenraub unter die ganze Schwere der Gesetzesstrenge stellte, und daß man die Forderung des Evangelischen Afrikavereins unbeachtet gelassen hat, „den Sklavenkauf an sich, aus welchen Gründen er auch erfolgen mag, unmöglich zu machen. Solange Sklavenjäger und Sklavenhändler noch Absatz für ihre Ware finden, wird ihr Treiben aller Verbote ungeachtet nicht aufhören." Es war vornehmlich die kürzlich von Graf Hoensbroech treffend gekennzeichnete Rücksicht auf ultramontane Gepflogenheiten, wie sie Guillaumet oben an Lavigerie und seinen Leuten tadelt, die diese Lücke im Gesetz veranlaßte. Und doch kannte man die verderbliche Wirkung des Sklavenkaufs katholischer Missionen! Ist es doch in den eingeweihten Kreisen offnes Geheimnis, daß z. B. im Bismarckarchipel die Eingebornen lediglich deshalb in nächtlichen Raub- und Beutezügen ihre Nachbardörfer überfielen, um die erbeuteten Kinder der katholischen Mission zum dort willkommnen Sklavenkauf anzubieten, nachdem sie vorher womöglich schon ihre eignen verfügbaren Kinder an gleicher Stelle verkauft hatten. Das berühmte Paradepferd der katholischen Missionen, Bagamoyo, ist ja auch nichts als eine große Sklavenhaltung unter christlicher Kulturflagge; „los"gekaufte Sklaven, namentlich „los"gekaufte Sklavenkinder bilden die Hauptmasse der Missionsangehörigen, — die jesuitische Arbeits- und Kulturdisziplin hält sie gefangen in goldnem Käfig. Oder andrerseits was soll man sagen, wenn evangelische Missionare in deutschen Kolonien mit allen Kräften gegen den Besuch von Europäern in den der Missionspflege unterstehenden Ortschaften sich wehren müssen, weil sie aus Erfahrung wissen, daß diese „christlichen" Landsleute oft nur kommen, um junge Mädchen und Frauen zu verführen und zu entführen! Oder wenn deutsche Beamte und Offiziere offen die muhammedanischen Araber und Inder begünstigen, ihnen das Wort reden und ihnen Vertrauensstellungen zuerkennen, ihnen, diesen unversöhnlichen Feinden europäischer christlicher Kultur! Auch die neuerdings wiederholentlich im amtlichen Kolonialblatt berichteten „Rachezüge" von schneidigen Stationschefs im Innern Ostafrikas, die nach Form und Inhalt keineswegs humane, geschweige denn christliche und edle, deutsche Gesinnung verraten, sind keineswegs geeignet Begeisterung und Liebe für solche Kolonialkultur zu wecken oder, wo sie vorhanden, zu mehren. Wir erwarten und hoffen vielmehr, daß die „friedliche" Erschließung und die Förderung echter Kultur in christlichem Geist und deutsch-evangelischem Sinne immer mehr zur allein maßgebenden Richtschnur der Vertreter unsers Volkes namentlich auch draußen in der deutschen Kolonialarbeit werde.

Darum ist aber vor allem auch eins nötig, daß nämlich die christlich und ernster gesinnten Kreise unsers Volkes sich den gebührenden Einfluß da sichern, wo man die Kolonialpolitik macht, und sich nicht gleichgiltig und engherzig — wie manche Missionskreise — von dieser „weltlichen" Arbeit fern halten. Dazu aber gilt es vor allem einzutreten in die freie und mächtige Entfaltung unsrer Missionsgesellschaften, sowie auch des Evangelischen Afrikavereins. Nur wenn diese treuen, unermüdlichen Vorkämpfer deutsch-evangelischen Geistes den breitesten Rückhalt haben, können sie der entscheidende „Kraftfaktor" im besten Sinne sein. Und andrerseits, auch die besten Absichten der kolonialen Leitung werden erstickt, wenn die idealen Mächte sich unthätiger erweisen als die der Profitsucht des rohen Egoismus!

R

Bemerkungen und Vorschläge

zu den Bestimmungen des Zivilgesetzentwurfs über die rechtliche Stellung der unehelichen Kinder vom religiösen und sozialen Standpunkte

Die Bestimmungen des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das deutsche Reich, die die rechtliche Stellung der unehelichen Kinder regeln, haben leider eine sehr große praktische

Bedeutung. Im statistischen Jahrbuch für das deutsche Reich von 1895, Seite 12, ist die Jahresdurchschnittsziffer der unehelich Gebornen im Gebiete des heutigen Reiches für das Jahrzehnt 1841—50 auf 139325 und 10,8 Prozent aller Gebornen, für 1851—60 auf 154125 und 11,5 Prozent, für 1861—70 auf 176237 und 11,5 Prozent, dann, nach Aufhebung der polizeilichen Beschränkungen der Eheschließung durch das Reichsgesetz vom 4. Mai 1868, für 1871—80 auf 154994 und 8,9 Prozent, für 1881—90 auf 167498 und 9,3 Prozent und zuletzt für die drei Jahre 1891—93 auf 172825 und 9,1 Prozent angegeben. Wir müssen daher für die Zukunft die Zahl der unehelich Gebornen auf die erschreckend hohe Ziffer von jährlich über 170000 veranschlagen, vorausgesetzt, daß Gesetz und Sitte sich nicht ändern und bessern. Wer nun überlegt, einmal die Sünde und das Unrecht, das hinter jeder unehelichen Geburt steckt, und weiter die körperliche und geistige Verwahrlosung, die so oft das unverdiente harte Los der unehelich Gebornen ist, der wird auf eine durchgreifende Besserung unsrer sozialen Verhältnisse erst dann hoffen dürfen, wenn die Zahl der unehelichen Geburten beträchtlich geringer und die rechtliche Stellung der unehelichen Kinder erheblich besser geworden ist.

Bei den germanischen Völkern ist im Laufe der Jahrhunderte unter der Einwirkung christlicher Anschauung und Sitte eine erhebliche Milderung und Besserung der frühern unnatürlichen, ungerechten und schimpflichen Behandlung der unehelichen Kinder eingetreten.

Der Sachsenspiegel und andre deutsche Rechtsquellen des Mittelalters erklärten uneheliche Kinder wegen des Makels ihrer Geburt für rechtlos; sie traten weder in des Vaters noch der Mutter Familie; sie erbten weder des Vaters noch der Mutter noch irgend eines Vorfahren Gut. Aehnlich das englische Recht, das sie für niemandes Kinder (nullius filius, bisweilen auch populi filius) erachtete, ihnen erbfähiges Blut absprach und ihnen nur Erbrecht gegenüber eignen ehelichen Kindern gewährte. Eine rühmliche Ausnahme machten nur die nordischen Rechte (Norwegen, Schweden, Dänemark und Island) und vereinzelte deutsche Partikularrechte.

Unter der heilsamen Einwirkung des kanonischen Rechts ist unehelichen Kindern meist die Legitimation durch nachfolgende Ehe der Eltern gewährt, in Deutschland mit Einschränkungen beim hohen Adel; die englischen Grafen und Barone haben indessen einmütig auf dem Parlament von Merton unter Heinrich III. das Begehren der Bischöfe auf Zulassung der Legitimation unehelicher Kinder mit dem berühmten Ausspruch abgelehnt, „daß sie die Gesetze Englands, die bislang gebraucht und approbirt sind, nicht ändern wollen."*) In England kann bis auf die neuere Zeit die Legitimation unehelicher Kinder nur durch Parlamentsstatut erfolgen, während die Gesetze vieler Einzelstaaten in den Vereinigten Staaten von Amerika sie durch nachfolgende Ehe zulassen (Kent, Commentaries, Lect. XXIX).

Die frühere ganz unnatürliche Rechtlosigkeit des unehelichen Kindes auch gegenüber der eignen Mutter ist in Deutschland nach und nach überwunden; im Verhältnis zur Mutter und ihren Verwandten haben uneheliche Kinder mit unbedeutenden Ausnahmen die Rechte und Pflichten ehelicher Kinder gewonnen; sie erhalten meist den Geschlechtsnamen der Mutter. Auch in den Gebieten des englischen Rechts ist ein Unterhaltungsanspruch des Kindes oder doch des Armenverbandes gegenüber der Mutter zur Anerkennung gelangt; die Rechte vieler Einzelstaaten in den Vereinigten Staaten gewähren der Mutter und dem unehelichen Kinde ein gegenseitiges Erbrecht. Die Gleichstellung der ehelichen und der unehelichen Kinder gegenüber der Mutter ist in Deutschland so sehr in das Rechtsbewußtsein der Gegenwart eingedrungen, daß das frühere abweichende Recht beinahe vergessen ist.

Anders ist es mit der Stellung des unehelichen Kindes

*) Rogaverunt omnes episcopi magnates, ut consentirent quod nati ante matrimonium essent legitimi, sicut illi qui nati sunt post matrimonium, quia ecclesia tales habet pro legitimis. Et omnes comites et barones una voce responderunt, quod nolunt leges Angliae mutare, quae huc usque usitatae sunt et approbatae. Stat. 22 Hen. III c. 9. (Blackstone, Commentaries, 1, 456.)

gegenüber dem Vater; auf diesem Gebiete ist die Rechtsentwicklung in den Gebieten des deutschen und englischen Rechts noch nicht zu einem Abschluß gekommen. Die meisten deutschen Rechte gewähren dem Kinde, häufig nur für bestimmte Lebensjahre und in beschränktem Umfange, einen Unterhaltungsanspruch gegen den Vater, dessen Vaterschaft durch gerichtliche Klage festgestellt werden kann; das französische Gesetzbuch verbietet die Erforschung der Vaterschaft, gewährt aber dem anerkannten unehelichen Kinde nicht allein einen Unterhaltungsanspruch, sondern auch ein beschränktes Erbrecht gegen den Vater, sowie dessen Namen. Sogenannte Brautkinder haben in vielen Gegenden Deutschlands gegenüber dem Vater die Rechte eines ehelichen Kindes; abgesehen von diesen Fällen sind Erbrechte des Kindes gegenüber dem Vater, sowie die Gewährung von dessen Namen an das Kind selten. In den Gebieten des englischen Rechts hat das Kind oder die Mutter oder der Armenverband einen Unterhaltungsanspruch gegen den Vater; ein neueres englisches Gesetz, 7 und 8 Vict. ch. 101, das Kent l. c. eine gerechte und weise Besserung im Rechte nennt, bestimmt den Unterhaltungsanspruch der Mutter eines anerkannten unehelichen Kindes auf fünf Schilling (Mark) für jede der ersten sechs Wochen nach der Geburt und auf zwölf und einen halben Schilling (Mark) für jede folgende Woche bis zum vollendeten dreizehnten Lebensjahre des Kindes. In den Vereinigten Staaten von Amerika haben uneheliche Kinder meist ein beschränktes Erbrecht in Bezug auf den Nachlaß des Vaters.

Die sehr ausführlichen Motive (Bd. 4, S. 851—918) zu den Bestimmungen des Zivilgesetzentwurfs erster Lesung über das Rechtsverhältnis der unehelichen Kinder zeigen, daß die Kommission mit viel Fleiß, Sorgfalt, Umsicht, Ernst und Gründlichkeit gearbeitet hat. Besonders erfreulich ist das Mitleid mit der unglücklichen und verwahrlosten Lage der unehelichen Kinder, das in manchen Sätzen der Motive durchklingt. Vielen Vorschlägen der Kommission und ihrer Begründung wird man einfach beistimmen dürfen. Ernste Bedenken aber erregen mehrere Bestimmungen über die Beziehungen zwischen dem Vater und dem unehelichen Kinde. Bei der Neugestaltung dieser Materie scheint nicht ausreichend berücksichtigt zu sein, daß es neben der Gewährung von Gerechtigkeit an Mutter und Kind auch darauf ankommt, das Gesetz so zu gestalten, daß die geschlechtliche Begehrlichkeit und Angriffslust des Mannes in heilsamen und nötigen Schranken gehalten und dadurch die ganz übermäßige Zahl der unehelichen Geburten gemindert wird. Vielleicht ist die große Kraft der Gesetzgebung zur Hinwirkung auf dieses Ziel, die recht anschaulich in den Folgen des Reichsgesetzes vom 4. Mai 1868 über die Aufhebung der polizeilichen Beschränkungen der Eheschließung hervortritt, dem wir die sehr erfreuliche Besserung in der Verhältniszahl der ehelichen und der unehelichen Geburten zu danken haben (11,5 Prozent aller Geborenen in den zwei Jahrzehnten 1851—70, dagegen nur 8,9 und 9,3 Prozent in den zwei Jahrzehnten 1871—90), nicht ausreichend gewürdigt. Jedenfalls ist die Kommission aus dem Banne der hergebrachten Anschauungen und Gewöhnungen nicht herausgekommen und hat in ihren Vorschlägen die gegenwärtige durchschnittliche rechtliche Stellung des unehelichen Kindes und seiner Mutter zu dem Vater nicht gebessert, eher verschlechtert. Das uneheliche Kind soll den Geschlechtsnamen der Mutter, nicht des Vaters erhalten; der Vater soll zwar vor der Mutter und den sonstigen Verwandten zur Alimentation des Kindes verpflichtet, aber dieser Unterhaltungsanspruch auf den notdürftigen Unterhalt und auf die Zeit bis zur Zurücklegung des vierzehnten Lebensjahres des Kindes beschränkt sein. In dem Entwurf zweiter Lesung und in der Vorlage, die dem Reichstage gemacht ist, sind diese Bestimmungen dahin gebessert, daß an Stelle des notdürftigen Unterhalts der „der Lebensstellung der Mutter entsprechende Unterhalt“ gesetzt und ausgesprochen ist, daß derselbe „den gesamten Lebensbedarf, sowie die Kosten der Erziehung und der Vorbildung zu einem Berufe“ umfaßt, sowie daß dieser bis zur Vollendung des sechzehnten Lebensjahres des Kindes fortdauert. So erfreulich und dankenswert diese Besserungen auch sind, so bleibt doch die Frage: ob die angeführten Bestimmungen, auch in ihrer neuen Gestalt, den

Anforderungen christlicher und sozialer Gerechtigkeit genügen. Bei ihrer Beantwortung müssen wir auf die Stellung und Lage der Mutter und des Kindes sehen und auch das große öffentliche Interesse an der Minderung der unehelichen Geburten berücksichtigen.

Wenn ich das Evangelium vom barmherzigen Samariter lese und sein gegenwärtiges Anwendungsgebiet überlege, so denke ich zunächst und zumeist an unerfahrne Mädchen, die hilf-, mittel- und freundlos in eine fremde Stadt verschlagen werden. Wie groß ist die Gefahr, daß sie den Künsten, Tücken und Schlichen der Verführung erliegen! Und verdienen nicht gleiches Mitleid und gleiche Barmherzigkeit solche Mädchen und Frauen, die durch Arbeitslosigkeit oder unzureichenden ehrlichen Erwerb in die Arme der Sünde und Schande getrieben werden? Welche Not, Angst und Verzweiflung mag der Ergebung unter die Sünde manchmal vorangehen? Genügt der Christ seiner Pflicht durch die Uebung von Barmherzigkeit in einem einzelnen Falle, der gerade an ihn herantritt? Und wie selten ist wirksame Hilfe möglich, nachdem ein Mädchen gefallen ist? Ist es nicht auch Christenpflicht, dahin zu wirken, daß Gesetz und Sitte sich in einer solchen Richtung ändern und bessern, daß die Sünde und das Laster der Unkeuschheit abnehmen?

Das sechste Gebot gilt gleichmäßig für Männer und Frauen. Vom Standpunkte christlicher und sozialer Gerechtigkeit wiegt ein Fehltritt dagegen beim Manne mindestens so schwer wie bei der Frau; dem Manne fehlen Milderungsgründe, die der Frau oft zur Seite stehen. Das Gesetz stellt denn auch den Ehebruch des Mannes und der Frau auf gleiche Stufe. Aber steht die Sitte hiermit im Einklange? Wird die Ehe mit einem geschlechtlich bescholtenen Manne der Ehe mit einer geschlechtlich bescholtenen Frau gleich gestellt und gleich gewertet? Wird der Mann gleich der Frau durch einen Fehltritt gegen das sechste Gebot von guter Gesellschaft ausgeschlossen? Wäre es nicht ein großer Fortschritt auf dem Wege zu christlicher und sozialer Gerechtigkeit, wenn anständige Mädchen sich gewöhnten und nach und nach durch die Sitte gezwungen würden, jedem Manne die Ehe zu weigern, dessen Sittenreinheit zweifelhaft ist?

Das vierte Gebot gilt gleichmäßig für eheliche und uneheliche Kinder; auch das uneheliche Kind soll Vater und Mutter ehren. Die Beschreibung der gewöhnlichen Beziehungen zwischen dem Vater und dem unehelichen Kinde in den Motiven (S. 851): „Die durch die Natur zwischen dem unehelichen Kinde und seinem Erzeuger geknüpften Bande führen in den wenigsten Fällen zu einer innigeren Verbindung zwischen beiden. Meistens steht der Vater dem unehelichen Kinde gleichgiltig und fremd gegenüber. Er betrachtet dasselbe als eine Last und hat kein Interesse an dem Wohlergehen, der körperlichen und geistigen Ausbildung desselben“ ist leider nur zu wahr; die Leistungen des Vaters für das uneheliche Kind beschränken sich nur zu oft auf die unwillige und widerstrebende Zahlung geringfügiger und kümmerlicher Pflegegelder. Kann und darf man bei diesem Zustande von dem unehelichen Kinde die Erfüllung seiner ersten elementarsten christlichen Pflicht, Ehrfurcht gegen den natürlichen Vater, erwarten und begehren? Ist es nicht ein dringendes Gebot christlicher und sozialer Gerechtigkeit, die Beziehungen zwischen dem Vater und seinem Kinde inniger zu gestalten, mindestens in der Weise, daß das Kind, selbstverständlich unter Voraussetzung der Anerkennung oder Feststellung der Vaterschaft, den Namen des Vaters erhält, und daß dadurch die Zusammengehörigkeit von Vater und Kind auch äußerlich hervortritt und bekundet wird? Der Vater hat an der Unehre der unehelichen Geburt mindestens gleichen Anteil wie die Mutter; mit welchem Rechte nimmt man ihm seinen Anteil an dieser Unehre und schiebt ihn der Mutter zu, indem man dem Kinde ihren und nicht seinen Namen giebt?

Das uneheliche Kind ist in seinem Leben, seiner Gesundheit, seiner körperlichen und geistigen Entwicklung von Kindesbeinen an unendlich mehr gefährdet als das eheliche Kind. Es bedarf daher des Schutzes und der Fürsorge seines Vaters und seiner Mutter in mindestens gleichem Maße wie das eheliche Kind. Steht damit im Einklange, daß sein Unterhaltungsanspruch gegenüber dem Vater auf die Zeit bis zum

vollendeten sechzehnten Lebensjahre und auf den der Lebensstellung der Mutter entsprechenden Unterhalt beschränkt werden soll? Sind in der That ausreichende Gründe vorhanden, das uneheliche Kind in seinem Unterhaltungsanspruch gegenüber dem Vater hinter dem ehelichen Kinde zurückzusetzen?

Wenn der Reichstag, in kühner aber gerechter Fortbildung der Rechtsentwicklung, die nach und nach die rechtliche Stellung des unehelichen Kindes gebessert und gehoben hat, diesem unter Voraussetzung der Anerkennung oder Feststellung der Vaterschaft den Namen des Vaters und einen gleichen Unterhaltungsanspruch wie dem ehelichen Kinde erwirkte, so würde ein doppelter Vorteil erreicht: einmal würde sich der Vater um das Kind, das seinen Namen trägt, und für das er seiner Lebensstellung entsprechende Alimente zahlt, in andrer und ausgiebigerer Weise kümmern, als meist gegenwärtig der Fall ist, und sodann würde die Sünde und das Laster der Unkeuschheit seltner werden, weil manche Männer, wenn auch nur im Hinblick auf die empfindlichen Folgen, die das Gesetz für sie an die Geburt eines unehelichen Kindes knüpft, Unkeuschheit meiden würden. Die Sittenbesserung würde voraussichtlich bei den Männern der obern Stände beginnen, aber sich von dort nach und nach auf die Männer der mittlern und untern Stände verbreiten. Man mag mit Sicherheit voraussagen, daß gesetzliche Bestimmungen, wie sie hier empfohlen werden, eine erhebliche Minderung der ganz übermäßigen Zahl der unehelichen Geburten herbeiführen würden.

Die weise und gerechte Ordnung der rechtlichen Stellung der unehelichen Kinder ist eine für die Wohlfahrt und Gesittung des deutschen Volks hochbedeutsame Angelegenheit. Wir dürfen dabei nicht sehen auf die Anschauungen und Interessen „der bevorzugten Wenigen, zu deren Vorteile die Welt bislang ihre Einrichtungen gebildet zu haben scheint,“*) wir müssen vielmehr sehen auf die Mühen, Nöte und Leiden der breiten Masse des Volkes. Der Ernst und die Gefahr unsrer wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse dringt in das Bewußtsein immer weiterer Kreise des Volkes; mit der Erkenntnis der uns bedrohenden Gefahren wird und muß das Bemühen, unleugbare wirtschaftliche und soziale Mißstände zu beseitigen oder doch zu mildern, soweit Menschenkraft dazu ausreicht, wachsen und zunehmen. Das Wort der Schrift: „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben“ wird immer wahr bleiben. Nicht ohne Grund sagt Frederick W. Robertson: National revolution is only the Divine Rejection stamped on the social falsehood — which cannot stand.**)

Marburg, den 22. Februar 1896

J B Westerkamp

Zum Ausstande der Konfektionsarbeiter in Berlin

Noch nie ist in Deutschland ein Streik von so großen Dimensionen unternommen worden, wie der nun beendigte Ausstand der Arbeiter und Arbeiterinnen in der Konfektionsbranche. Noch keiner hat in demselben Maß das Interesse weitester Kreise für sich in Anspruch genommen. Vielleicht war auch kaum einer so lehrreich, wie dieser. Dem Wunsche, das, was sich dabei mir als Beobachter aus nächster Nähe aufgedrängt hat, dem Leserkreise unsrer Christlichen Welt mitzuteilen, komme ich gern nach, ob ich auch nur Aphorismen bieten kann.

Wer trägt die Schuld für diesen Streik? „Natürlich die Sozialdemokratie,“ las man in den bekannten Blättern. Ja und Nein. Die Bewegung ging zwar aus von der Gewerkschaft der Schneider und Schneiderinnen, wurde von den Zentralorganen der Gewerkschaften unterstützt und hatte mit der sozialdemokratischen Partei als einer politischen nichts zu thun. Aber diese Partei stellte ihre ganze Organisation, auch reichliche Mittel der Gewerkschaft zur Verfügung. Nur dieser Rückhalt konnte

*) So der frühere englische Handelsminister James Bryce am Schlusse seines großen Werkes: The American Commonwealth.

**) „Nationale Revolution ist nichts andres als die göttliche Verwerfung, die auf die soziale Falschheit gesetzt ist, die nicht bestehen kann.“ Sermons, Tauchnitz Edition, 1, 292.

den Führern gerade dieser Gewerkschaftsbewegung den Mut geben, einen Lohnkampf zu wagen. Denn die Arbeiterschaft, um die es sich dabei handelte, besteht fast durchweg aus Heimarbeitern, zumeist weiblichen Geschlechts, die zum allergeringsten Teil organisirt waren, zum größten für den Wert der Organisation noch gar kein Verständnis und keinen Trieb dazu hatten; sie ist durch das Elend ihrer Lage mutlos und schlaff geworden; sie leidet unter einer unerschöpflichen Konkurrenz durch Kräfte, die den Erwerb in der Konfektion nur als Nebenverdienst erstreben und darum zu Unterbietungen im Lohn und zum Eintritt in jede Lücke stets bereit stehen. Daß dennoch der Streik zustande kam, und zwar in solcher Ausdehnung, daß die Arbeitgeber die Verständigung dringend wünschten, ist ebenso ein erschütterndes Zeugnis der Not, die diese an sich ganz disparaten Elemente zusammentrieb und den Verzweiflungsschritt rechtfertigte mit dem Gedanken: schlimmer kanns doch nicht werden, wie ein erschreckendes Zeichen der Macht und des Vertrauens, die die Sozialdemokratie und die an sie sich anschließenden Organisationen auch in ihr ganz fernstehenden Arbeiter- und Arbeiterinnenkreisen besitzt. Die Sozialdemokratie gilt dort als der Anwalt der Mühseligen und Beladnen.

Aber ist sie darum schuld am Streik? Seit dem Jahre 1887 weiß die Reichsregierung und der Reichstag auf Grund eingehendster Ermittlungen über die großen Mißstände in der rasch und sozusagen wild emporwachsenden Konfektionsindustrie sehr genauen Bescheid. Wohl hat die Novelle vom 1. Juni 1891 den gröbsten Mißständen des sogenannten Tucksystems etwas entgegengearbeitet. Aber erst jetzt, nachdem der Streik in Gang kam, hat der Reichstag sich zu einer allerdings sehr energischen Interpellation aufgerafft, die eine ebenso dankenswerte Aufnahme bei der Regierung fand. Aber konnte man den Sozialdemokraten das Lachen verdenken, als der nationalliberale Interpellant versicherte: wir haben die Anfrage nicht aufgegriffen wegen der jetzt auftretenden Bewegung unter den Arbeitern, sondern wir knüpfen an eine Enquete vom Jahre 1887 (!) an. Während sodann z. B. im Düsseldorfer Bezirk bereits vor zehn Jahren durch Gemeinde-, Kreis- oder Provinzialstatut die Ausdehnung der Krankenversicherung auf alle Hausindustriellen erfolgt ist, haben in den Hauptbezirken der Konfektionsindustrie die berufenen Instanzen noch keinen Schritt nach dieser Seite gethan. Endlich — die Vertreter der Konfektionsarbeiter haben schon vor bald Jahresfrist Klagen über die Mißstände bei ihren Arbeitgebern erhoben und Forderungen ihnen vorgelegt als Grundlage von Verhandlungen. Diese wurden ignorirt oder kurzer Hand als unausführbar abgelehnt. Als der auf den 1. Februar angesetzte letzte Termin beinahe zu Ende war, ließ sich die Arbeiterkommission noch wenige Tage zuvor durch eine Intervention aus der Berliner Bürgerschaft, die sich bemühte die Konfektionäre zu Verhandlungen zu bewegen, bestimmen, den schon überall vorbereiteten Streik in letzter Stunde auf acht Tage hinauszuschieben. Die Verhandlungen verliefen ergebnislos. Der Streik wurde am 8. Februar proklamirt. Am 12. Februar erfolgte die Interpellation im Reichstag. Am 18. Februar trat das Einigungsamt des Gewerbegerichts in Thätigkeit, das schon am selben Abend eine Vereinigung in der Herren- und Knabenkonfektion zustande brachte, während in der Damen- und Kinderkonfektion durch freie Verhandlungen unter dem Vorsitz des Inhabers der bedeutendsten Firma ebenfalls eine Verständigung erzielt wurde. Wen trifft also wohl die Schuld an dem Streik und seinen Folgen? Sie verteilt sich auf viele Schultern. Das Schwergewicht aber liegt wohl anderswo als bei der Sozialdemokratie.

Und wer hat den Vorteil von diesen Verschleppungen? Einzig und allein die Sozialdemokratie! Fester noch womöglich fühlt sich nun die Schneidergewerkschaft der Sozialdemokratie verbunden und verpflichtet. Eine Menge von Arbeitern und Arbeiterinnen hat sich der Gewerkschaft, die ihnen zum ersten Schritt heraus aus ihrer rechtlosen Lage verholfen, angeschlossen; den meisten wird sie die Brücke zur Sozialdemokratie werden. In Berlin allein hatte die Organisation der Schneider und Schneiderinnen schon am 13. Februar infolge der Bewegung um 4000 Mitglieder zugenommen. Die Lässigkeit der andern

Stände und Instanzen hat der Sozialdemokratie also einen gewaltigen Zuwachs ihrer Zahl und mehr noch ihres Prestiges verschafft. Der Vorwärts hat recht, wenn er seinen den Verlauf des Ausstandes besprechenden Leitartikel vom 28. Februar schließt:

Deshalb mahnen wir die Konfektionsarbeiter und -Arbeiterinnen, sich samt und sonders dem Zentralverband deutscher Schneider und Schneiderinnen anzuschließen, dessen Thatkraft, Umsicht und unermüdlichem Fleiß sie es zu danken haben, daß der Anfang gemacht ist, sie aus ihrer jammervollen Notlage in bessere Verhältnisse zu bringen.

Und giebt ihm die Vorgeschichte etwa so ganz Unrecht, wenn er fortfährt:

Die energische und dadurch machtvolle Organisation ist weiter nötig, damit die Regierung ihr Versprechen, die Krebsschäden der Betriebsweise in der Konfektionsindustrie durch gesetzliche Maßnahmen auszumerzen, nicht außer Acht läßt —?

Und wem gebührt die größte Anerkennung in der ganzen Bewegung? Zweifellos der Fünferkommission, die die Arbeiter Berlins vertrat, und ihrem Sprecher. Es ist nur eine Stimme darüber, wie maßvoll sie in ihren Forderungen, wie sachlich in ihren Formen sie sich hielt, wie sie alles that, den Friedensschluß bei irgendwie annehmbaren Bedingungen zu erleichtern. Manche Kenner des Elends hätten ihr noch mehr Erfolg gewünscht. Die radikalen Elemente der Bewegung haben ihre Mäßigung mit schnödem Undank gelohnt. Aber sie hat eben nicht den Kampf um des Kampfes willen gewollt. Und scheint uns das Erreichte wenig, so beweist das nur, wie gar nichts vorher da war. Der Haupterfolg ist nicht die Lohnaufbesserung; so klar sie zeigt, daß das Geschrei der Beteiligten und Unbeteiligten, man solle die blühende Industrie nicht konkurrenzunfähig machen, recht wenig begründet war. Der Haupterfolg ist, daß eine Minimalgrenze des Lohnes wenigstens in der Herren- und Knabenkonfektion vereinbart werden soll, damit die Schmutzkonkurrenz unterbunden werde, daß Lohntarife in den Werkstätten und Geschäften ausgehängt werden müssen, damit der Arbeiter weiß, welchen Lohn er zu beanspruchen hat, und die Lohndrückerei aufhört; daß die Geschäftsinhaber die Auszahlung des vollen Lohnes an die Arbeiter durch die Zwischenmeister zu kontrolliren versprochen haben, sodaß die letztern das „Schwitzsystem“ aufgeben müssen, endlich daß die Fünferkommission als legale Vertretung der Arbeiter anerkannt ist und in einer ständigen aus Konfektionären, Zwischenmeistern und Arbeitern gemischten Kommission künftige Streitigkeiten geschlichtet werden sollen. Das ist doch wahrlich bescheiden genug, aber gegenüber dem bisherigen Zustande ist es ein gewaltiger Fortschritt. Damit ist einer großen Klasse von Arbeitern ein Rechtsboden erstritten, der ihr bis dahin in ihrem Arbeitsverhältnis fehlte. Die aber jeden Streik als eine Umsturzbewegung verwerfen, mögen sich fragen, ob dieser Erfolg des Streiks dem Umsturz zuführt, oder zur Befestigung der Verhältnisse hilft.

Wie sticht gegen dieses maßvolle sachliche Vorgehen der Arbeiterschaft so manche Leistung der kapitalistischen Presse ab! Kann man z. B. anders denn als Unverstand oder Hohn die fast frivolen Ratschläge der Hamburger Nachrichten, die andre Blätter mit Behagen abdruckten, auffassen:

Es steht ja den notleidenden Arbeitern und Arbeiterinnen frei, den Lohnkampf in der Weise zu führen, daß sie vorübergehend andre Arbeit übernehmen [die findet man bekanntlich heute auf der Straße!]; viele werden dazu in der Lage sein, unter der Voraussetzung, daß sie aus Berlin wegziehen [wer bezahlt die Umzugskosten und garantirt für Beschäftigung?], und wir sehen nicht ein, warum dies nicht geschehen soll, und weshalb diese Elemente, wie es erfahrungsmäßig der Fall ist, lieber in Berlin hungern, als auf dem Lande, oder als Dienstboten [es sind 30 000 Arbeiterinnen, die in Frage kommen!] oder dergleichen ihr Auskommen finden wollen.

Da fragt man: wer drängt zum Umsturz? Wer verbittert die Gemüter der Arbeiter? Gewiß ist „für Sentimentalitäten in Fragen des politischen, sozialen und wirtschaftlichen Lebens kein Raum,“ aber auch nicht für Brutalitäten, wohl aber für Humanität.

Besonders häufig hat man immer wieder gehört, niemand als die Konfektionäre verständen die Lage der Industrie, und niemand anders dürfte sich darum eine Meinung erlauben, ob die Dinge geändert werden könnten oder nicht. Das ist ein

Satz des Satans. Wenn das Gewissen und die Bruderliebe sagt, daß die Dinge geändert werden müssen, so hat Gewissen und Bruderliebe die Pflicht, zu vertrauen, daß sie auch geändert werden können. Der Unglaube ist immer verbündet mit der Herzenskälte. Es ist sehr fraglich, ob die Einigung zustande gekommen wäre, wenn nicht die öffentliche Meinung sich weit überwiegend für die Forderungen der Arbeiter ausgesprochen hätte. Liebe und Gewissen, so lehrt uns dieser Handel, mögen sich nie Mund und Auge verbinden lassen und schweigend anbeten vor den über sie erhabnen „Lebensbedingungen“ der Industrie und vor den Geheimnissen des sozialen Körpers. Es bedeutet für diese idealen Mächte eine schwere Niederlage, daß der im Bunde mit der Sozialdemokratie stehenden Gewerkschaft mit dem Gewaltmittel des Streiks in acht Tagen gelang, was sie mit ihren Mitteln zu erreichen nicht einmal einen entschiednen Anlauf nahmen.

Der Streik war beendet. Aber die Schlacht hatte schwere Opfer gekostet. Vierzehn Tage ohne jeden Verdienst bedeutet für die, die nur gerade von der Hand in den Mund zu leben haben, Hunger, Leihhaus, Straße. Darf der Samariter nicht verbinden nach der Schlacht, auch wenn die Schlacht nach seiner Ueberzeugung ein Unrecht war? „Das ist Gutheißen, ist Unterstützung des Streiks“ — „dann werden sie bei jedem Streik auf die Hilfe der Gutmütigen rechnen.“ O Sophistik der Liebesarmut! Sind denn diese Armen aus Uebermut in den Streik getreten? Haben sie ihn vom Zaun gebrochen? Billigt und provozirt man den Leichtsinn eines Mädchens, weil man es nachher aus der Not, in die es geraten, zu retten sucht?

In Berlin baten eine große Anzahl Damen durch einen Aufruf um Mittel zur Linderung der entstandnen Not. Bis zum Augenblick, da die Korrektur dieses Artikels zur Druckerei geht, sind 10700 Mk. dazu eingegangen.*) Und wie wurden sie verteilt? Das ist das Letzte, was dieser Handel uns klar gemacht hat. Es gab kein andres Mittel, als daß wir an die Gewerkschaft uns wandten mit der Bitte, alle diejenigen, die in besondrer Not sich befänden, nach Feststellung ihrer Verhältnisse uns zuzusenden. Nur die Gewerkschaft hat eine Organisation zur Verfügung, sich vor unberechtigtem Bettel zu schützen und zuverlässige Recherchen in kürzester Frist zu veranstalten. Nur an die Gewerkschaft wenden sich die durch den Streik in bittere Not Geratenen. Und unsre Kontrolle zeigt, daß wir mit gutem Recht der Unparteilichkeit und Sachlichkeit der Recherchen dieser Gewerkschaftskommissionen vertrauen konnten.

Die Not, die sich da uns enthüllte, übertrifft alle Vorstellungen. Sie ist auch nicht von gestern her. Welche Bilder körperlichen Elends, welche Familiennöte ohne Zahl! Sie waren einmal zu Dreißig in unserm Stadtbahnbogen versammelt, diese gebrochnen Frauengestalten. Da stand eine der Damen auf, begann ihnen von dem Wirken der Gemeindeschwestern, von den sogenannten Kaiserinnenstationen zu berichten. In den matten Augen leuchtete es auf, es klang ihnen wie ein Märchen von „Im Walde.“ Vollends von Pfarrer, Pfarrhaus, Kirchspiel, Kirche wußten sie fast alle nichts. Woher denn auch? Sie arbeiten von früh bis in die Nacht Sonntags und Werktags in ihrer Kammer, um den Hunger von der Schwelle zu verscheuchen. Aber sie waren nicht Sozialdemokratinnen. Was waren sie denn? Sie gehörten zu denen, die an den Zäunen und auf den Straßen liegen, zu den Schafen, die keinen Hirten haben, zu den — Vergessenen. Hätten wir diese Unterstützung durch Vermittlung der Kirche ihnen zugehen lassen können! Ich meine so, daß die Gemeinden durch ihre Organe, einschließlich ihrer Aeltesten, der Not nachgegangen wären, sie festgestellt und dann aus den womöglich von der Berliner Kirche selbst durch einen Aufruf ersammelten Mitteln gelindert hätten. Dann wüßten sie alle noch deutlicher, als sie es von unserm Damenkomitee mit großenteils rührendem Danke rühmen, daß es noch andre Kreise giebt, die sich um ihre Notlage kümmern, als — die Sozialdemokraten; dann hätte wohl bei manchen unter ihnen die erfahrene Liebe den unter der Asche des Elends glimmenden Glauben neu entflammt und sie zurückgeführt zu

*) Die Redaktion nimmt gern Beiträge an.

der Gemeinde der Gläubigen, von der dieser warme Hauch zu ihnen drang.

So aber mußte die Kirche müßig am Markte stehen. — Gott weiß, zu wie vielen von diesen 30000 bis 40000 am Streik Beteiligten die Kirche in diesen Wochen den Weg gefunden hat. Die Organisation in kleine Gemeinden mit einheitlicher Leitung ist noch immer ein schöner Zukunftstraum; wer seine Verwirklichung hindert, ist schuld, wenn in solchen Zeiten die Kirche dem Priester und Leviten ähnlich scheint, der vorüberzieht nach Jerusalem, der Königsstadt, und den unter die Räuber Gefallenen liegen läßt am Wege. Was wir damit fördern, viel sicherer, als alle „sozialistischen" Pastoren, das hat der jüngste Streik durch seine großen Dimensionen und sein Hineingreifen in der Sozialdemokratie bisher völlig fernstehende Kreise jedem gezeigt, der sehen kann und will. Wenn das Meer brandet und die Ufer unterspült und wegzuschwemmen droht, baut man allerlei Schutzdämme und versucht auch den Flugsand fußbreitweise sorgfältig mit Anpflanzungen widerstandsfähig zu machen. O Gott im Himmel, sende unsrer Kirche bald einen Strandvogt, der sich nicht begnügt, daß die Kapelle hinter der Düne steht und Orgel und Glocke ihr nicht fehlen. Sonst könnte die alte Legende von der ins Meer versunknen Kirche einmal zur Wahrheit werden. von Soden

Verschiedenes

(Aufhebung der Zivilehe?) Die Krisis, in der sich die konservative Partei jetzt befindet, veranlaßt die Kreuzzeitung in Nr. 96 zu einem „Mahnruf." Sie fühlt offenbar die gefährliche Lage, in die durch das Ausscheiden derer um Stöcker die Partei geraten ist, die nämlich, daß sie nun als eine reine Interessenpartei dasteht. So ruft die Kreuzzeitung die Genossen auf, über der praktischen Politik die „idealen Aufgaben" nicht aus den Augen zu lassen. Die konservative Partei soll „nicht vergessen, daß unser Volk mehr haben will als Speise und Trank, als Geld und Gut, daß es vielmehr auch der stetigen Pflege der in ihm ruhenden sittlichen Kräfte bedarf." Die richtige Anwendung von dieser Einsicht wird die Partei machen, wenn sie die Regierung nötigt, „ein auf christlicher Grundlage ruhendes Volksschulgesetz" zu schaffen. „Die konservative Partei steht jetzt vor einer schweren Prüfung. Sie wird zu zeigen haben, daß sie auch idealen Aufgaben gerecht zu werden vermag, daß sie insbesondre ernstlich gewillt ist, unserm Volke das kostbare Gut einer christlichen Erziehung auf die Dauer zu sichern."

Aehnliche Empfindungen bewegen angesichts derselben Parteikrisis den Reichsboten. Er aber findet eine andre ideale Aufgabe zeitgemäßer. In Nr. 42 eröffnet er den Kampf gegen § 1245 des ersten, § 1222 des zweiten Entwurfs eines deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs und veröffentlicht in Nr. 49 einen Aufruf, der überschrieben ist: „Deutsche Christen aller Parteien!" und mit den Worten beginnt: „Jeder, der sein Christentum noch werthält und unter dem Zivilstandsgesetz die Ehe geschlossen hat, wird das Drückende, ja Widersinnige der doppelten Eheschließung empfunden haben: erst vor dem Standesamt, dann in der Kirche. Wohlan, jetzt oder nie ist der Augenblick gekommen, hier eine Abänderung herbeizuführen." Zum Schluß wird eine Petition vorgeschlagen um Ablehnung des § 1245 in seiner gegenwärtigen Fassung (d. h. der obligatorischen Zivilehe) und um Annahme folgendes Wortlauts (d. h. der fakultativen Zivilehe): „Die Eheschließung kann durch einen Standesbeamten oder durch einen Geistlichen geschehen u. s. w."

Wie lautet nun § 1245 in der Fassung des vorliegenden Entwurfs? Nach dem Reichsboten in allen seinen Kundgebungen von Nr. 42 bis 50: „Die Ehe kann nur von einem Standesbeamten geschlossen werden." In Wirklichkeit, sowohl in der ältern wie in der neuern Vorlage: „Die Ehe kann nur vor einem Standesbeamten geschlossen werden." Der Unterschied ist nicht geringfügig, wie jedermann fühlen wird, und der Fehler, den der Reichsbote hartnäckig macht, ein sehr leichtfertiger. Ich gestehe, daß ich den Paragraphen in der Fassung, wie ihn der Reichsbote wiedergiebt, sehr unglücklich finden würde.

Sehen wir über diese unbegreifliche Verunstaltung des Paragraphen hinweg, so sei zur Sache bemerkt. Ich rechne mich annoch zu den deutschen Christen aller Parteien, halte mein Christentum wert und habe unter dem Zivilstandsgesetz die Ehe geschlossen. Etwas, das meinem christlichen Bewußtsein widersprochen hätte, ist mir dabei nicht begegnet. Aber ich will dem Reichsboten ein Stück entgegenkommen. Vielleicht zu dem Schärfsten, was gegen das Zivilstandsgesetz geschrieben worden ist, gehört, was ich Seite 22 meiner Schrift „Unsre Landgemeinden und das Gemeindeideal" (Leipzig, 1891) auf Grund meiner Erfahrungen als Landpfarrer gesagt habe. Es würde sich zur Agitation für die vom Reichsboten empfohlene Petition sehr wohl eignen. Und meine Ueberzeugung ist noch heute, daß das kirchliche Bewußtsein unsers Volkes, zumal unsers Landvolkes, einen schwereren Stoß seit — ja beinahe möchte ich sagen seit der Reformation — nicht erlitten hat, als durch den Erlaß dieses Gesetzes. Plötzlich wurde an Einem Punkte die Trennung von Staat und Kirche vollzogen, und zwar an einem sehr fühlbaren. Das Volk

verstand nicht, warum; es war auf diesen Eingriff in die lebendige Sitte nicht vorbereitet; es wurde in der entscheidenden Stunde nicht unterrichtet. Die Geistlichen und Kirchenparteien, die in einer ganz berechtigten Aufregung den aussichtslosen Widerstand organisirten, thaten vollends das Ihre, die Gewissen der kirchlich Eifrigsten zu verwirren. Unser Volk hat damals viel Schaden gelitten, und an den Folgen dieser Erschütterung leidet es noch.

So urteile ich aus der Praxis heraus. Prinzipiell ist gar nichts dagegen zu sagen, wenn der Staat die Beurkundung des Personenstandes und die Legitimation des Rechtsverhältnisses der Ehe besondern Staatsbeamten überträgt. Und heute trägt eine ungeheure Verantwortung, wer mit sogenannten christlichen Theorien die kirchlichen Glieder unsers Volks von neuem gegen die Zivilehe aufregt. Erreicht wird doch nichts, oder höchstens mit Hilfe des Zentrums, dessen Ehe-, Kirchen- und Staatsbegriff doch auch der Reichsbote verwirft. Sicher aber wird neuer Schaden angerichtet. Unser Volk hat angefangen, seine Begriffe von Ehe und Eheschließung umzudenken, es hat angefangen zu begreifen, daß es etwas andres ist, ein eheliches Rechtsverhältnis eingehen und sich vor der Gemeinde als christliche Eheleute bekennen. Es hat unter der Erziehung klarer und treuer Pastoren dadurch ein gutes Stück Verständnis für das Wesen des evangelischen Christentums gewonnen. Und diesen Prozeß des Umlernens, dieses erste Wachstum einer bessern Volkssitte will man in blindem Eifer stören durch einen neuen Petitions- und Schlagwörtersturm gegen das Standesamt? Weil wir unser Volk liebhaben, bitten wir den Reichsboten und seine Gesinnungsgenossen, unsern Gemeinden diese neue Verwirrung der Gewissen zu ersparen. Predigt den deutschen Christen aller Parteien von ihrer Christenpflicht unter dem Zivilstandsgesetz, und was eine christliche Ehe sei im Unterschiede von einer nur durch Rechtsgeschäft geschlossenen, aber laßt ab davon, eine bessere Christenheit zu erhoffen von einem nunmehrigen Sturz der obligatorischen bürgerlichen Eheschließung! R

Quittung

Für Armenien: 25 Mk. in der Gemeinde Immenstadt gesammelt; 18 Mk. von der Gemeinde H in W durch Pf. L; 17,50 Mk. von der Realschule zu Oschersleben; 15 Mk. gesammelt am Jahresfest des Akademischen Missionsvereins in Berlin; je 10 Mk. von A, Petterweil; K S, Wichtringhausen; G D, Fr.; 8,20 Mk. durch P. Sch, Graeditz; 5,75 Mk. in der Bibelstunde zu Ettingshausen gesammelt; 3 Mk. von Pf. N N in F; 2 Mk. von G S, Mainz; 1 Mk. von N N, Berlin.

Für den verunglückten Pfarrer: 3 Mk. von Pf. N N in F; 2 Mk. von A, Petterweil.

Für die Konfektionsarbeiter: je 4 Mk. von Pf. N N in F; J G, Dresden. Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 10 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Junges, geistig gebildetes **Mädchen**, geprüfte Lehrerin, im Haushalt und allen weibl. Arbeiten erfahren, tief religiös, sucht zum 1. Juni oder Juli **Stellung** in einer guten evang. Familie. Ausland bevorzugt. Offerten unter **H F** an die Expedition.

Ein junges Mädchen möchte in einem **Pastorenhause** den Haushalt erlernen. Offerten werden erbeten unter **A M 19** postlagernd **Burg** bei Bremen.

Cand. theol. a. g. Fam. sucht Stellung in gut. Fam. a. **Hauslehrer** f. 1 (od. 2) Knab. Gehaltsanspr. gering. Empfehlungen v. H. Generalsup. **Faber** u. a. Offert. postlag. **M F Seehausen** i. A.

Töchterheim
des ev. Diakonievereins.
Pensionat für Töchter gebildeter Stände zu häusl., wissenschaftl., gesell. u. Berufsausbildung in **Cassel, Schloß Werdorf** und **Norderney.** Ziel: sittliche u. wirtschaftliche Selbständigkeit. Preis 800 Mark, für Vereinsmitglieder Selbstkosten. Prospekte durch Prof. D. **Zimmer**, Herborn.

Soeben erschien bei S. Hirzel in Leipzig:

Handbuch der Alttestamentlichen Theologie

von

August Dillmann

Aus dem Nachlaß des Verfassers herausgegeben

von

Rudolf Kittel,

ord. Professor a. d. Universität Breslau

Preis 11 Mark

Luthers Werke, Braunschw. Ausg., Beyschlag, Leben Jesu, 3. Aufl., Schweizer, Glaubenslehre, 2. Aufl., Zeitschrift f. Theol. u. Kirche, 1—2, sind sehr preiswert zu verk. Gefl. Anfr. u. **B 30** a. d. Christl. Welt.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162.**

Echte Müller's Patent-Accordzithern, in einer Stunde ohne Notenkenntnis und ohne Lehrer zu erlernen. Prachtinstrumente, kosteten früher 16 Mk. jetzt nur 12 Mk., solange d. Vorrat reicht, bei **O. C. F. Miether**, Hannov. Harmonika- und Musikinstr.-Fabrik in **Hannover II**, Steinthorfeldstr. 19.
NB. Allen werten Bestellern gebe noch ein kleines Musikinstrument **umsonst**, nur damit Sie sich von der Güte und Preiswürdigkeit meiner Fabrikate überzeugen sollen. D O

Die evangelische Kirche und die Heilsarmee nach ihrem innern Verhältnis
Eine soziale und religiöse Frage der Gegenwart
von
A. Schindler
130 Seiten gr. 8°, brosch. 1,20 Mk., franko per Post 1,30 Mk.
Eine gründliche Arbeit über diese merkwürdige religiöse Erscheinung mit neuen Aufschlüssen auch über die sozialen Ziele der Heilsarmee. Ein theologischer Referent spricht sich über diese Schrift dahin aus: „Ein meisterhaft geschriebenes Buch, wie sie nicht oft getroffen werden, ein Genuß zu lesen; die markigen, klaren Sätze sind förmliche Sentenzen, die als Motto gelten könnten."
Zu beziehen durch **Jaeger & Kober, C. F. Spittlers Nachf., Basel**
Adresse für Deutschland:
Jaeger & Kober, Leopoldshöhe, Baden

Isabella-Akkord-Zither
von jedermann ohne Musikkenntnis sofort spielbar: 6 Manuale, 25 Saiten, prachtvoller Ton, schwarz polirt mit Malerei, Perlmutter- u. Rokokoarbeit, mit Stimmschlüssel, Stimmpfeife, Zitherringe, Notenhalter und 3 Notenheften je etwa 15 Stücke enthaltend, **alles zusammen** liefere für **nur 12,50 Mk.** inkl. Verpackung gegen Nachnahme. Reeller Ladenpreis 18 bis 20 Mk.
Richard Kox, Musikwerke, Duisburg a. Rh.

Thorwaldsen: Segnender Christus
Größe 100 75 56 48 36 cm
Preis 36.— 20.— 10. 7.50 3.— Mk.
Hugo Rothers theol. Buchhandlung
(Martin Warneck)
Berlin W 9 Linkstraße 4

Zur
Konfirmation
empfehlen aus unserm Verlag:
Neu! Neu!
Tägliche Andachten in Bibelworten. Umf. 392 S. Brosch. 70 Pfg. Geb. in Leinen 1 Mk. Eleg. geb. mit Goldschnitt 1,20 Mk.
Billigstes Andachtsbuch, welches das Bibelwort durch Bibelwort auslegt, bietet weit mehr als bloße Spruchsammlung.
Briefe über Fragen der christlichen Religion für Suchende u. Zweifelnde von G. Heine, Schulrat. Brosch. 1,50 Mk. Eleg. geb. 2 Mk.
Schriftenniederlage des evang. Vereinshauses i. Cöthen i. Anh.
Buchhändler J. Baarth.
Auch durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Das Ev. Pädagogium, Godesberg a. Rh.
(Realschule u. Progymnasium in parallelen Kursen) hat es sich zur Aufgabe gestellt, Erziehung und Unterricht harmonisch zu verbinden. Die 119 Zöglinge sind auf 12 Familienhäuser der Anstalt (unter Leitung der verheirateten Lehrer) verteilt. So wird den Zöglingen kein Anstaltsleben, sondern ein auf ihre Bedürfnisse gerichtetes christliches Familienleben, wo auch ihre körperliche und gemütliche Entwicklung gefördert werden kann, geboten. Kleine Klassen. Ostern 1896 erstes **Abschlußexamen a. d. Anstalt selbst.**
Rektor O. Kühne u. Prof. Dr. H. Kühne

Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B. und Leipzig
Soeben erschienen:
Holtzmann, H. J., Dr. und ord. Professor der Theologie in Straßburg, **Lehrbuch der Neutestamentlichen Theologie.** Erste Lieferung. 1,50 Mk. (Sammlung theologischer Lehrbücher.)
Krauß, Alfred, Dr., weil. ord. Professor der Theologie in Straßburg, **Lehrbuch der Praktischen Theologie.** Neue Ausgabe der ersten Auflage in 14 zwanglosen Lieferungen à 1 Mk. Erste Lieferung. (Sammlung theologischer Lehrbücher.)

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh
Hashagen, Prof. D. J. Fr., **Seelsorgerliche Kreuzfahrten** im Kampf wider kräftige Irrtümer. I. Band: Der Knecht Christi. 5 Mk., geb. 6 Mk. (Prospekt gratis.)
Stosch, G., Alttest. Studien. I. Teil: Die Entstehung der Genesis. 2 Mk., geb. 2,50 Mk.
Steude, Lic. E. G., **Christentum und Naturwissenschaft.** Ein Beitrag zur Apologetik. 2,40 Mk., geb. 3 Mk.
Pfeiffer, P. L., **Voraussetzungen der Wellhausenschen Theorie.** 60 Pfg.
Poetter, Gen.-Sup. D., **Onesimus.** Ein biblisch-sozialer Vortrag nebst Zusätzen. 50 Pfg.
Lütgert, Prof. W., **Glaube und Heilsgeschichte.** Vortrag. 50 Pfg.
Oettli, Prof. D. S., **Der gegenwärtige Kampf um das Alte Testament.** Vortrag. 40 Pfg.
Greifswalder Studien. Theologische Abhandlungen Herm. Cremer zum 25jähr. Professorenjubiläum dargebracht. 6 Mk., geb. 7 Mk.

Zu Konfirmationsgeschenken geeignet:
Baumann, Friedrich, Gotteshilfe. Gesammelte Andachten a. d. J. 1895 (aus der „Hilfe"). Kart. Mk. 1,35; fein geb. Mk. 1,70. (Soeben erschienen!)
Broecker, M. v., Kunstgeschichte im Grundriß. 2. Aufl. Mit 41 Abbild. Geb. Mk. 3,50.
Drews, P., Christus unser Leben. Predigten. Geb. Mk. 3.
Horn, Das apostolische Glaubensbekenntnis in Predigten. Geb. Mk. 2.
Kingsley, Ch., Tägliche Gedanken. Aus seinen Schriften gewählt v. seiner Frau. Deutsch v. Baumann. Geb. Mk. 4,50.
— **Römer und Germanen.** Deutsch nach der 9. Aufl. des Originals von Baumann. Geb. Mk. 5.
Rindfleisch, Feldbriefe 1870/71. 4. Aufl. Geb. Mk. 4,60.
Robertson, Fr. W., Reden über die Korintherbriefe. Deutsch nach der 11. Aufl. d. Originals. Mit Vorrede von Prof. Drews. Geb. Mk. 5,80.
Rogge, Chr., Thomas Carlyle. Biographie. Geb. Mk. 1,80.
Smend, J., Feierstunden. Kurze Betracht. f. d. Sonn- u. Feiertage. 2. Aufl. Geb. Mk. 4; Goldschn. Mk. 4,50.
Sohnrey, Verschworen — Verloren. Erzählung. 2. Ausg. Geb. Mk. 2,50.
— **Die hinter den Bergen.** 11 Erzählgn. 2. Ausg. Geb. M. 2,50.
Durch jede Buchhandlung zu beziehen
Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Die Kirche
Evangelisch-protestantisches Sonntagsblatt
Sechs provinzielle Ausgaben. Aufl. 17000. Preis 40 Pfge. vierteljährl.
Agenten gesucht gegen hohen Rabatt
Postzeitungsliste Nr. 3384. Versandstelle: J. Hörning in Heidelberg
(ebenda erscheinen die von Drews, Issel und Kind herausgegebnen Pfennigpredigten)
„Zu den erfreulichen Erscheinungen, die der kirchl. Liberalismus gezeitigt hat, gehört sein in mancherlei Formen erscheinendes Sonntagsblatt: Die Kirche" (Chr. W. 1892, Nr. 9, Sp. 199)

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 11 — Leipzig, den 12. März — 1896

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Leiden und Dulden — Brief eines Armeniers — Zur Frauenfrage. Das Güterrecht der Ehefrau nach dem Entwurf des Deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs zweiter Lesung — Der Allgemeine Evangelisch-Protestantische Missionsverein und D. Dalton — Verschiedenes: Kultusminister Bosse und die Bonner evangelisch-theologische Fakultät; Zu den Vorgängen im Berliner Kolonialverein; Es ist mein Amt nicht; Arbeiterinnenelend in Wien; Grundsätzliches und Persönliches — Anzeigen

Leiden und Dulden

Jetzt ist meine Seele betrübet. Und was soll ich sagen? Vater, hilf mir aus dieser Stunde? — doch darum bin ich in diese Stunde kommen. Vater, verkläre Deinen Namen. Joh. 12, 27 f.

Jesus wird inne, daß die Entscheidung nahe ist. Daß etliche Griechen nach ihm fragen, sieht er als ein Zeichen seines himmlischen Vaters an. Da geht ein kurzer Kampf durch seine Seele: soll er um Schonung für sich bitten? Aber in demselben Augenblicke noch wird er gewiß, daß gerade Leiden und Sterben nach dem Willen seines Vaters sein Beruf ist, und betend verzichtet er und demütigt sich: Vater, verkläre Deinen Namen! Seine Pflichttreue hat obgesiegt über den natürlichen Selbsterhaltungstrieb. Nur noch eine einzige ähnliche Szene berichten uns die Evangelien, den Gebetskampf in Gethsemane, der nach kurzem, heißem Ringen gleichfalls endet in dem Gebet: Dein Wille geschehe! So geht durch die königliche Eiche, die kraftvoll und ungebeugt allen Stürmen getrotzt hat, von der Wurzel bis in die Wipfel ein einziges, kurzes, ergreifendes Todeszittern kurz, bevor sie beim Fällen dahinsinkt; dann ist es still.

Wie ganz anders pflegen die meisten Menschen in ihre Leidenszeit einzutreten! Nur schwer und unter stetem Widerspruch gewöhnen wir uns allmählich an Schmerz und Trübsal und fügen uns erst, wenn wir matt und mürbe geworden sind in unserm Eigensinn. Die Einen gehen völlig auf in ängstlichen Bemühungen der Furcht, dem Unabwendlichen zu entrinnen. Andre versuchen es, mit künstlichen Mitteln über das Ende sich hinwegzutäuschen. Manche halten, so lange es geht, die Miene stolzen, eiteln Gleichmuts fest. Viele verlieren alle Fassung und geben sich dem leichtfertigsten Treiben oder der Schwermut und Verzweiflung hin. Und wie oft hadern und murren die Leidenden wider Gott und machen ihren Mitmenschen das Leben schwer und bitter! Und wer durch schwere Schicksalsschläge nicht gebeugt wird, der scheitert oft an kleinen, alltäglichen, dauernden Leiden und Mühen. Unser Herz ist ein trotziges und verzagtes Ding, voll Leidensscheu und Ungeduld. Unser Heiland hat anders gelitten; ihm gab seine vollkommene Gesinnung auch die heilige Kraft, sein Empfinden zu beherrschen bis ans Ende. Er hat das Leiden nicht stumpf über sich ergehen lassen, sondern umgewandelt zur sittlichen That. Er hat nicht bloß gelitten; er hat **geduldet**. Darum betet der Apostel: Der Herr richte eure Herzen auf die Liebe Gottes und auf die **Geduld** Christi.

Freilich hat unser Heiland die Geduld nicht erst gelernt und bewährt im Leiden; sondern sein ganzes Leben und Wirken ist getragen und erfüllt von derselben heiligen, göttlichen Geduld. Geeifert hat er nur gegen Selbstgerechtigkeit und gefälschte, heuchlerische Frömmigkeit. Aber sonst hat er überall gewirkt in stillem, geduldigem Sinne. Er hat das Reich seines Vaters nicht mit Gewalt gegründet und die Herrschaft nicht an sich gerafft wie einen Raub. Er hat es abgelehnt, das geforderte Zeichen zu thun, und sein Werk nicht gestützt auf die Macht der Parteien, auf die schnellerworbne Gunst des Volkes. Des Täufers Ungeduld und der Jünger Unverstand, den Widerspruch der Feinde und den Wankelmut der Massen hat er mit ruhigem Worte aufgedeckt und mit stillem Sinne getragen. Langsam und treu hat er sich seine Jünger und Anhänger erzogen und mit weiser Zurückhaltung gewartet, bis sie fähig waren, sein wahres Wesen zu erkennen. Als ein guter Hirte ist er den verlornen Schafen nachgegangen in die Wüste und hat die suchenden Seelen freundlich gelockt und barmherzig getragen. Er hat es nicht unter seiner Würde erachtet, auch die Kindlein zu sich kommen zu lassen und sie zu segnen. Er hat mit den Sündern Geduld gehabt und den voreiligen Eifer seiner Jünger beschwichtigt: wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid? Gegenüber den kommenden Nöten hat er die Seinen ermahnt: fasset eure Seelen mit Geduld! Er hat nicht verzweifelt, wenn er immer wieder auf Mißverstand und unreifen Sinn stieß, und hat immer aufs neue wieder dasselbe Evangelium gepredigt. Für die große Ernte hat er nur wenige Arbeiter gefunden; aber um so eindringlicher hat er befohlen: Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende! Er hat das Reich Gottes verglichen mit der stillwachsenden Saat und seine Anhänger ermahnt, Frucht zu bringen in Geduld. Von seinen Gehilfen hat er unentwegte Treue in mühseliger Arbeit gefordert: Wer seine Hand an den Pflug legt und sieht zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes. Er hat sein Wirkungsgebiet auf Israel beschränkt, um desto treuer wirken zu können. Er hat gewartet und gehofft auf das Reifen der Frucht und selbst betont, daß im Reiche des Geistes Andre säen und Andre ernten.

So hat ihn sein ganzes Leben hindurch die Geduld begleitet mit ihren freundlichen Schwestern, der Demut und Sanftmut, dem Gebet und dem Gottvertrauen. Allüberall zeigt sich bei ihm eine einzigartige Kraft des Charakters, verbunden mit einer wunderbaren Weichheit und Klarheit der Seele. Aber am herrlichsten offenbart sich doch seine sieghafte Geduld in seinem Leiden: allzeit erfunden geduldig, wiewohl du wurdest verachtet.

Nicht das Grauenhafte und Schmerzliche dieses Leidens und Sterbens ist das Besondre und Einzigartige — äußerlich betrachtet, haben andre Menschen wohl größere Qualen erlitten —; sondern das innerlich Widerspruchsvolle dieses Schicksals und die Art, wie Jesus es getragen hat. Oder ist es nicht ein schneidender Widerspruch, daß der Reine und Heilige, der Vollkommene und Gerechte so den schmerzvollen, schmachvollen Tod des Verbrechers stirbt, daß er von eben den Menschen ans Kreuz geheftet wird, denen er in dienender, suchender Liebe nur Heil und Gutes gebracht hat, daß er gerade durch seine wahrhaftige Vollkommenheit die Sünde der Menschheit bis zu ihrem höchsten, furchtbarsten Gipfel führen mußte? Aber gerade deshalb ist auch die Art so einzigartig, wie Jesus all dieses Leiden getragen und überwunden hat in Geduld.

Als einen Versucher weist er fest und klar den Jünger ab, der ihn von dem Leidenswege abhalten möchte: Du meinst nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist. Er will sein Kreuz tragen. Nicht stolz und pathetisch, aber entschlossen und mutig spricht er von seinem Leidensgeschick; und in den letzten Stunden des Scheidens ist er noch einmal mit den Seinen zusammen in göttlicher Liebe und Huld und segnet sie als ein Priester mit Wort und sinnbildlicher Handlung, tröstend und stärkend, fürbittend und verheißend. Voll Hoheit und Sicherheit tritt er dem Verräter gegenüber. Den Petrus warnt er und straft ihn dann mit einem Heilandsblick voll trauernder Liebe. Das Schwert befiehlt er in die Scheide zu stecken; die Waffen seiner Ritterschaft sind geistlich. Auch seine sachliche Verteidigung, sein Antworten und Schweigen im Verhör, sein ruhiges Bekenntnis vor dem Hohenpriester, seine stille Gelassenheit unter Mißhandlung und Spott sind Früchte der Geduld. Und dann, als nach menschlichem Urteil alles verloren ist, sein Leben verwirkt, seine Sache zerschmettert und geschändet; als er in langsamem, qualvollem, bewußtem Leiden am Kreuze hängt, von den Seinen aufgegeben, von seinen Gegnern verhöhnt — da trinkt er geduldig den Kelch des Vaters bis zur Neige. Kein Wort der Klage kommt von seinen Lippen; aber jedes Wort, das er spricht, ist getragen von Hoheit, Geist und Liebe. Den schmerzstillenden, berauschenden Trank weist er zurück, um bewußt dem Schwersten ins Angesicht zu schauen. Bis in den Tod bleibt er frei von Bitterkeit und Haß. Was man von ihm hört, ist nur ein Wort sorgender, segnender Treue: Siehe, das ist dein Sohn; und ein Wort barmherziger Liebe: Vater, vergieb ihnen; und ein Psalmwort, mit dem er betend sich anklammert an seines Vaters Hand: Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen? und endlich ein Wort siegenden Vertrauens: Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist!

Das ist die Geduld Christi. Es wird stille in unserm Herzen, wo wir so geduldigem Leiden und Sterben zuschauen. Wir spüren die Kräfte einer höhern Welt. Wir ahnen die Nähe Gottes. Und unser Gebet ist, daß auch wir siegen in Geduld und Hoffnung.

Herr, wie Du willst, so schicks mit mir
Im Leben und im Sterben,
Allein zu Dir steht mein Begier,
Laß mich, Herr, nicht verderben!
Erhalt mich nur in Deiner Huld,
Sonst, wie Du willst; gieb mir Geduld,
Denn Dein Will ist der beste!

W B

Brief eines Armeniers

Von dem Verfasser der oft zitirten Artikel in Nummer 40 bis 42 unsers Jahrgangs 1894 erhielt ich folgenden Brief. Ohne Ortsangabe und Unterschrift. Der Abdruck ist ungekürzt und unverändert, nur der sachlich unwichtige Schluß ist weggelassen. Eines Kommentars bedarf es nicht.

D H

7./19. Januar 1896

Vielen Dank für Ihren freundlichen Brief, der gestern in meine Hände gelangte und keinen geringen Trost und Freude mir verursachte. „In der Türkei fließt Märtyrerblut," das ist wahr, o ja, wenn es nur irgend etwas wahr ist in dieser schrecklichen Zeit. Aber ich sage Ihnen aufrichtig: das Gefühl, daß mein eignes Blut dabei fließt, hat mich nicht so sehr gequält, wie der Gedanke, daß die ganze Welt, die christliche Welt, sich als eine müßige Zuschauerin dabei stellen konnte. Oft ist an mich in dem Kreis der Freunde die sarkastische Frage gestellt worden: nun, wie sind deine edeln, ideal gesinnten Deutschen? Und ich mußte mich selber bangig fragen: Wird denn in diesem Lande, wo ich so viele hochgesinnte Geister, so sehr tieffühlendes Gemüt, solch ein echtes Christentum getroffen habe, niemand sich finden, kein Mann, keine Gesellschaft, keine Institution, die, trotz aller Politik und aller innern Fragen und Unruhen, wenigstens ihre Entrüstung über das unschuldige Hinschlachten der Christen kundgeben wollten? Aber nur die alte, eiserne, schauerliche Antwort hat uns hin und wieder entgegen geklungen: Wir haben keinen Pfennig und keinen Soldaten für — —

Ich wollte auch schon früher an Sie schreiben — wenn

ich nur alles, was mir auf der Seele liegt, aussprechen könnte und dürfte. — Denn ich war sicher, daß Sie Ihre Stimme erheben würden, und freue mich, daß diese Hoffnung, wenn auch spät (ich habe beständig die Christliche Welt gelesen), mich nicht getäuscht hat. Sie fordern jetzt selbst mich auf zu schreiben; nun wohlan, mag es kommen, was Gott will, mir ist moralisch unmöglich, diesem Ruf nicht nachzukommen, und ich werde suchen, Ihren Wunsch nach Kräften zu befriedigen.

Sie wollen wissen, was wir hoffen und was wir fürchten? O, wir fürchten nichts mehr, und wir hoffen nichts mehr. Oder vielmehr ich fürchte, ich fürchte, daß der Herr Zebaoth eine schreckliche Rache nimmt an allen Völkern für das Ungeheuerliche, das in diesem Zeitalter geschehen ist. Ich wähne mich gar nicht der einzige Prophet gewesen zu sein, der da ahnte, was da kommen mußte. Ich habe nachher die Erfahrung gemacht, daß alle Vertreter der Nationen am Bosporus dieselbe Ahnung hatten, und bin überzeugt, hätten sie allesamt, oder nur drei bis vier zusammen mit aller Kraft den Wunsch ausgesprochen, daß keinem Armenier ein Leid geschehe, so würde auch nichts geschehen sein. Denn nicht der Fanatismus der Türken und die Raublust der Kurden haben dem armseligen Volk ihr Leben, ihr Gut, ihre Ehre genommen, sondern einzig und allein die kalte Berechnung einer auswärtigen Politik. O ja, es ist ein furchtbares Wort, diese „Politik." Aber es wäre ungerecht, die ganze Schuld, die von ihr herrührt, auf England zu schieben. Richtig ist nämlich keineswegs, daß „England aus Politik die armenischen Unruhen angestiftet" habe. Alles, was man von den Komitees in London erzählt, ist nichts als ein Märchen. Dort sind vor zwei Jahren nur einige für Armenien (aus verschiednen Gründen) interessirte Engländer gewesen, die in einer Anglo-armenian association zusammentraten, mehr um zu reden als um zu wirken; daneben ein paar Armenier, die einzeln, nicht einmal alle englisch befreundet, und nicht unter demselben Gesichtspunkte, für ihre Landsleute Propaganda machten. Die einzige Körperschaft, die bis jetzt auf türkischem Boden aufwieglerisch thätig gewesen sind, haben meines Wissens die sogenannten Hentschakisten gebildet, eine Bande von schwärmerischen, oft zügellosen, halbgebildeten jungen Männern, die in Genf oder anderswo ein paar sozialdemokratische oder vielmehr nihilistische Ideen eingesaugt haben, mit denen sie andre ungebildete, aber brave Männer bethörten. Aber ihre ganze Wirksamkeit hat sich bis jetzt nur darauf beschränkt, mit terroristischen Mitteln Geld von eignen Landsleuten einzuziehen und im besten Fall es auf die abenteuerlichsten Zwecke zu verwenden. Wir haben zuverlässige Nachrichten, daß sogar in diesen traurigen Tagen Scheusale unter ihnen sich finden, die in schamlosester Weise dem ausgeplünderten Volk die Ueberreste seines Besitzes zu angeblich wohlthätigen Zwecken rauben und verschmausen, wenn es aber zu Tage kommt, nicht selten ihre Zuflucht bei der korrumpirten türkischen Regierung selbst nehmen. Nicht glaublich, aber leider wahr!

— Ich war verhindert, dieses Schreiben zum Schluß zu bringen und rechtzeitig abzuschließen. Inzwischen habe ich die Nummern 3 und 4 der Christlichen Welt erhalten, woraus und aus andern europäischen Zeitungen ich lese, daß Sie gutes zuverlässiges Material genug haben, um ein klares Bild von den Schrecknissen in der Türkei sich zu machen. Aber wir sind höchst erstaunt hier, wie ist es möglich, daß man so entfernt noch von dem richtigen Verständnis der Sache, zumal der Ursachen zu sein scheint.

Wenn ich an das jämmerliche Schicksal dieses armseligen Volkes denke, so kommt mir immer ein charakteristisches Bild vor Augen. Als die Metzelei in Trapezunt vor sich ging, stand, so erzählte man, ein Schiff im Hafen vor Anker. Einige Flüchtlinge hatten ein Boot erwischt und suchten nun an das Schiff zu gelangen, in aller Sicherheit, daß sie dort ihre Rettung finden würden. Die Verfolger hatten es bemerkt und stellten nach, aber die Armenier kamen glücklich zum Ziel. Doch, o Entsetzen, die christlichen Besitzer des Schiffes haben sie mit Hohngelächter in den Schoß ihrer Henker zurückgeworfen und ergötzten sich königlich an dem nunmehr vor ihren Augen eröffneten Schauspiele. — Suchen Sie, wer waren die Besitzer

dieses Schiffes, und Sie kommen vielleicht auf einen Gedanken, der das Blut in den Adern starren macht.

Haben Sie übrigens dem Berichte in der Kölnischen Zeitung Nr. 96 „Türkei“ und andern ähnlichen irgend eine Aufmerksamkeit geschenkt?

Die Armenier im türkischen Gebiete standen seit Jahren auf einer Folterbank und wurden systematisch nach einem vorausgezeichneten Plane zum sichern Tode geführt. Die einzige Gegend in Großarmenien, deren Einwohner Waffen in der Hand trugen (und sie mit Polizeimitteln wegzuschaffen nicht möglich war), ist Sassun gewesen. Sie konnte leicht ein Zufluchtsort für die Verfolgten aus der Nachbarschaft werden, und wie das Beispiel Zeituns gezeigt hat, eine harte Nuß werden, die den türkischen Truppen nicht leicht zu knacken wäre. — Man kann wütend werden, wenn man bedenkt, wie wenig diese erbärmlichen Türken und Kurden ihren christlichen Nachbarn geschadet hätten, wenn man diese letztern nicht im voraus aller nur erdenklichen Schutzmittel beraubt und gänzlich widerstandslos und unfähig gemacht hätte; wenn mitten in Armenien selbst ein paar solche Zentra sich bilden könnten wie Zeitun. — Aber man hat Sassun unversehens mit roher Gewalt aus der Mitte zu schaffen versucht, und das Experiment glückte. Europa hat die Achseln gezuckt, die Engländer haben geschrieen: Wir kommen zu Hilfe! und sind nicht gekommen, und es war sehr leicht, mit kräftigen, augenscheinlichen Beweisen die türkische Regierung zur Ueberzeugung zu bringen, daß die christliche Welt sich von der Stelle nicht rühren würde, wenn auch allen Armeniern einfach der Kopf mit einemmale abgeschnitten würde. Und sie hat sich überzeugen lassen in solcher Weise, auf einem leichtern Wege die armenische Frage aus der Mitte zu schaffen und die Herrschaft in Anatolien der muhammedanischen Bevölkerung zu sichern. Wie kurzsichtig sie dabei gewesen ist, und wer den eigentlichen Nutzen davon zu tragen rechnet, wird freilich die nächste Zukunft zeigen, und in Anbetracht dieser Zukunft, in Anbetracht der schrecklichen Strafe, die dieser unsinnige Türke für seine Henkerrolle ganz sicher zu ertragen hat, könnte man ihn vielleicht eher bemitleiden als verdammen.

Die Metzelei hat stattgefunden, und ich könnte mehrere amtlich festgestellte Beweise vorführen, daß *fast in allen Fällen die so tapfer und fanatisch vorgestellten Türken und Kurden auf die Sache nicht eingegangen wären, ohne die Sicherheit zu haben, daß ihnen kein Schaden geschehen würde*, daß sie selber keinen Tropfen Blut zu vergießen hatten. In Trapezunt, in Erzingian, in Erzerum, in Butlis und überall haben die Armenier gefühlt und manchmal auch erfahren, was kommen sollte. Sie haben die Regierung im Orte davon in Kenntnis gesetzt; ihre geistlichen Vertreter haben persönlich oder durch Boten die Paschas gefleht, die entsetzliche Gefahr von ihnen abzuwenden. Aber man hat sie versichert, sie hätten nichts zu befürchten, sie genötigt, ihre Häuser zu verlassen und auf den Markt zu kommen, an den Straßenecken Wachen aus regulären Truppen gestellt, damit niemand entfliehe, und dann erst, als alles fertig war, auf gegebnes Signal, haben die eifrigen Muhamedaner ihr scheußliches Werk begonnen. In den Häusern, von wo aus man hätte fürchten können, daß ein Ziegel oder ein Spieß auf den Kopf ausgeworfen werden könnte, haben die Armenier manchmal tagelang sich verteidigt, ohne daß ihre verwegnen Nachbarn gewagt hätten einzubrechen. *Oft hat die friedfertige Bevölkerung im Orte verweigert, die Christen anzugreifen*; dann sind die Kurden aus den Gebirgen verlockt worden. Und warum sollten sie nicht kommen, wenn man ihnen in Aussicht stellte, nach einem Alltagsgeschäft, nachdem sie sich an den Qualen einiger Ungläubigen genug amüsirt hatten, ungehindert in einen reichen Laden zu treten und zu nehmen daraus, was dem Herzen lieb ist?

Und jetzt, da das Undenkbarste stattgefunden hat, von einem ansehnlichen Volk, von dem arbeitsamsten, dem sittlich, intellektuell und materiell reichsten Teil der Sultanenunterthanschaft nur eine zerlumpte, hungernde Bettlermasse geblieben ist, während seine Schutzherrn kaum einige Zehnten von Menschen

unvorsichtigerweise auf dem Schlachtfelde verloren haben, *ist es nicht der ungehörteste Sarkasmus zu fragen, ob nicht die Armenier selber den Kampf begonnen hätten*? Ich möchte wissen, ob in diesem aufgeklärten Europa ein Mann sich finden würde, spitzfindig genug, um uns zu sagen, was die Armenier hätten thun sollen, um seiner Gnade würdig zu sein? Oder sie denken vielleicht, daß z. B. dieser Korrespondent der Kölnischen Zeitung, der mit kaltem Blut behaupten kann, es wäre „der Beweis der planmäßigen, sorgfältigen Vorbereitung des Zeituner Aufstandes durch das Armenische Geheimkomitee erbracht,“ daß darum die türkische Regierung berechtigt sei, sie *als meuternde Unterthanen* anzusehen, „gegen die mit der vollsten Schärfe des Gesetzes vorgegangen werden muß,“ „daß der Patriarch erfolgreich hätte für den Frieden thätig sein können“ und weil er dies nicht gethan hat, es *keine ungerechte Strafe* war, ihn seines Amtes zu entheben — einen edlern Charakter hat als jener Türke oder Kurde, der auf dem Erzerumer Bazar Christenfleisch feilbot? Die Mitglieder dieses Geheimen Komitees wirken ja jetzt ganz offen auf den Straßen Stambuls, und ihre Waffen sind einzig und allein gegen ihre eignen Landsleute gerichtet: warum nimmt man sie nicht fest, warum ladet man dazu einen schutz- und wehrlosen Geistlichen ein, der von Verräterei umgeben, das Leben aufs Spiel gesetzt hat, einzig auf die Kraft gestützt, die das Pflichtbewußtsein einem Christenmenschen verleihen kann? Sollte er etwa diese unzähligen Urkunden der menschlichen Niederträchtigkeit um eins noch mehren, indem er das Zeugnis ablegte, daß die Armenier selbst die Türken und Kurden eingeladen haben, sich zu töten? — O, wenn die Menschen stumm bleiben, die Steine werden schreien, und es ist ein gerechter, allmächtiger Gott, der dies alles sieht! Die Hentschakisten leisten ja genug, o möge Gott ihnen nicht zu schwer diesen Frevel nehmen, leisten ja genug, um den eifrigen Verteidigern der türkischen Sache Beweise in die Hand zu geben, daß die Armenier selbst die Schuldigen sind, und es ist gewiß einer — England aber nicht! Aus welchen Gründen sollte es dazu kommen? —, der dieses Werkzeug zu handhaben weiß.*) Die Armenier haben dieses nicht geschaffen, und sie schreien aus tiefster Seele Europa ins Gesicht: Nimm dir diese deine Ausgeburt zurück und laß uns im Frieden, unser Elend ist uns genug!

Zur Frauenfrage

Das Güterrecht der Ehefrau nach dem Entwurf des Deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs zweiter Lesung

Vorbemerkung des Herausgebers. In christlich-kirchlichen Kreisen ist man außerordentlich zaghaft, Rechte der Frau zu fordern und zu schützen. Man rühmt das Christentum als die Befreiung des weiblichen Geschlechts, aber man hat vielfach gar nicht die Ruhe, auch nur zu prüfen, ob Recht und Sitte von heute der Frau gewähren, was christlich und billig ist. Es soll uns darum nicht verdrießen, immer wieder in unserm Blatte Aufsätzen Raum zu geben, die in Sachen der Frauenfrage das Wissen mehren und das Urteil klären.

1

Die Ehe ist völlige Lebensgemeinschaft der Gatten. Hiernach muß sich notwendig auch das äußere Leben der Ehegatten gestalten, die Verwaltung und Verwendung ihres Vermögens und ihres Erwerbs nicht ausgenommen. An beide Gatten tritt die Forderung heran, einander die Mittel zur standesgemäßen Lebensführung zu gewähren: jedes nach seiner Kraft. Sind die Kräfte ungleich und ergiebt sich daraus Ungleichheit der Beitragsleistung, so ist das gleichgiltig. Denn die Ehe ist kein nach vermögensmäßigen Erwägungen zu bestimmendes Verhältnis, bei dem Rechte und Pflichten, wie bei Kauf, Miete u.s.w., darnach zu bemessen wären, daß jedes für seine Leistung ein entsprechendes Entgelt fände, sondern sie ist ein rein sittlich zu bestimmendes Verhältnis. Wer in der Ehe leistet, *was er vermag, hat ohne Rücksicht auf das Ergebnis* alles geleistet, was der andre Teil verlangen kann.

Dieser sittliche Charakter der Ehe könnte dahin führen, von jeder rechtlichen Regelung, wie der innern, so der äußern

*) Offenbar meint der Verfasser die türkische Regierung.

ehelichen Verhältnisse abzusehen. Es bliebe dann die Erfüllung der durch das äußere Leben entstehenden Verpflichtungen ebenso dem Pflichtbewußtsein überlassen, wie die Bethätigung der andern Sittengebote. Wenn die Ausübung liebevoller Gesinnung im übrigen eine freiwillige ist, warum sollte sie es nicht auch da bleiben, wo diese Gesinnung sich praktisch durch Gewährung von Wohnung, Kleidung und sonstigem Aeußerlichen bewähren soll?

Allein die Ehe muß als die Grundlage der Organisation der bürgerlichen Gesellschaft, als Voraussetzung der wichtigsten Rechte auch selbst als Rechtsinstitut gefaßt und in ihren wesentlichen Erscheinungen rechtlich geregelt werden. Es herrscht denn auch nur darüber Streit, in welcher Art diese Regelung in unserm zukünftigen Recht erfolgen soll, insbesondre hinsichtlich der Gestaltung der Vermögensverhältnisse der Ehegatten.

Dies könnte nun geschehen, ohne daß das Recht irgend welche Unterordnung des einen Teils unter den andern ins Auge faßte. Da jeder Gatte nach seiner Fähigkeit seine Arbeitskraft, sein Vermögen und deren Ertrag naturgemäß für die Ehe verwenden soll, so könnte sich das Recht damit begnügen, jedem für seine Einzelperson eine solche Pflicht aufzuerlegen. Es könnte zu der Befähigung und zu dem guten Willen des Ehemannes wie der Ehefrau das gleiche Vertrauen haben, daß sie diese Pflichten erfüllen werden, und daß sich dabei das richtige gegenseitige Verhältnis von selbst ergeben werde.

Dies ist im wesentlichen der Standpunkt des römischen (Justinianeischen) Rechts. Jedem Gatten bleibt die Verfügung über sein Vermögen, also auch der Frau; jeder selbständige künstlerische oder gewerbliche Verdienst gehört ihr. Es bleibt ihrem freien Willen überlassen, ob sie ihr Vermögen oder einen Teil davon in irgend einer Rechtsform, insbesondre als Mitgift im Rechtssinn (Dos) in die Hand ihres Mannes geben will. Er wird dann Eigentümer dieser Dos, zieht Nutzung davon und verfügt darüber. Nur hinsichtlich der Immobilien war der Mann insofern beschränkt, als er sie früher überhaupt nicht, später nur mit Zustimmung der Frau veräußern konnte.

Diese Rechtsauffassung hat in den Rechten deutschen Ursprungs niemals festen Fuß gefaßt. Das eheliche Güterrecht hat in fast allen Gebieten Deutschlands dem im fünfzehnten Jahrhundert eindringenden römischen Recht gegenüber Widerstand geleistet, sich behauptet und sich auf selbständiger nationaler Grundlage weiterzubilden vermocht.

Das oben gekennzeichnete römische, sogenannte Dotalrecht gilt zur Zeit nur in einem Gebiet von nicht ganz drei Millionen Seelen. Daraus ist der Erfolg des von dem deutschen Recht ausgehenden Widerstands zu ersehen.

Der Gedanke, der das deutsche Recht beherrscht, ist in seinen Grundzügen folgender:

1. Die Vereinigung von Mann und Frau bewirkt von selbst, ohne daß sie dies zu verabreden brauchen, auch die Vereinigung ihres Vermögens. So sagt z. B. der Sachsenspiegel I 31, § 1: Man und wif ne hebbet nein getveiet gut to irme live. (Mann und Weib haben kein gezweitetes Gut.)

2. Herr dieses vereinigten Vermögens ist das Haupt der Familie, der Mann. Zu seinen Gunsten büßt die Frau von ihren Vermögensrechten ein.

Im Einzelnen hat diese Auffassung die mannigfachsten rechtlichen Gestaltungen, insbesondre auch in einer gegensätzlichen Entwicklung des Nordens und Südens, gefunden. Kaum in irgend einer andern Rechtssphäre haben sich so viel Verschiedenheiten in den einzelnen Staaten, Provinzen, Kreisen, Städten, ja Stadtteilen auf Grund der besondern Stammesrechte entwickelt. Ihrer juristischen Gestaltung nach unterscheidet man drei Hauptgruppen: das System der Verwaltungsgemeinschaft, der allgemeinen und der besondern Gütergemeinschaft. Bei der ersten Gruppe bleibt die Frau, wie der Mann, Eigentümer jedes seines Sondervermögens. Durch den Abschluß der Ehe entstehen keine gemeinschaftlichen Rechte. Nur die Nutzung und Verwaltung des Frauengutes geht in bestimmtem Umfang auf den Ehemann über.

In den Gebieten der Gütergemeinschaft wird das Vermögen von Mann und Frau zu einer Masse rechtlich vereinigt. Jeder verliert sein Sonderrecht an den einzelnen, früher ihm gehörigen Gegenständen und wird dafür zu einer Quote an dem Gesamtgute beteiligt. Die allgemeine Gütergemeinschaft umfaßt auf diese Weise das gesamte Vermögen der Gatten, das zur Zeit der Eheschließung ihnen gehörende und später erworbne. Bei der partikulären beschränkt sich die Gemeinschaft auf einen Teil ihres Vermögens, gewöhnlich auf die Errungenschaft, d. h. auf das durch Einzelarbeit oder gemeinsam hinzu Erworbne, oder auf die Mobilien. Der praktischen Bedeutung nach führen alle Systeme darauf hin: 1. daß über Immobilien nur noch mit Zustimmung des Mannes verfügt werden kann; 2. daß über Mobilien der Frau der Mann allein verfügen darf.

Die Ehe mindert demnach die Rechte der Frau nach einer doppelten Richtung:

1. Ihre Befugnis über ihr Grundeigentum zu verfügen wird beschränkt, an die Zustimmung eines Andern gebunden.

2. Die Verfügung über ihre Mobilien wird ihr entzogen.

Diese verschiedenartige Gestaltung im deutschen und römischen Recht beruht nicht etwa auf einer geringen Auffassung dieses letztern vom Wesen der Ehe.

L. 1. D. de ritu nuptiarum 23, 2. Nuptiae sunt conjunctio maris et feminae et consortium omnis vitae, divini et humani juris communicatio. „Die Ehe ist eine Vereinigung von Mann und Frau zu ungetrenntem Leben, eine Verbindung nach göttlichem und menschlichem Recht."

Die Römer haben auch grundsätzlich dem Manne die Stellung als Haupt und Führer der Familie eingeräumt. Auf Grund dieser seiner höhern Stellung legt ihm das Recht jedoch Pflichten auf, nämlich die Verpflichtung, allein für die Familie zu sorgen, während das deutsche Recht aus derselben Stellung den Anlaß nimmt, Rechte für den Mann abzuleiten.

Wenn sich die jetzige Frauenbewegung gegen die Hinüberführung deutschrechtlicher Bestimmungen in das neue Bürgerliche Gesetzbuch wendet, unter Betonung des gleichen Rechts, das grundsätzlich der Frau wie dem Manne gebühre, und unter Hervorhebung der Gefahr, die dem Frauengute aus der Verwaltung des Mannes entstehen könne, so ist dem unter verschiednen andern Einwendungen vornehmlich entgegengehalten worden, damit werde das historische Recht Deutschlands verletzt. Nur Juristen, die für das Recht ihrer Väter weder Herz noch Verständnis hätten, könnten, wie ein hervorragender Rechtslehrer sagt, davon abweichen. Des Weitern dürften auch keine Bestimmungen getroffen werden, die dem Manne eine levis macula anhefteten, als wäre er ein auf Ausbeutung der Frau gerichteter Schwindler, gegen den sie gesichert werden müsse. Diese Gründe dürfen eine Neuordnung nicht verhindern. Wenn es schon ein Unrecht sein soll, Vorkehrungen für den Fall zu treffen, daß ein Ehemann sich im Laufe der Ehe als ein Unfähiger oder ein Schwindler herausstellen sollte, dann ist es doch ein erheblich größeres und viel weniger entschuldbares Unrecht, wenn das Recht von vornherein als Grundlage seiner Anordnung von der Annahme ausgeht, die Frau sei entweder ein unfähiges oder ein böswilliges Geschöpf: zur Erreichung der Ehezwecke müsse ihr deshalb die eigne Verwaltung entzogen werden, da man sonst nicht wisse, daß sie der Ehe zu gute komme, und jeder Widerspruch gegen die Verwaltung des Mannes müsse von vornherein ausgeschlossen werden, da er vermutlich der Unvernunft oder zänkischem Wesen entspringe.

Noch weniger kann man durch Berufung auf die Vergangenheit eine Reform der Gegenwart verhindern; denn das Wesen der historischen Entwicklung ist Bewegung, und wenn Jahrhunderte hindurch nach dem Rechte der Väter diese Väter zu Unrecht bevorzugt gewesen sein sollten, dann dürfen sie gewiß den Söhnen keine Vorwürfe machen, wenn diese endlich beginnen, an das Recht der Mutter zu denken.

Es kommt auch gerade für diesen Erwägungsgrund ein meines Wissens noch nicht genügend betontes Moment hinzu.

Nach älterm deutschen Recht erlangte der Mann durch die Ehe die Vormundschaft über die Frau; sie konnte daher ebensowenig wie ein aus andern Gründen (z. B. wegen jugendlichen Alters) Bevormundeter selbständig ihr Vermögen verwalten, und es war schon aus diesem Grunde der Ehemann ihr natürlicher Vertreter.

Das neuere Recht beseitigt die Vormundschaft über die

Frau. Sie wird mit erreichtem einundzwanzigsten Jahre großjährig und bleibt es in der Ehe. Mit der Aufgabe dieses Prinzips ist gewiß eine Unterlage für die Herrschaft des Mannes fortgefallen, und es ist kein Widerspruch gegen die Rechtsentwicklung, sondern ihr natürliches Ergebnis, wenn hierdurch die Gesamtstellung von Mann und Frau in der Ehe beeinflußt wird.

Die Umgestaltung braucht deshalb keine umstürzlerische zu sein, und soll es nach unsrer Auffassung nicht. Unser neues Gesetzbuch soll keine Durchführung der letzten Gedanken unsrer heutigen Frauenbewegung sein, die die Gleichstellung der Frau auf allen Lebensgebieten beansprucht. Die Vereinigung von Mann und Frau in der Ehe schafft thatsächlich eine neue Gemeinschaft, und es ist natürlich, daß in vielen Gebieten ein einheitlicher Vertreter für diese Vereinigung geschaffen wird und als solcher Vertreter der Mann erscheint (vergl. § 1254 des Gesetzes). Dabei bleibt aber der Anspruch der Frau auf eine derartige Anordnung, die von vornherein Mann und Frau als gleich fähig und gleich willig ansieht und demnach ihre Rechte möglichst wenig verkürzt, bestehen. Es ist auch nicht abzusehen, wieso dadurch das Wesen der Ehe und das Leben der Gatten gestört werden sollte. Denn überall in Deutschland ist es zulässig, das gesetzliche Güterrecht durch Vertrag zu ändern; es herrschen, wie erwähnt, die verschiedensten Güterysteme; gleichwohl ist, wie niemand verkennen wird, in ganz Deutschland das innere Leben der Ehe und seine äußere Erscheinung im wesentlichen das gleiche. Von den Gatten wird der, der durch Verstand oder sonstige Kraft das natürliche Uebergewicht hat, sich die Herrschaft sichern und ohne jede Rücksicht auf das gesetzliche Recht den Einfluß ausüben, den er darnach zu erlangen versteht.

Für diesen normalen Verlauf des ehelichen Lebens ist somit die Gestaltung des ehelichen Güterrechts verhältnismäßig von geringer Bedeutung.

Erst für den Augenblick des Konflikts erlangt es entscheidende Wichtigkeit und muß dann geeignet sein, dem berechtigten Verlangen jedes der Gatten in gleicher Weise zu Hilfe zu kommen, mag er darauf gerichtet sein, eine vermeintlich nützliche Verwaltungsmaßregel des Mannes oder der Frau zu ermöglichen, oder eine vermeintlich schädliche Maßregel des Mannes oder der Frau zu verhindern. Von diesem Gesichtspunkt aus soll das Recht des neuen Gesetzbuchs kurz dargestellt und geprüft werden.

2

Hierbei kann von der Bestimmung abgesehen werden, die es gestattet, unter Beobachtung bestimmter Formen vertragsmäßig ein bestimmtes Güterrecht zu wählen, also auch ein solches, das der Ehefrau die weitestgehenden Rechte gewährt. Denn diese Möglichkeit hat nur für den gebildeten, rechtlich beratnen reichern Teil der Bevölkerung Wert, der den Weg zum Gericht oder Notar und die Kosten hierfür kennt und nicht scheut.

Nur solche Gesetzesbestimmungen, die in Ermangelung eines Ehevertrags unmittelbar mit dem Eheschluß kraft Gesetzes wirksam werden, fordern unser Interesse heraus. Denn in ihnen zeigt der Gesetzgeber, was nach seiner Auffassung den Empfindungen und berechtigten Interessen jedes Gatten und des gesamten Volks in sittlicher und wirtschaftlicher Hinsicht entspricht, was er als den natürlichen und wünschenswerten Zustand grundsätzlich ansieht, und was auch thatsächlich, da ja der Ehevertrag die Ausnahme bilden wird, für die Zukunft den Zustand in der großen Masse der Ehen in Deutschland darstellen wird.

An die Spitze dieser Bestimmungen ist billigerweise der Satz zu stellen (§ 1257), der der Frau die sogenannte Schlüsselgewalt einräumt. Sie ist berechtigt und verpflichtet, dem gemeinschaftlichen Hauswesen vorzustehen. Innerhalb dieses häuslichen Wirkungskreises kann sie alle Rechtsgeschäfte (Anschaffung der notwendigen Kleidung, Nahrung) vornehmen, wie sie durch die sozialen Verhältnisse der Ehegatten und durch die Sitte bestimmt werden. Insoweit ist die Frau befugt, den Mann zu verpflichten.

An diese Bestimmung schließt sich jedoch sofort der Zusatz an: der Mann kann das Recht der Frau beschränken oder ausschließen. Sie kann sich allerdings hierüber bei dem Vormundschaftsgericht beschweren, falls jene Handlung des Mannes sich als ein Mißbrauch seines Rechts darstellt; aber zunächst genügt der bloße Willensakt, um ihr ihr Recht zu nehmen und sie dadurch in ihrer Stellung im Hause und nach außen hin auf das empfindlichste herabzusetzen. Eine solche Regelung ist auf das schärfste zurückzuweisen. So viel erweist gewiß die tägliche Erfahrung, daß die Frau im Haushalt in der Regel ihre Schuldigkeit thut. Das Recht der Schlüsselgewalt ist ihr daher unabhängig vom Willen des Mannes zu sichern und diesem nur die Befugnis zu geben, bei dem Vormundschaftsgericht den Antrag auf Beschränkung zu stellen, wenn sie ihre Rechte mißbraucht hat.

Dies Recht der Schlüsselgewalt erhält ihr, so weit es reicht (also in geringem Umfang), die Verfügung in Bezug auf ihr eignes Vermögen und erweitert es in Bezug auf das Vermögen des Mannes. Im Uebrigen aber erlangt sie keine Rechte über das Gut des Mannes und wird hinsichtlich ihres eignen ihm untergeordnet.

In dem Augenblick, in dem der Eheschluß erklärt wird, spaltet sich ihr Vermögen in zwei Teile, in Vorbehaltsgut und eingebrachtes Gut.

Zu dem Vorbehaltsgut gehört:

1. das durch Ehevertrag besonders dazu erklärte, das uns also, weil hier wieder besondrer Vertrag nötig ist, nicht weiter interessirt;

2. was die Frau durch ihre Arbeit oder den selbständigen Betrieb eines Erwerbsgeschäftes erwirbt. Der selbständige Betrieb bildet den Gegensatz zu dem, was sie als Gehilfin im Geschäft ihres Mannes leistet;

3. was sie durch letztwillige Verfügungen oder als Geschenk von einem Dritten erwirbt, dies jedoch nur dann, wenn der Erblasser oder der Schenkende bei der Zuwendung ausdrücklich bestimmt hat, es solle Vorbehaltsgut werden.

Ueber dies Vorbehaltsgut behält sie freie Verfügung.

Das scheint zunächst ein befriedigender Zustand zu sein, und ist es auch insofern, als der Frau die Verfügung über ihren Arbeitsverdienst gesichert ist. Das ist namentlich für die ärmeren Klassen, bei denen die Frau auf Arbeit geht, von Bedeutung.

Im § 1258 ist allerdings die Frau in ihrer Freiheit, sich einen Verdienst zu verschaffen, beschränkt. Hat sie sich nämlich zu Leistungen verpflichtet, die ihre persönliche Thätigkeit, wohl gar ihre Abwesenheit vom Hause verlangen, so kann der Mann dies untersagen. Dies ist durchaus zu billigen. Die Dienste der verheirateten Frau gehören in erster Linie der Familie. Jene gesetzliche Anordnung kann sie um so weniger beschweren, als das Vormundschaftsgericht die Anordnung des Mannes aufheben kann, wenn sich sein Verbot als Mißbrauch seines Rechtes darstellt. Dagegen ist die Bestimmung zu 3 oben zu tadeln. Hier wäre das Entgegengesetzte richtig, daß nämlich Zuwendungen von Todes wegen oder unter Lebenden freies Gut der Frau werden, außer wenn der Erblasser oder Schenkende es der Verwaltung des Mannes unterworfen hat. Denn in der Regel wird der, der jemandem etwas zuwendet, dies dem Beschenkten selbst und nicht einem Andern, also auch nicht dem Manne zuwenden wollen. Ist das Letztere seine Absicht, so wird er es sagen.

Es muß also die Frau hinsichtlich dieses während der Ehe ihr anfallenden Erwerbs dieselben Rechte haben, wie sie das Gesetz hinsichtlich ihres vorehelichen Vermögens anerkennt. Sie muß, wie vor der Ehe durch Ehevertrag, also aus freiem Willen, so auch später bei jedem neuen derartigen Erwerb aus freiem Willen bestimmen können, ob sie ihn in eigner Verwaltung behalten oder dem Manne übertragen will.

Allgemein aber gilt für alle drei Arten des Vorbehaltsguts, daß die Frau aus den Einkünften dem Manne einen angemessenen Beitrag zur Bestreitung des ehelichen Aufwands zu leisten hat (§ 1270; 1326). Das ist unangemessen; es muß der Frau gestattet sein, den Beitrag unmittelbar selbst für die

Zwecke der Ehe zu verwenden. Nur wenn sie dieser Pflicht nicht nachkommen sollte, mag dem Manne ein Anspruch auf Leistung an ihn selbst durch vormundschaftliche Anordnung gegeben werden. Denn es könnte sich Folgendes ergeben: Die Frau, die wöchentlich zwölf bis vierzehn Mark verdient, ist grundsätzlich Herrin dieses „Vorbehaltsguts," muß es aber thatsächlich, da doch dies Geld in Arbeiterverhältnissen regelmäßig mit dem Verdienst des Mannes zur Bestreitung des Unterhaltes nötig sein wird, dem Manne abliefern. Einmal ist dadurch ihr Vorbehaltsrecht illusorisch, und weiter wird doch ihr Erwerb thatsächlich in zahlreichen Fällen der Gefahr der Verschleuderung durch den Mann ausgesetzt.

Ueberblickt man diese Bestimmungen insgesamt und erwägt,

1. daß Zuwendungen während der Ehe nur dann Vorbehaltsgut werden, wenn dies ausdrücklich bestimmt ist,

2. daß der Betrieb eines Erwerbsgeschäftes ihr nur dann gestattet ist, wenn der Ehemann es erlaubt,*)

3. daß das Ergebnis dieses Erwerbsgeschäftes und sonstiger Arbeit der Regel nach zur Bestreitung des ehelichen Aufwandes miterforderlich sein wird und daher dem Manne ausgehändigt werden muß,

so ergiebt sich aus alledem, daß thatsächlich Vorbehaltsgut kraft Gesetzes nicht in der Hand der Frau bleiben wird.

Wesentlich für das Verhältnis der Frau sind daher eigentlich nur die gesetzlichen Bestimmungen über das eingebrachte Vermögen.

Alles Vermögen, das nicht Vorbehaltsgut ist, ist eingebrachtes Gut, und dies Vermögen wird durch die Eingehung der Ehe aufs schärfste erfaßt. Die Frau verliert grundsätzlich, d. h. vorbehaltlich einiger nicht wesentlichen Ausnahmen, jede Macht darüber.

Nutznießung und Verwaltung gehen auf den Mann über. Er nimmt die Sachen in Besitz und zieht die Früchte, erhält die Zinsen u. s. w. Er darf jede Handlung vornehmen, die eine ordnungsmäßige Verwaltung erfordert.

Die Verfügung über das Gut selbst steht ihm allerdings ohne ihre Zustimmung der Regel nach nicht zu. Er darf die zu dem eingebrachten Gut gehörigen Gegenstände nicht verkaufen, ausstehende Forderungen nicht zedieren. Dies Prinzip ist jedoch in wesentlichen Punkten durchbrochen. Er darf nämlich (§ 1275)

1. Forderungen, die nicht auf Zinsen ausstehen, einziehen;

2. über Geld, das er hierdurch oder sonst erlangt hat, und weiter über verbrauchbare Sachen, d. h. über Gegenstände, deren bestimmungsgemäßer Gebrauch in ihrem Verbrauch besteht (Getreide, Wein u. s. w.), verfügen.

Zu welchen wichtigen Folgen für den Bestand des Frauengutes dies Verfügungsrecht führen kann, erhellt ohne weiteres.

Nun ist zwar dem Mann die Verpflichtung auferlegt, das eingebrachte Gut ordnungsmäßig zu verwalten; über den Stand der Verwaltung der Frau auf Verlangen Auskunft zu geben und das zum eingebrachten Gut gehörende Geld nach den für die Anlegung von Mündelgeldern geltenden Vorschriften, also sicher, verzinslich anzulegen (vgl. auch § 1279). Allein welche Bürgschaft hat die Frau dafür, daß diese dem Mann auferlegten Verpflichtungen auch erfüllt werden?

Während der erste Entwurf den Gatten schon im Verlauf der Ehe die mannigfachsten Klagerechte gegen einander gegeben hatte, will der zweite Entwurf, und zwar mit Recht, Rechtsstreitigkeiten während der Ehe möglichst verhüten. Ihre Auseinandersetzung darüber, ob der Mann ordnungsmäßig verwaltet habe oder nicht, ob der Frau aus einer etwaigen Mißverwaltung ein Entschädigungsanspruch gegen ihn oder seine Erben zusteht, soll erst nach beendeter Verwaltung oder Ehe stattfinden.

Schon während der Ehe ist der Frau eine Klage insbesondre dann gegeben, wenn durch das Verhalten des Mannes die Besorgnis begründet wird, daß ihre Rechte in einer das eingebrachte Gut erheblich gefährdenden Weise verletzt werden.**) Sie kann in diesem Falle 1. auf Sicherheitsleistung,

*) Dies ist nicht ausdrücklich gesagt, folgt aber mittelbar aus den §§ 1254, 1258, 1804.

**) Nießbrauch und Verwaltung endigt ohne weiteres mit der Konkurseröffnung über das Vermögen des Mannes.

2. nach ihrer Wahl auch auf Aufhebung der Verwaltung und Nutznießung klagen (§ 1290, 1317).

Diese Bestimmung ist unzureichend. Die Fälle, die die Frau zu einem solchen Schritt nötigen, werden naturgemäß einer besondern Beschleunigung bedürfen. Dazu ist der Weg gewöhnlichen Prozesses zu lange dauernd. Es enthält zwar auch das Prozeßverfahren Bestimmungen, die der Frau einstweilige, schleunige Maßnahmen ermöglichen. Aber sie sind nicht so handlich, wie der Weg zum Vormundschaftsrichter, den ich, wie in den übrigen, bereits oben hervorgehobnen Fällen für den geeignetsten Richter in Streitigkeiten während der Dauer der Ehe halte.

Er bietet den Vorzug, daß vor ihm kein Anwaltszwang besteht, daß er die Frau zunächst väterlich beraten, den Ehemann zum Versuche einer gütlichen Verständigung kurzerhand herbeirufen, rasch von Amts wegen Ermittlungen anstellen und, wenn er nach alledem es für erforderlich hält, vorläufige Maßregeln zur Sicherung der Frau treffen kann.

Das Gleiche gilt für die übrigen Fälle des § 1317, in denen die Frau einen Anspruch auf Aufhebung der Verwaltung gegen den Mann hat. Ueberhaupt muß ihr aber der Weg zum Vormundschaftsrichter nicht erst dann offen stehen, wenn der Mann das Gut erheblich gefährdet, sondern schon dann, wenn er die Vorschriften über die Verwaltung erheblich verletzt, z. B. wenn er Gelder nicht mündelmäßig anlegt. Sie muß eine Verfügung des Richters erwirken können, die ihn dazu anhält.

In frühern Rechten war die Sicherheit der Frau für den Rückempfang ihres Gutes eine erheblich größere. Sie hatte ein gesetzliches Pfandrecht am Vermögen des Mannes und ein Vorzugsrecht in seinem Konkurs. Wenn diese Privilegien mit Recht in neuern Gesetzen fortgefallen sind, so muß man ihr umsomehr die Möglichkeit geben, sich auf andre Art zu sichern. —

Es wäre wohl noch zu erwägen, ob es nicht unbillig ist, daß der Mann, der durch die Verwaltung des Frauengutes im Laufe der Ehe das Vermögen zu mehren in der Lage ist, den hierdurch erzielten Gewinn für sich allein behalten soll, ob also nicht der Frau ein Anteil an der Errungenschaft zuzusprechen wäre. Allein die Einführung eines derartigen Rechts würde mit andern wichtigen Punkten, insbesondre mit der Frage über ihre Haftung für Schulden des Ehemannes zusammenhängen und im wesentlichen eine Prüfung erfordern, ob das von dem Entwurf vorgeschlagne System der Verwaltungsgemeinschaft durch ein andres, durch allgemeine Gütergemeinschaft oder Errungenschaftsgemeinschaft ersetzt werden soll. Von einer Erörterung derartiger grundsätzlicher Fragen ist mit Vorbedacht abgesehen worden. Ich habe mich vielmehr auf die Bemängelung einzelner Punkte im Rahmen des Entwurfs, die leicht zu ändern sind, beschränkt.

Denn bei der gesetzgeberischen Lage, in der sich zur Zeit der Entwurf des Gesetzbuchs befindet, darf von keiner Seite etwas geschehen, was sein Zustandekommen gefährdet. Das Werk ist durch seinen Gesamtinhalt und allein schon durch die Thatsache seines Bestehens, als Einheitsband, so wertvoll, daß jede Kritik nicht hemmend sein darf, sondern fördern muß.

Ein preußischer Richter

Der Allgemeine Evangelisch-Protestantische Missionsverein und D. Dalton

Das Evangelium ist das Schwert, und das Reich Gottes der Krieg. Der Herr Christus hat seinen Dienern niemals gute Tage, wohl aber Angst in dieser Welt in Aussicht gestellt. Es geht mit ihnen durch gute, häufiger durch böse Gerüchte. Wer dem Evangelium dient, wer am Reiche Gottes arbeitet, der muß davon Erfahrung machen. Vollends wo das Evangelium unter den Völkern erstmalig zu wirken anfängt, da giebt es Kampf auf Leben und Tod. Die Begründer des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins haben das von Anfang an gewußt. Sie waren gleich darauf gefaßt, daß sie ein nicht geringes Maß von Arbeit, Sorgen, Mühen,

Schmerzen auf sich nähmen; daß sie mehr als alles andre würden Geduld zu lernen haben.

An böse Nachrede, an Spott und Beschimpfung haben sie sich von Anfang an gewöhnen müssen. Es mag sein, daß der Eine oder der Andre im Uebermaß der Freude an dem endlichen Gelingen eines lange gehegten Planes, in jugendlicher Begeisterung einmal allzu kühn zu hoffen wagte; wir räumen ein, daß wir uns, voreilig genug, in guten Stunden zuweilen die Perspektive eröffnen ließen, Japan werde im Laufe weniger Jahrzehnte für das Evangelium gewonnen sein, und der junge schnell wachsende Verein werde sich in Deutschland in kürzester Frist eine angesehene Stellung unter den Missionsgesellschaften errungen haben; vielleicht hat auch hier und dort einmal die Abneigung gegen den hergebrachten Missionsbetrieb und -Jargon allzu lebhaften Ausdruck gefunden. Aber derartige Ungebührlichkeiten waren seltene Ausnahmen; leicht entschuldbar, wenn man Temperament, Jugend, Eifer und die Haltung der Gegner von Anfang an und quand même mit in Anschlag bringt. Die beteiligten Männer waren ausnahmslos sich der Verantwortung, die sie übernahmen, vollauf bewußt. Es lag ihnen auch nichts ferner, als ein Werk ins Leben zu rufen, das lediglich vom sogenannten Liberalismus patronisirt werden müsse und dessen Mitarbeiter auf eine bestimmte theologische Richtung oder kirchenpolitische Stellung zu verpflichten seien. So wenig war das der Fall, daß nicht wenige, namentlich der deutschen Freunde, von Anfang an darauf bestanden, es müsse der erste Aufruf zur Begründung des neuen Vereins auch von Männern der Mittelpartei unterstützt und unterschrieben werden. Die Verhandlungen wurden dadurch erschwert, daß gleichzeitig mit der Gründung des neuen Vereins auf Anregung von D. Warneck die Missionsfreunde in den Provinzen Sachsen und Brandenburg sich zusammenthaten, um der Mission die gewisse Einseitigkeit und parteiische Exklusivität zu nehmen, die ihr von ihrem Ursprung her vielfach anhaftete und die, einst ihre Empfehlung, je länger desto mehr ihr zum Nachteil zu werden und sie in den verschiedensten Kreisen des Volkslebens in Mißkredit zu bringen drohte. Nicht wenige von denen, die sich unbedenklich von vornherein uns würden angeschlossen haben, waren aber nun engagirt. Dennoch war der Abschluß der Verhandlungen nahe; einflußreiche Männer waren gewonnen; da drängten die Schweizer Freunde und ließen die erste Kundgebung ausgehen, als ihr von drei erwünschten Namen nur erst zwei gewonnen waren. Die Schweizer trifft um so weniger ein Vorwurf, als in den von ihnen vertretenen religiösen und kirchlichen Kreisen die Etikettenfrage der Partei nicht so ängstlich genommen zu werden pflegt, wie bei uns in Deutschland. Auch waren die maßgebenden Persönlichkeiten in der Schweiz nicht sowohl Vertreter der — sit venia verbo — Linken, als vielmehr der dortigen Mittelpartei. Wie dem sei, wir haben es immer bedauert, daß der Aufruf nicht von Männern wie Beyschlag — er stellte uns seine Evangelischen Blätter bereitwilligst zur Verfügung — und wie Präsident Hermann, dessen Mitwirkung auch gewonnen war — Andrer zu geschweigen — mit unterschrieben war. Denn noch hatte der Verein seine Satzungen nicht beschlossen, da erhob sich schon von verschiedenen Seiten her lebhafter Widerspruch. Die Einen wollten überhaupt von Missionsarbeit nichts wissen, und den Andern stand es von vornherein fest, daß die Männer, die mit ihrem Namen das neue Unternehmen vertraten, unmöglich geeignet seien, mit Erfolg zu missioniren. Wenn einmal nach Jahren die Geschichte unsers Vereins geschrieben werden wird, so wird die Art und Weise, wie seine Begründung und die Männer, die ihn begründet haben, sich beurteilen lassen mußten, zum Teil von sehr inferioren Persönlichkeiten, symptomatisch sein für die kirchliche Lage im Anfang der achtziger Jahre. Christen hätten sich gefreut über den neuen Zuwachs, den die Missionsgemeinde in Deutschland und in der Schweiz gewann; Christen hätten mit ihren Bedenken zurückgehalten und abgewartet, was da werden wolle; sie hätten persönliche Empfindlichkeit und sachliches Bedenken zurückgestellt hinter die Genugthuung, daß Christus gepredigt werde; sie hätten mit brüderlicher Mahnung und Zurückweisung versucht, Irrtümer zu beseitigen, allzu sanguinische Hoffnungen zu ernüchtern: — statt dessen haben uns die Herren, die in großer Bescheidenheit sich gern rühmen, die positiven zu sein, wie sie nur konnten, entweder ignorirt oder verdächtigt, verkleinert, verspottet. Wir haben uns viel Kränkung und Hintansetzung müssen gefallen lassen; wir haben manche Demütigung hinnehmen müssen; man hat uns ausgeschlossen, wo wir Anregung und Stärkung zu finden hofften; uns unbrüderlich genug zurückgestoßen, wo wir Anschluß suchten und erbaten. Um so unbegreiflicher, weil doch die Mehrzahl von uns, entgegen der Verdächtigung, die Dalton S. 211 u. S. 219*) auszusprechen sich nicht entblödet, längst den alten Missionsvereinen als Mitglieder angehört und deren Zwecken nach Kräften gedient hatten, wenn wir dabei allerdings auch des Gefühls uns nicht erwehren konnten, daß man in Deutschland wohl in andrer Weise noch die Missionssache vertreten und fördern könne, als es herkömmlich zu geschehen pflegte. Nicht Langhans hatte uns Bedenken erregt; er bestätigte nur, was wir längst schon wußten, und der zweite Teil seines Buches hat uns enttäuscht; wir hatten viel früher Rothes Ethik studirt und, was er über den gewöhnlichen Missionsbetrieb ausführte, im Herzen erwogen, und Max Müller und eine von ihm übersetzte Rede des Dean Stanley hatten uns ermutigt, zu hoffen, daß unsre Ideale von Missionsthätigkeit nicht unerreichbar hoch seien. Das Evangelium in seiner ursprünglichen göttlichen Einfalt und Niedrigkeit, in seiner weltbesiegenden Kraft den Völkern bringen, war das nicht ein recht reformatorisches Beginnen? eine selbstverständliche Konsequenz aus den Prinzipien, die Luther, Zwingli und Kalvin vertreten haben, allerdings ohne die Tragweite ihres Vorgehens ganz ermessen zu können? Und bei den Kulturvölkern den „Logos spermatikos" aufsuchen, der sie für das Evangelium bereiten und empfänglich machen sollte, das Evangelium ihren eigentümlichen Denk- und Lebensformen vermitteln, war das ein unerhörtes Unternehmen? Hat das Evangelium, als es die griechisch-römische Welt eroberte, nicht auch von ihr die Formen entlehnt, in denen es seinen neuen geistig-göttlichen Gehalt ausprägte? Heute braucht das nicht mehr bewiesen zu werden, daß unsre herkömmliche Dogmatik voll ist von Elementen, die nicht sowohl aus dem Evangelium von Christo, als vielmehr aus der griechischen Philosophie, zum Teil auch aus mittelalterlich-germanischer Rechtsauffassung herstammen. Durften wir uns nicht im voraus darauf freuen, daß aus der Berührung des Evangeliums mit dem Volksgeist der Asiaten, ihrer Philosopheme und ihrer religiösen Eigenart ein Neues sich herausbilden, daß auf dem Boden Japans, Chinas, Indiens die Saat des Himmelreiches in bisher ungeahnter Schönheit, Kraft und Fülle aufgehen werde? Auf ein neues Evangelium hat keiner gehofft — der Herr Jesus Christus bleibt König — aber auf eine neue, eigenartige Verwirklichung und Ausgestaltung des Evangeliums hoffen wir auch heute, für uns und insonderheit für die asiatischen Kulturvölker, auf einen neuen Leib für die ewig gleiche Wahrheit, den Gott geben wird.

Mit den ersten überraschenden Erfolgen wuchs die Gegnerschaft. Man hätte sich freuen sollen, daß so viele bisher bei der Mission gar nicht beteiligte Männer und Frauen für die Mitarbeit gewonnen wurden; sie zählten doch bald nach vielen Tausenden. Aber hatte man sie früher um ihres Unglaubens willen gescholten, daß sie nichts thäten für das Werk der Völkerbekehrung, jetzt, wo sie den Mut hatten, etwas zu thun, tadelte man sie erst recht; man klagte über Konkurrenzmacherei, über einen schlau berechneten Einfall des Unglaubens in das Arbeitsgebiet der gläubigen Kreise; kein Mittel wurde geschont, uns verdächtig und verächtlich zu machen. Nicht bloß in tonangebenden Kreisen der preußischen Landeskirche nnd seitens aller derer, die in ihr noch einmal eine Stellung einzunehmen hofften. Die Begründung einer südwestdeutschen Missionskonferenz in einmütigem Zusammenwirken der ältern Missionsvereine mit dem jüngsten, wurde vereitelt, obwohl Fabri sie lebhaft befürwortete. Der Bann, der auf den sogenannten Liberalen ruhte, traf auch den Evangelisch-protestantischen Missionsverein. Irren wir nicht,

*) Missionspfade in Japan. Vgl. nächste Anmerkung.

so ist auch auf gegnerischer Seite der Gedanke erwogen worden, in Tokjo unsre Thätigkeit durch Aussendung etwa eines „positiven“ Gesandtschaftsvredigers lahm zu legen; es fehlte an den nötigen Geldmitteln; auch hat unsre Verbindung mit dem großherzoglich sächsischen Hofe, die Vermittlung unsers Protektors und seiner Räte, Unheil verhindert. Was eine kleine überschrieene kirchliche Partei von theologischer Unwissenheit und kirchlichem Fanatismus an geistlich ungeistlicher Unbill über sich ergehen lassen muß, das haben wir reichlich erfahren. Eine Aufmunterung war die Annäherung der theologischen Kreise, die sich um Harnack, Gottschick, Herrmann u. a. sammelten; die studentische Jugend in Bonn, Heidelberg, Jena zeigte Verständnis für unser Beginnen; die Führerschaft von Männern, die immer zu den ersten zählen werden, wo Parteileidenschaft das Urteil nicht beeinflußt, entschädigte für manche trübe Erfahrung; der Widerspruch, auf den wir stießen, die Abneigung, die man uns seitens vieler kirchlicher Kreise auf Schritt und Tritt zu erkennen gab, wurde uns Veranlassung, nur um so besonnener vorzugehen und unser Werk immer erneuter Prüfung zu unterziehen — im Glauben waren wir froh, daß die Wahrheit sich dennoch siegreich durchsetzen werde und daß die Liebe endlich das Feld behaupten müsse. Wir blieben auch dann noch hoffnungsvoll, als das erstarkende Nationalgefühl der Japaner, eifersüchtig auf jeden fremdländischen Einfluß, unsre Thätigkeit einschränkte, als unser verehrter Vorsitzender D. Buß unter der Last der Geschäfte und dem Druck der schweren Verantwortung, die ihm auflag, zusammenbrach, und unselige Mißhelligkeiten unter den Missionaren selbst unserm Werke eine Krisis bereiteten, die einen Augenblick wenigstens zum Tode führen zu sollen schien. Auch das Schlimmste haben wir ins Auge gefaßt, aber der Glaube an die Gottgefälligkeit unsers Thuns, an die Notwendigkeit unsrer Arbeit, an den endlichen Erfolg hat auch nicht einen Augenblick gewankt.

Als der Fortgang der Arbeit gesichert schien, als wir aufzuatmen begannen in dem dankbaren Gefühl, daß die Krisis überstanden sei, da hat unser Werk einen Angriff erleiden müssen, der es auf nichts Geringeres abgesehen hatte, als ihm den Todesstoß zu geben. Der ehemalige Petersburger Pastor und Konsistorialrat D. Dalton, der vielgereiste, vielbewanderte, weltgewandte, hat eine Reise nach Japan gemacht und auf seinen „Missionspfaden“ — wie gut das Wort klingt! — einen solchen Zorn gegen den Evangelisch-protestantischen Missionsverein gesammelt, daß er sich schnell entschloß, an ihm, gewiß nicht zum Mörder, das wäre unchristlich gewesen, aber zum Scharfrichter zu werden.*) Wir kennen den strebsamen, rührigen, unternehmenden Mann, von vieler Thatkraft, aber auch von raschem Urteil, mit der schnellen, oft zu schnellen Feder; er arbeitet leicht; in seine Schriftstellerei mischt sich gern rhetorische Kunst, etwas von dem Pathos, das er, wie es dem Prediger oft geht, auf seiner Kanzel von Jahr zu Jahr mehr ausgebildet hat; er ist in der bevorzugten Lage, daß er in sorgenfreier Zurückgezogenheit vom Amt die kirchliche Welt studiren und beurteilen kann; er thut, wo er Gelegenheit findet, Helferdienste; leider nicht immer, um die kirchlichen Parteien, deren Hadergeist ihn nach seinem eigenen Eingeständnis erschreckt hat, als er nach Deutschland zurückkehrte, zu beruhigen und zu versöhnen, sondern um die Partei, die er als die positive bezeichnet und die er, weil er die historisch-kritische Theologie nur ganz gelegentlich kennen gelernt zu haben scheint (das soll gewiß kein Vorwurf sein; Männer, die in praktischer Thätigkeit viel beschäftigt sind, haben oft beim besten Willen weder Zeit noch Kraft, der theologischen Wissenschaft auf allen ihren Pfaden, zuweilen auch Irrpfaden, nachzugehen; das Umlernen ist nicht die Sache vieler; man behilft sich so gut es

*) 1. Hermann Dalton, Auf Missionspfaden in Japan. Bremen, C. Ed. Müller, 1895. 2. Dr. Arndt, Pf. O. Schmiedel, D. Spinner, Zur Abwehr wider Dalton. Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft. Vgl. Christl. Welt 1895 Nr. 29: Spinner, Die Beurteilung deutscher Missionsarbeit in Japan durch D. Dalton. 3. Hermann Dalton, Der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein in Japan. Ein Wort der Abwehr. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1896. 4. Dr. Arndt, Daltons Wort der Abwehr. Protestantische Kirchenzeitung, 1896, Nr. 4.

geht mit dem früh Gewonnenen, zumal wenn geschichtliche Studien mehr in die Vergangenheit führen, als in die Gegenwart) — für die in der evangelischen Kirche allein berechtigte hält, zu stärken; natürlich ganz uneigennützig; er hat nie daran gedacht, eine einflußreiche Stellung in der preußischen Landeskirche einzunehmen; er ist ganz unabhängig und deshalb durchaus objektiv; und deshalb auch berufen, über den Evangelisch-protestantischen Missionsverein maßgebend zu urteilen. Wie groß sein Anliegen war, den Missionsverein, wenn es möglich wäre, zu erdrücken, geht daraus hervor, daß er schon vor Veröffentlichung seiner Reiseerinnerungen „Auf Missionspfaden“ Vorträge gehalten hat, die wenigstens in Hamburg von naiven, kirchenpolitisch absolut nicht engagirten Zuhörern als eine bewußte und ausdrücklich beabsichtigte Polemik gegen unsern Missionsverein, wo möglich zu dessen Vernichtung, gewiß zu seiner gründlichen Diskreditirung aufgefaßt worden sind.

Den Vortragsreisen folgte dann die Reisebeschreibung, das Buch. Wie schwer es dem edeln Anwalt „wahrhaft evangelischer,“ allein seligmachender Missionsarbeit geworden ist, in seinem Buche die Kritik der deutschen Missionsarbeit in Japan zu schreiben und zu veröffentlichen! Er hätte so gern geschwiegen; immer neue Schmerzen, die ihn durchzucken, erregen sein innerstes frommes Gemüt; er ist durch viel tiefe Betrübnis gegangen; seine Feder sträubte sich mehr als einmal niederzuschreiben, was er, der auf immerhin rasch durcheilten Missionspfaden bei flüchtigem Besuch in kurzen drei Wochen mit seinem zeitig geschärften Auge dem japanischen Volk bis in die Tiefen der Seele gesehen und „unbefangen tief und eingehend die religiösen und staatlichen Vorgänge in dem fesselnden Lande beobachtet hat,“ mit aufrichtigem Bedauern wahrgenommen: die fürchterliche Verwüstung, die der Evangelisch-protestantische Missionsverein mit seinen unbedeutenden Vertretern verschuldet, die Lähmung, die er bessern Kräften bereitet hat, das Hemmnis, das er für die Christianisirung des japanischen Volkes geworden ist. Aber er hat seine Schmerzen tapfer unterdrückt — er ist seiner Betrübnis mannhaft Herr geworden — er hat seiner Feder Zwang angethan und seine Anklage und zugleich sein Todesurteil dazu niedergeschrieben. Da war nichts Gutes! Weder die Motive noch die Ausführung, weder die Missionare noch ihre Methode, in der Heimat weder die Missionsvereine noch ihr Eifer fanden Gnade in den Augen des freiwilligen Inspektors, der nicht etwa reiste und sah, wie ein andrer gewöhnlicher Reisender, sondern der den Stachel mit sich trug, eigentlich seinen Beruf verfehlt zu haben (er selbst wäre der berufne Missionar Japans gewesen), und der nach seinen Andeutungen (man fühlt es ihm ab, wie peinlich ihm die Zwangslage ist, in die ihn die holde Gunst in seiner Lebensführung, das Mitleid mit den armen Brüdern, die an die Scholle gebunden von den Kundgebungen des begünstigten Mitbruders leben, und ein hohes Vertrauen ihn versetzt hat. Wer mag sagen, wie hoch es hinaufgeht? welche Erwartungen „man“ hegt, welche geheimen Aufträge „man“ ihm gegeben hat?) endlich einmal der Welt reinen Wein einschenken sollte über ein Werk, das viel zu lange schon die Welt getäuscht hat. Ach, er konnte nicht anders — „man“ erwartete von ihm Wahrheit, Klarheit, Befreiung! Beklagenswerter Mann — bei so viel Herzensgüte eine so ungütige Erwartung!

Sonst wäre es, wir wollen gar nicht sagen Christenpflicht, sondern Pflicht des Gentleman, des Ehrenmannes gewesen, seine betrübenden Beobachtungen zunächst in den Kreisen auszusprechen, die arglos ihm alle wünschenswerten Mitteilungen über die Arbeit des Missionsvereins gemacht hatten, und bei denen er sich wiederholt als, wenn nicht wohlwollender Freund, doch auch nicht mißgünstiger Gegner der Sache erkundigt hatte, oder vor den Missionaren, die ihm in Japan Gastfreundschaft gewährt haben. Christen pflegen bekanntlich dem Gegner sein Unrecht zuerst unter vier Augen vorzuhalten, ob er sich besinnt und Rat annimmt oder, wenn es sein muß, Buße thut. Christen haben die Gewohnheit, den Nächsten zu entschuldigen, Gutes von ihm zu reden und alles zum Besten zu kehren; Christen pflegen gegen Brüder, auch wenn sie einer andern theologischen Schule angehören, brüderliche Gesinnung zu hegen und dem ent-

sprechend zu handeln. Wissenschaftliche Theologen wissen, daß man auf demselben Grunde mit verschiednem Material bauen kann; sie üben vor allem andern Selbstkritik; sie bleiben sich bewußt, daß auch ihr Wissen Stückwerk ist, und daß keiner die ganze Wahrheit und die Wahrheit ganz hat, daß wir alle, auch wenn wir im Vollbesitz der christlichen Wahrheit wären, Suchende sind und Suchende bleiben, daß es eitel Geflunker ist, wenn sich Menschen hinstellen und sagen: wir haben die Wahrheit, wir brauchen sie nicht mehr zu suchen. Auch die gefundne Wahrheit will angeeignet sein; wir können sie alle nur von einer Klarheit zu der andern erkennen; die Wahrheit will nicht bloß gelernt, sondern gethan sein. Damit sind wir niemals fertig. Am wenigsten haben die Apostel das verleugnet, und der immer gehorsam gewesen ist, er hat Gehorsam lernen müssen an dem, daß er litte! D. Dalton empfindet von all dem nichts, wenigstens nicht, wenn er sich mit dem Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsverein auseinandersetzt. Er schlägt darauf los! alles zu Gottes Ehren! Es ist in der Geschichte der Kirche oft so gewesen und es wird wieder so sein, solange es übereifrige Jünger giebt, die vergessen, welches Geistes Kinder sie sind, oder überhaupt noch nicht Kinder des heiligen Geistes sind, die das „Nein" des Herrn, das schärfste, das er je gesprochen, „auf daß ihr den Weizen nicht mit dem Unkraut ausraufet," wohl gehört, vielleicht auch gepredigt, aber niemals bedacht, gewiß nicht befolgt haben!

Daß Herr D. Dalton in Japan mancherlei auszusetzen fand an dem Werk des Evangelisch-protestantischen Missionsvereins, das wird niemand Wunder nehmen; daß sich manches aus nächster Nähe besehen ganz anders ausnimmt, als aus weiter Ferne — wen könnte das befremden? Daß Unternehmungen, die noch in den Anfängen stehen, viel Unfertiges aufweisen, daß bei ihnen Mißgriffe vorkommen, daß sie ältern Institutionen, die gut geleitet sind, nachstehen, daß sie Mühe haben, ihnen gegenüber aufzukommen — das ist ja für jeden billig denkenden Mann ganz selbstverständlich. Wir sind auch überzeugt, Daltons Bedenken, seine Ratschläge, auch seine ganz abfälligen Urteile würden von allen Beteiligten dankbar entgegengenommen, berücksichtigt und soweit irgend möglich befolgt worden sein, wenn nur der Kritiker nicht die Rolle des Scharfrichters erwählt hätte. Er mußte ein wenig Teilnahme, ein klein wenig Lindigkeit, die der Christ allen Menschen kund werden läßt, verraten, er mußte wenigstens einen Hauch der Liebe spüren lassen, an der Christus seine Jünger erkennen will. Denn das haben wir längst gewußt und oft unumwunden ausgesprochen, daß die historisch-kritische Theologie, nachdem ihre Methode in weitesten wissenschaftlichen Kreisen zur Anerkennung gelangt ist und ihre Resultate eine ganze neue Auffassung des apostolischen Zeitalters zur Folge gehabt haben, sich religiös vertiefen müsse (uns will allerdings bedünken, der sogenannten positiven Theologie thue das ebenso dringend not), daß die Freude an wissenschaftlicher Erleuchtung nicht die Erneuerung des Willens und die Bildung des Gemüts hindern dürfe, daß auch bei einer neuen Theologie die Religion die alte bleibe, die Kraft zur Seligkeit, die geübt werden muß, die Welt und Tod bezwingende Macht, die nur den beherrscht, der sich in Demut und Glaube dem Herrn Christus und dem in ihm waltenden Gottesgeist zu eigen giebt. Wir haben oft beklagt, daß unsre Missionare mit Arbeit überlastet waren, und haben bewundert, was sie doch fertig brachten; wir haben auch gesorgt, es möchte das Viel und Vielerlei ihrer Arbeit ihre Kräfte zersplittern und vorzeitig aufreiben. Diese häufigen Predigten, dieser tägliche Unterricht in den verschiedensten wissenschaftlichen Fächern, die litterarische Thätigkeit, die Vorträge philosophischen und theologischen Inhalts — es wäre auch für die doppelte Zahl von Arbeitern zu viel gewesen. Gerade weil unsre Missionare auch wissenschaftlich gebildete Männer waren, die ihre Weisheit wahrlich nicht, wie D. Dalton höhnt (S. 217), aus einem Konversationslexikon zu schöpfen brauchten, sondern gründlicher vorbereitet waren, als mancher viel und glatt schreibende Pfarrer in bevorzugter Lebensstellung, gerade deshalb bedauerten wir sie. Wir fürchteten, sie möchten zu bald müde werden, wie jeder Mann müde wird, der durch Umstände, die er nicht ändern

kann, gezwungen ist, seine Kräfte über das Maß dauernd anzustrengen.

Auch die Predigt, die nur durch einen selbst im besten Falle nicht ganz genügenden Dolmetsch an Ohr und Herz des Hörers gebracht werden konnte, hatte für unser Gefühl Befremdliches und für unsre Einsicht Bedenkliches — aber war die gebildete Jugend Japans nicht zu einem nicht kleinen Teile der deutschen Sprache so mächtig, daß sie wissenschaftlichen Vorträgen deutscher Lehrer zu folgen imstande war? Und war nicht von Anfang an unsre Hoffnung dahin gerichtet, daß es gelingen werde, in einer Reihe von Jahren Japaner so weit heranzubilden, daß sie imstande wären, ihren Volksgenossen das Evangelium in ihrer Muttersprache wirksam zu verkünden? Was für den täglichen Verkehr an Kenntnis der japanischen Sprache nötig war, das haben die Missionare ja gelernt, und Munzinger, der den „Sport" in Japan so eifrig betrieben hat, daß er an seiner Gesundheit auf lange hinaus Schaden gelitten hat, hat recht eigentlich die Erlernung der japanischen Sprache zu seiner Lebensaufgabe gemacht, gerade so, wie Pfarrer Kranz in treuer Gemeinschaft mit D. Faber es in China thut. Daß wir die Rückkehr Spinners aufrichtig beklagt haben, daß die Missionssache unter dem Wechsel der Persönlichkeiten zeitweilig in ihrer Entwicklung gehemmt war, daß die Verbindung mit der Weimarischen Landeskirche nicht bloß ein Für, sondern auch ein Wider hatte, daß der Mangel an Geldmitteln uns gedrückt und die Teilnahmlosigkeit der evangelischen Christenheit in Deutschland uns betrübt hat; daß wir uns wohl bewußt waren, wir würden Lehrgeld zu zahlen haben, und daß uns nichts mehr not thue als Geduld und Vertrauen; daß die Verlegung des Zentralsitzes aus der Schweiz nach Deutschland uns neue Sorgen verursacht hat; daß unser lieber, verehrter Präsident Buß, der „Idealist," der „Schwärmer," nicht aus Feigheit und berechnender Klugheit zurückgetreten ist (S. 256), sondern weil Verantwortung, Sorge, Kummer, Enttäuschung ihn an den Rand des Grabes gebracht hatten, das alles hätte D. Dalton, wenn er sich nicht an der Volksseele der Japaner versehen, sondern sich in der deutschen Welt ohne Voreingenommenheit umgesehen hätte, sehr leicht erfahren können. — Daß in unsern Berichten mehr unsre Freude und unsre Hoffnung zum Ausdruck kam, als unsre Besorgnis, das ist doch ganz selbstverständlich. Wer in leitender Stellung Gutes und Ersprießliches schaffen will, der muß bereit sein, ein großes Maß von stellvertretendem Leiden auf sich zu nehmen, und dazu gehört auch, daß er mit seinen Schmerzen selbst fertig zu werden sucht, und daß er, obschon selbst sorgenvoll und bekümmert, doch bemüht ist, die Andern bei gutem Mut zu erhalten.

Die Erwiderung, die D. Dalton seitens der Arndt, Schmiedel, Spinner hat hinnehmen müssen, haben den selbstgewissen Mann nicht irre gemacht. „Man" wird ihn wohl getröstet und gestärkt haben — es sind ja nur „Liberale," und die Liberalen sind, was die Positiven ja niemals sind, „sehr intolerant." Was meinen Sie, Herr Doktor, „wir Gläubige" machen Ihre Kritik fruchtbar in Vorträgen, Versammlungen, Zeitungen — Pastoralkonferenzen und Synoden sollen schon fleißig am Werke sein —, wir machen namentlich in solchen Städten Propaganda für Ihre Beurteilung, die den Missionsverein mit Geldmitteln bisher besonders reichlich bedacht haben, wir verdächtigen ihn an maßgebender Stelle, bei dem Protektor in Weimar — Schmiedel haben Sie ja schon zu denunziren angefangen (Abwehr S. 7 ist bereits ein recht deutlicher Wink) —, die fürstlichen Höfe sind uns Gläubigen ja viel leichter zugänglich als den intoleranten Liberalen; wir schüchtern die jungen Theologen ein, die sich könnten beikommen lassen, in den Dienst dieses Missionsvereins zu treten; dann rufen wir unsre positiven Kreise zur Rettung Japans auf, wir werden damit viele Beiträge dem liberalen Missionsverein entziehen; dann verspotten und verhöhnen wir diese eingefleischten Idealisten, die im Glauben doch so gar unerfahren sind, die liberalen Thoren, die auch einmal Mission treiben wollten und doch nicht das Zeug dazu hatten, und deshalb, wie Sie auf den ersten Blick es weg hatten, notwendig elend Fiasko machen mußten. Vielleicht erweist Ihnen Gott die Gunst, daß Sie

noch einmal nach Japan reisen dürfen. Bei Ihrer Rückkehr dürfen Sie dann die minder günstig gestellten Brüder in einer neuen Reisebeschreibung oder in der zehnten Auflage der alten mit der Nachricht stärken, daß es Ihnen gegeben war, den rechten Mann in Japan einzuführen, der das große Missionswerk, „die wahrhaft evangelische Mission" mit besserem Erfolge treiben wird, als diese liberalen, unwissenden Schwärmer mit ihrer Konversationslexikonbildung!

Schmiedels allerdings herbe, wenn auch sehr entschuldbare Abwehr, sein Globetrotter haben den eifrigen Kritiker des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins noch mehr gereizt; er hat es für richtig gefunden, in einer neuen Veröffentlichung nicht einzulenken und Verständigung zu suchen, sondern den Riß vollkommen zu machen. Dabei spielt er die Rolle des Wolfes, der das Lamm anklagt, es habe ihm das Wasser getrübt. „Ein Wort der Abwehr" nennt er seine jüngste Schrift, obwohl er selbst der Angreifer gewesen ist nach langer Kriegsrüstung! Er beschuldigt seinen Gegner eines hohen Maßes von Unduldsamkeit. Dafür hat der Angegriffene gewiß ein feines Gefühl, weil er selbst so außerordentlich duldsam ist. Er beklagt sich über persönliche Unbill, die ihm zu teil geworden, und begreift nicht, daß diese Art von Polemik, die sich gegen ihn wendet, doch nur das Echo seiner Stimme ist. Wenn der Ton die Musik macht, nun der Ton des Herrn D. Dalton ist weder fein noch fromm.

Auch nicht in seiner Abwehr. Wir übergehen die persönlichen Plänkeleien; sie können den Kampf nicht zur Entscheidung bringen. Wir wiederholen, daß eine Reihe von Ausständen, die Dalton wiederholt, nach unserm Dafürhalten eingehender Prüfung wert ist, daß die Uebelstände aber, die er hervorhebt, kaum zu vermeiden waren, wenn man nicht überhaupt darauf verzichten wollte, in die Arbeit, die den Leitern des Vereins und den ausgesandten Missionaren zufiel, einzutreten. Es ist doch sehr leicht, hinterher zu sagen, was hier und dort nicht gut angefangen war. Warum hat Herr Dalton nicht früher seinen weitreichenden Einfluß aufgeboten, die deutsche Mission in Japan zu stützen? Warum findet er nur ganz im Vorübergehen ein Wort der Anerkennung für diesen und jenen, um dann sein vernichtendes Urteil über das Ganze um so schärfer und schroffer auszusprechen? Daß Fehler gemacht sind, wird niemand bestreiten; daß das Werk nicht in schnellem, fröhlichem Aufblühen begriffen ist, daß es infolge der politischen Konstellation abermals durch eine schwere Krisis hindurchgeht, nachdem es eben erst schwere Schädigung erlitten hatte durch Vorkommnisse, sagen wir selbst Mißgriffe, bei der Auswahl auszusendender Persönlichkeiten, darüber sind sich die beteiligten Männer vollkommen klar — aber der Schluß, den sie ziehen, ist ein andrer. Sie werden um so besonnener und um so eifriger zum Werke stehen; sie werden um so mehr versuchen, in weiten Kreisen Verständnis für das heilige Werk zu finden, und sie werden sich durch Daltons Bemängelungen nicht abhalten lassen, das Evangelium in solchen theologischen Gefäßen nach Japan zu bringen, die ihnen als allein haltbar erscheinen. Das „arme, heimgesuchte" japanische Volk ist urteilsfähig genug, um Religion und Theologie zu unterscheiden; es wird schließlich auf die Männer hören, die es verschmähen, etwa aus Akkommodation, aus Mitleid mit den noch unerfahrnen Heiden oder aus zarter Rücksicht für andre Missionsgesellschaften eine Theologie zu bringen, die sie selbst nicht als haltbar ansehen. Die alte Inspirationstheorie, Herr Doktor, ist unwiederbringlich dahin; sie hat gar keinen wissenschaftlichen Wert mehr; und nur in ihrer alten, strengen Form ist sie ehrlich und konsequent und religiös verständlich und wertvoll. Und die Auferstehung Jesu (woher doch? ich denke zunächst aus dem Totenreich, der Unterwelt, der Hölle), so gewiß sie dem Glauben, aber auch nur dem Glauben an Jesum den Christ ist, sie ist ein Problem, sofern es sich darum handelt zu bestimmen, in welcher Weise der Auferstandne den ersten Jüngern sich geoffenbart hat. Die Evangelisten geben auf diese rein historische Frage verschiedne Antwort; es wird wohl niemals gelingen, diese Verschiedenheiten durch irgend welchen Erklärungsversuch, der alle erklären soll, aufzuheben, auszugleichen! Was thut es? Der seligmachende Glaube ist

nicht geschichtliches Fürwahrhalten, sondern die Hingabe des Herzens an Jesum; an den Gott, den er offenbart durch Wort und That, in Leben und Sterben, und der ihn verklärt von einer Klarheit zur andern in all seiner äußern Niedrigkeit und Schmach. Das kann man Kindern begreiflich machen. Warum nicht den Japanern und allen asiatischen Völkern, vollends in den Kreisen, die wissenschaftlich zu denken vermögen und die über die höchsten, tiefsten Fragen spekuliren, unsre moderne Litteratur kennen und, wenn sie auch nicht im Reiche Gottes sind, doch nicht fern sind vom Reiche Gottes. Darüber, was, wenn wir es so ausdrücken dürfen, zum eisernen Bestande evangelischer Heilswahrheit gehört, könnte man lange verhandeln. Die Apostel haben die Gewissen nicht an Dreieinigkeitslehre und Zweinaturenlehre und auch nicht an die Lehre von einem stellvertretenden Strafleiden Jesu, auch nicht an eine sinnlich sichtbare, fleischliche Himmelfahrt gebunden.*) Wir schämen uns gar nicht zu bekennen, daß wir zwar in Christo die dem Menschen zugängliche Wahrheit in ihrer ganzen Fülle besitzen; er ist die Wahrheit, er hat sie gelebt, und sie hat in ihm gelebt, aber wir wissen auch in großer Demut, daß wir die Wahrheit nur in dem Spiegel eines dunkeln Wortes sehen, daß unser Wissen und Weissagen Stückwerk ist, und daß wir wachsen müssen, auch wachsen können und sollen. Wir hoffen zu Gott, daß es Herrn Dalton nicht gelingen wird, den Evangelisch-protestantischen Missionsverein zu töten, auch wenn er noch einen neuen Streich mit seinem Richtbeil versuchen sollte. Es könnte ja sein, daß wieder einmal Kaiphas Jesu gegenüber scheinbar Recht behielte; aber wir fürchten es nicht, wir hoffen, es wird sich an dem Verein das Wort erfüllen: Als die Sterbenden, und siehe wir leben! Gewiß thut dem Verein, seiner Leitung, seinen Freunden und Gönnern und allen seinen Mitarbeitern Buße not: ein solcher Bußprediger aber wie Herr Dalton, der verstockt die Herzen und reizt sie zur Bitterkeit; denn dieser Wahrheit fehlt die Liebe, und darum ist sie Unwahrheit. Ehlers

Verschiedenes

(Kultusminister Bosse und die Bonner Fakultät) Im preußischen Abgeordnetenhause sind am 5. März bei Beratung des Kultusetats die Bonner Vorgänge zur Sprache gebracht worden, die weit über Rheinland und Westfalen hinaus die Gemüter in Erregung erhalten. Wir warten den stenographischen Bericht ab, ehe wir uns zu dieser Debatte äußern. Denn wir können vorläufig nicht glauben, daß die Zeitungsreferate, die uns zu Gesicht gekommen sind, die Rede des Ministers D. Bosse richtig wiedergeben. R

(Zu den Vorgängen im Berliner Kolonialverein) Absichtlich haben wir in unserm Artikel „Moderne Zivilisation in Afrika" (vorige Nummer) uns bei Leist, Wehlan**) und bei Karl Peters nicht aufgehalten, weil die öffentliche Meinung über die Thaten dieser Männer genügend unterrichtet ist. Wenn aber jüngst in vielen wohlgesinnten Blättern der Wechsel im Vorstand der Berliner Abteilung des Kolonialvereins zu besondern Bedenken Veranlassung gegeben hat, so können wir trotz der unvergessenen Thaten des Dr. Peters mit dieser Veränderung nicht so unzufrieden sein. Der bisherige Vorsitzende, Prinz Arenberg, hat das ultramontan-katholische Interesse immer über das nationale gestellt. Er und Ehrendomherr Hespers übten bis dahin — und zumal zur Zeit des Reichskanzlers Caprivi — einen vielfach ausschlaggebenden Einfluß in Kolonialsachen, auch auf das Kolonialamt, und sie haben diesen Einfluß in dem Sinne gebraucht, der ihnen als vorwiegend römisch-katholischen Männern selbstverständliche Pflicht war. So können wir von unserm deutschen und protestantischen Standpunkte aus Karl Peters trotz seiner Unthaten als den bessern Mann an jenem Platze begrüßen, zumal wir keine Ursache haben anzunehmen, daß das Pater peccavi in seinem letzten Werke nicht aufrichtig gewesen wäre. R

(Es ist mein Amt nicht) Die Protestantische Kirchenzeitung hat unser so betiteltes Stück in Nr. 8 zum Gegenstande eines Leitartikels gemacht und obendrein als besonders „denkwürdig" unter ihren „Kirchlichen Nachrichten" abgedruckt. Ich bekenne, daß ich den Anstoß nicht verstehe, den sie genommen hat. Unser Artikel war leicht zu erkennen als eine Parabel, die nicht den Anspruch machte, die ganze Wahrheit zu enthüllen. Ich lasse dahingestellt, ob wir im besten Fall, bei allem was wir sagen, mehr geben können als ein Stück Wahrheit. Jedenfalls, je öfter und ernster ich jene meines Erachtens künstlerisch außerordentlich wohl geratne Geschichte auf mich wirken lasse, desto größer und er-

*) Vergl.: 1. Joh. 5, 1; 1. Kor. 10, 3; Ev. Joh. 13, 35; Ev. Marci 8, 29 f. und Ev. Matth. 16, 16 f. 20.

**) So, nicht Wehlau habe ich auch in voriger Nummer geschrieben; ein allzu beflissener Korrektor hat den landläufigen Irrtum in sein Recht gesetzt.

greifender ist mir ihre Pointe. Mein Geschmacksurteil will ich niemandem aufdrängen; aber daß die Protestantische Kirchenzeitung die Trägheit und Herzlosigkeit, die sich hinter der Rede „Es ist mein Amt nicht“ nur zu oft verkriecht, vom Geiste nicht will strafen lassen, das ist mir leid.

Ich bemerke, daß, was ich weiter unter der Ueberschrift „Grundsätzliches und Persönliches“ gesagt habe, nicht infolge dieses Rencontres geschrieben ist, sondern schon seit längerer Zeit des Druckes wartet. R

(Arbeiterinnenelend in Wien) Jammervolle Zustände kommen zu Tage bei den Erhebungen über Frauenarbeit, die im Saale der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer unter dem Vorsitz des Professors von Philippovich u. a. stattfinden. Vom ersten Tage berichtet die Frankfurter Zeitung:

Eine sehr große Ausbreitung hat die Frauenarbeit in der Kartonnagewarenerzeugung. Dieser Produktionszweig umfaßt in Wien ungefähr 1500 weibliche und 200 männliche Arbeiter. Die Lohnverhältnisse sind noch schlechter als in der Buchbinderei. Es sind zumeist jüngere Arbeiterinnen, selten ist eine älter als 30 Jahre. Die Sterblichkeit ist infolge der traurigen Lebensverhältnisse und des ungesunden Betriebes eine sehr große. In einem der größten Kartonnagewarenbetriebe erhalten die Anfängerinnen fünfzig Kreuzer Wochenlohn und in einigen Wochen immer zehn Kreuzer Zulage. Nach sechs Wochen beträgt der Lohn 1 Gulden und steigt dann allmählich bis auf 4 Gulden wöchentlich. Der höchste Lohn, den man erst nach sechs bis sieben Jahren bekommt, wenn man sehr tüchtig ist, beträgt 5 Gulden bis $5^1/_2$ Gulden wöchentlich. Kommt man nur eine Minute zu spät, werden gleich 20 Kreuzer oder 30 Kreuzer abgezogen. In der Saison wird manchmal von 7 Uhr früh bis 12 Uhr nachts gearbeitet. Es giebt dort keinen Werkführer; dafür ist der Herr sehr rabiat und wirft die Arbeiterinnen gleich über die Stiege hinunter und giebt ihnen noch Schimpfnamen. Jede Kartonnagearbeiterin wird von den andern Arbeiterinnen verlacht. Schauts, wie die herkommt, sagen die andern. Den Rock, den sich die Arbeiterin Samstag abends auszieht, wäscht sie sich am Sonntag und zieht ihn am Montag wieder an. Keine der Arbeiterinnen durfte in einen Fachverein eintreten. Die Ernährung besteht auch bei diesen Arbeiterinnen fast ausschließlich aus Kaffee und Brot, Sonntag zu Mittag Erdäpfelsuppe, Einbrennsuppe oder Grieskoch ist schon etwas Gutes. Etwas sehr Seltnes ist es, sagte die Expertin, wenn sich eine am Sonntag um 16 Kreuzer ein Stückel Rostbraten vom Pferdefleischhauer kauft oder Augsburger von Roßfleisch, das ist schon das beste Mittagsmahl. Dann sind aber diese Arbeiterinnen am Montag gewöhnlich krank, weil der Magen an die Fleischkost nicht gewöhnt ist. Kommt sie dann Montag krank in die Arbeit, sagt der Herr: „Hast gestern gewiß wieder getanzt und gedraht!“ Eine andre Expertin erzählt: Bei uns ist der Lohn 4 Gulden 50 Kreuzer und äußerst selten 5 Gulden wöchentlich. Wenn jemand um fünf Minuten zu spät kommt, wird gleich eine halbe Stunde abgezogen. Bei uns dürfen die Arbeiterinnen ihren Kaffee, den sie sich für das Mittagessen mitgebracht haben, nicht einmal wärmen, weil die Frau den Kaffeegeruch nicht leiden kann. Die Arbeiterinnen treten dem Fachverein nicht bei, weil die Herren das nicht zugeben. In einem Etablissement läßt der Herr eines der jungen Mädchen, die 50 Kreuzer Wochenlohn bekommen, mit dem Wagen, der die fertigen Waren den Kundschaften zuführt, mitfahren, um einen Mann zu ersparen, dem er 9 Gulden wöchentlich zahlen müßte. Alle Expertinnen verweisen auf einen gesundheitsschädlichen technischen Vorgang bei der Kartonnagewarenerzeugung, auf das „Fleckerlschlecken.“ Es müssen nämlich mit Leim bestrichne Leinwandstücke von der Arbeiterin mit der Zunge naß gemacht und dann in den Karton eingeklebt werden. Diese Thätigkeit dauert oft vier bis fünf Stunden nach einander. Man könnte auch einen Schwamm dazu nehmen, sagt eine Expertin, aber der Herr leidts nicht, es geht mit dem Schlecken geschwinder. Auch die andern Expertinnen bestätigen dies. Bei den Arbeiterinnen in der Steindruckbranche ist der mindeste Lohn 1 Gulden 50 Kreuzer, der mittlere 4 Gulden per Woche, höhere Löhne sind nur in vereinzelten Fällen vorhanden. Die Arbeitslokalitäten sind gewöhnlich in Kellern untergebracht, wo den ganzen Tag das Gaslicht brennen muß. Waschvorrichtungen oder separate Räume zum Aus- und Ankleiden giebt es sehr selten. Der Betrieb ist infolge des herumfliegenden Bronzestaubes und des zumeist in schlechten Qualitäten verwendeten Terpentins sehr gesundheitsschädlich. Zwei Drittel der Arbeiterinnen erkranken an Tuberkulose, auch Netzhauterkrankungen und andre Augenkrankheiten kommen sehr häufig vor. Die Arbeit der Frauen beim „Einlegen“ und „Auslegen“ an der Maschine, die ein fortwährendes Ausbreiten der Arme und Hinüberneigen des Körpers notwendig macht, ist sehr ermüdend. Bei den Maschinen sind in der Regel keine Schutzvorrichtungen vorhanden, deshalb kommen Unfälle sehr oft vor. —

Wo möglich noch Schlimmres bringen die weitern Verhöre über die Lage der Federschmückerinnen und Metallarbeiterinnen ans Tageslicht. Wenn ich dergleichen lese, erfaßt mich, ich kann mir nicht helfen, nicht nur ein Gefühl des Mitleids, sondern vornehmlich ein Gefühl der Mitverantwortung und Mitschuld. — Aber was gehen dich diese Zustände an? Du bist Prediger des Evangeliums, Pastor deiner Gemeinde, Herausgeber einer christlichen Wochenschrift. Es ist dein Amt nicht! sagt — die Protestantische Kirchenzeitung. R

(Grundsätzliches und Persönliches) Es muß doch wohl Andern auch so gehen: der Austausch mit Menschen, die in allem meiner Ansicht sind, hat wenig Reiz für mich. Und so stehe ich auch einer Zeitung und einem Schriftsteller gegenüber. Bin ich nun ein bloßer Privatmann, so ist das meine Sache; aber für einen Redakteur scheint es ein gefährlicher Standpunkt. Kann man von solchen Grundsätzen aus ein Blatt führen,

das doch einem großen Kreise zum Ausdruck seiner Gedanken und Empfindungen dienen soll? Wenn das der oberste Zweck der Zeitung ist, wird jener Standpunkt freilich für diese Aufgabe nicht sonderlich befähigen. Aber so gewiß viele Blätter davon leben, daß sie ihrem Publikum nach dem Sinn und Munde reden, oder umgekehrt die Kunst besitzen, unvermerkt ihren Inhalt ihrem Publikum in Sinn und Mund zu geben, so existirt doch auch noch ein andres Genre von Zeitungen, und dazu möchte die Christliche Welt gehören.

Es ist wahr, wir muten unsern Lesern oft viel zu. Wir thuns immer mehr, je älter wir geworden sind. Wenn sich seit der ersten Zeit ihres Bestehens etwas an der Christlichen Welt geändert hat, so ist es nicht die religiöse Gesinnung ihres Herausgebers oder ihrer Hauptmitarbeiter, sondern die Vorstellung, die unsre Redaktion von der Lesergemeinde hat. Wir stellen uns unsre Leser vor als Leute, die inmitten der religiös-kirchlichen Verwirrung irgendwie ihren festen Punkt gefunden haben. Am liebsten in dem gläubigen Hinschaun auf Christus, von dessen Erscheinung denn doch am hellsten ewiges Licht in unsre Dunkelheit hereinstrahlt. Aber wir verlangen keine Uniformität weder der Formel noch der Erfahrung von unsern Lesern. Nur das setzen wir voraus, daß sie keine blind Tappenden mehr sind, sondern nach besserer Erkenntnis suchend sich auf dem rechten Wege wissen. Solchen möchten wir dienen. Und zwar unter der Parole: Alles ist euer. Der Herausgeber faßt den Lesern gegenüber seine Aufgabe nicht auf als wie die eines Vormunds gegenüber Unmündigen. Ich mute unsern Lesern zu, daß sie auch Anstöße ertragen und überwinden. Man lernt so oft am meisten. Und wenn mir ein Artikel zugeht, der in seinem Grundzuge etwas die Erkenntnis und das Gewissen Förderndes hat, dazwischen aber einmal eine Aeußerung enthält, die bedenklich ist, Schwache ärgern könnte, so weise ich ihn darum nicht zurück. Oder umgekehrt, wenn er gefährliche Wege führt, aber dazwischen Einen großen, wahrhaft fördernden Gedanken ausspricht, so weise ich ihn nicht zurück. Es muß auch christliche Blätter geben, die sich freier bewegen gegenüber den tausend Aengstlichkeiten, von denen unser kirchliches Wesen zur Rechten und zur Linken umzäunt ist. Solche Freiheit kann nicht schaden, wenn sie in einem festen Gottvertrauen wurzelt und den Boden der Offenbarung in Jesus Christus unter sich hat.

Noch mehr freie Bewegung aber vergönnt unsre Redaktion den Mitarbeitern, seit die Zeichnung der einzelnen Artikel mit vollem Namen eingeführt ist. Die Schulmeisterei, die auch dann noch dem Einzelnen seine Individualität beschneidet, liegt uns überaus fern. Unsre Leser haben die Neuerung gewollt; so müssen sie sich drein finden, daß ein größeres Maß Verantwortlichkeit auf die Verfasser der einzelnen Beiträge übergegangen ist. Ein Sprechsaal wird unser Blatt darum noch lange nicht. Es giebt ja jetzt Zeitungen, die den Mangel eines bestimmten Charakters zu ihrem Grundsatz gemacht und damit großen Erfolg gehabt haben, wie z. B. die Zukunft. In solche Bahnen werden wir nicht kommen. Zwar halten wir jeder Gegenrede, die schriftstellerisch genügt und sachlich ist, mit Vergnügen unsre Spalten offen (und wundern uns zuweilen, daß davon nicht mehr Gebrauch gemacht wird). Aber schließlich hält die Redaktion doch das Heft in den Händen. Unsre religiöse Grundstimmung kommt fortwährend zum Ausdruck, in den Eingangsartikeln jeder Nummer und in Aufsätzen, die durch Inhalt, Ton und Verfasser sich als Meinungsäußerungen derer kennzeichnen, die das Blatt ins Leben gerufen haben und mit ihrem geistigen Kapital tragen.

Es liegt augenblicklich keine äußere Nötigung zu dieser Herzensergießung vor, kein Protest aus dem Leserkreise und keine Abonnentenflucht. Um so lieber hat der Herausgeber einmal Erwägungen aussprechen wollen, wie sie unter dem Druck einer stets empfundnen Verantwortung ihm geläufig sind. R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 11 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Gesucht zu Ostern für eine kleine Privatschule (Prov. Hannover) ein **cand. min.** 500 Mk. bei fr. Stat. Meldungen und Zeugnisabschriften unter **B C** an die Exp. d. Bl. erbeten.

Kandidat, gut empf., findet sofort auf einige Wochen Anstellung in der Redaktion der Christl. Welt.

Statt besondrer Anzeige
Am 3. März entschlief zu Cassel im beinahe vollendeten 79. Lebensjahr mein Vater, der Metropolitan a. D. **Beß.**
Lic. **Beß**, Marburg.

Für 15jähr. Mädchen, das den Haushalt lernen soll und noch der Erziehung bedarf, wird sofort Aufenthalt in einer Familie auf dem Lande gesucht. Meldungen an Pfarrer D. **Rade** in Frankfurt a. M.

Weimar

Pension finden Ostern 2 Schüler (Gymn. oder Realgymn.) in meiner Familie. Geringe Schülerzahl und gewissenhafte Ueberwachung der Arbeiten; außerdem private Vorbereitung zur Einj.-Freiw.-Prüfung durch bewährte Lehrer. Langjährige Erfahrung; beste Referenzen.

Dr. Rindtorff, Religionslehrer am Realgymnasium

Isabella-Akkord-Zither

von jedermann ohne Musikkenntnis sofort spielbar: 6 Manuale, 25 Saiten, prachtvoller Ton, schwarz polirt mit Malerei, Perlmutter- u. Rokokoarbeit, mit Stimmschlüssel, Stimmpfeife, Zitherringe, Notenhalter und 3 **Notenheften** je etwa 15 Stücke enthaltend, **alles zusammen** liefere für **nur 12,50 Mk.** inkl. Verpackung gegen Nachnahme. Reeller Ladenpreis 18 bis 20 Mk.

Richard Kox, Musikwerke, Duisburg a. Rh.

Die evangelische Kirche und die Heilsarmee nach ihrem innern Verhältnis

Eine soziale und religiöse Frage der Gegenwart

von

A. Schindler

130 Seiten gr. 8°, brosch. 1,20 Mk., franko per Post 1,30 Mk.

Eine gründliche Arbeit über diese merkwürdige religiöse Erscheinung mit neuen Aufschlüssen auch über die sozialen Ziele der Heilsarmee. Ein theologischer Referent spricht sich über diese Schrift dahin aus: „Ein meisterhaft geschriebenes Buch, wie sie nicht oft getroffen werden, ein Genuß zu lesen; die markigen, klaren Sätze sind förmliche Sentenzen, die als Motto gelten könnten."

Zu beziehen durch **Jaeger & Kober, C. F. Spittlers Nachf., Basel**

Adresse für Deutschland:

Jaeger & Kober, Leopoldshöhe, Baden

Töchterheim

des ev. Diakonievereins.

Pensionat für Töchter gebildeter Stände zu häusl., wissenschaftl., gesell. u. Berufsausbildung in **Cassel, Schloß Werdorf** und **Norderney.** Ziel: sittliche u. wirtschaftliche Selbständigkeit. Preis 800 Mark, für Vereinsmitglieder Selbstkosten. Prospekte durch Prof. D. **Zimmer,** Herborn.

Pianinos, Harmoniums,

von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.

Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.

Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.

Wilh. Rudolph in Giessen Nr. 162.

Zur

Konfirmation

empfehlen aus unserm Verlag:

Neu! Neu!

Tägliche Andachten in Bibelworten. Umf. 392 S. Brosch. 70 Pfg. Geb. in Leinen 1 Mk. Eleg. geb. mit Goldschnitt 1,20 Mk.

Schriftenniederlage des evang. Vereinshauses i. Cöthen i. Anh.

Buchhändler A. Baarth.

Auch durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Ev. Pädagogium, Godesberg a. Rh.

Realschule u. Progymnasium, 119 Zöglinge in 12 Erziehungshäusern. 22 Lehrer. Individuelle christl. Familienerziehung, kl. Klassen. Durch Min.-Restr. v. 20. IV. 1895 ist angeordnet, daß Ostern 1896 mit den Zöglingen der obersten Klassen der Real- u. Gymnasial-Abteilung unter Vorsitz eines Prov.-Schulrats zum erstenmal die Abgangsprüfung a. d. Anstalt selbst stattfinde. Mit diesem Examen ist die **Berechtigung z. Einj. Dienst** verbunden.

Rektor O. Kühne u. Prof. Dr. H. Kühne.

Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B. und Leipzig

In meinem Verlage erschien soeben:

Jesu Muttersprache

Das galiläische Aramäisch in seiner Bedeutung für die Erklärung der Reden Jesu und der Evangelien überhaupt

Von

Lic. **Arnold Meyer,**

Privatdozenten der Theologie in Bonn

ℳ 3.—

Für die Konfirmation

Bei H. G. Wallmann in Leipzig erschien:

Ludwig Schneller

Pastor in Köln, früher in Bethlehem

Kennst du das Land? Bilder aus dem Gelobten Lande zur Erklärung der Heiligen Schrift. 12. Aufl. Preis 5 Mk., eleg. geb. 6.20 Mk.

Evangelien-Fahrten. Bilder aus dem Leben Jesu in der Beleuchtung des Heiligen Landes im Anschluß an die Sonntags-Evangelien. 4. Aufl. Preis 5.80 Mk., eleg. geb. 7 Mk.

Apostel-Fahrten. Wanderungen durchs Heilige Land zur Oster-, Pfingst- und Apostelzeit. Mit zahlreichen Illustrationen. 3. Aufl. Preis 4.80 Mk., eleg. geb. 6 Mk.

Die Schnellerschen Werke sollten jedem Konfirmanden mit auf den Weg ins Leben gegeben werden, zu ihnen wird er oft in einsamen und bewegten Stunden greifen und werden sie ihm ein Wegweiser zur und durch die Bibel sein.

Ankauf theologischer Bibliotheken, sowie einzelner Werke zu höchsten Preisen (auch in Tausch)

Hugo Rothers theologische Buchhandlung (Martin Warneck) Berlin W 9, Linkstraße 4.

Die Kirche

Evangelisch-protestantisches Sonntagsblatt

Sechs provinzielle Ausgaben. Aufl. 17000. Preis 40 Pfge. vierteljährl.

Agenten gesucht gegen hohen Rabatt

Postzeitungsliste Nr. 3384. Versandstelle: J. Hörning in Heidelberg (ebenda erscheinen die von Drews, Iffel und Kind herausgegebnen Pfennigpredigten)

„Zu den erfreulichen Erscheinungen, die der kirchl. Liberalismus gezeitigt hat, gehört sein in mancherlei Formen erscheinendes Sonntagsblatt: Die Kirche" (Chr. W. 1892, Nr. 9, Sp. 199).

Schlosser, Weltgeschichte. 18 Bde. u. Reg. 1870—75. Origbd. (71.25) für 25 Mk.

Herzog, Abriß d. ges. Kirchengeschichte. 2. Aufl. 2 Bde. Lpz. 1890—92. Origbd. (32.—.) **Prachtvolles Exempl. für 10 Mk.**

Olshausen, Bibl. Kommentar üb. d. Neue Test. 7 Bde. 1.—4. Aufl. 1838—54. (76.80.) Hfz. Vergriffen für 18 Mk.

Brockhaus Konversationslexikon. 14. Aufl. (Letzte Ausg.) 16 Bde. Lpz. 1892—95. Eleg. Hfz. (160.—.) Sehr schönes Exempl. für 120 Mk.

Buch der Erfindungen. 8. Aufl. 8 Bde. Lpz. 1884—88. Origbd. (76.—.) Schönes Exempl. Name u. Stampille auf d. Titel für 25 Mk.

Goethe, Poetische u. prosaische Werke. 4 Teile. 2 Bde. Besorgt von Riemer u. Eckermann. Cotta 1836/37. Lex. 8°. (55.20.) Halbleder. Sehr schönes Exemplar für 8 Mk.

Goethe, Werke. Illustr. v. deutschen Künstlern. Hrsg. v. Düntzer. 2. Aufl. 5 Bde. Stuttg. Lex. 8°. Origbd. (60.—.) Wie neu für 35 Mk.

Moderne Kunst in **Meisterholzschnitten** nach Gemälden u. Skulpturen ber. Meister. Bd. 6—8. Fol. S. eleg. gepr. Lwdbde. (à 18) für à 10 Mk.

Schiller, Sämtl. Werke. 12 Bde. Cotta 1812—15. Hfz. Die erste Oktav-Ausgabe mit gutem Druck für 12 Mk.

Schiller, Sämtl. Werke. Illustr. v. deutschen Künstlern. Hrsg. v. Fischer. 4 Bde. Stuttg. Lex. 8°. Eleg. Lwd. (48.—) für 25 Mk.

Zwingli, Werke. 8 Bde. u. Suppl. Zürich 1828—61. Ppbde. Selten, für 25 Mk.

Wieland, Sämtliche Werke. 36 Teile in 27 Bänden. Lpz., Göschen, 1853—56. Hfz. für 12 Mk.

Marlitt, Ges. Romane. Illustr. 10 Bde. Lpz., Keil. Origbde. (40.—.) Wie neu für 25 Mk.

Heimburg, Ges. Romane. 10 Bde. Illustr. Ausg. Lpz., Keil. Origbde. (40.—.) Wie neu für 28 Mk.

Zschokke, Ges. Schriften. 35 Bde. Aarau 1851—54. (53.60.) Lwd. Hübsches Exempl. für 15 Mk.

Bismarck, Polit. Reden. Besorgt v. Kohl. Bd. 1—12. 1892—94. Gr. 8°. (96.—.) Bd. 1—6 Hlwd. m. T., Rest br., neu für 70 Mk.

Balbi, Allgem. Erdbeschreibg. 8. (neueste) Aufl. 3 Bde. Wien 1893/94. In Lfgn. (37.50) für 20 Mk.

Brockhaus' Konversationslexikon. 13. Aufl. 17 Bde. M. zahlr. Illustr. u. Karten. Leipzig 1882—88. Eleg. Hfz. (255.—) für 60 Mk. Prachtv. Exempl. d. vorletzt. Aufl. Luxusausgabe auf Velinpapier.

Alle Aufträge hieraus gehen bei Beiträgen über 20 Mk. franko innerhalb des deutsch-österreichischen Postbezirks. Meine Kataloge stehen gratis und franko zu Diensten. Ankäufe von Bibliotheken und einzelnen guten Werken gegen Kassa.

Braunschweig **Wilhelm Scholz** Antiquariat

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage vom Theologischen Verlag von Friedrich Jansa in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 12 Leipzig, den 19. März **1896**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Leiden und Schuld — Leiden und Lieben — Richard Adelbert Lipsius und seine dogmatische Arbeit: 5. Das mystische Element im Christentum (Schluß) — Die Verhandlungen über den Bonner Strafprofessor im preußischen Abgeordnetenhause — Eheschließung und Trauung — Getäuschte Hoffnungen — Einiges über Konfirmationsgeschenke — Verschiedenes: Gotteshilfe; Die Schilderhebung gegen die obligatorische Zivilehe; Zur Rechtfertigung der armenischen Bewegung in England — Quittung — Anzeigen

Leiden und Schuld

Des Menschen Sohn ist nicht kommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zum Lösegeld für viele. Matth. 20, 28.

Wer sind jene „vielen," von denen Jesus redet? — Nach seinem Wunsche alle Menschen; in Wirklichkeit alle die, die sich durch ihn befreien lassen, die sich vertrauend ihm anschließen und dem Volke des neuen Bundes sich eingliedern. Für sie will der Heiland sein Leben als Lösegeld hingeben, d. h. durch sein Leiden und Sterben will er ihnen die Freiheit bringen, die Erlösung von den feindlichen Mächten, die sie gefangen halten, vor allem die Erlösung von Sünde und Schuld. Jesus will uns durch seinen Tod mehr bringen als Freiheit von den Strafen der Sünde; er will die Herrschaft der Sünde bezwingen und das Joch der Sünde, das auf unsern Herzen und Gewissen liegt, zerbrechen: die Schuld. Furcht vor Strafe ist noch nicht Sehnsucht nach Vergebung. Freiheit von Strafe bringt nicht von selbst ein gutes Gewissen mit sich. Straferlaß und Sündenvergebung ist nicht dasselbe. Wir können ungestraft bleiben und dabei schuldbelastet; wir können Vergebung empfangen und dabei doch willig gerechte Strafe erleiden. Straflosigkeit macht uns nicht wahrhaft frei; Vergebung, wirkliche Vergebung, bringt Frieden mit sich, Freiheit und Freude. „Wo Vergebung der Sünden ist, da ist auch Leben und Seligkeit." Um uns solche wahrhaftige Freiheit zu erringen, ist Jesus in den Tod gegangen. Wie sollen wir das verstehen? Wie können wir jener Erlösung gewiß und dieser Freiheit teilhaftig werden?

Aus Erfahrung wissen wir, daß die Leiden zum großen Teil Strafen für unsre Sünden sind, daß sie aber auch dem reuigen Sünder zur Läuterung und Besserung dienen. Andre Leiden sind eine Prüfung der Beständigkeit im Guten; wieder andre sind ehrenvolle Leiden für das Gute. Allüberall sind Leid und Tod Mittel, den wahren Wert menschlicher Güter und Kräfte zu enthüllen; der bitterste Stachel aber im Leiden und Sterben bleibt die Sünde und das Schuldgefühl. Aus allen diesen Gründen ist es nicht einerlei, *wer* leidet, *wie* er leidet, *weshalb* er leidet. Verdientes Leiden wirkt anders als unschuldiges; geduldiges Leiden anders als ungeduldiges; das Leiden eines Fremden oder eines Uebelthäters anders als das Leiden eines Menschen, der gut und uns lieb und teuer ist. *Unschuldiges* Leiden ist eine Prüfung, die das Menschenherz entweder stille macht oder auf das lebhafteste erregt. *Geduldiges* Leiden ist sittliche Bewährung und flößt Bewunderung ein und Kraft. Leiden und Sterben *für andre* weckt höchste Dankbarkeit und gewinnt und verbindet die Seelen. Unschuldiges Leiden *aus Liebe zu den Schuldigen* beschämt und erhebt und wirkt wie nichts andres Sündenerkenntnis und Sinnesänderung, Frieden und Vertrauen. Wie nun, wenn Jesus, der reine, vollkommne und heilige Gottessohn, aus Liebe zu den schuldigen Menschen unschuldig und geduldig Leiden und Sterben auf sich nahm? Da empfinden wir in seinem Leiden der Menschheit Schuld und empfangen aus seiner Gnade der Sünden Vergebung.

Freilich, um Jesu Tod so zu verstehen, muß man sein Leben und Werk verstehen. Denn nur wer die Schuld fühlt, kann die Vergebung empfinden; und nur, wer die Pflicht kennt, kann die Schuld fühlen; und nur wer der *sittlichen Ordnung*, dem Gesetz des Geistes, sich ahnend oder gläubig unterwirft, kann die Pflicht kennen. Die sittliche Ordnung aber, das Gesetz des Geistes, der Wille Gottes, das Reich Gottes tritt uns in Christo demütigend und erhebend als Wirklichkeit entgegen. So zeigt uns Jesu Leben und Jesu Tod unsre Schuld: unsre Unvollkommenheit und Schwachheit, die Zerfahrenheit und Unordnung unsrer Neigungen, die Unempfänglichkeit und den Widerspruch unsers Herzens und Lebens gegenüber dem wahrhaftigen Gottesreich. Jesus ist das anschauliche Bild des wahren Menschen, die lebendige Verwirklichung unsrer Bestimmung. Das zeigt gerade sein Leiden und Sterben und die Art, wie er es erduldet hat, am deutlichsten und ergreifendsten, abschließend und vollendend. Er ist nicht bloß durch das Unrecht der Welt, durch Verrat und Parteihaß, irdischen Sinn und falsches Zeugnis dem Tod überliefert, sondern nach dem *Rechte* dieser Welt im Namen der *Frömmigkeit* hingerichtet. Und dennoch — sucht ihr Wahrheit und Frömmigkeit? Er ist die Wahrheit und ist für die Wahrheit in den Tod gegangen. Fragt ihr nach Unschuld und Selbstbeherrschung? Er hat sie bis zum Tode bewährt und im Tode besiegelt. Verlangt euch nach wahrhaftiger Liebe und Treue? In seinem Leben und Sterben ist sie lebendig. Und Geduld und Freiheit und geistige Kraft, und was sonst an echten Tugenden gelten kann, in ihm sind sie wirksam gewesen; — wir aber und die ganze Menschheit sind schuldig. Darum empfindet unser natürliches Herz wohl eine unwiderstehliche, sittliche Achtung vor dem sterbenden Erlöser, aber nicht Liebe, sondern Scheu. Man entflieht ihm, man verstockt sich gegen ihn, man sucht ihn mit Gewalt zu unterdrücken; aber man kann ihn nicht geistig überwinden oder überbieten. Man kann seinem Gericht nicht entfliehen; man sucht vergebens, wider den Stachel zu löken.

„Um unsrer Sünde willen ist er in den Tod gegeben" — so lautet kurze Zeit nach Jesu Tode das einstimmige Zeugnis derselben Jünger, die vorher von solcher Erkenntnis und Erfahrung keine Ahnung gehabt hatten. Der Eindruck der gewaltigsten Thatsachen, das unmittelbare, selbständige Urteil ihres *Gewissens*, die Kraft des Geistes, der nun mächtig in ihnen zum Bewußtsein und Wirken kam, also die eigne, gewisse *Erfahrung ihres Lebens* hat die ältesten Christen zu dem neuen Verständnis und Zeugnis gebracht. Fortan bekennen sie sich freudig zu dem Abendmahlswort Jesu: „Dieser Kelch ist das Blut des neuen Bundes, das für euch vergossen wird zur Vergebung der

Sünden." Sie fühlen sich wirklich als Glieder des neuen Bundes, dessen Güter Gnade, Gotteserkenntnis und freie Kraft zum Guten sind. Mit dem Bekenntnis: „um unsrer Sünden willen ist Jesus gestorben" vereinen sie das andre: „in ihm haben wir die Erlösung durch sein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden." Jesus ist das Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt. Er, der vollkommene Hohepriester, das reine, wohlgefällige Opfer, hat in seinem Leben, Leiden und Sterben den Zugang zum Vater eröffnet für alle, die sich ihm vertrauend anschließen und als ihrem Herrn folgen.

Das Wort „für euch" fordert eitel gläubige Herzen. Aber wir wissen alle, daß bloße Lehre und Predigt, bloße geschichtliche Betrachtung und dogmatische Theorie, und sei es auch die geschlossenste und biblischste, mit allen ihren Gesichtspunkten und Beweisen uns solchen freudigen, vollen Glauben nicht vermitteln. Die stille, treue Wirksamkeit des Christenlebens allein bringt und stärkt uns solchen Glauben. Was können wir thun, um das heilige Leiden Jesu Christi als ein Leiden zu unserm Besten, als ein stellvertretendes und sündentilgendes Leiden immer besser und praktischer zu verstehn?

Wir wollen beten um das rechte Verständnis und den rechten Geist. Wir wollen suchen, Jesum immer besser kennen zu lernen aus der Bibel, aus der Geschichte, aus dem Menschenleben. Wir wollen achten auf solche Menschen, die im Frieden Christi kraftvoll handeln und geduldig leiden. Wir wollen uns üben im Beten und Vertrauen und mit unserm Gewissen uns und unsre Mitmenschen beurteilen. Wir wollen als Erlöste unsre Freiheit gebrauchen, damit wir ihrer froh werden, und den Frieden festhalten, den Gott uns giebt und anbietet. Wir wollen dem Guten nachjagen und unsern Glauben an den Gott der Gnade bewähren, indem wir auch bei den Menschen Vergebung suchen und Vergebung üben: „nehmet euch unter einander auf, gleichwie euch Christus hat aufgenommen zur Ehre Gottes." Wir wollen in Geduld auch unverschuldetes Leiden zu tragen uns mühen. Wir wollen willig in Liebe und Barmherzigkeit nicht bloß andrer Strafe, sondern auch andrer Schuld teilnehmend tragen, von dem liebevollen Leiden andrer lernen und dankbar sein, wenn unsre Schuld von andern mitgetragen wird: „Einer trage des Andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen." Wir wollen uns lieben um Christi willen, in Christi Sinn.

Auf diesem Wege lernen wir, daß neben und über dem natürlichen Zusammenhang der Welt ein sittlicher Zusammenhang, eine sittliche Ordnung besteht, dessen Höhe und Mittelpunkt Leben und Tod Christi bilden. Aus unserm eignen Leben wird uns ein praktisches Verständnis erwachsen. Jede rechte Liebe bietet uns den Schlüssel zu dem Geheimnis. Oder werden nicht treue Eltern, die ihr geliebtes Kind auf bösem Wege, gefallen und schuldbelastet, sehen, ebenso auch schwer tragen an des Kindes Schuld, doppelt schwer, solange das Kind von seiner Schuld noch nichts spürt? Werden sie nicht des Kindes Strafe als ihre eigne empfinden und sie, soweit es ihm gut ist, erleichtern und tragen helfen? Werden sie nicht bereit sein, was ihr Kind ihnen angethan hat, zu vergeben, das Beste des Kindes zu suchen trotz seiner Sünde und, wenn es sein muß, mit ihrem eignen Leben ihr Kind zu retten? — So sollte es sein in der ganzen Christenheit. So war Jesus Christus gesinnt gegen die Menschen, aber im umfassendsten, tiefsten, vollkommensten Sinne. Nur wer für Jesu Liebe Verständnis gewinnt, kann die sündentilgende Kraft seines Leidens verstehen. Davon muß noch besonders die Rede sein.

W B

Leiden und Lieben

Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben lässet für seine Freunde. Joh. 15, 13.

Hier ist der eigentliche Schlüssel für das Geheimnis des Leidens und Sterbens Christi. Jesu Tod war eine That menschlicher Sünde und göttlichen Gerichts, menschlicher Freiheit und göttlicher Ordnung, das gewaltigste Denkmal göttlicher Weisheit und menschlicher Charaktergröße; aber vor allem war er eine

That der Liebe. Jede Deutung, die dies vergißt, ist nicht in Jesu Sinn. Das eigentlich Erlösende in Jesu Heilswerk ist und bleibt seine Heilandsliebe; wie es der Seher der Offenbarung ausspricht, wenn er Jesum Christum preist als „den treuen Zeugen und Erstgebornen von den Toten, einen Fürsten der Könige auf Erden, der uns geliebet hat und gewaschen von den Sünden mit seinem Blut und hat uns zu Königen und Priestern gemacht vor Gott und seinem Vater."

Von seiner Liebe zu den Menschen hat Jesus während seines Erdenwirkens mit ausdrücklichen Worten nur sehr selten geredet. Aber sein ganzes Erdenleben war erfüllt von dieser wahren Liebe, d. h. von der treuen Gesinnung, mit der er in Denken und Fühlen, Wollen und Wirken, Handeln und Leiden, Reden und Beten allezeit das wahre vollkommne Heil der Menschen suchte und darin seine eigne Bestimmung, seine eigne Seligkeit fand. In dieser wahrhaftigen Liebe wurzelte seine Kraft und Unschuld, bestand seine Heiligkeit und Vollkommenheit. Ihre höchste Offenbarung ist das Kreuz Jesu Christi.

So ist es denn ebenso lebenswahr wie tief eindringend in das Wesen der Sache, wenn das Evangelium des Johannes die Schilderung des letzten Abends vor Jesu Tode mit den Worten anhebt: „vor dem Fest aber der Ostern, da Jesus erkannte, daß seine Zeit kommen war, daß er aus dieser Welt ginge zum Vater; wie er hatte geliebet die Seinen, die in der Welt waren, so liebte er sie bis ans Ende." All sein Reden und Thun, sein Schweigen und Leiden atmet diese Liebe. Innerlich frei, treu ausharrend bis zum äußersten, hat er sich als ein Herrscher, der sein ganzes Volk liebte, als der gute Hirte, der seine Schafe kannte, dem Tode geweiht. In den Abschiedsstunden und Leidensstunden zeigt jedes seiner Worte, wie er nur für Andre lebte und gern für die Seinen starb. Sein Tod war ein Opfer nicht der Furcht oder des Zwanges oder der Berechnung, sondern ein Opfer der Liebe. Sein Ende zeigt, wie seine ganze Wirksamkeit, die Merkmale wahrhaftiger Liebe: den opferfreudigen Mut, die vorbereitende Sorgfalt, die zarte Schonung, die jedes Aergernis aus dem Wege räumt, die reinigende Kraft und die freie Dienstwilligkeit, milde Vergebung und heilige Siegesgewißheit. „Die Liebe verträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles; die Liebe höret nimmer auf." Darum ist Liebe sein letztes Bekenntnis und seine Todesweihe: „Alles, was mein ist, das ist Dein, und was Dein ist, das ist mein, und ich bin in ihnen verkläret. Ich bitte aber nicht allein für sie, sondern auch für die, so durch ihr Wort an mich glauben werden, auf daß sie alle Eins seien. Ich habe Deinen Namen ihnen kund gethan und will ihnen kundthun, auf daß die Liebe, damit Du mich liebest, sei in ihnen, und ich in ihnen."

In solcher Liebe stirbt der Heiland nicht etwa für Gerechte und Gute, sondern für Sünder; nicht bloß für die, die ihm nahe stehen und lieb sind, sondern auch für die, die noch fremd oder feindlich ihm gegenüberstehen; nicht bloß für etliche Auserwählte, sondern für alle Menschen. Andre sterben für ihr irdisches Vaterland, für die nationale Freiheit ihres Volkes; Jesus ist gestorben für das himmlische Vaterland, für ein ewiges, geistiges Reich, für die selige Freiheit der Kinder Gottes. Andre sind für die Wahrheit gestorben, die ihre Ueberzeugung war, Jesus hat sich geopfert für die Wahrheit, die zugleich die Liebe ist. Er ist gestorben für die Seelen der Menschen. Wenn wir anfangen einzusehen, daß er mit seinem Leben und Sterben auch unser Bestes im höchsten Sinne des Wortes gewollt und uns das Beste in aller Welt gebracht und gegeben hat, dann lernen wir glauben. Denn die Heilandsliebe Jesu recht verstehen und dankbar erwidern, heißt an ihn glauben, ihm vertrauen; sie hinnehmen und festhalten, heißt erlöst sein. Das Bewußtsein, mit reiner, vollkommner, göttlicher Liebe geliebt zu sein, richtet auf, befreit und weckt Lust und Zuversicht; es hebt das unselige Schuldgefühl und den Bann auf, der auf der Seele lag.

Nun werden wir inne: jene große Kunde „gestorben für uns" ist eine Botschaft der Barmherzigkeit, nicht des Zorns und Gerichts. Darum nahen wir uns dem Heiland und lassen uns von ihm gewinnen für das Gute, für Gott und das Gottes-

reich. Sein Tod zeigt uns, daß er es mit uns nicht meint wie ein Mietling, sondern wie ein guter Hirte. Seine Liebe im Leben und Sterben giebt ihm das höchste Eigentumsrecht auf unsre Seelen. Denn die Welt der Dinge mag man erwerben und besitzen mit andern Mitteln: lebendige Menschen werden nur durch wahre Liebe eines Andern Eigentum. Und so gewiß die Liebe ewig lebendig und schöpferisch ist und das eigentliche Wesen des lebendigen Gottes, so gewiß lebt auch Jesus Christus, der in dieser göttlichen Liebe gelebt hat und gestorben ist, heute noch und herrscht und ist unter uns mit seinem Geiste und verbindet sich mit denen, die an ihn glauben. Wie der Apostel schreibt: „ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir; denn was ich jetzt lebe im Fleisch, das lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebet hat und sich selbst für mich dargegeben." Kraft dieser geistigen Vereinigung nimmt Jesus von uns, was uns quält, Tod, Uebel, Sünde, Schuld, und giebt uns, was sein ist: Leben, Gerechtigkeit, Kraft, Freiheit, Friede, Freude.

Der sterbende Heiland führt uns zu unsern Mitmenschen: „Das ist mein Gebot, daß ihr euch unter einander liebet, gleichwie ich euch liebe." Aber vor allem führt er uns zu Gottes Gnadenthron und eröffnet uns den Zugang zum Vater. Jesu menschliche Liebe, rein, allumfassend, treu bis in den Tod, geboren aus dem ewigen Leben und allwirksam für das ewige Leben, ist in Wahrheit göttliche Liebe. Und wenn Gott ihn gesandt hat in dieses Leben und in diesen Tod, dann hat er ihn für uns gesandt. Dann bietet Gott uns in ihm seine Liebe und Gnade an. Dann ist Gott für uns. Dann schauen wir in Jesu Gott selbst, in seiner Liebe Gottes Liebe, und Jesu Leiden und Sterben ist die höchste Liebesoffenbarung Gottes. Und wenn Jesus, der vollkommne Offenbarer und berechtigte Stellvertreter Gottes, uns kraft seiner Liebe in Wort und That, in Leiden und Sterben Vergebung und Freiheit zusichert und bringt, so ist das Gottes ewig festes Gnadenwort an die sündige Menschheit.

Darum wissen wir, daß nichts uns scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn. Denn „ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Welcher auch seines eignen Sohnes nicht hat verschonet, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben; wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken?" Darum gilt aber auch das andre apostolische Wort: „Seid unter einander freundlich, herzlich, und vergebet einer dem andern, gleichwie Gott euch vergeben hat in Christo. So seid nun Gottes Nachfolger als die lieben Kinder und wandelt in der Liebe, gleichwie Christus uns hat geliebt und sich selbst dargegeben für uns!" W B

Richard Adelbert Lipsius und seine dogmatische Arbeit

5. Das mystische Element im Christentum

Lipsius fühlte sich berufen, in der Auffassung des christlich-religiösen Lebens gegenüber Ritschl und seiner Schule das Recht der Mystik zu vertreten. Nachdrücklich behauptet er, daß „eine unmittelbare Berührung des menschlichen Geistes durch den in ihm sich bezeugenden und innewohnenden göttlichen Geist den geheimnisvollen Kern jedes wirklich religiösen Aktes bildet"; werde dies geleugnet, so sinke „das religiöse Verhältnis zu etwas bloß subjektiv Moralischem von sehr zweifelhafter Realität" herunter. Er betont, daß sich das Wie dieser Einwirkung Gottes in einem innern Grunde der Seele jeder Verstandesanalyse entziehe. Doch gesteht er zu, daß diese „unmittelbare" Berührung durch Gottes Geist trotzdem „nicht unvermittelt," sondern „psychologisch bedingt" sei und „in psychologisch nachweisbaren religiösen und sittlichen Akten zur Erscheinung komme." Anschaulich geredet: wenn wir durch die Predigt von Christo in unserm Gewissen getroffen und zum Glauben an Christum geführt werden, und dieser Glaube nun in kindlichem Gebet zu Gott und in ernster Reue über unsern Ungehorsam gegen Gottes Willen zur Erscheinung kommt, so dürfen und sollen wir trotz aller dieser psychologischen Vermittlungen und Bethätigungen sicher sein: da berührt mich Gottes Geist selbst,

und ich bin in ein persönliches Wechselverhältnis zu Gott darin eingetreten; ich vernehme in all dem Gottes strafende und tröstende Stimme in meinem Innern, und betend darf ich mit ihm verkehren wie ein Kind mit seinem Vater.

Ist nur dies von Lipsius gemeint, so kann man ihm nur zustimmen. Aber damit vertritt er nicht eine Position, die im Gegensatz zur ganzen Stellung Ritschls und seiner Schüler stünde. Und man kann füglich bestreiten, daß man dies mit Grund als mystisches Element des Christentums bezeichne. Man kann es nur in dem allgemeinen Sinne, daß diese persönliche Gemeinschaft mit Gott ein seliges Geheimnis ist, das der Ungläubige als Illusion verspottet, das aber der an Christus Glaubende als wissenschaftlich unerklärbare Thatsache erlebt. Dagegen kann, solange die psychologische und historische Vermittlung dieser Erfahrung anerkannt wird, von Mystik im engern Sinne noch keine Rede sein; wo diese bewußt gepflegt wird, da wird eine Einigung der Seele mit Gott gesucht, bei der alle Beziehung auf die Welt oder auf die Gemeinde oder auf irgend eine historische Vermittlung entschwindet, und die nur im innersten Grunde der Seele, nicht mehr in „psychologisch nachweisbaren religiösen und sittlichen Akten" (in letzter Linie also in Zuständen der Verzückung) vor sich geht.

Aber Lipsius möchte doch auch etwas von dieser mystischen Frömmigkeit im engern Sinne als berechtigt im Christentum ansehen. Er verurteilt zwar den „Mystizismus," der es methodisch darauf anlege, die psychologischen und historischen Vermittlungen beiseite zu setzen, und eine unvermittelte, d. h. mehr oder minder magisch gedachte Einwirkung Gottes auf die Seele behaupte, als phantastisch und für das Christentum gefährlich. Aber daß in der unmittelbaren religiösen Anschauung und unwillkürlich ein „Ueberspringen der psychologischen und historischen Vermittlungen" stattfinde, hält er für ganz berechtigt. Mit dem Ueberspringen der psychologischen Vermittlungen soll, wenn ich recht verstehe, soviel gesagt sein: zwar können im religiösen Leben des Christen die psychologischen Vermittlungen nie verschwinden; denn stets vollzieht sich die Erhebung zu Gott innerhalb des menschlichen Willens, Fühlens und Vorstellens; wohl aber können sie im Bewußtsein zurücktreten: es giebt Momente des Christenlebens, in denen die klaren begrifflichen Vorstellungen, die bestimmten Willensentschlüsse, die ausgeprägten, an einzelne Erfahrungen sich heftenden Gefühle in eine Andachts- und Gebetsstimmung, in ein anbetendes Schauen der Liebe und Majestät Gottes sich auflösen. Und mit dem Ueberspringen der historischen Vermittlungen soll wohl gesagt sein, der Christ könne als Gotteskind beten, ohne sich ausdrücklich Jesu Christi, durch den seine Kindesstellung vermittelt ist, und der Gemeinde Christi, in die er als Christ von Anfang an hineingestellt ist, zu erinnern. Ist nur dies gemeint, so wird man auch hierin zustimmen können. Nur möchte ich noch stärker als Lipsius darauf Gewicht legen, daß das Bewußtsein der historischen Vermittlungen im Gebetsleben nur dann zurücktreten darf, wenn dieses doch seiner Art nach durch jene bestimmt ist; ein Christ also mag wohl ohne ausgesprochene Richtung seiner Gedanken auf Jesu Christi Person und Werk beten, christliches Gebet ist es doch nur, wenn es im Geist Jesu Christi geschieht, also den Charakter kindlicher Demut und Zuversicht aus Christo geschöpft hat. Und darum bleibt auch das Zurücktreten der psychologischen Vermittlungen in der Andachtsstimmung nur so lange berechtigt, als diese doch wenigstens indirekt einer klaren Vergegenwärtigung des in Christo geoffenbarten göttlichen Heilswillens und von einer ihrer Gründe bewußten Willenshingabe an Gott geleitet ist.

Aber der Widerspruch von Lipsius gegen Ritschl ist mit allem dem doch noch nicht völlig gehoben. Lipsius hat wiederholt nicht bloß ein gelegentliches Ueberspringen derjenigen historischen Vermittlung, die in der christlichen Gemeinde vorliegt, gefordert, sondern es prinzipiell angefochten, daß man in der Zugehörigkeit zur Gemeinde eine grundlegende Bedingung des Christenstandes erblicke, wie dies Ritschl thue. Wohl nicht ohne scharfen Accent sagt er in dem Vortrag über „unsern gemeinsamen Glaubensgrund" (S. 8), daß die römische Kirche nichts von einem unmittelbaren Verkehr des einzelnen

Gläubigen mit seinem Gott wisse, sondern sich selbst in die Mitte zwischen den Herrn und die gläubige Seele schiebe. Und gegen Ritschl wendet sich weiter die Ausführung (S. 16 f.):

Das Verhältnis zu Christo und in Christo zum Vater ist ein unmittelbares persönliches Liebesverhältnis, bei dem es keiner andern Mittlerschaft als der des einigen Mittlers Jesu Christi bedarf. ... Es handelt sich in erster Linie nicht um ein Verhältnis der Kirche zu Christo und um ein Verhältnis des Einzelnen zur Kirche, in dem zugleich ihr Verhältnis zu Christo gegründet wäre; sondern es handelt sich um ein persönliches, ein individuelles Verhältnis, in dem die Seele mit ihrem Herrn allein ist und im stillen Herzenskämmerlein seiner Gnadengegenwart gewiß wird. Die Zugehörigkeit zur Kirche kommt für uns immer erst in zweiter Linie zu stehen. Bei Christo sein ist wichtiger als in die Kirche sich einrechnen.

Aehnlich lautet die Kritik, die Lipsius in der Dogmatik (3 Aufl.) § 780 an Ritschl übt.

Lipsius hat bei der Polemik zwei Punkte zu wenig beachtet. Einmal, was ist die Gemeinde, in die aufgenommen zu sein nach Ritschl Grundlage des Christenstandes ist? Es ist die Gemeinschaft derer, die durch den persönlichen Glauben an das Evangelium von Christo geeint und selbst nun wieder durch Wort und That ihrer Glieder Trägerin dieses Evangeliums ist. Daraus folgt aber fürs zweite, wie dann das „Sicheinrechnen" oder „Sicheinreihen in die Gemeinde," von dem Ritschl allerdings redet, allein geschehen kann: es geschieht, nach Ritschls eigner Definition, nur „durch den Glauben an das Evangelium," und dieser Glaube ist eine „individuelle, affektvolle Ueberzeugung" von Christi versöhnender Macht (Rechtf. und Vers. III^3, 558 f.). So also wird der Christenstand bei uns begründet, daß wir in der Christenheit durch deren Zeugnis von Jesu Christo und nicht zum mindesten durch das Lebenszeugnis christlicher Persönlichkeiten zu Jesu Christo geführt werden, und nun im persönlichen Glauben in die Gemeinde der Erlösten uns aufgenommen wissen. Der Glaube an Christus erwächst uns aus der Gemeinde und führt uns notwendig hinein in die Gemeinschaft, die Christus durch sein Leben, Leiden und Sterben als Eigentum gewonnen hat, und die sein Geist lebendig erhält; aber umgekehrt fordert die Zugehörigkeit zur Gemeinde von uns den persönlichen Glauben an unsre Kindesannahme bei Gott.

Ritschl hat nun allerdings hervorgehoben, daß der Einzelne seiner individuellen Aufnahme in die Gotteskindschaft nur dann sicher, gewiß und froh werden könne, wenn er seinen Glauben an den in Christo geoffenbarten Gnadenwillen im Leben erprobe, indem er aus ihm die Kraft zur Freiheit eines Christenmenschen unter Leiden und Freuden und andrerseits zu treuem Dienst in seinem Stand und Beruf schöpfe; der Versuch, rein innerlich, in der seligen Herzensvereinigung mit Christo, der Gnade Gottes sich zu versichern, führe zu Selbsttäuschung oder krankhafter Selbstquälerei. Auch hiergegen wendet sich nun die oben angeführte Polemik von Lipsius: er fordert ja gerade, daß die Seele im „Alleinsein mit ihrem Herrn" „im stillen Herzenskämmerlein" der Gnadennähe Christi gewiß werde. Aber Lipsius selbst hat doch andrerseits an Ritschls Gedanken von der praktischen Erprobung des Gnadenstandes im Leben sich fast wörtlich angeschlossen (vgl. Dogmatik § 799). So kann seine Polemik schließlich nur den Sinn haben, daß bei Ritschl neben der an sich berechtigten Bewährung der Gotteskindschaft im aktiven Leben die stille Sammlung des Gemüts, die Zwiesprache mit Gott „im Herzenskämmerlein," das innere Genießen des Friedens mit Gott zu kurz komme. Nun hat zwar auch Ritschl ausdrücklich das Gebet, Dank- wie Bittgebet, als ein wesentliches Mittel zur Befestigung und Vergewisserung des Versöhnungsstandes bestimmt; aber man wird zugeben müssen, daß Ritschl nach der ganzen Art seiner Persönlichkeit und nach der ganzen Entwicklung seiner theologischen Ueberzeugung geneigt war, die stillen Stunden innerer Sammlung gegenüber der kräftigen Bethätigung des Christentums in Leid, Freud und Arbeit des Lebens und die Einkehr des Einzelnen bei Gott gegenüber der freudig-unbefangnen Teilnahme am Leben der Gemeinde zurückzuschieben. Soweit Lipsius nun gegen die Gefahr einer Veräußerlichung des Christenlebens ankämpft, können wir, wenn er dabei auch ungerecht übertreibend über Ritschl urteilt, doch seiner Tendenz zustimmen.

6. Schlußwort

Lipsius hat dereinst, im Jahre 1878, in der Auseinandersetzung mit Biedermann zum Schluß seine Einheit mit diesem betont:

Es ist in allem wesentlich derselbe Gedankengehalt, den Biedermann als exakte wissenschaftliche Wahrheit, ich als einheitliche, auf den Thatbestand unsrer äußern und innern Erfahrung aufgebaute Weltanschauung geltend mache. Darum kann ich trotz unsrer philosophischen Differenz am Schluß unsern theologischen Konsensus betonen. Ich denke, auch Freund Biedermann wird darauf einschlagen, daß wir, wie bisher, so auch ferner im großen theologischen Kampfe unsrer Zeit als treue Waffengefährten Schulter an Schulter kämpfen wollen.

Ich weiß nicht, ob Lipsius zwölf Jahre später diese Worte auch noch hätte schreiben können. Seine dogmatische Anschauung war in manchen Punkten doch eine andre geworden; die letzte Auflage ist davon Zeuge, auch wenn in ihr nicht überall die Ansicht des Verfassers zum klaren, einheitlichen Ausdruck gekommen ist. Auch in kirchenpolitischer Beziehung war seine Stimmung eine andre geworden. Er fühlte sich trotz der lebhaften Zustimmung und Anerkennung, die er im Kreise des Protestantenvereins fand, doch in seinen dogmatischen Kämpfen als „ein einzelner Mann einer geschlossenen und zahlreichen Schule gegenüber." — Ist der spätere Lipsius darum nicht mehr als liberaler Theologe zu bezeichnen? Doch zweifellos. Der Herausgeber der dritten Auflage seiner Dogmatik hat recht, wenn er sagt, daß Lipsius „den Ehrenschild der liberalen Theologie," „die volle Treue gegen die geschichtliche Wirklichkeit" und „die unbedingte Aufrichtigkeit gegen die eigne moderne Ueberzeugung" unbefleckt erhalten habe. Verdient er deshalb nicht den Namen eines positiven Theologen? Ist ihm dieser Name zu versagen etwa wegen seiner historisch-kritischen Stellung zur Schrift und zur kirchlichen Lehre? Kein wissenschaftlich arbeitender Theologe ist heute davon frei; es sind Gradunterschiede, die hierin bestehen. An diesem Maßstab läßt sich der Unterschied von positiv und negativ nicht bestimmen. Wir werden an Schleiermachers Bestimmung des Begriffs „positiv" uns erinnern müssen. Das Christentum ist nach ihm eine positive Religion, weil es in der die christliche Gemeinschaft begründenden Urthatsache, der Offenbarung Gottes in Jesu Christo, Grundlage und Norm der Frömmigkeit findet. Positiv ist jeder Theologe, der in seiner Wissenschaft diese geschichtliche Grundlage des christlichen Glaubens und Lebens zur Geltung bringt. In diesem Sinne ist Lipsius immer mehr ein positiver Theologe geworden. Als einer von denen, die daran mitgearbeitet haben, eine zugleich liberale und positive, eine gegenüber der wissenschaftlichen Forschung unbefangne und doch vom Glauben an Jesum Christum getragne Theologie auszugestalten, wird Lipsius, wenn er auch nicht zu den großen schaffenden Geistern gehört, einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Theologie behalten.

Max Reischle

Die Verhandlungen über den Bonner Strafprofessor im preußischen Abgeordnetenhause

1

Unsre rheinischen Freunde sind zuweilen mit uns unzufrieden gewesen, weil wir in der Christlichen Welt nicht treuer für die Bonner Fakultät eingetreten seien. In der That haben wir uns zu den Ereignissen, die dem Ferienkursus von 1894 folgten, seit Nr. 49 des Jahrgangs 1894 nicht ausführlich geäußert. Unsre Sympathie für die Bonner Professoren ist inzwischen nicht geringer geworden. Man muß sich nur gegenwärtig halten, wie unschuldig die vielgescholtnen Männer an dem Lärm waren, der um ihre Vorträge entbrannte. Sie hatten niemandem den Glauben angetastet oder abgesprochen, niemandem eine neue Erkenntnis aufgedrängt oder ihn zu einem neuen Evangelium bekehren wollen; alles Agitatorische, Revolutionäre, Feindselige lag ihnen fern; im vollen Frieden des brüderlich-wissenschaftlichen Austauschs sprachen sie zu ihren Fachgenossen und diskutirten mit ihnen; jeder Gegenrede blieben sie offen, jedem wissenschaftlichen Gegenbeweis zugänglich: niemals ist mehr im Vertrauen und in guter Meinung gehandelt worden. Da

brach der Skandal los. Halbverstandnes, Mißverstandnes, Rechtverstandnes wurde in bunter Mischung, stückweise, in grellster Beleuchtung unter fanatischem Protest vor ein nicht sachverständiges Publikum gezerrt. Denn nicht sachverständig waren die Leser von „Licht und Leben“ ebenso wie die Leser der Kölnischen Zeitung. Die für eine berufsmäßig vorbereitete Zuhörerschaft bestimmten Mitteilungen über neuere historisch-kritische Untersuchungen an die schlichten, einfältigen Laien zu bringen war genau dasselbe Verbrechen, das man früher dem Protestantenverein schuld gab, wenn er durch seine Wanderredner die Gemeinden hin und her über die neuesten Ergebnisse der Wissenschaft aufklärte. Aber wie leicht war es, so die Gemüter aufzuregen! Wie leicht um so mehr, je ehrlicher man es meinte! Und ehrlich war doch wenigstens der Fanatismus, wenn auch die Kampfesweise einer unehrlichen oft verzweifelt ähnlich sah.

Wahrhaftig, es hat ihnen unsre herzliche Sympathie niemals gefehlt. Und ich weiß, sie haben unter dem Wiederhall, den ihre pflichttreuen Vorträge fanden, schwer gelitten. Professoren lieben es gemeinhin nicht, sich der scharfen Luft des öffentlichen Kampfes auszusetzen. Sie handhaben gern ihr aristokratisches Metier in der Stille. Sie rechnen ungern mit den guten und schlimmen Mächten, die über die Menge Gewalt üben, auch über die Menge in der Christengemeinde. Sie möchten am liebsten ihr Leben führen und ihre Arbeit thun in der höhern Sphäre der Wissenschaft, jenseits von Gut und Böse. Manchem gelingt das auch. Aber der Zug der Wissenschaft zur Praxis ist heute groß. Auch die Theologie kann sich ihm nicht entziehen. Die Bonner Professoren widerstanden nicht, verließen ihre Hörsäle und wandten sich — nicht zwar an die Gemeinde, aber an die Hirten der Gemeinde, an die Pastoren. Dafür haben sie nun schwer büßen müssen.

Warum ist die Christliche Welt nicht ganz anders für sie eingetreten? Weil es ihnen noch immer viel besser ging als ungezählten Pastoren, die von ihren Behörden geängstigt werden. Hier um ihrer sozialen, dort um ihrer kirchlich-theologischen Stellung willen. Was ist den Bonner Professoren geschehen? Kränkungen genug aus der Gemeinde, von Pastoren, von Kirchen- und Sonntagsblättern, von Kollegen andrer theologischer Fakultäten, aus dem Kultusministerium. Aber es ist ihnen doch kein Haar gekrümmt worden. Es ist doch noch ein andres Ding, wenn von dem Pfarrer Steudel in Württemberg die Dienstentlassung vermeldet wird und er nun mit seiner Familie brotlos geworden ist.*) Nun die Bonner Professoren wollen ja gar kein persönliches Mitleid. Sie leiden mit Bewußtsein auch ein stellvertretendes Leiden, sie haben gekämpft gerade um der gefährdeten Pastoren willen, um heilige Güter, auf die die Kirche so wenig wie die Gesellschaft verzichten kann: Freiheit der wissenschaftlichen Forschung auch in der Theologie, Dienst der Wahrheit um jeden Preis!

Aber noch einmal: was ist geschehen? Sind diese Güter und Aufgaben wirklich gefährdet? War Ursache, Protest einzulegen?

Konsistorialrat Goebel wurde von Münster nach Bonn berufen als Professor in ein eigens für ihn gegründetes Ordinariat. Kein Zweifel, daß damit an der Fakultät und ihrem Verhalten Korrektur geübt werden sollte. Dennoch haben wir damals geschwiegen. Erstens wußten wir über die intimen Beweggründe und Vorgänge zu wenig Bescheid. Zweitens machte es uns kein Vergnügen, das bereits gesagte Grundsätzliche zu wiederholen. Und drittens? Wenn der preußische Staat das Geld dafür hat, warum soll er nicht eine neue Professur gründen? So viel er will, mag er gründen; die Freiheit der Wissenschaft ist darum nicht gefährdet. Man kann auch nicht sagen, daß ein kirchliches Interesse dadurch verletzt würde. Darum haben wir geschwiegen.

*) Die Christliche Welt hat sich zu den jüngsten Ereignissen in Württemberg noch nicht äußern können. Noch immer fehlt es uns am vollständigen Aktenmaterial. Ich gestehe, daß ich aus den Fällen Finkh, Gmelin und Steudel bisher noch nicht klug geworden bin. Was Steudel (vergl. Chronik Nr. 11) veröffentlicht hat, ist für den kirchlichen Gerichtshof in Stuttgart schwer belastend. Eine Darstellung dieser Vorgänge aus zuverlässiger Feder folgt so bald als möglich. D H

2

Inzwischen hat die Angelegenheit am 5. und 6. März das preußische Abgeordnetenhaus beschäftigt. Es ist mir lieb, daß ich den stenographischen Bericht abgewartet habe, ehe ich die Feder zur Hand nahm. Freilich es war eine triste Lektüre! Wie verlassen ist doch dieses hohe Haus, wenn innerevangelischkirchliche Dinge zur Sprache kommen! Wahrhaftig, aus diesen Reden hebt sich die Rede des Kultusministers, die nach den Zeitungsreferaten sich höchst seltsam ausnahm, durch Ernst, Klarheit und Wärme wohlthuend hervor. Ich will die Leser mit den übrigen Reden nicht aufhalten. Für die Bonner Fakultät war es schlimm, daß die drei rheinischen Abgeordneten, die zu ihrer Sache sprachen, zwei freikonservative (Weyerbusch, Lückhoff) und ein nationalliberaler (von Eynern), teils aus Ueberzeugung, teils unter dem Druck der gegen die Fakultät bestehenden Aufregung die Fakultät vollkommen in Stich ließen. Das nun that der erste Sprecher in der Sache, Professor Friedberg, Nationalökonom, zwar nicht, der vielmehr den Minister wegen der „sogenannten Strafprofessoren“ zur Rede stellte. Aber entweder war er nicht genügend unterrichtet oder hatte sein Herz nicht dabei: es fehlte viel, daß der Anspruch der Fakultät durch ihn überzeugend zum Ausdruck gekommen wäre.

Uns interessirt nun in der That nur die Rede des Kultusministers Bosse. Da muß zuerst festgestellt werden und ist durch die Bonner Zeitung und Kölnische Zeitung genügend festgestellt worden, daß er in Thatsachenfragen mehrmals erheblich irrte. Den Professor Krafft in Bonn, der nach wie vor seine Vorlesungen hält, zählte er zu den bereits zur Ruhe gesetzten konservativen Kollegen. Ueber die Frequenz bei der Bonner Fakultät machte er die Mitteilung, daß sie auf sechsundsechzig Studenten gesunken sei, verschwieg aber dabei, daß nach den Ferienkursen, auch nach dem von 1894, zunächst vielmehr eine Steigerung eingetreten ist, und daß prozentual der Rückgang in Bonn nicht ein größerer, sondern ein geringerer ist als bei andern Fakultäten. Aber das Schlimmste war, daß er zwar von der durch den 1894er Ferienkurs in konservativ-kirchlichen Kreisen entstandnen Protestbewegung eindrucksvolle Mitteilung machte, aber darüber, daß zweihundert Theologen der Rheinprovinz und Westfalens, die sich in praktischen Aemtern befinden, sich in feierlichem Akt mit Herz und Gewissen zu den angefochtenen Lehrern bekannt haben, ein unbegreifliches Schweigen bewahrte. Ein Mann in solcher Stellung sollte nicht nur die hören und sehen, die Lärm machen, er sollte auch für Vorgänge ein Auge haben, in denen eine stillere, aber nicht minder wichtige Geistesströmung zu Tage tritt. Kurz, die geschichtliche Darstellung des Ministers war nicht gerecht.

Aber wenden wir uns dem zu, was der Minister an grundsätzlichen Erörterungen gab. Er beanstandete zunächst ernstlich den Begriff „Strafprofessor.“ Die Kölnische Zeitung hat ihm geantwortet, daß dieser Begriff zuerst im Kultusministerium selbst geprägt worden sei, und auch die Person des Prägmeisters deutlich gekennzeichnet. Die Kölnische Zeitung hat insofern Recht, als Geheimrat Althoff es gewesen ist, der alsbald nach dem Ferienkurs von 1894 in dem ersten Stadium der entstandnen Aufregung dem zur Generalsynode in Berlin weilenden Mitgliede der Fakultät Bonn gegenüber nicht nur mit einem, sondern mit mehreren Strafprofessoren gedroht hat. Insofern ist allerdings der vom Minister als „höchst unglücklich“ bezeichnete Ausdruck durch seinen eignen Rat in einem recht ernsten Moment in die Bonner Verhandlungen eingeführt worden. Aber der Ausdruck selbst ist doch älter. Bekanntlich kam er auf, als nach dem Apostolikumstreit Professor Schlatter, ohne daß ein Lehrstuhl frei war, von Greifswald nach Berlin berufen wurde. Wer der Vater des Wortes ist, weiß ich nicht. Wäre es nicht treffend gewesen, würde es nicht so siegreich durchgedrungen sein. Es bezeichnet einen Professor, der nicht um seiner wissenschaftlichen Bedeutung willen oder weil eine ordnungsmäßige Besetzung notwendig ist, berufen wird, sondern der einem andern Professor oder einer ganzen Fakultät zur Ergänzung und Berichtigung im Ausnahmezustand beigegeben wird, weil jener Professor oder jene Fakultät irgend etwas begangen hat. Ist der so berufne Ordinarius extraordinarius ein Achtung gebietender Charakter und eine über

allen Zweifel erhabne wissenschaftliche Persönlichkeit, wie das bei Professor Schlatter der Fall, so wird der Name Strafprofessor ihm nichts schaden und schnell in Vergessenheit geraten. Der Herr Minister wird aber diesen Terminus technicus nicht aus der Welt schaffen, so lange die Sache existirt. Zwar er hat gesagt:

Die sogenannten Strafprofessoren existiren nicht; alle Professuren werden von der Unterrichtsverwaltung aus besetzt ausschließlich nach dem Gesichtspunkte des wissenschaftlichen Bedürfnisses.

Er hat aber dieses „ausschließlich" dann selbst berichtigt durch die weitere Bemerkung:

Der Grund dieser Berufung [Goebels nach Bonn] war die notwendige Berücksichtigung des Verhältnisses, in dem die theologisch-evangelischen Fakultäten unsrer Universitäten auch zu der evangelischen Landeskirche stehen, deren theologischen Nachwuchs sie vorzubilden haben, und ich muß darauf halten, daß auch diese Pflicht und diese Aufgabe unsrer evangelisch-theologischen Fakultäten von ihnen nicht aus dem Auge gesetzt wird.

Gegen diese Bemerkung ist grundsätzlich gar nichts einzuwenden. Aber im gegebnen Zusammenhange bedeutete sie nicht, daß der Kultusminister dann, wenn theologische Katheder besetzt werden müssen, darnach verfahren will, sondern daß er im Bonner Fall durch die Berufung eines überzähligen Professors die Fakultät für pflichtwidriges Verhalten gemaßregelt hat. Wir wollen doch nicht um Worte streiten. Nach dem, was wir in Berlin und Bonn (der Marburger Fall ist mir nicht deutlich) erlebt haben, existiren Strafprofessuren in Preußen.

Ich will noch hinzufügen, obwohl es unzähligemal gesagt worden ist, daß die Bonner Fakultät keineswegs einen extra radikalen Charakter hat. Sie ist nach der Richtung ihrer ordentlichen Professoren eine zu Gunsten des konservativen Elements gemischte; zwei Herren (Krafft und Sachße) zählen zur entschieden orthodoxen Richtung, drei (Kamphausen, Sieffert, Sell) sind Vermittelungstheologen, nur einer (Grafe) steht auf ausgesprochen kritischem Standpunkt. Es war für jeden Kenner der Verhältnisse merkwürdig, daß bei dieser Zusammensetzung die Fakultät so einmütig in den Kampf um ihre Ehre und ihr Recht eintrat. Wenn die konservativen Kollegen die durch die Vorträge zweier radikaler gerichteten (einschließlich des außerordentlichen Professors Meinhold, geschaffne Situation so entschlossen mit auf sich nahmen, so hätte das wohl dem Minister ein deutlicher Fingerzeig sein können. Er hätte durch dieses solidarische Einstehn der Fakultät sich mindestens zu dem Zugeständnis bestimmen lassen müssen, daß die angegriffnen Professoren, mochte man an dem Inhalt ihrer Vorträge berechtigten Anstoß genommen haben,*) gewissenhaft ihre Pflicht gethan hatten. Sonst schützt ein Minister seine Untergestellten bis zum äußersten. Diese Pflicht scheint der Kultusminister den Bonner Professoren gegenüber gar nicht empfunden zu haben. Er hat die Grafe und Meinhold ihrer Gegnerschaft einfach preisgegeben und die konservativen Kollegen, die für sie eingetreten sind, als Quantité negligeable behandelt. Dieses Verhalten ist uns bei einem persönlich so hoch achtenswerten Manne wie Exzellenz Bosse ganz unverständlich.

Kann nur mangelhafte Instruktion durch seine Räte hier den letzten Schlüssel geben, so dürfen wir doch auch nicht vergessen, daß des Ministers eigne innere Stellung ihn mächtig zu den durch die Bonner Vorträge Beunruhigten hinziehen mußte. Kam nun zu der eignen frommen Empfindung noch die „Information bei theologischen Fachmännern," die wie die Greifswalder Fakultät von der Selbstverleugnung der konservativen Theologen in Bonn weit entfernt waren und mit Freuden die Gelegenheit ergriffen, ihrer Theologie einen kirchenpolitischen Erfolg zuzuwenden, so ist wenigstens die prinzipielle Stellung des Ministers vollkommen erklärlich.

3

Und diese Stellung ist nun folgende. Er will „an solche Universitäten, wo eine kritische Richtung einseitig oder überwiegend vertreten ist," „Leute positiver Richtung berufen" —: „und umgekehrt, was ich vollständig anerkenne." Von diesem „und umgekehrt" in Greifswald die Anwendung zu machen, hat der Minister bisher keinen Anlaß, weil über den jetzigen Zustand „auch nicht der Schatten einer Beschwerde" an ihn herangetreten ist; in Bonn war das der Fall, „und zwar gerade seitens der positiven Kreise, die doch auch ein Recht haben zu existiren."

Wir wollen nun unsrerseits gar nicht in den Ruf einstimmen: Was Bonn recht ist, ist Greifswald billig. Im gegebnen Fall würde es dem Minister vermutlich recht sauer werden, die Greifswalder Fakultät auf Grund liberaler Agitationen durch einen kritischen Mann zu ergänzen. Wir halten diesen ganzen Weg, den der Minister die Fakultäten in Preußen führen will, mitsamt dem „Und umgekehrt" für höchst verhängnisvoll und ungangbar.

Sehen wir einmal von den Strafprofessuren ab, die ja immer Ausnahmen bleiben werden, so hat der Minister das Prinzip aufgestellt, daß die evangelisch-theologischen Fakultäten mit Richtungsprofessoren zu besetzen sind. Dieses Prinzip ist neu und, wie gut gemeint auch immer, im Interesse von Wissenschaft und Kirche aufs schärfste abzulehnen.

Das Prinzip ist neu gegenüber den Anschauungen von Freiheit, Würde und Aufgabe des Universitätsbetriebes, wie sie sich in unserm Jahrhundert siegreich durchgesetzt haben. Daß früher Richtungsprofessoren angestellt worden sind (hier Melanchthonianer, dort Flacianer z. B.), auch in andern Fakultäten, wissen wir recht gut. Auch die Dozenten, die in den letzten Jahrzehnten auf theologische Katheder in Preußen berufen wurden, haben ihre Richtung gehabt und sind auf ihre Richtung ebenso wie auf ihren Charakter u. s. w. bei der Berufung angesehen worden. Das ist selbstverständlich. Aber niemals hat ein Kultusminister gesagt: ich stelle hiermit einen Vertreter dieser Richtung an, damit er dieser Richtung dient. Sondern immer ist das heilsame Prinzip gewahrt worden, daß jeder Berufene nur um seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit willen angestellt wurde. Daß er zugleich lebendiges Glied seiner Kirchengemeinschaft war, blieb selbstverständliche Voraussetzung; aber das hat ja der Kultusminister auch den kritischen Theologen nicht abgestritten. Von jetzt an soll nun die wissenschaftliche Qualität eines Theologen nicht mehr das prinzipiell Entscheidende sein, sondern seine Richtung.

Dieser Weg führt zu nichts anderm als zur Auflösung der evangelisch-theologischen Fakultäten. Rechts und links haben sich bereits viele mit dieser Zukunftsaussicht befreundet. Virchow hat am 5. und 6. März ziemlich deutlich dafür plädirt. Der Kultusminister hat bei seiner schroffen Zurückweisung der Bodelschwinghschen Pläne gezeigt, daß er die Staatsfakultäten vor jeder Konkurrenz zu schützen entschlossen ist. Aber wenn er die Theologieprofessoren zu Richtungsprofessoren degradirt, gräbt er diesen Fakultäten das sichere Grab.

Daß der Minister in der Berücksichtigung der Richtungen paritätisch verfahren will, zeigt, wie ehrlich und gut er es meint. Aber er kann das nicht durchführen. Schon zeigt die verschiedne Behandlung von Bonn und Greifswald, daß er sich in der Praxis von dem Auftreten der kirchlichen Parteien bestimmen lassen will. Nicht der Oberkirchenrat, nicht der Synodalvorstand, aber die Agitation der Kirchenblätter, Konferenzen und Vereine soll ein Mitbesetzungsrecht erlangen.*) Wer am lautesten schreien kann, soll am meisten haben. Der Minister ruft Geister, die er nicht wird bannen können. Principiis obsta! Und wenn dann nun einer als „positiv" berufen ist und entwickelt sich zum „kritischen" Standpunkt hinüber? Oder umgekehrt? Soll er dann abgesetzt werden? Oder einen Ergänzungskollegen bekommen? Wie stark werden dann die preußischen Fakultäten werden! Bonn ist jetzt schon die stärkste. Und wer entscheidet über die „Richtung" im einzelnen? Die Ritschlsche Richtung will Minister Bosse „ruhig ihren Weg gehn lassen." Man sieht nicht recht, ob nur in Marburg oder überhaupt — aber auf welche Untiefen gerät der Minister, wenn er

*) Auf den Inhalt der Vorträge gehen wir hier so wenig ein wie der Minister. Selbstverständlich ist jederlei Kritik erlaubt, die von wissenschaftlichem oder kirchlichem Standpunkte daran geübt wird. Hier handelt es sich nur darum, ob die Professoren die erlittene Maßregelung verdient haben und ob solch staatliches Eingreifen überhaupt im Interesse der evangelischen Theologie liegt.

* Und etwa noch der „Herr Oberpräsident"!

offiziell und prinzipiell solche Unterscheidungen macht! Wer ist heute Ritschlianer? Nach den Rufern im kirchlichen Streit jeder mißliebige Theologe, mag er auch ein ingrimmiger Gegner der Lehre Ritschls sein. Ich meine: wenn ein Mann wissenschaftlich tüchtig ist und seine Pflicht thut, so soll der Minister ihn berufen und schützen, auch wenn er einer radikal historischen Richtung angehört, die nichts mit Ritschl zu thun hat; und wenn beides von ihm nicht gilt, so soll der Minister ihn nicht berufen und nicht schützen, auch wenn er der Ritschlschen Richtung angehört.

Kurz dieses ganze neue Programm, das Exzellenz D. Bosse als einen Ausweg aus großen, ihm auf dem Herzen und Gewissen liegenden Schwierigkeiten gefunden zu haben meint, dieses neue System theologischer Richtungsprofessoren gefährdet die Fakultäten und den Dienst, den sie dem Staate wie der Kirche thun, aufs äußerste. Wir könnten uns damit trösten, daß es undurchführbar ist. Aber wenn auch nur eine Weile darnach regiert wird, wie viel Schaden kann es anrichten! R

Eheschließung und Trauung

Die konservative Partei scheint die Durchberatung des neuen deutschen bürgerlichen Gesetzbuches zum nochmaligen Angriff auf die seit 1875 zu Recht bestehende obligatorische Zivilehe benutzen zu wollen. Der Herausgeber dieses Blattes hat in einem Artikel (Nr. 10 d. J.) darauf hingewiesen und zugleich sein Urteil über dieses Vorgehen abgegeben. Man kann ihm darin nur beistimmen. Vielleicht ist es diesem oder jenem unter den Lesern der Christlichen Welt nicht unwillkommen, über die hierher gehörigen Fragen einigermaßen orientirt zu werden. Dies soll im Nachfolgenden kurzerweise geschehen. Ich bemerke hierbei, daß diese Fragen in dem im vorigen Jahre von dem inzwischen verstorbnen Oberkonsistorialrat a. D. K. Köhler in Darmstadt herausgegebnen Lehrbuch des deutsch-evangelischen Kirchenrechts (Reuther und Reichard, Berlin) klar und präzis zusammengefaßt sind, und daß ich mich in meinen Ausführungen meistens darauf beziehe.

Im Mittelalter geschah die Eheschließung durch zwei von einander getrennte Handlungen, die Verlobung und die Trauung. Die Kirche traf darin mit dem altgermanischen Volksrecht zusammen. Die Verlobung war der Vertrag, durch den der Vater oder Vormund der Braut dem Bräutigam seine väterliche oder vormundschaftliche Gewalt betreffs der Braut übergab. Das eheliche Treuverhältnis war damit begründet, aber noch nicht thatsächlich in Wirklichkeit getreten. Dies geschah durch die Trauung. Vater oder Vormund übergab dem Bräutigam die Braut „zu treuer Hand." Der Bräutigam kam dadurch in den Besitz der vormundschaftlichen Gewalt (des Mundium). Darauf folgte die kirchliche Handlung. Nachdem die Ehe geschlossen war, begab sich das Paar in die Kirche, wo die Brautmesse gesungen und der Segen gesprochen wurde. Indessen war dies freie Sitte. Nach der allgemeinen Anschauung wird die Ehe geschlossen durch die gegenseitige Erklärung von Mann und Weib (Consensus de praesenti). Als aber seit dem zwölften Jahrhundert die Frau die gleiche Verfügungsfreiheit wie der Mann erhielt, gewannen Verlobung und Trauung einen andern Sinn. Die Verlobung geschah durch die gegenseitige Einwilligung der zukünftigen Eheleute. Die Braut „traut" sich selbst dem Bräutigam, und umgekehrt. Die Kirche aber drang darauf, daß diese „Trauung" vor dem Priester geschehe. Dieser empfing die Brautleute in der Vorhalle der Kirche, nahm hier ihr Jawort entgegen und sprach sie darauf kirchlicherseits zusammen. Dann geleitete er sie in die Kirche und segnete sie am Altar. Das Zusammensprechen hatte nur deklaratorische Bedeutung; denn nach deutsch-rechtlicher und kanonischer Anschauung sind es die Brautleute selbst, die durch gegenseitige Anvertrauung die Ehe schließen.

Diese Entwicklung fand Luther vor. In seinem „Traubüchlein" sind „Trauung" (Zusammengebung in der Vorhalle der Kirche) und Segnung zwei verschiedne Handlungen. Hochzeit und Ehestand sind ihm ein „weltlich Geschäft"; da der

Ehestand aber ein „göttlicher Stand" ist, so ist die Kirche schuldig, ihren Segen dazu zu geben, ohne daß die Geltung der Ehe davon abhängig wäre. Er sagt:

> Weil die Hochzeit und Ehestand ein weltlich Geschäft, gebühret uns Geistlichen oder Kirchendienern nichts darin zu ordnen oder regieren, sondern lassen einer jeglichen Stadt und Land hierin ihren Brauch und Gewohnheit. Solches alles laß ich Herren und Rat schaffen und machen, wie sie wollen, es geht mich nichts an. Aber so man von uns begehret, vor der Kirchen oder in der Kirchen sie zu segnen, über sie zu beten oder auch sie zu trauen, sind wir schuldig, dasselbe zu thun. Weil man denn bisher mit den Mönchen und Nonnen so trefflich groß Gepränge getrieben hat in ihrem Einsegnen, jedoch ihr Stand und Wesen ein ungöttlich lauter Menschengedicht ist, das keinen Grund in der Schrift hat — wie vielmehr sollen wir diesen göttlichen Stand ehren und mit viel herrlicherer Weise segnen, beten und zieren.

Die protestantischen Kirchenordnungen haben Trauung und Segnung zu einem kirchlichen Akt verbunden; doch wurde dieser nicht etwa als Eheschließungsakt angesehen. Die eheschließende Kraft behielt der Konsensus der sich Verlobenden. So allgemein anerkannt war diese Auffassung, daß Luther sagte:

> Eine öffentlich verlobte Dirn ist eine Ehefrau und der Verlobte auch gewißlich ein rechter Ehemann, und es ist ebensowohl eine Ehe nach dem Verlöbnis als nach der Hochzeit.

Ein Umschwung in dieser Anschauung vollzog sich erst im achtzehnten Jahrhundert durch den Kirchenrechtslehrer J. H. Böhmer, der hier das römische Recht zur Geltung brachte. Die Verlobung wurde Zusage zukünftiger Eheschließung. Die Bejahung der Traufragen wurde an die Stelle des bisherigen Konsensus der Brautleute gesetzt, und die kirchliche Handlung in ihrer Gesamtheit wurde zum Eheschließungsakte. Doch wurde dies nicht überall gesetzlich fixirt. Das preußische Allgemeine Landrecht allerdings thut es II, 1 § 136:

> Eine vollgiltige Ehe wird durch die priesterliche Trauung vollzogen.

Es ist nach dem Obigen klar, daß nach deutschem Recht und protestantischen Grundsätzen nicht das Geringste gegen das Reichsgesetz vom 6. Februar 1875, betreffend die Beurkundung des Personenstandes und die Eheschließung, eingewendet werden kann. Dasselbe schreibt vor (§ 41):

> Innerhalb des Gebietes des deutschen Reiches kann eine Ehe rechtsgiltig nur vor dem Standesbeamten geschlossen werden [selbstverständlich nicht „von" dem Standesbeamten].

Wenn dann § 52 bestimmt:

> Die Eheschließung erfolgt in Gegenwart von zwei Zeugen durch die an die Verlobten einzeln und nach einander gerichtete Frage des Standesbeamten: ob sie erklären, daß sie die Ehe mit einander eingehen wollen, durch die bejahende Antwort der Verlobten und den hierauf erfolgenden Ausspruch des Standesbeamten, daß er sie nunmehr kraft des Gesetzes für rechtmäßig verbundne Eheleute erkläre:

— so kann hier keine andre Anschauung vorwalten als die, daß die Ehe zustande komme durch den von den Brautleuten ausdrücklich bezeugten Konsensus, daß aber der Staat durch den Mund seines Beamten die rechtmäßig vollzogne Eheschließung bezeuge. Jedenfalls bewirkt der Standesbeamte nicht durch seine Handlung, daß die Stellung der beiden Brautleute zu einander die von ehelich Verbundnen wird. Das geschieht durch den Konsensus der beiden Verlobten. Von dem Standesbeamten aber wird bezeugt, daß dieser Konsensus die rechtliche Anerkennung des Staates finde. Es ist bekannt, daß das Reichsgesetz dann noch die ausdrückliche Bestimmung enthält (bekanntlich durch die eigenste Initiative Kaiser Wilhelms I. hinzugefügt):

> Die kirchlichen Verpflichtungen in Beziehung auf Taufe und Trauung werden durch dies Gesetz nicht berührt.

Es hat sich seitdem der gesetzliche Sprachgebrauch festgesetzt, daß der standesamtliche Akt als „Eheschließung" bezeichnet wird, der kirchliche als „Trauung." Man mag den Sprachgebrauch beibehalten, er ist erwünscht; doch darf man nicht sagen, daß er aus der Sache mit Notwendigkeit sich ergebe. Allerdings der Ausdruck einer „kirchlichen Eheschließung" etwa im Unterschiede von der „bürgerlichen" ist durchaus zu verwerfen. Eine geschlossene Ehe kann unmöglich noch einmal geschlossen werden. Aber warum die Eheschließung vor dem Standesbeamten, die ja den Konsensus der Brautleute zur öffentlichen Kenntnisnahme bringt, nicht könnte als „Trauung" bezeichnet werden — namentlich wenn man an deren ursprüngliche Art, die oben ge-

schildert ist, denkt —, ist nicht abzusehen. Doch acceptiren wir den nunmehr gesetzlich festgestellten Wortgebrauch! Gerade dadurch läßt sich dem Volke die religiöse Bedeutung der kirchlichen Feier eindringlich machen. Das „Anvertrauen“ und „zu treuer Hand Uebergeben“ soll für Christen durch Gott geschehen. Durch die kirchliche Feier, die von jeher nichts andres war und sein kann als Segnung durch Gottes Wort und Gebet, soll dies zum Ausdruck gebracht werden. Wenn zwei Christen mit frommer Gesinnung sich ehelich verbinden, dann dürfen sie überzeugt sein, daß Gott einen dem andern wirklich anvertraut. Eben deshalb wollen wir mit Freuden für die kirchliche Feier an dem Ausdruck „Trauung“ festhalten. Dann empfiehlt es sich gewiß aber auch, für den standesamtlichen Akt nicht etwa den Ausdruck „bürgerliche Trauung“ zu wählen, sondern hier bei der gesetzlichen Bezeichnung „Eheschließung“ zu verharren. Wenn man den Fortschritt in der Entwicklung der Eheschließungsform vom Mittelalter bis auf unsre Zeit sich vergegenwärtigt, so muß man der jetzigen Form und Sitte in mancher Beziehung besondre Anerkennung zollen. Zuerst darin, daß durch sie die Entstehung der Ehe nicht als eine allmählich vor sich gehende gedacht, sondern auf einen bestimmt erkennbaren Augenblick festgestellt ist. Sodann auch darin, daß die religiöse Weihe durch den Gedanken der Anvertrauung durch Gott zu ihrem höchsten Ausdruck gebracht wird.

Den Aeltern unter den Lesern der Christlichen Welt wird noch in der Erinnerung sein, wie viele theologische und kirchliche Debatten sich an die Publizirung des Reichsgesetzes vom 6. Februar 1875 anschlossen. Man mußte, nachdem die Eheschließung vor dem Standesbeamten Gesetz geworden war, die kirchliche Handlung demgemäß modifiziren. Wie es zu geschehen hatte, das war die Frage. Nur eine Landeskirche nahm auf die veränderte Sachlage keine Rücksicht, sondern ließ die bisherige kirchliche Handlung ganz bestehen. Das war Mecklenburg. Der Mittelpunkt der verschiednen Ansichten war die Frage nach der nunmehrigen Gestaltung der Trauformel. Dreierlei Trauformeln haben sich herausgebildet. Obwohl man ihre Verschiedenheit sehr hervorgehoben hat, so kann man dieser doch kaum eine große Bedeutung zuerkennen. Man bezeichnet sie als Zusammensprechen, Bestätigen und Segnen. Die Form des „ehelich Zusammensprechens“ stammt aus Luthers Traubüchlein. Aber sie war von ihm nicht als Ausdruck einer bewirkenden Handlung gemeint, sondern nur im darstellenden Sinne. Dies folgt ohne allen Zweifel aus seiner Anschauung von der ehewirkenden Kraft der Verlobung. Wo man daher das kirchliche Zusammensprechen wählte, suchte man durch entsprechende Wendungen dem Mißverständnis entgegenzutreten, daß ein Zusammensprechen im rechtlichen Sinne gemeint sei. Das „Zusammensprechen“ kann nur als ein deklaratorischer Akt von dem, was geschehen ist, aufgefaßt werden. Der Gedanke ist verkehrt, daß die Eheleute erst jetzt durch Gott zusammengegeben würden, da dies vielmehr in dem Augenblick geschehen ist, wo sie ihren Entschluß, in die Ehe zu treten, in rechtlicher Form giltig aussprachen. Es giebt keine Verheißung, die die Kirche bevollmächtigte, Menschen durch ihr Wort zur Ehe „göttlich“ zusammenzufügen. Das Wort „Was Gott zusammengefügt hat“ gilt von jeder thatsächlich zustande gekommnen Ehe. Neben der Form des Zusammensprechens wurde namentlich in Süddeutschland (Württemberg, Hessen) die der Ehebestätigung eingeführt. Auch sie ist reformatorischen Ursprungs, sie wurde zuerst von Brenz gebraucht und richtete sich nicht auf die geschlossene Ehe, sondern auf das Treugelübde der Gatten. Man muß sich dabei klar machen, was „bestätigen“ im frühern Sprachgebrauch heißt. Es heißt nicht etwa: von höherer Seite anerkennen, sondern: feierlich verkündigen und konstatiren. So sagt Luther in der sechsten Ablaßthese:

> Der Papst kann keine Schuld vergeben, denn allein sofern, daß er erkläre und bestätige, was von Gott vergeben sei.

Im Grunde genommen ist daher die „Ehebestätigung“ nichts andres als das „ehelich Zusammensprechen.“ Und endlich ist, materiell betrachtet, auch das „Segnen“ dasselbe. Die Form der „Segnung“ hat ihr Vorbild auf reformirtem Boden. Sie ist die Antwort des Geistlichen auf das Treugelübde der Eheleute. Segnung ist Gebet und Fürbitte von seiten der Gemeinschaft für den Einzelnen. Das ist eine öffentliche Handlung, eine Handlung der christlichen Gemeinde für solche, die ihr angehören und besondre Veranlassung haben, die Fürbitte der Gemeinde in Anspruch zu nehmen. In den siebziger Jahren wurde darüber gestritten, ob die „Segnung“ den genügenden Inhalt der kirchlichen Trauungshandlung darbiete; das „Zusammensprechen“ und die „Bestätigung“ seien mehr, die Kirche müsse darauf bestehen. Soweit nicht unberechtigte kirchliche und theologische Anschauungen sich dabei geltend machen, handelt es sich doch nur um verschiedne Ausdrucksweisen derselben Sache. Auch bei der „Segnung“ kann hervorgehoben werden, daß Gott die Eheleute einander anvertraue, daß die Ehe im Namen des Höchsten geschlossen sei. Man mag die Sache mehr nach dieser oder jener Seite hervorheben, es bleibt das Urteil bestehen, daß der Staat, indem er die Christen verpflichtete, sich der neuen Ordnung anzuschließen, von ihnen nichts forderte, was das christliche Gewissen verwehren mußte, und ihnen nicht wehrte, wozu ihr Gewissen sie verpflichten mußte (Köhler). Jedenfalls hat er der kirchlichen Handlung von ihrem eigentlichen Werte nichts genommen. Dieser Wert besteht darin, daß den ehelich sich Verbindenden die heilige Gottesordnung der Ehe zum Bewußtsein gebracht wird. Ueberaus einleuchtend sagt dies Brenz in der württembergischen Kirchenordnung vom Jahre 1553:

> Wiewohl der eheliche Kontrakt möcht auch wohl auf den Rathäusern ... verrichtet werden, jedoch dieweil ... den Eheleuten in ihrem Stand allerlei Unrichtigkeit begegnet, darin Vergewisserung ihrer göttlichen Zusammenfügung ihnen in ihrem Gewissen nötig, so ist es zur Besserung der Kirche sehr nützlich, daß die neuen Eheleute in öffentlicher Versammlung der Kirche eingesegnet werden.

Man tadelte damals bei der Einführung der standesamtlichen Eheschließung mit Recht, daß unser Volk viel zu wenig darauf vorbereitet war, und daß von ihm ein genügendes Verständnis kaum erwartet werden konnte. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß die Wirkung zunächst eine traurige war und daß dem kirchlichen Leben durch die neue Ordnung schwere Wunden geschlagen wurden. Allein durch doppelten Eifer hat man unterdessen die vorhandenen Gefahren beseitigt. Jetzt an der bestehenden Ordnung wieder zu rütteln, würde geradezu frevelhaft sein, da in Wahrheit keine Veranlassung dazu vorliegt. Man muß vermuten, daß eine Agitation dafür, daß die fakultative Zivilehe die jetzige Ordnung ersetze, gewisse Parteiziele zu fördern bestimmt ist; jedenfalls können rein evangelisch-kirchliche Ziele hier nicht in Frage kommen. Teichmann

Getäuschte Hoffnungen

„Auf Anordnung des Papstes wurde das Tedeum, das zur Feier des Jahrestages der Papstkrönung in der Peterskirche stattfinden sollte, wegen der Unglücksnachrichten aus Afrika auf den nächsten Sonntag verschoben.“ So meldete der Telegraph aus Rom, als die Kunde von dem Mißgeschick der Italiener aus Massauah anlangte. Regt sich heute auch im Vatikan italienisches Nationalgefühl, und sind die Drohungen vergessen, die im September vorigen Jahres gegen die „Räuber des Kirchenstaats“ gerichtet wurden?

Erst wenige Monate sind vergangen, daß berichtet wurde, die römische Kurie habe einen höhern kirchlichen Würdenträger mit der Delegatur der katholischen Missionen in Nordostafrika betraut und ihm Massauah als seinen Sitz zugewiesen. Massauah sollte der Ausgangspunkt werden für die unter dem jetzigen Pontifikat mit Eifer erneuerten Versuche, die altehrwürdige Kirche Abyssiniens in Abhängigkeit vom Papsttum zu bringen. Die Politiker des Quirinals aber scheinen sich diesen Bestrebungen freundlich gezeigt zu haben, wie sich jetzt herausstellt zum schweren Schaden Italiens, denn die Bevölkerung Abyssiniens kämpft jetzt nicht bloß um ihre politische Unabhängigkeit, sondern auch um ihre kirchliche. Es ist für sie ein Religionskrieg entbrannt, und die einheimische Geistlichkeit nimmt eifrig teil an den Kampf, der ihr Land vor der Fremdherrschaft bewahren soll. Was die seit Jahren betriebnen

Zettelungen Rußlands in Abyssinien zu bedeuten hatten, ist in den letzten Monaten wohl jedem aufmerksamern Beobachter klar geworden; Abyssinien hat thatkräftige Unterstützung bei den Bekennern der orthodoxen Kirche gefunden, und dasselbe Frankreich, das im Orient und weiter hinaus, wie die Klerikalen der Republik zu rühmen wissen, stets Vorkämpfer der römischen Kirche ist, liefert den Abyssiniern Gewehre und Geschütze gegen die mit dem Vatikan alliirten Italiener. Die schwere Niederlage Baratieris empfindet die Kurie in gleichem Maße als die ihrige; die Aussichten auf einen Sieg der römisch-katholischen Kirche im alten Axum, gleichgiltig unter welcher Form, haben damit einen harten Schlag erlitten. Wir mögen aufrichtig die braven italienischen Krieger beklagen, die die Uebereilung ihres Führers so teuer bezahlen mußten; aber es war eine falsche Klugheit der italienischen Politiker, ihre Sache hier mit der der Kurie zu verknüpfen. Leo XIII. ist während seines ganzes Pontifikats bemüht gewesen, die Macht der katholischen Kirche im Gebiet der orthodoxen Kirche auszudehnen; man hat kein Mittel gescheut, auf der Balkanhalbinsel Boden zu gewinnen, und doch ist es nicht möglich geworden, den Prinzen Boris vor dem Uebertritt zur orthodoxen Kirche zu bewahren.

Fürwahr, innerhalb Monatsfrist sind die ehrgeizigen Hoffgungen des greisen Kirchenfürsten im Vatikan zweimal schwer getäuscht worden. W—l

Einiges über Konfirmationsgeschenke

Vor mir liegt ein sogenanntes „Konfirmationsgeschenk," das ich mir vor einem Jahre aus der Buchhandlung mitgenommen habe, ein besonders abschreckendes Beispiel unter Hunderten von ähnlichen, wertlosen und albernen Dingen. Es ist ein Heftchen von acht Kartonseiten in Duodezformat mit Farbendruck und einer gelbseidnen, in Quasten auslaufenden Schnur. Das Titelblatt ist mit gepreßten Blumen versehen; es eröffnet, kreuzförmig durchbrochen, einen ahnungsvollen Durchblick auf das Bild der ersten Seite und trägt den Titel „Der gute Hirte." Der Inhalt ist folgender. Auf der ersten Seite zeigt sich eine grüne Wiesenfläche, auf deren Hintergrunde, wenn ich recht zähle, elf Schafe sich befinden, dahinter in dämmernder Allgemeinheit ein Dorfkirchturm und eine Baumgruppe. Das zweite Blatt, mit vier Hügeln, vier Schafen, zwei Bäumen und einem Hirtenstab versehen, aber nicht in Farbendruck, wie sämtliche andre epochemachenden Gemälde, ist erst das eigentliche Titelblatt: „Der gute Hirte. In Reimen nach Psalm 23 von Heinrich Heid. Verlag der Lithographisch-artistischen Anstalt München (vormals Gebrüder Obpacher) London — München — Newyork." Auf der Rückseite dieses Titelblattes beginnt das Werk; oben stehen die Worte: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln," darunter sind auf buntem Wiesenfleck zwei Schafe dargestellt, in behaglicher Ruhe gelagert, mit rötlichen Ohren vertrauensvoll einander zugekehrt. Auf dem Nebenblatt rechts steht nun die zugehörige Dichtung:

Gott ist mein Hirte für und für,
Nicht Mangel darf ich leiden,
Er macht zurecht ein Lager mir (!)
Auf frischen grünen Weiden.

Blättern wir weiter, so folgt nun auf der nächsten Seite oben der Spruch: „Er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum frischen Wasser, er erquicket meine Seele," darunter auf einem grünen Wiesenfleck wiederum zwei Schafe mit roten Ohren und feisten Schwänzen, diesmal aufrechtstehend und aneinander gelehnt, als hätten sie sich für ein Gruppenbild photographiren lassen wollen. Auf der rechten Seite daneben zeigt sich ein steiler Uferabhang mit üppigem Graswuchs und anmutigen Phantasieblumen; dahinter eröffnet sich die Aussicht auf die weite unermeßliche Meeresfläche mit Wellengekräusel und zwei fernen Segeln, einem weißen und einem rötlichen. Man gerät dabei ins Träumen und vergißt über dem Träumen die Frage, ob wohl die Salzflut des Meeres das frische Wasser ist, zu dem die Schafe geführt werden wollen. Beim Weiterblättern wird uns eine Ueberraschung zu teil oder wenigstens

eine erfrischende Abwechslung: links steht diesmal nämlich kein Bild, sondern nur der geschmackvolle Vers:

Er weist mir klare Wasser an (!),
Um meinen Durst zu stillen,
Er führt mich auf der rechten Bahn
Um seines Namens willen.

Dagegen ist diesmal auf der rechten Seite oben der Spruch: „Er führet mich auf rechter Straße um seines Namens willen" und unten unsre alten Bekannten: auf dem begrenzten Wiesenfleck die beiden Schafe, das eine in gedrückter Haltung, den Kopf zum Boden geneigt aus Beschämung oder Hunger, das andre daneben mit dem Ausdruck der Sicherheit und Befriedigung, als ob es dem ersten einen Verweis erteilt hätte. Die beiden folgenden Seiten bieten keine Schafe dar, sondern nur den vierten Vers des 23. Psalms und darunter die Poesie:

Drum auch durchs Todesschattenthal
Geh ich getrost und heiter (!),
Kein Uebel macht mir Angst und Qual,
Denn du bist mein Begleiter.
So wandl' ich ohne Bangigkeit,
Gewiß, daß Gott mich schütze,
Und Trost gewährt mir allezeit
Dein Stab und deine Stütze.

Das ist das Ende der Dichtung. Die beiden letzten Verse des Psalms hat der Dichter nicht verwandt; sein Interesse ist über die Schafe nicht hinausgegangen. Die Schlußleistung ist vielmehr rein malerisch: in Abenddämmerung ein Bächlein, schilfumkränzt, dahinter eine Wiesenfläche mit zehn Schafen und die romantischen Umrisse eines Dörfleins in der Ferne. Auf der letzten Umschlagsseite ist noch einmal eine dämmernde Landschaft mit Wiesenfläche und Wald in Blumenumrahmung angedeutet oder hingewischt, diesmal ohne Schafe. Das Werk kostet 75 Pfennige und ist jedem zu empfehlen, der noch keine Schafe gesehen hat oder sich ein derartiges Familienalbum anzulegen Lust hat. Was die christliche Frömmigkeit, die Konfirmation und das wirkliche religiöse Leben damit zu thun haben, sieht man nicht ein. Ein Konfirmand oder eine Konfirmandin mit gesundem Urteil wird es beiseite schieben und nichts dadurch gewinnen, oder, falls sie anfangen darüber nachzudenken, werden sie sich über das Heft und über den Geber ärgern oder lustig machen.

Auf die Gefahr hin, der Frivolität oder einer billigen Spottlust angeklagt zu werden, haben wir die Leser über solche Albernheiten unterhalten. In Wirklichkeit wollen wir natürlich mit solcher Kritik nur die Würde der Frömmigkeit, der Bibel und der Konfirmation wahren. Wenn solche sinnlose Dinge wie das beschriebne Heftchen massenweise hergestellt und vertrieben und leider auch von vielen gekauft und verschenkt werden, wenn leider auch manche kirchliche Blätter diese Art Industrie nicht zurückweisen, sondern direkt oder indirekt fördern, so ist es höchste Zeit, daß energisch gegen solchen Unfug Protest eingelegt wird. Sonntagsblätter und Zeitschriften können in dieser Hinsicht viel Gutes wirken, wenn sie recht kritisch und vorsichtig sich verhalten und leichter mit der Warnung als mit dem Lobe bei der Hand sind. Sie können viel schaden, wenn sie derartige Ware unbesehens empfehlen, ja auch schon, wenn sie schweigend solche Thorheiten gewähren lassen. Am meisten können vielleicht Lehrer und Prediger hier günstig und segensreich einwirken; aber im letzten Grunde können alle helfen, zumal alle, die eben gerade Konfirmationsgeschenke zu machen haben. Man muß heutzutage in dem Zeitalter der Reklame und der mannichfaltigen „geistlichen" Industrie doppelt eingedenk sein, daß nicht alles, was fromm aussieht oder klingt, wirklich fromm ist. Man sollte alles, was bei genauer Ueberlegung als oberflächlich, äußerlich, kleinlich, süßlich, überschwänglich, sinnlos oder wertlos erscheint, vom kirchlichen und religiösen Leben fernhalten; denn gerade solche Dinge beeinflussen das allgemeine Urteil über den Wert kirchlicher Sitten, Handlungen und Einrichtungen, wenn auch unmerklich, so doch weit mehr, als man in der Regel meint und äußerlich feststellen kann. Wer sich also solchen Albernheiten und Kinkerlitzchen gegenüber in aller Offenheit schroff ablehnend

oder warnend verhält, handelt nicht gegen, sondern für das Interesse der Kirche und der wahren Frömmigkeit.*)

Allein soll unsre Kritik wirklich Wert haben, so gilt es nicht bloß zu verurteilen, sondern auch zu raten, zu helfen und zu bessern. In aller Kürze möge es deshalb gestattet sein, hier einige Gedanken und Vorschläge über Konfirmationsgeschenke zu äußern.

Zuerst ist es gewiß am besten, wenn der Konfirmationstag selbst überhaupt nicht durch reiche und wertvolle Gaben ausgezeichnet wird. Die Gemüter der Konfirmanden sind doch in der Regel noch viel zu kindlich, um nicht durch eine Fülle von Gaben beeinträchtigt, aufgeregt und von der Hauptsache abgelenkt zu werden. Ich hörte jüngst von einem jungen Mädchen, das am Tage vor der Konfirmation eine goldne Uhr erhalten und nun die ganze Nacht halblaut vor sich hingesagt hatte: „Ich habe eine goldne Uhr, ich habe eine goldne Uhr!" Aehnliches mag, wenn auch nicht so deutlich, oft genug vorkommen. Darum empfiehlt es sich sicherlich, größere Gaben, die man etwa für diesen Lebensabschnitt bestimmt hat oder für notwendig hält — neue Anzüge, eine Uhr, Schmuckgegenstände, kleinere oder größere Geldsummen und dergleichen —, an dem der Konfirmation vorausgehenden oder folgenden Weihnachtsfeste oder Geburtstage zu überreichen.

Am Konfirmationstage selbst wird man am besten nur solche Dinge schenken, die entweder den kirchlichen oder den familiären Charakter des Tages auszeichnen und unterstützen: Bibel, Gesangbuch, familiäre Andenken im engsten Sinne des Wortes, bei denen der Affektionswert den Geldwert ganz gleichgiltig erscheinen läßt, daneben etwa ein gutes, kurzes Erbauungsbuch und gute Bücher andern Inhalts, — endlich höchstens noch Blumen.

Was die Bücher erbaulichen Inhalts anlangt, so kann man nicht kritisch genug sein. Man sollte nur solche Bücher schenken, die entweder schon ein jugendliches Gemüt wirklich anregen, z. B. die Schriften von Otto Funcke, Weitbrecht und Wiese, Spittas „Psalter und Harfe," oder solche, die ihren religiösen und sittlichen Wert auch für das spätere Alter bereits bewährt haben und dem Geber selbst lieb und erprobt sind, — im allgemeinen nicht sowohl Gebetbücher, Predigtsammlungen und Betrachtungen, als Schriften erzählenden und ernsthaft belehrenden Inhalts. Wer konfirmirt ist, soll sein religiöses Leben doch nicht sowohl durch ausgedehnte Lektüre, sondern vor allem durch die Ordnungen des kirchlichen Gemeindelebens, durch Teilnahme an den Gottesdiensten, durch Verkehr in christlichen Familien und durch die Unterordnung unter die natürlichen Autoritäten und christlichen Sitten üben und pflegen. Die wenigsten jungen Leute von fünfzehn Jahren sind fähig, ein eigentliches Erbauungsbuch richtig zu gebrauchen. Auch hier muß die Erfahrung des Lebens erst das Beste thun.

Aber ein andrer Punkt noch ist hier zu beachten. Es soll doch nicht jeder meinen, zur Konfirmation so ohne weiteres ein „erbauliches" Buch schenken zu müssen oder auch nur schenken zu können. Eigentlich sollten derartige Gaben — Bücher erbaulichen Inhalts — nur von Eltern, Paten, von ältern Geschwistern, Predigern und Lehrern geschenkt werden und von solchen Personen, die den Beruf, die Fähigkeit und den innern Trieb haben, auch mündlich und unter vier Augen mit den Konfirmirten über religiöse und sittliche Dinge zu reden. Wenn bei schüchternen Naturen ein erbauliches Buch geradezu an die Stelle eines aufrichtigen, ernsten Gespräches tritt, also einen ganz bestimmten Zweck hat, so hat es gewiß seinen Wert. Aber wer sich überhaupt geniert, mit den eignen religiösen und sittlichen Erfahrungen persönlich den jungen Leuten auch sonst zu helfen und zu raten, der vermeide lieber ein „erbauliches" Konfirmationsgeschenk. Wer aber gar seiner ganzen Gesinnung und Handlungsweise nach selbst von der Frömmigkeit nichts hält, der soll überhaupt nichts Erbauliches schenken und die Gaben seines Wohlwollens am besten für eine andre Gelegenheit aufsparen. Ich selbst erinnere mich, wie ich als Konfirmand auf das peinlichste berührt wurde, als mir ein Knabe, von dem ich sehr viel Schlechtes gesehen und gehört hatte, ein Gebetbuch von dreihundert Seiten schenkte; — ich habe es sofort gegen Johann Peter Hebels „Schatzkästlein" umgetauscht. Uebrigens können Verwandte und Freunde viel erbaulicher auf die jungen Leute einwirken, wenn sie selbst treu die Gottesdienste besuchen und das eigne Interesse für ernste Frömmigkeit und Sittlichkeit pflegen, als wenn sie erbauliche Bücher schenken.

Am meisten aber thun sie dann, wenn sie wirklich das Leben der Konfirmanden, zumal die versuchungsreichen Jahre des Uebergangs in das praktische Leben mit treuer, ernster Liebe begleiten.

Was nun größere Geschenke anlangt, die, wie gesagt, am besten eine Zeit lang vor oder nach der Konfirmation geschenkt werden, so mag man daran denken, daß die Konfirmation für die meisten den Eintritt in das bürgerliche Leben bedeutet. Darum mag man den Gedanken an den künftigen Beruf der Konfirmanden nicht aus den Augen lassen und in dieser Richtung möglichst Dauerhaftes und Gutes schenken. Tand schenke man überhaupt nicht, Schmuck nur dann, wenn bereits für alles Nützliche in der nötigen Weise gesorgt ist; Kunstgegenstände nur in geringem Umfang, aber von desto besserem Gehalt und von desto edlerer Art und Ausführung. Sportsgegenstände bringe man durchaus nicht mit dem Gedanken an die Konfirmation zusammen, ebensowenig die Erlaubnis zum Rauchen und ähnliche Fragen. Wo keine Wohlhabenheit herrscht, dürfte mit einem Geldgeschenk oder einem Sparkassenbuch immerhin für die frühere oder spätere Zukunft willkommne Handreichung gewährt werden. Wo es zweckmäßig ist, können Handwerkszeug oder Ausstattungsgegenstände eine wirkliche Hilfe und ein echt christliches Liebeswerk sein.

In vielen Fällen wird man mit Vorliebe zur Litteratur greifen und neben solchen Büchern, die für den künftigen Beruf wertvoll sind, solche Werke und Schriften schenken, aus denen in einfacher, edler Gestalt Lebensweisheit und Kraft und Schönheit des Geistes hervorleuchtet. Neben den Werken unsrer großen, klassischen Dichter, besonders Schillers, Uhlands, Rückerts, Geibels, und volkstümlicher Erzähler — für einfachere Kreise kommen hier besonders Jeremias Gotthelf, Glaubrecht, Emil Frommel, Nikolaus Fries, für gebildete Riehl, Gustav Freytag u. a. in Betracht. Neben geschichtlichen Darstellungen empfehlen sich vor allem Biographien, z. B. die von Kügelgen, Friedrich Andreas Perthes, Ludwig Richter, Anton Springer, Beyschlag, Adolf Gumprecht und andre. Doch darüber ein andres mal. Denn da ist die rechte Auswahl ein Problem für sich. Heute muß es genügen, einige Warnungen, Winke und Fragen über Konfirmationsgeschenke im allgemeinen ausgesprochen zu haben. W Bornemann

*) Ohne die vom Verfasser geübte Kritik damit abschwächen zu wollen, müssen wir doch dazu bemerken, daß dieser „gute Hirte" noch lange nicht das wertloseste Produkt dieser Gattung ist. D H

Verschiedenes

(Gottesbilfe) Gesammelte Andachten aus 1895 von Friedrich Naumann. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1896. Kartonnirt 1,35 Mk.; gebunden 1,70 Mk.

Als im Beginn des vorigen Jahres jede neue Nummer der Hilfe eine mit dem nun so vertraut gewordnen N unterzeichnete religiöse Betrachtung brachte, ist gewiß manchem die Frage gekommen, ob der Verfasser das wohl, ohne eine gewisse Einbuße an dem Werte der einzelnen Leistung, das ganze Jahr hindurch werde durchführen können. Man empfand das gewissermaßen als eine Art geistiger Kraftprobe.

Nun liegen diese Betrachtungen aus dem Jahre 1895 gesammelt vor, und wir müssen sagen: die Probe ist bestanden.

Das Büchlein wird natürlich nicht jedem gefallen. Vor allem denen nicht, deren Christentum, wenn ich so sagen darf, noch nicht aus der warmen Stube herausgekommen ist. Manchen fröstelts ja schon, wenn er nur an den Sturm da draußen denkt, und Naumanns Worten merkt mans zu deutlich an, daß er in Wind und Wetter unsrer bewegten Zeit gestanden hat und steht. Er macht auch gar nicht den Anspruch, allen das bieten zu können, was sie gerade haben wollen. Aber wenn er denen, „die zwischen dem Kinderglauben und dem Materialismus stehen" (S. 6), helfen und dienen will, so wird sich darüber jeder freuen müssen, dem das Streben, dem Volke die Religion zu erhalten, nicht ein politisches Desiderium, sondern ernstliches Herzensanliegen ist.

Für unsre Leser bedarf es einer Empfehlung dieses Büchleins nicht; nur einer Anzeige, daß es erschienen ist. In der Kürze und Knappheit der einzelnen Betrachtungen gleicht es den Smendschen „Feierstunden." Länger als zwei Seiten ist nur die aus der „Zukunft" wieder abgedruckte Weihnachtsbetrachtung, die vielen eine willkommne Zugabe sein wird.

In diesen beiden Büchern, in Smends „Feierstunden“ auf der einen Seite und Naumanns „Gotteshilfe“ auf der andern, hat das moderne Christentum zwei in ihrer Verschiedenheit ebenso charakteristische wie in ihrem Werte hervorragende Früchte gezeitigt, für die wir aufrichtig dankbar sein dürfen. P J

(Die Schilderhebung gegen die obligatorische Zivilehe) die vor andern der Reichsbote fordert, hat zunächst im eignen Lager ernste Bedenken geweckt. In der Kreuzzeitung rührte sich eine rechtskundige Feder (Nr. 103) und bezeichnete die Bewegung als eine solche, „die auf einer falschen Voraussetzung beruht und deshalb die Gefahr in sich birgt, eine Beunruhigung der Gemüter ohne Grund und Ziel hervorzurufen.“ Inzwischen hat die konservative Partei diese Bedenken überwunden und einen Antrag im gleichen Sinne eingebracht. Wer die Stimmung in den noch irgend kirchlichen Gegenden des evangelischen Deutschlands kennt, weiß, wie leicht es ist, für diesen Antrag Stimmen zu sammeln. Denn das Standesamt ist dort schon um der Kosten willen und um der als unnötig empfundnen doppelten Belästigung willen eine höchst unpopuläre Einrichtung. Wie aber die Dinge liegen, ist diese ganze Agitation entweder gedankenlos oder gewissenlos. Man kann ja fragen, warum gerade in diesem Stücke die Verquickung von Staat und Kirche gelöst werden mußte; nachdem der Schnitt aber geschehen ist, kann die Operation nur mit neuen Schmerzen rückgängig gemacht werden. Wir begnügen uns heute damit, eine Zuschrift verkürzt wiederzugeben, die ohne Kenntnis des neulich von uns Gesagten aus Anlaß der ersten alarmirenden Reichsbotenartikel uns zugegangen ist:

... Die Artikel sind, wie man aus solchen Zitaten ersehen kann, ein Wirrsal von Widersprüchen und ganz geeignet in weiten Kreisen die Gemüter zu erregen und zu bethören, statt das Urteil zu klären und etwa ängstliche Christen zu beruhigen. Wir möchten daher kurz auf ein für diese Angelegenheit wichtiges Buch von Dr. Hans von Schubert verweisen: Die evangelische Trauung, ihre geschichtliche Entwicklung und gegenwärtige Bedeutung. (Berlin, 1890, XIV u. 158 S. 3,60 Mk.). Dieses Buch scheint der Reichsbote nicht zu kennen; sonst wäre es ihm unmöglich, solche Behauptungen aufzustellen, wie seine Artikel thun. Die Leser der Christlichen Welt erinnern wir hierzu an Jahrgang 1891, Nr. 30. Aber auch auf die Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung 1891 Nr. 1 ff. können wir verweisen, was für Reichsbotenleser wohl maßgebender sein wird.*)

Auf die Artikel des Reichsboten einzugehen, erspart er uns selbst, da er sie in Nr. 49 in einen Aufruf und in eine Petition zusammenfaßt. Darin spricht er auch von dem „Drückenden und Widersinnigen, das die doppelte Eheschließung habe.“ Daß ein Bund zweimal geschlossen werden kann, ist eine verkehrte Vorstellung, und solches zu behaupten, zeugt von wenig Klarheit des Denkens. Die Trauung ist eben nicht mehr Eheschließung, sondern die Handlung, wodurch die gemeinsame Handlung zweier Christen, ihre Eheschließung, unter das Licht des göttlichen Wortes gestellt und unter Gebet in Gottes Namen gesegnet wird. Die Trauung ist auch die Handlung, wodurch die Gemeinde durch ihren Pfarrer sich vergewissern will, daß ihre zwei Glieder, diese neuen Eheleute, ihre Ehe christlich zu führen vorhaben, um auch als Eheleute Gott zu ehren, der Gemeinde zu dienen und ihr Ehre zu machen. Wie man sagen kann, solche kirchliche Handlung habe nach der standesamtlichen Eheschließung keinen Sinn, mögen Reichsbotenleser begreifen, wenn sie es können. Daß die Eheleute in den agendarischen Traufragen noch als Unverheiratete angeredet werden, hat doch sein gutes Recht, und ist nicht ein „Rückbildungsprozeß, der sich geschwind auf dem Wege vom Standesamte zur Kirche vollzieht und vom Staate stillschweigend gestattet wird.“

Wie „das christliche Bewußtsein dadurch vergewaltigt und mißachtet werden soll, wenn die Ehe nur vor dem Standesbeamten geschlossen werden soll,“ ist auch schwer zu verstehen. Freilich, die römische Kirche, auf deren Gesetz sich der Reichsbote bei Vertretung der evangelischen Kirche beruft, mag das behaupten. Evangelische aber sehen im Staate auch ein Organ göttlicher Ordnung in der Menschheit und fügen sich seinen Gesetzen um Gottes willen, nicht nur aus Zwang, wie einer widerrechtlichen Gewalt, von der sie eigentlich unabhängig seien. Wo nun die „Kirche,“ d. h. doch für uns in diesem Falle eine evangelische Kirchenordnung, eine kirchliche Bekenntnisschrift, sagen soll: „Der Geistliche schließt die Ehe,“ möge doch der Reichsbote nachweisen. Die Augsburgische Konfession Art. 16 und die Apologie Art. 23 rechnen die Ehe unter die bürgerlichen Verhältnisse und Handlungen und behaupten, daß die Juristen mit Recht und weise sagen, die Ehe sei ein natürliches Recht.

Daß der Reichsbote für seine haltlosen Behauptungen schnell auch eine Bibelstelle zur Hand hat, wird uns nicht wundern. Wenn Matth. 19 der Herr spricht, daß Eheleute von Gott zusammengefügt seien, und daß sie, ausgenommen auf Grund von Hurerei, unlöslich verbunden seien, so ist doch klar, daß er das physische und ethische Verhältnis als von Gott geordnet meint, daß er aber nicht eine juristische Vorschrift über die Form der Eheschließung geben will. Hätte jemand über die Form der Eheschließung von ihm Regeln haben wollen, so hätte er dieses Verlangen ebenso wie das nach seinem Eingreifen in einen Erbstreit oder in die Steuerfrage abgewiesen. — Treten Christen in die Ehe, so werden sie, wenn sie klar urteilen wollen, ebenso wie Nichtchristen den Akt der Eheschließung mit dem Ja vor dem Standesbeamten als vollzogen ansehen, werden aber den höchst wichtigen Lebensabschnitt, in den sie so eingetreten sind, nicht ohne Gottes Wort, Gebet und Segen beginnen wollen, wie sie die Ehe ohne dies nicht christlich führen können und auch nicht wollen. Wer aber nicht wirklich christlich ist, wird seine Ehe, auch wenn sie in der Kirche „geschlossen“ würde, nicht christlich beginnen und führen. Zu solchem Beginn und zu solcher Führung zu ermahnen ist dann Sache der Gemeinde, und sie mahnt durch ihren Pastor und durch den Gemeindekirchenrat. Das ist genug. Wie man sich einbilden kann, eine Ehe würde dadurch geheiligt und zur christlichen gemacht, daß der Pfarrer die Eheschließung vollzieht, kann nur bei einer sehr mechanischen Auffassung des Christentums begriffen werden.

Nicht die Kirche sagt: der Geistliche schließt die Ehe, sondern das preußische Landrecht. Wie nun dieses preußische Landesgesetz durch das Standesamtsgesetz modifizirt worden ist, so kann es auch durch das Bürgerliche Gesetzbuch geschehen. Als Christen haben wir dagegen nichts einzuwenden, wohl aber dagegen, daß von dem Reichsboten Staat und Christentum in Gegensatz gestellt und zugleich staatliches und christliches Gebiet unklar vermengt und die Gewissen verwirrt werden.

Wie der Reichsbote sich die Einführung einer fakultativen Zivilehe denkt, wird nicht klar. Wenn „der Geistliche die Ehe schließt,“ so wäre er hierbei wieder wie nach dem preußischen Landrechte Staatsbeamter und wieder mit allen den Fragen und Funktionen belastet, die jetzt der Standesbeamte vollzieht. — Daß in den standesamtlichen Registern manchmal Namen falsch geschrieben worden sind und werden, mag ja wahr sein. Von Erbschaftsrichtern wird der Reichsbote erfahren können, daß solche Fehler auch in Kirchenbüchern vorkommen. Das ist noch kein Grund, die Standesbeamten grundsätzlich zu verdächtigen. — Daß wir Worte wie „Zivilpastor,“ „Ziviltrauung“ auch für falsch halten und es bedauern, wenn letzterer Ausdruck sogar von „Kirchenbehörden“ gebraucht wird, können wir dem Reichsboten gerne zugeben.

(Zur Rechtfertigung der armenischen Bewegung in England) Professor Beyschlag hat im Märzheft seiner Deutsch-evangelischen Blätter den englischen Christen — die er übrigens, im Unterschied von weniger sachlichen Kritikern der armenischen Bewegung, für die Politik ihres Landes ausdrücklich nicht verantwortlich macht — als ihre nächste Pflicht nahegelegt, diese treulose Politik „öffentlich zu strafen und ihre Regierung durch die Macht der öffentlichen Meinung, von der dieselbe wie in keinem andern Lande abhängt, zu einem christlichern Verhalten anzuhalten.“ Wir meinen, daß es hieran das englische Volk wirklich nicht hat fehlen lassen. Wie die Engländer überhaupt ihrer Regierung gegenüber nicht gerade in Devotion ersterben, so haben sie auch in der armenischen Frage keine Veranlassung gefunden, den Vertretern ihrer hartgesottenen auswärtigen Politik gegenüber ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Wir verweisen zum Beweise dafür nur auf das in der gleichzeitig ausgegebnen Chronik abgedruckte Flugblatt, das dem Lord Salisbury eine nicht gerade sanfte Melodie aufspielt. Und dies ist doch nur eine Stimme unter vielen.*) P J

*) Auch zu der neuesten Bewegung gegen die obligatorische Zivilehe nimmt dieselbe Kirchenzeitung eine der unsern ähnliche Stellung ein. D H

Quittung

Für Armenien **): 192,30 Mk. durch das Blatt Bethania; Sonntagsgruß aus der Brüdergemeinde in Niesky gesammelt; 84,65 Mk. von der reformirten Gemeinde in Oberseebach bei Weißenburg i. E.; 50 Mk. von M v St, Schweizerhof; 30 Mk. von B C R, Hamburg; 25 Mk. von S Gr, Rinnau; je 15 Mk. in einer Missionsstunde in Radmeritz gesammelt; im Arbeiterverein in Rotthausen gesammelt; 12,37 Mk. durch Pf. M, Hatzfeld von einem Vortragsabend; 11 Mk. von Dr. G, Gießen; je 10 Mk. von E B, Greifswald; dem Jünglingsverein in Lippstadt; Fr. Gr. L-B, Oberkassel; Geschw. B, Frankfurt a. M.; 7 Mk. von der B.schen Familie in Göttingen; 6 Mk. von G P, Fendingen; 4 Mk. Sammlung in Gustav-Adolf-Stunden in Großthierbach; 3 Mk. von P, Worbis; 2,80 Mk. von Realschülern in Oschersleben; 2,50 Mk. durch Pf. L von der Gemeinde H in W; 2 Mk. von v Sch, Groß-Schliewitz; 1 Mk. von D H, Radmeritz.

Für die Konfektionsarbeiter: 20 Mk. von B C R, Hamburg; je 10 Mk. von E B, Greifswald; E K, Leipzig; 6 Mk. von G P, Fendingen; je 5 Mk. von dem Jünglingsverein in Lippstadt; R H, A.-Züttlingen; je 3 Mk. von P, Worbis; F C St, Seeheim; 2 Mk. von v Sch, Groß-Schliewitz.

Für die Pfarrerstochter und Lehrerswitwe in Kaschau: 3 Mk. von R, Friedrichsort. Herzlichen Dank! D H

*) Nach Schluß der Redaktion gehen uns die beiden ersten Märznummern der Methodist Times zu. Darnach hat auch das Anfang voriger Woche in Nottingham tagende „Nationalkonzil der englischen förderirten Freikirchen“ eine Resolution in der armenischen Frage gefaßt, die „der Regierung, den beiden Parlamenten, der Presse und dem ganzen Volke überhaupt“ ihre Pflichten den Armeniern gegenüber ins Gewissen schiebt. Wir werden die Resolution im Zusammenhang mit dem Bericht über das Nationalkonzil der evangelischen Freikirchen demnächst in der Chronik zum Abdruck bringen. — Auch der Expremier Lord Roseberry hat kürzlich im „Eighty“ Club in eindrucksvoller Rede gegenüber den „geschlachteten Christen in Armenien“ an Herz und Gewissen Englands appellirt.

**) Auf mehrfache Anfragen sei bemerkt, daß die für Armenien gesammelten Gelder an das „Bibelhaus“ in Konstantinopel gehen und von dort aus durch die in Armenien thätigen evangelischen Missionare (Amerikaner) zur Verteilung kommen. Es ist dies nach allen bisherigen Erkundigungen der sicherste Weg.

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 12 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Soeben erschienen: **Oster-Nummer**

d. neuen Monatschrift f. Gottesdienst u. kirchl. Kunst, hrsg. v. D. Spitta und D. Smend. Nimmt in ihren prakt. Darbietungen auf die Karwoche und Ostern Bedacht und ist kostenfrei durch jede Buchhandlung und direkt zu beziehen.

Nr. 2 (Pfingst-Nr.) soll früh genug erscheinen, um für Himmelfahrt und Pfingsten in gleicher Art Beihilfe leisten zu können. **Preis jährl. 6 ℳ** durch den Buchhandel, direkt oder durch die Post.

Göttingen. *Vandenhoeck & Ruprecht.*

Zur bevorstehenden **Konfirmationszeit** empfehlen wir:

Ehlers, Dr. **Rud.** Evangel. Predigten. Geb. Mk. 3.—.

— — Das alte Gesetz und die neue Zeit. Die zehn Gebote für die Gegenwart ausgelegt. Geb. Mk. 2.50.

Sudhoff, Karl. In der Stille. Poet. Teil. 5. Aufl. Geb. Mk. 4.—.

Heyder & Zimmer,
Verlagsbuchhandlung,
Frankfurt am Main,
Neue Mainzerstraße 24.

Isabella-Akkord-Zither
von jedermann ohne Musikkenntnis sofort spielbar: 6 Manuale, 25 Saiten, prachtvoller Ton, schwarz polirt mit Malerei, Perlmutter- u. Rokokoarbeit, mit Stimmschlüssel, Stimmpfeife, Zitherringe, Notenhalter und 3 Notenheften je etwa 15 Stücke enthaltend, **alles zusammen** liefere für **nur 12,50 Mk.** inkl. Verpackung gegen Nachnahme. Reeller Ladenpreis 18 bis 20 Mk.
Richard Kox, Musikwerke,
Duisburg a. Rh.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162.**

Chr. Belser'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart
Bei uns erschien:
Die Grenzen der freien Forschung und der Lehrfreiheit in der Kirche
von **Th. Fr. Mayer**
Preis Mk. 1.—
Eine Rezension dieser hochbedeutsamen Abhandlung kann sich nur darauf beschränken, zur gründlichen Lesung derselben einzuladen. Der Verfasser, der über reiches Wissen, große Gedankenschärfe und originelle Schreibweise verfügt, versucht die dogmatisch-juristischen, die erkenntnistheoretischen und die religiös-sittlichen Normen festzustellen, welche der Theologie als der Wissenschaft der Kirche gesetzt sind. . . ,
(Theolog. Litteraturbericht.)

Zur
Konfirmation
empfehlen aus unserm Verlag:
Antworten auf Ungefragtes.
Ein Büchlein für meine jungen Freundinnen in und nach der Konfirmationszeit von M. Rüdiger. Eleg. geb. mit Goldschnitt 2 Mk.
Von M. Rüdiger erschienen noch in unserm Verlag:
„Waldtraut." 5. Aufl. Eleg. geb. 3,60 Mk.
Die Ritter von der Hopfenburg. 2. Aufl. Eleg. geb. 4,60 Mk.
Schriftenniederlage des evang. Vereinshauses i. Cöthen i. Anh.
Buchhändler A. Haarth.
Auch durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Material zu **Missions-Stunden** liefert das **Beiblatt** zu d. **Allgem. Missions-Zeitschrift**, hrsg. von **D. Warneck.** Preis der Zeitschrift p. a. **7,50 Mk. franko.**
Berlin W. 9 **Martin Warneck**, Verlagsh.

Das Ev. Pädagogium, Godesberg a. Rh.
(Realschule u. Progymnasium in parallelen Kursen) hat es sich zur Aufgabe gestellt, Erziehung und Unterricht harmonisch zu verbinden. Die 119 Zöglinge sind auf 12 Familienhäuser der Anstalt (unter Leitung der verheirateten Lehrer) verteilt. So wird den Zöglingen kein Anstaltsleben, sondern ein auf ihre Bedürfnisse gerichtetes christliches Familienleben, wo auch ihre körperliche und gemütliche Entwicklung gefördert werden kann, geboten. Kleine Klassen. Ostern 1896 erstes **Abschlußexamen a. d. Anstalt selbst.**
Rektor O. Kühne u. Prof. Dr. H. Kühne

Die Kirche
Evangelisch-protestantisches Sonntagsblatt
Sechs provinzielle Ausgaben. Aufl. 17000. Preis 40 Pfge. vierteljährl.
Agenten gesucht gegen hohen Rabatt
Postzeitungsliste Nr. 3384. Versandstelle: J. Hörning in Heidelberg
(ebenda erscheinen die von Drews, Issel und Kind herausgegebnen Pfennigpredigten)
„Zu den erfreulichen Erscheinungen, die der kirchl. Liberalismus gezeitigt hat, gehört sein in mancherlei Formen erscheinendes Sonntagsblatt: Die Kirche" (Chr. W. 1892, Nr. 9, Sp. 199)

Für 15jähr. Mädchen, das den Haushalt lernen soll und noch der Erziehung bedarf, wird sofort Aufenthalt in einer Familie auf dem Lande gesucht. Meldungen an Pfarrer D. **Rade** in Frankfurt a. M.

Vom 1. April ab erscheint
und ist von jeder Postanstalt (Postzeitungsliste Nachtrag Nr. 1863a), sowie von allen Speditören zu beziehen die **sechsmal wöchentlich** erscheinende
Deutsche Zeitung
Unabhängiges Tageblatt für nationale Politik
mit
Täglicher Unterhaltungsbeilage „Rundschau"
Herausgeber **Dr. Friedrich Lange**
(früher Leiter der „Täglichen Rundschau").

Leitender Gesichtspunkt der „Deutschen Zeitung": Alles, was dem Deutschtum fremd oder feind ist, soll abgewehrt, alles, was ihm gedeihlich werden kann, gefördert werden.

Besondere Aufgabe der „Deutschen Zeitung": Das Blatt soll ein Sammelpunkt werden für alle, die sich über die ersichtlich absterbenden alten Parteien hinausheben und zielbewußt die kommende Deutschpartei der wirtschaftlichen Reform anbahnen wollen.

Die im **täglichen Umfange eines Bogens** erscheinende **Unterhaltungsbeilage** vereinigt die **besten Erzähler** und **bedeutendsten früheren Mitarbeiter der „Täglichen Rundschau"** im gewohnten Zusammenklange verläßlicher Deutschgesinnung.

Preis 5 Mark vierteljährlich.

Prospekte, welche näheren Aufschluß über Entstehung und Absichten des neuen Blattes geben, unentgeltlich und postfrei bei der
Geschäftsstelle der „Deutschen Zeitung"
Berlin SW., Friedrichstraße 240/241.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.
Soeben erschien:
Robert Kübel, † D. theol. u. ord. Prof. d. Theol. i. Tübingen: **Christliche Ethik.** Akademische Vorlesung, herausgegeben von Gottlob Weißer, Stadtvikar in Stuttgart. 2 Teile. Geh. 8 ℳ, in 2 Leinenbänden 10 ℳ.

In der Einleitung sagt der selige Verfasser: „Das Christentum erschließt uns die jenseitige, ewige, überweltliche, zukünftige Lebenskraft. Aber die christliche Ethik weist nach, daß das eben die Kraft ist, die, wie keine andere, fähig ist, auch das Diesseits zu dem zu machen, was es sein soll."

Zu Weihnachten 1895 ist erschienen:
Robert Kübels Predigten für alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahrs. Mit einem Bildnis des Verfassers und Mitteilungen aus seinem Lebensgang. 34 Bog. Geh. 4 ℳ 80 ₰. Eleg. gebunden 6 ℳ.

„Der ganze Mensch mit Leib und Seele predigte vor uns, darum sprach er auch zum Menschen und wußte jeden zu packen, selbst solche, die seines Standpunkts nicht waren." (Rundschau für Theologie.)

„So sind diese Kübelschen Predigten für Theologen eine Mustersammlung in biblisch-praktischer Behandlung der Texte, für sie wie für Gemeindeglieder ein Genuß zu lesen, eine Förderung im innern Leben, eine wahre »Erbauung« im paulinischen Sinn, und wir wünschen ihnen die weiteste Verbreitung und Benützung." (Ev. Kirchenblatt für Württemberg.)

Kübels „Ethik" und „Predigten" bilden für die Freunde und Schüler des so jäh seiner reichen Wirksamkeit entrissenen ebenso geistesmächtigen als gemütstiefen Theologen teuerste Andenken, für die gesamte evangelische Theologie und Kirche aber sind die beiden Werke ein ebensowohl in wissenschaftlicher als in praktischer Hinsicht wertvoller Schatz. Die Predigtvorbereitung, der Unterricht und die Seelsorge werden aus Kübels Ethik und Predigten, in welchen beiden Werken theologische Vertiefung, christliche Erfahrung und allgemeine Lebensweisheit sich die Hand reichen, gleichermaßen Anregung und Nutzen ziehen.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage von Velhagen & Klasing, Verlagsbuchhandlung in Bielefeld

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 13 — Leipzig, den 26. März — 1896

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Leiden und Sieg — Die Sagen vom Kreuze des Herrn — Ein zweites Wort aus dem Waadtlande — Was wird aus den Berufsarbeitern der Innern Mission im Alter? — Berufsleben und Gemütsleben der Frau — Charles Dickens, ein christlicher Volksschriftsteller: 1. Die Veranlassung des Essays; 2. Dickens und das Volk — Verschiedenes: Zur jüngsten Kolonialdebatte; Sonn- und Feiertagsklänge; Noch einmal das einzig richtige Bild unsers Heilands; Moderne Bibelkenntnis — Zur Beachtung — Anzeigen

Leiden und Sieg

Darum liebet mich mein Vater, daß ich mein Leben lasse, auf daß ichs wieder nehme. Joh. 10, 17.

Es ist nicht recht, wenn in der Passionszeit oder überhaupt bei der Erinnerung an das Leiden und Sterben Jesu Christi die Stimmung der Trauer überwiegt. Nicht im Tone der Klage und des Bedauerns, sondern im Tone dankbarer Freude und weltüberwindender Kraft ist im Neuen Testamente von dem Tode des Erlösers die Rede. Zu den klagenden Weibern Jerusalems hat der Herr selbst mitten auf seinem Leidenswege gesprochen: „Weinet nicht über mich, sondern weinet über euch selbst und über eure Kinder!“ Von dem Kreise derer aber, die Jesus als ihren Herrn liebten, ist die Stimmung der tiefsten Trauer und der niedergeschmetterten Hoffnung nach kurzer Zeit hinweggenommen, sobald ihre Erfahrungen, die Erscheinungen des Auferstandnen, die innern Wirkungen der großen Erlebnisse und das Kommen des Geistes, sie von Jesu Sieg und Leben überzeugt hatten. Ohne solche Erfahrungen hätten sie nie ihre neue, entscheidende Gotteserkenntnis gewinnen oder festhalten können, nämlich daß der Allmächtige, der Schöpfer Himmels und der Erde, der Gott Israels, in Jesu der Welt seine ewige, erlösende Vaterliebe offenbart habe und als der Vater des Herrn Jesu Christi den Gläubigen gnädig und nahe sei. Wäre der Tod Jesu der letzte Ausgang der erschütternden Ereignisse gewesen, so wäre das Evangelium nie verkündet worden. Aus dem Leben und Tode Jesu Christi, des besten, reinen und vollkommnen Menschen, hätte man dann vielmehr die fürchterliche Ueberzeugung gewinnen müssen: es giebt keinen gerechten und barmherzigen Gott; es giebt überhaupt keinen Gott, sondern nur ein ehernes Schicksal, das den Besten ebenso vernichtet, wie den Schlechtesten, und dunkle, mit einander kämpfende, planlose Mächte; oder wenn es einen Gott giebt, so ist er ein zürnender, ungerechter, grausamer Gott oder wenigstens ein durch und durch ohnmächtiger Gott. Aus der ältesten Christenheit aber klingt es uns jubelnd entgegen: Gott ist die Liebe! Sehet welch eine Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir Gottes Kinder sollen heißen!

Diese Gewißheit hat aber im letzten Grunde nicht äußere, natürliche, sondern geistige Ursachen. Sie gründet sich auf die geistigen, sittlichen und religiösen Erfahrungen, die die Jünger im Leben und Sterben Jesu gemacht hatten, und damit auf das geistige, sittliche und religiöse Wesen Jesu selbst. Die frohe Botschaft von dem Vater im Himmel, der seinen lieben Sohn zum Heil der Welt in dieses Leben gesandt, in den Tod gegeben und zu Leben und Herrschaft wiedererweckt hat, konnte nur dann verkündet und geglaubt werden, wenn Jesus in seinem ganzen Leben, Leiden und Sterben wirklich die Treue des eingebornen Sohnes bewährt hatte, — nicht bloß den äußern Gehorsam, sondern die Gesinnung, die allezeit der Vaterliebe Gottes gewiß ist. Der unerschütterliche Glaube Jesu an die väterliche Liebe Gottes ist die Kraft seines Sieges über Leiden und Tod. Jesus selbst hat nie auch den leisesten Zweifel gehabt, daß es einen lebendigen Gott gebe, daß dieser Gott ein guter und gnädiger, gerechter und treuer Gott sei, und daß er als sein Vater ihn, den Sohn, mit vollkommner, göttlicher Liebe umfasse.

Das einzigartige Liebesverhältnis zwischen dem himmlischen Vater und dem eingebornen Sohn ist die Grundlage für das ganze Erdenwirken Jesu, für sein Handeln wie für sein Reden. Die Art, wie er von Gott spricht, wie er betet und beten lehrt, wie er über die Güter des Gottesreiches verfügt und Gottes Willen verkündet, ist des Zeugnis. Aber Jesus selbst hat es auch mit ausdrücklichem Worte bezeugt: „Alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater. Und niemand kennet den Sohn, denn nur der Vater; und niemand kennet den Vater, denn nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren.“ Denn wenn hier von „kennen“ die Rede ist, so ist damit das innigste und umfassendste persönliche Vertrautsein, das Kennen der wahrhaftigen Liebe gemeint. Ganz besonders deutlich hebt das Evangelium Johannis dies hervor. Auf die geheimnisvolle Liebesgemeinschaft zwischen Gott und Jesus weisen die Worte hin: „ich und der Vater sind eins,“ und: „ich im Vater und der Vater in mir.“ Ebenso die andern verheißungsvollen Aussagen: „Ich bin ein guter Hirte und erkenne die Meinen und bin bekannt den Meinen, wie mich mein Vater kennet und ich kenne den Vater; und ich lasse mein Leben für die Schafe. Gleich wie mich mein Vater liebet, also liebe ich euch auch. Bleibet in meiner Liebe. So ihr meine Gebote haltet, so bleibet ihr in meiner Liebe, gleichwie ich meines Vaters Gebote halte und bleibe in seiner Liebe. So ihr den Vater bitten werdet in meinem Namen, so wird er es euch geben ... denn er selbst, der Vater, hat euch lieb, darum, daß ihr mich liebet und glaubet, daß ich von Gott ausgegangen bin.“

Der Berufsgehorsam Jesu ist also ebenso wie seine Herrschervollmacht unauflöslich verknüpft mit seiner Gewißheit, daß er der Gegenstand der Vaterliebe Gottes sei. Ganz besonders tritt das aber bei dem Leiden und Sterben Jesu hervor. Der Heiland sagt geradezu: „Darum liebet mich mein Vater, daß ich mein Leben lasse“; und er tröstet seine Jünger: „Glaubet an Gott und auch an mich glaubet. In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. ... Wer meine Gebote hat und hält sie, der ists, der mich liebet. Wer mich aber liebet, der wird von meinem Vater geliebet werden, und ich werde ihn lieben und mich ihm offenbaren.“ In seinem ganzen Leiden hat Jesus die Treue des eingebornen Sohnes, den gewissen Glauben an die Vaterliebe Gottes festgehalten und bewährt. In ihm ist es wahr geworden, was der Psalmist gesungen hat: „Wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachten, so bist Du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil.“ In Gethsemane ergiebt er sich ganz und gar in den Willen des Vaters. In

der äußersten Angst am Kreuz klammert sich Jesus an das betende Wort des Psalmes: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen," — desselben Psalmes, der die Gewißheit ausspricht: „Gott hat nicht verachtet noch verschmäht das Elend des Armen und sein Antlitz nicht vor ihm verborgen, und da er zu ihm schrie, hörte ers." Mitten im Leiden erteilt er siegesgewiß das Bürgerrecht des Gottesreiches: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein," und ohne Zweifel und Erbitterung bittet er für seine Feinde, und als der eingeborne Sohn giebt er seinen Geist sterbend in die Hände des Vaters.

Die Liebe Gottes ruhte auf Jesu Leben und Sterben, und Jesus blieb dieser Liebe bis in den Tod gewiß. In dem Glauben Jesu an diese Liebe liegt die Kraft seines Sieges und der Grund seiner Verklärung. Was er selbst ausgesprochen hatte: „Wer da suchet, seine Seele zu erhalten, der wird sie verlieren; und wer sie verlieren wird, der wird ihr zum Leben helfen" — das ward zuerst und vollkommen erfüllt an ihm selbst. Die Liebe Gottes, die Wohlgefallen hat an seinem freiwilligen Sterben, giebt ihm die Vollmacht, sein Leben wiederzunehmen. Sein Tod wird zum Heimgang, zur Verklärung und sein Untergang zum Sieg; und aus der Liebe dieses Sterbenden ergießt sich Gottes Liebe in die Menschenherzen: „Ich habe ihnen Deinen Namen kund gethan und will ihnen kund thun, auf daß die Liebe, damit Du mich liebest, sei in ihnen und ich in ihnen."

Der Sieg Jesu Christi über den Tod ist nicht zu erklären nach den Gesetzen einer irdischen oder himmlischen Naturwissenschaft, aber man kann ihn im Geiste nachempfinden und durch die innere Erfahrung seiner gewiß werden: hier sagt das Zeugnis des heiligen Geistes Ja und Amen. Was wir bei unschuldigem, geduldigem Leiden um des Guten willen an uns und Andern erfahren und erleben können in der unmittelbaren Glaubensgewißheit des Geistes, daß der Geist der Herrlichkeit und Gottes Gnade auf uns ruht mitten im Leiden, das gilt von Jesu in einzigartigem, vollkommenem Sinne. Die oberflächliche Welt wird freilich immer behaupten, daß sie nur den Untergang Jesu sehe. Aber thatsächlich kann selbst sie sich dem Eindruck des Sieges nicht entziehn, und im Geheimen fürchtet sie den Lebendigen und seinen Urteilsspruch. Wer aber in der Nachfolge Jesu die Liebe Jesu erkannt und verstanden hat und in der Liebe Jesu die Liebe Gottes, der bekennt sich in freudiger Zuversicht zu Jesu als seinem siegreichen und erhöhten Herrn und spricht im Glauben: Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum! W B

Die Sagen vom Kreuze des Herrn

Der Sagenkranz, der sich um das Leiden des Herrn windet, beginnt im stillen Garten Gethsemane. Dort kniet der Erlöser in heißem Gebet unter den Oelbäumen — die noch heute vorhanden sein sollen — — während seine Jünger schlafen. Alle Schrecken des Todes stürmen auf ihn ein, alle Mächte der Finsternis umringen ihn und wollen ihn irre machen an seinem Liebesentschlusse der Erlösung. Aber er kämpft wie ein Held, und sein Angstschweiß fällt wie Blutstropfen zur Erde. Am Boden grünt im Verborgnen ein Pflänzlein, das fängt in heiligem Mitleid mit dem Zagen und dem Leiden des Erlösers die Schweißtropfen, die von Christi Angesichte fallen, mit seinen herzförmigen Blättern auf:

Es nimmt ihn in sein Herze
Den Tau vom angsterfüllten Schmerze —

und am Morgen, als die Sonne aufgeht über dem Oelberg, vertrocknen die Schweißtropfen, und an ihrer Stelle zeigen sich rote Flecke.

Die Blüten des Pflänzchens, das vorher der Lilie Farbe getragen,
Sind blutrot geworden von des Heilands tötlichem Zagen.

Von der dunkeln Stunde unter Gethsemanes Bäumen an hat der Blutklee seine jetzige blutrote Färbung und seine Blüte erhalten, und

Gott der Herr für aller Bienen Mund
Verschloß des roten Kleces Honigschlund,
Und bittres Salz von Jesu bitterm Leiden
Hat sich gelagert in der Stengel Scheiden.

Nicht minder sinnig und die Kreatur in enge Beziehung zu dem Leiden Christi bringend ist die Sage von der Trauerweide, die neuerdings der verstorbne geistliche Inspektor von Schulpforta, Ferdinand Bäßler, ans Licht gezogen hat, und die von einem Unbekannten in den „Zionsrosen" von Funcke besungen worden ist. Der Sage liegt folgender Vorfall zu Grunde, der, wenn ich nicht irre, in dem apokryphischen Evangelium des Thomas erzählt wird. Als der Heiland von Herodes wieder zu Pilatus geführt wurde, versuchte dieser noch ein Mittel, um des von den Hohenpriestern und Aeltesten irregeleiteten Volkes Mitleid zu erwecken und die Menge zur Freigebung Jesu zu bewegen. Er befahl den Legionssoldaten, den Herrn zu geißeln. Die römischen Flagellen bestanden aus Lederriemen, an deren Enden eiserne Stacheln verößt worden, und jeder Centurio führte deren sechs bei sich, um die blutige Züchtigung an denen vollziehen zu können, die als nichtrömische Bürger sich gegen die Militärgewalt der Römer vergingen. Im Richthause des Pilatus fanden sich keine Geißeln vor. Sie waren auf der Burg Antonia, dem Standquartier der römischen Besatzung. Die Legionssoldaten brachen in ihrer Verlegenheit Weidenruten von einem naheſtehenden Weidenbaume ab und schlugen mit ihnen aufs grausamste den Rücken Jesu. Die Weide aber —

Konnt es nicht verschmerzen,
Daß sie darbot jene Ruten,
Die den Heiland machten bluten.

Sie klagt deshalb in den rührenden Worten:

An der Säule fest gebunden
Litt er tausend tiefe Wunden,
Die ich meinem Gott geschlagen.
Dessen muß ich ewig klagen;
Darum sinkt in Bußgeberde
Mein Gezweige tief zur Erde.

Die Kriegsknechte begnügten sich aber nicht damit, den Herrn der Herrlichkeit gegeißelt zu haben; sie verspotteten ihn auch, und um seine königliche Würde lächerlich zu machen, setzten sie ihm eine Dornenkrone auf das bleiche Haupt. Darum ist seit jenem Tage der Dornstrauch gefeit.

In den Dornstrauch schlägt kein Blitz;
Unter ihm ist sichrer Sitz,
Wenn die Eiche jäh zersplittert.

Denn die Dornen haben in unendlichem Weh gezittert, als die rohe Hand der Kriegsknechte — es sollen ja Deutsche gewesen sein — sie zum Kranze für den Herrn zusammenflocht, und haben nicht haften wollen auf dem wallenden Haupthaar des Erlösers, bis sie mit Gewalt dem Könige aller Könige in die Stirn gedrückt worden sind. Die Furcht vor dem gerechten Zorne ihres Schöpfers machte sie beben. Aber der Herr hat sie selber beruhigt:

Nicht komme über euch mein Blut,
Nicht meines Zornes Blitzen,
Euch treffe nie des Himmels Glut,
Die meine Macht wird schützen. —

Als dann der Herr Christus zum Kreuzestode verurteilt worden war, ward ihm schnell der Altar gezimmert, auf dem er als Gotteslamm den Sühnetod erleiden sollte. Die Sage berichtet verschieden über die Holzart, die zum Kreuze Christi verwendet worden ist. Es prägt sich in ihr auf die beredteste Weise die ganze Mystik der alten Kirche aus, die da beflissen war, die Höhe und Breite und Tiefe der Erlösung Christi und seines weltumwandelnden Todes zu erfassen. Von der Vorstellung ausgehend, daß alles Kreatürliche, das mit dem göttlichen Sohne in Berührung kam, nicht bloß eine Weihe bekommen habe, sondern zum bedeutungsvollen Sinnbilde, zum Symbol geworden sei, das für die ganze Erdenzeit vorleuchten solle, hat sie von dem Holze des Kreuzes behauptet:

Signa crucis sunt cypressus,
Cedrus, palma et oliva — d. h.
Kreuzeszeichen sind Cypresse,
Ceder, Palme und Olive,
Daß vom Holz des Lebens tröstlich
Himmelsfrieden niedertriefe.

Was sie zu dieser Annahme berechtigt hat, darüber können

nur Mutmaßungen aufgestellt werden. Indessen hat F. A. Kurz es versucht, uns eine überaus sinnige Ausdeutung der Behauptung zu geben, daß aus den genannten vier Holzarten das Kreuz des Herrn verfertigt worden sei. Des heiligen Landes Bäume, so sagt er, neigten, als die Kunde von der Verurteilung des Herrn mit Windesflügeln durch das gelobte Land eilte, ihre Häupter und flüsterten einander zu: „O daß doch uns das Beil des Henkers fällen möchte, um das heilige Kreuz des Herrn zu bauen. Kein Kreuz, soweit der Himmel reichet, sollte diesem Kreuze ähnlich sein.“ Ich will, sagte die Cypresse, des Kreuzes Grund bilden, daß, wer seine Augen auf mich richtet, nie der Herzenstrauer vergesse um den, den unsre Sünden so hart geschlagen haben. Und ich, rief die Ceder, die auf Libanons Höhen geboren, will mich emporstrecken als ein Glaubenszeichen, das herbeiziehe alle, die um ihr Heil bekümmert sind. Mich, meinte die Palme, möge man als Arme in die Breite strecken:

Daß ich das Kreuz dem Herrn bereite,
Der sterbend Tod und Hölle bricht
Und ewiges Leben bringt ans Licht.

Der Oelbaum aber schwieg. Doch machten die Zimmerer von ihm die Tafel, auf die das I. N. R I. geschrieben ward,

Das bietet selgen Gottesfrieden
Den Mühbeladnen und den Müden.

Nach andrer Ueberlieferung soll indes das Holz zum Kreuze Christi von der Tanne genommen worden sein, und wenn man die Tanne fragen wollte, warum sie

Im Winter und im Lenze
Schmücken frische Lebenskränze —

so würde sie in ihren dunkeln Zweigen flüstern:

Ich bin jener Baum gewesen,
Welchen Gott hat auserlesen
Seinem Sohn zum Kreuzesstamm,
Zum Altar dem Gotteslamm,
Weil ich diese Frucht getragen,
Darf an mich kein Tod sich wagen.
Herbsthauch kann mich nicht entfärben,
Winterfrost mich nicht verderben,
Denn mich hat das Blut getränket,
Welches ew'ges Leben schenket!

Endlich hat nach einer dritten Sage die Espe ihr Holz zum Kreuzesstamme herleihen müssen, weshalb sie von da ab „wispert von Schuld und Leid,“ daß sie alle die Todesschmerzen dem unschuldigen Herrn habe verursachen müssen, als ein Holz des Fluches. Indessen hat das stete Zittern und Flüstern der Espe in der Sage eine anderweitige doppelte Deutung gefunden. Eduard Kauffer erzählt in seinen „Lichtern und Sternen,“ es sei einst der Herr über Berg und Thal gewandert und in einen grünen Wald gekommen. Die Blümlein alle hätten ihn alsbald erkannt und sich tief vor dem lieben Gottessohn geneigt, der sich freundlich zu ihnen gewendet und jedes mit seinem Namen gerufen. Auch der ganze übrige Wald habe still entzückt angebetet, nur die Espe sei aufrecht stehen geblieben und habe vor Stolz geschwiegen. Da habe der Herr Jesus gesprochen:

Es sei fortan,
Mit ewigem Zittern dir angethan,
Daß doch dein Hochmut den erkennt,
Den alles Meister und Heiland nennt.
Die müden Lüftchen halten Rast,
Du sollst dich bewegen in fiebernder Hast,
Sollst zittern und zagen und klagen dazu
Bei Tag und bei Nacht, ohne Rast, ohne Ruh!

Anders gestaltet sich in Friedrich Rückerts sinnigem Dichten des Espenlaubes ewig zitternde Bewegung. Nach ihm befiel alle Bäume des Feldes ein Todesbangen und Schauern, als sie den Herrn ans Kreuz geschlagen sahen. Nur der Espe Krone ließ die Blätter ohne Beben in die Lüfte ragen, gleich als ginge sie das schreckliche Leiden des Erlösers nichts an. Da ward über sie von Gott der Fluch gesprochen, daß sie, die Stolze, künftig vor jedem Lüftchen, vor jedem Laut im Walde zittern sollte bis in ihr Herz hinein, bis an das Ende der Tage, und auch dann soll sie keinen Anteil haben an der Herrlichkeit der Kinder Gottes, sondern den Fluch ihres herzlosen Stolzes forttragen.

So treten sich die Sagen gewissermaßen schroff gegenüber. Hier ist es das tiefste Weh, das die Espe erbeben macht,

das Seufzen der Kreatur in unendlicher Sehnsucht, erlöst zu werden aus dem Dienste der Eitelkeit, dort drückt der Fluch der eignen Sünde sein furchtbares Siegel, das Siegel der schuldbewußten Furcht auf das Leben und Weben des armen Baumes. Hier hat die Lyrik die Saite der Wehmut berührt und sie austönen lassen in nie endenden, leisen Tönen; dort hat sie der düstern Schuld und der rastlosen Reue einen plastischen Ausdruck verliehen. Nur die Sympathie mag entscheiden, welche Dichtung den rechten Ton getroffen hat!

Begleiten wir den Herrn auf seinem letzten Gange, so sehen wir ihn im Geiste unter der Last des Kreuzes zwar still und geduldig, aber mit äußerster Anstrengung dahinziehen. Die Kräfte des armen Leibes sind erschöpft. Ein Tag voll der mannichfaltigsten Seelenstimmungen, eine Nacht ohne Ruhe und Rast, ohne Schlaf und Erquickung, ein Morgen voll grausamer Mißhandlungen haben seine Kräfte aufgerieben. Er schwankt unsichern Schrittes dahin. Nur eine kurze Rast und er will gern weiterziehen dem auf sich genommenen Tode entgegen. Er bleibt vor der Thür eines Schuhflickers stehen, um sich zu sammeln. Aber der Mann der Schmerzen, der da die eine Ruhe zu spenden bereit ist, die das Volk der Sünder bedarf, wird von dem herzlosen Schuhflicker von der Thür hinweggestoßen. Er, der zum Fluche des Kreuzes Verdammte, soll die Wohnstätte des selbstgerechten Juden nicht in Verruf bringen. Da wendet sich der Herr mit mitleidsvollem Blick nach dem Hartherzigen; kein Wort, so erzählt die eine Dichtung, entflieht seinen Lippen, aber eine Stimme aus Himmelshöhen verkündet dem Sünder sein verdientes Geschick. Ewig, bis an das Ende der Welt, soll er auf Erden herumwandern; fliehen soll ihn der Tod, so sehr er ihn auch herbeisehnt; von den Qualen eines bösen Gewissens gefoltert soll ihm weder der Berg eine Zuflucht, noch der Quell eine Erquickung, noch der Baum eine Frucht, noch die Nacht ihren in Selbstvergessenheit wiegenden Schlaf gewähren. Nach einer andern Ueberlieferung soll der Herr sich selber zürnend von dem Mitleidslosen gewandt und ihm die Worte zugerufen haben: „Weil du des Menschen Sohn keine Rast vergönntest, so sei auch dir fortan keine Ruhe beschieden. Du sollst wandern immerfort, bis daß ich wiederkomme.“ Der Fluch ist an Ahasver — so nennt ihn eine Schrift, die 1602 zum erstenmale in Leyden gedruckt ward — in Erfüllung gegangen. Nach einer dem dreizehnten Jahrhundert entstammenden Sage soll der ewige Jude eigentlich Karthaphilus geheißen haben und Thürsteher des Pilatus gewesen sein. Er soll den Herrn auf seinem schweren Gange nach Golgatha auf die Schulter geklopft haben und ihm höhnisch zugerufen haben: Gehe doch ein wenig schneller! Worauf ihm der Herr geantwortet: Ich wills, du aber sollst warten, bis ich wiederkommen werde. Die Wurzel dieser Sage liegt wohl in den frühesten Zeiten der Kirche Christi. Es wird uns wenigstens von Rufinus mitgeteilt, daß ein Jude, Namens Johannes, der auch Johannes a temporibus Christi oder bloß Johannes a temporibus genannt wird, den Herrn auf seinem letzten Gange herzlos gekränkt habe, wozu Rufinus die Worte setzt: sub judicio non effugiet tempora,*) Worte, die mißverstanden, die Fäden zum Sagengewebe gegeben haben mögen. Wie dem auch sei, die Sage vom ewigen Juden, die uns das unstete Wandern der in alle Länder der Welt zerstreuten und trotz aller Verfolgungen unaustilgbaren Juden versinnbildlichen soll, ist tief in das Leben der christlichen Völker eingedrungen. Es giebt kaum ein Volk mit selbständiger Litteratur, in dem diese Sage nicht ihren Bearbeiter gefunden hätte. Tiefsinnig und edel haben insbesondre deutsche und englische Dichter die alte Mär zum Vorwurf ihrer Dichtungen benutzt. —

Weiter, weiter unter der Last auf seinem Rücken muß der arme Herr ziehen. Von dem Hause des Schusters, wo er nach der Sage ruhen wollte, hartherzig verstoßen, schleppt er die müden Glieder noch eine Strecke fort. Endlich kann er nicht weiter; er sinkt in die Kniee. Da kommt ein Mann, Namens Simon von Kyrene, eben vom Felde. Die Kriegsknechte er-

*) Unter dem Gericht wird er den Zeiten nicht entgehen, d. h. ewig verdammt sein.

greifen ihn und zwingen ihn, an Jesu Stelle das Kreuz zu tragen. Der schlichte Mann wird wider seinen Willen zum Reichsbannerträger des neuen Testaments, wie Gerok sagt, denn er trägt dem Heiland das Kreuz voran in die heiße entscheidende Schlacht. Und dieser Dienst wird ihm nachher in seinen Kindern gesegnet. Seine Söhne Alexander und Rufus werden zwei in der apostolischen Zeit wohlbekannte und hochgeachtete Christen. — Und nun soll der Todeszug weitergehen:

Aber seine Menschheit ist erlegen
In der bittern Angst und Qual,
Und er sinkt auf seinen Wegen
Wieder hin zum andern Mal. (Ludwig Giesebrecht)

Da naht sich leise eine Jungfrau dem erschöpften Herrn und trocknet ihm mit sanfter Hand den Schweiß von dem Angesicht. Wie von neuer Kraft belebt steht der Erlöser auf. Es ist, als hätte die Liebe einen Strom der Erquickung in seine Glieder geleitet. Sein Auge blickt dankbar dies mitleidige Mägdlein an. Dann zieht er weiter der Schädelstätte zu, an der sich sein Leiden vollenden soll. Ihr aber, der Jungfrau, Veronika hat sie die Sage benannt, rinnen wehmutsvolle Thränen vom Angesicht. Sie öffnet die Falten des Tüchleins, mit dem sie ihres Herrn heiße Stirn gekühlt, um die eignen Zähren zu trocknen; und wie sich das weiße Linnen vor ihr ausbreitet, steht des Herren Angesicht, als hätte Malershand es wahrheitsgetreu hineingezaubert, drinnen, und des Heilands Augen sehen sie fort und fort so lieb und freundlich an, wie in dem Augenblicke, da er auf der Via dolorosa weiterschritt. Das Schweißtuch der heiligen Veronika wird noch als Reliquie in einem Dome Italiens aufbewahrt und ist vieler Pilger Lust und Freude. Es liegt in dieser Sage ein bewundernswürdiger Zug edler Weiblichkeit, herzlicher Teilnahme und tiefen Mitgefühls. Wie die ganze evangelische Geschichte von keinem einzigen Weibe erzählt, das dem Heiland feindselig gegenüber getreten, sondern wie gerade in die lieblichsten und lichtesten Ereignisse in dem Leben des Heilands anmutige und gefühlsinnige Frauengestalten verwebt sind, so ist auch sein Leidensgang nach Golgatha erhellt worden durch die aus Frauenherzen hervorbrechende warme Sympathie, und wenn auch Veronika ein feines Gebilde der verklärenden Phantasie ist, die selbst die Tiefen des Frauenherzens erschließt, wir möchten um keinen Preis gerade diese Sage wissen, weil in ihr sich eine dankerfüllte Ahnung davon ausdrückt, was das Frauengeschlecht der Offenbarung Christi zu verdanken hat.

Auf der Schädelstätte angekommen hat man den Herrn ans Kreuz geschlagen mitten zwischen zwei Uebelthäter.

Von dem Dornenkranze rinnen
Tropfen auf sein Angesicht.
Eine milde Hand, zu trocknen
Diese Tropfen, nahet nicht. (Julius Mosen)

Da flattert ein Vöglein herbei und möchte dem leidenden Heiland eine Erleichterung verschaffen in seinen furchtbaren Qualen. Es setzt sich auf den Kreuzesbalken, in leisen Wehmutslauten trauert es um die Schmach und die Schmerzen, die der Erlöser der Kreatur erdulden muß, und mit dem schwachen Schnabel versucht es, die scharfen Dornen aus der Stirn des Heilandes zu ziehen. Vergeblich, zu tief drang die Dornenkrone in das Haupt des Unschuldigen.

All dein Bangen und dein Ziehen,
All dein Klagen und Bemühen,
Vöglein, bringt dem Leidenssohne
Nicht vom Haupt die Dornenkrone!

Indessen hat doch das Vöglein zum Lohne für die Hilfe, die es dem Heiland am Kreuze bringen wollte, ein ewiges Erinnerungszeichen erhalten. Blutrot ist des Rotkehlchens Brust und Kehle geblieben, und so huscht es noch heute träumerisch durch die Dornenzäune und singt in zarten lieblichen Tönen von dem großen Liebeswerke, das einst auf Golgathas Höhe unter Todesschmerzen vollendet worden.

Und noch ein andres Vöglein hat seine Verherrlichung in den Sagen, die sich um die heilige Leidensgeschichte ranken, gefunden. Als der Herr so langsam verblutete und verschmachtete und klagend den Blick zum Himmel wandte und das tiefste Seelenleiden sich Bahn brach in den Worten des letzten Gebets:

Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? fühlte er auf einmal an der durchbohrten Hand ein leises Zucken. Ein barmherziges Vöglein war es, das rastlos mit dem kleinen Schnabel den Nagel in des Heilandes Hand herauszuziehen und so den Sohn des Vaters vom Pfahle des Fluchs zu befreien suchte. Trage, rief da der Heiland, trage du, liebes Vöglein, zum Zeichen dieser Stunde ewig Blut und Kreuzeszier:

Kreuzesschnabel heißt das Vöglein;
Ganz bedeckt von Blut die Brust,
Singt es tief im Fichtenwalde
Von des Lebens Weh und Lust.
Singt, wenn andre Vögel schweigen,
Bei des Winters Schnee und Frost
Seiner Brut in dunkeln Zweigen
Von des Jesusleidens Trost.

Die Sage von der Passionsblume, die unter dem Kreuze des Herrn entsprossen sei, hat eine Dichterin von Gottes Gnaden, Wilhelmine Nordmann, in ein anmutendes Gewand gekleidet. Ich darf es mir nicht versagen die Strophen, die wohl Wenigen bekannt sind, mitzuteilen:

Am Kreuze hing der Herr im schweren Kampfe,
Belastet mit der ganzen Menschheit Sünden,
Von seinen Jüngern, seinem Gott verlassen,
Als Gottmensch dennoch stark zu überwinden.

Fühlloses Volk umschart die heilge Stätte
Und spottet dessen, dem die Engel dienen;
Doch unterm Kreuzesstamme wehmutschauernd
Sieht einsam man ein Heideblümlein grünen.

Es hebt sein Haupt und sieht die Unschuld dulden,
Es sieht des Heilands Haupt im Tod sich neigen —
Da streckt es sich empor, die heilgen Füße
Umschlingend mit den blütenreichen Zweigen.

Es öffnet seinen Kelch, um Balsam spendend
Zu mildern noch des Heilands letzte Stunde,
Und sieh, es fällt ein Purpurtröpflein kräftig
Hernieder in den Kelch aus heilger Wunde.

Da säuselts wunderbar in seinen Blättern,
Durch seine Zweige rinnet neues Leben.
Es kennt sich selbst nicht mehr, denn andre Formen,
Ein Feierkleid, hat ihm der Herr gegeben.

Auf schwankem Reis in tiefen Trauerfarben
Erstrahlt der Blumenstern in hehrem Glanze,
Der Kelch birgt, wunderbar Erinnrungszeichen,
Die Hämmer, Nägel tief im Dornenkranze.

Noch blüht sie uns, beugt sich zu bunten Schwestern
Nicht lächelnd nieder, nein — in heilger Schöne
Blickt sie hinauf, und in der Dornenkrone
Strahlt rein und leuchtend eine Wehmutsthräne.

Noch sei eine Sage erwähnt, die den römischen Hauptmann betrifft, dem die Hut des Kreuzes übergeben worden war. Longinus, so nennt ihn die Sage, ein in vielen Schlachten ergrauter Held, empfing den letzten suchenden Liebesblick des brechenden Heilandsauges, und dieser Blick, der ihn ebenso wie das ganze geduldige Leiden des Sohnes Gottes tief erschütterte und zu dem Rufe veranlaßte: Fürwahr, das ist ein frommer Mensch und Gottes Sohn gewesen, — dieser Blick war in sein Herz gedrungen wie ein zündender Strahl. Dieser Blick ward ihm das Evangelium, daß auch er zur Kindschaft Gottes auserwählt sei. Er kehrte der Sage nach dem römischen Adler den Rücken und folgte der Siegesfahne Christi, soll später, wie schon Gregor von Nyssa in einem Briefe erwähnt, Bischof von Kappadozien geworden sein und den Märtyrertod für Jesus erlitten haben.

Endlich sei noch ein Blick auf die Sage vom heiligen Gral geworfen, auf die purpurne Blume, um mit Uhland zu reden, die in den grünen Blättern des Parsival und Titurel ruht, jener Epen des ritterlichen Wolfram von Eschenbach, die, lange Zeit vom deutschen Volk vergessen, in unserm Jahrhundert wieder glücklich ans Tageslicht gezogen worden sind. Der Inhalt der Gralsage ist dieser: Als Luzifer von den Engeln Gottes aus dem Himmel gestürzt wurde, entfiel seiner Krone — er war ein Fürst unter den Engeln — ein edler köstlicher Jaspis und schwebte von eines Engels Hand gehalten lange Jahre weithin leuchtend in der Luft. Zur Zeit Christi kam er auf die Erde, und es ward aus jenem wunderbar glänzenden Steine eine

Schale gefertigt, aus der der Heiland in der Nacht, da er verraten ward, seinen Jüngern das Brot des Lebens reichte. Sie gelangte — die Sage erzählt nicht, auf welche Weise — in den Besitz Josephs von Arimathia, der in dieser Schale das Blut und Wasser auffing, das aus Christi Seite floß, da der Kriegsknecht sie mit dem Speer geöffnet hatte. Darum besaß die Schale Kräfte des Lebens. Wer sie anschaute, war vor dem Tode gesichert, auch wenn er keine leibliche Speise mehr zu sich nahm. Joseph von Arimathia, von den Juden ins Gefängnis geworfen, soll sich zweiundvierzig Jahre lang bloß durch das Anschauen dieser Schale ohne Speise und Trank zur Verwunderung seiner Peiniger am Leben erhalten haben. Als Joseph von Arimathia bei der Zerstörung Jerusalems durch Titus aus seinem Kerker erlöst ward, erhielt er von einem Engel den Befehl, für den Gral (altfranzösisch greal = Gefäß) einen Behälter zu machen, den er alle Tage einmal öffnen dürfe, um durch das Anschauen der Schale lebenskräftig zu bleiben. Er that es und durchzog mit dem Heiligtum die Lande, das Evangelium zu verkünden. Auf seinen Zügen kam er auch eines Tages zu dem König Ebran, der zwölf Söhne hatte. Diese fragte Joseph, was sie dereinst werden wollten. Elf entschieden sich für ein weltliches Leben, nur der zwölfte erklärte, er wolle ehelos bleiben und dem Gral seine Lebenskraft und seine Lebenszeit widmen. Joseph bestellte diesen Jüngling zu seinem Nachfolger und Hüter des heiligen Gral und befahl ihm nach seiner Zeit die Hut des Gral nur reinen, fleckenlosen Händen zu übergeben. Der neue Hüter des Gral baute aber zu dessen Aufbewahrung eine prächtige Burg.

Hier spaltet sich der Fluß der Sage. Nicht Josephs Auserwählter soll der Erbauer jener prachtvollen Burg gewesen sein, die uns in den Bruchstücken des „Titurel" von Wolfram von Eschenbach auf das eingehendste geschildert wird, sondern Titurel, ein französischer Königssohn. Dieser habe auf dem Mont salvage, der aus einem einzigen Onyx bestand, Tempel und Burg erbaut, und als Gralkönig mit den Gralrittern das Heiligtum gehütet. Für diesen Dienst sei er mit seinen Genossen von dem Herrn der Herrlichkeit selber gespeist worden, indem der Erlöser an jedem Karfreitag eine weiße Taube mit der Hostie vom Himmel gesandt habe, durch deren Genuß die Lebenskraft der Gralsgenossenschaft wieder erneuert worden sei. Der Gral ist ein tiefsinniges Symbol des in Christo zu erlangenden Heiles, dessen nur der teilhaftig wird, der es begehrt: er bleibt dann mit Himmelskraft begnadigt, ob er gleich stirbt. Das tiefste Geheimnis des Evangeliums, wie durch das von Christo vergossene Blut die dem Verderben des Todes geweihte Seele gespeist und genährt wird, ist in dieser Sagendichtung auf das sinnigste veranschaulicht worden. Isbary

Ein zweites Wort aus dem Waadtlande

Die Christliche Welt brachte vor einigen Wochen einen sehr interessanten Artikel über die kirchliche Krisis, die 1845 unser Waadtland bewegte, und aus der jene Spaltung hervorging, die seit nun fünfzig Jahren schwer auf ihm liegt.*) Ohne dem in der Hauptsache gut unterrichteten Verfasser jenes Aufsatzes irgendwie widersprechen zu wollen, möchten wir bei einer so heikeln Frage doch darauf hinweisen, daß wir den Ereignissen zeitlich noch zu nahe stehen und vor allem von ihren Folgen noch zu sehr beeinflußt sind, um ein endgiltiges und unparteiisches, im eminenten Sinne des Worts geschichtliches Urteil fällen zu können. Es ist deshalb vielleicht von Interesse, einige der Faktoren hervorzuheben, die vor fünfzig Jahren 150 Geistliche bestimmten, die geschichtlich gegebne Kirche zu verlassen und eine eigne Gemeinschaft zu gründen; nebenbei lassen sich auf diese Weise einige Ungenauigkeiten der Hadornschen Ausführungen leicht berichtigen.

Deutschland beschäftigt sich nicht zum erstenmal mit unsrer Frage. Die Verteidiger des Schismas beeilten sich, ein Bild der Lage zu entwerfen, und fanden damals in der Hengstenbergschen Kirchenzeitung williges Gehör und treue Gesinnungsgenossen. Friedrich Wilhelm IV. spendete den ausgetretenen Pfarrern, deren Schicksal ihn rührte, ein königliches Geschenk von zehntausend Mark. Auch die Professoren Schweizer in Zürich und Ebrard in Erlangen befaßten sich von ihrem höhern Standpunkt aus mit jener Bewegung.*)

*) Vergl. Nr. 7 d. J.

Der Fernerstehende ist leicht zu der falschen Meinung geneigt, als ob die Freikirche des Waadtlandes ihr Dasein dem theoretischen Prinzip der Trennung von Staat und Kirche verdanke, wie es Alexander Vinet in einem klassischen Buche 1842 formulirt hatte.**) An dieses Problem, das vor dem waadtländischen Denker in einer weiter als Vinet blickenden und auch mehr praktischen Weise Friedrich Schleiermacher behandelt hatte, dachte keiner der 1845 austretenden Geistlichen. Waren ja doch die meisten gar nicht mit der endlichen Lösung zufrieden, die erst durch den Druck der Lage und ihrer selbstgeschaffnen Stellung zur Ueberzeugung wurde.

Dogmatische Fragen lagen der Kirchentrennung keineswegs zu Grunde. Sie entstand durch einen Rechtskonflikt zwischen der Geistlichkeit und dem radikalen Staatsrat, der aus der Revolution von 1845 hervorgegangen war. Bekanntlich hatte dieser alle gottesdienstlichen Versammlungen außerhalb der öffentlichen Kultusstätten untersagt, weil er in ihnen Herde der politischen Opposition zu erblicken glaubte. Gegen das Gesetz hatte die Regierung die Pfarrer ersucht, von der Kanzel einen Aufruf zu verlesen oder verlesen zu lassen, der die durch die Februarrevolution geschaffne Verfassung empfahl. Sie trat so in die Fußstapfen der liberalen Regierung von 1831, die das gleiche Verfahren befolgt hatte, beging aber damit nichtsdestoweniger einen thatsächlichen Fehler. Einige Pfarrer weigerten die Verlesung und wurden dafür mit Amtsenthebung bestraft.

Gegen dieses ungesetzliche Vorgehen protestirte die Geistlichkeit in einer Versammlung zu Lausanne am 11. und 12. November 1845. Man beschloß, dem Staatsrat eine bedingungsweise Massendemission in Aussicht zu stellen, und die Mehrzahl der Beteiligten erhoffte so vom Staate eine Zurücknahme seiner ungesetzlichen Maßregel. Damit war es aber nichts; der Staatsrat ließ weder Bedingung noch Aufschub gelten und forderte unmittelbare Amtsniederlegung oder Unterwerfung. Wer seine Thätigkeit nicht wieder aufnehmen wollte, mußte entweder die offiziellen Kirchen des Auslands bedienen oder — eine Freikirche gründen.

Das ist der Thatbestand, den man ja verschieden beurteilen kann; um aber den Seelenzustand zu verstehen, der ein solches Verhalten diktirte, muß man tiefer graben. Drei Hauptgründe scheinen mir bei seiner Erklärung in Frage zu kommen.

Der erste ist sozusagen theoretisch-kirchlicher Natur. Das seit 1839 die waadtländische Kirche beherrschende Gesetz hatte niemanden befriedigt. Nach der Abschüttelung des schweren Jochs der Berner Oberherrschaft hatten einige edle Männer eine Verfassung vorgeschlagen, die unsrer heutigen ziemlich ähnlich sah; niemand hörte auf sie. Unter ihren bedeutendsten Gegnern befanden sich zahlreiche Geistliche, die später an der Spitze der freikirchlichen Bewegung standen und jetzt mit der letzten Kraft und nur zu sicherm Erfolg die Teilnahme der Laien an der Kirchenregierung bekämpften. Das Scheitern dieses demokratisch-presbyterianischen Versuchs ist ein Hauptgrund der Krisis, denn die angenommene Verfassung füllte nicht die Lücken der frühern aus; die Abschaffung der Helvetischen Konfession war ihre einzige originale Leistung. Die Geistlichkeit als Gesamtheit war stark konfessionell und sah in diesem Prinzip das Heil der Kirche; so nahm sie die neuen Bedingungen an, ohne auf ihr Ideal zu verzichten. Vinet und einige andre waren damals allein zum Austritt logisch genug. Die 1842 erfolgte Veröffentlichung seines Essai sur la manifestation des convictions religieuses,

*) Vergl. Theologische Studien und Kritiken, 1846.

**) In dem unten erwähnten preisgekrönten Essai sur la manifestation des convictions religieuses et sur la séparation de l'église et de l'état envisagée comme conséquence nécessaire et comme garantée du principe. Paris 1842; deutsch von Spengler 1845, auch ins Englische übersetzt. Vergl. dazu Vinets erste Preisschrift: Mémoir en faveur de la liberté des cultes. Paris 1826; deutsch von Volkmann 1847.

die eine Trennung von Staat und Kirche zum Dogma erhob, stärkte die Pfarrer nur in ihrer gewiß anfechtbaren Auffassung von der Kirche als der ausschließlichen Gemeinschaft der Gläubigen.

Diese Thatsachen erzeugten bei vielen eine Stimmung, die sie beim leisesten Anstoß zu einem Bruch mit der bestehenden Ordnung führen mußte; doch hätte diese Gruppe der Systematiker oder, wie man sie gern nennt, „Doktrinäre“ es zu einem richtigen Schisma noch nicht bringen können. Die „Entschlossenen,“ wie Vinet sie nannte, waren nicht zahlreich. Es fehlte die feste, praktische Grundlage dieser Gedankenrichtung.

Die Erweckungszeit hatte sie geliefert. — Wir gehören nicht zu den unversöhnlichen Gegnern jener Bewegung; es wäre schwierig und ungerecht, ihre Fehler, ihre Kleinlichkeiten, ihre unmögliche Theologie zu erwähnen, ohne damit auch ihr Gutes hervorzuheben, ich meine das christliche Leben und den Eifer, den sie entflammte. Wenn sie manchmal den Protest gegen ihre Formen und ihre Praxis für Feindschaft gegen Jesus Christus selbst hielt, so thun andrerseits die thörichten Verfolgungen, deren Opfer sie 1820 durch eine konservative, nicht, wie Hadorn meint, radikale Regierung wurde, ihrer religiösen Bedeutung keinen Abbruch.

Aber die Erweckungszeit gehörte durch ihren Ursprung wie ihre wesentlichen Prinzipien der Periode an, die die Religionsgeschichte Pietismus nennt. Dieser neigt dazu, die Frömmigkeit mehr als Zweck, denn als Mittel zu betrachten, und weder Vinet noch die Gräfin de Gasparin vermochten ihn von Fehlern zu befreien, die in seiner Natur begründet waren. Der Pietismus läßt die Individualität verkümmern; statt sie zu entwickeln und zu heiligen, beschränkt er den Horizont. So erscheint er als das Mönchtum in protestantischem Gewande, fromm, warm, lebendig, aber einseitig in seiner Lebensrichtung, die, um alle Weltlichkeit zu fliehen, sich der positiven Wiedergeburt individueller Kräfte und damit einem weiten Gebiet menschlichen Thuns versagt. Das Kämmerlein, die Konventikel und „Stunden“ zieht er den Volksversammlungen und der buntscheckigen Menge vor, die beim See Genezareth Jesum umdrängte. Er möchte nur die Kirche der Auserwählten, die aus lauter Bekehrten besteht, und betet sie an. Sein Charakter ist sektenhaft, mehr aus Instinkt vielleicht als aus Ueberlegung.

Viele der besten Geistlichen jener Epoche unterlagen dem Einfluß dieser Frömmigkeit und waren so auf einen Bruch gerüstet, den sie der Mehrzahl nach weder gesucht noch erwogen hatten, den aber die Anhänglichkeit an ihr evangelisches Ideal bei der ersten Gelegenheit zum Ausbruch kommen ließ. So öffneten ihnen die Ereignisse von 1845 die Augen über sich selbst. Ganz erstaunt betrachteten sie sich von jenem neuen Standpunkt aus; so unbemerkten Einfluß haben oft unsre Gedanken und Bestrebungen auf unser innerstes Wesen! Ein Anstoß erst verhilft zur vollen Klarheit. Ueberdies waren die seit der Revolution stets heftiger werdenden Angriffe gegen die „Betstuben“ nicht dazu angethan, jenen unfreiwilligen Sektengeist zu bannen.

Zu diesen Erwägungen religiöser Art kommt als drittes Element mit wesentlich anderm Charakter die politischen Erwägungen und Leidenschaften. Die Mehrheit der Geistlichkeit scheint eine lebhafte Zuneigung zu den Männern von 1830 gehabt zu haben, die sie auch verdienten. Der Professor und Pfarrer Monnard war ja der Hauptleiter jener Pfarrversammlungen und Urheber der politisch-liberalen Revolution von 1830. Die revolutionären Unruhen, die drohende Haltung der neuen Machthaber betrübte und empörte sie. Die Ungerechtigkeiten, die ihre verurteilten Brüder erlitten, stimmte sie weder milder noch geduldiger. So ist es nicht erstaunlich, daß politische Motive ihre Rolle in den Versammlungen auf dem Lausanner Rathaus spielten: man wollte den Staatsrat zum Rücktritt bewegen.

Lange und beharrlich leugnete man im Lager der Beteiligten solche Absichten, die in der That an den Ursprüngen der Kirchentrennung nichts ändern; jedenfalls haben wir Beweise an der Hand. Ich vermerke nur das Zeugnis Vinets und Charles Secrétans, die bekanntlich beide der neuen Kirchengründung wohlwollend entgegenkamen.

Am 13. November 1845 schrieb Vinet an Lutteroth:

Die Regierung ist in die Enge getrieben, sie muß weichen, falls sie die einmonatige Frist nicht zur Einschüchterung oder Bestechung benutzt . . . Ich meinerseits halte sie für geschlagen, sie muß nun abdanken, denn unsre Geistlichen haben eine Gegenrevolution ins Werk gesetzt. Das Land ist dafür glücklich zu preisen, aber sie nicht.

Und etwas weiter in demselben Brief, mit Beziehung auf die ausgetretenen Pfarrer:

Der Impuls, der die Menge der Geistlichen alle in dieselben Bahnen leitete, ist nicht religiöser Art. Die Mehrzahl ließ sich durch die Furcht vor der Gründung einer gestern noch möglichen, heute undenkbaren Freikirche bestimmen oder durch den Wunsch, die Regierung zu überwältigen. Aber man muß zugeben, daß in keinem Falle die große Zahl eine bedingungslose Demission unterzeichnet hätte.

Und an andrer Stelle sagt er: die Leiter (der Rathausversammlung) waren von dem Gedanken beherrscht, dem Staate Bedingungen machen zu können.

Wir vergessen nicht, daß Vinet, ohne seine frühern Urteile zurückzunehmen, von dem ursprünglichen Pessimismus abkam. Aber den alten Gesamteindruck hat er sich doch bewahrt, wenn er am 29. Januar 1846 z. B. schreiben konnte:

Viele, die thatsächlich und gezwungen der Freikirche angehören wollen — und auch wieder nicht wollen: man hat sich eben nicht vom Staat, sondern nur von einer bestimmten Regierung losgesagt.

Charles Secrétan schrieb in der Lausanner Zeitung vom 21. Dezember 1890 in einer Besprechung des Buches von Pressensé über den Briefwechsel Vinets mit Lutteroth, dem die eben angeführten Stellen entstammen, Folgendes:

Ein Wort noch, um — spät genug — unser Gewissen zu erleichtern. Vinet sah in dem endgiltigen Austritt der 180 Pfarrer am 12. November 1845 einen politischen Schritt und verurteilte ihn deshalb, obwohl er an die Möglichkeit des Erfolgs glaubte. Der Schreiber dieser Zeilen hegte dieselbe Illusion und forderte in dem damals von ihm redigirten Blatte*) zum Massenaustritt auf; er bereut dieses Vorgehen schon lange.

Die Gegenprobe dieser Erwägungen findet sich übrigens in dem eigentümlichen Wesen der damals entstandnen Freikirche. Heute noch weisen ihre konstitutiven Elemente die bezeichneten Tendenzen auf: Theoretiker oder Schüler des Kirchenmannes Vinet in bescheidner Zahl; Pietisten, die das heilige Heer ausmachen; endlich einige hochgebildete Männer, die der Theorie kirchlicher Unabhängigkeit geneigt sind und dem Evangelium freundlich gegenüberstehen. Sie sind selbst überzeugte Christen, aber aus Tradition oder persönlicher Neigung geschworne Feinde jeder radikalen Regierung. Die Bauern wie das Volkselement überhaupt sind schwach vertreten; der „dritte Stand,“ die Volkskraft des Landes fehlt, und bei ihm gerade ist wahre Frömmigkeit zu Hause.

Natürlich vermengen sich diese Elemente in verschiedenster Weise, und die Geschichte jener Dissidentengemeinschaften dürfte noch manche andre — persönliche oder zufällige — Faktoren enthüllen. Hier im beschaulichen Berglande oder in einem Städtchen am Ufer unsrer Seen herrscht der Pietismus und der Darbysmus, seine logische Folge, findet fruchtbare Erntefelder; dort in unsern Fabrikstädtchen besteht die Freikirche aus Arbeitgebern, Fabrikanten — die Frauen einmal nicht zu zählen —, während der Arbeiter und die kleinen Leute wie der Kern der Bauern in der Staatskirche blieben. Anderswo hat ein Schloßherr seine Unterthanen um sich gesammelt, wie die Frucht den Kern umschließt; wieder wo anders in unsern größern Städten wurde das ursprüngliche Gebilde um neue Kulturelemente, die dem wohlhabenden Bürgertum angehören, bereichert; hier ist die Freikirche elegant und in der Mode. Dieser Bund des Pietismus mit der Aristokratie ist psychologisch höchst merkwürdig; zahlreiche geschichtliche Analogien dazu erklären sich fast sämtlich durch die mitwirkenden politischen und wirtschaftlichen Faktoren.

Wie dem nun sei — beide Kirchen sind einmal da und arbeiten nebeneinander. Wenn diese Koexistenz manches Gute erzeugte, sollte man doch nicht vergessen, daß die Spaltung die sittliche Einheit des Landes vernichtete, und daß diese Katastrophe auch ihre politischen und sozialen Folgen hatte. Im Augenblick sind ja die Beziehungen der Staats- und Freikirche die denkbar

*) Le courrier Suisse.

besten und ohne jeden bittern Beigeschmack. Die theologische Fakultät der Freikirche, die 5 (nicht 6) Professoren zählt, hält brüderlich Fühlung mit unsrer staatlichen Fakultät, an der 7 (nicht 5) Dozenten wirken. Die Staatskirche besitzt heute 137 Pfarreien mit 162 Pfarrern, die Freikirche 43 Gemeinden (2 im Berner Jura) mit einigen 50 Geistlichen. Die Zahl ihrer männlichen und weiblichen Glieder betrug 1845 etwa 4000 Seelen und ist sich bis heute ziemlich gleich geblieben. Hie und da zeigen sich Unionsbestrebungen; Gott allein weiß, wann sich einmal die Versöhnung zweier Tendenzen vollziehen wird, die ein unglückliches und nur halb begründetes Schisma auseinanderriß.*)

Paul Chapuis

Was wird aus den Berufsarbeitern der Innern Mission im Alter?

Eine geregelte Altersversorgung der Vorsteher und Gehilfen in Erziehungs- und Rettungshäusern, Arbeiterkolonien, Herbergen zur Heimat und ähnlichen Anstalten, sowie in der Stadt- und Seemannsmission und auf dem weiten Vereinsgebiet gab es bis vor kurzem überhaupt nicht. Hin und wieder wurde wohl einmal ein kleiner Ruhegehalt gewährt, meist aber waren die genannten Personen (in der Regel Familienväter mit Frau und Kindern) auf ihre Ersparnisse und die allgemeinen Mildthätigkeitseinrichtungen angewiesen und somit, da ihr kärglicher Gehalt Ersparnisse kaum ermöglichte, im Alter fast sämtlich nicht nur hilfsbedürftig, sondern geradezu bemitleidenswert. Ihr Leben lang hatten sie dem Gemeinwohl gedient und ihre besten Kräfte ihm geopfert und nun mußten sie darben oder eine Unterkunft suchen, die ihrer unwürdig war.

Nach langer Bemühung ist diesem Zustande dadurch abgeholfen worden, daß auf Betreiben von Freunden der guten Sache eine Pensionskasse und eine Witwenkasse gegründet wurde, die im Anschluß an den Privatbeamtenverein in Magdeburg selbständig verwaltet werden und gegen jährliche Einzahlungen entsprechende Alters- und Witwenrenten gewähren. Die Nachzahlungen, die die ältern Hausväter u. s. w. an die Kasse leisten müssen, um die sehr mäßig angesetzten Rentenbezüge ebenfalls erhalten zu können und die Zuschüsse, die von manchem unter ihnen, der die Prämienzahlung sonst nicht würde aufbringen können, zu leisten sein werden, sollen aus einer Unterstützungskasse bestritten werden, die gleichzeitig ins Leben getreten ist und auf die Mildthätigkeit aller derer hofft, die die genannten Zwecke fördern helfen und deren eigentlichen Arbeitsträgern eine einigermaßen menschenwürdige Versorgung ihrer selbst im Alter und eintretenden Falles ihrer Hinterbliebenen zu vermitteln bereit sind.

Gütige Gaben nehmen Pfarrer Fritsch in Berlin NW, Genthiner Straße 38, und Dr. jur. Ponfick in Frankfurt a. M., Mozartplatz 24, dankbar entgegen.

Berufsleben und Gemütsleben der Frau

Die Verfasserin des gleichnamigen Artikels in Nr. 4 dieses Blattes kämpft für die Frau, für das Weibliche im Weibe. Sie sieht das in der Mütterlichkeit, wie sie sich die Ehefrau und die freundliche Familientante, die so unentbehrlich werden kann, bewährt, wenn sie für andre sorgt, den äußerlichsten Dingen Reiz abgewinnt und dadurch Reiz giebt, kurz in dem persönlichen Wärmehauch, dem alle unsre Dichter Lieder singen. Ich kann es auch aus Erfahrung bestätigen, daß alle Freude sich am lohnendsten verzinst, wenn man sie in einer glücklichen Gemeinschaft anlegt, und ebenso kenne ich Familientanten von solcher Liebenswürdigkeit, daß man sie vergolden möchte. Aber der Beruf der Ehefrau ist im Verhältnis zur Nachfrage überfüllt, und einen privilegirten Stand von Privat-Familientanten wird der Staat nicht halten können. Was hilft es also, daß die Nachfrage nach ihnen vielleicht höher ist, als man weiß? Die Tanten und die Mittel, sie zu ernähren, treffen deswegen noch nicht zusammen; wo die Mittel sind, da fehlt oft die Tante, und wo die prächtigste Tante ist, da fehlen die Mittel.

Sonach müßte ein großer Teil der Frauen auf ihre Weiblichkeit verzichten, da dies Glück, sie selbst zu sein, auf den beiden Karten steht: Ehefrau oder Tante. Wie gut, daß der Staat doch etwas vermocht hat, dem Weibe die Ausübung der Mütterlichkeit auch außerhalb der Familie zu erhalten: er hat Schulen und Krankenhäuser, wo Pflegen, Leiten und Trösten berufsmäßig getrieben wird!

Das ist es ja gerade, macht sich da aber die Meinung der Verfasserin geltend: das Berufsmäßige ist vom Uebel. Beruf wird nie ganz rein von Sachlichkeit bleiben, im Lehrerinnenberuf kommt gar noch Disziplin hinzu, und beide sind dem Weiblichen im Weibe feind. Weiblich sein ist persönlich sein.

Wirklich? Wenn das so klar wäre, würde man also etwa so einteilen müssen: Jedes Ding hat zwei Seiten, und darnach gruppiren sich männliche und weibliche Befugnisse dem Ding gegenüber. Das Ding ist ein Einzelnes, das man würdigt, indem man ihm persönlich nahe tritt, es nach seiner Entstehung und seinen Bedürfnissen zu verstehen sucht: das ist weibliche Befugnis. Zugleich ist jedes Ding ein Bestandteil der Welt und kann sachlich nur als Nummer einer Gattung gelten, wobei seine Einzelart ungewürdigt bleibt: das ist männliche Befugnis.

Durch diese Ordnung der Dinge ist das Weib teilnehmend, eingehend, empfänglich für jede Art geworden, aber beschränkt und geneigt, nur nach ihrem persönlichen Wohl- oder Uebelgefallen zu richten, weil sie die Dinge nicht in ihrer Richtung auf eine große Sache ins Auge fassen kann. Der Mann dagegen ist zum Mechanismus zusammengetrocknet, der blindlings Zielen zustrebt. Er sieht nichts Gemeinsames in sich und seiner Umgebung, außer der Subordination unter den Zweck. Das Intime, Geschichtliche des einzelnen Daseins hat ihm nichts zu sagen. Das macht ihn trocken, wie man zu sagen pflegt, er ist ledern, pedantisch, rücksichtslos — —!

Freilich, wenn diese Scheidung von männlicher und weiblicher Art der Wirklichkeit entspräche, würde ich meine Stimme mit der der Verfasserin vereinigen, die in eine Perspektive von vermännlichter Weiblichkeit sieht, und würde mit der Energie des Abscheus rufen: Ja wohin soll das führen?

In der beschriebnen Weise „sachlich" sein, ist nichts, was man irgend jemand wünschen möchte. Wir wünschens also auch dem Weibe nicht. Unsrer Verfasserin aber schwebt die Frau vor, in der Lage, die im Laufe der Zeit ihr Erbgut geworden ist, die sie zurückstehen heißt und ihr Schweigen gebietet, wo Männer sich beraten. Sie schwebt ihr vor, wie sie ihre Einsicht in sich verschließen und ihren Willen zurückhalten muß, bis einmal ihre Stunde kommt, wo sie ein Wörtchen einfließen lassen und mit sanfter Hand dem Steuerruder eine Wendung geben darf, ohne dabei hervorzutreten. Sie überlegt, wie die Frau aus dieser unwürdigen Lage dennoch etwas zu machen gewußt hat, was ihr entsagungsvolles Bild in der Ueberlieferung mit Strahlen umgiebt. Sie ist ein Wesen von lauter Pflichten und fast keinen Rechten, eine kostbare Beigabe in dem Leben eines jeden, in dessen Besitz sie fällt. Treu und anspruchslos, wie sie ist, steht sie doch viel höher als der Hund, der Gefährte des Menschen; sie ist ein liebliches Instrument, das seine Stimme erhebt und wohlthuend mitklingt, wenn man Freude oder Leid vor sie bringt, sonst aber freundlich zur Seite hängt, — und das alles sollte sie wegwerfen, um geräuschvoll in die Oeffentlichkeit zu treten? „Hieße das nicht, sein bestes Erbgut mit Füßen treten?" Nein, ein Erbgut soll man nicht mit Füßen treten, man soll es ehren und mehren.

Man ehrt es, wenn man das Vorhandne ausbaut. In unsern Müttern war auch Disziplin und Sachlichkeit, wenigstens in denen, von denen die Geschichte mit Anerkennung sagt, daß sie darauf gerichtet gewesen wären, ihrem Vaterlande taugliche Mitbürger zu erziehen. Da wollen wir einsetzen und weiterbauen, mit diesem Blick auf allgemeinsame Ziele, die man in Begeisterung „über sich stellen kann."

*) Vergl. darüber: Chapuis: A propos d'un cinquantenaire. Coup d'oeil historique sur la crise ecclesiastique de 1845. 67 Seiten. Lausanne, F. Rouge, 1896.

Aber hier wird die Verfasserin ängstlich, dieser „durch ihre Weite erkältenden“ Aussicht gegenüber hält das Zutrauen nicht stand, das sie sonst in die Gaben des Weibes setzt. Sie meint, sichrer ist doch wohl, das Ererbte so zu belassen, wie man es übernommen hat. Das großmütterliche Haus war behaglich ohne Gasleitung und Badezimmer, unsre Großmütter schön in der Krinoline und — begehrter als wir! Wozu die Neuerungen? Das Alte ist erprobt und gut, laßt uns dabei bleiben, das Erbgut zu ehren. Nach ihrer pietätvollen Ueberzeugung will die Verfasserin uns überreden, den Vorzug des Alten anzuerkennen. Zu dem Zweck karikirt sie die Sachlichkeit, dies vorzugsweise männliche Laster, und idealisirt das Persönliche, eigentümlich Weibliche. Die Sachlichkeit, sagt sie, habe beim Mann zur Blasirtheit und Weltmüdigkeit geführt, die den freien Aufschwung hindern, die Frau in ihrem persönlichen Wirken habe sich jedoch zur Inhaberin des Vorrechts gemacht: zu trösten, zu helfen, „Grollende zu überwinden und stumpf gewordne Herzen wieder zu beleben.“

Bei dieser Darstellung der sachlichen Versteinerung hat die Verfasserin aber alle die Männer aus dem Auge gelassen, die noch nicht ganz entmenschlicht sind, und auf Seiten der Frauen die, deren Wille durch die Beschränkung auf persönlichen Einfluß zur Intrigue greift, um sich durchzusetzen. Die Franzosen sagen bei großen und kleinen Ereignissen: Où est la femme? Und mit unverkennbarer Genugthuung spricht man es in Deutschland nach. Es scheint also keine Schande zu sein, wenn es von dem Weibe heißt, sie steckt dahinter. Jedoch wenn man sagen würde: Sie tritt hervor — still, das ist Schande!

Aus lebendiger Anschauung kenne ich, aber zum Glück Beispiele, die der Sachlichkeit an Männern und Frauen das Beängstigende nehmen, Männer mit allgemein menschlichen Zügen, mit denen man die täglichen kleinen Dinge erleben und „die Humore davon“ teilen kann, und Frauen von Beruf, die nicht nur den volkstümlichen Aberglauben widerlegen, daß sie zerlumpt und mit ungewaschnen Händen herumgehen müßten, sondern auch befriedigte, warmherzige, teilnehmende Persönlichkeiten, die wohlthun und trösten schon dadurch, daß das Befriedigte ihres Wesens auf Andre übergeht.

Wenn es aber so wäre, daß der Mann mit Notwendigkeit die Beziehungen zum Leben vergäße und allem Persönlichen abstürbe, so dürfte das Weib ebendarum keinen Augenblick zögern, die Selbstverleugnung, die „sie als Vorrecht übt,“ darin zu bethätigen, daß sie auf ihr verschwiegnes Walten verzichtete, um sich beruftreibend neben den Mann zu stellen, um mit ihrem Gemütsreichtum, „der selbst Berufe, die sie zur Maschine machen, adelt,“ die sogenannten männlichen Berufsarten zu erlösen. Vielleicht würde der jetzige Stand von Inhabern der Wissenschaft dabei erschrecken und schreien:

Heinrich, der Wagen bricht!

Aber der Chor der Zuschauer würde rufen:

Nein, Herr, der Wagen nicht;
Es ist ein Band von meinem Herzen,
Das da lag in tausend Schmerzen,
Als Ihr in dem Brunnen saßt,
Als Ihr eine Freische wast.

Ich weiß nicht, ob die Verfasserin Recht hat, wenn sie uns zutraut, den freien Aufschwung der Wissenschaft heben zu können; aber ich setze leidenschaftliche Hoffnungen in die Leistungsfähigkeit der Frau, und jedenfalls erfolgt meiner Ansicht nach aus dem Umstande, daß die Frau in abhängiger Lage die Innerlichkeit und das Gemütsleben vertieft hat, noch nicht, daß sie aus diesem Grunde in Abhängigkeit erhalten werden müßte. Mir liegt das Beispiel jenes Geigers nahe, der durch die beständige Uebung auf der einzigen Saite, die ihm im Gefängnis geblieben war, zum Virtuosen wurde. Deswegen muß man aber noch nicht jedem, der Geigenvirtuose werden will, ein Instrument mit nur einer Saite geben und ihn ins Gefängnis sperren. Oder darum, weil Frauen in einer unwürdigen Lage sich noch eine Würde errungen haben, braucht man diese Lage nicht für unentbehrliche Vorbedingung der Frauenwürde zu halten. Ich meine im Gegenteil, man sollte ihrer Ausdrucksfähigkeit immer mehr Saiten, ihrer Gewissenhaftigkeit immer mehr Seiten im Leben zur Bearbeitung übergeben. Daß ihr Ehrgeiz sie verleiten wird, erste Violine spielen zu wollen, fürchte ich nicht, aber eine zuverlässige Stimme wird sie im öffentlichen Konzert darstellen, denke ich. — Auch jenes rücksichtslose Jagen nach vorgesteckten Zielen, wie die Verfasserin es fürchtet, wird ausbleiben, wenn man die Hindernisse wegräumt, während jetzt im Hindernisrennen, im Kreuzfeuer der männlichen und weiblichen Mißbilligung die Möglichkeit allerdings näher liegt, daß die Frau alles Entbehrliche abstreift und dann etwa auch „Schaden nimmt an ihrer Weiblichkeit.“ Das sind dann Fälle der Notwehr. Davon abgesehen, denke ich aber, man sollte dem „wunderbaren Seelenauge,“ von dem die Verfasserin weiß, vertrauen, daß es auch in der veränderten Sachlage und „von Reflexionen geschwächt“ noch soviel von seiner „klaren Sicherheit“ bewahren wird, um freiwillig auf Unteroffiziers und Wachtmeisterchargen zu verzichten, so gut wie der Mann auch ohne Seelenauge noch nie versucht hat, den Mutterberuf für sich in Anspruch zu nehmen. B Bonus-Jeep

Charles Dickens, ein christlicher Volksschriftsteller

Uebersicht: 1. Die Veranlassung des Essays; 2. Dickens und das Volk; 3. Realismus und Idealismus bei Dickens; 4. Humor und Karrikatur bei Dickens; 5. Die soziale und ethische Tendenz, die Reinheit der Dickenschen Romane; 6. Dickens ein „christlicher“ Volksschriftsteller? 7. Dickens Erfolg in England; 8. Ist Dickens auch ein Schriftsteller für unser deutsches christliches Volk?

1. Die Veranlassung des Essays

Die Veranlassung zu dem nachstehenden Versuch einer Würdigung von Charles Dickens hat mir die fünfundzwanzigste Wiederkehr seines Todestages (9. Juni 1870) geboten. Damals, vor fünfundzwanzig Jahren, war die ganze gebildete Welt und darunter ein gut Teil kleiner Leute erschüttert durch den Verlust des einzigen Mannes. Ist sein Ruhm heute schon verblichen, sein Platz in der Litteratur durch neue Größen ausgefüllt?

Ich weiß mich als einer von vielen, die Dickens eine entscheidende Wendung in ihrem Leben verdanken: aus dem bildungsstolzen Individualismus der Schulzeit, aus dem theologisch und akademisch eingeengten Gelehrtentum der Universität hat er uns hineingezogen in seinen Gemeinsinn, der sich zusammenschließt mit dem Volk und seinen elementaren Freuden und Anliegen. Viele werden darum mit mir unterschreiben, was Dr. Jowett bei seinem Begräbnis in der Westminster Abbey sagte:

> Wir können kaum die Dankesschuld übertreiben, die wir empfinden gegen einen Schriftsteller, der uns dazu geführt hat, zu sympathisiren mit jenen guten, treuen, aufrichtigen, ehrenwerten Charakteren des gewöhnlichen Lebens und zu lachen über den Egoismus, die Heuchelei, die falsche Respektabilität religiöser und andrer Bekenntnishelden.

Wir haben gelebt mit seinen Romanfiguren, wir haben uns erziehen lassen durch den idealen Umgang mit ihnen; wie sollen wir sagen, was wir alles ihrem unbewußt erziehenden Einfluß verdanken? Wie gern möchten auch wir noch „die Hand berühren, die unser Haus gefüllt hat mit so vielen Freuden unsers bessern Ich“! Es sind bald zwanzig Jahre her, seit ich Old curiosity shop las oder vielmehr erlebte; seit ich mit Thränen der Freude und der Selbstbeschämung aus meinem engen, selbstlebigen Dasein hinüberschaute in das aufgehende, stellvertretende Leben, das Little Nelly führt zur Rettung ihres gesunknen Großvaters. Es ist fast ebenso lange her, seit ich als Einjährig-Freiwilliger, bedrückt durch den ungewohnten Einblick in die Massensünden, meinen Glauben ans Volk, meine reine Empfindung für weibliche Würde immer neu stärkte an der Autobiographie von David Copperfield, sein Verhältnis zu Dora und Agnes, Steerforths Verführung der Little Emily mit durch die Umgebung geschärften Sinnen verfolgend. Dann kam die Zeit, da ich neben kritisch-theologischen Studien, die nun einmal abseits führen von schlichter, volksmäßiger Empfindung, in Nicholas Nickelby Typen der schlichtesten, wahrsten Menschlichkeit fand und für die Fragen der Erziehungs- und Sozialreform ein für allemal mich erwärmen ließ. Endlich bewahrte mich Dickens vor dem Aufgehen im Schematismus der theo-

logischen und philosophischen Systematik: Tale of two cities, Barnaby Rudge, Martin Chuzzlewit, Our mutual friend dienten mir gewissermaßen als Jungbrunnen der Sympathie mit der widerspruchsvollen Wirklichkeit des menschlichen Herzens. Seither sind die Einzelheiten der Erzählungen, ja selbst die Fabel mancher entschwunden; gerade weil sie mir so in Fleisch und Blut übergingen, sind sie mir zu allgemeinen Erinnerungen verschwommen. Geblieben aber ist der tiefe Dank für das, was diese Gestalten unbemerkt an meiner Auffassung gearbeitet haben, was im letzten Grunde Dickens eigner Charakter zur Bildung meiner Lebensanschauung gewirkt hat. Viele werden es mit mir sagen können: unter den guten Geistern, die die Vorsehung uns auf den Lebensweg gesandt hat, war einer der besten und wirksamsten „jener gute, jener zartsinnige, hochbegabte, allzeit freundliche, noble Dickens," wie ihn kein Geringerer als Carlyle nannte, „jeder Zoll an ihm ein Ehrenmann," echt, reell, aus Einem Guß: die Verkörperung christlicher Humanität.

Die Absicht des folgenden Versuches ist demnach nicht die kritische oder panegyrische Analyse seiner einzelnen Romane, sondern ein schlichtes Ehrendenkmal für das, was er uns und allem christlichen Volk, soweit es ihn gelesen hat, gewesen und noch ist für die Selbsterziehung, und eine Mahnung an alle Freunde des Volkes, diesen einzigartigen christlichen Volksschriftsteller mehr als bisher auch unserm deutschen Volke zugänglich zu machen.*)

2. Dickens und das Volk

Wir reden hier weniger von dem litterarischen Künstler, als von dem Schriftsteller für das christliche Volk. Eine Definition eines solchen, wie ich ihn mir denke, schicke ich nicht voraus; die beste Definition ist die Darstellung ihrer Verkörperung eben in Dickens. Wer von ihm her kommt, schildert überhaupt lieber aktive Größen, als daß er Maßbegriffe definirt. Dickens wollte nicht mehr und nicht weniger sein als ein Schriftsteller für das Volk. Dazu war er geboren und erzogen. Nie vergessend der harten, entbehrungsvollen Knabenarbeit, die er so recht unter der Hefe des Volkes, ja zeitweilig mit dem Vater im Gefängnis, stets aber in elementaren Nöten verbracht hatte, bis plötzlich und mit einem Schlage sein Genie sich Bahn brach, schildert er die Leiden der untern Klassen als eigne, erlebt sie immer von neuem durch, indem er sie schildert — wie er einmal sagt — „mit verzweifelter Intensität." Ganz besonders hat ihn sein Leben auf den bisher ganz ungepflügten Ackerboden der Kreise geführt, die zwischen den mittlern und untersten Klassen liegen. Aber auch für diese besondern Kreise weiß er uns alle zu interessiren, weil er uns Realitäten, nicht Geschöpfe seiner Phantasie bietet. Tausende wurden hingezogen zu ihm, weil er sie in die Mitte von Szenen und Charakteren versetzte, mit denen sie bereits bekannt waren, ohne doch ihr Interessantes, ihren Nerv und Pulsschlag erkannt zu haben; und Tausende lasen ihn mit nicht geringerer Gespanntheit, weil er sie in Gegenden des Lebens und der Natur führte, von denen sie nichts geahnt hatten, deren Wirklichkeit sie aber instinktiv erfaßten. Nur dem Genie sind so die Verwandtschaften und Sympathien zwischen Hoch und Niedrig offenbar, wie sie sich zumal in Hinsicht auf die Gewohnheiten und Vorurteile des täglichen Verkehrs bethätigen. Die Wendung, die sein eignes Leben seinem Interesse gab, hat Dickens zeitlebens beibehalten: überall, in London, in England, in Paris, in Genua, zog es ihn in die niedersten Quartiere, lebte er mit dem Volk auf Märkten und Kirchweihen, ist er seiner Not nachgegangen in Lumpenschulen, in Gefängnisse, in Schlafstellen; nirgends verzichtet er auf seine Nachtwanderungen, wobei er den Abenteuern und der obdachlosen Verlassenheit der Enterbten der Gesellschaft auf die Spur kam. Eben um dieses steten Verkehrs mit dem Volk willen ist es ein Hochgenuß, seine Briefe an Forster zu lesen in dessen vortrefflichem Leben Dickens. Aber nicht minder offenbart sich in seinen Schriften die Lebhaftigkeit, womit alles, was er einmal gesehen, eine Photographie zurückgelassen hat in seinem beweglichen Geist:

*) Vergl. die vortreffliche Biographie Dickens' von seinem intimen Freunde Forster (Tauchnitz Edition Nr. 1203f. 1288f.).

Unser Freund hat sich in alle gemeinen Lagen des Lebens gemischt; er hat sich familiär gemacht mit den untern Klassen der Gesellschaft. Er hat sich nicht abschrecken lassen durch den Anblick des Verbrechens und der Schlechtigkeit, des Elends und der Schuld; er hat „die Seele des Guten aufgespürt in schlechten Dingen"; er hat sich bemüht, mit der Macht des Genies, das, was ursprünglich gemein und niedrig war, zu verwandeln in das reinste Gold.

So schildert ihn ein amerikanischer Freund. Er selbst bekennt als die Tendenz seiner Schriftstellerei: „Sympathie zu erwecken mit unserm Geschlecht und die gefühllose Gleichgiltigkeit, die bisher vorgeherrscht hat gegen die unterdrückten Massen, zu wandeln in bekümmerte und entrüstete Empfindlichkeit für ihre Mißhandlungen und Entbehrungen." Hineinschauend in das Elend des Fabriklebens ruft er einmal aus:

Ich wollte, wir lebten alle wieder in Eden, um dieser schuftenden Geschöpfe willen.

So war die Erziehung gerade der Aermsten ein Gegenstand, der seinem Herzen stets am nächsten stand, damit die unsterblichen Geschöpfe, die durch brutale Unwissenheit zum Elend verdammt sind, durch Bildung zu sich selbst kommen. Wie es Dickens größter Stolz war, wenn er die Anerkennung der Armen fand, so war es die leitende Idee bei Begründung seiner Wochenschriften, charakteristisch benannt Household Words und All the year round, zumal bei seinen alljährlichen Weihnachtsgeschichten in jedes geringste Haus im Volk Licht, Wärme, Behagen zu bringen.

Ein reich begabter Künstler, der doch nie in der Kunst, in der Aesthetik einen Selbstzweck sieht, sondern allein ihrer Wirkung auf Gemüt, Sitten, Kultur und soziale Lage der Menschheit nachdenkt! Er war völlig frei von dem unendlich grausamen Götzendienst des Aesthetischen. In Italien blendete ihn nicht das Malerische des Volkslebens:

Die Lage des gemeinen Volks hier ist verworfen und anstößig. Ich bin entsetzt, wie die konventionelle Idee des Pittoresken unlösbar verquickt ist mit solchem Elend und Niedergang.

Das Pittoreske wird zu weichen haben dem unaufhaltsamen sozialen Fortschritt. In Venedig wurde ihm der Glanz des Markusplatzes unerträglich; er mußte sich hineinstürzen in seine schrecklichen Gefängnisse tief unter dem Wasser, in seine Gerichtskammern, geheimen Thüren, todkalten Winkel. Und der Kontrast gab seinem innern Leben einen so starken Stoß, daß er lange Zeit nicht harmlos der Schönheiten sich freuen konnte. In Edinburgh trat ihm in ähnlicher Weise der Zusammenhang des Pittoresken mit dem Typhus entgegen; in einer Adresse zur Begründung eines Hospitals für kranke Proletarierkinder rief er den Anhängern des alten Straßenbildes von Edinburgh sein entrüstetes: „Solche Dinge müssen und werden nicht Bestand haben!" entgegen. Eine durchaus praktisch orientirte Natur, fand er die Leidenschaft seines Lebens darin, den durch natürliche Defekte oder Schwächen Vernachlässigten zu eigenartiger Bildung zu verhelfen.

Der große Beobachter und Humorist [urteilt Forster] war interessirt für alles, was sich seiner durchaus ernsten und eifrig forschenden Natur darbot, er war populär über alles Maß, mit allen, die mit ihm zusammentrafen; er war der Mittelpunkt und geradezu die Seele geselliger Freuden; nichts ließ er entgehen einem Blick, der ebenso freundlich wie scharfsichtig war; er war auch, wenn er völlig unbeschäftigt schien, doch nie ohne Beschäftigung im Sinne seines Berufs; denn Stunde um Stunde fügte er neue Erfahrungen hinzu, die seinen Horizont erweiterten und einen freiern und ungehemmtern Spielraum gaben einer unermüdlichen Einbildungskraft, die immer eifrig am Werke war, munter und thätig in ganz einzigem Maße.

Wohl am charakteristischsten für diese Anlage Dickens zum Verkehr mit der Masse des Volkes und zur Massenwirkung ist seine eigne Beobachtung, daß er seine Gestalten nur mitten im Strom des Weltlebens wirklich packen konnte. In der Einsamkeit der Villeggiatur sehnt er sich stets zurück nach den vollgedrängten Straßen und nach den Nachtspaziergängen in London:

Ich scheine meine Gespenster nicht loswerden zu können, bis ich sie in der drängenden Volksmenge verliere.

Und in der Zeit seiner tiefsten häuslichen Misere tröstet er sich mit der „ganz einzigartigen Beziehung persönlicher Zuneigung," die zwischen ihm und dem weitern Publikum besteht. Kein Wunder! Seine ganze Schriftstellerei vom ersten bis zum letzten Buch war ein beredtes und edelmütiges Plaidoyer für

die Armen und Vernachlässigten und zugleich ein Wirken für eine bessere Zeit, da eine intimere Verbindung zwischen den verschiednen Klassen des Staates eintrete, eine Verbindung, die gleicherweise die höchsten und niedrigsten Kreise umfassen sollte. Wie er einmal auf seinen Vortragsreisen sich selbst charakterisirte als einer, der reise für das große Haus der Human-Interest-Brothers, so war sein ganzes Leben erfüllt von der einen Leidenschaft: Hebung des Volkswohls.

Otto Baumgarten

Verschiedenes

(Zur jüngsten Kolonialdebatte) Wenn Karl Peters von der strafenden Gerechtigkeit ereilt ist, wir haben sicherlich nichts dagegen. Aber jedem aufmerksamen Beobachter der Debatte müßte ein Doppeltes auffallen: 1. daß längst bekannte Unthaten des Mannes den Reichstag erst in diesem Jahre so erregten, und 2. daß die Debatte von allen Seiten (einschließlich des Kolonialdirektors) so wohl vorbereitet war. Am auffallendsten ist, daß Direktor Kayser den von Bebel beigebrachten Brief an Bischof Tucker, wenn auch nur in hypothesi, als existirend behandelte, während doch gerade ihm die Unwahrscheinlichkeit der Existenz dieses Briefes sich von vornherein aufdrängen mußte. Wir werden nicht irren, wenn uns eine Seite dieser Vorgänge die ist, daß unsre schon allzusehr nach dem Wohlgefallen des Zentrums geführte Kolonialpolitik noch mehr in diese Richtung hineingeführt werden soll, nachdem der bisherige Besitzstand durch die Verdrängung des Prinzen Arenberg aus dem Vorsitz des Berliner Kolonialvereins ins Wanken gekommen war. Das Organ des Evangelischen Bundes ist nach unsern Informationen bei der Behandlung des Falles Peters nicht auf der richtigen Fährte.

Wir kommen, wenn nötig, auf diese Vorgänge zurück. Genug, daß sehr viel hinter den Kulissen spielt. Heute nur noch eine Bemerkung. So verabscheuenswert die Thaten von Peters sind, so müßte Reichstag, Volk und Christenheit von Rechts wegen eine hundertmal größere Entrüstung erfassen über die andauernde Alkoholeinfuhr in Afrika. Angerührt ist ja auch diese Sache in den jüngsten Debatten, aber es war nirgends Ernst dahinter. Vor uns liegt Nr. 120 der Hamburgischen Börsen-Halle vom 11. März. Da schreibt ein Herr Hermann Stachow aus Bibundipflanzung unter der Ueberschrift „Afrika immer noch der dunkle Erdteil" — man sollte nach diesem Anfang meinen gegen, aber nein, für die Schnapseinfuhr Folgendes:

... Betrachten wir unsre Aufgabe darin, die schwarze Bevölkerung Afrikas kulturell möglichst nahe zu uns heraufzuziehen, so können wir über die Mittel dazu nicht lange im Zweifel sein, indem es sich zunächst nur darum handeln kann, den Neger mehr und mehr an den Gebrauch mannichfacher, ihm bisher nicht bekannter Gegenstände und zwar bis zur Unentbehrlichkeit zu gewöhnen und somit zugleich zur Thätigkeit, ohne die ihm die Beschaffung dieser Gegenstände unmöglich sein würde.

... Wer sich beispielsweise die Dinge hier bei uns in Kamerun, auch nur eine kurze Zeit hindurch, mit offnen Augen und nüchternem Verstande angesehen hat und irgend welche Sonderinteressen nicht verfolgt (!), kann unmöglich die Behauptung aufstellen, daß der Kultivirung der hiesigen Bevölkerung der ihr zugänglich gemachte Schnaps hindernd entgegen tritt, oder gar, daß er irgend welche demoralisirende Wirkung ausübe.

Man hält mir hier nun vielleicht entgegen, daß aber doch die Missionare ... gerade die entgegengesetzte Ansicht vertreten als ich ... Mir liegt nun durchaus nichts ferner, als die Verdienste der Mission um die Hebung der Kultur hierselbst herabsetzen zu wollen, während ich dem obigen Einwand doch die Behauptung entgegenstellen würde, daß die Mission ganz und gar aus dem Rahmen ihrer Aufgabe heraustritt,*) wenn sie die Trunksucht mit dem Handel in geistigen Getränken verwechselt und gegen denselben agitirt, denn beide haben mit einander absolut nichts zu thun.... Wenn sie sich also darauf beschränken, gegen das Laster der Trunksucht zu predigen, so ist das absolut in der Ordnung, denn das ist ihr Beruf, dazu sind sie da ...

Ich habe als Leiter eines größern Plantagenunternehmens im Kamerungebiet die Disziplin und die Ordnung unter etwa dreihundert schwarzen Arbeitern aufrecht zu erhalten und thue dies mit gutem Erfolge, was also schon an und für sich voraussetzt, daß die Trunksucht hier ihre Heimstätte nicht aufgeschlagen hat, während dennoch der Schnaps auf unsrer Pflanzung eine gewisse Rolle spielt, indem nicht nur jeder Arbeiter, genau wie daheim, sein bestimmtes Quantum „Frühstücksschnaps" erhält und besondre Leistungen durch eine Gabe in Rum belohnt werden, sondern daß es gar nicht zu den Seltenheiten gehört, daß sich Arbeiter nach Ablauf ihrer kontraktlichen Arbeitszeit ihren aufgelaufnen Lohn in Rum auszahlen lassen. Ferner stehe ich mit den in nächster Nähe angesessenen Leuten im engen Geschäftsverkehr, indem ich alle möglichen Bedarfsgegenstände von ihnen kaufe. Karawanenweise kommen die Weiber auf die Pflanzung und bieten Matten, Stangen, Bindeseil u. s. w. als Baumaterial feil, und fast alles gegen Bezahlung in Rum. ...

Es mag nun der mit den Verhältnissen nicht Vertraute allerdings vor einem Rätsel stehen und zu der Frage berechtigt sein, wo denn aber der viele Schnaps bleibt, da die Leute nicht betrunken sind. Nun, seinen Beruf verfehlt er nicht, getrunken wird er, aber nur zum allergeringsten Teil von den ersten Empfängern, bei denen er lediglich als Zahlmittel (!) diente. Auch des weiteren findet er dieselbe Verwendung, insoweit er nicht seinen Zweck als „Frühstücksschnaps" fand und sich sein Quantum dementsprechend verringerte, während die größere Menge ihren Weg weit bis ins Innere, in die Berge hinauf findet, wo er von den Küstenbewohnern gegen Ebenholz, das einzige Handelsprodukt der Gegend, umgetauscht wird und sich etappenweise so verteilt, daß auf den einzelnen Konsumenten sicherlich nicht mehr entfällt, als ein ganz bescheidner Frühstücksschnaps. ...

Während also von irgend einer demoralisirenden Wirkung bei der Einfuhr des Branntweins hier gar keine Rede sein kann, ist derselbe ganz bestimmt ein gutes Mittel, die Bevölkerung aus ihrer Lethargie aufzurütteln und sie für Dinge zu interessiren, die von Hause aus außerhalb ihres Gesichtskreises liegen, sie also zu Menschen zu machen, die sich von den Tieren dadurch unterscheiden, daß sie noch andre Bedürfnisse haben, als essen und trinken, in der Form, wie es die natürlichen Verhältnisse gerade gestatten. Mag ein jeder darüber denken, wie er will, für mich ist ein Neger, der seine Arbeitskraft dafür einsetzt, um sich seinen Frühstücksschnaps zu verdienen, ein bei weitem höher stehendes Individuum als ein solcher, der dem lieben Gott den Tag abstiehlt, sich aus Furcht vor der Arbeit jeden Genuß versagt. ...

Summa Summarum: Gönnen wir dem armen Neger seinen Frühstücksschnaps und der deutschen Nation und deren Industrie die Ausfuhr von Spirituosen nach Afrika, aber bekämpfen wir die Trunksucht! Aber nicht dadurch, daß wir das Kind mit dem Bade ausschütten, d. h. den Spiritushandel nach Afrika verhindern und 99 Gerechte eines Ungerechten wegen leiden lassen, sondern durch Ermahnung und geeignete Strafmittel bei dem einzelnen Trunkenbolde. ...

R

(Sonn- und Feiertagsklänge) Ein Wort für alle Sonntage im Rahmen des Kirchenjahres. Herausgegeben von Charlotte Schmid Nürnberg, Stroefers Kunstverlag. 96 S. Geb. 2 Mk.

Das ist ein sehr hübsches Geschenkbüchlein, das sich namentlich vortrefflich zur Konfirmationsgabe eignet. Für jeden Sonntag des Kirchenjahrs wird ein passender Eingangsspruch, die betreffende Sonntagsepistel und das Evangelium geboten, und an letzteres anknüpfend eine kurze erbauliche Betrachtung in Prosa oder Liedform, den Schriften hervorragender Männer (Ahlfeld, Bengel, Caspari, Dryander, Kahnis, Robertson u. v. a.) mit frommem und geschicktem Sinn entnommen. Für die Festtage sind diese Gaben noch etwas reichlicher geboten. Also ein gutes und brauchbares Andachtsbuch für den einzelnen Christen oder für die Hausgemeinde. Die Ausstattung ist vortrefflich. R B

(Noch einmal das einzig richtige Bild unsers Heilands) (Vergl. Jahrgang 7, Nr. 11.) Daß auf die plumpe, dreiste Anpreisung dieses Falsums mancher Biedre hereinfallen würde, war leider zu erwarten. Daß aber gerade die Kunsthandlung der Anstalt Bethel bei Bielefeld in dem eben versendeten Katalog mit dem Vertrieb des Bildes auch die ganze unwürdige, wahrheitswidrige Reklame übernimmt, kommt doch unerwartet. Ungern genug stellen wir die Thatsache fest, daß da dem christlichen Hause „das einzig authentische Bildnis" Christi aufgeschwatzt werden soll, und daß man sich den Satz leistet: der „folgende Auszug, als Beweis der Echtheit des vorstehenden Bildes, ist nach den (sic!) lateinischen gleichzeitigen Geschichtsschreibern jener Zeit übersetzt." Und dann folgt ein Stück aus dem längst als unecht erwiesenen Briefe des Lentulus an den römischen Senat! Wie kann man so unvorsichtig sein! Wie wenig sorgfältig man zu Werke gegangen ist, zeigt sich auch darin, daß von einem Kaiser Tiberias geredet wird. K G

(Moderne Bibelkenntnis) Den Text einer Leichenrede, die bei sehr ernster Gelegenheit gehalten worden ist, geben Berliner Tageblatt und Reichsbote (Nr. 66), offenbar von demselben Reporter bedient, einmütig also wieder: „Fröhlich sind die Sanftmütigen, die in dem Herrn sterben." Welchen Spruch mag der Prediger thatsächlich seiner Rede zu Grunde gelegt haben?

Zur Beachtung

Wir bitten unsre Leser um rechtzeitige Bestellung des mit der nächsten Nummer beginnenden neuen Quartals.

Nr. 14 wird sowohl bei der Christl. Welt wie bei der Chronik in größrer Auflage gedruckt, um als Probenummer zu dienen. Sie steht unentgeltlich in beliebiger Anzahl zur Verfügung: wollen die Leser freundlichst davon Gebrauch machen. Monatliche Probe-Abonnements werden zu jeder Zeit angenommen: gegen Einsendung von 70 Pfennigen verschickt die Verlagsbuchhandlung vier auf einander folgende Nummern je nach ihrem Erscheinen an jede angegebne Adresse mit oder ohne Nennung des Auftraggebers.

Die Verlagsbuchhandlung — Der Herausgeber

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

*) „Es ist dein Amt nicht!" Vgl. Prot. Kz. Nr. 8.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 13 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Aufruf

Die furchtbaren Leiden der armenischen Christen haben in ganz Europa Schrecken und Abscheu eingeflößt. Sie rufen laut zu That und Hilfe. 40000 Häuser sind geplündert, 12000 Läden und Werkstätten zerstört, 37000 Christen ermordet, 40000 gewaltsam muhammedanisirt. Ueber 300000 Hilflose schreien nach Linderung ihrer entsetzlichen Not. Täglich sterben Hunderte an Hunger und Kälte.

Diese Thatsachen sind uns durch Originalberichte von Ort und Stelle verbürgt.

In dieser fürchterlichen Verfolgung kann nur Gottes Macht und Gnade helfen. Zu ihm wenden wir uns daher in brünstigem Gebet für die Brüder. Gott wolle sie stärken in der Treue des Glaubens und in dem Mut der Ergebung!

Aber auch an die Menschen geht unsre Bitte, an alle Deutschen, an alle Christen, vornehmlich an die evangelischen, ohne daß unsre Sendungen auf die evangelischen Armenier beschränkt werden sollen. Es ist Ehrensache und heilige Pflicht, hier schleunig und reichlich zu opfern. Bereits besteht ein Hilfskomitee in Konstantinopel, mit dem wir in Verbindung getreten sind. Arbeiter der amerikanischen Missionen und des amerikanischen Roten Kreuzes haben mit bewunderungswürdigem Mut Hand ans Werk gelegt und mitten in die Schreckensgebiete einige ansehnliche Hilfe gebracht. Lassen wir sie nicht umsonst auf die Gaben der Christenheit warten!

Jeder der Unterzeichneten ist bereit, Beiträge in Empfang zu nehmen, namentlich der Schatzmeister des Berliner Komitees der Evangelischen Allianz, Herr Chr. Phildius, Berlin SW, Wilhelmstraße 34. Die Beförderung und Austeilung der Gaben ist völlig gesichert durch abgeschlossene Verträge erfahrner ortskundiger Männer.

Die Zeitungen sind um Abdruck, Empfehlung und weitere Verbreitung dieses Aufrufs gebeten.

Berlin, im März 1896

Das Komitee des deutschen Zweiges der Evangel. Allianz zu Berlin

Graf Andreas Bernstorff, Präsident — Pfarrer Baumann, Vizepräsident — Pastor Stieglitz, Sekretär

Die Vorstände der mitteldeutschen, westdeutschen, sächsischen, süddeutschen und Hamburger Abteilung der Evangelischen Allianz

Diesem Aufruf schließen sich an:

D. Braun, Generalsuperintendent der Neumark u. Niederlausitz — D. Dryander, Generalsuperintendent der Kurmark — D. Faber, Generalsuperintendent von Berlin

Außerdem im Namen des Evangelischen Bundes:

Graf Winzingerode — Landesökonomierat Nobbe — Oberlehrer W. Schmidt

Ferner:

Konsistorialrat a. D. Dalton, Berlin — Pastor Hoffmann, Genf — Pfarrer D. Rade, Frankfurt a. M. — Oberförster v. Rothkirch, Berlin — Pastor Grabed Thoumayan, London

---

Heute Vormittag entschlief sanft im Alter von 64 Jahren unser Gatte und Vater,

D. Theodor Link,

Pfarrer in Coblenz

Coblenz, den 15. März 1896

Im Namen der Hinterbliebnen

Emma Link,
geb. von Gizycki

Cand. theol. (cum. lic. c.) sucht zu Ostern leichte Beschäftigung, wobei Zeit z. Examenvorbereitung. Auf Gehalt kein Anspruch. Anfragen erbeten unter **J R** Segelez b. Neustadt (Dosse), Prov. Brandenbg.

Für ein anständiges katholisches Mädchen von 18 Jahren, welche zur evangelischen Kirche überzutreten wünscht, wird Pension in einem evangelischen Pfarrhause gesucht, wo sie sich in der Führung des Haushalts vervollkommnen soll.

Die **Direktorstelle**
an der
evangelischen Lehrerbildungsanstalt
in Bielitz

ist zu besetzen. Bezüge: 1200 fl. Stammgehalt, 300 fl. Direktorszulage, Dienstwohnung bestehend aus vier geräumigen Zimmern nebst Zubehör, fünf Dienstalterszulagen von fünf zu fünf Jahren im Betrage von je 120 fl. Die Direktorszulage wird bei der Bestimmung der Pensionsbezüge mit eingerechnet. Eine Landeszulage wird in Aussicht gestellt.

Bewerber, die die Lehrbefähigung für den **Religionsunterricht** und für **Pädagogik** besitzen, mögen ihre entsprechend belegten Gesuche bis zum

30. April

richten an das

Presbyterium der evangelischen Kirchengemeinde A. B. in Bielitz, österr. Schles.

Ein evang. Theologe,

der schon einige Jahre im prakt. Dienste thätig gewesen, gute Zeugnisse aufzuweisen und auch das **Religionslehrerexamen** für höhere Schulen absolvirt hat, sucht Stellung an öffentl. oder priv. Lehranstalt, Institut, Töchterschule oder dergl. im In- oder Ausland. Angebote unter **M. B. Schw.** an die Expedition erbeten.

Zur bevorstehenden **Konfirmationszeit** empfehlen wir:

Ehlers, Dr. Rud. Evangel. Predigten. Geb. Mk. 3.—.

— — Das alte Gesetz und die neue Zeit. Die zehn Gebote für die Gegenwart ausgelegt. Geb. Mk. 2.50.

Sudhoff, Karl. In der Stille. Poet. Teil. 5. Aufl. Geb. Mk. 4.—.

Heyder & Zimmer,
Verlagsbuchhandlung,
Frankfurt am Main,
Neue Mainzerstraße 24.

Töchterheim
des ev. Diakonievereins.

Pensionat für Töchter gebildeter Stände zu häusl., wissenschaftl., gesell. u. Berufsausbildung in **Cassel, Schloß Werdorf** und **Norderney.** Ziel: sittliche u. wirtschaftliche Selbständigkeit. Preis 800 Mark, für Vereinsmitglieder Selbstkosten. Prospekte durch Prof. D. **Zimmer,** Herborn.

Isabella-Akkord-Zither

von jedermann ohne Musikkenntnis sofort spielbar: 6 Manuale, 25 Saiten, prachtvoller Ton, schwarz polirt mit Malerei, Perlmutter- u. Rokokoarbeit, mit Stimmschlüssel, Stimmpfeife, Zitherringe, Notenhalter und **3 Notenheften** je etwa 15 Stücke enthaltend, **alles zusammen** liefere für **nur 12,50 Mk.** inkl. Verpackung gegen Nachnahme. Reeller Ladenpreis 18 bis 20 Mk.

Richard Kox, Musikwerke,
Duisburg a. Rh.

Pianinos, Harmoniums,

von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.

Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.

Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.

Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162.**

So lange der Vorrat reicht:

Beyschlag, Das 200jährige Jubiläum der Universität **Halle-Wittenberg.** Festbericht. 4°. Statt 1 Mk. . für 75 Pfg.

J. Krause, Sortiment, **Halle a. S.**

Stets suche zu kaufen:

Starcke, Synopsis. Auch einzelne Bände. 4°.

Lange, Bibl. Licht und Recht. Fol. Auch einzelne Bände.

Ferner: **Ritschl,** Pietismus.

J. Krause, Antiquar., **Halle a. S.**

Erzieherin

erfahren, geprüft, sucht Stellung. Franz. (Frankreich), Engl. (England) Musik, Zeichnen, Handarbeit. Beste Zeugnisse. Anerb. **H S** Exp. d. Bl.

In meinem Verlag erschien soeben:

Matthias, Pastor, Handbuch zum Neuen Testament. I: **Matthäus.** 2.50 Mk.

Homiletisch, aber auch den Herren Studirenden als Repetitionsbuch zu Professor Beyschlags Kolleg: „Die Synoptischen Evangelien" zu empfehlen.

Steuernagel, Lic. theol., Privatdozent an der Universität Halle, Die Entstehung des deuteronomischen Gesetzes. 190 S. 4 Mk.

Von Fachmännern bestens beurteilt, Herr Professor Kautzsch empfiehlt das Werk seinen Hörern aufs wärmste.

Stübe, Dr. Rud., Jüdisch-Babylonische Zaubertexte mit 3 Tafeln. 2.50 Mk.

Der Verfasser giebt hier das Resultat seiner an einer seit 1886 in den Königlichen Museen zu Berlin befindlichen Thonschalensammlung babylonischer Herkunft gemachten interessanten Studien.

Laue, Ludw., Dr. phil., Die Komposition des Buches Hiob. 3 Mk.

Von Herrn Professor Socin günstig beurteilt.

J. Krause, Verlag, Halle a. S.

Kollegheft:
Kirchengeschichte

nach Professor **Müller** in Breslau (3. u. 4. Periode) zu kaufen oder zu leihen gesucht. **Baldige** Offerten unter **J. J. 7783** erbeten an **Rudolf Mosse, Berlin SW.**

Verlag **Ferd. Riehm** in **Leipzig,** Königstraße:

Krummel, L., Lic. theol. u. Pfr.

Die Evangelien des Kirchenjahres

Zweite, verbesserte u. vermehrte Aufl.

Gebunden Mk. 7.—

Die Episteln des Kirchenjahres,

erklärt durch Beispiele aus der heiligen Schrift, Sinnsprüche, kurze Erzählungen aus dem Leben ꝛc.

Ein Handbuch für Geistliche, Lehrer, Sonntagsschullehrer u. die Familie

Geheftet Mk. 6.—

Krummels Episteln und Evangelienpredigten sind in jeder Beziehung meisterhafte Erklärungen; auch für die Vorbereitung zum Kindergottesdienst giebt es kein reicheres und praktischeres Hilfsbuch, als dies Werk.

Zu verkaufen für nur M. 105

Herzogs, Realencyklopädie der protest. Theologie. 2. (neueste) Aufl. 18 Bde. Hfz. geb. (Neupreis Mk. 216), durch

Alfred Lorentz,
Antiquariat, Leipzig

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1481. Vierteljährlich 1,50 Mark

Nr. 12: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Die Beratung des Kultusetats im preußischen Abgeordnetenhause — Verschiedenes: Zum Bischof der Altkatholiken; Vermischte Nachrichten — Personalien

Ev. Pädagogium, Godesberg a. Rh.

Realschule u. Progymnasium, 119 Zöglinge in 12 Erziehungshäusern. 22 Lehrer. Individuelle christl. Familienerziehung, kl. Klassen. Durch Min.-Reskr. v. 20. IV. 1895 ist angeordnet, daß Ostern 1896 mit den Zöglingen der obersten Klassen der Real- u. Gymnasial-Abteilung unter Vorsitz eines Prov.-Schulrats zum erstenmal die Abgangsprüfung a. d. Anstalt selbst stattfinde. Mit diesem Examen ist die **Berechtigung z. Einj. Dienst** verbunden.

Rektor O. Kühne u. Prof. Dr. H. Kühne.

Die Kirche

Evangelisch-protestantisches Sonntagsblatt

Sechs provinzielle Ausgaben. Aufl. 17000. Preis 40 Pfge. vierteljährl.

Agenten gesucht gegen hohen Rabatt

Postzeitungsliste Nr. 3384. Versandstelle: J. Hörning in Heidelberg

(ebenda erscheinen die von Drews, Issel und Kind herausgegebnen Pfennigpredigten)

„Zu den erfreulichen Erscheinungen, die der kirchl. Liberalismus gezeitigt hat, gehört sein in mancherlei Formen erscheinendes Sonntagsblatt: Die Kirche" (Chr. W. 1892, Nr. 9, Sp. 199)

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirtschaft

Eine populäre Volkswirtschaftslehre

von

Carl Jentsch

446 Seiten. In Leinwand gebunden 2 Mk. 50 Pfge.

Die Kunst formvollendeter Darstellung einer Disziplin ist den Deutschen unsrer Tage nicht in dem Maße zu eigen wie den andern Kulturnationen. Wir haben tiefeindringende Analysen auf allen Wissensgebieten, aber die Zahl der populären und doch gefälligen Werke ist nur klein. Auf dem Felde der Volkswirtschaftslehre zumal fehlte eine abgerundete, allen verständliche Darstellung eigentlich gänzlich. Die Schwierigkeiten, die hier zu überwinden bleiben, sind nicht gering. Eine solche Arbeit muß begrifflich klar und eindeutig bestimmt sein, und sie muß zugleich das umgebende praktische Leben zur Anschauung bringen. Denn wenn irgendwo, so gilt gerade hier der Ausspruch Kants, daß „Begriffe ohne Anschauungen leer, Anschauungen ohne Begriffe blind" sind. Soll anders das Werk seinen Meister loben, so muß sich eben beides vereinen. Und diese Aufgabe ist in dem vorliegenden Buche aufs glücklichste gelöst; es kommt daher wie gerufen, um in weiteren Kreisen Bildung und Aufklärung über diese viel umstrittenen Fragen zu verbreiten.

Der Verfasser nimmt unter den Schriftstellern der Gegenwart eine eigne Stellung ein. Wollten wir ihn kurz charakterisiren, so möchten wir ihn einen Geistesverwandten Justus Mösers nennen. Für beide liegt die Wurzel ihrer Kraft in dem lebendigen echten Volkstum. Und wie ein seltener Freimut, getragen von dem großen Zuge weitherziger Menschlichkeit, das Merkmal des Osnabrücker Amtmanns ausmachte, so durchzieht die gleiche Grundstimmung auch die Schriften Carl Jentschs: keine Schulmeinung trübt seinen Blick. Darum seine Freude an dem urwüchsigen Treiben des Volkes, bei aller Kritik ist er doch frei von jedem Schelten auf die „Schlechtigkeit und Verderbnis" der Menschen. Daher auch seine Vorliebe für die Buntheit und Mannichfaltigkeit der Gestaltungen des Volkslebens, seine Abneigung gegen den Schematismus und Büreaukratismus wie gegen die Vielregiererei; sein mannhaftes Eintreten für Selbständigkeit und Selbstthätigkeit. Es steckt etwas Lebenerhaltendes in dem Manne. In diesem Zusammenhang steht z. B. auch seine Auffassung des Staates: der Staat ist ihm nicht die Verwirklichung der Sittlichkeit, wie Hegel meinte; der Staat steht für ihn durchaus nur im Dienste des Volkes. Kann oder will er das nicht leisten, dann ist er fürs Volk nichts als eine unnütze Last. Und kernhaft wie Jentschs Anschauungen ist auch seine Sprache; Gewandtheit und Geschmack paaren sich bei ihm: es ist ein Vergnügen, seine Schriften zu lesen.

Diese Vorzüge bekunden sich auch in der vorliegenden „Volkswirtschaftslehre." Vielleicht liegt der Gegenstand etwas systematischer, als es just der Gedankenrichtung des Verfassers entspricht. Vielleicht sind auch die Werke, auf die er vorzugsweise seine Darstellung aufbaut, seinem Geiste nicht ganz angepaßt; so wenigstens würden sich wohl für ein feineres Ohr manche Abweichungen von früheren Anschauungen des Verfassers erklären. Aber im ganzen ist das Buch doch aus einem Gusse .... Das treffliche Buch ist für die weitesten Kreise bestimmt: für die Lehrer der Volks- und Mädchenschulen, für die oberen Klassen der höheren Anstalten; auch die Studirenden, Praktiker, gebildete Arbeiter u. a. können gleichmäßig Gewinn daraus ziehen. Es ist darum zu hoffen, daß es sich viele Freunde gewinnt; möchte außer der Belehrung, die es bietet, auf die Leser auch etwas von der frischen unbefangnen Betrachtungsweise des Verfassers übergehen!

Deutsche Litteraturzeitung

Weimar

Pension finden Ostern 2 Schüler (Gymn. oder Realgymn.) in meiner Familie. Geringe Schülerzahl und gewissenhafte Ueberwachung der Arbeiten; außerdem private Vorbereitung zur Einj.-Freim.-Prüfung durch bewährte Lehrer. Langjährige Erfahrung; beste Referenzen.

Dr. **Rindtorff**, Religionslehrer am Realgymnasium

Königlich Preußisches Gymnasium zu Schleusingen

Beginn des Schuljahres am 14. April, Aufnahme am 13. April. Schülerzahl 150. Alumnat für 50 Schüler von I—III; Pension 460 Mk., für gute und bedürftige Schüler Ermäßigung auf 360, 260, 160, 60 Mk.

Dr. Schmieder, Direktor

Vom 1. April ab erscheint

und ist von jeder Postanstalt (**Postzeitungsliste Nachtrag Nr. 1863a**), sowie von allen Speditören zu beziehen die **sechsmal wöchentlich** erscheinende

Deutsche Zeitung

Unabhängiges Tageblatt für nationale Politik

mit

Täglicher Unterhaltungsbeilage „Rundschau"

Herausgeber **Dr. Friedrich Lange**

(früher Leiter der „Täglichen Rundschau").

Leitender Gesichtspunkt der „Deutschen Zeitung": Alles, was dem Deutschtum fremd oder feind ist, soll abgewehrt, alles, was ihm gedeihlich werden kann, gefördert werden.

Besondere Aufgabe der „Deutschen Zeitung": Das Blatt soll ein Sammelpunkt werden für alle, die sich über die ersichtlich absterbenden alten Parteien hinausheben und zielbewußt die kommende Deutschpartei der wirtschaftlichen Reform anbahnen wollen.

Die im **täglichen Umfange eines Bogens** erscheinende **Unterhaltungsbeilage** vereinigt die **besten Erzähler** und **bedeutendsten früheren Mitarbeiter der „Täglichen Rundschau"** im gewohnten Zusammenklange verläßlicher Deutschgesinnung.

Preis 5 Mark vierteljährlich.

Prospekte, welche näheren Aufschluß über Entstehung und Absichten des neuen Blattes geben, unentgeltlich und postfrei bei der

Geschäftsstelle der „Deutschen Zeitung"

Berlin SW., Friedrichstraße 240/241.

Vorübergehende Preisermäßigung!

Von **Herzog, J. J., Abriß der gesamten Kirchengeschichte**, 2. Aufl., besorgt von Lic. theol. G. Kawerau, Leipzig, 1892, habe ich sämtliche Bestände übernommen und liefere das Exemplar bis auf Widerruf **anstatt Ladenpreis Mk. 28.— zu nur Mk. 15.—**. Es ist hierdurch den Herren Geistlichen **Gelegenheit geboten**, sich dieses vorzügliche Werk zu einem **außergewöhnlich niedrigen Preise** anzuschaffen.

Meißen **H. W. Schlimperts Verlag**

Ankauf theologischer Bibliotheken, sowie einzelner Werke zu höchsten Preisen (auch in Tausch)

Hugo Rothers theologische Buchhandlung (Martin Warneck)

Berlin W 9, Linkstraße 4.

Die Hilfe

Einzelabonnement durch die Post (P.-Ztg.-L. Nr. 3175) 1 Mk., durch Agenten 50 Pfg. vierteljährlich.

Nr. 13: Andacht — Wochenschau — Die Schule, ein Kampfmittel gegen die Sozialdemokratie? — Die Frau und der Entwurf des neuen bürgerlichen Gesetzbuchs — Bauernlieder — Zwischen zwei Brüdern Forts.) — Unsre Zeit (Gedicht) — Allerlei: Christl. soziale Volkszeitung; Ev. soz. Kongreß; Sozialwissenschaftlicher Kursus in Halle; Armenische Christenverfolgungen; Aus der konservativen Partei — Büchertisch — Briefkasten — Bezugsbedingungen — Anzeigen.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage von Vandenhoeck & Ruprecht, Verlagsbuchhandlung in Göttingen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 14 — **Leipzig, den 2. April** — **1896**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Osterlicht — Leiden und Lohn — Von böhmischen Kruzifixen — Osterbekenntnis — Menschliches Vertrauen und christlicher Glaube: 1. Die beiden Haupteinwände des Verstandes gegen den christlichen Glauben — Diesseits von Gut und Böse — Die abessinische Kirche: 1. Die Stellung der abessinischen Kirche unter den christlichen Kirchen überhaupt — Notschrei aus Klein-Namaland — Charles Dickens, ein christlicher Volksschriftsteller: 3. Realismus und Idealismus bei Dickens — Verschiedenes: Ein Mißbrauch der Bibel — Zur Beachtung — Anzeigen

Osterlicht

Der Du nach Kreuzesmühe
Und -Kampf die Palme nahmst,
In heilger Osterfrühe
Vom offnen Grabe kamst,
Verleihe, Todbezwinger,
In dieser Welt des Kriegs
Dem Glauben Deiner Jünger
Die Kraft des Ostersiegs.

Der Du, des Lichtes Meister,
Die finstre Nacht gefällt,
Nimm an, der Helden Freister,
Den Lobgesang der Welt.
Wie können Engel schweigen,
Wo Großes sich begab:
Die Wolke selger Zeugen
Senkt jubelnd sich herab.

Doch Dir hat eines Sehnens
Bußopfer höhern Wert:
Die Thränen Magdalenens —
Du hast sie mild erhört.
Von Deinem Angesichte
Die Gnade niedertaut,
Ein Wiederschein vom Lichte,
Das nur der Vater schaut.

Brach Dir, dem Gottessohne,
Der Freiheitsmorgen an —
Du führst durch Kreuz zur Krone
Auch uns zu Gott hinan.
Sind Dir einst Edens Früchte
Gereift in heißer Pein,
O bring durch Nacht zum Lichte
Auch uns zum Himmel ein!

Zieh uns auf vielverschlungnen
Weltwegen heimatwärts
Und nimm uns nach durchrungnen
Kreuznächten an Dein Herz.
Wenn hier im letzten Grauen
Uns einst das Auge bricht,
In Deinem Lichte schauen
Dann wollen wir — das Licht!

1896 Carl Hunnius

Leiden und Lohn

Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibts allein; wo es aber erstirbt, so bringts viel Früchte. Wer sein Leben lieb hat, der wirds verlieren; und wer sein Leben auf dieser Welt hasset, der wirds erhalten zum ewigen Leben. Wer mir dienen will, der folge mir nach; und wo ich bin, da soll mein Diener auch sein. Und wer mir dienen wird, den wird mein Vater ehren. Joh. 12, 24 ff.*)

Die Erhöhung des Herrn ist der innerlich notwendige Erfolg seines einzigartigen Wirkens, Leidens und Sterbens. Nach dem Naturgesetz der geistigen, göttlichen Ordnung mußte er zur Herrlichkeit Gottes eingehn. Aber er hat für seine Lebensarbeit und sein Todesopfer auch hier auf Erden einen Lohn empfangen, wie ihn seine Liebe sich nur irgend wünschen kann. Was ist das für ein Lohn? Nicht langes Erdenleben; denn was könnte das dem bieten, der den Erdenstaub von den Füßen geschüttelt hat und stets das ewige Leben in sich trägt? Auch nicht irdischen Reichtum oder weltliche Ehre; hat er doch selbst immer nur die Ehre bei Gott und nicht die Ehre bei den Menschen gesucht und seine Jünger gelehrt, Schätze zu sammeln im Himmel. Noch weniger irgendwelcher Genuß; wer die Seligkeit und den Frieden besitzt, bedarf dessen nicht. Am allerwenigsten äußere Macht und Herrschaft; denn sein Reich ist nicht von dieser Welt, und er war gekommen, den Menschen die wahre Freiheit zu bringen. Nein, der Lohn seines Lebens und Sterbens ist mehr als das alles, ist das, womit allein vollkommne Liebe ihr Ziel erreicht: lebendige Menschenseelen, die in geistiger Einigung mit ihm, in rechtem, vollkommenem Vertrauen und rechter Wirksamkeit ihm anhangen und folgen, oder mit andern Worten: es ist seine Christenheit, das Volk des Reiches Gottes. Es hat sich erfüllt an ihm, was die tiefsinnige, gewaltige Weissagung vom leidenden Gottesknecht verkündete: „Darum will ich ihm große Mengen zur Beute geben, und er soll die Starken zum Raube haben; darum, daß er sein Leben in den Tod gegeben hat und den Uebelthätern gleich gerechnet ist, und er vieler Sünden getragen hat und für die Uebelthäter gebeten."

Das ist ein Lohn, wie Jesus selbst ihn erhofft und erstrebt, erbeten und im Geiste geschaut hat. Das Gleichniswort vom Weizenkorn beweist das. Es zeigt, daß Jesus sein Leben dahingegeben hat in der zuversichtlichen Gewißheit, nicht nur selbst das Leben in höherem Sinne ewig wiederzugewinnen, sondern zugleich eine Gemeinde auf Erden zu schaffen und zu stiften, deren Glieder, gleich ihm, durch Leben und Tod nach Gottes Wohlgefallen und in Gottes Liebe wallen zu Gottes Herrlichkeit, voll dienender, opferfreudiger, treuer Liebe. Seine Heilandsliebe sucht vertrauende Gegenliebe; sein heiliges Vorbild will den Entschluß der Nachfolge wecken in den Herzen. Der König des Gottesreichs sucht und sammelt durch seinen Tod sich sein Volk; ja die Kraft seiner göttlichen Liebe schafft sich dies Volk aus der sündigen, schuldbeladnen Menschheit.

*) Schluß der mit Nr. 9 begonnenen Artikelreihe. D H

So wenigstens haben ihn die ältesten Christen verstanden. „Jesus Christus hat sich selbst für uns gegeben, auf daß er uns erlöste von aller Ungerechtigkeit und reinigte ihm selbst ein Volk zum Eigentum, das fleißig wäre zu guten Werken" — so heißt es im Titusbrief. Und im ersten Petrusbriefe wird in Jesu Namen und auf Grund seines Werkes das große Evangelium verkündet: „Ihr aber seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priestertum, das heilige Volk, das Volk des Eigentums, daß ihr verkündigen sollt die Tugenden des, der euch berufen hat von der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht."

Wie einsam und verlassen war der sterbende Erlöser, als er am Kreuze hing! Der Hirt geschlagen, die Herde zerstreut, das Werk scheinbar für immer vernichtet und kaum eine Aussicht, auch nur noch Trümmer und Ueberbleibsel und schwache Hoffnungen zu retten! Und nach wenigen Wochen ist als Frucht seines Todes eine zahlreiche, siegesgewisse Gemeinde in seinem Namen vorhanden, erfüllt mit den Kräften seines Geistes und bereit, mit den Waffen des Wortes, des Gebets, der Liebe und des Leidens die Welt für ihn zu erobern. Sein Geist hat die Seinen erfüllt mit der Gewißheit neuer, rechter Gotteserkenntnis und Gottesgemeinschaft, rechten Gottesfriedens und wahrer Gotteskindschaft. Sie fühlen sich als Priester, die überall und jederzeit betend dem himmlischen Vater nahen dürfen, als Könige, die frei und stark über die Welt herrschen in der Kraft Gottes. Jahrhunderte sind seitdem dahingegangen. Ein Haufe von Zeugen ist Jesu nachgefolgt. Ein Geschlecht hat es dem andern, ein Volk dem andern verkündet. Alle, die sich als seine Jünger erwiesen durch den Beweis der Wahrheit und der Kraft, haben ihm neue Anhänger gewinnen oder die Bande der christlichen Gemeinschaft enger schließen dürfen. Viele sind berufen gewesen, ihr Leben einzusetzen für seine Sache. Tausende und aber Tausende haben in seiner Nachfolge den treuen Dienst der Liebe gelernt. Alle haben sie etwas gespürt von der Gnade und Treue des himmlischen Vaters, von der seligen Freiheit der Kinder Gottes und von der kraftvollen Nähe ihres Heilandes. Nicht gezwungen sind sie sein Eigentum geworden, sondern aus freiem Vertrauen, aus dankbarer Liebe.

Im natürlichen Menschenleben haben die Edelsten und Besten die Erfahrung gemacht und als ihre Ueberzeugung ausgesprochen, daß es nichts Höheres und Wertvolleres auf Erden gebe als Vertrauen und Treue in uneigennütziger Liebe und freudiger Wirksamkeit für Andre. Diese Erkenntnis und Erfahrung will der Heiland vertiefen, reinigen und segnen, indem er sie gründet auf den Frieden Gottes, auf die Gemeinschaft des Vaters im Himmel und zu ihrer Vollendung führt im Reiche Gottes. Er will sie wirksam machen und ausbreiten in den Herzen und dem Leben der Menschen, indem er durch sein Wort und seinen Geist, durch sein Leben und Sterben die Gläubigen frei macht für das Gute, sie mit dem Vertrauen auf Gott und der Liebe zu den Menschen erfüllt. In der Hingebung an ihn sollen wir den Geist empfangen, der uns frei und rein macht, liebevoll und kräftig. Wenn wir seine Liebe verstehn und im Glauben hinnehmen und erwidern, will er selbst in uns Wohnung machen, daß wir mit dem Apostel sprechen lernen: „Ich bin mit Christo gekreuzigt; ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir." In ihm finden wir unsern Gott und unsre eigne Seele.

Gewiß, der erhöhte Herr hat die Herrschaft über die Welt. „Dazu ist Christus gestorben und auferstanden und wieder lebendig worden, daß er über Tote und Lebendige Herr sei." Wir aber können diese seine Herrschaft verstehn und anerkennen und ausbreiten nur, wenn wir wahrhaft an ihn glauben. Er selbst will diesen Glauben in uns wecken. Möchte sein Segen ruhen auf der Jugend unsers Volkes, die in diesen Tagen feierlich sich zu ihm bekennt. Möchte er uns alle finden und ergreifen, daß wir nicht wankelmütig dem Sohne Davids das Hosianna rufen, sondern dereinst zu denen gehören, die ihre Kleider gewaschen haben im Blute des Lammes. Gelobt sei Jesus Christus in Ewigkeit! Amen. W B

Von böhmischen Kruzifixen

Trag nur mit Jesu deine Leiden,
Fürcht nicht das Kreuz im Lebenslauf;
Denn, wirst du einst von hinnen scheiden,
Schließt dir das Kreuz den Himmel auf.
(Obergraupen)

Liebe war sein ganzes Leben,
Liebe war sein Kreuzestod,
Liebe war sein einzig Streben,
Liebe war sein Hauptgebot.
(Steierwald; in Variationen öfter)

O Erdensohn, o Pilgerim,
Sag an, wo geht die Reise hin.
Präg dir mein Bild in Herz und Sinn,
So bringt dir jeder Schritt Gewinn.
(Vor der Kirche zu Mariaschein)

Wandrer, steh und sieh mich an,
Was ich für deine arme Seel gethan,
Betrachte meinen bittren Todesschweiß,
Dann geh und verrichte deine Reis.
(Zwischen Hertine und Schallann)

Der größten Liebe teures Zeichen
Ist Jesu Kreuz für dich, o Christ;
Du wirst von Pflicht und Recht nicht weichen,
Wenn du ein Freund des Kreuzes bist.
(Zwischen Rosendorf und Binsdorf)

Du sollst nicht über Leiden klagen;
Bedenke, Mensch, für deine Schuld
Wird Jesus an das Kreuz geschlagen:
Er schweigt — und leidet mit Geduld.
(Zwischen Qualisch und Adersbach)

Osterbekenntnis

Ich stand neulich an einem offnen Grabe. Das geschieht ja unsereinem oft. Aber nicht immer ergreift einen die Not der Todesherrschaft und die Gewißheit des Ostertrostes mit derselben Gewalt. Bei gläubigen Christen wird es so sein: je größer das Grauen vor dem Tode, desto größer auch die Siegeszuversicht auf den Lebensfürsten. Und so ging mirs damals: als der tote Leib hinabgesenkt wurde, der das Gefäß von so viel Liebe und Tüchtigkeit war, ging mir das Herz auf in großer Freudigkeit, und der Spruch füllte mich ganz mit seinem hellen Ton: Gelobet sei Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi, der uns nach seiner Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten!

Es ist ja so natürlich, daß der Herr Christus auch gestorben ist. Dafür hat er gelebt. Unsers irdischen Lebens Ende ist der Tod. Aber es ist auch so natürlich nach einer höhern Ordnung, daß er auferstanden ist. Denn das soll uns doch niemand sagen, daß das Ende der Dinge der Tod sei. Das Ende der Dinge ist Gott, und Gott ist das Leben.

Menschen, die gar nichts glauben, bringens aus eigner Kraft der Liebe am Sarge des innig geliebten Kindes oder Gatten zu einer merkwürdigen Gewißheit, daß das Band nicht zerrissen sein kann, daß es eine fernere Lebensgemeinschaft mit dem Entrissenen, wenn auch in ferner Zukunft, geben muß. Daß der Leib zerfällt, daß die Wissenschaft von einer andern Welt jenseits des Todes nichts weiß, kümmert sie nicht. Die Energie der Liebe siegt über allen Zweifel.

Christen, die da glauben, rechnen noch mit einem andern Faktor als mit der eignen Liebe im Herzen und der unstillbaren Sehnsucht, zu behalten und wiederzusehn: mit dem lebendigen Gott. Er giebt ihrer Hoffnung festen Boden unter die Füße, auf mancherlei Weise, nicht am wenigsten durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten.

Aber den hellen Ton des dankbaren Lobpreises dafür will in der Christengemeinde das Getöse des kirchlichen Parteikampfes übertönen. Wie am heiligen Grabe zu Jerusalem trotzige Mönche den Auferstandnen am Ostermorgen damit feiern, daß sie einander mit roher Gewalt den Zugang zur geweihten Stätte

streitig machen, auf die Gefahr hin, der falschen Brüder Blut zu vergießen — nicht viel anders machen in der evangelischen Christenheit am Ostermorgen Jünger Jesu einander den rechten Osterglauben streitig.

Das wäre kein Unglück, wenn dieser Streit ein edler Wettstreit wäre, daß jeder durch die Fülle des Trostes und der Liebe und der Erkenntnis seinen Osterglauben als den echten erweisen möchte! Aber es geht darauf hinaus, daß der irrgläubige Bruder mit wundem Leibe und wehem Herzen auf der Wahlstatt liege!

Gelobet sei Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten! Auch über die kirchliche Misere unsrer Tage, da viel mit weltlichen Waffen im Namen Jesu Christi gestritten wird, daß der Meister seine Freude nicht daran haben kann, erhebt uns die Barmherzigkeit Gottes, der den Herrn Jesum auferwecket hat und wird auch uns auferwecken durch seine Kraft.

Was in Wahrheit am Ostermorgen geschehen ist, was die Jünger in den Erscheinungen des Auferstandnen erlebt haben, wird nur denen offenbar, die reines Herzens sind. Nur die Wiedergebornen haben den Osterglauben, und wer wiedergeboren ist, der streitet niemandem Glauben und Seligkeit ab, aber er giebt fröhlich Zeugnis von der Erkenntnis und Zuversicht, die in ihm ist.

Ich habe Stunden, wo die massivste Vorstellung von der Auferstehung Christi mir die liebste ist. Der Christ glaubt nicht eine „Unsterblichkeit der Seele," sondern eine „Auferstehung des Leibes." Was weiß ich von meiner Seele? Habe ich überhaupt eine? Was ich weiß, ist, daß ich eine Person bin, ein Leib, der viel mehr kann, als der leibliche Befund erklärt: denken, sich erinnern, hoffen, planen, wagen, nach Grundsätzen handeln, glauben. Das alles ist nicht der Leib, aber ich brauche zu dem allen den Leib. Ich kann mir keine Fortexistenz meiner Person, d. i. keine Fortexistenz, an der mir etwas gelegen ist, denken ohne einen Leib. Und die christliche Lehre von einer Auferstehung des Leibes scheint mir darum viel vernünftiger als die griechische Lehre von einer Unsterblichkeit der Seele. So wird auch die Auferstehung Jesu Christi, wenn anders sie einen Wert haben sollte für ihn, für uns, für Gott, ein Sieg seiner ganzen Person über den Tod, eine Auferstehung des Leibes gewesen sein.

Aber ich habe auch Stunden, wo ich solche Fragen ganz dem Gott überlasse, „der allein Unsterblichkeit hat" (1. Tim. 6, 6). Was liegt an meinem Denken, Vorstellen, Begreifen und Begehren! Ich will meinen Geist (d. i. meine heut an den Leib gebundne Person, mein eigentliches Sein und Wesen) wie mein Herr und Meister in des Vaters Hände befehlen, wenn mein Stündlein kommt. Dann wird er michs schon erfahren lassen, was das heißt: von den Toten auferstehn, bei Christus wie bei allen denen, die seine Erscheinung lieb haben.

Und was hält nun diese beiden Gedankengänge zusammen? Was ist nun in beiden der Eine, wahre, notwendige Osterglaube, ohne den es kein Leben giebt, weder dort noch hier? Eben dies, daß wir in unserm Herzen eine Wiedergeburt erfahren haben und also hienieden schon ein Leben kennen, das nicht von dieser Welt ist, und das allein wert ist Leben zu heißen.

Um was also streiten wir? Laßt uns dem nachjagen, daß wir das Leben haben. Es kommt von keinem Toten her, sondern von dem lebendigen Gott. Und der hats uns nicht gegeben in einem Gefäß, das er darnach zerbrach und wegwarf. Christus war des lebendigen Gottes Kind, ists geblieben auch im Tode, und darum hat ihn der Tod nicht halten können. Das ist und bleibt der Inhalt des Jüngererlebnisses in der ersten Osterzeit. Und wer wirklich Jesu Jünger wird, der erlebts ihnen nach. Und nur wers ihnen nacherlebt, hat das Recht, in den christlichen Osterjubel mit einzustimmen.

Das heute gegenwärtige Heil, dessen der Christ sich freut, ist eingefaßt von Erinnerung und Hoffnung. Im kirchlichen Dogma ist das so behandelt, als wäre es einerlei Glaube, der diese mancherlei Güter ergreift. In der lebendigen Wirklichkeit ist es ein

großer Unterschied, ob ichs mit Erinnerungen oder mit Hoffnungen oder mit gegenwärtigen Erlebnissen zu thun habe. Ohne Zweifel kommt alles darauf an, daß ich heute meinen Gott und seine Wohlthaten habe und erfahre. Die Erinnerungen helfen mir dazu, daß ich Gottes Wege mit mir recht verstehe, und sie empfangen wiederum ihr Licht, ihren Sinn und Wert, gehen mir in ihrer Bedeutung und Wirklichkeit auf in dem Leben, das ich heute mit meinem Gott führe. Aus dem von heiligen Erinnerungen gesättigten Boden meiner religiösen Gegenwart sprießt mir die Hoffnung empor: manchmal wie eine einzige, für alles Andre entschädigende Wunderblume, manchmal wie ein ganzer Wald von Aussichten und Träumen.

So hat der Wiedergeborne ein Leben, das umfaßt alle Zeiten und auch die Ewigkeit. Und er weiß, das ist nicht Geist, der da blind hin- und herfährt, nicht Mystik, die sich in der phantastischen Umarmung der Gottheit gefällt, nicht knechtischer Gehorsam gegen Bibel und Kirchenlehre, nicht der innere Sinn für irgendwelches Prinzip oder irgend welche Idee, sondern persönliches Leben, das der lebendige Mittler des lebendigen Gottes uns gebracht hat: Leben in Christus und durch Christus in Gott. R

Menschliches Vertrauen und christlicher Glaube

Uebersicht: 1. Die beiden Haupteinwände des Verstandes gegen den christlichen Glauben; 2. Verantwortung gegenüber dem wissenschaftlichen Positivismus; 3. Verantwortung gegenüber dem religiösen Rationalismus.

1

Keine Zeit wohl hat gegen den christlichen Glauben so leidenschaftliche und einmütige Angriffe gerichtet wie die unsre; keine aber auch — und das wiegt schwer — hat ihn so schmählich verkannt, so stolz verachtet, so vollkommen mit Stillschweigen übergangen, als ob er gar nicht da wäre.

Die Gründe dieser Angriffe und dieser Nichtachtung sind sehr verschiedner Art. Immerhin lassen sich sittliche und Verstandesgründe unterscheiden. Von den erstern soll diesmal nicht die Rede sein; halten wir uns an die Einwände des Verstandes. Allerdings haben diese ihrerseits wieder tieferliegende Ursachen, die genau genommen auch sittlichen Charakter tragen. Es muß aber heut ein einfacher Hinweis darauf genügen.

Die Einwürfe des Verstandes gegen den christlichen Glauben lassen sich, wie mir scheint, auf zwei Hauptbedenken zurückführen. Das erste bezieht sich auf das Christliche an ihm. An das Gute glauben will man ja schon, an Gott vielleicht auch noch, aber an den Gott des Evangeliums, den Gott Jesu Christi, an eine menschliche Gottheit, die in die Geschichte herabstieg, nicht einmal in die Weltgeschichte der Menschheit, sondern in die Sondergeschichte eines armen kleinen Volkes, das nur ein Atom in der unendlichen Völkerzahl ausmacht; eine Gottheit, die in diesem Volke wiederum in ganz eigentümlicher Weise durch bestimmte Handlungen und deutliche Worte gewirkt hat, wie sie die Bibel naiv erzählt — ist das nicht zu viel verlangt? An eine Gottheit glauben, die das Heil der Welt von dem Leben und Tod eines Menschen, eines Einzigen von den Millionen und Abermillionen Menschen abhängig macht, die im Laufe der Zeiten gerade so lebten und starben, eines Menschen, der dort hinten auf einem Hügel in einem weltverlornen Winkel des alten Judäas gekreuzigt wurde, zu einer Zeit, die sich fast der geschichtlichen Gewißheit entzieht; an den Tod eines Unschuldigen noch dazu, den Gott selbst nach seinem Belieben durch ungerechte Leiden quälte — wer hat dazu den Mut?

Einen solchen merkwürdigen, fast fabelhaften Glauben an einen solchen Gott, der so seltsame und doch wieder so bestimmte Thatsachen enthält, den Menschen unsrer Zeit, und jedem Menschen zu bieten, ihn zur Pflicht zu machen (denn das thut man doch), ihn mit dem Geschick jedes Einzelnen und dem der ganzen Menschheit zu verketten — wahrlich ein allzu kindliches Verlangen! Für den Gott, den der gestirnte Himmel predigt, und dessen Annahme selbst die strengste Vernunft erlaubt, und den andern, den die Christenheit verkündet, giebt es kein gemein-

sames Maß. Die Beziehung zwischen der Weltordnung alles Seienden und den Launen einer leidenden, fleischgewordnen Gottheit, die so paradox an einem Kreuze stirbt, fehlt uns.

Besteht aber eine solche Beziehung, so ist doch bemerkenswert, daß alle Religionen Aehnliches aufzuweisen haben, daß sie alle auf sogenannten besondern Offenbarungen ruhen, daß ihre heiligen Bücher ähnliche Erzählungen enthalten, daß also das Christentum und sein Glaube mit allen Religionen auf gleicher Stufe steht und mithin, weil sie ja nicht alle Recht haben können, aus allen das Gemeinsame und Allgemeine übernommen werden muß, nämlich ein bestimmter sittlicher Glaube und das mehr oder minder unbestimmte Festhalten an einer beliebigen Gottheit.

So lautet, wenn ich nicht irre, der vielleicht nicht radikalste aber doch verbreitetste Einwurf unsrer Tage gegen den Christenglauben; so würde uns die Mehrzahl der modernen Gegner des Christentums antworten, wenn man sie fragte, und wenn sie Verstand genug besäßen.

Und nun der zweite Punkt, den seine mehr negirende Einseitigkeit weniger gefährlich macht. Dem christlichen wie jedem religiösen Glauben hält man entgegen, daß er weder seinem Gegenstand noch seinem Wesen nach einem wirklichen Erlebnis der menschlichen Erfahrung entspräche. Er sei reine Phantasie.

Ein geistiges Epiphänomen, wie es die Physiologen nennen, und ein krankhaftes Epiphänomen, die Ausgeburt eines fiebernden Organismus. Hat er ja doch Gott zum Gegenstand, das Unerkennbare also, das, wenn es überhaupt existirt, doch von dem Gebiete der beobachtenden Erfahrung ausgeschlossen ist. Niemand hat ihn je gesehen noch sein Dasein festgestellt, und der Glaube, der christliche Glaube gerade macht den Anspruch, uns mit dem in Beziehung zu setzen, das keine Beziehung verträgt, uns das Unerkennbare als Person erkennen zu lassen? Welch eitler Wahn!

Auch ist der Glaube, sagt man weiter, der großen, sichern Wirklichkeit des Lebens seinem Wesen und seinem Gegenstande nach nicht weniger fremd. Will er doch den Menschen nur von Gebet, Anbetung, innerm Gehorsam, Hoffnung und Vertrauen an unsichtbare, geheimnisvolle Realitäten leben lassen. Wer könnte das aber? Lebt denn, ehrlich gesprochen, die uns bekannte Menschheit von solchen Dingen? Welches sind denn diese Realitäten, und wieso hängen sie mit der positiven Erfahrung des Menschen zusammen? — Ach nein, thörichtes Hoffen! Der Mensch lebt durch seinen Verstand, das beständige, sichre Feststellen greifbarer Erscheinungen, und durch sein Denken, die logische Verknüpfung von Ursache und Wirkung. Die Gesellschaft lebt von Interesse und Lust, von selbstsüchtigem Streben und altruistischen Neigungen, die ihrerseits nur die Kehrseite, gewissermaßen die psychische Weiterführung der großen physiologischen Funktionen der Ernährung und Wiedererzeugung sind, die allein als einfach und grundlegend gelten können. Sie sind der dauerhafte Rahmen des Menschendaseins, der alles umfaßt, alles erklärt und deshalb genügt. Sich mit ihm bescheiden, an ihn sich halten, so gut und so lange als möglich sich fristen, die natürlichen Güter sich weiter erwerben und ihre Erzeugnisse stetig vervollkommnen, — das heißt leben und den positiven Bedingungen der Menschennatur entsprechen. Den Glauben aber, den ihr noch überflüssigerweise den Elementen des Daseins, denen er widerspricht, beifügt, können wir euch ja nicht nehmen, kann doch keiner einen Kranken von seinen Halluzinationen abbringen; aber daß er nützlich, nötig und wirklich sei, werdet ihr uns nie einreden.

Diesen Haupteinwurf macht man dem Glauben. Stammt jener erste vom religiösen Rationalismus, so gehört dieser zweite dem wissenschaftlichen Positivismus an. Er findet zwar nicht immer den hier gewählten Ausdruck, auch ist er sich nicht immer seiner selbst bewußt, aber wie ein ungesunder Nebel schwebt er über dem modernen Denken — wir kennen ihn alle —, vergiftet es mit seinen Sophismen und pfropft ihm jene vollkommene Nichtachtung des Christentums auf, die mir gefährlicher scheint als die heftigsten Angriffe.

Von diesen beiden Einwänden nun möchte ich ausgehen, und in ihrer Widerlegung suche ich die Rechtfertigung des

christlichen Glaubens. — Ich weiß ja wohl und scheue mich nicht, es auszusprechen, daß diese Einwände in mehr als einer Beziehung eine gewisse Beweiskraft behalten. Die Verteidiger des Christentums waren nicht immer sehr scharfsinnig in der Wahl ihrer Beweisgründe, und manche Auffassung des christlichen Glaubens, die einst in hohen Ehren stand, vermag der eben geschilderten Kritik nicht standzuhalten. Ich beschränke mich darauf, das auszusprechen; es führte zu weit und wäre von geringem Nutzen, dabei zu verweilen. Gehen wir direkt auf unsern Gegenstand los und suchen wir die Frage in ihrem innersten Kern zu erfassen. Gaston Frommel

---

Diesseits von Gut und Böse

1

Ueber eine neue Moral habe ich jüngst berichtet.*) Sie entstammt dem Versuch, die Gedanken Nietzsches über die kommenden höhern Menschen und den Uebermenschen, der das Ziel sein soll, an die Entwicklungslehre Darwins anzugliedern. Den Mittelgedanken bildet dabei das Prinzip der natürlichen Auslese. Einstweilen nun hat diese neue Moral nichts Bestechendes. Um ihrer selbst willen würden wir sie auch nicht besprochen haben. Aber da sie an Darwins und Nietzsches Namen sich knüpfte, schien sie der Beachtung wert zu sein. Mehr noch wird es sich verlohnen, den einen ihrer Gewährsmänner, den, dessen Gedanken gerade die neue Moral als solche auszuführen beansprucht, Nietzsche selbst, etwas näher ins Auge zu fassen.

Merkwürdig, wie schnell sich dessen Schriften neuerdings verbreitet haben, und wie bald einige ihrer Stichworte zu Schlagworten des Tages geworden sind! Er selbst hat lange genug, ja er hat bis zuletzt vergeblich auf Erfolg gewartet. Als ich im Herbst des Jahres 1888, wenige Monate vor seiner geistigen Umnachtung, in Sils-Maria mit ihm zusammentraf und viel mit ihm verkehrte, war es seine öfter wiederholte Klage — schon am ersten Tage dieses neuen Beisammenseins sprach er sich darüber aus —, daß seine Schriften nicht gelesen und geschätzt würden. Besonders den deutschen Landsleuten machte er das zum Vorwurf, während er von Ausländern, namentlich Franzosen und Russen, Besseres zu berichten wußte. Meines Wissens war auch damals keine einzige seiner Schriften, wenigstens keine seiner spätern Schriften, in zweiter Auflage erschienen. Wie rasch hat sich das geändert! Auflage erscheint auf Auflage, überall wird nach ihm gefragt, bald wird es zur „Bildung" gehören, etwas von Nietzsche zu wissen und zu kennen. Und seine Stichworte sind zu Schlagworten geworden, denen man in den Zeitungen und der übrigen Tageslitteratur oft genug begegnet. Keinem aber häufiger wie dem „Jenseits von Gut und Böse" und dem andern von der Herrenmoral, die den Gegensatz zur Sklavenmoral bilde, und die es heute zu erneuern gelte. Es wird nicht überflüssig sein, auch zu den Lesern der Christlichen Welt davon zu reden.

Nietzsche trug sich mit dem Gedanken eines größern zusammenfassenden Werkes, das den Titel führen sollte: Der Wille zur Macht, Versuch einer Umwertung aller Werte. In ihm wollte er seine Gedanken in systematischem Zusammenhang vortragen. Wenigstens hat er mir so gesagt, als ich bei dem oben erwähnten Anlaß ihm entgegenhielt, wir Deutschen seien an eine Form wie die, die er seinen Schriften gegeben (Sammlungen von Aphorismen), nicht gewöhnt, sondern verlangten eine zusammenhängende Darlegung. Man mag freilich zweifeln, ob eine solche ihm gelungen wäre, und wenn, ob sie den Zauber seiner Schriften nicht zerstört statt gehoben hätte. Wenigstens habe ich den Eindruck, daß die „Genealogie der Moral," in der ein Anlauf zu strenger, fortschreitender Erörterung genommen wird, nicht zu seinen besten Schriften gehört. Vollends das erste Buch der Umwertung aller Werte, das die Verwalter seiner Hinterlassenschaft später herausgegeben haben,

*) Vgl. Nr. 5. — Noch bemerke ich, daß der obenstehende Artikel schon geschrieben und abgeliefert war, ehe der Artikel von Gallwitz in den Preuß. Jahrbüchern „Friedrich Nietzsche als Erzieher zum Christentum" erschien.

und das den Namen „Der Antichrist“ führt, bewegt sich hart auf der Grenze von Sinn und Wahnsinn. Aber vielleicht hängt es auch damit zusammen, daß seine geistige Kraft, als er sich zu zusammenhängender Arbeit entschloß, schon im Erlahmen war. Muß man ihm doch in seinen letzten Schriften überall zu gute halten, daß die Krankheit ihre dunkeln Schwingen über ihm zu regen begann. Er gleicht darin einem Baume, an dem ganz reife und süße Früchte neben herbem und ungenießbarem Zeuge hängen.

Der Wille zur Macht, Versuch einer Umwertung aller Werte — der Doppeltitel ist wie ein Kryställisationspunkt der Gedanken, die ihn in seiner letzten Periode erfüllten und bewegten. Nicht um eine neue Ethik war es ihm zu thun, um ein neues „Moralchen,“ sondern um eine neue Weltanschauung, Lebensführung, auch Religion, wenn man will — kurz, eben um eine Umwertung aller Werte. Denn er wußte es, daß die Namen der Werte die letzten Worte sind, die es für Menschen giebt, daß es neben dem Sinn, den sie ins Dasein legen oder aus ihm nehmen, keinen andern Sinn giebt. Und auch das war ihm nicht verborgen, daß das Begriffspaar „wahr“ und „falsch,“ auf den letzten Grund gesehen, gleichfalls Werte bezeichnet, weil es nicht anders sein kann, weil das Leben die letzte Quelle ist, aus der unser Dasein fließt, und die letzte Wurzel, auf die wir alles zurückführen müssen, was einen Sinn für uns haben soll. Wahrlich, nicht an der Oberfläche hat sich sein Denken bewegt, er hat die letzten Wurzelfasern geistiger Bethätigung, in der wir allein Menschen sind, erfaßt und gehandhabt. Er ist sich dessen bewußt gewesen und hat es mit großer Kraft gesagt, feierlich pathetisch, aber auch mit neckendem Uebermut und fröhlicher, überquellender, innerer Freiheit. Und so hat er auch das Wort erfunden, das vielleicht nicht mehr unter uns aussterben wird, das Wort von der Umwertung aller Werte.

Der andre Titel: Der Wille zur Macht, besagt dann, wie er alle Werte versteht, und in welchem Sinn er ihre Umwertung so leidenschaftlich verlangt. Leben — sagte ich oben, sei die letzte Quelle, aus der uns alles kommt, woraus wir schließlich auch die Worte nehmen, in denen wir uns den Sinn des Daseins deuten. Aber was ist Leben anders, würde Nietzsche fragen, als Wille zur Macht? Nicht Lust, nicht Seligkeit, nein, Wille zur Macht ist das Ziel und der überall innig erstrebte Zweck. Auf ihn führen sich insonderheit alle Werte zurück, in denen wir leben, und die wir als Maßstäbe anlegen, oft der Meinung, in ihnen, in diesen Werten und Maßstäben die Entschleierung aller Geheimnisse zu haben. Solchem Irrtum gilt es jedoch zu wehren, diese Verführung muß aufgedeckt und unschädlich gemacht werden. Und dazu ist er berufen, dazu ist er — Nietzsche-Zarathustra — gekommen, um dies letzte Geheimnis zu enthüllen, den Willen zur Macht zu lehren und ihn in allen Tönen zu preisen, bald mit dem süßen Sang des Vogels, bald mit dem Brausen eines Sturmwinds, der als Tauwind daherfährt, alles Eis zerschmelzend, alle Ströme der Tiefen entfesselnd.

Gut und Bös — die Menschen meinen ein Letztes gesagt zu haben, wenn sie mit diesen Gewichten wägen, mit diesen Hunden jagen. Narren sind sie, wenn sie es meinen und weil sie es thun. Ehe Gut und Bös war, war ein Andres, ein Erstes und Letztes, der Wille zur Macht. Und er war lebendig in den starken Menschen, in den Herren, die einstmals das Leben prägten, ihren Willen auf die Menschen legten, auf die Menschen und in die Dinge. Die wußten nichts von einer Stimme: Du sollst! die in ihrem Innern ertönt wäre, nichts von dem heimlichen, unheimlichen Gewissenswurm, der jetzt an den Menschen nagt. Ihre Rede war: ICH WILL. Und was sie wollten, das hießen sie gut, und sich selbst die Wollenden, die Schaffenden hießen sie die Guten, die Edeln, die Adligen, die Vornehmen, die Wahrhaftigen — die Herren. Von sich sonderten sie ab die Niedrigen, die Geringen, die Schlichten, die Schlechten — Gut und Schlecht gleich Vornehm und Niedrig, gleich Herr und Diener — das ist der ursprüngliche Gegensatz. In ihm ist die Wurzel aller Werte und die Quelle des Lebens, der Wille zur Macht, noch deutlich ausgeprägt. Auf diesen Gegensatz müssen wir auch in unsrer Moral und mit unsrer

Moral wieder zurückkommen. Dann werden wir die Herrenmoral uns wieder erobern und zurückgewinnen, die die herrschende war, ehe der große Sklavenaufstand in der Moral begann, unter dessen Folgen wir bis heute zu leiden haben.

Diesen Sklavenaufstand in der Moral können wir mit einem Namen nennen: das Christentum. In ihm und durch seine Herrschaft über die Völker Europas hat das jüdische Volk eine zähe, grausame Rache an dem Herrenvolk der Römer genommen. Daher stammt der Gegensatz von Gut und Böse. Er ist das Kennzeichen der Sklavenmoral. Er ist daher etwas, was bekämpft, beseitigt, überwunden werden muß. Wir müssen darüber hinausgelangen. Jenseits von Gut und Böse — heißt das Ziel.

Es hat aber damit die folgende Bewandtnis. Die Masse hat sich wider die Herren aufgelehnt. Ihre starke Hand auf dem Nacken der Menschen war diesen drückend und widerwärtig, ihr herrischer Wille schnitt ihnen ins Fleisch. Und so hat die Herde denn die Herren die Bösen und alles, wodurch und worin sie als Herren über der Masse schalteten und walteten, das Böse genannt. Schon hieran erkennt man den sekundären und abgeleiteten Charakter dieser Moral des Gut und Böse. Nicht das „ich will,“ nicht das Positive, nicht das Gute ist wie in der Herrenmoral in ihr der vornehmste und herrschende Begriff — sondern das ängstliche „du sollst nicht,“ das Negative, das Böse. Und gut heißt nun im Gegensatz zum Stolz, Hochmut der Herren alles, was die Herde als Herde charakterisirt, Demut, Gehorsam, Mitleid, Gerechtigkeit, Entsagung, Ergebung. Diese Tugend ist es aber, die zerbrochen, diese Lüge ist es, die überwunden werden soll. Ueber sie müssen wir hinaus, wieder zurück zur Herrenmoral, jenseits von Gut und Böse.

Das ist der Gegensatz von zweierlei Wertgebung, von zweierlei Moral, den Nietzsche entdeckt zu haben glaubt, und dem er so große Bedeutung beilegt. Die Gründe, die er dafür nennt, sind freilich dürftig genug. Eigentlich weiß er nichts Andres zu nennen als die Beobachtung, daß der Sprachgebrauch auf so etwas zu führen scheint. Wie wir heute noch von jemand sagen, er stamme aus „guter“ Familie, und darunter eine angesehene oder doch dem höhern Mittelstande angehörige Familie verstehen, so ist dieser selbe Gebrauch des Wortes „gut“ und der verwandten Prädikate in verschiednen Sprachen der ursprüngliche. Das ist der Grund und der Beweis für die Herrenmoral! Aber wer wird bei Nietzsche nach Gründen und Beweisen fragen? Zarathustra, der Wollende, der wirklich wollen darf, der Schaffende setzt aus sich heraus Dingen und Menschen das Maß. Er fragt nicht, wie es ist, sondern diktirt, daß es so sei. Irgend eine kleine Beobachtung wie die eben erwähnte aus der Geschichte der Begriffe wird zu einer großen wichtigen Sache, wenn sie dem Propheten paßt und ihm im rechten Moment in den Wurf kommt. Wäre es anders, paßte ihm die Thatsache nicht in den Ring der Gedanken, oder brächte ein andrer etwas Aehnliches gegen ihn vor — mit welchem Ueberschwang fröhlicher Bosheit, in wie entzückenden Diminutiven würde er den abweisen und in seiner Nichtigkeit zerreiben, der sich mit so fadenscheinigen Gründen sehen ließe!

Das ist ja das Verbrechen der Anhänger Nietzsches an ihm selbst und seinen Schriften, daß sie einen Philosophen aus ihm machen wollen, der ein System gehabt und mit Gründen argumentirt hätte. Dem gegenüber sei es nachdrücklich gesagt: die paar schiefen Gedanken, die man so gewinnt, und die niemand „rechtwinklig“ zusammenordnen wird, sind nicht der Nietzsche, um den sich jemand zu kümmern hätte. Wäre es so, dann gehörte er in die Kategorie von „Rembrandt als Erzieher“ und ähnlichen Sonderlingen, von denen man eine Zeit lang Lärm macht, der aber bald wieder verhallt. Nein, Nietzsche ist ein Dichter, der wie selten einer zu sagen gewußt hat, was ihm die leidende, sehnende Seele bewegte, der auch intuitiv die Wahrheit, manche Wahrheit erfaßte und zum Ausdruck brachte. Seine Schriften sind ein Zaubergarten. Wehe dem, der sich darin verirrt! Aber wer in sich gefestigt einen andern Weg der Wahrheit kennt, kann manch goldnen Apfel in ihm holen.

2

Jenseits von Gut und Böse — der Spruch hat, wenn man es mit den Worten genau nimmt, einen guten Sinn. So genommen bezeichnet er die Region, in der das Ziel der sittlichen Entwicklung liegt. So verstanden lehrt er uns, daß die sittliche Entwicklung ein Weg ist und kein Ziel. Aber nur durch Gut und Böse hindurch erreicht man dies Ziel, dies Jenseits. Wer Verlangen darnach trägt, jenseits der Berge oder jenseits des Meeres zu leben, der muß über die Berge steigen, muß über das Meer fahren, es giebt keinen andern Weg.

Gut und Böse bezeichnet die Wahl, den Kampf — den Sieg oder die Niederlage. Auf das Wirkliche gesehen, das wir darin zum Ausdruck bringen, zeigen die Worte eine Spannung an, die an bestimmten Augenblicken, Entschlüssen oder Handlungen, haftet. Es liegt etwas vom Gewitter darin, das sich entladet, um dann wieder der strahlenden Sonne zu weichen oder in Sturm und Nebel überzugehen. Freilich, diese Augenblicke kehren immer wieder, es giebt keinen Tag, der ganz ohne sie verläuft. Und sie sind die entscheidenden Augenblicke unsers Lebens, ganz einerlei, ob sie für andre in die Erscheinung treten oder ganz in der Stille vorübergehen. Sie geben unserm Leben seinen Charakter, solange es von der Sonne beschienen wird. Dazu sind wir da, damit wir in diesem Kampf von Gut und Böse unsern Weg suchen und das Ziel finden.

Dennoch liegt das Ziel selbst jenseits von Gut und Böse. Kein Mensch, kein Christ von irgendwie sittlich bestimmtem Charakter, der nicht in dem oder jenem dies Jenseits erreicht hätte. Es mag noch so geringfügig, der Boden, den er gewonnen, noch so schmal sein — es giebt doch solchen Boden, es giebt Versuchung, die für ihn keine Versuchung mehr ist, es giebt Handlungen, die er nicht thun könnte. Und niemand wünscht die Grenze nach rückwärts wieder zu überschreiten, niemand verkennt, daß aller Kampf um Gut und Böse diesem Jenseits zustrebt, niemand ist, dessen Klage es nicht wäre, daß der errungne Schatz so gering ist, daß er auf anderm Gebiet immer noch und immer wieder an den Elementen buchstabiren muß.

Oder wenn wir uns die ewige Bestimmung vorhalten, zu der wir geschaffen sind, das Leben in Gott ohne Schatten und Flecken, das einmal sein wird, dann denken wir es nicht als einen fortgesetzten Kampf um Gut und Böse, sondern als ein Jenseits auch in diesem Sinne — Sabbatsruhe, Sabbatsfrieden, nicht als Ablassen oder Aufhören, sondern als höchste Steigerung des Lebens, aber doch nicht als Kampf, sondern als Sieg und Krone. Freilich stammeln wir, wenn wir davon reden. Aber wir wissen doch etwas von einem Leben in Gott, und wir ahnen darin, ohne es sagen zu können, die Einheit von Frieden und Kraft.

Erheben wir endlich unsre Augen zu dem ewigen Gott, ohne den wir nichts sind und nichts werden können, so preisen wir ihn in der Gemeinde als den heiligen Gott und rühmen von ihm, daß er im Lichte wohnt, das aus sich selber leuchtet und Licht ist ohne Gegensatz und Schatten. Aber wir verstehen sein heiliges Wesen an den Aufgaben, die er uns gestellt, und den Gesetzen, die er uns gegeben hat, daran, daß das alles der Weg zu ihm ist, zur Gemeinschaft mit ihm und zum Leben in ihm. Nicht vermögen wir ihn selbst in der Entwicklung zu denken, aus der uns unser Gut und Böse kommt. Wir verstehen, daß unser Gut und Böse uns auf den Weg stellt zu ihm, in dem das ewige Jenseits von Gut und Böse ist.

So hat das Wort einen guten Sinn, wenn man es nimmt, wie es lautet. Denn so genommen bedeutet es nicht Gleichgiltigkeit gegen diesen größten aller Gegensätze, sondern ein Leben, das darüber hinaus ist. Für uns bedeutet es, daß wir dies Leben, das höchste und letzte Ziel, nur im Kampf für das Gute und gegen das Böse erreichen können. Auf Gott übertragen bedeutet es, daß er das Geschöpf nicht zu sich ziehen und seines Lebens teilhaftig machen kann, ohne es in den Gegensatz von Gut und Böse zu stellen, in den Kampf zwischen beidem hineinzuführen.

Wie aber werden wir dieses Jenseits von Gut und Böse nennen? Den Willen zur Macht? Das hieße Niedrigkeit und Schwäche, Nichthaben und Streben darauf übertragen. Aber

vielmehr ist es die in sich gesammelte Kraft und das erreichte Ziel. Ueberdies — was ist Macht? Ohnmächtig nenne ich den und ein bloßes Werkzeug, der sich die Gelegenheit erspäht, wie er Macht an sich reißen und in deren Bethätigung wachsen mag. Nur wenn er einen Wert in sich findet, dem die höchste Macht gebührt, und wenn nie die Macht selbst, sondern daß dieser Wert mächtig werde und herrsche, ihn lockt und ihm die höchste in ihn gelegte Leistung abgewinnt, nur dann heißt er mir groß und einer, der ein Herr zu sein berufen ist im Reiche der Geister. Der gerade ist ein Herr, der um solchen Wertes willen auch der vernichtenden Macht ohne Zaudern die freie Brust entgegenwirft: der Untergang selbst giebt seinem Herrentum Zeugnis. Denn nicht, daß wir jetzt herrschen, sondern daß wir wert sind zu herschen, weil wir Gehorsam gelernt haben um des höchsten Wertes willen, der unsre Seele ergriff, das macht uns zu den Berufnen, die mitherrschen sollen, wenn der Kampf vorüber und diesem höchsten Wert die Macht errungen ist im weiten Lande der Schöpfung.

Nicht Wille zur Macht, nicht Macht als Macht ist das letzte Wort, das wir suchen, das wir brauchen, wenn der Ring der Gedanken sich schließen soll. Sondern so heißt das Wort: persönlicher Wille und persönliches Leben, d. h. die höchste Energie im Dienste des höchsten Wertes. Damit ist das Jenseits von Gut und Böse bezeichnet, das wirklich ein solches Jenseits ist. Damit ist das Ziel genannt, dem wir zustreben durch unser Gut und Böse hindurch, wissend, daß so das Ziel aller, auch der sittlichen Entwicklung heißt. Darin haben wir den Schlüssel zur Erkenntnis dessen, der beides in Einem ist, der absolute Wert und die unbedingte Macht — Gottes, des ewigen Jenseits von Gut und Böse.

Aber dies Jenseits von Gut und Böse kennt Nietzsche nicht und will er nicht kennen. Es ist freilich wohl wahr, was man ihm nachgesagt hat,*) daß die religiöse Sehnsucht ein wesentlicher, ja der innerlichste Grundzug in seinem Charakter ist. Sonst wäre er auch nicht ein Mensch, der so viel von den Geheimnissen einer Menschenseele zu verraten hätte. Denn was ein Mensch denkt und dichtet, lebt und leidet, wo nicht dies letzte Verlangen im Menschen beteiligt ist, bleibt eine große Nichtigkeit. Aber wie ist dieses religiöse Sehnen und Verlangen in ihm verwildert! Und wie hat ihn dies Feuer verbrannt, bis die Flammen verlodert waren und alle bunten Bilder seiner Sehnsucht in Asche zusammensanken!

Was er uns als sein Jenseits von Gut und Böse bietet und preist, ist genau erwogen nichts als ein Diesseits, „Morgengrauen und Hahnenschrei," aber wahrlich kein Mittag und kein Ziel der Vollendung.

Wer das einsehen will, braucht nur auf eins zu achten. Die Herren, von denen uns Nietzsche erzählt, die Adler, die nach kleinen Lämmern lüstern sind, gegen die sich nach seinem Bericht dann die Herde empört — diese Herren handhaben unter sich, in ihrem gegenseitigen Verhalten unter einander, die Moral von Gut und Böse. Mehr als einmal wird uns geschildert, wie sie sich in dem Ausbruch des Willens zur Macht gegen die Masse und die Geringen schadlos halten für die Schranken der Zucht, in denen sie sich unter einander bewegen, und wie sie nach solchem Ausbruch gesättigt und willig in diese Schranken zurückkehren. Nun wohl, die Moral dieser „Herren" ist keine andre Moral, als was eben überhaupt Moral ist, die nämlich von Gut und Böse. Was Nietzsche ihnen als ihre „Herrenmoral" andichtet, die Moral von Gut und Schlecht, das ist das Kennzeichen der untergeordneten moralischen Entwicklungsstufe, auf der sie noch stehen. Diese Verherrlichung physischer

*) L. Andreas-Salomé, Friedrich Nietzsche in seinen Werken. Wien, 1894. Diese Schrift ist unter den mir bekannt gewordnen Darstellungen der Gedankenwelt Nietzsches weitaus die beste. Die jetzt Nietzsches Sache führen wollen, lassen sie zwar nicht gelten. Sie machen der Verfasserin namentlich auch zum Vorwurf, daß sie von den Wandlungen Nietzsches zu berichten weiß (z. B. Zukunft 1895 Nr. 52). Das ist aber einfach lächerlich. Nietzsche selbst sprach mit mir im Herbst 1888 über nichts häufiger als über die große Veränderung seiner Gedankenwelt. Er redete davon in Ausdrücken, in denen etwa ein pietistisch gerichteter Christ von seiner Bekehrung redet: vorher nichts als Dunkel, jetzt alles licht und hell.

Kraft und roher Gewalt ist nur zu verstehen und nur zu entschuldigen als die Phantasmagorie eines kranken, leidenden Menschen, dem unwillkürlich die ihm versagte physische Gesundheit und Kraft als ein höchstes Ziel vorschwebte, dem unter dem Druck der Leiden Zweck zu sein schien, was nur Mittel sein kann! Wäre es möglich gewesen, ihn für eine kurze Spanne Zeit unter die Art Menschen zu versetzen, die er verherrlichend preist — selbst sein Köcher hätte ihm nicht Pfeile genug gehabt, um sie gegen diese „Adler" und „Löwen" zu versenden.

Zweierlei Moral und moralische Wertschätzung, die eine auf Gut und Schlecht, die andre auf Gut und Bös gestimmt — das giebt es nicht, das ist eine Ausgeburt der Phantasie eines kranken Mannes. Was es wirklich giebt, sind verschiedne Entwicklungsstufen der moralischen Beurteilung und Bethätigung. Diese unterscheiden sich vor allem auch durch den Umfang des Kreises, in dem die Beurteilung geübt wird, ob sie auf die Nächsten beschränkt bleibt, oder auf alle ausgedehnt wird. Das bleibt von der ganzen Entdeckung übrig, wenn man, wie sich gebührt, die idealisirenden und karrikirenden Züge abzieht, die Nietzsche dem einen und dem andern Bilde verliehen hat. Sollen wir nun wirklich, weil der Erfinder dieses Irrtums ein genialer Dichter war, weil es in seinen Schriften so viel Schönheit der Sprache und Kraft des Ausdrucks zu bewundern, auch manche Wahrheit zu lernen giebt, sollen wir deshalb wirklich dazu verurteilt sein, an die „doppelte Moral" zu glauben? Sind denn die Weisen von heute wirklich so verflogne Vögel, daß sie jedes Nest suchen, wenn es nur neu ist? auf jeden Leim gehen, wenn die Kunde davon nur geistreich klingt? Oder soll es wirklich Ernst damit werden, was Tille versucht, Zarathustra zu zähmen, ihn zu einem nüchternen Wirklichkeitsmenschen zu machen und an Darwins Pflug zu spannen? Dann würden wir eine Moral haben, von der schon Huxley (nach Tilles Bericht) gesagt hat, sie laufe auf ein Marstallprinzip hinaus. Ob aber so oder so — dauern wird und kann das nicht. Jedes Diesseits von Gut und Böse hat seine Zeit. Nur das Jenseits von Gut und Böse hat ewigen Bestand, weil es aus der Ewigkeit stammt.

Aber vielleicht muß es heißen, daß den Gedanken Nietzsches mit dem Gesagten doch nicht genug gethan ist. Eine doppelte Moral giebt es freilich nicht, was hier so genannt wird, ist eine frühere und spätere Stufe der moralischen Entwicklung — Nietzsches Herrenmoral ein Diesseits von Gut und Böse. Aber in der Nebeneinanderstellung kündigt sich ein Problem des innern Lebens an, dem bleibende Bedeutung zukommt.

Nehmen wir die Moral von Gut und Böse für sich mit ihren strengen Geboten der Gerechtigkeit und Liebe, der Zucht und Entsagung — was wird dann aus dem Ich, aus dem Selbst mit seinem überquellenden Verlangen nach Leben und Macht, nach Auswirkung der eignen Kraft und Darlebung des eignen, eigentümlichen Lebensinhalts? Sollen wir sagen: das alles sei der schäumende Most, in der Gährung werde er zum süßen Wein? nichts gehe verloren, sondern alles kehre wieder auf der höhern Lebensstufe, zu der wir uns durch die moralische Entwicklung erheben sollen? Nun, in der Hauptsache ist es wohl so, es ist das Geheimnis dieser Erziehung und Zucht, daß, was Verlust zu sein scheint, schließlich Gewinn ist, daß wir, was wir verlieren und opfern, ungesucht in neuer Herrlichkeit wieder erlangen. Aber damit dem so sei, darf die Moral und die moralische Entwicklung nicht isolirt bleiben und für sich stehen. Nur wenn sie uns in ihrer natürlichen Verbindung mit dem Gottesglauben, mit dem Glauben an den persönlichen geistigen Gott erhalten bleibt, schafft sie uns wirkliche volle Genüge. Daraus losgelöst, ist sie ein halbes und haltloses Ding, eine Zucht, aus der wir immer wieder ausbrechen, ein dornichtes Dickicht, in dem wir uns immer wieder verwunden und verirren, ohne auf die Höhe zu kommen, nach der wir ach so sehnsüchtig verlangen, ohne die ewigen Gedanken zu erreichen, in denen allein unsre Seele ausruhen kann.

Die Humanität ohne Gott ist eine enge trockne ausdörrende Philistermoral, nichts für lebendige Menschen mit einem kraftvollen Willen, mit dem Bewußtsein, selbst etwas zu sein und werden zu müssen, weil Gott etwas in sie gelegt hat. Aber der christliche Glaube, der des Gesetzes Ende ist, erweist sich

als eine Leben schaffende Kraft über allem Sehnen und Hoffen. Er führt in die Tiefe, aber auch auf die Höhe. Er zerbricht den alten und schafft einen neuen Menschen. Er macht uns zu demütigen Kindern und doch zu den Stolzesten unter den Stolzen, zu Gottes Mitarbeitern. Er hängt ewige Gedanken über unsern Häuptern auf, über all unserm Thun und Lassen. Er erhebt uns zu dem Bewußtsein, daß wir von Anbeginn waren, Berufne und Erwählte in Gottes ewigen Gedanken, und daß wir in Ewigkeit sein werden als die geliebten Kinder seiner Wahl. Er macht frei und fröhlich in der Einigung von Wille und Gesetz. Er befähigt uns, aller echten Gedanken Herr zu werden und alles dessen teilhaftig, was wirklich aus dem Geist geboren ist, das Uebrige aber fortzufegen, daß es verfliegt wie Spreu vor dem Winde.

Das ist der christliche Glaube! In ihm ist das Problem gelöst, wie wir in der moralischen Entwicklung uns selbst gewinnen und doch verlieren. Das macht: er führt uns hinein in das Gut und Böse, indem er uns zugleich das Ewige erkennen lehrt, das Absolute, das Jenseits von Gut und Böse, den Gott und Herrn, in dem der Anfang und das Ende aller Dinge ist.

J. Kaftan

Die abessinische Kirche

Uebersicht: 1. Die Stellung der abessinischen Kirche unter den christlichen Kirchen überhaupt; 2. Die altkirchlich-orientalischen Charakterzüge und die nationale Eigenart der abessinischen Kirche; 3. Der gegenwärtige Zustand der abessinischen Kirche

1

Daß der Sieger von Adua, der „Negus Negesti" von Abessinien, ein „christlicher" König, sein Volk ein „christliches" Volk ist, das weiß jetzt jeder Zeitungsleser. Allein gar manchem, der dies weiß, wird dies abessinische Christentum, ganz abgesehen von den Grausamkeiten, die in dem italienisch-abessinischen Kriege von den Abessiniern verübt sind oder verübt sein sollen, eine rätselhafte Größe sein. Sind die Abessinier Katholiken? römische oder „griechische" Katholiken? oder sind sie Protestanten? so wird im Stillen oder offen gefragt. Sie sind keins von all diesem. Die abessinische Kirche ist eine Kirche eigner Art wie die armenische, von der in dieser Zeitung häufiger die Rede gewesen ist.

Wir Christen der europäischen Kulturwelt stehen, wenn wir von den christlichen Kirchen reden, zumeist noch heute unter dem Einfluß der Traditionen des heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Katholiken, Lutheraner, Reformirte — diese christlichen „Kirchen" allein kannte der Westfälische Friede. Neben diesen fast ausschließlich in der Form von Staatskirchen existirenden „Kirchen" kannte man nur „Sekten", die freie Religionsübung nicht besaßen. Gegenwärtig, da bei uns die Religionsfreiheit nur an den Forderungen der öffentlichen Sittlichkeit und Ordnung ihre Schranken hat, weiß jeder, daß es neben Katholiken, Lutheranern und Reformirten Christen von mancherlei Art bei uns giebt. Ein Blick auf die Kirchenzettel unsrer großstädtischen Zeitungen macht uns mit der „apostolischen Gemeinde," mit Baptisten, Methodisten u. a. bekannt. Und daß bei den Russen, den Neugriechen, den Bulgaren u. a. eine Kirche Staatskirche ist, die von der römischen Kirche wie von den evangelischen Kirchen sich unterscheidet, das lehren selbst dem uninteressirten Zeitungsleser die fürstlichen Konversionen, die die Gegenwart vor der Zeit des Westfälischen Friedens voraus hat; — man denke an die Kronprinzessin von Griechenland, geb. Prinzessin Sophie von Preußen, an die Kaiserin von Rußland, geb. Prinzessin Alix von Hessen, und an den unschuldiger, weil ohne sein Zuthun, konvertirten bulgarischen Prinzen Boris. Dieser „griechisch-katholischen" Kirche, wie man gewöhnlich sagt, wird auch niemand den Titel einer „Kirche" vorenthalten. Dagegen werden die Baptisten, Methodisten, Irvingianer u. s. w. noch heute, selbst in der wissenschaftlichen Litteratur, gemeiniglich als „Sektenchristen" bezeichnet. Auch das ist eine unberechtigte Nachwirkung der Zustände des heiligen römischen Reiches. Sekte und Kirche lassen sich nur da sicher unterscheiden, wo die letztere Staatskirche ist. In Amerika, wo

es keine Staatskirche giebt, würde es unmöglich sein, zu bestimmen, welche der hundertdreiundvierzig Denominationen, die der letzte Religionszensus konstatirte, „Sekten“ seien, welche „Kirchen.“ „A study of the sects, Kurze Darstellung der Sekten,“ ist ein amerikanisches Buch betitelt, das römische Katholiken, Lutheraner, Reformirte nicht minder als Adventisten, Quäker und Unitarier behandelt, und die offiziellen Zensus-Bulletins der letzten nordamerikanischen Volkszählung, die mit all diesen „Sekten“ sich beschäftigen, geben die betreffenden Angaben unter dem Titel „Statistics of churches“ (Kirchenstatistik).

Das alles zeigt, wie wenig wir Erben der mittelalterlichen Kultur den faktischen Verhältnissen gerecht werden, wenn wir reden, als gäbe es wenig mehr als vier christliche Kirchen. Giebt man aber diese in einer Welt engen Horizonts geborne Terminologie auf, so wächst der Betrachtung die Zahl der Kirchen scheinbar ins Unübersehbare.

Man wird Ordnung in die Menge hineinbringen, wenn man vier große, ihrer Entstehung nach von einander sich sondernde Gruppen unterscheidet: 1. die altkirchlich-orientalische Gruppe; 2. die mittelalterlich-römische Kirche samt den von ihr abgezweigten Altkatholiken und der kleinen Zahl der „reformirten Katholiken“ Nordamerikas“; 3. die Kirchen der Reformationszeit, d. h. die Lutheraner, die Reformirten der Schweiz und der Nachbarländer samt den „Presbyterianern“ des englischen Sprachgebiets, die englisch-bischöfliche Kirche, die reformirten Waldenser und die zur folgenden Gruppe hinüberführenden Schwenkfeldianer, Mennoniten und Unitarier; endlich 4. die Kirchen der neuern Zeit, seit der Revolution des siebzehnten Jahrhunderts. Zur letztern Gruppe gehören nicht nur die direkt aus der religiösen Gährung in dem England der Zeit um 1650 hervorgewachsenen Denominationen der Kongregationalisten, Baptisten und Quäker, auch nicht nur die aus ihrem Schoße auf englischem und amerikanischem Boden später herausgebornen Gemeindebildungen; — auch die Herrnhuter, die Methodisten, die Swedenborgianer, ja moderne Neugestaltungen alter Kirchen, so die konfessionslosen Schweizer Kirchen und, wenn nicht alle, so doch zweifellos mehrere der unirten Kirchen, vielfach auch das protestantische Christentum der Missionsgebiete und der Diaspora muß man hierher rechnen.

Den äußersten Kontrast zu diesen modernen Kirchen bezeichnen die Kirchen der erstgenannten, der altkirchlich-orientalischen Gruppe. Dort Bildungen, die, innerhalb der modernen Kulturwelt entstanden, den Einfluß modernen Lebens auch dann nicht verleugnen, wenn sie den Boden des biblischen Christentums festhalten; hier Versteinerungen einer vergangnen Zeit, die gegenwärtig zum Theil ein kulturloses Dasein fristen, da aber, wo sie in die moderne Kultursphäre hineinreichen — wie in Neugriechenland und in den großen Städten der slavischen Reiche Europas — die verschnörkelten Eigentümlichkeiten zeremoniösen Alters um so deutlicher zeigen, je schärfer ihre Eigenart von dem modernen Kulturleben absticht. In Amerika giebt es moderne Denominationen, deren Anfänge auf die Gründung einer neuen religiösen Zeitung zurückgehen; in der altkirchlich-orientalischen Kirchengruppe giebt es Kirchen — auch die abessinische gehört zu ihnen —, die als Kirchen die Buchdruckerkunst noch nicht kennen, deren liturgische Bücher nur in Handschriften existiren und gebraucht werden. Ein Wanderprediger der modernen amerikanischen Denominationen hält seine Erbauungsversammlung, sein „Meeting,“ in demselben Kostüm ab, in dem er eben das Eisenbahnkupee verlassen hat, redet in der Sprache des Alltagslebens oft in einem Saale, der bald nachher profanen Zwecken dient, oder gar auf der Straße, mitten im Gewoge des modernen Verkehrs; die Priester fast aller Kirchen der altkirchlich-orientalischen Kirchengruppe amtiren in dem dem Volke unzugänglichen „Allerheiligsten“ in einem Kostüm, das auf den Straßen sich ausnehmen würde wie eine Allongeperücke in einem Turnsaale, amtiren, indem sie eine Liturgie ableiern, die das Volk nicht verstehen würde, auch wenn sie nicht überdies vielfach in einer ausgestorbenen Kirchensprache verfaßt wäre.

Dieser altkirchlich-orientalischen Kirchen lassen sich mindestens

sieben zählen: 1. die vierzehn administrativ selbständigen Kirchenkörper der „orthodoxen“ (griechisch-katholischen) Kirche: mehrere griechisch-orthodoxe Kirchen, die russisch-orthodoxe, die rumänisch-orthodoxe, die bulgarisch-orthodoxe, die serbisch-orthodoxe u. a., 2. die syrisch-nestorianische, 3. die armenische, 4. die syrisch-jakobitische, 5. die koptische, 6. die abessinische, 7. die Kirche der Thomaschristen. Die noch heute neben den „orthodoxen“ Kirchen, dem alten Stamme der Reichskirche des Ostens und seinen Abzweigungen (1), vorhandnen andern orientalischen Kirchen sind die Erben „häretischer“ (ketzerischer) Provinzialkirchen des fünften und sechsten Jahrhunderts. Es waren die Streitigkeiten über die Person des geschichtlichen Christus, die die Absplitterung dieser Provinzialkirchen veranlaßten. Zwei Meinungen standen damals sich schroff gegenüber. Hier nahm man an, daß in Christo zwei Naturen, ja gleichsam zwei Persönlichkeiten, zu einer Einheit verbunden seien: der wahrhaftige Sohn Gottes und ein wahrhaftiger, individueller Mensch wie wir, der Sohn der Maria.

Die Vertreter dieser Meinung nannte man nach dem Patriarchen Nestorius von Konstantinopel, der 431 auf einem großen Konzil zu Ephesus verurteilt war. Die entgegengesetzte Anschauung, derzufolge der ewige Gottessohn unpersönliche menschliche Natur mit seiner Gottheit so vereinigt habe, daß eine gottmenschliche Natur das Resultat dieser Verbindung gewesen sei, wurde zwanzig Jahre später auf einer großen Synode in Chalcedon verurteilt, und in und nach fast hundertjährigem Kämpfen um diesen Synodalbeschluß verloren die Vertreter der in Chalcedon verurteilten Lehre von einer Natur Christi (die „Monophysiten“) den Zusammenhang mit der Reichskirche. Nachkommen jener alten „Nestorianer“ und gemäßigter „Monophysiten“ sind die Christen der orientalischen Kirchen neben der „orthodoxen“ Kirche. Jene Sonderlehren allein hätten freilich den absplitternden Kirchenteilen ihre Besonderheit nicht durch die Jahrhunderte gewahrt. Nationale Eigenart und Sprache war und ward das Rückgrat dieser Kirchen. Die nestorianische Kirche hatte namentlich in den syrisch-redenden Gebieten des Reiches Wurzel gefaßt. Aus dem Reiche vertrieben (433) haben dann diese syrischen Nestorianer in Persien eine syrisch-redende nestorianische Kirche begründet, die einst weit hinein in den Osten sich ausdehnte. Gegenwärtig ist nur ein kleiner Bruchteil dieser einst großen Kirche im türkisch-persischen Grenzgebiet noch vorhanden: nicht mehr als 70000 Seelen unterstehen jetzt dem in Dschulamerg im kurdischen Gebirge residirenden Patriarchen dieser syrisch-nestorianischen Kirche.

Zahlreicher sind die Nachkommen der Vertreter der Gegenlehre. Hierher gehört die Kirche der unter türkische, russische und persische Herrschaft verteilten, ihre Nationalität aber noch wahrenden Armenier; weiter die syrisch-jakobitische Kirche, deren Anhänger nur nördlich und nordöstlich von Nisibis noch in größerer Menge zusammen wohnen, sonst über den Orient zerstreut sind; sodann die koptische Kirche Aegyptens und die mit ihr noch heute in einem gewissen Zusammenhang stehende äthiopische Kirche Abessiniens. Die Kopten sind gleichwie die jakobitischen Syrer eine absterbende Nationalität; die abessinische Kirche ist die einzige aus dem Altertum erhaltne christliche Landeskirche. Bis 1880 lebten freilich auch manche Muhammedaner in Abessinien. Damals aber verfügte der Vorgänger des jetzigen Negus, daß alle Muhammedaner im eigentlichen Abessinien Christen werden oder auswandern sollten. Die meisten wählten das Erstere, und der Konfessionswechsel vollzog sich mit derselben Leichtigkeit, mit der die blauseidne Schnur gekauft wird, die die christlichen Abessinier tragen.

Wie wenig übrigens die Besonderheit der Lehre für diese orientalischen Kirchen bedeutet, das zeigen die syrischen Thomaschristen an der Südwestküste Indiens. Sie sind der Rest der einst weitverbreiteten syrisch-nestorianischen Kirche; als Nestorianer fanden 1498 die Portugiesen sie vor, als Nestorianer gelten sie noch heute in vielen Lehrbüchern. Und doch haben sie seit 1665 im Kampfe gegen den römischen Katholizismus dem syrisch-jakobitischen Patriarchat sich angeschlossen. Sie blieben dabei Syrer; den Wechsel der Lehre werden sie kaum empfunden haben. Nicht „Nestorianismus“ oder „Monophysitismus“ —

das vielmehr ist für diese orientalischen Kirchen (mit Ausnahme der günstiger zu beurteilenden armenischen Kirche) das Charakteristische, daß in ihnen das Christentum degenerirt ist zur nationalen Zeremonienreligion jetzt kulturloser Nationalitäten oder Nationalitätsreste.

Dies Urteil wird auch ein näheres Eingehen auf die abessinische Kirche bestätigen. L

Notschrei aus Klein-Namaland

(Cape Colonie)

Noch beschäftigen die fortdauernden entsetzlichen Nachrichten aus Armenien die Gemüter, noch appellirt die Not im eignen Vaterlande in den lauten Hilferufen der Konfektionsarbeiter an unser Mitgefühl, da dringt schon wieder ein neuer Hilferuf christlicher Glaubensbrüder zu uns herüber. Können wir sie alle hören? Die Hilfsbereitschaft, die gleichzeitig den Notleidenden in Vorderasien und daneben im eignen Vaterlande mitleidsvoll die Hand reicht, ist ein glänzender Beweis der Liebe, die über alle Schranken hinweg zur Hilfe sich aufmacht, wo nur immer die Not ihr Gelegenheit zur Bethätigung giebt, d. h. der Liebe, die überall Gottes Reich sucht, findet und fördert. Gerade darin liegt eine Ermutigung, die Leser der Christlichen Welt auch auf die Not hinzuweisen, die unsern Glaubensbrüdern in Afrika einen gellenden Notschrei abgepreßt hat.

Es handelt sich um das Missionsgebiet der rheinischen (Barmer) Gesellschaft in der Kapkolonie, näher um die Stationen Konkordia, Kommagos und vor allem Steinkopf nebst Filiale Richtersfeld mit seinen 1200 Gemeindegliedern. Einem im Barmer Missionsblatt (März 1896) abgedruckten Brief des dortigen Missionars Kling entnehmen wir darüber Folgendes:

Es sind bereits zwei Jahre verflossen, seitdem ich auf Steinkopf meinen Einzug hielt. Es war Nacht; indes mein Auge erkannte, daß ich in eine elende Wüste verschlagen war; wäre ich nicht Missionar gewesen, und wäre mir nicht der Gedanke gekommen, daß nach Ps. 72, 9 auch den Wüstenbewohnern das Evangelium verkündet werden müsse, ich würde zurückgekehrt sein; denn in einem solchen Lande zu leben ist einfach unerträglich. Kein Wunder, daß sich die englischen Missionare, die 1805 hierher kamen, bald wieder zurückzogen.

Das Gebiet, das meine Gemeinde inne hat, ist eine halbe Million Morgen groß; fünfzehn Stunden zu Pferde in der Länge und acht Stunden in der Breite. Der Morgen Land ist zu 1 Mark geschätzt; indes niemand würde 1 Mark dafür geben, denn bei weitem der größte Teil ist Steingeröll. Auf dem ganzen Gebiet steht, außer einigen kleinen Gärten, ein einziger Baum, und nirgends ist ein fließend Wasser; nur hie und da befinden sich einige Tümpel, aus denen zu trinken einem schon der Appetit vergeht, wenn man nur die schmutzige Farbe des Wassers ansieht.

Das Land ist bekannt als regenarm, infolge dessen alle drei bis vier Jahre, wenn auch nicht eine Hungersnot, so doch eine Teuerung. Gewöhnlich geht diese aber nach einem Jahre vorbei. So lange ich nun aber im Lande bin (also volle zwei Jahre hindurch), habe ich nichts als Hunger und großes Elend gesehen. Zehn Monate war ich hier, bis ich den ersten Regen sah, und derselbe war schwach genug. Darnach dauerte es wieder sieben Monate, bis ein Gewitterregen fiel. Ab und zu fiel ein Nebelregen, der jedoch nach einigen Stunden aufgetrocknet war. Daß die Erde bei so wenig Regen, wohl aber bei einer Hitze von 30 bis 38 Grad vollständig ausgedörrt ist, und daß unter solchen Umständen nichts wachsen kann, ist begreiflich.

Meine Gemeinde besteht ausschließlich aus Viehzüchtern, die ein stetes Nomadenleben führen. (Anders ist es in Konkordia, einer andern Barmer Station, wo die Leute größtenteils ihr Brot in den Kupferminen verdienen.) Durch die furchtbare Dürre nun gingen meinen Leuten seit zwei Jahren mehr als 15000 Stück Vieh verloren, sodaß die meisten auch kein einziges Schaf mehr besitzen. Ich kenne Familien, die vor zwei Jahren 300 bis 400 Schafe hatten; heute aber nagen sie am Hungertuche. Die Ernte war 1894 bereits so schwach, daß die meisten kaum das Saatkorn ernteten. Mit bangem Herzen sahen wir dem Jahre 1895 entgegen. — Die Dürre hielt an. Ich mußte Vorsorge treffen, daß zur rechten Zeit Saatkorn vorhanden war. Dieses that ich, indem unsre Gesellschaft mir 1500 Mark dazu lieh. Als am Himmelfahrtstage endlich wieder ein Gewitterregen fiel, begannen meine Leute zu pflügen, wiewohl die Tiere so elend waren, daß viele vor dem Pfluge zusammenbrachen.

Schon seit Februar 1895 mußte ich anfangen, eine Anzahl Schulkinder (40 bis 50) wöchentlich dreimal zu speisen; denn es geschah oft, daß die armen Geschöpfe in der Schule ohnmächtig wurden, weil sie seit zwei bis drei Tagen nichts gegessen hatten. Zwei halb verhungerte Knaben habe ich ganz in mein Haus aufgenommen. — Als die Not

immer größer wurde, kamen mir einige afrikanische Freunde, auch unsre Gemeinden am Kap, zu Hilfe; denn nun begannen auch die Erwachsenen ihre Zuflucht zum Missionshause zu nehmen. Durch meinen Besuch bei einigen Ministern des englischen Gouvernements und durch die Bemühungen eines unsrer Brüder wurde endlich die Regierung auf die traurigen Zustände unsrer Gemeinde aufmerksam und steuerte zur Linderung der Not 4000 bis 5000 Mark in Korn bei, wofür die Leute Wege machen mußten. So hoffte ich denn die Leute bis zur Ernte durchzuschleppen, denn das Getreide stand trotz der Dürre nicht so schlecht. Da aber erhob sich am 5. Oktober ein furchtbarer Glutsturm, sodaß man den ganzen Tag über vor Sand und Staub die Sonne nicht zu sehen bekam. . . . Am andern Tage sah man, was für Unheil der Sturm angerichtet hatte. Auf den Kornfeldern war kaum noch eine Spur von Korn zu sehen; alles war aus der Erde herausgerissen, weggetrieben oder aber verschüttet. Auch das wenige Weideland war völlig verbrannt, sodaß die armen Leute mit dem wenigen Vieh, das sie noch besitzen, nach Großnamaland flüchteten. Ein trauriges Bild war es, zu sehen, wenn hier oder da jemand auf dem Felde herumkroch, um die einzelnen halbreifen Aehren, die noch übrig geblieben waren, zu sammeln, um sie darnach in der Sonne zu rösten und zu verzehren.

Ach, welch eine bittere Enttäuschung! Man hoffte auf Erlösung, und siehe, neues und größeres Elend stellte sich ein, und — dieses Elend wird, menschlich gesprochen, ein volles Jahr, bis zur nächsten Ernte — wenn es wirklich eine solche giebt — dauern. Wie bitter ist es doch, vor einer hungrigen Gemeinde von Jahr zu Jahr Gottes Wort zu verkündigen! Wie bitter ist es, wenn einem auf Schritt und Tritt halbverhungerte Menschen begegnen, die man wirklich lieben kann, weil sie treu sind, und man ist nicht imstande, auf die Dauer helfen zu können!

Eines Abends stand ich, kurz vor Beginn des Gottesdienstes, in einem Garten und hörte, wie außerhalb des Gartens ein junger Mann sagte: Es ist nun der dritte Abend, daß ich mich niederlege, ohne etwas gegessen zu haben.

Eines andern Abends höre ich an meiner Hausthüre ein Geräusch; ich sehe nach und finde eine Frau ohnmächtig vor der Thüre liegen. Fünfzehn Stunden weit ist sie gelaufen, um ein Stückchen Brot zu finden.

Eines andern Abends kommt ein Aeltester zu mir. Seit zwei Tagen hungert er mit seiner Frau und acht Kindern. Ich gab ihm den letzten Eimer Korn, den ich im Hause hatte. Er geht weg, und bald hörte ich, wie er mit den Seinen singt: Nun danket alle Gott.

Dann berichtet der Missionar von einem alten Manne, der sich mehrere Tage von dem Fleisch einer krepirten, halbverfaulten Kuh nährte. In dem Filial seiner Station seien, wie er höre, einige Leute vor Hunger gestorben. Auch bei seiner Station habe man Leichen im Felde gefunden. In Kommagos sei die Notlage fast die gleiche. Von seiner eignen Gemeinde sagt er:

Mehr als zweihundert Familien haben keine Handvoll Korn, noch etwas andres zu essen; der Himmel ist ehern, und eine dunkle Zukunft steht uns noch bevor.

Dabei zeigen die Leute eine Ergebung und eine Treue, eine Redlichkeit und eine Unerschütterlichkeit im Glauben und in ihrer Anteilnahme am Gemeindeleben, die den Missionar veranlaßt, seine größte Bewunderung darüber auszusprechen.

Was er davon erzählt, ist wahrlich der Bewundrung wert. Ein Brief aus der Zeit vor Weihnachten, in dem er berichtet, daß „jedes gefallene Tier verzehrt“ wird, und „seit Monaten“ das Gummi der Bäume am Großfluß den Leuten zur Nahrung dient, enthält z. B. Folgendes:

Was den Kirchenbesuch betrifft, so muß ich sagen, daß ich jeden Sonntag erstaunt war, so viele Leute zu sehen, sintemal der größte Teil der Gemeinde mit dem wenigen Vieh nach Großnamaland geflüchtet ist, von wo aus die Leute zwanzig bis dreißig Stunden weit zur Kirche kommen. — Da kommt soeben der Nachbar Jakobus. Sein Pferd ist ihm nach einigen Stunden Reitens liegen geblieben; er kehrt indes nicht um, sondern läuft fünfzehn Stunden lang durch brennenden Wüstensand, um doch zum Weihnachtsfeste hier zu sein.

Von einem armen Hirten, dessen Viehposten in Henkries und dessen Zeit knapp bemessen war, sagt er, daß dieser fast jeden Samstag fünfzehn Stunden weit zum Taufunterricht kam. Er verließ am Freitag Abend seinen Posten und lief die ganze Nacht durch bis zum andern Nachmittag, und das bei 35 bis 38 Grad Hitze.

Nachdem er von mancherlei Beweisen tiefer Frömmigkeit und glaubensfroher Heilsgewißheit erzählt, fährt der Missionar fort:

Solche Erfahrungen geben mir immer wieder neuen Mut, weiter zu arbeiten; sonst wäre es in einem solch elenden Lande nicht auszuhalten. Gern wollte ich die Oede des Landes tragen, wenn nur die Leute nicht so mit dem Hunger und Elend zu kämpfen hätten. Auf die Dauer wird mir solches unerträglich. Dieses Land macht einen entweder gleichgiltig und gefühllos, oder aber es bringt einen, wenn man

sich nicht in die Arme seines Gottes und Heilandes wirft, zur Verzweiflung. Vor dem Letztern bewahre uns der Herr, auf dessen Hilfe wir warten.

Können wir solch einen Notschrei ungehört verhallen lassen? — Ein Verlassen jenes Landes ist nach dem Urteil der Kundigen nicht möglich, oder doch nicht geraten. Darum — mögen der Hilferufe gerade augenblicklich noch so viele sein, die von nah oder fern zu uns gelangen — sollen wir im „Zeitalter ohne Entfernungen," soll die christliche Liebe, die alle Welt umspannt, hier unthätig zusehen, wie unsre Brüder Hungers sterben?

N-H

Charles Dickens, ein christlicher Volksschriftsteller

3. Realismus und Idealismus bei Dickens

Wie mancher Schriftsteller fühlt in sich denselben Trieb der Sympathie mit dem Volke wie Dickens und muß doch mit bitterm Schmerz erleben, daß das Volk, für das er schreibt, ihn nicht liest! Zum Erfolge als Volksschriftsteller gehört eben die Mischung von Realismus und Idealismus, die Dickens' Romane auszeichnet.

Was uns bei allen seinen Gestalten überrascht, ist ihre ungemeine Lebensfülle. Man denke einmal an sein frühestes Werk, die Pickwick Papers! Forster verfolgte ihn mit Staunen bei der Arbeit daran; was ihn aber am meisten frappirte, war Dickens' Gleichgiltigkeit gegen irgend ein Lob seiner Leistung von der rein litterarischen Seite, verglichen mit ihrer höhern Würdigung als Stücke des wirklichen Lebens, als Realitäten statt als Schöpfungen der Phantasie. In der That waren es für ihn selbst Realitäten, die ihren Lebensverlauf aus sich selbst heraus gestalteten, sich nicht von seinem Wollen zwingen ließen; als er die Pickwickier schrieb, wußte er so wenig wie die Leser am Anfang, wo oder wie sie enden würden. Oft gab eine neue Bekanntschaft der Hauptpersonen, die er plötzlich einführte, dem Ganzen eine Wendung, die er selbst zuvor nicht ahnte. Als Forster ihm aussprach, daß er vorzüglich die Wirklichkeit des armen Oliver (in Oliver Twist) spüre, war es ihm das höchste Lob, das er sich denken konnte. Ihm selbst waren diese Gestalten außer ihm lebende, objektive Realitäten. Während er an der Arbeit daran saß, erregte ihn das Reißen an einer Nachbarglocke aufs äußerste:

Ich kann kaum meine eignen Gedanken hören, wie sie mir in den Kopf kommen; ich kann kaum sagen, was sie bedeuten.

Wohl am meisten unter dem Eindruck, objektive Realitäten offenbart zu bekommen, stand er bei der Schöpfung seiner rührendsten Gestalt, der Little Nelly in Old Curiosity Shop. Da konnte oft die Ausführung seiner eignen Erwartung gar wenig genügen, weil das Idealbild ihn so überwältigt hatte. Ganze Nächte hindurch verfolgte ihn das Kind auf seinen Wanderungen. Er scheidet von ihm, wie man sich losreißt von der Geliebten, mit einem Trennungsschmerz, der bis ins Mark des Lebens trifft. Er läßt sie noch ein Kapitel länger leben, als in den Plan paßt; denn er fürchtet sich vor der Leere eines Lebens ohne sie:

Niemand von den handelnden Personen wird sie vermissen wie ich selbst. Es ist solch eine Pein für mich, ich kann meinen Kummer nicht ausdrücken. Alte Wunden bluten frisch, wenn ich nur daran denke, wie ich sie sterben lasse. . . . Ich kann mir selbst den Trost des Schulmeisters nicht predigen, so sehr ichs versuche. Die teure Mary [seine geliebte Schwägerin] starb mir erst gestern, wenn ich an diese traurige Geschichte denke.

Er schrieb die Sterbeszene für Leute, um die der Tod gewesen, mit einem besänftigten Gefühl, zum stillen Trost; ihn selbst machte ihre intensive Wirklichkeit bis zu Tode betrübt.

Es macht mich ganz melancholisch, zu denken, daß alle diese Leute für mich auf ewig verloren sind, und ich fühle, als ob ich nie mehr einer neuen Reihe von Charakteren so zugethan werden könnte.

Die besten Eigenschaften Dickens' finden sich hier vereinigt: die Frische des Humors, der sich hier umsetzt in das tiefste Pathos, der Griff ins volle Menschenleben, die Entdeckung des Guten unter seinen wenig anziehenden Formen und des Schlechten in seinen verlockendsten Verkleidungen, die Herzensweisheit, das gesunde Herz, das Vergnügen und der Spaß, überwallend und

doch unter rechter Kontrolle. Vorzüglich aber die Charakterentwicklung übertrifft alles Lob: die Charaktere arbeiten gewissermaßen selbst, über den Dichter hinweg, ihren Anteil an der Fabel des Romans heraus! Dickens hat diesen Vorgang öfters selbst beobachtet. Als er Martin Chuzzlewit schrieb und er ihm unter der Hand zu etwas ganz anderm wurde, als er geplant hatte, fand er darin einen der überraschendsten geistigen Prozesse:

Nachdem einem gegeben ist, was man weiß, taucht plötzlich etwas auf, was man nicht weiß; und ich bin schlechthin gewiß, daß es wahr ist, ebenso wie ich von dem Gesetz der Gravitation überzeugt bin, womöglich noch mehr.

Es ist so, wie Forster bei der Schöpfung der Chimes bemerkt:

Einmal in der geweihten Verzückung, die Regionen jenseits dem gewöhnlichen Gesichtsfeld eröffnet, hat die Einbildungskraft ihre eignen Gesetze; und wo einmal Charaktere so wirklich sind, daß sie wie Existenzen behandelt werden, da kann ihr Schöpfer selbst sie nicht abhalten, ihren eignen Willen und Weg zu haben.

Als er den dritten erschütternden Teil der Chimes vollendet hatte, schrieb er dem Freunde:

Seitdem ich vor Beginn des zweiten Teils erfaßt hatte, was im dritten vorfallen mußte, habe ich so viel Kummer und Aufregung durchgemacht, als ob die Sache wirklich wäre, und bin damit wach gelegen bei Nacht. Ich mußte mich gestern einschließen, als ich es vollendet hatte; denn mein Gesicht war zeitweilig angeschwollen zu seiner doppelten Stärke und sah höchst lächerlich aus.

Man sieht: es steckte in ihm die beste Kraft eines Schauspielers. Er hatte die Fähigkeit, sich selbst in Gestalten und Eingebungen seiner Phantasie zu projiziren — eines der Wunder der schöpferischen Imagination —; er ward selbst, was er auszudrücken wünschte. Das war das Geheimnis seines unbeschreiblichen Erfolgs bei seinen Vorlesungen aus den eignen Werken. Er schauspielerte aber nicht, er machte nichts; er lebte wieder durch, was er geschaut, mit der Intensität, die nie ohne Pein ist. So ergriff ihn Little Nell, so Florence und Edith Dombey, so Copperfield, wenn er sie las nicht minder, als da er sie schuf.

O, mein lieber Forster, wenn ich dir die Hälfte von dem sagen sollte, was Copperfield mich heute Nacht fühlen macht, wie fremdartig würde ich selbst für dich von innen nach außen gekehrt werden! Es ist, wie wenn ich einen Teil von mir selbst in die Schattenwelt sendete.

Kein Wunder, daß gerade in Copperfield das eigentümlich Individuelle und Extravagante öfters die Grenzen der Kunst überschreitet und grotesk, ja Farce wird. Forster sagt:

Es ist die Wahrheit dieser wie ernsterer Dinge, daß sie in der Welt existiren genau in den Proportionen und Graden, wie sie der Genius allein entdecken kann. Aber niemand hat je eine so überraschende Fähigkeit wie Dickens gehabt, selbst das zu werden, was er darstellte, und derart in geistige Phasen und Prozesse einzugehn, in die mannichfaltigsten Lebensbedingungen, daß er vollkommen in Dialogform reproduziren konnte, ohne eines einzigen erklärenden Wortes zu bedürfen.

Am großartigsten offenbart sich diese Meisterschaft im Dialog wohl in Nickleby: zumal in den untergeordneten Personen dieses Romans zeigt er seine Kraft, Charaktere zu wirklichen Existenzen zu machen, indem er sie mit keinem Wort beschreibt, sondern sie in ihren Dialogen sich selbst beschreiben läßt. Das ist eben das Genie, wie er denn selbst gerade hieran erkannte, daß er für seine Kunst geschaffen war:

Wenn ich mich mitten in meinem Kummer und Elend niedersetze an mein Buch, dann zeigt mir irgend eine wohlthätige Macht es alles und lockt mich, mich dafür zu interessiren, und ich erfinde es nicht — wahrhaftig nicht — sondern ich sehe es und schreibe es nieder . . . Erst wenn es alles beendet und erledigt ist, fange ich an zu argwöhnen, daß die momentane Erleichterung im Schreiben mich etwas gekostet hat.

So ging es ihm zumal mit Tale of two cities, diesem Meisterstück einer Erzählung, die sich selber vorträgt.

Aber so weit dieser Realismus von der langweiligen Klassizität regelrechter, ideologischer Erfindungen entfernt ist, so weit liegt er ab von dem, was man heute so zu nennen wagt: die bloße Photographie der grauen Wirklichkeit. „Du weißt, wie ich in meinem Geist Tempel aufrichte, die nicht mit Menschenhänden gemacht sind," schreibt Dickens einmal. Der berühmte Kritiker Henri Taine hat Dickens einen zu großen Reichtum an frei schaffender Einbildung vorgeworfen. Aehnlichen Vorwürfen gegenüber verteidigte sich Dickens durchschlagend:

Es scheint mir nicht genug von einer Beschreibung gesagt zu sein, wenn man ihr exakte Wahrheit nachrühmt. Gewiß, exakte Wahrheit muß da sein; aber das Verdienst oder die Kunst des Erzählers liegt in der Art, wie er die Wahrheit zur Darstellung bringt. . . . In dieser Zeit, wo die Tendenz vorherrscht, furchtbar buchstäblich zu sein, ja wie ein Katalog genau — die Sache kurz wie eine Summation von bestimmten Faktoren abzumachen, die irgend ein armseliges Geschöpf in dieser Weise leisten kann — da habe ich die Idee (wahrhaftig gegründet in meiner Liebe zu meinem Beruf), daß es von solcher phantasievoller Behandlung abhängen dürfte, ob die volkstümliche Litteratur sich erhalten läßt hierdurch durch diese dunkle Zeit für das volkstümliche Element.

In der That hat das Auseinanderhalten von Realismus und Idealisirung im Gebiet der Novellistik keinen rechten Sinn, wenigstens für wirklich höher stehende Autoren. Kein Verfahren kann ohne das andre bestehen.

Mag der Sinn noch so empfänglich für äußere Eindrücke, mag die Beobachtungsgabe noch so geschärft sein für alles Wahrnehmbare — ohne das viel seltnere Schauen der Einbildungskraft ist nichts zu erreichen, was in irgend einem echten Kunstsinn real genannt zu werden verdiente. Kehre diese Behauptung um, und das Resultat davon ist ausgedrückt in der ausgezeichneten Bemerkung Lord Lyttons [Bulwer], daß die glücklichste Bereicherung der Phantasie die ist, die sie in den Stand setzt, freudig sich zu Hause zu fühlen in der Wirklichkeit.

Das setzt aber voraus, daß der Schreiber zwar durchgehend von einem intensiven Interesse an der Wirklichkeit und ihrer Idealisirung beseelt, aber im Moment der Produktion von jeder schulmeisterlichen Tendenz frei ist. Unsre „christliche“ Litteratur verfehlt es gerade hierin so sehr, drängt ihre Besserungstendenz in brutaler Deutlichkeit auf, sodaß die Figuren nur übel bekleidete Schemen von Tendenzen sind, folglich manierirt und uninteressant. Dickens drängt seine Lehre nie auf; er weiß zu gut, daß ein Werk der Fiktion niemals einen Satz beweisen, nur ein richtiges Gefühl zum unwillkürlichen Durchbruch bringen kann. Mir ist nur eine einzige Gestalt erinnerlich, die uns ähnlich berührt wie die meisten Gestalten der „christlichen“ Erzählungen: Copperfields Engelweib Agnes, deren nie irrende Weisheit und selbstverleugnende Güte sie an Anziehungskraft so weit zurückstehen läßt hinter der verliebten kleinen Dora, halb Kind halb Weib, mit ihrer verzognen Närrischkeit und Zärtlichkeit.

An der Autobiographie David Copperfield läßt sich überhaupt am besten die Art klar machen, wie Dickens Realismus und Idealismus, Wahrheit und Dichtung unlösbar in einander verwebt. Das reichlich vorhandne Didaktische gewinnt gerade daraus seine Kraft, daß es bloß ein Nebenmoment ist neben dem höhern, durchgehendern Motiv, freudvolles Heimatsgefühl im idealen Streben zu verbreiten. Wir lernen da durch den Lauf der Ereignisse den Wert der Selbstverleugnung und Geduld, ruhigen Ertragens unvermeidlicher Uebel, kraftvollen Ankämpfens gegen heilbare Uebel; und alles in den Schicksalen der handelnden Personen mahnt uns, unsre edeln Regungen zu stärken und die keuschen Heiligtümer des Geistes zu wahren. Aber wenn auch dies schon hinreichen würde, um die außerordentliche Popularität Copperfields zu erklären, so wird sie doch ungemein erhöht durch die gewaltige Illusion, die die Darstellung hervorruft. Gewiß kann man sich kaum einen Leser denken, Mann oder Jüngling, der nicht die Entdeckung gemacht hätte, daß er selbst ein Stück von Copperfield sei; Kindheit und Jugendzeit leben wieder auf für jeden von uns in seinen wunderbaren Knabenerfahrungen. Das Geheimnis liegt darin, daß es dem Künstler gelungen ist, in seiner Porträtirung dieser einen Person seine Erfahrungen an fünfzig zu verkörpern. Man hat aus der zweifellosen Aehnlichkeit vieler Einzelzüge der Autobiographie mit Einzelzügen seines eignen Lebens einen übereilten Schluß gezogen auf die volle Identität Dickens' mit seinem Helden; ja man hat ihm sogar die wenig taktvolle Absicht untergeschoben, seinen eignen Charakter ebenso wie Teile seines Lebenslaufs in der Erzählung darzustellen. Aber ganz abgesehen davon, daß Dickens und David Copperfield sehr verschiedne Temperamentsanlage haben, heißt das Dickens' Kompositionsweise völlig verkennen. Das Verhältnis seines Helden zu ihm selbst ist nur ein Beweis dafür, wie durch und durch er seinen Beruf verstand: Thatsachen mit Fiktionen ungeschickt zu verweben, würde die Wahrheit der letztern nur weniger wahr machen. Er wählte die Form der Autobiographie nur, um zu zeigen, daß eines jeden Menschen Leben als ein

Spiegel des Daseins gelten kann für alle Menschen; der individuelle Lebensverlauf wird ganz und gar nebensächlich gegenüber der Fülle von Erfahrungen, die im Zusammenleben gemacht und weitergegeben werden.

Besser als durch diese von Forster in der Hauptsache abhängige Charakteristik Copperfields vermag ich nicht das Ideal realistischer Idealisirung zu beschreiben, von der alle tiefere Wirkung auf das Volksgemüt abhängt.

Otto Baumgarten

Verschiedenes

(Ein Mißbrauch der Bibel) Unter diesem Titel schreibt ein Korrespondent der Christian World vom 12. März Folgendes:

Es ist schon oft nachdrücklich auf die Notwendigkeit einer gründlichen Reform in der Methode der Schrifterklärung hingewiesen worden, und man hat zahlreiche Illustrationen für den falschen Gebrauch der Schrift beigebracht. Das folgende Beispiel dürfte schwer zu überbieten sein; es stammt aus einer Verteidigung des Frühaufstehens als Lebensgewohnheit.

„Aber lehrt uns das Wort Gottes wirklich, daß wir uns morgens frühzeitig vom Schlummer erheben sollen? Wir wollen auf das Beispiel der Erzväter achten:

Abraham stand früh am Morgen auf — 1. Mos. 19, 27; 21, 14; 22, 3.

Und Jakob stund des Morgens frühe auf — 1. Mos. 28, 18.

Und der Herr sprach zu Mose: Mache dich morgen früh auf — 2. Mos. 8, 20; 9, 13.

Moses machte sich des Morgens frühe auf — 2. Mos. 24, 4; 34, 4.

Und Josua machte sich früh auf — Jos. 3, 1; 6, 12; 7, 16; 8, 10.

Und da Gideon des andern Morgens frühe aufstund — Richt. 6, 38.

Und Samuel machte sich früh auf — 1. Sam. 15, 12.

Da machte sich David des Morgens frühe auf — 1. Sam. 17, 20.

Und Hiob machte sich des Morgens früh auf — Hiob 1, 5.

Da nun die Tugenden der Patriarchen und Propheten zu unsrer Ermahnung (1. Kor. 10, 11*) aufgezeichnet worden sind, so sollen wir aus den vorstehenden Beispielen entnehmen, daß es der Wille unsers himmlischen Vaters ist, daß Seine Kinder früh aufstehen. Aber wir haben ein noch heiligeres Beispiel für das Frühaufstehen. Unser gesegneter Heiland war ein Frühaufsteher:

Und des Morgens vor Tage stund er auf und ging hinaus; und Jesus ging in eine wüste Stätte und betete daselbst — Mark. 1, 35.“

Auf dieselben Grundsätze der Auslegung kann man ein Argument dafür basiren, daß man überhaupt nicht zu Bett geht:

„Aber lehrt die Bibel wirklich, daß wir uns ganz und gar des Schlafes enthalten sollen? Wir wollen die Beispiele beachten:

Samuel schrie zum Herrn die ganze Nacht — 1. Sam. 15, 11.

Und David lag über Nacht auf der Erde — 2. Sam. 12, 16.

Und der Herr erschien dem Isaak in derselben Nacht — 1. Mos. 26, 24.

Und Gott sprach zu Israel des Nachts im Gesicht — 1. Mos. 46, 2.

Um die Mitternacht aber beteten Paulus und Silas und lobeten Gott — Apostelgesch. 16, 25.

Beim Apostel Paulus scheinen späte Nachtstunden nichts Ungewöhnliches gewesen zu sein:

Und Paulus zog die Rede hin bis zu Mitternacht — Apostelgesch. 20, 7.

Aber das »heiligste Beispiel« findet sich bei Lukas 6, 12, wo von Jesus erzählt wird: Und er blieb über Nacht in dem Gebet zu Gott.“

P J

Zur Beachtung

Diese Nummer ist als Probenummer in stärkerer Auflage gedruckt; wir empfehlen sie angelegentlichst zur Werbung neuer Freunde. Die Verlagshandlung versendet an jede Adresse unentgeltlich in beliebiger Anzahl. Auch sei an die monatlichen Probeabonnements erinnert. Gegen Einsendung von 70 Pfennigen verschickt die Verlagshandlung vier auf einander folgende Nummern je nach Erscheinen mit oder ohne Nennung des Auftraggebers an jede beliebige Adresse.

Das erste Quartal wird auf Verlangen für 2 Mark nachgeliefert. Einzelnummern sind für 20 Pfennige zu haben.

Neben der Christlichen Welt erscheint als selbständiges Blatt die Chronik der Christlichen Welt, ein kirchliches Nachrichtenblatt. Man bestellt sie für 1 Mark 50 Pfennige auf das Vierteljahr. Postnummer ist 1481.

Auch von der Chronik wird Nr. 14 unentgeltlich als Probenummer in beliebiger Anzahl ausgegeben.

Das erste Vierteljahr kann noch für 1 Mark 50 Pfennige nachbezogen werden. Einzelnummern kosten 20 Pfennige.

Die Verlagsbuchhandlung — Der Herausgeber

*) „Solches alles widerfuhr jenen zum Vorbilde; es ist aber geschrieben uns zur Warnung . . .“

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 14 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Die **Direktorstelle**
an der
evangelischen Lehrerbildungsanstalt
in Bielitz
ist zu besetzen. Bezüge: 1200 fl. Stammgehalt, 300 fl. Direktorszulage, Dienstwohnung bestehend aus vier geräumigen Zimmern nebst Zubehör, fünf Dienstalterszulagen von fünf zu fünf Jahren im Betrage von je 120 fl. Die Direktorszulage wird bei der Bestimmung der Pensionsbezüge mit eingerechnet. Eine Landeszulage wird in Aussicht gestellt.

Bewerber, die die Lehrbefähigung für den **Religionsunterricht** und für **Pädagogik** besitzen, mögen ihre entsprechend belegten Gesuche bis zum

30. April

richten an das

Presbyterium der evangelischen Kirchengemeinde A. B. in Bielitz, österr. Schles.

Frühjahrsversammlung der Freunde der Christl. Welt
in der Provinz Brandenburg

Dienstag den 5. Mai 1896, abends 6 Uhr
in Berlin, Leipzigerstr. 134, Viktoriasäle.

Vortrag des Herrn Professor Gunkel: „Elias und seine Stellung in der Geschichte der Alttestamentlichen Offenbarung"

Baltzer Harnack v. d. Heydt Kaftan Scholz Seeberg v. Soden

Evangelische Konferenz in Schlesien

Mitgliederversammlung am 29. April 9½ Uhr vorm. in Liegnitz (Schießhaus)

1. Pastor Günther-Arnsdorf i. R.: Biblische Ansprache.
2. Prediger Professor Scholz-Berlin: Der Gnadencharakter der christlichen Heiligung.
3. Anträge. Jahresbericht. Vorstandswahl.

Um 2 Uhr gemeinsames Mittagessen

Der Vorstand

Königlich Preußisches Gymnasium
zu Schleusingen

Beginn des Schuljahres am 14. April, Aufnahme am 13. April. Schülerzahl 150. Alumnat für 50 Schüler von I—III; Pension 460 Mk., für gute und bedürftige Schüler Ermäßigung auf 360, 260, 160, 60 Mk.

Dr. Schmieder, Direktor

Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig

Hefte zur Christlichen Welt
Soeben ist erschienen:
Nr. 23. **Bibelwort und Gotteswort.** Von Evangelicus. Preis 40 Pfg.
Nr. 24. **Die altkirchl. Christologie und der evangel. Heilsglaube.** Von P. Lobstein. Preis 40 Pfg.

Isabella-Akkord-Zither
von jedermann ohne Musikkenntnis sofort spielbar: 6 Manuale, 25 Saiten, prachtvoller Ton, schwarz polirt mit Malerei, Perlmutter- u. Rokokoarbeit, mit Stimmschlüssel, Stimmpfeife, Zitherringe, Notenhalter und 3 Notenheften je etwa 15 Stücke enthaltend, **alles zusammen** liefere für **nur 12,50 Mk.** inkl. Verpackung gegen Nachnahme. Reeller Ladenpreis 18 bis 20 Mk.

Richard Kox, Musikwerke, Duisburg a. Rh.

Prakt. Ratgeber für Erwerb suchende Frauen und Mädchen der besseren Stände
von Emy Gordon
geb. Freiin von Beulwitz.
Mit reichhalt. Adressenanhang, 160 S., geh. 1 Mk., geb. 1,50 Mk.
„Eins der nützlichsten Bücher, die jemals erschienen sind, und das von Staats wegen jeder Frau, jedem erwachsenen Mädchen in die Hände gegeben werden sollte; die eine Mark, die es kostet, macht sich hundertfältig bezahlt." (Deutsche Frauenzeitung)
Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder auch direkt gegen Einsendung von 1,10 oder 1,70 Mk. von der Verlagsbuchhdlg. **Hobbing & Büchle i. Stuttgart.**

Die Kirche
Evangelisch-protestantisches Sonntagsblatt
Sechs provinzielle Ausgaben. Aufl. 17000. Preis 40 Pfge. vierteljährl.
Agenten gesucht gegen hohen Rabatt
Postzeitungsliste Nr. 3384. Versandstelle: J. Hörning in Heidelberg
(ebenda erscheinen die von Drews, Issel und Kind herausgegebnen Pfennigpredigten)

„Zu den erfreulichen Erscheinungen, die der kirchl. Liberalismus gezeitigt hat, gehört sein in mancherlei Formen erscheinendes Sonntagsblatt: Die Kirche" (Chr. W. 1892, Nr. 9, Sp. 199)

Chronik der christlichen Welt
Postzeitungs-Nr. 1481. Vierteljährlich 1,50 Mark

Nr. 13: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Fortsetzung der Beratung des Kultusetats im preußischen Abgeordnetenhause; Zur Petersdebatte; Zur Bewegung gegen die Zivileheschließung; Zur Wittener Pfarrerfrage — Evangelische im Auslande — Verschiedenes

---

Das Ev. Pädagogium, Godesberg a. Rh.
(Realschule u. Progymnasium in parallelen Kursen) hat es sich zur Aufgabe gestellt, Erziehung und Unterricht harmonisch zu verbinden. Die 119 Zöglinge sind auf 12 Familienhäuser der Anstalt (unter Leitung der verheirateten Lehrer) verteilt. So wird den Zöglingen kein Anstaltsleben, sondern ein auf ihre Bedürfnisse gerichtetes christliches Familienleben, wo auch ihre körperliche und gemütliche Entwicklung gefördert werden kann, geboten. Kleine Klassen. Ostern 1896 erstes **Abschlußexamen a. d. Anstalt selbst.**

Rektor O. Kühne u. Prof. Dr. H. Kühne

Zu verkaufen für nur M. 105
Herzogs, Realencyklopädie der protest. Theologie. 2. (neueste) Aufl. 18 Bde. Hfz. geb. (Neupreis Mk. 216), durch
Alfred Lorentz,
Antiquariat, Leipzig

Töchterheim
des ev. Diakonievereins.
Pensionat für Töchter gebildeter Stände zu häusl., wissenschaftl., gesell. u. Berufsausbildung in **Cassel, Schloß Werdorf** und **Norderney.** Ziel: sittliche u. wirtschaftliche Selbständigkeit. Preis 800 Mark, für Vereinsmitglieder Selbstkosten. Prospekte durch Prof. D. Zimmer, Herborn.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph in Giessen Nr. 162.

Einladung zum Abonnement
auf die
Allgemeine Zeitung, München,
mit wissenschaftlicher und volkswirtschaftlicher Beilage.

Die Allgemeine Zeitung, die, nach allen Seiten vollkommen unabhängig, den deutsch-nationalen Standpunkt mit Entschiedenheit vertritt, gewährt ihren Lesern die Möglichkeit, sich auf allen Gebieten des öffentlichen und wirtschaftlichen Lebens, sowie über Musik, bildende Künste, Theater, Litteratur und Wissenschaften durch unparteiische, objektiv gehaltene Berichte und Darstellungen zuverlässig zu orientiren.

Seit Anfang d. J. haben wir neben dem weiter bestehenden Abonnement für Hauptblatt und wissenschaftliche Beilage ein Abonnement für jeden dieser beiden Teile eingeführt. Hierdurch ist solchen Lesern, die nicht in der Lage sind, den überaus umfangreichen Stoff der ganzen Zeitung zu bewältigen, die teilweise Erwerbung derselben ermöglicht. Es gelten nunmehr folgende Bezugsarten und Preise:

für die ganze Zeitung, wie bisher	Mk. 9.—
„ Morgen- und Abendblatt ohne Beilage	„ 4.50
„ die (wissenschaftliche) Beilage allein	„ 4.50
„ dieselbe in Wochenheften	„ 5.—

Die in- und ausländischen Postämter nehmen Bestellungen hierauf entgegen.

Neu eintretende Abonnenten erhalten gegen Vorlage des Postscheines die Zeitung bis zum Monatsschluß gratis.

Verlag der Allgemeinen Zeitung, München.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 15 — Leipzig, den 9. April — 1896

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Christus ein Rätsel? — Menschliches Vertrauen und christlicher Glaube: 2. Auseinandersetzung mit dem wissenschaftlichen Positivismus — Die abessinische Kirche: 2. Die altkirchlich-orientalischen Charakterzüge und die nationale Eigenart der abessinischen Kirche — Die Amtsenthebung des Pfarrers Steudel. Aus Württemberg: 1 — Charles Dickens, ein christlicher Volksschriftsteller: 4. Humor und Karikatur bei Dickens — Verschiedenes: Friedrich Wilhelm Dörpfeld; Die römische Frage; Ueber einen neuen Konfirmationsunfug; Ueber Geschichten in der Predigt — Quittung — Anzeigen

Christus ein Rätsel?

Zu derselben Zeit antwortete Jesus und sprach: Ich preise Dich, Vater und Herr Himmels und der Erde, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast, und hast es den Unmündigen offenbaret. Matth. 11, 25.

Ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande; er gilt auch nichts in der Zeit, in der er lebt. Die Nachwelt errichtet denen zuweilen Denkmäler, die von ihrer Mitwelt verlacht wurden. Manch edler Geist muß erst untergehen, daß die Welt zu spät erfahre, was sie an ihm gehabt hat. Gilt Aehnliches auch von unserm Heiland? Es scheint fast so. Denn die große Masse seiner Zeit- und Volksgenossen hat ihn wahrlich nicht verstanden; sie haben ihn bewundert, haben erstaunt seinen Worten gelauscht, vielleicht ist es sogar eine Zeit lang Modesache gewesen, ihn zu hören, aber begriffen haben sie ihn nicht. Und es war wahrlich nicht nur böser Wille, daß sie ihm nicht glauben wollten. Auch über seine Jünger muß er immer wieder klagen, daß sie ihn nicht verstehen können. Aber er ist nicht seinen Zeitgenossen allein, sondern vielen unter den Nachlebenden bis auf diesen Tag ein Rätsel geblieben. Wenn nur rohe gefühllose Menschen an ihm achselzuckend vorübergingen, wir würden es verstehen; ein Mensch ohne Gewissen, wenn es einen solchen giebt, hat auch kein Organ für den Heiligen Gottes: aber das ist unser Schmerz, daß viele, selbst von den Edelsten und Besten, ihn nicht begreifen können. Muß ihnen denn Christus ein ungelöstes Rätsel bleiben? Vielleicht sind es treue, ehrliche Seelen, die sich redlich mühten, ihn zu begreifen. Es war, als wäre die Verheißung nicht für sie da: Suchet, so werdet ihr finden! Das haben sie gefühlt, daß ihnen in Jesu etwas Außerordentliches, etwas Wunderbares entgegentritt, aber deshalb eben, meinen sie, müsse er ihnen ein Rätsel bleiben. Sie wollen ihn bewundern, aber sie meinen, sie könnten ihn nicht begreifen. Sie meinen vielleicht ein Recht dazu zu haben, vor ihm mit ihrem Forschen und Grübeln einzuhalten. Sie wollen nichts von ihm aussagen. Das Dasein bietet soviel Rätsel. Wenn man nur tiefer gräbt, stößt man überall auf ungelöste Fragen. Ueberall müssen wir uns damit bescheiden lernen, daß unser Wissen Stückwerk ist, ja daß wir selbst uns im letzten Grunde unerkennbar sind. Darf es uns da Wunder nehmen, daß diese höchste Erscheinung der Weltgeschichte, daß Christus ein Rätsel ist?

Christus ein Rätsel? Nein, das darf nicht sein, das kann nicht sein! Er, der aller Welt Heiland sein will, er sollte unverstanden bleiben? Wir müssen es doch wissen, was es um ihn ist, wenn er uns selig machen soll. Er ist der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater, denn durch ihn. Der Weg muß deutlich, die Wahrheit klar, das Leben gewiß sein.

Und Christus läßt sich finden. Es sind nur viele auf falscher Fährte oder suchen nicht ernstlich. Den Weisen und Klugen hat Gott solches verborgen, den Unmündigen hat er es offenbaret. Mit voller Klarheit hat Jesus selbst das vorausgesehen. Wenn er so redet, ist es freilich sein Werk, das er verborgen nennt für die Weisen, offenbar für die Unmündigen, nicht zunächst seine Person. Aber auch hier läßt sich seine Person und sein Werk nicht trennen. Die damalige Schulweisheit war ebensowenig imstande, ihn selbst zu begreifen, wie sie sein Werk verstehen konnte. Dem Menschenverstand wird der Heiland immer ein Rätsel bleiben, wielange er es auch versucht, ihn rein aus sich selbst heraus zu begreifen. „Du gleichst dem Geist, den du begreifst." Hier ist mehr denn Fleisch und Blut, hier gilt es nicht selbst zu schaffen, sondern zu empfangen.

Aber wie oft hat die Christenheit das vergessen! Was halfen dann all die schönen Formeln vom Gottmenschen, von den zwei Naturen in ihm, oder wie sie sonst lauten mögen! Mit Worten, die man von Christo macht, kommt man ihm selbst keinen Schritt näher. Es geht nicht an, erst begreifen und dann glauben zu wollen, das darf auch unsre Zeit nicht vergessen. Und es ist gut, daß dem so ist. Jesus preist seinen Vater dafür. Mit eigner Kraft können wir uns selbst wohl überwinden, aber nie uns über uns selbst herausheben. Was wir durch eigne Weisheit erzielten, kann uns im tiefsten Grunde doch nicht erlösen. Solange selbstgewonnene Klugheit etwas gilt, ist das Gut, das sie schafft, immer nur der Vorzug Einzelner. Wollte Jesus die Welt erlösen, mußte ein andrer Weg zu ihm führen.

Gott hat es den Unmündigen geoffenbaret. Den „Unmündigen" — bleiben wir bei Luthers Wort stehen. Er hat den Gedanken richtig erfaßt, wenn er ihm auch durch das Wort, das er wählt, eine leise Wendung giebt. Unmündig ist der, der sich nicht selbst raten und helfen kann, der des Schutzes eines Andern bedarf, daß ihm sein Recht werde. Das ist der erste Schritt auf dem Wege zu Christo, daß wir bekennen, wir selbst wissen nicht aus noch ein, die Not des Lebens ist zu schwer, als daß wir sie allein tragen könnten. Die Macht der Sünde ist zu groß. „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?" Ich will nicht sagen, daß dies in unserm Christenglauben immer zeitlich das Erste sein müsse. So verschieden wie die Menschen sind, so verschieden sind auch die Wege, die zu Christo führen. Aber einmal müssen wir es empfinden, und das ist dann die entscheidende Stunde unsers innern Lebens. Und was wir in ihr erfahren, das bekennen wir immer wieder: Gott hat es den Unmündigen geoffenbaret. Wir wußten es vielleicht selbst nicht recht, was uns fehlte, noch viel weniger konnten wir es klar aussprechen. Gott wußte es, darum half er uns und sandte uns Jesum, der sagt es unserm Herzen, und nun ist uns geholfen. Ein rechter Vater hilft seinen Kindern auch dann, wenn sie ihm ihre Not nicht klar aussprechen können oder wollen. Ein Kind will aber auch gar nicht alles selbst können und selbst schaffen. Wir müssen vor unserm Gott werden wie die Kinder, dann ist uns geholfen. Denn dann führt uns

Gott von diesem ersten Schritte weiter. Er führt uns ein in sein Reich, daß wir in ihm Leben, Friede, Freude und Seligkeit haben. Aber ohne diesen entscheidenden Schritt geht es nun einmal nicht im Christenleben. Und das ist doch die Ursache, warum so viele an Christo vorbeigehen, sie können die Freudigkeit dazu nicht finden. Ich weiß es wohl, es ist oft nicht ihre Schuld, man hat ihnen viel von Christo gesagt, man hat sie gezwungen von ihm zu lernen, aber dies Eine hat man ihnen nicht gesagt, oder sie haben es über all dem Uebrigen, was man von ihm lehrte, überhört. Sie haben sonst viel gelernt. Nun suchen sie Jesum auf dieselbe Weise zu ergreifen, wie das Uebrige, das ihnen die Welt bietet. Sie wissen nicht, daß zu Jesu ein andrer Weg führt. Vielleicht meinen sie gar Jesum nicht begriffen zu haben, und er hat sie längst gefunden. Das, was er uns sein will, das haben sie, wenn sie auch meinen, er sei ihnen ein Rätsel. Ihrer Weisheit und Klugheit hat Gott es verborgen, aber ihrer Unmündigkeit hat Gott es geoffenbaret.

Aber ist uns nicht Christus dennoch ein Rätsel? Wir wissen wohl, was wir in ihm und durch ihn haben, er ist uns nicht mehr ein Fremder. Er ist uns eine persönliche Gegenwart geworden. Aber vieles an ihm bleibt uns dennoch ein Rätsel. Wir möchten ihn gern ganz verstehen, aber das will uns nicht gelingen. Wir fühlen, die Worte, in die man das Geheimnis seiner Person zu fassen gesucht hat, sagen uns das nicht, was sie uns sagen sollen. Wir suchen nach andren, und die sagen uns noch weniger. Sein Name heißt „Wunderbar." Es ist uns vielleicht gut, daß wir ihn nie ganz begreifen können. Vielleicht bleibt es immer unser Los auf Erden, von ihm nur stammeln zu können. Nun, so seis. Ein Rätsel ist er uns dennoch nicht mehr. Wenn wir nur mit Thomas zu ihm sprechen können: „Mein Herr und mein Gott!" wenn wir nur glauben, daß er uns erlöset hat, was kümmert es uns, daß wir Menschen die Wege Gottes nicht überschauen können, auf denen er zu uns gekommen ist. Christus bleibt doch der Weg, die Wahrheit und das Leben. Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Worte. Wo Gott sein Wesen hat, giebt es für uns Menschen immer Wunder und Rätsel; es ist uns genug, daß wir ihn selbst als unsern Gott erkannt haben. Die Stunde kommt, wo das Stückwerk aufhört und das Vollkommne anfängt. Dann wird es keine ungelösten Rätsel mehr geben. Ist es denn zu schwer, bis dahin zu warten? O B—r

---

Menschliches Vertrauen und christlicher Glaube

2. Auseinandersetzung mit dem wissenschaftlichen Positivismus

Das Wesen des Glaubens ist Vertrauen. Dieses Vertrauen definiren wir als eine freiwillige unwillkürliche Hingabe und Preisgabe des eignen Ich an einen Gegenstand oder an ein dem Verstande nicht nachweisbares Wesen, von dem wir Gewißheit durch Beweise nicht erhalten können. Damit ist nicht gesagt, daß der Begriff des Vertrauens den des christlichen Glaubens erschöpft, wir behaupten nur, daß es sein Hauptbestandteil ist. Ebensowenig übereilen wir uns bei der Bestimmung der Natur und der näheren Beschaffenheit dieses Vertrauens oder seines Daseinsrechtes. Wem soll ich vertrauen, wie, und warum? Lauter Fragen, die wir nicht eingehend behandeln werden; sie schwinden von selbst im Laufe unsrer Untersuchung. — Wir setzen also bei der Behauptung ein, die niemand bestreiten wird, daß der Glaube, der christliche Glaube im wesentlichen Vertrauen ist; Glauben heißt in der Hauptsache Vertrauen.

Mit dieser Voraussetzung begegnen wir zunächst den Einwänden des wissenschaftlichen Positivismus. Er weist den christlichen Glauben unter dem Vorwand ab, der Glaube sei dem Wirklichen dieser Welt und den Erfahrungen des Lebens fremd. Prüfen wir die Festigkeit dieses Einwands.

Ihr stellt die Wirklichkeit dieser Welt fest; gut, ich nicht minder. Aber in wessen Namen thut ihr das? Im Namen des Vertrauens, das euch die Thätigkeit eurer Sinne einflößt, durch das allein ihr mit der Welt in Beziehung steht. — So

handelt es sich also um Vertrauen, mithin um Glauben. Denn wenn die Sinne uns täuschten? Wenn die Welt nicht dem Bilde entspräche, das sie in euch entstehen lassen? Wer bürgt für ihre Wahrhaftigkeit?

Ihr antwortet, die Sinne könnten nicht täuschen, die Erfahrung bestätige immer die Richtigkeit ihrer Mitteilungen, und in der That habt ihr die allgemeine stets gleichlautende Stimme des Menschengeschlechts für euch. — Daß die Erfahrung das sinnlich Gegebne bestätige, glaube ich gern. Denn dieser Einwand läuft auf die Tautologie hinaus: Was mir meine Sinne sagen, wird von meinen Sinnen bestätigt; denn die von euch angerufene Erfahrung ist immer noch eine sinnliche Erfahrung. Und wer hindert mich denn zu glauben, die übereinstimmende Meinung des Menschengeschlechts sei nur die unendlich große Verbreitung eines persönlichen Wahnes, die von allen Menschen geteilte und, weil sie Menschen sind, von allen vervielfältigte Illusion, kurz eine rührende Einstimmigkeit in dem Glauben an ein Trugbild?

Doch weiter! — Ihr bringt die unveränderliche Weltordnung in Gegensatz zu der nur möglichen Existenz des Christenglaubens; ihr haltet an der Wirklichkeit der Außenwelt fest, des objektiven Daseins der Dinge und der Welt? Ich frage wiederum, mit welchem Recht? Wer beweist euch das Dasein dieser wirklichen, objektiven, äußern Welt. Eure Sinne? Gewiß nicht, denn sie liefern euch nur Wahrnehmungen, die euch allein angehören, und von deren rein subjektiver Natur ihr niemals abstrahiren könnt. Ich sehe, fühle, berühre, sagt ihr; was ihr aber seht, fühlt und berührt, habt ihr in Wahrheit niemals erkannt und werdet es nie direkt erkennen. Sprecht von einer Empfindung, einer Berührung, einem Sehen der Dinge, aber behauptet nicht, das Empfundne, Berührte, Gesehene zu kennen. Vergeßt nicht, daß euer Berühren, Sehen und Empfinden eine beständige Schöpfung eurer Sinnlichkeit ist. Existiren Licht und Schall an sich? Sind sie nicht das Erzeugnis eurer Hör- und Sehorgane, die das zu Schall und Licht machen, was an sich weder Schall noch Licht ist, sondern Aether- oder Luftschwingungen? Immer schiebt sich zwischen euch und den geheimnisvollen Gegenstand, über den ihr Aussagen macht, und der doch unendlich viel unerkennbarer ist, als Gott selbst, eure Wahrnehmung, mithin die unaufhörliche Thätigkeit eurer Sinne, die ihr allein unmittelbar wahrnehmt. Sie zieht um euch einen unüberschreitbaren Zauberkreis, dem ihr so wenig entfliehen könnt, wie der Mensch seinem Schatten. Nichts, gar nichts verbürgt euch das Dasein der objektiven Welt. — Doch ich verweile nicht länger bei philosophischen Gemeinplätzen.

Glaube ich also an die Wirklichkeit der objektiven Welt und ihr mit mir, so gesteht auch mit mir, daß ihr daran *glaubt*, daß ihr dabei, ihr wie ich, einen Akt des Vertrauens vollbringt, meinetwegen instinktiv, spontan und notwendig, wenn auch mehrere Philosophen wenigstens theoretisch ihn nicht ablehnen möchten, aber doch bleibts ein Vertrauen, ein Glauben.

Da haben wir also Glauben und Vertrauen, das ihr aus der Reihe der menschlichen Wirklichkeiten ausschließen wolltet, an der Quelle alles Wirklichen selbst als erste Voraussetzung und Grundbedingung alles Weiteren, ohne die von euch und der Welt nur ein armseliger Zug flüchtiger täuschender Wahrnehmungen bleibt.

Noch sind wir nicht am Ende. Nach dem Fühlen und Wahrnehmen kommt das Denken. Dieses erst bringt in eure Wahrnehmungen Ordnung, es gruppirt sie, macht sie zu einem System und verknüpft sie so, daß ihr diese Welt verstehen könnt, zu der ihr das wohlfeile Vertrauen habt, sie spiegle sich treu mit Hilfe eurer Sinnesorgane in euerm Geiste wieder. So baut ihr den großen Tempel der Wissenschaft, in den, wie ihr meint, der Glaube nicht gehört.

Ist das so sicher? Wir sahen, daß der Glaube allein den Grund des Gebäudes legt; wie wäre es, wenn wir ihn auch noch im Heiligtum selber fänden? Läßt sich der Schluß, der nach eurer Meinung alles zu beweisen fähig ist und in der That allerlei beweist, denn selbst rechtfertigen? Bietet der Glaube, den er fordert und den ihr ihm so großmütig gewährt, wirklich

ernsthafte Garantien? Hat er sich vor euch je anders gerechtfertigt als durch seine Selbstaussagen? Ist es so, dann habt ihr ihm aufs Wort geglaubt. Seinem Ego dixi habt ihr euch blind gefügt, und ich tadle es nicht, sage auch nicht, daß ihr im Unrecht seid; ich stelle nur fest, daß hier wie vorhin der Glaube, das Vertrauen, die erste Stellung einnimmt und die entscheidende Rolle spielt.

Vielleicht beschwert ihr euch jetzt und bezichtigt uns der Spielerei mit Worten. Die Vernunft fordre von uns keinen besondern Vertrauensakt; sie sei nichts an sich selbst, sondern nur der Wiederschein des Kausalitätsgesetzes in uns, wie es das Universum beherrsche, die subjektive Vorstellung der Verkettung von Ursache und Wirkung, wie sie die Betrachtung der äußern Erscheinungen wahrscheinlich mache. Sie dränge sich uns nicht ohne Bürgschaft auf, und diese liege in der Ordnung der Dinge selbst.

Gerade das jedoch bestreite ich und mit mir jede ernsthafte Philosophie. Diese Regel, die eurer Meinung nach das Universum beherrscht, diese notwendige Verkettung der Ursachen, beherrscht in der That nur euern Geist mit aller Sicherheit und wird ihm von der Vernunft diktirt. Es ist möglich, aber unbeweisbar, daß eine solche Regel auch die Welt beherrsche. Niemand kann die Beweise dafür beibringen, aus dem einfachen Grunde, weil die Welt uns nur durch unsre Empfindungen bekannt ist und diese ja gewiß aufeinander folgen, aber nie verknüpft sind. Zwischen einfacher Aufeinanderfolge aber und Verknüpftsein liegt ein Abgrund. Oder sagt ihr vielleicht, der Tag sei die Ursache der Nacht und die Nacht die des Tages, weil beide aufeinander folgen? So steht es also mit unsern Wahrnehmungen — allerdings nur in der einen uns bekannten Welt —: sie folgen aufeinander, aber sie verursachen sich nicht, und sind sie dennoch verkettet, bildet ihre Verkettung den einzig möglichen Halt jedes Denkens, so sind sie selbst daran unbeteiligt; der Verstand ist es vielmehr, der aus eignem Antriebe und auf eigne Verantwortung in die Aufeinanderfolge wahrgenommner Erscheinungen das neue Moment der Kausalität einführt. Dieses Moment der Kausalität ist unbeweisbar; es bildet zwar die Grundbedingung des Denkens, aber es bietet keinerlei Garantien und ruht nur auf sich selbst: es fordert mithin Vertrauen und Glauben. So verlangt durch ein höchst lehrreiches Zusammentreffen die unbedingte Kausalität, mit einem Wort der wissenschaftliche Determinismus, in dessen Namen gerade die Möglichkeit des Glaubens geleugnet wird, selbst bei seiner Grundlegung einen Glaubensakt. Es ist also wahr, daß der Glaube sich überall findet, und daß man ihn nicht anders bekämpfen kann als wieder mit Glauben.

Doch wir sind noch nicht zu Ende. Nicht nur die Wahrnehmungen ruhen auf dem Glauben, nicht nur das Denken, sondern das Leben überhaupt. Der Nachweis, daß der Mensch nur durch Glauben lebt, in Gemeinschaft lebt, läßt sich unschwer führen.

Man versuche doch nur einmal, von der Annahme des Gegenteils auszugehen. Setzen wir voraus, daß niemand auf irgend etwas sein Vertrauen setzen könne, daß der Mensch stets genötigt sei, die Worte — und alle Worte — seiner Umgebung zu kontrolliren und jede Mitteilung bis zu der trivialsten, bis zu der Erkundigung nach dem rechten Wege vor ihrer Annahme zu prüfen; wir müßten unserm Wörterbuch, unsrer Zeitung oder jedem wissenschaftlichen Werke mißtrauen. Zu diesem geistigen Mißtrauen käme aber noch das praktische und sittliche, der Zweifel an den Absichten unsrer Nachbarn, am Charakter unsrer Verwandten, an den Waren unsrer Lieferanten oder, um ein noch tragischeres Beispiel zu wählen, an den Speisen, die unsre Köchin zubereitet. Versuchten wir also im allgemeinen, unaufhörlichen Mißtrauen zu leben: — es wäre unser Tod!

Wie das Vertrauen die Bedingung unsers körperlichen und geistigen Daseins ist, so bildet es auch die Grundlage unsers sozialen Lebens. Jeder Vertrauensmangel ist eine Hemmung des Lebens, und jeder Fortschritt im Vertrauen ist seine Förderung.

Ich schließe hieraus, daß der Einwand des wissenschaftlichen Positivismus mit seiner Behauptung, Glaube und Vertrauen fänden in der uns bekannten Weltordnung und in unserm menschlichen Leben keinen Platz, durchaus falsch und unhaltbar ist. Der Glaube ist so wenig der Gesamtordnung der Dinge und der Erfahrung des Lebens fremd, daß er vielmehr ihre unentbehrliche Grundlage bildet. Auf ihm erbout sich die Wahrnehmung, das Denken, wie das Leben überhaupt; ohne Glauben und Vertrauen kein Verlassen auf das Zeugnis der Sinne, keine Sicherheit für die Thätigkeit der Vernunft, keine sorglose Ruhe im täglichen Lebensverkehr. Auf ihm ruht alles, und ohne ihn bricht alles zusammen.

Diese Erwägungen scheinen vielleicht zu lang und zu unserm Gegenstande nicht passend; immerhin halte ich sie für notwendig zur Grundlegung des Folgenden und für einen geeigneten Ausgangspunkt unsrer weitern Untersuchung.

Ist das Vertrauen in der That die Wurzel des christlichen Glaubens und bildet es, weit entfernt der psychologischen Beschaffenheit des Menschen fremd zu sein, vielmehr deren integrirenden Bestandteil, die unverlierbare und einzige Grundlage der Erkenntnis und des Lebens, wächst seine Bedeutung an Ausdehnung in genau demselben Maße, wie unsre Lebensthätigkeit, — liegt dann nicht der Gedanke nahe, daß die schon in den niedern Sphären des Menschendaseins berechtigte und durchaus normale Erscheinung des Glaubens in den höhern Gebieten noch wichtiger sein wird? Sollte der Eckstein jeder Gewißheit nicht auch die krönende Spitze des Gebäudes sein? Dieser Nachweis liegt uns noch ob. Wir möchten dabei nur zeigen, wie dieses instinktive Vertrauen zum bewußten, freien und sittlichen, positiven Glauben wird, ohne seine Natur zu verleugnen, und wie dieser dann in dem Gott des Evangeliums, und in ihm allein, seinen wahren und höchsten Gegenstand findet. G Fr

---

Die abessinische Kirche

2. Die altkirchlich-orientalischen Charakterzüge und die nationale Eigenart der abessinischen Kirche

Die abessinische Kirche ist eine Tochterkirche der koptischen. Noch heute muß der erste Geistliche der abessinischen Kirche, der in Gondar residirende „Abuna," ein von dem koptischen „Patriarchen von Alexandrien" (in Kairo) geweihter Kopte sein. Diese Verbindung der abessinischen Kirche mit derjenigen Aegyptens stammt aus sehr alter Zeit, aus einer Zeit, da die ägyptische Kirche noch nicht rein koptisch war, sondern in den größern Städten und in Unterägypten sich als ein gleichartiger Teil der griechisch redenden Kirche der Osthälfte des römischen Reichs darstellte.

Die Anfänge des Christentums in Abessinien (Aethiopien) werden von der einheimischen Sage in Verbindung gebracht mit jenem seit der Kindheit Tagen uns bekannten „Aethiopier, einem einflußreichen Eunuchen der äthiopischen Königin Kandake," von dessen Bekehrung durch den Evangelisten Philippus die Apostelgeschichte (8, 27 ff.) erzählt. Allein so wenig die Bekehrung jenes „Kämmerers" zu bezweifeln ist, alles Weitere ist haltlose Sage. Sichere Spuren äthiopischen Christentums fehlen vor dem vierten Jahrhundert. Damals ist ein gewisser Frumentius der Apostel Aethiopiens geworden. Der abendländische Kirchenhistoriker Rufinus (gest. 410) erzählt, dieser Frumentius sei mit seinem Bruder Aedesius und seinem Onkel Meropius aus Tyrus, als sie auf einer Reise im Roten Meere an der äthiopischen Küste gescheitert waren, in die Hände der wilden Küstenbewohner geraten und nach Ermordung oder Gefangennahme der übrigen Schiffsgenossen mit Aedesius an den Hof des Königs gebracht worden, nach Auxumis (Aksum), der damaligen Hauptstadt des Reichs (etwas westlich von Adua). Dort hätten die beiden die Gunst des Königs erlangt und ungehindert das Christentum verbreitet. Aedesius sei nach Tyrus zurückgekehrt, Frumentius aber habe von dem großen Athanasius in Alexandria die Bischofsweihe erhalten und sei bis an seinen Tod das Oberhaupt der in Aethiopien entstehenden Kirche geblieben. Rufinus will seine Nachrichten von Aedesius selbst erhalten haben; doch, selbst wenn dies richtig ist, wird sein Bericht in den Einzelheiten als ausgeschmückt gelten müssen. Das aber steht fest, daß Fru-

mentius längere Zeit vor 357 von Athanasius zum Bischof von Aksum geweiht worden ist: Athanasius selbst hat uns einen 357 geschriebnen Brief des Kaisers Konstantius aufbewahrt, in dem dieser die Herrscher Aethiopiens auffordert, den von dem „lasterhaften" Athanasius — Athanasius war damals von dem arianisirenden Kaiser verbannt — geweihten Frumentius zu neuer Weihe und besserer Unterweisung nach dem damals unter einem arianischen Bischof stehenden Alexandrien zu senden.

Der Zusammenhang der abessinischen Kirche mit der ägyptischen ist für die weitere Geschichte der erstern von entscheidender Bedeutung gewesen. Als die ägyptische Kirche, die seit 451 ihres „Monophysitismus" wegen in eine Spannung zur übrigen Reichskirche geraten war, in der Zeit Justinians (527 bis 565) ihrer Majorität nach von der Reichskirche sich löste und diese ihre Sonderstellung gegenüber den der Reichskirche treu Gebliebnen — die „Kaiserlichen" nannte man sie — dank der muhammedanischen Eroberung Aegyptens (um 640) festzuhalten vermochte, da hat die abessinische Kirche fest zu ihrer Mutterkirche gehalten, ist mit ihr monophysitisch geworden. Und je mehr in der ägyptisch-monophysitischen Kirche das griechische Element zurücktrat, und je ausschließlicher in Abessinien, vielleicht bald nach der Begründung des Christentums, die Kirche äthiopisch zu lehren begonnen hatte, desto mehr wurde die Sonderstellung dieser Kirchen durch ihren immer schärfer sich ausprägenden nationalen, hier äthiopischen, dort koptischen Charakter geschützt.

Ein Zwiefaches muß deshalb berücksichtigt werden, wenn man die Eigenart der abessinischen Kirche verstehen will. Einerseits, daß sie die altkirchlich-orientalische Entwicklung der Kirche bis ins sechste Jahrhundert hinein, aber auch nur solange, geteilt hat, andrerseits dies, daß sie von da an in dauernder Verbindung mit der koptischen Kirche eine mehr als 1300jährige nationale Sonderentwicklung gehabt hat.

Das Erstere hat urteilslose Protestanten gelegentlich dazu verführt, es zu rühmen, daß die abessinische Kirche gleichwie die koptische „eine Atmosphäre der Frühzeit atme, die selbst in keiner der nördlichen Kirchen des Orients zu finden sei." Freilich haben die Abessinier für den römischen Bischof nichts übrig, freilich kennen sie keine Kelchentziehung, keine sieben Sakramente, keine Transsubstantiation, keine Ablässe. Was im Abendlande ausgebildet ist oder in der griechischen Hälfte der Reichskirche in der Zeit nach dem sechsten Jahrhundert — wie sollte das nach Abessinien hin gewirkt haben! Man feiert das Abendmahl in Abessinien „unter beiderlei Gestalt," wie in allen Kirchen des Orients; man hat zwar unter den kirchlichen Handlungen Parallelen auch zu allen römischen Sakramenten — sie sind nicht genau, denn die „letzte Oelung" der Römischen entspricht der Krankenölung, die bei den Abessiniern wie sonst im Orient sich findet, ebenso wenig ganz wie das Sakrament der „Ehe" der Hochschätzung der kirchlichen Trauung —, aber ein dem abendländischen ähnlicher Sakramentsbegriff fehlt; man redet zwar von einer „Verwandlung" der Abendmahlselemente in Leib und Blut Christi, aber an eine Transsubstantiation (eine Verwandlung im Sinne der Römer und der spätern Griechen) denkt man ebenso wenig, als die Alexandriner des sechsten Jahrhunderts es thaten.

Das alles ist freilich altertümlicher als die entsprechenden Anschauungen und Bräuche in der römisch-katholischen und in der orthodoxen Kirche. Allein von einer „Atmosphäre der Frühzeit" kann man schon deshalb nicht reden, weil bereits das, was die koptische und abessinische Kirche als Erbschaft der ersten sechs Jahrhunderte der Kirche mit den orthodoxen Kirchen des Orients, mit der syrisch-jakobitischen und zum Teil auch mit der armenischen Kirche gemeinsam haben, diesen Kirchen einen Charakter aufprägt, der absolut nichts „Frühzeitliches" an sich hat. Die syrisch-nestorianische Kirche, die mehr als hundert Jahre früher aufgehört hat mit der Reichskirche des Orients eine Entwicklung zu teilen, ist in dieser Hinsicht archaistischer als die koptisch-abessinische. Das Unfruchtbarwerden der über die Sphäre des religiösen Interesses und über die Köpfe des Volks hinausspekulirenden kirchlichen Dogmatik, die daraus folgende Lösung des Bandes zwischen christlichem „Glauben" und Leben, das Zurücktreten christlich-sittlichen Lebens gegenüber kultischen Pflichten, vornehmlich der Beobachtung der Fasten, die Ausbildung eines hierarchisch abgestuften Priestertums, die Ehelosigkeit der höchsten Geistlichen, das Verbot einer zweiten Ehe auch für den niedern Klerus — das alles findet sich auch bei den Nestorianern: es ist ein trauriges Erbe schon der ersten vier Jahrhunderte der Kirche. Auch die Bedeutung, deren das Mönchtum in der koptisch-abessinischen Kirche sich erfreut, ist, obwohl die syrisch-nestorianische Kirche jetzt kein Mönchtum hat, nicht viel anders zu beurteilen; denn auch die Nestorianer hatten in frühern Jahrhunderten Mönche und Nonnen: auch diese stammen schon aus dem vierten Jahrhundert; nur das größere Maß des Einflusses des Mönchtums bei den Kopten und Abessiniern erklärt sich teils aus dem Wachsen der Bedeutung des Mönchtums in der Zeit zwischen 433 und 533, teils daraus, daß das Mönchtum in Aegypten, seinem Heimatlande, besonders zahlreich und bedeutsam war. Das aber, was für den gemeinsamen Konfessionscharakter — wenn ich so sagen darf — der orthodoxen und der monophysitischen Kirchen des Orients das Wichtigste ist, findet sich bei den Nestorianern teils noch gar nicht, teils nicht in diesem Maße, weil es ein Erbe vornehmlich erst des fünften und sechsten Jahrhunderts der altkirchlich-orientalischen Entwicklung ist.

Es ist dies das Aufgehen des priesterlichen Wirkens in theatralisch ausgestaltetem kultischem Handeln, ferner die Bilderverehrung und die durch beides bedingte Gestaltung der Kirchen und des Gottesdienstes. Wie in den orthodoxen Kirchen des Ostens, so ist auch bei den Kopten der Hochaltar, das Allerheiligste, durch eine Bilderwand (Ikonostasis) von dem Chor, dem Heiligen, und dieses von dem Raume für die Laien geschieden, und die abessinischen Kirchen scheinen trotz ihrer ungleich primitiveren Formen die gleiche Einrichtung aufzuweisen. Der Raum für die Laien bietet keine Sitze (wie auch sonst im Orient): stehend, auf „Andachtskrücken" gestützt, spielt das Volk während des stundenlangen Gottesdienstes lediglich die Zuschauerrolle mit einer Geduld, die einer bessern Sache würdig wäre, und meint Gott einen Dienst damit gethan zu haben. Das eigne Thun der Laien beschränkt sich im Gottesdienst, soweit sie nicht, wie bei der Taufe, der Austeilung des Abendmahls u. s. w. selbst Objekte des priesterlichen Handelns werden, auf das Küssen der Kirchenpfosten, der Heiligenbilder und unter Umständen des Evangelienbuches. Da begreift man, daß die künstlerische Ausschmückung der Andachtskrücken eine lohnende Aufgabe für das abessinische Kunsthandwerk ist.

Schon dies alles atmet nicht Frühzeitsatmosphäre. Noch weniger thut dies die nationale Eigenart der abessinischen Kirche. Das Christentum hat sich hier, wahrscheinlich früh, national verständlich zu machen gesucht: die Bibel und alle liturgischen Texte werden in der altäthiopischen Sprache benützt, die einst nationale Sprache war. Jetzt aber ist sies nicht mehr. Was die Priester am Altar singen, versteht das Volk hier ebenso wenig wie in der koptischen Kirche und in der syrisch-jakobitischen Kirche. Daß wenigstens die biblischen Lektionen im Gottesdienst auch in der Umgangssprache verlesen würden — wie dies z. B. bei den syrischen Jakobiten und zum Teil auch bei den Kopten geschieht —, berichtet kein Reisender. Wohl aber meinen sie, daß auch im Klerus das Verständnis des Altäthiopischen über die Kenntnis der Buchstaben und weniger Worte nicht hinausgehe. Das ist in den koptischen und in den syrischen Kirchen in entsprechender Weise ähnlich. Eine singuläre nationale Eigenart der abessinischen Kirche aber ist die auffällig starke jüdische Färbung der Kirchensitte und der legendarischen Traditionen.

Die Beschneidung, die in Abessinien üblich ist, findet sich freilich auch bei den Kopten. Sie ist wohl mehr eine in alte Zeiten zurückgehende Volkssitte als Kirchensitte. Auch in der Kirchensitte ist manches uns Evangelischen auffallende Alttestamentliche, so die Beobachtung verschiedner alttestamentlicher Reinigungsgesetze, nicht spezifisch abessinisch: es findet sich auch in andern Kirchen des Orients und erklärt sich aus den Zuständen, die schon in der Reichskirche des vierten und fünften Jahrhunderts beobachtet werden können. Der weitergehende

Einfluß jüdisch-alttestamentlicher Anschauung ist aber eine Eigentümlichkeit der abessinischen Kirche auch gegenüber ihrer koptischen Mutterkirche. Die Abessinier sind die einzigen Christen, die den Sonntag und den Sabbat feiern; sie beobachten ferner in der Wahl ihrer Nahrung in weitgehendem Maße den Unterschied der „reinen" und der „unreinen" Tiere, und von der Stärke des jüdischen Einflusses in der Legende mag das eine Vorstellung geben, daß der Verwalter der Kathedralkirche in Aksum, der Nebreïd, in seiner Kirche die Bundeslade zu bewahren glaubt. Gerhard Rohlfs hat Anfang 1881 auf seiner im Auftrage Kaiser Wilhelms unternommnen Gesandtschaftsreise nach Abessinien mit dem Nebreïd eine Unterhaltung über dies Märchen von der Bundeslade gehabt und hat diese Unterhaltung so ergötzlich wiedergegeben, daß ich seine Erzählung hier einfügen will:

Auf meine Frage, ob er [der Nebreïd] schon in Jerusalem gewesen sei, erwiderte er, ob ich denn nicht wüßte, daß ich mich in diesem nämlichen Augenblicke — der Nebreïd empfing Rohlfs in der Kirche — an ebenso heiliger Stätte befinde, wie in Jerusalem selbst? Das hatte ich allerdings nicht gewußt. . . . Sie wissen also auch nicht, fuhr er fort, daß die Kirche, in der Sie sich jetzt an geheiligter Stätte befinden, von Joseph, dem Vater unsers Heilandes, erbaut worden ist? — Ich wagte nicht, meine Unwissenheit einzugestehen, sondern erwiderte: Ich hörte allerdings davon, wußte aber nicht, ob es wahr sei. — Ja, sagte er, hier an dieser Stelle hielt sich die Jungfrau Maria mit dem Christuskinde auf, als die heilige Familie aus Aegypten kam, und zum Andenken daran erbaute Joseph mit eignen Händen unter Beihilfe unsichtbarer Engel die Kirche, in der wir uns jetzt befinden. — Da ich gar keinen Einwand erhob, glaubte der Nebreïd natürlich, daß ich ebenso von der Wahrheit seiner Aussage überzeugt sei, wie er selbst und alle anwesenden Priester. Ich erlaubte mir jetzt die Frage, ob die Bundeslade, die Menelek, der Sohn der Königin von Saba und Salomos (!), bei seiner Flucht aus dem Tempel der Israeliten zu Jerusalem mit nach Abessinien nahm — das ist abessinische Legende —, bei der Ausbrennung der Kirche durch die Muhammedaner unverletzt geblieben sei. — Wie können Sie nur so fragen? antwortete der Nebreïd; als Mohammed Granje die Kirche ausbrannte, war die Bundeslade seinen Augen entzogen. Gott gestattet keinem Ungläubigen, sie zu sehen. — Also ist die Bundeslade immer noch da und wie früher [Rohlfs nahm in dieser Antwort auf einen französischen Bericht über die abessinische Legende Bezug] nur den Falascha [den abessinischen Juden] sichtbar? — Wer hat Ihnen dieses Märchen erzählt? — Ich las es, sagte ich. — Ihr wißt nur bei euch, was den Reisenden unwissende Leute mitteilen. Die Wahrheit verkündet nur, wer sie hat. Wir, die Diener des Höchsten, sind im Besitze dieses Schatzes. Die echte Bundeslade ist allerdings hier: keineswegs eine gewöhnliche Nachbildung, wie man sie im innersten Raum [im Allerheiligsten] der Kirchen findet, sondern eingemauert in der Kirchenwand und bloß mittels einer nur uns bekannten Thür kann man zu ihr gelangen. — Würde es mir nicht gestattet sein, o heiliger Vater, dieses altehrwürdige Denkmal des Bundes zwischen Gott und dem erwählten Volke zu sehen? — Unmöglich. Nicht einmal der Kaiser, nicht einmal der Etschegé [der Oberste der abessinischen Mönche], ja nicht einmal der Abuna bekommt die Bundeslade zu sehen; sie würden auch gar nicht den Anblick derselben ertragen können. — Aber, o höchster Priester, ist denn nicht den übrigen Geistlichen der Kirche der Anblick der Bundeslade vergönnt? — Nein, nur mir, dem Hüter derselben und meinem Nachfolger, wenn ich sterbe. So war es vor Tausenden von Jahren und so wird es bis zum jüngsten Tage sein. — Wenn nun aber Gott nach seinem unerforschlichen Ratschlusse Ihrem Leben ein plötzliches Ziel setzt, wie erfährt denn der neue Nebreïd den geheimnisvollen Zugang der Bundeslade? — Sehen Sie hier, sagte er, indem er an blauseidner Schnur eine kleine silberne Kapsel aus seinem Gewande hervorzog: diese Kapsel trug Moses selbst. Mein Testament liegt darin oder vielmehr nur die Anweisung, wie man zum Eingange der Kammer gelangt, in der sich die Bundeslade befindet. — Sie sind also, o heiliger Erzpriester, eigentlich der rechtmäßige Nachfolger Moses, und jedenfalls noch mehr als dieser, weil Sie zugleich sich der Segnungen Christi erfreuen. — Diese Worte riefen beim Nebreïd eine große Befriedigung hervor: Habt ihr gehört, meine lieben Gefährten, was der Fremde sagt? Merkt euch seine Worte, sie sind voll innerer Wahrheit und fordern zum Nachdenken auf. (G. Rohlfs, Meine Mission nach Abessinien. Leipzig, 1882, S. 306 ff.)

Man hat in eben diesem starken Einwirken jüdischer Anschauungen „Frühzeits Atmosphäre" finden zu können gemeint und hat das abessinische Christentum mit dem Judenchristentum der ältesten Zeit in Zusammenhang gebracht. Das ist zweifellos irrig. Die Sabbatheiligung war in Abessinien bis ins fünfzehnte Jahrhundert hinein eine Eigentümlichkeit einer Sorte abessinischer Mönche, der Eustathiusmönche. Erst durch Vermittelung des Königs Zar'a Jakob († 1468) ist sie allgemeiner Brauch geworden. Nicht eine ursprüngliche Tradition, sondern eine unter späten Einwirkungen gewordne Sitte ist diese Sabbatheiligung. Und was hier gewiß ist, das ist bei andern

judaisirenden Bräuchen und Traditionen wahrscheinlich: das Judaisiren der abessinischen Kirche ist eine im Lauf ihrer nationalen Geschichte gewordne Eigentümlichkeit derselben.

Eine andre Eigentümlichkeit der abessinischen Kirche steht, wie eben schon angedeutet ist, in einem (übrigens des Nähern mir unbekannten) geschichtlichen Zusammenhange mit dem Eindringen dieses judaisirenden Einflusses: das Vorhandensein verschiedner Mönchsorden. Der einst für das innere Leben der abessinischen Kirche bedeutsame Gegensatz zwischen den „Antoniusmönchen" und den „Eustathiusmönchen" ist freilich gegenwärtig so gut wie verschwunden; aber neben den zahlreichern Antoniusmönchen giebt es Eustathiusmönche noch heute. Doch ist das einstige Oberhaupt der Antoniusmönche, der Etschegé, gegenwärtig der General des gesamten abessinischen Mönchtums — als solcher auch eine Eigentümlichkeit der abessinischen Kirche, der es an Parallelen in den übrigen Kirchen des Orients fehlt.

Als eine besondre Eigentümlichkeit der abessinischen Kirche wird vielfach auch genannt, daß sie einundachtzig heilige Bücher zählt: die Bücher der griechischen Bibel (65 bis 78, je nach der Zählung) und dazu eine Reihe jüdischer und christlicher Apokryphen (z. B. das Buch Henoch und das Buch Kufale, d. h. das sogenannte Buch der Jubiläen) und eine Sammlung kirchenrechtlicher Bestimmungen. Allein, wenn auch eine Parallele zu dieser Zählung jetzt in keiner der andern orientalischen Kirchen vorhanden ist, so zeigt doch die sehr verschiedenartige Zählung der einundachtzig heiligen Schriften, daß die Zahl 81 in Abessinien importirt ist, andrerorts Parallelen gehabt haben muß.

Vollends unberechtigt ist es, wenn man vereinzelt noch heute der abessinischen Kirche es als eine verwerfliche Eigentümlichkeit nachsagt, daß sie die Wiedertaufe übe. Das Fest, das dieses Mißverständnis veranlaßt hat, das „Tauffest" am Epiphaniastage, findet sich ähnlich bei den Kopten und Jakobiten und hat seine Parallele an der „Wasserweihe" der orthodoxen Kirchen des Orients. L

Die Amtsenthebung des Pfarrers Steudel

Aus Württemberg

1

Der Fall Steudel, der nun über ein Jahr lang schwebte, hat durch Urteil des Königlichen Disziplinargerichts für evangelische Geistliche am 21. Februar 1896 mit Amtsenthebung Steudels unter Belassung des Titels Pfarrer, d. h. mit der mildesten Form der Absetzung geendigt. Viele hatten es wohl so kommen sehen, und doch, nun die vollzogne Thatsache da ist: wiederum ein junger Geistlicher mit Weib und Kind aus Amt und Brot gesetzt! — wem legte sich nicht, er mag eine theologische oder kirchliche Richtung haben, wie er will, die furchtbare Schwierigkeit unsrer Lage, die Krisis in unsren Landeskirchen in ihrer vollen Wucht auf die Seele? Oder sollte irgend jemand schon so abgestumpft sein, daß er eine solche Thatsache wie ein unentrinnbares Verhängnis, ein unvermeidliches Opfer eben kühl hinnähme? Man kann solche Stimmen hören, rechts und links, in politischen und kirchlichen Kreisen. Beweisen sie aber nicht, daß manche Augen an den Anblick einer offnen Wunde an dem Körper der Kirche schon so gewöhnt sind, daß sie ihn kaum mehr schmerzlich empfinden? Wird dadurch nicht die Heilung immer weiter hinausgeschoben, um schließlich unmöglich zu werden?

Der Fall Steudel hat seine längere Vorgeschichte und steht in innerm Zusammenhang mit der Schrempfschen Angelegenheit. Ein ins Einzelne gehender, chronikartiger Bericht verbietet sich an dieser Stelle durch den Raum. Aber für das Verständnis weiterer Kreise ist ein kurzes, objektives Eingehen auf den Verlauf des Prozesses, wie es uns nun auf Grund des Aktenmaterials möglich ist, unumgänglich, und es ist umsomehr anzeigt, als die allerneuesten Vorkommnisse, das alle Rücksichten abwerfende Auftreten Steudels in öffentlichen, erregten Volksversammlungen, der große Beifall seiner Zuhörer, das lebendige, zum Teil leidenschaftliche Interesse, mit dem die Presse sein Auftreten begleitet, weitere, unabsehbare Folgen im kirchlichen Leben Württembergs erwarten lassen und hierbei stets die

bisherigen Vorgänge als mitwirkende Ursachen im Auge behalten werden müssen. Aber auch abgesehen hiervon hat der Fall grundsätzliche Bedeutung. Darum lassen wir das Persönliche möglichst beiseite. Wir rechnen hierzu so manches Gerücht und Gerede, das sich im Verlauf an Steudels Person gehängt hat; auch Schrempf ist seinerzeit hiervon nicht verschont geblieben, und keiner, der in verhältnismäßig engem Kreise einen öffentlichen Kampf von so tief einschneidendem Charakter aufnimmt, wird ihm ganz entgehen können; zur Sache gehört es nicht. Wir rechnen hierzu ferner die gereizten Angriffe Steudels, die er im Deutschen Protestantenblatt (1895, Nr. 46—51) in unangenehm erregtem Tone gegen Harnacks, Gottschicks und die während der kirchlichen Kämpfe der letzten Jahre von der Christlichen Welt eingenommne Haltung gerichtet hat: er kann sich und Andern diese Haltung nur aus charakterlosem Opportunismus erklären; er hat sich das Objekt seines Angriffs von der Einseitigkeit der Parteiverblendung darbieten lassen. Auch die schweren Vorwürfe, die Steudel eben dort gegen mich wegen meiner Haltung in der Landessynode erhebt, darf ich beiseite lassen. Gehen wir zur Sache!

Als im Herbst 1894 die evangelische Landessynode zusammentrat, legten ihr die drei Geistlichen Finckh, Gmelin, Steudel eine Denkschrift vor. Es handelte sich nicht um einen Vorstoß der sogenannten liberalen Theologie, denn Finckh gehört ihr ausgesprochnermaßen nicht an. Vielmehr fühlten sich die Drei durch die bekannten Schriften Schrempfs zur Pfarrersfrage in ihrem Gewissen mächtig erregt und bezeichneten die Wahrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit als gefährdet durch den jetzigen Zustand. Unter eingehender Begründung baten sie um ein Dreifaches: 1. es möge die amtliche Verpflichtungsformel für Geistliche weitherziger gefaßt, 2. es mögen die religiösen Lehrbücher für den Jugendunterricht einer Revision unterzogen, 3. die agendarischen Formeln des Kirchenbuchs ihres gesetzlichen Charakters entkleidet und hauptsächlich zur Erleichterung der Gewissen Parallelformulare geschaffen werden. Die Synode lehnte so gut wie alles ab, insbesondre verwarf sie mit großer Majorität die sogenannte referirende Einleitung bei Verlesung des Apostolikum (es wird bei uns übrigens nur bei der Taufe, niemals im gewöhnlichen Gottesdienst verlesen). Nur die kleine Aenderung im Taufformular ward zugestanden, daß nach Verlesung des Apostolikum die Frage an die Taufpaten: „wollet ihr, daß das Kind auf diesen Glauben —“ auch in die Form gefaßt werden dürfe: „auf unsern Glauben getauft werde?“ Bald darauf erließen die Drei in den gelesensten Tageszeitungen eine namentliche Erklärung, in der u. a. gesagt war: „In der Verwendung der Agende und der kirchlichen Lehrbücher, sowie in unserm Verhalten gegenüber dem sogenannten Bekenntnisstand werden wir uns nach wie vor nach unserm persönlichen Gewissen richten, an das wir als evangelische Christen gebunden sind.“ Hatten sie von Anfang an ihr Zusammengehen vor aller Oeffentlichkeit damit begründet, daß es sich für sie nicht um ein Geltendmachen irgend welcher bloß theoretischen Ansichten, sondern um eine sittliche Frage handle, und waren sie damit abgewiesen worden, so konnten sie die Sache nicht wohl als durch diese Abweisung erledigt ansehen, konnten nicht wohl etwas andres thun, als eine öffentliche Erklärung erlassen.

Das Konsistorium forderte alsbald die Drei zur Rechtfertigung über den Sinn dieser Kundgebung und über ihr bisheriges Verhalten auf. Sie verständigten sich unter einander hierüber. Steudel erklärte, er habe seither in der Agende überall da Aenderungen und Auslassungen vollzogen, wo der Wortsinn offenkundig mit seiner Ueberzeugung in Widerspruch stand, und es könne sich auch künftighin, nach den Synodalbeschlüssen, für ihn nur um Einschränkung der seitherigen Gepflogenheit auf das äußerste Maß handeln; er sei aber bereit, jeden von der Oberkirchenbehörde etwa vorgeschlagnen Weg, der ihn mit seiner dargelegten Position nicht in Widerspruch bringe, zu betreten.

Es handelt sich, um dies gleich hier zu erwähnen, hauptsächlich um folgende Aenderungen, die im späteren Disziplinarverfahren immer wieder im Einzelnen wiederkehren: Steudel vermied z. B. in der Liturgie die Ausdrücke „Dreieiniger Gott“ (statt dessen: „Vater, Sohn und Geist“), „Satan“ (statt dessen: „Macht der Finsternis“), den Dank an Christus für seine Menschwerdung, die Formel „um des Verdienstes Christi willen“; er umschrieb alle Wendungen, die eine direkte, nicht rein geistig vermittelte Beziehung zwischen Sündenvergebung und Blutvergießen Christi aussprechen, in der Taufliturgie alle Ausdrücke, die ein durch den Taufakt vermitteltes Abwaschen von Sünden oder Wiedergeborenwerden, im Abendmahl alle die ein substanzielles Genießen des wahrhaftigen Leibes und Blutes Christi enthalten; er leitete das Apostolikum einfach ein als „das Bekenntnis der christlichen Kirche.“ Bei der Konfirmation schwächte er die Form des Bekenntnisses und der Verpflichtung zu einem Zeugnis über den empfangnen Unterricht und einem Vorsatz ab, änderte auch einiges an den Fragen des Konfirmationsbüchleins. Im Jugendunterricht ließ er „irrtümliche Bestandteile der Kirchenlehre“ weg oder deutete sie um, z. B. die lutherische Abendmahlslehre und die Lehre vom Verdammtwerden der ungetauft sterbenden Kinder.

Der Erlaß, mit dem das Konsistorium diese Erklärung Steudels beantwortet (29. Jan. 1895, eröffnet 5. Febr.), verdient in den Mittelpunkt der ganzen Angelegenheit gestellt zu werden. Denn einmal bildet der ausdrückliche Widerspruch gegen diesen Erlaß das wichtigste Moment in der spätern Anklage gegen Steudel, sodann knüpft sich an ihn die psychologisch höchst folgenreiche Isolirung Steudels von seinen bisherigen Genossen. Die Behörde spricht ihm ihre Mißbilligung darüber aus, daß er durch seine bisherige Ungebundenheit seine amtliche Pflicht, sich an die kirchliche Ordnung zu halten, verletzt habe. Sie will zwar sein bisheriges Verhalten als eine Art von Selbsttäuschung über das Maß der ihm zustehenden Bewegungsfreiheit betrachten und keiner weitern disziplinarischen Behandlung unterziehen. Aber für die Zukunft wird ihm Umdeuten der kirchlichen Lehre und Aendern der Liturgie ausdrücklich untersagt und pflichtmäßiges Sichhalten „lediglich an die bestehenden Vorschriften“ von ihm erwartet. Diesem Spezialerlaß folgt auf dem Fuß eine amtliche, öffentliche Verfügung, die alle Geistliche an „vorschriftsmäßiges Benutzen der zum Gebrauch im Gottesdienst und Unterricht ausgegebnen Bücher“ erinnert und den „Freiheiten im Aendern oder Beiseitelassen“ ein Ende machen will; nicht mit Unrecht hat man dies Schriftstück den Buchstabenerlaß genannt. Und im ganzen Verlauf der Steudelschen Sache kommt ihm nach unserm Eindruck die weitere Bedeutung zu, daß für die spätere Disziplinarbehandlung hierdurch eine schärfere amtliche Grundlage geschaffen war, als die bisherige Praxis darbot.

Steudel richtet auf jenen an ihn und ähnlich an Finckh und Gmelin ergangnen Erlaß eine Eingabe an die Behörde. Darin erklärt er, eine unveränderte und unverkürzte Benutzung der Agende, ein Religionsunterricht ohne jede Umdeutung des Wortlauts der vorgeschriebnen Lehrbücher werde ihm gewissenshalber nicht immer möglich sein, und bittet um Gewährung einer seiner Ueberzeugung nach mit der amtlichen Verpflichtung zu vereinbarenden, für sein Gewissen notwendigen Freiheit bis zur nächsten Landessynode. Eine ähnliche Erklärung wurde von den beiden andern abgefaßt, ja die beiden gaben der Steudelschen das Zeugnis, daß sie die gemäßigtste von den dreien sei. Und hier beginnt die merkwürdige Trennung der Drei: während Steudels und Gmelins Erklärung den vorschriftsmäßigen Weg ans Konsistorium gingen, wurde Finckh zu einer privaten, vertraulichen Besprechung mit dem Konsistorialpräsidenten v. Gemmingen bestimmt und hier bewogen, seine Erklärung nicht abzusenden. Finckh beschränkte sich jenem Erlaß gegenüber auf eine bloße Eröffnungsbescheinigung, mit der er die ausdrückliche schriftliche Bemerkung verband, daß er damit nichts als die Thatsache der Kenntnisnahme anerkenne; der Wortlaut hierzu war ihm sogar vom Präsidenten selbst angegeben worden. Er hatte damit seine bisher eingenommne Stellung in keiner Weise preisgegeben und nicht die geringste theoretische oder praktische Einräumung gemacht. Zwischen ihm und der Behörde war Waffenstillstand geschlossen. Etliche Wochen nachher erklärte sodann Gmelin öffentlich, er verzichte, durch schwere häusliche Verhältnisse veranlaßt, auf weitere Geltendmachung seiner Oppo-

sition, verband aber damit das Bekenntnis, daß er seine grundsätzliche Haltung nicht aufgebe und eben, um nicht in eine für ihn als Geistlichen unwürdige Position zu geraten, mit aller Kraft nach einer seinem Gewissen entsprechenden anderweitigen Stellung strebe. So sah sich Steudel wider alles Erwarten und ohne Schuld seinerseits, er der Jüngste der Drei, isolirt der Behörde gegenüber, und es ist dies sicher für sein weiteres Verhalten stark in Anschlag zu bringen, als eins der wichtigsten psychologischen Momente im ganzen Drama. Doch wir haben damit schon in der Zeit etwas vorgegriffen!

Um eine gütliche Erledigung der Angelegenheit herbeizuführen, zugleich wohl um dem im Fall Schrempf allgemein hervorgetretenen Verlangen nach seelsorgerlicher Beratung zu willfahren, gewährte das Konsistorium Steudel Gelegenheit zu privater Besprechung mit Prälat von Berg und Oberhofprediger von Schmid. Das Ergebnis dieser Besprechung war eine Eingabe Steudels (19. März 1895): er erachte sich an die vorgeschriebnen Formulare der kirchlichen Liturgie als an eine gegen unordentliche agendarische Willkürlichkeiten aufgestellte gesetzliche Richtschnur gebunden und werde sie demgemäß benutzen, betrachte es aber — mit Berufung auf Artikel 7 und 15 der Augustana — als selbstverständliche Voraussetzung, daß er damit einem unwürdigen Gewissenszwang nicht unterworfen sei. Die amtlichen Lehrbücher werde er ihrem Inhalt und Gang nach seinem Unterricht in Kirche und Schule zu Grunde legen, womit er der Vorschrift zu genügen glaube.

Das war offenbar ein Rückzug Steudels auf eine mittlere Linie. Konnte man nach allem Vorangegangnen eine noch stärker ausgesprochne Unterwerfung von ihm verlangen? Wir kommen von dem Eindrucke nicht los, daß die Behörde sich damit hätte begnügen können, um so mehr, als sie doch wissen mußte, daß, was Steudel hier verspricht, einfach dem seit lange bei uns Traditionellen — oder wer weiß es anders? habens unsre Beckianer, unsre Pietisten jemals anders angesehen? — einfach dem Brauche entspricht. Wenn das Konsistorium trotzdem völlige Unterwerfung Steudels verlangte, so ist das nur zu verstehen aus den inzwischen erfolgten Kundgebungen Steudels in der Presse, die sofort zu erwähnen sind. Kurz, von da an verschärft sich die Situation mit wachsender Geschwindigkeit: das Konsistorium will jeden Vorbehalt Steudels beseitigt wissen; Steudel geht hierauf nicht ein, verweigert „auch angesichts des ihm drohenden Verhängnisses" den Gehorsam gegen den „Buchstabenerlaß"; das Konsistorium erblickt hierin den Vorsatz, die Liturgie nach Gutdünken abzuändern, und verhängt (17. April 1895) vorläufige Suspension Steudels vom Amt und Einleitung des Disziplinarverfahrens.

Während dieses amtlichen Schriftwechsels hatte Steudel sich etlichemal in öffentlichen Blättern mit Namensunterschrift scharf und in der That beleidigend — für die Form dieser Aeußerungen bat er allerdings in jener Eingabe vom 19. März um Entschuldigung, ohne indes vom Inhalt etwas zurückzunehmen — gegen die Behörde ausgesprochen. Z. B. das Konsistorium scheine es für Ordnung zu halten, daß er gegen seine eigne Ueberzeugung handle; damit sei die Unwahrheit im Pfarramt offiziell eingeführt; er werde die Sache mit der größten Offenheit und der allergrößten Leidenschaftlichkeit behandeln. Das einzig sichere, klare und wahre Urteil in seiner Angelegenheit finde sich (was freilich ein bedenkliches Symptom sei) in der sozialdemokratischen Presse, daß nämlich „zwischen dem katholisch-jesuitischen Glaubenszwang und dem Druck der evangelischen Oberkirchenbehörde auf die Gesinnung ihrer Diener kein großer Unterschied sei." Ferner heißt es in einem dieser Artikel: „daß es freilich Konsistorialmitglieder giebt, die auch einem solchen, der beim Amtsantritt gar nichts zu glauben bekennt, noch zum Kirchendienst zureden, statt ihm abzuraten, dafür wird bald der Beweis veröffentlicht werden." Damit war auf einen Fall angespielt, den Schrempf demnächst in einem Zeitungsartikel zu erörtern im Sinne hatte, ohne indes nachher wirklich dazu zu kommen. Nach seiner Amtsenthebung, um dies gleich vorauszuschicken — es hat in den letzten Wochen seine Runde durch die Presse gemacht —, hat Steudel in einem öffentlichen Vortrag den Beweis für jene Behauptung durch

Folgendes zu führen unternommen: Dem Prälaten von Wittich habe vor etlichen Jahren ein Kandidat der Theologie, der das erste theologische Diensteramen bestanden hatte, erklärt, daß er nicht in den Kirchendienst eintreten wolle und könne, da er weder das Christentum, noch auch nur dessen Grundlehren, wie die von einem persönlichen Gott, als wahr anerkenne, ja sogar Religion überhaupt für einen Denkfehler der Menschheit halte. Statt diesem Atheisten vom Eintritt in den Kirchendienst abzuraten, habe Wittich ihm vielmehr, u. a. durch Hinweis auf materielle Vorteile und Nachteile, zugeredet, sich als Vikar verwenden zu lassen, und ihm begreiflich zu machen gesucht, daß er das wohl thun könne, da es ihm frei stehe, bloß Moral zu predigen, wenn er mit der christlichen Lehre nicht einverstanden sei.*)

Während der Voruntersuchung endlich veröffentlichte Steudel in einer vielgelesenen Tageszeitung einen Artikel, der im Einzelnen die ungleiche Behandlung besprach und energisch kritisirte, die ihm und Finckh zu teil geworden sei. Und am Tage, ehe seine Suspension ihm eröffnet wurde (20. April), erließ er nach dem Gottesdienst, nach Ablegung des Kirchenrocks, in der Kirche (nicht von der Kanzel oder vom Altar aus) eine Erklärung an die Gemeinde, worin er seine Angelegenheit in dem Sinn auseinandersetzte, daß er das, was er vertrete, in Tübingen gelernt habe, habe lernen müssen, und daß das seine einzige Schuld sei, so reden zu wollen, wie er glaube und denke. Seine Anschauungen zu unterdrücken, dazu sei ihm die Gemeinde zu gut, die von ihrem Pfarrer absolute Wahrhaftigkeit verlangen könne. Er sei nicht „ungläubiger" als viele andre Pfarrer. Ohne sein Zuthun richtete die Gemeinde — es mögen annähernd alle Gemeindeglieder gewesen sein — eine Bitte an den König um Belassung ihres Pfarrers auf seiner Stelle.

Er hat sich — heißt es darin — nicht nur die Achtung und Liebe aller Gemeindeglieder erworben, sondern seiner unermüdlichen und hingebenden Thätigkeit in Kirche und Schule ist es auch gelungen, dem Sektengeist gegenüber den kirchlichen Gedanken wieder zur Geltung zu bringen und die Beteiligung am kirchlichen Leben zu einem ziemlich regen zu gestalten. Zudem wünscht die Gemeinde gerade einen solchen Pfarrer, der überall frei und offen seiner Ueberzeugung folgt, ungeachtet der Gefahr, daß auch mitunter der Buchstabe der kirchlichen Ordnung nicht gewahrt bleibt. Mit der Entlassung unsers Pfarrers aus dem Kirchendienst wäre der Gemeinde nur ein schlechter Dienst geleistet; es würde dadurch nicht sowohl das Vertrauen zur obern Kirchenleitung erschüttert werden, als vielmehr würde eine große Anzahl der Unterzeichneten ihren Austritt aus der Landeskirche erklären.

Nach abgeschlossener Voruntersuchung, die nichts wirklich Neues ergab, erging die Anklage vor dem Disziplinargericht, die in die zwei Hauptteile zerfällt: 1. Steudel habe die Pflicht der Treue im Amt durch offne Weigerung des Gehorsams gegen an ihn ergangne Weisungen verletzt, 2. er habe durch jene Zeitungsartikel sowie seine Ansprache an die Gemeinde die Pflicht der Ehrerbietung gegen die Behörde gröblich verletzt. Er habe sich „mit solcher Entschiedenheit zu den Pflichten seines Amtes in Widerspruch gesetzt, daß ihm die Ausübung

*) Diese Erzählung erregte, wie man sich denken kann, in der Versammlung und überall gewaltiges Aufsehen. Die Mitteilung Steudels, der zu seiner Verwunderung über diesen Punkt in der Verhandlung nicht verhört worden war und sich deshalb durch eine darauf sich beziehende Stelle in den Entscheidungsgründen des Urteils (s. unten) schwer verletzt fühlte, mag man als einen Akt der Notwehr begreifen. Was an der Sache objektiv richtig ist, das wird bald eine Gerichtsverhandlung zeigen, zu der, wie neuestens verlautet, ein radikales Blatt durch einen herausfordernden Artikel Anlaß gegeben hat. Für heute nur so viel: daß ein Kandidat vor Wittich hintritt und frischweg die Religion für einen Denkfehler der Menschheit erklärt, und darauf Wittich diesen Mann unter Vorhaltung materieller Vorteile zum Eintritt ins geistliche Amt ermuntert, das ist schlechtweg undenkbar. So aber, in dieser nackten Roheit hat sich die große, urteilslose Masse der Hörer und Leser, der jene aus einem doch wohl längern Gespräch herausgerissenen, unzusammenhängenden Brocken vorgesetzt wurden, die Szene vorgestellt. Ich war dabei und werde den Moment und seine unmittelbare Wirkung nie vergessen. Wittich, seit vielen Jahren schon der Referent für die unständigen Geistlichen in der Oberkirchenbehörde, hat sich in diesem, wie jeder Einsichtige weiß, außerordentlich schwierigen kirchlichen Amt, wohl dem schwierigsten, das sich überhaupt denken läßt, einem Amt, in dem fast täglich hohe amtliche Pflichten und persönliche seelsorgerliche Behandlung in ganz einzigartiger Weise zusammentreffen, das vollste Vertrauen jedenfalls der weitaus großen Mehrzahl derer erworben, die unreif, unfertig, ratbedürftig, trostsuchend zu ihm kamen und kommen.

eines geistlichen Amts in der Landeskirche nicht mehr anvertraut werden könne, er vielmehr zu fernerer Versehung seiner Stelle und überhaupt zur Bekleidung eines Pfarramts in der evangelischen Landeskirche unfähig geworden sei."

Das Disziplinargericht war zusammengesetzt aus dem Konsistorialpräsidenten von Gemmingen als Vorsitzenden, einem weltlichen und einem geistlichen Mitglied des Konsistoriums (Prälat v. Wittich), zwei Oberlandesgerichtsräten, einem geistlichen und einem weltlichen Mitgliede der Landessynode. Die Verhandlung war dem Gesetz gemäß mündlich, nicht öffentlich. Steudel hatte einen Verteidiger. Letzterer stellte und begründete ein Ablehnungsgesuch gegen den Vorsitzenden und den Prälaten von Wittich wegen Befangenheit, sofern diese beiden in den oben erwähnten Zeitungsartikeln mitbetroffen seien. Der Antrag wurde abgewiesen, weil eine direkte Beleidigung der Genannten nicht vorliege. In der Verteidigung suchte der Anwalt wie Steudel selbst hauptsächlich nachzuweisen, daß das Verhalten des Angeklagten in theologischer und rechtlicher Beziehung gerechtfertigt sei, in theologischer, sofern die Aenderungen und Umdeutungen in der heiligen Schrift begründet seien, in rechtlicher, sofern die Verpflichtung*) keine buchstäbliche Bindung in sich schließe und überhaupt ausdrückliche, die Agende für unbedingt verbindlich erklärende Normen fehlen. Das Urteil, ein sehr umfangreiches Aktenstück, enthält als ersten Entscheidungsgrund gegen Steudel sein Verhalten — und zwar ist hierbei, wie überhaupt im Urteil, bloß die Zeit vom 5. Februar an gemeint — gegenüber der Agende, die den Charakter einer unbedingt verbindlichen Norm habe, was in dem Recht der Gemeinde, den wesentlichen Inhalt der allgemeinen Kirchenlehre auch in der liturgischen Form vorgetragen zu hören, begründet sei:

Indem Steudel nun — nicht etwa nur gelegentlich, aus besondern, zufälligen Veranlassungen, sondern grundsätzlich in bewußter und beabsichtigter Schmälerung des darin niedergelegten religiösen Gedankengehalts — die vorgeschriebne Liturgie willkürlichen Aenderungen unterzog, hat er die Rechte der Gemeinde verletzt und der Ordnung der Kirche ungehorsam sich widersetzt, somit einer Verletzung der ihm obliegenden Pflicht, sein Amt gemäß den bestehenden Gesetzen und Ordnungen wahrzunehmen, sich schuldig gemacht, die durch den Ungehorsam gegen die ihm zugegangnen speziellen Weisungen und Untersagungen der vorgesetzten Behörde erschwert wurde.

Ueber die von Steudel im Unterricht zum Ausdruck gebrachten Abweichungen von der Kirchenlehre sodann sagt das Urteil, daß sie ganz wesentliche Bestandteile der Kirchenlehre in Frage stellen, daß er seine Schüler:

auf die Abweichungen seiner dogmatischen Auffassung aufmerksam machte, auf die kirchlichen Lehren als auf dasjenige, was sie von ihm nicht lernen, hinwies und so den Unterricht und seine Vorträge geradezu zum Angriff auf die Kirchenlehre benutzte, also polemisch verfuhr, statt den sachlichen und geschichtlichen Zusammenhang in Wirklichkeit zu betonen**) und zu wahren.

Es handelte sich somit in allen dem Angeschuldigten zur Last fallenden Kundgebungen des Ungehorsams und der Ordnungswidrigkeit um eine systematische Negirung der entgegenstehenden Normen, um die Bethätigung eines Prinzips, das er ohne wesentliche Einschränkung und in gleicher Weise, wie bisher, auch in der Zukunft ... durchzuführen entschlossen ist. [Darin liege] eine erhebliche Gefahr für die Entwicklung und Erhaltung des religiösen Lebens in der Gemeinde. Sein Verhalten ist geeignet, das Vertrauen auf eine im Sinne der Einzelgemeinde wie der Gesamtkirche ersprießliche, den Ordnungen und der Lehrauffassung der Kirche entsprechende Wahrnehmung seines Amtes in hohem Grade zu erschüttern, und rechtfertigt die Bedenken der zur überwachenden Fürsorge berufnen vorgesetzten Behörde, fernerhin eine Gemeinde der evangelischen Landeskirche seiner Seelsorge anzuvertrauen, in weitem Umfange.

Endlich heißt es mit Bezug auf die Zeitungsartikel Steudels:

Die Leichtfertigkeit, womit der Angeschuldigte eine solch grundlose Insinuation der Oeffentlichkeit preisgab, verschärft wesentlich den ihn treffenden Vorwurf eines unziemlichen, die Pflicht der Zurückhaltung und Ehrerbietung gegenüber der vorgesetzten Behörde außer Acht lassenden Verhaltens. . . .

Mit Beziehung auf den oben schon besonders erwähnten Satz eines Steudelschen Artikels heißt es:

In Ermanglung eines solchen Nachweises gereicht dem Angeschuldigten die aufgestellte Behauptung unzweifelhaft zum Vorwurf als eine solche, die dazu bestimmt scheinen muß, jedenfalls aber geeignet ist, nicht nur sämtliche einzelne nicht genannte Mitglieder der Behörde jenes Verhaltens verdächtig zu machen, sondern auch die Behörde selbst als diejenige, die aus ihrer Mitte heraus solches geschehen läßt, im öffentlichen Ansehen herabzuwürdigen. . . . Eine solche (s. oben) öffentliche Identifizirung mit den Anschauungen und Auslassungen einer notorisch religionsfeindlichen Richtung ist mit der Stellung und Aufgabe eines Geistlichen unvereinbar und darum geeignet, dem Pfarrer, der zu diesem Mittel — mehr des Angriffs, als der Verteidigung — greift, eine Ahndung zuzuziehen. . . . Solche öffentliche Kundgebungen konnten nicht umhin, öffentliches Aergernis zu erregen, sowohl subjektiv bei denen, die ein solches Auftreten mit dem Subordinationsverhältnis der öffentlichen Diener so wenig als mit den Interessen der Kirche und des religiösen Lebens für vereinbar halten, als objektiv durch Verschärfung der feindseligen Stimmung und Stellung derer, die der bestehenden Ordnung, zumal in kirchlichen Dingen, widerstreben.

Zum Schluß würdigt das Urteil als strafmildernde Umstände: „die Gewalt des in der Generation des Angeschuldigten weitverbreiteten kritischen Subjektivismus, den nicht zu verkennenden sittlichen Ernst in seinem Auftreten und das wirkliche Interesse an der Wahrheit und am Wohl der Kirche, der er im übrigen vorwurfsfrei diente"; stellt aber dem gegenüber „den Vorwurf, daß die einseitige Ausgestaltung und Pflege seiner sittlichen Bedenken ihre Quelle zum Teil in einer gewissen Selbstüberschätzung hat, durch die er mit dahin geführt wurde, einen Konflikt, den Hunderte neben ihm ohne Schaden für ihre Seelen in der Stille so oder anders auskämpfen, zum Gegenstand eines öffentlichen Martyriums zu machen."

Dies das Material. Man hätte vielleicht dies oder jenes noch beiziehen können, manche werden urteilen: beiziehen müssen. Ich glaubte nach reiflicher Erwägung auf die gegebne, alles Wesentliche enthaltende Auswahl mich beschränken zu sollen. In einem zweiten Artikel soll ein selbständiges Urteil über die ganze Angelegenheit versucht werden. J Hieber

*) Die Stelle in dem „Eidesvorhalt für einen Pfarrer" (seit 1827 eingeführt), auf die es ankommt, lautet: „Insbesondre verpflichten Sie sich hiermit, bei Ihren Vorträgen und dem Religionsunterrichte sich an die Heilige Schrift zu halten, und sich keine Abweichungen von dem evangelischen Lehrbegriffe, so wie derselbe vorzüglich in der Augsburgischen Konfession enthalten ist, zu erlauben."

**) Auf eine Eingabe von 153 Geistlichen besagt ein Konsistorialerlaß von 1893: „Es ist keinem Geistlichen versagt, die christliche Wahrheit unmittelbar aus der heiligen Schrift zu entnehmen und darzustellen, wofern nur der sachliche und geschichtliche Zusammenhang mit den Grundzeugnissen, in denen die evangelische Kirche ihr Schriftverständnis niedergelegt hat, gewahrt bleibt." Ferner wurden die Geistlichen an die Verpflichtung erinnert, „die Gemeinden aus der heiligen Schrift in Uebereinstimmung mit dem wesentlichen Inhalt der reformatorischen Bekenntnisse zu erbauen." Im übrigen war in Hinsicht der Geltendmachung subjektiver Lehrauffassungen, namentlich in der Predigt und im Unterricht der ältern Schüler höherer Lehranstalten, eine gewisse Bewegungsfreiheit zugestanden. Hierauf hatte sich Steudel berufen.

Charles Dickens, ein christlicher Volksschriftsteller

4. Humor und Karikatur bei Dickens

Humor war Dickens' höchste Begabung, eine der wesentlichsten Triebfedern und Ressourcen seiner Popularität. Humor ist ja mehr als Witz — es bedarf kaum mehr einer Erörterung dieses Unterschieds —, auch mehr als bloße Spaßhaftigkeit. Von ihr hatte freilich Dickens ein gut Teil. Die sonnige Gesundheit seiner Natur, die in seinen Briefen mit ihrer Ursprünglichkeit, Weitsinnigkeit und Männlichkeit uns entzückt, machte ihn ungemein empfänglich für alle sonderbaren Kontraste der Wirklichkeit, für die Extreme menschlicher Lebensart und Auffassung, die sich doch so nahe berühren; selbst ein so abschätziger Kritiker wie Lewes muß zugeben, daß Dickens groß, unerreichbar war in Späßen, weil er „mit einer Einbildungskraft von wunderbarer Lebendigkeit begabt war und mit einer unendlich beweglichen Gabe der Teilnehmung, die jene Einbildungskraft mit Elementen von universaler Macht über die Lachmuskeln versorgte." Nichts genoß Dickens selbst an seinen Romanen mehr als diesen Zwang zur Heiterkeit. „Ich habe diese Gestalt nie mit der geringsten Gelassenheit betrachten können, sondern habe mich immer darüber ausschütten müssen in der schamlosesten Weise." Das Volk in seinem schweren Arbeitsjoch bedarf solcher Erschütterung des Zwerchfells; jeder Ausbruch unbändiger Heiterkeit dient der Herstellung des innern Gleichgewichts.

Aber der Dickenssche Humor wie der Reutersche hat viel

tiefere Wurzeln. Wie in den Pickwick Papers, so machen wir stets die Beobachtung, daß, wenn das Lachen und der Spaß auf ihrem Höhepunkt angelangt sind, etwas Ernsteres hinter dem Spaß hervortritt. Er hat sich selbst gegen diese „Manier" zu verteidigen gehabt und machte für sich geltend, daß sehr oft uns bei erster Bekanntschaft die bloße Sonderbarkeit einer neuen Erscheinung ins Auge fällt, darnach erst die ernstern Eigenschaften von uns entdeckt werden, wenn wir Freunde des Sonderlings geworden sind. Die Verbindung von Humor und Tragik, die innige Verwandtschaft seinen Humors mit tief mitleidendem Pathos, macht eben die Größe der Dickensschen Lebensauffassung aus. Sie verleiht seiner Charakteristik jenen höhern Stil, der mit den reichsten Launen des Humors einen Einblick verbindet in die Grundzüge des Charakters, der so universal ist wie die Natur selbst. Das treffendste Beispiel für diese Eigenschaft ist wohl das Verhältnis Dick Swivellers zu der Marchioneß in Old curiosity shop. Das ist Komödie der reinsten Art; ihr großer Zauber liegt in der Freundlichkeit des gutherzigen Kameraden gegen das arme verlassene Kind, die sich verbirgt unter der Decke einer geradezu drolligen Spaßmacherei. Und nichts kann so zu Thränen rühren, als Mr. Newman Noggs, wie er in seinem Kontor sich auf den Tisch stellt und minutenlang in der Richtung nach seinem herzlosen Chef die Lüfte streicht. Gerade bei dieser Szene empfinden wir, wie wunderbar nahe in diesem unsern Leben einander Ernst und Humor liegen, und daß gerade darin Dickens' Genie liegt, diese Nachbarschaft zu verwerten, das Lachen stets mit Pathos zu vereinen, ohne das Pathos je ins Lächerliche herabzuziehen.

Professor Wilson schilderte einmal bei einem Meeting in Edinburgh die Wonne, die jede menschlich fühlende Brust empfindet über den gütigen Geist, der alle Dickensschen Schöpfungen durchzieht:

Ich brauche nicht zu sagen, was für ein freundlicher und guter Mensch er ist, noch welche Kraft des Genius er sich erworben hat durch jene tiefe Sympathie mit seinen Mitgeschöpfen, ob sie nun im Glücke und Gedeihen seien oder, überwältigt von unglücklichen Umständen, doch aber nicht untersinken in ihrem Elend, sondern ihrer eignen Widerstandskraft trauen, jenem Prinzip der Wahrheit und Ehre und Unbescholtenheit, das auch dem ungebildeten Menschen nicht fremd ist und in den niedrigsten Wohnstätten in derselben Stärke sich findet wie in den Hallen des Adels und den Palästen der Könige. Mr. Dickens ist auch ein Satiriker. Er zieht das menschliche Leben ins Satirische, aber nie, um es herabzuziehen. Er hat keine Freude daran, das Erhabne herunterzureißen in die Nachbarschaft des Gemeinen. Er denkt nicht daran, die Tugend als ein hohles Ding darzustellen, an das man sein Vertrauen nicht verschwenden sollte. Er satirisirt nur den Selbstsüchtigen, den Hartherzigen, den Grausamen.

Besonders charakteristisch hierfür sind seine sonnigen Weihnachtsgeschichten. Wie mischt er in Christmas Carol ernste und fröhliche Gedanken zu beiderseitigem Gewinn! wie erhebt er da alte Geschichten aus der Kinderstube in eine höhere soziale und moralische Bedeutung! wie nimmt er ihnen wieder das ursprünglich Lehrhafte, indem er sie den Geistern, Gespenstern, Spuk- und Feengestalten in den Mund legt, die wie Verkörperungen der Gedanken aufsteigen, die sich unter einander anklagen und entschuldigen! Ja, er war zu Hause in der Kinderstube! Das zeigt noch sein letzter, zum Teil schauerlicher Roman Our mutual friend, das zeigt seine Fürsorge dafür, daß in dem von ihm begründeten Kinderhospital neben dem Kinderheiland anmutige, erfreuende, lustige, kindliche Bilder aufgehängt wurden. Solche Bilder schuf er alle Jahre für den häuslichen Herd. Der Kampf des Lebens erscheint da nie tragisch. Herzen werden nicht gebrochen durch die Pflichten, die ihnen auferlegt sind; das Leben verliert bei allem edeln Mitleiden und großmütigen Selbstverleugnen nie den Raum für reines Glück. Gerade in den gewöhnlichsten, häuslichen Formen des Lebens lernen wir seine seltenste Liebenswürdigkeit entdecken; leicht und unmittelbar steigen wir von alltäglichen Realitäten auf zu den Regionen der idealsten Lebensherrlichkeit.

Nirgends aber hat er eine glücklichere Verkörperung dieser Hauspoesie geschaffen als in der Familie Peggotty (in Copperfield). Man kann keine reinere Luft altfränkischer Häuslichkeit atmen; aber die freundlichen und versöhnenden Einflüsse der humorvollen Schilderung nehmen ihr alle Herbigkeit und erheben die unförmlichsten Gestalten der Menschlichkeit in eine innere Anmut, die bis ans Erhabne grenzt. So unterstützt das Lächerliche lediglich das Pathos und den Humor, adelt und verfeinert die Empfindung derart, daß in diesen Fischerleuten von Yarmouth bloße rohe Zuneigung und einfache Männlichkeit halb ritterliche, halb erhabne Formen annehmen, nachdem sie durch das Feuer unverdienter Leiden und heroischer Ausdauer hindurchgeführt sind. Der sittliche Kummer braver, schlichter Menschen um ein gefallnes Familienglied ist noch nie so erschütternd, so beschämend geschildert worden.

Zwei ganz einzige Produkte solchen pathetischen Humors sind uns unter den Skizzen unausgeführter Romanfabeln erhalten:

Ein Mädchen, das sich von dem Liebhaber getrennt hat, der sich unwürdig erwiesen, — ihn immer noch liebend — vereinzelt lebend um seinetwillen — aber nie wieder die alten Beziehungen erneuernd, kommt zu ihm, da sie beide alt geworden sind, und pflegt ihn in seiner letzten Krankheit. — — — Zwei Mädchen, die sich schlecht verheiraten. Der Mann, der Schlechtigkeit in sich trägt, das höherstehende Weib herabziehend. Der Mann, der Gutes in sich trägt, das unter ihm stehende Weib heraufziehend.

Das klingt kühn; aber die Wirklichkeit ist noch seltsamer und humorvoller als die Dichtung. Dickens liebte es, besonders zu verweilen bei den Koinzidenzen, Aehnlichkeiten und Ueberraschungen des Lebens. Die Welt, meinte er, ist so viel kleiner, als wir denken; wir sind alle verbunden mit einander durchs Schicksal, ohne es zu ahnen; Leute, die für völlig getrennt gelten, stoßen fortwährend mit den Ellenbogen aneinander, und das Morgen hat mit nichts halb so große Aehnlichkeit als mit dem Gestern. Daher hat Dickens einen Spürsinn für die verborgensten und ergreifendsten Analogien, eine ganz seltene Einsicht in die Sympathien, die zwischen der Natur der Dinge und ihrer Gegenstücke bestehen.

Aber hierin scheint nun auch der Grund zu liegen, weshalb so viele geschmackvolle, feingebildete Leser mit der Zeit oder sofort von Dickens unbefriedigt sich abwenden. Der wesentliche Wert und die Wahrheit der Dickensschen Schriftstellerei werden von vielen geistvollen Leuten verkannt, lediglich weil er die Wahrheit mit einer gewissen Farbe von Karikatur darstellt. Henri Taine hat für alle solche kritische Geister das lösende Wort gesprochen. Er findet, daß das Einfache und Natürliche nicht genügend überwiegt über das Sonderbare und Exzentrische. In Hard Times erreiche der Dickenssche Spleen seinen Höhepunkt: da überbiete der Instinkt die Vernunft, die Intuition des Herzens die praktische Einsicht; alle Erziehung werde angegriffen auf Grund stereotyper Figuren und Thatsachen; Kummer und Lächerlichkeit werde gehäuft auf praktische Geschäftsleute; Fabrikstädte werden in Bausch und Bogen verflucht, weil sie die Leiber in Rauch und Schmutz, die Seelen in Falschheit und Revolutionsgeist einkerkern; mit dieser Satire auf die soziale Unterdrückung kontrastire kraß die übertriebenste Schätzung der Unterdrückten: arme Arbeiter, Gauner, Findlinge, Zirkusleute werden zu Typen erkoren für gesunde Sinnesart, liebenswürdige Gestimmtheit, Edelmut, Freisinnigkeit, Mut, zur beständigen Beschämung angemaßter Erkenntnis, Glückseligkeit, Tugend der Reichen und Mächtigen, die auf ihnen herumtrampeln. Uebertrieben wie diese Darstellung der Dickensschen Uebertreibungen ist, muß man ihr doch eine gewisse Berechtigung zuerkennen. Mindestens in Hard Times ist der Ton der demokratischen Anklage gegen die herrschende Gesellschaft zu einseitig und leidenschaftlich, auch zu aufstachelnd. Darin liegt eine Verwandtschaft mit Kingsleys Alton Locke. Er teilt mit ihm eben auch das leidenschaftliche Gerechtigkeits- und sittliche Ehrgefühl, das dem Franzosen an sich zuwider ist. Taine findet in diesem Aufwand aller Leidenschaft und aller Ausdauer der Maler seines Landes bei der Schilderung moralischer und sozialer Ungeheuer das Geheimnis der verblüffenden Popularität Dickens': das giebt ihm die Macht, eine fieberhafte Empfindsamkeit zu erwecken und Lachen oder Weinen über die alltäglichsten Dinge zu erregen.

Gewöhnliche Leute, meint er, sind so ermüdet von dem, was immer um sie her ist, und nehmen so wenig vom Detail in sich auf, das ihr Leben ausmacht, daß, wenn plötzlich ein Mann kommt, der diese selben Dinge interessant macht und sie in Gegenstände der Bewun-

berung, der Zuneigung oder des Abscheus verwandelt, sie besinnungslos von ihm bezaubert werden. Ohne ihre Armsessel zu verlassen oder ihre Herdplätze, finden sie sich zitternd vor Erregung, ihre Augen mit Thränen gefüllt, ihre Wangen breit vor Lachen, und durch die Entdeckung, die sie da gemacht haben, daß auch sie leiden, lieben und fühlen können, scheint ihnen ihr eignes Dasein verdoppelt.

Man kann kaum treffender die Zaubermacht Dickens' schildern. Aber was verlangt Taine von ihm noch mehr?

Dickens ist nicht ruhig genug, um auf den Grund dessen zu kommen, was er schildert. Seine Phantasie ist zugleich zu lebhaft und zu wenig weit; sie erlaubt ihm kein gerechtes Abwägen, keine empirische Objektivität. Er stempelt jeden Charakter mit einem sehr leidenschaftlichen Wert- oder vielmehr Vorurteil; das hindert ihn, in die tiefen, verschlungnen Wurzeln des Seelenlebens einzudringen. Er reitet auf einer Situation, einem Ausdruck, einer Sonderbarkeit, einer Grimasse herum, sieht nichts daneben und behält sie immer unverändert bei.

Mr. Micawber z. B. wird nie müde, seine selben Redensarten emphatisch auszusprechen oder mit lächerlicher Brüskheit von übermütigem Jubel in Jammer überzugehen. Jede Gestalt ist die Inkarnation irgend eines Lasters, einer Tugend oder Absurdität, die häufig, unabänderlich und ausschließlich sich auslebt. So mißversteht Dickens lebhafte Beobachtung für wirkliche Einsicht. Nun billigt der Franzose dem Engländer zwar mildernde Umstände zu: seine Mängel sind meist Mängel der Nation, für die er schreibt; ihr Geschmack hindert ihn an Charakterdarstellung im großen Stil. Die Engländer sind für echte Kunst verdorben durch Uebermaß von religiösem und sittlichem Pathos.

Indem ich mir das Eingehen auf diese interessanten Gesichtspunkte für später vorbehalte, möchte ich doch betonen, daß die Engländer neben Dickens eine George Eliot besitzen, auf die alle jene Vorwürfe nicht zutreffen, daß aber George Eliot, die viel bedeutendere, tiefere, wahrere Charakterzeichnerin, nie entfernt an die Popularität Dickens' herangekommen ist. Die Sache ist einfach die, daß gerade das Maß von Eindringen in das innere Leben und seine Komplikationen, das Dickens einhält, dem Bedürfnis und Vermögen des Volkes entgegenkommt. Lewes, der in George Eliot seinen Maßstab hatte, erkennt das an mit einer gewissen Resignation:

> Seine Typen setzten sich im Geist des Volkes fest wie persönliche Erfahrungen. Ihre Falschheit blieb unbeachtet über dem mächtigen Zug ihrer Darstellung. Jeder Betrüger schien ein Pecksniff, jeder soziale Leichtsinn ein Micawber, jedes muntere Dienstmädchen eine Marchioneß. Umsonst bewies kritische Ueberlegung, daß diese Figuren bloße Masken seien; nicht Charaktere, sondern personifizirte Charakteristiken; Karikaturen und Verrenkungen der menschlichen Natur. Die Lebendigkeit ihrer Repräsentation brachte es fertig, dem Publikum des Verfassers eignen zweifelfreien Glauben daran mitzuteilen. Dickens' menschliche Figuren sind hölzern, sie laufen auf Rädern; aber das sind Details, die den Glauben der Bewundrer kaum anfechten.

Unleugbar läuft Dickens fortwährend in Gefahr, die bescheidnen Grenzen der Kunst zu überschreiten. Einen dahin zielenden Wink Bulwers nahm er bereitwillig an; er war sich bewußt — bei der Komposition von Martin Chuzzlewit hatte er es so recht bemerkt —, daß er beständig nötig hatte, sich im Zügel zu halten, damit er nicht in der Fülle seines Vergnügens an humoristischen Gestalten in Extravaganzen sich verliere. Aber vom schauspielernden Sentimentalisten oder gespreizten Karikaturzeichner war er weit entfernt. Wenn er extravagirte, so passirte es ihm. Aller Humor hat in sich, ja ist in der That identisch mit etwas, das reguläre Menschen gemeinhin Uebertreibung nennen. Dickens überschreitet allerdings öfter die erlaubten Grenzen desselben, aber wir wissen aus seinen Briefen, daß er eifrigst darnach strebte, ihn in legitimen Schranken zu halten. Was es ihm erschwerte, war seine spleenige Anlage. Er hatte eben einen Glauben an die Möglichkeit, alle denkbaren Exzentrizitäten zu vereinigen mit einem korrekten Herzen, Schlauheit mit Einfalt, guten Verstand mit partieller Narrheit. Was uns unmöglich scheint, schien ihm eine einfache Thatsache der Beobachtung. Wenn er sich eine Straße, ein Zimmer, eine Figur vorstellte, sah er sie nicht in der vagen, schematischen Art gewöhnlicher Einbildung, sondern in der scharfen Umrissenheit augenblicklicher Wahrnehmung. So sah er Micawber vor sich; er

hielt ihn, genau wie er ihn darstellte, für Wirklichkeit. Und wer ohne Pedanterie und mit Kongenialität sich einlebt in diese Gestalt, dem wird sie typisch für eine Menge Erfahrungen, die er mit sich und Andern macht, wartend auf something turning up. Das aber ist es, was so tiefe Befriedigung gewährt. Der Glaube des Autors selbst an seine Gestalten, diese naive liebenswürdige Selbstmystifikation reißt die Meisten mit sich, auch bei den Gestalten, die bei jedem andern Autor als Karikaturen und Farcen abstoßen würden.

So kann uns denn die Gefahr der karikirenden Uebertreibung nicht den Geschmack vertreiben an den Produkten des sonnigsten Humors. Es bleibt bei Bulwers Beobachtung:

> Die größten Meister des modernen Romans haben sich meist des Humors bedient zur Illustration der Lebensweise und haben mit einem tiefen und wahren, ob auch vielleicht unbewußten Verständnis ihrer Kunst den Humor nahezu bis an den Rand der Karikatur getrieben. Denn wie das ernste Ideal eine gewisse Uebertreibung verlangt im Verhältnis zum Natürlichen, so auch das Heitere. ... Kunst und Korrektheit sind weit entfernt davon, identisch zu sein; jene erweist sich sogar öfters durch die Verachtung dieser, denn das Ideal, das humoristische wie das ernste, entsteht nicht durch Nachahmung, sondern durch Steigerung der Natur. Und wir müssen folglich bei der Kunst nicht so wohl fragen, wie weit ihr Produkt dem gleicht, was wir gesehen haben, als wie weit es das verkörpert, was wir uns einbilden können.

Jedenfalls war auch das Uebermäßige, das Groteske des Dickensschen Humors nur geeignet, seine Wirkung auf breite Massen zu steigern. O B

Verschiedenes

(Friedrich Wilhelm Dörpfeld) Gesammelte Schriften. Gütersloh, Bertelsmann.

Mit dem am 27. Oktober heimgegangnen Barmener Schulrektor Dörpfeld ist ein Fürst und Großer im Volksschullehrerstande geschieden. Seine Bedeutung für die christliche, speziell die evangelische Pädagogik kann nicht leicht zu hoch geschätzt werden. Es gilt nun, das Vermächtnis, das er uns in seinen Schriften hinterlassen hat, zu nützen und fruchtbar zu machen. Deshalb ist eine Herausgabe seiner „Gesammelten Schriften" veranstaltet worden, die auf zehn Bände berechnet ist. Auf diese möchten wir die Leser der Christlichen Welt mit diesen Zeilen wiederholt aufmerksam machen und alle, die eine Stellung zur Volksschule als Lehrer und Leiter, als Lokal- und Kreisschulinspektoren haben, recht angelegentlich ersuchen, zur Empfehlung und Verbreitung dieser Schriften nach Vermögen beitragen zu wollen. Sie geben reichen Stoff zur Besprechung in kleinern und größern Lehrerkonferenzen und sind wie wenig andre geeignet, zu einer tiefern Auffassung des Lehrerberufs anzuregen und die Arbeit an der Jugend im Lichte der Ewigkeit anschauen zu lehren. — Bei weitem die meisten Aufsätze, die in den „Gesammelten Schriften" zum erneuten Abdruck gelangen, sind zuerst in dem „Evangelischen Schulblatt" erschienen, das 1857 von Dörpfeld gegründet und bis zu seinem Tode (zuletzt unter dem Beistande von befreundeten Kollegen) von ihm herausgegeben wurde. Von den bis jetzt erschienenen Bänden der Schriften liegen uns folgende Teile vor: Denken und Gedächtnis. Eine psychologische Monographie (des ersten Bandes erster Teil, 171 S. 2 Mk.), eine ausgezeichnete Abhandlung, die die Herbartsche Psychologie zur Grundlage hat, wie denn überhaupt wohl Dörpfeld das Meiste dazu beigetragen hat, das Studium Herbarts in den Kreisen der Volksschullehrer anzuregen und fruchtbar zu machen. Die Schrift erscheint in der vorliegenden Ausgabe in fünfter Auflage, ist auch bereits ins Holländische und Ungarische übersetzt worden. — Der didaktische Materialismus. Eine zeitgeschichtliche Betrachtung und eine Buchrezension, so lautet der Titel eines weiter hier anzuzeigenden Heftes (des zweiten Bandes zweiter Teil, 140 S. 2 Mk.). Was damit gemeint ist, ist nicht sofort klar. Es ist eine seit einer Reihe von Jahren aus Lehrerkreisen immer wieder laut gewordne Klage, daß der den Schulen zugemutete Lehrstoff über das richtige Maß weit hinausgehe. Diese Klage ist nur zu begründet. Dörpfeld fragt nun nach der Ursache dieses Uebels und findet sie in dem Geist des didaktischen Materialismus, der auf dem Schulgebiet die Oberhand gewonnen habe, d. h. in jener oberflächlichen pädagogischen Ansicht, die den eingelernten Stoff, gleichviel wie er gelernt sei, ohne weiteres für geistige Kraft hält, und darum das bloße Quantum des absolvirten Materials ohne weiteres zum Maßstabe der intellektuellen und sittlichen Bildung macht. Auch diese Arbeit hat seinerzeit in Lehrerkreisen vielfache und lebhafte Zustimmung gefunden; sie liegt in dritter Auflage vor. — Der dritte Band: Religionsunterricht (erste Hälfte, 232 S. 2,20 Mk.), Abhandlungen, die sich alle mit dem Religionsunterrichte beschäftigen. Da findet der Leser u. a. eine Empfehlung von „Bengels Gnomon oder Zeiger des Neuen Testaments" (in deutscher Uebersetzung), den Dörpfeld ein Musterbuch der Schrifterklärung für deutsche Lehrer nennt; ferner eine treffliche Arbeit „Ueber Erzählen und Einprägen der biblischen Geschichten," „Ein Wort über Sonntagsschulen." — Dörpfeld hat ein für die Hand der Schüler bestimmtes Büchlein geschrieben: Enchiridion der biblischen Geschichte oder Fragen zum Verständnis und zur Wiederholung derselben," das in vielen Auflagen verbreitet ist. Ueber Zweck, Anlage und Gebrauch dieses Schriftchens hat er zwei Abhandlungen

veröffentlicht, die die zweite Hälfte des dritten Bandes (131 S. 1,20 Mk.). ausmachen und hier zum vierten male gedruckt erscheinen. Aber auch solchen Lehrern, die das Enchiridion in ihren Schulen nicht eingeführt haben, werden hier treffliche Winke zu einer fruchtbaren Behandlung der biblischen Geschichten finden. — Näher auf den Inhalt der vorliegenden Teile der „Gesammelten Schriften" einzugehen, ist hier nicht der Ort; aber auch die wenigen Andeutungen dürften genügen, um die warme Empfehlung, die wir ausgesprochen haben, zu begründen, wie wir denn auch hoffen, bei der Anzeige der weiter erscheinenden Teile in dieser Beziehung noch einiges nachtragen zu können.

Wir nennen gern bei dieser Gelegenheit auch das Evangelische Schulblatt. Es ist, wie oben erwähnt, von Dörpfeld begründet worden und erscheint gegenwärtig (1895) in seinem neununddreißigsten Jahrgang. Es ist nie von einer Schulbehörde oder von irgend einem Lehrerverein als Organ proklamirt oder sonst protegirt, noch durch Zwangsabonnement am Leben erhalten worden. Wenn es gleichwohl noch besteht, so dürfte dies für seine Trefflichkeit sprechen. Es erscheint (im gleichen Verlag wie die gesammelten Schriften) in monatlichen Heften von je vierzig Seiten und weist eine nicht kleine Anzahl namhafter Schulmänner als Mitarbeiter auf. Seit Dörpfelds Hinscheiden teilen sich fünf Redakteure in die mit der Herausgabe verbundne Arbeit, darunter Seminarlehrer A. Hollenberg und Rektor D. Horn, die Dörpfeld schon in den Jahren seines Lebens Beihilfe in der Redaktion leisteten, außerdem Dr. G. von Rhoden, Dörpfelds Schwiegersohn, und endlich die Lehrer Lamberg und Hermann. Es ist nicht undenkbar, daß die Einheitlichkeit des Inhalts unter einer so gestalteten Redaktion leiden könnte. Dieser Gedanke wird wenigstens nahe gelegt, wenn wir den Jahrgang 1895 überblicken. In Nr. 3 (März) wird Pfarrer Naumanns Hilfe warm empfohlen und ein kleiner Artikel daraus abgedruckt. In Nr. 5 wird die Zeitschrift „Das freie Wort" empfohlen und auch aus diesem Blatte als Probe ein Aufsatz zum Abdruck gebracht, in dem es heißt: „Man rühmt es, daß in neuerer Zeit Anhänger ganz verschiedner, sich gegenseitig ausschließenden theologischen Systeme im öffentlichen Leben, namentlich bei Behandlung sozialer Fragen friedlich Hand in Hand gehen. Was aber zu einer Ursache des Rühmens gemacht wird, erweist sich bei näherm Zusehen oft genug als eine Erscheinung, deren man sich schämen sollte. Um irdischer Ziele und Vorteile willen stellt man seine religiösen Ueberzeugungen, die man bislang mit allem Eifer verfochten hat, in den Hintergrund und läßt sie unter Umständen auch fallen, wechselt sie allmählich mit andern aus, — wenn man die Erreichung jener materiellen Ziele gefährdet sieht." — Diese schwerwiegenden Vorwürfe gelten doch (neben andern) zum größten Teil auch Pfarrer Naumann, dessen in Nr. 3 so freundlich gedacht worden ist. Es ist sehr zu wünschen, daß dergleichen Widersprüche sich nicht wiederholen möchten.

P Diehl

(Die römische Frage) Von Graf Paul von Hoensbroech. Berlin, Haack, 1895. 50 Pfge. Der in weiten Kreisen der evangelischen und katholischen Kirche bekannte Verfasser schneidet hier in seiner bekannten, knappen, prinzipiell scharf und konsequent zugreifenden Art die durch die Ereignisse des 20. September 1895 von neuem aufgerollte römische Frage an. Was die Schriften von Hoensbroechs so wertvoll macht, ist die Thatsache, daß er das Verständnis für die religiösen Lebenselemente des Katholizismus nicht verloren hat, sondern mit wohlthuender Unbefangenheit ihnen gerecht wird. Er schlägt nun vor, daß die weltlichen Fürsten vereinbaren möchten, stillschweigend über die römische Frage zur Tagesordnung überzugehen, um sich solche Tragikomödien wie die Rolle, zu der der König von Portugal verurteilt war, zu ersparen und den Papst sowie die ultramontane Partei durch die Macht der Thatsachen zum Aufgeben der Maske des „Gefangnen im Vatikan," sowie zum endgiltigen Verzicht auf den Kirchenstaat zu zwingen. So einfach diese Lösung klingt, so schwierig dürfte ihre Ausführung zu bewerkstelligen sein. Denn die Geschichte pflegt nicht die geraden Wege der Konstruktion zu lieben, sondern ihre eignen Wege zu gehen. Die römische Frage wird noch auf lange Zeit die Völker beschäftigen, denn so sehr auch die Italianissimi am 20. September gejubelt haben, in den Berechnungen des Vatikans sind fünfundzwanzig Jahre eine kurze Spanne Zeit. Daß eine Lösung der römischen Frage, die den weltlichen Charakter des Königreichs Italien mit der Hauptstadt Rom anerkennt, andrerseits aber der Würde des Papstes, der in den Augen seiner Gläubigen immer ein Fürst bleibt, Rechnung trägt, wünschenswert und im Interesse des innern Friedens notwendig ist, kann niemand bezweifeln. Ob sie aber durch solche Mittel, wie sie z. B. von Hoensbroech vorschlägt, jede politische Vertretung durch Gesandte beim Vatikan aufzuheben und das Papsttum nur als priesterliches Organ, nicht als politische Macht zu behandeln, möglich ist, erscheint doch vorläufig etwas mehr als zweifelhaft. Der Wert dieser Broschüre liegt in der Persönlichkeit des Verfassers, der darin ein ergreifendes Bekenntnis niederlegt, wie er einst gegen die Stimme des Gewissens der undankbaren Aufgabe sich unterziehen mußte, die Notwendigkeit des Kirchenstaates zu beweisen, wie aber seine Ehrlichkeit, sein Patriotismus ihn Schritt für Schritt weiter geführt haben, alle Scheinargumente fallen zu lassen und der Wahrheit die Ehre zu geben. H R

(Ueber einen neuen Konfirmationsunfug) wird uns aus Sachsen geschrieben:

Als ich in Nr. 12 der Christlichen Welt den Aufsatz über Konfirmationsgeschenke gelesen hatte, fielen mir Konfirmationsgaben in die Hände, die ich für unpassend halte. Es ist ein steifes Oktavblatt; darauf (alles in Golddruck) links oben der Kelch, in der Mitte der gekreuzigte Christus, unten Johannes der Täufer, der Christum tauft. Rechts der hohe Chor der Kirche mit Kanzel und Altar; darüber das Bild des Geistlichen, der die Konfirmation vollzogen und den Unterricht erteilt hat. Unten am Rande die Unterschrift: Andenken an die Konfirmation. — Die Geistlichen, deren Bilder so ausgeboten werden, sind mir befreundete, liebe Leute, die ich hoch schätze, und ich empfinde es mit schmerzlichem Bedauern, daß sie sich zu dieser Buchhändlerspekulation hergegeben haben. Meine Kritik knüpft sich an folgende Sätze: der größte Segen der Predigt wird nur dann erreicht, wenn der Redner über der Rede vergessen wird. Ein Geistlicher, der gefragt wurde, ob er viele Bekehrte in seiner Gemeinde habe, antwortete: Bekehrt sind viele, aber nur bis zu mir, und ich sinne oft mit Zittern und Zagen darüber nach, wie ich sie von mir weg zu Jesu Christo bringen soll. Ein Lehrer sagte bei seinem Scheiden zu den Schülern und ebenso ein Geistlicher zu der Gemeinde: Vergesset mich; ich habe nie für meinen Ruhm gearbeitet. Aber haltet fest an dem, den ich euch verkündigt habe, an Jesu Christo! — Welche Gedanken beim Anblick jener Bilder sich für mich an diese Sätze knüpfen, das mag sich der Leser selbst ausspinnen. Die Photographie eines Geistlichen neben dem gekreuzigten Christus und über dem Altar, das ist unpassend. Möge diese Sitte sich nicht weiter verbreiten, und wo sie schon da ist, bald wieder verschwinden. G

(Ueber Geschichten in der Predigt) Von einem Laien wird uns geschrieben: Es scheint neuerdings bei vielen Geistlichen die Neigung verbreitet zu sein, in ihre Predigt kleine Geschichten und Erzählungen einzuflechten. Wenn solche Geschichten wirklich gut, innerlich wahr und am richtigen Ort angebracht sind, dann mögen sie unter Umständen sehr geeignet sein, den Eindruck der Predigt zu vertiefen. Aber recht dringend möchten wir die Herrn Pastoren bitten, die Gemeinde mit geistlichem Anekdotenkram zu verschonen, der auf Kosten des Inhalts der Predigt verwendet wird oder gar zur Verdeckung der Armut an eignen Gedanken herhalten muß, und vor allem mit solchen Geschichtchen, die den Stempel innerer Unwahrheit an sich tragen oder wohl gar mit einer gewissen auf Rührung berechneten Sentimentalität behaftet sind. Den Schreiber dieses führte vor kurzem eine Reise in die Kirche eines Geistlichen, der mir als einer der beliebtesten Kanzelredner der Stadt gerühmt wurde. Ich bekam eine wirklich ergreifende Predigt über die Konfirmation und ihre Bedeutung zu hören, wurde aber vollständig ernüchtert, als der Prediger folgende Geschichte auftischte, die, wie er sagte, den Hörern die mit der Konfirmation übernommenen Verpflichtungen ans Herz legen sollte. „Der alte Pfarrer Strauß zu Iserlohn, so erzählte er, führte im Jahre 1830 fünfzig Konfirmandinnen zum Altar. Am Schluß der Feier kniete er mit ihnen nieder und legte seine Schäflein dem Herrn ans Herz, indem er bat: »Ach Herr, laß von meinen fünfzig Konfirmandinnen keine verloren gehen, laß sie alle selig werden!« Bald aber verbesserte er sich und fuhr fort: »Mein Herr, das ist zu viel, das darf ich nicht verlangen, daß sie alle selig werden! laß es nur fünfundzwanzig sein, die selig werden!« — Kaum hatte er das gesagt, da verbesserte er sich nochmals: »Herr, ich weiß ja, daß viele berufen, aber nur wenige auserwählt sind; auch fünfundzwanzig mögen Dir noch zu viel sein (!), laß nur zwölf selig werden!« — Dann beschied er sich nochmals mit den Worten: »Ach Herr, auch unter deinen zwölf Jüngern ist einer verloren gewesen; ich darf soviel nicht bitten; laß doch nur eine von diesen fünfzig selig werden!« — Sechzig Jahre waren vergangen, so fuhr der erzählende Prediger fort, da wurde der jetzige Pfarrer in Iserlohn zu einem hochbetagten Mütterlein berufen, die im Sterben lag, aber mit freudigem Glauben ihres Endes wartete. — Der Geistliche fragte sie, woher sie die getroste Gewißheit ihres Heiles hätte, worauf sie ihm von jenem Konfirmationsgebete erzählte, und wie sie eine jener fünfzig Konfirmandinnen gewesen sei und sich vorgenommen habe, daß sie die eine sein wolle, um deren Seligwerden ihr Seelsorger gebeten habe." — Mit dieser geschmacklosen und noch dazu mit größter Salbung und einer auf Rührung berechneten Stimme vorgetragnen Geschichte war für mich der Eindruck der sonst trefflichen Predigt vernichtet. — Mein ganzes Innere sträubt sich dagegen, mir einen Seelsorger als Vorbild vorgehalten zu sehen, der sich begnügt, wenn von fünfzig Konfirmandinnen nur eine selig werde, und eine Konfirmandin, die unter fünfzig Genossinnen die einzige sein will, die dieses Ziel erreichte. Ich kanns auch noch nicht glauben, daß der alte Strauß so gebetet hat, wie es ihm der Prediger in den Mund legte. Jedenfalls hat der Heiland in seinem hohenpriesterlichen Gebete, das dem alten Strauß doch wohl bekannt gewesen sein wird, ganz anders gebetet und sich nicht an dem Seligwerden eines genügen lassen, sondern er ist mit der Gewißheit von ihnen geschieden, daß keiner von seinen Jüngern verloren sei, ohne das eine verlorne Kind. — Wenn doch daher unsre lieben Herren Geistlichen im Gebrauche solcher Geschichtchen etwas vorsichtiger verfahren wollten!

Quittung

Für die Konfektionsarbeiter in Berlin: 8,50 Mk. Pfarrhaus Heidelsheim; 5 Mk. von M B, Darmstadt; 3 Mk. von N N; 2 Mk. von W Sch, Marburg.

Für Armenien: 97 Mk. durch H Sch, Wiesbaden; 63,80 Mk. Sammlung bei einem Vortrag in Calbe a. S.; 50 Mk. von Sch, Gandersheim; 44 Mk. in einer Gustav-Adolfstunde in Bartholomae gesammelt; 36,50 Mk. aus der Gemeinde Eberstadt bei Lich; 36 Mk. von den Gemeinden Dachsenhausen und Hinterwald; je 20 Mk. Pfarramt Schaafheim; G R, Jena; F L, Halle; durch F B, Gnadenfeld; 13 Mk. durch B, P, Remscheid; 12 Mk. von C M, Berlin; 11 Mk. von S, Röddenau;

je 10 Mk. von P K, Riga; Sch, Warburg; F, Riesa; O B, Kiel; 7 Mk. von Konfirmanden in Z durch D S; 6,40 Mk. aus der Gemeinde Pröbel; je 5 Mk. von Schr, Berlin; M, Bönnenzien; H A, Groß-Cammin; L S, Unna; M, Elversdorf; D, Jersleben; H S, Bosenheim; 4,30 Mk. Gemeindeabend in Stutzhaus; je 3,80 Mk. von einigen Gemeindegliedern in Hatzfeld; H, Thiemgen; je 3 Mk. von H S, Soden; H J in O; R, Lüdinghausen; je 2 Mk. von R, Hülzdonk; W Sch, Marburg.

Für den Allgemeinen evang.-prot. Missionsverein: 3 Mk. von H J in O. Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 15 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigengebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Statt jeglichen besondern Ansagens

Am Karfreitag wurde meine liebe Schwester

Helene

in Bremen nach mehr als sechsjährigem schweren Leiden in ihrem 30sten Lebensjahre durch den Tod erlöst.

Um stille Teilnahme bittet Pfarrer E. Fell

Ars a. d. Mosel, den 4. April 1896

Ein evang. Theologe,

der schon einige Jahre im prakt. Dienste thätig gewesen, gute Zeugnisse aufzuweisen und auch das **Religionslehrerexamen** für höhere Schulen absolvirt hat, sucht Stellung an öffentl. oder priv. Lehranstalt, Institut, Töchterschule oder dergl. im In- oder Ausland. Angebote unter **M. B. Schw.** an die Expedition erbeten.

Die **Direktorstelle**
an der
evangelischen Lehrerbildungsanstalt
in Bielitz

ist zu besetzen. Bezüge: 1200 fl. Stammgehalt, 300 fl. Direktorszulage, Dienstwohnung bestehend aus vier geräumigen Zimmern nebst Zubehör, fünf Dienstalterszulagen von fünf zu fünf Jahren im Betrage von je 120 fl. Die Direktorszulage wird bei der Bestimmung der Pensionsbezüge mit eingerechnet. Eine Landeszulage wird in Aussicht gestellt.

Bewerber, die die Lehrbefähigung für den **Religionsunterricht** und für **Pädagogik** besitzen, mögen ihre entsprechend belegten Gesuche bis zum

30. April

richten an das

Presbyterium der evangelischen Kirchengemeinde A. B. in Bielitz, österr. Schles.

Frühjahrsversammlung der Freunde der Christl. Welt
in der Provinz Brandenburg

Dienstag den 5. Mai 1896, abends 6 Uhr
in Berlin, Leipzigerstr. 134, Viktoriasäle.

Vortrag des Herrn Professor Gunkel: „Elias und seine Stellung in der Geschichte der Alttestamentlichen Offenbarung"

Baltzer Harnack v. d. Heydt Kaftan Scholz Seeck v. Soden

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1481. Vierteljährlich 1,50 Mark

Nr. 14: Uebersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der deutsch-evangelischen Landeskirche vom 1. Januar bis 31. März 1896 — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Zur Bewegung gegen die Zivilehe; Zum Fall des Pastors Witte; Zum Kirchenstreit in Witten; Preßstimmen zur Bonner Professorendebatte; Ablösung des Beichtgeldes in Bayern; Aus Elsaß-Lothringen; Zu Stöckers Austritt aus der konservativen Partei — Römische Kirche — Verschiedenes

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Hefte zur Christlichen Welt

Soeben ist erschienen:

Nr. 23. **Bibelwort und Gotteswort.** Von Evangelicus. Prs. 40 Pfg.
Nr. 24. **Die altkirchliche Christologie und der evangelische Heilsglaube.** Von P. Lobstein, Professor der Theologie an der Universität Straßburg. Preis 40 Pfg.

Ein **Predigtamtskandidaten** sucht baldigst zur Hilfe **Wildberg**, P. Greißlau bei Weißenfels a. S.

Prakt. Ratgeber für Erwerb suchende Frauen und Mädchen der besseren Stände

von **Emy Gordon**
geb. Freiin von Beulwitz.

Mit reichhalt. Adressenanhang, 160 S., geh. 1 Mk., geb. 1,50 Mk.

„Eins der nützlichsten Bücher, die jemals erschienen sind, und das von Staats wegen jeder Frau, jedem erwachsenen Mädchen in die Hände gegeben werden sollte; die eine Mark, die es kostet, macht sich hundertfältig bezahlt." (Deutsche Frauenzeitung)

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder auch direkt gegen Einsendung von 1,10 oder 1,70 Mk. von der Verlagsbuchhdlg. **Hobbing & Büchle i. Stuttgart.**

Zu **verkaufen für nur M. 105** **Herzogs**, Realencyklopädie der protest. Theologie. 2. (neueste) Aufl. 18 Bde. Hfz. geb. (Neupreis Mk. 216), durch
Alfred Lorentz,
Antiquariat, **Leipzig**

Isabella-Akkord-Zither

von jedermann ohne Musikkenntnis sofort spielbar: 6 Manuale, 25 Saiten, prachtvoller Ton, schwarz polirt mit Malerei, Perlmutter- u. Rokokoarbeit, mit Stimmschlüssel, Stimmpfeife, Zitherringe, Notenhalter und 3 **Notenheften** je etwa 15 Stücke enthaltend, **alles zusammen** liefere für **nur 12,50 Mk.** inkl. Verpackung gegen Nachnahme. Reeller Ladenpreis 18 bis 20 Mk.

Richard Kox, Musikwerke, Duisburg a. Rh.

Töchterheim
des ev. Diakonievereins.

Pensionat für Töchter gebildeter Stände zu häusl., wissenschaftl., gesell. u. Berufsausbildung in **Cassel, Schloß Werdorf** und **Norderney.** Ziel: sittliche u. wirtschaftliche Selbständigkeit. Preis 800 Mark, für Vereinsmitglieder Selbstkosten. Prospekte durch Prof. D. **Zimmer**, Herborn.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162.**

Herzliche Bitte

Eine arme aus Deutschland mit ihrem hier verstorbnen Manne hierher gezogne Witwe wurde infolge eines Schlaganfalls gelähmt. Um ihre Kinder zu ernähren, arbeitete sie bisher rastlos. Jetzt, wo sie erwerbsunfähig, ist die Not groß. Da sie nicht heimatsberechtigt, hilft die Stadt nicht.

Wer hilft??

Gaben (Geld oder in Briefmarken,) werden an **Baronin von Bissing** oder an **Pfarrer Gerbert** hierselbst erbeten.

Saarburg in Lothringen.

Vorübergehende Preisermäßigung!

Von **Herzog, J. J., Abriß der gesamten Kirchengeschichte,** 2. Aufl., besorgt von Lic. theol. G. Koffmane, Leipzig, 1892, habe ich sämtliche Bestände übernommen und liefere das Exemplar bis auf Widerruf **anstatt Ladenpreis Mk. 28.— zu nur Mk. 15.—.** Es ist hierdurch den Herren Geistlichen **Gelegenheit geboten,** sich dieses vorzügliche Werk zu einem **außergewöhnlich niedrigen Preise** anzuschaffen.

Meißen **H. W. Schlimperts Verlag**

Ev. Pädagogium, Godesberg a. Rh.

Realschule u. Progymnasium, 119 Zöglinge in 12 Erziehungshäusern. 22 Lehrer. Individuelle christl. Familienerziehung, kl. Klassen. Durch Min.-Reskr. v. 20. IV. 1895 ist angeordnet, daß Ostern 1896 mit den Zöglingen der obersten Klassen der Real- u. Gymnasial-Abteilung unter Vorsitz eines Prov.-Schulrats zum erstenmal die Abgangsprüfung a. d. Anstalt selbst stattfinde. Mit diesem Examen ist die **Berechtigung z. Einj. Dienst** verbunden.

Rektor O. Kühne u. Prof. Dr. H. Kühne.

Die Kirche

Evangelisch-protestantisches Sonntagsblatt

Sechs provinzielle Ausgaben. Aufl. 17000. Preis 40 Pfge. vierteljährl.

Agenten gesucht gegen hohen Rabatt

Postzeitungsliste Nr. 3384. Versandstelle: J. Hörning in Heidelberg

(ebenda erscheinen die von Drews, Issel und Kind herausgegebnen Pfennigpredigten)

„Zu den erfreulichen Erscheinungen, die der kirchl. Liberalismus gezeitigt hat, gehört sein in mancherlei Formen erscheinendes Sonntagsblatt: Die Kirche" (Chr. W. 1892, Nr. 9, Sp. 199)

Heimstätte

Eisenach in Thür., Frauenberg 39, I. Töchter guten Hauses finden jederzeit freundlichste Aufnahme zur Fortbildung in Wissenschaften und Haushalt. Vorzügliche Empfehlungen. Näheres durch Frl. **Mosche,** Vorsteherin, staatl. wissenschaftl. gepr. Lehrerin.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 16 — Leipzig, den 16. April — 1896

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Aber was ist das unter so viele? Eine Zeitbetrachtung über Ev. Joh. 6, 9 — Die Amtsenthebung des Pfarrers Steudel. Aus Württemberg: 2 — Die abessinische Kirche: 3. Der gegenwärtige Zustand der abessinischen Kirche — Die Gleichgiltigkeit gegen das Los der Armenier — Neuere Werke Tolstois: 5. Die Kreutzersonate — Verschiedenes: Pensionsverhältnisse der Diasporageistlichen; Der Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh; Der evangelischen Freiheit Wesen und Weise; The Days of Auld Langsine; Geschichten in der Predigt; Armenien — Freunde der Tageszeitung — Mitarbeiter der Christlichen Welt — Quittung — Anzeigen

Aber was ist das unter so viele?

Eine Zeitbetrachtung über Ev. Joh. 6, 9.

Die Johanneische Speisungsgeschichte berichtet uns von zwei sehr interessanten Persönlichkeiten. Wenn man dem Johannesevangelium sonst gern den Vorwurf der bis zur Verwischung gehenden Verallgemeinerung macht, so finden wir hier eine feine individualisirende Psychologie. Christus fragt den Philippus beim Anblick der fünftausend Mann: Wo kaufen wir Brot, daß diese essen? — Diese Frage war absichtlich so gestellt. Sie richtete ihre Spitze gegen eine Anschauung des Philippus, die Christus bekämpfen wollte. — Philippus antwortet: Für zweihundert Groschen Brot ist nicht genug unter sie. — Was ist Philippus? Ich denke, er ist ein Materialist, allerdings nicht im modernsten Sinne genommen. Er ist ein Mathematiker. Er rechnet, was die fünftausend Mann etwa an Brot brauchen, überschlägt die Barschaft der gemeinsamen Reisekasse und kommt als Finanzmann alsbald zu dem Ergebnis: Von einer Speisung dieser großen Menschenmasse kann nicht die Rede sein, eine solche Aufgabe steht nicht im Verhältnis zu unsrer Finanzlage.

Bei diesem Resultat scheint Philippus sich beruhigt zu haben. Er konstatirt die Thatsachen und ist damit eines weitern Nachdenkens, einer weitern Sorge enthoben. Die Materialisten sind Mathematiker — sie rechnen — sie konstatiren die Zahlenverhältnisse von Kraft und Stoff, dann haben sie ihre Arbeit gethan. Wäre Philippus kein Materialist gewesen, so hätte er wie Andreas weiter kalkulirt: „Nun sind aber die fünftausend Mann hungrig — es muß also doch etwas geschehen — wir haben diese fünftausend Menschen in diese Lage gebracht. Um unsertwillen sind sie hierher gelaufen, und hier können sie sich nicht selbst helfen und nicht selbst speisen.“ — Wären die Materialisten keine Materialisten, so müßten sie kalkuliren: „Wir haben herausgerechnet, daß der Mensch aus diesen und diesen Stoffen besteht und daß diese Stoffe so und so zusammengesetzt sind, wir sind bis zur Urzelle vorgedrungen und wissen so ziemlich genau, wie die Genesis vom Protoplasma bis zum Menschen über den Affen hinübergegangen ist. Die Menschen sind uns in Scharen nachgelaufen und haben unsern Lehren gelauscht; sie glauben uns alles, was wir sagen. Und nun hungern die Menschen aber doch, sie sind noch nicht vollbefriedigt. Die Menschen haben noch etwas andres, nämlich einen Geist; den haben wir aber noch nicht berechnet; und auch die Frage, wie das Protoplasma dieses Undefinirbare, das man Leben nennt, in sich eingesogen hat, ist noch nicht klar gelöst — da muß also doch noch etwas geschehen — wir sind noch nicht ganz fertig — und zwar muß es von uns Materialisten geschehen, denn wir haben die bisherigen Resultate garantirt und sind dafür verantwortlich, daß so und so viele Menschen unsre Resultate ohne eigne Prüfungsmöglichkeit glauben — und sie sind nun nicht imstande, von unsern Resultaten aus selbständig weiter zu denken — voll Vertrauen sind sie unsern Gedankengängen nachgegangen und wollen nun auch ihre Befriedigung finden. Also: nicht die halbe, sondern die ganze Arbeit! sonst sind wir ja gar nicht streng wissenschaftlich!“ Denn Wissenschaft ist immer erschöpfend und denkt die letzten Konsequenzen aus. Bei der echten Wissenschaft darf es keinen ungelösten Rest geben.

Philippus war ein Materialist. — Und Andreas? Ihn fragt der Herr gar nicht! Aber er ergänzt gewissermaßen seinen Freund Philippus: Es ist ein Knabe hier, der hat fünf Gerstenbrote und zwei Fische — aber was ist das unter so viele? — Andreas hatte sich nicht mit der Thatsache begnügt, daß die vorhandnen Geldmittel zu einer Speisung der fünftausend Mann nicht ausreichen. Er hat sofort als praktischer Mann Umfrage gehalten. Ihm stand fest: es muß etwas für diese Leute geschehen! Vielleicht hat er voll Erwartung diese Umfrage halten lassen — es kam ihm wie ein wirklich guter Gedanke vor, und im Stillen hoffte er ein gutes Resultat, eine angenehme Ueberraschung. Aber das Ergebnis der Umfrage ist nicht erfreulich für ihn. Fünf Gerstenbrote und zwei Fische sind da! Das war eine herbe Enttäuschung! „Was ist das unter so viele!“ Andreas war sanguinischer Natur. Mit Feuereifer ergreift er einen Gedanken — fällt seine Durchführung nicht befriedigend aus, oder ist sie überhaupt unmöglich — so sind Feuer und Mut verflogen! — Andreas war ein Pessimist — aber ein Pessimist in des Wortes edelster Bedeutung. Es ging ihm gewiß wie seinem Herrn und Meister: ihn jammerte des Volkes! — seinen Meister jammerte, daß sie wie Schafe waren, die keinen Hirten haben. — Als Sanguiniker ist er von Stimmungen hin und her geworfen worden: „was ist das unter so viele?“ Nichts, gar nichts! Daß doch immerhin eine Anzahl hätte mit dem Vorrate gespeist werden können, das vergaß er ganz und gar. Er sah nur die Menge der Leute und die Zahl der Brote und Fische — die Wage schnellte empor, als läge in der einen Schale ein — Nichts!

Andreas, das Prototyp aller Pessimisten: der Arme, der noch ein paar Heller besitzt — in seiner Vorstellung hat er gar nichts mehr! Der Hypochonder, der noch seine gesunden Glieder hat, die ihn hinaustragen könnten in die freie Luft, unter den Frühlingssonnenschein, der ihm Licht und Leben spenden könnte — er giebt sich ganz und gar auf — bei ihm ist nichts mehr zu heilen — er bleibt zu Hause! — Der Melancholiker, der noch Arme hätte zum Arbeiten und so die bösen Gedanken abzulenken — es ist nicht der Mühe wert! Nach wenigen Minuten würde die Hand ja doch ermüden! — also wozu überhaupt noch etwas anfangen? — Der Selbstmörder, der noch Freunde hätte, die ihm aus der Not helfen könnten, der zu Hause einen vernünftigen, verzeihenden Vater hätte, so

gut wie der verlorne Sohn — in seinem Wahne hat er keine fühlende Seele mehr auf der weiten Welt — es ist aus mit ihm — er ist unmöglich auf dieser Welt; er ist moralisch verpflichtet, sein verlornes Leben auszulöschen! — Und dann der Salonpessimist vom reinsten Wasser, der spricht: es ist alles eitel unter der Sonne! der sieht die Welt im Schmutz der Regenpfützen — nach der Sonne hinauf sieht er nicht. Er sieht nicht den Frühling, er sieht keinen Sternenhimmel über sich, er sieht wohl ein ewig waltendes, aber alles zermalmendes, nichts erhaltendes Gesetz, er fühlt keine liebenden Herzen — das liebende Weib in seiner Anmut, die sorgende Mutter in ihrer Zärtlichkeit, den schaffenden Hausvater in seinem Glück — er kennt sie nicht, er will sie nicht kennen! — aber Verrat, Haß, Niedertracht, der Aemter Uebermut und Bestechung, die rohe Gewalt, Protzentum, Blutsauger der Menschheit — die sieht er an allen Ecken und Enden — das ist seine, des Pessimisten Welt! — Und der religiöse Pessimist: es ist kein Gott, denn es ist kein Gesetz, keine Gerechtigkeit, die Unschuld leidet, die Schuld triumphirt. Es ist keine göttliche Liebe, denn die Sünden der Väter werden heimgesucht bis ins dritte und vierte Glied — die armen, unschuldigen Opfer der erblichen Belastung! — und er sieht nicht die stille Vergeltung der Gerechtigkeit in den Höllenqualen frevelnder Gewissen und sieht nicht die still waltende Gottesliebe in friedevollen Menschenherzen, die in Christo die Welt überwunden haben. — Und der kirchliche Pessimist: „Was ist das unter so viele!" Wie soll das Gotteswort, das in wenigen Sätzen sich immer wiederholt, allen Alles sein? Wie soll die eine Predigtstunde am Sonntag für eine ganze Woche trösten? Wie soll die Kirche so viele umfassen mit ihren vielerlei Ansichten? Jeder will glauben, was er für wahr hält, und doch sollen alle dasselbe glauben — und ein starres Dogma? Was ist das unter so viele? Was ist ein bloßer Menschensohn, — für soviel Bedürfnisse der leidenden Menschheit?

Und all diese Pessimisten, sie trauern und können ihres Lebens nicht froh werden. Sie schauen nur Schatten und kein Licht! Was ist das unter so viele? — Nichts! absolut nichts! Keine Hoffnung, kein Anker, keine Sonne, kein Stern!

Und Andreas ist doch kein verzweifelter Pessimist gewesen! Er hätte dem Herrn kein Wörtlein gesagt, wenn er wie Philippus sich mit der Thatsache begnügt hätte, daß die Mittel, die Menschen zu speisen, nicht ausreichen! Unser Andreas war ein Stimmungskind, er hatte seine schwachen Stunden, dann aber konnte er auch wieder stark sein wie Petrus der Fels.

„Was ist das unter so viele?" — Es ist am Ende doch etwas! Wenig allerdings, sehr wenig — aber doch etwas! Es ist wenigstens ein Anfang — besser als gar nichts! Der Herr hat ihn nicht um seine Ansicht gefragt, und doch vertraut er dem Herrn seine Gedanken. Warum? Um dem Herrn seinen Pessimismus einzugestehen? — Die Frage des Herrn an Philippus war eine Versuchungs-, eine Prüfungsfrage — die Frage des Andreas an den Herrn war etwas ähnliches; sie entsprang dem instinktiven Gefühle: Fünf Gerstenbrote und zwei Fische sind unter fünftausend Mann — menschlicherweise — nichts, aber unser Herr und Meister kann am Ende doch etwas daraus machen; und siehe! — mit der Einkehr dieses Gedankens, dieses Vertrauens, dieser Hoffnung, dieses Glaubens war der Pessimismus überwunden.

Wie überwinden wir den Pessimismus, der in dieser Welt nur auf die Schattenseiten des Daseins blickt und keine Sonne am Himmel schauen kann und will? Durch den Glauben, daß das tiefste Wesen der Dinge anders ist als ihre Form, ihre Gestalt; daß höhere Kräfte in ihnen walten und über sie herrschen; durch das Zugeständnis: Mit unsrer Macht ist nichts gethan! Käme es auf unsre Leitung der Dinge an, wäre der Mensch auf sich selbst gestellt in dieser Welt, so wäre ein ewiges Mißverhältnis zwischen dem Wollen und dem Vollbringen, zwischen den Zwecken und Aufgaben und den zu ihrer Erreichung nötigen Mitteln. Dann wäre der Pessimismus gerechtfertigt, und wir müßten bekennen: „Was ist das unter so viele?" Was ist meine schwache Kraft für so viele Aufgaben, die mein Beruf mir stellt? „Nichts!" müßte die Antwort lauten. — Wenn wir die Aufgabe des Staates ansehen und damit seine Mittel vergleichen, durch die er diese Aufgabe zu lösen versucht, so müßten wir sagen: Was sind all die Gesetze, die Wohlfahrts-, die Schutzeinrichtungen, unter so vielen tausenderlei Fällen und Bedürfnissen — sie sind alle ein Tropfen auf einen heißen Stein! — Und zum Schluß: sehen wir die Aufgabe der christlichen Kirche an: wären wir Pessimisten ohne Glauben an höhere, wirkende Kräfte, so müßten wir sagen: Was sind die engen dogmatischen Formeln unter so vielen tausenderlei Gestalten des Glaubens von der schwärmerischen Gefühlsinnigkeit bis zum rationalistischen Vorsehungsglauben? Jeder will nach seiner Art Gott dienen und auch sich dienen lassen, und jeder will nach seiner Façon selig werden. Wie kann ein Kirchenregiment diese alle unter ein Dach bringen, darunter sie sicher wohnen, ohne gegen Christi Gebot und Gleichnis zu verstoßen vom Unkraut im Weizen: Lasset beides miteinander wachsen bis zur Ernte!

Der Herr aber hat seinem fragenden Andreas keine direkte Antwort gegeben. — Schaffet, daß sich das Volk lagere! befahl er auf des Andreas Frage; und doch liegt in der Nichtbeantwortung jenes: Aber was ist das unter so viele? eine klare Antwort: Mein lieber Andreas! — da laß du getrost nur mich sorgen! — bei Menschen ists unmöglich! — aber bei Gott sind alle Dinge möglich!

Und wer diesen Worten Christi glaubet, der hat den Glauben, der den Materialismus und den Pessimismus dieser Welt, der die ganze Welt überwindet!

David Koch

Die Amtsenthebung des Pfarrers Steudel

Aus Württemberg

2

Das kirchliche Ereignis, dessen Entwicklung und Abschluß ich im ersten Artikel geschildert habe, fordert zu allgemeinern Fragen heraus. Beginnen wir mit einigen nebensächlichern Punkten, die immerhin nicht bloß lokale Bedeutung haben dürften. Zunächst hat sich die öffentliche Kritik dem ganzen Prozeßverfahren zugewendet. Das von der letzten Landessynode einstimmig beschlossene, von den Ständen sodann mit staatlicher Genehmigung ausgestattete Disziplinargesetz für evangelische Geistliche kennt nur ein nicht öffentliches Verfahren. Im Interesse des Einzelnen wie des geistlichen Amtes und der Kirche überhaupt erschien die Oeffentlichkeit als ungeeignet bei einem kirchlichen Disziplinarverfahren (nur der konservative Landtagsabgeordnete Schrempf, Bruder des Lizentiaten und frühern Pfarrers Schrempf, richtete seine Kritik gegen diese Bestimmung); thatsächlich ist von allen deutschen evangelischen Landeskirchen die hessische die einzige, die ein öffentliches Verfahren kennt, und auch sie nur in beschränkter Weise. Beim ersten Fall, da in Württemberg das neue, den sonst geltenden nachgebildete Gesetz zur Anwendung kam, eben beim Fall Steudel hat der Ausschluß der Oeffentlichkeit seine Probe nicht bestanden. Damit soll natürlich nicht gesagt, auch nicht angedeutet sein, daß der Gerichtshof sich durch die Oeffentlichkeit und darauf sich gründende Erwägungen vielleicht zu einem andern Urteil, als er in Wirklichkeit gefällt hat, hätte bestimmen lassen. Allein wie stand es thatsächlich mit der Nicht-Oeffentlichkeit? Die Verhandlung selbst war allerdings streng geheim. Sofort veröffentlicht jedoch der Schwäbische Merkur eine ganz allgemein gehaltne, darum aber die Neugier desto mehr weckende Darlegung über den Gang der Verhandlung (abgedruckt in der Chronik der christlichen Welt 1896, Nr. 8). Dann giebt Steudel selbst, dem eine hervorragende, pointirte Redegabe, namentlich für populären Vortrag, eigen ist, in erregter Volksversammlung einen eingehenden „öffentlichen Bericht über seine nichtöffentliche Absetzung," der lebhaften Beifall findet und nachher im Druck erscheint. Bald darauf druckt der Schwäbische Merkur das Urteil mit den Entscheidungsgründen ab, aber nicht ganz vollständig. Zuguterletzt, fünf Wochen nach ergangnem Spruch, bringt der Staatsanzeiger das Urteil mit den Entscheidungsgründen im Wortlaut. Und neben dem allem läuft eine Artikelserie in der Württembergischen Volkszeitung, dem Organ der deutschen Partei, worin

Steudels Rechtsanwalt eine umfassende Darlegung des Hergangs, der Anklagepunkte u. s. w. im einzelnen giebt und juristische Kritik dran knüpft. Die gesamte Presse bemächtigt sich des Falls. Da ist in der That nicht einzusehen, welchen vernünftigen Sinn der Ausschluß der Oeffentlichkeit noch hat, welchen Schutz für den Angeklagten oder für das geistliche Amt oder für die Kirche er gewährt; ja am übelsten fährt, genau betrachtet, hierbei der Gerichtshof selbst, der mit einer Veröffentlichung nicht hervortreten kann.

Lebhaft wird ferner von Steudel selbst und der öffentlichen Kritik besprochen und angefochten das Verbleiben der beiden Mitglieder des Gerichtshofs v. Gemmingen (Vorsitzendem) und v. Wittich, die von der Verteidigung und dem Angeklagten wegen Befangenheit beanstandet wurden. Beide waren von den mit unter Anklage gestellten Zeitungsartikeln Steudels in allererster Linie mitbetroffen. Ob sich Steudel dadurch wirklich einer Verunglimpfung des Konsistoriums und insbesondre der beiden genannten Richter schuldig gemacht habe, das unterstand auch der gerichtlichen Verhandlung. Der Gerichtshof beschloß (natürlich ohne Mitwirkung der beiden) Verwerfung jenes Ablehnungsantrags und begründete dies damit, daß es sich um persönliche Beleidigung der beiden in den fraglichen Artikeln nicht handle, sowie daß die Persönlichkeit und Stellung der beiden ein Mißtrauen in ihre Unparteilichkeit nicht rechtfertige. Soweit ich urteilen kann, herrscht nur Eine Stimme des Befremdens hierüber. Bei aller persönlichen Hochschätzung der beiden genannten Männer, bei aller Anerkennung ihrer Unparteilichkeit darf doch gefragt werden: heißt es nicht von einem Angeklagten, zumal einem Manne von dem erregbaren leidenschaftlichen Temperament Steudels, Menschenunmögliches fordern, daß er unter solchen Umständen das gegenüber einem Gerichtshof — darum handelt es sich, nicht um eine vorgesetzte Behörde — nach heutigen Rechtsbegriffen unumgänglich nötige Vertrauen in die völlige Unbefangenheit der Richter von Anfang an habe und bewahre? Dieser Gedanke ist schon in den Synodalverhandlungen bei Beratung des Gesetzes von verschiednen Seiten kräftig betont worden, ist z. B. in dem (allerdings durch Mehrheit abgelehnten) Antrage zum Ausdruck gekommen, daß der Konsistorialpräsident nicht Vorsitzender des Gerichtshofs sein dürfe. Konsequent durchgedacht würde freilich dieses Bedenken dazu führen, die Mitglieder des Konsistoriums überhaupt vom Disziplinargericht auszuschließen; daß das Gesetz dies ausdrücklich nicht thut, ist das Einzige, was sich zur Rechtfertigung jenes ablehnenden Beschlusses des Gerichts sagen läßt.

Doch es ist Zeit, zu den grundsätzlichen Fragen überzugehen. Zunächst Steudels Verhalten gegenüber der Agende! Es dürfte keinem Widerspruch begegnen, wenn ich als bisherige Tradition in unsrer Landeskirche eine ungemeine Freiheit im Gebrauch der Agende feststelle. Von Professor Beck ist bekannt, daß er unter Umständen Weglassungen und Aenderungen an der Agende geradewegs empfohlen hat. Manche nehmen etwa bei Leichenbegängnissen in besondern Fällen die reichhaltigere badische Agende zur Hand. Wenn neuerdings bei demselben Anlaß da und dort das Apostolikum als „Glaubenszeugnis" verlesen wird, wenn das in der oberschwäbischen Diaspora sogar Sitte ist, so ist das objektiv betrachtet auch eine nicht unwesentliche Aenderung unsrer Agende; denn sie kennt das Apostolikum nur bei der Taufe. Kurz, die Praxis war hierzulande von je mannichfaltig. Und an dieser Praxis gemessen können die von Steudel vorgenommnen Aenderungen, die wir in unserm Bericht aufgezählt haben, kaum als „willkürlich" bezeichnet werden, sofern hierunter ein „Vorbringen willkürlicher Dinge, ein Abweichen von allen Formen" (Schleiermacher) billigerweise verstanden wird. Steudel hat sich von seinen Aenderungen im einzelnen eine fast pedantische Rechenschaft gegeben, strenger als viele dies nach schwäbischem Herkommen für notwendig erachten mochten; an seinem theologischen Standpunkt gemessen — es wird etwa der von Otto Pfleiderer sein —, mögen sie manchen lediglich als Silbenstechereien und Wortklaubereien erscheinen. Wie er jedoch z. B. das Bekenntnis und das Gelübde bei der Konfirmation abgeschwächt hat, das entspricht einer längst von den verschiedensten Seiten, in Württemberg von

keinem Geringern als Prälat Kapff und auch von Professor Beck erhobnen Forderung, das wird sich meiner Ueberzeugung nach auf die Dauer mit innerer Gewalt der Kirche aufdrängen.

Darüber wird sich ferner niemand einer Täuschung hingeben, daß die Gemeinden mit der Agende und Liturgie im einzelnen viel zu wenig bekannt sind, um sich über deren freiern Gebrauch sonderlich aufzuregen. Unsre Gemeinden richten, hierin ganz gut protestantisch, ihr Hauptaugenmerk auf die Predigt und verharren der Liturgie gegenüber in ziemlicher Gleichgiltigkeit; höchstens daß sie neuerdings von außen her zum Mißtrauen auch hierin aufgestachelt werden. Steudels Gemeinde Maienfels hat sich, wie aus ihrer Bittschrift unzweideutig hervorgeht, in ihrem Rechte an eine unveränderte Agende nicht verletzt gefühlt und die Rechte andrer Gemeinden als seiner eignen konnte ja Steudel unmöglich verletzen. Jedenfalls aber steht über dem Buchstaben der Agende, mit Achelis zu reden, als „das vitalste Interesse der evangelischen Gemeinde," daß „den liturgischen Formen niemals Wahrheit und Wahrhaftigkeit fehlen." (Praktische Theologie, 2. Bd., S. 99.)

Nun hat allerdings die Oberkirchenbehörde gegenüber dem Vorgehen Steudels in jenem Spezialerlaß „den Grundsatz der unbedingten und ausschließlichen Geltung der Liturgie des Kirchenbuchs zum Ausdruck gebracht und ihm jede Abänderung verboten" und hat gleichzeitig im „Buchstabenerlaß" denselben Grundsatz allgemein in Geltung gesetzt. Der letztere Erlaß wurde jedoch im Kirchlichen Anzeiger, dem Organ des Pfarrervereins, in sichtlich offiziöser Weise alsbald nach seiner Hinausgabe und allerneuestens wieder nach der Amtsenthebung Steudels unzweideutig abgeschwächt. Aber offiziöse Deutungen sind keine Erlasse. Allgemein wurde die fragliche Kundgebung eben als „Buchstabenerlaß" verstanden; man sah — so haben sich auch „positive" Pfarrer geäußert — darin eine außerordentliche Verschärfung der bisherigen freiern Praxis, und man befürchtete davon eine Rechtsunsicherheit, das Betreten einer Bahn, die zu schweren Konflikten führen müsse, um so schwerer, je gewissenhafter ein Pfarrer es mit seiner Gehorsamspflicht nehme. Jenem Spezialerlaß gegenüber hat Steudel in seiner Eingabe vom 19. März, auf deren Wichtigkeit schon der erste Artikel hingewiesen hat, sich auf die Erklärung zurückgezogen: er erachte sich an die vorgeschriebnen Formularien als an eine gesetzliche Richtschnur gebunden, mit der selbstverständlichen Voraussetzung, daß er damit keinem unwürdigen Gewissenszwang unterworfen sei. Erst dem weiterhin gestellten Verlangen, jeden einschränkenden Vorbehalt zurückzunehmen, hat er ausdrücklich den Gehorsam verweigert, und auf Ungehorsam gründet sich demgemäß auch das Urteil.

Angesichts dieses Gangs der Dinge drängt sich nochmals die Frage auf: kann eine evangelische Oberkirchenbehörde wirklich mehr von ihren Pfarrern verlangen, als was Steudel dort erklärt hat? Verlangt unsre württembergische Oberkirchenbehörde thatsächlich mehr von Hunderten ihrer Pfarrer? Lösen nicht Hunderte ihren Konflikt eben in derselben Weise, wie es Steudel ausgedrückt hat? Ist Finckh z. B. auch nur einen Schritt weiter entgegengekommen? Auch der Disziplinarhof selbst schränkt die „unbedingte und ausschließliche Geltung der Liturgie des Kirchenbuchs" ein, wenn er Steudel zum Vorwurf macht, daß er „nicht etwa nur gelegentlich, aus besondern zufälligen Veranlassungen, sondern grundsätzlich" Aenderungen vorgenommen habe; denn eine unbedingte Norm gestattet auch keine gelegentlichen und zufälligen Aenderungen. Endlich eine „bewußte und beabsichtigte Schmälerung des darin niedergelegten religiösen Gedankengehalts" könnte doch nur dann in Steudels Aenderungen erblickt werden, wenn sie sich nicht im Wesentlichen biblisch rechtfertigen ließen.

Es soll hier nicht nochmals die in den letzten Jahren fast bis zum Ueberdruß von allen Seiten erörterte Frage nach den Grenzen der Verbindlichkeit einer Agende in einer evangelischen Kirche überhaupt aufgerollt werden. Aber es darf — was meines Erachtens bisher zu wenig geschehen ist — erinnert werden an die Stellung Schleiermachers zu dieser Streitfrage, eines Mannes, dem niemand eine außerordentlich feine Empfindung für kirchliches Dekorum in Agende und Liturgie

und überhaupt eine sehr konservative Grundstimmung in Sachen des Kirchendienstes und Kirchenregiments absprechen wird. In seiner dialektischen Art stellt Schleiermacher zunächst die beiden Pole der Einheit und der Freiheit einander gegenüber; und es verdient Beachtung, daß er, wie der Herausgeber seiner Praktischen Theologie (Sämtliche Werke, 1. Abteilung, Zur Theologie, Band 13) bemerkt, im Jahre 1830/31, d. h. als er diese Vorlesung zum letztenmal hielt, daß er da das Moment der Freiheit stärker betont hat, als beim erstenmal 1821/22. Er mag hierzu gegenüber der wachsenden Reaktion dieselben Gründe gehabt haben, wie wir heute gegenüber einer katholisirenden Anschauung über diese Dinge. Wir zitiren folgende Sätze Schleiermachers:

Sofern der Geistliche Diener des göttlichen Wortes ist, ist alles Mechanische [in seinem Geschäft] ausgeschlossen. . . . Der Geistliche kann sich niemals, auch nicht beim liturgischen Kanon, zum Buchstaben verpflichtet fühlen. . . . Wie der Geistliche sich nicht darein geben kann, ein Sklave des buchstäblichen Vorlesens zu sein, so kann er sich noch weniger darein geben, was gegen seine Ueberzeugung ist, aber er kann auch nicht voraussetzen, daß es von ihm verlangt wird. [Kommt der Geistliche in Streit mit seiner Ueberzeugung, so] hat er nur zwei Wege, entweder die Liturgie zu ändern so leise als möglich, oder der Gemeine begreiflich zu machen, daß er in diesem Punkte nicht er selbst ist, sondern nur Organ des Kirchenregiments. Das Letztere läßt sich aber nicht so allgemein feststellen, und da werden wir bei dem Ersten stehen bleiben müssen. . . . Erklärungen, Anreden, Auseinandersetzungen, die man den symbolischen Formeln zufügt [in liturgischen Formularen], antiquiren oft in der That, ehe man sie abschafft, und neue treten nicht gleich mit derselben Autorität auf; in Beziehung auf diese Grenzgegenden muß der Freiheit des Geistlichen ein gewisser Spielraum gelassen werden, wenn man ihn als lebendiges Organ der Kirche ansehen will. . . . Dies muß der Einsicht des Einzelnen überlassen werden nach der Stimmung und dem Zustand der Gemeinde. Man muß in dieser Hinsicht dem Geistlichen nachsehen, wenn in der Gemeinde keine Verstimmung daraus entsteht; sollte der Einzelne hier das Maß überschreiten, so kann das Kirchenregiment mit seiner Autorität eintreten. Mancher Ausdruck veranlaßt Mißverständnisse, dunkle Vorstellungen, die daran haften, und sobald der Geistliche dies bemerkt, so müßte er ganz aufhören, lebendiges Organ der Kirche zu sein, wenn er hier nicht durch Aenderungen dem Uebel abhelfen wollte. (S. 159 ff.) Es ist ein bloßer Schein, als ob man die Einheit der Kirche sicher gestellt habe, wenn das Kirchenregiment die Liturgie allenthalben gleichförmig und in gleicher Masse erhält oder diese gar verstärkt. Es muß auch dafür gesorgt werden, daß die freie Darstellung des Geistlichen in Uebereinstimmung mit der Liturgie sei, denn steht diese mit ihr in Widerspruch, so stellt dies eben die Zerrissenheit der Kirche recht klar dar. . . . Das Kirchenregiment muß hier das Gleichgewicht erhalten, weiter aber nichts thun, denn durch die Erneuerung eines alten Buchstabens kann die Einheit der Kirche nicht befördert werden. [Ein Beiseitestellen aller kirchlichen Formeln bei Taufe, Abendmahl und Kopulation (Schleiermacher meint indessen je den Akt selbst im engsten Sinn) gehe natürlich nicht an; damit habe die Persönlichkeit des Geistlichen nichts zu thun. Aber] bei den übrigen liturgischen Elementen muß dem Geistlichen eine gewisse Freiheit gelassen werden, sonst würde er mechanisches Organ. Hier ist also überall die Macht des Kirchenregiments sehr gering, und die Freiheit des Geistlichen muß festgehalten werden auch mit den möglichen Fehlern. (S. 611 f.) Wir müssen uns behelfen ohne Uniformität, damit die Unterordnung des Subjektiven unter das Gemeinsame nicht zu drückend werde. (S. 618)

In diesem Gebiete ist Schleiermacher immer noch zugleich Vorbild und Gesetzgeber für evangelische Kirchendiener wie für evangelische Kirchenregimente, und es ist bis jetzt immer zum Schaden der evangelischen Kirche gewesen, wenn man vom Programm Schleiermachers in den praktischen Fragen abgewichen ist.

Bei Agende und Liturgie kann immerhin die Forderung erhoben werden, daß der einzelne Geistliche sein individuelles Verständnis des Christentums dem allgemeinen unterordne, das in jenen Formen zum Ausdruck kommt, da er nicht als einzelne Persönlichkeit, sondern als Mund der Kirche in ihrer durch die Jahrhunderte gehenden Einheit spreche. Dieser streng kirchliche Standpunkt hat selbst in dem neuerdings veröffentlichten Briefwechsel von David Friedrich Strauß einen für die gesamte spekulative Philosophie und Theologie überaus charakteristischen Ausdruck gefunden. Eine leicht sich anschmiegende Individualität mag auch bei den heutigen veränderten Anschauungen immer noch lieber auf die Seite der Einheit als die der Freiheit sich stellen, um so leichter, je mehr sie sich der Unfertigkeit der eignen Anschauungen bewußt ist. Anders dagegen steht es unter allen Umständen beim kirchlichen Unterricht, zumal dem Konfirmandenunterricht. Hier kommt alles auf die Persönlichkeit an,

und der Einzelne müßte von unaufhörlich nagendem Schmerz verzehrt werden, wenn er sich darauf zu beschränken gezwungen wäre, die in den symbolischen Büchern festgesetzte Kirchenlehre „unverkürzt" zum Vortrag zu bringen, wenn er eben stets Referent dieser historisch gewordnen Lehre bleiben müßte. Ein solcher Unterricht verdiente nach evangelischen Begriffen nicht einmal den Namen eines Religionsunterrichts. Will man die kirchlichen Begriffe katechetisch in Fluß bringen und pädagogisch fruchtbar verwerten, so gelingt das heute keinem, auch nicht dem sogenannten Orthodoxen, ohne eine gewisse „Umdeutung." Solche Umdeutungen werden um so weniger zu umgehen sein, je altertümlicher das Gewand ist, in das gekleidet die kirchlichen Lehren und Begriffe von den kirchlichen Lehrbüchern vorgeführt werden. „Hat man einen unbeweglichen Buchstaben, so ist keine lebendige Vorstellung mehr da, sondern es werden nur Worte wiederholt." (Schleiermacher,)

Es handelt sich (ich bitte, vor dem Folgenden die betreffende Stelle im Urteil nochmals anzusehen) wesentlich um die Württembergische Kinderlehre vom Jahre 1685 und das Konfirmationsbüchlein vom Jahre 1722. Daß sich in diesen Büchern viel Vortreffliches, ja Mustergiltiges findet, leugnet niemand. Aber ihre katechetische Anordnung und theologische Beweisführung ist in vielen Punkten derart, daß sie von jedem Standpunkt aus als veraltet bezeichnet werden müssen. Nehmen wir ein bekanntes, freilich besonders schroffes Beispiel! In der Kinderlehre steht die Frage: „Können denn die kleinen Kinder auch glauben?" und als Antwort darauf: „Freilich. Christus bezeugets Matth. 18, 6, da er sagt: Wer ärgert dieser Geringsten einen, die an mich glauben." Wo ist ein Katechet, der diesen Wortlaut und diesen Beweis anerkennt? Die Beispiele ließen sich verdutzendfachen, wo auch bloße Umdeutung wohl keinem genügt. Ist es ferner aber bloße Umdeutung, wenn ein treuer Schüler Becks des Letztern Auffassung von der Rechtfertigung statt der lutherisch-orthodoxen vorträgt? oder ein Hahnisch gerichteter Pietist die Wiederbringung aller Dinge? Wo lehrt jemand noch, daß ungetauft sterbende Kinder verdammt werden — was bekanntlich in der Augustana steht, freilich in der ebenso offiziellen Kinderlehre, die also hier gegen eine zu Recht bestehende kirchliche Lehre „polemisch verfährt," ausdrücklich bekämpft wird? Es ist demgemäß rein unmöglich, den „dogmatischen Inhalt der Augustana" als eine „strikte und klare Norm" zu bezeichnen, mit der ein Geistlicher nie in Widerspruch treten dürfe; und es ist ein Zweifel erlaubt, ob in der ganzen Landeskirche ein einziger Pfarrer sich findet, der dies für sich wirklich in Anspruch zu nehmen wagen könnte (aber ohne „Umdeutung"!). Eine normative Unterscheidung jedoch zwischen dem, was wesentlich, und dem, was nicht wesentlich im evangelischen Lehrbegriff ist, giebt es bis jetzt nicht; und es ist kein Geringerer als Kübel, der das vielzitirte Wort gesprochen hat, es wisse eigentlich kein Mensch klar zu sagen, was „der evangelische Lehrbegriff" sein soll.

Die Sache liegt freilich tiefer und schwieriger, daraus soll kein Hehl gemacht werden. Die moderne, durchaus historisch gerichtete Theologie nimmt zu Schrift und Bekenntnis eine grundsätzlich andre Stellung ein, als die Amtsverpflichtung der Geistlichen voraussetzt. Sie hält das nicht nur für ihr Recht, sondern für ihre Pflicht. Sie will deswegen auch im Jugendunterricht ein geschichtliches Verständnis pflanzen. Auf einem andern Weg ist ein Ausgleich des unseligen, das kirchliche Leben vergiftenden Zwiespalts zwischen theologischer Wissenschaft und kirchlicher Praxis unmöglich. Diesen Weg verbieten hieße den Konflikt verewigen. Die Kirchenbehörden und die theologischen Fakultäten — die letztern ganz besonders — haben alles Interesse daran, solches geschichtliche Verständnis durch den kirchlichen Jugendunterricht gepflegt zu sehen. Der durch die Kinzlersche Schrift veranlaßte heftige Streit hat eine mehr als deutliche Sprache geredet von dem furchtbaren Notstand, der gegenwärtig herrscht, und von der Pflicht, die auch die „positiven" Geistlichen ihren Gemeindegliedern und vor allem der Jugend gegenüber in Weckung jenes geschichtlichen Verständnisses zu erfüllen haben.

Die Umwandlung, in der so der kirchliche Unterricht derzeit

begriffen ist, erfordert ein hohes Maß pädagogischen Taktes und einen tiefen Ernst religiöser Ueberzeugung. Ob Steudel, um endlich auf den konkreten Fall zurückzukommen, dies beides gehabt hat, das entzieht sich fremdem Urteil. Daß er in begeisterter Hingabe an die kritische Methode und ihre wirklichen wie vermeintlichen Resultate die Grenzen des pädagogischen Taktes nicht immer eingehalten hat, ist wahrscheinlich. Daß er seinen Unterricht „geradezu zum Angriff auf die Kirchenlehre benutzt," seine Abweichungen geflissentlich hervorgekehrt hat, „statt den sachlichen und geschichtlichen Zusammenhang in Wirklichkeit zu betonen und zu wahren," darauf beziehen sich die Entscheidungsgründe des Gerichts als auf Thatsachen. Mir steht hierüber kein Urteil, weil keine genauere Kenntnis, zu. Schließlich kommt es hier wesentlich auf die Form an, wie Steudel im einzelnen verfahren ist. Im Grundsatz wird wiederum seine Erklärung vom 19. März 1895 von keiner Seite beanstandet werden können, daß er „die amtlichen Lehrbücher ihrem Inhalt und Gange nach seinem Unterricht in Kirche und Schule zu Grund legen werde." Sein zweiter, nach der Amtsenthebung gehaltener öffentlicher Vortrag läßt freilich den Rückschluß zu, daß er im Unterricht mit schonungsloser Hand und nicht immer mit dem geziemenden heiligen Ernst verfahren ist — er müßte denn seit seiner Amtsenthebung in geschwinder zentrifugaler Richtung sich bewegt haben.

Was endlich den dritten Anklagepunkt betrifft, Steudels Zeitungsartikel, so kann kein Zweifel darüber bestehen, einmal daß er die Reserve nicht beobachtet hat, die die schwebende Unterhandlung mit dem Konsistorium ihm zur Pflicht machte, sodann, daß er die Achtung verletzt hat, die eine Behörde in einem geordneten Staats- und Kirchenwesen von ihren Untergebnen verlangen muß, wenn nicht Anarchie einreißen soll, und endlich daß er einen Ton angeschlagen hat, der sich für einen Geistlichen nicht ziemt, der in der That beleidigend ist. Wir finden kaum ein Wort zu scharf, um dieses Vorgehen Steudels zu mißbilligen. Und zwar sind jene Artikel nicht nur in der Form beleidigend, sondern sie bekunden auch in ihrem Inhalt wenig Verständnis für die ungeheuern Schwierigkeiten, von denen jede evangelische Kirchenbehörde heutzutage gegenüber den verschiednen divergirenden Strömungen in Theologie und Kirche gedrückt ist, und für das hohe Maß von Verantwortung, das die Pflicht, die Einheit der Landeskirche zu wahren, ihr auferlegt. Im Lichte dieser Artikel kann es auch einigermaßen verstanden werden, daß das Konsistorium der oft erwähnten Eingabe Steudels vom 19. März 1895 nicht die Bedeutung beilegte, die ihr an und für sich zuerkannt werden muß.

Seit seiner Amtsenthebung hat Steudel zwei öffentliche Vorträge in Stuttgart gehalten, die sehr stark besucht waren und bei der großen Mehrheit der Versammelten lebhaften Beifall fanden. Der erste behandelte seine Amtsenthebung; konnte man auch an vielem, was er sagte, und an der ganzen Art seines Auftretens mit Recht Anstoß nehmen, so mag man doch, wie im letzten Artikel schon gelegentlich bemerkt wurde, das Ganze als einen Akt der Notwehr entschuldigen.*) Dagegen im zweiten Vortrag, dessen Thema lautete: „Was man die Pfarrer in Tübingen lehrt, und womit man sie nachher im Amte beschwert" hat er einem seiner weit überwiegenden Mehrheit nach in diesen Dingen gänzlich urteilslosen Publikum die Fragen, Hypothesen und Resultate der historischen Kritik in ihrer radikalen Gestalt vorgelegt und sich in der Form der Behandlung nicht des Ernstes beflissen, der von jedem Theologen erwartet werden muß. Er hat sich so vieler Sympathien beraubt und gegen seinen Willen in der öffentlichen Meinung weithin die Position der Oberkirchenbehörde und des Gerichtshofs beträchtlich gestärkt; denn unwillkürlich erscheint sein Verhalten vor und in seinem Prozeß in dem Licht dieses Vortrags. Dem „negativen" zweiten soll, wie er angekündigt, bald ein „positiver" dritter folgen; aber wir fürchten, ein großer Teil der Zuhörer hat sich das Negativ

*) Zu der im letzten Artikel erwähnten Unterredung Wittichs mit einem atheistischen Kandidaten ist nachzutragen, daß Wittich inzwischen eine sehr würdige, öffentliche Erklärung erlassen hat, die sein Verhalten grundsätzlich darlegt und in den Augen der Billigdenkenden auch rechtfertigt. Auf das Einzelne kann hier nicht eingegangen werden.

zu fest eingeprägt, um das Positiv noch recht würdigen zu können oder zu wollen. Das Verhängnisvollste, was ihm widerfahren kann, wäre es, wenn er durch den jubelnden Beifall einer Volksversammlung, in der Hunderte eben eine Freude daran haben, daß die Kirche, daß überhaupt eine bestehende Autorität eine tüchtige Schlappe bekommt, sich blenden ließe. Für solche ist er nur der Hammer, den sie im günstigen Augenblick mit Wonne zum Draufschlagen benützen, um ihn, wenn er diesen Dienst gethan, alsbald wieder wegzuwerfen.

Was wird weiter geschehen? wird eine eruptive Bewegung unsre Landeskirche in ihren Tiefen erschüttern? wird es, wie es begonnen, auch fernerhin gehen nach Schleiermachers weisem Wort: „Je mehr die Freiheit beschränkt ist, desto langsamer ist die Bewegung, aber desto heftiger ist auch ihr Ausbruch und am wenigsten für die Kirche sich geziemend"? Oder werden die Organe des Kirchenregiments das andre sich zum Leitstern nehmen: „Je mehr Freiheit herrscht, desto konstanter sind die Bewegungen und desto gemäßigter"? Wir wagen die Frage nicht zu beantworten. Wohl aber wagen wir, als bestes Programm für allen evangelischen Kirchendienst und alle evangelische Kirchenregierung das Wort Schleiermachers zu bezeichnen: „Die evangelische Kirche wird immer Unrecht haben gegen die katholische, wenn sie nicht in der Durchführung ihres Prinzips völlig konsequent ist, und das Prinzip ist die Freiheit. Die katholische Kirche rühmt sich allein die gehörige Stabilität zu haben. Leiden wir, daß bei uns etwas feststeht und die Freiheit lähmt, damit nichts Entgegenstehendes gegen das Bestehende aufkäme: so begehen wir eine Inkonsequenz; lassen wir aber die Freiheit bestehen in der Ausübung und in der Diskussion, so haben wir auch eine Stabilität, das ist die Freiheit in Grenzen, die dem evangelischen Charakter angemessen sind."

J Hieber

Die abessinische Kirche

3. Der gegenwärtige Zustand der abessinischen Kirche

Die abessinische Kirche ist eine christliche Landeskirche, wie schon gesagt wurde. Mit Ausnahme der abessinischen Juden, der „Falascha," deren einstige politische Macht in Abessinien wahrscheinlich im Zusammenhang steht mit der judaisirenden Färbung des abessinischen Christentums, mit Ausnahme ferner der trotz dem Edikt des Negus Johannes vom Jahre 1880 (vgl. Artikel 1) namentlich an der östlichen Grenze dem Islam verbliebenen Muhammedaner und des noch heidnisch gebliebnen Teiles der Galla (im Süden) sind alle Abessinier Christen. Wie groß die Zahl der abessinischen Christen sein mag, ist schwer zu sagen. Nicht selten — so auch in Brockhaus' Konversationslexikon 14. Auflage, Artikel Abessinien (I. 1892) — findet man, daß Abessinien 3 bis 4 Millionen Einwohner zähle; Gerhard Rohlfs aber schrieb vor vierzehn Jahren:

> Wenn ich mich später im Geiste nach Abessinien versetzte und bedachte, wie wir Tag für Tag und auf große Sehweite keine Ortschaften und Menschen erblickten, dann kam ich zu der Ueberzeugung, daß Abessinien keine so große Bevölkerung besitzt, wie man anzugeben pflegt. Ich glaube schon hoch gegriffen zu haben, wenn ich sie auf 1 500 000 Seelen veranschlage. Es ist ja möglich, daß es früher eine zahlreichere Bevölkerung gehabt hat und wahrscheinlich noch haben wird, die Abessinier scheinen ein fruchtbares Volk zu sein: Ehen mit fünf bis sechs Kindern und mehr sind häufig genug, . . . Selbstmorde gehören zu den größten Seltenheiten, und das Klima ist durchaus gesund, denn die ungesunden, tief eingeschnittenen Thäler sind fast gar nicht bewohnt. Der Reichtum des Landes kann eine große Zahl von Bewohnern ernähren. Aber verschiedne Umstände erklären die so dünne Bevölkerung Abessiniens. Der stete Krieg im Lande rafft eine Menge Männer in der besten Blüte ihres Lebens dahin. Zwar die Soldaten sind fast alle beweibt, aber ein Drittel der Kinder stirbt keines natürlichen Todes . . . . Oft auch verheeren Krankheiten ganze Ortschaften und Provinzen. (Meine Mission nach Abessinien S. 171.)

Eigentümlich kontrastirt mit dem landeskirchlichen Charakter der abessinischen Kirche der Umstand, daß der Abuna stets ein Kopte sein muß, ein Kopte, für dessen Ueberlassung früher — ich weiß nicht, wie es jetzt ist — den ägyptischen Vizekönigen bei jeder Neuwahl ein ziemlich hoher Tribut gezahlt werden mußte. Ausgeglichen wird der Einfluß dieses fremden

Elements nicht nur dadurch, daß der Abuna, in Abessinien nur unter Abessiniern lebend, in der Regel bald zum Abessinier wird; mehr noch durch die in dieser kulturlosen Landeskirche in unverhülltester Nacktheit hervortretende Macht des Kaisers oder Königs auch in der Kirche. Im Mittelalter hat der König Zar'a Jakob eine Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse seinerseits in die Hand genommen, und noch der aus seinem Kriege mit den Engländern (1868) bekannte König Theodor, der in seiner Feste Magdala sich erschoß (13. April 1868), ehe die stürmenden Engländer eindrangen, hat seine Macht auch gegenüber dem Abuna in drastischer Weise gezeigt. Der Abuna hatte vor öffentlicher Versammlung ihn gebannt und für vogelfrei erklärt: da trat der Negus auf ihn zu und bat, indem er eine Pistole auf ihn richtete: „Lieber Vater, gieb mir deinen Segen" — und schleunige Erfüllung der Bitte folgte.

Der Abuna, der jetzt in Gondar residirt, ist der einzige Bischof der abessinischen Kirche. Die „Erzpriester" (Komosat; Singular Komos, bei den Kopten Kamnus) bezeichnen die nächsthohe Stufe der nach unten zu in vier weitern Graden (Priester, Subpresbyter, Diakon, Subdiakon) sich abstufenden Hierarchie. An Ansehn kann sich unter den Geistlichen im engern Sinne nur der Großprior oder Generalabt der Mönche, der Etschegé (wahrscheinlich ein Erzpriester seiner „Weihe" nach), beinahe mit dem Abuna messen. Die Residenz dieses Etschegé ist das Kloster Dabra Libanos in Schoa; aber eine Residenzpflicht bindet ihn nicht. Rohlfs traf 1881 den damaligen Etschegé in der Umgebung des Negus und „fand in ihm einen höchst aufgeklärten Mann, aufgeklärter, als man es von einem so hohen abessinischen Geistlichen erwarten sollte" (S. 224). Außer dem Etschegé steht noch der Nebrat (Rohlfs: Nebreïd) von Aksum dem Abuna an Ansehn nahe. Doch ist dieser Nebreïd, wenn ich recht sehe, nicht eigentlich ein ordinirter Geistlicher. Seine Stellung und die vergleichbare Stellung der „Alakas" an andern größern Kirchen ist charakteristisch für den landeskirchlichen Charakter der abessinischen Kirche. Es ist nämlich in Abessinien ein großer Teil vom Grund und Boden Kirchengut (v. Heuglin, Reise nach Abessinien, Jena 1868, S. 256). Zur Verwaltung dieses Kirchenguts sind an jeder größern Kirche mehrere schriftkundige und gesetzesverständige Männer, die sogenannten „Debterats," angestellt, Laien, die jedoch, weil sie auch für Aufführung der geschriebnen und mit Noten versehenen Kirchengesänge verwendet werden, vom Volke und von den Reisenden, ja auch von dem um die Kenntnis Aethiopiens hochverdienten Orientalisten Hiob Ludolf (gestorben am 8. April 1704 in Frankfurt a. M.) zur Geistlichkeit gerechnet werden. Die Leitung dieser weltlichen Seite der Kirchenverwaltung hat bei den größern Kirchen ein Alaka (d. i. „Chef"), gewöhnlich ein Laie. Ganz die gleich Aufgabe hat der „Nebrat": er erscheint in der altäthiopischen Litteratur als der oberste Administrativbeamte einer größern Kirche oder eines Klosters. Wo gegenwärtig der Titel des Nebrat, wo der des Alaka angewendet wird, weiß ich nicht; für den Verwalter der einstigen Kathedralkirche in Aksum ist der Titel „Nebreïd" nicht nur durch Rohlfs bezeugt. Daß der Alaka einer größern Kirche, daß der Nebreïd von Aksum zugleich Erzpriester ist, kann vorkommen, ist aber weder Regel noch Gesetz. — Mönche scheinen an den gewöhnlichen Kirchen nicht thätig zu sein. Doch haben die Mönche wenigstens teilweise, wie dies auch bei den Kopten und anderwärts der Fall ist, eine klerikale Weihe. In den Klöstern, deren es viele giebt und zum Teil sehr zahlreich bevölkerte — für das Kloster Bisen in Nordabessinien mit seinen Filialen glaubte Rohlfs, der es 1881 besuchte, noch damals eine Bevölkerung von tausend Mönchen annehmen zu dürfen — werden nur Mönchsgeistliche den Kultus besorgen. Doch sind die Mönchspriester mit ihrer Wirksamkeit nicht auf die Klöster beschränkt: sie dürfen auch außerhalb der Klostermauern Beichten entgegennehmen und Bußübungen auflegen.

Wie groß die Zahl der Kleriker (einschließlich der Mönchsgeistlichen und der Debterats) ist, ist schwer zu sagen. M. Th. v. Heuglin, der 1861 und 1862 Abessinien besuchte, hat sich die Zahl der Geistlichen und Mönche auf 12000 angeben lassen und klagt über diese Masse von Drohnen, die sich im

Müssiggang vom Schweiß und auf Kosten der arbeitenden Klasse nähren (S. 257). Allein gleichwie diese Klage wahrscheinlich ungerecht ist, ebenso ist jene Angabe vielleicht unrichtig. Ungerecht ists, gerade den Klerus des Müssiggangs zu bezichtigen. Müssiggang ist in Abessinien noch die Hauptbeschäftigung der Vornehmen. Die höhern Geistlichen haben mit den Pflichten ihres Amts und den Forderungen ihrer Stellung im Reiche mehr zu thun als andre vornehme Abessinier, und der niedre Klerus ist, wie in andern orientalischen Kirchen, nicht nur, wenn die Bildung dazu ausreicht, mit kalligraphischen Arbeiten beschäftigt, sondern auch im Handwerk und Kunsthandwerk thätig. Die Zahl v. Heuglins aber ist wahrscheinlich — zu niedrig. Hört man, daß „eigentlich bei jeder Kirche zwanzig Geistliche oder doch mit der Geistlichkeit zusammengehörige Bedienstete angestellt sein sollen" (Rohlfs S. 187); erfährt man, daß Gondar mit seinen 4000 Seelen vierzig Kirchen (!) und „einige hundert" Geistliche hat; denkt man an die Menge der Mönche: so kann man verstehen, daß Rohlfs (S. 187) meint, v. Heuglin habe mit seiner Zahl „viel zu tief gegriffen."

Daß nicht die Zahl der Geistlichen, auch nicht Kirchengut und Staatsgunst den Einfluß einer Kirche auf das Volk bedingen, das ist in Abessinien mit Händen zu greifen. Woran liegts, daß trotz dieser imponirenden Stellung der Kirche im abessinischen Volksleben das abessinische Christentum so tief steht? Letztlich liegts daran, daß in diesem Christentum, wie im zweiten Artikel schon gezeigt ist, die Lebenskräfte des Christentums seit Jahrhunderten gebunden sind. Die nächste Ursache aber, ihrerseits selbst eine Folge jener letzten Ursache, ist die Unbildung der Geistlichkeit. — Rohlfs erzählt (S. 189), daß ein abessinischer Geistlicher drei Maria-Theresiathaler, die er gefunden hatte, nach ernstem Gebete nicht für sich behalten, sondern ihm als dem vermutlichen Eigentümer angeboten habe:

„Ich war ganz sprachlos — so schreibt er. — Das also war einer der Priester, so ein dummer Fanatiker, noch dümmer als die Abessinier selbst, wie es in den meisten Reisebeschreibungen heißt; ausgestattet mit allen möglichen Lastern, fähig zu jedem Verbrechen. Und wie einfach gut handelte dieser Mann! Es ist wahr, bei uns fällt es durchaus nicht auf, wenn einer gefundnes Gut wieder abgiebt. Aber hier, so ein Mitglied der so viel geschmähten abessinischen Geistlichkeit, wer hätte das gedacht! Unter allen Reisebeschreibungen giebt es von zehn kaum eine, die den abessinischen Geistlichen das mindeste Gute nachsagt. Man übertreibe doch nicht!

Ich unterlasse es deshalb, irgend eine weitere Aussage über den sittlichen Zustand der abessinischen Geistlichkeit hier wiederzugeben. Das ist zweifellos, daß der Klerus in Bezug auf das, was hier vornehmlich in Frage kommt, d. h. in Bezug auf seine eigne religiöse Bildung — von theologischer Bildung ist natürlich zu schweigen — auf dem gleichen tiefen Niveau steht wie die koptische und syrisch-jakobitische, wie die syrisch-nestorianische Geistlichkeit, ja vielleicht noch tiefer. Wo sollte die Bildung auch herkommen?

Will sich ein Abessinier dem geistlichen Stande widmen, so geschieht dies gewöhnlich schon in früher Jugend; er lernt das Lesen der Kirchensprache und eine Anzahl Geezworte [das sind Worte der altäthiopischen Kirchensprache, der Geezsprache], die Psalmen Davids und die Mysterien des abessinischen Sanges und Tanzes und läßt sich gegen eine kleine Abgabe vom Abuna, der allein dazu berechtigt ist, ordiniren.

So berichtet v. Heuglin (S. 257) im wesentlichen richtig. Von einem Diakonen verlangt man nicht mehr, als daß er lesen kann. Die Priesterweihe wird erst im reifern Alter verliehen. Es erbittet sie auch selten jemand, ehe er geheiratet hat. Denn wenn ein Priester auch in der Ehe leben darf, so darf er doch in Abessinien ebensowenig wie in irgend einer andern orientalischen Kirche eine Ehe eingehen. Verlangt aber wird von dem Priester kaum mehr als vom Diakon. Nur das ist unumgänglich, daß er das „Symbol" — es ist das auch bei den Kopten, den Jakobiten und in der orthodoxen Kirche wie im Abendland gebrauchte sogenannte Nicänum — auswendig wisse. Denn in den liturgischen Texten ist das Symbol oft nicht ausgeschrieben. Diese dürftige Bildung genügt auch für das, was der Priester zu leisten hat. Predigten kennt man nicht, Volksschulen und Volksunterricht auch nicht. Für die „Gelehrtenschulen", deren es einzelne giebt — sie erreichen nicht das Niveau unsrer Volks-

schulen —, ist bezeichnend, daß auch sie gedruckte Lehrbücher noch nicht zu kennen scheinen. — Die Kleidung der Geistlichen ist zumeist gelb. Dies Gelb nimmt mit der Zeit eine schmutzig-braune Farbe an; doch genirt das nicht weiter, da die abessinische Geistlichkeit — wie viele Mönchsheilige des alten Aegyptens — „es für sehr gottgefällig hält, vom Wasser zum Zweck der Reinigung so wenig Gebrauch wie möglich zu machen" (Rohlfs S. 186).

Im Mönchtum sieht es nicht anders aus. Rohlfs erzählt von einem Mönche, den er auf seine Bitte bei der Rückkehr in seinen Dienst genommen habe, um ihn auf diese Weise umsonst nach Jerusalem zu befördern; absichtlich, wie er sagt, zeichnet er dann das Bild dieses Mönchs, „eines übrigens durchaus guten, sittenreinen und unschuldigen Menschen," umständlich und genau, weil bei der Aehnlichkeit der abessinischen Mönche dies Bild als typisch gelten könne.

Er trug ein ledernes, seit vielen Jahren nicht gewechseltes, ungewaschenes Hemd; gegen Regen oder kaltes Wetter diente ihm eine Art Lederburnus — diese Kleidungsstücke sind jetzt im Berliner ethnographischen Museum —; auf seinem Haupte saß ein gelbes Käppchen. Ein Rosenkranz, ein hölzernes Kreuz, ein Strohsonnenschirm, ein gewöhnlich als Spieß getragnes Bücherpult, endlich ein an seinem Gürtel aus Hanfseil hängendes Büchlein mit den Psalmen Davids bildete seine übrige Ausstattung. Hosen trug er nicht. Von meinen Maultieren ließ er zwei Ledersäcke tragen: der eine mit Büchern, die er verkaufen wollte und später in Massaua auch recht gut los wurde, der andre mit angesammelten Nahrungsmitteln. Seit er Mönch wurde, hatte er, weil dies für fromm galt, sich nicht gewaschen; und da wir uns in der Fastenzeit befanden, enthielt er sich trotz der anstrengenden Märsche jeder tierischen Nahrung, auch der Eier und Fische. Sobald wir lagerten, baute er sich dicht neben meinem Zelte eine kleine Hütte aus Reisig und las vor seinem aufgestellten Bücherpult mit näselnder Stimme seit Jahren denselben Psalm täglich vielleicht fünfzigmal, denn er hatte ein Gelübde gethan, dieſen Psalm, ich erinnere mich nicht mehr welchen, viele tausendmal zu lesen. — Die Abessinier ließen sich indes seine Anwesenheit gern gefallen, denn nun konnten sie von dem guten Mönch leicht Absolution erhalten, z. B. Samstags, wenn sie von dem geschlachteten Rinde aßen oder überhaupt nicht fasteten. Umsonst und ohne Auflegung von Bußübungen erteilte er die Absolution: die kostenfreie Reise nach Jerusalem sei für ihn Belohnung genug, sagte er. Nur einmal machte er eine Ausnahme: ein abessinischer Diener, der ihm gebeichtet, daß er nachts von Ratten und Mäusen geträumt hatte, mußte so und so oft ein Gebet hersagen. (S. 279 f.)

Daß alle Mönche gleich gebildet seien wie dieser, der des Lesens der Kirchensprache mächtig war, darf man bezweifeln. Denn die Mönchskappe nehmen manche noch im vorgerückten Alter, um im Kloster auszuruhen von den Stürmen des Lebens; — selbst Fürsten a. D., Beamte und politische Verbrecher findet man unter ihnen (v. Heuglin S. 257). Von den Klöstern muß man übrigens unsre Vorstellung von Klöstern fernhalten. Sie ähneln mehr den Siedeleien, die im vierten Jahrhundert der Urahn der Mönche, der heilige Antonius, in Oberägypten begründete: weder Mönche noch Nonnen wohnen in größern Gebäuden zusammen, sondern je einer oder eine in einer kleinen Hütte für sich. So fand Rohlfs in der Landschaft Uoldeba (zwischen Gondar und Adua) an tausend Mönche in siebzehn Gemeinden oder Ortschaften und in einer achtzehnten, der Männerwelt unzugänglich, vierundzwanzig Nonnen (S. 286). Die Mönche leben von den Einkünften des Bodens, vom Betteln, von ihrer Familie oder von ihrem eignen Vermögen (ebenda).

Wie die Mönche der genannten Landschaft, als Rohlfs hier durchreiste, durch eine Gesandtschaft ihn begrüßten, so stellte auch die Frau Aebtissin, begleitet von einem halben Dutzend Nonnen bei dem Reisenden sich ein, um einen Sack mit Ingwer ihm als Geschenk zu bringen und Gegengabe zu holen:

Die Kleidung der Nonne bestand aus einem grobbraunwollenen (sic! grob baumwollenen?) Kattunhemd; darüber ein gelbes Mäntelchen aus demselben Stoff; auf dem Haupt ein gelbes Mützchen, bei der Aebtissin dick umwickelt, sodaß ein mächtiger Turban entstand. Dazu bei allen der Rosenkranz und jene Andachtskrücke, auf die sie sich sehr würdevoll stützten, bis ich sie zum Sitzen einlud. Die Aebtissin teilte mir mit, daß sie aus sehr guter Familie stamme und schon seit längerer Zeit im Amt und Würde sei. Keine einzige dieser Nonnen war jung, noch weniger schön oder auch nur schön gewesen, allem Anschein nach. Wie die Mönche mußten sie das Gelübde der Keuschheit ablegen; aber sie treten gewöhnlich nie jung in die Klosterschaft . . . Obgleich nahe bei den Ortschaften der Mönche wohnend, sahen sie diese nie, wie die Aebtissin behauptete. Auf meine Frage, wovon sie lebten, antwortete sie: Von Gartenbau und der Verfertigung von Kleidungsstücken und Stickereien, die wir verkaufen; hauptsächlich aber, fügte sie hinzu, beten und lesen wir, denn nur dadurch kommen wir zu Gott. Wie vorhin die Mönche, erhielten auch alle Nonnen ein Gläschen Schnaps und die Aebtissin außerdem ein Geldgeschenk, womit sie so zufrieden gewesen zu sein schien, daß sie am Morgen, als ich eben die Lagerstätte verlassen wollte, noch einmal angeritten kam, um mir — eine von ihr selbst genähte Hose zu verkaufen. Das war doch rührend. Da jedoch dieses Kleidungsstück recht bedenklich hinsichtlich der Reinlichkeit aussah und übrigens schon ein solches zu meinen ethnographischen Merkwürdigkeiten gehörte, bat ich die Aebtissin, es zu behalten, gab ihr aber außerdem den Wert dafür in Geld, da ich, wie ich ihr bemerkte, nicht wollen dürfe, daß eine so hochgestellte und gottesfürchtige Frau meinetwegen den weiten Weg umsonst gemacht habe. (S. 287 f.)

Klausur kennen also diese Nonnen nicht. Ihr Alter ist wohl ein Schutzwall für ihre Tugend.

Von dem Christentum der Laien ist wenig zu sagen. Soweit es nicht in der Geduld sich bethätigt, die der Gottesdienst erfordert, hat es namentlich im Fasten sich zu beweisen. Der Fasttage giebts bei den Abessiniern, wie in allen Kirchen des Orients, überaus viele; in Abessinien sind es an zweihundert im Jahre. Einige Gebete lernt, wer fromm sein will, mit der Zeit auch; doch sehe ich nicht, ob diese gelernten Gebete, wie bei den Kopten, in der Kirchensprache oder in der Volkssprache verfaßt sind. Von den kirchlichen Handlungen könnte eigentlich nur die Beichte erziehlich wirken. Doch scheint es sich bei ihr mehr um kultische als um sittliche Vergehungen zu handeln. Die kirchliche Eheschließung wirkt schon deshalb nicht erzieherisch, weil sie nicht obligatorisch ist und, wie es heißt, selten begehrt wird. Gundert (Evangelische Mission, 2. Aufl. S. 152) sagt deshalb von den Abessiniern, daß sie die Ehe kaum kennten. Wenn v. Heuglin (S. 261) recht berichtet, daß die Kirchen nur von „Männern und kirchlich getraute Frauen besucht werden dürften," und daß ungetraute Frauen das Abendmahl nie genössen, so eröffnen sich hier erschreckende Bilder in die kirchliche Unerzogenheit des Volkes — bei mehr als zwölftausend Geistlichen!

Es kann nicht Wunder nehmen, daß unter diesen „Christen" wie in andern orientalischen Kirchen römische wie evangelische Missionare ein Arbeitsfeld finden zu müssen geglaubt haben. Rom wird, solange Abessinien ein nationales Königreich bleibt, schwerlich irgend etwas ausrichten; — der Negus scheut den Einfluß des entfernten Papstes. Hat die evangelische Mission mehr Aussichten? Engländer und Basler Handwerker-Missionare haben in der Zeit zwischen 1830 und dem englischen Kriege von 1868 nichts erreicht. Im Jahre 1866 haben schwedische Missionare von Massaua aus mit großen Anstrengungen zu wirken begonnen. Ob die italienische Besetzung Massauas (Februar 1885) sie ganz verdrängt hat, weiß ich nicht. Ins eigentliche Abessinien hinein haben sie nie zu wirken vermocht. Die Könige Abessiniens hätten in stolzem Bewußtsein ihres Christentums jede eigentliche Missionsarbeit in Abessinien als Beleidigung des Volkes aufgefaßt und bestraft. Ein Gesandter der schwedischen Mission, der 1879 mit Geschenken zum Negus ging, mußte vor ihm so thun, als habe es nie in der Absicht der Missionare gelegen, an den christlichen Abessiniern zu arbeiten, als sei es nur auf die Falaschas abgesehen.

Habt ihr denn in Schweden und in Europa keine Juden? fragte der Negus. — O ja, aber es giebt dort Geistliche genug, um sie zu bekehren. — Aber wie seid ihr denn eigentlich hierher gekommen, welche Länder habt ihr durchzogen? — Wir kamen durch Europa, dann durch Aegypten. — Ei, welcher Religion gehören denn die Aegypter an? — Der muhammedanischen. — Dann bleibt doch lieber dort, um die Aegypter und Türken zu bekehren, statt nach Abessinien zu kommen, wo wir alle Christen sind. (Rohlfs S. 116.)

Hat der Negus Recht? Ist christliche Mission in Abessinien nicht nur nicht aussichtsreich, sondern auch unberechtigt? Rohlfs bejaht diese Frage.

Die Abessinier sind doch Christen. Und ob ihr Glaube, der Monophysitismus, der richtige ist oder nicht, wer würde das mit Bestimmtheit zu behaupten wagen? Ein vernünftiger Mensch sicherlich nicht. Hat man denn in Europa schon angefangen zu entscheiden, welche Religion die richtige sei? Verfluchen nicht die Katholiken die Protestanten? Fragt man die Träger der Religion, die Geistlichen, dann ist nur Heil in ihrer resp. Kirche. Aber wenn man z. B. sieht, daß die Mehrzahl der aufgeklärtesten Nationen: die Deutschen, Engländer, Schweden, Dänen, Holländer der protestantischen Religion angehören, daß aber die protestantische Religion vom Haupte derjenigen Kirche verdammt wird, die bei Völkern herrscht, die auf einer bedeutend tiefern

Stufe der Kultur stehen, sollten einem da nicht berechtigte Zweifel erlaubt sein an der Urteilsfähigkeit solcher Menschen, die sich freilich als von Gott besonders inspirirt hinstellen? Schließlich dreht sich doch alles nur um Herrschergelüste. Wenn du so glaubst wie ich, sagt der Katholik, so wirst du selig. Wenn du so glaubst, wie ich dir die Bibel auslege, so kommst du in den Himmel, sagt der Protestant. Was ist nun das Richtige? Niemand weiß es, und der vernünftige Mensch hat auch heute weder Zeit noch Bedürfnis, darüber nachzudenken. (S. 112)

Solche Argumentation gegen christliche Mission in Abessinien kann niemandem Eindruck machen, der etwas mehr Zeit und Bedürfnis hat, den tiefsten Fragen nachzudenken, die Geschichte und Menschenherz uns entgegen bringen. Allein die These selbst, daß christliche Mission in Abessinien unberechtigt ist, läßt sich mit bessern Gründen verfechten. Absolut geurteilt liegt ein Recht zur evangelischen Mission in Abessinien natürlich vor, ebenso wie bei den Kopten, den syrischen Jakobiten und Nestorianern. Das Christentum dort hat mit dem, was das Christentum sein soll, wenig mehr als den Namen gemein. Aber es fragt sich, ob evangelische Mission hier von der Klugheit empfohlen werden kann, die der Herr neben der Treue von seinen Dienern fordert. Bei den Kopten und bei den syrischen Christen ist die Mission recht und gut: diese Nationalitäten sind gänzlich im Zerbröckeln. Anders stehts in Armenien und Abessinien. Eine nationale Wiedergeburt ist hier noch möglich. Evangelische Mission muß solche nationale Wiedergeburt *hindern*, selbst wenn sie Erfolge hätte, weil sie Spaltungen in das Volk trüge. Sie hindert sie nicht minder, wenn sie erfolglos arbeitet; weil im Gegensatz zu ihr all die Mangelhaftigkeiten des nationalen Christentums als eine des Schutzes und des Festhaltens werte nationale Eigenart erscheinen. Einen erfolgreichen Dienst christlicher Bruderliebe wird man meines Erachtens diesen „christlichen" Völkern nur dadurch leisten können, daß man durch Förderung der nationalen Bildung die Vorbedingungen für eine Hebung des Volkes von innen heraus schafft. Bei den Armeniern gehört, wenn die Türken und die Russen der Nation das Leben lassen, solche nationale Wiedergeburt schon nicht mehr zu den Wünschen am fernen Horizont aufsteigender Möglichkeiten; das Bildungsniveau des ganzen Volkes steht viel höher als das der Abessinier, ja es wirken dort wirklich gebildete Theologen, unter ihnen einzelne, die deutschen Professoren als begabte und höchst ehrenwerte Schüler in freundlicher Erinnerung stehen: die Armenier darf man kaum in *einem* Atem nennen mit den „christlichen" Abessiniern. Und doch hat die Nebeneinanderstellung Sinn: was man bei den Armeniern zu hoffen berechtigt ist, das wird auch den Abessiniern gegenüber kein ganz unmöglicher Wunsch sein.

Die Erfüllung solcher Wünsche wird freilich sehr erschwert werden, wenn die „christlichen" Völker Europas fortfahren, jene Völker vornehmlich als Streitobjekte ihrer Machterweiterung im Orient anzusehen. Man klagt über die barbarische Grausamkeit, mit der jene „Christen" ihren nationalen Besitz, ihre nationalen Hoffnungen verteidigen. Und wahrlich nicht ohne Grund. Doch bedenkt man, wie wenig sie, wie viel die „christlichen" Völker Europas empfangen haben (vergl. Luk. 12, 48), so ists nicht ohne weiteres klar, daß sie den Balken, die christlichen Völker Europas den Splitter im Auge haben. Loofs

Die Gleichgiltigkeit gegen das Los der Armenier

scheint in den christlichen Kreisen unsers Volks im Weichen begriffen. Sie hatte anfangs ihre Entschuldigung in der Unsicherheit der Nachrichten von den fernen Vorgängen; seit der Veröffentlichung der Botschafter und seit dem Eintreffen zahlreicher Briefe von Missionaren, Kaufleuten, Reisenden und zuverlässigen Armeniern kann sich niemand mehr dahinter verstecken. So bleibt für die Teilnahmlosen nur noch die Deckung politischer Rücksichten. Einen recht bezeichnenden Zwischenfall erlebten wir in dieser Richtung in Frankfurt am Main. Der Vorstand der hiesigen lutherischen Gemeinde beschloß auf den Antrag eines Laienmitglieds, zu einer Sammlung für die armenischen Christen aufzufordern. Er wandte sich an die Vorstände der reformirten Gemeinden, um sie zu gemeinsamem Vorgehen zu veranlassen.

Die französisch-reformirte lehnte — unter dem Widerspruch ihrer Pastoren — mit folgender Motivirung ab:

Nach allen (!) in der Oeffentlichkeit bekannt gewordnen Mitteilungen liegen zweifellos (!) den traurigen Vorgängen politische Motive und Tendenzen zu Grunde, die ausschließen (!), daß es sich um eine Religionsverfolgung handelt, und steht uns ein Urteil über die Schuld oder Unschuld der einzelnen Parteien nicht zu.

Als ob es sich in dem Augenblick, wo ein Schwächerer vom Stärkern totgeschlagen wird, darum handelte, ein Urteil über Schuld oder Unschuld abzugeben! Als ob die Barmherzigkeit, die man einem mißhandelten und gequälten christlichen Volke beweist, eine politische Aktion wäre! Als ob nicht die Enthaltung von solcher Barmherzigkeit aus politischen Rücksichten viel eher eine politische Stellungnahme bedeutete! Und welche Behandlung orientalischer Vorgänge! Ehe man dort in der Türkei eine reine „Religionsverfolgung" haben wird, kann man lange warten. Aber daß dort jede Maßregelung von Christen durch Muhammedaner alsbald zur Religionsverfolgung wird, könnte nachgerade jeder Gebildete wissen. 40000 Christen gewaltsam dem Islam zugeführt, 37000 von den fanatischen Muslimen gemartert und gemordet — gleichwohl handelt es sich um keine Religionsverfolgung! Und so argumentirt man in Kreisen von solchen Traditionen! Wenn das am grünen Holz geschieht, was soll am dürren werden? Wahrhaftig, eine solche Beweisführung reicht vollkommen dazu aus, plausibel zu machen, daß einst auch die Niederwerfung der Hugenotten ein politischer Akt war, der mit der Religion nichts zu thun hatte; und alle damals den französischen Emigranten erwiesene Barmherzigkeit kann sich vor der Weisheit ihrer Enkel nicht rechtfertigen.

Wie bodenlos leichtgläubig unsre Zeitungen und Zeitungsleser orientalischen Märchen gegenüber sind, beweist soeben wieder die sonst so vortrefflich bediente Frankfurter Zeitung. Aus Petersburg (wohl zu merken) bringt sie in Nr. 99 folgende Korrespondenz vom 6. April:

Innerhalb der zahlreichen armenischen Bevölkerung des Kaukasus macht sich eine hochgradige Erregung geltend. [Das ist doch zu begreifen!] .. Wie mir von kompetentester Seite versichert wird, ist es den [russischen] Behörden gelungen, sich durch verschiedne unlängst bei Armeniern in Tiflis, Kutais und Batum vorgenommne Haussuchungen bedeutsames Material zu verschaffen, aus dem hervorzugehen scheint, daß ein Tausende zählender *geheimer Verein von Armeniern* in und außerhalb des Kaukasus vorhanden oder wenigstens in Bildung begriffen ist (!) . . . und daß die als Leiter dieses geheimen Vereins verdächtigen Armenier über sehr beträchtliche Geldmittel verfügen. Ist es nun auch einerseits als böswillige Uebertreibung zu bezeichnen [wirklich?], daß die Armenier im Kaukasus es auf nichts Geringeres absehen als auf einen Umsturz der russischen Herrschaft in dieser Provinz, so läßt sich andrerseits nicht in Abrede stellen, daß die kaukasischen Armenier nichts dagegen haben würden, wenn es ihren Landsleuten jenseits der Grenze gelänge, das türkische Joch abzuschütteln [sehr glaublich!], und selbstverständlich würden sie es dann versuchen, Anschluß an den neuerstandnen armenischen Staat zu erlangen. [Also doch!]

Damit sind wir glücklich bei Großarmenien angelangt und unsre Teilnahmlosen als die politischen Köpfe erwiesen! Es ist aber thatsächlich die schlimmste Kannegießerei, daß man diesem in Todeskämpfen zuckenden Volke jetzt solche Pläne zutraut, daß man insbesondre die Armenier verdächtigt, sie gedächten nunmehr auch die Herrschaft Rußlands abzuschütteln! In Petersburg mag das böse Gewissen im Spiele sein, wenn man sich jetzt armenische Verschwörungen zurechtmacht. Uns klingt die Kunde wie blutiger Hohn: denn dieses Volk ist eines solchen Verzweiflungskampfes nicht mehr fähig.

Aber die Teilnahmlosigkeit will nun einmal ihre Schutzhütte haben, in der sie unterkriechen kann. So wird auch ein so besonnenes, ruhiges Wort, wie Professor *Socin*, dem niemand Kennerschaft absprechen wird, es in Nr. 13 der Grenzboten veröffentlicht hat, überhört werden (Die sozialen Zustände der Türkei und der Islam). Ich habe oft äußern hören, daß unter dem dortigen Völkergemisch die Türken noch immer das anständigste Volk seien. Begreiflich genug, daß die Herren dem Reisenden mehr imponiren als die Unterdrückten, daß diese unter dem jahrhundertelangen Druck mancher Tugend verlustig gegangen sind. Um so wertvoller ist Socins Zeugnis:

Es steht außer Frage, daß . . die Christen in Bezug auf Kultur vielfach den Muslimen überlegen sind. . . . Bei vielen Christen ist

Genügsamkeit und Sparsamkeit ebenso zu finden, wie bei den Türken. Das gilt namentlich von den Armeniern. . . .

Wie trefflich haben die Türken es verstanden, ihre Herrschaft auszuüben, ohne für die beherrschten Völker irgend etwas Nützliches zu schaffen, dadurch, daß sie die Zwietracht der Eingebornen benutzten und bald diese, bald jene Partei unterstützten, und dadurch, daß sie alle fähigern Eingebornen unterdrückten. Das war ungeschminktes Türkentum; eine ähnliche Politik ist im Grunde heute noch maßgebend. . . .

Nach den Berichten unabhängiger Augenzeugen sowohl als aus innern Gründen können wir dem von den Türken vielfach ausgesprengten Gerücht, die Armenier hätten bei den jüngsten Ereignissen mit dem Angriff auf die Kurden und Türken begonnen, nicht recht Glauben schenken. Daß Kurden mit vollem Wissen der Türken schon mehr als einmal im tiefsten Frieden ohne Veranlassung auf die Christen losgelassen worden sind, mag hier nur wieder ins Gedächtnis zurückgerufen werden; man denke an die Greuelthaten Bedr Chans im Jahre 1843. Es ist geradezu undenkbar, daß die Armenier, wie nach Zeitungsberichten in dem Briefe des Sultans an die Kaiserin Viktoria gestanden hat, die Greuelszenen dadurch hervorgerufen hätten, daß sie im Gebete begriffne Muhammedaner durchgeprügelt hätten. Im ganzen sind die Armenier ein durchaus friedliches Volk, und wenn auch in gewissen Gegenden die Wildheit ihrer kurdischen Nachbarn auf sie übergegangen sein mag, so hüten sie sich wohl mit diesem als besonders grausam bekannten Gesindel anzubinden. Die Thätigkeit des armenischen Komitees, von dem soviel die Rede war, mag noch so verderblich gewesen sein, was Aufreizung und Beschaffung von Waffen betrifft, die Versprechungen der Engländer die Ansprüche der Armenier unterstützen zu wollen — aus Gründen höherer Politik — mögen Thatsache sein; dennoch wird es mir, wie ich die auf asiatischem Boden angesessenen Armenier kenne, schwer, daran zu glauben, daß sich diese hätten verführen lassen, den Streit zu beginnen und tapfer in ihr offenbares Verderben zu rennen. . . .

Sollen wir wirklich gegenüber barbarischen schuldlosen Abschlachtungen ganz gleichgiltig bleiben? Das geht doch noch weit über die Maßreglungen der Protestanten in Rußland hinaus! Und wenn auch diese Sympathien die Gewebe der europäischen Diplomatie durchbrechen, ist es doch angebracht, dem Gefühl Ausdruck zu geben, daß hinter der offiziellen Nichteinmischung, koste es, was es wolle, doch noch Leute vorhanden sind, die nicht bloß für alle möglichen guten Zwecke, für die man heutiges Tages in Anspruch genommen wird, den Tierschutz einbegriffen, einigen Sinn und einiges Gefühl bewahrt haben, sondern die derartige Greuel vom allgemein menschlichen und sittlichen Standpunkt zu betrachten geneigt sind, trotz dem Verdikt der Tagespresse. . . .

Hoffen wir, daß solche Stimmen doch allmählich auch unsre politische Presse zur Besinnung bringen! Den Regierungen können und wollen wir nichts vorschreiben: ihre Verantwortung ist groß. Aber wenn es sich in Armenien um Handelsinteressen handelte, wäre das europäische Konzert bald fertig. Interessen der Menschlichkeit wiegen in unserm humanen Zeitalter wenig. Nun, wenigstens sollen bewußte Christen nicht die Schleppenträger dieser Politik sein, sondern den geringen Mut haben, ihrem Zorn und ihrem Mitleid freien Lauf zu lassen.

Am lebhaftesten ist die Teilnahme für die Armenier in den pietistischen Kreisen. Es beweist das wieder einmal, welch ein starkes christliches Gemeingefühl trotz allem Separatismus in diesen Kreisen lebt. Lange ehe die Evangelische Allianz ihren Aufruf erließ, hat Pfarrer Lohmann mit seinem Blatt Für Alle 10000 Mark zusammengebracht, und heute mögen an 20000 durch seine Hände gegangen sein. Als Vermittelung bewährt sich nach allem, was man hört, am besten das Bible House in Konstantinopel, das in sicherm Verkehr insbesondre mit den protestantischen Missionsstationen in Armenien steht. Freilich hat man das Gefühl, daß all diese Gaben nur in einen Abgrund geschüttet werden, so lange das Türkenregiment ungehindert fortwirtschaften darf. Aber Andres als unsre Fürbitte und unser Liebesopfer haben wir nicht, und wir müssens haben — um unser selbst willen!

R

Neuere Werke Tolstois

5. Die Kreutzersonate*)

Die Kreutzersonate, die 1890 entstand und von Hauff-Löwenfeld und Andern ins Deutsche übertragen wurde, ist von viel geringerer Bedeutung als manche andre Werke Tolstois,

*) Ich bemerke, daß unser Blatt zwar ein Gemeindeblatt ist, darum aber nicht im landläufigen Sinne ein Familienblatt. So gern wir der Familie als solcher dienen, muß es uns doch gestattet bleiben, den Kreis unsrer Verhandlung viel weiter zu ziehen. D H

dennoch hat sie weit mehr Leser gefunden, weit mehr Geister beschäftigt als irgend eins der andern Bücher. Warum? Weil sie das geschlechtliche Leben des Menschen behandelt und namentlich weil sie den meisten Lesern völlig neue Gedanken darüber bietet.

Tolstoi erzählt uns die Geschichte eines gewissen Posdnyschew, der vor der Ehe so liederlich lebte wie andre junge Adlige, der auch in der Ehe, die er übrigens durch keinen Ehebruch entweihte, im Weibe immer nur ein Genußmittel sah, der allmählich durch diese sinnliche Liebe mit samt seiner Frau unglücklich wurde und schließlich die Frau aus Eifersucht ermordete. Solche Entwicklungen kommen im Leben vor, und Männer wie Posdnyschew giebt es; dem Schilderer der Wirklichkeit ist deshalb kein Vorwurf zu machen, wenn er die allerdings sehr unerquickliche, aber wahrhaftige und lehrreiche Geschichte erzählt. Nur müssen Dichter und Leser sich darüber klar sein, das Posdnyschew kein normaler Mensch, sondern ein halber Geisteskranker ist, und daß seine Entwicklung kein für alle Menschen giltiges Gesetz darstellt, obwohl seine Geschichte manche allgemeine Schäden aufdeckt. Gewisse Leute müssen zu Trinkern werden, wenn sie überhaupt zu trinken anfangen, aber das liegt nicht allein am Alkohol, sondern namentlich an ihrer krankhaften Anlage. Und so können auch nur krankhafte Menschen durch die üblichen sinnlichen Vergehen so tief sinken, wie hier gezeigt ist. (Wohlgemerkt: Posdnyschew ist stets nur in mäßiger Weise lasterhaft gewesen, wenn man so sagen darf, er hat immer noch strengere Grundsätze gehabt als die meisten in seiner Umgebung.) Tolstoi ist auch hier der große Realist, er schildert Posdnyschew als geistig nicht normal und krank, aber er führt den Leser doch irre, nämlich dadurch, daß er seinem Helden eine Reihe von Anschauungen in den Mund legt, die der Leser unwillkürlich nicht als Theorien jenes Mörders, sondern als Lehren Tolstois auffaßt und in vielen Fällen gewiß auch als solche auffassen soll. Tolstoi sagt auch nirgends gerade heraus, daß sein Held psychopathisch veranlagt ist, und mancher Leser bemerkt es darum nicht.

So ist denn die Geschichte außerordentlich oft mißverstanden worden, und Tolstoi hat sich genötigt gesehen, in einem Nachwort klar und einfach darzulegen, was er in der Kreutzersonate eigentlich lehren wollte, und wie er über die geschlechtlichen Fragen denkt. Wir wollen uns an dieses Nachwort halten und die Reden Posdnyschews, so geistreich sie oft sind, unbeachtet lassen. Wir würden auch dem Leser raten, von dem ganzen Buche nur das Nachwort zu lesen. Wir wollen weiter die Gedanken Tolstois übergehn, die wir bei andern strengen Moralisten, z. B. bei Seved Ribbing, auch finden. Nur was bei ihm eigenartig ist, sei hervorgehoben. Wir wissen, daß Tolstoi sich stets einig fühlt mit Christus. Er glaubt also auch hier seinen Lehren zu folgen.

Fern davon, den sinnlichen Genuß als etwas Poetisches und Ideales hinzustellen, wie manche Künstler so gerne thun, erblickt Tolstoi in ihm geradezu etwas, das den Menschen erniedrigt, ein Versinken in die Tierheit. So urteilt er nicht nur vom lasterhaften Genuß, sondern auch von der Umarmung der geliebten Ehefrau. Er verwirft durchaus die Parallele mit Essen und Trinken und wirklichen menschlichen Bedürfnissen. Die lebenslängliche, gänzliche Keuschheit ist dem Menschen allein dienlich.

Eine Einwendung liegt nahe: das bedeutet das Aussterben des Menschengeschlechts. Was schadet das? fragt Tolstoi. Jede Religion und jede Wissenschaft lehrt eine einstige Vernichtung des Menschen! Wir brauchen nicht dafür zu sorgen, daß ewig Menschen auf der Erde wohnen!

Aber was hilft es, diese „Keuschheit“ predigen, da wir doch alle wissen, daß sie niemand völlig bewahrt, daß wir auch bei den allerbesten Vorsätzen wieder in unkeusches Denken oder Handeln verfallen werden? Darauf erwidert Tolstoi etwas sophistisch: ich stelle diese strenge Keuschheit ja nur als das Ideal hin. Ein Ideal wird nicht erreicht; wo es erreicht würde, wäre es kein Ideal mehr. Diese strenge Keuschheit ist das, wonach wir stets ernstlich streben müssen; wir werden vermutlich fallen, dann sollen wir uns wieder aufrichten und wieder

nach dem Ideal streben. Wir sollen den ersten Fall nicht durch neue Sünde verschlimmern, und das Weib, das wir zuerst erkannten, soll stets unser Weib bleiben.

Tolstoi enthüllt uns hier offen seine Methode als Lehrer der Menschheit, eine Methode, die er mit Christus gemein zu haben glaubt. Er setzt das Ideal möglichst hoch und giebt sich nicht mit kleinen, leicht zu erfüllenden Vorschriften ab. Er sagt dem Schiffer nicht: Fahre auf jenen Hügel zu, sondern: Fahre auf jenen Stern zu. Er wird den Stern zwar nie erreichen, behält aber während der ganzen Fahrt die rechte Richtung, während jener Hügel ihm nur eine kurze Weile helfen könnte, den Weg zu finden. Auch das große Ideal Christi, „das Reich Gottes auf Erden," scheint uns vorläufig unerreichbar, aber die ganze Bedeutung des menschlichen Lebens besteht in der Fortbewegung auf dieses Ideal zu. Daher befindet sich der Bekenner des Gesetzes Christi auch immer in der Lage des Zöllners, er sieht den weiten Abstand zwischen sich und dem Ideal, und ihn schmerzt, daß er noch so weit zurück ist. Er kann nicht, wie der Mann der Kirche, selbst zufrieden sein darüber, daß er alle die kleinen Vorschriften erfüllt hat. Die Methode der Kirche ist stets eine andre gewesen als die Christi. Sie hat stets kleine und kleinliche Bestimmungen an Stelle der hohen Ideale gesetzt. Auch auf unserm Gebiete.

Die sogenannten christlichen Lehren setzten die Ehe ein als christliche Institution, d. h. sie setzen äußere Bedingungen fest, unter denen die sinnliche Liebe für den Christen sündlos und ganz gesetzmäßig sein sollte. . . . Nur deshalb, weil über einen gewissen Teil der sich Vereinigenden von der Geistlichkeit für Geld eine gewisse Zeremonie ausgeführt wird, die kirchliche Trauung genannt wird, bilden sich die Leute unsrer Welt naiver- oder heuchlerischerweise ein, daß sie in Monogamie leben.

Eine christliche Ehe kann es nicht geben und hat es nie gegeben, ebenso, wie es niemals einen christlichen Gottesdienst gegeben hat, noch geben konnte (Matth. 6, 5—12, Joh. 4, 21), noch christliche Lehrer und Kirchenväter (Matth. 23, 1—10), noch ein christliches Eigentum, Heer oder Gericht, noch eine christliche Regierung.

Das Ideal des Christen ist die Liebe zum Nächsten und zu Gott. Es giebt eine Selbstverleugnung im Dienste Gottes und des Nächsten; die sinnliche Liebe aber, die Ehe, ist ein Dienst der eignen Person, und darum ist sie in jedem Falle ein Hindernis für den Dienst Gottes und der Menschen, und demzufolge vom christlichen Standpunkte aus ein Fall, eine Sünde.

Der Eintritt in die Ehe kann nicht mitwirken zum Dienste Gottes und der Menschen, selbst in dem Falle, wenn die in die Ehe Tretenden die Fortpflanzung des Menschengeschlechts sich zum Ziele setzen. Für solche Leute wäre es viel einfacher, anstatt in die Ehe zu treten und kindliche Leben hervorzubringen, jene Millionen von kindlichen Leben zu erhalten und zu retten, die in unsrer Umgebung untergehn, aus Mangel nicht nur an geistiger, sondern auch an mütterlicher Nahrung.

Man kann die Lehre Christi ablehnen. . . . Wenn man aber diese Lehre annimmt, so kann man nicht anders als zugestehn, daß sie auf das Ideal der vollkommnen Keuschheit hinweist. Im Evangelium ist ja klar . . . gesagt: Erstens, ein Verheirateter soll sich nicht von seiner Frau scheiden, um eine andre zu nehmen, sondern er soll mit der leben, mit der er sich einmal vereinigt hat (Matth. 5, 31.32; 19, 8 ff.). Zweitens, es sei sündhaft für den Menschen überhaupt, folglich sowohl für den verheirateten als für den unverheirateten, ein Weib als Gegenstand des Genusses anzusehen (Matth. 5, 28—29). Und drittens, es sei für einen Verheirateten besser, gar nicht zu heiraten, d. h. vollkommen keusch zu bleiben (Matth. 19, 10—12).

Unter vielem andern, das man hierauf bemerken könnte, liegt auch die Frage nahe: ist es nicht dem Menschen eher schädlich als nützlich, wenn man ihm sein Ideal so hoch und fern setzt? Darauf antwortet Tolstoi Folgendes:

Auf welcher Stufe ein Mensch auch stehen mag, immer ist für ihn die Möglichkeit vorhanden, sich diesem Ideal zu nähern, und andrerseits kann es keine Lage für ihn geben, in der er sagen könnte, er habe es erreicht und könne nicht nach noch engerer Annäherung streben. Solcher Art ist das Streben nach dem christlichen Ideal im allgemeinen und ebenso auch das nach Keuschheit im besondern.

Was soll der reine Jüngling, die Jungfrau thun? Sich von Verführung rein halten, und um alle ihre Gedanken dem Dienste Gottes und der Menschen weihen zu können, sollen sie nach immer größerer Keuschheit in Gedanken und Wünschen streben.

Was sollen der Jüngling und das Mädchen thun, die der Verführung unterlegen sind und von Gedanken an eine gegenstandslose Liebe oder an Liebe zu einer bestimmten Person verzehrt werden und dadurch einen gewissen Teil der Möglichkeit verloren haben, Gott und den Menschen zu dienen? Immer dasselbe: sich nicht dem Sündenfall überlassen, da sie wissen müssen, daß sie dadurch sich nicht von der Verführung befreien, sondern diese nur verstärken würden. Sie müssen ganz ebenso nach immer größerer Keuschheit streben, um die Möglichkeit zu gewinnen, sich immer mehr dem Dienste Gottes und der Menschen zu weihen.

Was sollen die Menschen thun, wenn sie den Kampf nicht bestanden haben und gefallen sind? Sie sollen ihren Sündenfall nicht als einen gesetzlich erlaubten Genuß ansehn, wie sie ihn jetzt ansehn, wo er durch die Zeremonie der Trauung gerechtfertigt wird, auch nicht als ein gelegentliches Vergnügen, das man mit andern wiederholen kann, und nicht als ein Unglück, wenn der Sündenfall mit einer Niedrigstehenden und ohne Zeremonie erfolgt ist, — sondern man muß diesen ersten Sündenfall als den einzigen ansehen, als den Eintritt in eine unverbrüchliche Ehe.

Dieser Eintritt in die Ehe mit seinen Folgen, der Geburt von Kindern, bedeutet für die Eheschließenden eine neue, enger begrenzte Form des Dienstes Gottes und der Menschen. Vor der Ehe konnte der Mensch unmittelbar in den mannichfaltigsten Formen Gott und den Menschen dienen; der Eintritt in die Ehe aber begrenzt die Art seiner Thätigkeit und verlangt von ihm die Pflege und Erziehung der aus der Ehe hervorgehenden Nachkommenschaft — der zukünftigen Diener Gottes und der Menschen.

Was soll der Mann und das Weib thun, die in der Ehe leben und diesen begrenzten Dienst Gottes und der Menschen durch das Aufziehen der Kinder leisten? Sie sollen ganz ebenso mit einander nach Befreiung von der Verführung, nach Reinigung ihrer selbst und nach Ausrottung der Sünde durch Aenderung ihrer Beziehungen, die den allgemeinen und den nichtöffentlichen Dienst Gottes und der Menschen verhindern, streben vermittelst der Ersetzung der sinnlichen Liebe durch die reinen Beziehungen von Bruder und Schwester.

So kann das „Ideal Christi," die vollkommne Keuschheit, uns schwachen Menschen doch zum Leitstern dienen. Es giebt ja auch mancherlei große und kleine Mittel, uns diese Enthaltsamkeit zu erleichtern: Enthaltung von alkoholischen Getränken, mäßiges einfaches Essen, Enthaltung von Fleisch, ermüdende körperliche Arbeit (nicht Sport!), strenge Bewachung der eignen Gedanken und sofortige Vertreibung jedes Gedankens, der uns in Versuchung führen kann. Dann muß sich namentlich die öffentliche Meinung über die sinnliche Liebe ändern; die Dichter, Musiker, Maler, Bildhauer müssen aufhören, sie zu verherrlichen und auf sie hinzuwirken. Die Kinder müssen nicht verweichlicht und überfüttert werden, ein schöner, sorgfältig gepflegter Körper muß nicht mehr als ein Hauptziel der Erziehung gelten. Die Jugend muß vor allen Unterhaltungen und Vergnügungen behütet werden, die die Sinnlichkeit erregen. Die Kleidung muß keuscher werden, die schamlose Tracht der Frauen auf Bällen u. s. w. muß mit diesen Festlichkeiten überhaupt verschwinden. Die Wissenschaft muß versittlicht werden, die Aerzte müssen ganz anders als heute die sexuellen Fragen behandeln.

Wir haben eben die Aerztefrage gestreift. Die Kreutzersonate hat besonders auch dadurch Anstoß erregt, daß die Aerzte darin geradezu beschimpft werden. Man muß bedenken, daß der halb geisteskranke Posdnyschew in der Geschichte das Wort hat, daß Anklagen in seinem Munde notwendig zu maßlosen Beleidigungen werden müssen. Allerdings ist auch Tolstoi selbst ein grundsätzlicher Gegner der Aerzte, denn — so denkt er — sie hemmen den natürlichen Verlauf der Dinge und geben den Menschen geradezu unsittliche Lehren. Statt dem Kranken zu sagen: du lebst schlecht, bessere dich, verschreiben sie ihm eine Medizin und bestärken ihn im schlechten Leben. Sie erklären den Geschlechtsverkehr für unentbehrlich, sie raten der Jugend ehrlich oder versteckt zu Ausschweifungen, sie suchen die Prostitution ungefährlich zu machen, sie lehren die Verhinderung der Konzeption, sie verbieten der Mutter selbst zu stillen und raten eine Amme zu nehmen, d. h. sie thun alles Mögliche, um der Sinnlichkeit freie Bahn zu schaffen. Daß nur ein Teil der Aerzte einen Teil dieser Vorwürfe verdient, hätte freilich betont werden sollen.

Tolstoi übertreibt oft unbewußt, oft auch bewußt, um der Deutlichkeit willen. Wer ihn nicht kennt, wird die Kreutzersonate nicht richtig verstehen. Wer ihn aber kennt, wird über diese Schrift urteilen wie seine Frau, die gesagt hat: „ich zähle sie nicht zu den gelungensten Werken meines Mannes." Uebrigens wäre es falsch, aus den galligen Schilderungen des Posdnyschew auf eine unglückliche Ehe des Dichters schließen zu wollen. Er hat mit Sophie Behr glücklich gelebt, wenn auch schwere Tage, wie wohl in jeder Ehe, nicht ausblieben; sie war ihm stets eine treue Genossin und Gehilfin, auch wenn sie sich nicht alle seine weitgehenden Anschauungen aneignen konnte. Sie

hat ihm sechzehn Kinder geboren, von denen das jüngste 1888 zur Welt kam. Sie gleicht der Heldin der Geschichte so wenig wie Tolstoi dem Helden. Bode

Verschiedenes

(Pensionsverhältnisse der Diasporageistlichen) Wie die preußische Landeskirche die ihr unterstellten, in den Diasporagemeinden des Auslandes amtirenden Geistlichen in Sachen der Invaliden- und Altersversorgung für sie selbst und der Versorgung der Witwen und Waisen behandelt, ist uns fast unbegreiflich. Während jeder im Inlande angestellte Geistliche alle diese Rechte besitzt, fehlen sie dem unter derselben Kirchenbehörde und unter oft weit schwierigern Verhältnissen arbeitenden evangelischen Geistlichen der Diaspora. Die Folge davon ist, daß sich meist nur ganz junge Leute dem Dienste der Diaspora widmen und die Gemeinden des Auslandes nur zu Versuchsstationen, zum Teil auch zu Brücken für fette Pfründen in der Heimat benutzt werden. Bei solchem Zustande ist eine gedeihliche Entwicklung der deutschen evangelischen Kirche des Auslandes selbstverständlich ausgeschlossen, denn die Erfahrung lehrt, daß nur die Gemeinden äußerlich und innerlich vorwärts schreiten, an denen die Geistlichen auch einmal älter werden können. Wir sind überzeugt, daß sich diese Lücke im Gesetze ausfüllen ließe, wenn auch eine geringe Mehrbelastung der betreffenden Kassen erfolgen müßte. Des aufrichtigen Dankes nicht nur aller Auslandspfarrer wäre die oberste Kirchenbehörde gewiß. K W

(Der Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh) besitzt, wie es scheint, ein großes Maß kommerzieller Weitherzigkeit in der Beurteilung der alttestamentlichen Kritik. Wir lesen in seiner dem theologischen Litteraturbericht wiederholt beigegebnen Verlagsanzeige folgende Ausbietung der Broschüre von Adolf Zahn, Sozialdemokratie und Theologie besonders auf dem Boden des Alten Testaments:

„Eine ergreifende, aber [!] überaus niederbeugende Schrift. Sie weist nach, wie die Sozialdemokratie sich mit Recht auf diese [!] Wissenschaft beruft, und wie daher diese [!] theologischen Professoren für den Umsturz arbeiten."

Darunter heißt es dann auf derselben Seite zur Empfehlung einer andern Schrift:

„Je weniger der Wert und die Bedeutung des Alten Testaments der christlichen Gemeinde der Gegenwart zu allgemeinerem Bewußtsein gebracht worden ist und je mehr es auf der andern Seite Pflicht ist, die zweifellos sichern Resultate der modernen alttestamentlichen Exegese und Kritik anzuerkennen, [vom Einsender gesperrt] um so mehr wird die vorliegende Frage ein allgemeineres Interesse für sich in Anspruch nehmen dürfen." D—n

(Der evangelischen Freiheit Wesen und Weise) Im Anschluß an Dr. Martin Luthers Büchlein „Von der Freiheit eines Christenmenschen." Von D. Dr. Riemann. Vortrag zur Berliner Lutherfeier des Evangelischen Bundes, gehalten am 11. November 1895. Mit einem kurzen Vorwort über Reichsboten-Fanatismus. Berlin, A. Haack. 40 Pfge.

Luthers Büchlein „Von der Freiheit eines Christenmenschen" gehört zu dem eisernen Bestande der alljährlich sich wiederholenden Lektüre eines gebildeten Protestanten oder sollte wenigstens dazu gehören. Allgemein verständlich aber ist Luthers Schrift heutzutage nicht mehr. Auch in Fortbildungsschulen, selbst in mittleren Schulen stößt man in der Lektüre dieses Schriftchens auf Schwierigkeiten, die ein erneutes Volkstümlichwerden dieses herrlichen Buches sehr in Frage stellen. Um so mehr sind alle Versuche zu begrüßen, die das Ziel verfolgen, die Gedankenreihen Luthers weiten Kreisen unsers Volkes wieder nahe zu bringen. Ein solch dankenswerter Versuch ist vorstehende Broschüre des Berliner Pastors D. Riemann. Leider ist die Ursache ihrer Veröffentlichung ein Akt der Notwehr gegen den Reichsboten gewesen. Aber auch ohne diese immerhin beklagenswerte Veranlassung hätte der Vortrag verdient, veröffentlicht zu werden, da Freimütigkeit und Unerschrockenheit in unsrer Zeit immer schon etwas recht Verdienstliches ist. Nur eine Ausstellung sei an diesem Orte gestattet, die aber nicht den Verfasser, sondern den Verleger trifft. Es ist immer etwas Mißliches, wenn dem Rezensenten einer solchen Broschüre empfehlende Kritiken von der Verlagsbuchhandlung gedruckt beigelegt werden. Solche Empfehlungen machen mißtrauisch, können einer Schrift höchstens schaden und gar nichts nützen. Riemanns Vortrag empfiehlt sich selbst viel besser. H R

(The Days of Auld Langsine) By Jan Maclaren. Leipzig, Tauchnitz. 1,60 Mk.

Wir haben auf des Verfassers Büchlein Beside the Bonnie Briar-Bush bereits aufmerksam gemacht (vergl. Nr. 50 v. J.) und dabei den Wunsch ausgesprochen, daß auch die unterdes erschienene „Fortsetzung" in The Days of Auld Langsine, das wir nur vom Hörensagen kannten, bald bei Tauchnitz erscheinen möchte. Wir freuen uns, daß dieser Wunsch so bald in Erfüllung gegangen ist. Die sonst so begründeten Bedenken gegen derartige „Fortsetzungen" eines schnell beliebt gewordnen Buches sind hier einmal vollständig hinfällig geworden; denn auch die nun vorliegenden neuen Charakterskizzen sind so prächtig, daß man sich fast versucht fühlen möchte, zum Verfasser zu sagen: Wenn du noch mehr von der Art hast — nur heraus damit! Aber da wir unsre Lieblinge nun alle auf dem Friedhofe von Drumtochty in ihren Gräbern wissen, so würde uns ein nochmaliger Besuch in dem stillen Thal ohne die vertrauten Gestalten vielleicht nur wehmütig stimmen. Darum warten wir lieber auf den bereits angekündigten ersten Versuch des Verfassers auf dem

Gebiete des Romans. Die humorvolle, fromme und weitherzige Art Maclarens und seine hervorragende Kunst der Charakterzeichnung in diesen Skizzen läßt uns auf etwas wirklich Gutes hoffen. Ich kann aber den Wunsch nicht unterdrücken, daß diese köstlichen Gestalten eines „Posty," Jamie Soutar, Dr. Maclure, einer Marget Howe und Lily Robertson und wie sie alle heißen, auch dem deutschen Publikum durch eine Uebersetzung näher bekannt gemacht werden möchten. Der Uebersetzer müßte freilich die Drumtochtyleute im Dialekt reden lassen — sonst könnte ich in diesem Falle nicht dringend genug von einer Uebersetzung abraten. Aber ich meine, in schwäbischer Mundart z. B. müßten sich die Reden der biedern „tiftlerischen" Schotten ganz ansprechend wiedergeben lassen. Es wäre ein zwar nicht gerade leichtes, aber auch um so lohnenderes Unternehmen. Sollte sich kein Verleger dafür interessiren lassen?

Ich könnte hiermit schließen, wenn ich nicht noch bei dieser Gelegenheit eines nicht gerade erfreulichen Nachhalls des ersten Bändchens zu gedenken hätte, der in gewisser Weise für eine Art anglikanischer Christen typisch ist. Setzt sich da ein — ich kanns nicht anders nennen — trauriger Philister hin und schreibt an die Redaktion des (evangelikalen) Record einen Brief, den der Herausgeber nach englischer Gepflogenheit bereitwillig abdruckt. Und was will der Herr Einsender? Nichts Geringeres als vor der „Theologie Jan Maclarens" warnen! Der Gute! Da spricht nämlich in dem ersten Bändchen ein schlichter Bauersmann in seiner Einfalt, es sei ihm gesagt, Gott strafe ihn wohl, um ihn besser zu machen, wenn er schlecht sei, aber Er würde nie eine arme Seele quälen (torture), denn das könne nicht gut sein und sei des Teufels Werk. — Welch kindlich-fester Glaube an die Wirklichkeit der göttlichen Vaterliebe! Aber der fromme Kritikus schreibt:

„Der Ausdruck »eine arme Seele quälen« ist einer, den ein Christ, der von der heiligen Schrift gelernt hat, nicht gebrauchen würde; aber die offenbare Meinung der genannten Stelle ist die, daß all das Leiden, das Gott dem Schuldigen auferlegt, väterliche Züchtigung ist, und daß es so etwas wie richterliche (judicial) Strafe bei Gott nicht giebt. Und das wischt natürlich mit einem Strich die ganze Lehre von Christi Versöhnung hinweg. Ferner haben wir im letzten Kapitel des Buches eine rührende (pathetic) Beschreibung der letzten Stunden eines Landarztes, der ein aufrichtiger, wohlwollender, aber kein religiöser Mann gewesen ist. Er äußert einiges Bedauern wegen seiner Vergangenheit und findet Trost in der Parabel vom Pharisäer und Zöllner.*) Aber von Vertrauen auf Jesus als seinen Erlöser und sühnendes Opfer kein Wort. Sein liebster Freund, der allein bei ihm ist, betet auf seine Bitte für ihn, aber der Inhalt des Gebets ist, daß Gott nicht hart sein werde mit dem sterbenden Manne, wie dieser mit keinem Menschen in Drumtochty hart gewesen sei. Aber auch hier wieder keine Silbe von dem Verdienste Christi oder seinem sühnenden Tode. Es ist kein Wort in dem Gebete, das nicht auch von einem Juden oder Mohammedaner hätte gebetet werden können. . . . Ich denke doch, evangelikale Christen sollten sichs bedenken, ein Werk zu unterschreiben, dessen Vorzüge es nur gefährlicher und berückender machen müssen für schlecht unterrichtete und unentschiedne Leute, und deren giebts viele auf allen Seiten."

Man muß das Ergreifende der hier erwähnten Schilderung der letzten Stunden des alten Doktors, der sich im Dienste an seinen leidenden Brüdern aufgezehrt hat, an sich verspürt haben, man muß das einfältige, rührende Gebet seines alten bäuerlichen Freundes gelesen haben, um das Jämmerliche dieser hochbeinigen Kritik ganz zu empfinden. Erfreulicherweise hat doch jemand in den Spalten desselben Blattes gegen solchen Unfug Einspruch erhoben und darauf hingewiesen, daß Maclaren ja nicht habe ein theologisches Buch schreiben wollen, sondern schottisches Leben malen. Auch bezeugt er, welch erfreulichen Einfluß gerade dies Büchlein auf Leute gehabt hätte, die sonst nicht für theologische Lektüre zu haben wären. Aber dieser Widerspruch hat nur den ersten Kritiker zu einer neuen, der frühern ebenbürtigen Leistung veranlaßt und noch einen andern in seiner Dogmatik verletzten Leser hervorgelockt, der mit noch etwas stärkerm Kaliber schießt. Dieser kommt denn auch zu dem Schluß, daß das Buch „eine Karikatur einiger der wertvollsten Wahrheiten der heiligen Schrift enthalte, aber keine Aussage, die nicht ein Pelagianer, Arianer oder Sozinianer ohne Zaudern unterschreiben würde."

Doch genug. Ich habe dies alles nur erwähnt, weil es so charakteristisch ist. Wer die Hochlandsskizzen in ihrer schlichten Schönheit einfach hat auf sich wirken lassen und englisch-kirchliche Verhältnisse nicht näher kennt, wird sich derartige dogmatische Spionage schwerlich erklären können. Der Schlüssel liegt — und wer die Verhältnisse kennt, wird mir recht geben — in der hochgespannten Eifersucht der Staatskirche auf den Nonkonformismus. Wäre Maclaren Curchman — der Herr Kritikus hätte sich sicherlich nicht gedrungen gefühlt, nach der Lektüre des Büchleins seine und seiner Gesinnungsgenossen theologische Atmosphäre zu desinfiziren und dem Bändchen einen Warnungszettel aufzukleben. Aber ein Staatskirchler von engem Horizont kann es eben nicht gut verwinden, daß ein nonkonformistischer Geistlicher, auf den er mit einer Mischung von Aerger und Verachtung herabzusehen gewohnt ist, derartige Bücher schreibt, die, gewiß nicht zuletzt wegen der in ihnen lebenden gesunden und warmen Frömmigkeit, gerade in religiös-interessirten Kreisen einen so bemerkenswerten Erfolg gehabt haben. Hieraus erklären sich in der That solche Prokrustesthaten am einfachsten. Freilich auch aus der Geschmacklosigkeit. Paul Jaeger

*) Der Verfasser führt später selber die Worte des Sterbenden an, mit denen er gerade um diese Geschichte bittet: „Das mag für mich geschrieben sein und jeden andern alten Sünder, der sein Leben beendet hat und nun nichts für sich selber zu sagen weiß."

(Geschichten in der Predigt) Die unter diesem Titel in voriger Nummer beiläufig wiedergegebne Geschichte findet sich gedruckt in Frommels Festflammen S. 166 f. (Bremen, Müller, 1890.)

(Armenien) Englische Flugschriften mit vielen wertvollen Einzelzügen aus den armenischen Vorgängen sind, soweit der Vorrat reicht, unentgeltlich von der Redaktion d. Bl. zu beziehen. D H

Freunde der Tageszeitung

bitten wir sich zu gedulden. Dergleichen Dinge lassen sich nicht übers Knie brechen. R

Mitarbeiter der Christlichen Welt

und solche, die es werden wollen, bitten wir freundlichst zu beachten, daß die Sperre vom 21. März v. J. nicht aufgehoben worden ist und vorläufig nicht aufgehoben werden kann. Artikel, die mehr als drei, höchstens vier Spalten in Anspruch nehmen, werden von jetzt an wieder streng abgelehnt werden. Ausgenommen sind nur Aufsätze von aktueller Bedeutung, sowie solche, über die mit der Redaktion besondre Verabredung getroffen ist. D H

Quittung

Für Armenien: 22 Mk. von K, Neuenhaus; 20,66 Mk. Karfreitagssammlung der evangelischen Gemeinde Oberwinter a. Rh.; 18 Mk. vom Kindermissionsverein in Strasburg i. d. U.; 12,68 Karfreitagskollekte in Dieringhausen; je 10 Mk. Passionsopfer der Gemeinden Niederwerbig und Zehserigk; E Sch, Hamburg-Eppendorf; 5 Mk. A N Döbeln; 2 Mk. K, Quakenbrück.

Für Klein-Namalan: 50 Mk. von B, Mtodasko; 10 Mk. von Fr B und M D, Schwarzenberg i. S.; je 5 Mk. von Schw B, Frankfurt a. M.; H W, Dieringhausen; 3 Mk. von S, Bahrendorf; 2 Mk. von K, Quakenbrück.

Für die Konfektionsarbeiter in Berlin: 5 Mk. von A N, Döbeln; 2 Mk. von K, Quakenbrück.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 16 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigengebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Ihre am 9. April zu Bleckede a. d. Elbe vollzogne Vermählung beehren sich anzuzeigen

Max Schneider,
Diakonus an St. Nikolai zu Eilenburg
Toni Schneider,
geb. Busch

Die am Karfreitag mit Gottes Beistand erfolgte glückliche Entbindung meiner geliebten Frau Magda geb. Jaspis von einem gesunden Töchterchen zeigt hocherfreut und ergebenst an

Dunkmann, Pastor, Stolp i. P.

Tochter eines höhern Beamten, 23 Jahre alt, sucht ohne Gehaltsansprüche leichte Stelle als **Gesellschafterin** od. **Stütze der Hausfrau.** Off. sub **J R 217** a. d. Exped. d. Bl.

Isabella-Akkord-Zither
von jedermann ohne Musikkenntnis sofort spielbar: 6 Manuale, 25 Saiten, prachtvoller Ton, schwarz polirt mit Malerei, Perlmutter- u. Rokokoarbeit, mit Stimmschlüssel, Stimmpfeife, Zitherringe, Notenhalter und **3 Notenheften** je etwa 15 Stücke enthaltend, **alles zusammen** liefere für **nur 12,50 Mk.** inkl. Verpackung gegen Nachnahme. Reeller Ladenpreis 18 bis 20 Mk.
Richard Kox, Musikwerke, Duisburg a. Rh.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph in Giessen Nr. 162.

Töchterheim des ev. Diakonievereins.
Pensionat für Töchter gebildeter Stände zu häusl., wissenschaftl., gesell. u. Berufsausbildung in **Cassel, Schloß Werdorf** und **Norderney.** Ziel: sittliche u. wirtschaftliche Selbständigkeit. Preis 800 Mark, für Vereinsmitglieder Selbstkosten. Prospekte durch Prof. D. **Zimmer**, Herborn.

Zu verkaufen für nur M. 105
Herzogs, Realencyklopädie der protest. Theologie. 2. (neueste) Aufl. 18 Bde. Hfz. geb. (Neupreis Mk. 216), durch
Alfred Lorentz,
Antiquariat, Leipzig

Ein **Theologe** von gründlicher wissenschaftlicher Bildung und tiefer religiöser Wärme, der mit aufrichtiger Begeisterung der Heidenmission als Lebensberuf sich widmen will, wird für unser **japanisches Arbeitsfeld** gesucht. Wahlfähigkeit für das geistliche Amt in der Heimat und womöglich bereits erfolgreiche praktische Bewährung ist Voraussetzung; die Kenntnis des Englischen ist erwünscht. Die Aussendung soll im Laufe dieses Jahres erfolgen. Meldungen mit Zeugnissen und Lebenslauf sind **bis zum 15. Mai d. J.** bei dem unterzeichneten Zentralvorstand einzureichen, der auf Anfragen gern jede nähere Auskunft erteilt.

Der Zentralvorstand des Allgem. evang.-protest. Missionsvereins
Berlin, den 3. Januar 1896 Prediger **Dr. Arndt**, **Berlin C**, Friedrichsgracht 53

Das Hospiz des evang. Vereinshauses
Leipzig, Roßstraße 14
erneuert und erweitert
empfiehlt sich dem reisenden Publikum als **Hotel bessern Ranges.**
Zimmer 1,25 bis 5 Mark. Außer Gabe an Portier kein Trinkgeld.

Das schönste Festgeschenk für jedes christliche Haus:
Thorwaldsen: Segnender Christus
In vorzüglicher Ausführung aus Elfenbeinmasse
Grösse: 100 75 56 48 35 cm } Verpackung: 8.—, 4.75,
Preis: 36.— 20.— 10.— 7.50 3.— M. } 1.50, 1.25 und 1.— M.
Für sorgfältigste Verpackung leiste Garantie.
Hugo Rothers Buchh. (Martin Warneck) Berlin W. 9, Linkstr. 4

Bei uns ist soeben erschienen:
Jahresbericht des theologischen Seminariums der Brüdergemeine in Gnadenfeld vom Studienjahr 1895/96. Von Direktor P. Kölbing. Gr. 8°. 65 Seiten. Preis 1 Mk.
Inhalt:
1. **Jahresbericht** und Vorlesungsverzeichnisse. Seite 1—5.
2. **Die heilige Schrift als oberste Norm der christlichen Glaubenserkenntnis.** Dogmatische Untersuchung von P. Kölbing. S. 7—65.
Anstalts Buchhandlung in Gnadau bei Magdeburg

Das Ev. Pädagogium, Godesberg a. Rh.
(Realschule u. Progymnasium in parallelen Kursen) hat es sich zur Aufgabe gestellt, Erziehung und Unterricht harmonisch zu verbinden. Die 119 Zöglinge sind auf 12 Familienhäuser der Anstalt (unter Leitung der verheirateten Lehrer) verteilt. So wird den Zöglingen kein Anstaltsleben, sondern ein auf ihre Bedürfnisse gerichtetes christliches Familienleben, wo auch ihre körperliche und gemütliche Entwicklung gefördert werden kann, geboten. Kleine Klassen. Ostern 1896 erstes **Abschlußexamen a. d. Anstalt selbst.**
Rektor O. Kühne u. Prof. Dr. H. Kühne

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig
Soeben ist erschienen:
Aus der Franzosenzeit
Was der Großvater und die Großmutter erzählten
von
Aug. Knötel
Preis broschirt 4 Mark 50 Pfennige

Wandlungen
Lebenserinnerungen
von
Carl Jentsch
Preis broschirt 4 Mark

Deutschland, Deutschland über alles!
Aufsätze und Reden aus zehn Jahrgängen „Akademischer Blätter"
(Verbandsorgan der Vereine deutscher Studenten)
Preis broschirt 2 Mark

Die Kunst der Rede
Eine deutsche Rhetorik
von
A. Philippi
Preis gebunden 2 Mark

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage von Ernst Wunderlich, Verlagsbuchhandlung in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 17 — Leipzig, den 23. April — 1896

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Die christliche Bruderliebe. Betrachtungen zum ersten Thessalonicherbriefe 7 — Menschliches Vertrauen und christlicher Glaube: 3. Wider den religiösen Rationalismus; 4. Schluß — Charles Dickens, ein christlicher Volksschriftsteller: 5. Die soziale und ethische Tendenz, die Reinheit der Dickensschen Romane — Aus Neapel — „Es hat Gott gefallen." Zum Duell zwischen Herrn von Kotze und Herrn von Schrader — Verschiedenes: Der Streit um die Eheschließungsform; Aus der Anstalt Bethel; Mission in Japan — Quittung — Anzeigen

Die christliche Bruderliebe

Betrachtungen zum ersten Thessalonicherbriefe 7*)

Von der Bruderliebe braucht man euch nicht erst zu schreiben; denn ihr seid ja selbst von Gott gelehrt, euch unter einander zu lieben. Beweist ihr es doch an allen Brüdern in ganz Mazedonien. Wir ermahnen euch aber, liebe Brüder, darin immer noch mehr zu thun. (1. Thess. 4, 9 f.)

Von der Bruderliebe redet der Apostel, nicht von der allgemeinen Menschenliebe, die ja auch erst das Christentum die Menschen gelehrt hat. Aber daneben hat es doch die natürliche Zuneigung, die wir den uns Nächststehenden entgegenbringen, nicht nur nicht bekämpft, sondern als von Gott gelehrt gehegt und gepflegt. Es war eine falsche Geistlichkeit, wenn viele närrische Heilige, sonderlich unter den Altvätern in der Wüste, wie Luther sagt, auch diese natürlichen Triebe zu unterdrücken suchten; das Neue Testament hat sie oft genug anerkannt und ihre Verleugnung der des Glaubens gleichgestellt. (1. Tim. 5, 8.) Eben deshalb aber mußte es auch die christliche Bruderliebe einschärfen; denn auch sie war den ältesten Christen ganz natürlich. Durch ihre Bekehrung zum Evangelium von ihren Angehörigen und Landsleuten geschieden, mußten sie sich schon deshalb ganz besonders eng an einander anschließen, mußten die Hilfe einander leisten und von einander sich leisten lassen, die sie früher bei Andern gesucht und gefunden hatten. Auch durchreisende Glieder fremder Gemeinden nahm man liebevoll bei sich auf, und namentlich die Thessalonichische Gemeinde, deren Lage ihr besonders viel Gelegenheit dazu bot, hatte sich den Brüdern in ganz Mazedonien hilfreich erwiesen. Noch viel später galt Gastfreiheit als eine der ersten christlichen Tugenden und eine der wichtigsten Anforderungen, die man an einen Bischof oder eine Witwe stellte; die Heiden aber wiesen staunend auf die Christen hin: Seht, wie sie sich unter einander lieben.

Daß das jetzt anders geworden ist, könnte man zum Teil ganz erklärlich finden. Seit das Christentum Staatsreligion geworden, haben es die Christen eben nicht mehr nötig, sich zur gegenseitigen Unterstützung in Gemeinden zusammenzuschließen, und wenn sie das aus andern Gründen thun, so sind doch diese Verbände nicht mehr so wichtig als früher. Die meisten Aufgaben, die ehedem die Gemeinde zu lösen hatte, hat jetzt der Staat oder die Kommune übernommen. Und doch ist es unzweifelhaft, daß sie oder auch Vereine irgendwelcher Art viele Schäden nie werden heilen können, schon deshalb nicht, weil sie gar nicht davon erfahren. Mancher läßt nun einmal von seinen äußern und nun vollends von seinen innern Schwierigkeiten und Anfechtungen nur den wissen, mit dem er sich wirklich vollständig eins weiß, den christlichen Bruder. Er nur wird ihn verstehen, er nur kann ihm helfen. Und doch wird auch er oft nicht ins Vertrauen gezogen, weil er nicht das Vertrauen des Andern sucht.

Wir reden und singen wohl viel von der Liebe zu den Menschen, aber sogar unsre christlichen Brüder lassen wir selbst im Gottesdienst oft nicht viel davon merken. Die Wenigsten denken daran, einem Andern ihren Platz, ihr Gesangbuch anzubieten, und wenn einmal einem armen Menschenkinde, das sich draußen mit Mühe aufrecht erhielt, im Gotteshaus die Augen übergehen, so fragt ihn kaum einer nach seinem Kummer. Sind wir aber vollends aus der Kirche heraus, so zerstreuen wir uns wieder in alle vier Winde, als hätten wir nichts mit einander zu thun. Und wenn nun einer von denen, mit dem wir so oft zusammen gebetet haben, einer Versuchung zum Opfer fällt, dann zucken wir die Achseln, urteilen über ihn ab und antworten wohl gar, an unsre versäumte Pflicht ihm gegenüber erinnert, mit der alten Kainsfrage: Soll ich meines Bruders Hüter sein? Trauern sollten wir, wie es Paulus von den Korinthern erwartete, als dort jener entsetzliche Fall vorgekommen war, von dem er 1. Kor. 5 schreibt, sollten uns verantwortlich fühlen für jeden, der unsrer Gemeinde angehört, und sollten für ihn sorgen, so gut wir können — sonst ist vollends all unsre Menschenliebe nur eitel Gerede. Von andern Kirchen, selbst der römisch-katholischen, könnten wir in dieser Beziehung noch manches lernen; und wenn es auch bei uns in letzter Zeit damit besser geworden ist, so gilt doch fort und fort, was Paulus den Thessalonichern schreibt: Wir ermahnen euch aber, liebe Brüder, darin immer noch mehr zu thun. C C

*) Vgl. Nr. 2 d. J.

Menschliches Vertrauen und christlicher Glaube

3. Wider den religiösen Rationalismus

Unsern neuen Ausgangspunkt nehmen wir gerade bei dem allem Gemeinschaftsleben zu Grunde liegenden gegenseitigen Vertrauen der Menschen untereinander; dieses ist für die Gesellschaft so notwendig, daß man es mit Recht die „soziale Substanz" genannt hat. Es beruht auf einer natürlichen Identität, die uns — wir reden immer noch vom Vertrauen — „glauben" heißt, daß unser Nächster wirklich unser Nächster ist, daß er dieselben Sinnesorgane und die gleichen geistigen Fähigkeiten wie wir besitzt, daß auch er sein Leben auf Vertrauen gründet und dabei gleich uns verfährt.

Doch noch mehr. Wir glauben nicht nur an das Vorhandensein einer physischen Naturverwandtschaft zwischen uns und Unsersgleichen, sondern vor allem an eine sittliche Identität. Wir arbeiten für dasselbe Ziel, wir hegen dieselben Wünsche, wir haben das gleiche Streben und die nämlichen Bedürfnisse, wir teilen mit ihm das Ideal des Guten, Gerechten und Wahren, an das wir innerlich gebunden sind.

Hier liegt der eigentliche Beweggrund unsers Vertrauens zu den Menschen, das sofort allen denen gegenüber schwindet,

— und das ist der Beweis unsrer Behauptung — deren Thaten und Worte bei aller Uebereinstimmung in andrer Beziehung einen augenscheinlichen Gegensatz zu jenem Ideal, jenem Streben und jenen Bedürfnissen enthüllen. Das Vertrauen zu unserm Nächsten wächst mit der Hochachtung, die wir seinem sittlichen Charakter zollen. Ist dieser wankelmütig und unzuverlässig, so bringen wir es nicht zu vollkommnem Vertrauen; wäre unser Nächster ganz charakterlos — wir setzen einmal diese Möglichkeit —, so fehlte uns auch jedes Fünkchen Vertrauen zu ihm. Um solchen Verhaltens willen dürfte man uns nicht launenhaft und phantastisch schelten; wir gehorchen dabei nur rücksichtslos einer unbekannten innern Stimme. Umgekehrt wächst unser Vertrauen zu einem ausgeprägten, reinen Charakter, und es wird schrankenlos im Angesichte der Vollkommenheit. Allein ein vollkommner Heiliger hätte Anspruch auf unser vollkommnes Vertrauen; dieses Recht würde er aber auch im weitesten Sinne ausüben.

Mit Absicht spreche ich von Recht, denn es handelt sich hier ebensowenig wie vorhin um Willkür oder Laune. Zwar ist unser Vertrauen und unser Mißtrauen frei; wir sind nicht gezwungen, nur verpflichtet. Wir können unser Vertrauen nach Belieben zurückhalten, aber in einer oder der andern Weise fühlen wir, daß wir es dem nicht entziehen können, der es verdient. Ich frage die persönliche Erfahrung eines jeden unter uns; sie schützt mich vor dem Vorwurf, ich stellte spekulative Hypothesen auf; ich beobachte nur und beschreibe eine banale, alltägliche Thatsache. Dabei habe ich keineswegs das Gesamtgebiet des Vertrauens irgendwie verlassen, sondern nur eine höhere Art des Vertrauens konstatirt. Schenken wir doch dem sittlichen Charakter unsrer Umgebung kein andersartiges Vertrauen, als der Thätigkeit unsrer Sinne und der Arbeit unsers Verstandes. Beide Arten des Vertrauens enthalten die gleiche Hingebung unsers Ich an etwas Unabweisbares aber Gewisses, das geheimnisvoll unsre Zustimmung fordert. Es handelt sich um dasselbe Vertrauen, den nämlichen Glauben; nur die Verschiedenheit ihres Gegenstandes bedingt einen Unterschied. Das Vertrauen behält seinen instinktiven, spontanen Charakter, nur wird es obligatorisch, d. h. sittlich und frei zugleich. Ein neuer Faktor tritt hinzu, der seine Natur nicht ändert, aber sein Wesen adelt und seinen Wert erhöht.

Konnten wir bisher nur mit Mühe uns von dem Gegenstand unsers Vertrauens scheiden — so eng hing er mit uns zusammen, ohne jedoch ganz in uns aufzugehen — so wird jetzt recht klar, daß der Gegenstand unsers Glaubens von uns unterschieden ist; er ist uns überlegen, denn er verpflichtet uns, und wir haben vor ihm Ehrfurcht. Der Glaube an die Untrüglichkeit unsrer Wahrnehmungen, die Zuverlässigkeit unsers Denkens, die Evidenz der Sinne und des Verstandes läßt sich noch als eine That der Selbstaussage, eine Art des Glaubens an sich selbst — wenn auch auf einem allerdings nicht leicht wahrzunehmenden und unbewußten Umweg — bezeichnen. Der Glaube an den sittlichen Wert des menschlichen Charakters und die sittliche Evidenz ist schließlich auch noch eine Selbstaussage, aber es kommt jetzt ein Mehr hinzu: man glaubt an sich selbst und noch an etwas Andres, dem eignen Ich Ueberlegnes, das größer ist als der Mensch, und durch das der Mensch allein wird, was er sein soll; ein Etwas, dem wir uns anschließen, oder besser, das sich uns anschließt, aber uns überragt und beherrscht und so in uns eingeht, daß es uns innerlicher, unmittelbarer erscheint, als die Thätigkeit unsrer Sinne oder unsers Denkens; ein Etwas, das sich wieder von uns trennt, sich über uns erhebt und uns zitternd und bestürzt unter dem Druck der strengsten Verurteilung zurückläßt. Wie heißt dieses Etwas? Welches ist der eigentliche Gegenstand unsers Glaubens und unsers sittlichen Vertrauens?

Man hat es sehr verschieden definirt und z. B. die Menschenwürde, den persönlichen Wert des Menschen, das Endziel der Menschheit und die ihr zu zollende Achtung dazu herangezogen; bei aller Berechtigung aber kommen diese Erklärungen aus dem Unbestimmten nicht heraus; sie bedürfen selbst wieder einer Definition, die dann zu einfacheren, konkreteren Formeln führen würde. Andre reden vom Sittengesetz, vom Guten und von

Pflicht, das hilft uns schon weiter. Wieder andre endlich reden einfach von Gott, und wir gehören zu ihnen. Sollte man aber unsre naive Philosophie verspotten, so flüchten wir sie einfach unter den Schutz der Volksweisheit, die von selbst das Gute mit der Religion, die Gottesfurcht mit der Pflichterfüllung unlöslich verknüpft.

Zwei vorläufige Erwägungen werden uns hoffentlich in der Meinung bestärken, daß der eigentliche Gegenstand des Glaubens oder sittlichen Vertrauens ein göttlicher ist. Das Gute und die Pflicht, auf die ich die großen ebenerwähnten Formeln zurückführe, existiren nicht als solche überall gleich und allen Menschen gemeinsam. Im Verlauf der Geschichte eines Volkes und von einer Kulturepoche zur andern wechselt das Gute mitsamt den Pflichten. Sie verändern sich manchmal bis zum direkten Gegensatz und können also nicht den eigentlichen unwandelbaren Gegenstand des sittlichen Glaubens darstellen. Von nahem betrachtet existirt das Gute und die Pflicht nicht unabhängig von dem Gefühl, das sie schuf, ich meine dem Gefühl der Verpflichtung. An das Gute und die Pflicht glauben, heißt an das Pflichtgefühl glauben, das allein fest und unwandelbar ist. Das Pflichtgefühl ist das höchste Gute, die höchste Pflicht; es läßt sich also — und das ist der zweite Punkt — in zwei entgegengesetzte, aber untrennbare Eindrücke zerlegen: einen Eindruck unbedingter Abhängigkeit, wie ihn kein irdisches oder selbst kosmisches Verhältnis zu erzeugen vermag, und einen Eindruck positiver Freiheit, der so mächtig ist, daß er zum erstenmal in uns die zweifellose Gewißheit unsrer sittlichen Verantwortlichkeit entstehen läßt. Dieses Freiheitsgefühl in der Abhängigkeit und dieses Abhängigkeitsgefühl in der Freiheit, beide nebeneinander hergehend und doch gegenseitig bedingt und auf die Höhe des Absoluten erhoben, setzen eine unbedingte, transzendente Wirklichkeit an ihrer Quelle voraus. Sie sind so geartet, daß das Bewußtwerden dieser Thatsachen uns zugleich ihre Beziehung auf das Göttliche erkennen läßt.

Noch wäre eine dritte Definition möglich, die herkömmliche meine ich, nach der die Verpflichtung den Inhalt eines obersten Sittengesetzes ausdrücken würde. Man käme dann von der Feststellung des Gesetzes zu der Hypothese eines göttlichen Gesetzgebers. Das Gesetz, ein göttliches Gesetz, wäre in diesem Falle der eigentliche Gegenstand des sittlichen Glaubens; Gott spielte dabei nur eine indirekte und nebensächliche Rolle. Wenn außerdem der Sprung vom Sittengesetz zum Dasein Gottes vielleicht gewagt erscheint — unsre Voraussetzungen gestatten keinen solchen Schluß —, so hielten wir die Schlußkette doch vielleicht für haltbar, wenn die zu Grunde liegende Auffassung uns dem Charakter des Pflichtbewußtseins zu entsprechen schiene. Aber zwei gleich unhaltbare Alternativen tauchen sofort auf: entweder bildet das dem Willen immanente Sittengesetz einen seiner Grundbestandteile, verbindet sich ganz mit ihm und macht die Sünde damit unerklärlich. Der Wille müßte nach dieser Hypothese ebensowenig irregehen können, wie die Vernunft das Kausalitätsgesetz umgehen kann: jedesmal, wenn ich denke, stehe ich unter dem der Vernunft innewohnenden Gesetz von Ursache und Wirkung. Wie kommt es aber, daß ich bei jedem Willensakt in der Anwendung des Sittengesetzes nicht gerade so verfahre?

Die andre Alternative versteht das Sittengesetz als transzendent dem Willen gegenüber, von dem sie unterschieden ist und den sie beherrscht. So läßt sich begreifen, daß der Wille ein nicht mit ihm identisches Gesetz übertritt. Nun aber bleibt wieder die Frage offen, wie ein solches Gesetz verpflichten kann; das hieße doch von der Ursache eine ihrem Charakter widersprechende Wirkung erwarten. Die Eigentümlichkeit des Gesetzes ist nicht Verpflichtung, sondern Zwang; dieser ist selbst ein Modus des Gesetzes. Je äußerlicher, transzendenter ein Gesetz ist, um so mehr zwingt, um so weniger verpflichtet es. — Bei beiden Erklärungsversuchen also zerschellt die ohnmächtige Hypothese an der Klippe der Thatsachen.

Ihr Scheitern führt uns zu einer viel einfachern, natürlichern, religiösern Erklärung. Denn offenbar ist der Schluß vom Dasein des Sittengesetzes auf das Dasein eines göttlichen Gesetzgebers nur eine Vernunftüberlegung, die den innersten Bedürfnissen des Herzens, das den lebendigen Gott unmittelbar

zu besitzen strebt, wenig entspricht. In dem Bestreben nach Kürze beschränke ich mich auf die Skizzirung einer Auffassung, die eine weniger summarische Behandlung verdiente.

Von vornherein halte ich daran fest, daß jede Verpflichtung irgend welcher Art die Beziehung zweier oder mehrerer persönlichen Wesen in sich enthält. Das Pflichtgefühl läßt sich nur verstehen und es bethätigt sich nur in einer persönlichen Beziehung persönlicher Willen; die Analyse des Pflichtgefühls, das uns untereinander verbindet, des sozialen Pflichtgefühls also, liefert uns dazu die Bestätigung. Ein Unpersönliches kann nicht verpflichten, und die Verpflichtung des Gewissens entrinnt nicht dieser Notwendigkeit; sie ist also die Beziehung meines Willens auf einen andern Willen.

Auf welchen aber? Ich ahne es instinktiv; aber ich kann mir ja davon Rechenschaft geben, sobald ich untersucht habe, auf welche Art und Weise sich dieser Wille dem meinen gegenüber geltend macht. Es geschieht nicht freiwillig und doch ohne Willkür. Das Pflichtgefühl hängt nicht von meiner Laune oder meiner Wahl ab, es drängt sich mir auf; ich kann seine Folgen verleugnen, aber nicht ihm selbst mich entziehen; ich suche es nicht, es findet mich. Ihm gegenüber bin ich nur rezeptiv und folge seinen Weisungen auf ein unbekanntes Gebiet. Ich reagire dabei, aber es agirt auf mich. Somit ist der Wille, der es mir aufdrängt, ein lebendiger Wille, der dem meinen vorherging und ihn sich, ohne nach seiner Zustimmung zu fragen, unterwarf.

Aber mehr noch. Dieser lebendige, vorhergehende Wille ist auch dem meinen überlegen, denn er ist transzendent und souverän. Er erfaßt mich unter der Kategorie des Absoluten; das Gute und Böse, das er mir vorlegt, ist absolut, die Pflicht, die er gebietet, ist absolut; nichts schränkt ihn ein, nichts beugt sein Sollen. Alles in dieser Welt ist relativ: das Pflichtgefühl ist das einzige mir bewußte Absolute, von ihm allein her habe ich diesen Begriff. Dieses Pflichtgefühl, das mich als unbedingt erfaßt, setzt auch an seiner Quelle einen unbedingten Faktor voraus, denn allein ein souveräner Wille kann es erzeugen.

Dieser souveräne Wille ist aber außerdem geistig-sittlicher Natur. Das Pflichtgefühl erreicht mich unvermittelt; ich sehe es nicht kommen, fühle es nicht in mir entstehen, es ist unmittelbar. Der Wille, aus dem es erwächst, muß also dem meinen sehr nahe verwandt sein, denn es besitzt mich direkt in dem Mittel- und Ausgangspunkt meines persönlichen Lebens. Es ist stets vorhanden und unermüdlich thätig, denn der Eindruck des Pflichtgefühls ist stets gegenwärtig. In diesem Heiligtum wirft es mich nieder, aber es vernichtet mich nicht; es fordert meinen Gehorsam und achtet doch meine Freiheit. Es könnte mich durch Gewalt unterwerfen, aber es verpflichtet mich lieber durch Ueberzeugung. Meine Würde ist ihm wichtiger als mein Glück, und Heiligkeit läßt es nur gelten, wenn sie freiwillig gewollt ist. Seine Geduld mir gegenüber ist unermüdlich und sein Ausharren kaum zu begreifen; mein Widerstand erregt nicht seinen Grimm. Es richtet mich, ohne mich zu vernichten und duldet mich so lange, nur um unaufhörlich mir die Möglichkeit der freien Wahl des Guten wiederherzustellen.

Müssen wir nun nicht sagen, daß alle diese Züge zusammen ein göttliches Antlitz ausmachen? Stellt nicht das Pflichtgefühl mir den Schöpfer meines Seins, den Herrn meiner Freiheit vor Augen? Ist die geforderte Unterwerfung etwas andres, als eine religiöse Anbetung? So habe ich also mit der Aussage recht, der Glaube an das Pflichtgefühl sei schon ein Glaube an Gott, ein unbewußter Glaube an einen verborgnen Gott vielleicht, aber doch ein Glaube an einen mächtigen, persönlichen, heiligen Gott.

Daraus geht hervor, daß das Vertrauen auf den sittlichen Charakter der Menschheit als einzig mögliche Grundlage des sozialen Lebens schließlich auch — bewußt oder unbewußt — ein religiöser Glaube ist. Sein Gegenstand ist die göttliche Vorsehung, wie sie im Pflichtgefühl bemerklich wird, d. h. in einer sittlichen, souveränen, innerlichen, universalen und doch einzigartigen That.

Auch das giebt man uns vielleicht mit Freuden zu, nur wollen wir hier stehen bleiben. Was brauchen wir denn noch

den christlichen Glauben? Der Pflichtglaube genügt ja, und man schädigt ihn nur durch einen vom Stamme des Fanatismus und Aberglaubens gebrochnen Zweig, der ihm aufgepfropft werden soll. Ein so vernünftiger, plausibler, heiliger Glaube hat bei dieser unglücklichen Verbindung mit dem Christentum und seinen abgeschmackten Märchen alles zu verlieren und nichts zu gewinnen.

Hier stoßen wir auf lauter Einwendungen des Rationalismus, der dem Christenglauben zürnt, weil dieser in selbstsüchtiger Absicht den allgemeinen, religiösen Menschheitsglauben monopolisire. Er nennt ihn eine Entstellung und verderbliche Trübung, zum mindesten wirft er ihm seinen eigentümlich seltsamen, zweideutigen und paradoxen Charakter vor, der so gar nicht zur Gewinnung des achtungsvollen Vertrauens von seiten des modernen Denkens geeignet sei.

Der Christenglaube zweideutig und paradox? Das geben wir recht gern zu, wir sind sogar noch kühner als unsre Kritiker und nennen ihn unvernünftig und ungeheuerlich. Ob sie nun zufrieden sind?

Nur sollen sie vorsichtig sein, denn der Christenglaube entspricht selbst wieder einem zweideutigen und paradoxen Geschöpf, er gehört zu einem gleichermaßen unvernünftigen und ungeheuerlichen Wesen. Es handelt sich um den Menschen, um dich und um mich. Oder habe ich nicht unser eignes Bild gezeichnet? Ist es nicht paradox, an das Gute zu glauben und das Böse zu thun, das Gute zu achten und das Schlechte zu lieben? Und ist es nicht ein eigentümlich zweideutiges Verhalten, von Andern Zeichen eines Vertrauens fordern, dessen man selbst nicht wert ist, das Gute nicht zu thun, das man von dem Nächsten fordert, sich dem Bösen hinzugeben, das man zu verdammen scheint und thatsächlich immer bei Andern verdammt? Giebt es ein ärgeres Paradoxon als die Anmaßung des Menschen, die Achtung vor der Wahrheit mit ihrer Leugnung, die Pflicht der Gerechtigkeit mit ihrer Verletzung vereinigen zu wollen? In Liebe und Haß, in Selbstsucht und Entsagung, in Hochmut und Demut zugleich leben zu wollen? Jedes Laster mit jeder Tugend in uns vereinigend ertragen wir ein Chaos, dulden diese Unordnung wie etwas Natürliches, Unvermeidliches, so daß wir den innern Widerspruch oft gar nicht mehr empfinden. Ist das nicht der gewöhnliche Zustand der Menschenseele?

Und wenn wir tiefer in den psychologischen und sittlichen Untergrund dringen, den ein solcher Zustand verrät, wenn wir seine Tragik und seinen Ernst in Erwägung ziehen, so müssen wir wohl oder übel zugestehen, daß der Mensch ein Ungeheuer ist, ein widernatürliches, unvernünftiges Wesen.

Das Furchtbare in diesem Mißverhältnis und diesem Widerspruch ist der darin sich offenbarende tiefe und unheilbare Verfall. Der Mensch ist nicht, oder nicht mehr, was er sein soll, und scheint unfähig, es wieder zu werden, denn es fehlt ihm zum ernstlichen Wollen des Guten die nötige Thatkraft und Beharrlichkeit. Er ist die stete Beute von Begierden und Leidenschaften, deren Unrecht ihm bewußt ist, ohne daß er dauernd ihnen entrinnen könnte. Sein Wille ist nur zur Hälfte und nur für Augenblicke sein; bald bedient er sich seiner, bald läßt er sich von ihm fortziehen, wohin er nicht will. Widersprechende Wünsche werden in ihm laut; sie verzehren ihn, und der Kampf endigt erst nach einer Niederlage, auf die unfehlbar die Gewissensbisse folgen. Eine machtvolle Stimme belehrt und richtet ihn; er achtet sie und trotzt ihr doch, und trotzend fürchtet er sie nur noch mehr. Sklave und frei zugleich ist er frei genug, um schuldig zu sein, Sklave genug, um es nicht sein zu können. Schwankend und unsicher in seinem Wollen, stets zerrissen von seinen Neigungen ist er jedes Gleichgewichts, jeder Ruhe unfähig. Die Harmonie seiner wahren Natur, seine wahre Bestimmung sind in weite Ferne gerückt; ob er darnach strebt oder davon sich entfernt, sie bleiben ihm unerreichbar und verurteilen seine Tugenden sowohl wie seine Versäumnisse. Ein Ungeheuer, es bleibt dabei, sich und andern unbegreiflich, unerklärbar, würdig ärgster Strenge und tiefsten Mitleids zugleich, getaucht in das schmerzliche Geheimnis unheilbarer Verwirrung!

Ging ich zu weit? Ich kann es nicht glauben. Bestätigt

eure Erfahrung nicht die meine? Sie muß es, sie sagt noch mehr als meine wenigen Worte. Man behaupte nicht, diese Verwirrung fände in der natürlichen Religion ihre Lösung, in jenem allgemeinen Gottesglauben des Gewissens, dem wir oben Ausdruck gaben. Sie wird im Gegenteil ärger, sie verdoppelt sich, und die Konsequenzen solcher Inkonsequenz erzeugen nur neue Widersprüche. Man beachte nur, wie der Mensch — nicht der ideale, wie er sein soll, sondern der empirische, wie wir ihn eben zeichneten — dem Pflichtbewußtsein gegenüber zwischen zwei einander ausschließenden Gefühlen schwankt.

Einerseits fühlt er sich durch das gethane Böse unerbittlich gerichtet; ja selbst durch das versuchte Gute, das immer und überall, was er auch thun und lassen mag, hinter der Pflicht zurückbleibt; er hört sein Verdammungsurteil, das erbarmungslos in seinem geängsteten Herzen wiederhallt. Andrerseits ist er trotz des Richterspruchs nicht verworfen. Der unbestechlichen Strenge des sittlichen Pflichtgefühls entspricht eine unbegreifliche Langmut, eine unendliche Geduld, die durch kein Vergehen gekränkt, durch keine Schande ermüdet wird, die die schmählichste Entwürdigung stets und immer überdauert, den Ruf zum Guten von neuem hören läßt, dem Menschen die verlorne Würde wiederschafft und sie ihn wiedererobern läßt. Zwischen dieser Langmut ohne gleichen und jener erbarmungslosen Strenge, zwischen dieser vollendeten Duldung und jener vollendeten Heiligkeit schwankt der Mensch und ängstigt sich, denn wie soll er zwei absolute Faktoren, die sich absolut widersprechen, vereinigen? Wem von beiden soll er sein Vertrauen schenken? An beiden zugleich festzuhalten ist unmöglich, denn sie heben sich gegenseitig auf; er kann auch nicht einem allein folgen, denn beide gehören zusammen. So geraten die Beweggründe seines Glaubens ins Wanken; der unbekannte Herr des Pflichtgefühls, ja das Pflichtgefühl selbst werden ihm zweifelhaft und widerspruchsvoll. Der Verwirrung, die der Mensch erzeugte, fällt er zum Opfer; sie wühlte die Tiefen seines Wesens auf und stört nun auch noch sein Verhältnis zu Gott. Ein bodenloser Dualismus stürzt ihn in einen heillosen Skeptizismus.

In diesem Skeptizismus versinkt die Menschheit um uns und stirbt daran. Er ist eine direkte Folge der natürlichen Religion und bezeugt damit seine Ohnmacht, irgendwelchen gesunden und lebendigen religiösen Glauben zu erzeugen und zu stützen. Die natürliche Bewußtseinsreligion, wie sie eine sündige Kreatur haben kann, vernichtet sich selbst. Sie kann nur als Ausgangspunkt bestehen, sie rechtfertigt sich nur durch ihre Bereitwilligkeit, einem Größeren zu weichen; thut sie das nicht, so geht sie zu Grunde und verlischt.

Nimmt man nun noch daran Anstoß, daß Gott, um diesem Verderben aufzuhelfen, diese Verwirrung zu beseitigen sich selbst und den Dingen eine heilige Gewalt anthat? Beklagt man es noch, daß Gott, der in seinem Pflichtgefühl den Menschen gegenüber einen Plan der Liebe und Heiligkeit hegte, ihn thatsächlich in der Menschheit verwirklichte, daß der verborgne lebendige Gott sich in der That als Erlöser enthüllte? Beschwert man sich noch, daß der, der zuerst in den Einzelwillen jedes Menschen sich herabließ, um sein Vertrauen zu gewinnen, dann in die Geschichte eintrat, um den Glauben entstehen zu lassen? Daß der, der sich zuerst in einem persönlichen Wirken im Gewissen jedes Gliedes des Menschengeschlechts fühlbar machte, dann einige auswählte, um sie ein neues, tieferes Wirken verspüren zu lassen in einer zweiten Offenbarung, die in derselben Weise und mit denselben Mitteln wirkt, überall einen innerlichen, sittlichen, geistlichen, heiligen Charakter tragend? Will man dem lebendigen Gott die Möglichkeit rauben, in die Gesamterfahrung eines Volkes einzutreten, wie er schon in die subjektive Erfahrung des Einzelnen wirkte? Liegt hier noch eine Schwierigkeit, ein Hindernis, ein Widerspruch?

Und was soll man sagen, wenn dieser Gott in höchstem Erbarmen sich noch mehr den Bedingungen des menschlichen Glaubens entsprechend gestaltet? Wenn er zur Vollendung des Zutrauens, das er sich erwerben will, sich des einzigen Zeugnisses bedient, das unser sittliches Vertrauen mit Recht wecken und festzuhalten imstande ist? Wenn er, nicht unter den Engeln

aber unter den Menschen, damit er uns vollkommen ähnlich sei, ein vollkommen heiliges Wesen entstehen läßt, dessen Wort die Aufrichtigkeit, die Wahrheit selbst ist — der Einzige, dem gegenüber volles Vertrauen Recht und Pflicht ist?

Sollte Gott in einem jeden von uns wirken können und nicht in Christus? Sollte er sich in einem jeden von uns, schlecht und verderbt, wie wir sind, offenbaren und nicht seine Offenbarung in dem vollkommen Heiligen vollenden? Und sollte nicht die vollendete Gerechtigkeit Christi genügen, Glauben an sein Wort zu schaffen, während ihr armer schwacher Abglanz ausreicht, um unser Vertrauen dem Worte eines sündigen Menschen zu schenken? Das wäre wirklich seltsam! Unsre Gegner selbst verdienen den Vorwurf, den sie dem christlichen Glauben machen. Das Zweideutige und Paradoxe, mit dem sie ihn in Mißkredit bringen wollen, fällt auf sie selbst zurück.

Sie könnten ruhig zugestehen, daß Gott bei seinem Verfahren den Kennzeichen des Glaubens, den er fordert, in wunderbarster Weise entsprach; denn ist der Christenglaube ein Vertrauen auf den Gott Jesu Christi, so haben wir allen Grund, diesem Gott Jesu Christi zu vertrauen.

Ja, der Gott des Evangeliums ist wirklich des menschlichen Vertrauens am ersten würdig. Er ist es in noch höherem Maße, als wir oben ausführen konnten, er ist es im Uebermaß, wenn ich so sagen darf, und ich finde in dem Aergernis und der Thorheit, die die Kreuzespredigt begleiten, nur neue Gründe meines Vertrauens zu ihm, einen wunderbaren Beweis der Sorgfalt, mit der er unsern Glauben weckt und sich bewähren läßt. Der Gott des Bewußtseins offenbart sich da nicht nur in einer diesem entsprechenden und überlegnen Weise, er reinigt sich auch von den Widersprüchen seiner Offenbarung, die ihm noch anhaften.

Wir alle empfanden ein Gefühl lähmender Unentschlossenheit der absoluten Strenge und der unendlichen Geduld gegenüber, von denen der Imperativ der Pflicht in uns zeugte. Unaussprechliche Hoffnung und schreckliche Verzweiflung kämpften in uns um die Herrschaft; unaufhörlich gerichtet und unermüdlich geduldet von diesem Richter erwarteten wir zitternd Begnadigung oder Verdammung, und beides blieb aus. Wir konnten uns weder dem göttlichen Erbarmen hingeben, ohne seine Gerechtigkeit zu fürchten, noch auf diese hoffen, ohne jene zu erwarten. Die Heiligkeit Gottes verdeckte uns seine Liebe, und diese wieder seine Heiligkeit. An das Eine konnten wir nicht glauben, an das Andre nicht zu glauben aufhören, noch weniger die Forderungen beider vereinigen. Wir flohen solchen Zustand des Elends nur, um durch Zerstreuungen in vergessende Gleichgiltigkeit zu fallen.

In Christo aber hat Gott den Schleier gehoben. Den Urteilsspruch, den ich umsonst von dem Herrn meines Pflichtgefühls erwartete, sprach der Gott des Evangeliums in Christo aus. Ich bin nicht freigesprochen, aber auch nicht verworfen: mir ist verziehen. Ueber dem Gott unversöhnlicher Gerechtigkeit und unendlicher Geduld offenbart mir Christus einen Gott, den er seinen Vater nennt, und von dem er mich glauben heißt, daß er auch der meine sei. Seine Heiligkeit widerspricht nicht mehr seiner Liebe, und seine Liebe nicht mehr seiner Heiligkeit; beide bleiben bestehen und werden selbst auf eine Höhe erhoben, vor der ich verwirrt zu Boden sinke, denn sie überragt all mein Verstehen. Beide sind vereinigt und in einer verzeihenden That verbunden, die beide gleich befriedigt. Diese That, deren Heiligkeit ihre Liebe krönt, und deren Liebe ihre Heiligkeit vollendet, wird schon im Leben Christi und seiner Person offenbar; deutlicher nehme ich sie wahr in seinem Tode.

Wo findet sich ein deutlicherer Beweis der göttlichen Heiligkeit als im Tode dessen, der, allein fähig, das Uebermaß unsers Verderbens zu fühlen und zu begreifen, sich unser annahm, mit uns eins wurde, die Verdammung des Menschen auf sich nahm und starb, von der heiligen Macht Gottes getroffen? Schaut die Menge an, die den Heiligen und Gerechten kreuzigte, weil er heilig und gerecht war: da habt ihr das Maß eurer Sünde, denn jene Menge seid ihr selbst. Blicket auf den am Kreuze sein Leben aushauchenden Mann, und ihr habt das Maß gött-

licher Gerechtigkeit, denn dieser Mensch trägt den Fluch, den ihr verdientet.

Doch tretet näher und höret des Gekreuzigten Worte. Er kämpft den Todeskampf, aber betet „Vater, vergieb ihnen," er betet für seine eignen Henker; auch sie also sind Kinder des Vaters, und die Liebe, die ihn beseelt, ist des Vaters Liebe. — Wiederum frage ich, wo sich ein deutlicherer Beweis göttlichen Erbarmens und göttlicher Güte, wo sich der wirkliche Name dieses Erbarmens und dieser Güte findet, wenn nicht in der Liebe dessen, der uns bis zum Tode liebte und sich nun der frommen Andacht der Jahrhunderte als untrüglicher Zeuge und ewiger Bürge der Liebe des Vaters bietet. — Und dieser offenbarte Gott des Evangeliums entspräche nicht dem verborgnen Gott des Gewissens, er überträfe ihn nicht an Liebe und Heiligkeit? Das Kreuz auf Golgatha, in dem sich vollkommne Liebe und Heiligkeit zusammenfinden, sei nicht die einzige zu erwartende Offenbarung, die einzige, die unser freies Vertrauen — nicht erzwingt, aber — erweckt und ihm entgegenkommt, die einzige, die zum Glauben verpflichtet?

4. Schluß

Ich schließe und fasse folgendermaßen zusammen.

Jeder Glaube ist ein Vertrauen, und jedes Vertrauen eine Selbsthingabe an etwas Unerweisbares, ein universalmenschlicher Faktor.

Jede sinnliche Gewißheit beruht auf Vertrauen. Keine Wahrnehmung läßt sich als wahr darthun oder beweist die Wirklichkeit ihres Gegenstandes, der Glaube muß hinzukommen.

Jede vernünftige Gewißheit ruht auf Vertrauen. Die Vernunft erweist sich nicht als wahr, sie thut nur Selbstaussagen; ohne Glauben geht es nicht ab.

Jedes Leben, besonders jedes soziale Leben ruht auf Vertrauen, dem Vertrauen auf die psychologische und sittliche Identität der Menschen untereinander. Diese Identität ist unerweisbar, man muß an sie glauben.

Das Vertrauen zu unserm Nächsten steht in direktem Verhältnis zu der Reinheit seines sittlichen Charakters. Ein vollkommen Heiliger hätte allein ein Anrecht auf vollkommnes Vertrauen seiner Mitmenschen.

Das Vertrauen auf den sittlichen Charakter des Nächsten ist frei, aber obligatorisch; es entspringt aus dem vorher schon vorhandnen Pflichtgefühl, das sich im Innern jedes Menschen geltend macht.

Der Glaube an das Pflichtgefühl bedingt den Glauben an seinen Herrn, d. h. an Gott.

Die absolute Duldung und die absolute Strenge des Pflichtgefühls stehen in einem absoluten Widerspruch, der in dem Geist des Menschen den Samen des sittlich-religiösen Skeptizismus säet.

Die Offenbarung unsers Gewissens oder die natürliche Offenbarung vernichtet den Glauben, den sie selbst fordert und rechtfertigt; das eröffnet die sittliche Möglichkeit einer neuen Offenbarung.

Diese neue Offenbarung erschien der Menschenwelt in Jesu, der als heiliger Mensch allein würdig und fähig war, Vertrauen zu fordern.

Die Offenbarung des Gottes des Evangeliums entspricht der Offenbarung des Gewissensgottes, ist ihr aber überlegen. — Sie entspricht ihr, weil sie denselben Herrn voraussetzt, der mit denselben Mitteln dieselben Zwecke in der Geschichte erreichen will, wie im Bewußtsein des Individuums. Sie ist ihr überlegen, weil sie in einer That heiliger Liebe die unauflösliche Antinomie der göttlichen Duldung und göttlichen Strenge, die die natürliche Offenbarung zu nichte machte, auflöst.

Der christliche Glaube ist also kein exzentrisches oder krankhaftes Epiphänomen, sondern eine berechtigte normale, menschliche Erscheinung. Er hat seine unterste Wurzel in dem sinnlichen, geistigen und sozialen Vertrauen und seine prophetischen Voraussetzungen im sittlichen Glauben. Er ist der Glaube im eigentlichen Sinne, der allein seinen hohen Gegenstand erfaßt und auch allein zu voller Reife gelangt.

Gaston Frommel

Charles Dickens, ein christlicher Volksschriftsteller

5. Die soziale und ethische Tendenz, die Reinheit der Dickensschen Romane

Schon wiederholt ist die soziale Tendenz unsers Volksschriftstellers uns entgegengetreten; ohne sie ist ein solcher heutigen Tages nicht mehr denkbar. Wir werden aber sehen, daß Dickens zu der alten Schule gehört, die die sozialen Fragen fast durchweg als sittliche auffaßte.

„Alle Hilfsquellen der Bourgeois-Epik standen ihm zur Verfügung," sagt einmal Lewes. Das giebt das Niveau seiner sozialen Interessen am besten an. Die Verbindung möglichst weiter zerrissener Kreise zu einem lebendigen, wirklichen Gefühl der menschlichen Familienzusammengehörigkeit durch Ueberbrückung der Denk- und Empfindungsgegensätze — dies humanitäre Ziel schwebte ihm bei allen Schöpfungen vor. Um deswillen empfahl Ruskin Hard Times dem ernsten, eindringenden Studium aller für soziale Fragen Interessirten. Dasselbe Ziel beherrscht Nicholas Nickelby. Der arme Smike war das erste jener ergreifenden Gemälde, die die Welt mit Mitgefühl erfüllten für das Elend, worein Grausamkeit, Unwissenheit oder Vernachlässigung die Jugend stürzen kann. Und Newman Noggs führte jene Klasse von Geschöpfen seiner Phantasie ein, an denen er selbst vielleicht die größte Freude hatte, und die er umsomehr zu variiren und anziehend zu machen verstand, je öfter er sich mit ihnen beschäftigte: Gentlemen von Natur, wie schäbig auch ihre Hüte, wie unfein ihr Dialekt sein mochte. Zeitlebens war ihm das konventionelle Gerede über „das Volk" und „die Massen" verhaßt; er fühlte sich durchaus als Sohn des Volks, als einer aus der Masse.

Der Mann, dem es eine Hauptsorge bei der Einrichtung seines Hauses war, seiner Dienerschaft ein behagliches, einladendes Zusammenleben zu schaffen, beschäftigte sich zeitlebens mit der sozialen Hebung der armen Klassen. Es ist bekannt, wie durchschlagend Oliver Twist für die Reform des Gefängnis-, Nickelby für die des Armenschulwesens wirkte. In seinen gewiß ungerechten, bei der erfahrenen ungemeinen Gastfreundschaft doppelt ärgerlichen American notes zeigt sich, daß das, was ihn auf seiner Reise durch Amerika am meisten interessirte und seiner Freude am dortigen Wesen ein Ende machte, der tiefe Eindruck der sozialen Ungerechtigkeit war. Sein ganzes Pathos ergießt sich über das dortige Gefängniswesen:

> Nichts könnte solche Strafweise rechtfertigen, als wenn sie im Gefangnen eine faktische Besserung hervorbrächte.

Die Frage des Strafrechts beschäftigte ihn lebenslang aufs tiefste; er gehörte immer zu den sentimentalen Gegnern durchgreifender Züchtigung; ihm schien „die Gesellschaft kein Recht zu haben, Menschen zu bestrafen, die das Laster der Tugend vorzogen, so lange sie ihnen nicht die Mittel an die Hand gebe, zu wissen, was Tugend sei."

Aus Copperfield erinnert man sich, welchen Ingrimm er in sich und Andern nährte gegen das englische Gerichtsverfahren (Doctors Commons):

> Es ist besser, ein großes Unrecht zu erdulden, als Rekurs zu ergreifen zu dem viel größern Unrecht des Gesetzes.

In alledem offenbaren sich die radikalen politischen Neigungen, die ihm angeboren waren und durch das Sichemporarbeiten aus eigner Kraft naturgemäß sich befestigten. In die Politik hat er sich nie eigentlich eingemischt, aber in der Gesellschaft und Journalistik ließ er sich, freilich einmal mehr, dann wieder weniger, von diesem Radikalismus leiten.

> Ich gehe nie in das, was man „Gesellschaft" nennt, ohne ihrer müde zu werden, sie zu verachten, zu hassen, zu verwerfen. Je mehr ich von ihrer außerordentlichen Heuchelei sehe und von ihrer unglaublichen Unwissenheit über das, was außer ihrem Hause vorgeht, desto sicherer bin ich, daß die Periode herannaht, wo diese Gesellschaft, unfähig sich selbst zu reformiren, es sich gefallen lassen muß, von Andern reformirt zu werden, und zwar hinweg vom Angesicht der Erde.

Er selbst schmeichelte sich, in den Chimes einen großen Wurf für die Armen und zugleich einen festen Griff nach der Gurgel der Zeit gethan zu haben. Die Armen waren immer seine Klienten gewesen; er hatte ihrer in keinem seiner Bücher vergessen; aber in den Chimes galt es ihnen allein. Er war in

dieser Sache furchtbar ernst geworden. Die Hoffnungslosigkeit einer wahren Lösung irgend eines politischen oder sozialen Problems durch die gewöhnlichen Downingstreet(Regierungs)-Methoden hatte sich ihm unauslöschlich eingeprägt durch Carlyles Schriften; ebenso wenig Vertrauen hatte er zu dem parlamentarischen Gerede des Tages. So faßte er den Plan zu versuchen, die Gesellschaft zu bekehren, indem er ihr zeigte, daß ihr Glück auf denselben Fundamenten ruhe wie das der Individuen, nämlich nicht weniger auf Gnade und Erbarmen als auf Gerechtigkeit. Er hat niemals Politik zu seinem Studium gemacht, sie war bei ihm immer mehr ein Instinkt als eine Wissenschaft; aber als Instinkt war sie gesund: eine Klasse gegen die andere auszuspielen hörte nie auf ihm verhaßt zu sein, wie er nie aufhörte, jeder zu einer freundlicheren Kenntnis der andern zu verhelfen. Und so ward, mitten in Italien, in der großartigen Umgebung des Palazzo Peschiere in Genua, der Held seiner Erzählung ein kümmerlicher alter Londoner Billeteinnehmer, der in seiner Besorgnis, mißtrauisch zu werden oder hart zu denken von den Reichen, in das umgekehrte Extrem gefallen ist, den Armen zu mißtrauen. Der Gegenstand der Geschichte ist nun, ihn von diesem Mißtrauen zurückzubringen; und diesmal ward dem Verfasser die Erzählung selbst unwichtiger als das, was er dadurch einprägen wollte. Weit über die Schriftstellereitelkeit hinaus ging der leidenschaftliche Eifer, womit er die Aufgabe aufnahm, und die Begeisterung, womit er sie erledigte. Zu Gunsten der Masse des arbeitenden Volks einen zarten Eindruck auf seine Zeit zu machen, den nichts wieder verwischen könnte, das heiße seine Hand dauernd seiner Zeit einprägen, das bedeute sich weit erheben über den Staub aller Dogen in ihren Gräbern, schrieb Dickens damals aus Venedig. Das blieb in wechselnden Aeußerungsweisen sein Ehrgeiz sein Leben lang!

Daß ein solcher dem Instinkt und Herzen folgender Sozialpolitiker für ruhige Erwägung thatsächlicher Notwendigkeiten nicht zu haben war, ist selbstverständlich. Die Malthussche Bevölkerungstheorie thut er leichter Hand ab als „das freundliche sozialpolitische Prinzip, wonach die überschüssige Bevölkerung Hungers sterben muß und soll."

In Little Dorrit, besonders dem Circumlocution Office, finden wir eine einzige, ungerechte und sentimentale Satire gegen die herrschenden politischen und sozialen Theorien und Velleitäten. Was er aber auf Grund seiner frühesten Erlebnisse mit zu viel Bitterkeit aussprach, fühlte und glaubte er aufrichtig. Sein gesunder Haß gegen das Gethue, als ob alles Englische vollkommen und als ob etwas unenglisch nennen dasselbe sei wie es zu Verabscheuung und Vernichtung verdammen, steigerte sich mit den Jahren immer mehr; immer stärker beeinflußte ihn seine politische Unzufriedenheit, die mehr und mehr eine soziale Richtung nahm, bei seinen Monatsschriften. Glücklicherweise führte er seine Absicht nicht aus, in einer Satire: 1001 Humbugs, seine Galle loszuwerden. Als sein Land sich zum Krimkrieg rüstete, jammerte er nur über seinen schrecklichen innern Zustand:

Ein Land mit einer enormen schwarzen Wolke der Armut in jeder Stadt, die mit jeder Stunde sich ausbreitet und dunkler wird, und nicht ein Mann unter 2000, der etwas davon weiß oder nur an ihre Existenz glaubt; ein Land mit einer nicht arbeitenden Aristokratie und einem stummen, verächtlichen Parlament, jedermann für sich selbst sorgend, niemand für die Uebrigen: das ist die Aussicht vor uns, und ich meine, eine äußerst beklagenswerte.

Wenn wir nun aber auch unser Fragezeichen setzen müssen hinter viele dieser radikal-liberalen Wörter, auch hinter sein Haupttheilmittel, fortgesetzt die Halsstarrigkeit und Grausamkeit der Macht der Unwissenheit zu kontrastiren mit der Belehrbarkeit und Milde der Macht des Wissens, so freuen wir uns doch, auf einem Punkt mit ihm zu harmoniren: den Angelpunkt sozialer Reform sah Dickens in der Hebung der Familie und Häuslichkeit. „Euer Heim ist die Szene," war das Motto all seiner bürgerlichen Romane und zumal der kleineren Geschichten. Dies Heim in den Mittelpunkt der öffentlichen Beachtung zu rücken, war die Idee seines Lebens. Wer kennt ein Dichterwerk, dem es mehr gelungen wäre als Tale of Two Cities, das häusliche Leben von ein paar einfachen Privatleuten so unlösbar mit dem Ausbruch einer furchtbaren öffentlichen Katastrophe zu verweben und zu verknüpfen? Unter dem Titel Household words wollte Dickens die Diskussion der wichtigsten sozialen Fragen der Zeit in Gang bringen; denn immer wieder erklärte er seinen Glauben, daß weder Erziehung noch Religion etwas wirklich Nützliches erreichen könne für soziale Hebung, bis ihnen der Weg für ihre Dienste gebahnt wäre durch Reinlichkeit und Anständigkeit der Häuslichkeit. Eben in dem Mangel an letzteren fand er den tiefsten Schaden, den der Katholizismus anrichte: deshalb giebt er den Schweizer Radikalen unbedingt Recht in ihrem Kampf gegen die katholische Propaganda als das furchtbarste Mittel politischer und sozialer Degradation:

Sie wissen, was Katholizismus bedeutet. Sie leben nahe genug dabei. Sie haben Italien jenseits ihrer Grenzen. Sie können zu jeder Zeit die verschiedne Wirkung der beiden Systeme in ihren Thälern verfolgen; und ihre Furcht davor und ihr Grauen vor der Zulassung katholischer Priester und Emissäre in ihre Städte scheint mir die vernünftigste Empfindung in der Welt.

Mit alledem ist aber schon klar gemacht, daß Dickens' soziale Tendenzen wesentlich sittliche sind. Dickens' Ethik war sehr schlicht und herzlich; aber eben durch ihre Einfachheit groß und wirksam. Die viel feineren Nuancen einer Eliot erschweren die populäre Wirksamkeit. Dickens bekennt sich einmal zu der „praktischen Philosophie, alles Gute zu thun, was er kann, in Gedanken und That." Wie er lediglich die Selbstsucht in all ihren Gestalten zum Gegenstand seiner Satire macht, so hat er stets nur die schlichteste Güte als Ideal gefeiert.

Er hat sich nicht bemüht — sagt Professor Wilson — Frauen als reizend darzustellen bloß auf Grund ihrer feinen Bildung, sei sie noch so elegant und anmutig. Er hat diesen Ertrag höherer Kultur nie als ihren wesentlichen Vorzug beschrieben, sondern er hat von ihnen vielmehr gesprochen als von solchen, die ständig beseelt sind von Liebe zur Häuslichkeit, von Treuherzigkeit, Reinheit, Unschuld, Güte und Hoffnungsseligkeit, von der Gesinnung, die sie in Stand setzt, ihre Pflichten unter den schwierigsten Umständen zu erfüllen und die über ihren Pfad in dieser Welt einige Strahlen des himmlischen Lichtes ergießt.

In der That, seine Frauencharaktere allein würden ihm in den Herzen der Besten ein Denkmal gesetzt haben. Umgekehrt offenbaren seine Romane eine wunderbare Kenntnis der elementarsten, der Zentralsünde, der Selbstsucht. Schon allein Martin Chuzzlewit kann als eine Phänomenologie dieses Lasters gelten: der Plan desselben scheint, mehr oder weniger durch jede Person, die er einführt, die Zahl und Vielgestaltigkeit der Launen und Verbrechen zu zeugen, die ihre Wurzel in der Selbstsucht haben. Als er The Chimes vollendet hatte, schrieb ihm Lord Jeffrey:

Der ganze Stamm der Selbstsüchtigen, Feigen und Heuchlerischen wird Sie hassen in ihren Herzen und Ihnen am Zeuge flicken, wo sie können; wird Sie boshafter Uebertreibung beschuldigen oder der Aufstachelung zur Unzufriedenheit und dessen, was sie so spaßhaft Lieblosigkeit nennen. Aber achten Sies nicht! Die Guten und Tapfern sind auf Ihrer Seite und die Wahrheit auch.

Niemand hatte eine raschere und sicherere Auffassung für alles, was solid und schön ist an einem Charakter — und Dickens schätzte solchen stets höher ein als intellektuelle Energie —: kein Wunder, daß ihm alle schlichte Sittlichkeit instinktiv zujubelte! Er vermag in uns eine Flamme sittlicher Begeisterung zu entfachen, die nicht so leicht wieder erlischt. Man erinnere sich nur an den nachhaltigen Eindruck, den man gewiß empfangen wird bei der Lektüre von Tale of two cities, wo mehr als alle Lebendigkeit der Revolutionsszenen das eine große Gemälde jenes verwüsteten Lebens ergreift, das zuletzt gerettet wird durch heroisches, stellvertretendes Opfer!

Aber gerade dieser hervorstechendste Zug der Dickensschen Schriftstellerei, die Reinigung unsrer Gesinnung durch Demütigung vor stillem, sittlichem Heroismus, hat die herbste Kritik erfahren. Ich erwähnte bereits die Ausstellungen, die der feinsinnige französische Positivist und Historiker Henri Taine gegen die Dickensche Tendenzschriftstellerei geltend macht. Er behauptet, die Engländer verlangten mehr Moralität und Religion, als sich mit genuiner Kunst vertrage. Sie hätten Dickens dazu gebracht, die Liebe nicht als heilig und erhaben in sich selbst zu behandeln, sondern als der Heirat untergeordnet, hätten ihn gezwungen, die Gesellschaft und ihre Gesetze aufrecht zu erhalten gegen Natur und Enthusiasmus, hätten ihn angetrieben, bei der Schilderung solch einer Verführung wie der der Little Em'ly

in Copperfield, nicht den Fortschritt, die Glut und Bethörung der Leidenschaft auszuführen, sondern nur das Elend, die Gewissensbisse, die Verzweiflung. Das Resultat solcher oberflächlichen Religion und Moralität, verbunden mit dem Krämergeist, fährt Taine fort, führe zu den vielen nationalen Formen der Heuchelei und der Gier sowohl wie Verehrung für Geld, die diesen großen nationalen Schriftsteller berechtigten, so oftmals gerade diese Laster zum Vorwurf seiner Romane zu wählen. Dabei aber spiele ihm dann sein Mangel an psychologischer Methode arg mit. Er behandle die Laster nicht in der Weise des Physiologen, der eine gewisse Vorliebe für sie spüre und sich an ihren feinern Zügen ergötze, als wären sie Tugenden. Sondern er werde ärgerlich über sie. (Das trifft durchaus nicht immer zu.) Er könne nicht wie Balzac einmal Moralität außer Betracht lassen und eine Leidenschaft von dem einzig sichern Grund der Ueberzeugung aus behandeln, daß sie eine Kraft ist, und daß jede Art Kraft gut ist. Als Physiologe sollte der echte Künstler die Laster lediglich analysiren, verstehen und notwendig erscheinen lassen, aber sich um die übeln Folgen der Laster nicht weiter kümmern. Er sollte zu viel vom Philosophen und Künstler in sich haben, als daß er sich beständig auf seine Eigenschaft als respektabler Bürger besänne. Das aber vergesse Dickens nie und verzichte darum auf alle Schönheiten, die den nationalen Boden beflecken könnten.

Dickens selbst hat in Paris oft den Vorwurf gegen Scott und andre gehört, „wie seltsam es sei, daß der Held eines englischen Buches immer uninteressant — zu gut — nicht natürlich sei"; aber das rührt ihn nicht; er freut sich nur der Anständigkeit seiner Nation und kann die Gleichung nicht fassen: daß anständig und keusch sein notwendig heiße unnatürlich sein. Im übrigen war Dickens nichts weniger als ein Anhänger der engen konventionellen Moralität seines Volks. Englische und französische Malerei mit einander vergleichend rief er einmal aus:

In den meisten und gerade besten englischen Gemälden spricht sich eine entsetzliche Respektabilität aus — eine kleinliche, beschränkte, systematische Routine, die mir in seltnem Maße bezeichnend erscheint für den Zustand Englands selbst. . . . Bloße Formen und konventionelle Traditionen usurpiren in der englischen Kunst wie in der englischen Regierung und sozialen Schichtung den Platz, der lebendiger Kraft und Wahrheit gebührt.

Wie frei Dickens seiner eignen selbstbewußten Nation gegenüberstand, ergiebt sich am besten aus einem Gespräch, das er mit englischen Künstlern über französische Kunst hatte. „Der englische Gesichtspunkt ist nicht der einzige, von dem aus man Männer und Frauen zu beurteilen hätte." „Die französischen Gemälde sind theatralisch," war die Antwort:

Aber die Franzosen selbst sind eine demonstrative und gestikulirende Nation; und was sie so durch ihre Künstler zum Ausdruck bringt, ist Wahrheit für einen ungeheuern Teil der Welt. Unsre Landsleute scheinen mir die fixe Idee zu haben, als ob es nur Eine natürliche Art zu sein gebe, die englische, da diese doch in sich selbst so exzeptionell ist, daß sie sich in allen Ländern als sonderbar heraushebt.

Diese Freiheit von nationalem Spleen bewährte Dickens besonders in der Bekämpfung der Trunksucht. Kein Gegenstand besaß annähernd in so hohem Grade sein Leben lang sein Herzensinteresse. Niemand vertrat die Temperenz, sogar ihre möglichst weitgehende gesetz- und zwangsmäßige Durchführung mit größerm Ernst. Aber er machte wichtige Einschränkungen. In der Ueberzeugung, daß Trunksucht ein Laster sei, das den Armen nicht mehr als andern Leuten angeboren oder eingeimpft sei, mochte er nie zugeben, daß die Existenz eines Branntweinladens das Alpha und Omega der Unmäßigkeit sei; da er sie für den „nationalen Horror" hielt, glaubte er auch, daß vielerlei Ursachen dazu zusammenwirkten. Was er der Temperenzbewegung vorwarf, war, daß sie diese andern Ursachen außer Betracht ließ. Er meinte, daß die Destillationen billigerweise nicht zum einzigen Angriffsobjekt ersehen werden dürften, wenn man nicht zuvor, im Hinblick auf die Klassen, die sich des Branntweins zumeist getrösten, die Versuchungen, die dazu verleiteten, die physischen und moralischen, tapfer aufs Korn genommen habe. Unter die physischen Versuchungen rechnete er üble Gerüche, ekelhafte Wohnungsgelasse, schlechte Werkstätten und Werkstattgewohnheiten, Spärlichkeit von Licht, Luft, Wasser, kurz das Fehlen aller einfachen Mittel der Anständigkeit und Gesundheit;

unter die moralischen die geistige Abspannung und Schlappheit, den Wunsch nach gesunder Ausspannung, die Sehnsucht nach irgend einem Stimulus, irgend einer Erregung, die einem so zugebrachten Dasein nicht weniger elementares Bedürfnis ist als die Sonne selbst, und zuletzt und alles Uebrige in sich befassend die Unwissenheit und den allgemeinen Mangel an vernünftiger Geistesbildung. — Man wird Dickens das Zeugnis geben müssen, daß er für dies sozialethische Reformprogramm alle seine Kraft, seine Feder und Rede, unentwegt einsetzte, und zwar in einer so weitsichtigen Weise, daß der Vorwurf nationaler Beschränktheit ihn nicht treffen kann.

Gott sei Dank, in dem einen Punkt war er und wollte er national beschränkt sein, in der steten Rücksicht auf die dem englischen Volk so tief sitzenden Ideale der Reinheit und Keuschheit! Das war das Erbe frommer, heiliger Volkssitte, das er am treusten wahrte.

Wenn wir zurückschauen auf die lange Reihe seiner Schriften, dann ist die Grundstimmung, die in der Seele eines jeden ernstdenkenden Menschen aufsteigt, die der Dankbarkeit, daß der populärste Schriftsteller, der an die niedrigsten Szenen und Lebensbedingungen einen Grad von Beobachtung, Spaß und Humor verwandt hat, an den keiner seiner Zeitgenossen heranreicht, kein einziges mal seinen weltweiten Einfluß befleckt hat durch eine Spur von Unreinheit oder eine Möglichkeit sittlichen Aergernisses. (Forster)

Ja, das ist es gerade, was ihn in unsern Augen zum Volksschriftsteller von Gottes Gnaden macht. Nichts kann doch wohl gemeiner sein als der Gegenstand Oliver Twists: die Lebensgeschichte eines Knaben in einem Gemeinde- oder Arbeitshause, nichts aber weniger gemein als die Durchführung dieses Gegenstandes. Mitten unter Szenen und Charakteren von seltner Verworfenheit läßt uns der Dichter nie den Glauben und Trost verlieren, den ein Rest wahrer Menschlichkeit gewährt. In der That ist ja der hauptsächliche Vorwurf der Erzählung, ihren kleinen Helden, so erbarmungslos er auch umhergeworfen wird unter einer elenden Bande von Menschen, dennoch überall vor der Befleckung bewahrt zu zeigen durch eine ausgesuchte Zartheit seiner natürlichen Empfindung, die sich unter den ungünstigsten Bedingungen nur um so fester an ihn anklammert. Nirgends ist in dem ganzen Buch das Laster im geringsten anziehend gemacht. Man hat Dickens damals Vorwürfe gemacht über die Wahl dieses Gegenstandes. Er konnte in einer spätern Vorrede sich rechtfertigen mit dem ernstlichen Willen, der Gesellschaft einen Dienst zu thun. Aber er hätte noch viel mehr sagen können: es ist ja niemals der Gegenstand verwerflich, wenn seine Behandlung es nicht ist; denn wie oft müssen wir beobachten, daß sogenannte Volksschriftsteller unanfechtbar hohe Gegenstände herabziehen durch entwürdigenden Sensualismus.

Eine der schönsten Partien in dem so reichen Leben Dickens' von Forster, geradezu ergreifend, ist die, die dem Heldenkind Nelly gewidmet ist. Wer kennt irgend eine Gestalt, die geeignet wäre, das im Herzen zu stärken, was am meisten Hilfe und Ermutigung bedarf, die unschuldigen Impulse einer reinen Kindesliebe? Bret Harte, dessen Kalifornische Erzählungen Dickens tief bewegt hatten durch die verwandte Ader, Edelsteine im Kot zu finden, durch die Entdeckung des göttlichen Funkens in verrohten Seelen, schrieb unter dem frischen Eindruck des Todes Dickens' ein Gedicht: „Dickens im Brulattenlager." Da bewegt „Little Nell" die innerste Seele der durch Goldgier entarteten Gesellen wie mit dem Zauber göttlicher Gegenwart. Die Karten entsinken den Händen, die gierigen Sorgen weichen aus dem Sinn; tiefe Stille legt sich über alle; für diese Stunde wandern sie mit Little Nell aus ihrer niedern Wirklichkeit ins Paradies der Reinheit und der Liebe. Die Reinheit dieser nächsten menschlichen Beziehungen adelt Dickens' ganzes Wesen. Wir sehen ihn einmal schwer ringen mit der Versuchung, sich selbst den nächsten Platz zu sichern neben dem Grabe der geliebten Schwägerin:

Ich kann den Gedanken nicht ertragen, ausgeschlossen zu sein von ihrem Staub; und doch fühle ich, daß ihre Brüder und Schwestern und ihre Mutter ein näheres Recht als ich haben, neben sie gelegt zu werden.

Daß er von seiner Frau sich scheiden ließ, trübt dies Bild seiner reinen Achtung vor den Beziehungen der Familie nicht im geringsten; nicht Unkeuschheit oder mangelnder Respekt vor

dem Eheband, nur die völlige Unmöglichkeit, Ruhe zu finden in der Gemeinschaft, hat die Katastrophe herbeigeführt. Beweis dessen seine zarte, selbstlose Hingabe an seine Kinder! Als besonders charakteristisch dafür erzählt uns Forster folgenden kleinen Zug:

Die kleine Mary und ihre Schwester Kate hatten sich viel Mühe gegeben, ihrem Vater den Polka beizubringen, damit er ihn bei der Geburtstagsfeier ihres Bruders mittanzen könnte. In der Mitte der vorhergehenden Nacht überkam ihn plötzlich die Angst, daß er den Schritt vergessen haben könnte, und dann, in dieser kalten, dunkeln Wintersnacht stieg er aus dem Bett, um den Schritt zu üben!

Seine liebevolle, nie irregehende Auffassung für jede zarte, himmlische und weiche Seele, die über diese Erde wandert, unter welcher konventionellen Verkleidung sie verborgen sei, verließ ihn nie; sie giebt seinen Reisebriefen den größten Zauber. Umgekehrt konnte ihn auch die größte Bewundrung von Paris nicht über den Eindruck seiner sittlichen Fäulnis hinausbringen:

Es ist ein gottloser und abscheulicher Platz, obschon wunderbar anziehend.

Das ist derselbe Dickens, der folgende Skizze einer unausgeführten Erzählung entwerfen konnte:

Eine Prostituirte, die einen bestimmten Jüngling nicht an sich herankommen lassen will.

O, laßt doch irgend jemand in der Welt sein, der eine Neigung zu mir gefaßt, ihr aber nicht gefröhnt hat und mich nicht erkannt in meiner Erniedrigung! Sie liebt ihn beinahe. — Nehmt dazu an, daß dieser Zug in ihr keinen Glauben finden kann bei seiner Mutter oder Geliebten: bei einer hübschen und stolz tugendhaften Frau, die immer vor ihr zurückbebt.

Nicht wahr, so niedrig der Gegenstand, unter Dickens' Händen wäre er geadelt worden durch die reinste, keuscheste Behandlung, ja durch die keusche Sympathie, wie sie der Heiland uns gelehrt hat im Verkehr mit der Ehebrecherin!

Ja, reine, keusche Teilnahme an allem Menschlichen war der Herzpunkt seiner ganzen Schriftstellerei. Sie war auch das Geheimnis seiner Hoffnungsseligkeit, daß seine Bücher dazu beitragen würden, das Volk moralisch zu heben; sie behütete seine Feder so ganz vor Aergernisgeben, daß es „kaum eine Seite unter tausenden in seinen Schriften giebt, die man nicht ruhig in die Hände eines kleinen Kindes legen könnte." So äußerte sich auf der Kanzel der Westminster Abbey der Bischof von Manchester über den vor zwei Tagen Entschlafnen:

Die Nachricht von seinem Tode muß jede Haushaltung in England mit dem Gefühl erfüllt haben, als hätten sie einen persönlichen Freund verloren. Er ist in einer Notiz ein Apostel des Volks genannt worden. Man hat damit wohl andeuten wollen, daß er eine Mission hatte, aber in einem Stil und einer Weise, die ihm eigentümlich waren: ein Evangelium, eine freudvolle, fröhliche, glückliche Botschaft, die das Volk verstand, und durch die es kaum umhin konnte, sich bessern zu lassen; denn es war das Evangelium der Gütigkeit, der brüderlichen Liebe, der Sympathie im weitesten Sinne des Wortes. Ich bin gewiß, ich habe an mir selbst den heilsamen, gesunden Geist seiner Lehre verspürt. Vielleicht wären wir nicht in der Lage, dasselbe Glaubensbekenntnis zu unterschreiben in Beziehung zu Gott, aber ich glaube, wir würden dasselbe Bekenntnis unterschrieben haben in Hinsicht der Menschen. Er, der uns unsre Pflicht gegen unsre Mitmenschen besser gelehrt hat, als wir sie zuvor wußten; er, der so gut verstand zu weinen mit den Weinenden und sich zu freuen mit den Fröhlichen, der uns bei all seiner Kenntnis der dunkeln Winkel der Erde nachgewiesen hat, wie viel Sonnenschein ruhen mag auf dem niedrigsten Geschick; er, der ein so offenkundiges Mitgefühl hatte mit den Leidenden und solch einen natürlichen Instinkt der Reinheit, daß es kaum eine Seite unter tausenden in seinen Schriften giebt, die man nicht ruhig in die Hände eines kleinen Kindes legen könnte — er muß von denen, die überhaupt eine Verschiedenartigkeit der Gaben des Geistes anerkennen, betrachtet werden als ein Lehrer, von Gott gesandt. Er würde als Mitarbeiter in den gemeinsamen Interessen der Menschlichkeit willkommen geheißen sein von dem, der die Frage aufgeworfen hat: Wer seinen Bruder nicht liebt, den er siehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet?

O B

Aus Neapel

Es ist doch hübsch, daß die Jacht Hohenzollern einige hundert Schritt vom Ufer unsern Fenstern gegenüber vor Anker liegt. Nachdem der kaiserliche Jachtbesitzer die ersten Tage in dem Getümmel des Hafens verbracht, hat es ihm gefallen, einen schönern, stillern und wohlriechendern Ankerplatz aufzusuchen, und da liegt nun das stattliche Schiff, und wir

erfreuen uns seines Anblicks. Am Abend heben sich die von unzähligen Glühlichtern erhellten Linien der Masten und Raen, der Schiffstreppen und Kajütenreihen scharf von der dunkeln Wasserfläche ab, und wie ein schimmernder Feenpalast schwebt das prächtige Fahrzeug über dem Meer. Die Klänge der kaiserlichen Tafelmusik werden vom Seewind ans Ufer getragen. Wir unterscheiden deutlich die bekannte Weise aus der Oper Carmen:

L'amour est enfant de Bohême,
Il n'a jamais connu de loi,

und von der Musik eingewiegt, schweift die Phantasie und begleitet den kaiserlichen Schiffsherrn auf seinen Fahrten vom Nordkap zum Bosporus. Da weilt er auf hundert Schritt von uns. Was mag jetzt in seiner Seele vorgehen? Welche Pläne und Entwürfe beschäftigen seinen stets regen Geist? Er hat die Gabe, alle Welt zu interessiren und die Aufmerksamkeit Europas immer wach zu erhalten. Wird er uns auch in Neapel eine Ueberraschung bereiten? Was wird er morgen thun und unternehmen?

Der andre Morgen war ein Sonntag, Palmsonntag. Die deutsche Kolonie fand sich ungewöhnlich zahlreich in der evangelischen Kirche ein, denn Seine Majestät hatte sich zu dem Gottesdienst angesagt. Allein groß war die Enttäuschung: Kaiser und Kaiserin erschienen nicht. Die See war bewegt, und die Herrschaften blieben den ganzen Tag auf ihrer Jacht. Povera Imperatrice! sagten die Neapolitanerinnen, die vom Ufer aus teilnahmvoll das schwankende Schiff beobachteten.

Auch Montag blieb das Wetter schlecht. Trotzdem war vom frühen Morgen reges Leben zwischen der kaiserlichen Jacht und der Landungsbrücke im kleinen Fischerhafen von Mergellina. Rastlos fuhren Ruderbarken und kleine Ordonnanzdampfer hin und her. Um zehn Uhr landete die Kaiserin, eine hohe, schlanke Gestalt in ansprechend einfachem Anzuge. Sie stieg mit ihrer Hofdame in eine zufällig dastehende Droschke und fuhr ins Museum. Auch der Kaiser und die Prinzen erschienen mehrmals auf der Landungsbrücke, und am Nachmittage sahen wir die Herrschaften und ihr Gefolge in langer Wagenreihe vorbeifahren. Im ersten Wagen saßen der Kaiser und die Kaiserin. Sie fuhren der Stadt zu. Wohin wohl? Das Wetter sah drohend aus; schwarze Wolken bedeckten den Himmel, und bald rauschte ein schwerer Regen herab. Mit Teilnahme folgten unsre Gedanken den kaiserlichen Touristen. Wohin sie auch fuhren, von Naturgenuß konnte keine Rede sein. Erst um acht Uhr kehrten sie zurück. Es war Nacht, Fackelträger warteten auf der Landungsbrücke. Die Fackeln warfen ein grelles Licht auf die Wagen und ihre Insassen und auf den abfahrenden kleinen Dampfer. Es waren die Fackeln der Fischer von Mergellina, die diese immer bereit halten per accompagnare Gesù Cristo, d. h. um das Sakrament in feierlicher Prozession zu den Kranken zu geleiten. Diese Fackeln leuchteten jetzt dem deutschen Kaiser, dessen Pfad wohl noch nie in so primitiver Weise erhellt worden ist, und vielleicht auch nie in so symbolischer. Denn wo war er gewesen? Von welchem Gange wurde ihm mit den Sakramentsfackeln der armen Fischer heimgeleuchtet? Das erzählte uns am andern Morgen der Corriere di Napoli.

Trotz dem schrecklichen Wetter waren die kaiserlichen Herrschaften nach Camaldoli gefahren. Herrlich ist die Aussicht dort oben: der schönste Punkt der bewohnten Erde. Aber an diesem dreißigsten März gab es keine Aussicht. Alles war verregnet, alles grau in grau. Sturm und Winterkälte empfing die kaiserlichen Gäste auf der unwirtlichen Höhe, deren letzte Wegstrecke nur zu Fuß oder zu Pferde erklommen werden kann. Durch nichts aber ließen die Herrschaften sich abhalten, denn der Ausflug galt nicht der schönen Aussicht, sondern einer verabredeten Begegnung mit dem Erzbischof, Kardinal Sanfelice. Der Corriere di Napoli schildert die Zusammenkunft eingehend und mit lebhaften Farben:

Am Eingang des Klosters stand unser verehrter Erzbischof, und der Kaiser warf, sobald er ihn erblickte, den Ueberzieher ab, eilte ihm entgegen und überreichte ihm seine Photographie. Die beiden Männer, die nach Jahrhunderten die wunderbare Poesie des Mittelalters wiederbeleben, fühlten sich sofort von einer mächtigen gegenseitigen Anziehung ergriffen. Unser Erzbischof empfing den Kaiser wie einen geliebten

Sohn. Alles trug dazu bei, der feierlichen Zusammenkunft den Charakter der größten Intimität zu geben: die kleine Zahl der anwesenden Personen, die strenge Einfachheit der Kartause, und mehr als alles andre der Charakter der beiden hervorragenden Persönlichkeiten, die beide belebt sind von dem heiligen Feuer, das die großen Hirten der Völker kennzeichnet. Und während draußen ein verspäteter Winter tobte, verbreitete sich drinnen im Kloster von Camaldoli eine wohlthuende geistige Wärme.

Ueber eine Stunde blieben die Herrschaften in der Kartause. Unser engelhafter Erzbischof übte seinen nie versagenden Zauber aus, und Wilhelm II., der mehr wie Andre befähigt ist, diesen Zauber zu verstehen und auf sich wirken zu lassen, unterhielt sich die ganze Zeit leise und eingehend. In der Mitte saß der Erzbischof, links der Kaiser, rechts die Kaiserin, die durch Nicken und Lächeln ihre Teilnahme und Zustimmung kund gab. Worüber sprachen der Kirchenfürst und der junge mächtige Herrscher? Niemand außer der Kaiserin könnte es sagen. Gewiß, die Unterredung war bedeutsam, ein wahres Kolloquium. Wilhelm II. fragte und hörte und wurde nimmer müde zu hören und zu fragen. Er war ganz Hingebung, seine blauen Augen erschienen aufmerksamer wie je, und oft sah man ihn in plötzlicher Bewegung und Begeisterung aufspringen und zusammenfahren. Es war ein wunderbarer, ergreifender Anblick, und die Zuschauer, die von dem leisen Gespräch kein Wort vernahmen, verstummten in freudigem Staunen.

Immer intimer und vertraulicher wurde das Zusammensein. Die Mönche trugen, wie sie es mit allen Besuchern zu thun pflegen, ein frugales Mahl auf, und unvergeßlich wird es ihnen bleiben, wie fröhlich der Kaiser zugriff, und wie liebenswürdig und anmutig er dem Kardinal anbot und einschenkte.

Als der kaiserliche Gast erfuhr, daß Monsignor Sanfelice in der Kartause eine eigne Zelle hat, wollte er sie sehen, und als er darin eine Photographie des Zelleninhabers mit eigner Unterschrift erblickte, fügte er zu dieser Unterschrift die seine hinzu, und die Kaiserin folgte sofort seinem Beispiel. Dann sah man den Kaiser und den Kardinal zusammen wandeln, innig und vertraulich, wie alte Freunde, die sich nach langer Trennung wiedersehen. Und in der That, sie kannten sich längst und standen sich nahe, kraft des geheimnisvollen Bandes, das gleichgestimmte Seelen zueinander zieht, dieser Hirte, der die höchsten menschlichen Ideale bethätigt, und der Kaiser, den ein so hohes Streben beseelt, und so war es, als hätten sie sich lange gesucht und nun endlich gefunden.

Tief ergriffen und bewegt verließ der deutsche Kaiser das Kloster von Camaldoli, auf dem die Abendsonne, die sich leider nicht sehen ließ, eine große Thatsache hätte begrüßen sollen, eine Thatsache, die umweht von der Poesie der Legende das Gewicht eines geschichtlichen Ereignisses hat.

So weit der Corriere di Napoli, der in seiner Herzensfreude einen sentimentalen Ton anschlägt, der zu dem politischen Opportunismus der Begegnung wenig paßt. Wir aber staunen und verstummen wie die Zuschauer der Zusammenkunft. Das also ist die Ueberraschung, die der an Ueberraschungen reiche Herrscher uns in Neapel bereitet hat.

Gewiß hat der Kaiser schon aus Rücksicht für die vielen Millionen deutscher Katholiken Grund und Anlaß, sich mit dem römischen Stuhl gut zu stellen, und in der Gegenwart giebt es manche schwebende Frage, für die die Spaltung des Zentrums im Reichstage von großer Wichtigkeit ist. Welche Bedeutung aber hat dafür der Erzbischof von Neapel, und welchen Einfluß kann ein Mann ausüben, dessen geistiger Horizont so eng ist, daß ihm jeder Nichtkatholik verabscheuungswürdiger erscheint als ein Ungläubiger und ein Atheist?

Kardinal Sanfelice ist ein neapolitanischer Edelmann, ein Benediktiner der Klosters Cava und für einen Sohn St. Benedikts von sehr mittelmäßiger Bildung. Die Neapolitaner verehren in ihm sich selbst und ihre Eigenart, und die Tagespresse wird nicht müde, ihm Weihrauch zu streuen und jede seiner noch so geringfügigen und selbstverständlichen Amtsthäten mit einem Glorienschein zu umgeben. Seltsamerweise ändert diese Apotheose nichts an der Ueberzeugung, daß der Erzbischof ein Iettatore ist. Wo er auf seinen Inspektionsreisen hinkommt, regnet es in Strömen, und jetzt, wo er eine Verabredung mit dem deutschen Kaiser hatte, brach natürlich ein Hundewetter los. Wie konnte es anders sein? Kaum hatte Sanfelice sein erzbischöfliches Amt angetreten, wurde die Diözese von entsetzlichen Unglücksfällen heimgesucht. Das Erdbeben von Casamicciola und die Cholera von 1884 hat man dem Iettatore, dem Kardinal zu verdanken. Wir wollen ihn loben und hochverehren, aber Gott bewahre uns vor seiner Nähe. So denkt das Volk und auch viele, vielleicht die Mehrzahl der sogenannten Gebildeten. Trotzdem und unbekümmert um die Gefahren, die dem heiligen Stuhl aus der Wahl des Iettatore erwachsen könnten, sind die Neapolitaner einig in dem Wunsch,

daß ihr Erzbischof der Nachfolger Leos XIII. werden möchte, und sehen in ihm einen Kandidaten im künftigen, gewiß nicht mehr fernen Konklave. Das hatte wohl der Corriere di Napoli mit seinem Ereignis von weltgeschichtlicher Bedeutung im Sinn. In Sturm und Regen saßen auf der Höhe von Camaldoli ein deutscher Kaiser und ein künftiger Papst. Daß das moderne deutsche Kaisertum etwas ganz andres vertritt und bedeutet als einst das alte römische Kaisertum deutscher Nation, daß die Poesie des Mittelalters für immer abgethan ist, weiß der Corriere und wissen seine Leser nicht. Sie sind nur hochbeglückt, weil der mächtige Herrscher ihren Erzbischof so geehrt und ausgezeichnet hat, und das, obwohl Monsignor Sanfelice die evangelische Kirche und jede freiere Regung des Geistes in unerhörter Weise haßt und verachtet.

Dafür nur ein Beispiel. Es giebt hier in Neapel eine deutsche und zwei internationale Schulen, vortreffliche Anstalten, die vorzugsweise von den Buben und Mädchen der Fremdenkolonie, aber auch von zahlreichen italienischen Kindern besucht werden. Die Vorsteher dieser Anstalten sind evangelische Deutsche, die Lehrer meist Protestanten, Deutsche, Engländer, französische Schweizer, doch wird in den Schulen kein Religionsunterricht erteilt und jede religiöse Propaganda streng gemieden. Gegen diese Schulen erließ im Januar 1892 der Erzbischof Sanfelice einen Hirtenbrief, den ich hier mit Kürzung der kurialen Weitschweifigkeit, doch in wortgetreuer Uebersetzung alles Wesentlichen wiedergebe:

Seit der letzten Diözesansynode ist es unsre Sorge gewesen, die Aufmerksamkeit der Gläubigen auf die dem katholischen Glauben von den protestantischen Sekten drohenden Gefahren zu lenken. In der That haben die Protestanten nicht nur zahlreiche Tempel gebaut, nicht nur halten sie an bestimmten Tagen Versammlungen, die sie fälschlich christliche nennen, um unvorsichtige Gemüter zu bethören und ihre ruchlosen Absichten leichter ausführen zu können, nein, sie haben auch mit viel Lärm Schulen eröffnet und wenden jedes Mittel an, um Kinder anzulocken und sie unter dem Vorwande wissenschaftlicher und litterarischer Bildung vom katholischen Glauben zu entfernen. Mögen die protestantischen Lehrer immerhin, ja bis zum Ueberdruß wiederholen, daß in ihren Schulen von Religion nicht die Rede ist, wer wird Leuten Glauben schenken, die von blinder, krankhafter Wut gegen den katholischen Glauben erfüllt sind? Aber auch wenn die Sache sich so verhielte, wie sie sagen, hätte damit jede Gefahr für den Glauben aufgehört? Ist für die Jugend das Beispiel ihrer Erzieher nicht maßgebend? und wenn die Kinder wahrnehmen, daß ihre Lehrer einen andern Glauben bekennen, wird sie das nicht an ihrem eignen irre machen und sie zum Indifferentismus bringen? Und dieser führt geradeswegs zum Atheismus. Groß mithin ist die Gefahr, und schwerer Sünde machen sich die gegen die Seelen ihrer Kinder wahrhaft grausamen Eltern schuldig, die diese Kinder in protestantische Schulen schicken. Auch nützt es nichts, daß die Kinder vom katholischen Priester den Katechismusunterricht erhalten. Welch ein Wahn, erst das Gift zu reichen und dann das Gegengift, damit das Gift nicht schade. Da nun die Seelen so vieler Kinder uns teurer sind als unser Leben, so treten wir in die Fußstapfen unsrer Vorgänger, die den von dem Apostelfürsten überkommenen Glauben vor jeder ketzerischen Seuche bewahrt haben und verdammen die protestantischen Schulen. Die Beichtväter sollen allen den Bannfluch zu Gemüt führen, der alle die trifft, die ihre Kinder oder Untergebnen in die Schulen der Ketzer schicken, der sie unvermindert auch dann trifft, wenn die Vorsteher und Lehrer versichern, daß in ihren Anstalten von Religion nie die Rede sei. Schließlich befehlen wir den Pfarrern, daß sie mit allem Fleiß die Väter und Mütter über die Gefahren belehren, die ihren Kindern aus dem Besuch jener Schulen erwachsen.

Guilelmo, Kardinal und Erzbischof

Dieser bischöfliche Bannfluch war an den Wänden aller Sakristeien angeschlagen, und durch jedes ihnen zu Gebote stehende Mittel arbeiteten und arbeiten die Priester an der Ausführung des erzbischöflichen Verbots. Ja der Kardinal ließ sich herbei, in eigner Person verschiedne Familien aufzusuchen und ihnen mit Bitten und Drohungen zuzusetzen, um sie zu bewegen, ihre Kinder aus den Anstalten der Ketzer zu entfernen. Und doch ist ihm wohl bewußt, daß keine einzige italienische Anstalt mit den von ihm verfluchten wetteifern kann, und daß in den Staatsschulen religiöser Einfluß und religiöse Unterweisung einfach nicht vorhanden sind.

Das ist „der Hirte, der die höchsten menschlichen Ideale bethätigt.“ Wenn Wilhelm II. über die eigentliche Gesinnung Sanfelices unterrichtet worden wäre, hätte er den Neapolitanern vielleicht weniger Anlaß gegeben, sich über das Entgegenkommen und die überströmenden Freundschaftsbezeugungen des großen

protestantischen Herrschers so unmäßig zu freuen und daraus allerlei Schlüsse zu ziehen, die ein deutsch-evangelisches Gemüt peinlich berühren.

Am Tage nach der Zusammenkunft schickte der Kaiser schon um neun Uhr früh in den bischöflichen Palast mit der Bitte, seine Eminenz möge sich sofort auf die Jacht Hohenzollern begeben. Bald darauf stieg der Kardinal in Begleitung des deutschen Botschafters, Herrn v. Bülow, in den kleinen Ordonnanzdampfer, den der Kaiser ihm entgegengeschickt hatte. Auf dem Deck des Hohenzollern stand Wilhelm II. und winkte und grüßte und kam dem ersehnten Gast auf der Schiffstreppe entgegen, während die ganze Schiffsmannschaft „Hoch" rief. Der Kardinal überreichte dem Kaiser sein eignes Oelbildnis, und der Kaiser äußerte lebhafte Freude und ließ das Porträt auf seinen Schreibtisch stellen. Er reichte dem Gast den Arm, führte ihn in den großen Salon, und dort erfolgte ein langes intimes Gespräch, über das der Erzbischof einen ausführlichen Bericht an den Papst geschickt hat, und in dem Wilhelm II. seiner Liebe und Verehrung für Leo XIII. einen beredten Ausdruck verliehen haben soll. Nach einer Stunde geleitete der Kaiser seinen Gast wieder zur Schiffstreppe und schwenkte grüßend den Hut, während der kleine Dampfer den Kardinal ans Ufer zurückbrachte.

Das war des deutschen Kaisers letztes Erlebnis in Neapel. Bald darauf sahen wir das stolze Schiff mit der Kaiserstandarte und dem Kreuzer Kaiserin Augusta majestätisch über den Wasserspiegel gleiten und schließlich hinter den blauen Bergen verschwinden.

Fahr wohl, du mächtiger Herrscher, und Gott geleite dich durch Meeresstürme und auf Lebenshöhen. Groß ist die Macht, die dir verliehen, und herrlich vor allem das Volk, das du beherrschst. Was aber wäre Deutschland, was die ethische Kraft und die kulturgeschichtliche Mission des deutschen Volks ohne Luther und die Reformation? Dieses köstliche Erbe ist im tiefsten Sinn des Deutschen Vaterland. Von ihm gilt das Dichterwort:

Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen,
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.

„Es hat Gott gefallen"

Zum Duell zwischen Herrn von Kotze und Herrn von Schrader

Es hat Gott gefallen, ... den Kammerherrn Freiherr von Schrader ... gestern Abend zu einem bessern Leben abzurufen. So lautete die in großem Umfange mit fetten Lettern gedruckte Todesanzeige des im Duell mit Herrn von Kotze erschossenen Herrn von Schrader in der Kreuzzeitung 172. In dieser Anzeige hat der traurige Handel, der seit Jahren alle ernsten Vaterlandsfreunde mit Schmerz und Entrüstung erfüllt, sein vorläufiges Ende erreicht. Wie er in seinem ganzen Verlauf ein Hohn auf das Christentum der offiziellen Kreise war, so ist er auch in einer Blasphemie ausgeklungen. Denn der Allah der Muhammedaner mag sich bereit finden lassen, auch ein solches Sterben mit seiner Vorherbestimmung zu decken, aber der Gott der Christen ist zu heilig, als daß sein Name in diesen Skandal hineingezogen werden dürfte. Das ist nicht das Evangelium, das Christus der Welt gebracht hat, daß Gottes Gefallen sich mit dem Frevel der Menschen identifiziren lassen dürfte, oder daß das bessere Leben auch denen in den Schoß fallen müßte, die in eigenwilliger Vermessenheit mit dem irdischen Leben gespielt haben. Nein, was Christen an diesem Grabe bezeugen müssen, kann, wenn es ihnen ernst ist um den sittlichen Charakter des Heils, nur das Eine sein: Es hat Gott nicht gefallen, es kann ihm nicht gefallen, daß die Prüfungszeit, die er dem Menschen gestellt hat, durch menschliche Sünde abgekürzt werde. Und wenn wir uns auch an den Trost halten dürfen, daß Gottes Erbarmen grenzenlos ist, und daß sein allwissendes Auge eine That nicht nur nach ihrem äußern Schein beurteilt, sondern die Verkettung der Umstände und Ursachen mit in Betracht zieht, so können

wir doch angesichts eines solchen Endes nicht anders, als mit Furcht und Zittern an Jesu Wort denken: Und werden hervorgehen, die da Uebels gethan haben, zur Auferstehung des Gerichts (Joh. 5, 29). Jede andre Betrachtungsweise ist die Ausgeburt eines oberflächlichen Gewohnheitschristentums und ihre Aussprache eine Sünde gegen das zweite Gebot.

Indessen, wer wollte es der unglücklichen Familie des Erschossenen verargen, daß sie sich bemüht, den Verlust des Gatten und Vaters als eine Fügung des göttlichen Ratschlusses zu begreifen? Mit ihnen wollen wir wahrlich in diesem Augenblick auch über die auffallende und anspruchsvolle Form der Todesanzeige nicht rechten. Auch können wir uns nicht entschließen, über die beiden Duellanten den Stab zu brechen. Es liegt am Tage, wie sie durch den in ihren Kreisen herrschenden „Ehrenkodex" geradezu gezwungen worden sind, ihren Streit mit der Waffe auszutragen. Freilich: Sünde bleibt Sünde. Ein Christ soll auch den Widerspruch der ganzen Welt ertragen können, wenn es sich um den Gehorsam gegen Gottes Gebote handelt. Und schließlich wäre die Zustimmung der Redlichen und Frommen im Lande, die es mit Dank begrüßen würden, wenn einmal ein wirklicher Ehrenmann den Mut besäße, dem Götzen einer falschen Ehre die Anbetung zu versagen, wohl auch ein Ersatz gewesen für den Hohn und die Geringschätzung der Knechte der Etikette. Aber wir wagen nicht, eine solche christliche Charakterstärke von Männern wie die beiden Duellanten zu verlangen, da wir uns längst haben daran gewöhnen müssen, daß in den Kreisen, denen sie angehören, das Christentum oft nur als eine Tünche der darunter wuchernden sittlichen Faulheit dient. Wäre im Christentum unsrer vornehmen Kreise nicht das Meiste nur Gewohnheit und Phrase, so müßte die Duellunsitte längst gestorben sein. Was sie hält, ist nicht sowohl eine schlechthin widerchristliche Auffassung vom Werte des Lebens als eine ebenso widerchristliche Feigheit, einer allgemein als richtig anerkannten Ueberzeugung Geltung zu verschaffen. Diese Feigheit, die überhaupt auf allen Gebieten immer mehr zum eigentlichen Merkmal unsers öffentlichen Lebens wird, die aus einem Volk, dessen Ruhm und Größe einst Ueberzeugungstreue und Charakterfestigkeit war, immer mehr eine Masse schafft, die, ohne zu fragen und zu prüfen, Vorurteilen, Schlagworten und Rücksichten folgt, tritt kaum an einem Punkte so deutlich hervor, wie in der Toleranz, die man der Sünde des Duells entgegenbringt.

Denn es ist fast unnötig, das zu wiederholen: das Duell ist durch Recht und Geschichte, Vernunft und Religion so oft und so gründlich gerichtet, daß es nur dem Wahnsinn einfallen kann, es wirklich zu rechtfertigen. Das Gesetz verbietet es, und die Rechtsanschauung des Volkes stimmt diesem Verbot zu. Die Geschichte lehrt, daß es dem germanischen Volksgeiste ursprünglich fremd, der Grausamkeit der verrotteten Ritterschaft der romanischen Länder im Mittelalter seinen Ursprung verdankt und zur gleichen Zeit wie die scheußlichste aller Krankheiten in Deutschland Eingang gefunden hat. Die Vernunft verwirft es, weil es den Zufall oder die physische Ueberlegenheit zum Richter über Schuld oder Unschuld setzt. Und die Religion? Es ist tief beschämend für den deutschen Protestantismus, daß nur in seinem Bereich über Recht oder Unrecht des Zweikampfes gestritten wird.*) Am Wesen der evangelischen Religion liegt das aber nicht. Und allen diesen Instanzen zum Trotz blüht dennoch die Duellunsitte, ja, man muß es sagen: sie wird künstlich gepflegt und nimmt zu. Das ist ein niederschlagender Beweis, wie wenig Recht und Wahrheit, Vernunft und Religion über den Eigensinn und Dünkel der Menschen vermögen.

Eins gewährt bei dem schmerzlichen Ereignis dieses Duells Genugthuung. Das ist die Fülle guter und richtiger Aeußerungen der Tagespresse dazu. Allen voran hat der Reichsbote in vortrefflichen Artikeln die Forderung vertreten: das Duell muß fallen. Ebenso ist erfreulich, daß sich die kirchlichen Organe nicht dazu hergegeben haben, dem ernsten Ereignis irgend

*) Auch die erfreuliche Haltung des deutschen Adelsblattes hängt leider damit zusammen, daß auf dessen Leitung bekanntlich der katholische Adel maßgebenden Einfluß hat.

seinen Stachel zu nehmen. Wir dürfen die hierhergehörigen Thatsachen als bekannt voraussetzen.

Sollte es denn wirklich so schwer sein, dem Duellzwang ein Ende zu machen? Wir glauben das einfach nicht, so oft es auch von den Verteidigern des heutigen Zustandes gesagt wird. Wir sind wirklich der Meinung, daß ein einziges Wort, ein einziger bestimmter Befehl in wenigen Jahren diese Unsitte beseitigen würde. Wie furchtbar groß aber ist die Verantwortung, dies Wort ungesprochen zu lassen! Erich Foerster

---

Verschiedenes

(Der Streit um die Eheschließungsform) wird in einer Zuschrift von befreundeter Seite unter Gesichtspunkten besprochen, die uns durchaus beachtenswert scheinen. Schade nur, daß die Lage nicht so einfach ist, wie der Einsender voraussetzt, nicht zum wenigsten durch Schuld derer, die an der Spitze der Agitation für die „fakultative Kirchenehe" stehen! Aber wir verzichten heute auf jede weitere Einrede. Die Zuschrift lautet:

Der Streit um die Eheschließungsform ist denn doch — Formstreit! Warum sich so ereifern? Es ist denn doch eine praktisch-sittliche Frage des Volkslebens, um die es sich dabei handelt, eine der vielen „sozial" gearteten Fragen, bei denen die richtige praktische Lösung nicht aus der einen oder andern Theorie und Doktrin heraus, sei sie eine staatsrechtliche oder philosophische oder theologisch-kirchliche, zu finden ist, sondern aus praktischen Erwägungen des Gemeinwohls, der Befriedigung des Volksgemüts. Nicht fragen: Was von der Ehe gehört dem Staate an, was der Kirche, und dann nach der einen oder andern Doktrin die praktischen Gesetzesvorschriften gestalten, sondern die höhere Einheit suchen. Volk und Volksleben sind die höhere Einheit, Staat und Kirche sollen das Volk leiten, indem sie ihm recht dienen, ohne Mißtrauen und Eifersucht gegen einander. Die feste Burg des Volkslebens sind Haus und Familie. Es ist eine starke und edle Volkssitte, seit Jahrhunderten befestigt im Volksleben und Volksgemüt, daß der Akt der Gründung von Haus und Familie durch die Vereinigung von Mann und Weib zum Ehebunde als ein über die zeitliche und irdische und natürliche Sphäre hinausreichender, als ein religiöser aufgefaßt wird. Der Staat als Organisation nicht bloß des natürlichen sondern auch des sittlichen Volkslebens kann nach evangelischer Auffassung mit vollem Rechte sagen: Die Ehe ist in erster Linie eine natürlich-sittliche Lebensordnung, ihre Rechtsbedingungen und Erfordernisse zu regeln ist meine Sache. Er kann auch, wenn er will, hinzufügen: Nur meine eignen unmittelbaren Beamten können die Eheschließung öffentlich rechtskräftig aussprechen. Aber warum soll er dies „nur" aussprechen, wenn thatsächlich eine der Schonung, Pflege und Förderung so würdige Volkssitte den Schwerpunkt der Eheschließung oder ihrer öffentlichen Feier in dem religiös-kirchlichen Akte noch immer sucht und findet? Nehmen wir doch lieber den praktisch-freiheitlichen Standpunkt Amerikas ein. Dort giebt es gar nicht einmal privilegirte Kirchen, öffentlich-rechtliche große Religionsgesellschaften; die durch den Diener irgend einer thatsächlich vorhandnen Kultusgemeinde vollzogne Trauung wird vom Staate als öffentlich-rechtskräftige Form der Eheschließung willig anerkannt. Warum soll das bei uns nicht auch zulässig sein, mit unsern althistorischen, privilegirten, vom Staate selbst teils geleiteten, teils überwachten großen Kirchenkörpern, deren Diener zugleich mittelbare Staatsbeamte sind, oder vermöge der noch glücklich behaupteten „Anzeigepflicht" nur unter staatlicher Kenntnis und Zulassung in ihre Amtsstellungen eintreten können und eine sorgfältig geregelte allgemeine und besondre Vorbildung nachweislich genossen haben müssen? Was hindert den Staat, sich damit zufrieden zu geben, daß bei jeder Eheschließung die rechtlichen Erfordernisse durch seine Beamten ausschließlich gewahrt und ausschließlich auf Grund der urkundlichen Zulässigkeitserklärung des staatlichen Standesbeamten kirchliche Trauungen vollzogen werden? — Das war ja das Unglück und der Mißgriff des Staats im Kulturkampf, daß er der überspannten römischen Kirchendoktrin gegenüber eine höher gespannte Staatsdoktrin mit äußern Machtmitteln durchsetzen wollte. Schreiber dieses hat bei Einführung der obligatorischen Zivilehe einen Verteidiger derselben abgegeben, von seinem linksrheinischen Heimats- und theologischen Kirchen-Emanzipationsstandpunkte aus, und er ist auch heute noch fern davon, sie grundsätzlich zu verwerfen. Die evangelisch-ethische Doktrin verträgt sich ganz gut mit dem jetzt zu Recht bestehenden Doppelakt. Aber wenn er jetzt im Reichstag säße, so würde er entschieden für den vom Reichsboten vertretenen Vorschlag stimmen, unbekümmert darum, daß er sich dabei mit Leuten zusammenfände, die ihm sonst nach ihrer kirchlichen und politischen Auffassung zu eng und unfrei sind. Er hat das Volksleben und seine Bedürfnisse praktischer betrachten gelernt, erkennt nicht den geringsten thatsächlichen Vorteil für Volk, Staat oder Kirche in dem Festhalten an dem obligatorischen Doppelakt lediglich um des Prinzips willen, aber einen entschiednen Vorteil, eine äußere Vereinfachung und Erleichterung für alle, eine innere Erleichterung und Befriedigung für sehr viele Volksgenossen in der Wahlfreiheit zwischen bürgerlicher oder kirchlicher Form der Eheschließung. Die überspannte römisch-kirchliche Doktrin bleibt dieselbe, mag der Staat sich so oder so stellen; dieser Gegensatz wird unnötig gereizt und die römische Position zum Schaden des Staates und der evangelischen Kirche nur verstärkt, wenn der Staat in seinen Forderungen

über das hinausgeht, was um der öffentlichen Ordnung und der Rechtssicherheit willen notwendig ist. Für das staatstreue evangelische Volk ist es eine Wohlthat und darum auch für den Staat selbst, wenn er unter eigner, selbständiger Wahrung seiner rechtlichen Erfordernisse dem pietätsvollen Volksgemüt und der christlichen Volkssitte die achtungsvolle Rücksicht erzeigt, daß er dem kirchlichen Trauungsakt die rechtsgiltige Wirkung zuerkennt. Auf den Begriff der „Landeskirche" darf man sich doch nicht bloß dann berufen, wenn es gilt, das kirchliche Leben einzuengen, sondern auch dann, wenn ihm freie Bahn im Volksleben gemacht werden kann; nur freie Bahn, Freiheit und Achtung, kein Zwang! Die Wahlfreiheit in der Eheschließungsform läßt sich theoretisch ebenso gut rechtfertigen wie der Doppelakt. Gerade nachdem der Staat einige Jahrzehnte hindurch sein Eigenrecht an der Ehe klar und scharf durchgesetzt hat, kann er sich nun sehr wohl auf diesen praktisch-freiheitlichern, weitherzigen Standpunkt stellen. Mag er die neuen Paragraphen dabei so fassen, daß das Prinzip gewahrt wird: Nicht die Kirche als solche macht aus göttlichem Recht die Ehe, sondern dem von staatlich anerkannten Dienern anerkannter Religionsgemeinschaften nach Erfüllung der staatlichen Rechtsvorschriften vollzognen Trauungsakt legt der Staat die eheschließende Kraft und Wirkung bei.

Die Eidesleistung ist ohne Frage ein religiöser Akt. Die Kirche hat nichts dagegen, daß der Staat diesen religiösen Akt allein und unmittelbar durch seine Diener vornehmen läßt. Die Eheschließung ist ohne Zweifel ein irdisch-weltlicher Akt. Warum soll der Staat es prinzipiell ablehnen, diesen Akt durch einen Kirchendiener vollziehen zu lassen, wenn es nur nach Erfüllung seiner rechtlichen Anforderungen geschieht? — Dann müßte konsequenterweise auch jede Eidesleistung, weil sie sowohl eine religiöse als auch eine bürgerlich-rechtliche Seite hat, in Form eines Doppelaktes vollzogen werden. Die Schule ist eine Veranstaltung des Staates. Aber innerhalb des vom Staate geordneten rechtlichen Rahmens der Schule leitet den Religionsunterricht die Kirche. Warum soll sie nicht auch innerhalb des vom Staate geordneten rechtlichen Rahmens der Eheschließungsverhältnisse den Eheschließungsakt rechtsgiltig vornehmen können? Nicht kraft eignen Rechtes in das staatliche Rechtsgebiet eingreifend, sondern weil der Staat ihrem Trauungsakt bei denjenigen seiner eheschließenden Unterthanen, die dies wünschen, die rechtsgiltige Wirkung seinerseits zuschreibt — wie er den im staatlichen Rechtsrahmen kirchlich geleiteten Religionsunterricht als wirklichen Unterricht, als vollgiltigen Bestandteil des Bildungsaufbaues betrachtet? Die gegnerische Staatstheorie, auf die Schulverhältnisse angewandt, müßte folgerichtig den Religionsunterricht aus den öffentlichen Schulen ausschließen und es den Religionsgesellschaften überlassen, diesen Teil der Volksbildung dem vom Staate besorgten Teil selbständig, nach eignem Ermessen und Belieben hinzuzufügen. Das wäre vielleicht kein Unglück; aber einstweilen sind wir noch nicht soweit. Und solange wir die radikale Trennung von Kirche und Staat in den andern Gebieten des öffentlichen Lebens nicht haben: warum soll sie gerade in Ehesachen radikal durchgeführt werden?

Man verweist auf Zukunftsmöglichkeiten und auf die Notwendigkeit für den Staat, sich für alle Fälle freie Hand zu bewahren und unter allen Umständen sein Eigenrecht in Ehesachen zu sichern. Gut! Thue er das! Wenn der Grundsatz lautete: „Die Ehe wird vor dem Standesbeamten oder vor dem Geistlichen einer staatlich anerkannten Religionsgesellschaft geschlossen," so könnte ein Zusatz lauten: „Die Befugnis zum Vollzug einer rechtsgiltigen Eheschließung kann einer Religionsgesellschaft durch den Bundesrat, einem einzelnen Religionsdiener durch die höhere staatliche Verwaltungsbehörde entzogen werden." Mehr braucht der Staat gewiß nicht, um seine selbständige Rechtsordnung für alle Fälle zu sichern. Dem Volke aber bietet er eine willkommene Entlastung von unnötigen Umständlichkeiten und dem Volksgemüt in weitesten Kreisen eine Beruhigung, wenn er der freiwilligen kirchlichen Eheschließungsform (fakultative Kirchenehe) unter Vorbehalt eines Ausschließungsrechtes rechtsgiltige Wirkung verleiht. Mch

(Aus der Anstalt Bethel) wird uns zu dem in Nr. 13 von K G ausgesprochnen Tadel wegen des „einzig richtigen Bildes unsers Heilands" geschrieben: Die bescheidne „Kunsthandlung" unsrer Anstalt hat die Anzeige jenes edeln und viel begehrten Christusbildes in gutem Glauben in ihren Katalog so aufgenommen, wie sie ihr von der Verlagshandlung zuging. Eine achtungswerte Verlagshandlung wie die von Fr. Pfeilstücker sollte allerdings besser Bescheid wissen und die harmlosen kleinen Leute, die ihre Erzeugnisse verbreiten helfen, nicht der Gefahr aussetzen, frommen Betrugs bezichtigt zu werden. Hätte der scharfe Herr Kritiker, der sogar den Druckfehler Tiberias statt Tiberius monirt, seine vor drei Jahren in der Christlichen Welt gegebne Belehrung über jenes kunstgeschichtliche Falsum schon damals dem Kreise christlicher Buch- und Kunsthandlungen, zu dem die der Anstalt Bethel gehört, zur Belehrung und Warnung mitgeteilt,*) so würde die letztere schon damals sich gerne haben belehren lassen, wie sie es jetzt thut. Sie wird das Bild auch künftig, wie es dasselbe verdient, empfehlen und verbreiten, aber die legendarische Empfehlung der Verlagshandlung nicht mehr ihrem Katalog einverleiben. Welche Form der Anzeige schlägt Herr K G vor?

---

*) Das ist denn doch viel verlangt! Man muß den „christlichen Buch- und Kunsthandlungen" doch so viel Bildung zumuten, daß keine an die Existenz eines „einzig richtigen" Bildes von Christus glaubt. Unbegreiflich aber ist, daß die Verlagshandlung von Fr. Pfeilstücker bei dieser schwindelhaften Reklame verharrt. Uebrigens sind der Einsender des Monitums in Nr. 13 und der Verfasser der Notiz in Nr. 11 des Jahrgangs 1893 verschiedene Personen. D H

(**Mission in Japan**) Der Allgemeine Evangelisch-Protestantische Missionsverein hat in voriger Nummer dieses Blattes seine Aufforderung an Theologen, sich zum Dienst auf dem japanischen Missionsfelde zu melden, wiederholt. Die Aufgabe, die einem wissenschaftlich tüchtigen und wahrhaft frommen jungen Theologen sich damit aufthut, ist so schön und die Arbeit, zu der gerufen wird, so notwendig, daß wir auch an dieser Stelle auf das Gesuch aufmerksam machen möchten. Meldungen bis 15. Mai an Prediger Dr. Arndt, Berlin C, Friedrichsgracht. R

Quittung

Für Armenien: 400 Mk. gesammelt durch das Neue Sächsische Kirchenblatt in Leipzig; 117,50 Mk. aus der Gemeinde Groß-Salze bei Magdeburg; 36,50 Mk. aus der Gemeinde Bleckede; 20 Mk. von N B R, Stuttgart; 16,70 Mk. aus den Gemeinden Holzhausen-Obertiefenbach; 5 Mk. von L T, Grävenwiesbach; je 3 Mk. von J, Sonsbeck; C L, Balberg; K, Misdroy; je 2 Mk. von Fr J, Sonsbeck; K, Herzberg a. H.

Für Klein-Namaland: 20 Mk. von E B, Lichtenthal; 10 Mk. von N B R, Stuttgart; 2 Mk. von K, Herzberg a. H.

Für die Pfarrerstochter und Lehrerswitwe in Kaschau: 3 Mk. von X Y, Ulm.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 17 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Ein **Theologe** von gründlicher wissenschaftlicher Bildung und tiefer religiöser Wärme, der mit aufrichtiger Begeisterung der Heidenmission als Lebensberuf sich widmen will, wird für unser **japanisches Arbeitsfeld** gesucht. Wahlfähigkeit für das geistliche Amt in der Heimat und womöglich bereits erfolgreiche praktische Bewährung ist Voraussetzung; die Kenntnis des Englischen ist erwünscht. Die Aussendung soll im Laufe dieses Jahres erfolgen. Meldungen mit Zeugnissen und Lebenslauf sind **bis zum 15. Mai d. J.** bei dem unterzeichneten Zentralvorstand einzureichen, der auf Anfragen gern jede nähere Auskunft erteilt.

Der Zentralvorstand des Allgem. evang.-protest. Missionsvereins

Berlin, den 3. Januar 1896 — Prediger **Dr. Arndt**, **Berlin C**, Friedrichsgracht 53

Ein evang. Theologe,

der schon einige Jahre im prakt. Dienste thätig gewesen, gute Zeugnisse aufzuweisen und auch das **Religionslehrerexamen** für höhere Schulen absolvirt hat, sucht Stellung an öffentl. oder priv. Lehranstalt, Institut, Töchterschule oder dergl. im In- oder Ausland. Angebote unter **M. B. Schw.** an die Expedition erbeten.

Die glückliche Geburt eines gesunden Knaben beehren sich anzuzeigen

Bonn, 15. April 1896

Professor **Otto Ritschl** und Frau **Eveline** geb. **Dieterichs**

Gottes Güte schenkte uns heute einen Sohn.

Hohenwarsleben bei Magdeburg, 16. April 1896

Pastor **P. Bonsack** und Frau **Margarete** geb. **West**

Zu verkaufen für nur M. 105
Herzogs, Realencyklopädie der protest. Theologie. 2. (neueste) Aufl. 18 Bde. Hfz. geb. (Neupreis Mk. 216), durch
Alfred Lorentz, Antiquariat, **Leipzig**

Pianinos, Harmoniums,
von M 350.— an, von M 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph in Giessen Nr. 162.

Hoffmann, Die Aussicht vom Himmelfahrtsberg. Predigt über Acta 1, 1—12. 15 Pfg.
Krummacher, Pfingsten. Predigt üb. Acta 4, 31. 32. 30 Pfg.
Zu beziehen von J. Krause, Buchhandlg., Halle a. S.

Die 2. Aufl. von Herzog u. Plitt, Realencyklopädie nehme ich bei Bezug der eben erscheinenden 3. Aufl. mit 80 Mk. an.
J. Krause, Antiquar., **Halle a. S.**

Soeben ist erschienen:
Deutschland, Deutschland über alles!
Aufsätze und Reden aus zehn Jahrgängen „Akademischer Blätter"
(Verbandsorgan der Vereine deutscher Studenten)
Preis broschirt 2 Mark
Leipzig — **Fr. Wilh. Grunow**

Soeben erschienen: **Pfingst-Nummer**
der neuen Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst, hrsg. von D. Spitta und D. Smend. **Nimmt in ihren prakt. Darbietungen auf das Friedensfest** (10. Mai), **Himmelfahrt und Pfingsten Bedacht**
und ist durch jede Buchhandlung u. direkt (auch z. Ansicht) zu beziehen. Preis 50 Pfg.
Preis des Jahrgangs 6 M durch den Buchhandel, direkt od. durch die Post.
Göttingen. — *Vandenhoeck & Ruprecht.*

Bei uns ist soeben erschienen:
Jahresbericht des theologischen Seminariums der Brüdergemeine in Gnadenfeld vom Studienjahr 1895/96. Von Direktor P. Kölbing. Gr. 8°. 65 Seiten. Preis 1 Mk.
Inhalt:
1. **Jahresbericht** und Vorlesungsverzeichnisse. Seite 1—5.
2. **Die heilige Schrift als oberste Norm der christlichen Glaubenserkenntnis.** Dogmatische Untersuchung von P. Kölbing. S. 7—65.
Anstalts Buchhandlung in Gnadau bei Magdeburg

Vorübergehende Preisermäßigung!
Von **Herzog, J. J., Abriß der gesamten Kirchengeschichte**, 2. Aufl., besorgt von Lic. theol. G. Koffmane, Leipzig, 1892, habe ich sämtliche Bestände übernommen und liefere das Exemplar bis auf Widerruf **anstatt Ladenpreis Mk. 28.— zu nur Mk. 15.—**. Es ist hierdurch den Herren Geistlichen **Gelegenheit geboten**, sich dieses vorzügliche Werk zu einem **außergewöhnlich niedrigen Preise** anzuschaffen.
Meißen — **H. W. Schlimperts Verlag**

Eine Luftballonpflanze. Der Baumschulbesitzer Herr Albert Fürst in Schmalhof, Post Vilshofen, Niederbayern, macht uns auf eine interessante, leicht zu ziehende Schlingpflanze aufmerksam, die aus Malabar eingeführt wurde und sich im letzten Sommer zu einer staunenswerten Ueppigkeit entwickelte. Es ist dies die Luftballonpflanze (Cardiospermum hirsutum). Der Samen wird frühzeitig in Töpfchen gesäet (je 3 Korn) und im Mai ins Freie oder in Töpfe verpflanzt; sie rankt bald in die Höhe, erreicht schon im Juli eine Höhe von 7 bis 8 Meter, trägt elegant gefiedertes Laub und zahlreiche, weiße duftende Blümchen ähnlich dem Waldmeister, die von den Bienen stets umschwärmt sind. Das Interessanteste aber sind die bronzefarbigen blassen Früchte, die wie schwebende Ballons die ganze Pflanze schmücken. Eine Prachtschlingpflanze für jeden Garten zur Deckung von Sommerhäusern, Söllern und kahlen Stellen; unvergleichlich zierend im Topfe vor dem Fenster. Die reizenden Fruchthülsen bleiben monatelang an der Pflanze und schmücken fast den ganzen Winter, bis die Frühlingsstürme sie verwehen. Frischen Samen dieser interessanten Pflanze liefert obige Firma zu 60 Pf. und 1 Mark die Portion, 10 andre interessante Sorten neuer Schlingpflanzen 2 Mark, 10 andre ganz neue und höchst interessante Sorten Schlingpflanzen mit Kultur 3 Mark.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Hefte zur Christlichen Welt
Soeben ist erschienen:
Nr. 23. **Bibelwort u. Gotteswort.** Von Evangelicus. Preis 40 Pfg.
Nr. 24. **Die altkirchliche Christologie und der evangelische Heilsglaube.** Von P. Lobstein, Professor der Theologie an der Universität Straßburg. Preis 40 Pfg.

Chronik der christlichen Welt
Postzeitungs-Nr. 1481. Vierteljährlich 1,50 Mark
Nr. 16: Versammlungen und Kongresse: Der neunzehnte deutsche Protestantentag; Der Freikirchenkongreß zu Nottingham (Fortsetzung) — Vorlesungen auf den außerdeutschen evangelisch-theologischen Fakultäten im Sommersemester 1896 — Verschiedenes
Nr. 17: Versammlungen und Kongresse: Der neunzehnte deutsche Protestantentag (Fortsetzung); Der Freikirchenkongreß zu Nottingham (Fortsetzung) — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Zur kirchlichen Lage in Württemberg; Regulirung der Pfarrgehälter und der kirchlichen Gebührenordnung in Breslau — Verschiedenes

Die Grenzboten
Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst
55. Jahrgang
Postzeitungs-Nr. 2932. Vierteljährlich 9 Mark.
Nr. 17: Der russische Sozialismus — Landwirtschaftliche Reinerträge — Neue Romane — Unberechtigte und berechtigte Ausländerei — Maßgebliches und Unmaßgebliches — Litteratur

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage von der Creutzschen Verlagsbuchhandlung, R. u. M. Kretschmann in Magdeburg

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 18 — Leipzig, den 30. April — 1896

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Der Pfahl im Fleisch — Die Geschichte der christlichen Liebesthätigkeit: 1. Einleitung; 2. Der konfessionelle Charakter der Liebesthätigkeit — Elend und Hilfe in Armenien — Zu dem Artikel über Tolstois Kreutzersonate — Die Stellung der unehelichen Kinder nach dem Entwurf eines Bürgerlichen Gesetzbuchs (Reichstagsvorlage) — Verschiedenes: Tägliche Rundschau und Deutsche Zeitung; Der dreihundertfünfzigste Todestag Luthers; Johannes Mathesius — Quittung — Anzeigen

Der Pfahl im Fleisch

Und auf daß ich mich nicht der hohen Offenbarungen überhebe, ist mir gegeben ein Pfahl ins Fleisch, nämlich des Satanas Engel, der mich mit Fäusten schlage, auf daß ich mich nicht überhebe. 2. Kor. 12, 7.

Ein Christ, der durch Anfechtungen hindurch muß, wird immer mit Vorliebe zu dieser Stelle und den wunderbaren Worten, die unmittelbar darauf folgen, zurückkehren. Für die Findigkeit der kritischen und unkritischen Ausleger aller Zeiten ist ja der Spruch ein Tummelplatz wildester Einfälle gewesen; uns liegt hier nur daran, eine schlichte Anwendung zu machen, die sich dem frommen Verlangen von selbst ergiebt.

Paulus hatte alle Ursache, seine ganze Kraft in seinem Berufe einzusetzen; er allein hatte klar die Aufgabe gefaßt, der unermeßlichen Heidenwelt Christum zu bringen, während die Zwölfe noch um Israel warben. Welche Anspannung Leibes und der Seele muteten diese Reisen ihm zu, diese kurzen Aufenthalte unter immer neuen Menschen, in denen es tiefste Wirkung zu erzielen galt! Und nun dabei der Pfahl im Fleisch! Was es eigentlich gewesen ist, wissen wir nicht, aber ein furchtbares Hemmnis seiner Thätigkeit und Freudigkeit muß es gewesen sein, das eben, wenn er seine Kräfte ganz einzusetzen nötig hatte, ihn fast versagen ließ: ein Satansengel, der ihn mit Fäusten schlug, ihm beigegeben, damit er sich der hohen Gottesoffenbarungen nicht überhebe. Dreimal hat er den Herrn angefleht, um Seiner Sache, Seines Sieges willen diese furchtbare Zugabe von ihm zu nehmen; er hat die Antwort bekommen: Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig! So trägt er denn sein Geschick; der Pfahl im Fleische bleibt; aber er ist ihm kein Hindernis der hohen Offenbarungen, kein Hindernis seiner Freudigkeit, kein Hindernis des Sieges Christi mehr — im Gegenteil, er nimmt davon Anlaß zu rühmen und zu preisen: Denn wenn ich schwach bin, bin ich stark.

Mag es gewesen sein, was es will, so war das, was der Apostel anfangs als unerträgliche Last empfindet, kein Mangel seiner Gesinnung und seines Willens, keine Sünde. Ins Fleisch ist ihm der Pfahl gegeben: also um ein körperliches oder doch mit dem Körperlichen zusammenhängendes, meinetwegen psychisches Leiden handelt es sich. Und da meine ich, liegt die Anwendung von dem Apostel auf uns kleine Christen, von seinem großen Uebel auf unsre geringern tröstlich nahe.

Was hindert uns nur zu oft in der treuen Nachfolge Jesu? In der Liebe zu Bruder und Schwester, Freund und Feind? In der treuen Erfüllung unsrer Berufspflicht? In der ungebrochnen Ausrichtung alles dessen, was wir für gut, nützlich, edel, notwendig und gerade von uns gefordert erkennen? Unsre leiblichen, unsre psychischen Zustände.

Warum thue ich mit all meiner Liebe im Herzen gerade den geliebten Menschen weh? Warum gebe ich eine unfreundliche Antwort, wo ich doch weiß, daß ich unrecht habe und daß es unrecht ist? Warum überhaste ich eine Arbeit, von deren Wichtigkeit ich überzeugt bin? Warum lasse ich mich zu einem einseitigen Urteil hinreißen und nagle mich darauf fest, obwohl ich bei einigem guten Willen seine Einseitigkeit mit Sicherheit von vorn herein erkennen müßte?

Der Pfahl im Fleisch ist schuld. Ich habe gerade Kopfweh oder Zahnschmerzen oder Herzklopfen oder Magenbeschwerden, oder ich höre nicht gut, sehe nicht gut, bin ermüdet, bin hungrig oder durstig, bin erhitzt oder erkältet, habe Nerven oder sonst ein großes oder kleines Leiden. Und alle meine Erkenntnis, mein Ernst, meine Menschenfreundlichkeit, meine Fähigkeit für Andre oder für einen großen Zweck mich selbst zu opfern, geht unter wie nicht vorhanden in meinem leiblich-seelischen Zustande. Zuweilen kämpft mein Geist noch dagegen, zuweilen siegt der Satansengel kampflos.

Es ist nicht zu sagen, wie viel Gutes unter der furchtbaren Macht unsers schwachen Fleisches zu Grunde geht! Es ist nicht zu ermessen, wie viel Unglück davon herkommt, nicht allein im Leben des Einzelnen, seines kleinen häuslichen, geschäftlichen, geselligen Kreises, sondern auch im Verlaufe der Weltgeschichte.

Ursache genug, den Herrn darum anzuflehen, daß er uns freimache von dieser Mitgift. Ja wir sollen einmal frei werden. „Ich glaube eine Auferstehung des Fleisches!“ Die Uebersetzung „Fleisch“ statt „Leib“ dort im Bekenntnis ist zwar nicht richtig, mindestens irreführend, aber so ganz übel ist sie nicht! Zu der Vollendung unsers Wesens in der Ewigkeit gehört eine leiblich-seelische Wirklichkeit, an der wir nichts mehr zu tragen haben, die unserm Geiste vollkommen dient.

Aber bis dahin? Bis wir auf diese christliche Hoffnung die Probe machen können? Nun, Paulus ist sich bewußt, daß der Pfahl in sein Fleisch gekommen ist nicht durch seine Schuld. So sollen wir unser Fleisch treu bewahren und behüten, damit es nicht durch unsre Schuld zum Dienste des Geistes untüchtig werde, schließlich mehr Hindernis als Werkzeug des Guten, das wir thun und sein nicht nur wollen, sondern auch könnten. Eine Fülle von Forderungen wird da an die sittliche Selbstzucht des Christen gestellt: ich überlasse das dem ernsten Nachdenken eines Jeden.

Wenn aber doch verschuldet oder unverschuldet der Pfahl im Fleische sitzt? Wenn alle sittliche Selbstzucht nichts mehr ändert? — Einmal soll man es nicht so schnell aufgeben, durch ernste sittliche Arbeit an sich selbst auch körperlich-seelische Zustände, unter denen wir leiden, zu bessern. Sodann aber triumphirt hier die wahre Religion. Gott ruft es auch in deine Schmerzen und Aengste hinein, tröstend, aufrichtend, mahnend: Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in deiner Schwachheit mächtig! Haben wir das verstanden, dann wird aus dem Satansengel ein Engel des Lichts. Wir dürfens staunend erleben, was wir trotz unsrer Leiden leisten können,

wie wir unsre körperlich-seelischen Zustände in kraft des Geistes innerlich überwinden können, sodaß sie zu einer Quelle gesegneter Erfahrung und Uebung werden, vielleicht nicht allein für uns, sondern auch für Andre. Wir merken dann, der Pfahl ist uns nicht vom Satan, sondern von Gott ins Fleisch gegeben, nicht damit wir uns der hohen Offenbarungen nicht überheben, sondern damit wir noch mehr der Offenbarung seiner Güte und Macht empfangen mögen.*) R

Die Geschichte der christlichen Liebesthätigkeit

Uebersicht: 1. Einleitung; 2. Der Konfessionelle Charakter der Liebesthätigkeit; 3. Interkonfessionelle Liebesthätigkeit; 4. Die Kirchgemeinde als Träger der Liebesthätigkeit; 5. Verhältnis der Liebesthätigkeit zur sozialen Frage

1. Einleitung

Schon lange nahm es mich Wunder, daß von Uhlhorns Meisterwerk über die Geschichte der christlichen Liebesthätigkeit keine neue Auflage erscheinen wollte. Jetzt ist sie da,**) und hoffentlich wird nun mancher darnach greifen, der bisher achtlos daran vorübergegangen ist. Die Verlagshandlung hat das Ihre dazu gethan, dem Werke einen weitern Leserkreis zu erschließen. Der teure Preis, der große Umfang, die gelehrte Ausstattung mochten manchen von der Lektüre abschrecken. Die neue, billigere Ausgabe faßt die bisherigen drei Bände ohne wesentliche Veränderungen in einen stattlichen Oktavband zusammen; nur der gelehrte Apparat, den die wertvollen Anmerkungen enthielten, ist weggefallen. Allerdings wird, wer das Werk zu wissenschaftlichen Zwecken brauchen will, die erste Auflage***) nicht entbehren können; es wäre deshalb wünschenswert, daß die Anmerkungen mit entsprechender Umgestaltung in einer Separatausgabe erscheinen möchten. Aber doch gebührt der Verlagsbuchhandlung unser Dank, daß sie durch ihr Vorgehn eine größere und schnellere Verbreitung des Werkes in Aussicht stellt.

Uhlhorns Werk verdient in den weitesten Kreisen gelesen zu werden. Für jeden Gebildeten eine anziehende und mühelose Lektüre wird es allen, die für die Geschichte des Christentums irgend welches Interesse besitzen, gespannte Aufmerksamkeit abnötigen. Manche Teile, namentlich aus der Geschichte der alten Kirche und der Neuzeit, eignen sich sogar zu gemeinsamem Lesen im Familienkreise. Wer allerdings das Ganze in dieser Weise nutzen wollte, wird über große Beharrlichkeit verfügen müssen. Denn die Anlage des Werkes hat, das darf nicht verschwiegen werden, eine große Anzahl von Wiederholungen mit sich gebracht; auch läßt sich nicht leugnen, daß die überhaupt etwas breite Darstellung gelegentlich monoton wird, namentlich im zweiten Teile, wo die Sprödigkeit des Stoffes nicht immer überwunden ist. Aber was bei gemeinsamem Lesen leicht ermüdet, wird der Einzelne für sich nicht so empfinden, und wer solche kleine Schwächen zu tragen weiß, wird durch die erstaunliche Mannichfaltigkeit der immer neu aus der Liebe gebornen christlichen Lebensformen, durch die bei aller innern Uebereinstimmung sich geltend machende Eigenart der auftretenden christlichen Persönlichkeiten, durch den Reichtum an neuen Gesichtspunkten sich mehr als entschädigt finden.

Besonders gern sähe ich Uhlhorns Werk in der Hand junger Theologen, namentlich in den Kandidatenjahren; für sie kenne ich keine bessere Lektüre, kein förderlicheres Studium. Wüßte ich doch kaum eine Schrift zu nennen, die mir lieber geworden wäre, die auch nur annähernd den gleichen Reiz und die gleiche Anregung böte, die sittlichen und kulturellen Wirkungen des Christentums zu studiren, die Macht der Liebe auf sich wirken zu lassen und an der Uebung der Liebe sich zu beteiligen. Und so wird

*) Vgl. Jahrgang 1889, Nr. 2: Die Quelle der Kraft.

**) Die christliche Liebesthätigkeit. Von G. Uhlhorn, Dr. theol., Abt zu Loccum. Zweite verbesserte Auflage. 816 Seiten, groß Oktav. Broschirt 12 Mk., elegant in Halbfranz gebunden 14 Mk. Neuer Verlag von D. Gundert in Stuttgart.

***) So lange der kleine Vorrat reicht, ist die bisherige Ausgabe in 3 Bänden zum Preise von 20 Mk., auch in einzelnen Bänden, noch zu beziehen.

kein Kandidat das Buch aus der Hand legen, ohne daß seine Liebe zum geistlichen Amte gemehrt, sein Streben durch leuchtende Ideale bereichert und geklärt würde.

Daß auch Männer der kirchlichen Praxis, der innern Mission durch solches Studium reichen Gewinn haben werden, versteht sich von selbst. Was ein jeder auf seinem Gebiet, der Nötigung gegebner Verhältnisse scheinbar zufällig gehorchend zur Ausführung gebracht hat, das schaut er hier im großen Zusammenhange, in seiner innern, geschichtlichen Notwendigkeit und kann von gleichgesinnten Mitarbeitern wie von großen Vorgängern lernen. Ist es doch kein geringerer als Theodor Fliedner, der Vater des Diakonissenwerks, der diesen Wert einer Geschichte der Liebesthätigkeit erkannt und Uhlhorn zu seinem Werke die erste Anregung gegeben hat.

Es war, so erzählt Uhlhorn, an einem Sommerabend, wenn ich nicht irre, im Jahre 1863, als ich bei einem Besuche in Kaiserswerth mit Fliedner im Garten des Diakonissenhauses auf und ab ging. Wir sprachen über das Wiedererwachen der Liebesthätigkeit in den evangelischen Kirchen Deutschlands. Da blieb Fliedner plötzlich stehen, stieß, wie er zu thun pflegte, mit seinem Stocke auf die Erde und sagte zu mir: Sie sollten eine Geschichte der Liebesthätigkeit schreiben; ein solches Buch könnte dazu dienen, das Interesse für die Werke der christlichen Liebe in weitern Kreisen zu erwecken und zu mehren.

Dieser Aufgabe ist Uhlhorn in mustergiltiger Weise gerecht geworden. Weiß man doch nicht, ob man mehr die jahrelange gründliche Arbeit in der sorgfältigen Erfassung des Einzelnen oder den umfassenden Blick für die großen Zusammenhänge, mehr die gründliche theologische Bildung oder die ausgebreitete Kenntnis der allgemeinen und Kulturgeschichte bewundern soll. Das schließt natürlich nicht aus, daß die wissenschaftliche Forschung selbst in wichtigen Punkten über die von Uhlhorn vertretene Darstellung hinauskommen und sie berichtigen kann. Ja, wenn ich nicht irre, ist das bereits hie und da geschehen. Aber gerade auch darin zeigt sich die Meisterschaft dieses Werkes, daß es zu tieferer Erforschung der behandelten Entwicklung anspornt, und daß, wer auch in manchen Punkten Uhlhorns Forschungen für überholt hält, gern und mit Lust zu seinem Buche immer wieder zurückkehren und an seiner Darstellung die eignen Ergebnisse prüfen wird. Dies ist um so nötiger, da Uhlhorns Werk nicht bloß als Privatarbeit eines Einzelnen, sondern zugleich als Programm einer weitverbreiteten und einflußreichen Richtung aufgefaßt werden muß. An den Grundgedanken dieses Werkes soll deshalb in aller Kürze eine solche Prüfung versucht werden; dadurch wird auch ihre Eigenart am besten gekennzeichnet werden.

2. Der konfessionelle Charakter der Liebesthätigkeit

Die Liebe ändert sich in ihren Motiven, in ihren Zielen, in ihrer Handlungsweise in demselben Maße, wie sich die Auffassung vom Christentum überhaupt ändert, mit andern Worten, die Liebe ist konfessionell geartet und konfessionell verschieden. Das ist eins der Hauptergebnisse Uhlhorns, und der Beweis, den er dafür aus der Geschichte führt, läßt an überzeugender Kraft nichts zu wünschen übrig. Beruht der gewaltige Aufschwung, den die Erkenntnis der Geschichte der Dogmen und der Stufenfolge der Konfessionen gewonnen hat, auf der Durchführung des allgemeinen Grundgedankens, daß in jeder Epoche die Glaubensgedanken nur einen Teil der ganzen Lebensgestaltung bilden, daß eine Gesamtvorstellung vom Leben jeder Zeit ihr eigenartiges, einheitliches Gepräge giebt, so zeigt sich die wissenschaftliche Höhe der Leistung Uhlhorns darin, daß er den gleichen Grundgedanken auf dem Gebiet der Liebesthätigkeit durchgeführt hat, und es ist überaus lehrreich, aus seinem Werke zu ersehen, wie die Gestaltung der Glaubensgedanken mit der der Lebensnormen, speziell der Liebesthätigkeit aufs engste zusammenhängt. Man wird vielleicht sagen dürfen, daß es in der Hauptsache zwei Gedanken sind, auf die man die jeweilige Gesamtauffassung der christlichen Religion zurückführen kann: die Art, wie die Beziehung des Menschen zu Gott geregelt gedacht ist, und das Verhältnis, in das das ewige Leben zum irdischen gesetzt wird. Demgemäß wird, wie Uhlhorn nachweist, die Gestaltung der Liebesthätigkeit eine völlig andre, je nachdem die Barmherzigkeitsübung in äußerlicher, gesetzlicher Weise als ein Werk, auf dessen

Belohnung durch Gott gerechnet wird, gilt, wie im Katholizismus, oder aus freier zuvorkommender Liebe hervorgeht, die durch Gottes Vatertreue angeregt ist, wie im Protestantismus. Und wiederum ändert sich Wesen und Aeußerung der barmherzigen Liebe bis auf den Grund, je nachdem der Wert des irdischen Lebens allein den Menschen leitet, wie in der antiken Welt, oder gegenüber dem Gewichte der Ewigkeit das irdische Leben als solches bedeutungslos zu werden scheint, wie im mittelalterlichen Katholizismus, oder im Lichte der Ewigkeit das irdische Leben in seiner Eigenart als wertvolles Mittel für den höchsten Zweck erkannt wird.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst den Einfluß des Verhältnisses, in dem der Mensch zu Gott gedacht wird, auf die Gestaltung der Liebesthätigkeit. Die mittelalterliche Frömmigkeit dreht sich ganz um den Gedanken an Himmel, Fegfeuer und Hölle, und ihr eigentlich treibendes Motiv ist der Wunsch, der Hölle zu entgehen, die Qualen des Fegfeuers möglichst zu mildern und bald in das Himmelreich einzugehen. Das giebt der ganzen Frömmigkeit einen eudämonistischen Zug; auch in der Liebesübung sucht man zuletzt doch nur sein eignes Wohl. Das Entscheidende ist bei der Almosenspende schließlich nicht das Wohl des Empfängers, sondern seine Fürbitte für das Wohl des Gebers; man wählt daher oft als Empfänger fromme Arme deshalb aus, weil diese im Beten fleißiger sind und ihr Gebet wirksamer ist.

Mit der gesetzlichen Art jener Frömmigkeit hängt eine zweite Eigentümlichkeit eng zusammen. Wie das christliche Leben nie als Ganzes gefaßt wird, so kommt es auch auf dem Gebiete der Liebesthätigkeit nicht zu einem einheitlichen Ganzen. Denn wenn nicht die Persönlichkeit des Menschen, der ganze Bestand seines Lebens als Ganzes über seine Zukunft entscheidet, sondern die einzelnen, von der Person losgelöst beurteilten „guten Werke," so wird der Fromme alles daran setzen, um den Haufen der guten Werke möglichst groß zu machen. Unter den guten Werken aber ist das Almosen das bedeutendste. Die Almosen können geradezu alles, sie befreien den Sünder von Sünde und Schuld, sie mehren dem Frommen die Gnade, sie bringen zeitlichen Segen und ewigen, ihre Wirkungen greifen weit hinaus über diese Zeit in die Ewigkeit hinein, sie mindern die Qualen des Fegfeuers, ja vielleicht sogar die der Hölle. Diese Wirkung steigert sich natürlich mit der Menge der Almosen, und deshalb zersplittert die Liebesthätigkeit in unzählige einzelne Gaben, Spenden, Stiftungen, Anstalten. Das massenhafte Almosen züchtet aber den Bettel heran, und so ist das Mittelalter am Schlusse von dem Ziel der christlichen Armenpflege, Versorgung aller armen und notleidenden Gemeindeglieder, weiter als je entfernt.

Der von Luther wieder gepredigte Satz von der Rechtfertigung des Menschen vor Gott allein durch den Glauben schneidet dagegen die Verdienstlichkeit der Werke und damit das Motiv der mittelalterlichen Liebesthätigkeit in der Wurzel ab und setzt ein neues Motiv an die Stelle: die aus dem Glauben erwachsende dankbare Liebe. Von da aus ändert sich dann auch der ganze Charakter der Liebesthätigkeit. Der Mensch thut gute Werke nicht, um selig zu werden, sondern weil er selig ist; die guten Werke erwachsen aus dem Glauben als seine Früchte. Diese Sätze bergen eine ganz neue Sittlichkeit in sich, eine Sittlichkeit, die jetzt nicht mehr in einem Quantum von lauter vereinzelten guten Werken besteht, sondern in einem ganz neuen Leben, darin, daß der gläubige und durch den Glauben gerechtfertigte Mensch sein ganzes Leben von der Liebe zu Gott und zu den Brüdern durchdringen läßt, sodaß die Liebe „wie der Bügel im Kranz Ende und Anfang zusammenfügt und alles zusammenhält." Damit ist der Zersplitterung der guten Werke ein Ende gemacht, und zugleich verliert das Almosen den ganz besondern Wert, den ihm das Mittelalter zuschreibt, als ob es das gute Werk im spezifischen Sinne wäre. Neben das eigentliche Almosen stellt Luther:

ein andres Almosen, da ein jeder seinem Nächsten in seinem Stand und Beruf helfen und dienen kann und dasselbe alle Tag und Stunde, nämlich, daß ein jeder seinen Handel, Handwerk und Gewerbe also führe, daß er niemand übersetze, niemand mit falscher Ware betrüge, sich an einem ziemlichen Gewinne genügen lasse und den Leuten ihren Pfennig wohl bezahle.

Auf eine deutliche Formel bringt einmal Chemnitz diesen Gedanken, indem er geradezu den geschäftlichen Verkehr der Menschen unter einander „die Werkstatt der Liebe" nennt. Damit wird der zufälligen Wohlthätigkeitsübung die falsche Bedeutung genommen, die sie im Mittelalter hatte, zugleich aber der Liebesthätigkeit ein viel weiterer Raum geschaffen. Und diese Liebe, das ist das Größte, sieht nicht mehr auf das Ihre, sie fragt nicht: Was wird mir dafür? sie will nichts als dankbar für die empfangene Gnade den Brüdern dienen.

Ich sorg, so urteilt Luther, wenig Stifter, Klöster u. s. w. seien christlich, denn ich fürcht, daß in denen allesamt ein jeglicher das Seine sucht.... Giebs frei dahin, daß andre Leute desselben genießen, und thus ihnen zu gut, so bist du ein rechter Christ.

Michael Stiefel spricht das schöne Wort:

O Herr, so Dir das Werk gefällt, so gefällt mirs auch, und um keiner andern Ursache willen. Ich will es Dir auch lassen, und will es nicht binden an den Lohn des Himmels. Mir ist es genug, daß es Dir gefallen hat.

Zeigt sich in den so verschiednen Urteilen über die Liebesthätigkeit aufs deutlichste die Grundverschiedenheit der katholischen und evangelischen Stellung zu Gott, so ist von nicht geringerer Wichtigkeit für die Liebesthätigkeit die verschiedne Verhältnisbestimmung zwischen dem ewigen und dem irdischen Leben. In der Unterkirche zu Assisi findet sich von Giotto gemalt ein Bild, das die Vermählung des heiligen Franziskus mit der Armut darstellt. Diese erscheint als ein zerlumptes Weib mit nackten Füßen auf Dornen wandelnd, während hinter ihr Rosen aufsprießen. Christus selbst giebt das Paar zusammen, seitwärts stehen Glaube und Liebe, der Glaube reicht den Trauring dar. Unter dem Bilde der Armut steht als Unterschrift St. Paupertas, „die heilige Armut." Was Giotto hier im Bilde verkörpert dargestellt hat, tritt uns in unzähligen Aeußerungen als die Anschauung des Mittelalters entgegen: die Armut ist zur Heiligen geworden.

Diese zunächst befremdende Anschauung erklärt sich vollständig aus der mittelalterlichen Vorstellung von Zeit und Ewigkeit. Von Innocenz III. besitzen wir ein kleines Buch unter dem Titel: „Von der Verachtung der Welt." Kaum je möchte das Elend der Welt in so düstern Farben geschildert sein, wie es hier von dem Manne geschieht, der auf der höchsten Höhe seiner Zeit stand. Alles ist eitel, alles ist nichtig. Der Reiche wie der Arme, der Vornehme wie der Geringe, der Verheiratete wie der Unverheiratete, alle sind elend. Hier auf Erden ist nichts als Jammer und Not. Die irdischen Güter sind gar keine Güter; hier giebt es überhaupt nichts, was wirklich erstrebenswert wäre; erstrebenswert ist nur das Eine, dem Elend dieser Welt entnommen zu werden und den Qualen des Jenseits zu entgehen, dagegen die Seligkeit des Himmels zu erlangen. — Ist aber das Seligkeitsideal ein durchaus jenseitiges, so kann das Lebensideal nur das mönchische sein. Das zweifellos Sicherste war dann sich zu bekehren, d. h. die Welt zu verlassen und ins Kloster zu gehen. Aber freilich alle konnten doch nicht Mönche und Nonnen werden. So sucht man denn das klösterliche Leben dem Leben in der Welt, so gut es geht, anzupassen und denen, die nun einmal notgedrungen in der Welt bleiben müssen, es zu ermöglichen, auch dort annäherungsweise mönchisch zu leben. Es giebt deshalb Halbmönche und Halbnonnen der verschiedensten Art. Und wenn selbst die Ausdehnung dieses Halbmönchtums auf alle noch nicht durchführbar war, dann blieb denen, die das Ganzopfer (den Eintritt ins Kloster) oder dieses Halbopfer (den Anschluß an einen Orden) nicht bringen konnten, immer noch der Weg, ihr Eigentum stückweise zu opfern, indem sie Almosen gaben. Ausdrücklich sagt Thomas von Aquino:

Das völlige Aufgeben des Eigentums verhält sich zum Almosen wie das Ganzopfer zum Stückopfer.

In dem Verzicht als solchem liegt die Verdienstlichkeit aller Gabe. Deshalb fragt man im Mittelalter so wenig darnach, wem man giebt, und noch weniger, was man mit der Gabe erreicht, d. h. ob man mit diesem Verzicht wirklich dem Nächsten dient oder nicht.

Aber daß der Blick ins Jenseits die religiöse Anschauung ausschließlich beherrscht, hat noch eine andre Folge. Ist das Diesseits die ungöttliche Welt, so muß man darauf verzichten, die Welt zu beherrschen, sie in christlichem Geiste umzugestalten und das Leben auf Erden mit christlichem Geiste zu durchdringen. Hier offenbart sich der tiefste Grund, weshalb es im Mittelalter zu keiner geordneten Armenpflege kommt, am wenigsten zu einer vorbauenden, die das Armwerden zu verhüten sucht. Der Zweck ist ja gar nicht, wie in der alten Kirche, zu schaffen, daß es in der Gemeinde keine Armen gebe; das Streben geht deshalb nicht dahin, die in Gefahr sind zu verarmen, davor zu bewahren, und die es geworden sind zu versorgen. Im Gegenteil sind die Armen ein der Christenheit notwendiger Stand. Der Christenheit würde etwas fehlen, wenn sie nicht da wären. Gäbe es keine Armen mehr, so hätte man ja keine Gelegenheit mehr, Almosen zu geben und dadurch Verdienst zu erwerben. Auch ist die Armut an sich heilig und macht ihre Lieblinge sicher in der Welt, sie ist die Ernährerin, die Beschirmerin der Religion.

Wie anders Luther! Auffälligerweise hat allerdings Uhlhorn es versäumt, Luthers Stellung zu Armut, Reichtum, Arbeit u. s. w. aus seinen Grundgedanken herzuleiten und sie dadurch in ihrer ganzen Bedeutung erscheinen zu lassen. Diese Lücke erklärt sich nur aus dem Einfluß, den der übliche theologische Betrieb auf ihn geübt hat. Die traditionelle Ansicht, daß Luthers Rechtfertigungslehre das einzige Prinzip seiner gesamten Anschauung gewesen sei, hat ihn offenbar daran verhindert, hier so klar zu sehen, wie bei der Darstellung des Mittelalters. In Wahrheit ist eben Luthers Verhältnisbestimmung des ewigen Lebens zum zeitlichen eine völlig andre als die mittelalterliche. In ausgezeichneter Weise hat Lenz*) diesen Unterschied festgestellt. Die Hierarchie hatte „die wahre Heiligung, die rechte Gottesnähe erst in die Abtötung des kreatürlichen Lebens als des Bereiches der Sünde“ gesetzt. Luther aber nennt es eine Vermessenheit, die Güter, die wir von Gott durch seine Kreaturen als seine „Handröhren und Mittel“ empfangen, auszuschlagen und andre Weise und Wege zu suchen, denn Gott befohlen hat. „Denn das hieße nicht von Gott empfangen, sondern von ihm gesucht.“

Um den springenden Punkt scharf zu bezeichnen: Korrelatbegriff zu Luthers Grundidee und ihr unmittelbares Ergebnis ist sein Begriff von der Schöpfung:

> Indem er sich der Ohnmacht seines Willens vor der göttlichen Allmacht und der Nutzlosigkeit aller Werke der Entsagung bewußt wurde, war ihm schon der Wertunterschied entschwunden, den die Kirche zwischen dem Genuß des irdischen Lebens und dem Verzicht darauf machte; und indem er die Nähe des erbarmenden Gottes mitten im Kampf unmittelbar empfand, sanken ihm zugleich die dunkeln Schatten hinweg, mit denen jene Lehre das Erdendasein umhüllt hatte, und wuchs alle Kreatur gleichsam mit ihm, wie von neuem Lichte übergossen, Gottes Angesichte frei entgegen.
>
> Gott, der in seiner Allmacht Allgütige, ist es auch seiner Kreatur gegenüber, als ihr Schöpfer, ihr Former und Ordner „ein ewiger Quellbrunn, der sich mit eitel Güte übergeußt, und von dem alles, was gut ist und heißet, ausfleußt. . . . Alle Kreaturen sind Gottes Heer.“

Gemeint ist damit, um mit den treffenden Worten von Lenz zu reden:

> das ganze Reich irdischer Güter und Notwendigkeiten: weitab von Gottes Wort, das nicht Zeit noch Stätte kennt, aber ebenso unmittelbar an Gottes Willen geknüpft und Ausdruck seiner Gnade; nach seinem „Rate“ und seine „heimliche Ordnung“, und darum voll ursprünglichen Lebens; der Verkehrung, dem sündigen Gebrauch tausendfach ausgesetzt, aber in Ursprung und Beruf wohl gefällig dem Schöpfer; dem Tode verfallen, dem Wechsel unterworfen, fernab von dem Höchsten, ein Nichts vor ihm und seinem Worte, ohne Macht, ihn je von sich aus zu erreichen oder in sich hinabzuziehen, und dennoch ruhend in seiner Hand, Lobpreisung seines Namens: „Larven Gottes“; nirgends ist Gott in ihnen und steht doch hinter Allem.

Darnach bemißt sich auch der Unterschied zwischen dem ewigen und dem irdischen Leben. Nicht nur ist das ewige Leben unvergleichlich wertvoller als das irdische, sondern es ist

*) Max Lenz, Rede, am 27. Januar 1894 in der Berliner Universität gehalten, über Luthers Gedanken von Ursprung, Umfang und Zweck der politischen Gewalt. S. 9—11.

auch durch eine tiefe Kluft von diesem geschieden, prinzipiell eine andre und höhere Stufe. Und dennoch bildet das weltliche Leben nicht nur kein notwendiges und allgemeines Hindernis des Strebens nach dem ewigen Leben und kann durch Beobachtung des göttlichen Willens geregelt und geheiligt werden, sondern es bildet auch seine eigne selbständige Sphäre, voll natürlicher Freude und natürlichen Glückes.

Erst aus dieser Gesamtanschauung heraus erklären sich vollständig Luthers Urteile über die mittelalterliche Liebesthätigkeit und seine Reformbestrebungen, die Uhlhorn vortrefflich zur Darstellung bringt.

> St. Franciskus, so urteilt Luther, ist ein guter und grober Gesell gewesen, aber in der heiligen Schrift ungelehrt und unerfahren, weder er noch seine Brüder haben die Regel Christi recht gehalten. . . Nein, äußerlich Geld, Güter, Land und Leute haben, ist an ihm selbst nicht unrecht, sondern Gottes Gaben und Ordnung. So ist niemand darum selig, daß er ein Bettler ist und nichts Eignes hat, sondern es heißt geistlich arm sein.

In derben Worten wird dem Bettel der Heiligenschein, mit dem ihn das Mittelalter umgeben hatte, genommen. Betteln ist etwas, das in der Christenheit gar nicht vorkommen sollte. Arbeitsfähige Leute sollen arbeiten, für sie ist Betteln Sünde:

> eine Grundsuppe und Ansammlung aller Uebertretung der Gottesordnung und Gebote, ein Anfang aller Laster, ein Deckel des Geizes, entgegen der Nächstenliebe, dadurch man niemand wohlthun und von jedermann Wohlthat haben will.

Das massenhafte und oft zu reichliche Geben soll aufhören; denn die christliche Liebe soll nicht dazu dienen, Müßiggängern ein Wohlleben zu schaffen; auch die Versorgung der wirklich Armen soll sich auf das Notwendige beschränken, weil nur die Arbeit ein natürliches Anrecht giebt an die irdischen Güter, dafür sollen dann aber auch alle wirklich Armen, alle, die nicht mitarbeiten können, ausreichend versorgt und dadurch vor dem Bettel bewahrt werden. Damit ist der christlichen Liebesthätigkeit der Neuzeit ihre Aufgabe in richtiger Weise gestellt, und selbst die katholisch gebliebnen Völker haben sich in diesem Stück dem von der Reformation gegebnen Anstoß nicht entziehen können.

Die Liebesthätigkeit der nachtridentinischen Kirche ist, mancher Verschiedenheiten ungeachtet, doch im Wesentlichen die direkte Fortsetzung der mittelalterlichen. So gelten für die Beurteilung der Differenz zwischen protestantischer und katholischer Barmherzigkeitsübung wesentlich noch die mittelalterlichen oder die reformatorischen Maßstäbe. Uhlhorn warnt davor, in dem Streben, es der römischen Kirche gleich zu thun, unsre Liebesthätigkeit mit katholischen Elementen zu versetzen, wie das vielfach bereits geschehen sei. Dahin rechnet er die starke Neigung zu anstaltlicher Liebesthätigkeit, dahin die immer größere Ausdehnung der Liebeswerke, daß man alles Mögliche thun will und Wohlthaten zu häufen sucht, damit nur ja nicht der Schein entstehe, als thäte die römische Kirche mehr, wäre bereiter zu helfen, spendete reichlichere Almosen. Aber nicht darauf kommt es an, daß wir die römische Kirche kopiren und in ihrer Weise zu überbieten suchen — im Gegenteil, dann werden wir unterliegen —, sondern durch Pflege des Familienlebens, das durch die künstlichen Gemeinschaften unsrer Zeit gefährdet ist, durch vorbeugende Maßregeln gegen die Verarmung, sodaß die Armen, soweit als möglich, sittlich und wirtschaftlich selbständig gemacht werden und der Almosen und Wohlthaten nicht mehr bedürfen, durch gemeindliche Liebesthätigkeit müssen wir eine höhere Stufe der Liebesthätigkeit, eine echt protestantische zu verwirklichen suchen.

Man wird diesen groß angelegten Ausführungen Uhlhorns über die konfessionelle Entwicklung der christlichen Liebesthätigkeit seine Anerkennung und Bewunderung nicht versagen können. Doch kommt ein Moment in dieser Entwicklungsgeschichte zu kurz, der Unterschied der beiden katholischen Konfessionen, den nach Ritschls Vorgang besonders Kattenbusch im ersten Bande seiner Konfessionskunde in ausgezeichneter Weise beleuchtet hat. Das dürfte damit zusammenhängen, daß Uhlhorn zwar noch von Ritschls Studien über die Entstehung der altkatholischen Kirche sich wesentlich hat beeinflussen lassen (man vergleiche nur die ungemeine Tragweite, die er der Reaktion der Kirche gegen den Montanismus beimißt), dagegen auf die neusten Ergebnisse der

Dogmenforschung, soweit ich sehe, überhaupt nicht eingegangen ist. Und das führt ihn zu einem verhängnisvollen Fehler in der Darstellung der geschichtlichen Entwicklung. Gelegentlich macht er allerdings selbst auf den Unterschied der beiden katholischen Kirchen aufmerksam. Nach seiner eignen Darstellung gelten im Morgenlande als die großen Heiligen Säulenheilige, die jahrelang auf einer Säule stehend zubringen, Reclusi, die sich einmauern lassen, Anachoreten, die in der Einsamkeit auf jede Teilnahme an der Kulturarbeit verzichten, während die abendländischen Mönche im großen Stil Kulturarbeit treiben, Wälder ausroden, Sümpfe austrocknen, öde Strecken in fruchtbare Gefilde umschaffen und die Lehrer der jungen germanischen Völker werden. Aber diesen Unterschied hat Uhlhorn nicht mit sichrer Hand zu erfassen und in seiner ganzen Bedeutung zu würdigen vermocht. Er versucht ihn nur aus der Verschiedenheit der Volkscharaktere, wie der geschichtlichen Verhältnisse zu erklären. Natürlich haben diese mitgewirkt. Ein Gallier, der Mönch wurde, war schon von selbst etwas andres als ein Aegypter oder ein Syrer; ferner ist es ganz zutreffend, daß das abendländische Mönchtum von vornherein in eine große Kulturaufgabe gestellt war. Aber wodurch das abendländische Mönchtum innerlich befähigt wurde, auf diese Kulturaufgabe einzugehn, wird dadurch nicht erklärt, und doch ist gerade dies das Bedeutsamste. Man wird den Grund für die Verschiedenheit des morgen- und abendländischen Mönchtums vielmehr in einer Verschiedenheit der beiden Konfessionen suchen müssen. Die anatolische Kirche vermag überhaupt den Völkern, die sie okkupirt hat, keine geschichtlich-weltlichen Aufgaben zu stellen. Sie ist gegen die Welt als Welt gleichgiltig; sie weiß aus ihr nichts zu gestalten; sie kann sie im Prinzip nur negiren oder vielmehr ignoriren. Die Menschen, die in den verschiednen Sphären des Lebens stehen, treten aus der Welt, dem Staate, der Kulturgemeinschaft zur Kirche über, wie von einem Hause zum andern; sie leben als Christen in verschiednen Gebieten, abwechselnd in der Kirche und in der Welt. Diese ablehnende Stellung zur Welt hat aber darin ihren tiefsten Grund, daß die Seligkeitsidee in der anatolischen Kirche ein stark eudämonistisches Gepräge erhalten hat, nicht gerade im materiellen, wohl aber im ästhetischen Sinne; ebenso gewinnt man von Gott keinen klaren sittlichen Eindruck (vgl. Kattenbusch a. a. O. S. 302, 339 u. ö.). Kurz, der Zusammenhang des sittlichen Ideals mit der Gottesidee und der Vorstellung vom ewigen Leben ist dieser Kirche nicht aufgegangen.

Nun wird zwar Uhlhorns Fehler dadurch verdeckt, daß die anatolische Kirche mit der patristischen Epoche aus dem Kreise seiner Darstellung überhaupt ausscheidet. Darüber wird kein Kundiger ihm einen Vorwurf machen, weil ja auf jenem Gebiete wissenschaftlich nicht weniger als alles noch zu thun ist. Dankenswert und vermutlich auch lohnend wäre immerhin der Versuch, auch die Liebesthätigkeit der byzantinischen und der russischen Kirche zu beschreiben. Vielleicht würde dadurch Kattenbuschs prinzipielles Urteil doch durch den faktischen Einfluß sittlicher Kräfte auch in der anatolischen Kirche eine erhebliche Einschränkung erfahren. Aber wenn Uhlhorns Fehler auch verdeckt wird, unwirksam wird er deshalb nicht, vielmehr macht er die gesamte Darstellung der katholischen Liebesthätigkeit mangelhaft, weil das von ihm entwickelte Prinzip der katholischen Weltanschauung auf den abendländischen Katholizismus gar nicht vollständig zutrifft. So oft auch Uhlhorn Augustins Schriften zitirt, die epochemachende Bedeutung dieses Mannes für die Entwicklung des Abendlandes, auch für seine Liebesthätigkeit hat er doch verkannt. Durch Augustin ist nämlich in die katholische Anschauung vom Christentum ein neues Ferment hereingekommen. Zwar ist auch er in der altkatholischen Anschauung stehen geblieben und hat sie noch weiter ausgebildet. Aber er hat in diesem Zusammenhange geltend gemacht, was Liebe wert sei. Die Liebe gilt ihm als das eigentliche Gnadengut des neuen Bundes. Die Kirche oder das Reich Gottes auf Erden ist der Leib Christi, und die Glieder Christi sind verbunden durch die einige Liebe und hängen durch sie auch mit dem Haupte zusammen. Die Kraft der Sakramente findet er darin, daß sie die Liebe eingießen; mit der Eingießung der Liebe beginnt der Rechtfertigungsprozeß, und mit der wachsenden Liebe schreitet er fort. So hat Augustin den Gedanken der sittlichen Liebe an den Gedanken des höchsten Gutes, des ewigen Lebens, nahe herangerückt. Demgemäß ist der römische Katholizismus in seinen Grundgedanken nicht einheitlich, wie Uhlhorn es vorstellt, sondern dualistisch. Er kennt nicht allein die mönchische Sittlichkeit, sondern er erkennt auch die Sittlichkeit des Volkes im thätigen bürgerlichen Leben an. Nur darin fehlt er, daß er diese bei weitem nicht hoch genug schätzt. Bei Uhlhorns sorgfältiger Detailarbeit stellt sich dies übrigens mehrfach deutlich genug heraus; nur ist er außer stande, für die von ihm selbst konstatirten Abweichungen von der Regel die genügende Erklärung zu geben. Namentlich dem nachtridentinischen Katholizismus kann er von den dargestellten Prinzipien aus nicht gerecht werden. Seine warm empfundne Darstellung des Vincenz von Paula zeigt am besten, in welchem Maße die katholische Liebesthätigkeit über die von ihm als maßgebend aufgestellten Linien hinausgegangen ist; aber auch die in den letzten dreißig Jahren entfaltete christlich-soziale Arbeit des Katholizismus beweist, daß dieser an die mittelalterliche Ethik nicht in dem Maße gebunden ist, wie Uhlhorn annimmt, daß neben dem weltflüchtigen Seligkeitsideal doch noch andre, positive Gedanken in der katholischen Kirche wirksam sind, nämlich eine am Evangelium gelernte Schätzung der christlichen Liebe. Titius

Elend und Hilfe in Armenien

Aus Smyrna geht uns von zuverlässigster Seite folgender Bericht zu:

Das armenische Elend wird allem Anscheine nach noch lange brauchen, bis ihm abgeholfen sein wird, und wenn die Christenheit nicht in ganz anderm Maße als bisher sich der christlichen Glaubensbrüder annimmt, so werden zu den Zehntausenden, die im verflossenen Winter durch Feuer und Schwert, durch Hunger und Blöße dahingerafft sind, noch manche andre Zehntausende hinzukommen. Denn wird auch das Gemetzel wills Gott endlich nicht mehr geduldet werden, so werden Hunger und Blöße im nächsten Winter sicher noch fortwüten und vielen den sichern Untergang bereiten. Ueber die Art der Not und die unzureichenden Versuche Hilfe zu bringen möchte ich hier einen mir wohlbekannten, tüchtigen und zuverlässigen amerikanischen Missionar zu Worte kommen lassen; er ist vor etwa zwei Monaten von hier in die Notstandsgebiete abgereist und hat vor kurzem einen Brief hierher gelangen lassen, der aus dem Englischen übersetzt folgendermaßen lautet:

Erzerum, den 13. März 1896

Unsre Zeit ist so völlig und unaufhörlich in Anspruch genommen, daß das Briefschreiben fast unmöglich ist; doch ich fühle, daß ich meine Smyrnaer Freunde nicht vernachlässigen darf. Wir verteilen Brot in Rationen von 125 Dramm (etwa 400 Gramm) den Tag jedem von fast 4000 Leuten in der Stadt. Wir versorgen ferner fast 40 Dörfer in der Ebene mit Weizen in Rationen von $^1/_2$ Metze an jede bedürftige Person während zwei Wochen. Größere Städte, Mittelpunkte von armenischen Dörfern in dem Vilajet (Regierungsbezirk) wurden gewählt als Verteilungsstätten für ihre Distrikte. Es sind Vertrauenspersonen berufen, um unter der Direktion des armenischen Hilfskomitees zu Erzerum Hilfsfonds zu verwalten. Diese Unterkomitees arbeiten in der Richtung, die ihnen von dem Zentralkomitee angewiesen wird. Bares Geld wird nur dann gegeben, wenn eine andre Hilfleistung unmöglich ist, denn die Türken, Kurden und Regierungsbeamten spüren die Besitzer von Geld aus, um es an sich zu bringen. Es werden meistenteils Brot, Weizen, Kleider und Betten verteilt. Wir haben jetzt acht Mittelpunkte außerhalb Erzerums, wo unsre Komitees arbeiten. Wir senden ihnen Geld, und sie kaufen Vorräte und verteilen sie. Die Kleidungsstücke sind ein großer Segen, aber ihre Verteilung erfordert eine ungeheure Arbeit. Ich habe diese Verteilung zu überwachen und die Anschaffung von Betten zu besorgen für jetzt über 100 Personen den Tag, außerdem einen halben Tag im Büreau zuzubringen, um Hilferufe ent-

gegenzunehmen, Einzelfälle zu prüfen und die Abgeordneten von Dörfern zu empfangen. Die äußerste Not ist über das ganze Vilajet verbreitet und betrifft wenigstens zwei Drittel der armenischen Bevölkerung. Wenigstens 50000 hungrige, frierende, leidende Männer, Frauen und Kinder rufen vereint um Hilfe. Tausende von Witwen und Waisen, die noch um den Verlust von Gatten und Vätern trauern, Ueberreste von dezimirten Familien und Bewohner von ausgeplünderten Heimstätten erzählen herzzerreißende Leidensgeschichten. Die ganze christliche Gemeinde blickt auf die Vorgänge der Monate September, Oktober, November und Dezember wie auf die schreckliche Erinnerung eines entsetzlichen Traumes und blickt vorwärts in die Zukunft in hoffnungsloser Verzweiflung. Sie sind verlassen von den christlichen Nationen, nach denen sie voll Hoffnung ausschauten. Sie haben durchaus keinen Glauben an die Aufrichtigkeit der Regierung, die vorgeschlagnen Reformen auch wirklich durchzuführen. Sie leben jetzt in beständiger Furcht, daß die entsetzlichen Blutbäder sich wiederholen könnten. Tägliche Drohungen von Türken und Kurden werden erlaubt. Diejenigen Armenier, die es gewagt haben, in ihre Geschäfte zurückzukehren, sind durch Drohungen so eingeschüchtert und durch ihre türkischen Kunden so bedrückt, daß sie sich gezwungen sehen mit Verlust zu verkaufen. In den größern Städten haben die Handwerker weder Kapital noch Handwerkszeug, um ihre leeren Läden wieder auszustatten. Die Landleute haben weder Vieh noch Ackergeräte, um die Aecker zu bearbeiten, noch Saat, um zu säen; selbst die Häuser sind vollständig geplündert von dem gewöhnlichen Kochgeschirr und andern Geräten. Man sagt uns: Wenn ihr uns Mehl gebt, so haben wir noch keinen Backtrog, und wenn wir den hätten, so haben wir kein Salz für das Brot, und selbst wenn wir es hätten, so haben wir doch keinen Backofen. Diese vollkommne Ausplünderung von Tausenden von Heimstätten kann man nur verstehen, wenn man sie sieht. Hilfe in riesenhaftem Maße ist erforderlich. Wir haben die täglichen Rationen auf das geringste Quantum zurückgeführt, bei dem man irgend bestehen kann: 125 Dramm für den Tag. Das kostet für jede Person weniger als 1 Metallique (etwa $4\frac{1}{2}$ Pfennig); dennoch übersteigt das Erfordernis bei weitem den Vorrat. — Nahrung ist ja nicht das einzige dringende Bedürfnis. Wie schon gesagt, wurde die ganze Bevölkerung der Geräte und Werkzeuge, die für die verschiednen Berufsarbeiten nötig sind, beraubt. Ohne die ist aber nicht zu hoffen, daß die Zukunft der Armen eine Verbesserung der Gegenwart sein wird. Und nicht nur das, sondern die Zahl der Bedürftigen mehrt sich in beunruhigendem Grade. Soweit das zu übersehen ist, ist nur solchen Hilfe zuteil geworden, die durchaus keine Existenzmittel besaßen. In einigen Dörfern ließen die Plünderer in ihrer Eile einige Sachen zurück, und in einigen Fällen zwang die Regierung die Räuber einen sehr kleinen Prozentsatz des Gestohlenen zurückzugeben. Diese geringen Vorräte werden allmählich erschöpft, und infolgedessen mehren sich fortwährend die Bittsteller. Für einige Dörfer der Ebene ist im Verlauf von sechs Wochen dreimal Weizen verteilt worden. Bei der dritten Verteilung stellte sich jedoch heraus, daß hundert Prozent mehr erforderlich gewesen wäre, weil die Bedürftigkeit inzwischen so gewachsen war. Es ist kaum Hoffnung vorhanden, daß der gegenwärtige Zustand der Armenier in materieller Hinsicht sich ändert, wenn nicht, um das Schlimmste zu verhüten, wenigstens die Septemberernte gesichert wird. Wenn keine Saat und keine Ackergeräte beschafft werden, so ist die Aussicht für die Zukunft eine äußerst verzweifelte. Es ist kaum zu hoffen, daß die Regierung irgend welche Hilfe leisten wird, und wenn sie es thut, wird die Hilfe so beschaffen sein, daß sie in der praktischen Ausführung nutzlos sein wird. — Dieses Bild habe ich nicht mit zu grellen Farben gemalt. Fast ist die einzige Hilfe, die wir sehen können für die armen Armenier dieser Provinzen, auszuwandern. Große Scharen gehen nach Rußland in der Hoffnung, schließlich Amerika oder England zu erreichen.*)

Ihr aufrichtig ergebener J P M N

*) Ich höre aber aus bester Quelle von einem Augenzeugen, daß verwaiste Frauen und Kinder, die nach unsäglichen Mühen und Aengsten das Ziel ihrer Sehnsucht, den rettenden russischen Grenzpfahl, erreichen, von den Russen nicht hinübergelassen werden! D H

Wenn man bedenkt, daß diese Schilderung nur eine von fünf heimgesuchten Provinzen betrifft, so kann man sich eine ohngefähre Vorstellung von dem armenischen Elende machen. Mag man sonst über die amerikanische Mission unter einem christlichen Volke denken, wie man will, die Anerkennung darf man den amerikanischen Missionen nicht versagen, daß sie mit brennendem Eifer sich der armen Notleidenden angenommen haben. Auch die hier in Smyrna stationirten Missionare, Lehrer und Lehrerinnen der amerikanischen Mission unter den Armeniern sind unermüdlich thätig, Geld, Kleidungsstücke ꝛc. nach Armenien zu befördern. Es ist kaum zu bezweifeln, daß die Armenier den Amerikanern das von Herzen Dank wissen und sich noch mehr als bisher an die amerikanischen Missionen anschließen werden. Sollen wir Protestanten uns darüber nicht freuen? So viel ich sehen kann, ist die armenische Kirche an Bewahrung des lautern Evangeliums der römischen und griechischen Kirche nicht sehr überlegen und darum ihre Erfüllung mit wahrhaft evangelischem Geiste ebenso wünschenswert wie bei der griechischen und römischen Kirche. Die bedrückte äußere Lage macht sie innerlich bereiter und fähiger dazu. Orthodoxe und Römer kümmern sich so gut wie gar nicht um das armenische Elend. Für jene ist das besonders bezeichnend, da sowohl die griechische wie besonders die russische Kirche doch räumlich die Allernächsten zum helfen wären, und mindestens die russische Kirche nicht nur in reichstem Maße die Mittel besitzt, sondern auch die beste Möglichkeit, die Gaben rasch und sicher zu befördern und ihre Austeilung zu überwachen. Aber es ist tief traurig, immer wieder sehen zu müssen, wie dem Christentum und seiner Bethätigung so vielfach politische Gedanken hinderlich im Wege stehen. Rußland hat sich ja früher einmal erboten, das Protektorat über die armenischen Christen des osmanischen Reiches zu übernehmen. Das ist von den Mächten abgelehnt worden. Da dieses Anerbieten, bei dem natürlich politische Vorteile eine große Rolle spielten, abgelehnt wurde, steht nun die russische Christenheit dem entsetzlichen Elend vor ihrer Thür achselzuckend, gleichgiltig, hartherzig gegenüber.

So ists also nur der Protestantismus, der diesem armen Lazarus der Christenheit seine Wunden zu lindern und zu verbinden sucht. Darum ist auch zu hoffen, daß die Armenier etwas von der Macht des reinen Evangeliums erkennen, das ihnen jetzt nicht nur mit Worten, sondern auch mit helfender That gepredigt wird. Der Protestantismus ist bisher nur allzuwenig auf dem Schauplatz des Kampfes um die altehrwürdigen orientalischen Kirchen thätig gewesen. Freuen wir uns doppelt, daß er hier wenigstens mit der besten Waffe im kirchlichen Kampfe, mit der Waffe der Liebe erschienen ist. Wünschen wir aber auch, daß gerade unsre deutsche evangelische Christenheit diese Waffe noch freudiger und deutlicher schwingt als bisher. In sehr praktischer, handgreiflicher und unanfechtbarer Weise tritt die große Kaiserswerther Diakonissenanstalt, die schon so viel Gutes im Orient geschaffen hat, auf den Plan, indem sie sich entschlossen hat, 50 armenische Waisenmädchen durch Erweiterung des hier in Smyrna schon bestehenden Waisenhauses aufzunehmen.*) Sollen doch mehr als 10000 Waisenkinder im Innern dem Verkommen und dem Untergange preisgegeben sein. Wahrlich es wäre zu wünschen, daß die Gaben für diese neue Arbeit so reichlich flössen, daß die doppelte und dreifache Zahl von Waisenkindern Aufnahme finden könnte. Wahrscheinlich sind die armen Kinder jetzt bereits auf dem Wege nach Smyrna; möge Gott sie sicher hergeleiten. Natürlich bietet die Reise hierher die größten Schwierigkeiten, besonders da die türkischen Behörden wohl das Gegenteil von Reiseerleichterung ins Werk setzen werden, wenn sie können. Soweit solche vorhanden sind, sollen vor allem protestantische Waisenkinder aufgenommen werden. Eine ganze Anzahl werden Kinder von hingemordeten protestantisch-armenischen Pastoren sein. Ist doch auch der Neffe des hier stationirten armenisch-protestantischen Pastors, der ebenfalls protestantischer Pastor war, ein Opfer der Blutbäder geworden.

*) Vgl. die Bitte im Anzeigenteile.

Zum Schluß möchte ich nicht unterlassen, mein Bedauern darüber auszusprechen, daß gerade jetzt, wo sich christliche Kreise Deutschlands bemühen, das Interesse für das furchtbare Elend der Armenier zu wecken, eine Buchhandlung wie die von Velhagen & Klasing es nicht unterläßt, in ihrem Monatshefte vom April dieses Jahres eine Geschichte abzudrucken, die dazu geeignet ist, die Armenier verächtlich zu machen.

So weit die Zuschrift aus Smyrna.

Eine gleiche Bitte wie für Smyrna geht uns aus Brussa zu, von einem Armenier geschrieben. Das dortige Waisenhaus steht unter der Baseler Mission. Der Schluß des Briefes aus Brussa, dem wir gelegentlich weitere Mitteilungen zu entnehmen uns vorbehalten, lautet:

. . . . Selig sind die Toten, die in dem Herrn entschlafen sind. Was wird aber mit ihren Hinterlassenen, besonders den zahllosen Waisen sein, die wie Fliegen fallen und tot sind? Ist es nicht Pflicht, sie zu retten? Könnte vielleicht die schwere Sünde [der Christenheit] an den Eltern durch Liebe an deren Kindern gesühnt werden? Das wissen wir nicht! Gesühnt oder nicht gesühnt, es ist christliche Nächstenpflicht, zur Rettung dieser armenischen Waisen etwas zu thun. In der großen Hungersnot von 1875—76, als 150000 in diesem immer heimgesuchten Lande verhungerten, hat die Liebe abendländischer Christen in Brussa eine Zufluchtsstätte gegründet. Am westlichen Teile des Landes gelegen, hart bei der Hauptstadt, ist diese Anstalt seither von manchem Sturm und Gewitter verschont geblieben und hat von den entferntesten Teilen des Landes liebebedürftige Waisen aufgenommen. In dieser stürmischen Zeit sind aller Augen auf dieses Waisenhaus gerichtet; man erwartet Hilfe von ihm. Es wäre auch gern bereit, manchem zu helfen, wenn ihm die nötigen Mittel dazu dargereicht werden. Wer Freudigkeit dazu hat, kann seine Gaben für Brussa den Christlichen Blättern und der Missionsverwaltung zu Basel (Adresse für Deutschland: Missionsverwaltung Leopoldshöhe, Baden) einsenden. . . .

Wir gedenken einen Teil der für die Armenier einlaufenden Gaben für die Waisenhäuser in Brussa und Smyrna zu bestimmen. D H

Zu dem Artikel über Tolstois Kreutzersonate

Das Thema, das Dr. Bode in seinem Artikel über Tolstois Kreutzersonate angeschlagen hat, ist ein ebenso heikles wie schwieriges. Es ist so umfassend und tiefgreifend, daß es in einem kurzen Aufsatz nur gestreift werden kann. Ich will auch nicht in die Abgründe niedersteigen, die Tolstoi uns hier aus seiner tiefen Menschenkenntnis heraus enthüllt, noch dem Verfasser des Aufsatzes entgegentreten und darthun, daß Ehen, wie Tolstoi sie hier schildert, keineswegs nur Ausnahmeerscheinungen auf pathologischem Gebiet bilden. Entwickeln sie sich doch häufig und folgerichtig genug aus Heiraten, die nur auf Grund äußerlicher Anziehungskraft geschlossen werden, und denen jede Vorbedingung fehlt, sich zur Gesinnungs- und Geistesgemeinschaft auswachsen zu können. Ich will nur das Ideal ins Auge fassen, das Tolstoi aufstellt, und das der Rezensent, wie mir scheint, als das unbedingte „christliche Ideal" als solches gelten läßt.*)

Dagegen ein Wort.

Tolstoi als Prophet kann nur beurteilt werden im Zusammenhang mit der „orthodoxen" (griechischen) Kirche, aus der er hervorgegangen ist. Wer sich mit der jüngsten russischen Litteratur beschäftigt hat, dem drängt sich überall die Wahrnehmung auf, daß die orthodoxe Kirche in ihrer Versteinerung gar nicht mehr imstande ist, die heutige Welt befruchtend zu durchdringen, weil ihr alle Kraft des Sauerteigs abhanden gekommen ist.

Ein Mensch wie Tolstoi, mit dem Tiefblick des Dichters, dem aller Stoff zum Gehalt wird, groß und ganz, aus einem Guß, phantastisch, exzentrisch und gewaltsam, hungernd nach dem höchsten Gut, glaubt das Absolute auch in absoluter Form, in einer absoluten Lebensformulirung finden und der Menschheit als Ideal aufstellen zu können. Und das Ideal, nach dem er mit Aufbietung aller Kräfte lange gesucht und heiß gestrebt hat, findet er in unbedingter Welt- und Lebensverneinung.

In der starr gegliederten kirchlichen Auswirkung des Lebensideals der ersten christlichen Zeitrechnung, das die orthodoxe Kirche als Mumie weiter konservirt, erblickt er nichts als heuchlerische Kompromisse und sucht ein neues religiöses Ideal in buchstäblicher Erfassung und Befolgung einzelner Worte Jesu herauszuarbeiten. Wie Amiel von Rénan gesagt hat, daß in seinen Beweisführungen überall ein Ueberbleibsel seminaristischer Verschlagenheit zu spüren sei; wie man dem Apostel Paulus nachgewiesen hat, daß er, wo er das Judentum bekämpft, in rabbinische Spitzfindigkeiten verfällt, so bleibt an Tolstois Beweisführungen etwas haften von dem Grundzug slawischen Wesens, das auch in der Religion nur den Gegensatz von Sklaverei und Anarchismus kennt.

Während wir im Protestantismus darnach ringen, das mittelalterliche Ideal der Weltverneinung und Askese durch frohe Bejahung und Erhebung aller Grundzüge gesunder menschlicher Natur zu überwinden, weil wir durchdrungen sind von den ewig fortzeugenden Lebenskräften, die in der Religion Jesu Christi gegeben und die unerschöpflich sind — weil wir glauben, daß eine jede Zeit sich aus ihnen heraus verjüngen kann, wenn sie die Bedeutung seiner Worte als fließend erfaßt, und dem Geist der Wahrheit vertraut, der sie immer neu und immer tiefer deuten wird — so ist an Tolstoi, in seiner Kampfesweise, in seiner Art zu Schlußfolgerungen zu gelangen, etwas hängen geblieben von dem mumienhaften Erstorbensein der „orthodoxen" Kirche, trotz des völligen Gegensatzes, in den er sich zu ihr stellt. Wie die russischen Popen in ihrem Aeußern das Christusideal byzantinischer Kunst darzustellen suchen in dem zweiteilig gelockten Bart und dem gerade gescheitelten langen Haupthaar, so glaubt er das Christusideal zu verwirklichen in möglichst äußerlicher Annäherung, möglichst buchstäblicher Verwirklichung einzelner aus dem Zusammenhang gerissener Aeußerungen und Forderungen Jesu. Darüber ist ihm das Menschheitsideal verloren oder vielmehr gar nie aufgegangen, auf das alles in Jesu Gesamtpersönlichkeit hinweist. Gerade aus seiner vollkommnen Einheit mit Gott erwuchs Jesu im Gegensatz zu der in Johannes dem Täufer sich verkörpernden Askese des Judentums die Ueberzeugung, daß alles von Gott sei, und an sich nichts weder gemein noch unrein, wenn es der Mensch selbst nicht dazu mache. Darum predigte er Rückkehr aus einer verkehrten zur wahren Natur, zur unsophistischen Natur selbst, auf der unser ganzes, von Gott gesetztes Wesen beruht. „Sündige hinfort nicht mehr" — dahin faßt er alle Einzelforderungen zusammen. Wer Jesu Worten Gewalt anthut, und das, was ein unendliches Leben in sich faßt, zu starren, steifen Regeln verarbeitet, wandelt allemal Leben in Tod, und in dem vergeblichen Ringen, das Absolute einzufangen und auf Flaschen zu ziehen, verflüchtigt sich sein Geist und entweicht. So ergeht es Tolstoi mit seinem den Staat verneinenden Kommunismus. Er nimmt Jesu Forderungen von dem Wegschenken eines zweiten Rockes an den, der keinen hat, buchstäblich und bestärkt damit vielleicht nur einen Lumpen in seinem Müssiggang. Er hält die andre Backe dem dar, der ihm schon einen Streich gegeben hat, und bestärkt dadurch unter Umständen einen Raufbold in seinen Roheiten.

Kann das wirklich die Essenz der Religion dessen sein, der gesagt hat, man solle seinen Nächsten lieben wie sich selbst, nicht aber mehr wie sich selbst? man solle das Heiligtum nicht den Hunden geben und die Perlen nicht vor die Säue werfen, damit diese sie nicht in den Kot treten, und darnach die, die sie ihnen dargeboten haben, zerreißen? Ist es nicht viel wahrscheinlicher, daß all die Worte Jesu, die Vorschriften statt Prinzipien zu enthalten scheinen, von ihm nur als Gleichnisse, dehnbar und reich an unendlichen Möglichkeiten, hingestellt sind? Oder spricht es nicht für das Weltweite und Umfassende seines Wesens,

*) Ich meine, daß in dieser Annahme unserm Berichterstatter über Tolstoi unrecht geschieht. D H

daß man, wie das Mittelalter beides, seine kirchliche Weltherrschaft und seine Askese, auf ihn zurückführt, heutzutage ebensowohl kommunistisch-soziale Theorien aus seinen Worten ableitet, wie Grundzüge eines seinem innersten Wesen nach königlichen Einzelwillens? Denn Aeußerungen eines vornehmern, individuellern Selbstbewußtseins, das auf That und Wahrheit beruhte, sind wohl nie über die Lippen eines Menschen gekommen, wie z. B. die Worte: „Ich habe Macht, mein Leben zu lassen, und habe Macht, es wieder zu nehmen.“ Oder: „Wer sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es finden. . . . Alle, die ihr mühselig und beladen seid . . ., bei mir werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. . . .“

Die Reformation, obwohl in erster Linie eine sittliche Erneuerung unsers Volkslebens, zog ihre Beweiskräfte doch aus den in der Renaissance und dem Humanismus frei gewordnen Geistesmächten. Das Lebensideal, dessen wir zur Erneuerung der einander oft widersprechenden und vielfach morsch und unhaltbar gewordnen Anschauungen der beiderseitigen Geschlechter über die Ehe bedürfen, kann von uns nicht in der Vergangenheit gefunden werden, nicht in der Rückkehr zu mönchischer Weltverneinung, sondern allein indem wir die in der Reformation frei gewordne Anschauung von der Heiligkeit und Reinheit der ursprünglichen menschlichen Beziehungen weiterbilden, vertiefen und verfeinern. Dazu bedürfen wir der Aneignung und Verklärung dessen, was auf verschiedne Weise heutzutage nach Durchsetzung und Bejahung ringt.

Es ist in diesen Spalten kürzlich von Nietzsche die Rede gewesen. Wohnte seiner Umwertung aller Werte nicht auf so vielen Gebieten eine Berechtigung bei, so könnte sie sich gar nicht so schnell und umfassend in die Vorstellung der heutigen Jugend eingelebt haben. Wäre die Phase der christlichen Entwicklung, gegen die Nietzsche sich mit so grimmigem Haß als gegen das Christentum selbst wendet, nicht wirklich in vielem von der aufstrebenden Kulturbewegung der Gegenwart innerlich überwunden, so könnte sich nicht täglich die Zahl seiner Jüngerschaft vermehren. Auch dem Lebensideal konsequenter Verneinung gegenüber, das Tolstoi in dem in Nr. 16 zitirten Nachwort zur „Kreutzersonate“ vertritt, findet sich bei Nietzsche häufig ein Zurückgehen auf die ursprünglich gesunde Natur, eine Bejahung des Lebens, die sich seinem Atheismus zum Trotz gar wohl verträgt mit der Auffassung von: „Was unser Gott geschaffen hat, das will er auch erhalten.“ Der weit verbreiteten Auffassung, daß das Christentum in letzter Linie kultur-feindlich und nicht-fördernd wirke, kann nicht besser Vorschub geleistet werden, als wenn wir mit Tolstoi das mönchische Ideal unbedingter Askese wieder zu Ehren bringen wollen.

Was Jesus Matth. 5, 28. 29 gesagt hat, wurde bisher nur als Vertiefung der Forderung des sechsten Gebots aufgefaßt, als Schutzmauer gleichsam zur Heilighaltung der Ehe. Hat Tolstoi recht, wenn er die absolute Lebensverneinung als das darin aufgestellte Ideal herausdestillirt, so fallen damit die in der Natur gegebnen Voraussetzungen zur Fortpflanzung und Erhaltung des Menschengeschlechts unter den Begriff der Sünde schlechthin.*) Dann wäre allerdings auch die Ehe ein elender Kompromiß, und Weltflucht der einzige Weg zu unsrer Heiligung und Vollendung. Alles, worauf unsre Gesittung beruht, Familie und Staat, Volksleben und Berufsthätigkeit, alles wäre vom Uebel. Besser nie geboren zu sein! Denn was sollte uns ein Ideal, das nur durch Verneinen aller Lebenskräfte, aller Freude am Leben zu erreichen wäre, und dem nachzustreben man sich nur mit schlechtem Gewissen entziehen dürfte?

Gilt es schon im gewöhnlichen Leben, daß man Menschen und ihre Aeußerungen nur im Zusammenhange richtig verstehen und beurteilen kann, wieviel mehr Jesu Worten gegenüber! Jedenfalls steht er mit dem Ausspruch Matth. 19, 10—12 der Absicht, allgemein gültige Vorschriften geben zu wollen, so fern wie möglich. Nirgend vielleicht räumt er der persönlichen Anlage und Entwicklung des Einzelnen so unbedingte Freiheit ein.

Konnte aber die Verkündigung, daß Gott der Vater der Menschen ist, so die Quintessenz dessen sein, was er aus dem ungetrübten Bewußtsein seiner Kindschaft heraus immer neu offenbarte; konnte er sich mit dieser Freudigkeit bald als des Menschen, bald als Gottes Sohn bezeichnen, wenn er die Voraussetzungen des Menschwerdens für unrein erachtet hätte?

Gewiß thut es unsrer Zeit vor allem Not, das Ideal der Ehe so hoch, so heilig und unverbrüchlich wie möglich aufzurichten, als Ausdruck und Symbol allertiefster Geistes-, Herzens- und Gesinnungsgemeinschaft, aus der uns die Ueberzeugung unsrer ewigen Bestimmung erwächst. „Damit aber die göttlichen Impulse ihre Oberhoheit antreten können, braucht das wesentlich Menschliche in uns nicht zum Schweigen gebracht zu werden.“ Auch nicht in einer Ehe, die ihre höchste Vergeistigung schon erreicht hat. Denn nur auf Grund ihrer ausgestaltetsten Differenzirung kann die Menschheit in den Einzelnen wie in ihrer Gesamtheit ihrer Vollendung entgegenreifen.

C B

*) Gewiß hat Tolstoi mit seiner Auslegung unrecht. Man denke nur an Matth. 19, 4—6. D H

Die Stellung der unehelichen Kinder nach dem Entwurf eines Bürgerlichen Gesetzbuchs

(Reichstagsvorlage)

Vorbemerkung des Herausgebers. Der nachfolgende Aufsatz wird nicht für alle Leser von Interesse sein. Wir bringen ihn zum Abdruck, weil der Herr Verfasser davon eine Wirkung erwartet, und weil wir mit ihm diese Wirkung von ganzem Herzen wünschen. Wenn unser Blatt sich solcher öffentlichen moralischen Angelegenheiten nicht annehmen will, wer soll es dann thun?

Den Bemerkungen Westerkamps in Nr. 10 dieser Zeitung, die den Umfang der den unehelichen Kindern in unserm zukünftigen Recht zugewiesenen Rechte einer Prüfung unterziehen, möchte ich einige Worte hinzufügen, welche die Voraussetzung für die Geltendmachung ihrer Rechte betreffen.

In der Ehe gilt das Kind der Mutter auch als Kind des Vaters. Die Möglichkeit, daß es von einem andern abstammt, wird nicht berücksichtigt. Nur wenn es den Umständen nach offenbar unmöglich ist, daß die Frau von dem Manne das Kind empfangen hat, ist es nicht ehelich (§ 1569).

Das Rechtsband, das zwischen den Eltern besteht, giebt also dem Kinde ohne weiteres Kindesrechte gegen den Ehemann.

Ein solches Rechtsband fehlt zwischen den Eltern des unehelichen Kindes. Wenn es einen Mann als seinen Vater in Anspruch nehmen will, muß es deshalb dessen Vaterschaft beweisen.

Dieser Beweis kann naturgemäß nur indirekt geführt werden. Der Mann muß der Mutter des Kindes beigewohnt haben und zwar innerhalb einer solchen vor dessen Geburt liegenden Zeit, daß die Geburt die Folge sein kann.

Das Gesetz bestimmt denn auch:

Als Vater des unehelichen Kindes gilt, wer der Mutter innerhalb der Empfängniszeit beigewohnt hat. Als Empfängniszeit gilt die Zeit von dem einhunderteinundachtzigsten bis zu dem dreihundertzweiten Tage vor dem Tage der Geburt des Kindes (§ 1693).

Das Gesetz fügt jedoch hinzu:

Als Vater gilt jener Mann dann nicht, wenn auch ein andrer der Mutter in dieser Zeit beigewohnt hat.

Gegen diese Bestimmung muß Widerspruch erhoben werden.

Wenn in der oben angegebnen Zeit mehrere Männer der Mutter beigewohnt haben und somit jeder von ihnen der Vater des darnach geborenen Kindes sein kann, dann ist naturgemäß niemals festzustellen, wer wirklich sein Vater war. Nach dem Entwurfe soll in einem solchen Falle das Kind keinerlei Anspruch gegen einen jener Männer haben, sondern auf die Mutter und mütterlichen Verwandten beschränkt bleiben.

Die juristische Logik scheint für eine solche Regelung zu sprechen. Wer nicht beweisen kann, daß eine bestimmte von ihm in Anspruch genommene Person sein Vater ist, kann nicht verlangen, von ihm als Kind anerkannt zu werden. Er ist in derselben schlimmen Lage, wie jeder andre, dem die Beweismittel für sein Recht fehlen. Das unbewiesene Recht muß, so könnte man sagen, hier wie überall dem nicht vorhandnen gleichstehen.

Auch rechtspolitische Erwägungen werden zu Gunsten jener Auffassung geltend gemacht.

Es sei andern Falles eine Förderung der Unsittlichkeit zu befürchten, da eine Frauensperson, die sich mit einem Manne eingelassen habe, sich weniger scheuen werde, auch andern Männern das Gleiche zu verstatten, wenn sie rechtliche Nachteile davon nicht zu besorgen habe; sie sei sogar der Versuchung ausgesetzt, ihrerseits andre Männer anzulocken, um durch die Auswahl zwischen mehreren und den Hinzutritt von vermögenden Männern ihre und des Kindes Aussicht zu verbessern.

Die Zweckmäßigkeitserwägung, daß dem Vorteil des unehelichen Kindes um so besser gedient werde, je mehr Personen vom Gesetze getroffen würden, die ihm Unterhalt gewähren müssen, dürfe nicht dazu führen, die Gebote der Gerechtigkeit außer Betracht zu lassen; das geschehe aber, wenn jemandem die Unterhaltspflicht aufgebürdet werde, dessen Vaterschaft völlig ins Ungewisse gestellt sei.*)

Nun ist es gewiß, die Sorge für den Einen darf nicht zum Unrecht gegen einen unschuldigen Andern führen. Das oben zuerst angeführte juristische Bedenken, die Ungewißheit der Vaterschaft, muß daher beseitigt werden.

Dabei ist zunächst das Eine hervorzuheben: es ist nicht richtig, daß das Gesetzbuch die außereheliche Vaterschaft als Grundlage für die Rechte zwischen Vater und unehelichem Kind ansieht. Das verwandtschaftliche Verhältnis zwischen Vater und Kind ist immer dasselbe, es mag in der Ehe oder außerhalb geboren sein. Das Band der Ehe zwischen den Eltern fehlt; das könnte nur dazu führen, dem Kinde alle diejenigen Rechte abzusprechen, die die Ehe zur Voraussetzung haben. Im übrigen müßte das uneheliche Kind dem Vater ebenso gegenüber stehen wie das eheliche, wenn das Gesetz in der That den Mann, der in der angegebnen kritischen Zeit mit der Mutter verkehrte, als seinen Vater ansehen wollte. Denn das Band des Blutes ist doch dasselbe bei Kindern jeder Art. Wenn das Gesetz diese durch die Natur geschaffne Verbindung als Ausgangspunkt nähme, dann könnte es unmöglich bestimmen (§ 1684), daß das Kind nur bis zu seinem vollendeten sechzehnten Lebensjahre Anspruch auf Unterhalt gegen den Vater habe, daß der Umfang der zu zahlenden Beträge sich nach der Lebensstellung der Mutter, nicht nach der des eignen Vaters bestimmt, und endlich, daß das Kind kein Erbrecht gegen den Vater hat. Die Blutsverwandtschaft dauert doch über das sechzehnte Lebensjahr und den Tod des Vaters hinaus; wie kann man ihre rechtlichen Folgen plötzlich durchschneiden und dem Vater die Möglichkeit geben wollen, sein Kind von sich zu stoßen, im Leben und im Tode!

Nein, wenn auch das Gesetz von Ansprüchen gegen den unehelichen Vater dem Worte nach spricht, thatsächlich sind es in keiner Weise Kindesrechte, die es gegen ihn entstehen läßt.

Wenn aber das Gesetz davon absieht, zum Vorteil des Kindes das Prinzip der Vaterschaft aufzustellen, dann darf es dies nicht hervorkehren, um ihm ungünstige Konsequenzen daraus herzuleiten.

Prüft man das Gesetz nicht nach seinen Wortformulirungen, sondern nach seinen materiellen Bestimmungen, so ergiebt sich, es geht von nichts Weiterem aus, als daß der außereheliche Verkehr von Mann und Frau ein Unrecht ist; dies Unrecht verpflichtet den Thäter, den verursachten Schaden möglichst gut zu machen; es verpflichtet ihn, dem Kinde, das durch dies Unrecht entstanden ist, wenigstens seine Lebensführung zu erleichtern. Ist aber dies der Ausgangspunkt, so darf auch gesagt werden, daß wenn mehrere Personen mit derselben Frauensperson verkehrt haben, ihr Unrecht das Gleiche ist; es kann sich daher nicht der Einzelne, um sich zu entlasten, auf den Genossen berufen.

Endlich aber hat jeder der Konkumbenten durch sein Mitthun dem Kinde die Möglichkeit genommen, einen Einzigen als Vater zu belangen. Hierunter darf nicht das Kind leiden, es

*) Dies sind nach Reatz, Die zweite Lesung des Entwurfs eines Bürgerlichen Gesetzbuchs Bd. 2 S. 188 die Erwägungen, die die Majorität der Kommission bestimmt haben.

muß sich vielmehr eben deshalb jeder Einzelne gefallen lassen, vermögensrechtlich in Anspruch genommen zu werden.*)

Wenn es sich darum handelte, Kindesrechte zu begründen, so würde die Möglichkeit, daß ein Andrer als der gerade von dem Kinde belangte Mann der Vater ist, den Anspruch juristisch und logisch beseitigen müssen. Zur Auflage einer Geldverpflichtung genügt die bloße Beteiligung an Handlungen, die zusammen genommen einen Andern geschädigt haben — ein Gesichtspunkt, der auch sonst im Rechte (straf- und zivilrechtlich) verwertet wird.

In einem Teile des sogenannten gemeinen (römischen) Rechts, in Sachsen, Baden u. s. w. ist denn auch diese sogenannte „Einrede der mehreren Zuhälter" ausgeschlossen. Dies allein schon beweist, wie wenig die juristischen Schwierigkeiten für eine Aufnahme entsprechender Bestimmungen in unser neues Gesetz unüberwindlich sind.

Noch viel geringer wiegen die angeführten rechtspolitischen und sozialen Erwägungen, und um so weniger, als ihnen solche von viel schwererer Wucht entgegenstehen.

Es wird betont, daß das soziale Interesse es dringend erheische, dem Elend der Unehelichen nach Möglichkeit abzuhelfen, und daß darum ihnen eine möglichst große Anzahl von Hilfsquellen eröffnet werden müsse. Die Mittellosigkeit der Mutter und ihrer Verwandten sei in vielen Fällen die Ursache für geistige und körperliche Verwahrlosung der Kinder. Die Knaben fielen dem Verbrechen, die Mädchen der Prostitution anheim.

Ein andrer Uebelstand sei die Belastung der Armenpflege, vermöge deren auf die Gesamtheit abgewälzt werde, was gerechterweise nur Einzelne treffen dürfe.**)

Ich will diese Gründe nicht als entscheidend ansehen, auch nicht den folgenden weitern, obwohl er mir immerhin wichtig erscheint.

Es ist eine bekannte Erfahrung in denjenigen Rechtsgebieten, in denen es schon jetzt gestattet ist, die Einrede der mehreren Zuhälter vorzubringen, daß hiervon in umfassendem Maße Gebrauch gemacht wird. Der Beklagte versucht es einmal und behauptet in die Luft hinein, er sei nicht der Einzige, mit dem die Klägerin verkehrt habe, benennt auch Zeugen dafür, auf die Gefahr hin, daß sie versagen. Meineide und wenigstens Verleitungsversuche dazu kommen vor, um günstige Aussagen zu erlangen. Der Richter aber muß es sich gefallen lassen, monatelang auf Grund immer erneuter Zeugenbenennungen mit Niedrigkeiten beschäftigt zu werden, und wenn der Beklagte auch schließlich, wenn er wirklich der Einzige war, seine Verurteilung nicht verhindern kann, so hat er sie doch verzögert; oft ganz erheblich. Eine Verzögerung der Entscheidung ist aber in ärmlichen Verhältnissen eine große Schädigung des Rechtsuchenden.

Zu solchem widerlichen Verfahren sollte das Gesetz keine Handhabe geben.

Am meisten aber muß von den oben angeführten Erwägungen diejenige verletzen, die aus der hier vertretenen Anschauung eine Förderung der Unsittlichkeit fürchtet, da sie die Frauenspersonen veranlassen könnte, sich mehreren Männern hinzugeben.

Es ist dabei zunächst auf eins aufmerksam zu machen, daß nämlich, wenn dieser Erwägungsgrund Einfluß haben soll, das Kind durch das Unrecht der Eltern leiden soll. Es ist das ein geradezu unnatürlicher Gedanke, der doch eigentlich von jedermann verworfen werden sollte. Gleichwohl ist nicht zu verkennen, daß in der That die Mehrzahl der Menschen in dem Erscheinen des unschuldigen unehelichen Kindes das eigentliche Unrecht sieht, das unter den Folgen dieses Unrechts notwendigerweise leiden müsse. Von dieser Auffassung hat sich also, wie wir sehen, auch der Gesetzgeber nicht frei machen können, obwohl gerade er doch hätte sich sagen müssen: da die Eltern dadurch, daß sie das Kind in Unehelichkeit geboren

*) Die Frage, wie sich das Verhältnis der mehreren Konkumbenten unter einander gestaltet, ob derjenige, der gezahlt hat, einen Teil von dem Genossen erstattet verlangen kann u. a. m., braucht an dieser Stelle nicht erörtert zu werden.

**) Vgl. Reatz a. a. O. S. 189, 190.

werden ließen, ihm für das ganze Leben nach Gesetz und gesellschaftlicher Auffassung nicht zu beseitigende Nachteile zugefügt haben, so soll dafür gesorgt werden, daß sie im übrigen aufs höchste ihre Pflichten ihm gegenüber erfüllen.

Und diese Richtung der Gesetzgebung müßte sich gleich scharf gegen beide Eltern richten, den unsittlichen Mann wie gegen die unsittliche Frau.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung: da, wo es sich um das sittliche Verhältnis von Mann und Frau handelt, hat die allgemeine Auffassung ein sehr strenges Empfinden für die Verfehlungen der Frau und eine milde verzeihende Gesinnung gegenüber dem Manne. Die Gesetzgebung macht keinen Versuch, diese Auffassung zu Gunsten einer gerechteren, die die gleiche Moralität von Mann und Frau verlangt, zu verändern.

Dies zeigt sich auch bei der hier vorliegenden Frage.

Es ist gewiß, wenn eine Frauensperson sich mehreren Männern hingegeben hat, dann werden die Ansprüche für das uneheliche Kind voraussichtlich demjenigen gegenüber geltend gemacht werden, bei dem am sichersten Zahlung zu erwarten ist.

Auch die allgemeine Möglichkeit mag zugegeben werden, daß eine Frauensperson so schlecht sein kann, sich mehreren Männern aus dem Grunde preiszugeben, um eine größere Anzahl von Verpflichteten zu schaffen.

Allein die Zahl solcher Fälle wird sehr gering sein, jedenfalls nicht groß genug, um als gesetzgeberisches Motiv bestimmend sein zu dürfen. Dazu kommt, daß das Kind gar nicht imstande ist, sich vor solcher Verkümmerung seiner Rechte durch die Schlechtigkeit der Mutter zu schützen.

Der Mann hat aber ein sehr einfaches Mittel, um seine Heranziehung durch verdorbne Frauen zu verhüten: er soll sittlich leben.

Und hier ist der Punkt, an dem meiner Meinung nach viel Wirksames im Interesse der Sittlichkeit geschehen könnte, wenn eine Bestimmung gegen die Männer getroffen würde.

Leichtsinn und Leidenschaft werden im allgemeinen bei Männern und Frauen gleich groß sein und daher bei beiden auch in gleicher Weise zum Unrecht im Verkehr untereinander führen. Beim Manne kommt aber noch ein höchst trauriger Anlaß zur Unsittlichkeit hinzu: die herrschende Auffassung, nach der Unzucht des Mannes etwas Entschuldbares, ja Selbstverständliches ist.

Die Gesetzgebung müßte jeden Anlaß ergreifen, sich darnach drängen, der ihr die Möglichkeit giebt, diese Anschauung zu bekämpfen; das wirksamste Mittel ist aber, die Folgen der Unsittlichkeit für den Mann zu verschärfen.

Die Sünden, die aus Leichtsinn und Leidenschaft entstehen, werden in größerm oder geringerm Umfange immer begangen werden, so lange die menschliche Natur nicht wesentlich geändert ist. Aber diejenigen könnten wir ausscheiden, die von dem Manne in kühler Berechnung begangen werden, in der Berechnung, daß er dadurch keinen Schaden habe, weder in den Augen der Welt noch vor dem Gesetz.

Bei den Erwägungen, die er dabei anstellt, wird auch der Gedanke keine geringe Rolle spielen, ob er mit seinem Vermögen für seine Handlung aufzukommen hat. Die bloße Möglichkeit, durch das Hinzutreten eines Andern völlig frei zu werden, wird ihn leichtfertig machen; die schwerwiegende Aussicht, durch die That eines Augenblicks für sein ganzes Leben oder doch einen großen Teil des Lebens an eine andre Person gebunden zu sein, wenn auch nur mit seinem Vermögen, wird ihm ein Hemmnis sein.

Die hier gewünschte Aenderung des Gesetzes wird also die Angriffslust der Männer mindern und damit die Unsittlichkeit an einer ihrer gefährlichsten Quellen bekämpfen und zugleich an einer solchen, die keinerlei Mitleid verdient.

Bei der Beratung des Gesetzes ist auch erwähnt worden: die Beseitigung der Einrede würde in den Landesteilen des französischen Rechts, in denen bekanntlich bisher der außereheliche Vater der Regel nach überhaupt nicht in Anspruch genommen werden konnte, also die Einführung der Unterhaltspflicht überhaupt schon eine schwer wiegende Neuerung sei, tiefe Verstimmung erregen.

Dies Argument muß geradezu als auffällig bezeichnet

werden. Wenn eine Maßregel sonst gerecht ist, dann muß sie entstehen, auch wenn sie Verstimmung schafft. Außerdem erscheint in den Ländern des französischen Rechts, in denen durch die bisherige Gesetzgebung die Anschauung über geschlechtliches Unrecht vielleicht besonders leicht geworden ist, auch eine besonders scharfe Korrektur durch die Gesetzgebung am Platze. Eine Verstimmung über die neue Gesetzgebung soll dort und im übrigen Deutschland nicht verhütet werden; im Gegenteil, sie möge so groß werden, daß sie die Handlungen der Männer beeinflußt und die Frauen und die Sittlichkeit schützt.

Gesamtkodifikationen finden immer nur in Zwischenräumen von Jahrhunderten statt. Der mächtige Bau unsers neuen Rechts wird voraussichtlich in absehbarer Zeit keine Umgestaltung erfahren. Wer jetzt keinen Einlaß findet, ist ausgeschlossen — nach menschlicher Berechnung — für immer. An seiner Pforte stehen kleine, ärmste, elendeste Wesen, die im Augenblick ihrer Geburt schon mit einem Unglück behaftet sind, das in vollem Umfang nie beseitigt werden kann; Wesen, für die thatsächlich das Wort gilt, daß sie zum Leben verurteilt sind.

Sie sind schwach und wehrlos und nicht imstande, ihre Interessen zu vertreten; mögen im letzten Augenblick noch Männer im Reichstag aufstehen und für sie sprechen.

Ein preußischer Richter

Verschiedenes

(Tägliche Rundschau und Deutsche Zeitung) Aus unserm Leserkreise wird uns geschrieben: Die Christliche Welt hat ihren Lesern früher einmal die Tägliche Rundschau als beste Tageszeitung empfohlen. Eine eigentliche Vertretung unsrer Anschauungen und Interessen, auch unsrer Art, das Leben und die Tagesereignisse aufzufassen, biete sie zwar nicht, doch aber vieles, was den Lesern der Christlichen Welt sympathisch ist: einen vornehmen Ton, ehrliche nationale Begeisterung, einen gewissen Grad von Interesse für religiöse, theologische, kirchliche Bewegungen, und was sonst zu nennen war. Seitdem hat sich ein Wechsel in der Zusammensetzung der Redaktion vollzogen, durch den Dr. Friedrich Lange aus der Leitung verdrängt ist. Lange, der schon seit einiger Zeit die Leser zu einer von ihm abhängigen „Rundschaugemeinde“ zu sammeln begonnen hatte, der er dann sogar eine bundartige Organisation zu geben versuchte, die gescheitert zu sein scheint, hat nun durch ein Konkurrenzunternehmen einen offnen Kampf um die Leser der Täglichen Rundschau eröffnet. Er sei der eigentliche geistige Besitzer des Blattes. Die rohe Gewalt des Kapitals habe ihm sein Kind entrissen. Da aber dieses sein Kind nicht eigentlich das Papier der „Täglichen“ sei, sondern ihr Leserkreis, so sei ihm der Kampf möglich, und dieser Kampf sei also ein Kampf des Geistes mit dem Kapital. Nun ist der rohe bramarbasirende und z. B. geradezu phrasenhafte Geist, den er in der letzten Zeit seiner Herrschaft in das Blatt eingeführt hatte, sicherlich nicht der Geist, des Kinder wir sein wollen. Und dadurch ist es uns verwehrt, uns in diesem Kampf auf seine Seite zu stellen. Irgend welche Probe gehorsamer Treue gegen seine Person sind wir ihm sicherlich auch nicht schuldig. Es fragt sich für uns rein praktisch darum, welches Blatt uns besser bedient. Da ist nun allerdings auch über die Tägliche Rundschau leider nicht mehr viel Gutes zu sagen. Sie hat durch Langes Beseitigung zweifellos einige ihrer besten Kräfte verloren, wobei wir nicht sowohl ihn selbst meinen als z. B. seine trefflichen Kritiker, die Gebrüder Hart. Der Ersatz, den die „Tägliche“ bisher für diese in der That ersten journalistischen Kräfte gewonnen hat, ist nicht gleichwertig. Die Auffassung der uns in der Politik am meisten interessirenden sozialen Bewegung bleibt leider durchaus innerhalb der von Lange gewiesenen Bahnen der Mittelstandspolitik immerhin mit sehr freundlicher und mindestens hochanständiger Würdigung der Naumannschen Richtung. Stolz ist das Blatt nicht mit Unrecht auf seine Beteiligung am geistigen Leben, die es besonders durch Referate erster Kräfte über alle wissenschaftlichen Bewegungen bewähren will. Aber wie sieht es nun hier mit der Religionswissenschaft aus! Seit Jahren wohl haben wir vergeblich nach einer Würdigung der doch gerade auf diesem Gebiet mit glänzenden Erfolgen arbeitenden wissenschaftlichen Kräfte gesucht! Auch die Tägliche Rundschau scheint nicht mehr wissen zu wollen, daß es hier interessanteste Entdeckungen und Forschungen giebt. Die Gründe sind ja durchsichtig. In allem, was irgendwie mit Religion und Kirche zusammenhängt, sind die Geister heut von einer so hochgespannten Nervosität beherrscht, daß gerade die Zeitungen, die unter ihren Lesern religiös interessirte Leute vermuten, sich ängstlich vor Erörterungen hüten, die dahinein schlagen. Es ist ja leider Signatur der heutigen Laienschaft unsrer Kirche geworden, daß sie über alle möglichen Mängel der „Kirche“ klagt, besonders auch über den Mangel an Wahrheitsmut, und gar nicht bedenkt, daß sie selbst die „Kirche“ ist, und daß eine jede religiöse Gemeinschaft die Vertretung hat, die sie verdient. Ein so hoch und allseitig gebildeter Leserkreis, wie derjenige der Täglichen Rundschau sein will, läßt es sich bieten, daß sein Organ über jeden neu entdeckten Knochensplitter mit zeitweilig wirklich

ermüdender Monotonie berichtet, aber eine so glänzende und dazu so interessante wissenschaftliche Entwicklung, wie die moderntheologische es ist, andauernd und, wie es den Anschein hat, geflissentlich ignorirt. Muß uns von der Deutschen Zeitung die Roheit trennen, mit der unter Langes Leitung antisemitische Kleinlichkeitskrämerei und Hetze als nationale Begeisterung und wohl gar „reines Deutschtum" ausgegeben wurde, von seinem Versuche, als Stifter einer neuen „Deutschreligion" aufzutreten, zu schweigen, so wird es auch der Täglichen Rundschau gegenüber aus den angegebnen Gründen für uns mindestens: Abwarten! heißen.

(Der dreihundertfünfzigste Todestag Luthers) ist, wie sichs gebührte, besonders in Eisleben feierlich begangen worden. Ein Erinnerungsbüchlein will den Segen des Tages festhalten und weitertragen: Die Lutherfeier in Eisleben am 18. Februar 1896. (Eisleben, Zweigverein des Evangelischen Bundes. Zu beziehen durch die Eislebner Buchhandlungen Kuhnt, Reichard und Winkler. 39 S. 30 Pfge.) Nicht nur weil der Reinertrag des Büchleins für die evangelische Diaspora bestimmt ist, sondern weil manches gute Wort und manche Anregung daraus zu holen ist besonders für die Gedenktage, die im Oktober und November wiederkehren, sei es hiermit warm empfohlen. Zwei Holzschnitte: Das Eislebner Lutherdenkmal und Luthers Sterbehaus, sind als willkommne Zierde beigegeben. — Auch eine kleine Schrift: Luthers letzte Lebenstage, von dem Eislebner Superintendenten Rothe verfaßt, die bei der Gedächtnisfeier zur Verteilung kam, dürfte durch dieselben Buchhandlungen für wenige Pfennige zu haben sein. R

(Johannes Mathesius) Ein Lebens- und Sittenbild aus der Reformationszeit. Von Georg Loesche. 2 Bände. Gotha 1895.

Johannes Mathesius gehört zu den anziehendsten Persönlichkeiten aus dem Schülerkreise der Reformatoren. Nicht als ob er interessant wäre durch ein besonders bewegtes Leben oder durch eine die gewöhnlichen Bahnen verlassende persönliche Eigenart. Was uns an ihn fesselt, ist die scharf ausgeprägte Natur seines Wesens. Man lernt diesen Mann lieben, der nicht allein ein Schüler Luthers in seiner religiösen Anschauung und seinem theologischen Denken war — so sehr, daß oft Schüler und Lehrer bis aufs Wort übereinstimmen —, sondern der auch in seinem Charakter vielfach an Luther erinnert. Da finden wir Luthers Volkstümlichkeit, Luthers Humor, Luthers Entschiedenheit, Luthers Derbheit, Luthers Gemütstiefe wieder. Was der „Vater" Luther einem weiten Kreise, vor allem in den letzten zwei Jahrzehnten seines Lebens gewesen ist, das war Mathesius seinen Joachimsthalern, denen er als Schulrektor und Pfarrer rührende Treue bewährt hat. Er war die Seele dieser aufblühenden Berggemeinde Böhmens, von ihm ging ein reicher Strom von Anregung auf die benachbarten Kreise aus, er ist ohne Zweifel die bedeutendste Gestalt auf protestantischem Boden Böhmens. Fast idealer noch als das Verhältnis Luthers zu seiner Käthe war das unsers Mathesius zu seiner tieffrommen, heldenhaften, edeln Ehefrau. Es ist ein freundliches Bild aus der Reformationszeit, das vor uns hintritt; als trüber Schatten fällt darauf die schmerzliche Thatsache, daß der Eifer der Gegenreformation das blühende Werk des Joachimsthaler Pfarrers bis auf unscheinbare Reste wieder zerstört hat. Freilich das Andenken dieses geliebten Mannes hat sich doch nicht zerstören lassen, es lebt auch heute noch „im Thal." — Wir sind Professor Loesche sehr dankbar für die überaus sorgfältige, vortrefflich geschriebne (nur mitunter zeigt der Stil etwas Gesuchtes) Biographie dieser reformatorischen Persönlichkeit. Wissenschaftliche Beurteilungen haben dieser Leistung mit vollem Recht die gebührende Würdigung zu teil werden lassen. Nicht allein hat Loesche dunkle Partien des Lebensganges seines Helden in helles Licht gerückt, er hat auch nicht wenige neue Briefe von und an Mathesius beigebracht und die Bibliographie der Schriften des Mathesius mit größter Sorgfalt behandelt. — Die erste Hälfte des ersten Bandes führt das „Leben" des Mathesius vor; die zweite und der ganze zweite Band beschäftigt sich mit den „Werken." Dieser zweite Teil ist nicht weniger interessant als der erste. Hier entrollt Loesche das Denken seines Helden. Jeder Gebildete, der Sinn und Verständnis für kulturgeschichtliche Bilder hat, wird sich mit vieler Freude von der uns oft so fremden Ideenwelt fesseln lassen. Wir möchten unsern Lesern diese Biographie warm empfehlen.

Drews

Quittung

Für Armenien: 250,70 Mk. durch Bethania, Sonntagsgruß der Brüdergemeinde in Nieský; 30 Mk. Kollekte gesammelt nach einer Gebetsversammlung für Armenien in der Brüdergemeinde in Neusalz a. O.; 27,50 Mk. durch H Schn, Wiesbaden; 11 Mk. durch W Sch, Gelsenkirchen; je 10 Mk. von N N, Reichenborn; durch F, Göppingen; je 5 Mk. von B, Wiesbaden; N N, Werden; 3 Mk. von R, Friedrichsort; 2,50 Mk. von J R, Burgkemnitz; je 2 Mk. durch A, Wald a. Rh.; Sp, Althütte; M G, Groß-Derner.

Für Klein-Namaland: 10 Mk. von N N, Reichenborn; 6 Mk. von L, Schweidnitz; 3 Mk. von R, Friedrichsort; 2,50 Mk. von J R, Burgkemnitz.

Für die Konfektionsarbeiter: 5 Mk. von N N, Werden; 2 Mk. von Sp, Althütte. Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 18 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Siebenter Evang.-sozialer Kongreß in Stuttgart

Die Gedenktage der Kämpfe für deutsche Einheit sind vorüber; die Nation hat mit Freuden auf die großen Tage des Ringens um langersehnte nationale Güter zurückgeschaut, viele Tausende haben die treue Kameradschaft jener unvergeßlichen Zeit erneut, aber der tiefe, durch unser Volk gehende Riß, die Entfremdung der verschiednen gesellschaftlichen Gruppen und Kreise, der soziale Gegensatz der Berufsstände und der Mangel christlichen Gemeinschaftsgefühls ist geblieben, sodaß wir leider bekennen müssen: die große, unsrer Zeit und unserm Volke gestellte Aufgabe ist noch nicht gelöst! Damit ist aber zugleich dem Evangelisch-sozialen Kongresse die seinige vorgezeichnet und nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht seines Fortbestandes vor allem Volke erwiesen!

Gegründet in den vielbewegten Lenzmonden des Jahres 1890 hält der Kongreß bei allem Wandel der Zeiten unentwegt an seinem großen Ziele fest, unsre gesellschaftlichen Zustände an dem unverrückbaren Maßstabe der sittlichen und religiösen Forderungen des Evangeliums zu messen und unsre Volksgenossen daran zu erinnern, daß es ihre unabweisbare Pflicht ist, nicht nur den letzten Gründen der unleugbaren Schäden des gesellschaftlichen Körpers nachzuforschen, sondern auch mit allem Eifer auf Mittel und Wege zu sinnen, sie zu beseitigen und zu überwinden.

Dazu bedarf es mehr als je eines festen Zusammenschlusses thatkräftiger Persönlichkeiten, die sich bei aller Verschiedenheit der kirchlichen und politischen Ansichten in der einen Ueberzeugung zusammenfinden, daß jedes Streben nach sozialer Reform, insbesondre auch das ungestüme Ringen aufstrebender Volkskreise, nur dann zu einer gedeihlichen Entwicklung führen und zum Wohl des Vaterlands ausschlagen kann, wenn es sich auf dem festen Boden des nationalen Staatslebens vollzieht, und wenn es von jenem freimachenden christlichen Geiste getragen wird, dessen Walten und Wirken dem Einzelnen wie der Gesamtheit allein Heil und Frieden verbürgt.

Diesen Zusammenschluß will der Evangelisch-soziale Kongreß allen Gliedern unsrer kirchlichen Gemeinschaft bieten; in diesem Sinne hat er sechs Jahre nicht ohne Anregung und, wie wir hoffen dürfen, auch nicht ohne nachhaltigen Segen gearbeitet.

Keiner kirchlichen oder politischen Partei dienstbar, lehnt der Kongreß jede Verhandlung über innerkirchliche Kontroversen und über politische Parteifragen ab; er will nicht trennen, sondern vereinigen, er will sammeln und nicht zerstreuen, denn er weiß, daß der gemeinsamen Aufgaben auf sozialem Gebiete viele — der Arbeiter aber wenige sind!

Im Jahre 1894 tagte der Kongreß in Frankfurt a. M., 1895 in Erfurt, und in diesem Jahre gedenkt er sich in der schönen schwäbischen Hauptstadt des Königsreichs Württemberg zu versammeln, in der ihn, wie jeder Deutsche weiß, ein besonders reiches, religiöses Leben empfängt. Möge dessen Einfluß die Versammlungen des Kongresses erwärmen und vertiefen; möge aber auch der im Kongresse waltende Geist belebend und befruchtend auf weite Volkskreise des gesegneten Schwabenlandes und darüber hinaus wirken — das ist der Wunsch und die Hoffnung, mit der wir allen Freunden unsrer Sache zurufen: Auf nach Stuttgart!

Programm des Kongresses:

I. Mittwoch, den 27. Mai: a) nachmittags 4 Uhr: Sitzung des Ausschusses, b) abends 6½ Uhr: Predigt: Stadtpfarrer Keeser aus Stuttgart, c) abends 8 Uhr: Oeffentliche Begrüßungsversammlung im Stadtgarten.

II. Donnerstag, den 28. Mai: a) früh 9 Uhr im Konzertsaal der Liederhalle: 1. Eröffnung des Kongresses durch den Präsidenten; 2. Jahresbericht des Generalsekretärs; 3. Erstes Referat: Die soziale Wirksamkeit des im Amt stehenden Geistlichen, ihr Recht und ihre Grenzen (Professor Prediger D. v. Soden aus Berlin und Stadtpfarrer Planck aus Eßlingen a. N.). b) nachmittags 3 Uhr im Konzertsaal der Liederhalle: Zweites Referat: Der Handel, nationalökonomisch und ethisch beleuchtet (Professor Dr. Rathgen aus Marburg.). c) abends 8 Uhr im Festsaal der Liederhalle: Famlienabend, veranstaltet vom Lokalkomitee.

III. Freitag, den 29. Mai: a) früh 9 Uhr im Konzertsaal der Liederhalle: Drittes Referat: Die Arbeitslosigkeit und das Recht auf Arbeit (Professor Dr. Delbrück aus Berlin); b) nachmittags 3 Uhr im Mozart- oder Beethovensaal der Liederhalle: 1. Erste Spezialkonferenz: Die Thätigkeit der Frau im Gemeindedienst (Frau Geheimrat Lippmann aus Berlin); 2. Zweite Spezialkonferenz: Nationale Wohnungsreform. c) nachmittags 4½ Uhr im Konzertsaal der Liederhalle: 3. Dritte Spezialkonferenz: Die Schule und die soziale Frage (Professor Dr. Rein aus Jena).

Wegen Wohnung (Privat- oder Hotelwohnung) und mit sonstigen Anfragen wolle man sich an den Vorsitzenden des Wohnungsausschusses, Herrn Gewerberichter **Dr. jur. Hartenstein**, Stuttgart, Werastraße 24, wenden.

Berlin, April 1896

Das Aktionskomitee und der Ausschuß des Ev.-soz. Kongresses

Herzliche Bitte für armenische Waisen

Auf inständiges Bitten armenischer Protestanten hat die Direktion der Kaiserswerther Diakonissenanstalt sich entschlossen, fünfzig armenische Waisenmädchen, die bei den Blutbädern des verflossenen Herbstes und Winters ihre Eltern verloren, im hiesigen Kaiserswerther Waisenhause aufzunehmen. Letzteres arbeitet hier schon seit langen Jahren in großem Segen, hat aber noch ein der Anstalt gehörendes Nebenhaus aus Mangel an Mitteln an eine griechische Schule vermietet. Dieses soll jetzt den armen Waisen, die ja in ihrer Heimat mit tausenden von Leidensgefährten allem Elend ausgesetzt sind, unter Leitung und Erziehung von Kaiserswerther Diakonissen eine schirmende Zufluchtsstätte für Leib und Seele bieten. Aber es fehlt völlig an Mitteln für die neue Arbeit, diese müssen erst aufgebracht werden. Daher möchten die Unterzeichneten dem von Kaiserswerth aus ergangnen Aufruf zu Gaben brüderlicher Liebe mitwerbend und mitbittend zur Seite treten. „Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan." Matth. 25, 40.

Smyrna, den 12. April 1896

J. Ebeling, Pfarrer der deutsch-evangelischen Gemeinde; Eduard Meyerstein, Oberlehrer; Rev. Charles Bellot, Pfarrer der englischen Gemeinde; Rev. James Murray, Direktor der schottischen Judenmission; Tashjian, protestantisch-armenischer Pastor

Cand. theol. sucht Beschäftigung ohne Gehaltsanspruch. Offerten unter H. H. an die Exp. d. Blattes.

Meine Verlobung mit Fräulein **Ida Niemann**, Tochter der verwitweten Frau Ida Niemann in Staßfurt, beehre ich mich ergebenst anzuzeigen.

Pützlingen bei Nordhausen, im April 1896

Georg Klose, Pastor

Eine als Schwester ausgebildete Krankenpflegerin, mit vorzüglichen Zeugnissen, sucht bald Stellung als **Gemeindeschwester.** Gefällige Offerten zu senden an

Fräulein **von Hirschfeld**, Wandsbek bei Hamburg, Jüthornstraße Nr. 3

Zu verkaufen für nur **M. 105**
Herzogs Realencyklopädie der protest. Theologie. 2. (neueste) Aufl. 18 Bde. Hfz. geb. (Neupreis Mk. 216), durch
Alfred Lorentz, Antiquariat, Leipzig

Cand. pro lic. conc.
mit besten Zeugnissen, erfolgreich Hauslehrer gewesen, ist bereit zur Uebernahme gleicher Stellung.
Gefällige Offerten unter J D an die Expedition der Christl. Welt.

Hugo Rothers Buchh.
(Martin Warneck)
Berlin W. 9, Linkstraße 4.
Spezialität:
Theologie und Verwandtes
Ansichtssendungen, Verleihinstitut
Antiquariat

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162.**

Im Hinblick auf die augenblicklich im Vordergrund der öffentlichen Diskussion stehende Frage betr. die Civilehe machen wir auf die nachstehende Schrift aufmerksam:

Die evangelische Trauung,

ihre geschichtliche Entwicklung und gegenwärtige Bedeutung
von
D. Hans von Schubert,
ord. Prof. der Theologie in Kiel.
XIV, 158 S. 3,60 Mk.
Berlin W 9. **Reuther & Reichard.**

Soeben ist erschienen:

Geschichten aus Holstein

Erzählungen
von
Charlotte Niese
Fein gebunden 3 Mark 50 Pfge.
Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Bei uns ist soeben erschienen:

Jahresbericht des theologischen Seminariums der Brüdergemeine in Gnadenfeld vom Studienjahr 1895/96. Von Direktor P. Kölbing. Gr. 8°. 65 Seiten. Preis 1 Mk.

Inhalt:
1. **Jahresbericht** und Vorlesungsverzeichnisse. Seite 1—5.
2. **Die heilige Schrift als oberste Norm der christlichen Glaubenserkenntnis.** Dogmatische Untersuchung von P. Kölbing. S. 7—65.

Anstalts Buchhandlung in Gnadau bei Magdeburg

Das Hospiz des evang. Vereinshauses
Leipzig, Roßstraße 14
erneuert und erweitert
empfiehlt sich dem reisenden Publikum als **Hotel bessern Ranges.**
Zimmer 1,25 bis 5 Mark. Außer Gabe an Portier kein Trinkgeld.

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Albert, Pfr. Lic. Dr. F. R., **Die Geschichte der Predigt in Deutschland** bis Luther. III. Teil: Die Blütezeit der deutschen Predigt im Mittelalter. 1100—1400. 2,80 M. Früher erschien: I. Teil: Die Zeit vor Karls des Großen Tod. 600—814. 2,80 M. II. Teil: Lateinische Predigten v. Verf. deutscher Herkunft. 814—1100. 2,80 M.

Cremer, D. Herm., Prof. d. Theol. i. Greifswald, **Glaube, Schrift und heilige Geschichte.** Drei Vorträge. 1,50 M., geb. 2 M. (I. Die Autorität d. heil. Schrift. — II. Das Evangelium Jesu und das Evangelium von Jesu. — III. Der Glaube und die Heilsthatsachen.)

Freybe, Prof. Dr. Alb., **Faust und Parcival.** Eine Nacht- und eine Lichtgestalt von volksgeschichtlicher Bedeutung. 4,80 M., geb. 5,50 M.

Fürer, P. C. E., **Weltende und Endgericht** nach Mythologie, Naturwissenschaft und Bibel. Vortrag. 40 Pf.

Luthers Erklärung der heil. Schrift. Zusammengestellt von P. E. Müller. Heft 5: Die beiden Briefe an die Korinther. 1,50 M. (Heft 1—4: Ev. Matth. bis Römerbrief zusammen 6 M.)

Oehninger, P. Fr., **Die Grundbegriffe der Pastoralbriefe.** Ein Vademekum für Geistliche und für geistlich Gesinnte. 1 M.

de le Roi, Lic. J. F. A., **Ferdinand Christian Ewald.** Lebensbild aus der neueren Judenmission. 2 M., 2,80 M.

Bibel und Naturwissenschaft. Apologetische Studien eines Naturforschers. 60 Pf.

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1481. Vierteljährlich 1,50 Mark

Nr. 18: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Zu den Landtagsdebatten über die Bonner und Marburger Fakultät; Die Ausbildung von Lehrern auf dem königlichen Institut für Kirchenmusik zu Berlin; Aus Hamburg; Der Prozeß Steudel; Konservativ und Christlich-Sozial in Schleswig-Holstein — Evangelische im Auslande: Der Freikirchenkongreß zu Nottingham (Schluß) — Verschiedenes: Die IV. Sonntagsschulenkonvention; Vermischte Nachrichten: Zwölfte Jahresversammlung des Allgemeinen Evangelisch-protestantischen Missionsvereins in Kiel — Personalien

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst

55. Jahrgang

Postzeitungs-Nr. 2932. Vierteljährlich 9 Mark.

Nr. 17: Der russische Sozialismus — Landwirtschaftliche Reinerträge — Neue Romane — Unberechtigte und berechtigte Ausländerei — Maßgebliches und Unmaßgebliches — Litteratur

Nr. 18: Zum Börsengesetzentwurf — Die Pflicht der Gesellschaft. Von Adolf Bartels — Orakelgraf — Zur Duellfrage — Maßgebliches und Unmaßgebliches — Litteratur

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine Beilage vom „Wolfer Waisenheim" in Wolf bei Trarbach a. Mosel

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 19 — **Leipzig, den 7. Mai** — **1896**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Fünf und zwanzig Jahre Frieden — Die Geschichte der christlichen Liebesthätigkeit: 3. Interkonfessionelle Liebesthätigkeit — Das bulgarische Schisma — Ein theologisches Vermächtnis — Charles Dickens ein christlicher Volksschriftsteller: 6. Dickens ein christlicher Volksschriftsteller? — Verschiedenes: Entlassung von Kandidaten aus dem Schuldienst; Pensionsverhältnisse der Diasporageistlichen; Soziales Christentum; Ueber eine Stelle in der Augsburgischen Konfession — Tageszeitung! — Quittung — Anzeigen

Fünf und zwanzig Jahre Frieden

Fünfundzwanzig Jahre Frieden. Das ist unter allen Umständen etwas, wofür ein Volk Gott zu danken Ursache hat. Und nach einem solchen Krieg! Nach solchen Siegen und Errungenschaften! Wem die ganze Größe der fünfundzwanzigjährigen Erinnerung, die uns monatelang jetzt erhoben hat, nicht aufgegangen sein sollte, der lese Treitschkes Rede „Zum Gedächtnis des großen Krieges," in der sie einen unübertrefflichen Ausdruck gefunden hat.*)

Daß das neue Reich noch so fest zusammenhält trotz allen innern Schwierigkeiten, beweist am besten die moralische Kraft und Würde jenes Kampfes. Diese Erfahrung überhebt uns aller Debatten über Verwerflichkeit oder Notwendigkeit des Krieges, wie sie in einem mehr moralisirenden als handelnden Geschlecht so leicht aufkommen. Aber wenn wir nun den Frieden feiern, so ziemt gewiß dem ernsten Patrioten die ernsteste Einkehr bei sich und seinem Volk, ob denn die fünfundzwanzig Friedensjahre dem großen Kriege, der sie uns brachte, an innerm Werte ebenbürtig waren. Sonderlich in den Kirchen und wo sonst im Namen der Kirche geredet wird, da verschone man unser Volk mit jener höhern Trinkspruchweisheit, die in klingenden Worten den Segen der Friedensjahre preist und in einer falschen Frömmigkeit die Zukunft mit Hoffnungen bevölkert, statt ihre Aufgaben dem gegenwärtigen Geschlecht fest vor die Seele zu malen.

Der künftige Geschichtsschreiber dieser fünfundzwanzigjährigen Friedenszeit wird ohne Zweifel bei der sozialen Entwicklung, die wir in ihr erlebt haben, am aufmerksamsten verweilen. Und er wird es dem jungen Reiche zum unvergänglichen Ruhme anrechnen, daß es jene kaiserliche Botschaft erlebte und jene erste Gesetzgebung erfuhr, die wahrlich Gutes gewirkt hat, an der das Größte aber doch war der große Wille. Alles wird aber für die schließliche Beurteilung dieser Epoche darauf ankommen, ob unser Reich in dieser mutigen und vertrauenden Bewältigung des sozialen Problems fortschreitet oder nicht.

In diesen Tagen, wo Mißtrauen, Zurückhaltung und die letzte Zuflucht zur Gewalt in den Kreisen von Macht, Bildung und Besitz vielen höchste Weisheit dünken, hat der christliche Sozialismus trotz der Minderzahl und politischen Ohnmacht seiner Vertreter eine ungeahnte ideale Bedeutung erlangt. Fast allein hält er — anders als die Sozialdemokratie — den Gedanken der Notwendigkeit und Möglichkeit einer sozialen Wandlung vor der Oeffentlichkeit fest. Ist es in erster Linie der jüngere Pastorenstand, der sich um dieses Banner schart, so gereicht ihm das nur zur Ehre, und ein späteres Geschlecht wird es ihm danken. Denn die Versöhnung des tüchtigern Teils der von der Sozialdemokratie beherrschten Arbeiterwelt mit einem gesunden wirtschaftlichen Fortschritt, die Gewinnung zugleich der Elemente von gutem Willen unter den heute Privilegirten für ebendiesen, ob er auch nicht ohne Opfer ihrerseits möglich sein mag — das ist doch der einzige politische Gedanke in unsrer politisch zerfahrnen Zeit, der Sinn und Zukunft hat. Es muß ja die Stunde kommen, wo den Besten in allen Ständen die Binde von den Augen fällt und sie erkennen, was ebenso die Selbsterhaltung wie die Menschlichkeit fordert.

Inzwischen aber wird der christliche Sozialismus desto besser die Wendung, die kommen muß, vorbereiten, je deutlicher er sein eigenstes Wesen erkennt. Der christliche Sozialismus ist allerdings eine Gesinnung von Unzufriednen, aber er ist die Unzufriedenheit damit, daß es mein Nächster nicht besser hat. Er ist allerdings eine Schätzung der irdischen Güter, aber in dem Sinne, daß ich von den irdischen Gütern, an deren Genuß ich mich freue, auch dem Nächsten sein Teil zuerkannt und zugeteilt wissen will. Er ist aber darum keine Utopie, weil die Produktion von Gütern gegen früher gewaltig gestiegen und einer unmeßbaren Steigerung noch fähig ist; weil es auch an Raum, Licht und Luft für alle thatsächlich nicht gebricht — aus dieser Erfahrungsthatsache ergiebt sich für den Menschenfreund, für den Christen, daß es sich hier um ein lösbares Problem handelt, um eine praktische Aufgabe: diese Güter und die vorhandnen Menschen richtig zusammenzubringen. Der christliche Sozialismus ist so lange für die Gesellschaft der heute Privilegirten unentbehrlich, als ihr Gewissen diese Aufgabe noch nicht mit dem ganzen Ernste einer wirklichen Verpflichtung ergriffen hat.

Und doch wäre der christliche Sozialismus eine Utopie, hätte er es auf der andern Seite mit solchen Leuten zu thun, die sich nicht helfen lassen wollen. Dann bliebe nichts übrig, als durch gelegentliche Almosen zu zeigen, daß man auch für einen so heruntergekommnen Stand noch ein Herz hat. Wem steigt aber nicht die Scham ins Gesicht, wenn er daran denkt, daß unser arbeitendes Volk so beurteilt werden könnte? Dasselbe Volk, das die Schlachten von 1870 und 71 geschlagen hat? Freilich nicht unter Bebels und Liebknechts, sondern unter Kaiser Wilhelms, Bismarcks und Moltkes Führung. Aber doch dasselbe Volk! Und wenn es jetzt um Besserung seiner Lage ringt, so sollen wir ihm das verdenken? Sollen in ihm darum unsern Feind sehen, „den innern Feind," der viel schlimmer ist als der äußere? Sollen womöglich von den Kanzeln und in den Gemeindeversammlungen im Namen Gottes gegen diesen innern Feind den heiligen Krieg predigen? Wahrhaftig, Jesus Christus lehrt uns unsern „innern Feind" wo anders suchen. Nein, umgekehrt: wenn und wo die niedern Stände sich nicht emporarbeiten wollen, da sollen wir schelten und verzweifeln; wo wirs aber tüchtig in der Arbeit und fest im Aufwärtsstreben sehen, da wollen wirs achten, anerkennen und fördern. Ich kenne das Volk auch ein wenig, ich weiß, wie vieles faul ist in diesen Ständen, aber gewiß nicht mehr als in den privi-

*) Ich schrieb diesen Hinweis ahnungslos wenige Stunden, nachdem das so leidenschaftlich für sein Volk und Vaterland empfindende Herz Heinrichs von Treitschke aufgehört hatte zu schlagen.

legirten Ständen; und so viel Tüchtigkeit und Gesundheit wohnt doch in unserm Volk, daß man den Leitenden im Reiche unermüdet zurufen darf und muß: Habt Vertrauen zu unserm Volk!

Niemals freilich wird, das ist meine bescheidne Meinung, der christliche Sozialismus selber die Volkspartei werden, die wir wohl brauchen. Dazu ist echtes Christentum zu rar, oben wie unten. Und der christliche Sozialismus ist ja seinem Begriff nach nicht die Richtung der Nehmenden, sondern der Gebenden. Die Hoffnung kann nur die sein, daß der christliche Sozialismus die rechte Gesinnung wecken hilft sowohl in den Ständen, die vornehmlich zu geben und zu opfern berufen sind, wie in denen, die vornehmlich zu gewinnen haben. Dem Arbeiterstande darf man in seiner gegenwärtigen Lage nichts andres zumuten als einen gesunden, vernünftigen und kräftigen Egoismus, der das Erreichbare will und das Erreichte dankbar in Besitz nimmt. Man darf hoffen, daß viele dieses Standes dabei ihr Christentum festhalten und brauchen, Andre es wiedergewinnen; aber der christliche Sozialismus hat genau besehen kein Interesse daran, daß eine Arbeiterpartei oder sonst eine politische Partei sich mit dem christlichen Namen schmückt.

Unsrer Regierung, unserm Kaiser muten wir nicht zu, daß sie sich diesen christlichen Sozialismus zu ihrem Programm erhebt. Auch im Munde einer Regierung haben wir das Christentum nicht gern als politisches Schlagwort. Aber das wünschen wir unsrer Obrigkeit, daß sie ihre besten Kinder nicht verkennt, und daß es ihr gelingen möge, die zersplitterten und zum Teil scheu in sich zurückgezognen Kräfte hervorzulocken und zu sammeln, die sie zu einer positiven innern Politik braucht. Allgemeine Aufrufe zur Sammlung thuns nicht! Viele ersehnen es, sich mit neuer Freudigkeit ins öffentliche Leben zu stellen; sie warten mit Schmerzen darauf, daß das Markten der kleinen Interessenpolitik aufhöre und ein fester Plan und eine treue starke Hand wieder die Führung haben zum gemeinen Nutzen.

„Die weltlichen Fürsten herrschen und die Oberherren haben Gewalt." So beschreibt uns Christus den Bestand eines irdischen Reiches. Und das nennt Paulus eine Obrigkeit: „die Gewalt über uns hat." Wir wünschen unserm deutschen Reiche, unserm Kaiser viel Macht, eine solche Macht, die da imstande ist unserm Volke und der gesamten christlichen Kulturwelt rücksichtslos zu dienen. Wir wünschen ihm zum fünfundzwanzigjährigen Friedensfest eine solche Macht, die ihm nicht nur gestattet im Innern die zu schützen und zu beglücken, die dessen gewärtig sein dürfen, sondern auch unter den Völkern dazustehn als ein Hort des Rechts und der Menschlichkeit. Wir feiern Feste — und der Türke mordet weiter unter seinen christlichen Unterthanen. Unser Reich muß, so scheint es, noch viel mächtiger werden, um solchen Greueln zu wehren. Es muß so mächtig werden, daß wir keines pommerschen Grenadiers Knochen riskiren, wenn wir dem kranken Manne am goldnen Horn sagen: Das darf nicht sein. Oder wären wir vielleicht doch dazu schon mächtig genug?

Wir schließen mit Luther: „Gott hat uns ein junges edles Blut zum Haupt gegeben, damit viel Herzen zu großer guter Hoffnung erweckt — daneben will sichs ziemen, das Unsre dazu zu thun und der Zeit und Gnade nützlich zu brauchen." R

Die Geschichte der christlichen Liebesthätigkeit

3. Interkonfessionelle Liebesthätigkeit

Die christliche Liebesthätigkeit ist, wie wir bisher gesehen haben, konfessionell geartet, sie ist in ihrem Wesen von der jeweilig herrschenden Grundauffassung des Christentums bestimmt. Aber damit ist doch nicht alles gesagt. Man muß vielmehr diesen Satz einschränken durch den andern: In gewissem Maße ist die christliche Liebesthätigkeit interkonfessionell, von der geschichtlichen Ausprägung des Christentums unabhängig. Diese Erkenntnis ergiebt sich für Uhlhorn aus seiner ganzen geschichtlichen Betrachtungsweise. Er faßt nämlich mit Recht Katholizismus und Protestantismus nicht nur nach ihrem Gegensatz ins Auge, wie es von den Vätern der alten Orthodoxie geschah, sondern zeigt zugleich die Linien auf, die vom mittelalterlichen Katholizismus zum Protestantismus hinüberführen. So erscheint

ihm die katholische Religion und insonderheit die katholische Liebesthätigkeit als eine Uebergangsstufe zur protestantischen und mithin als eine, wenn auch vom Evangelium abweichende und irrige, so doch zeitweilig gewissermaßen notwendige und deshalb relativ berechtigte Form desselben Christentums, das in der Reformation seinen vollkommneren, oder sagen wir mit Uhlhorn vollkommenen Ausdruck gefunden hat. Von solchen Gedanken aus versteht es Uhlhorn, selbst die dem protestantischen Bewußtsein fremd gewordnen Formen des katholischen Lebens in ihrer Bedeutung für die Liebesübung zu erfassen.

Eine solche Institution ist das Mönchtum, das mit dem protestantischen Christentum durchaus unverträglich ist, weil es alle andern zu Christen niedern Grades macht, und weil es aus dem Gedanken der Weltflucht, der prinzipiellen Negation des irdischen Lebens erwächst. Und doch ist gerade das Mönchtum der Ansatz- und Ausgangspunkt eines neuen Kulturlebens, einer richtigeren Erfassung des Evangeliums geworden. Die alte Welt war, wie die Geschichte gezeigt hat, für das christliche Leben undurchdringlich. Erst die germanische Welt sollte und konnte eine wirklich christliche werden. Ihr das Christentum und im Zusammenhange mit dem Christentum die alte Bildung zu übermitteln als Grundlage einer neuen Kultur, dazu sollten vor allem auch die Klöster mithelfen. Gottes Hand bildete in ihnen die Burgen, in denen das Christentum sich halten konnte, als die Fluten der Barbaren über das römische Reich hinbrausten, und von denen dann die Christianisirung und Zivilisirung der neuen Völker ausgehen sollte. In den Schutz und die Pflege der Klöster barg sich auch die Liebesthätigkeit. Selbst in den wüsten Zeiten um die Wende des zehnten Jahrhunderts erlosch in ihnen nie ganz das Feuer der christlichen Liebe. Von ihnen nahm das Spital seinen Ausgang, das Hauptinstitut der mittelalterlichen Armenpflege, von ihnen sind auch die Barmherzigen Schwestern ausgegangen, die Hauptträgerinnen der heutigen katholischen Liebesthätigkeit. Es ist interessant zu beobachten, wie die Arbeit der Liebe allmählich gegenüber dem mönchischen Wesen immer breiteren Raum gewinnt, bis sie schließlich bei den Barmherzigen Schwestern zum eigentlichen Hauptpunkt gemacht wird. Alles, was ihre Regel an Erbauungsmitteln, Gebeten u. s. w. vorschreibt, ist nur Mittel, um die Schwestern zu ihrem Dienst tüchtig zu machen. Deshalb darf, ja muß alles Beten, Messehören, Kontemplation unterlassen werden, wenn der Dienst an den Armen und Kranken es fordert:

> Ihr Kloster sind die Häuser der Kranken, ihre Zelle ist eine ärmliche, oft nur gemietete Kammer, ihre Kapelle die Parochialkirche, ihre Klausur der Gehorsam, ihr Sprachgitter die Gottesfurcht, ihr Schleier die Bescheidenheit.

Selbst die im Widerspruch mit dem weltflüchtigen Zuge der katholischen Kirche von ihr unternommne Ansammlung und Häufung von Reichtum und Besitz lernt man milder beurteilen. Denn sie diente nicht nur dem Luxus und Geiz der Hierarchen, nicht nur zur Bestreitung des Gepränges und Pompes, mit dem der Gottesdienst umgeben wurde, sondern das Gut der Kirche galt zugleich als Armengut. Man sah die Kirche als die große Mutter an, die die Gaben ihrer reichen Kinder entgegennimmt und den dürftigen austeilt. Und wirklich erkannte es die Kirche als ihre Aufgabe, zwischen Reichen und Armen auszugleichen. Gerade ihr unermeßlicher Reichtum machte es ihr möglich, eine unendliche Fülle von Almosen auszuteilen, unzählige Arme zu nähren, zu kleiden, in ihren Anstalten zu versorgen. Auch hat sie ihren Einfluß, wie die kanonische Zinsgesetzgebung zeigt, oft in den Dienst der Armut und der Arbeit gestellt.

Aber nicht nur die Institutionen der katholischen Kirche zeigen bei genauer Betrachtung, daß es sich trotz mancher Mängel und fremdartiger Gesichtspunkte dabei doch um Christentum und christliche Liebesarbeit handelt, noch deutlicher zeigt sich das, wenn man die handelnden Personen ins Auge faßt. Je größer diese sind, desto mehr treten sie aus dem Rahmen des katholischen Kirchentums heraus.

> Nichts liegt mir ferner — sagt Uhlhorn, nachdem er die falschen Anschauungen der Väter über das Almosen kritisirt hat — als daß ich damit die Liebesthätigkeit dieser Zeit herabsetzen wollte. Im Gegenteil, ich

stehe bewundernd vor den hohen Gestalten, die sie hervorgebracht, vor diesen Bischöfen, die täglich ihre Hand aufthun, um Hungrige zu speisen und Nackende zu kleiden und selbst einfach und ärmlich leben, vor diesen Männern, die Millionen weggeben und selbst die Armut erwählen, vor diesem Kreise edler Frauen, deren ganzes Leben eine Kette von Wohlthun war. Man würde ihnen das größte Unrecht thun, wollte man nicht anerkennen, daß, was in ihnen lebte, wirklich echte christliche Liebe war, die vom Kreuze her in ihr Herz ausgegossen wurde.

Dem Mittelalter erteilt er das hohe Lob, daß nicht der Egoismus, sondern die Liebe die es im tiefsten Grunde bestimmende Macht ist, daß deshalb nicht das Individuum, sondern die Gemeinschaft der Ausgangspunkt der wirtschaftlichen Anschauungen und des wirtschaftlichen Strebens ist. Es wäre „ein ungerechtes Urteil, wollten wir die ganze Liebesthätigkeit des Mittelalters unter dem Gesichtspunkt von Leistung und Gegenleistung auffassen. Dagegen würden Gestalten wie Franz von Assisi und Elisabeth von Thüringen, um nur diese beiden zu nennen, lauten Protest erheben."

Franz giebt z. B. im strengsten Winter einem Nackten seinen Mantel und antwortet einem Bruder, der ihn an seine Kränklichkeit erinnernd es ihm wehren will:

Ich würde es für einen Diebstahl an dem großen Almosenier achten, wenn ich, was ich habe, nicht den Dürftigen gäbe.

Und so haben gewiß viele Liebe geübt im tiefsten Grunde nur deshalb, weil sie selbst Liebe erfahren hatten. Auch bei Vincenz von Paul tritt an die erste Stelle der Gedanke:

unsern Herrn Jesum Christum als die Quelle und das Vorbild aller Liebe zu ehren, ihm leiblich und geistlich in der Person der Armen, der Kranken, der Kinder, der Gefangnen zu dienen. Selbst wenn ich nicht würdig bin, so etwas zu thun, will ich es doch thun, weil Gott es will.

So leitet die liebevolle Versenkung in die Geschichte der Liebesthätigkeit Uhlhorn dazu an, auch außerhalb des Rahmens der protestantischen Kirchen die vorhandne Liebe anzuerkennen und somit einen gewissen Spielraum für interkonfessionelle Arbeit der Liebe offen zu halten. Aber mehr noch, er ist weitherzig genug, auch in solchen Kreisen der Christenheit, die dem geschichtlichen Christentum und seiner konfessionellen Ausprägung überhaupt fernstehen, das Walten echter, durch das Christentum angeregter Liebe anzuerkennen. Geradezu meisterhaft und auch für das Verständnis der Geschichte der Theologie von Wert ist seine Zeichnung der Epoche, in der in Deutschland die Gleichgiltigkeit gegen das historische Christentum zum Durchbruch gelangte, des Zeitalters der Aufklärung. Ein so ausgesprochner Lutheraner Uhlhorn auch ist, dennoch tritt er der Ansicht derer entgegen, die die Aufklärung als einen Abfall von der Reformation, vom Christentum beurteilen. Allerdings ist, wie er richtig ausführt, der eigentliche Kern des Christentums, der Grundgedanke der Reformation, die Versöhnung des Sünders mit Gott durch Christus und seine Rechtfertigung durch den Glauben, der Aufklärung ganz unverständlich geblieben. Aber echt lutherisch ist gedacht, was Herder davon sagt, daß das Christentum nicht den Geschäften und Ständen in der Welt entgegengesetzt werden, sondern in ihnen sich erweisen soll, daß das Christsein sich eben darin bethätigt, wenn jeder an seinem Platze seine Pflicht thut. Damit macht die Aufklärung, was allerdings Uhlhorn nicht so ausgesprochen hat, Front gegen die katholischen Muster der Frömmigkeit, die der Pietismus wieder in die evangelische Kirche eingeführt hat, und fegt die Ueberbleibsel katholischer Lehrüberlieferungen und katholischer Lebensgewohnheiten aus dem Gebiete des Protestantismus hinaus. Zugleich aber betont die Aufklärung, wie Uhlhorn vortrefflich nachweist, den Gedanken, daß das Christenleben wahre Menschlichkeit ist und das Christentum die Religion der Menschenliebe. Er bezeichnet es als eine That von der eminentesten Bedeutung, daß die Aufklärung das von der Orthodoxie wie vom Pietismus vernachlässigte Gebiet der Humanität wieder als vollchristlich angesprochen und in den Vordergrund geschoben habe. Man brauche nur die wiederauflebende Orthodoxie unsers Jahrhunderts mit der der frühern Zeit zu vergleichen, um zu sehen, daß wir nicht vergebens durch die Aufklärungszeit hindurchgegangen sind. Der überwinterte Pietismus hat die Aufklärung nur dadurch zu überwinden vermocht, daß er das Beste, was sie in sich trug, die Idee der Humanität, sich selbst aneignete und diese Idee in seiner Liebesthätigkeit vollkommner und allseitiger verwirklichte, als die Aufklärung es vermochte.

So ist das Gebiet der Humanität in gewissem Maße interkonfessionell. Auf diesem Gebiete ist ein erfolgreiches Neben- und Miteinanderwirken von sehr verschiednen religiösen Standpunkten aus möglich. Das ist praktisch von größter Wirksamkeit. Zunächst deshalb, weil dadurch in gewissem Maße ein friedlicher Wetteifer auch sehr verschiedner Richtungen möglich ist. Gehört doch zur Signatur der Gegenwart das Verschwinden des Unterschiedes zwischen Innrer Mission und Humanität, das Ineinandergreifen der aus spezifisch-christlichen Motiven entsprungnen und der aus bloßer Humanität erwachsenden Arbeiten. Schwieriger ist es, dem Wettstreit der beiden Kirchen einen friedlichen Charakter zu erhalten, weil die katholische Liebesthätigkeit in steigendem Maße als Kampfesmittel gegen den Protestantismus ausgenutzt wird. Trotzdem aber haben beide Kirchen zu keiner Zeit auf dem Gebiete der Liebesthätigkeit so viel von einander angenommen, wie heute.

Wichtiger aber noch als dies Zusammenwirken verschiedner Elemente auf dem gemeinsamen Boden der Liebesthätigkeit ist die Mitwirkung eines seiner Natur nach interkonfessionellen Faktors auf dem Gebiete der Armenpflege, des Staates. Unter den verwickelten wirtschaftlichen Verhältnissen der Gegenwart und der konfessionellen Geteiltheit unsers Volks kann eine ausschließlich kirchliche Armenpflege nicht genügen. Freilich ist das latente Christentum, aus dem heraus der Staat diese Aufgabe in Angriff genommen hat, das protestantische. Denn nach streng katholischer Anschauung ist die Liebe ein Privileg der Kirche, und so kann diese das Handeln des Staates auf diesem Gebiete nur als einen Uebergriff ansehn. Ebenso ist das weit verbreitete Elberfelder System der Armenpflege nachweislich gar nichts andres, als die Uebertragung der Grundsätze von der rechten kirchlichen Armenpflege auf die bürgerliche. Es ist diese die vollere Darstellung und Verwirklichung dessen, was die Reformatoren in den Kastenordnungen anstrebten. Es sind Luthers Gedanken von der Liebe, die alles durchdringen soll, und die auch das Amt der Obrigkeit zu einem Amt der Liebe macht, die sich langsam und stetig durchgearbeitet haben. Ti

---

Das bulgarische Schisma

„Die Beseitigung des bulgarischen Schismas", das soll, so liest man jetzt, zunächst die Frucht der Aussöhnung des Fürsten Ferdinand mit Rußland und seiner formalen Anerkennung von seiten der Pforte sein. Für viele wird diese Zeitungsnachricht, die anfangs April von Konstantinopel aus verbreitet wurde, zugleich die erste Kunde von dem Bestehen eines solchen Schismas gewesen sein. Was ist es mit diesem? Hat es ein größeres kirchliches oder politisches Interesse? Die Agence Balcanique meldet aus Sofia:

Die Nachrichten über die Bemühungen zur Aufhebung des bulgarischen Schismas machten hier einen beispiellosen Eindruck. Das ganze bulgarische Volk erhebt sich schon gegen die Zumutung, daß man es einer solchen Verleugnung der nationalen Ideale für fähig halte. Es wird mit Befriedigung konstatirt, daß alle Parteien und alle politischen Elemente sich zu einmütigem Proteste vereinen. . . . Einige Blätter, darunter auch russophile, sprechen ihr Bedauern darüber aus, daß die Frage des Schismas in diesem Augenblick angeregt werde. . . .

Also politisch scheint das „Schisma" eine sehr wichtige Sache zu sein. Das ist es auch und kann es vielleicht noch mehr werden, denn es hängt aufs engste mit dem Kampfe der Bulgaren um ihre nationale Selbständigkeit zusammen. Es besteht seit 1872, aber es ist nur begreiflich und nur dann zu würdigen, wenn man die Geschichte des bulgarischen Volkes kennt.

Darüber möge in der Kürze das Folgende zur Orientirung dienen. (Näheres s. bei C. Jirecek, „Geschichte der Bulgaren," 1876 und „Das Fürstentum Bulgarien," 1891*).

*) Beide Werke sind klar und gut geschrieben, gründen sich auf genauer Kenntnis der geschichtlichen Quellen und auf lebendiger Anschauung von Land und Volk; der Verfasser, wohl ein Tscheche, war fünf

1

Die Bulgaren, die wahrscheinlich ein slawisirter ugrischer (d. h. mit den Finnen und Magyaren zusammengehöriger) Stamm sind, haben bereits im siebenten Jahrhundert ein Reich auf der Balkanhalbinsel begründet; im neunten gingen sie zum Christentum über. Zweimal haben sie eine Blütezeit in ihrer Geschichte zu verzeichnen gehabt. Sie haben bei ihrem Vordringen über die Donau alsbald das Land besetzt, das sie jetzt als ihr „Fürstentum" bezeichnen dürfen. Das eigentliche Balkangebirge haben sie auch stets zu behaupten vermocht, sonst haben sie die Grenzen ihres Volkstums und ihrer Macht sich mannigfach wandeln sehen. Als die „goldne Zeit" ihres Reichs betrachten sie die des großen Symeon, 893—927. Damals war fast das ganze Land zwischen dem Schwarzen und Adriatischen Meere in ihrer Botmäßigkeit. Symeon hat den Titel „Zar" bei den Slawen eingeführt. Das Wort ist identisch mit Caesar, Kaiser. Symeon wollte sich damit an Rang dem Kaiser von Byzanz gleichstellen, wenn es nicht sogar seine Absicht war, sich an dessen Stelle zu rücken und „den Kaiser" des Ostens überhaupt darzustellen. Diese letztere Tendenz hat doch kein südslawischer Fürst verwirklichen können. Auch die Serbenfürsten haben zu gegebner Zeit (im vierzehnten Jahrhundert) sich zu Zaren erklärt. Wirkliche „Zaren" sind erst im sechzehnten Jahrhundert die Großfürsten von Moskau geworden. Auf der Balkanhalbinsel hat trotz aller Wechselfälle der Kaiser in Konstantinopel wider Bulgaren und Serben den Purpur zu behaupten gewußt, bis er wie jene seine Rivalen den Türken erlag. Das bulgarische Reich zerfiel schon bald nach dem Tode des Symeon in eine westliche und östliche Hälfte, deren Herrscher sich beide als Zaren betrachteten. Nach kurzem erlag dann zuerst das östliche, etwas später, aber erst nach furchtbarem Kriege, das westliche Reich den Byzantinern. Nicht umsonst führt der gewaltige Basileios II, † 1025, den geschichtlichen Beinamen des „Bulgarentöters." Ende des zwölften Jahrhunderts bildete sich im Osten von neuem ein bulgarisches Reich, dank dem thatkräftigen Herrschergeschlecht der Aseniden. Unter Zar Joannes Asên II. (1218—1241) gelang es sogar, die Grenzen des Reiches beinah wieder zu dem vollen Umfange wie unter Symeon auszudehnen. Aber das war wieder nicht von langer Dauer. Diesmal mußten die Bulgaren die Hegemonie zuerst an die Serben abtreten. Die Schlacht auf dem „Amselfelde" (Kossovo polje, in Nordalbanien, an der südwestlichen Grenze des heutigen Serbien) 1389, die viel besungne Katastrophe für die Südslawen, die das Ende der Serbenherrlichkeit bedeutete, besiegelte auch für die Bulgaren vorläufig das Schicksal. In wenigen Jahren waren sie jetzt, wie die Serben und bald nach ihnen die Griechen, vollständig die Unterthanen der osmanischen Sultane, und ganz sind sie ja noch immer nicht von deren Herrschaft befreit.

Die Bulgaren sind vielfach ein Gegenstand der besondern Hoffnung für Rom gewesen. Schon als sie das Christentum annahmen, haben sie geschwankt zwischen Rom und Konstantinopel. Sie haben sich doch nach der Seite geschlagen, von der aus ihnen das Christentum zuerst nahe getreten war, nach der byzantinischen. Aber das hat eigentlich nie den Willen bedeutet, sich in kirchliche Botmäßigkeit von Konstantinopel oder, was dabei das Entscheidende wäre, in die Abhängigkeit vom ökumenischen Patriarchen zu begeben. Daß sie sich dieser Abhängigkeit doch auch haben fügen müssen, zumal in der türkischen Zeit, das ist der Hintergrund für ihr heutiges „Schisma." Als Symeon sich zum Zaren erklärte, schuf er zugleich ein Patriarchat für die Kirche seines Reiches, das diese völlig selbständig machen sollte. Der Sitz des Patriarchats war die Residenz des „Zaren," Preslaw, das heutige Eski Stambul am Nordabhange des Balkan, ganz im Osten. Später, als das Reich geteilt wurde, entstand auch ein zweites bulgarisches Patriarchat, in Achrida, heute Ochrida in Albanien. Unter den Aseniden erhob sich in deren Residenzstadt Tirnowa abermals ein Patriarchenstuhl. Kanitz schreibt ganz entzückt von der herrlichen Lage und den Spuren der Größe und Pracht dieser letzten Zaren- und Patriarchenstadt der Bulgaren. Man hat neuerdings geschwankt, ob man nicht dort die Residenz des Fürsten aufrichten solle. Die veränderten Verhältnisse empfahlen Sofia, das früher nie eine Rolle gespielt hat. Aber Tirnowa ist für die Bulgaren von heute, was Moskau für die Russen ist. Fürst Ferdinand hat seinen Erben, den kleinen Boris, der den Namen des ersten christlichen Bulgarenherrschers führt, in geschickter Weise zum Prinzen von Tirnowa ernannt.

2

Ich gehe jetzt kurzerhand auf die neuere Zeit über. Es ist nun stark ein Jahrhundert verflossen, da brachte ein und dasselbe Jahrzehnt, das von 1760—1770, ohne Zusammenhang unter sich zweierlei: die Unterdrückung des letzten Restes von Selbständigkeit der bulgarischen Kirche, der sich wie ein Schatten gerettet hatte, und den ersten Ansatz zu der intensiven Erneuerung des nationalen Bewußtseins, als deren charakteristische Folge sich u. a. das „Schisma" darstellt.

Nach der Eroberung von Konstantinopel 1453 hatte Sultan Mohammed II. der Rajah, d. h. der orthodoxen Christenheit seines Reichs, eine eigentümliche Verfassung gegeben. Er faßte sie politisch zu einer Einheit, einem „Millet" zusammen, sicherte ihr Schutz für ihre Religion zu und gab ihr zugleich das Recht, sich in allen innern Angelegenheiten selbst nach ihren alten kirchlichen und bürgerlichen Gesetzen zu regieren. Von allem Anteil an der Staatsregierung war sie ausgeschlossen, gegenüber den Türken waren die Christen bloß die Unterjochten, die Steuern zu zahlen hatten. Als Millet aber wurde die gesamte orthodoxe Christenheit dem Patriarchen von Konstantinopel, dem „ökumenischen" oder Reichspatriarchen, unterstellt. Nur durch diesen hatte sie einen Verkehr mit der „hohen Pforte." Die Ernennung des ökumenischen Patriarchen und der Bischöfe, der letztern unter Vermittlung durch den Patriarchen, der auch ihr Vertreter war, blieb dem Sultan vorbehalten. Die Bischöfe waren der Rajah gegenüber die Vermittler des Patriarchen, in ihrer Hand lag zunächst die Verwaltung, zumal auch die bürgerliche Rechtsprechung, soweit eben die Christen unter sich stritten. Nie war die Stellung des Patriarchen und entsprechend abgestuft die der Bischöfe den Gemeinden gegenüber mächtiger, als unter jener Verfassung.

Im alten byzantinischen Reiche hatte es mehrere Patriarchen gegeben, die vom „ökumenischen" durchaus unabhängig gewesen waren, die Patriarchen von Alexandria, Antiochia, Jerusalem. Diese blieben „kirchlich," was sie waren, waren aber fortan auch der Pforte gegenüber ihrem Kollegen in Konstantinopel unterstellt. Es hatte daneben sogenannte autokephale („selbsthäuptige") Kirchen gegeben, d. h. solche, deren Oberhaupt nicht den Rang eines Patriarchen besaß, jedoch auch von keinem Patriarchen abhängig war. Eine Kirche dieser Art war nach der Bestimmung des Kaisers Basileios II. das Patriarchat von Achrida, das er zu einem Erzbistum gemacht hatte, geblieben; auch nach der Eroberung von Konstantinopel war daran nichts geändert worden, während Tirnowa freilich einfach zu einer Metropolie, wie andre auch, degradirt war. Wenn man sich die Stellung des ökumenischen Patriarchen in seinem Verhältnis zur Pforte einerseits, zur Rajah andrerseits, nicht bloß rechtlich, sondern nach den konkreten Verhältnissen praktisch vor Augen stellt, wird man begreifen, welchen Versuchungen er ausgesetzt war, und zuletzt sich wohl weniger wundern, daß er diesen so oft und so sehr erlegen ist, als daß er noch so viel Würde bewahrte, wie der Fall gewesen. Die Pforte sah das Patriarchat bald als ein Institut an, das pekuniär gewaltig ausgebeutet werden könne. Das Patriarchat wurde so oft als möglich gewechselt. Intriguen aller Art spielten sich bei jeder neuen Ernennung ab. Die Patriarchen hielten sich schadlos an den Bischöfen; diese wieder

---

Jahre lang (1879—84) in Bulgarien, eine Zeit lang als Unterrichtsminister. Daneben ist besonders zu empfehlen: F. Kanitz, Donau-Bulgarien und der Balkan, 3 Bände, 1876 ff. (2. Aufl. 1882). Dieses Werk bietet „historisch-geographisch-ethnographische Reisestudien aus den Jahren 1860—1879." Da es alle Ausführungen an dem Faden eben eines Reiseberichts aufreiht, ist es nicht so bequem als die Werke von Jirecek, aber es ist höchst anschaulich und reichhaltig. Sowohl Jirecek (in dem zweiten Werke) als Kanitz bieten Illustrationen. Ich nenne schließlich noch Edw. Dicey, The Peasant-State, an account on Bulgaria in 1894. Die kirchlichen Verhältnisse werden am besten bei Jirecek dargestellt. Vergl. auch Kattenbusch, Konfessionskunde I, 182 ff. u. ö.

erholten sich an ihren Herden und dem niedern Klerus. Das ökumenische Patriarchat war im Besitze der Griechen. Man darf es einen Ruhmestitel desselben nennen, daß es sich als starken Rückhalt des nationalen Interesses dieses seines Volkes durch die ganze Zeit der Unterdrückung erwiesen hat. Aber es ist dadurch zugleich zu einer Geißel der ihm als Rajah mit unterstellten fremden christlichen Nationalitäten geworden. Denn es hat sich eben zum Werkzeug ihrer Hellenesirung gemacht und dadurch mit der Zeit einen tiefen Haß aller nichtgriechischen Völkerschaften der Balkanhalbinsel auf sich gezogen. Soweit es ging, stand der Patriarch überall dafür ein, daß im türkischen Reiche Griechen die Bischofsstühle erhielten. Man bezeichnete diese als „Fanarioten," nach dem Namen des Griechenviertels in Konstantinopel (des sogenannten Fanar). Je länger je mehr sehen wir auf den serbischen, bulgarischen, walachischen Bischofssitzen Fanarioten sich einbürgern, volksfremde Leute, oft sehr niedriger Gesinnung, die auf nichts bedacht waren als auf möglichst schnelle und ergiebige Bereicherung. Es ist fast noch ein ideales Moment zu nennen, wenn sie sich zugleich darauf einließen, die slawischen u. s. w. Völkerschaften womöglich zu gräzisiren und damit ihrem eignen Volke einen breitern Untergrund zu schaffen. Bei manchen mag eine Hoffnung auf einen zukünftigen Tag der Freiheit und eines neuen Glanzes der Hellenen geglommen haben. Daneben war es auch der Mangel an Verständnis der Sprache ihrer Herde, der sie trieb, dort den Kultus u. s. w. zu gräzisiren. Bekanntlich gestattet oder vielmehr verlangt die orientalische Kirche im Kultus die Anwendung der Landessprache, wenn auch in eigentümlich alter Form. Die Bulgaren hatten die altslawische Kirchensprache; ihre Bischöfe waren je länger je seltner imstande, sie zu verstehen — ein unerträglicher Zustand für beide Teile. Es fragte sich, wer stärker sein werde, der griechische Episkopat mit seiner Propaganda oder das Bulgarenvolk selbst.

In der zweiten Hälfte des vorigen und in der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts erreichten die fanariotischen Mißstände in Bulgarien ihren Höhepunkt. Man muß die Darstellung bei Jirecek, S. 507 ff. lesen, die nicht den Eindruck macht, als ob sie gehässig übertriebe:

Der Preis der Patriarchenwürde, der 1573 noch 6000 Dukaten betrug, stieg im Laufe der Zeit auf das Fünfundzwanzigfache. Um die riesige Kaufsumme zu erschwingen, verwertete jedes neue Oberhaupt der levantinischen Christenheit die einzelnen Bistümer zu einem Durchschnittspreise von 4000 Dukaten. Die Bischöfe verstanden es, diese Summe aufzutreiben und verschafften sich noch überdies die Mittel, einen glänzenden Hofstaat zu führen. . . . In Gelderpressungen waren die fanariotischen Bischöfe außerordentlich erfinderisch. Gleich nach der Ankunft in ihrer Residenz sandten sie den angesehenen Familien geweihte Kleinigkeiten, die mit Geldgeschenken von dreißigmal höherm Werte entgolten werden mußten . . . Zeitweilig sandte der Fener Vladika [der fanariotische Bischof] seine Popen aus, um für den Bau einer Kirche zu sammeln. . . . Ehescheidungsprozesse waren eine besonders ergiebige Quelle. Unbedeutende Differenzen zwischen reichen Eheleuten wurden deshalb durch Intriguen großgezogen. . . . Nicht nur einzelne Familien, ganze Dörfer wurden durch Aussaugungen vernichtet. Hatten die Bauern kein Mittel, um die Geldgier ihres geistlichen Hirten zu befriedigen, so kamen bischöfliche Schergen, versiegelten die Kirchen und nahmen, was sich forttragen ließ. . . . Das Schicksal des Bauern trug in noch höherm Maße der Pope. Dem Bischof unmittelbar unterthan, konnte er nirgends Schutz finden. . . . Für die Weihe mußte er 1000—1500 Piaster zahlen. Um ihr Einkommen zu vermehren, pflegten die Bischöfe weit über den Bedarf Priesterweihen vorzunehmen; eine Menge solcher unnützer Popen trieb sich arbeits- und brotlos im Lande herum. . . . Den Klöstern erging es nicht besser. In Makedonien pflegte man sie . . . zu verpachten. Dem Pächter stand es frei, Mönche zu dulden oder zurückzuweisen. Grigorovic traf 1845 im Kloster St. Naum am Okhridasee den Igumen [Abt] ohne Mönche; der Grieche schaltete mit dreißig Knechten in dem geräumigen Kloster, dem Metropolitan jährlich 15000 Piaster entrichtend. . . .

Langsam nur kam es den Bessern im Volke zum Bewußtsein, daß die noch größere Gefahr der fanariotischen Bischofswirtschaft auf dem geistigen Gebiete, in der systematischen Verwandlung des nationalen Charakters, der Vernichtung aller alten bulgarischen Schriftwerke, der Kirchensprache, lag. Das bulgarische Volk hat eine gar nicht unbedeutende Litteratur gehabt. Jirecek weist an einer Reihe drastischer Beispiele nach, wie die alten Handschriften massenweise vernichtet wurden. Das berüchtigtste fanariotische Autodafé ist die Verbrennung der alten Patriarchalbibliothek von Tirnowa, um 1825.

Im Jahre 1767 beseitigte der ökumenische Patriarch Samuel, persönlich keiner der unedelsten Inhaber seines hohen Stuhles, der erste sogar, der in Konstantinopel selbst Reformen durchsetzte, durch einen Gewaltstreich die „Autokephalie" der Kirche von Ochrida, die ja lange für die Bulgaren praktisch schon nichts mehr bedeutete, aber die Erinnerung an die alte Zeit noch irgendwie wachhielt. Merkwürdig, daß dicht vorher der Mann aufgetreten ist, von dessen litterarischer Wirksamkeit an man das Wiedererwachen des Interesses an der eignen Geschichte, zumal der Litteratur in der Volkssprache, bei den Bulgaren datiren muß, Paysij von Samokov, ein Mönch in dem Athoskloster Zografu. Schon war es soweit gekommen, daß man in den Städten, unter den „Vornehmen," nicht mehr viele traf, die Bulgaren sein wollten. Nur die Bauern, zumal in den verborgnen Thälern des Balkan, hielten zäh fest an ihrer Sprache und Sitte. Das bulgarisch verfaßte Schriftchen, mit dem Paysij 1762 auftrat, führt den Titel „Geschichte von den bulgarischen Völkern, Zaren und Heiligen."

Enthusiastischen Patriotismus atmet eine jede Seite. Mit feurigen Worten ruft Paysij seinen so tief gesunknen Stammesgenossen die glorreichen Tage ihrer Vergangenheit, wo sie unter Zaren und Patriarchen berühmt und geachtet waren, ins Gedächtnis zurück. In ernster Weise rügt er das Vorgehen der Griechen, die den Bulgaren nur griechische Bischöfe geben, um Errichtung bulgarischer Schulen sich gar nicht kümmern, das Volk in Einfalt und Unwissenheit verkommen lassen, mit türkischer Gewaltthätigkeit allem Kirchengesetz zum Hohn unausgesetzt Unrecht üben, und fordert seine Landsleute auf, diese Unbilden nicht so lammfromm zu ertragen. Eine scharfe Zurechtweisung erfahren von ihm die Renegaten, die griechisch schreiben und lesen lernen und sich nicht mehr Bulgaren nennen wollen. Eingedenk ihrer Geschichte sollen die Bulgaren vor allem ihre Muttersprache wieder zu Ehren zu bringen trachten. Nicht nur die griechischen, sondern auch die stammverwandten russischen und österreichisch-serbischen Spötter des Bulgarenvolkes bekämpft Paysij; sie mögen Gott danken, daß er sie von der Oberherrschaft der Türken und Fanarioten verschont hat.

3

Ich gedenke nun nicht, den Fortgang der bulgarischen Nationalbewegung im einzelnen zu schildern, obgleich es etwas Erhebendes hat dem furchtbar ungleichen Ringen dieses gewiß tief gesunknen und eigentümlich hilflosen Volkes — Dicey hat ganz recht, wenn er Bulgarien kurzweg „den Bauernstaat" in Europa nennt; das Land hatte und hat noch kaum größere Städte, es hat keinen Adel: es hat nur eine Anzahl reicher Kaufleute, zumeist in Konstantinopel, und diese haben ihm wirklich großenteils treulich geholfen —, obgleich es ergreifend ist, sage ich, dem Ringen dieses armen Volkes mit seinen politischen Quälern, den Türken, und seinen geistigen Unterdrückern, den Fanarioten, zu folgen. Die Nemesis ist über die Türken und die Patriarchen voll erst gekommen, als sie selbst begonnen hatten, sich zu reformiren und die Herrschaft, die sie ausübten, erträglicher und würdiger zu gestalten. In ihre entscheidende Phase trat der Rassenkampf zwischen den Bulgaren und ihren Herren ein nach dem Pariser Frieden 1856 und im Verfolg der darin den Türken aufgegebnen Besserungen in der Lage der Rajah. Einer der Hauptführer der Bulgaren wurde damals der noch lebende, ja jetzt wieder wichtige Zankow, durch sein Blatt „Bulgaria." Mit unter seiner Aegide trat eine Union mit Rom in Sicht, 1860—1861. Wiederholt in der Geschichte haben die Bulgaren mit Rom Fühlung gesucht, sie haben dort für ihre „Zaren" und „Patriarchen" Anerkennung erlangt. Die „Union" blieb doch stets eine schöne Fata Morgana für Rom. Vielleicht hat man nie ungeschickter in Rom operirt, als damals, wo Zankow sogar selbst dort erschien. Daß er das Ganze nur als einen momentanen politischen Schachzug ansah — besonders um Napoleon III. zu interessiren und zu gewinnen — ist wahrscheinlich. Aber die Uebereilungen der Jesuiten führten sofort zu einem Gegenschlag im Lande selbst. Es ist seither kein Zweifel möglich, daß die Bulgaren religiös durchaus nicht mit dem Abendlande sympathisiren, daß sie ein „orthodoxes" Volk, ganz wie die Griechen, sein wollen. Ihre Opposition gegen den „ökumenischen Patriarchen" erschöpft sich in dem Verlangen nach bloßer „Autokephalie." In den Verhandlungen mit dem Patriarchen, die die sechziger Jahre füllen, tritt zu Tage, daß man von ihm nicht mehr verlangte als Schonung und Wiederherstellung der bulgarischen Liturgie und

dazu Bulgaren als Bischöfe; man dachte ferner an eine Zusammenfassung der bulgarischen Kirche unter einem eignen obersten Bischof, den man aber damals noch nicht ganz frei von dem Patriarchen machen wollte. Da der Patriarch für nichts zu gewinnen war, hatten die Bulgaren in Konstantinopel sich schon 1860 auf eigne Hand um einen Titularbischof gesammelt, und diesem unterstellten sich in revolutionärer Weise immer mehr Gemeinden in den bulgarischen Landen; ein Schisma war damit faktisch in die Wege geleitet! Es schien zuletzt der Pforte ratsamer, den ökumenischen Patriarchen nicht zu unterstützen, als auch die politische Revolution herauf zu beschwören. So erließ der Sultan, ohne mit dem Patriarchen einig geworden zu sein, am 28. Februar 1870 einen Ferman, der die bulgarische Kirche wieder als eine autokephale konstituirte. Im Februar 1872 kam es zu einer vorläufigen Ausführung dieses Ferman, und im September jenes Jahres erklärte darauf eine griechische Synode zu Konstantinopel die Bulgaren für Häretiker, d. h. sie exkommunizirte die ganze Nation, soweit sie nicht unter den Bischöfen des Patriarchen stehen wollte.

Das ist der Zustand, wie er noch besteht, der aber, wie es heißt, jetzt wieder beseitigt werden soll. Es kann sich dabei nur irgendwie um eine Rückkehr unter die Obedienz des Patriarchen in Konstantinopel handeln. Bleiben wir noch einen Augenblick bei der 1872 geschaffnen Sachlage stehen, um die Natur des „bulgarischen Schismas" abzuwägen.

4

Vor mir liegt die Predigt, die der Metropolit Glykas von Methymna, eines der Mitglieder der Synode, unmittelbar nach der Verlesung des Exkommunikationsbeschlusses in der Patriarchalkirche gehalten hat. Sie ist voll flammenden Zorns gegen die Schismatiker und „Phyletisten." Der letztere Ausdruck deutet den Gesichtspunkt an, unter dem die Bulgaren, denen man „dogmatisch" nach früher gehandhabten Maßstäben nichts vorwerfen kann, doch unter das schlimmste Verdammungsurteil, das als „Ketzer," gestellt worden sind. Wir können den Ausdruck etwa übersetzen mit „Nationalisten." In der That liegt hier ein Moment vor, das in der bulgarischen Kirchenfrage zuerst im Orient zu Einfluß oder vielmehr zu einem Siege gelangt ist, und wogegen man wohl eine Idee, freilich keine der geprägten „Lehre," doch aber des kanonischen Rechtes aufrufen konnte. Es steckt wirklich in der Bulgarenfrage ein kirchliches Prinzip, wenn auch die Bulgaren selbst gerade dies nicht Wort haben wollen. Nämlich die Sache ist die, daß das kanonische Recht des Orients zwar keinen Gesichtspunkt kennt, der die Bulgaren beim ökumenischen Patriarchat hätte festhalten müssen. Aber der Gesichtspunkt, unter dem sie sich losgesagt und nach dem sie sich wirklich organisirt haben, repräsentirt in der That ideenmäßig eine „Neuerung." Man mag darüber streiten, ob darin, daß sie sich überhaupt befreit haben, ein Rechtsbruch zu sehen sei. Sie dürfen sich jedenfalls auf ein Recht berufen, das ihnen erst im vorigen Jahrhundert genommen ist, und dessen Interpretation eine mannichfaltige sein kann. Daß der Sultan, der ihnen und dem ökumenischen Patriarchen gemeinschaftlich übergeordnete Landesherr, ihnen zur Unabhängigkeit vom Patriarchen verhalf, und nicht eine Synode, hat Analogien in der Geschichte — der Patriarch hat kein Recht, sie schon von da aus des unkanonischen Verhaltens zu zeihen. Andrerseits gilt das Folgende. Nachdem die Bulgaren aufgehört hatten, ein selbständiges Reich zu bilden, hingen alle ihre Ansprüche auf Autokephalie nach orientalischem Grundsatz zusammen mit der Wiederverselbständigung im politischen Sinn. Von einer solchen war 1872 noch keine Rede, und auch nach 1878, d. h. nach der Errichtung des Fürstentums Bulgarien, ist davon nur erst relativ zu sprechen. Und nun kommt in dem Ferman des Sultans noch ein besondrer Maßstab zur Geltung, gegen den sich der Patriarch im Sinne des kanonischen Rechts allerdings wenden konnte, ja wenn man so will, wenden mußte.

Auch die orientalischen Kirchen, die auf der Synode zu Konstantinopel 1872 nicht vertreten waren, haben sich durchweg den Bulgaren gegenüber reservirt verhalten. Selbst Rußland hat das gethan, es hat das „bulgarische Exarchat"

nie rundweg anerkannt. In jenem Ferman ist nämlich nicht nach politischen, sondern nach bloß nationalen Gesichtspunkten eine Scheidung auf dem Gebiete der Diözesanabgrenzungen und -zusammenfassungen vorgenommen. Die Grundlage des Verfassungsrechts von Ostrom, das maßgebend geworden und geblieben ist für alle „orthodoxen" Kirchen des Orients, ist aber eine politische. Die kirchlichen Provinzen fielen zusammen mit den politischen und teilten sich oder wuchsen zusammen mit den vom Staate beliebten Abänderungen seiner Provinzen („Eparchien"). Wo sich Exarchen oder Patriarchen erhoben, da waren auch politische Grenzen der Gesichtspunkt für die nähere Feststellung ihrer Sprengel. Die Pforte hat diese Grundsätze gelten lassen, und im wesentlichen waren bis in die Neuzeit alle Diözesanverhältnisse die alten geblieben. In dem Ferman von 1870 (bez. 1872) nun wird 1. ausdrücklich unter dem Gesichtspunkt, daß in bestimmt bezeichneten Eparchien nur oder wesentlich Bulgaren lebten, festgesetzt, daß eine bulgarische Nationalkirche zu bilden sei; es wird 2. in einer Reihe von Eparchien eine Scheidung durchgeführt, so zwar daß die eine Hälfte der Bulgarenkirche zugeschlagen wird, die andre, wo wesentlich Griechen lebten, der griechischen Kirche oder dem ökumenischen Patriarchen vorbehalten wird; es wird 3. in Aussicht genommen, noch außerhalb derjenigen Gegenden, wo notorisch überwiegend Bulgaren lebten (das Gebiet des heutigen Fürstentums), in Thrakien, Makedonien, Albanien, eine größere oder kleinere Zahl einzelner Bischofssitze der bulgarischen Kirche anzugliedern, vielleicht wieder unter Teilungen, gar so daß eine und dieselbe Stadt etwa einen bulgarischen Bischof neben einem griechischen bekommen solle. Speziell Letzteres: zwei religiös gleichgeachtete, beide „orthodoxe," bloß der Nation nach verschiedne Bischöfe in derselben Stadt, kennt das orientalische Kirchenrecht nicht. (Uebrigens auch das römische nicht.) Indem die Bulgaren eine kirchliche Zusammenfassung nach der Parole: Bulgaren überall für sich! verlangten oder doch annahmen, haben sie der Synode von Konstantinopel einen Anlaß zu religiöser Verklagung geboten, als vergäßen sie Gedanken wie die Kol. 3, 11. Man wird doch fragen dürfen, ob die Synode klug und im religiösen Sinn recht gethan, den schärfsten Ton anzuschlagen. Ueber die „politische" Veranlagung des kirchlichen Verfassungsrechts in der Zuspitzung wider nationale Motive, wie die der Bulgaren, ist die Geschichte hinweggeschritten. Die Parole, wonach die Bulgaren sich „überall," nicht nur in ihrem eigentlichen Lande, selbständig machen wollen, ist aber mehr opportunistisch (im Sinne ihrer nationalen Hoffnungen und Träume) gemeint, als wirklich prinzipiell. Indem sie auch in ihrem Fürstentum den Griechen eigne Eparchien vorbehalten haben, so haben sie zweifellos nur billig sein wollen.

Die „Kirche der Bulgaren" steht seit 1872 unter einem Exarchen, der in Konstantinopel wohnt. Daß er nicht in Sofia residirt, weist nach bulgarischer Auffassung darauf hin, daß es außerhalb des Fürstentums noch eine Irredenta giebt, nach türkischer, daß Bulgarien noch zur Türkei gehört. Die Bulgaren haben Recht, darauf zu verharren, daß der Exarch noch nicht veranlaßt werde, nach Sofia oder etwa Tirnowa überzusiedeln. Das Wort Exarch — ein altkirchlicher Titel — bezeichnet einen Rang, der dem des Patriarchen zunächst steht. Die bulgarische Kirchenfrage wird nicht zur Ruhe kommen, ehe die politische abgeschlossen ist. Wird das Land erst einmal völlig selbständig sein, so könnte der ökumenische Patriarch an sich nicht länger sich weigern, ihm auch seine kirchliche Autonomie so gut zuzugestehen, wie Griechenland, Rumänien, Serbien u. s. w. Ob ihm dann die zweifellose Irregularität, daß Bulgarien neben seiner bulgarischen „Staatskirche" eine griechische „Freikirche" duldet, noch ein Grund des Widerstands sein würde?! Aber er hofft noch immer auf eine ganz andre Entwicklung der Dinge, als die Bulgaren. Und Rußland scheint ihm ja — auf wie lange und zu welchem letzten Zwecke? — zur Zeit zu sekundiren. Die Bulgaren können, wenn sie nicht das Grab ihrer Hoffnungen selbst mitschaufeln wollen, gar nicht einwilligen, daß das „Schisma" beseitigt werde. Sind sie erst zu ihrem nationalen Ziel gekommen, so ist dasselbe eo ipso hinfällig, so ist es nur eine Frage der Zeit, daß das ökumenische Patriarchat sich einfach mit ihnen

„aussöhnen" wird. Wie die Dinge noch liegen, müssen sie den doch recht künstlich, wenn auch nicht ganz unerlaubt konstruirten Vorwurf der „Ketzerei" tragen. Es wird auch an ihm klar, daß die Prinzipien der orientalischen Kirche in ihren Konsequenzen den lebendigen Verhältnissen nicht gewachsen sind.

F Kattenbusch

Ein theologisches Vermächtnis

Am 17. Mai vollendet Julius Köstlin sein siebzigstes Lebensjahr. Dem Evangelisch-Lutherischen Gemeindeblatt ziemt es, in schlichten Worten den Rückblick auf ein gesegnetes Lebenswerk mitzufeiern, das der „Theologie Luthers" und dem „Leben Luthers" gehört. Davon zu reden thut nicht not. In wie manchem stillen Leben ist dies Leben Luthers lebendig geworden, wie mancher Theologe ist durch diese Theologie Luthers zum Theologen geworden!

Doch nicht darauf deutet heute die Ueberschrift. Vielmehr auf Julius Köstlins Buch „Der Glaube," das im vorigen Jahre erschienen ist. Die Bedeutung des Glaubens für Erkenntnis, Leben und Kirche mit Rücksicht auf die Hauptfragen der Gegenwart will es darstellen. Zu seiner ersten Liebe kehrt damit der Verfasser zurück. Eine in Titel und Anlage gleichartige Schrift ist ihm vor fast vierzig Jahren „aus innerm Drang" entstanden. Mit Dank gegen Gott spricht er es aus, daß er die ursprünglichen Grundüberzeugungen hat festhalten und vielfach gerechtfertigt finden dürfen. Eine Reihe andrer Veröffentlichungen in den letzten Jahren behandeln einzelne Seiten der großen Grundfrage, das Buch „Der Glaube" zieht das Ergebnis. Und er wollte bei der Darstellung immer eingedenk bleiben der Mahnung, die ihm einst der greise von Bethmann-Hollweg beim letzten Zusammentreffen gegeben: „Sie Theologen können gar nicht einfach und klar genug für uns reden."

So darf denn nach des Verfassers eigner Absicht von einem theologischen Vermächtnis die Rede sein, und es darf dieses der „verständnisvollen Teilnahme aller Mitfragenden und Mitstrebenden" sicher sein. Nicht um eine Darlegung des Inhalts im einzelnen, nicht um ein Begleiten auf den vielen, weiten, auch schweren Gedankengängen kann es sich hier handeln, nicht um Auseinandersetzung mit diesem und jenem Weggenossen, nein nur um ein Wort der dankbaren Mitfreude an dieser Gabe eines Lebens. Wer so vieles miterlebt hat, so vieles hat kommen und gehen sehen, wird vieles anders ausdrücken, als es Jüngere gewohnt sind. Sie werden desto bereitwilliger ihre Fragestellungen, ihre Interessen, ihren Besitz prüfen. Oft werden sie, bei anfänglichem Widerstand oder selbst bei bleibendem Unterschied, bemerken, was sie übersehen, gering geachtet oder zu hoch geschätzt. Immer werden sie sich freuen der hohen Gemeinschaft in dem Höchsten, im „Glauben," von dessen Ursprung und Wesen, von dessen Erkenntnis, Leben, Gemeinde ihnen ein solches Zeugnis entgegentritt. Das unmittelbare Innewerden und Erleben, wie das Verhältnis der geschichtlichen Offenbarung zu ihm wird untersucht, wo es sich um Ursprung und Wesen des Glaubens handelt. Dann im Abschnitt über Glaubenserkenntnis das empirische Welterkennen, die praktische Vernunft, das reine Denken, darauf die Heilsoffenbarung. Das Hauptstück vom Glaubensleben handelt vom Glauben als innerm Vorgang, vom Heilsgut, vom neuen sittlichen Leben. Die Gemeinde der Gläubigen, Kirche und Kirchen, das Glaubensbekenntnis macht den Schluß. Aber allein das Sachregister am Schluß giebt sofort einen Eindruck von der Fülle des behandelten Stoffs, kaum eine Zeitfrage wird nicht gestreift; und das Register der Bibelstellen zeigt, wie ernstlich der Schriftbeweis gemeint ist. Diese Absicht wird man geradezu als ein hervorstechendes Kennzeichen der ganzen Untersuchung bezeichnen dürfen, um so beachtenswerter, weil über das prinzipielle Recht der historischen Betrachtung von dem Historiker nirgends ein Zweifel gelassen ist und gelassen sein kann.

Doch statt der trocknen Inhaltsangabe lieber ein paar Beispiele. Unter den Nöten der Gegenwart berührt es besonders wohlthuend, wenn in dem Abschnitt über den „Gegenstand des Glaubens im Neuen Testament" so wahr und offen

gesagt wird, was dazu „direkt" eben nicht gehört; dadurch wird man empfänglich für die Warnung, Metaphysisches und Ethisches vorschnell zu trennen. Namentlich aber werden auch die praktischen Schlußfolgerungen des Buchs weithin Verständnis finden und wecken. Die Zugehörigkeit zur Kirche soll, darauf weisen Gottes geschichtliche Fügungen, immer mehr Sache persönlicher Entscheidung werden. Das wird der Weg sein, auf dem die gegenwärtig so schwierig scheinende Einigung im Glauben und auch im Ausdruck des Glaubens zu erhoffen ist. Dazu kommt das gemeinsame Wirken gegen die dunkeln Mächte des widerchristlichen Geistes. Wo einmal eine solche wirkliche lebendige Einheit des Glaubens und Lebens vorhanden, wird dann der Ausdruck des Glaubens im Bekenntnis sich kurz fassen können. Und er wird sich möglichst in inhaltsvolle, schlichte biblische Worte kleiden. Der Gefahr, daß diese verschiedenartiger Deutung anheimfallen möchten, wird in einer Gemeinde, die ein echt christliches Gemeinleben hat, besser durch jeweilige brüderliche Verständigung ihrer Leiter und Vertreter mit einander begegnet werden, als durch gesetzlich fixirte, aus dem wissenschaftlichen Denken stammende und doch selbst auch wieder verschieden deutbare und im Laufe der Zeit sich wandelnde Begriffsformen. Freilich, auch manchem möchte für die „Kirche" bange werden, der für seine eigne Person mit Dank gegen Gott seines Heils gewiß ist. Wo finden wir denn in der Gegenwart die Zeichen und Pfänder für jenes Hoffen auf die Zukunft, deren Gefahren so unabweisbar sich aufdrängen? ... Aber die Gemeinde der Gläubigen und daß sie „allezeit müsse sein und bleiben," ist und bleibt ja für uns immer Gegenstand des Glaubens. Es bleibt dabei: „daß euer Glaube bestehe nicht auf Menschen Weisheit, sondern auf Gottes Kraft."

Th Häring

Charles Dickens, ein christlicher Volksschriftsteller

6. Dickens ein christlicher Volksschriftsteller?

Und da sollten wir erst noch zu untersuchen und festzustellen haben, ob und daß wir Dickens als einen christlichen Volksschriftsteller bezeichnen dürfen?!

Wenn in Dickens' Romanen spezifisch christliche, erbauliche Aussprachen fehlen, so liegt darin für die Leser der Christlichen Welt gewiß noch keine Instanz für die Entscheidung dieser Frage. Wir sind gewiß mit Dickens darüber einig, daß Romane nicht der Platz sind für spezifisch religiöse Bekenntnisse. Es ist in der That gerade die christliche Absichtlichkeit, die Absonderung religiöser Motive von den übrigen des innern Lebens, die Verlegung der Kanzel in den Dialog, was die „christlichen" Romane dem unbefangen, selbstverständlich christlichen Volke unnatürlich, forcirt, „fromm" erscheinen läßt. Noch mehr als das englische empfindet das deutsche Volk das Erheben religiöser, christlicher Erfahrungen zum Gegenstand unterhaltender, konversirender Mitteilung als Unkeuschheit. Und wir sollen uns hüten, diese gesunde, der Uebertreibung freilich stark ausgesetzte Scheu zu verletzen oder abzustumpfen! Hoffentlich werden die Evangelisten, Gemeinschaftsleute und Gebetsvirtuosen, die ihre Impulse meist aus dem eines langen Verfeinerungsprozesses ermangelnden Amerika beziehen, unser Volk und unsre Kirche nicht an ein forcirtes Zeugnisablegen gewöhnen. Die Salvation Army könnte erst dann bei uns durchschlagenden Erfolg haben, wenn man das allgemeine Volksleben als christlicher Empfindungen bares Missionsgebiet behandeln dürfte.

Einst teilte ein Geistlicher Dickens mit, daß man ihm vielfach vorwerfe, daß er so selten nur, selbst in den Weihnachtsgeschichten, christlich-religiöse Motive verwende. Dickens erwiderte ihm:

> Wenn ich jemals in diesem Punkt mißverstanden bin, so kommt es daher, weil ich alle aufdringlichen Bekenntnisse und Causerien über Religion verabscheue als eine der hauptsächlichen Ursachen, weshalb die wirkliche Christlichkeit in dieser Welt so langsame Fortschritte gemacht hat; und weil meine Beobachtung des Lebens mich dazu gebracht hat, eine unsagbare Angst und Horror zu hegen vor unzeitgemäßen Quackeleien über die Buchstaben, die den Geist heraustreiben...

Daß Dickens eine tiefe religiöse Anlage hatte, wird jeder vermuten, der uns bisher gefolgt ist. Wir sahen, daß er die Bedeutung des religiösen Faktors wohl zu würdigen verstand. Er beurteilte den Katholizismus ganz mit protestantischen Augen. Die Schweiz gab ihm Veranlassung zu einer Vergleichung protestantischer und katholischer Kultur:

Auf der protestantischen Seite Sauberkeit, Fröhlichkeit, Fleiß, Bildung, zum mindesten beständiges Streben nach bessern Verhältnissen. Auf katholischer Seite Schmutz, Ungesundheit, Unwissenheit, Verkommenheit und Elend. Ich habe dieselbe Beobachtung nun so beständig gemacht, seit ich zuerst ins Ausland reiste, daß ich die traurige Vermutung hege, daß die Religion Irlands so tief an der Wurzel aller seiner Nöte liegt als selbst die englische Mißregierung und die Spitzbüberei der Tories.

Aber Dickens' Interesse für die Religion war kein bloß objektives, sein Urteil darüber nicht bloß der Ertrag seiner Lektüre und seines intimen Umgangs mit einem so trefflichen Geistlichen wie Mr. White. Er hatte ein instinktives, impulsives Gefühl für das göttliche Mysterium, den Herzpunkt aller Religion. Das beweist unter anderm der Eindruck, den ihm der Niagarafall machte:

Ich kann nur sagen, daß die erste Wirkung dieses gewaltigen Schauspiels auf mich Frieden der Seele war — Ruhe — große Gedanken von ewiger Ruhe und Glückseligkeit — nichts von Entsetzen.

Ein freudiges Gottvertrauen, das allezeit auf die Sonnenseite des Geschicks den Blick wendet, geht durch alle seine Schriften hindurch. Man erinnre sich nur an seine Weihnachtsgeschichten und darunter wieder the Haunted Man! Da lehrt das arme Weib, das den mit sich selbst und der Welt zerfallnen Gelehrten zum Frieden führt, durch die Art, wie sie ihre eignen kummervollen Erfahrungen nur zur Erleichterung der Leiden Andrer verwendet, den über ihr stehenden Mann, daß die Welt am Ende doch ein viel glücklicherer Kompromiß ist, als es scheint, und das Leben leichter, als die Weisheit es zu denken vermag; daß Kummer der Freude ihr Relief giebt, reinigend, was er wahrhaft berührt, und daß süß die Früchte des Mißgeschicks, wenn seine Wolken nicht der Schatten der Ehrlosigkeit sind. Derselbe fromme Optimismus leitete seine Beurteilung der Menschen. Ich kann es mir nicht versagen, eine der schönsten Stellen aus den Briefen an Forster mitzuteilen; er berichtet von seinen Beobachtungen an Bord eines Auswandrerschiffs:

Mögen wir, was wir ja thun werden, bis ans Ende aller Dinge fromme Sprüche machen, doch bleibts dabei: es ist viel härter für den Armen, tugendhaft zu sein, als für den Reichen; und das Gute, das in ihnen liegt, leuchtet darum um so heller. In mancher nobeln Villa lebt ein Mann, der beste der Gatten und Väter, dessen privater Wert in beiden Hinsichten bis in den Himmel erhoben wird. Aber bring ihn hierher, auf dies überfüllte Deck! Ziehe seiner hübschen jungen Frau ihre seidnen Kleider und Juwelen aus, nimm das Band aus ihrem gebrannten Haar, drücke ihr frühzeitige Runzeln in die Stirn, mache ihre bleichen Wangen hohl durch Sorge und viel Entbehren, kleide ihre dahingeschwundne Gestalt in grobe, beschmutzte Lumpen, laß da nichts übrig sein als seine Liebe, um sie aufrecht und geschützt zu halten — und dann wirst du ihn in der That erst auf die Probe stellen. Dann verändre seine Stellung in der Welt, daß er in diesen jungen Dingern, die auf seinem Knie herumklettern, nicht Erinnerungen an seinen Besitz und Namen sieht, sondern nur so viele kleine Konkurrenten um das tägliche Brot, so viele Verkleinerer seiner kärglichen Mahlzeit, so viele Einheiten, um all die ganze Summe seines Behagens zu teilen und deren schmalen Betrag zu reduziren. An Stelle der Ergötzlichkeiten der Kinderstube in ihrem süßesten Anblick häufe auf ihn alle ihre Pein und Entbehrung, ihre Krankheiten und Seuchen, ihr lärmendes Geräusch, ihre Launenhaftigkeit und Ausdauer im Queruliren: laß das Geplapper der Kinder nicht über einladende kindliche Phantasien, sondern über Kälte, Durst und Hunger reden — und wenn seine väterliche Zuneigung all dies überlebt und er geduldig, wachsam, zärtlich bleibt, sorgsam für seiner Kinder Leben und allzeit achtsam auf ihre Freuden und Leiden, dann sende ihn wieder ins Parlament und auf die Kanzel und in Vierteljahrsversammlungen, und wenn er dort vornehmes Gerede hört über die Herabgekommenheit derer, die aus der Hand in den Mund leben und hart arbeiten, um nur das zu können, dann laß ihn auftreten als einen, der es kennt, und jenen Maulhelden sagen, daß sie im Vergleich mit solch einer Klasse reine Engel sein sollten in ihrem täglichen Leben. . . Wer von uns kann sagen, was er sein würde, wenn solch eine Wirklichkeit mit geringer Erleichterung oder Abwechslungen sein tägliches Leben wäre? Da ich mich umsah unter diesen Leuten: fern von der Heimat, ohne Haus und Notdurft, wandernd, müde vom Wandern und hartem Leben; und da ich sah, wie geduldig sie ihre jungen Kinder hegten und pflegten, wie sie immer zuerst auf deren Bedürfnisse bedacht waren, dann nur halb ihre eignen befriedigten, was

für zarte Prediger der Hoffnung und des Glaubens diese Frauen waren, wie die Männer gewannen durch ihr Vorbild, und wie sehr, sehr selten auch nur eines Augenblicks Ungeduld oder bittere Klage zwischen ihnen zum Ausbruch kam — da fühlte ich, wie eine stärkere Liebe und Ehrerbietung gegen mein Geschlecht in meinem Herzen aufglühte, da wünschte ich zu Gott, daß viele Atheisten dabei gewesen wären, die den Glauben verloren haben an die bessere Seite der menschlichen Natur, um diese einfache Lektion zu empfangen aus dem Buche des Lebens.

Neben der religiösen Empfänglichkeit für das Göttliche in Natur und Menschenwelt zeugen Dickens' Romane wie seine Briefe von einer sehnsüchtigen Hoffnung auf endliche Vollendung. Er kennt dies Thal der Dunkelheiten zu gut, er hat in Sympathie mit Andern zu oft durchlebt, was er gegen Ende seines Lebens in dem Kerker seiner unglücklichen Ehe ausrief: „Nichts kann diese Irrgänge zurecht bringen, bis wir alle tot und begraben und auferstanden sind," als daß er seinen Optimismus hätte bewahren können ohne starke Ausblicke in ein besseres Jenseits. Wie weiß er seinen liebsten Freund beim Tode seines einzigen Bruders zu trösten!

Daß das Ende nur der leuchtende Anfang einer glücklicheren Vereinigung ist, glaube ich gewiß und habe es nie stärker und mit frömmerer Scheu geglaubt (und ach! Forster, mit was für einem verwundeten Herzen habe ich Gott dafür gedankt), als da jener Schatten über meinen eignen Herd gefallen ist.

Jeder neue Verlust mahnt ihn nun: „Dies Leben ist bloß ein Traum, und der Tod wird uns daraus erwecken." Schöner kann man die selige, heilige Hoffnung nicht ausdrücken, als der eine große Humorist es beim Tode des andern, Thackerays, that:

Die letzten Worte, die er im Druck korrigirte, waren: „Und mein Herz klopfte mit einem einzigartigen Segensgefühl," Gott gebe in Gnaden, daß an jenem Weihnachtsabend, da er sein Haupt auf sein Kissen zurücksinken ließ und seine Arme in die Höhe warf, wie er es gewöhnlich that bei großer Erschöpfung, ein gewisses Bewußtsein erfüllter Pflicht und christlicher Hoffnung, die er zeitlebens warm gehegt, sein eignes Herz so im Segensgefühl hat klopfen machen, als er hinüberging zu seines Erlösers Ruhe!

Diese Unsterblichkeitshoffnung ankerte thatsächlich in der Gewißheit: ich weiß, daß mein Erlöser lebt! Sie lebte in seiner Familie. Rührend berichtet er uns von seinem Abschied von der geliebten Schwester:

Ich fragte sie, ob sie noch irgend eine Sorge oder Bangigkeit in dieser Welt habe. Sie sagte: Nein, keine. Es sei hart zu sterben in so frühem Lebensalter, aber sie habe nicht die geringste Unruhe im Hinblick auf den Wechsel, fühle gewiß, daß wir uns wieder finden würden in einer bessern Welt; und obwohl sie ihr gesagt hatten, sie könnte sich für eine Zeit lang wieder erholen, wünschte sie es nicht wirklich. Sie meinte, sie sei ganz ruhig und glücklich, verlasse sich auf die Mittlerschaft Christi und habe darum keinerlei Bangen.

So war ihm die Person Christi von Hause aus das Höchste, das er kannte, und es war ihm natürlich und Bedürfnis, alles Beste, das er unternahm, in seinem Namen und Geist zu thun. Ueber den Betten des Armenkinderhospitals, dessen Begründer er war, ließ er — heitre Kinderszenen füllten die übrigen Wände — Darstellungen der Gestalt dessen aufhängen, „der die universale Verkörperung alles Erbarmens und alles Mitleids ist, der Gestalt dessen, der einst selbst ein Kind war, und zwar ein armes."

Sanitäre Reformen vertrat er einst als Voraussetzung aller tiefern Volksbildung und schloß seinen beweglichen Appell:

Gebt dem Kinde und den Seinen einen Durchblick zum Himmel, nur ein wenig von seinem Licht und seiner Luft; gebt ihnen Wasser; helft ihnen zur Reinlichkeit; erhellt die schwere Atmosphäre, in der ihre Geister flattern, und die sie zu den verschlagnen Wesen macht, die sie sind; nehmt den Leichnam der Verstorbnen aus dem Raum, worin die Lebenden mit ihm leben, und wo solche lästige Familiarität den Tod selbst seiner scheuen Achtung entkleidet — und dann, aber nicht eher, werden sie dazu zu bringen sein, mit Willen zu hören von Ihm, dessen Gedanken so viel bei den Elendesten weilten, und der Mitgefühl hatte mit allem menschlichen Kummer.

Christliche Versöhnlichkeit predigt manche Weihnachtsgeschichte, erinnert an die Liebe Christi, die der Sünden Menge bedeckte.

Das alte Sprichwort lehrt dich nicht zu vergessen, damit du vergeben kannst, sondern zu vergeben, damit du vergessen kannst. Vergeben des Unrechts schafft Vergessen des Uebels, das daraus folgte, so wie es der arme alte Lear erbettelte von Cordelia.

So versäumte Dickens bei seinen Ansprachen in Fortbildungsschulen nie, mit seinem Lobpreis des Wissens die Mah-

nung zu verknüpfen, daß es dem Unterricht des Heilands folgen sollte und nicht bloß den Verstand befriedigen:

Wissen hat eine sehr begrenzte Macht, wenn es allein den Kopf aufklärt; aber wenn es ebenso das Herz aufklärt, hat es eine Macht über Leben und Tod, Leib und Seele und beherrscht das Universum.

Im zehnten Kapitel seiner Mysteries of Edwin Drood schien er ein Zitat aus der heiligen Schrift als bloße Redewendung benutzt zu haben. Als man ihm mitteilte, daß manche daran Anstoß genommen hätten, schrieb er alsbald, wenige Tage vor seinem Tode:

Ich bin aufrichtig erschrocken, zu finden, daß irgend einem meiner Leser dieses Mißverständnis kommen konnte. Ich habe immer darnach gestrebt, in meinen Schriften Verehrung auszudrücken für das Leben und die Lehren unsers Erlösers, weil ich sie fühle, und weil ich diese Geschichte für meine Kinder niedergeschrieben habe [mitten unter seinen litterarischen Arbeiten hatte er 1846 in schlichtester Sprache eine Harmonie der vier Evangelien entworfen, deren völlig privater Charakter eine Publikation verbot], von welchen jedes einzelne sie kannte, da ich sie ihnen mündlich vorgetragen, lange ehe sie lesen und beinahe so bald als sie sprechen konnten. Aber ich habe davon niemals eine Proklamation veranstaltet von der Zinne des Hauses herab.

Eine Abneigung gegen alle Schaustellung hinderte ihn also, das öffentlich zu bezeugen, was er als Priester seines Hauses mit so seltener Hingebung stets bekannt hatte. Es ist uns ein ganz herrlicher Brief an seinen jüngsten Sohn erhalten, worin er ihm sein ganzes christliches Erziehungsziel zum Abschied von der Heimat enthüllt; dieser Brief genügt, um seine tiefe, eigenartige Auffassung des Evangeliums über allen Zweifel zu erheben.

... Nimm nie einen niedrigen Vorteil über irgend wen in irgend einem Geschäft wahr, und sei nie hart gegen Leute, die in deiner Gewalt sind. Bemühe dich gegen Andre zu handeln, wie du wünschtest, daß sie gegen dich handeln, und sei nicht entmutigt, wenn sie öfters darin es fehlen lassen. Es ist viel besser für dich, daß sie, denn daß du unterließest, der großen Regel zu gehorchen, die unser Erlöser niedergelegt hat. Ich lege deinen Büchern ein Neues Testament bei aus genau denselben Gründen und mit genau denselben Hoffnungen, die mich veranlaßten, einen leichten Auszug daraus für dich zu machen, als du noch ein kleines Kind warst. Weil es das beste Buch ist, das die Welt je gekannt hat oder kennen wird; und weil es dich die besten Lehren lehrt, durch die ein menschliches Geschöpf, das sich müht wahr und treu zu sein gegen seine Pflicht, überhaupt geleitet werden kann. Als deine Brüder, einer nach dem andern, fortgingen, habe ich jedem solche Worte geschrieben, wie ich sie dir jetzt schreibe, und habe sie alle dringend gebeten, sich führen zu lassen durch dies Buch, alle Interpretationen und Erfindungen der Menschen beiseite setzend. Du wirst dich erinnern, daß du zu Hause nie bemüht bist mit religiösen Gebräuchen oder bloßen Formalitäten. Ich bin immer ängstlich gewesen, meine Kinder nicht zu ermüden mit solchen Dingen, ehe sie alt genug waren, um sich Meinungen darüber zu bilden. Um so besser wirst du nun verstehen, daß ich jetzt dir aufs feierlichste einpräge die Wahrheit und Schönheit der christlichen Religion, wie sie von Christus selbst stammt, und die Unmöglichkeit fehlzugehen, wenn du demütig, aber herzlich sie respektirst. Nur Eines noch über dies Kapitel! Je mehr es uns Ernst ist, es zu empfinden, desto weniger sind wir geneigt, darüber uns zu äußern. Niemals gieb die gesunde Uebung auf, dein eignes privates Gebet zu sprechen, nachts und morgens. Ich habe es selbst nie aufgegeben, und ich kenne den Trost, den man darin hat.

So warm hieraus sein christliches Herz spricht, so deutlich wird daraus sein Bruch mit dem konventionellen Kirchenchristentum. Es ist uns aus recht früher Zeit ein Gedicht Dickens' erhalten, worin er sich beklagt, daß diejenigen, die die Thür der Liebe und des Lichts für aller Leute Finden geöffnet haben sollten, auf dem Altarboden um Worte stritten und das Buch in Stücke rissen, um dessen Einband sie sich befehdeten:

Der edelste Mann unter diesen frommen Türken entstellt reuelos Gottes lebendiges Angesicht; ihre besten High Church-Männer, ohne Glauben in Werken, fesseln die Tugenden auf des Lebens Markt.

So trat er bei den von ihm mitbegründeten Wohlthätigkeitsschulen stets für eine einfache christliche Erziehung ein und erklärte es für wichtiger, daß ihre Zöglinge gewaschen, als daß sie in die religiösen Mysterien und schwierigen Glaubenspunkte eingeführt würden. Seine Ungeduld über die Differenzen, in die ihn die Gleichgiltigkeit gegen den Unterricht der armen Kinder in dem kirchlichen Katechismus und „andern bloßen Formularien und Tifteleien" mit Geistlichen der Staatskirche brachte, veranlaßte ihn, einige Jahre, aber doch nur vorübergehend, Kirchenstühle in der Unitarierkapelle zu kaufen. Oft und viel war

sein Geist mit diesem wichtigen Thema beschäftigt. Aber über wesentliche Punkte hatte er bei weitem am meisten Sympathie mit der Hauptlehre und -Ordnung der Kirche von England; dieser fand er sich beim Fortschritt der Zeit mehr und mehr imstande in kleinern Differenzen sich unterzuordnen; und der nie wankende Glaube ans Christentum selbst, abgesehen von Sekten und Schismen, der ihn nie verlassen hatte, in keiner Periode seines Lebens, fand Ausdruck an dessen Ende in seinem Testament. In seinen sein ganzes Leben begleitenden religiösen Zweifelskämpfen, die ihn zumal in seiner vollen Manneskraft stark anfochten, hat er an dem Leben Arnolds of Rugby das Textbuch seines Glaubens gefunden, an seiner ebenso pietätvollen wie weitherzigen, innerlich freien und sittlich energischen Form des Christentums sein Christentum aufrecht erhalten. Jede konfessionelle Enge, auch alle Judenhetze war ihm fremd; als man ihm vorhielt, daß er den Hauptschurken in Oliver Twist als Juden dargestellt habe, antwortete er:

Fagin ist ein Jude, weil es unglücklicherweise wahr ist, wenigstens von der Zeit, auf die sich diese Geschichte bezieht, daß diese Klasse von Verbrechern fast ausnahmslose Juden waren ... und zweitens wird er „der Jude" genannt, nicht um seiner Religion, sondern um seiner Rasse willen.

So wundern wir uns denn nicht, wenn wir sein Christentum oft etwas abgeblaßt finden. So war ihm die Taufe eine Zeremonie, deren edle Folgen ihm höchst fragwürdig geworden waren, die ihm aber auch in ihrer Form Gelegenheit bot, einen Zusammenhang mit Freunden festzustellen, die er am meisten liebte. Der Dichter kam nie zu rechter Klarheit und Gewißheit über die Wahrheit der Religion; ja er konnte so weit gehen, zu sagen:

Du denkst wie ich, daß die Form der Religion nicht viel ausmacht, wenn wir uns nur Mühe geben, Gutes zu thun.

Sein bester Freund konstatirt, daß es „mehr Tiefe der Empfindung als Klarheit des Glaubens war, was seine Ueberzeugung fest erhielt, auf der sein inneres Leben ruhte gegenüber allem Zweifel über ihre Unverletzlichkeit, ja die mit jedem Jahr in ihm stärker zu werden schien." Seine Begriffe von Sünde und Gnade blieben dabei sehr mangelhaft, wie denn dichterische Naturen selten darin die Angelpunkte christlichen Glaubens erkennen, vielmehr einem gewissen Naturalismus in beiden Begriffen huldigen. Dazu kam sein Uebermaß von Sympathie mit der gebrochnen Menschheit, das ihn überall hinter die offenbare Verschuldung derselben schauen und die Kehrseite der Medaille, die Schuld der Verhältnisse und Regierenden, viel schärfer ins Auge fassen lehrte. So schrieb er bei seines Bruders Frederick Tode:

Es war ein vergeudetes Leben, aber Gott verhüte, daß man hart darüber urteilen sollte, oder über irgend etwas in dieser Welt, was nicht überlegterweise und mit kaltem Blut gesündigt wird.

* * *

Es ist hier, wo wir den Schriftsteller analysiren, nicht der Ort, eingehend auf sein privates, persönliches Leben zu sprechen zu kommen. Aber etwas muß doch zum Verständnis seines Christentums beigebracht werden, zugleich zum Verständnis des Optimismus seiner Schriften. Forster hat auch schwerere Mängel im Charakter seines Freundes nicht verschwiegen, sondern die Vortrefflichkeit seiner den vollsten Einblick in das Innere des Dichters verstattenden Biographie dadurch gekrönt, daß er uns zu einem durchaus objektiven, obschon subjektiv würdigenden und entschuldigenden Urteil über seine Fehler verhilft. Die starke Rezeptivität und Aktivität der aus dürftigsten, kümmerlichsten Verhältnissen durch eigne Kraft und Begabung heraufgestiegnen Mannes erzeugte begreiflicherweise ein außerordentlich starkes Selbstvertrauen und Selbstleben, eine Empfindung, daß alles möglich sei einem Willen, der darauf mit Ernst gerichtet sei. Er hatte immer größere Gefahr, übers Ziel als zu kurz zu springen, bedurfte nicht der Peitsche, sondern des Kappzaums. Die Raschheit des ersten Wurfes war bei seinen Unternehmungen immer größer als die Stetigkeit in ihrer Ausführung. Bei aller intellektuellen Arbeit überwog sein Wille, wenn er ihn auf einen Gegenstand des Begehrens fixirte, derart, daß er nie

richtig bemaß, was sonst seine Erreichung forderte; und das führte zu häufiger Ueberanstrengung und unbewußter Vergeudung dessen, was kein Mann weniger als er entbehren konnte. Der Welt, die sich ergötzte an seiner Arbeit, mochte allezeit ihre Produktion gerade so leicht vorgekommen sein wie der eigne Genuß; aber es mag dahingestellt bleiben, ob je einem Menschen seine geistige Anstrengung mehr kostete als Dickens. Begreiflich, daß steigende Anerkennung und -Beachtung ihm gewissermaßen Bedürfnis waren, daß er aber auch eine krankhafte Empfindlichkeit gegen unfreundliche Kritik besaß, die ihn bis zur Verzweiflung treiben konnte, „ein stumpfes Rasirmesser für sein reizbares Nervensystem!“ So überschätzte er natürlich auch seine Leistungsfähigkeit, legte sich zu Zeiten selbst gesuchte Lasten auf, die größer waren, als daß irgend jemand sie ohne Schaden tragen konnte. Zu solchen Zeiten war in ihm etwas Hartes und Unverträgliches, seine Bestimmtheit nahm fast den Ton der Wildheit an; seine Entschließungen waren unüberwindlich, so hastig auch die Ansichten gebildet waren, auf die jene sich gründeten. In solchen Zeiten fand Forster bei ihm eine herbe und sogar kalte Isolirung seines Selbstvertrauens Seite an Seite mit einer beinahe weiblichen Empfindlichkeit und dem eifrigsten Sehnen nach Sympathie. Für eine Weile schien die gewöhnliche Disposition für alles Freundliche und Zartsinnige einem plötzlichen bittern und unerbittlichen Gefühl dessen gewichen zu sein, was das Schicksal ihm zugeteilt hatte in seinen frühesten Knabenjahren.

Und nun stellte sich mehr und mehr heraus, daß er in seinem Heim diejenige Beruhigung seines unsteten Gefühls nicht finden sollte, deren seine Natur so besonders bedurfte! In Geselligkeit konnte er keinen Ersatz finden, denn er hatte eine ungemein starke Abneigung gegen die Häuser und sozialen Besonderheiten der Vornehmen. Obwohl im Innersten ein Gentleman, hatte er doch, wohl ebenso infolge seiner frühen Entbehrungen wie seiner frühen Erfolge, eine Vorliebe für das, was selbst unter seinem Niveau, gegenüber dem, was über ihm war. Er war in einem leidenschaftlichen Grade empfindlich für Lob und Tadel, obschon er zu stolz war, nicht Gleichgiltigkeit dagegen zur Schau zu tragen; die Ungleichheiten des Ranges, über die er sich heimlich ärgerte, empfingen mehr verbitternden und stachelnden Nachdruck durch den Kontrast, in dem die Notlagen, durch die er gedrungen, zu dem Ruhm standen, der ihm geworden war; und wenn die Mächte, die er am liebsten zu verachten sich den Anschein gab, die Form von Schranken annahmen, die er nicht leicht überspringen konnte, ward er verleitet, öfter intolerant zu erscheinen in Ansichten und Sprache. Seine frühen Leiden brachten mit sich die Heilkräfte von Energie, Wollen und Ausdauer und lehrten ihn den unaussprechlichen Wert eines festen Entschlusses, Schwierigkeiten niederzuleben, aber die Gewöhnung an Verzicht und Selbstaufopferung in kleinen wie großen Dingen lehrten sie ihn nicht; und durch seinen plötzlichen Sprung in eine weltweite Popularität und Fülle des Einflusses ward er Meister über alles, was im Leben erreichbar erscheinen mochte, bevor er über das Meister geworden war, was ein Mensch überwunden haben muß, um den härtesten Prüfungen gewachsen zu sein. Sie kamen über ihn in gedrängtester Summe.

Seine mit Herder verwandte, eifrige, stürmische, etwas übermütige Natur, die bei aller seinem innersten Bedürfen entsprechenden Anteilnahme an der Häuslichkeit doch ihre volle Befriedigung suchte in der Teilnahme am äußern Leben, an das er große Ansprüche machte, hatte bis zur Vollendung von Bleak House in dem vollen Miterleben des innern Werdens und in dem vollen Glauben an den durchschlagenden Einfluß seiner Romane ein volles Genüge gefunden. Aber seit Little Dorrit stockte der rasche Fluß seiner Erfindung und damit auch die Möglichkeit, die Ergänzung seines unbefriedigten Lebens zu Hause in dem Aufgehen in seinen Phantasiegestalten zu finden. Eigentümlich, abgesehen von der wunderbaren Welt seiner Schriften, war der Umkreis seiner Gedanken nicht immer entsprechend der Weite und Breite seiner Natur. Durch seine überraschende Belebtheit konnte man sich täuschen über den Umfang seiner Interessen. Eins der Geheimnisse der Ganzheit und Geschlossenheit seiner Arbeiten war, daß zu einer Zeit nur eine Idee die absolute Vorherrschaft in ihm hatte; und was seinen populären, durchschlagenden Erfolg mit sich brachte, war, daß er nicht tiefer und weiter hinter die Erscheinungen schaute, als sie sich seiner plastischen Phantasie aufdrängten. So erklärt sich, daß, als die Gestalten seiner Einbildungskraft verblaßten, ihn nicht mehr überwältigten, vielmehr von ihm geschaffen sein wollten, seine natürliche Ungeduld und Rastlosigkeit, sein Mangel an innerer Gehaltenheit ihn zu einem eigentlich unter seinen Verheißungen und sittlichen Aspirationen liegenden Wanderleben trieb, zu einem von Forster umsonst andauernd bekämpften Umherziehen als öffentlicher Vorleser seiner eignen Dichtungen, das ihm nicht bloß eine genügende Sicherstellung seiner Erben, sondern auch einen gewissen Ersatz bot für das zurückgetretene Leben in seinen Schöpfungen. Der aber von sich sagte: „ich habe nun keine Ruhe mehr als in der Thätigkeit,“ verdient unser wärmstes Mitgefühl. Denn seine Ruhelosigkeit war die Folge eines Glückes, das er im Leben verfehlt, und einer Freundin und Genossin, die er nie gefunden hatte. Es war ihm gegangen wie Copperfield mit dem ersten Weib; er kannte wie jener „die so glückliche und doch so unglückliche Existenz, die ihre Wirklichkeiten in Unwirklichkeiten sucht und ihren gefährlichen Trost findet in einer beständigen Flucht vor der Enttäuschung seines Herzens um ihn her.“ Ergreifend schildert er seinen innern Zustand:

So seltsam es ist, nie in Ruhe zu sein und nie befriedigt und immer sich streckend nach etwas, das nie erreicht wird, und immer mit Plänen und Sorgen und Mühen beladen zu sein — wie klar ist es doch, daß es so sein muß, und daß man durch eine unwiderstehliche Macht getrieben wird, bis der Reiseplan erledigt ist.

Endlich brach der stolze und sittlich empfindsame Mann das Siegel dieser Rätsel:

Die arme Katharine und ich sind nicht für einander gemacht, und da ist nichts mehr daran zu ändern ... Die bloße Erwähnung der Thatsache ohne irgend eine Klage oder Anklage irgend einer Art ist eine Erleichterung für meinen gegenwärtigen Gemütszustand — und ich kann diese nur bei dir finden, da ich davon zu niemand anders reden kann.

Er erklärt sich den Irrgang seiner Ehe aus dem Eintritt in sie bei zu jungen Jahren. Aber er verlangt für sich keine Immunität gegen Tadel.

Da sind eine Menge Fehler auf meiner Seite, was ich wohl weiß, in Gestalt von tausend Unsicherheiten, Launen und Schwierigkeiten der Disposition; aber nur Eins wird all das ändern, und das ist das Ende, das alles ändert.

In der That, so leicht für manchen andern bei dem Mangel aller groben Schuld ein Arrangement gewesen wäre, für sein Temperament war, da keinerlei zwingende Gegenwirkung gegen den einen, bohrenden Gedanken der innern Unwahrheit sich geltend machte, der Riß unheilbar. Seine ältern Kinder waren keine Kinder mehr; seine Bücher hatten mit der Zeit das Uebergewicht verloren, das sie früher besaßen über jede andre Erwägung in seinem Leben. Aber Forster scheut sich nicht, zum Schluß den tiefsten Grund des unheilbaren Bruchs auszusprechen mit jener Verbindung von Wahrhaftigkeit und Freundesliebe, die sein ganzes Lebensbild so außerordentlich anziehend macht:

Und er — er hat in sich selbst nicht die Resource, die man bei solch einem Manne, wenn man ihn von der Oberfläche her beurteilt, erwarten möchte. Nicht allein sein Genie, sondern seine ganze Natur war zu ausschließlich ausgefüllt von Sympathie mit dem Wirklichen in seiner intensivsten Erscheinungsform, als daß er genügend gewappnet gewesen wäre gegen Bankerott in den Wirklichkeiten rings um ihn. Es gab für ihn keine City of the mind (Heimat der Seele) gegenüber äußern Uebeln, für innerlichen Trost und Schutz. Noch immer streckte er sich darnach, im und vom gegenwärtig Wirklichen her Freiheit zu finden und Befriedigung seines idealen Bedürfnisses, und gerade durch seine Anläufe, der Welt zu entfliehen, ward er zurückgetrieben in ihr Dickicht. Aber was er in ihr gesucht haben würde, gewährt sie niemand; und das Unendliche heraus zu bekommen aus etwas so Endlichem, das hat manch ein starkes Herz gebrochen.

Wenn nun aus alledem sich unzweifelhaft ergiebt, daß Dickens in Christo das nicht gefunden hat, was er uns ist: die Heimat der Seele, die Ruh — Andre wie Nelly läßt er sie finden. Und kann man überhaupt, soll man in christlichen Romanen diese tiefsten, intimsten Punkte, wo der Herr die Seele besonders nimmt und der Geist an ihr schafft in seiner allzeit

verborgnen Weise, zur greifbaren Darstellung bringen? Selbst Donovan von Etna Lyall hat diese Frage noch nicht im bejahenden Sinn entschieden. Und zugegeben auch, hier fehlt unserm christlichen Volksschriftsteller etwas Wesentliches — genügt uns nicht die Christlichkeit von allem, was er uns giebt in seinen Schriften, genügt nicht die Sympathie mit seiner Unruhe, die vergeblich die Ruhe suchte im Herrn, um ihm jenen Ehrentitel zu sichern? Ach, wenn nur mehr Schriftsteller unsers Volkes ihr Testament mit einem so frommen und aufrichtigen Bekenntnis abschließen könnten, wie wir es bei Dickens finden!

Ich befehle meine Seele der Gnade Gottes durch unsern Herrn und Heiland Jesus Christus, und ich ermahne meine lieben Kinder demütig, daß sie suchen sich leiten zu lassen durch die Lehre des Neuen Testaments in seinem weitesten Sinn, aber keinen Glauben zu schenken irgend eines Menschen enger Auslegung seines Buchstabens. O B

Verschiedenes

(Entlassung von Kandidaten aus dem Schuldienst) In Berlin sind auf direkten Befehl des Ministers mit Umgehung der Zwischeninstanzen zu Ostern auf einmal sämtliche Kandidaten der Theologie — über fünfzig an der Zahl — aus dem Kommunalschuldienst entlassen worden. Steht dieses Verfahren nicht in völligem Widerspruch mit der sonstigen Inanspruchnahme der Theologen für die Schule? Sollte sich die Regierung nicht freuen, wenn die Kandidaten Gelegenheit nehmen, die Arbeit, die sie selbst bald darauf überwachen sollen, praktisch kennen zu lernen? Wie viele Dienste muß später der Geistliche der Schule unentgeltlich leisten! Und den vielen brachliegenden Kandidatenkräften nimmt man nun auch noch diese Möglichkeit, sich zu bethätigen! Es kann nicht als Rechtfertigung geltend gemacht werden, daß für Lehrer Stellen geschaffen werden sollen; in Berlin mit seiner kolossalen Entwicklung wachsen die Schulen oft so schnell an, daß die Rektoren froh waren, schnell eine Hilfskraft für einige Stunden zur Hand zu haben; und da waren denn die Theologen immer bereit.

Das ist der Wortlaut einer Zuschrift, deren thatsächlichen Untergrund wir nicht nachprüfen können. Verhalten sich die Dinge so, dann bedarf die Verfügung des Ministers allerdings der Rechtfertigung. Anderwärts, z. B. im Königreich Sachsen, verwendet man sehr gern Kandidaten der Theologie eine Zeit lang in der Volksschule. Oder gedenkt man in Preußen die Ortsschulinspektion der Geistlichen aufzuheben? Die segensreichen Folgen dieser Maßregel würden unsers Erachtens die Nachteile weit aufwiegen. Aber es ist schwerlich daran zu denken.

R

(Pensionsverhältnisse der Diasporageistlichen) Die hierüber in Nr. 16 der Christlichen Welt gebrachten Bemerkungen bedürfen meines Erachtens dringend einer teilweisen Berichtigung.

Es unterliegt gewiß keinem Zweifel, daß die Ausdehnung der Pensionsgesetze u. s. w. auch auf die Diasporageistlichen manche jetzt herrschenden Uebelstände beseitigen würde, aber doch keineswegs alle, wie der Herr Einsender meint. Aeltere Geistliche sollen ausgesandt werden und ihnen durch den Vorteil der erwähnten Gesetze ein längeres Bleiben zum Heile der Gemeinden ermöglicht werden. Das wäre gewiß sehr wünschenswert, aber es bestehen doch noch Hindernisse, die in der Natur der Sache liegend, in vielen Fällen nicht zu beseitigen sind.

So ist z. B. den weit entfernten überseeischen Gemeinden die Aufbringung der Reisekosten für eine Person meist ein großes Opfer. Die Reisekosten für einen ältern Geistlichen, doch meistens mit Familie, wären unerschwinglich. Dann verhindert sehr oft die Rücksicht auf die Erziehung der Kinder ein langes Bleiben. Sie herüberzusenden verbietet das meist geringe Einkommen.

Es wird demnach in vielen Fällen nicht anders angehen, als daß, wenn auch nicht „ganz junge Leute," so doch jüngere Geistliche sich dem Dienste der Auslandgemeinden widmen. Daß ihnen die Gemeinden nur zu Versuchsstationen dienen und bei ihrer Wirksamkeit jede gedeihliche Entwicklung der deutschen evangelischen Kirche des Auslandes selbstverständlich ausgeschlossen sei, ist eine in ihrer Allgemeinheit ebenso ungerechte Behauptung, wie sie kränkend ist für jeden Diasporageistlichen, der sich, obwohl jung und noch nicht reich an Erfahrung, sauer geplagt und seine Arbeit doch nicht so gänzlich erfolglos gesehen hat.

Die „fette Pfründe" in der Heimat kann überhaupt nicht zum Dienste in der Diaspora locken, weil sie nicht so allgemein verliehen wird, wie der Herr Einsender anzunehmen scheint.

Daß dem ausziehenden Diasporapfarrer eine Pfarrstelle nach seiner Rückkehr zugesichert wird, ist nicht mehr wie billig, und es soll zugegeben werden, daß dieser Umstand bei der heutigen Ueberfülle von Theologen manchen veranlaßt, ins Ausland zu gehen, um später einer Anstellung gewiß zu sein.

Ein ehemaliger brasilianischer Diasporapfarrer

(Soziales Christentum) Vorträge und Aufsätze über die großen Fragen der Gegenwart von Pfarrer Julius Werner in Beckendorf. Dessau, Paul Baumann, 1895. 222 S. 3 Mk.

Wer dieses Buch nach sorgfältiger Lektüre aus der Hand legt,

wird uns darin Recht geben, daß es einen reichen geistigen Genuß bietet und zu praktisch sozialer Arbeit anregt und ermutigt. Es gilt dies auch von den Ausführungen, in denen der Verfasser einen Standpunkt vertritt, wie ihn nur wenige Leser der Christlichen Welt einnehmen werden, so in der stark einseitigen Verurteilung auch der bessern und besten Erzeugnisse der modernen Litteratur, in der allzu antisemitisch beeinflußten Beurteilung der Sozialdemokratie und der dem Sinn nach gewiß recht verständigen, in der Form und Ausdrucksweise aber oft recht gewagten Stellungnahme zur antisemitischen Bewegung. Wer wie der Kritiker selbst einstmals in jugendlicher Einseitigkeit sich durch den Antisemitismus blenden ließ, bedauert es um so mehr, zu sehen, daß ein Mann wie Werner, den wir wohl den geistig bedeutendsten Anhänger der von Stöcker beeinflußten christlich-sozialen Richtung nennen dürfen, bei allem Gegensatz gegen einen radikalen Antisemitismus sich nicht noch mehr von demselben befreit hat, als es nach dieser Schrift der Fall ist, und zwar gilt dieser Vorwurf weniger den von Werner befürworteten Kampfesmitteln gegen den Einfluß des Judentums als dem Jargon, in dem er vielfach vom Judentum redet. Aber gerade je mehr wir an die Spitze unsrer Besprechung diesen Tadel stellen, je mehr möchten wir nun auf die Vortrefflichkeit des Buches in seinen übrigen Ausführungen hinweisen. Erscheint es auf den ersten Blick als eine mehr oder minder willkürlich zusammengesetzte Sammlung von Vorträgen und Aufsätzen, denen der Titel „Soziales Christentum" als lose Etikette aufgeklebt wurde — so erkennen wir bald, daß es sich hier um weit mehr handelt. Der Verfasser erfüllt, was er in der Vorrede in Aussicht stellt. Er zeigt von der hohen Warte einer wahrhaft christlich-sozialen Gesinnung aus, daß das Evangelium seine erziehende, weltgestaltende Bedeutung über die Vergangenheit hinaus in den entscheidungsvollen Kämpfen der Gegenwart besitzt und offenbart, und daß ihm die Gestaltung der Zukunft zukommt. Er legt dies zunächst dar, indem er „die großen Fragen der Gegenwart" im Licht christlicher Lebensauffassung bespricht. Als solche Fragen treten auf: 1. die Arbeit und die modernen Arbeitsverhältnisse, 2. der soziale Beruf der Gebildeten und Besitzenden, 3. die christliche Familie, 4. die Frauenfrage, 5. das moderne Judentum und das deutsche Volkstum. Wir möchten aus der reichen Fülle dessen, was hier geboten wird, vor allem das Kapitel über den sozialen Beruf der Gebildeten und Besitzenden hervorheben. Es enthält eine ergreifende Mahnung, das moderne Bildungsideal daraufhin zu prüfen, ob es der christlichen Sittlichkeit nicht widerspricht, und fordert dann in begeisterten Worten auf, die christlichen Bildungselemente nicht aus Furcht vor der Revolution oder in schlauer Berechnung, sondern in wahrhaft dienender Bruderliebe dem „Volk" mitzuteilen. Es entspricht dies dem ganzen Grundgedanken des Buches, nach dem es weniger auf neue Gesetze zur Reform ankommt als auf die Schaffung christlicher Persönlichkeiten und sittlich religiöse Umkehr. Wer wollte dem nicht beistimmen? Aber der Gefahr scheint uns hierüber der Verfasser nicht ganz entgangen zu sein, daß er nun auch wieder allzuwenig von Gesetzen erwartet — wenigstens vermeidet er es gerade in diesem Teil z. B. bei Besprechung der Arbeitslosigkeit den über die Palliativmittel hinausgehenden Vorschlägen zur Hebung des Uebels näher zu treten. Andrerseits überschätzt er unsrer Meinung nach den Wert der Wohlfahrtseinrichtungen, von denen er hoch denkt, sobald sie aus einer christlichen Gesinnung heraus geschaffen werden. Es fragt sich eben doch, ob nicht der Arbeiter auch den wohlmeinenden Wohlfahrtseinrichtungen gegenüber sich mit Recht gegen alle „gutthatsweisen" Zuwendungen richtet.

Doch dies sind Kleinigkeiten, die wir beanstanden, im Vergleich zu dem Wert dieses ganzen ersten Teils des Buches. Aber auch der zweite Hauptteil ist des Lesens wert. Er bietet zunächst eine biblisch-theologische Begründung christlich-sozialer Thätigkeit. Es wird in eingehender Weise die individuelle und soziale Natur des Christentums besprochen, und zwar so, daß diese Besprechung zuerst an der Person und dem Werk Christi geschieht, dann in Erwägung der Thätigkeit der Geistlichen gegenüber den sozialen Zeitfragen (sehr lesenswert!) — alsdann am Beispiel Luthers und nach den Ansichten hervorragender Nationalökonomen. Hier findet denn auch eine Auseinandersetzung mit Naumann statt, dessen Ausspruch „es gelte alles unter dem Gesichtspunkt der Hungrigen zu betrachten" einer (übrigens sehr liebenswürdigen) Kritik unterzogen wird. Bemerkenswert ist die Stellung zu den Wundern Jesu, in denen Naumanns Anschauung teilweise geteilt wird, wie überhaupt die Differenz mehr so liegt, daß bei Werner eine aristokratisch-konservative Anschauung vorwaltet, die mehr von den höhern Kreisen erwartet, als es von dem Proletarierstandpunkt aus gewöhnlich geschieht, den, um es pointirt auszusprechen, die jüngern Evangelisch-Sozialen einnehmen.

An diese prinzipiellen Erörterungen schließen sich dann höchst wertvolle historische Skizzen an. Zunächst wird uns der christlich-soziale Agitator des Reformationszeitalters Johann Eberlin von Günzburg lebenskräftig vorgezeichnet, dann die praktischen Reformbestrebungen in England und die utopistisch-phantastischen eines christlichen Sozialismus in Frankreich. Den Beschluß macht eine scharfe Beurteilung Tolstois, als eines russischen Vertreters sozialer Reform. Sie gipfelt darin, daß Tolstois Vorarbeit in „Bepflügung des Ackers für eine neue Weltanschauung wohl anerkannt wird — aber nicht werde von ihm gezeigt, wie in dem selbstsüchtigen Menschenherzen die Liebe zum lebensgestaltenden Prinzip heranwächst. Da hat das vielgeschmähte kirchliche Christentum den Vorzug, daß in der Kirche als Institution ein Mittel zur planmäßigen Einwirkung auf gesellschaftliche, staatliche und öffentliche Zustände gegeben ist. Dieses Mittel erscheint gegenwärtig nicht stark, aber die Form wird sich sofort wirksamer erweisen, sobald die Macht des geistigen Lebens wächst. Ohne die Organisation des Christentums

wird die Thätigkeit einzelner, auch wenn sie Tolstois Glut und Eifer haben, auf die Dauer doch wirkungslos verpuffen." Dem entsprechend weist Werner in seinem letzten Kapitel dem deutschen Protestantismus im Kampf wider die „internationalen Umsturzmächte" die Hauptthat zu. Die Feinde dieses Protestantismus sind falscher Liberalismus, Jesuitentum, Sozialdemokratie. Sie können nicht die Retter sein. Die liberale Bourgeoisie hält die bestehende Ordnung für die beste und kämpft für deren bedingungslose Erhaltung. Die revolutionäre, verjüdete (!) Sozialdemokratie kann ein Neues nicht schaffen, weil sie den Zusammenhang mit dem geschichtlich Gewordnen verkennt. Die römische Kirchen- und Weltanschauung bringt es unter dem Einfluß des Jesuitentums zu einer einheitlichen Staats- und Lebensauffassung. Das Heil liegt im Protestantismus, in der aus ihm erwachsenen christlich-sozialen Bewegung. Sie repräsentirt das rechte inwendige, für die meisten, verschleierte Deutschland, dieser Träger des Gottesschatzes, in dem, wie Wichern schon 1851 gesagt hat, das Geheimnis für die Zukunft des Volkes liegt: das wahrhaft evangelische Deutschland. Wenck

(Ueber eine Stelle in der Augsburgischen Konfession) hat sich neulich bei Gelegenheit ein Artikel geäußert (Nr. 16, Sp. 368) und damit im Kreise unsrer Leser Widerspruch gefunden. Es handelt sich um die Frage, ob die Augustana die ungetauften Kinder von der Seligkeit ausschließt. Eine Erörterung dieses Punktes mußten wir heute wegen Raummangel zurückstellen, sie folgt so bald als möglich.

D H

Tageszeitung!

Freunde der Tageszeitung treffen sich in Stuttgart beim Evangelisch-sozialen Kongreß in noch zu bestimmender Stunde an noch zu bestimmendem Ort, voraussichtlich Donnerstag abend 9 Uhr. Eine besondre Zusammenkunft von Freunden der Christlichen Welt ist daneben nicht beabsichtigt; doch wird irgend ein öffentliches Lokal in der nächsten Nummer genannt werden, das als Sammelpunkt dienen mag.

Quittung folgt in nächster Nummer.

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 19 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Cand. theol. sucht Beschäftigung ohne Gehaltsanspruch. Offerten unter H. H. an die Exp. d. Blattes.

Cand. pro lic. conc.
mit besten Zeugnissen, erfolgreich Hauslehrer gewesen, ist bereit zur Uebernahme gleicher Stellung.
Gefällige Offerten unter J D an die Expedition der Christl. Welt.

Suche zum 1. Juni event. Juli **Hauslehrer** (cand. theol.) für 2 Quintaner. Solide anspruchslose Bewerber, die schon mit Erfolg unterrichtet haben, wollen Zeugnisabschriften mit Gehaltsansprüchen einsenden an
Rittergutsbesitzer **Kopp**,
Koppenfeld p. Schieroth O.-S.

Ich suche für meine Tochter, die das Callnberger Seminar absolvirt hat und schon längere Zeit als Erzieherin thätig war, zum 1. August event. zum 1. Oktober neue Stellung.
Gute Zeugnisse und Empfehlungen stehen zur Verfügung.
Frau Pfarrer **Bosse**,
Cöthen (Anhalt), Stiftstr. 6a.

Zu verkaufen für nur M. 105
Herzogs Realencyklopädie der protest. Theologie. 2. (neueste) Aufl. 18 Bde. Hfz. geb. (Neupreis Mk. 216), durch
Alfred Lorentz,
Antiquariat, Leipzig

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph
in **Giesson Nr. 162.**

Die Mottenpflanze

stammt vom Kap, und sie gedeiht im Zimmer so leicht wie Geranien, fast immer in schönen azurblauen Rispen blühend. Die frischen wie trocknen Blätter riechen angenehm moschusartig, vertreiben die Motten gänzlich, wenn man sie in Kleider und Pelzwerke legt. Am Fenster aufgestellt, entwickelt sie sich prächtig und die Stubenfliegen verschwinden aus den Wohnräumen, wo sich eine solche Pflanze findet, denn den Geruch der Blätter können sie nicht ertragen. Aus ihr fertigt man in Frankreich das berühmte Patschoulie-Parfüm. Kräftige Pflanzen à Stück 50 ₰, 12 Stück 5 ℳ, liefert die Gärtnerei von **A. Fürst** in **Schmalhof**, Post Vilshofen in Niederbayern.

Zum 1. Juni suche tüchtigen **Hauslehrer** für 2 Knaben, Quintaner und Quartaner. Liebe zu Kindern und zum Unterricht ist Hauptforderung. Etwaigen Meldungen wolle man Zeugnisse u. Gehaltsforderung beifügen.
Hitzacker Dr. **Haupt**, prakt. Arzt

Ist denn im ganzen weiten deutschen Reich niemand, der einem allerdings 56jährigen, aber rüstigen und im Besitz vollster Arbeitskraft befindlichen gebildeten Mann (Nationalökonom, tüchtiger Sozialpolitiker, erfahren im Bankwesen, Handel und Industrie) eine Stelle anbietet, mittelst deren er sich und die Seinigen ernähren könnte? Beste Referenzen. Gefl. Anfragen oder Offerten vermittelt gütigst die Red. d. Bl.

Stellung für junge Landwirte ohne Vermögen!

Es ist eine bekannte Thatsache, daß der Betrieb der Landwirtschaft, wenn derselbe einigermaßen rentiren soll, ein erhebliches Kapital erfordert. Bei zu geringen Mitteln ist meistens trotz allen Fleißes, aller Strebsamkeit nichts zu erreichen und geht das kleine dabei verwandte Vermögen häufig auch noch verloren. So bleibt dann unbemittelten jüngeren Landwirten in der Regel nur übrig, entweder eine untergeordnete Stellung bei Verwandten ꝛc. zu übernehmen oder als Verwalter ihren Unterhalt zu suchen. Aber auch zu diesem Posten findet ein derartiger Andrang statt, daß besser bezahlte Stellen zu den Seltenheiten gehören und heute viele Hunderte von Verwaltern und Inspektoren stellenlos sind. Da möchten wir die Aufmerksamkeit der jungen Landwirte auf die Karriere eines landwirtschaftlichen Rechnungsführers und Amtssekretärs lenken, die heute noch die besten Aussichten zu einem guten Fortkommen darbietet. Weil viele Oekonomen eine große Abneigung gegen Bureauarbeiten haben, so sind derartige Stellungen stets vakant. Außerdem ist infolge des neuen Einkommensteuergesetzes, sowie der neueren sozialen Gesetzgebung jetzt fast jeder größere Besitzer genötigt, sich einen Rechnungsbeamten und Sekretär zu halten. Die Stellungen sind zum größten Teil angenehm und mit einem hinreichenden Einkommen versehen. Besondre Vorkenntnisse, außer denen einer guten Elementarschule, sind nicht erforderlich.

Zu jeder fernern Auskunft ist der Vorstand des Landwirtschaftlichen Beamtenvereins zu Braunschweig, Madamenweg 160, gern geneigt.

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Zahn, D. Joh., **Evangel. Choralbuch** für den Männerchor. 5. durchgesehene Auflage. 1,80 M., geb. 2,20 M.

Zahn, P. Ad., **20 geistliche Lieder** für vierstimmigen gemischten Chor od. f. eine Singstimme m. Begleitung. 60 Pf.

Zeitschrift für praktische Theologie

herausgegeben von
Prof. D. **Baumgarten**, Pred. Lic. Dr. **Kirmß**, Pf. **Teichmann**
XVIII. Jahrgang. Heft 2
Frankfurt a. M. **Moritz Diesterweg**
Preis des Jahrgangs von 4 Heften: 6 Mark

Inhalt

Bornemann: Nachklänge zum Alexianerprozeß — Baumgarten: Der Ertrag der neusten kirchenrechtlichen Werke für die praktische Theologie III — Heyn: Sedansfestpredigt.

Rezensionen

Wurster: Die Lehre von der Innern Mission (Simons) — Jensen: Einführung in das geistliche Amt (Bassermann) — Riemann: I. Evangelische Wahrheit. II. Das alte Evangelium im Gewande der neuern Theologie (Andrießen) — Gott mit dir! (Ehlers) — Rogge: Vom Kurhut zur Kaiserkrone (Diehl) — Robertson: Sozialpolitische Reden (Drews)

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Soeben ist erschienen:

Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen
von
Rudolf Hildebrand
Broschirt 4 Mk.

Heimstätte

Eisenach in Thür., Frauenberg 39, I. Töchter guten Hauses finden jederzeit freundlichste Aufnahme zur Fortbildung in Wissenschaften und Haushalt. Vorzügliche Empfehlungen. Näheres durch **Frl. Mosche**, Vorsteherin, staatl. wissenschaftl. gepr. Lehrerin.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage von der Schriftenniederlage des Evangelischen Vereinshauses in Cöthen in Anhalt und eine Beilage vom „Wolfer Waisenheim" in Wolf bei Trarbach a. Mosel

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 20 Leipzig, den 14. Mai **1896**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Des Menschen Frage und Gottes Antwort — Die Geschichte der christlichen Liebesthätigkeit: 4. Die Kirchgemeinde als Trägerin der Liebesthätigkeit — In Sachen der Armenier: 1. Das armenisch-protestantische Waisenhaus in Brussa; 2. Ein Gleichnis (Von einem Armenier); 3. Armenien und England; 4. Und was thun unsre Kirchen? — Frauen als Angestellte der Innern Mission — Popularisirung der historisch-kritischen Schriftforschung für die Volksschule — Was lehrt die Augsburgische Konfession über das Schicksal der ungetauft sterbenden Kinder? — Charles Dickens, ein christlicher Volksschriftsteller: 7. Dickens Erfolg in England; 8. Ist Dickens auch ein Schriftsteller für unser deutsches christliches Volk? (Schluß) — Verschiedenes: Ueber die Stellung des modernen Staates zur Religion und Kirche — Evangelisch-sozialer Kongreß in Stuttgart — Quittung — Anzeigen

Des Menschen Frage und Gottes Antwort

Laß Dir wohlgefallen die Rede meines Mundes und das Gespräch meines Herzens vor Dir, Herr, mein Hort und mein Erlöser. Ps. 19, 15.

Not lehrt beten — das ist ein sehr wahres Sprichwort, und es bezeichnet eine sehr traurige Thatsache. Denn wenn wir wirklich Kinder Gottes sind, so sollte doch nicht erst die Not uns zum Gebet treiben; das ist fürwahr ein schlechtes Kind, das nur mit seinem Vater redet, wenn es etwas von ihm zu bitten hat. Es muß uns eine Freude sein, Gott jeden Tag unser volles Herz auszuschütten, und das ist der höchste Wunsch eines Gotteskindes: möchte dem Vater im Himmel die Rede meines Mundes, das Gespräch meines Herzens vor ihm wohlgefallen. Wer in solch einem lebendigen Verkehr mit seinem Gott steht, in dem er jeden Tag, jede Stunde seine Gemeinschaft sucht, der erfährt in der Not, daß kein Gebet ohne Segen ist, keines unerhört bleibt. Nimmt Gott uns die Last nicht ab, die uns drückt, so giebt er uns Kraft, sie zu tragen. Wenn wir müde und matt sind in unsrer Arbeit, verzagt und mutlos in unserm Leiden, so erfrischt uns nichts so sehr, als wenn wir einem lieben Menschen in das freundliche Angesicht schauen dürfen, wenn wir ihm unsre Not anvertrauen und an seiner Liebe uns aufrichten dürfen. Müht ein Mensch in der Fremde einsam an schwerer, drückender Arbeit sich ab, wie wird er durch einen kurzen Aufenthalt in der alten Heimat, im Kreise der Seinen mit neuer Kraft erfüllt zu wirken und zu dulden! Nun, wir dürfen jeden Augenblick das Angesicht des allmächtigen und heiligen Gottes suchen, und wenn wir mit ihm in lebendiger Gemeinschaft stehen, dann schaut er uns in unsrer Angst und Not ernst und freundlich mit seinem Vaterauge an, dann fällt das Licht seiner Liebe tief hinein in unser dunkles Herz, und wir fühlen in uns Kraft, unsre Last weiter zu tragen auch auf rauhem Wege. Wann sind wir reicher gesegnet: wenn unsre Bürde uns abgenommen wird und wir unsern Weg gehen leicht wie Müßiggänger, oder wenn wir erfrischt werden mit lebendigem Wasser und im Tragen und Kämpfen unsre Kraft, unsre Ausdauer üben müssen?

Das war die Antwort Gottes an eine zweifelnde Seele, die nicht den Mut hatte, ihre Frage vor seinen Ohren laut werden zu lassen. Ein Schwede war es, der weit gewandert, aus dem erlernten Beruf verschlagen durch widriges Geschick und eigne Schuld, fern von der Heimat im Krankenhause weilte und hoffnungslos hinausblickte in eine düstere Zukunft. Er drückte eines Morgens seine schwermütigen Zweifel aus in dem Bekenntnis: „Daß ein Gott lebt, ist mir gewiß; aber daß er unsre Gebete erhört, glaube ich nicht; so oft ich ihn in meiner Not angerufen habe, er hat mir nicht geholfen.“ In der Unterhaltung mit den übrigen Kranken und der dienenden Schwester, die sich an seinem Bekenntnis entspann, kamen seine Zweifel nicht zur Ruhe. Da — am Abend desselben Tages in der wöchentlichen Andacht fielen in seine bewegte Seele die Gedanken, die der Geistliche absichtslos an das Psalmwort über die Rede des Mundes und das Gespräch des Herzens mit Gott anschloß, und als die Andacht beendet war, war sein erstes Wort: „Da haben wir ja unsre Antwort.“ „Es ist die Antwort, die Gott Ihnen gegeben hat,“ sagte die Schwester, und er widersprach nicht.

Frage nur, dein Gott wird dir antworten; du mußt nur willig sein, in den Erlebnissen, die die Welt Zufall nennt, seine Stimme zu vernehmen, und dich nicht daran stoßen, wenn er durch den Mund sündiger Menschen redet. Rfs

Die Geschichte der christlichen Liebesthätigkeit

4. Die Kirchgemeinde als Trägerin der Liebesthätigkeit

Die geschichtliche Betrachtung der Liebesthätigkeit ergiebt, wie wir gesehn haben, beides zugleich, die Anerkennung ihres geschichtlich bedingten, konfessionell bestimmten Charakters und doch zugleich eine gewisse Unabhängigkeit der Liebesübung von der bestimmten Ausprägung des Glaubens. Aber der erste Gedanke ist der übergreifende. Der interkonfessionelle Charakter der Liebesübung darf nicht in dem Maße betont werden, daß man darüber zur Gleichgiltigkeit gegen die spezifisch protestantische Art der Liebesthätigkeit geführt wird. Denn der Protestantismus stellt auch auf diesem Gebiet eine höhere Stufe dar als der Katholizismus. Daran muß festgehalten werden, auch wenn man die Tendenz weiter Kreise, den konfessionellen Charakter der Religion möglichst zu verwischen, sehr wohl begreift. Die Gleichgiltigkeit der Aufklärung gegen das positive Christentum war hervorgerufen durch den Eindruck, den die Spaltung und gegenseitige Befehdung der Kirchen im Abendlande machen mußte. Dieses Motiv wirkt noch heute fort und wird verstärkt durch die stete Reibung der in den überlieferten Glaubensvorstellungen gebundenen Religion mit den übrigen Kulturfaktoren unsers heutigen Lebens. Aber dem hierauf beruhenden Bestreben, der kirchlichen Gemeinschaft gegenüber Zurückhaltung zu üben, steht entgegen die immer stärker sich aufdrängende Erwägung, daß die dem Christentum entstammenden sittlichen Ideen, also auch die der Humanität, in zunehmendem Maße an innrer Kraft und Klarheit verlieren, je länger sie vom geschichtlichen Christentum, vom Protestantismus abgelöst fortgepflanzt werden. Daraus ergiebt sich aber, daß die interkonfessionelle, staatliche oder bürgerliche Armenpflege nicht die einzige sein darf, sondern ihr auch von protestantischer Seite eine direkt kirchliche zur Seite

gestellt werden muß, damit die genuin reformatorischen Prinzipien über Liebesthätigkeit der Praxis nicht verloren gehen, sondern in voller Deutlichkeit fortgepflanzt werden. Die kirchliche Liebesthätigkeit kann aber bei der Dezentralisation des protestantischen Kirchenwesens im wesentlichen nur eine Liebesarbeit der einzelnen Gemeinden sein.

Es gehört zu den großen Vorzügen des Werkes von Uhlhorn, daß er die Bedeutung der Gemeinde für die Ausübung der Liebesthätigkeit bestimmt erfaßt und der Entwicklung der Gemeindeorganisation sorgfältige Aufmerksamkeit geschenkt hat. In der antiken Welt konnte es, wie er zeigt, zu einer Liebesthätigkeit, zu einer Armenpflege schon deshalb nicht kommen, weil ihr die Trägerin einer solchen, die Gemeinde, fehlt. Denn die antike Welt kennt keine Gemeinde, weder die politische noch die Kultusgemeinde. Der heidnische Tempel ist ja nicht, wie bei uns die Kirche, Versammlungsort der Kultusgemeinde, sondern Haus des Gottes. Von Gemeinde kann man deshalb überhaupt erst reden, nachdem das Christentum eine Gemeinde geschaffen hat, und gerade darin liegt eine der stärksten Einwirkungen des Christentums auf die gesamte soziale Entwicklung der Menschheit.

Von Anfang an hat es die christliche Gemeinde als ihre Aufgabe betrachtet, als Gemeinde, durch ihre Organe Liebesthätigkeit zu üben. Sie hat diese von ihrem Herrn selbst überkommen. Jesus hat nicht nur Barmherzigkeit geübt, er hat auch die Jünger in dies sein Thun hineingezogen; sie müssen auf seinen Befehl den Armen geben; sie teilen, als er die Tausende in der Wüste speist, das Brot und die Fische aus und müssen zu Tische dienen; sie führen ihm den Blinden zu, der sein Erbarmen anruft; sie sollen eben damit zur Liebesthätigkeit angeleitet, erzogen werden. Es umgiebt den Herrn auch ein Kreis dienender Frauen, das Vorbild der Diakonissen und all der Liebe übenden Frauen, an denen die Geschichte der Kirche so reich ist. Nun ist aber dieser Kreis von Jüngern und Jüngerinnen nichts andres als die werdende Kirche, und in dieser ist also auch bereits die Liebesthätigkeit im Werden und Keimen. In der Jerusalemitischen Gemeinde setzt man nur fort, was schon begonnen war: man nimmt sich der Armen und Notleidenden an, wie man es in der Umgebung des Herrn von ihm selbst gelernt hatte. Als dann die Kirche über Jerusalem und über Israel hinaus sich erweitert, versteht es sich von selbst, daß auch in jeder Gemeinde, wie in der Muttergemeinde, für die Armen gesorgt, Barmherzigkeit geübt wird. In den ersten beiden Jahrhunderten ist die Liebesthätigkeit eine überaus gesegnete; der Gemeindezusammenhang ist so eng und so innig, wie er es später nie wieder gewesen ist. Die Gemeinden sind noch klein, familienhaft, so zu sagen konventikelartig; jeder kennt den andern. Noch bestehen auch die Gemeinden in der überwiegenden Mehrzahl aus lebendigen Gliedern. Diese Gemeinden betrachten es als ihre Aufgabe, nicht bloß private Wohlthätigkeit anzuregen, sondern als Gemeinden, durch ihre Organe Barmherzigkeit zu üben. In den Gemeindeversammlungen, beim Gottesdienst, beim Abendmahl werden die Gaben für die Armen zusammengelegt, und die Beamten der Gemeinde verwenden sie.

Christliche Gemeinde und Liebesthätigkeit sind mit einander entstanden. Daraus folgt allerdings noch nicht unmittelbar, daß sie für immer verbunden bleiben müssen. Die Zeiten haben sich geändert. Aus den ältesten, konventikelartigen Gemeinden sind die christlichen Volkskirchen erwachsen, alles menschliche Gemeinschaftsleben ist in steigendem Maße von christlichem Geiste durchdrungen. Andrerseits hat sich innerhalb der lutherischen Kirchenwesen die Verbindung der Liebesthätigkeit mit den Gemeinden stark gelockert. Man muß daher die Frage aufwerfen, ob diese Verbindung eine innerlich notwendige ist. Aber wir sahen schon, daß die Liebesthätigkeit der Verbindung mit der Trägerin des historischen Christentums, der Gemeinde, nicht entraten kann; notwendig würde sie bald absterben und, was etwa an Hilfeleistung und Versorgung der Armen bliebe, würde einen ganz andern Charakter annehmen als den der barmherzigen Liebe. Aber auch um ihrer selbst willen kann die Gemeinde die Verbindung mit der Liebesthätigkeit nicht aufgeben. Denn soll das Zeugnis der Gemeinde von der Gnade Gottes wirksam sein,

so muß der Predigt zur Seite gehn die Anerkennung der sittlichen Persönlichkeit des Menschen durch die That; versucht die Kirche die Gläubigen zur Liebesübung anzuregen, so muß sie ihnen auch selbst ein Feld darbieten, auf dem sie Liebe üben können und zur Liebesübung erzogen werden; endlich müssen die, die sich zu gemeinsamem Bekenntnis des Glaubens versammeln, auch den Antrieb empfinden, zunächst an einander und dann auch mit einander Liebe zu üben.

Aus diesen Gründen muß auch heute der Versuch gemacht werden, die Liebesthätigkeit der Gemeinden kräftig auszugestalten. Alles andre, Anstalten, Diakonissen- und Brüderhäuser, kann, wie Uhlhorn vortrefflich sagt, nur als Mittel zu diesem Zweck in Betracht kommen. Denn unser Ziel muß darin bestehen, alle Gemeindeglieder, jedes an seinem Teile, zur Mitarbeit heranzuziehen. Was die Frauen und Jungfrauen einer Gemeinde selbst thun können, sollen sie nicht durch eine Diakonisse thun lassen, sie würden sich und die Gemeinde um einen großen Segen bringen. Nur innerhalb der Gemeinden läßt sich aber auch das Ziel der Armenpflege erreichen, ohne dessen Beachtung die Wohlthätigkeit unwirksam bleibt, ja schädlich wirkt: das Ziel, den Armen wieder, soweit es irgend möglich ist, sittlich und wirtschaftlich selbständig zu machen. Denn nur in der Gemeinde, im kleinern, begrenzten Gebiet ist man imstande, einen Ueberblick über das Bedürfnis zu gewinnen und so die vorhandnen Mittel richtig zu verwenden. Nur bei genauer Kenntnis der Verhältnisse, wie sie nur im kleinen Kreise möglich ist, kann man die rechten Armen von den arbeitsscheuen und müßiggehenden Bettlern unterscheiden und die rechten Mittel anwenden, um den Armen aufzuhelfen.

Diese Liebesthätigkeit der Gemeinde ist aber, wie Uhlhorn mit Recht behauptet, die eigentlich protestantische Art der Liebesübung. Mit dem Wesen der römischen, hierarchisch verfaßten Kirche verträgt sich eine solche Art der Liebesthätigkeit nicht. Dagegen liegt der Schwerpunkt des ganzen christlichen Lebens unsrer Kirche in der Gemeinde, und deshalb auch der Schwerpunkt ihrer Liebesthätigkeit. Durch dies Urteil setzt Uhlhorn offenbar die ursprüngliche lutherische Beurteilung der Gemeindeorganisation außer Geltung. Gelegentlich allerdings billigt er dann doch wieder die altlutherische Anschauung, daß die Verfassung, das Regiment nicht zum Wesen der Kirche gehöre, sondern sich so oder anders gestalten könne:

> Eine göttliche Ordnung für das Regiment der Kirche giebt es nicht, göttlichen Rechts ist nur der Befehl, das Wort zu predigen und die Sakramente zu verwalten. Die Verfassung, das Regiment der Kirche gehört der menschlichen Entwicklung an und kann sich so oder anders gestalten.

In völligen Einklang sind diese beiderlei Gedankenreihen nicht zu bringen; an einer Vermittlung fehlt es auch bei Uhlhorn durchaus. Man wird aber urteilen müssen, daß die traditionelllutherische Lehre von der Kirche einseitig ist. Gewiß ist die Kirche, die Gemeinde der Gläubigen, in erster Linie und vornehmlich das Produkt der Gnade Gottes in Christo, die Neuschöpfung der Menschheit aus dem heiligen Geiste. Wie diese ideelle Gemeinschaft in die Erscheinung tritt, in der Geschichte wirksam wird, das ist eine Sache für sich. Sofern sie ihrem Wesen nach sich selbst gleich und unveränderlich bleibt, ist sie von den wechselnden geschichtlichen Verhältnissen unabhängig. Insofern ist es richtig, daß die Verfassung, das Regiment zum Wesen der Kirche nicht gehört. Nur wird man urteilen müssen, daß ein besondres Amt der Lehre und die übliche Form des Gottesdienstes und der kirchlichen Unterweisung zum Wesen der Kirche ebenfalls nicht gehören. Freilich ist nach lutherischer Lehre die Wirksamkeit des heiligen Geistes wesentlich gebunden an die Verkündigung des offenbaren Gnadenwillens Gottes in Christo. Aber es ist ein verhängnisvoller Irrtum, wenn man lange Zeit die Verkündigung des Wortes Gottes mit der Predigt identifizirt hat. Denn mag diese auch mit Recht im Mittelpunkt der Verkündigung stehen und ihren festen Kern bilden, so reicht dennoch die Verkündigung des Wortes weiter als die Predigt. Die Predigt verlangt zu ihrer Ergänzung Erziehungsarbeit. Denn nichts ist schwerer als die Anwendung der rechten Erkenntnis auf das eigne persönliche Leben und die Bildung christ-

licher Charaktere; sie ist nur möglich durch unablässige, stete Einwirkung. Erziehungsarbeit an den Armen wird zur Armenpflege; persönliche Einwirkung ist also auch bei dieser die Hauptsache. Dann aber wird man urteilen müssen, daß, ebenso wie sich aus der innern Notwendigkeit das Lehramt und die Predigt gebildet haben, sich mit gleicher Notwendigkeit kirchliche Seelsorge und Liebesthätigkeit einstellen müssen. Der Grundsatz, daß die Verfassung nicht zum Wesen der Kirche gehöre, ist nur ein negativer Kanon, er soll nur der katholischen Verfälschung des Kirchenbegriffs wehren; mit Recht, denn die Kirche ist ihrem prinzipiellen Wesen nach nicht eine rechtliche, sondern eine religiöse Größe. Aber jener Satz darf nicht zur Gleichgiltigkeit gegen das Streben führen, die relativ beste Form der kirchlichen Organisation zu verwirklichen.

Dann aber läßt sich nicht leugnen, daß, mindestens vom Standpunkt der Liebesthätigkeit aus beurteilt, die Organisation nach dem genossenschaftlichen Prinzip, wobei der Schwerpunkt auf die einzelne Gemeinde fällt, die bessere ist. Dieser gehört auch Uhlhorns ganze Sympathie. Er bezeichnet sie, wie wir sahen, als die eigentlich evangelische. Daß er dazu ein gutes Recht hat, zeigen die in den ersten Jahren der Reformation unternommenen Versuche einer Neuordnung des Kirchenwesens auf genossenschaftlicher Grundlage. Allerdings hatten diese auf dem Gebiete der deutschen Reformation keinen Bestand. Das erklärt sich aus dem Absterben des genossenschaftlichen Triebes im fünfzehnten Jahrhundert. Den Todesstreich erhielt die genossenschaftliche Tendenz aber erst durch die Bewältigung des Bauernaufstandes. Auf Jahrhunderte hin wirkte diese nach. Noch im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts lag der Assoziationstrieb im tiefsten Schlummer, und die Polizei vermochte alles, was einer Genossenschaft auch nur ähnlich sah, nur unter dem Begriff der Zusammenrottung und Zerstörung unterzubringen. Von einer genossenschaftlichen Ausgestaltung der evangelischen Kirche konnte damals in Deutschland keine Rede sein. Nur durch den Absolutismus hindurch konnte es, wie Uhlhorn richtig bemerkt, zur Freiheit gehen.

Aber trotz dieser Ungunst der geschichtlichen Entwicklung bleibt es dabei: das der evangelischen Kirche am meisten kongeniale Organisationsprinzip ist das genossenschaftliche. Die Entwicklung der Hierarchie hat einst die Teilung der übergroß gewordnen hauptstädtischen Gemeinden verhindert, ja sogar die vorhandnen Anfänge zur Bildung kleinerer Gemeinden wieder unterdrückt und so der ursprünglichen Gemeindebildung ein Ende gemacht. Sie hat auch bei den Germanen die genossenschaftlichen Verbände unter die Macht der aufstrebenden Herren beugen helfen. Im Mittelalter fehlte es bei der Uebermacht der Hierarchie an lebensfähigen Gemeinden fast völlig. Das reformatorische Prinzip des allgemeinen Priestertums, der Gleichheit Aller vor Gott, mußte in seinem Gegensatz gegen das Prinzip der Herrschaft auf dem Gebiete der Kirche auf die Dauer eine Neuerstarkung des genossenschaftlichen Lebens überhaupt herbeiführen helfen und mit diesem einen Bund eingehen. Es erscheint mir freilich nicht sicher, daß Uhlhorn einen solchen Zusammenhang der reformatorischen Prinzipien mit der genossenschaftlichen und im guten Sinne demokratischen Entwicklung der protestantischen Völker rückhaltlos zugestehn wird. Dafür dürfte er durch die hergebrachte Verbindung der lutherischen Kirche mit den bestehenden Herrschaftsverbänden persönlich noch zu stark beeinflußt sein. Aber ich sehe nicht ein, wie man sich diesen Folgerungen aus seiner eignen Darstellung entziehen könnte.

Die Grundvoraussetzung der Gemeindeorganisation, die Uhlhorn vorschwebt, ist natürlich die Existenz der Ortsgemeinde. Vor kurzem hat nun Naumann in einem interessanten Aufsatz (in der Sozialen Praxis Nr. 14) die Frage aufgeworfen, ob wirklich das Prinzip der Ortsgemeinde bei den heutigen Verkehrsverhältnissen das einzige Organisationsprinzip der Kirche bleiben könne. Er betont mit Recht, daß die Bedeutung der Ortsgemeinde abnimmt, weil in steigendem Maße ihre Geschlossenheit durch Verkehr, Freizügigkeit, Tagespresse und allgemeine Partei- und Volkseinflüsse aufgehoben wird, und es zeigt sich ihm von fern die Bildung von Korporations- und Berufsgemeinden. Dieser Gedanke hat bereits einmal seine Verwirklichung gefunden:

in den mittelalterlichen Genossenschaften, die Uhlhorn in interessanter Weise bespricht. Man darf diese nicht mit unsern heutigen freien Vereinen vergleichen. Wer heute in einen Verein tritt, geht mit den Vereinsgenossen nur insoweit eine Verbindung ein, als diese sich zu einem bestimmten Zwecke verbinden, im übrigen besteht zwischen ihnen eine weitere persönliche Verbindung nicht. Alle Genossenschaften des Mittelalters sind aber in erster Linie Verbindungen von Personen; die Genossenschaft nimmt den ganzen Menschen in Anspruch, und von hier aus kommt es dann erst zur Verfolgung einzelner bestimmter Zwecke. Namentlich die ältern Genossenschaften, die Gildonien zu Karls des Großen Zeiten, dann die Schutzgilden, die Kaufmanns- und Handwerkergilden sind wirkliche Bruderschaften, in denen die Mitglieder als Brüder nach allen Seiten hin, religiös und wirtschaftlich, rechtlich und gesellig eine Genossenschaft bilden. Auch später wird man keine Genossenschaft finden, die nicht neben ihrem Hauptzweck oder richtiger vor diesem und über diesem in irgend einem Maße zugleich eine religiöse, gesellige, wirtschaftliche und rechtliche Vereinigung bildete. Alle haben gemeinsame Gottesdienste, ihre besondern Heiligen, ihre Altäre, Messen, Feste, alle pflegen die Geselligkeit bei regelmäßig wiederkehrenden Mahlzeiten, alle haben ein gemeinsames Vermögen und handeln als wirtschaftliche Einheit, alle üben auch insoweit eine Gerichtsbarkeit, als sie bei Verfehlungen gegen die Ordnung auf Bußen erkennen und meist auch bestimmen, daß Streitigkeiten zwischen Brüdern zunächst durch den Vorstand der Genossenschaft geschlichtet werden sollen. Nicht bloß die Kaufleute und Handwerker haben solche Bruderschaften, der genossenschaftliche Trieb ist so mächtig, daß sich in allen Lebenskreisen Personen mit gleichem Beruf, mit gleichen Interessen zu Bruderschaften zusammenschließen.

Hier also war, was Naumann wünscht, verwirklicht, natürlich in mittelalterlich-katholischen Formen. Unzweifelhaft haben diese Genossenschaften segensreich gewirkt. Auch ist in manchen Beziehungen jene Zeit der unsern ähnlich, namentlich darin, daß heute wie damals der Organisationstrieb sich nach den Gesichtspunkten der Arbeitsteilung richtet und so Gruppirungen entstehen, die wichtiger sind als die Ortsverbundenheit. Aber fraglich erscheint mir doch, ob dies neue Prinzip für die Organisation der Kirche gleiche Bedeutung erlangen kann wie das Prinzip der Ortsgemeinde. Gerade der Vergleich mit jenen mittelalterlichen Gebilden zeigt schon eine große Schwierigkeit. Die Zeit jener Genossenschaften fällt in die Epoche der größten Macht der Hierarchie. Das ist nicht zufällig. Denn soll derartigen leicht veränderlichen Bildungen, die über den einzelnen Ort hinausgreifen, ein Anteil an der Kirchenbildung, sozusagen kirchlicher Charakter, zugestanden werden, so muß sich entweder ein ganz infusorisches kirchliches Gemeinschaftsleben daraus entfalten, das auf die Dauer nicht imstande ist, Träger der großen Weltmission der Kirche zu sein, oder es muß die Gewalt der Kirchenleitung in erheblichem Maße gesteigert werden, was Naumann kaum für wünschenswert halten wird. Dazu kommt, daß ein solches Organisationsprinzip selbst in den großen Städten, ganz abgesehen von den Kreisstädten und dem platten Lande, nicht imstande sein würde, das Prinzip der Ortsgemeinde zu ersetzen, weil selbst in den Großstädten und größern Industriestädten große Mengen der Bevölkerung übrig bleiben würden, für die das Organisationsprinzip der Arbeit sich als zu schwach erweisen würde, um Gemeinschaft bilden zu können. Und es würden dies der Natur der Sache nach gerade zumeist die sein, die eines Halts bedürfen, um überhaupt leben zu können. Deshalb wird es meines Erachtens auf die Dauer bei der Geltung des Lokalprinzips für die Gemeindeorganisation sein Bewenden haben müssen. Daneben und ihm untergeordnet wird man freilich dem Organisationsprinzip der Arbeit möglichste Freiheit der Bewegung auch auf kirchlichem Gebiet lassen müssen. Hat man z. B. seit alter Zeit besondre Universitätsgottesdienste eingerichtet, so ist nicht abzusehen, weshalb man anderen gleich fest gefügten Genossenschaften nicht ähnliche Zugeständnisse machen sollte.

Ti

In Sachen der Armenier

1. Das armenisch-protestantische Waisenhaus in Brussa

In Nr. 18 haben wir einen Bittruf veröffentlicht zu Gunsten des Kaiserswerther Waisenhauses in Smyrna, das unter dem Drange der furchtbaren Not sich erweitern und fünfzig armenische Mädchen über den bisherigen Bestand aufnehmen will. Auch des Waisenhauses ist bereits in derselben Nummer gedacht worden, das die Baseler Mission in Brussa in Bithynien erhält. Wir sind schuldig, noch einige Nachrichten hinzuzufügen.

1875 wurde es gegründet; eine schreckliche Hungersnot, die Kleinasien verheerte und 150000 Menschen tötete, war der Anlaß dazu. Im September 1892 fing das Schuljahr an mit 35 Knaben und 35 Mädchen, dazu kamen 15 noch nicht schulfähige Kinder, meist armenischer Herkunft, von armenischen Hauseltern gehütet und geleitet. Schon seit einem Jahre ist die Lage so bedrohlich, daß die Kinder sich nicht aus der Anstalt hinauswagen, keinen Ausflug, keinen Spaziergang riskiren durften. Allerlei Nervenkrankheiten stellten sich infolge dessen unter den Waisen ein. Es blieb nichts übrig, als ein Haus am Marmarameer zu kaufen, um durch zeitweiligen Aufenthalt gefährdeter Kinder an der See den Gesundheitszustand zu bessern. Das brachte eine Schuld von 15000 Francs, die bis Ostern getilgt sein muß. Die Furcht vor mörderischen Ueberfällen hat sich bisher Gott Lob! nicht bestätigt. Aber die Ansprüche an die Leistungsfähigkeit des Hauses sind angesichts der unübersehbaren verwaisten Kinderschar unter den armenischen Christen augenblicklich ungeheure. Brussa und Smyrna sind die einzigen evangelischen Anstalten dieser Art in Kleinasien bis zur russischen, persischen, arabischen und syrischen Grenze.*) R

2. Ein Gleichnis

Von einem Armenier

Sechs Großherren saßen im Jahre 1878 an einem Tisch zusammen und verhandelten miteinander über ihre Güter. Ein schlanker, etwas gebückter, ärmlich gekleideter Mann mit langem, grauem Bart trat ehrerbietig vor sie hin und schilderte ihnen seine große Not. Er lebt mit seiner Familie von zwölf Mitgliedern in einer kleinen zerfallnen Hütte. Vor Regen, Wind und Kälte kann diese sie nicht schützen, sodaß die ganze Familie immer krank und elend darniederliegen muß. Wenn der Winter kommt, so sind sie in großer Gefahr vor den Wölfen, die schon oft ihre wenigen Schafe und Ziegen überfallen und gefressen haben. Er bat die Herren, ihm und seiner Familie gnädig zu sein und die zerfallene Hütte aufzubauen, damit sie vor Wind, Regen, Frost und besonders den Raubtieren Schutz und Sicherheit haben.

Die Großherren wollten den Alten nicht kurzweg fortsenden und sagten: Ja, lieber Mann, es ist sehr traurig, wir werden dir die zerfallene Hütte aufbauen. Sie gaben ihm sogar ein schriftliches Versprechen, gezeichnet von allen sechs Herren. Sieben Jahre lang aber wurde das Versprechen nicht ausgeführt, und die Lage des Alten mit seiner Familie wurde eine ganz unerträgliche.

Im Jahre 1895 waren die Herren wiederum versammelt. Der Alte und seine zwölf zu Tode abgemagerten Angehörigen werfen sich vor ihnen nieder. Mit Thränen benetzen sie ihre Füße und flehen um Erbarmen und Ausführung des Versprechens. Hinter einem der Herren steht sein Oberknecht. Zornig schauen sie auf die niedergefallene, schluchzende Gesellschaft. Nur ein Wink dem wütend dastehenden Knecht von einem der Herren; das war genug! Mit den Füßen stößt er die einen, Faustschläge treffen Kopf und Gesicht der andern; er zerbricht einem den Arm, dem andern das Bein, alle peitscht er durch. Blutüberströmt und weinend fliehen sie in ihre zerfallene Hütte. Der Wüterich eilt ihnen nach und zündet die Hütte an, und die Großherren schauen zu, wie der Rauch gen Himmel steigt und die Flammen alle dreizehn rösten, die einander umarmend verkohlt werden. Angesichts dieser entsetzlichen Szenen fuhren die

*) Die Jesuiten erhalten von Europa aus 30 Waisenhäuser, 12 Spitäler und 50 höhere Schulen in der Türkei.

Großherren mit ihren laufenden Geschäften kaltblütig fort, als ob gar nichts geschehen wäre.

Der Muezin des Oberknechts stand auf dem Minaret und segnete alle, die an der Blutthat teil nahmen. Etliche Knechte aber, die dem Oberknecht hatten müssen zur Hand gehen, schlugen an ihre Brust und sagten mit von Thränen erstickter Stimme: Wenn die Greuel, die wir an diesen armen Leuten ausgeübt haben, ungestraft bleiben, so ist wahrlich kein Allah im Himmel!

3. Armenien und England

Von einem englischen Freunde erhalten wir folgenden Brief, den wir nur mit den allernötigsten Anmerkungen begleiten. Trotz allem Vorbehalt, den wir gegenüber der englischen Politik auch in der armenischen Frage machen müssen, dürften diese Ausführungen doch die Stimmung weiter Kreise im christlichen England ehrlich wiedergeben und unsre Aufmerksamkeit verdienen.

„. . . Ich meine, es herrscht viel Mißverstehen in Deutschland betreffend die Haltung und Politik Englands. Man glaubt, England oder jedenfalls die englische Diplomatie habe irgend eine geheime schlimme Absicht, „versteckt im Aermel," wie man bei uns sagt, wenn sie die Metzeleien zu hindern sucht.*) Man glaubt sogar bei Ihnen, England habe die Kundgebungen in Konstantinopel angestiftet, um neue Metzeleien hervorzurufen. Für diese letztere Meinung giebt es aber keinen Schatten eines Beweises, und England hätte bei einer solchen Politik auch gar nichts gewinnen können.**) Aber lassen wir das beiseite; in England zweifelt niemand daran, daß unsre Regierung in dieser Sache offen und ehrlich zu Werke geht; beide politische Parteien geben das zu, und es giebt keine so scharfe Grenzlinie, wie Sie argwöhnen, zwischen englischen Christen und englischer Diplomatie.

Aber — und das ist ein großes Aber — wir werden gehemmt durch eine vergangne Schuld, an der wir zu tragen haben. 1877 säeten wir die verbrecherische Saat, und jetzt ernten wir die bittre Frucht jener Saat. Im Vertrage von San Stefano übernahm Rußland die Garantie für eine angemessene Regierung und den Schutz der armenischen Christen. Damals trat Lord Beaconsfield dazwischen, sprach Rußland das unbeschränkte Recht ab, über die orientalischen Christen zu verfügen, und behauptete, die Angelegenheit müsse dem Uebereinkommen der europäischen Mächte überwiesen werden. So wurde der Vertrag von San Stefano überholt und ungiltig gemacht durch den Berliner Vertrag und die Konvention von Cypern, bei der England thatsächlich die Garantie für eine gute Regierung Armeniens übernahm und zur Belohnung Cypern erhielt. Rußland war zu erschöpft, um mehr zu thun, als Protest dagegen zu erheben und dann einzuwilligen.

Es ist Beaconsfields Geist, der jetzt bei uns umgeht. Rußland hatte gute Saat gesäet, aber er, der Feind, kam und säete Unkraut, und jetzt ernten wir die blutige Frucht. Salisbury war Beaconsfields rechte Hand bei dieser elenden Aufrechthaltung des türkischen Systems, das doch thatsächlich die Verneinung Gottes ist. Als Salisbury im vergangnen Juli ans Ruder kam, war Rußland die Gelegenheit geboten, Vergeltung

*) Ein Mißverständnis liegt hier allerdings vor, aber auf Seiten unsers englischen Freundes. Wir sind vielmehr entrüstet, daß die englische Politik die Metzeleien nicht hindert; denn wir sind überzeugt, daß sie in Konstantinopel Einfluß genug besitzt, um das zu können; und wir sind überzeugt, daß sie die Verpflichtung dazu hat mehr als eine andre christlich-europäische Regierung, weil wir argwöhnen, daß sie am Ausbruch der armenischen Greuel nicht ohne Schuld ist. Im Interesse der englischen Politik lag das Wiederaufleben der armenischen Schwierigkeit insofern als man in England hoffen konnte, Rußland werde sich als der berufne Beschützer der Armenier fühlen und darüber in Konflikt mit der Türkei geraten. Die Russen haben sich gehütet, den Engländern diesen Gefallen zu thun, das war politisch sehr vernünftig. Aber die Armenier haben den Schaden von diesem politischen Ränkespiel. Denn nun nimmt niemand sich der armen Verfolgten an, England auch nicht. Die öffentliche Meinung in Deutschland wird es sich nicht so leicht nehmen lassen, England für den Ausbruch der armenischen Greuel mit verantwortlich zu machen. Darum halten wir auch England in erster Linie für berufen, den Brand zu löschen und zu retten, was zu retten ist.

**) Dies Letzte ist nicht richtig, wie wir soeben angedeutet haben. Und als plumpe Anstifter der Armeniermorde denken wir uns ja die Engländer gewiß nicht.

zu üben — und es ist Rußland gelungen, Salisburys Pläne in jeder Richtung zu vereiteln. Rußland hat die Türkei ganz in der Hand, England ist machtlos. Das englische Blaubuch bringt ein Telegramm unsers Botschafters in Konstantinopel, in dem gesagt wird, jeder Versuch unsrerseits, den Sultan durch Waffengewalt zu zwingen, würde von Rußland als Casus belli betrachtet werden. Man kann sich nicht darüber wundern, daß Frankreich und Rußland der englischen Diplomatie eine Niederlage bereiten möchten; aber herzzerreißend ist es, zu denken, mit welch furchtbaren Opfern an Menschenleben und Leiden der diplomatische Triumph erkauft wird. Englands frühere Triumphe sind jetzt zum Fluch geworden, dem England anscheinend nur dadurch entgehen kann, daß es Europa in die noch größern Schrecken eines allgemeinen europäischen Krieges stürzt. . . ."

Ich bedaure, den Schluß des Briefes nicht abdrucken zu können. Er giebt unter dem Siegel der Verschwiegenheit Nachricht von einem Unternehmen, das eine großartige und wirksame Hilfeleistung für die geängsteten Armenier bedeuten würde, ohne freilich die politische Lage zu ändern, rein im Sinne der christlichen Bruderliebe. Kommt es zustande, dann werden wir sagen müssen: die englische Christenheit thut ihre Pflicht.*)

4. Und was thun unsre Kirchen?

Zuweilen kann man wirklich den Eindruck bekommen, als wären unsre Kirchen, ich meine unsre Verfassungskirchen, unsre Landeskirchen, nicht viel mehr als verklärte Polizeianstalten. Um tausend Dinge kümmern sie sich, damit es doch fein ordentlich in den Gemeinden zugehe; besonders wenn zufällig das Interesse des Staates mit dem der Kirche übereinzustimmen scheint, sind sie wacker auf dem Platz; aber eigentlich christlich-kirchliche Lebensäußerungen überläßt man dem persönlichen Belieben des Einzelnen, den Vereinen und Gemeinschaften. Vielleicht ist dieser Zustand augenblicklich der erreichbar beste! Aber doch sehnt man sich zuweilen nach einer weitblickenden und das christliche Gemeinbewußtsein fördernden positiven Leistung der Instanzen, die unsre Kirchen leiten.

In unserm Falle: die sogenannten christlichen Regierungen thun, als wären die armenischen Greuel nicht vorhanden. Die sogenannten evangelischen Kirchenregierungen schweigen erst recht, denn sie mögen an Ohnmacht oder an diplomatischer Feinheit hinter den weltlichen Obrigkeiten um nichts zurückstehen. Kein Protest wird aus offiziellen Kreisen laut, keine Aufforderung auch nur zu einem besondern Gottesdienst oder zu Sammlungen. Mögen Hunderttausende von Christen totgeschlagen oder zum Islam gezwungen werden: diese „Kirchen" bringen keinen Laut der Entrüstung zu wege. Sind diese Gebilde wirklich so wertvoll, daß sie noch auf lange Dauer Anspruch haben? Wir schwärmen wahrhaftig nicht für freikirchliche Ideale, aber was leistet uns unsre heutige Staatskirche viel andres, als daß sie Entwicklungen, die kommen müssen, aufhält und inzwischen mit einer „guten Verwaltung" uns über die größesten vorhandnen Schäden hinwegtäuscht?

Wir entrüsten uns über die Philosophen der römischen Kaiserzeit, daß sie die Christenverfolgungen ruhig mit ansahen, sie waren hundertmal entschuldbarer als wir. Welches Urteil wird die Nachwelt fällen über unsre Kirchenmänner, unsre Hofprediger, unsre Summepiskopi? Denn, um von den Summepiskopis noch deutlicher zu reden: es wird auf die Dauer nicht angehn, daß unsre Fürsten zwar die Rechte des Summepiskopats in Anspruch nehmen, sich aber von seinen Verpflichtungen entbinden. Und ist die Kanzel nicht der Ort, auch das Gewissen geistlicher und weltlicher Obrigkeit zu treffen, wenn sie ihre Pflicht nicht thun? Aber heutzutage giebt es freimütige Worte nur noch etwa in der Zeitung auf dem Papier.

Merkwürdig schlaff erweist sich gegenüber den armenischen Greueln die „Humanität." Kaum daß die Zeitungen von den Vorgängen eingehender berichten, jedenfalls versagt die interkonfessionelle und religionslose Menschenliebe bisher völlig. Um

*) Vergl. Resolution und Rede auf dem Freikirchenkongreß in Nottingham Chronik d. christl. Welt Nr. 17, Sp. 185.

so lebendiger sollte sich das christliche Gemeingefühl regen. Im Streite um das Apostolikum war viel davon die Rede, daß man um der Einen (sichtbaren) christlichen Kirche willen seinen Gebrauch nicht aufgeben dürfe. Wo ist nun dieses Einheitsgefühl mit den armenischen Christen? Und wonach wird der Herr der Kirche uns am jüngsten Tage fragen? Ob wir im Gottesdienst das Apostolikum gebraucht, oder ob wir uns unsrer Brüder angenommen haben? Nach Matth. 25 kann die Antwort nicht zweifelhaft sein.

Ich habe einige bittre Worte gesagt, etliches auch in bitterm Scherz. Aber es ist mir sehr ernst zu Mute. Und ich möchte niemanden verletzt haben, vollends in solcher Sache, wo es gilt die Herzen willig und wacker zu machen. Aber wo die Herzen versagen, muß man sich an die Gewissen wenden. Und ich kann nicht anders urteilen und muß es aussprechen: die Gleichgiltigkeit der europäischen Christenheit gegenüber der Christenverfolgung in Armenien bis in die kirchlichsten Kreise hinein ist eine Sünde und Schande. R

Frauen als Angestellte der Innern Mission

Vor kurzem ist in diesen Blättern ein Vortrag Gustav Geroks: „Die Welt der Frau" empfehlend genannt worden. Diese anregende und fesselnde Rede wird jedem, der sie gelesen hat, zu denken gegeben haben. Auch mir ist es so ergangen, und ich möchte in diesen Zeilen ein paar Worte von den Gedanken sagen, die ich mir über einen darin berührten Punkt gemacht habe. Wie so viele, die über die Frauenfrage sprechen, kommt auch Gerok zu dem Schluß, daß man die auf Erwerb angewiesenen Frauen zur Arbeit in der Gemeinde ganz anders heranziehen sollte und sie dafür bezahlen müßte. Er sagt darüber Folgendes:

> Wir haben dazu bloß solche Hilfskräfte, denen ihre Mittel erlauben, diese Dienste unentgeltlich zu thun, während alle die, die ebenso bereit und ebenso tüchtig dazu wären, nicht mitthun können, weil sie für alle ihre Arbeit auf Erwerb angewiesen sind. . . . Warum also nicht auch für diese Werke und Leistungen so gut wie für Schulstunden und andres einen Gehalt? . . . Doch ich lasse mir durch die Geldfrage nicht bange machen. Man hat Geld, prächtige Kirchen zu bauen, mir scheint die Kirche aus lebendigen Steinen wichtiger. Für die paar Stunden, die unsre evangelischen Kirchen in der Woche benutzt werden, genügen mir ganz einfache schmucklose Bauten. . . . Lasse man die prächtigen Dome der katholischen Kirche und baue stattdessen das Gemeindeleben innerlich aus, mit Hilfe der Frauen und ihrer Arbeit, zunächst der Unverheirateten, setze ihnen aber von dem Gelde, das große Kirchenbauten verschlingen, Gehalte aus, von dem sie leben können.

Ob wir wirklich den Tag erleben werden, an dem man den innern Ausbau der Gemeinde für wichtig genug hält, um den Bau monumentaler Kirchen darüber zurück stehen zu lassen? Manchmal könnte man fast daran verzweifeln! Hat man sich doch nicht einmal in dem kirchenarmen Berlin mit seinen himmelschreienden Notständen zu der Erkenntnis durchgerungen, daß es besser wäre, an die Stelle eines solchen Prachtbaues drei, vier schlichte Kapellen oder einfache Betsäle zu setzen. Hörte ich doch dort vor einigen Jahren, wie ein Geistlicher eine dahin gehende Aeußerung mit der Behauptung widerlegte, daß die Leute lieber in eine schöne Kirche gingen, als in eine einfache, bescheidne! Ja, vielleicht heute noch! Aber wenn ihnen durch zwanzig oder dreißig Jahre nicht mehr die Möglichkeit geboten war, ein Gotteshaus zu betreten, weil die Entfernung zu groß und, wenn sie hin kamen, doch alle Plätze verkauft waren, dann werden sie wohl auch an der Prachtkirche, die man vielleicht unterdessen in ihrer Vorstadt errichtet hat, achtlos vorüber gehn! — Da nun der Tag, an dem der Gerokische Plan über das Stadium des frommen Wunsches hinauskommen wird, noch sehr fern ist, sieht man sich vor die Frage gestellt: Giebt es keinen Weg, auf dem ein Anfang zu bezahlter Frauenarbeit in der Gemeinde schon jetzt zu denken wäre? Wäre ein praktischer Versuch mit den für den Ausbau des Gemeindelebens schon heute vorhandnen Geldern nicht irgend wie zu ermöglichen?

Weibliche Pfarrer, deren es, nebenbeigesagt, nach der Chronik der christlichen Welt Nr. 7 in Amerika 1235 giebt, werden wir, so Gott will, bei uns in Deutschland nie haben; aber eine andre Stelle im Gemeindeleben, die heute ausschließlich

durch Männer besetzt wird, könnte meines Erachtens sehr wohl auch von Frauen übernommen werden. Ich denke hier an die Männer, die in Baden „Stadtmissionare," an andern Orten wohl auch „Diakonen" genannt werden. Sie stehen, so viel ich weiß, meist im Dienste der innern Mission, werden aber auch wohl von den Gemeinden selbst angestellt — auf dem Lande lebend, habe ich genaue Informationen hierüber augenblicklich nicht zur Hand. Ich bin aber gelegentlich längerer Besuche in der Stadt zu der Ueberzeugung gekommen, daß ein großer Teil Arbeit ebenso gut, wenn nicht besser durch Frauen gethan werden könnte.

Was sind nun die Obliegenheiten des Stadtmissionars? Soweit ich gesehen habe, hat er sich der Armenpflege, im weitesten Sinne des Wortes, zu widmen, als Gehilfe des Geistlichen und auf eigne Hand. Er hat die Bücher und Listen der Stadtmission zu führen; bei besondern Notständen wie bei außergewöhnlichen Wohlthätigkeitsunternehmungen wohl auch einmal einen Aufruf oder einen kurzen Bericht in die Zeitung zu setzen. Die der Stadtmission zufließenden Gaben gehen durch seine Hand, ja viele wohlhabende Gemeindeglieder schicken das, was sie den Armen zudenken, auch alte abgelegte Kleider und dergleichen ein für allemal zu ihm, weil sie sicher sind, daß diese Sachen so in die Hände wirklich Notleidender kommen; auch wendet man sich an ihn, wenn man Auskunft über Arme wünscht, und schickt ihn nötigenfalls zu den Leuten hin. In großen Städten, wo die Reichen mit Bettelbriefen überschwemmt werden, lassen sich viele Damen regelmäßig den Diakon kommen, um mit ihm die im Laufe der Woche angehäuften Briefe durchzugehen, die, die berücksichtigt werden sollen, auszuscheiden und die Hilfe durch ihn vermitteln zu lassen. Kurz gesagt, der Stadtmissionar hat gewissermaßen die Brücke zwischen den wohlhabenden und den bedürftigen Gemeindegliedern zu bilden. — Ferner hat er sich der Jünglingsvereine wie der Herbergen zur Heimat anzunehmen, hat an manchen Orten auch Bibel- oder Betstunden zu halten und gelegentlich den Geistlichen als Leiter des Kindergottesdienstes zu vertreten, vorausgesetzt, daß er die hierzu geeignete Persönlichkeit ist. Für sein Thun und Lassen ist er einem Vorstand verantwortlich.

Ein gut Teil der eben geschilderten Thätigkeit wäre, das wird man mir zugeben, auch für Frauen geeignet; nicht die ganze, insbesondre nicht die zuletzt genannten Aufgaben. Darum lautet mein Vorschlag auch nicht dahin, in Zukunft alle die Stellen, um die es sich hier handelt, durch Frauen zu besetzen — aber vielleicht die Hälfte?

Man wird einwenden: wir haben ja die Gemeindeschwestern; und es liegt mir fern, ihr Wirken zu unterschätzen. Aber der herrschende Schwesternmangel ist doch eine allgemein anerkannte Thatsache, und es dürfte daher mit Freuden zu begrüßen sein, wenn diese Kräfte frei würden, um sich mehr der eigentlichen Kranken- und Kinderpflege zu widmen; zu thun hätten sie ja auch dann noch genug und übergenug! Aber, so wird man weiter sagen, es giebt ja doch in jeder Gemeinde wohlhabende Frauen, die solche Arbeit freiwillig thun, warum also Geld dafür ausgeben? Gewiß, ich kenne auch solche Frauen, „rechte Witwen" nach dem Sinne des Apostels, die keine persönliche Mühe, keinen Gang, keine Arbeit scheuen, die ihre ganze Kraft in den Dienst der Armen stellen und es wohl auch verstehen, geeignete Hilfskräfte heranzuziehen und am rechten Platz zu verwenden. Ich weiß, welch ein Segen es für eine Gemeinde ist, wenn ein solcher Schatz ihr zu teil geworden! Aber nicht wahr, wenn ein Unterstützungsbedürftiger sich an mich wendet und ich habe keine Zeit oder keine Lust, der Sache selbst nachzugehen, so kann ich mich, wenn die Dame, von der ich weiß, daß sie das wandelnde Armenregister ist, zu meinen Bekannten gehört, vielleicht bei einer gelegentlichen Begegnung mit einer Frage an sie wenden, oder ich suche sie auch auf, um mir, wenn ich sie treffe, die erwünschte Auskunft zu erbitten. Aber sie zu den Leuten hinschicken, wie den Stadtmissionar, nur weil es mir aus irgend einem Grunde nicht paßt oder zu unbequem ist, selbst hinzugehen, das kann ich nicht. Und wenn ich reich bin, so kann ich auch nicht die Flut der im Laufe der Woche bei mir angesammelten Bettelbriefe bei ihr

abladen, mit dem Ersuchen, sie zu sortiren und zu begutachten. Wenn endlich das Wort von der linken Hand, die nicht wissen soll, was die rechte thut, für mich noch irgend welchen Wert hat, so ist es mir wahrscheinlich peinlich, sie zur Vermittlerin dessen zu machen, was ich für Andre thue. Aber wenn ich mich an jemand wenden kann, dessen Beruf, dessen Amt es ist, die Gaben Andrer zu vermitteln, ja der allein auf solche Hilfe angewiesen ist, so tritt dies Gefühl zurück.

Das Haus ist und bleibt recht betrachtet auch heute noch „die Welt der Frau." Hilfsbedürftige aber wenden sich in der Regel an das Haus. So kommt es, daß die Almosen meist durch die Hand der Hausfrau verteilt werden. Ist es dieser Gewissenssache, ihre Gaben wirklich denen zu gute kommen zu lassen, die es am notwendigsten haben, und so zu helfen, daß der Not nicht nur vorübergehend, sondern dauernd und wirksam gesteuert wird, so wird sie dazu in den meisten Fällen auf den Rat einer in diesen Dingen von Berufs wegen orientirten Persönlichkeit angewiesen sein. Sollte sie aber nicht lieber und unbefangner mit der Stadtmissionarin — oder wie immer man jene von der Innern Mission anzustellenden Frauen dann nennen mag — verhandeln, als mit dem Stadtmissionar?

Ein Bedenken freilich bleibt. Man kann die in Frage stehenden Stellen sehr wohl auch mit jungen Männern besetzen; was ihnen etwa fehlt, die Erfahrung, bessert jeder Tag, und sie wachsen in den mit Freuden ergriffnen Lebensberuf mehr und mehr hinein. Sehr junge Frauen oder gar junge Mädchen sind für dieses Amt unmöglich. Aber da ist die große Schar der auf Erwerb angewiesenen nicht mehr ganz jungen Frauen, — da sind die Witwen, die ihren Kindern die Häuslichkeit erhalten möchten und doch zugleich für ihren Unterhalt arbeiten müssen, — da sind die Erzieherinnen, Gesellschafterinnen, Stützen oder wie sie alle heißen, die nach jahrelangem Wanderleben sich nach einem eignen Heim sehnen, und sei es noch so bescheiden, und die ohnehin so leicht keine Stelle mehr finden, weil sie nicht mehr jung genug, eine Thatsache, die sie für unsre Arbeit gerade empfehlen würde, — da sind endlich die Töchter, die nach dem Tode der Eltern, die sie treulich gepflegt, einsam, verlassen und in Sorge ums tägliche Brot im Leben stehen, zu alt, um leichten Herzens ihre Selbständigkeit aufzugeben, oft auch zu alt, um es zu können: sollten sich nicht unter all diesen Frauen mehr als genug finden, die mit Freuden die Möglichkeit begrüßen würden, ihre Arbeit in den Dienst des Nächsten stellen zu können, und die einen klugen Kopf, ein warmes Herz und eine in manch schwerem Kampf gewonnene Lebenserfahrung zu solchem Wirken mitbringen? Sollte sich nicht vielleicht auch eine oder die andre Gemeinde finden, die es einmal mit ihnen wagte? Kommt dann wirklich der heißersehnte Tag, an dem uns der Ausbau des Reiches Gottes im Menschenherzen das Erste ist, wichtiger und größerer pekuniärer Opfer wert als der Bau prunkvoller Gotteshäuser, dann wäre doch schon ein Anfang gemacht, ein Weg gewiesen, auf dem man mit neuen Kräften rüstig voranschreiten könnte.

H v Dungern

Popularisirung der historisch-kritischen Schriftforschung für die Volksschule

Der religiöse Jugendunterricht. Auf Grund der neuesten wissenschaftlichen Forschung für die Hand der Lehrer und Schüler sämtlicher evangelischen Lehranstalten bearbeitet von Friedrich Steudel, Pfarrer. Motto: „Ich habs gewagt!" I. Hauptteil: Die geschichtliche Grundlage. 1. Heft: Die göttliche Offenbarung im Alten Testament. Heilbronn, Max Kielmann, 1895. XI und 79 S.*)

Ein lehrreiches Buch. Was es will, giebt der Titel zur Genüge an. Die neueste wissenschaftliche Forschung soll in sämtliche evangelische Lehranstalten hineingetragen werden. Denn um des Gewissens willen darf man „einem einzelnen

*) Obiger Aufsatz liegt seit September v. J. gedruckt zur Veröffentlichung bereit. Er ist vom Verfasser geschrieben ohne Kenntnis der peinlichen Lage, in der sich Pfarrer Steudel damals befand und von dem Herausgeber in die Presse gegeben worden unter der Annahme, daß der Prozeß Steudel ein Ende gefunden habe. In letzter Stund

Bauernjungen gegenüber" nicht „verschweigen, was man selbst an Ueberzeugung auf wissenschaftlichem Wege sich mühsam erworben hat" (IV). Köstlins Leitfaden zum Alten Testament thut nur halbe Arbeit; er beschränkt sich auf die höhern Schulen und scheut sich zudem, „dem Schüler wirklich alles anzuvertrauen, was man über den geschichtlichen Wert und die Entstehung der alttestamentlichen Berichte weiß" (III). Gewissen- und Wahrhaftigkeit gebieten also dem Verfasser, sein gesamtes historisch-kritisches Wissen vom Alten Testament dem simpeln Bauernjungen anzuvertrauen.

Demnach bekommt der Volksschüler — denn gerade „für das ungebildete Volk und das kindliche Verständnis" hat Steudel sein theologisches Wissen „popularisirt" (V) — einen Abriß der Geschichte Israels nach der neuesten Forschung, eine biblische Theologie des Alten Testaments und eine Einleitung ins Alte Testament vorgesetzt. Aus der Geschichte Israels hat sich der Volksschüler u. a. einzuprägen, daß „David, der sich seither als Hauptmann einer Bande raubend und plündernd herumgetrieben hatte," König wurde (10); bei Jeremia, der von den Priestern, Propheten und Obersten des Volks verfolgt wurde, mag sich der Bauernjunge merken: „Regierung und Geistlichkeit (»Thron und Altar«), unterstützt durch optimistisch-konservative Stimmführer, verbünden sich gegen die Wahrheit, die von der Minorität vertreten ist! — So immer in der Geschichte, auch jetzt noch" (S. 16); sie lernen ferner, daß Esra das neue Gesetzbuch, die sogenannte „Priesterschrift," aus der Gefangenschaft mitbrachte und einführte (17), und wissen bald über die Diadochen, das Reich der „Lagiden" und die „Helleniſten" Bescheid. Der zweite Abschnitt belehrt über die „Wirksamkeit der Propheten oder die Entstehung der jüdischen Frömmigkeit." Hier ist z. B. „darauf hinzuweisen, daß »falsche« und »wahre« Propheten niemals aussterben, daß auch heute die wahren Propheten, die den Leuten eine unangenehme Wahrheit sagen, verachtet und zurückgesetzt werden" (22). Nachdem das Kind dann einen Extrakt der prophetischen Lehre zumal von Gottes Wesen, Eigenschaften und Willen zu genießen bekommen hat, wird es in die Schriften der Propheten eingeführt, und „hier setzt die Geschichte des alttestamentlichen Schrifttums ein" (27). Bezüglich der von den „Propheten niedergeschriebnen Volkssagen" „müssen wir nicht unbedingt glauben, daß alles so geschehen ist, wie es erzählt wird," aber wir sollen aus ihnen „jedenfalls etwas lernen"*) (28). Da sind die „Unrichtigkeiten" des Schöpfungsberichts „leicht ad oculos zu demonstriren" (28); die „falsche Auffassung" vom „Urstand" ist zu berichtigen, und die aus der Sündenfallerzählung „fälschlich abgeleitete Kirchenlehre von der Erbsünde zu erwähnen und zu betonen, wie fern eine solche Lehre dem Verfasser [!] gelegen ist, der einen ganz allgemeinen Gedanken in mythologische Form gekleidet hat" (29). — Eine Geschichte des alttestamentlichen Schrifttums muß natürlich dem Schüler auch alles anvertrauen, was man von dem „Buch der Kriege Jahves," von dem „Buch der Rechtschaffnen" und der „Geschichte der Helden" weiß (33); weist auch mit Leichtigkeit nach, daß die zehn Gebote vor Hiskia kaum bekannt gewesen sein können; hat insbesondre aber bei den messianischen Weissagungen „gegen die vulgäre Erklärung einzuschreiten" (38), wie überhaupt eine „Polemik gegen den Unfug willkürlicher Bibelauslegung bei Sekten und Pietisten" (3) geboten ist und der Glaube an den „papiernen Papst" (2) abgethan werden muß; z. B. ist namentlich der Irrtum der Evangelisten zu berichtigen, wenn sie wegen Jes. 7 „glaubten, Maria müsse noch als Jungfrau Jesum geboren haben" (38), sowie bei Micha 5 die Entstehung des irrtümlichen Glaubens darzulegen, Jesus sei in Bethlehem geboren (38). Ferner: „wir gehen mit der neuern Kritik davon aus, daß Jes. 11, 10, Micha 4, 2 und ähnliche Stellen spätere Zusätze in den ältern Propheten sind" (40). — Schließlich wird, nachdem im dritten Abschnitt „die jüdische Frömmigkeit im Zeitalter der Priester" mit derselben wissenschaftlichen Exaktheit den Kindern vorgeführt ist, noch den strebsamen Lehrern ein Ueberblick über die Verteilung der Quellen in den Geschichtsbüchern in die Hand gegeben und ihnen der Schlüssel für die interessante Chiffreschrift der bis ins einzelnste gehenden Quellenscheidung anvertraut.

Durch diese kleine Zusammenstellung aus den Leitgedanken, der Anordnung und den einzelnen Darbietungen des Steudelschen „religiösen Jugendunterrichts auf Grund der neuesten wissenschaftlichen Forschung" ist für den Kundigen der pädagogische Wert dieses Religionsunterrichts genügend gekennzeichnet. Daß hier das Gewagte an seinen Grundsätzen und aus dem Wissensstoff einseitig herausgehoben wurde, ist keine ungerechte Beleuchtung eines Buches, das kampfesfroh mit dem Motto ins Feld zieht: „Ich habs gewagt." Für den der Pädagogik und ihrer elementarsten Anforderungen Kundigen bedarf es keines weitern Urteils. Da aber Pfarrer Steudel von pädagogischen Grundsätzen und insbesondre denen der Methodik des Religionsunterrichts ganz merkwürdig unberührt geblieben ist, so seien doch noch einige Bemerkungen zu der Frage gestattet, ob eine derartige Behandlung des Religionsunterrichts, wie die hier geübte, in der Schule, zumal der Volksschule, ein Recht hat. Diese Frage nach dem pädagogischen Recht seines Unterrichts hat sich der Verfasser überhaupt gar nicht vorgelegt; er fragt nur nach seinem Recht „innerhalb der Kirche," der er dient, und hat da das aus den Schrempfschen Verhandlungen zur Genüge bekannte Argument bereit, daß „die Kirche mir behufs meiner Vorbereitung aufs Kirchenamt Männer zu Lehrern gesetzt hat, denen ich gerade die auf meinen Religionsunterricht angewandte Ueberzeugung verdanke" (IV). Natürlich, die Mutter ist ja daran schuld, wenn das Kind vorwitzigerweise Messer und Schere zu Zwecken anwendet, wozu es die Mutter ihm nicht in die Hand gegeben hat, und dadurch Unheil anrichtet! — Und weil nun die Kirche zuläßt, daß an den höhern Schulen „liberal dozirt" wird, „so glaube auch ich als Religionslehrer an der Volksschule mir diese Freiheit so lange nehmen zu dürfen, als nicht festgestellt ist, daß in der christlichen Lehre zu unterscheiden sei zwischen dem, was für Gebildete und was für Bauern, was für Erwachsene und was für Kinder gelten soll" (IV). Man traut seinen Augen kaum. Also weil der Professor auf der Universität Geschichte des alttestamentlichen Schrifttums zu doziren und die Studenten in die Quellenkritik einzuführen hat, müssen diese, nachdem sie zu Religionslehrern an Volksschulen vorgerückt sind, alsbald ihre Kollegheste über Geschichte des alttestamentlichen Schrifttums u. s. w. vortragen, denn es gilt da kein Unterschied zwischen Gebildeten und Ungebildeten, zwischen Erwachsenen und Kindern, sie müssen alle des theologischen Wissens neuesten Stempels teilhaftig werden! Apperzipiren, d. h. innerlich sich aneignen, verdauen, erarbeiten und verarbeiten, geschweige denn nachprüfen, beurteilen können sie freilich die aufgenötigten Ergebnisse nicht im mindesten; dazu gehört doch wohl die allgemeine und besondre Bildung, z. B. Sprachbildung, die der Professor bei seinen Zuhörern voraussetzen zu dürfen glaubt; die Kinder nehmen die erstaunlichen Neuigkeiten lediglich hin auf das Wort des Lehrers, und sie bleiben ihnen nur leere Worte. So pflegt der Lehrer den ödesten Verbalismus, ein bloßes Papageienwissen, und erzeugt den stumpfsten Autoritätsglauben, gerade er, der die Wissenschaft vertritt, die von den toten Worten falscher Autoritäten frei machen wollte! Aber schadet nichts, das Volk bekommt doch nun die richtigen Kenntnisse eingeprägt; „jeder Laie kann sich" doch nun „in kürzester Zeit über den Stand der historischen Bibelforschung orientiren" (VI). Gewiß, je kürzer, je besser! Die Bewohner unsrer Kolonien, denen es ja an der nötigen Intelligenz nicht mangelt, werden ja auch auf die Weise auf die europäische Kulturstufe erhoben, daß man ihnen die Quintessenz der Natur- und Geschichtswissenschaft durch geeignete Leitfäden in kürzester Zeit beibringt! Sonderbar, daß solche heißspornigen

---

wurden wir des wirklichen Sachverhalts inne und haben den Artikel so lange zurückgehalten, bis der Prozeß nun erledigt ist. Wie der Artikel geschrieben wurde ohne jedes Interesse an Steudels Person, so wünschen wir ihm noch heute Leser, die bei seiner Lektüre sich von dem Gedanken an den „Fall Steudel" möglichst frei halten. Es handelt sich um eine wichtige pädagogische und kirchliche Frage, die nicht ernst genug genommen werden kann. Ich darf für meine Person hinzufügen, daß ich die Aufgabe, die Steudel sich gestellt hat, darum noch nicht als eine ganz unberechtigte ansehen kann, wenn sein erster Lösungsversuch mißlungen sein sollte. D H

*) Der Sperrdruck rührt vom Verfasser selbst her.

Wissenschaftsjünger gar kein Gefühl dafür haben, wie sehr sie ihre verehrungswürdige Meisterin durch derartige Züchtung der hohlsten Scheinbildung herabwürdigen und diskreditiren. Kann denn wohl die moderne Kritik von ihren schärfsten Gegnern schlimmer ins Unrecht gesetzt werden als durch solche Vertreter? Heißt das alles nicht so recht Wasser auf die Mühle derer tragen, die alle Wissenschaft verachten und jede Kritik verdammen? Kann mans denn den württembergischen und andern „Pietisten" verargen, wenn sie von einer Wissenschaft nichts hören wollen, die solche Blüten treibt?

Auch Herr Steudel läßt durchblicken, daß er sich für einen „Märtyrer der Wahrheit" hält, und jeder von uns weiß, daß heutzutage die Wahrheit nicht ohne Bitterkeiten behauptet werden kann; aber ich fürchte, daß durch derartige Bücher wie diesen religiösen Jugendunterricht die Sympathie für die, die um der Wahrheit willen zu leiden meinen, bei vielen einen starken Stoß bekommt; wenn nicht gar manche einem solchen Märtyrer kühl erwidern werden: Du leidest gar nicht um deiner Wahrhaftigkeit, sondern um deines offenbaren Unverstandes willen; kaufe dir erst eine Unze pädagogischer Einsicht, und dann schreibe Bücher über religiösen Jugendunterricht. Zudem, ehe du Lehrbücher schreibst, begnüge dich nicht mit fünffachem Versuch, sondern erprobe es fünfzehn Jahre und womöglich an den eignen Kindern und lerne an diesen, was Wahrheit wohl bedeute ohne Weisheit und Liebe!

Doch um dem Verfasser alle schuldige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, erwähne ich schließlich noch, daß er allerdings eine pädagogische Ueberlegung gemacht hat und zu seinen Gunsten anzuführen hat und versichern darf, „die denkbar besten Erfahrungen" bei seinem Versuch gemacht zu haben: „Zunächst ist meine eigne Freudigkeit am Unterricht durch die freie Behandlung des Stoffes wesentlich erhöht, und eben dadurch ist auch eine freudigere, interessevollere Beteiligung vonseiten der Schüler bedingt." Und das hängt mit dem Gewissensmoment zusammen: „Darf ich im Unterricht an jugendlichen Seelen, denen ich mein Bestes zu bieten verpflichtet bin, gerade das verleugnen, was mir selbst so wertvoll und für meinen religiösen Standpunkt bestimmend geworden ist, und was mir gerade für den zu behandelnden Lehrgegenstand am meisten Licht und Farbe verliehen hat?" (IV) Dies Moment ist gewiß nicht zu unterschätzen; aber es ist zu erwägen, ob das „Wertvolle" und religiös Gehaltvolle und Interesseweckende der neuen Anschauung in den historisch-litterarisch-kritischen Notizen, in der „Polemik" gegen die alte Weise, in dem „Einschreiten" gegen die überlieferten Deutungen liegt oder daran gebunden ist? Soweit das Interesse von der polemisch-kritischen Würze des Vorgetragnen erregt wird, ist es ein bedenkliches, irreligiöses oder aber ein rein intellektuelles Interesse. Der Religionsunterricht der Schule hat nicht Theologie, nicht historisches Wissen und Kritik zu „doziren"; er soll Gesinnungsunterricht sein durch und durch. Versteht es der Lehrer nicht, das, was ihm „Licht und Farbe für den zu behandelnden Lehrgegenstand verliehen hat," die für die tiefere Erfassung des Christentums befruchtenden Leitgedanken der historischen Schriftforschung den Schülern kindesgemäß zu vermitteln, so lasse er die Hand von solcher Arbeit, die nur dem reifsten, erfahrensten Pädagogen gelingen kann. Professor Cornill hat allerdings in seinen köstlichen Vorträgen über den israelitischen Prophetismus eine mustergiltige Probe gegeben, wie die neue Anschauung weitern Kreisen zugänglich zu machen ist, obwohl auch er den Laien hie und da wohl noch zuviel zumutet; aber er hat doch auch nur für gebildete und erwachsene Laien geredet und geschrieben. Wer dagegen Kindern gegenüber die Unterscheidung von „Milch" und „fester Speise" vergißt, wer bei der Darstellung der Entwicklungsgeschichte der göttlichen Offenbarung nicht daran denkt, daß unser Ergreifen und Nachleben dieser allmählich sich durchsetzenden Offenbarung auch nur wachstümlich vor sich gehen kann, und daß nicht gleich das Ende an den Anfang gesetzt werden darf, der ist nicht geschickt zu diesem großen Werk. Steudels Buch lehrt uns nun, wie es nicht gemacht werden darf, eben auch darum ists — ein lehrreiches Buch.

G v Rohden

Was lehrt die Augsburgische Konfession über das Schicksal der ungetauft sterbenden Kinder?

1

Ungetauft sterbende Kinder werden verdammt, stehe bekanntlich in der Augustana — schreibt Freund Hieber im Artikel über die Amtsenthebung des Pfarrers Steudel (Nr. 16, Sp. 368 und schon Nr. 15, Sp. 348). Ich will keinen Leser der Christlichen Welt mit einer Untersuchung über die kirchliche Lehre von dem Schicksal der ohne Taufe sterbenden Kinder belästigen. Aber der Ehre unsrer Symbole, und der Augustana insbesondre, glaube ich doch eine Berichtigung jenes entschieden unrichtigen Satzes schuldig zu sein. Was lehrt die Augsburger Konfession über die Kindertaufe? Artikel 9 lautet:

De baptismo docent, quod sit necessarius ad salutem, quodque per baptismum offeratur gratia Dei, et quod pueri sint baptizandi, qui per baptismum oblati Deo recipiantur in gratiam Dei. — Damnant Anabaptistas, qui improbant baptismum puerorum et affirmant pueros sine baptismo salvos fieri.*)

So schrieb Melanchthon, und in der gleichzeitigen Uebersetzung aus der Feder eines seiner Freunde lautet der Schlußsatz kurz und einfach:

Derhalben werden die Wiedertäufer verworfen, welche lehren, daß die Kindertaufe nicht recht sei.

Diesen Sätzen entsprechen alle Stellen in den Bekenntnisbüchern. Der Satz, daß Kinder, die ungetauft sterben, verdammt werden, steht nirgends. Der Frage über ihr Los wird geflissentlich aus dem Wege gegangen. „Die Notwendigkeit der Taufe ist in den Symbolischen Büchern nur gegen das Vorurteil der Anabaptisten ausgesprochen," sagt Hase richtig und setzt hinzu: „Die altkirchlichen Dogmatiker halten demnach weder die Christenkinder noch die Katechumenen, die ungetauft sterben, für verloren — non privatio, sed contemtus sacramenti damnat." Indem die Württembergische „Kinderlehre" den Satz aufnimmt: „Werden denn die Kinder, die ohne Taufe sterben, auch selig? O ja, denn nicht der Mangel, sondern die Verachtung der Taufe verdammt," verfährt sie durchaus nicht „polemisch gegen eine zu Recht bestehende kirchliche Lehre," sondern giebt ganz korrekt nur ihre Weiterbildung wieder. Man darf den Gegensatz unsrer Anschauungen gegen die der alten Lehrer unsrer Kirche nicht größer machen, als er ist. Melanchthon war fein und tief genug, um so gut als wir vor der Behauptung „Alle ungetauften Kinder sind verdammt" zurückzuschrecken. Die Reformatoren und Kirchenlehrer dachten wesentlich wie wir, wenn sie sagten: wir überlassen die Ungetauften der göttlichen Gnade, Gerechtigkeit und Weisheit. Daß unsre Kirchenstürmer immer nur den Buchstaben der Bekenntnisse und der Erlasse (und nicht einmal scharf!) vor Augen haben, ohne zu merken, „wie es gemeint ist," darf wohl hervorgehoben werden.

E Schüz

2

Was ist lutherische Kirchenlehre in Bezug auf das Schicksal ungetauft sterbender Kinder? Der Verfasser des Artikels über die Amtsenthebung des Pfarrers Steudel in Nr. 15 und 16 hat es für eine bekannte Thatsache gehalten, daß in der Augustana stehe, ungetauft sterbende Kinder würden verdammt (Nr. 16, Sp. 368). Dementsprechend hat er gemeint, auch die Württembergische „Kinderlehre," die auf die Frage: „Werden denn die Kinder, die ohne Taufe sterben, auch selig?" die Antwort giebt: „O ja, denn nicht der Mangel, sondern die Verachtung der Taufe verdammt," „verfahre polemisch gegen eine zu Recht bestehende kirchliche Lehre." Dieser Behauptung ist in vorstehender Zuschrift lebhaft widersprochen. Der Herausgeber hat mich aufgefordert, mich dazu zu äußern; ich will versuchen, in aller Eile ihn und damit hoffentlich auch den Herrn Verfasser der Zuschrift und die Leser der Christlichen Welt zu befriedigen.

*) Von der Taufe wird gelehrt, daß sie notwendig ist zum Heil und daß in der Taufe die Gnade Gottes angeboten wird. Ferner, daß die Kinder getauft werden müssen, damit sie in der Taufe Gott dargebracht und in die Gnade Gottes aufgenommen werden. Verdammt werden die Wiedertäufer, die die Kindertaufe verwerfen und behaupten, die Kinder würden auch ohne Taufe selig.

Mit Recht betont die Zuschrift, daß der neunte Artikel der Augustana („von der Taufe") die Notwendigkeit der Taufe im Gegensatz zu den Anabaptisten behaupte; mit Recht findet er es beachtenswert, daß das necessarius ad salutem (nötig zum Heile) des lateinischen Textes in dem gleich-offiziellen deutschen Texte durch ein einfaches „von der Taufe wird gelehrt, daß sie nötig sei" wiedergegeben werde, und daß von dem Schlußsatze des lateinischen Textes: „Derhalben werden die Wiedertäufer verworfen, welche lehren, daß die Kindertaufe nicht recht sei und behaupten, daß die Kinder ohne Taufe selig werden könnten" im deutschen Texte die gesperrt gedruckten Worte ausgelassen seien; mit Recht nimmt ers als einen alt-orthodoxen Satz in Anspruch: Non privatio, sed contemptus sacramenti damnat, d. i. „Nicht der Nichtempfang der Taufe, sondern ihre Nichtachtung bringt die Verdammnis"; mit Recht endlich warnt er davor, „den Gegensatz unsrer Anschauungen gegen die der alten Lehrer unsrer Kirche größer zu machen, als er ist." Dennoch hat die Zuschrift meines Erachtens weniger Recht als der Verfasser des Artikels, der sie hervorrief. Auch Hases Autorität kann die Behauptung nicht decken, daß die Augustana die Notwendigkeit der Taufe nur gegen das Vorurteil der Anabaptisten ausgesprochen habe. Die Augustana von 1530, der Luther bekanntlich ihr „Leisetreten" zum mindesten ebensosehr vorgeworfen als nachgerühmt hat, hat auch den Gegensatz zu den Anabaptisten deshalb schroff hervorgekehrt, um auch hierdurch darzuthun, daß die Lehre der Evangelischen „gemeiner christlicher, ja römischer Kirchen . . . nicht zuwider noch entgegen ist." Römische Lehre aber ist, daß die ungetauft sterbenden Kinder der Verdammnis verfallen, wenn auch einer relativ milden. Bedenkt man dies, so wird man schon in dem lateinischen Texte des Artikels IX die Behauptung finden müssen, daß ungetauft sterbende Kinder verdammt würden. Dazu aber kommt, daß in Artikel II („von der Erbsünde") auch im deutschen Texte gesagt wird, die Erbsünde verdamme unter Gottes ewigen Zorn „alle die, so nicht durch die Taufe und heiligen Geist wiederum neu geboren werden." Da nun Artikel II seine Spitze gegen Zwingli kehrt, der in der Erbsünde nur eine Erbkrankheit sah und deshalb die Verdammnis der ungetauft sterbenden Kinder ausdrücklich in Abrede gestellt hatte, so wird die Behauptung, der Satz, daß ungetauft sterbende Kinder verdammt würden, stehe nicht in der Augustana, sich nicht aufrecht erhalten lassen. Zumal nicht, wenn man mit Augustana Artikel II einen Satz der Apologie der Augustana vergleicht (51,5), der gegen „etliche," die die Erbsünde nur für ein Gebrechen halten, polemisirt und in diesem Zusammenhange u. a. sagt:

Darüber sagen sie dazu, daß kein Mensch ewig verdammt werde allein um der Erbsünde oder Erbjammers willen, sondern gleichwie von einer leibeigen Magd leibeigen Leute oder Erbknechte geboren werden nicht ihrer eigen Schuld halben . . ., so sei die Erbsünde . . . allein ein Gebrechen . . . Damit ich nun anzeigte, daß uns solch unchristliche Meinung nicht gefiele, hab ich diese Worte gebraucht u. s. w.

Hier nämlich ist die gegensätzliche Beziehung der Aussagen zu Zwinglis Anschauungen über jeden Zweifel erhaben.

Allein trotz alledem ist der Grundgedanke der Zuschrift, es sei im Luthertum nie „zu Recht bestehende Lehre" gewesen, daß ungetauft sterbende Kinder verdammt würden, wohl zu verfechten. Denn Luther selbst hat, so stark er im anti-anabaptistischen Interesse die Notwendigkeit der Kindertaufe betont hat, über diese Frage freier geurteilt als Melanchthon in der „leise tretenden" Augustana. Nicht lange nach dem Augsburger Reichstage hob er in einer Predigt (Hauspostille E. A. 2, 152) hervor, daß Glaube und Taufe zusammengehörten, daß wo die Taufe nicht sei, auch Christi Blut nicht fließe, fügte dann aber ausdrücklich hinzu, das sage er nicht „unser Kindlein halb, so in Mutterleib, und ehe sie zur Taufe kommen, vom Tod übereilet werden, welche ohne Zweifel, weil ihnen Gott Leib und Seele geben, von ihm auch erhalten werden." Ebenso hat er noch in den letzten Jahren seines Lebens in seinen lateinischen Vorlesungen über die Genesis erklärt: Gott kann selig machen auch ohne Taufe, wie wir denn auch glauben, daß die Kinder, die, sei es infolge der Nachlässigkeit ihrer Eltern, sei es infolge eines andern Zufalls, die Taufe nicht erlangen, nicht deshalb verdammt werden (E. A. lat. 4, 289). Ebenso hat Bugenhagen

stets gelehrt. Er hat 1542 in einem mir kürzlich noch durch die Hand gegangnen Buche diese Gedanken mit scharfer Polemik gegen das römische Kirchenrecht geltend gemacht und hat seinem Büchlein einen aus Luthers Feder stammenden „Trost für fromme, gottselige Frauen, denen es unrichtig in Kindesnöten ergangen ist" (E. A. 23, 338 ff.) angehängt.

Andrerseits freilich ist auch das unleugbar, daß die alten katholischen Vorstellungen, denen Melanchthon in der Augustana gefolgt ist, auch sonst in den lutherischen Kirchen nachwirkten, namentlich bei der Taufpraxis. Die Kirchenordnungen haben es vielfach für nötig erachtet, die Taufe halbgeborner Kinder ausdrücklich zu untersagen. Und wenn dieselben Kirchenordnungen — auch die Württembergische von 1536 — die Not- oder „Jachtaufe" durch die Hebammen oder durch andre Laien als „löbliche und wohlgegründete Gewohnheit" beibehalten, so wird es richtiger sein, hierin eine Nachwirkung der alten Anschauungen zu sehen, als zu meinen, hier wirke der evangelische Gedanke des allgemeinen Priestertums ein. Die Kalvinisten haben die Nottaufe der Lutherischen oft bespöttelt, und im Gegensatz zu solchem kalvinistischen Spott haben die Polemiker den Grundsatz, daß nur die Nichtachtung der Taufe verdammlich sei, nicht immer inne gehalten.

Die Dinge liegen demnach nicht so einfach, wie der Verfasser der Zuschrift und der Verfasser des von ihr in diesem Punkte angegriffnen Artikels trotz ihrer Differenz übereinstimmend meinen. Aber eben weil sie nicht so einfach liegen, so zeigt sich selbst an diesem untergeordneten Punkte, daß es nicht so leicht ist, die normative Bedeutung der Augustana richtig abzugrenzen. Durch ihren Wortlaut hat weder Luther noch Bugenhagen sich gebunden gesehen, obwohl beide in Wittenberg das Ordinandenbekenntnis zur Augustana eingeführt haben. Es kann aber, meine ich, auch für keinen Verständigen zweifelhaft sein, daß das Württembergische Kirchenregiment an eine in Wahrheit „unevangelische" Bindung der Pfarrer nicht denkt. Man wird hoffen dürfen, daß man, wenn irgendwo, dann in Württemberg auch die Gefahren zu überwinden wissen wird, die das Zusammentreffen der modernen „liturgischen Interessen" mit dem ebenso modernen Subjektivismus eines unkirchlichen Individualismus mit sich bringt. Oder sollte auch diejenige evangelische Kirche Deutschlands, die in geistiger Hinsicht die lebendigste unter ihren Schwestern ist, am morbus liturgicus dahinsiechen? Loofs

---

Charles Dickens, ein christlicher Volksschriftsteller

7. Dickens' Erfolg in England

Der Erfolg Dickens' in England ist, wie allgemein zugegeben wird, für einen Romanschriftsteller ein völlig beispielloser gewesen.

Unausgesetzt steigerte sich der Absatz seiner Produkte. Es ist bekannt, daß er nie einen ganzen Roman auf einmal veröffentlichte, sondern sie meist in freilich für sich abgeschlossenen Monatsnummern allmählig entstehen und das Interesse der Leser anspannen ließ. So sind denn seine Briefe auch angefüllt mit Berichten über den Absatz der neuen Nummern. Zwar steigt sein Selbstvertrauen nie zu größerer Gewißheit, als wenn die Leser scheinbar von ihm abfallen; dann war er sicher, sie mit den nächsten Nummern um so mehr zu fesseln. Erst gegen Ende seiner Laufbahn wurde er empfindlicher für die zeitweilige Abnahme der Abonnenten. Aber noch 1867 durfte er erleben, daß von einer Weihnachtsnummer in wenigen Tagen 255 380 Exemplare verkauft wurden! Man darf kühnlich sagen, daß, als er starb, kein irgendwie normales englisches Haus nicht irgend ein Werk von ihm besaß, daß Hunderttausende gewöhnt waren, die wesentlichste Befriedigung ihres Bedürfnisses nach gemütvoller Illusion von ihm zu erwarten. Besonders Christmas Carol hat für England die Bedeutung eines Volksbuchs erhalten. Lord Jeffrey schrieb Dickens:

Sie sollten selbst glücklich sein; denn sicherlich haben Sie durch diese kleine Publikation mehr Gutes gethan, mehr gütige Gefühle befördert und mehr positive Thaten der Wohlthätigkeit hervorgerufen, als man zurückführen kann auf alle Kanzeln und Beichtstühle der Christenheit seit Weihnachten 1842.

Und Thackeray rief aus:

Wer kann auf Einwände hören gegen solch ein Buch? Es erscheint mir als eine nationale Wohlthat und zugleich als eine persönliche Freundlichkeit gegen jedermann, der es liest.

Aber die größte Wohlthat waren seine Romane für die isolirten Landsleute in den Kolonien. Ein Amerikaner erzählt uns, daß er auf einer hoch und völlig abgelegnen Alpenhütte in der Sierra Nevada einen Einsiedler getroffen habe, der Nicholas Nickleby und Pickwick als einzigen Zeitvertreib besaß.

Ich fand, daß er sie alle auswendig wußte. Er wußte nichts oder schien sich nicht zu kümmern um den Verfasser; aber er war stolz auf Sam Weller, verachtete Squeers und würde wahrscheinlich mit großem Geschick und Vergnügen des Letztern Skalp abgezogen haben. . . . Er hatte keine Bibel; und vielleicht, wenn er alles, was Dickens lehrt, in seiner rüden, wilden Weise praktizirte, mochte er selbst den Mangel jenes Begleiters weniger empfunden haben.

Von Dickens im Brülattenlager war schon früher die Rede. Immerhin würde die Thatsache, daß er es trotz seiner höchst kostspieligen und generösen Lebensweise von einem völlig mittellosen, ja verschuldeten Reporter bis zu einem Testator über nahezu zwei Millionen Mark brachte, unerklärlich bleiben, wenn er nicht durch seine zuletzt ununterbrochnen Vorlesungstouren — er gewann in zwei Jahren nahe an 700000, an einem Abende, freilich für ein Hospital, 60000 Mark dadurch! — für seine vielen Söhne sich ein Vermögen gesammelt, zugleich aber für den Kauf seiner Romane Progaganda gemacht hätte. Wenn wir auch mit Forster dieses Unternehmen bedauern, weil es unter seinem idealen Niveau lag und ihn einer Beurteilung auf Geldgier aussetzte, auch seine innere Ruhe und Gehaltenheit im Strudel stets neuer Erregungen verschlang, so müssen wir doch sagen, daß diese Verbreitung seiner Sachen, zumal er alle seine Kräfte, das ganze innere Miterleben der ergreifenden Szenen daran setzte, eine ungemein wirksame war. Wer ihn einmal Christmas Carol, die Geisterszene aus The Chimes, die Selbstmordszene aus Martin Chuzzlewit, die Bastillenszene aus Tale of Two Cities, Nicholas Nickleby in der Yorkshire school u. s. w. vorlesen, nein vorerleben gehört hatte, der war zeitlebens an seine Romane gebunden. So ward er the intimate of every household.

Sein Erfolg war ein eminent praktischer. Wohl der direkteste bei Pickwick, Oliver Twist und Nicholas Nickleby. Da wirkte eben das einfache Faktum ohne alles Predigen darüber. Niemand hatte weniger als er nötig, über seine Charaktere nutzanwendendes Geschwätz zu machen; denn ihre Realität machte sich alsbald jedermann fühlbar. So hat er die Schmach der Gefängnisse und Gemeindehäuser, die Vernachlässigung und die verbrecherische Aussaugung der Krippschulen für immer in faßbare, offenkundige Wirklichkeit versetzt; ja diese Wirklichkeit englischer Schandflecke überlebt lange ihren äußern Bestand. Allein mit den leichten Waffen des Humors und Gelächters und mit den sanften Waffen des Pathos und der Traurigkeit hat er diese Augiasställe gereinigt und reformirt. Freilich seiner liebevollen Ungeduld, die zumal die Gefängnisreform von Jahr zu Jahr verfolgte, schien der Fortschritt zu gering. How rises worth by poverty deprest blieb sein Gedanke bei jeder Station seiner Lebensbahn. Immerhin fand er zwölf Jahre, nachdem er in den American notes die amerikanischen Gefängnisse als Lasterhöhlen geschildert hatte, sie nicht unerheblich anständiger geworden. Drüben hatte man schon 1842 den großen Schriftsteller gefeiert als einen Mann, der bereits mehr gethan hätte, um die Lage der englischen Armen zu verbessern, als alle Staatsmänner, die Großbritannien ins Parlament gesandt habe, indem er seinen eignen Landsleuten die Nöte und Leiden der Armen, Unwissenden und Verwahrlosten so bekannt gegeben, daß sie nie mehr in absoluter Vernachlässigung gelassen werden konnten.

Die Folge seiner periodischen, auf Aktualität angewiesenen Schriftstellerei machte sich bei Dickens gegen Ende des Lebens in einer gesteigerten Ungeduld geltend, sobald er in seinen Büchern auf nationale Institutionen und konventionelle Unterscheidungen anspielte. Immer weniger kümmerte er sich um Parteigruppirungen; aber der bestimmte, peremptorische, dogmatische Stil, wozu die Gewohnheit, rasche Bemerkungen über Tagesfragen hinzuwerfen, den überlegtesten und aufrichtigsten

Schriftsteller verlockt, machte seinen Einfluß bei ihm geltend, vielleicht nicht immer ihm selbst bewußt, in dem Unterton von Bitterkeit, der seine Bücher nach Copperfield durchzieht. Die Entrüstung über abhelfbare Schäden ist in ihnen so lobenswert wie in den frühern: aber die Bloßstellung der gerichtlichen, Verwaltungs-, wirtschaftspolitischen Thorheiten und der sozialen Flunkereien in Bleak House, Little Dorrit und Our Mutual Friend würde nicht weniger wirksam gewesen sein, wenn er sie in dem humoristischern Ton gehalten hätte, der mit viel schneidenderm Erfolg die Gefängnismißbräuche, Gemeindeschäden, Yorkshireschulen und den ganzen heuchlerischen Schein in Pickwick, Oliver Twist, Nickleby und Chuzzlewit gegeißelt hatte. Er hat nie einen Mißbrauch für unverbesserlich gehalten, auch keinen der genannten Schäden gelassen, wie er sie gefunden; nicht wenige der heilsamen Veränderungen, die seine Lebenszeit bezeichneten, wurden den Einflüssen verdankt, die von seinen Schriften ausgingen. Aber Aerger verbessert die Satire nicht, und er gab zuletzt den Aeußerungen eines im Grunde äußerst gesunden Hasses gegen die Rederei, als ob alles Englische vollkommen sei, eine zu aggressive Form.

Aber noch immer vermochte er Herzen zu reinigen durch Thränen der Freude und des Mitgefühls über menschliche Größe und durch echte Trauer; noch immer blieb größer als alle direkte Wirkung auf Abstellung von Mißbräuchen und Schandflecken die indirekte Wirkung durch die Anfassung des verborgnen Menschen des Herzens, dem er unwillkürlich die edelsten Empfindungen stärkt und die Heiligtümer der Heimat verklärt. Darum ist nichts zu viel gesagt in den beredten Worten der Times unmittelbar nach seinem Tode:

Staatsmänner, Männer der Wissenschaft, Philanthropisten, anerkannte Wohlthäter ihres Geschlechts mögen dahinsterben und doch nicht die Lücke hinterlassen, die durch Dickens' Tod veranlaßt wird. Sie mögen die Achtung des Menschengeschlechts geerntet haben, ihre Tage mögen dahingegangen sein in Macht, Ehre und Gedeihen; sie mögen umringt gewesen sein von Massen von Freunden; aber so hervorragend sie auch waren in Stellung, Fähigkeit oder öffentlichen Diensten, sie werden nicht, wie unser großer und genialer Novellist, der intime Freund jeder Haushaltung geworden sein. Es bedarf einer außergewöhnlichen Vereinigung intellectueller und moralischer Fähigkeiten — ehe die Welt so übereinstimmen wird, einen Mann als ihren unangreifbaren und anhaltenden Liebling auf den Schild zu erheben. Das ist die Stellung, die Mr. Dickens ein Dritteljahrhundert lang bei dem englischen und auch bei dem amerikanischen Publikum eingenommen hat.... Die Westminster Abtei ist der auserwählte Ruheplatz für den englischen literarischen Genius; und unter denen, deren geweihte Asche hier liegt, oder deren Namen an den Mauern erwähnt sind, sind sehr wenige solch einer Heimat würdiger als Charles Dickens. Noch wenigere werden, so glauben wir, mit mehr Ehrfurcht betrachtet werden, wenn die Zeit dahingeht und seine Größe noch immer wächst vor unsern Herzen.

Dickens liegt nun dort unter schlichtem Stein im Angesicht der Denkmale von Chaucer, Shakespeare und Dryden, der drei Unsterblichen, die das meiste gethan haben, um die Sprache zu schaffen und den Stil zu begründen, denen Charles Dickens einen weitern unsterblichen Vertreter gegeben hat. Tiefbewegt steht man auf dem Denkstein des Dichters für das schlichte, bürgerliche Haus und Herz und freut sich des großen Brudervolks, das so neben den Männern der äußern, staatlichen und Seeerfolge die stillen Bildner der Nation zu ehren versteht.

8. Ist Dickens auch ein Schriftsteller für unser deutsches christliches Volk?

Unsre letzte Frage: Ist Dickens auch ein Schriftsteller für unser deutsches christliches Volk? ist schwer zu beantworten. Daß die Gebildeten unsers Volkes die vollste Empfänglichkeit für Boz besitzen, bedarf keines Nachweises. Forster erzählt mit Stolz, daß während Bismarck und Favre unter den Mauern von Paris die Basis der Friedensverhandlung suchten, Moltke in einer Ecke saß und Little Dorrit las. „Ob wohl das Kapitel How not to do it die Aufmerksamkeit des alten Soldaten absorbirte?" Geschichtlich gebildete, der englischen Sprache und Litteratur mächtige Deutsche werden leicht die Fremdartigkeit der von Dickens geschilderten Verhältnisse und seines Stils überwinden und, etwa abgesehen von den Pickwick Papers, die eine gewisse Kongenialität mit dem Punch-Witz voraussetzen, auch an seine Karrikaturen sich gewöhnen, fortgerissen von dem

darunter liegenden Humor des Herzens. Freilich habe ich in letzter Zeit öfters die Beobachtung gemacht, daß weniger für die Herzensanliegen Dickens interessirte und in ihrem Vergnügen an Dichtwerken von strikter Wahrscheinlichkeit abhängige, mit geringer Illusionsfähigkeit beseelte Deutsche über die Exzentrizitäten Dickens nicht hinauskommen. Aber sie sind gewiß in der Minderheit.

Wenn nun hier vom Volksschriftsteller die Rede ist, so ist das Volk im weitesten Sinne gemeint. In England beherrschte Dickens auch dies Volk. In Deutschland stehen seiner Volkstümlichkeit drei Hindernisse entgegen: 1. Bei einem Schriftsteller von solchem Eindringen in den Sprachgeist seines Volks, von solcher Lokalfarbe im Dialog, bei dem das ganze Schwergewicht in dem Zwiegespräch, in der Selbstdarstellung der Personen, nicht in der planen Schilderung durch den Autor liegt, ist die Uebersetzung, auch die beste, stets ein trauriger Notbehelf. Sie läßt die Frische, das Kolorit, das Springende, Individuelle des Gesprächs verschwinden und so sehr viel von dem zwischen den Zeilen liegenden Humor verloren gehen. Die Sprache und Ausdrucksweise der gebildetern Kreise in jedem Volk sind weit verwandter und ausgeglichner als die der Volkskreise. Vielfach scheitert schon der Versuch, Jeremias Gotthelf nach Norddeutschland zu übertragen, an der Fremdartigkeit der Umgangssprache und Umgangsform. 2. Die Verhältnisse, auf deren Schilderung und Bloßstellung es Dickens wesentlich ankommt, sind zwar von allgemein menschlichem Interesse, doch derart konkret und mit englischen Zuständen verwachsen, daß nur eine starke Versetzung in diese, eine hervorragende lebendige Vergegenwärtigung des Gelesenen in nachschaffender Phantasie ein genügend gegenständliches Interesse an der fremdartigen Situation und dadurch den richtigen, tragenden Hintergrund für die Handlung der Personen verschaffen kann. Nun ist aber die Phantasie unsers Volkes ungemein wenig fruchtbar, sehr wenig entwickelt, auch durch das, was wir meist an Volkslitteratur besitzen, wenig auf das Festhalten so vieler, vielverschlungner Fäden eingeübt. Die fast einzigen verwickelteren Romane, die unser Volk in Feuilletons von Zeitungen oder Kolportageschriften liest, gewöhnen es auch nicht an eindringendes Miterleben eines beziehungsreichen Familienlebens, wie es bei Dickens die Regel bildet. Wie sollten die Leute die Energie und Ausdauer haben, um die Fremdartigkeit englischer Verhältnisse und zwar so überreich ausgemalter Tableaus zu überwinden und in dem geschilderten Lebenszusammenhang sich heimisch zu fühlen? 3. Was manchen unsrer Gebildeten an Dickens stößt, das ist natürlich dem einfachen Mann noch anstößiger. Nicht zwar, als ob die Uebertreibungen und Karrikaturen einem ästhetischen Widerwillen begegneten! Darüber lacht der vom komischen Kontrast leicht Ergriffne aus vollem Halse. Aber einmal das Stereotype, unfreundlich ausgedrückt Fratzenhafte der typischen Charaktere, dann auch die starke Unwahrscheinlichkeit mancher Situationen rufen den gesunden Menschenverstand zur Kritik auf. Es ist doch in Dickens ein gut Stück englischer Spleen — unser deutscher, in Reuter verkörperter Humor bleibt weit mehr in den Bahnen der täglichen, durchschnittlichen Menschenart. Oder — die Engländer haben eine viel energischere, springendere, ungeregeltere Erlebnisweise als wir, und Dickens erscheint sogar dem Engländer als ein exzentrischer Erleber und Beobachter!

Muß also auch der größte Bewundrer Dickens die Hoffnung aufgeben, seinen Dickens je in weitere Kreise des deutschen christlichen Volkes eindringen zu sehen, so darf er doch mit dem Wunsch und der Hoffnung schließen, daß neben Fritz Reuter und Jeremias Gotthelf — Emil Frommel, Glaubrecht und Verwandte sind doch Repräsentanten eines andern Genres — auch unserm Volke ein Dickens erstehen möchte, so volkstümlich in der ganzen Art und so volksbildend in der stillen Tendenz, so bestimmt christlich in seiner Gesinnung und so edel menschlich in deren Ausdruck, so realistisch in der Beobachtung und so idealistisch in deren Auswahl und Darstellung, so hinreißend durch liebenswürdigen Humor und so erschütternd durch das Miterleben der tiefsten Tragik des Lebens! O, wer die Phantasie und Sympathie unsers Volkes erfüllte mit Dickensschen Lebensbildern, der leistete mehr zur Gesundung unsrer Volksseele als der populärste Kanzelredner und der volksfreundlichste Staatsmann. Denn Heimat und Friedensluft kann unserm Volk hienieden nur Phantasie und Sympathie schaffen, das Leben in einer höhern Welt, das aber nicht Illusion und Empfindung bleibt, sondern Gesinnung und That hervortreibt. Würde aber auch unsre Kirche weit und harmlos genug sein, um in ihm einen Mitstreiter zu begrüßen, auch wenn er der kirchlichen, der „christlichen" Bestimmtheit ermangelte?!

O Baumgarten

Verschiedenes

(Ueber die Stellung des modernen Staates zur Religion und Kirche) giebt es wohl kaum eine andre so handliche und übersichtliche, praktische und kurze Belehrung wie diejenige, die Professor Dr. Rieker in Leipzig in einem zu Dresden gehaltenen Vortrag gegeben hat. (Dresden, Zahn und Jaensch, 1895. 26 S. 1 Mk.) Er skizzirt darin das Verhältnis von Staat und Kirche zuerst bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, sodann bis zum Jahre 1848 und drittens seit 1848 und erörtert dann die für die Gegenwart vorliegenden Probleme. Ueberliefert war ein Staats- und Landeskirchentum derart, daß Staat und Kirche eigentlich nicht zwei verschiedne Größen, sondern nur die zwei Seiten eines und desselben Gemeinwesens bildeten, und die „Landeskirche" eine Art staatlicher Zwangsversicherungsanstalt für die Ewigkeit war. In der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts tritt an die Stelle des konfessionellen Staates fast überall der paritätisch-christliche Staat, freilich nur in dem Sinne, daß die drei großen christlichen Konfessionen einander gleichgestellt, aber die übrigen Religionsgemeinschaften nicht als gleichwertig erachtet wurden, und daß wohl niemand um seines Glaubens willen verfolgt und ausgewiesen werden, aber keineswegs das religiöse Bekenntnis des Einzelnen auf seine bürgerlichen und politischen Rechte ganz ohne Einfluß sein sollte. Das Jahr 1848 und das Frankfurter Parlament bringt die Parole: Trennung von Staat und Kirche; Freiheit für den Staat; Freiheit für Kirche und Religion! Der Staat soll sich auf die Kirchenhoheit beschränken, d. h. lediglich auf die Wahrnehmung seiner weltlichen Hoheitsrechte gegenüber den Religionsgesellschaften. Ganz ist diese Forderung nun doch nicht verwirklicht. Denn wenn auch seitdem die Unabhängigkeit der bürgerlichen und politischen Rechte vom religiösen Bekenntnis in das öffentliche Recht aufgenommen, ein staatsbürgerliches Recht der Religionslosigkeit anerkannt, die Bildung von Religionsgesellschaften gestattet, das Ehehindernis der Religionsverschiedenheit gefallen, eine lazere Behandlung der Ehescheidung und der Gotteslästerung eingeführt und der kirchliche Sühneversuch beseitigt ist, giebt es doch immerhin noch Merkmale genug, die den christlichen Charakter unsers Staatswesens erkennen lassen. Dahin gehören, abgesehen von dem christlichen Bekenntnis der Mehrheit unsers Volkes und gewissen christlichen Zügen unsrer Gesetzgebung, die thatsächliche Existenz von Staats- und Landeskirchen, von privilegirten Religionsgesellschaften, die Ordnungen der Strafanstalten, Krankenhäuser, des Militärs und, der Universitäten, die bevorzugte Stellung der christlichen Kirchenbeamtene die Stellung des Staates zur christlichen Sonn- und Festtagsfeier, die religiösen Zeremonien bei bestimmten feierlichen Staatsakten, der Gebrauch des Eides bei den verschiedensten Gelegenheiten, die Stellung des Staates zum Schulwesen und in der evangelischen Kirche, die Einrichtung des landesherrlichen Kirchenregiments. Es ist also thatsächlich bei uns — und ebenso in fast allen europäischen Ländern, ja wie Ricker nachweist, selbst in Belgien und Nordamerika — das staatskirchliche Prinzip nur ermäßigt und gemildert, nicht ganz aufgegeben. Die vollständige Trennung von Staat und Kirche ist eine Utopie und nirgends durchgeführt. Sie kann auch auf die Dauer nirgends durchgeführt werden, ohne den Staat selbst zu vernichten. Denn „die unentbehrlichen sittlichen Grundlagen des Staatslebens, die Liebe zum Vaterlande, die Treue gegen den Monarchen, die Ehrfurcht vor der Obrigkeit, die Achtung vor dem Leben und Eigentum der Andern, die Heilighaltung des Eides, der Ehe, der Familienbande — alles das läßt sich nicht erzwingen durch Polizeivorschriften und Strafandrohungen und Militärpatrouillen. Der Staat ist eben nicht eine bloß weltliche, irdische Einrichtung, er ist eine geistig-sittliche Gemeinschaft und kann nicht bestehen, ohne daß geistige Mächte und sittliche Ideen in seinen Bürgern lebendig sind. Diese stammen bei uns in erster Linie aus der christlichen Religion. Darum muß der Staat wohl die gesunden und segensreichen Errungenschaften der neuen Zeit, vor allem die Gewissensfreiheit und das friedliche Zusammenleben der Angehörigen verschiedner Konfessionen wahren und schützen, aber zugleich auch das ehrwürdige Erbe unsrer Väter, den Schutz und die Pflege der christlichen Religion, festhalten. Freilich nicht durch Zwangsmaßregeln. Eine Bewegung wie die, um deren Bekämpfung es sich heutzutage handelt, kann nur von innen heraus durch eine geistige Großmacht überwunden werden, die stärker ist als sie und den Menschen ans Herz dringt. Diese Großmacht aber ist nicht die Aufklärung oder allgemeine Bildung oder ethische Kultur, wie man schon gemeint hat, sondern es ist die christliche Religion." Wir wünschen dem Schriftchen viele aufmerksame Leser.

W Bornemann

Evangelisch-sozialer Kongreß in Stuttgart

Unmittelbar vor dem siebenten Evangelisch-sozialen Kongreß hat Hofprediger Stöcker seinen Austritt aus dem Kongreß erklärt. Bis zum Schluß des Blattes sind uns keine Nachrichten über die Veranlassung und Meinung dieses Schrittes zugegangen, der jedenfalls in der Geschichte des Kongresses ein Ereignis bedeutet. Zeitungen meldeten, daß man ihm als Präsidenten einer nunmehr in aller Form konstituirten politischen Partei angesonnen habe, von dem Vizepräsidium des Kongresses zurückzutreten, unter Verbleib im Aktionskomitee. Man wird ja in Stuttgart und gewiß auch von Stöckers Seite bald Näheres hören.

Denn der Kongreß wird vom 27. bis 29. Mai in Stuttgart stattfinden. Das Stuttgarter Komitee hat unter diesen so unmittelbar vor dem Zusammenkommen gewiß recht peinlichen Störungen in dankenswerter Einmütigkeit an der Tagung selbst und ihrem Programm festgehalten. Es muß sich jetzt zeigen, in welcher Anzahl und mit welchen Gaben und Kräften nun die herbeiströmen werden, die seit dem Bestehen des Kongresses immer gesagt haben, Stöckers hervorragende Beteiligung an ihm hindere ihr Kommen! Vor allem aber wird es die dringende Pflicht aller alten Freunde des Kongresses, seines bisherigen Geistes und Bestandes und seiner nicht veraltenden, als immer wichtiger sich herausstellenden Aufgabe sein, unter Ueberwindung aller Hindernisse nach Stuttgart zu kommen. Wir unsrerseits wünschen nichts herzlicher, als daß es gelingen möge, auch in Zukunft von dem Kongreß jeden einseitigen (kirchlichen oder sozialen) Charakter fernzuhalten, damit er fernerhin ein Ort bleibe, da man aus den getrennten Lagern zusammenkommt. Wir bitten Stöckers Anhänger, nicht geschwind dem Führer zu folgen, sondern zum mindesten erst abzuwarten, bis über die mit seinem Austritt endende Krisis völlige Klarheit gegeben ist.

Insbesondre hoffen wir von dem verdienten Präsidenten des Kongresses, dem Herrn Landesökonomierat Nobbe, daß er in dieser Stunde sich dem Kongreß erhalten und ihn glücklich durch alle Schwierigkeiten hindurchführen wird. Denn sein Rücktritt würde uns allerdings eine Gefährdung des Kongresses bedeuten, wie wir sie uns schlimmer zur Zeit nicht denken können.

Das Stuttgarter Komitee möge verzeihen, wenn wir seine Einladung heute aus Mangel an Raum nicht zum Abdruck bringen. Das Programm des Kongresses findet sich bereits in Nr. 18 d. Bl. Wohnungsbestellungen und Anfragen sind an Herrn Gewerberichter Dr. jur. Hartenstein, Stuttgart, Stiftsstraße 5 zu richten. R

Quittung

Für Armenien: 30 Mk. von W H, Marburg; 25 Mk. in der Gemeinde Daubhausen gesammelt; je 20 Mk. von Th, Reichenbach; N N, Bonn; 15 Mk. aus dem Kirchspiel Frohnhausen; je 10 Mk. von B, Bergeborbeck; Pfarramt Bösingen; H S, Koburg; F, Ebenholzen; durch H A, Groß-Kammin; A, Bochum; je 8 Mk. von L St, Ober-Mossau; F B, Finstingen; 6 Mk. von Th R, Schneiden; je 5 Mk. von K, Oechlitz; F O in H; G, Schliechtern; K in C; je 3 Mk. von N N, Wiesbaden; J G, Dresden; E C, Hannover; je 2 Mk. von P D, Unter-Mossau; N N, Mansfeld; je 1 Mk. von S, Wiesbaden; N N. — Insbesondre für die armenischen Waisen: 20 Mk. von E K, Leipzig; 12,91 Mk. Kollekte in einer Missionsstunde in Kiel; je 10 Mk. von E H St in B; F B, Erichsburg.

Für Klein-Namaland: 10 Mk. von H B, Würzburg; 3 Mk. von E C, Hannover.

Für die Konfektionsarbeiter in Berlin: 10 Mk. von N N Berlin. Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 20 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigengebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Für ein alleinstehendes arbeitstüchtiges verlobtes Fräulein wird ein Pfarrhaus zu längerm unentgeltlichem Aufenthalt gesucht. Enger Familienanschluß und geistige Förderung Hauptwunsch. Näheres durch Pfarrer Rade in Frankfurt a. M.

Freunde der Christlichen Welt
in Frankfurt a. M. und den benachbarten Gebieten
treffen sich bis auf weiteres **an jedem ersten Montag im Monat nachmittags 3—5 Uhr** in Frankfurt a. M., **Rosenau**, Reuterweg 8. Zum erstenmal Montag **den 1. Juni**. Besprechung über den Evangelisch-sozialen Kongreß in Stuttgart. Auch Frauen sind willkommen.

Das Hospiz des evang. Vereinshauses
Leipzig, Roßstraße 14
erneuert und erweitert
empfiehlt sich dem reisenden Publikum als **Hotel bessern Ranges.**
Zimmer 1,25 bis 5 Mark. Außer Gabe an Portier kein Trinkgeld.

Kongreß in Stuttgart

Freunde der Christlichen Welt finden einen Mittelpunkt im **Hotel Royal** (mit Garten!) gegenüber vom Bahnhof, 7 Minuten vom Kongreßlokal.

Cand. min., mit guten Zeugnissen u. gut empfohl., sucht Stellung als Prädikant oder Erzieher oder ähnl. Etwas freie Zeit erwünscht. Offert. unter **D S 112** befördert die Exped. dieser Zeitung.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162.**

Pfingstpredigten
Soeben erschien in 2. Auflage:
Festpredigten. Eine Sammlung von Predigten gläubiger Zeugen der Gegenwart über Perikopen und freie Texte. Herausgegeben von D. Emil Quandt-Wittenberg. III. Band: Ein evangel. Pfingstbuch. Preis geh. 3 Mk., geb. mit Goldschnitt 4 Mk.
Pfingstpredigten sind nach allgemeiner Erfahrung die schwierigsten von allen; darum werden es viele mit Dank begrüßen, daß ihnen gerade jetzt eine Sammlung auserlesener Pfingstpredigten dargeboten wird, welche tief in die Gedanken der Schrift einführen und das Wirken und Walten des heiligen Geistes allseitig und ergreifend behandeln. Für den Wert der Predigten, durchweg homiletische Muster, bürgen die Namen der Verfasser und des Herausgebers; dem innern Werte des Buches entspricht eine im besten Sinne vornehme Ausstattung. (Pfarr-Haus.)
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie gegen Einsendung des Betrages portofrei durch die Verlagsbuchhandlung von **Fr. Richter** in **Leipzig**, Königsstraße 8.

Zu verkaufen für nur M. 105
Herzogs Realencyklopädie der protest. Theologie. 2. (neueste) Aufl. 18 Bde. Hfz. geb. (Neupreis Mk. 216), durch
Alfred Lorentz,
Antiquariat, **Leipzig**

Cand. min., 29 J. alt, zweite Prüfung vor $1^1/_2$ Jahren bestanden, lange Jahre Stenograph im Reichstag gewesen, Vizefeldwebel d. Ref., zur Zeit Vikar, sucht **vom 1. Juli** ab passende Stellung. Empfehlungen stehen zur Verfügung. — Angebote unter **M S** an die Expedition d. Blattes.

1. Meine Amtsenthebung
von
Fr. Heudel
(früher Pfarrer in Maienfels).
2. An meine Gemeinde
Abschiedsrede in der Kirche zu Maienfels von demselben.
Direkt durch den Verfasser (Markgröningen, Württ.) franko zu beziehen geg. Einsendung von 20 Pf. pro **1**, 10 Pf. pro **2** in Briefm. In Partien billiger.

Im Verlag von
C. Bertelsmann i. Gütersloh
ist soeben erschienen:
Faust und Parcival
Eine Nacht- und eine Lichtgestalt v. volksgeschichtlicher Bedeutung
von
Prof. Dr. Alb. Freybe
4,80 ℳ., geb. 5,50 ℳ.

Chr. Belserſche Verlagsbh., Stuttgart
Soeben erschien:
Der Evang.-soz. Kongreß in Erfurt
von Lic. Dr. **A. Dieckmann**
Preis 1,20 Mk.
Die mit großer Wärme geschriebene Abhandlung will an den Verhandlungen des Kongresses weniger eine Kritik üben, als vielmehr dahin wirken, daß auch der nächste Kongreß sich als fruchtbar und gesegnet an unserm Volksleben erweisen könne. Verfasser geht dazu die auf dem Erfurter Kongreß aufgestellten Prinzipien in ruhiger sachlicher Würdigung durch und schließt mit dem Wunsche, daß in dem Kongresse die wahrhaft positiven, d. h. aufbauenden Kräfte zum Siege gelangen möchten.
Straßburger Post

Höhenluftkurort
740 m ü. M. **Freudenstadt** württ. Schwarzw.
Kurhaus Palmenwald
Luftkurhotel mit christl. Hausordnung (gemeins. Morgen- u. Abendandachten) zu längerem oder kürzerem Erholungsaufenthalt vorzüglich geeignet.
Das ganze Jahr im Betrieb.
Beherrschende Lage in unmittelbarer Nähe des Waldes; entzückende Fernsicht; würzige nervenstärkende Luft, wundervolle Spaziergänge auf stets trockenen Waldwegen, höchst lohnende genussreiche Ausflüge nach allen Richtungen zu Wagen und zu Fuss. — Gute Verpflegung, geselliger Verkehr; Pensionspreise von Mark $4^1/_2$ an. — Haushaltungskurse für Töchter von Herbst bis Frühjahr. — Ausführliche Prospekte durch den Vorstand.

Das schönste Festgeschenk für jedes christliche Haus:
Thorwaldsen: Segnender Christus
In vorzüglicher Ausführung aus Elfenbeinmasse
Grösse: 100 75 56 48 35 cm } Verpackung: 8.—, 4.75,
Preis: 36.— 20.— 10.— 7.50 3.— M. } 1.50, 1.25 und 1—. M.
Für sorgfältigste Verpackung leiste Garantie.
Hugo Rothers Buchh. (Martin Warneck) Berlin W. 9, Linkstr. 4

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 21 — Leipzig, den 21. Mai — 1896

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Pfingsten — Kirche oder Geist? — Gottesdienst zum Gedächtnis der armenischen Blutzeugen — Die Geschichte der christlichen Liebesthätigkeit: 5. Verhältnis der Liebesthätigkeit zur sozialen Frage (Schluß) — Das Telegramm des Kaisers — Zur Zarenkrönung. Ueber die kirchliche Bedeutung der Stellung des Zaren — Verschiedenes: Stöcker über seinen Austritt aus dem Evangelisch-sozialen Kongreß; Die Harmonie der sechs ersten Evangelisch-sozialen Kongresse; Was heißt Christlich-sozial?; Reischle über Sohms Kirchenrecht; Beilage zur Allgemeinen Zeitung; Karfreitag in Amerika — Pfingstgewitter — Anzeigen

Pfingsten

Es wird durch äußere Geberden
Das Himmelreich zu euch nicht kommen,
In euch muß es gegründet werden,
Denn so allein kann es euch frommen.

Der heilge Geist ist ausgegossen,
Daß Gott mit seinem heilgen Sohne,
Wenn ihr die Herzen ihm erschlossen,
In euch als seinen Kindern wohne.

Erst wenn ich euch das Reich gegründet,
Könnt ihr nach außen es verbreiten,
Indem ihr aller Welt verkündet
Die frohste Botschaft aller Zeiten.

Julius Sturm, † 2. Mai

Kirche oder Geist?

Wisset ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seid und der Geist Gottes in euch wohnet? 1. Kor. 3, 16.

Hat Christus die christliche Kirche gestiftet? Die Frage scheint thöricht, aber sie ist notwendig. Theologen und solche Christen, die ihren Katechismus gut innehaben, werden mit Recht antworten dürfen: Ja. Sie werden alsbald unter der christlichen Kirche jene Gemeinschaft der Gläubigen verstehen, von der der dritte Artikel redet. Aber alle die andern Leute, die bei dem Wort Kirche begreiflicherweise an die bestehenden sichtbaren Kirchen denken, die sollen antworten Nein! Und man soll sie auch um Christi und der Wahrheit willen lehren: Nein, tausendmal Nein! Christus hat die Kirche nicht gestiftet.

Wir brauchen nur die Frevel und Greuelthaten, die namens der Kirche geschehen sind, das Blut, das sie vergossen hat, die Schwachheit und Heuchelei, die sie gedeckt, ja zuweilen gehegt und gezüchtet hat, mit einem Blick zu überschauen, so müssen wir uns bedenken, diese Gesamterscheinung der sichtbaren Kirche auf Erden mit der Erscheinung unsers Herrn Christus zusammenzubringen.

Und sehen wir dann auf Jesu Werk, lauschen wir auf seine Worte, so erkennen wir keine Spur, daß es ihm bei seinem Wirken um den Aufbau einer Kirche zu thun gewesen wäre. Er hat nichts gethan, eine organisirte Gemeinschaft ins Dasein zu rufen, hat sich um Verfassungsfragen im Hinblick auf den künftigen Zusammenhalt seiner Jünger nicht gekümmert. Ein Spruch nur aus seinem Munde scheint dem entgegenzustehen, und darum ist er auch mit großen Buchstaben in der Kuppel der Peterskirche in Rom zu lesen: Du bist Petrus u. s. w. (Matth. 16, 18 f.). Mit diesem Spruch wollen wir uns darum bald eingehend auseinandersetzen; heute sei nur gesagt, daß er gegen die klare Rede und Erscheinung Jesu sonst nicht aufkommen kann. Diese legt in allem dafür Zeugnis ab, daß er nicht darauf ausgegangen ist, die sichtbare Kirche, von der die „Kirchengeschichte" redet, oder unter den zersplitterten, organisirten Kirchen irgend eine zu stiften.

Und wenn man Pfingsten den Geburtstag der Kirche nennt, so mag ja das unter Theologen und unter solchen Christen, die ihren Katechismus gut innehaben, ohne Schaden gesagt werden. Aber das, was man insgemein, unter Gebildeten und Ungebildeten, Kirche heißt, das ist auch an jenem ersten Pfingstfest nicht geboren worden. Man sollte daher mit solchen Sätzen vorsichtig sein, denn sie rufen Mißverständnisse hervor und vermehren die leider nur allzu mächtigen schon vorhandnen Mißverständnisse.

Gott sei Dank, Christus hat die Kirche in ihrer irdischen Erscheinung nicht gestiftet. Er ist unschuldig an der entsetzlichen Fülle von Irrwahn und Sünde, die dieser Institution anhaftet. Christus hat uns seinen Geist gelassen und damit zugleich eine neue Geistesgemeinschaft in diese Welt hineingestellt.

Die Ausleger schwanken in der Erklärung des Spruches, den wir unserm Artikel vorangestellt haben. Die Einen meinen, die einzelnen Christen seien ein jeder darin als Tempel Gottes, als Wohnung Seines heiligen Geistes bezeichnet. Andre deuten es von der Christengemeinde, in diesem Falle zunächst von der Christengemeinde in Korinth: sie soll eine Behausung Gottes und Seines Geistes sein. Für den Gedankengang, an dem uns liegt, ist vollkommen gleichgiltig, welche von beiden Auslegungen das Richtige trifft. Denn in beiden Fällen enthält unser Schriftwort die rechte Antwort auf die Frage: Kirche oder Geist?

Christus hat keine Kirche gegründet, aber er hat Jünger berufen. Denen hat er durch seine Rede, seinen Verkehr, durch eine ganz bestimmte Erziehung, die er ihnen angedeihen ließ, durch das Leben, das er vor ihnen lebte, durch den Tod, den er für sie starb, seinen Geist gegeben. Je länger je mehr dachten sie, wie er dachte, wollten, was er wollte, glaubten, beteten, predigten, heilten, litten und starben wie er. Und weil in Jesu Gottes Geist wohnte, ohne Maß (Joh. 3, 34), so wurden auch seine Jünger desselben Geistes Kinder.

Gewiß bildeten diese Jünger eine Gemeinde. Schon zu Jesu Zeiten ergaben sich von selbst feste Beziehungen der Jünger zu dem Meister wie untereinander. Nach seiner Heimkehr zum Vater schlossen sie sich noch enger aneinander. Es kamen Schwierigkeiten für ihr gemeinsames Wirken, die überwunden werden mußten, und so schuf Gewohnheit und Streit in wachsendem Maße Formen ihrer Gemeinschaft. Aber es blieb bei losen, sehr losen Gebilden, solange noch einer von den Zwölfen lebte.

Von dem Werte fester äußerer Gemeinschaftsformen auch für die wahren Jünger Jesu wollen wir gern ein ander mal reden. Heute liegt alles daran, zu bezeugen, daß im letzten Grunde die Form nichts ist, der Geist alles. Wisset ihr nicht,

daß ihr Gottes Tempel seid und der Geist Gottes in euch wohnet?

Es liegt Gott nicht daran, daß irgend welche irgendwie verfaßte Kirche die Menschenwelt umspannt. Es liegt ihm daran, daß in dieser Menschenwelt eine Schar Kinder ihm erwachse, die seinen Geist in sich tragen. Die sollen das Licht der Welt sein und das Salz der Erde. Niemals wird die ganze Welt Licht werden und die ganze Erde Salz. Aber das Licht soll leuchten und das Salz würzen. Ein Christ sein heißt Christi Geist haben, ihm nachfolgen, sein Werk treiben, in seinem Namen den Vater anbeten im Geist und in der Wahrheit. Wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein.

Wir wollen gern an der Kirchengemeinschaft halten und ihr dienen, in die wir nun einmal durch Geburt und Führung hineingestellt sind. Aber unser rechtes Pfingstgebet wird sein, daß Gott uns und vielen Seinen Geist gebe, daß er uns Christen schenke, die des Unsichtbaren mächtig sind und mitten in der Zeit für die Ewigkeit leben. Er schenke all unsern evangelischen Kirchen viel solche Männer, Frauen, Kinder, die reine Hände zu Ihm emporheben und die Erfüllung der Verheißung an sich erleben: Es wird Keiner den Andern noch ein Bruder den andern lehren und sagen: Erkenne den Herrn! Sondern sie sollen mich alle kennen, beide, Klein und Groß — spricht der Herr. R

Gottesdienst zum Gedächtnis der armenischen Blutzeugen

In englischen Kirchen gehalten

Lied: The Son of God goes forth to war. Mir nach, spricht Christus, unser Held.*)

Psalm 79

(Von Pfarrer und Gemeinde abwechselnd gesprochen, alle stehend)

Gott, es sind Heiden in dein Erbe gefallen; die haben deinen heiligen Tempel verunreinigt, und aus Jerusalem Steinhaufen gemacht.

Sie haben die Leichname deiner Knechte den Vögeln unter dem Himmel zu fressen gegeben, und das Fleisch deiner Heiligen den Tieren im Lande.

Sie haben Blut vergossen um Jerusalem her wie Wasser; und war niemand, der begrub.

Wir sind unsern Nachbarn eine Schmach worden, ein Spott und Hohn denen, die um uns sind.

Gedenke nicht unsrer vorigen Missethaten; erbarme dich unser bald, denn wir sind sehr dünn worden.

Hilf du uns, Gott, unser Heiland, um deines Namens Ehre willen; errette uns und vergieb uns unsre Sünden um deines Namens willen.

Warum lässest du die Heiden sagen: Wo ist nun ihr Gott? Laß unter den Heiden vor unsern Augen kund werden die Rache des Blutes deiner Knechte, das vergossen ist.

Laß vor dich kommen das Seufzen der Gefangnen; mit deinem großen Arm erhalte die Kinder des Todes.

Und vergieb unsern Nachbarn siebenfältig in ihren Busen ihre Schmach, damit sie dich, Herr, geschmäht haben. Wir aber, dein Volk und Schafe deiner Weide, werden dir danken ewiglich, und verkündigen deinen Ruhm für und für.

Gebete

Verleihe uns, o Herr, daß wir in allem, das wir leiden hier auf Erden um des Zeugnisses deiner Wahrheit willen, unverwandt nach oben blicken und im Glauben die Herrlichkeit schauen, die offenbart werden soll; und gieb, daß wir, erfüllt vom heiligen Geiste, lernen mögen, unsre Verfolger zu lieben und zu segnen nach dem Vorbild deines ersten Blutzeugen Stephanus, der für seine Mörder zu dir betete, o Jesu, der

*) Für die englischen Lieder ist von uns immer ein deutscher Choral eingesetzt, der ungefähr dem Inhalt des englischen Liedes entspricht.

du zur Rechten Gottes stehest, um allen zu helfen, die um deinetwillen leiden, du unser einziger Mittler und Fürsprecher. Amen.

Allmächtiger Gott, der du dir aus dem Mund der Kinder und Säuglinge eine Macht zubereitet hast und den Unmündigen Macht gegeben hast, dich durch ihren Tod zu preisen; unterdrücke und töte in uns alle Untugenden und Laster und stärke uns durch deine Gnade, daß wir mögen durch Unschuld im Leben und durch Beständigkeit im Glauben bis in den Tod deinen heiligen Namen preisen, durch Jesum Christum, unsern Herrn. Amen.

Freies Gebet — Vaterunser

Lied: For all the saints who from their labours rest. O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen, die ihr durch den Tod zu Gott gekommen.

Lektionen: Ev. Johannis 16, 19—33. Offenbarung 7, 9—17.

Danksagung

(Die Gemeinde stehend)

Wir sagen dir Dank, o himmlischer Vater, für alle deine Diener, die zu allen Zeiten seit Anbeginn der Welt getötet worden sind um des Wortes Gottes und um ihres Zeugnisses willen. Und zuerst für deine heiligen Propheten, von Abel an bis auf Zacharias, den Sohn Barachias, der erschlagen ward zwischen dem Altar und dem Tempel.

Wir danken dir besonders für den, der eine kleine Zeit niedriger gewesen ist, denn die Engel, Jesus, durchs Leiden des Todes gekrönt mit Preis und Ehre, auf daß er von Gottes Gnaden für alle den Tod schmeckte; denn es ziemte dem, um deswillen alle Dinge sind, der da viel Kinder hat zur Herrlichkeit geführt, daß er den Herzog ihrer Seligkeit durch Leiden vollkommen machte.

Wir preisen dich für die edle Schar der Märtyrer deiner heiligen Kirche, die überwunden haben durch des Lammes Blut und durch das Wort ihres Zeugnisses; für die Apostel Petrus und Paulus, Andreas und Jakobus und den ersten Märtyrer Stephanus, der entschlief, indem er für seine Mörder betete; der Herr möge ihnen ihre Sünde nicht behalten; und weiter für Polykarp, Ignatius und Origenes; für Cäcilia, Agnes und Katharina; und für alle, die in der ersten Christenheit ihnen nachfolgten. Und in diesem Lande England preisen wir dich für deine treuen Diener, die Märtyrer und Bekenner der reformirten Kirchen, die, um des reinen Glaubens willen, freudig litten und ihr Leben nicht teuer achteten, auf daß sie ihren Lauf mit Freuden vollendeten. Und weiter in spätern Zeiten preisen wir dich für Hunt, Williams, Patteson, Hannington und alle, die ihr Leben hingegeben haben in China, in Madagaskar, in Afrika, in den Inseln des Meeres und in allen Landen, indem sie den Heiden das Evangelium Christi verkündigten; und in diesen letzten Tagen sagen wir dir demütigen Dank für den Glauben und die Beständigkeit der Heiligen der armenischen Kirche, die bereit waren zu sterben für den Namen des Herrn Jesu, die zerschlagen wurden und haben keine Erlösung angenommen, die Spott und Geißeln erlitten haben, dazu Bande und Gefängnis. Sie wurden gesteiniget, sie wurden zerhackt, zerstochen, durchs Schwert getötet; sie sind umhergegangen nackt und heimatlos, mit Mangel, mit Trübsal, mit Ungemach, deren die Welt nicht wert war, und sind im Elend gegangen in den Wüsten, auf den Bergen und in den Klüften und Löchern der Erde.

Wir preisen dich für alle diese deine Knechte, die gestorben sind im Glauben und bekannt haben, daß sie Gäste und Fremdlinge auf Erden wären. Sie haben bis aufs Blut widerstanden über dem Kämpfen wider die Sünde. Sie folgten ihm, der statt der Freude zu begehren, die vor ihm lag, das Kreuz erduldete und achtete der Schande nicht. Sie haben den guten Kampf gekämpft; sie haben den Lauf vollendet; sie haben Glauben gehalten. Hinfort ist ihnen beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, die ihnen der Herr, der gerechte Richter, an jenem Tage geben wird. Amen.

Kollekte

Lied: What are these arrayed in white

Wer sind die vor Gottes Throne?
Was ist das für eine Schar?
Jeder träget eine Krone,
Glänzen gleich den Sternen klar;
Halleluja singen all,
Loben Gott mit hohem Schall.

Es sind die, so wohl gekämpfet
Für des großen Gottes Ehr,
Haben Fleisch und Blut gedämpfet,
Nicht gefolgt des Satans Heer;
Die erlanget auf den Krieg
Durch des Lammes Blut den Sieg.

Es sind die, von deren Wangen
Thränen sind geflossen stark,
Deren Herz die Angst umfangen,
Und das Leid verzehrt ihr Mark:
Nun Gott ihre Seel erfrischt,
Sind die Thränen abgewischt.

Theobald Schenk, † 1701

(Hier kann eine Ansprache gehalten werden)

Gebet für die Abtrünnigen

Verklärter Heiland, der du dich deiner Schafe erbarmest, auch wenn sie sich von deinen Wegen verirrt haben, wir befehlen deinem liebenden Herzen alle diejenigen, die unter dem Druck der Verfolgung und aus Furcht des Todes vom Glauben abgefallen sind. Wir danken dir, daß du dem Petrus die Füße gewaschen hast, als er sich eben von dir verirren wollte; daß du ihn angesehen und sein Herz gebrochen hast, nachdem er dich verleugnet hatte; du hast ihn um seiner bittern Thränen und um deiner grenzenlosen Liebe willen wieder eingesetzt in seine Stelle unter deinen heiligen Aposteln und Märtyrern. Und wir bitten dich, du mögest auch in unsern Tagen denen, die dich verleugnet haben, Gnade schenken, daß sie sich nicht mehr weigern der Herrlichkeit deines Reiches und bekennen mögen mit einem gedemütigten und zerschlagnen Herzen, daß sie dich lieb haben. Und laß endlich sie und uns eingehen mit all deinem treuen Volk in die Freude unsers Herrn. Amen.

Gebet für die, die jetzt Verfolgung leiden

Allmächtiger Vater, der du durch deinen Geist den Schwachen Stärke giebst und zu helfen weißt denen, die versucht werden, bewahre gnädig die Herzen deiner Kinder, unsrer Brüder und Schwestern in der armenischen Kirche, in dieser ihrer Stunde des Kampfes. Erfülle sie mit Mut, Beständigkeit und Hoffnung auf dich, daß sie nicht aus Schwachheit fallen mögen vom Glauben deiner Auserwählten, sondern eingedenk dessen, der vor Pontius Pilatus ein gutes Bekenntnis bezeuget hat, bis ans Ende beharren und die Krone des ewigen Lebens gewinnen. Höre, o Gott im Himmel, das Rufen deines leidenden Volks. Strecke deinen starken Arm aus zur Rettung, denn Menschenhilfe ist nichtig. Errette durch deine große Barmherzigkeit die dem Tode Geweihten. Und laß jedermann erkennen, daß du der gerechte Richter bist, der auf Erden herrschet, daß die Menschen deinen großen und schrecklichen Namen fürchten und dich preisen mögen für deine Güte und für deine Wahrheit. Erhöre uns, o Gott, zur Ehre unsers Mittlers Jesus Christus. Amen.

Gebet für die englischen Christen

O Gott, von dem alle guten Gedanken und alle guten Werke kommen, verleihe uns und allen deinen Knechten in unserm Lande einen willigen und großmütigen Sinn, damit wir in dieser äußersten Not helfende Hände ausstrecken nach unsern Mitchristen, die dem Tode nahe sind; damit die Hungrigen gespeist, die Nackten bekleidet werden und die Klage der Verlassenen und Verzweifelten sich wandle in Dankeslieder.

Höre uns, o Gott, auf daß keiner von uns am Tage der Versuchung durch Trägheit oder Furcht verleitet werde, dich zu verlassen; befestige unsre Treue und entflamme unsre Hingebung neu durch das Beispiel und die Erinnerung an das Leiden deiner Heiligen; auf daß wir mit allen, die deinen Namen anrufen, dem Bösen in der Welt Widerstand leisten und am Ende die Freude ererben mögen, die Christus, unser

Erlöser, uns erkauft hat, zum Preise deines heiligen Namens. Dir und dem eingebornen Sohne und dem heiligen Geiste sei Ehre in Ewigkeit. Amen.

Dann kann folgendes Gedicht vorgelesen werden:

Gesang der Märtyrer

von Christina Rossetti*)

(Die Märtyrer nehmen Abschied von einander im Namen Jesu)

Froh grüßen wir einander, eh wir zu sterben gehn,
Auf kurze bange Trennung folgt ewig Wiedersehn.
Wir gehn durch Todesfluten,
Wir gehn durch Flammengluten
An unsers Heilands Hand,
Uns winkt der Heimat Strand.

(Die Glaubenszeugen früherer Tage heißen sie willkommen)

Wer sind die Lichtgestalten,
Die sich um uns geschart?
Sie einen Löwenstärke
Mit reiner Taubenart.
Sie breiten Liebesarme
Und schweben niederwärts —
Aus großer Trübsal kamen
Sie heim an Gottes Herz.
Durch Blut und Thränen ging ihr Pfad
Zu der ersehnten Ruhestatt.

(Ihre Schutzengel grüßen sie)

Was nahet dort für eine Schar,
Neigt sich, leuchtend, wunderbar,
Singet helle Siegespsalmen,
Bringt uns Kleider, reicht uns Palmen?
Engel sinds, die strahlend kommen,
Deiner, meiner, die die Frommen
Nacht und Tag mit treuer Hut
Hegen ein und schirmen gut
Und vor Satans Tück und Macht
Sie bewahren Tag und Nacht.

(Christus heißt sie willkommen, und sie bekennen sich zu ihm)

Wer ist der, hell wie die Sonne?
Es erbebt das Herz vor Wonne:
Der König in der Kronen Schein
Will sich gnädig zu uns wenden
Und in die erhobnen Hände
Schrieb er unsre Namen ein.
Als ein Priester ewiglich
Steht er vor Gott für dich und mich;
Als das Lamm für uns er starb,
Sein Tod das Leben uns erwarb;
Als unsern Helden wir ihn sehn
Jetzt zur Rechten Gottes stehn.

(Sie bitten um ein seliges Ende und preisen Gott, daß er sie des Märtyrertodes gewürdigt hat)

Vater, gieb, daß wir im Gnadenlichte
Wandeln vor des Heilands Angesichte;
Ach, Herr Jesu, nimm uns an dein Herz;
Geist vom Vater, laß uns nicht versinken,
Lehre uns den Kelch des Heilands trinken,
Halt uns fest und führ uns himmelwärts.

Nach der Todesstunde kurzem Beben
Rufet uns der Herr ins ewge Leben,
Wenn auch grimmig Höll und Teufel drohn;
Jesu Wort zerteilt die Meereswogen,
Sichern Fußes kommen wir gezogen,
Und der Heimat Ufer grüßt uns schon.

Noch eine bange dunkle Stunde,
Dann Himmelsfreud in Ewigkeit:
Ein Schmerzenszucken bis zum Grunde,
Dann selge Ruh für alle Zeit:
Ein Kampf, dann schaun wir ihn im Licht
Von Angesicht zu Angesicht.

Wir preisen den Vater in Ewigkeit,
Wir danken dem Sohn, der uns befreit,
Den heiligen Geist lobt unser Mund
In Jesu Namen all Zeit und Stund:
Ihm, der da kommt und ist und war,
Anbetung jetzt und immerdar.

Lied: O God, our help in ages past. Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut

Segen

*) Hier geben wir eine Uebersetzung.

Die Geschichte der christlichen Liebesthätigkeit

5. Verhältnis der Liebesthätigkeit zur sozialen Frage

Das Gemeindeprinzip, d. h. der Grundsatz, die Gemeinde zum Mittelpunkt der Liebesthätigkeit, zu ihrem wenigstens ideell wichtigsten Organ zu machen, geht, wie wir sahen, zwar aus dem religiösen Grundprinzip der Reformation hervor, seine Verwirklichung ist aber zugleich von allgemeinern Kulturzusammenhängen, namentlich von einer Erstarkung der genossenschaftlichen Tendenz im Volksleben abhängig. Ferner führt die heutige kulturelle und geistige Entwicklung zu der Notwendigkeit, die Organisation der Lokalgemeinden, soweit als es notwendig und möglich ist, durch Aufnahme neuer Gruppen, durch Bildung von Korporations- und Berufsverbänden zu bereichern. In beiden Beziehungen zeigt sich also die Organisation der Liebesthätigkeit von dem Gesamtzustand der heutigen Gesellschaft, von der sozialen Schichtung des Volkes abhängig. Aber auch der Gegenstand der Liebesübung steht in untrennbarem Konnex mit der sozialen Bewegung. Denn versucht sich die barmherzige Liebe ernstlich der materiellen Not des Einzelnen anzunehmen, und muß sie dabei oft genug die Erfahrung machen, daß selbst ein tüchtiger Mann nicht imstande ist, durch seiner Hände Arbeit sich und die Seinen ehrlich und ohne die Barmherzigkeit Andrer für sich in Anspruch nehmen zu müssen, zu ernähren, so wird sie dadurch zur Kritik der bestehenden Verhältnisse und zur Forderung der unabweisbaren sozialen Reform auf dem Wege der Gesetzgebung geführt. So hängt die Liebesthätigkeit mit einer ganzen Reihe sozialer Notstände und Schwierigkeiten zusammen. Wir dürfen und müssen deshalb die Frage aufwerfen, wie Uhlhorn das Verhältnis zwischen sozialen Zuständen und Liebesthätigkeit behandelt.

Die Antwort muß dahin gehen, daß er in dieser Beziehung ebensowenig eine feste und sichre Stellung einnimmt, wie hinsichtlich der Gemeinde. Ja es muß gesagt werden, daß in dieser Frage sein Werk noch mehr als dort in zwei divergirende Richtungen weist.

Zunächst muß dankend anerkannt werden, daß Uhlhorn vielfach mit großer Klarheit die innern Beziehungen zwischen der sozialen Not und der Liebesthätigkeit aufgewiesen hat, so daß christlich-sozial gesinnte Männer aus seinem Werke reiche Belehrung schöpfen können. Wie oft beleuchtet er die Not, mit der es die Liebesthätigkeit einer Epoche zu thun hat, aus den gesamten wirtschaftlichen Verhältnissen, ja aus den weltgeschichtlichen Zusammenhängen dieser Zeit! Mit welcher Sorgfalt geht er den sich wandelnden Anschauungen über Reichtum und Armut, über Eigentum und Arbeit nach, in der richtigen Erkenntnis, daß man nur von diesem allgemeinen Zusammenhange aus die Wertschätzung der Almosen und mithin den Charakter der Liebesthätigkeit einer Zeit richtig würdigen könne! Aber mehr noch, man kann nicht stärker die Bedeutung der heutigen sozialen Bewegung für das gesamte Leben unsers gesellschaftlichen Körpers, auch für die heutige Liebesthätigkeit hervorheben, als Uhlhorn gegen Schluß seines Werkes thut. Ihm dünkt es, als lebten wir in einer untergehenden Welt, als wäre es Abend, und neigte sich wieder eine Periode der Menschengeschichte ihrem Ende zu, als wäre das Alte bereits in der Auflösung begriffen und eine neue Gestalt des sozialen Lebens, ein neues Zeitalter im Werden. Gerade in der Arbeit an der Wohlfahrt der niedern Schichten unsers Volks liegt für ihn eine der bedeutendsten Vorbereitungen einer neuen Zeit.

Aber in dies neue Land festen Schrittes einzutreten, das hat Uhlhorn nicht vermocht. Weder seine Studien über die patristischen und mittelalterlichen Anschauungen vom Eigentum, noch sein Einblick in die soziale Bewegung der Gegenwart haben ihn dazu bewogen, die herkömmlichen Ansichten über Armut und Reichtum, über Eigentumsverteilung und Eigentumsordnung zu revidiren.

Auch er hat seine Freude an der sozialen Gesetzgebung, die durch die kaiserliche Botschaft vom 17. November 1880 eingeleitet wurde, aber er geht darauf nicht näher ein, wie es doch seine Pflicht gewesen wäre. Gegen die auch von ihm erkannte und vortrefflich geschilderte soziale Not weiß er nichts zu thun, als das Netz von Vereinen und Anstalten, das die Liebe über die Länder zieht, immer dichter zu machen, eine Lücke nach der andern auszufüllen. Diese Zurückhaltung gegenüber den sozialen Problemen mag zum Teil auf der Nachwirkung des Lutherschen Gedankens von der Scheidung der beiden Gewalten, der kirchlichen und staatlichen beruhen, wiewohl Uhlhorn selbst treffend darauf hinweist, daß der Staat bereits eine Menge von Arbeiten, die anfänglich von der freien Liebe begonnen sind, in den Kreis seiner Thätigkeit gezogen hat, und darin einen Sieg der protestantischen Gedanken von der Liebe findet.

Der tiefste Grund seiner Zurückhaltung liegt jedoch darin, daß er sich über die Frage, ob eine Einwirkung des Christentums auf die Rechtsordnung möglich und in welchem Maße sie notwendig sei, nicht klar geworden ist. Und doch hat er selbst die antike und mittelalterliche Anschauung vom Eigentum mit einer solchen Klarheit einander gegenübergestellt, daß der Gegensatz der beiderseitigen Rechtsprinzipien kaum markanter aufgezeigt werden könnte:

> Man kann sagen, die antike Anschauung ist durch und durch egoistisch. Die Liebe zum Nächsten ist kein mitzählendes Motiv zum Handeln, am wenigsten zum wirtschaftlichen Handeln. Nach römischer Rechtsanschauung ist das Privateigentum das ursprüngliche und erste Naturrecht. Jeder kann über sein Eigentum unbeschränkt verfügen, es gebrauchen oder mißbrauchen, wie er will, er ist in keiner Weise verpflichtet, auf seine Mitmenschen dabei Rücksicht zu nehmen.

Diese ganze Anschauung wächst hervor aus einer Weltanschauung der reinen Diesseitigkeit. Wie anders im Mittelalter:

> Da ist nicht der Egoismus, sondern die Liebe die im tiefsten Grunde bestimmende Macht, deshalb nicht das Individuum, sondern die Gemeinschaft der Ausgangspunkt der wirtschaftlichen Anschauungen und des wirtschaftlichen Strebens. Nicht das Privateigentum, sondern das gemeinsame Eigentum gilt als das ursprüngliche, das Privateigentum nur als etwas Unvollkommnes, dieser unvollkommnen Welt Entsprechendes ... Jedes Streben nach Gewinn gilt schon als des Egoismus verdächtig. Darum steht in der alten Welt der Handel oben an, im Mittelalter ganz unten an, dort ist Geld am höchsten, hier am niedrigsten gewertet, dort das ganze wirtschaftliche Leben ohne Kredit, ohne Zinsnehmen undenkbar, hier das Zinsnehmen schwere Sünde. Was der alten Welt das höchste war, Gewinn, Geld, Reichtum, Genuß, das wird jetzt verachtet, freiwillig weggeworfen, das gilt jetzt nichts; den idealen Gütern, der Seligkeit ist der Aermste gerade am nächsten, sie zu erreichen, ist freiwillige Armut der Weg.

Wir haben in allen Stücken eine Umkehrung vor uns, und diese Umkehrung hat das Christentum hervorgerufen.

Es ist eine fühlbare Lücke der Uhlhornschen Darstellung, die eine Verkürzung seiner groß gedachten Aufgabe mit sich bringt, daß er den Versuch nicht gemacht hat, mit gleicher Vollständigkeit die Anschauung der Reformatoren über das Eigentum darzustellen und ihre Abweichung von der antiken, wie der mittelalterlichen wenigstens in den springenden Punkten festzustellen. Es ist unmöglich, das Versäumte hier vollständig nachzuholen, und noch weniger möglich, festzustellen, in welcher Weise die Prinzipien unsrer bestehenden Eigentumsordnung durch die Geltendmachung der christlichen Weltanschauung umgestaltet werden können und müssen. Diese Aufgabe unter Berücksichtigung aller in Betracht kommenden Rücksichten wissenschaftlich genügend zu lösen, dürfte heute noch die Kraft eines Einzelnen fast übersteigen. Um wieviel mehr wäre es anmaßend und lächerlich zugleich, diese Meisterfrage mit einigen flüchtigen Bemerkungen abthun zu wollen. Aber interessant immerhin und vielleicht auch nicht ganz ohne Nutzen dürfte es sein, versuchsweise zu zeigen, welche Stellung man von unsrer protestantischen Erkenntnis aus zu dem zwischen dem antiken und mittelalterlich-kirchlichen Eigentumsprinzip von Uhlhorn konstatirten Gegensatz nehmen muß.

Dieser Gegensatz ist ein doppelter; er beruht auf der verschiednen Beurteilung der Bedeutung der menschlichen Gemeinschaft und des Wertes der irdischen Güter für die Eigentumsordnung. Was nun den ersten Gesichtspunkt anlangt, so muß man sagen, daß die Reformation auf diesem Gebiet gerade so, wie in der Liebesübung, von der es Uhlhorn treffend nachweist, zunächst den prinzipiellen Fortschritt mit einem Zu-

rückgehn hinter die praktischen Errungenschaften des mittelalterlichen Katholizismus erkauft hat. Denn die kirchliche Haltung des Mittelalters gegenüber den Reichen war, wenngleich durchaus nicht immer in zutreffender Weise, durch die Fürsorge für den kleinen Mann mit bestimmt. Das wurde anders mit der Reformation. Zwar Luther mit seinen Sermonen vom Wucher stand auf der gleichen Linie. Aber nicht seine persönliche Haltung, sondern seine prinzipielle Scheidung der beiden Gewalten wurde für die Folgezeit maßgebend. Die Kirche beschränkte sich fortan auf die Predigt des Wortes und überließ die Regelung nicht nur der Eigentumsordnung, sondern auch der Prinzipien der Eigentumsgestaltung völlig der Obrigkeit, den Juristen. Die Obrigkeit aber gab das kanonische Recht auf; sie versuchte zwar Handel und Wandel noch lange in landesväterlicher, patriarchalischer Weise zu bevormunden, aber mehr und mehr gelangte in der Rechtsprechung das antike römische Recht zur Geltung. So verband sich der religiöse Individualismus, der in der lutherischen Kirche bei den Orthodoxen, Pietisten und Aufklärern gleichermaßen zu Hause war, mit dem rechtlichen Individualismus des römischen Rechts und führte einen wirtschaftlichen Individualismus herbei, der im Grunde eine Verleugnung der christlichen Liebe in sich schloß. So ist in der Tat durch den Einfluß der Reformation die Einwirkung des Christentums auf die Rechtsbildung zunächst gehemmt worden.

Man würde fehlgehen, wollte man die Verantwortung für diese verhängnisvolle Entwicklung ohne weiteres den Reformatoren zuschieben. Vielmehr muß betont werden, daß dieselbe im Widerspruch mit den protestantischen Grundsätzen verlaufen ist. Denn Luther hat oft in wahrhaft ergreifender Weise die christliche Größe der Liebe und ihren Zusammenhang mit dem Glauben zum Ausdruck gebracht, und ihre Verleugnung gerade auch im geschäftlichen Verkehr der Menschen mit einander gegeißelt. Wie in andern Beziehungen, so ist auch auf wirtschaftlichem Gebiet die Entwicklung der protestantischen Völker durchaus nicht eine reine Ausgestaltung der protestantischen Prinzipien, sondern mannigfaltige Ursachen haben zu dieser Entwicklung mitgewirkt, und eine der wichtigsten dürfte in dem schon besprochnen Absterben der genossenschaftlichen Tendenz im Reformationszeitalter zu suchen sein. Und dennoch liegt eine Wahrheit darin, wenn man Luther einen, allerdings so von ihm nicht beabsichtigten Anteil an der nachfolgenden Entwicklung zuschreibt, so dieser Anteil hängt aufs innigste mit dem wertvollsten Erbe zusammen, das er der nachfolgenden Entwicklung mitgab. Denn so sehr er die Nächstenliebe zu pflegen wußte, konnte er doch ein Gebiet, das an Bedeutung das ihre noch überragt, den von Person zu Person stattfindenden Verkehr des Menschen mit seinem Gott. Jedem er mit Tönen, die noch heute **jeden ernsthaften Menschen bewegen, den Glauben pries, stellte er auf dem religiösen Gebiet das ideelle Uebergewicht des Individualismus über den Gemeinschaftsgedanken fest. Es konnte nicht anders sein, dieser, im innersten Heiligtum der Persönlichkeit zu Recht anerkannte Individualismus mußte auch auf allen andern Gebieten seine Kraft auswirken, und hat sie oft ausgewirkt ohne sein Gegengewicht in der Gebundenheit an den göttlichen Willen zu finden. Aber so sehr wir heute unter den zerstörenden Einflüssen seines Uebermaßes zu leiden haben,** wer wollte die durch ihn entbundnen Kräfte missen, wer einen Sozialismus auf Kosten des Rechts der freien Persönlichkeit befürworten? Nein, wenn wir heute bestrebt sind, die wirtschaftlichen Anschauungen vom Standpunkt der Gemeinschaft, der Solidarität zwischen Besitzenden und Arbeitenden umzubilden, so sind wir uns dabei bewußt, daß eine Rückkehr zu den mittelalterlichen Gebilden unmöglich ist, daß wir die Verklärung der Gegensätze auf einer höhern Stufe anzustreben haben, einer Stufe, die ihr Dasein der Reformation verdankt mit ihrem Grundsatz der in Gott gebundnen und deshalb wahrhaft freien Persönlichkeit.

Aber auch das zweite Bedenken der mittelalterlichen Kirche gegen den Reichtum scheint mir Luthern nicht genügend gewürdigt zu haben. Wenn der asketische Gesichtspunkt im Mittelalter bis zur Verherrlichung der Armut geführt hat, so ist das freilich übertrieben, wie wenn der Gemeinschaft zuliebe das individuelle Eigentum zur Folge der Sünde gemacht wird. Aber eine gewisse Berechtigung hat doch der asketische Gesichtspunkt dem Reichtum gegenüber. Ich will nicht darauf Gewicht legen, aber es ist doch immerhin sehr beachtenswert, daß die asketische weltflüchtige Tendenz bis ins Urchristentum hinaufreicht. Des Paulus mindestens doch sehr zurückhaltende Stellung zur Ehe beruht auf der allgemein geteilten Erwartung des nahen Endes, aber auch auf der Anschauung, daß die Einschränkung eines sinnlichen Triebes etwas an sich sittlich Wertvolles sei (1. Kor. 7 und dazu Weiß, N. T. Theol. § 95d). Dieser geringen Schätzung der Ehe geht in gewissen andern juden- wie heidenchristlichen Kreisen, deren Dokumente gewisse Partien aus den Schriften **des Lukas und der Jakobusbrief sind, eine Beurteilung des Reichtums und der Armut zur Seite, die dieselbe Tendenz zeigt.** Noch viel stärker ist dieser asketische Zug in der ältesten heidenchristlichen Litteratur, eine Tatsache, die Uhlhorn nur dadurch verdeckt, daß er die Anschauungen der ältesten Zeit einem Traktat des Klemens Alexandrinus „Welcher Reiche wird selig" entnimmt. Aber das ist ein Fehler, weil Klemens hier zum Teil ersichtlich Gedanken entwickelt hat, die nicht Gemeingut seiner Zeit waren, auch nicht nachweisbar nachgewirkt haben.

Aber man mag sagen, daß diese asketische Tendenz hinaufreichen möge, soweit sie wolle, jedenfalls habe Luther, indem er das Natürliche wieder in seine Rechte einsetzte, die Anschauungen Jesu selbst geltend gemacht. Das ist unzweifelhaft in der Hauptsache richtig. Allerdings giebt es manche Züge im Leben des Herrn, die nur in einer asketischen Tendenz ihre volle Erklärung zu finden scheinen: daß er selbst ehelos war, daß er die Apostel aus Familie und Eigentum herauszog, daß er die geltende Verteilung des Eigentums in demselben Maße als Produkt der Sünde und Machtbereich des Satans auffaßte wie den heidnischen Staat, dies alles konnte leicht dazu dienen und hat in der Folgezeit dazu gedient, den weltflüchtigen Zug der Christenheit zu steigern. Aber gegenüber dem Totaleindruck seiner Erscheinung werden solche Erklärungsversuche der Person Jesu zu Schanden. Unzweifelhaft liegt die positive Würdigung der natürlich-sittlichen Güter, die die Reformation geltend gemacht hat in der Konsequenz seiner Anschauungen. Aber zur Beurteilung des Reichtums im Sinne Jesu darf man hiervon nur vorsichtigen Gebrauch machen. Allerdings hat Jesus daran festgehalten, daß im letzten Grunde der Reiche und der Arme gleichgestellt sind, nämlich vor Gott (Mark. 10, 26. 27): demgemäß ist er sich bewußt, mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln eine Ausgleichung zwischen Reich und Arm in seinem Volke herbeizuführen. Denn wo vom Reichen jene religiöse Gleichstellung, die er bringt, anerkannt wird, wird auf Grund derselben zwischen Reichen und Armen ein ewiges Freundschaftsverhältnis geschlossen, in dessen **Dienst dann der Reichtum gestellt wird. Verschlossen sich aber die Reichen, was Jesus meist erleben mußte, seiner Predigt, so brachte er den Armen gewissermaßen zum Entgelt und Ausgleich ihres Mangels besonders gern seine Freudenbotschaft** (Matth. 11, 5, vgl. Luk. 16, 25).

Aber diese rein religiöse Auffassung des Gegensatzes zwischen Reichtum und Armut hat Jesus an zwei Punkten durch eine empirisch-ethische Betrachtung ergänzt. Mit voller Sicherheit läßt sich der erste Punkt erfassen. Es läßt sich kaum bezweifeln, daß Jesus den Reichtum für seelengefährlich gehalten hat, weil er so leicht das Herz an diese Welt und ihre Lust bindet, weil er von dem Gedanken an Gott und die himmlischen Dinge ablenkt (Matth. 6, 19. 20. Luk. 12, 16ff.), weil er die Gewöhnung an Opferwilligkeit, ohne die rechte Liebe nicht bestehn kann, erschwert (Mark. 10, 22. 12, 44a). Man könnte nun sagen, daß Jesus auch von Ehe und Familie gelegentlich ähnliche Worte geredet habe. Alle menschlichen Güter, auch die edelsten, könnten unter Umständen verderblich wirken und die Seele gefährden: es liege also kein Grund vor, den Reichtum in eine Ausnahmestellung zu bringen. Aber das ist schwerlich richtig. Ein Wort wie Luk. 14, 26 vom Haß gegen die nächsten Angehörigen, erklärt sich selbst in der zugespitzten Form, in der Lukas allein es bietet, aus der Schärfe des Gegensatzes, in den sich vor Jesu Tod das Volk in seiner großen Mehrheit gegen ihn und die Seinen gestellt hatte. Dagegen läßt das

vernichtende Urteil über den Reichtum (Mark. 10, 23—25) von solchem zeitweiligen Gegensatz nichts merken, sondern faßt die dauernden und sich gleichbleibenden Wirkungen des Reichtums ins Auge. Diese Ausnahmestellung, die Jesus dem Reichtum zuweist, hängt aber zusammen mit einem andern Punkte. Während Jesus die Schönheit und Sorglosigkeit der Natur, aber auch die natürlich-sittlichen Ordnungen der Familie und der Volkszugehörigkeit unmittelbar auf die göttliche Schöpferordnung zurückführt (Matth. 6, 26 ff. 18, 4—6), würden wir ein ähnliches Urteil über den Reichtum vergeblich suchen. Er wird vielmehr als „Mammon der Ungerechtigkeit" bezeichnet (Luk. 16, 9. 11) und Gott geradezu als Abgott gegenüber gestellt (Matth. 6, 24). Das kann nur den Sinn haben, daß der Reichtum nicht unmittelbar aus der Schöpferordnung hervorgegangen ist, sondern einer Entwicklung entstammt, die der weltbeherrschenden Macht des Satans (Matth. 4, 8 f.) entsprechend, den Charakter der Ungerechtigkeit trägt, so daß er — wie die heidnische Herrschergewalt — eins der vornehmsten Organe der Satansherrschaft geworden ist. Natürlich darf diese Verurteilung des Reichtums auf die Gegenwart, in der doch jedenfalls die ausschließliche Satansherrschaft durch Christi Reich gebrochen sein muß, ebenso wenig ohne weiteres übertragen werden, als es statthaft wäre, die Charakteristik der heidnischen Staatsgewalt auf die heutige, so wesentlich veränderte, ohne sorgfältige Berücksichtigung dieser Veränderungen anzuwenden. Vielmehr muß man sich gegenwärtig halten, daß es sich hier um veränderliche, weil der Entwicklung unterworfne Zustände handelt. Wohl aber wird eine Anschauung, die sich wirklich an dem Evangelium Jesu orientirt, mehr als bisher auch eine ethische Würdigung des Reichtums im Sinne Jesu versuchen müssen.

Ist aber der Reichtum gefährlich, sowohl deshalb, weil er die rechte religiöse Stellung des Menschen zu Gott, als weil er die rechte sittliche Stellung der Menschen zu einander erschwert, und ist er zugleich einer im Dienst der Sünde oder der Gerechtigkeit stehenden Entwicklung unterworfen, so wird man hieraus den Antrieb entnehmen müssen, soweit als angängig der im heutigen wirtschaftlichen Leben vorhandnen Tendenz der Kapitalanhäufung in wenigen Händen entgegenzuwirken und auf eine Zerschlagung der vorhandnen Kapitalmassen hinzuarbeiten. Ich sage, soweit als angängig. Denn man darf sich doch nicht verhehlen, daß der Reichtum durchaus nicht nur ein Produkt der Ungerechtigkeit ist, sondern daß er eine große kulturelle Mission gehabt hat und noch hat.

Es giebt eine doppelte Art und Weise, dem bezeichneten Ziele näher zu kommen: die Einwirkung auf die Sitte und auf das öffentliche Leben. Die heute unser wirtschaftliches Leben beherrschenden Sitten im Sinne des Christentums umzugestalten, ist Aufgabe jedes Christen, insonderheit auch jedes Predigers, wie von selbst einleuchtet. Diese Einwirkung ist eine langsame, unmerkliche, aber zugleich überaus nachhaltige und notwendige. Denn auch auf diesem Wege wird allmählich die Rechtsbildung beeinflußt. Ist doch das Recht seinem Wesen nach gar nichts andres als eine öffentliche Fixirung derjenigen Sitten, ohne deren regelrechte Uebung das nationale Gemeinschaftsleben auf die Dauer nicht bestehen kann. Aber auch die Beeinflussung der öffentlichen Meinung kann prinzipiell keinem Staatsbürger, auch dem Pastor nicht, abgesprochen werden, schon deshalb nicht, weil zwischen der Beeinflussung der Sitte und des öffentlichen Lebens eine bestimmte Grenzlinie nicht gezogen werden kann. Ferner bezweckt jede publizistische Thätigkeit eine Einwirkung auf die öffentliche Meinung, und doch wird selbst kein Kirchenregiment sich finden, das eine solche für unvereinbar mit der Thätigkeit eines Pastors erklärte. Dann aber wird man auch eine öffentliche politische Wirksamkeit von Pastoren, wie sie je und je im Dienste der verschiedensten Parteien stattgefunden hat, nicht unter allen Umständen für unzulässig erachten dürfen. Daß hier nur von Fall zu Fall entschieden werden kann, und die Schwierigkeiten im einzelnen Falle sehr große sein können, wird niemand bestreiten wollen.

Uhlhorn hat sich auf diese schwierigen und brennenden Fragen überhaupt nicht eingelassen, obwohl sie mit dem von ihm behandelten Gebiete, wie seine eigne Darstellung zeigt, eng

zusammenhängen. Das ist die fühlbarste Lücke seiner Darstellung. Auch sonst ist er den sich aufdrängenden Problemen, wie wir sahen, nicht immer bis auf den Grund gegangen. Dennoch wird schon aus dieser Besprechung erhellen, daß seine Darstellung nicht nur einen gewaltigen, ungemein ausgedehnten und hochwichtigen Stoff behandelt, sondern auch von großartigen und richtigen Gesichtspunkten getragen ist. Und doch haben wir aus seinen Ausführungen nur einige Grundgedanken herausheben können. Das Interessanteste, die Detailausführung zu verfolgen, müssen wir dem Leser überlassen. Nochmals sei Uhlhorns Meisterwerk der Lektüre dringend empfohlen. Titius

---

Das Telegramm des Kaisers

Unser Kaiser hat zur fünfundzwanzigjährigen Friedensfeier der deutschen Pastorenschaft ein seltsames Geschenk gemacht. Er hat gestattet, daß das vom Freiherrn von Stumm bereits viel verwertete, an Geheimrat Hinzpeter gerichtete Telegramm veröffentlicht wurde. Zum 10. Mai habens die Zeitungen gebracht, so schneidend, scharf und, wenn nicht authentische Erklärungen beruhigender Art folgen, unbillig, wie es nur lauten konnte:

Berlin, Schloß 28. 2. 96

Stöcker hat geendigt, wie ich es vor Jahren vorausgesagt habe. Politische Pastoren sind ein Unding. Wer Christ ist, der ist auch „sozial," christlich-sozial ist Unsinn und führt zu Selbstüberhebung und Unduldsamkeit, beides dem Christentum schnurstracks zuwiderlaufend. Die Herren Pastoren sollen sich um die Seelen ihrer Gemeinden kümmern, die Nächstenliebe pflegen, aber die Politik aus dem Spiele lassen, dieweil sie das gar nichts angeht.

Wilhelm I. R.

Wir beabsichtigen nicht, in eine Kritik dieses Kaiserwortes einzutreten. Blätter wie der Reichsbote haben bereits ernste und treffliche Worte darüber gesagt. Der Evangelisch-soziale Kongreß in Stuttgart, der u. a. über das Thema verhandelt: Die soziale Wirksamkeit des im Amte stehenden Geistlichen, ihr Recht und ihre Grenzen, wird berufen sein, auf die Aeußerung Sr. Majestät in aller Ehrerbietung eine solenne Antwort zu geben. Sachlich steht das, was wir zu sagen haben, in unsrer Besprechung des oberkirchenrätlichen Erlasses, Nr. 1 d. J.*)

Nur wenige Bemerkungen seien gestattet. Der Kaiser hat offenbar allein die evangelischen Pastoren im Auge. Auf die katholischen Geistlichen bezieht sich seine Kritik nicht. In der That ist der ganze Gedanke, daß die Diener der christlichen Gemeinde sich um Politik nicht zu kümmern haben, nur auf protestantischem Boden möglich. Die römische Kirche ist ihrem Wesen nach so sehr auch politische Institution, daß politische Priester in ihr die normale Erscheinung sind. Erst auf dem Boden der Reformation wird der politische Pastor eine fragliche Größe.

Aber noch enger müssen wir die Grenze ziehn, innerhalb deren das der Fall ist. Zwingli war jedenfalls ein politischer Pastor. England und Amerika haben ebenso wie die Schweiz bis auf den heutigen Tag Prediger und Pastoren in Menge gesehn, die an der Politik lebhaften Anteil nahmen und sie auch beeinflußten. Nur auf deutschem lutherischem Boden kann man zu einer These kommen, wie sie das Kaisertelegramm vertritt. Und zwar auf zwei Wegen kann man dazu kommen: auf einem idealistisch-dogmatischen oder auf einem absolutistisch-büreaukratischen.

Einmal nämlich kann man die Aufgabe des Pastors als eine bis zur Verflüchtigung seiner irdischen Lage und Pflicht geistliche auffassen. Man kann die Lehre vom Beruf und der Berufsteilung so übertreiben, daß man den Pastor ebenso zu den Seelen, wie den Schuster zu seinem Leisten weist. Es giebt heute solche „Idealisten."

Oder man kann von der Gebundenheit unsrer evangelischen

*) An einen Satz unsers damaligen Artikels, den wir durch gesperrten Druck hervorhoben, sei ausdrücklich erinnert: „Niemand auch von den Führern der evangelischen Sozialisten mutet heute jedem Pastor oder dem Pastor als solchem zu, Sozialpolitik zu treiben."

„Kirchen“ an den Staat ausgehn und den Pastor vornehmlich als Staatsdiener ansehn. Dann mögen für ihn Verhaltungsmaßregeln gelten, wie sie jüngst wieder in Preußen den Staatsbeamten eingeschärft worden sind: er darf nicht gegen die von der jeweiligen Regierung eingehaltene Politik auftreten. Nur dann ist er der „politische Pastor,“ den die Regierung nicht ertragen kann. Treibt er dagegen Politik im Sinne der Losung „Thron und Altar,“ so ist er hohen Lobes wert.

Es hat immer politische Pastoren gegeben und wird immer welche geben. Daß aber unsre evangelische Geistlichkeit insgemein den Hang hätte, sich in weltliche Händel zu mischen, wird man nicht sagen können. Neuerdings ist es nur die Wirtschaftspolitik gewesen, die eine gewisse Anziehungskraft auf einen Teil der Pfarrer ausgeübt hat. Aber aus Beweggründen, die auch vor dem kaiserlichen Telegramm bestehen können. Denn es erkennt den „Herren Pastoren“ an zweiter Stelle die nicht geringe Aufgabe zu, die Nächstenliebe zu pflegen. Die Nächstenliebe aber kümmert sich auch um den Leib und die leibliche Wohlfahrt des Nächsten. Damit sind wir mittendrin in den Wechselbeziehungen von „christlich“ und „sozial.“

Unsre Definition von Christlich-sozial haben wir in vorletzter Nummer mit aller Deutlichkeit gegeben.*) Wir freuen uns dessen und werden in diesem Sinne christlich-sozial bleiben, wie auch die Gunst der Mächtigen in Kirche und Staat sich wandeln mag. Dem Siebenten Evangelisch-sozialen Kongreß aber wünschen wir mit bewegtem Herzen, daß es ihm beschieden sein möge, zur Klärung und Befestigung wahrhaft christlicher Gesinnung ein gutes Wort zu sagen. Er war vielleicht niemals nötiger als in dieser Stunde. Mögen alle, die den Ernst der Lage erkennen und dazu berufen sind, nach Stuttgart kommen, den Kongreß zu stärken. R

*) Vergl. Nr. 19: Fünfundzwanzig Jahre Frieden.

Zur Zarenkrönung

Ueber die kirchliche Bedeutung der Stellung des Zaren

Zum zweitenmale in wenig mehr als einem Jahrzehnt werden wir demnächst das Schauspiel der Krönung und Salbung eines russischen Zaren erleben. Der junge Kaiser Nikolaus II. steht im Begriffe, in Moskau, der „heiligen“ Hauptstadt seines Reichs, sich und seiner Gemahlin diese höchste Weihe zu holen. Kein Gesetz verlangt es, daß der Selbstherrscher sich öffentlich die Krone auf das Haupt setze und sich die Salbung erteilen lasse. Aber es wäre doch mißlich für ihn, wenn er sich dieser Doppelhandlung entziehen wollte. In den Augen seines Volkes ist er erst dann der wirkliche Zar, wenn diese zwiefache Feier in der Uspenskij (Mariä Himmelfahrts)-Kathedrale, die zum Kreml, der unvergleichlich großartigen moskowitischen Hofburg, gehört, mit dem weitläufigen, glänzenden Zeremoniell, das dafür feststeht, vollzogen ist. Eine Zarenkrönung ist die solennste staatlich-kirchliche Feier, die die Gegenwart noch kennt. Sie ist eine Fortsetzung der byzantinischen Imperatorenkrönung und läßt den sinnberückenden, symbolisch-mystischen Prunk dieser noch einmal auftauchen wie eine Erscheinung aus einer versunkenen und verschollenen Zeit. Diese Zeit ist doch für Rußland, ja für den ganzen „orthodoxen“ Orient, noch nicht geschwunden. Es ist wirklich noch an dem, daß es einen Cäsar von Ostrom giebt. Man würde unzulänglich urteilen, wenn man es bloß für eine höfische Fiktion ansehen wollte, daß der Zar sich als Kaiser in diesem alten „christlichen“ Sinne betrachte. Die darin gegebne Beurteilung seiner Würde birgt noch eine große lebendige Kraft und ist eine politische Realität ersten Ranges. Nur wer sie versteht und im Auge behält, wird die russische Politik in ihren großen bleibenden Zügen, ihren eigentümlich unverrückbaren Zielen richtig deuten.

Es wird während der festlichen Tage überall von dem, was sich in Moskau begiebt, soviel berichtet werden, daß es für die Leser der Christlichen Welt gewiß belanglos wäre, auch in diesem Blatte eine Schilderung der gesamten Feier zu bekommen. Mit einer Deutung mag es anders stehen. Ich lasse die Zeremonien, die nicht in der Kirche vor sich gehen, beiseite, wiewohl auch sie dem historisch Kundigen des Interessanten genug zeigen. Nur die charakteristischen kirchlichen Akte gedenke ich kurz zu beleuchten, da man sicher sein darf, daß sie von den Reportern am wenigsten korrekt aufgefaßt oder gewürdigt werden.*)

1

Als 1883 Alexander III. an der Stelle stand, an die nun sein Sohn treten wird, vernahm man bei uns mit ziemlich verständnislosem Staunen, daß der eigentlich solenne Akt mit der Hersagung des Glaubensbekenntnisses durch den Kaiser begonnen habe. Es ist das sogenannte nicäno-konstantinopolitanische Bekenntnis, das einzige wirkliche Symbol der Kirche des Ostens, um das es sich dabei handelt. In der That muß der Zar zunächst diese heilige Formel sprechen, nur dadurch zeigt er seinem Volke, daß er wirklich der „rechtgläubige Kaiser“ ist, der er sein will oder muß. Man macht sich in unsern westeuropäischen Kirchen nicht leicht eine richtige Vorstellung von der Bedeutung dieses Symbols für die orientalische Kirche. Es gilt dort so absolut als der Inbegriff alles dessen, was zum Glauben gehöre, was die Kirchenlehre enthalte, daß es da, wo die Kirche als solche oder ein Einzelner offizieller- und feierlicherweise sich als „gläubig“ bekennen will, ganz unumgänglich ist. Es repräsentirt in mäßiger Erweiterung die Formel, die unserm apostolischen Symbol zum Grunde liegt; die Zusätze, die es bietet, sind einige bestimmte dogmatische Ausdrücke, die, wie man meint, die richtigen Gedanken in jeder Beziehung garantiren. Das Volk begegnet der Formel mit einer abgöttischen, abergläubischen Verehrung. Es giebt in der orientalischen Kirche eine Vorstellung, wonach selbst die Tinte, mit der man es schreibt, heilig wird: Kranke trinken das Wasser, mit dem ein Teller, in den es eingeschrieben ist, abgespült wird, und hoffen davon Genesung. Es ist, soviel ich weiß, eine Spezialität der russischen Kirche, daß die Prunkgewänder des hohen Klerus dieses Symbol mit Perlen gestickt dem Volke vor Augen rücken; das Volk soll daran sehen, wie treu die Kirche den „Glauben“ fest halte und wie kostbar er sei. Kein Zweifel, daß der Metropolit von Nowgorod, der den Zaren auffordern wird, „vor allen seinen treuen Unterthanen“ das heilige Symbol zu verlesen, vor ihm stehen wird als der mit diesem Bekenntnis gleichsam gepanzerte Repräsentant seiner Kirche.

Hat der Zar das Symbol unter dreimaliger Bekreuzigung bei dem Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes rezitirt, so schmückt er sich mit dem kaiserlichen Purpurmantel und der Brillantkette des St. Andreasordens. Purpur ist die Farbe des Tages, alle Gänge und Treppen, die der Zar betritt, die Säulen u. s. w. der Kathedrale sind mit Tuch und Sammet in dieser Farbe belegt und umkleidet. Andreas gilt als der Apostel von Byzanz und Rußland, er soll bis nach Kiew auf seinen Missionsreisen gekommen sein. Er ist der höchste Heilige des Reichs, seit die Großfürsten von Moskau in das Erbe der Kaiser von Byzanz eingetreten sind. Vorher war der heilige Georg der oberste. Als der siegbringende ist dieser ritterliche Heilige noch immer der Patron insonderheit des Heeres und der Schlachten. Der Kaiserheilige ist Andreas und nächst ihm Wladimir, der erste christliche Großfürst. Mit dem Purpur bekleidet befiehlt der Kaiser nun, daß die Krone ihm gebracht werde. Er setzt sie sich selbst auf das Haupt. Das ist eine Neuerung, die erst seit Peter dem Großen besteht. Dem byzantinischen Kaiser setzte der Patriarch von Konstantinopel die Krone auf. Aber Peter der Große hat das

*) Ich gestatte mir, auf die Darstellung hinzuweisen, die ich in meinem „Lehrbuch der vergleichenden Konfessionskunde“ Bd. 1 von dem russischen Reiche und seiner Kirche im Vergleich mit den byzantinischen Verhältnissen gegeben habe, insonderheit auf den Exkurs über die Kaiserwürde, S. 374 bis 393. Dort sind auch die Quellen namhaft gemacht, aus denen sich das Maß der Kenntnis herleitet, das ich vom Detail der in Konstantinopel und Moskau inne gehaltenen Zeremonien habe. Ein glänzendes Buch über Rußland besitzen wir an dem Werke von Leroy-Beaulieu, Das Reich der Zaren und die Russen (deutsch von Pezold und Müller), 3 Bände, 1884 bis 1890.

Patriarchat von Moskau beseitigt, und seither will der Zar durch die Selbstkrönung andeuten, daß er in jedem Sinne der Selbstherrscher sei. Nachdem der Kaiser auch Szepter und Reichsapfel in die Hand genommen (die er doch bald wieder niederlegt), ruft er die Kaiserin, die sich knieend vor ihm niederläßt, von ihm mit der eignen Krone einen Augenblick über der Stirn berührt wird und dann aus seiner Hand die ihr zukommende kleinere Krone empfängt. Auch sie wird jetzt mit dem Purpur und der Andreaskette geschmückt. Darauf nehmen beide Majestäten auf dem Throne Platz, und es erfolgt die Proklamation des Kaisers mit allen seinen Titeln. Läuten aller Glocken, hundertein Kanonenschüsse, dann eine feierliche lange Stille beschließen diesen ersten Akt.

Es folgt der zweite Akt, der der Salbung. In Konstantinopel ging ehedem die Salbung der Krönung voran. Ich weiß nicht, wie die gegenwärtige Ordnung zu verstehen ist. Ein russischer Gelehrter, Barsow, über dessen Untersuchung ich jedoch nur indirekte Kenntnisse habe, hat den Nachweis angetreten, daß was an dem byzantinischen Zeremoniell geändert sei, sich aus der Betonung der Selbstherrschaft erkläre. Vielleicht also soll markirt werden, daß die Krongewalt das Erste für den Kaiser ist, daß er in seiner Würde fertig ist, ehe er den Dienst der Kirche, *ihre* Zuthat, begehrt.

Der Kaiser selbst beginnt den zweiten Akt mit einem lauten Gebete, das er *allein* niederknieend aus dem ihm von dem Metropoliten vorgehaltenen Buche spricht. Danach kniet der Metropolit vor ihm und ebenso fällt die ganze Versammlung in der Kirche, auf ein gegebenes Zeichen auch das Volk draußen, nieder, während der Kaiser allein vor dem Throne steht. Dabei spricht der Metropolit im Namen des Volks ein Gebet für ihn. Es ist mir wahrscheinlich, daß in diesem allgemeinen Knieen die alte Adoration des Kaisers (die sonst auch seit Peter dem Großen abgethan ist) zu Tage tritt. Denn im allgemeinen steht man in der orientalischen Kirche beim Gebete; an festlichen Tagen gilt das vollends als Vorschrift. Nur wer seiner *Unwürdigkeit* vor Gott Ausdruck geben will — wie offenbar der Kaiser, wo er selbst betet —, kniet oder wirft sich über den Boden.

Nach dem Gebete folgt ein Te Deum und dann ein Gottesdienst in den Formen der regelmäßigen „Liturgie," d. h. eine Kommunionfeier. Kaiser und Kaiserin legen die Krone ab, und in bestimmtem Momente schreiten beide, geleitet von einer großen Prozession, auf die „königliche Pforte" zu. Man muß die Bauart einer orientalischen Kirche kennen, um das Weitere zu verstehen. In einer solchen steht überall der Altar hinter einer Wand, die als „Bilderwand" bezeichnet wird, in der Mitte hinter einer besonders geschmückten Thür, eben der königlichen, d. h. der Pforte Christi selbst, denn aus ihr wird sein Leib in der Feier der Kommunion hervorgetragen, tritt er in der Repräsentation durch den Priester selbst in die Gemeinde. Der Kaiser schreitet also vor bis zu der geöffneten königlichen Thür, die Kaiserin bleibt um ein weniges zurück. Vor der Thür stehend, erwartet ihn der Metropolit (derjenige von Nowgorod, der ältesten Russenstadt, der die ganze kirchliche Feier zu leiten hat), und hier geschieht die Salbung. Der Metropolit berührt mit dem heiligen Oele die Stirn, Nase, Lippen, Ohren, die Brust und die Hände des Zaren, wobei er die Worte spricht: „Das ist die Versiegelung mit dem heiligen Geiste." Auch die Kaiserin wird gesalbt, jedoch nur an der Stirn. Es folgt dann noch die Kommunion, die nur Kaiser und Kaiserin empfangen, der Kaiser für diesmal „wie ein Priester," nämlich unmittelbar am Altar (es ist dies die einzige Gelegenheit, wo er den Raum jenseits der königlichen Pforte, zu dem sonst kein Laie eingelassen wird, betritt), er auch so, daß er Brot und Wein gesondert empfängt (auch dieses priesterlichen Vorrechts wird er nur dieses mal teilhaftig), während die Kaiserin vor der Pforte zurückbleiben muß und hernach die Kommunion „nach Laienart" entgegennimmt, nämlich Brot und Wein im Kelch gemischt und durch einen Löffel dargeboten. Da die Kaiserin die volle Teilhaberin eben auch an den kirchlichen Spendungen, die zur Krönung gehören, sein soll, so ist das der Grund, weshalb sie „orthodox" sein *muß*.

Wie die Verhältnisse noch liegen, kann eine Zaritza nicht anders gedacht werden als orthodox.

2

Die ganze Krönungsfeier hat ein mysterienhaftes Gepräge, und dem entspricht die Stellung, die der Zar in den Augen seines Volks hat. Man pflegt wohl diese Stellung als eine cäsaropapale zu bezeichnen. Jedoch darin stecken schiefe Ideen über sie. Die orthodoxe orientalische Kirche hat keinen Papst. Ist der römische Bischof zugleich ein König und Selbstherrscher über seine geistlichen Unterthanen, zu denen auch die weltlichen Könige gehören, so ist der Zar nicht etwa ein Kaiser, der zugleich priesterliche Qualität hätte und mit seiner weltlichen Hoheit die geistliche Art eines Patriarchen verbände. In der orientalischen Kirche ist die Hierarchie wesentlich anders vorgegestellt als in der römischen. Die gesamte Geistlichkeit, der höchste Würdenträger ebenso wie der geringste, wird eigentlich bloß unter kultischem Gesichtspunkt betrachtet. Zu „regieren" hat der Klerus nur soviel, als sich eben nicht vermeiden läßt. Seine Aufgabe ist zu *weihen* und zu *segnen*. Das kann nur er, denn es handelt sich dabei um eine sehr realistisch vorgestellte Spendung geheimer göttlicher Kräfte, die er allein vermöge der wunderbaren Ausrüstung, die von den Aposteln her auf den Episkopat und von diesem auf die Priester übergegangen ist, besitzt und in seinen „liturgischen" Verrichtungen, daß ich so sage, überstrahlen läßt auf Personen und Dinge. So ist der Klerus in seiner Weise höher als irgend ein Stand, auch der kaiserliche. Aber eigentlich nur innerhalb des kirchlichen Gebäudes, mindestens nur da, wo er in seinem Amtsgewande erscheint. Zu „befehlen" hat er nicht allzu viel. Die Gewalt im äußerlichen Sinn auch mit Bezug auf die Kirche behält der „Staat," in Rußland der Zar. Es ist eine im einzelnen ziemlich komplizirte Sache um die Abstufungen innerhalb der Hierarchie. Allein das ist doch klar, daß alle Staffeln oberhalb des einfachen Bischofs wesentlich nur Rangverhältnisse im zeremoniellen Sinne repräsentiren. Auch die „Patriarchen" sind hiernach zu verstehen. Gewiß mag man sie die Fürsten unter den Bischöfen nennen. Der ökumenische Patriarch in Konstantinopel besaß den Rang der kaiserlichen Prinzen und war unbedingt der erste nächst, ja neben dem Kaiser. Aber die Rangabstufungen im orientalischen Episkopat hängen mit der politischen Stellung ihrer Stadt zusammen. Der Bischof in der Provinzialhauptstadt hieß im alten oströmischen Reich Metropolit. Sofern es noch Verbände mehrerer Provinzen (Eparchien) in größern Einheiten (Diözesen) gab, entstand die Stellung der Obermetropoliten, zuletzt der Patriarchen. Der „vornehmste" Patriarch war der in der Kaiserstadt, die ja doch als solche über den Diözesanstädten noch rangirte! Der „ökumenische Patriarch," der „Reichspatriarch," wie ich den Titel meine übersetzen zu müssen, war und ist darum kein Papst, weil er keineswegs über die andern Patriarchen, auch nicht über die Bischöfe solcher Kirchen, die „autokephal" sind, herrscht, und vollends heutiges Tags nur noch im symbolischen Sinn die Einheit der großen orthodoxen Kirche in und über den selbständigen Landeskirchen, die sie umfaßt, repräsentirt. Es giebt kein Gesetz, das für eine bestimmte Stadt ein für allemal einen Patriarchen verlangte, sowie in Rom der Papst sein „muß." Wo ein Zar sich erhob, ernannte er meist den Bischof seiner Hauptstadt zum Patriarchen. Auch Moskau bekam 1589, nachdem die Großfürsten Zaren geworden waren, ein Patriarchat. Peter der Große hat dieses aber wieder aufgehoben und angeordnet, daß die russische Kirche von einer permanenten Synode („dem heiligen Synod") in Petersburg regiert werde, die unter dem Vorsitz eines weltlichen Beamten (des „Oberprokureurs," gegenwärtig der bekannte Pobedonoszew) funktionirt. Peter erklärte den Bischöfen, daß er selbst der Patriarch sein wolle. Das hieß doch nicht, daß er sich die *klerikale* Kraft eines solchen als *Bischof* zuschrieb, sondern nur, daß er keinen so hoch im Range stehenden Bischof überhaupt in seinem Reiche haben wolle. Denn wenn es auch nach alter Anschauung eine Ehre des Kaisers mitbedeutete, daß in der Kaiserstadt ein Patriarch thronte, so war

das unter Umständen auch lästig und konnte gefährlich werden. Peter dachte zu nüchtern, um nicht die Ehre gegen den Nutzen, den es bot, keinen Patriarchen mehr neben sich zu haben, gern fahren zu lassen. Unter seinen Nachfolgern hat es dabei sein Bewenden gehabt.

Ist der Zar nicht selbst mit geistlichen Qualitäten ausgestattet, gehört er keineswegs mit zur „Hierarchie," so hat er auch keine Gewalt über das Dogma und den Kultus. Auch daran ist zu erkennen, daß er nicht dem Papste zu vergleichen ist. In der orientalischen Kirche gilt das Dogma und nicht minder der ganze Kultus für stabil. Im Prinzip kann man sich denken, daß noch einmal ein Fortschritt stattfände. Nämlich wenn es möglich wäre, noch einmal ein Konzil zu versammeln wie in der alten Kirche, ein Konzil, an dem die ganze Kirche teil nähme, und das sich lediglich richtete nach den Rechtsbestimmungen, den „Kanones," die die alte Kirche gegeben hat, so möchte eine weitere Entwicklung des Dogmas und der Formen der gottesdienstlichen Feiern angebahnt werden können. Aber diese prinzipielle Möglichkeit einer „Neuerung" erscheint praktisch als ganz aussichtslos, sie gilt nur abstrakterweise und hat keinen Einfluß auf das lebendige Verhalten der Kirche in der Gegenwart. Das Dogma und die „Liturgie" werden beide behandelt, als ob sie für die Ewigkeit fertig seien, sie bilden ein Noli me tangere für jeden Orthodoxen, auch für den Kaiser. Der Papst trägt das ganze Dogma nach der Unfehlbarkeitstheorie in seiner Brust, er ist auch gebunden durch die Tradition, aber die Tradition lebt in ihm, zuletzt weiß er allein zu sagen, was Tradition „ist," nur er hat sie zu deuten, es giebt keinen geschriebnen Buchstaben, der über ihm stünde. Es hat wohl im alten Konstantinopel Kaiser gegeben, die das Dogma und die Liturgie als ihnen mitunterstellt ansahen, die daran meinten mitschaffen zu dürfen, wenn sie auch nicht übersahen, daß die letzte Instanz Konzilien seien: ich nenne etwa Justinian I. Aber das hat ein Ende gefunden. Als die Kaiser die „Bilder" in der Kirche abschaffen wollten, hat in einem Kampfe, der mehr als hundert Jahre dauerte, die Anschauung gesiegt, daß Dogma und Kultus dem Kaiser entrückt seien, daß mit Bezug darauf die Kirche selbständig und souverän sei.

3

Dennoch steht der Kaiser in einem ganz bestimmten Verhältnisse auch zu diesen innern Besitztümern der Kirche. Er ist ihr „Schutzherr." Das ist der eigentliche Sinn der Zarenwürde der Kirche gegenüber. In dieser Beziehung zuoberst ist sie das Erbe der alten Kaiser von Konstantinopel. Als das byzantinische Reich den Türken erlag, kam das Mutterland der Orthodoxie unter die Gewalt der „Ungläubigen." Es gab zunächst keinen Schutzherrn mehr für die Gläubigen, sie hingen ab von der Willkür der Sultane. Nur in Rußland, aber noch sehr unbedeutend im Vergleich mit der Gegenwart, gab es im Osten jetzt ein christliches Reich. Und der Großfürst dieses Reiches ist dann, nicht sofort, aber doch nach einer gewissen innern Notwendigkeit in die Rolle eines Beschützers der Christen unter den muhammedanischen Herrschern eingetreten. Die einzige Nichte und Erbin des unglücklichen letzten byzantinischen Kaisers, die Paläologenprinzessin Sophia, wurde von Rom aus, wohin sie geflüchtet worden, dem Großfürsten Iwan III. zur Gemahlin angetragen in der Hoffnung, daß das eine Union zwischen der russischen und römischen Kirche anbahnen werde. Der Großfürst hat zwar diese letztere Hoffnung nicht erfüllt, dagegen hat er kraft jener Heirat alle Rechtsansprüche des christlich-byzantinischen Kaisers auf Rußland übergeleitet. Das russische Wappen führt seither den byzantinischen Adler in seinem Schilde. Wurde so der moskowitische Herrscher, zumal seit er sich im sechzehnten Jahrhundert stark genug fühlte, um die Cäsarenwürde zu übernehmen, in seinen eignen Augen, zugleich in den Augen seines Volkes, ja überhaupt aller orthodoxen Christen der Nachfolger der „frommen, Christusliebenden" Kaiser von Konstantinopel, so war es eben seine höchste Aufgabe, das Christentum und zwar in seiner alten, durch die Konzilien ausgeprägten und legitimirten Gestalt, das „orthodoxe Christentum," zu schützen und zu stützen. Noch immer ist es

in den Augen der Russen der schönste Schmuck für den Zaren, der glänzendste Edelstein seiner Krone, daß er der „Hort der Rechtgläubigkeit," der Helfer aller orthodoxen Christen ist, und darum tritt der Kaiser bei seiner Krönung zuerst mit seinem eignen Bekenntnis auf, darum geschieht seine Krönung in der Kirche, darum tritt er selbst betend für sich und sein Reich, wie kein Laie sonst, hervor, darum empfängt er die Salbung und mit ihr im besondern Sinn die Erleuchtung durch den heiligen Geist, darum ehrt die Kirche ihn, wie wenn er priesterliche Art hätte, indem sie ihn in das Allerheiligste, an den Altar, herantreten und das heilige Mahl empfangen läßt, wie es das Vorrecht der Priester ist.

In der Schätzung des russischen Volkes ist die Krönung und Salbung des Zaren wirklich wie eine Ordination. Man weiß wohl, daß der Kaiser kein Priester wird. Aber er ist doch auch ein „Geweihter." Zweierlei geheimnisvolle heilige Gewalten hat Gott der rechtgläubigen Christenheit geschenkt: die priesterliche und die kaiserliche. An die Möglichkeit eines Zwiespalts beider denkt man nicht. Kaisertum und Kirche verleihen sich wechselseitig Ehre und Glanz. Soweit die Hierarchie kraft ihrer ausschließlichen Fähigkeit, die Sakramente zu verwalten, heilsvermittelnd zwischen Gott und der Welt steht und gewissermaßen himmlische Art besitzt, ist der Kaiser verpflichtet, ihr Ehrfurcht zu bezeugen, wie jeder andre. Eine charakteristische Anekdote, die zeigen mag, wie wunderlich in Rußland religiöse Devotion vor dem Klerus und soziale Geringschätzung desselben sich miteinander vertragen, teilt Leroy-Beaulieu mit. Er bemerkt, daß es volkstümlicher Brauch sei, dem Priester, dem man in seinem Amtsgewande gegenübertritt, die Hand zu küssen. Vielleicht thut es der Kaiser nicht, daß die Großfürsten es thun, ist sicher. Leroy-Beaulieu berichtet also, daß ein Dorfpriester gezögert habe, seine Hand den Lippen eines Großfürsten, den er an der Kirchenthür empfing, darzureichen, und daß der darüber aufgebrachte Prinz ungeduldig gerufen habe: „Streck doch deine Pfote aus, du einfältiger Mensch." Indes, so sicher es ist, daß der Kaiser der Hierarchie gegenüber, sobald sie mit ihren sakralen Attributen auftritt, sich mit zu den „Laien" zählen muß, so giebt es doch eine Seite an ihm, die ihn über die Hierarchie ganz ebenso hinaushebt, wie über alle Stände seines Reiches. Das ist seine Würde als vollkommen absoluter Monarch, als von Gott selbst gesetzter, nur Gott verantwortlicher, durch kein Gesetz verpflichteter Selbstherrscher. Alexander III. hat diese Vorstellung besonders tief empfunden, wie eine religiöse Gewißheit. Und das russische Volk wird von mystischer Stimmung übermannt, wo es seinen gesalbten Zaren sieht. Leroy-Beaulieu hat ganz Recht, wenn er ausführt, daß der Zar nicht ein Souverän sei, wie ein westeuropäischer Fürst. Auch der ganz unumschränkte, noch durch keine Konstitution in seiner gesetzgebenden Gewalt eingeengte König des ancien régime bei uns war kein Herrscher, wie der Zar. Mag es sich nicht auf eine juristische Formel bringen lassen, wiefern dieser noch eine besondre Stellung hat, so ist das geistige Bild von ihm, das der Russe hat, ein eigentümliches, spezifisches. Der Zar ist der namaestnik, d. h. der Statthalter Gottes. Das ist es, was ihn freilich dem Papst vergleichbar macht. Für alle Art von „Herrschaft" auf Erden ist der Zar von göttlicher Art, wie in andrer Richtung der Klerus. Alles, was die Personen als solche, die „Menschen" auch im Klerus angeht, ist ihm unbedingt unterthan. Im äußerlichen und im geistigen Sinne hat er allein zu bestimmen. Erst an den „geistlichen" Dingen findet er eine Grenze. Aber auch da hat er eine eigentümliche Vollmacht von Gott, die wirkliche Schutzgewalt, einen Beruf und eine Fähigkeit wie kein andrer. Es ist sehr etwas andres, wenn wir etwa einen Hohenzollernkaiser als Schutzherrn des Protestantismus bezeichnen, und wenn der Russe seinen Zaren als Schutzherrn der orthodoxen Kirche betrachtet. Kraft der Salbung besitzt der Zar gerade da eine Art „unzerstörbaren Charakters." Man darf das nicht über ein bestimmtes Maß mit Begriffen verdeutlichen wollen, die Phantasie, das religiöse Gefühl ist dabei mit im Spiel. Man denkt an die geheimnisvolle Erleuchtung, die er empfangen hat und nun „besitzt." So erträgt man auch der Kirche gegenüber

unendlich viel Willkür von ihm. Wenn er es nicht für nötig findet, so bedarf die Kirche auch keines Schutzes, Gott wird ihm schon alles sagen, was recht ist.

In neuerer Zeit hat der Zar eine eigentümliche Neuerung selbstmächtig für seine Stellung zur Kirche eingeführt. Er verspricht es heute nicht mehr, wie der byzantinische Kaiser that, und wie es auch ehedem bei der Zarenkrönung mit einem Eide geschah, daß er die Kirche „schützen" und ihre „Kanones" innehalten wolle. Das ist von ihm aus wohl ein Schritt zur Verweltlichung, „Europäisirung," daß ich so sage, seiner Würde. Das Volk beachtet das noch nicht oder empfindet jedenfalls die Tragweite dieser stillschweigend eingeführten Unterlassung nicht. Ihm genügt die Krönung und Salbung, und daß der Kaiser sich zum Symbol bekennt. Es hat zu ihm unbedingt das Vertrauen, daß er seiner Kirche nicht untreu werde, und praktisch hat noch kein Zar gewagt, einen andern Weg einzuschlagen als den durch den Titel eines Schutzherrn der Orthodoxie ihm vorgezeichneten. Man las gelegentlich, der junge Nikolaus wolle seinen Unterthanen die „Gewissensfreiheit" bescheren. Das „könnte" er kraft dessen, daß auch er sich nicht eidlich verpflichten wird, die Kanones zu respektiren, die z. B. die Konversion eines Orthodoxen zu einer andern Kirche ausschließen. Aber es wäre ein großartiges Wagnis, wenn er daran denken wollte, von seinem Freiheitsvorbehalt als Selbstherrscher wirklich wider die orthodoxe Kirche Gebrauch zu machen.

4

Noch etwas muß ich in der Kürze berühren, das mit dem byzantinischen Erbe des russischen Kaisers zusammenhängt. „Der Kaiser," das ist der Titel des Herrschers des alten römischen Reiches, und dieses Reich umfaßte die Welt, den orbis terrarum, den „Erdkreis." Der Kaiser ist der „Herr der Welt." Als das römische Reich in zwei Hälften zerfiel, als zwei Cäsaren sich in die Weltherrschaft teilten, der eine im „alten Rom" thronend, der andre im „neuen," in der Konstantinstadt, entstand die Idee einer Grenze innerhalb des Imperiums, einer Art Weltscheide zwischen Westen und Osten. Die Kirche war seit dem Ende des vierten Jahrhunderts zur Staatskirche geworden. Auch sie hatte Teil an den Wandlungen des Reichs und Teilungen der „Welt." Sie war die „katholische" Kirche als die Reichskirche, und auch sie trat in zwei gleichwertige „Hälften" auseinander. Der Papst hat in diese Betrachtung nicht gewilligt, der oströmische Reichs- und Weltpatriarch lebt recht eigentlich von ihr. Der Patriarch in Konstantinopel ist eben kraft der Scheidung innerhalb des Reichs neben den Bischof von Rom getreten. In der Anschauung der östlichen Kirche ist es selbstverständlich, daß der römische Bischof nicht mehr ist als der oberste Patriarch in seiner Hälfte. Ueber die Gebiete des „Ostens" hat er keine „Rechte." Nur weil das alte Rom eben früher war als das „neue" und insofern immerhin vornehmer als dieses, konzedirt die orientalische Kirche, in ihr auch der ökumenische Patriarch, dem Papst einen Etikettenvorrang vor allen andern Bischöfen und Patriarchen. Die „Prärogativen und Rechte" des oströmischen Kaisers, die idealen Beziehungen zwischen diesem Kaiser und der orthodoxen Kirche des „Ostens" sind auf den Zaren übergegangen. Das macht den Zaren zum berufnen „Weltherrscher" des Ostens, zum legitimen Erben der altbyzantinischen Lande, also vorab der Balkanhalbinsel und der Stadt Konstantinopel. „Zargrad," Kaiserstadt, das ist kurzweg der russische Name für Konstantinopel, und das russische Volk träumt von der Herrlichkeit der „Zarenstadt." Für uns im Westen ist das nicht gleichgiltig. Zwar an eine Eroberung des Westens denkt in Rußland gewiß niemand. Der „Westen" ist eben eine Welt für sich, politisch und kirchlich. Mag er sich einrichten, wie er will. Er hat ein Recht auf Selbständigkeit. Der alte „römische" Kaiser „deutscher Nation" war das Gegenstück zum Zaren. Es geht den Osten nichts an, ob wir noch einen Kaiser derart haben oder nicht. Auch was wir aus dem Christentume machen, ist dem Osten im Grunde gleichgiltig. Also direkt haben wir von der Zarenidee nichts zu befürchten. Wohl aber indirekt. Denn seit den Zeiten der Kaiserin Katharina II. hat sich die russische Politik darauf gestützt, daß man die byzantinische Erbschaft überkommen und „Ansprüche" habe auf Konstantinopel und überhaupt die Länder, über die es herrscht, zumal die „stammverwandten" slawischen Brüder dort. Doch das will ich hier nicht weiter verfolgen. F Kattenbusch

Verschiedenes

(Stöcker über seinen Austritt aus dem Evangelisch-sozialen Kongreß) In seiner Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung bespricht Stöcker „die Krisis im Evangelisch-sozialen Kongreß." Unsre Chronik giebt den Artikel ausführlich wieder. Er war uns um so interessanter, als wir bis heute ohne nähere Nachrichten über den Verlauf der „Krisis" geblieben sind. Ehe wir urteilen, müssen wir die Mitteilungen abwarten, die ohne Zweifel in Stuttgart zu erhoffen sind. Wenn aber Stöcker die Sache so darstellt, als wäre seine kirchliche Position der tiefere Grund, weshalb man von ihm den Verzicht auf das Vizepräsidium im Kongreß begehrt habe, so ist das wenig einleuchtend gegenüber der Thatsache, daß diese Position sechs Jahre lang das Zusammenarbeiten mit ihm nicht gehindert hat, im Gegenteil diese Verschiedenheit der Richtungen in der Gemeinsamkeit der Arbeit immer als etwas besonders Wertvolles empfunden worden ist.*)

In demselben Artikel sagt Stöcker, der namentlich Betroffne, über das kaiserliche Telegramm würdige Worte. R

(Die Harmonie der sechs ersten Evangelisch-sozialen Kongresse) Von Otto Kraft, Pfarrer in Oechlitz. Halle, Adolf Kegel, 1896. 32 S. 50 Pfge.

Zeitgemäßer kann kein Schriftchen auf den Markt kommen als dieses. Es berücksichtigt sogar schon anmerkungsweise Stöckers Austritt. Seine Tendenz, ist nachzuweisen, daß sich durch alle Tagungen des Kongresses hindurch „eine immer größere Einigkeit der Meinungen über das Verhältnis von Christentum und Wirtschaftsleben herausgestellt" habe, „ebenso darüber, was vom Evangelium aus, sei es durch die Kirche, sei es durch den einzelnen Christen mit Bezug auf die soziale Frage zu thun, zu erstreben und zu fordern sei." Wir kommen auf das Schriftchen zurück. R

(Was heißt Christlich-sozial?) Gesammelte Aufsätze von Fr. Naumann, Pfarrer in Frankfurt a. M. Erstes Heft, zweite Auflage 1,40 Mk. Zweites Heft 1,80 Mk. Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachfolger.

Unsre Leser wissen genug von Naumann, daß es genügt, den Inhalt des soeben erschienenen zweiten Heftes mitzuteilen: 1. Die Evangelisch-sozialen Kongresse. 2. Freiherr von Stumm. 3. Bismarck. 4. Was wir Stöcker verdanken. 5. Gedanken zum christlich-sozialen Programm. 6. Konservatives Christentum. 7. Zum sozialdemokratischen Landprogramm. 8. Die geächteten Pastoren. R

(Reischle über Sohms Kirchenrecht) Bei der vorjährigen theologischen Konferenz in Gießen am 14. Juni 1895 verabschiedete sich der nach Göttingen berufne Professor Reischle mit einem Vortrag über „Sohms Kirchenrecht und der Streit über das Verhältnis von Recht und Kirche." Dieser Vortrag ist bei der J. Rickerschen Buchhandlung in Gießen erschienen (Preis 1 Mk.). Da es in den kirchenpolitischen Kämpfen unsrer Zeit sich je länger je mehr um die Frage handeln wird, ob das Verhältnis von Staat und evangelischer Kirche in Zukunft noch enger werden oder im evangelischen Sinne des Gemeindeideals, wie es Sulze so glaubenswarm und überzeugend vertritt, wesentlich lockrer werden soll, so ist diese Auseinandersetzung zwischen Sohm und Reischle jedem, dem die zukünftige Rechtsgestaltung der evangelischen Kirche am Herzen liegt, auf das wärmste zu empfehlen. Sohms geistvolle und blendende These: „Das Kirchenrecht steht mit dem Wesen der Kirche im Widerspruch" führt Reischle zu den Grenzen ihrer Berechtigung zurück, indem er darlegt, daß das wahre geistige Wesen der Kirche unter einer menschlichen Rechtsordnung stehen muß, so lange sie eine werdende ist, und auch unter einer menschlichen Rechtsordnung bestehen kann, so lange diese sich auf äußere Formen und Ordnungen beschränkt, dem innern Leben der Kirche keinen Zwang anthut und den Inhalt des Evangeliums und die Stellung der Herzen und Gewissen zu ihm nicht regeln will. Reischle möchte in recht weiten Kreisen die Lust wachrufen, Sohms Kirchenrecht selbst zu lesen. Möge sein Vortrag als Führer zu diesem Ziele recht vielen dienen. H Reuß

(Beilage zur Allgemeinen Zeitung) Die in Nr. 20 des Jahrgangs 1893 besprochne Allgemeine Zeitung veranstaltet von ihrer täglich mit dem Abendblatt erscheinenden wissenschaftlichen Beilage vom 1. Januar dieses Jahres an auf vielfachen Wunsch ein Sonderabonnement zum Preise von 4,50 Mk. und eine Ausgabe in Wochenheften zum Preise von 5 Mk. vierteljährlich. Letztere Ausgabe ist auch im Wege des Buchhandels erhältlich. Diese wissenschaftliche Beilage ist die hervorragendste Revue über alle Erscheinungen des geistigen Lebens, die wir augenblicklich in Deutschland besitzen. Ihr Leiter ist Professor Dove in München, dessen Streben, durch gediegne sachliche Aufsätze seine Leser in den verschiedensten Wissensgebieten auf dem Laufenden zu erhalten, durch die Mitarbeit der besten Publizisten Deutschlands und des Auslands auf das beste unterstützt wird. Wer sich an die Lektüre dieser Beilage gewöhnt hat, dem wird sie bald ein liebgewordnes, unentbehr-

*) Vor Schluß des Blattes hören wir von zuständigster Seite, daß die Darstellung Stöckers an erheblichen Unrichtigkeiten leidet. Wir hoffen Zuverlässiges in Bälde mitteilen zu können.

liches Bedürfnis. Auf alle umfangreicheren Berichte der letzten Zeit einzugehen, verbietet sich von selbst, aber die Aufsätze von Bornemann über Ritschl, Drews über die moderne Ethik und die Metaphysik, einem Unbekannten (Σ) über Naumann, Berichte über die Glaubensstreitigkeiten der evangelischen Sachsen Siebenbürgens mit den Evangelischen Ungarns verdienen an diesem Orte ausdrücklich erwähnt zu werden, ebenso Ottokar Lorenz' Darstellung von Gustav Freytags politischer Thätigkeit, Lujo Brentanos agrarische Behauptungen im Lichte der Wirklichkeit, Pfizers sarkastische, den antisozialen Geist im Entwurf des neuen bürgerlichen Gesetzbuches brandmarkende Bemerkungen über das Rechtsstudium der Zukunft. Vor allem aber sind seit dem 1. Juli vergangnen Jahres die kirchenpolitischen Aufsätze, die jeweilig am ersten eines jeden Monats erscheinen, und von denen die Chronik der christlichen Welt schon öfters Auszüge gebracht hat, der Gegenstand des weitgehendsten Interesses. Der mit Spectator zeichnende Autor (oder vielleicht Autoren?) überrascht durch eine ebenso gründliche, vielseitige, historische Sach- und Personenkenntnis, wie sie nur wenig Eingeweihten zu Gebote stehen kann. Nirgends ist die römische Frage bis jetzt sachlicher diskutirt worden, als in diesen Aufsätzen. Es ist deshalb ein sehr begrüßenswerter Gedanke des Verlags der Allgemeinen Zeitung, diese Beilage auch in Wochenheften einem größern Kreise zugänglich zu machen, denn das, was darin geboten wird, geht über das Interesse eines Tags hinaus und verdient, in stillen Stunden noch nach Jahren gelesen, für manche wissenschaftliche Frage sogar direkt als Quelle verwendet zu werden. H Reuß

(Karfreitag in Amerika) In Payette, Idaho, in den Vereinigten Staaten brachte die Tagespresse am 26. März folgende Anzeige:

The ladies of the Baptist church will give a social, on the evening of Good Friday, in the church. A short program will be arranged. Ice cream and cake will be served. All are invited.

Also die Baptistengemeinde in Payette feiert Karfreitag in ihrer Kirche mit Eiskreme und Kuchen. Ländlich sittlich! Am Karfreitag stehen in Amerika alle Geschäfte offen, nicht einmal der Schulunterricht fällt aus, und in den Kirchen werden regelrechte Diners veranstaltet. Schön ist das nicht. Unsre deutschen Brüder drüben könnten und sollten die amerikanischen Christen anders Karfreitag feiern lehren. R

Pfingstgewitter

Pfingsten, Pfingsten — ausgegossen,
Geist des Vaters und des Sohnes,
Hast du eine Welt des Tones,
Eine Welt des Lichts erschlossen!

Sturmposaunen, Feuerflammen:
Heilges Licht- und Tongewitter,
Du zerbrichst der Sprachen Gitter,
Völker schmilzt dein Blitz zusammen.

Die Erfüllung jener Zeiten,
Die einst Joel im Gesichte
Schauen durfte, einzuläuten
War dein Amt in der Geschichte.

Heute bricht aus finstern Gründen
Neu ein fremder Geist des Lichtes —
Heilger Geist, Geist des Gesichtes,
Gieb uns Kraft zu überwinden!

Geist der heiligen Bekenner,
Komm wie einst in Sturm und Feuer:
Schwächlich ist die Zeit, und teuer
Wurden Christen, wurden Männer! —

Carl Hunnius

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 21 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt
in Frankfurt a. M. und den benachbarten Gebieten
treffen sich bis auf weiteres **an jedem ersten Montag im Monat nachmittags 3—5 Uhr** in Frankfurt a. M., **Rosenau**, Reuterweg 8. Zum erstenmal Montag **den 1. Juni.** Besprechung über den Evangelisch-sozialen Kongreß in Stuttgart. Auch Frauen sind willkommen.

Kongreß in Stuttgart

Freunde der Christlichen Welt finden einen Mittelpunkt im **Hotel Royal** (mit Garten!) gegenüber vom Bahnhof, 7 Minuten vom Kongreßlokal.

Freunde der Tageszeitung erhalten Bericht über den Stand der Sache **Freitag früh 8½** in einem Saale der Liederhalle, nicht wie in Nr. 18 in Aussicht gestellt, am Donnerstag abend.

Soeben ist erschienen:

Die evang.-soz. Bewegung, ihre Geschichte und ihre Ziele

von

Paul Göhre

Broschirt 2 Mark

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Verlag von **Reuther & Reichard** in **Berlin W. 9**

Soeben erschien:

Was ist christlicher Sozialismus? Leitende Gesichtspunkte für evangelische Pfarrer und solche, die es werden wollen. Von **D. M. von Nathusius**, ord. Professor der Theologie in Greifswald. **Preis 60 Pfg.**

Obige Schrift dürfte im Hinblick auf die neuesten Vorkommnisse für alle, welche an der christlich-sozialen Bewegung Anteil nehmen, von hohem Interesse sein.

Verlag von Eugen Salzer, Heilbronn

Soeben erschienen:

J. Voelter, Generalsekretär des Evangelisch-sozialen Kongresses, **Aus England,**

Bilder und Skizzen aus dem kirchlichen, kulturellen, und sozialen Leben. 1,60 Mk., gebunden 2,20 Mk.

Antiquariats-Katalog XXVII
(Theologie und Verwandtes)
soeben erschienen. Bitte zu bestellen.
Hugo Rother's Buchhandlung (Martin Warneck),
Berlin W. 9, Linkstr. 4.

Im Verlag von
C. Bertelsmann i. Gütersloh
ist soeben erschienen:

Glaube, Schrift und heilige Geschichte

3 Vorträge v. D. H. **Cremer,**
Prof. in Greifswald
1,50 Mk., geb. 2 Mk.

Inhalt: Die Autorität der heiligen Schrift. — Das Evangelium Jesu und das Evangelium von Jesu. — Der Glaube und die Heilsthatsachen

Statt 74,40 Mk. **für 50 Mk.**
Doré-Bibel, tadellos z. verkaufen.
J. Krause, Ant., Halle a. S.

Für die Reisezeit!
Baedeker, Süddeutschland. 1892. Statt 5 Mk. für **3** Mk.
— Rheinlande. 1892. Statt 6 Mk. für **3,50** Mk.
— Oesterreich. 1892. Statt 5 Mk. für **2,50** Mk.
— Schweden u. Norwegen. 1891. Statt 9 Mk. für **3** Mk.
— England. 1889. Statt 10 Mk. für **3,50** Mk.
— Rußland. 1888. Statt 10 Mk. für **2,50** Mk.
— Griechenland. 1888. St. 10 Mk. für **3,50** Mk.
— Berlin. 1888. Statt 3 Mk. für **1,50** Mk.
Meyer, Aegypten. 1881. Statt 7,50 Mk. f. **1,80** Mk.
liefert, so lange Vorrat, neue Expl.
J. Krause, Antiquariat, Halle a. S.

Zu verkaufen für nur **M. 105**
Herzogs Realencyklopädie der protest. Theologie. 2. (neueste) Aufl. 18 Bde. Hfz. geb. (Neupreis Mk. 216), durch
Alfred Lorentz,
Antiquariat, **Leipzig**

Gustav-Adolf-Sache!

Zur schnellen und billigen Orientirung über den **allgemeinen** Stand der Gustav-Adolf-Sache, oder über **einzelne Diasporagebiete,** oder über **die Arbeiter und Märtyrer der Gustav-Adolf-Geschichte,** oder über **Aberglauben, Inquisition, Glaubensverfolgungen** seitens der römischen Kirche seien hiermit erneut die **Kleinschen Gustav-Adolf-Hefte,** à 10 Pfg., besonders zum Vertrieb auf Gustav-Adolf-Festen allen Freunden und Förderern der guten Sache empfohlen. Depots zur Auswahl und Bestellung nach obengenannten Gesichtspunkten bei:

Sup. a. D. Oßwald in Beyernaumburg, Prov. Sachsen, Pfarrer Scheuffler in Lawalde, Königr. Sachsen, Stadtpfarrer Zäringer in Weinheim, Großh. Baden, und beim Verleger Hugo Klein (Jul. Pertz) in Barmen.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162.**

Soeben erschien:

Kraft, O., Pfarrer,
Die Harmonie der sechs ersten evangelisch-sozialen Kongresse
Preis 50 Pfg.

Für Geistliche und christliche Sozialpolitiker ist diese, bereits von kompetenter Seite sehr anerkennend beurteilte, kl. Schrift von großem Wert.

Verlag von **Adolf Kegel,**
Halle a. d. Saale

Höhenluftkurort

740 m ü. M. **Freudenstadt** württ. Schwarzw.

Kurhaus Palmenwald

Luftkurhotel mit christl. Hausordnung (gemeins. Morgen- u. Abendandachten) zu längerem oder kürzerem Erholungsaufenthalt vorzüglich geeignet.

Das ganze Jahr im Betrieb.

Beherrschende Lage in unmittelbarer Nähe des Waldes; entzückende Fernsicht; würzige nervenstärkende Luft, wundervolle Spaziergänge auf stets trockenen Waldwegen, höchst lohnende genussreiche Ausflüge nach allen Richtungen zu Wagen und zu Fuss. — Gute Verpflegung, geselliger Verkehr; Pensionspreise von Mark 4½ an. — Haushaltungskurse für Töchter von Herbst bis Frühjahr. — Ausführliche Prospekte durch den Vorstand.

Für ein alleinstehendes arbeitstüchtiges verlobtes Fräulein wird ein Pfarrhaus zu längerm unentgeltlichem Aufenthalt gesucht.

Enger Familienanschluß und geistige Förderung Hauptwunsch.

Näheres durch
Pfarrer **Rade**
in Frankfurt a. M.

Wer noch schwankt, wohin er seinen Sommerausflug lenken soll, der verschaffe sich schnell ein Büchlein, das ihm die rechten Wege weisen kann, wie kaum ein andres. Der Verfasser ist zwar ein Gelehrter, Professor Dr. Kinzel, aber er versteht es, mit solcher Frische, so gutem Humor und mit so praktischem Geschick zu schreiben, daß niemand es bereuen wird, sich seiner Führung anvertraut zu haben. Das Buch heißt: **Wie reist man in Oberbayern und Tirol?** Ein Buch zum Lust- und Planmachen. (Verlag von Fr. Bahn in Schwerin i. M., Preis 1 Mk. 80 Pfg. für die zweite, vermehrte Auflage.) Aus der eignen Freude am Reisen geboren und auf langjährige Erfahrung gegründet, zeigt das handliche Büchlein, wie man mit Genuß und Nutzen ohne viel Geld im Gebirge reisen und auf dem Hin- und Rückwege noch manche schöne Stadt besuchen kann. Die beigegebnen Karten und Stadtpläne zeichnen sich durch Klarheit und Weglassung alles Ueberflüssigen aus.

Dr. Robert König im „Daheim"

Siebenter Evang.-sozialer Kongreß in Stuttgart

27., 28., 29. Mai 1896

In der Hauptstadt des Schwabenlandes, zum erstenmal in Südwestdeutschland, findet heuer die Tagung des Evangelisch-sozialen Kongresses statt, auch diesmal wie seit sechs Jahren in der Pfingstwoche.

In glänzenden Festen haben wir, dankbarer Freude und Begeisterung voll, in diesem Jahr die große Zeit, die uns ein geeinigtes deutsches Reich errungen, allüberall gefeiert. Aber kein ernster Patriot verhehlt sich, daß mit der nationalen Einigung die großen Aufgaben unsers Volkes noch nicht gelöst, vielmehr erst für neue Arbeit die Voraussetzung geschaffen, für die Lösung schwieriger Fragen die Bahn frei geworden ist. Als oberste und schwierigste dieser Aufgaben hat die geistige und wirtschaftliche Entwicklung uns die soziale Frage gestellt. Nur wenn alle lebendigen Kräfte der Nation zusammenarbeiten, wenn alle idealen Mächte im Volksleben erhalten und gestärkt werden, ist eine gedeihliche Lösung dieser Frage zu erhoffen. Die Ueberzeugung, daß die Geschichte unsers Volks den sittlichen und religiösen Grundsätzen des Evangeliums die oberste Stelle unter diesen idealen Mächten anweist, daß nur ernste, ruhige, sachkundige Erörterung der wirklichen Lage und Aufgabe über unheilvolle Schlagworte und leidenschaftliche Erregung emporheben kann, hat vor sechs Jahren eine Anzahl evangelischer Männer zum Evangelisch-sozialen Kongreß zusammengeführt. Der Evangelisch-soziale Kongreß ist grundsätzlich unabhängig von jeder politischen oder kirchlichen Parteibestrebung und will auf dem gemeinsamen Boden evangelisch-sittlicher Ueberzeugung Gelegenheit zu sachlicher Belehrung wie zu freiem Gedankenaustausch geben. Er hat durch seine bisherigen Tagungen und durch seine Veröffentlichungen bewiesen, daß er diesen Grundsätzen streng treu bleibt. Von Jahr zu Jahr hat sich die Teilnahme am Kongreß gesteigert.

Das Programm des Kongresses lautet folgendermaßen:

Mittwoch, den 27. Mai: a) nachmittags 4 Uhr: Sitzung des Ausschusses; b) abends 6½ Uhr: Predigt in der Stiftskirche: Stadtpfarrer Keeser aus Stuttgart; c) abends 8 Uhr: Oeffentliche Begrüßungsversammlung im Stadtgarten.

Donnerstag, den 28. Mai: a) früh 9 Uhr im Konzertsaal der Liederhalle: 1. Eröffnung des Kongresses durch den Präsidenten, 2. Jahresbericht des Generalsekretärs, 3. Erstes Referat: „Die soziale Wirksamkeit des im Amt stehenden Geistlichen, ihr Recht und ihre Grenzen" (Professor Prediger D. v. Soden aus Berlin und Stadtpfarrer Planck aus Eßlingen a. N.); b) nachmittags 3 Uhr im Konzertsaal der Liederhalle: Zweites Referat: „Der Handel, nationalökonomisch und ethisch beleuchtet" (Professor Dr. Rathgen aus Marburg); c) abends 8 Uhr im Festsaal der Liederhalle: Familienabend, veranstaltet vom Lokalkomitee, unter Mitwirkung des Johanniskirchenchors, mit Ansprachen verschiedner Kongreßmitglieder.

Freitag, den 29. Mai: a) früh 9 Uhr im Konzertsaal der Liederhalle: Drittes Referat: „Die Arbeitslosigkeit und das Recht auf Arbeit" (Professor Dr. Delbrück aus Berlin; b) nachmittags 3 Uhr im Mozart- oder Beethovensaal der Liederhalle: 1. Erste Spezialkonferenz: „Die Thätigkeit der Frau im Gemeindedienst (Frau Geheimrat Lippmann aus Berlin), 2. Zweite Spezialkonferenz: „Nationale Wohnungsreform" (Paul Lechler aus Stuttgart); c) nachmittags 4½ Uhr im Konzertsaal der Liederhalle: 3. Dritte Spezialkonferenz: „Die Schule und die soziale Frage" (Professor Dr. Rein aus Jena).

Die Unterzeichneten sind nun zu einem Komitee zusammengetreten, um die Vorbereitungen zum Kongreß zu treffen und die Einladungen zu recht zahlreichem Besuch ergehen zu lassen. Darum, ihr evangelischen Männer und Frauen, die ihr in ernster, auf dem Grunde des Evangeliums ruhender Behandlung der sozialen Frage eine gute Sache, eine patriotische Pflicht erkennet, die ihr an dem großen Werke des sozialen Friedens mitarbeiten wollet, wir laden euch herzlich ein für die Pfingsttage dieses Jahres zum siebenten Evangelisch-sozialen Kongreß in Stuttgart.

Stuttgart: Chr. Aichele, Schneider; E. Baier, Buchdrucker; Bauer, Aichmeister; Dr. Braun, Oberkonsistorialrat; Dr. v. Burk, Prälat; v. Diefenbach, Oberregierungsrat a. D.; Ehmann, Baurat; Eisele, Lehrer; Ed. Elben, Redakteur; Gerok, Stadtpfarrer; Ad. Gundert, Kaufmann; Grammer, Oberlehrer; Dr. jur. Hartenstein, Vorsitzender des Gewerbegerichts; Hartter, Postrat; Hauber, Professor; Dr. S. Herzog, Professor; Dr. Hieber, Professor; Hiller, Stadtgartenverwalter; Hofer v. Lobenstein, Freiherr, Amtsgerichtsrat a. D.; Professor Dr. jur. Huber, Handelskammersekretär; Keeser, Stadtpfarrer; Jedele, Buchhändler; Lautenschlager, Rechtsanwalt; P. Lechler, Fabrikant; Dr. Losch, Finanzassessor; Ludwig, Stadtpfarrer; Ad. Meyding, Kaufmann; Dr. H. Planck, Professor; A. Rapp, Schreiner; J. Rieger, Mechaniker; N. Rominger, Privatier; Rümelin, Oberbürgermeister; Sandberger, Stadtpfarrer, Vorstand der Evangelisch-sozialen Konferenz für Württemberg; Schäffer, Goldarbeiter; Dr. Schall, Rechtsanwalt; Stähle, Gemeinderat; Stängle, Akkordant; Staiger, Mittelschullehrer; Th. Traub, Stadtpfarrer, Verbandsvorsteher der württ. evang. Arbeitervereine; Uber, Fabrikant; Vöhringer, Kaufmann; Weik, Mittelschullehrer; Dr. Weller; Yelin, Kunstmaler

Obiger Einladung schließen sich noch an:

Aus Württemberg: Aistaig: Rumpff, Pfarrer; **Böckingen:** Nast, Pfarrer; **Cannstatt:** M. Hartenstein, Bankier; Pfleiderer, Stadtpfarrer; **Eßlingen:** Klein, Polizeikommissar; Mayer, Rektor; Planck, Stadtpfarrer; Roser, Fabrikant; **Fellbach:** Bockorny, Werkzeugverwalter; **Gerabronn:** Brecht, Stadtpfarrer; **Heidenheim:** Dr. Mosapp, Stadtpfarrer; **Heilbronn:** G. Lohmann, Kontrolleur; Salzer, Buchhändler; Weitbrecht, Stadtpfarrer; Dr. Wurster, Stadtpfarrer; **Holzheim:** Dieterich, Pfarrer; **Ludwigsburg:** Dr. Lic. Haller, Stadtpfarrer; Mezger, Professor; A. Vetter, Fabrikant; **Neuenbürg:** A. Braun, Lehrer; **Oberndorf:** M. Raff, Lehrer; **Rothenberg:** Beutter, Pfarrer; **Schorndorf:** F. Beyerlein, Kollaborator; **Schramberg:** Sauter, Lehrer; **Schwenningen:** Kübler, Pfarrer; **Tübingen:** Dr. Geiger, Oberbibliothekar; D. Gottschick, Professor der Theologie; Dr. Lic. Hegler, Professor der Theologie; G. Traub, Repetent; **Wasseralfingen:** Schall, Pfarrer

Aus Baden: Ettlingen: Spengler, Stadtpfarrer, Vorstand der Evangelisch-sozialen Vereinigung in Baden; **Freiburg i. B.:** R. Mez, Fabrikant; v. Reitzenstein, Präsident; v. Schulze-Gävernitz, Professor der Nationalökonomie; Max Weber, Professor der Nationalökonomie; **Hornberg:** Dr. Lehmann, Stadtpfarrer; **Zell i. Wiesenthal:** Specht, Stadtpfarrer; **Pforzheim:** R. Faißt, Stadtpfarrer, Verbandsvorstand der badischen evangelischen Arbeitervereine

Aus Elsaß-Lothringen: Straßburg: D. Nowack, Prof. der Theologie **Aus d. Pfalz: Kaiserslautern:** Krieg, Prof.; **Speier:** Gümbel, Prof.

Wegen Wohnungen (Privat- oder Hotelwohnung) und mit sonstigen Anfragen wolle man sich an den Vorsitzenden des Wohnungsausschusses, Herrn Gewerberichter Dr. jur. Hartenstein, Stuttgart, Stiftsstraße 5, wenden. Eine Auskunfts- und Empfangsstelle befindet sich während des Kongresses im Bahnhof und im Kongreßlokal: Liederhalle. Festessen und Festausflug findet den Traditionen des Kongresses gemäß nicht statt.

Einlaßkarten. Es werden viererlei Karten ausgegeben: 1. Mitgliedskarten zu 5 Mk., berechtigen zur dauernden Zugehörigkeit zum Kongreß, insbesondre zum Empfang des stenographischen Protokolls und der monatlichen Mitteilungen. Sie werden auf den Namen des Inhabers ausgestellt und müssen alljährlich erneuert werden. Den bisherigen Mitgliedern sind ihre Karten vom Generalsekretär zugeschickt worden, diese geben freien Zutritt zu allen Stuttgarter Versammlungen und Verhandlungen. — 2. Teilnehmerkarten zu 2,50 Mk., berechtigen zur Teilnahme an allen Stuttgarter Versammlungen. — 3. Tageskarten zu 1,50 Mk., berechtigen zur Teilnahme an den Versammlungen eines Tages. — 4. Karten zu 50 Pfg., berechtigen zur Teilnahme an einer Spezialkonferenz.

Sämtliche Karten sind nur für die Person giltig. Sie sind zu kaufen in der Liederhalle, bei Hermann und Meyding, Kanzleistraße 14, in der Buchhandlung von Geiger und Jedele, Büchsenstraße 25, im Empfangslokal des Bahnhofs und am Mittwoch den 27. Mai abends am Eingang des Stadtgartens.

Frauen sind willkommen.

Mitglieder von Evangelischen Arbeitervereinen, die dem Arbeiterstande angehören, haben gegen Vorzeigung ihrer Mitgliedskarte unentgeltlich Zutritt.

Jeder Besucher wird veranlaßt, sich in die Präsenzliste einzuzeichnen.

Stuttgart, im Mai 1896 **Der geschäftsführende Ausschuß**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 22 — Leipzig, den 28. Mai — 1896

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Der alte Gott — Vom Arbeitsfelde alttestamentlicher Forschung: 1. Pädagogisches — Erfindung oder Entdeckung. Eine Plauderei über die Röntgen-Strahlen — Rome. Von Emile Zola — Zwei neue Entdeckungen über das Duell — Armenien — Verschiedenes: Das dritte Gebot und der Sonntag; Der Arbeiterstand und die Sozialdemokratie; Goethe — Quittung — Anzeigen

Der alte Gott

Sinnend blickte ich hinaus in den sonnigen Maientag; morgenfrisch strich der Wind vom Strome her über die saftig grünen, goldgesprenkelten Weiden, die vor meinem Fenster sich ausbreiten bis an die dunkler geschatteten Hecken um die Gehöfte einiger Bauernhäuser. Mit braunem, hängendem Strohdach lagen sie da, schüchtern versteckt in dem gelblich hervorbrechenden Grün hoher Linden, neugierig hervorlugend aus dem weiß schimmernden Blütenkranz knospender Obstbäume, ein Bild des Friedens, eine Erinnerung aus vergangner Zeit, aus den Tagen, wo ernste Gottesfurcht unter dem Strohdach wohnte und gute Sitte, heilsame Zucht in schlichten Räumen gepflegt wurde, wo des Mannes Ehre seine Arbeit und des Weibes Schmuck ihre Treue war im Großen wie im Kleinen, wo Gehorsam und Ehrfurcht gegen die Eltern und ihren Gott als der Kinder erste und letzte Weisheit galt. Wie lange werden sie noch stehen dort im Schutze des alten Deiches, diese Stätten verschwundnen Friedens? Wie lange wird es dauern, bis der aufschwellende Strom einer neuen Zeit auch ihre Spuren vom Boden gelöscht hat?

Wie ein düstrer Schleier hing rötlich grau vom reinen Blau des Himmels herab der Rauch aus hundert qualmenden Schloten und hüllte die Türme der alten Hansestadt, die unabsehbaren Reihen der Speicher am Hafen in Dunst und Nebel; er schlang sich hindurch zwischen den Masten der Segelschiffe und lag trübe auf den weißen Verdecken der riesigen Dampfer. Dumpf brüllten die Dampfpfeifen, und langsam gleitende Rauchwolken bezeichneten den Lauf kommender und abfahrender Schiffe. Herüber auf die stille Insel hat sie ihre gewaltigen Glieder gestreckt, die mächtige Handelsstadt. Ganz nahe den niedrigen Bauernhütten erheben sich, mitten in Feld und Sumpf gebaut, kahl und hoch weitschauende Wohnhäuser, mit Menschen vollgestopft vom Keller bis zur First. Mit steinerner Faust umklammert die moderne Kultur das ländliche Idyll und wird es erdrücken in wenig Jahren.

Unten ging ein Knabe mit Zeitungen vorüber; der Wind bog das Blatt zurück; „Der Pro—," so viel konnte ich lesen; „Der Proletarier" hieß es, das Sonntagsblatt für die Arbeiterwelt; das ist die geistige Kost, die in jenen hohen Häusern genossen wird, die Erquickung in den stillsten Feierstunden des Lebens.

Sie haben ihn abgedankt, den alten Gott. Nicht stark genug war seine Stimme, um das Rasseln der Maschinen, das Pochen der Hämmer, den klirrenden, dröhnenden Schritt des ehernen Jahrhunderts zu übertönen. Nicht scharf genug war sein Geist, um mit schneidendem Licht die Wolke von Qualm und Dunst zu zerreißen, in der die Menschheit wagend und seufzend ihren Weg sucht. Nicht mächtig genug war seine Hand, um das Menschenherz, trunken von neuer Weisheit, dürstend nach neuem Glück, unter dem Zwang seines Willens festzuhalten. Zerbrochen hat der Menschengeist die goldnen Schwingen des Glaubens, die ihm der alte Gott geschenkt, daß sie ihn emportrügen über den erstickenden Qualm der Erde; aufwärts strebt er mit schwerem Tritt auf eisernen Stufen, die er selbst sich baut kühn und hoch aus der Erde spröden, starren Rippen. An die Erde sich bindend will er die Erde beherrschen. Ob mancher schwindelnd abstürzt von der Höhe seiner eignen Entwürfe, ob Hunderte an ihrem eignen Werk zerschellen mit ihrem Glück, ob Tausende müde und gebrochen niedersinken auf steilem, heißem Pfad, — vorwärts, aufwärts dringt das Menschengeschlecht, und wie lange wirds dauern, so hat die Kultur der neuen Zeit erdrückt, erstickt, was von Gottesglauben und Gottessehnsucht in den Seelen lebendig ist.

So sann ich und sorgte; es klopfte draußen an der Thür: „Herr Pastor, Sie möchten rasch zur Nottaufe kommen; das Kind könnte jeden Augenblick sterben; die Mutter ist in großer Angst." Ich ging, und wie ich eilend dahinschritt auf dem hohen Deich, umweht von kühlendem Winde, begleitet von dem Pochen und Hämmern, das von den Werften am andern Ufer herüberscholl, zur Rechten und Linken rauchende Schlote, da sprach es in mir: An den sausenden und rasselnden Maschinen, unter dem Rollen des rastlos drängenden Verkehrs, hinter den öden Steinmauern der Fabriken, in dem betäubenden und berückenden Wirbel des in neuen Gestalten emporstrebenden Lebens fürchtet und hofft wie einst unter dem Strohdach dasselbe unruhige Menschenherz, zitternd in Erdenweh, dürstend nach Himmelsfrieden; und der Menschengeist, so klar und scharf er sich entfaltet, so hart und stolz er emporwächst, niemals wird er das seufzende, sehnende Herz in der Brust erwürgen. Solange die Mutter bangt und sorgt um das Leben des Kindes, solange des Mannes Liebe sich schaudernd sträubt, das geliebte Wesen hinzugeben in den kalten, düstern Abgrund des Nichts, solange die fühlende Seele ihr Bestes nicht dem blinden Zufall verdanken mag und ihr Liebstes verteidigt gegen ein grauses, fühlloses Verhängnis, solange können sie ihn nicht missen, den alten Gott, der ein Herz hat für ihre Not und mit vorsorgendem Willen ihr Leben lenkt. Und wo sie es versuchen, da schreckt er sie in lebendiger Majestät empor aus weltseligem Traum. Sie haben ihn losgelassen, haben den Glauben an ihn abgestreift; aber die Furcht vor ihm konnten sie nicht loswerden, und an der Furcht hält er sie fest, bis sie den Glauben wiederfinden. Alles fließt, alles veraltet, wandelt sich und welkt; nur er waltet ewig derselbe, ewig jung über der kreisenden Welt — der alte Gott.

Bewegt durch das Bild des Jammers und der Not, das ich geschaut hatte, kehrte ich zurück, im eignen Herzen mitfühlend ein Stück von der Angst der Welt. Schärfer wehte der Ostwind vom Strome herüber; er hatte den Schleier von Rauch und Dunst zerrissen, der über der Stadt und dem Hafen hing; in schwarzen Fetzen flatterte er um die Brust der Türme, um die hohen Kirchendächer. In klarem Sonnenschein glänzte golden über grün schimmernder Kuppel das Kreuz von St. Michael, ernst und grau stand im reinen Blau des Himmels die Kreuzblume des Nikolaiturmes. So schwebt in reiner Höhe über

dem Qualm und der Qual der Erde still und majestätisch das Kreuz des Heilandes, Sieg verheißend und Frieden den ringenden Menschen, und ich dachte an das Wort, über das ich am kommenden Sonntag predigen sollte: In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.

Rfs

Vom Arbeitsfelde alttestamentlicher Forschung

1. Pädagogisches

Immer deutlicher läßt sich der reiche Gewinn übersehen, den die historische Kritik des Alten Testaments in unserm Jahrhundert durch sorgfältige Arbeit erworben hat. In immer weitere Kreise dringt das Bewußtsein davon, daß hier nicht das zerstörende Werk einer „negativen" Theologie getrieben worden ist, sondern daß man einen Schatz positiver Ergebnisse, umfassender Erkenntnisse und tiefgehender Einsichten zu Tage gefördert hat. Und immer allgemeiner wird darum auch jetzt die Forderung erhoben, diese Reichtümer für unser Volk kein totes Kapital sein zu lassen. So mächtig reißt dieser Zug, das Alte Testament für die Gegenwart fruchtbar zu machen, alle mit sich fort, daß selbst diejenigen, die die Ergebnisse der modernen Kritik ablehnen, doch an Eifer für dies praktische Ziel hinter keinem andern zurückbleiben wollen. Und viele, die in der Wissenschaft getrennte Wege gehen, werden sich zu gemeinsamer Arbeit an den praktischen Aufgaben der Gegenwart auch hier zusammenschließen. Sind sie doch von dem einen Gedanken beseelt, das Gotteswort und Lebenswort des Alten Testaments als eine rettende, zu Christo führende Macht in unserm modernen Leben neu zu stabiliren. — Drei Wissenschaften sind es vor allem, die den Gewinn der alttestamentlichen Forschung für die Praxis nutzbar zu machen suchen, die Theologie, die Pädagogik und die Sozialwissenschaft. Von theologischen Arbeiten der Art ist in der Christlichen Welt schon oft gesprochen. Darum heute von den pädagogischen.

Rudolf Schmid, Oberhofprediger in Stuttgart, damals Ephorus in Schönthal, hat zuerst die Schwierigkeiten, die heute dem alttestamentlichen Religionsunterricht entgegenstehen, scharf aufgezeigt, zugleich aber den Weg zu ihrer Ueberwindung gewiesen. In einem Programm des Schönthaler niedern theologischen Seminars*) trat er nicht nur wissenschaftlich für die Kuenen-Wellhausensche Theorie vom Verlauf der alttestamentlichen Geschichte ein, sondern erhob auch praktisch die Forderung, daß an höhern Lehranstalten, namentlich an den theologischen Seminaren, der Religionslehrer, der sich von der Richtigkeit jener Theorie überzeugt hat, sie auch im Unterricht maßgebend sein lassen müsse. Die traditionelle Anschauung von Israels Geschichte, sagt Schmid, ist durch schwerwiegende Gründe „nicht nur auf den Rang einer Hypothese heruntergesunken, sondern sie ist von allen Hypothesen die allerunhaltbarste geworden, und wenn man nicht auf das Verständnis der alttestamentlichen Geschichte und Litteratur mit einem Ignoramus et ignorabimus ganz und gar verzichten, sondern irgend einen Versuch des Verständnisses machen will, so muß man sich für den Versuch mit einer Hypothese entscheiden." (S. 33 und 63 f.) Deshalb: „Der Lehrer bilde sich vor allem für sich selbst eine auf gewissenhafter Bibelforschung gegründete Ueberzeugung von dem wahrscheinlichsten Gang der heiligen Geschichte und der Gesetzgebung, und auf Grund von dieser Ueberzeugung gebe er seinen Unterricht." (S. 24 und 46.) Vor einem doppelten Irrweg hat Schmid dabei gewarnt. Man muß nicht die Schüler in die kritische Arbeit selbst einführen wollen, und man darf ferner nicht die traditionelle Auffassung zu Grunde legen und dann nur korrigirend oder bestätigend das anknüpfen, was man von Ergebnissen der Kritik mitteilen möchte.

Zwei Landsleute sind Schmid auf den neuen Bahnen litterarisch gefolgt. Friedrich Köstlin schrieb für höhere Schulen seinen „Leitfaden zum Unterricht im Alten Testament"

*) Auch als Sonderabdruck: Der alttestamentliche Religionsunterricht im Seminar und Obergymnasium, seine Schwierigkeiten und der Weg zu ihrer Ueberwindung. Tübingen 1889, Fues. 2 Mark.

(Freiburg, bei Mohr, erste Auflage 1891, zweite 1894, Preis 2 Mark), Friedrich Steudel für die Volksschule zwei Hefte: „Die göttliche Offenbarung im Alten Testament." („Der religiöse Jugendunterricht. Auf Grund der neuesten wissenschaftlichen Forschung für die Hand der Lehrer und Schüler sämtlicher (!) evangelischen Lehranstalten bearbeitet." Heft 1 Mk. 1,25; Heft 2 Mk. 3. Heilbronn, bei Kielmann, 1895.)

Als die erste Auflage von Köstlins Leitfaden erschien, habe ich sofort, im Schuljahr 1891/92 mit großer Begeisterung versucht, diese Frucht ernster wissenschaftlicher und pädagogischer Arbeit auch für meinen Unterricht zu verwerten. Das ist mir mißlungen, solange es sich um die Behandlung solcher Stoffe handelte, die den Schülern schon aus früherm Unterricht in der biblischen Geschichte bekannt waren. Denn in der Behandlung dieser Abschnitte hat Köstlin den zweiten von Schmid gekennzeichneten Irrweg nicht streng gemieden. So lange seine Darstellung sich noch auf einem Gebiet bewegt, das von der Orthodoxie schon zu pädagogischen Zwecken angebaut ist, bricht er nicht offen mit deren falschen Traditionen, sondern nur heimlich in verschämten Anmerkungen. Und manches Wichtige bleibt ganz unausgesprochen. So dürfte in einem Lehrbuch für höhere Schulen ein Hinweis auf den sagenhaften Charakter der Urgeschichte und der Patriarchenzeit nicht fehlen. Ich mußte mir also hier eigne Wege suchen und habe mich dabei auf ähnlichen Bahnen bewegt wie später Steudel. Dagegen schloß ich mich erfolgreich wieder an Köstlin an, wo ich den Schülern Neues bieten konnte, etwas, das sie „noch nicht gehabt" hatten. Das war die ausführlichere Darstellung der israelitischen Geschichte von David an, dazu die Einführung in das Verständnis der Propheten, Hiobs und in die Gedankenwelt der Psalmen. Für diese Abschnitte, die weitaus den größten Raum des Leitfadens einnehmen, sind wir Lehrer dem Verfasser zum aufrichtigsten Danke verpflichtet. Denn außer durch die mustergiltige Behandlung einzelner prophetischen und poetischen Bibelabschnitte in Voigts Lehrbuch „Aus der Urkunde der göttlichen Offenbarung," wird dieser Teil von Köstlins Arbeit durch nichts in unsrer pädagogischen Litteratur übertroffen. Wie klar wird die Entwicklung der profanen Geschichte Israels von David an im Abrisse geschildert! Wie anschaulich werden dem Schüler die gut ausgewählten Prophetenstellen durch den deutlich gezeichneten zeitgeschichtlichen Hintergrund! Wie lebensvoll und pädagogisch wirksam sind vor allem die Bilder der Propheten selbst, dieser wahren Heroen der alttestamentlichen Heilsgeschichte!

Köstlins Befangenheit gegenüber der Tradition hat Steudel vermieden. Aber er ist der Scylla des entgegengesetzten Fehlers nicht entgangen. Trotzdem wollen wir ihm danken, daß er es mit aller Entschiedenheit gewagt hat, aus dem reichen Schatze der Wissenschaft allem Volke zu spenden. Es giebt ja nicht wenige, „die da meinen, einem simpeln Bauernjungen gegenüber verschweigen zu müssen, was man selbst an Ueberzeugung auf wissenschaftlichem Wege erworben hat. Aber denen, die eine Ueberzeugung errungen haben, deren sie selbst innerlich froh geworden sind, möchte doch schon die Stimme des Gewissens die Frage vorgelegt haben: darf ich im Unterricht an jugendlichen Seelen, denen ich mein Bestes zu bieten verpflichtet bin, gerade das verleugnen, was mir selbst so wertvoll und für meinen religiösen Standpunkt bestimmend geworden ist, und was mir gerade für den zu behandelnden Lehrgegenstand am meisten Licht und Farbe verliehen hat?" (Steudel, S. 4.)

Nun hat Steudel allerdings öfter die Situation des Bauernjungen mit der des Theologen verwechselt. Das Licht, das sich ihm durch Reibung an der Tradition erzeugt hat, glaubt er bisweilen ebenso im Schüler wieder erzeugen zu sollen, und deshalb teilt er manchmal herkömmliche Ansichten nur mit, um sie gleich wieder zu kritisiren und durch neue, bessere zu ersetzen. Bei Gymnasiasten und Seminaristen ist es leider oft genug notwendig, bereits Gepflanztes wieder auszujäten, damit das Bessere, das man in den Boden senken will, Raum und Licht bekommt. Aber beim unberührten Volksschüler ist das selbst im Hinblick auf die Zukunft fast nie nötig, und Steudel hätte es fast stets vermeiden können. Auch gegen Steudels Verfahren, den Schülern ein Diktat oder einen Leit-

faden in die Hand zu geben, lassen sich pädagogische Bedenken geltend machen. Denn was nur durch solche Hilfsmittel sich befestigen läßt, ist für die Masse der Volksschüler ohnehin verloren. So müßte auch der Stoff, den Steudel giebt, außerordentlich verkürzt werden. An Stelle des systematisch gegliederten, umfangreichen Materials und der unendlichen Dispositionen und Uebersichten müßte vielmehr kurz angedeutet sein, wie die wenigen kardinalen Kerngedanken des Alten Testaments aus einer anschaulichen Geschichte, aus einer ergreifenden Prophetenrede, aus einem tiefen religiösen Liede lebendig herauswachsen. Und statt die Geschichte in pragmatischen Abrissen zu bieten, müßte man sie um einige hervorragende Heldengestalten der israelitischen Religion in anschaulicher Breite, biographisch, für Kinder leicht faßlich gruppiren. Aber Tadeln ist hier leicht. Mit seinem Grundgedanken behält Steudel doch Recht: das Wertvollste in der Religion ist für den Bauernjungen nichts andres als für den Theologen. Und auch der Weg, wie der Unmündige zu diesem Wertvollsten geführt werden soll, wird nicht weit abliegen von dem, der den mündigen Theologen zur Wahrheit geführt hat. Steudels Leitfaden ist ein erster Versuch in hochwichtiger Sache. Er ist fehlgeschlagen. Andre Versuche werden folgen. Auch sie noch mangelhaft. Aber es gilt zu arbeiten, bis unsre Zeit das Beste hierfür geleistet hat, das in ihren Kräften steht.

Energischen Antrieb, über diese Aufgabe nachzusinnen, hatte die Lehrerwelt inzwischen durch die bekannte Schrift des „christlichen Theologen“ über „Das Judenchristentum in der religiösen Volkserziehung“ erhalten. Den schärfsten Widerspruch gegen diesen Versuch, das Alte Testament aus dem Jugendunterricht gänzlich zu beseitigen, erhoben — die kritischen Theologen. Sie, die durch ihre historische Arbeit für ihre eigne Person den Wert des Alten Testaments besonders schätzen gelernt hatten, wollten diesen Schatz auch der Jugend nicht verloren gehen lassen. Freilich mußten sie zugestehen, daß der „christliche Theologe“ mit der Kritik des herkömmlichen Unterrichts nur zu oft Recht habe, und daß es oft besser sei: kein alttestamentlicher Unterricht, als so einer! Um so mehr waren sie also genötigt, einer Reform dieses Unterrichts das Wort zu reden: Das Wichtigste im Alten Testament — betonten sie — sind Propheten und Psalmen, sie sollen auch für den Unterricht das Wichtigste werden. Die Stoffmasse alttestamentlicher Geschichten — so forderten sie — ist außerordentlich zu beschränken, nur die schönen und wirklich erbaulichen, frommen Historien sind beizubehalten und nun um so eindringender zu würdigen. Dabei sind Sagen so zu behandeln, wie man auch sonst Kindern Sagen erzählt. Man kritisirt nicht ihre Geschichtlichkeit, aber man errichtet auf ihnen auch nicht den stolzen Bau einer künstlichen Heilsgeschichte. Die bedarf andrer Fundamente. Es ist genug, wenn die Kinder in einer Auswahl jener Sagen an anschaulichen Lichtgestalten das Wesen alttestamentlicher Frömmigkeit ahnend verstehen lernen. Aber den Stoff solches propädeutischen Unterrichts in das historische Wissen der Kinder einzugliedern, kann nur Verwirrung stiften.

Für diese Forderungen trat zuerst die Christliche Welt ein. Dann wurden sie in Zeitschriften und Versammlungen vielfach erörtert.

Professor Guthe referirte in der Dresdner theologischen Gesellschaft 1994 über „Das Alte Testament im christlichen Religionsunterricht.“ Scharf und deutlich sprach er da aus:

Die alttestamentlichen Stücke bieten, recht verstanden, nur in seltnen Fällen Gedanken dar, die als Wort Gottes in christlichem Sinne zu gelten hätten. In der Regel tragen sie in vollem Maße den Stempel israelitischer Denkweise, die den Kindern sowohl in religiöser als auch in geschichtlicher Beziehung fern liegt.

Nicht selten werden mythische und sagenhafte Stoffe des Alten Testaments als historische Begebenheiten gelehrt — ein Verfahren, das ein Mißbrauch der Bibel ist, und die Achtung vor der Bibel gefährdet oder geradezu untergräbt.

Die in vielen Fällen übliche Behandlung und Umdeutung alttestamentlicher Erzählungen, durch die ihnen ein christlicher Inhalt gegeben werden soll, verstößt gegen die geschichtliche Wahrheit und bringt Lehrern wie Lernenden Schaden.

Für die ersten Stufen des christlichen Religionsunterrichts eignen sich alttestamentliche Stücke überhaupt nicht:

Erst für die höhern Unterrichtsstufen, nachdem ein fester Grund der christlichen Glaubensweise gelegt ist, kommen alttestamentliche Stücke in Betracht, jedoch nicht etwa, um die Schüler in der israelitischen Religion zu unterrichten, oder um Religionsgeschichte mit ihnen zu treiben, sondern lediglich zu dem Zwecke, um den Charakter des Christentums als einer geschichtlich gewordnen Religion zu erweisen. [Denn] . . alttestamentliche Stücke können freilich nicht als geeignete Lehrmittel für christlichen Glauben und christliche Anschauung in Betracht kommen, weil sie christliche Glaubensgedanken entweder gar nicht, oder nur in verhüllter und getrübter Weise enthalten. Dagegen sind sie das notwendige und beste Mittel, um das Christentum als eine Offenbarung Gottes in der Geschichte verstehen zu lehren.

Nachdem im Unterricht die nötigen geschichtlichen Fundamente gelegt sind (wofür die sogenannte Urgeschichte, 1. Mose 1—11 nicht berücksichtigt wird), werden dann, im Anschluß besonders an Propheten, Psalmen, Hiob sowie das erste und fünfte Buch Mose, die alttestamentlichen Voraussetzungen und Vorbereitungen des Christentums nachgewiesen (Gottes- und Weltauffassung, Reich Gottes, Messias, vernünftiger Gottesdienst, Frömmigkeit, Sünde und Vergeltung). Und dabei ist nicht nur die Uebereinstimmung, sondern auch der Unterschied klar hervorzuheben.

Im folgenden Jahre hielt Professor Flöring auf der Gießener theologischen Konferenz einen vorzüglich orientirenden Vortrag über „das Alte Testament im evangelischen Religionsunterricht“ (gedruckt Gießen, Ricker, 1895. 1 Mk.). „Geschichtliches Verständnis des Alten Testaments!“ heißt auch sein Losungswort. Die herkömmliche theologische Auffassung des Alten Testaments — sagt Flöring — hat dessen „Verständnis in seinen wichtigsten Teilen (prophetische und nachprophetische Entwicklung) nicht gefördert und es nicht verhindern können, daß im religiösen Denken und Leben unsers Volks gerade das Alte Testament für viele ein Stein des Anstoßes geworden ist.“ Die kritische Auffassung aber „bringt die organische Entwicklung der Offenbarung in der Geschichte Israels besonders deutlich zum Ausdruck und verhilft der Wirksamkeit der Propheten zu ihrem Recht. Ihre Ergebnisse sind bei aller Hervorhebung des menschlichen Faktors in der Geschichte Israels religiöser Beurteilung und Verwertung ebenso zugänglich wie die herkömmlichen Anschauungen.“ (S. 27 f.) Ich meine, sie sind wegen jener Deutlichkeit dem sogar noch erheblich zugänglicher!

In der Stoffauswahl geht Flöring behutsam vor. Die Urgeschichten und Patriarchengeschichten schätzt er als das Produkt einer relativ hohen religiösen Entwicklung in Israel und möchte sie deshalb eingehender berücksichtigt sehen, als ich es 1894 in der Christlichen Welt befürwortete (Sp. 588—590). Allein diese hohe Schätzung kann man doch nur verhältnismäßig wenigen Zügen jener Sagen entgegenbringen. Im ganzen wird es dabei sein Bewenden haben, daß die meisten Sagengestalten des Alten Testaments, so wie sie sind, kein idealer Umgang für Christenkinder sein können. Manche innig schöne und fromme Geschichte findet sich gewiß darunter, die niemand entbehren möchte; so die von Abrahams gläubigem Auszug, von Abraham und Lot, von seiner Fürbitte für Sodom, vom treuen Elieser, von Joseph, wie ihn Gott so wunderbar und herrlich geführt hat. Aber das ist wenig im Vergleich zu dem, was man jetzt den Kindern in allen Schulen noch bietet.*) Und selbst diese wenigen Geschichten sind in der Form, in der sie die Bibel bringt, für Kinder ungeeignet. In freier Reproduktion (wenn auch mit stereotypem Wortlaut), etwa unter Anlehnung an ein schönes Bild mag man und muß man sie den Kindern erzählen. Aber auch nur diese Geschichten und nur mit dieser Freiheit!

Solches Verfahren ist nur eine Anwendung von Flörings eignem Grundsatze:

Durch Weglassung von geschichtlichen Stücken, die vom christlichen Standpunkt aus nicht fruchtbar zu machen sind, sollte Raum gewonnen werden, um mehr als bisher die Wirksamkeit der Propheten in ihrem Volk (nicht nur ihre Weissagungen) und die Frömmigkeit Israels in Poesie und Lehrgedicht der kindlichen Auffassung zugänglich machen zu können. (S. 38)

Auf die Angriffe, die Professor Meinhold wegen des

*) Ich für meine Person finde den Kreis hier doch zu eng gezogen. Es ist m. E. eine Beraubung, wenn man einem Kinde die Geschichte von Isaaks Opfer oder von Jakobs Ringen mit dem „Manne“ 1. Mos. 32, 24 ff. vorenthält. Ich werde mir erlauben, darauf zurückzukommen. D H

Bonner Ferienkursus erfahren hat, antwortete er kurz darnach durch einen Aufsatz: Welche Ergebnisse muß die reinere Erfassung des alttestamentlichen Religionswesens für den Unterricht im Alten Testament haben? (Zeitschrift für praktische Theologie, Jahrgang 17, Heft 4.) Ausführlich stellt er da die Gründe zusammen, aus denen wir die Ur- und Patriarchengeschichte für sagenhaft halten müssen. Dann giebt er bedeutsame Winke für die unterrichtliche Verwertung dieser Ergebnisse. Erzählungen wie die von der Schöpfung, vom Paradies, vom Sündenfall, von der Sündflut, vom Turmbau zu Babel stammen zwar dem Inhalt nach gar nicht aus Israel, sondern gehen direkt oder indirekt auf babylonischen, also heidnischen Ursprung zurück, haben also auch bis zum Exil gar keine religiöse Bedeutung gehabt. Aber das Volk der Juden hat den Körpern der heidnischen Sagen eine neue Seele eingehaucht: der eine, heilige Gott hat die Welt und die Menschen geschaffen, er hat Israel und durch Israel die ganze Menschheit zu sich ziehen und die Menschensünde durch seine Gnade überwinden wollen! Auf diese „Seele" jener reizvollen, einzigartigen Sagen die kindlichen Gemüter aufmerksam zu machen, wird stets eine dankbare Aufgabe der Jugendlehrer sein. „Allerdings muß unbedingt auf einer höhern Stufe auf das Sagenhafte jener Berichte hingewiesen werden" (S. 343). Daß dann aber auch notwendigerweise mit Gestalt und Wortlaut der Sagen freie Veränderungen vorgenommen werden müssen, damit ihre „Seele" rein und ledig von fremdem Beiwerk den Kindern zu Herzen sprechen kann, hat Meinhold nicht besonders angedeutet. Er wird es für selbstverständlich ansehen.

Von den Patriarchensagen gilt Aehnliches wie von der „Urgeschichte." Auch hier hat der Unterricht das hervorzuheben und zu betonen, worauf die prophetische Zeit nachträglich den Stempel ihres Geistes aufgedrückt hat: Abraham, der Vater des Glaubens, Israel, ein Kind des Glaubens, viel zu gering aller Barmherzigkeit und Treue! Aber auch hier heißt es:

> Wie verfehlt es wäre, auf der untersten Stufe die Kinder stets auf den sagenhaften Gehalt der Erzählungen aufmerksam zu machen, so unbedingt erforderlich ist es, daß auf einer höhern Stufe die Wahrheit nicht vorenthalten werde.

Und auch hier möchte ich hinzufügen: der Lehrer muß mit dem spröden Stoff frei schalten, muß ihn ablehnen und umgestalten dürfen, wenn in einer Erzählung heidnische oder judaistische Schlacken den Kindern das Edelmetall prophetischen Gottesglaubens verbergen.

Das ist kein willkürliches Verändern, kein geschmackloses Modernisiren nach Art etwa der Gesangbuchsverwässerung vor hundert Jahren, sondern vielmehr ein Restauriren und Verdeutlichen der Farben, mit denen Gottes Propheten selbst einst Kanaans Sagengestalten übermalt haben. Kritik und Quellenscheidung werden dabei vor Fehlgriffen schützen — namentlich der „prophetische Erzähler," wie ihn die Forscher nennen, wird uns ein Muster sein, jene Sagen prophetisch wiederzuerzählen.

Freilich für die ganz Kleinen sind auch Sagen noch eine schwere Speise. Und ich meine, daß vor ihnen die archaistischen Formen der Sagen, die zum Wesen einer Sage nun einmal untrennbar gehören, verdeckt werden dürfen durch den bunt schillernden Ueberwurf einer freien Umgestaltung jener Stoffe zu sinnigen Märchen. Könnte das jemand ein Entwerten, ein Herabsetzen der biblischen Sagen schelten? Ich denke die Antwort auf diese Frage liegt in den Worten zweier Männer, die wohl wußten, was es mit Sagen und Märchen auf sich hat, der Brüder Grimm:

> Die Märchen sind ... durch ihr inneres Wesen dazu bestimmt, den reinen Gedanken einer kindlichen Weltbetrachtung zu fassen, sie nähren unmittelbar wie die Milch, mild und lieblich, oder der Honig, süß und sättigend, ohne irdische Schwere; dahingegen die Sagen schon zu einer stärkeren Speise dienen, eine einfachere, aber desto entschiedenere Farbe tragen und mehr Ernst und Nachdenken fordern.*)

Und da sollten wir wirklich nicht für unsre Kleinen jene Sagen in Märchen, mild und lieblich, süß und sättigend verwandeln dürfen?

*) Deutsche Sagen, Berlin 1816. Band 1. Vorrede. Vgl. das Seminarlesebuch von Kehr u. Kriebitzsch III[7] S. 62.

Es ist klar, daß damit zugleich eine große Beschränkung an Stoff für die Schule verbunden ist, daß viel Zeit für Wichtigeres gewonnen wird; so kann dann für die Unterweisung der Reiferen im Alten Testament aller Nachdruck fallen: auf die prophetische Religion selbst. Vergleiche Meinhold, S. 348 f.

Dem Lehrer für diese wichtigste Aufgabe das notwendige Material an die Hand zu geben, bemühen sich Evers und Fauth in zwei soeben erschienen Heften (Israels Prophetentum, 1. Allgemeine Charakteristik von Evers; 2. Die Schriftpropheten bis zum Ende des Exils von Fauth. Berlin, Reuther und Reichard, 1896. Preis 60 und 40 Pfge.). Evers giebt eine brauchbare systematische Uebersicht über die ganze Prophetie, meist auf Grund älterer Werke, aber doch auch unter Berücksichtigung von Schultz Alttestamentlicher Theologie (in zweiter [!] Auflage) und von Cornills Prophetismus. Fauth schildert die Thätigkeit der großen Propheten, besonders des Amos, Hosea, Jesaja, Jeremia und Deuterojesaja. Die Zeitgeschichte ist überall zum Verständnis des prophetischen Wirkens verwertet. Die Bibelabschnitte, die der Lehrer hauptsächlich zu studiren hat, sind gut ausgewählt. Die Einleitungen und Ueberblicke geben beim Einarbeiten in den Stoff ausreichende Hilfe. Der billige Preis beider Hefte endlich macht es jedem Lehrer möglich, sich gründlich mit den Schätzen des Alten Testaments vertraut zu machen, die für die Schule noch zu heben sind.

An die Arbeit! Schiele

Erfindung oder Entdeckung?

Eine Plauderei über die Röntgen-Strahlen

Nein, sagte ich zu mir selbst, das werde ich nicht thun. Ich werde keinen Aufsatz über die Religion im Zeitalter der Röntgen-Strahlen schreiben. Ich bin einer von denen, die da meinen, daß beides sich direkt gar nichts angeht. Aber der Gedanke, etwas über diese Strahlen zu schreiben, hat mich schon lange verfolgt, mir in den Fingern gezuckt und mir die Feder zurechtgelegt. Warum auch nicht? Alle Leute, alle Zeitungen handeln von diesem neuesten Fortschritt menschlicher Kunst und Wissenschaft — warum nicht auch unsre Christliche Welt? Und wer von ihren Freunden soll es thun, wenn nicht einer von uns freien Leuten, die wir aus Lust und Grundsatz Nichtfachleute sind, uns Baumeistern und Künstlern der Weltanschauung, die wir überall herumstöbern, alles und jedes zum Gegenstand des Nachdenkens machen, um aus allen Blumen Honig zu saugen? Sei es drum! Wir werden auch einen Artikel über die Röntgen-Strahlen haben! Wenn aber und wenn für uns alles schließlich in Beziehung zum Gottesgedanken tritt — wie könnte es bei ernsthaften Denkern anders sein? — so wird doch wohl etwas wie das herauskommen, was unser Freund, der Herausgeber dieses Blatts, in Nr. 8 gemeint und sich bestellt hat.

Meine Frage lautet aber: Was sind diese Strahlen? Sind sie eine Erfindung oder eine Entdeckung?

Das Pulver z. B. ist eine menschliche Erfindung. Vom Menschen wird es gemacht. Nirgends in der Natur kommt es von selber vor. Freilich, es sind Naturstoffe oder Naturkräfte, die im Pulver mit einander verbunden sind. Nun ist es da, selbst ein neuer Stoff, eine neue Kraft von gewaltigen Wirkungen im natürlichen Geschehen, ein Mittel in des Menschen Hand bald zu unheilvollem und bald zu segensreichem Gebrauch. Aufs Ganze gesehn — es ist eine menschliche Erfindung, die Macht des Geistes über die Natur, die immer sich ausdehnende, schöpferische, die waltet darin.

Ein Naturgesetz ist dagegen eine Entdeckung. Niemand sagt, daß Newton das Gesetz der Schwere erfunden, jeder sagt, daß er es entdeckt habe. Es ist da, es waltet in den Erscheinungen, wir finden es und lernen an seiner Hand das Einzelne, auch das Kleinste und Geringste, im großen Zusammenhang verstehn.

Aber was sind denn diese Röntgen-Strahlen? Eine Erfindung, oder eine Entdeckung?

Eine Erfindung, würde ich sagen, ganz offenbar eine Er-

findung wie das Pulver. Die Strahlen kommen nur vor unter Bedingungen, die der Mensch herstellt, der Künstler, der Gelehrte, der mit Luftpumpe und andern Werkzeugen moderner Naturbewältigung arbeitet. Wenigstens auf der Erde, in unsrer Atmosphäre kommen sie nur unter diesen Bedingungen vor — wer weiß, was im großen Weltenraum passirt? Aber wissen wir denn, ob nicht dort auch das Pulver vorkommt, von selber sich bildend und losknallend im großen Wirbel der Erscheinungen, das Pulver oder wenigstens etwas der Art, etwas, was ihm ähnlich sieht? Und doch werden wir trotzdem sagen, daß das Pulver eine menschliche Erfindung ist, wie es die sprichwörtliche Rede will und feststellt.

Indessen — dürfen wir wirklich so absolut, so ausschließend urteilen, so zuversichtlich sagen: offenbar eine Erfindung und nichts weiter? — Gewiß, diese Strahlen als eine bestimmt umschriebne, repräsentative Erscheinung kommen nur in der Künstlerwerkstatt des Gelehrten vor, entstehen unter seinen Händen. Aber wer will es verneinen, daß Aehnliches sich fort und fort im großen Fluß der Dinge begiebt, nicht so herausgehoben als ein einzelnes Ereignis, aber Element im andern und am andern, ein geheimnisvolles Geschehn, von niemandem bisher beachtet, aber nun vielleicht bald entdeckt, beschrieben und registrirt? Wer weiß, was sich an diese Entdeckung dann weiterhin noch alles anschließen wird? So pflegt es doch zuzugehn, wo die Pionierarbeit in der geistigen Bewältigung der Natur gethan wird. Zufällig tritt eine nicht beabsichtigte Nebenwirkung ein. Fällt sie in ein kundiges Auge, trifft sie auf einen findigen Geist, so fällt ihm bei diesem Zufall allerlei ein. Er ergreift den Faden, bald hat er die erste Masche geschlagen, nun wachsen ihm die Mitarbeiter zu wie Pilze aus der Erde, alle Welt ruft Halloh! und ehe wir uns dessen versehn, ist ein neues Stück an dem großen Gewebe gewoben, mit dem der Geist die Natur durchzieht und umspinnt.

Ja, aber ist denn das nicht eine Entdeckung im eigentlichen Sinne des Worts? Die Thatsache steht nun da, fest und unbestreitbar. Ohne die menschliche Kenntnis der Naturgesetze wäre sie niemals geworden. Durch tausend Fäden hängt sie mit früher entdeckten Gesetzen zusammen, durch andre tausend Fäden weist sie auf neu zu entdeckende Gesetze hinaus. Reiht sie sich denn nicht selber ein als ein Glied in die Reihe der menschlichen Entdeckungen?

Aber wenn es so ist, dann werden wohl einige von den Naturgesetzen daran glauben müssen. Ohne ein wenig Umbildung und Umgestaltung der ewigen, ehernen, unveränderlichen wird es wohl dabei nicht abgehn.

Das ist ja das Paradoxe im Gedanken von den Naturgesetzen. Wir schmücken sie mit all den eben genannten Namen, mancher moderne Mensch geht nur noch in den Tempel, in dem diese Götzen stehn, wenn er anbeten will. Es ist zur Weisheit auf der Gasse geworden, was von den Naturgesetzen gesagt wird, und mancher unsrer Zeitgenossen erhitzt sich gegen jeden Lästerer, der diese Majestäten mit einem Wort des Zweifels anzutasten wagt. Allein wenn die Stunde geschlagen hat, und der Zufall, der auf neue ungeahnte Thatsachen führt, sich in der Retorte oder unter der Luftpumpe zuträgt, dann hilft es nicht: einige der Götzen müssen heruntergenommen, nachgesehen und reparirt werden! Aber sofort werden sie wieder aufs Postament gestellt, das Weihrauchfaß wird von neuem geschwungen und die alte Anbetung fortgesetzt.

Unsinn, höre ich sagen, es giebt große Naturgesetze, die einmal gefunden unabänderlich feststehn. Das sind die Resultate der Forschung, die immer bleiben werden. Natürlich ist nun die Forschung längst nicht am Ende. Und so giebt es unter den von uns angenommnen Gesetzen auch solche, die wir in der Erkenntnis fortschreitend später anders bestimmen, die wir umgestalten müssen. Ueberdies ist zuzugestehen, daß auch diese Erkenntnis wie alles Menschliche dem Irrtum ausgesetzt bleibt: es kann also vorkommen, daß wir zu vorschnell sind, die eine oder andre Regel des natürlichen Geschehens für ein Naturgesetz erklären, obwohl sie es nicht ist. Wer will das leugnen? Aber daraus nun folgern, es gebe auf diesem Gebiet überhaupt nichts Festes, Unabänderliches, zu verstehen geben,

auch die Naturgesetze seien insgesamt nichts andres als eine — Erfindung des menschlichen Geistes, und in der Wertschätzung der Naturgesetze etwas wie Götzendienst und Fetischanbetung erblicken: das ist ein plumper Kunstgriff, ein nichtsnutziger Fechterstreich einer über das Ziel hinausschießenden „theologischen" Apologetik.

Worauf zu erwidern wäre, daß es mir nicht einfällt, etwas gegen die lebhafte Wertschätzung der Naturgesetze zu sagen, die uns modernen Menschen im Blute liegt. Sie gründet sich darauf, daß die von der modernen Wissenschaft errungne Herrschaft des Geistes über die Natur an den Gedanken des Naturgesetzes geknüpft ist. Denn die in „Gesetzen" dargestellte und demonstrirte Natur ist die dem Geist unterworfne.

Abgesehen davon — es ist gewiß richtig, einen solchen Unterschied wie den eben eingeführten zu machen. Es giebt Gesetze, die unabänderlich feststehen, versteht sich, was wir Menschen so „unabänderlich" nennen. Und es giebt andre, die noch in Fluß und Bewegung sind. Sehen wir einmal zu, wie es um die einen und um die andern steht, ob sie Entdeckung sind oder Erfindung.

Ich beginne mit den letztern und denke, man wird sie mir Preis geben. So wie sie sind, mit dem Vermerk des Einstweiligen und dem Vorbehalt möglicher späterer Veränderung können sie doch nur sehr uneigentlich eine Entdeckung heißen, können es nur in demselben Sinn, in dem auch jede Erfindung so genannt werden mag. Sie sind die bisher am besten bewährten Versuche, einen großen Kreis von Thatsachen unter eine Regel zu bringen, mit einem zusammenhängenden Gedanken zu durchdringen. Aber möglich bleibt es immer, daß sie aufgegeben werden müssen, und andre Gesetze an ihre Stelle zu treten haben. Mithin gehören sie einstweilen zu den Mitteln, durch die der Geist dies Stück des Naturgeschehens beherrscht, und treten mit den Erfindungen in eine Reihe.

Oder sollen wir sagen: die Gesetze sind da, das versteht sich von selbst, sie sind nur bisher nicht vollkommen entdeckt, aber wir hoffen sie einst so zu erfassen, wie sie wirklich sind; man darf aus der Unvollkommenheit unsrer Erkenntnis der Gesetze nicht folgern, daß sie nicht wirklich sind und — nun eben doch unabänderlich in den Dingen walten.

Das wäre dann die Rede von den „bisher noch unentdeckten Naturgesetzen." Diese Rede hat einen guten Sinn, sofern sie besagt, daß wir in der Forschung, deren Fortschritt durch die Fixirung neuer Gesetze bezeichnet wird, immer weiter zu kommen hoffen und hoffen dürfen. Soll sie dagegen besagen — und nur wenn sie das soll, bedeutet sie einen Widerspruch gegen das eben Behauptete, soll sie besagen, daß alles was existirt, nichts andres ist als das Zusammenwirken der Gesetze, daß wir diese für das eigentlich Wirkliche zu nehmen haben, daß sie es sind, die unerkannt und vielleicht immer unerkennbar alles Wirkliche durchwalten und bestimmen — ja dann hat sie überhaupt keinen Sinn. Denn sobald man das Mythologische, die Uebertragung menschlicher Verhältnisse in das Naturgeschehen abthut, dann läßt sich kein Begriff des Gesetzes fixiren, an dem nicht erhellt, daß das Gesetz eben Schöpfung des menschlichen Geistes ist. Das Gesetz bedeutet immer eine von uns errungne Erkenntnis thatsächlichen Geschehens. Es ist daher im strikten Sinn genommen ein Widerspruch in sich selbst, von bisher noch unerkannten Gesetzen zu reden. Oder besser: es bedeutet nichts andres als das eben zuerst Genannte, die Hoffnung auf weitere große Fortschritte der Erkenntnis. Ungefähr also dasselbe wie die andre Hoffnung, daß noch vieles erfunden werden wird, wovon wir heute so wenig eine Ahnung haben wie unsre Vorfahren von den Erfindungen, durch die unser Leben umgestaltet worden ist.

Aber es bleiben die großen ersten Naturgesetze, deren Unabänderlichkeit oben zugegeben ward. Nun, von ihnen gilt, daß sie aufs engste mit den idealen Sätzen und Gesetzen der reinen Mathematik verknüpft sind. Ja, vielleicht muß es heißen, daß sie, soweit sie wirklich unabänderlich sind, gar nichts andres sind als eben Mathematik. Aber dann kehrt die Frage wieder: Was sind denn die idealen Sätze der Mathematik? Sind sie eine Entdeckung oder eine Erfindung? Wirklich so, wie sie lauten,

sind sie eine ideale Konstruktion des menschlichen Geistes. Gewiß eine Fackel, die dem menschlichen Forschen und Suchen vorangeleuchtet hat und voranleuchtet — was wäre die Naturwissenschaft ohne die Mathematik? Aber deshalb doch nicht das eigentlich Wirkliche, sondern ein vornehmstes Mittel des Geistes, um der Natur erkennend Herr zu werden. Gerade das Verhältnis der Mathematik zur Naturwissenschaft illustrirt den wirklichen Sachverhalt aufs beste. Es zeigt uns, was diese allgemeinen Sätze und Gesetze in Wahrheit sind und zwar um so gewisser, je mehr sie den Charakter der Unabänderlichkeit haben, nämlich geniale Erfindungen des erkennenden Geistes, um sich das Wirkliche zu unterwerfen und es zu beherrschen, wie er dazu berufen ist.

Ich möchte nicht mißverstanden werden. Die große Regelmäßigkeit im Naturgeschehen ist ja freilich die thatsächliche Grundlage aller Rede von den Naturgesetzen. Aber das „Gesetz" als solches kommt auf Rechnung des erkennenden Geistes. Da sind aus dem einheitlichen Gesamtgeschehen bestimmte Reihen herausgehoben, wie wenn sie für sich allein da wären und abliefen; die in ihrem Ablauf waltende Regelmäßigkeit ist ein klein wenig übertrieben worden; endlich ist das Ganze unter den Gedanken eines dafür maßgebenden Gesetzes gestellt, als womit zugleich die Erwartung der unabänderlichen Wiederkehr der betreffenden Reihen ausgedrückt wird. Ja, ist denn das, eben das „Gesetz" als solches, ist es etwas andres, als was man ganz wohl auch eine geniale Erfindung des erkennenden Geistes nennen könnte?

Und also wäre die Summe der Erwägung die, daß es zwecklos ist, sich den Kopf zu zerbrechen, ob die Röntgen-Strahlen eine Entdeckung oder eine Erfindung sind. Prinzipiell ist es gar kein Unterschied. Wir reden von einer Erfindung, wenn bei der Verwertung des Gefundnen die praktische Verwendung der Naturkräfte für allerlei Zwecke des menschlichen Lebens voransteht. Dagegen sagen wir von einer Entdeckung, wenn der Erkenntnis dadurch neue Bahnen gebrochen werden. Wir müssen es abwarten, was bei der Verwertung der Thatsache dieser Strahlen sich als das Wichtigere erweisen wird, ob die Förderung praktischer Zwecke oder die Befruchtung unsrer Naturerkenntnis. Je nachdem werden sie als Erfindung oder Entdeckung zu bezeichnen sein.

Allein, nun fürchte ich den Unwillen des geneigten Lesers, dessen Geduld mir bis hierher gefolgt ist. Brotlose Künste in der That! so wird er ausrufen. Erst wird eine Frage aufgeworfen, auf die andre vernünftige Menschen gar nicht kommen, und dann wird nach einigem Hin und Her entschieden, daß man die Frage eigentlich gar nicht aufwerfen sollte, weil sie nichts bedeutet. Das war doch bequemer zu haben. Man brauchte nur die Finger davon zu lassen und den Lesern nicht vorzuspiegeln, man habe etwas zur Sache zu sagen.

Wie werde ich mich gegen diesen Vorwurf vertheidigen können? Ich werde darauf aufmerksam machen, daß vieles in der Philosophie und gerade von dem, was die Philosophen am wichtigsten nehmen, z. B. das Meiste in den erkenntniskritischen Erörterungen, müßige Spielerei scheint, solange wir mit der Aufmerksamkeit bei den nächsten und scheinbar einzigen Objekten der Verhandlung stehen bleiben. Es ist schließlich gleichgiltig, wie das Erkennen zu stande kommt, wenn wir nur an Erkenntnis wachsen, und unser Wissen im entscheidenden Moment nicht versagt. Auch für den Betrieb der Wissenschaften ist es durchweg ziemlich gleichgiltig, was die Philosophen sich für Gedanken darüber machen. An einem Punkte jedoch hört diese Gleichgiltigkeit auf und werden die Fragen, die unser Erkennen betreffen, von brennender Bedeutung.

Das ist, wenn die „theologische" Grundfrage aufgeworfen wird, wenn es sich um Ja und Nein in der Gotteserkenntnis handelt, dieser wichtigsten aller wichtigen Angelegenheiten, die es für Menschen giebt.

Nun ist das für uns längst keine Frage mehr, für uns, die wir das Evangelium kennen und glauben. Wir leben in dem großen Ja, schöpfen aus ihm den Mut des Lebens und die Kraft zu allem unserm Vornehmen. Wohl aber müssen auch wir uns fragen, wie wir die Welterkenntnis, an der wir

als Menschen von heute teilhaben und teilnehmen müssen, zu unserm Gottesglauben, zu unsrer Gotteserkenntnis in Beziehung setzen sollen. Und da gewinnen solche Erwägungen wie die in dieser Plauderei obenhin berührten ihre Bedeutung.

Sollen wir Gott suchen, indem wir durch die Erkenntnis der Welt zur Erkenntnis Gottes vor- und durchdringen? Das werden wir thun, wenn wir in diesen „Gesetzen" das Wirkliche selbst zu erkennen meinen. Dann wird Gott uns erscheinen als die Quelle aller dieser Gesetze, als die sie alle zusammenhaltende, einende, geistige Kraft, ewiger Weltgrund und ewiges Weltziel. Unsre Hauptsorge wird es dann sein — und ein ewiger Stachel in der Wunde, die nie heilen kann — wie wir alle Folgerungen, die sich daraus ergeben, einen mögen mit den Folgerungen aus unserm Glauben, in dem wir Gott als den persönlichen weltfreien Herrn der Welt erkennen.

Das ist der eine Weg, der alte Weg in neuer Gestalt. Die meisten, fast alle gehen ihn heute noch. In diese Richtung schweifen sie mit ihren Gedanken. Ich halte ihn für einen falschen, unmöglichen Weg, weil, daß man ihn einschlägt, auf falschen Voraussetzungen ruht.

Ich sage statt dessen: es ist die Freiheit und Herrschaft des persönlichen Geistes, um die es sich, auf den letzten Grund gesehen, in unserm Naturerkennen handelt. Wir ordnen die moderne Weltkenntnis, wie sie die heutige Wissenschaft uns bietet, unserm Glauben nur dann in der rechten Weise ein, wenn wir sagen: auch sie ist ein Stück, ein Stadium, eine Etappe in dem Kampf um die Freiheit des Geistes, um seine Macht und Herrschaft. Nur so ist sie dem Gottesglauben gleichartig, dem Glauben nämlich an den wahren, lebendigen Gott, den Herrn Herrn, der über allem thront und waltet, und der wahrlich etwas andres ist als eine in Naturgesetzen sich auswirkende geistige Kraft.

Glauben wir an Gott, so können wir nicht anders, wir müssen behaupten, daß wir das letzte Wort in allen menschlichen Dingen wissen. Es ist aber ein Phantom, dem wir nachjagen, wenn wirs in der Weise bethätigen zu sollen meinen, daß wir der modernen Weltkenntnis in ihrer Art eine Elle zusetzen und behaupten, so reiche sie nun hinter den Vorhang. Wohl aber dürfen wir sagen in unsrer Weise, ganz anders und doch ähnlich wie die Alten sagten: Was ihr erkennt und wißt, ist gut! Es bietet die Grundlage für die in allem menschlichen Geistesleben so innig erstrebte Freiheit und Macht des Geistes. Aber wähnet nicht, damit das Ziel zu erreichen. Das Ziel erreicht nur, wer selbst in seinem persönlichen Leben den großen Augenblick erlebt, in dem er Gott findet. Und Gott findet nur, wer an das Evangelium glauben lernt.

Wirklich? sagt der Leser. Aber die moderne Wissenschaft versteht es doch anders. Sie meint die Wirklichkeit von hinten und von vorn, vorwärts und rückwärts demonstriren zu können. Ja ja, die moderne Wissenschaft! Eben deshalb müssen wir fragen lernen: Was sind die Röntgen-Strahlen? Was sind die — Naturgesetze? Entdeckung oder Erfindung? J Kaftan

---

Rome

Von Emile Zola

Als die Kunde von der neuen Trilogie „Lourdes, Rom, Paris" zuerst erscholl und Zola den berühmten Wallfahrtsort einer vernichtenden Kritik unterzog, begann man mit Spannung auf die zweite Abteilung zu warten. Hatte er den Handel mit dem Heiligen, das Niedrig-Geschäftliche im Treiben von Lourdes so verurteilt und doch die menschlichen Motive des Erfolges so klar erkannt, dann konnte man ihm auch getrost nach Rom folgen. Die Erwartung stieg aufs höchste, als man hörte, er rüste sich zu einer Reise nach Rom, und ließ sich auch nicht dämpfen, als der Meister selbst angesichts der großen Aufgabe urteilte, er werde schließlich niemanden damit befriedigen. Wußte man doch, daß er während seines vierzehntägigen Herbstaufenthaltes von seinen Freunden gründlich unterrichtet worden war und selbst keine Anstrengungen gescheut hatte.

Jetzt, wo wir mit immer wachsender Enttäuschung den Roman zu Ende gelesen haben, geben wir dem Verfasser Recht, wenngleich wir unser Urteil anders motiviren. Er meinte, die Franzosen werden ihm grollen, weil er Italien liebe, die Italiener, weil er die Wahrheit sage, die Realisten, weil er ihnen nicht genug thue. Wir sagen: Rom ist nicht Lourdes. Es giebt Dinge, die keinem Sterblichen gelingen. In vierzehn Tagen Rom zu bewältigen, die Seele Roms zu erfassen und in drei Monaten etwas darüber zu schreiben, das hier an Ort und Stelle annehmbar sei, vermochte auch ein Zola nicht. Durch seine Eile oder vielleicht mehr noch durch seinen rücksichtslosen Naturalismus ist der Hintergrund verfehlt, wie die Helden der Erzählung es sind. Das Rom, das wir lieben, das Rom aller Zeiten, die City of the soul, von der Byron singt, wohin zu ziehen Chateaubriant alle die auffordert, die an keinen andern Ort gebunden sind, das Rom, in dem unser Goethe zur höchsten Reife kam, kennt Zola, ahnt er nicht. Er ist von der Poesie der Vergangenheit ganz unberührt. Von der Siebenhügelstadt der Könige, der stolzen Republik, der weltbeherrschenden Kaiser kommt ihm nur ein Echo zu, das ihn wie eine fixe Idee durch das Buch verfolgt: das Blut der Cäsaren, der Größenwahn, der Hochmut der Cäsaren! Das ist ihm die Erklärung für die Päpsteherrschaft, für den Vatikan von heute. Das Rom der Basiliken und Katakomben ist ihm stumm. Nicht beleben sich ihm die Kirchen und Thürme des Mittelalters, nicht sieht er den wilden Kampf um ihre Mauern, noch den großen Drang nach Frieden und Vergebung, in dem Tausende von den Enden der Erde zu den Gräbern der Apostelfürsten wallen. Das Rom der Kunst giebt er in widriger Verzerrung. Des Vaterlandes Sehnsucht, des einigen Italiens Krone, wie könnte er es verstehen? Im grellen Licht der Tagesbeleuchtung erfaßt er nur die stärksten Kontraste, verliert er das richtige Gefühl für die Proportion. Die übertriebne Auffassung der sozialen Frage verschiebt das historische Gleichgewicht, das in Rom zu gewinnen wir alle uns bestreben: die eigne Persönlichkeit mißt sich an den großen Gedanken der Weltgeschichte, die sich hier zusammendrängen, und erhebt sich über sich selbst. Es liegt etwas mächtig Objektives in der Atmosphäre Roms. Die Herzen brechen, die Geschlechter kommen und gehen — ewig gegenwärtig bleibt das Menschheitsleben als solches. Durch die Jahrhunderte zieht sich der Kampf um die höchsten Probleme, heute noch sind sie ungelöst und stets des höchsten Einsatzes wert.

Der Träger seiner Idee, die Verkörperung seines „Ich," Abbé Froment, ist verschwindend klein für die große ihm anvertraute Mission. Benedetta, die Heldin der Liebestragödie, wähnt er rein und edel zu zeichnen, und sie ist doch im Grunde eine Mischung von Sinnlichkeit und Bigotterie, die den gesunden Sinn anwidert. Der von ihr geschiedne Gatte erscheint mir als Karikatur. Was man zunächst beim Lesen empfindet, ist der Eindruck der Zusammenhanglosigkeit und Eile. Es sind thatsächlich die Aufzeichnungen eines atemlosen Touristen, auch von Wiederholungen deshalb nicht frei. Das aus der Schule Mitgebrachte und die neuen Eindrücke, lange Abschnitte aus Geschichts- und Reisebüchern, emsig gesammelte Notizen aus der gegenwärtigen Gesellschaft, ergießen sich unverarbeitet, in bunter Abwechslung über das an Handlung so arme Buch und ersticken das nie sehr lebendige Interesse an den Menschen, denen wir doch Anteil zollen möchten. Als einheitliches Kunstwerk ist der Roman gänzlich verfehlt, darüber kann kaum irgend ein Zweifel sein. In Episoden interessant mag er besonders dem nordischen Leser erscheinen, der unverletzt bleibt von den oben erwähnten Mängeln und sich an den realistischen Schilderungen des heutigen Roms erfreut. Der cynische Verismus, von dem viele Zola geheilt glaubten, findet sich aber leider hier aufs neue und berührt uns doppelt abstoßend, als der Träger der Autobiographie, wenn wir sie so nennen wollen, ein Priester ist.

Der junge Abbé Froment, den wir von Lourdes tief betrübt nach Paris zurückkehren sehen, hat sich der Armenpflege gewidmet, um den Ekel an dem Treiben der pères de Lourdes zu überwinden, und ist mit den Führern des Catholicisme social,

frommen Menschenfreunden, sogar einem Kardinal in Berührung gekommen. Die erschütternden Erfahrungen des Massenelends in der großen Stadt des Luxus lassen ihn den Blick auf Papst Leo XIII. richten, in dem er einen neuen Messias, einen zweiten heiligen Franziskus von Assisi zu erspähen meint. Er schreibt ein Buch voll jugendlichen Enthusiasmus, in dem er von einem neuen Rom, einer neuen Religion schwärmt, die verlorne weltliche Herrschaft als Gewinn preist und den Papst ausschließlich im Dienste der Geringen und Elenden seinen Beruf erfüllen läßt. Wie es kaum anders sein kann, brandmarkt er dabei mit strengen Worten das Schachern mit den Heiligen, wie die pères de Lourdes es treiben, und erhebt die Armut und Besitzlosigkeit der Kirche in die Wolken. Zu seiner höchsten Verwunderung — nicht zu der unsern — ist dies Buch vom Index bedroht, und in geheimnisvoller Weise wird er veranlaßt, persönlich in Rom, und sogar als Gast im Hause des Kardinal Boccanera seine Sache zu führen. Warum man ihm im Vatikan eine solche Bedeutung zutraut und ihn für fähig hält, der Gründer und Führer eines Schisma zu werden, ist schwer zu begreifen. Doch nehmen wir ihn, wie wir ihn an jenem Morgen seiner Ankunft finden, und folgen ihm bei seinen notwendigen Schritten.

Vom Kardinal zum Monsignore, vom Segretario zum Relatore, von Kongregation zu Kongregation geht seine Irrfahrt. Die ersehnte Audienz beim Papst wird immer unwahrscheinlicher, das Dunkel über den eigentlichen Grund der Anklage immer dichter. Weder den Ankläger noch den Termin des Urteilsspruchs kann er erfahren. Wohl wird ihm sein Urteil über Lourdes, über den Sturz der weltlichen Herrschaft, der Gedanke eines verjüngten Katholizismus zum Vorwurf gemacht, des Katholizismus, der im Alter seine Krone sieht! Aber er gelangt nicht zu einem Schuldbewußtsein, weil er sich mit Papst Leo eins wähnt und von der Audienz bei ihm volle Rechtfertigung und alles Verständnis erwartet. Es gelingt indessen, ihn durch die lange Verzögerung unsicher zu machen und zu ermüden. Der Enthusiasmus schwindet, die Energie erlahmt, der Mann wird innerlich irre, es wird möglich, ihn zu zerbrechen, und in der letzten Krisis, in der nächtlichen Audienz beim Papst, wo er widerruft und sein Buch preisgiebt, wunderts uns nicht, daß seine seelische Vernichtung sich vollendet. Nicht beugt er sich von seinem Gewissen überführt, weil er seinen Irrtum einsieht; in der harten Wirklichkeit zerfließt vielmehr, was nur ein Traum war, was deshalb keine Berechtigung des Daseins hat. Sehr gut ist es gezeichnet, wie ihm plötzlich alle Schleier zerreißen, wie er das furchtbare Räderwerk erkennt, das die Individuen zermalmt, um den Triumph der apostolischen, römisch-katholischen Kirche zu sichern. Daß in solcher Erkenntnis alle Religion stirbt und nur der Unglaube gedeiht, ist für Zola natürlich. Wir, die wir einen andern Entwicklungsgang in treuer Erinnerung haben, erkennen die Kluft, die das fünfzehnte vom neunzehnten Jahrhundert scheidet, in ihrer ganzen Tiefe. Damals waren Germanen und Lateiner von der bangen Frage nach der Gerechtigkeit vor Gott bewegt. Wen ängstet das heute hüben und drüben? Wer hebt heute, wenn sein Liebstes ihm zerbricht, die Schwingen zum Flug ins Licht der ewigen Sonne?

Alles, was den Vatikan betrifft, ist Zola vortrefflich gelungen. Die Prälaten, die Verstecktheit und Hinterlist in liebenswürdiger Form verbergen, sind dem Leben abgelauscht. Das Getriebe der Kurie, die ihre festen kirchenpolitischen, ihre selbstsüchtigen Ziele erreicht durch vollendete Menschenkenntnis, mitleidslose Konsequenz, schamlose Geldgier, ist meisterlich gezeichnet und giebt, wenn nicht das Bild ihres ganzen Wesens, doch das vorzugsweise in die Erscheinung tretende wieder. Die großen Zeremonien sind mit der vollen Farbenpracht des Meisters dargestellt. Das die Menge ergreifende Delirium wurde mir oft von Augenzeugen bestätigt, so schwer man es glauben mag. Und so heftig die Verehrer des Papstes protestiren werden, hat die Darstellung seiner Persönlichkeit das Zeugnis vieler Intimi del Vaticano für sich. Von ihnen wird Zola sich Belehrung geholt haben, wenn es wahr ist, daß man ihn eifersüchtig vom Vatikan und dem Angesichte Leos fern hielt.

Die durchsichtige Greisengestalt mit der starken rauhen

Stimme und dem durchdringenden Auge lebt. Man weiß, daß der eiserne Wille und das harte Gemüt den rastlosen Geist unterstützen, dem nicht einmal der diplomatische Zug, der Wunsch, vermittelnd bis an die Grenzen des Möglichen zu gehen und Zugeständnisse in der Form zu häufen, das starre Festhalten am Kern gemildert haben. Alles muß dem maßlosen Ehrgeiz dienen, das bezeugt die Geschichte der Gegenwart, und nicht zum geringsten die unersättliche Geldgier, die ganz deutlich in ihrer Doppelgestalt als Freude am Golde selbst und der darin verborgnen Macht zu Tage tritt. So offenbart er sich dem von der Menschheit ganzem Jammer erfaßten Priester und erlangt seinen Widerruf ohne Mühe: „wozu streiten, wenn es nur ein Traum war!“

Rückwärts blickend lösen sich nun die Rätsel. Man wollte in ihm die ganze Richtung, die Freunde und Gönner treffen, die den pères de Lourdes angethane Schmach rächen. Man fürchtete, seiner Wärme, seinem Enthusiasmus werde es gelingen, Schule zu machen. Darum galt es, ihn zu ermüden, zu lähmen, ehe er zur Rebellion Zeit fände. Und da es der kleine Abbé Fremont war, gelang es.

In dem düstern Palast der Boccanera findet Zola seine andern Gestalten. Der intransigente Kardinal, principe della Chiesa und principe romano ist mit Liebe und Geschick gezeichnet, so unwahrscheinlich die unter seinem Dach ersonnene Ehe der Nichte mit dem Sohn eines edeln piemontesischen Garibaldiners und seine hoffnungslose Anschauung der katholischen Kirche der Zukunft ist. Hier in Rom hält man das ganze Liebesverhältnis für wenig gelungen, und dem feinen Gefühl ist es der Anlage und Entwicklung nach durchweg anstößig.

Natürlich war es leicht, die Thatsache der beiden großen Gegensätze zu erfassen, die die hiesige Welt beherrschen, die des Vatikans und Quirinals, des Jesuitismus und der Freimaurer, der schwarzen und weißen Gesellschaft. Auch die unselige ökonomische Krisis Roms war schnell begriffen. Aber etwas in der Art der Behandlung ist schwer verletzend. Selbst wenn Zola die ideale Seite des neuen Italiens nicht zu erfassen vermochte, hätte er nicht den Schluß aussprechen dürfen, der Anfang vom Ende sei da. Nicht umsonst hat Rom eine mehr denn zweitausendjährige Geschichte und wunderbare Lebenskraft. Das ganze Gespräch mit dem franzosenfreundlichen alten Orlando ist zu absichtlich, um hier mehr als Verstimmung zu bewirken und wird in Frankreich nichts nützen. Es ist ja ganz wahr und von uns hier stets mit Bangen beobachtet worden, daß man sich offenbar bei der Schließung des Dreibundes über die Leistungsfähigkeit Italiens in Berlin getäuscht hatte. Immerhin aber hat man von der Erfahrung gelernt und sich nun offenbar auf den Standpunkt gestellt, daß ein militärisch geringes, freundlich gesinntes Italien besser ist, als ein finanziell vernichtetes. Und vor Kaiser Wilhelms ritterlicher Freundschaft in der Not verstummen sogar die nach Frankreich schielenden Parteien der Radikalen und Anarchisten. Warum aber die Römer mit der ganz willkürlichen Behauptung kränken, das dritte Rom habe keine Denkmäler zu errichten vermocht, wenn vom kapitolinischen Hügel das Mausoleum Vittorio Emanueles herableuchtet und seiner Vollendung entgegengeht, die Reiterstatue Garibaldis den Janiculus krönt, Giordano Bruno die Stätte seines Märtyrertodes hütet, Cavour unter den Fenstern des Vatikans von dem neuen Stadtteil Besitz ergriffen hat. Voller Bitterkeit fragen die Römer: Ist es nicht genug, daß wir in Erz und Marmor die dem Vaterland gelobte und gehaltene Treue, Selbstverleugnung, Tapferkeit und Todesverachtung feiern, daß wir also den denkenden Staatsmann, den Märtyrer der Gedankenfreiheit ehren?

Was Zola gut macht, wenn er die beiden Autoritäten auf derselben Scholle zu Recht bestehen läßt, verdirbt er durch den Hinweis auf das französische Baukapital von vielen Millionen, die übertriebne Schilderung des Proletarierelends in den unvollendeten Palästen. Er hätte sehen müssen, daß solche Zustände immer nur Uebergänge sind, zumal wenn es galt, einen Schritt aus dem vollen Mittelalter des Kirchenstaates in die Gegenwart zu thun, wie Rom vor fünfundzwanzig Jahren zugemutet wurde. Was ist ein Vierteljahrhundert im Leben eines Volkes! Und

wem es gelungen, l'Italia Una hinzustellen, dem ist zu verzeihen, wenn er sich über die Einwohnerzahl des neuen dritten Rom täuschte. Deshalb darf man an der Lebenskraft der Nation nicht zweifeln. Am übelsten aber war er beraten, als er von dem das Königsgrab umschließenden Pantheon sagte: une Sale qui tient du cirque! Wer je offnen Sinnes unter der Wunderkuppel mit dem stillen Lichtauge gestanden, wird ihm das nie verzeihen, sei er Römer, sei er Fremder.

Den alten Haudegen Orlando Prada schildert Zola mit Liebe und leiht ihm die ansprechendsten Züge Garibaldis. Aber dem Sohne, dem geschiednen Gatten giebt er einen unnatürlich brutalen Charakter. Es ist, als wäre Zola hier in der kurzen Zeit der ganze Haß der klerikalen Römer gegen die Piemontesen eingeimpft worden. Er irrt sich aber: die Wolfszähne hatte Kardinal Antonelli. Und der verhaßteste Piemontese, der Exminister Giolitti ist ohne einen Soldo, mit ganz reinen Händen ins Privatleben zurückgekehrt. Prinz Dario ist ihm besser gelungen. Leider giebt es viele solcher berufslosen, ziellosen Existenzen hier, die dem Norden wohl die neuste Mode nachmachen, nicht aber die Freude an männlicher Arbeit.

Am schwierigsten war es für den Fremden, die römische Frauenwelt darzustellen, und Zola ist es gänzlich mißlungen, wie der laute Protest beweist, der sich einstimmig hier erhebt. Einmal gegen die ungenügende Motivirung einer so unnatürlichen Verbindung der Kardinalsnichte mit dem Sohne des Garibaldiners; dann gegen die cynisch-brutale Behandlung der Ehescheidungssache bis zu dem tragischen Schluß, in den Zola meint antike Größe gelegt zu haben. Abgesehen davon, daß es billig gewesen wäre, wenigstens eine normale Frau in gesunden Verhältnissen neben die übrigen zweifelhaften Charaktere zu stellen, sagen die gebildeten Frauen aus Einem Munde, daß vieles hier in der Gesellschaft möglich ist, aber doch immer nur das, was sich mit einem würdigen Dekorum verträgt, für das man einen feinen Sinn und sehr feste Begriffe besitzt. Was dagegen verstößt, ist in dem hier in Betracht kommenden Kreise ausgeschlossen, wäre sogar zur Zeit, als Massimo d'Azeglio seine Memoiren schrieb, unmöglich gewesen. Deshalb ist Donna Serafina annehmbar, während Benedetta aus der Rolle fällt. Wahr ist nicht einmal die Perlenarbeiterin Pierina mit ihrer übertriebnen Schönheit und Verliebtheit, von Liesbeth und Victorine gar nicht zu reden, die jeder Lokalfarbe ermangeln. Auch gegen den Messerstich erhebt sich der Widerspruch. Es heißt, ein Trasteveriner ersteche wohl seinesgleichen gern, niemals aber einen Principe romano.

Das für den Cardinale papabile bestimmte Gift wird am meisten beanstandet. Man macht sich sehr darüber lustig — der andern Nationen wegen; und klug war es auch nicht, es gerade in diesem realistischen Roman von heute eine so wichtige Rolle spielen zu lassen. Diese Dinge werden immer in Abrede gestellt und müssen, um zu wirken, zarter behandelt werden. Es ist vieles wahr, worüber die Leute schreien, wenn sie es lesen. Besonders ungeschickt scheint mir, daß es in die Hände des Landpriesters gelegt wird, den natürlich Ehrfurcht und Respekt zu solcher That nie kommen ließen, selbst wenn er Verstand genug dafür hätte. Diese Ereignisse brauchen vornehme Umgebung, und Monsignore Franchi, des Papstes milder Berater, kann nicht aus jener Welt wiederkommen, um uns zu sagen, ob er an einer plötzlichen Erkältung oder einem vergifteten Gelato gestorben ist.

Rechte Freude werden die Leser an manchen Schilderungen haben, der Terasse von San Pietro in Montorio, der Peterskuppel, der Heimfahrt von Frascati. Seltsam ist es aber doch, und ein neuer Beweis, wie wenig Zola in die Stimmung der Landschaft eingedrungen ist, daß er der Aquädukte gar nicht erwähnt, jener wunderbar poesievollen Reste kaiserlicher Größe, die die Campagna durchziehen. Der verwahrloste Garten der Boccanera, sowie die verfallnen Paläste der Prälaten verführen ihn dagegen zu einer Ansicht, die zu teilen verhängnisvoll wäre. Sie sind nicht das Sinnbild eines in der Zersetzung begriffnen Katholizismus. Dieser besitzt im Gegenteil ungeheure Lebenskräfte, die man nicht unterschätzen darf. Wie immer man sich diese merkwürdigste und rätselhafteste Thatsache der Welt,

geschichte zurechtlegt, eines mögen die Leser von Zolas Rom nicht vergessen, das nämlich, daß die negativen Gedanken niemals die Welt regieren werden. Wenn die Wissenschaft, wenn der Protestantismus den Gemütern nur noch Steine anstatt Brot bietet, wird sich die Menschheit zu Tausenden zum Katholizismus zurückwenden. Der letzte Gedanke der Kurie bei der Bevorzugung der Republiken, beim Schönthun mit den Massen ist der, daß sie dereinst aus dem formlosen Chaos von Gottlosigkeit und Rechtlosigkeit mit eisernem Griff einen Kirchenstaat nach ihrem Sinne machen könne. Mag der hier in Rom sich darstellende Katholizismus Politik sein und nicht Religion, von Innerlichkeit nichts wissen und nur in glänzenden Zeremonien bestehen — die verschmachtenden Völker werden das nimmermehr glauben und ihr religiöses Ideal immer mehr in Rom, im Papst suchen, wenn die Seelen nicht gelernt haben höher zu schauen, wenn sie nicht in der köstlichen Freiheit der Kinder Gottes sich gebunden haben an Christus den Hirten und Bischof unsrer Seelen.

Rom Maria Sell

Zwei neue Entdeckungen über das Duell

Das Militärwochenblatt, ein Blatt, das ernst genommen sein will, bringt in seiner Nr. 37 einen Aufsatz über den Zweikampf, den man mit dem Prädikat Komisch! abthun könnte. Es ist doch schade: wenn einmal ein Laie eine Zeitfrage in biblischem Sinne behandeln will, dann fällt die Sache gewöhnlich so aus, daß man am liebsten sagen möchte: Hände weg! Dazu ist uns unsre Bibel zu gut, um als Feigenblatt vorgefaßter Meinungen zu dienen. Der Verfasser besagten Artikels will nämlich etwas Großes und Erstaunliches beweisen. Er hat entdeckt, daß das Christentum das Duell durchaus nicht verbietet, ja daß der dem Duell zu Grunde liegende Ehrbegriff sich mit dem des Apostels Paulus deckt. Wie denn? Nun, das Duell bringt den Grundsatz zum Ausdruck, daß die Ehre, d. h. die äußere Ehre, die Anerkennung des persönlichen Wertes durch Andre, über das Leben geht. Der Apostel Paulus ist derselben Meinung gewesen: 1. Kor. 9, 15. Man muß die Stelle nachschlagen, um die rechte Wirkung dieses Beweises zu erfassen. Dort redet nämlich Paulus von seinem Ruhm, den Korinthern das Evangelium unentgeltlich verkündigt zu haben. Er will lieber sterben, als daß er sich diesen Ruhm nehmen lasse. Wie aber kann ihm dieser Ruhm genommen werden? Etwa dadurch, daß ihm jemand vorwirft, er habe doch Entgelt empfangen? Nein, das war ja gerade von korinthischer Seite geschehen, und doch hält der Apostel seinen Ruhm nicht für zunichte gemacht, solange er nur nicht thut, was man ihm vorwirft, und fügt nun feierlich hinzu, eher wolle er sterben, als sich dazu bewegen lassen. Also Paulus ist so ziemlich der umgekehrten Meinung wie der moderne Duellritter. Er weiß, daß uns niemand die Ehre nehmen kann, als wir selbst. Er denkt nicht, daß sein Ruhm, seine Ehre durch die Verleumdung irgend eines thörichten oder unverschämten Menschen Schaden leiden könnte. Vollends sein Leben einem solchen preiszugeben — dieser Wahnwitz liegt dem Manne, der Phil. 1, 21 ff. geschrieben hat, ganz fern.

Demnach ist es mit diesem Eideshelfer für das christliche Recht des Duells etwas bedenklich bestellt. Hören wir weiter: „Nirgends in der Bibel steht ein Verbot des Zweikampfes." Das ist richtig, ebenso wie nirgends in der Bibel ein Verbot des Hasardspiels oder des Taubenschießsports steht, woraus nur folgt, daß die Menschen damals noch ein gut Teil vernünftiger waren als heute. „Aber das Neue Testament ist überhaupt kein Gesetzkodex, und daraus Gesetze sogar für die in der Bibel nicht berührten Fälle herleiten zu wollen, ist alttestamentlich, aber nicht christlich." Der Gute, der das geschrieben hat, hat einmal etwas Richtiges läuten gehört. Aber wie hat er es mißverstanden! Nun wissen wirs, — wir alle, die wir das Duell für eine Sünde, eine Auflehnung gegen Gottes Willen halten, wir sind in Wahrheit gar nicht Christen, sondern Juden! Und mit Juden, na, da hat man am Ende ein Recht, die Diskussion

abzubrechen, ihre Satisfaktionsfähigkeit ist zum mindesten zweifelhaft. Wie aber, wenn wir den Spieß umdrehten? Wenn wir sagten: Ja, es ist recht, das Duell ist nicht ausdrücklich in der Bibel verboten, wie im Reichsstrafgesetzbuch § 205; aber wir lernen aus ihr, daß das Leben nicht sowohl ein Recht zu unsrer Verfügung, als eine Pflicht ist, die nur Gott von uns nehmen kann; wir lernen aus ihr, daß zwar nicht das Leben, aber das ewige Leben über die Ehre geht, — was wird der Artikelschreiber dazu sagen?

Einstweilen fällt er selbst in jene „alttestamentliche" Betrachtungsweise zurück (oder bequemt er sich ihr nur an?), zu untersuchen, ob einzelne Bibelstellen sich gegen das Duell verwerten lassen. Da ist zuerst das fünfte Gebot! Nun sei aber die Obrigkeit zu Ausnahmen von diesem Gebote befugt. Das Duell wäre demnach nur als Verstoß gegen die obrigkeitlichen Gesetze Sünde. Für den Offizier aber müssen die Königlichen Verordnungen über die Ehrengerichte maßgebender sein als das Staatsgesetz. Schluß: Das fünfte Gebot verbietet das Duell für die Offiziere nicht. Eine allerdings schlagende Auslegung! Ihr Grundgedanke ist: Was die Obrigkeit nicht verbietet, ist erlaubt. Weil die Obrigkeit sich — leider — nicht aufschwingen kann, das Duell zu verbieten, ist es ganz gleichgiltig, was Gottes Gebot dazu sagt. Warum aber dann nicht ruhig zugeben: Die Moral der Wucherer und Halsabschneider, das ist unsre Moral. Hält von diesem Zugeständnis doch am Ende ein Gefühl für echte und wahre Ehre ab? Ich verzichte darauf, dem Artikelschreiber weiter zu folgen. Wenn die Leser des Militärwochenblattes sich von ihm imponiren und von seiner Beweisführung für das christliche Recht des Duells überzeugen lassen, so ist es ihnen schon recht. Andre werden vielleicht urteilen, daß ein Gewissen schon sehr abgestumpft sein muß, um an derartigen Kunstreiterstücken Gefallen zu finden.

Ganz andrer Art ist die zweite Entdeckung über das Duell, die neuerdings — übrigens noch bevor der Skandal Schrader-Kotze die Gemüter erregt hat — bekannt geworden ist. Ich meine die schneidige und schlagende Schrift von Professor Georg von Below: Das Duell und der germanische Ehrbegriff. (Kassel, Brunnemann, 1896. 1 Mk.) Diese Schrift, eine historische Untersuchung mit beißenden Seitenblicken auf gegenwärtige Verhältnisse, beweist, daß das Duell weder germanisch, noch mittelalterlich, noch dem alten deutschen Ehrbegriff entsprechend, daß es vielmehr ein welscher Importartikel aus dem Lande und der Zeit des Don Quixote ist, den Deutsche schon um des Makels seines Ursprungs willen gut thäten, schleunigst aus dem Lande zu weisen, ebenso wie manche andre Einschleppung aus jenem fauligen Grunde. Ein Nachweis zur rechten Zeit!

Denn wenn man hundertmal nachgewiesen hat, daß das Duell ebenso unchristlich wie unvernünftig ist, giebt es immer noch Leute, die mit der Anbetung des Duellgötzen germanischen Ahnenkult zu treiben meinen. Damit ist es nun auch nichts. Der deutsche Adel des Mittelalters dachte viel zu rechtlich, als daß er den Weg der Gewalt oder des Zufalls dem des Gerichtes vorgezogen hätte, und viel zu nüchtern, als daß er jede Provokation mit Blut abzuwaschen für nötig befunden hätte. Das Mittelalter ist von dem Makel gereinigt, solchen Unsinn geschaffen oder gepflegt zu haben. Steigt dem neunzehnten Jahrhundert nicht etwas wie Schamröte ins Gesicht? Oder erlaubt ihm die moderne „Ehre," weniger ehrenhaft zu denken, als seine biedern Vorfahren?

Wir sind begierig, ob der Druck der öffentlichen Meinung endlich imstande sein wird, mit diesem widerwärtigen Ueberbleibsel einer traurigen Kulturperiode, mit diesem Hohn auf alle gesunde Vernunft, mit diesem krassen Widerspruch gegen das Sittengesetz aufzuräumen. Wir wollen aber nicht verhehlen, daß unser Glaube daran gering ist. In der Entrüstung der letzten Wochen war viel Wortschwall, aber wenig sittlicher Ernst. Und das entscheidende Wort, auf das alles ankommt, ist nicht gesprochen. Wir haben mit Begisterung den Frankfurter Frieden gefeiert: — ist denn das neugeeinte deutsche Volk nicht stark genug, schädliche Bestandteile aus seiner Entwicklung auszuscheiden

und der Vernunft, der Geschichte, der Religion die Ehre zu geben?

Erich Foerster

Nachwort des Herausgebers. Sie wollen noch etwas über das Duell bringen? fragte mich erstaunt ein verständiger Freund unsers Blattes. So schnell geht heute die Welt, auch die „christliche“, über eine Frage von solchem Ernst, über einen solchen Haufen moralischer Entrüstung zur Tagesordnung über. Wie lange wird es dauern — ja die Zeit ist schon da — so hat die öffentliche Meinung bis in recht kirchliche Kreise hinein sich wieder mit dem Duell abgefunden. Unsre Obrigkeit fährt fort mit ihrer doppelten Buchführung. Unheilvolle Verblendung! Um so gebieterischer fordert die Pflicht, daß wir nicht ruhen, die öffentliche Meinung in dem glücklichen Aufschwung, den wir erlebt haben, zu stärken. Unsre Leser können dazu viel thun. Es sind, wir wissen es, eine stattliche Anzahl „satisfaktionsfähiger“ Männer darunter. Wir bitten sie herzlich, den Gewissensfragen, die die jüngsten Vorkommnisse an sie gestellt haben, nicht schnell wieder aus dem Wege zu gehn. Die aber in der Lage sind, auf solche Kreise zu wirken, insbesondre die jungen Leute zu belehren, sollten sich eine systematische Verbreitung der v. Below'schen Schrift angelegen sein lassen. Sie wirkt besser als der beste Traktat!

Armenien

Wolffs telegraphisches Korrespondenzbüreau verbreitet folgende Nachricht:

Philippopel, 20. Mai. Hier eingegangne Berichte aus Konstantinopel melden die Entdeckung einer armenischen Vereinigung, deren Ziel die Ermordung hoher Würdenträger gewesen sei. Vorgestern und gestern wurden in Konstantinopel zahlreiche Verhaftungen vorgenommen. Wahrscheinlich sind dieselben vorsichtshalber [!] anläßlich des Kurban Bairam erfolgt.

Dergleichen Meldungen sollen das böse Gewissen des christlichen, des zivilisirten Europa stillen, falls es sich irgend regen wollte. Man beachte das entsetzliche, so unendlich bezeichnende: vorsichtshalber! Aber genug, es wirkt auf den Zeitungsphilister; er sagt sich in seiner höhern politischen Einsicht: Aha, den Armeniern geschieht doch recht! — Wenn etliche Armenier sich verschwören wollten, wer könnte es ihnen verdenken? Aber dies bejammernswerte Volk ist ja viel zu elend dazu.

Einen Tag später brachte die Frankfurter Zeitung aus dem Bericht des englischen Konsuls G. H. Fitzmaurice, der die türkische Untersuchungskommission begleitet hat, über die Metzeleien im Vilajet Aleppo auszugsweise folgende Mitteilungen:

In Biredschik sind 1500 Armenier gezwungen worden, zum Islam überzutreten. In Adiaman (11000 Muhammedaner, 4000 Christen) dauerte das Blutbad drei Tage (7.—11. November 1895). 410 Personen, zumeist Männer, wurden niedergemacht, die Kirchen der Gregorianer, Katholiken, Syrer und Protestanten entweiht. In Severek, Vilajet Diarbekir, wurden am 2. November von den 1500 erwachsenen Christen 800 ermordet und das Christenviertel geplündert. Am fürchterlichsten aber hat der Fanatismus in Urfa gewüthet. Die dortige Bevölkerung besteht aus etwa 40000 Muhammedanern und 25000 Christen. Am 28. Oktober erfolgte im Bazar ein Ueberfall des Pöbels auf die Armenier und später ein Angriff auf das armenische Viertel, der aber zurückgewiesen wurde. Die Muhammedaner verloren hierbei 4 bis 5, die Armenier 27 Tote. Darauf wurden 700 armenische Läden und 190 Häuser vom Pöbel geplündert und in Asche gelegt. Nach diesen Vorfällen wurden alle außerhalb des armenischen Viertels angetroffnen Armenier niedergemacht, das armenische Viertel aber zwei Monate lang vom Pöbel geradezu belagert. Der armenische Bischof, der hierüber telegraphisch nach Konstantinopel berichten wollte, wurde verhaftet. Am 29. Oktober kehrte der Mutessarif Hassan Pascha von einer Inspektion zurück und verlangte die Auslieferung von 1800 Martinigewehren, die sich in den Händen der Armenier befänden, zugleich kleidete er 1000 Mann als Reservisten ein und schickte sie zum „Schutze der Armenier“ in das bedrohte Viertel. Die Truppen erpreßten von den Armeniern bedeutende Summen. Auf ihre Mitteilung, daß nur diejenigen Armenier, die sich zum Islam bekehren, dem Tode entgehen können, erfolgten Massenübertritte. Da die Behörden auf der Auslieferung der Waffen (1800 Martinigewehre und 100 Revolver) und von 10 Männern, denen die Hauptschuld am Tode Ismails beigemessen wurde, bestanden, wurden die bezeichneten Personen ausgeliefert und 1200 Stück Waffen, zu diesem Zweck meist erst aufgekauft, im Konak niedergelegt. Am 28. Dezember ließ der Befehlshaber der Truppen, Nazif Pascha, der schon an der Niedermetzelung der Bulgaren im Jahre 1876 teilgenommen hatte, den nichtarmenischen Christen sagen, sie sollten sich in ihren Kirchen versammeln, dieselben nicht verlassen und unter keinen Umständen einen Armenier beschützen — dann würde ihnen nichts geschehen. Die Truppen wurden außerhalb des armenischen Quartiers aufgestellt. Am Morgen dieses Tages sah man Muhammedaner auf den Minarets und Frauen auf den Dächern und Basteien der Festung, wo sie auf das bevorstehende Schauspiel warteten. Auf ein gegebnes Signal begann nun eine beispiellose Schlächterei. Die unglücklichen Armenier wurden wie Schlachtvieh herbeigeschleppt und niedergemacht. Ein Scheikh schlachtete neben der protestantischen Kirche gegen 100 Armenier, die gefesselt auf dem Rücken lagen, unter Absingung von Koranversen, indem er ihnen wie Schafen nach dem Ritus von Mekka die Gurgel durchschnitt. Unterdessen plünderte der Pöbel und steckte die Häuser in Brand. Der darauf folgende Sonntag überbot aber an Scheußlichkeiten alles Vorangegangne. Die große Hauptkirche, wo 3000 Armenier beider Geschlechter und aller Lebensalter Zuflucht gesucht hatten, wurde gestürmt und geplündert, alle Männer sofort ermordet, dann die Zugänge zu den Galerien, wo Frauen und Kinder Zuflucht gesucht hatten, mit petroleumgetränktem Bettzeug u. s. w. verbarrikadirt und das Gotteshaus mit allen darin Befindlichen niedergebrannt. Um 1/4 4 Uhr nachmittags gab ein Trompetensignal das Zeichen zur Beendigung der Metzelei, und der Mufti Ali Effendi, Hussein Pascha und andre Notabeln zogen unter Musik um das Quartier herum und verkündeten, daß das Massakre zu Ende sei. Noch zur Zeit des Aufenthalts des englischen Delegirten (5. März) war der furchtbare Geruch des verkohlten und verwesten Menschenfleisches unerträglich. Mindestens 8000 Armenier kamen in den beiden Tagen um, darunter 126 Familien, von denen weder Frauen noch Säuglinge verschont blieben. Der angerichtete Schaden wird auf 150000 bis 200000 Lstr.-T. geschätzt. Die Leichen der Opfer wurden in den drei dem Gemetzel folgenden Tagen von Juden beiseite geschafft und verscharrt.

Die Frankfurter Zeitung fügt hinzu: „An der Richtigkeit dieser Angaben ist kaum zu zweifeln.“ Leider wirklich nicht! Aber sehr zu zweifeln ist an dem Ernst der Zusage von Untersuchung, Bestrafung der Schuldigen und von Reformen, mit der die Pforte sehr freigebig ist und deren fleißige Meldung nur allzu erfolgreich demselben Zwecke dient wie die obige Depesche.

— — Ein erstes Dokument ist uns zugegangen dafür, daß ein deutsches Kirchenwesen sich offiziell um diese „Geringsten unter unsern Brüdern“ bekümmert hat. Aber natürlich: es war kein reichsdeutsches, sondern die Kirche des Kantons Basel-Stadt. Und zwar nicht, wie man leicht denken könnte, auf Anregung der Baseler Missionskreise hin. Am 10. Mai wurde eine Ansprache des Kirchenrats von allen Kanzeln verlesen, am 17. mit eingehender Fürbitte und besonderm Opfer „der bedrängten Christen in Armenien“ gedacht. Die Sammlung ergab 13299,30 Francs.

Bezeichnend genug, daß man eines solchen Vorgangs überhaupt Erwähnung zu thun Ursache hat. Wie vieles ist schon die „Schande unsers Jahrhunderts“ genannt worden! Ich wüßte nicht, was diesen Namen mehr verdiente, als die Thatsache, daß solche Greuel heute in der Türkei ungehindert und ungestraft an der Tagesordnung sind, und — daß man in der europäischen Christenheit kaum Anlaß findet, sich darüber zu entsetzen!*) R

Verschiedenes

(Das dritte Gebot und der Sonntag) Wer in den ebenso praktisch wichtigen, wie theoretisch schwierigen Fragen, die sich für einen Christen an die Sonntagsfeier knüpfen, eine feste Stellung gewinnen will, der findet hierzu Gelegenheit in dem vor kurzem unter obigem Titel erschienenen Schriftchen von Hollensteiner. (Gütersloh, Bertelsmann, 1896. 72 S. 0,80 Mk.

Der Verfasser wirft zunächst die Frage auf: „Hat das dritte Gebot des Dekalogs auch für Christen noch bindende Kraft?“ Die Antwort lautet: das dritte Gebot ist ebenso verbindlich wie jedes andre Gebot des Dekalogs, freilich nur seinem Geiste, nicht seinem Buchstaben nach. Aber was verlangt das dritte Gebot, recht verstanden, von uns? „Ihr sollt arbeiten, wie Gott gearbeitet hat; und ihr sollt ruhen, wie Gott geruht hat.“ Hollensteiner findet nämlich seltsamerweise die Arbeit hier ebensowohl geboten wie die Ruhe. Nachdem der Verfasser so den rechten Verstand des dritten Gebots herausgehoben hat, erörtert er dessen Verhältnis zur christlichen Sonntagsfeier. Diese Frage zerlegt sich ihm in vier Fragen. 1. In welchem Verhältnis steht die christliche Sonntagsfeier zum dritten Gebot? Die Antwort lautet kurz und bündig: „In gar keinem.“ Daher die neue Frage: 2. Wie ist die christliche Sonntagsfeier entstanden? Hollensteiner sieht in dem Aufkommen der Sonntagssitte „einen schlicht menschlichen Vorgang, der sich aber mit einer gewissen innern Notwendigkeit und unter unverkennbarer Leitung des heiligen Geistes vollzog.“ Dieser Einblick in die Entstehungsgeschichte des Sonntags erweckt im Leser die Fragen: 3. Auf welches Recht stützt sich die Forderung der christlichen Sonntagsfeier? und 4. Welche Folgerungen ergeben sich nun aus der Entstehungsgeschichte und der rechtlichen Begründung der christlichen Sonntagsfeier? Letztere Frage wird gründlich, nach drei Seiten hin, für die christliche Gesamtgemeinde, für den einzelnen Christen und für den christlichen Staat erörtert.

*) Englische Flugblätter zur armenischen Sache sind wieder eingetroffen und, soweit der Vorrat reicht, unentgeltlich von der Redaktion zu beziehen. D H

Der Verfasser hat sich die nicht leichte Aufgabe gestellt, in gleicher Weise den Forderungen der evangelischen Freiheit, wie den thatsächlichen Bedürfnissen der christlichen Gemeinde gerecht zu werden. Allen denen, die sich über die so verwickelte Sonntagsfrage Klarheit verschaffen wollen, sei dies Schriftchen empfohlen; kein Leser wird es ohne Nutzen aus der Hand legen. Cl

(Der Arbeiterstand und die Sozialdemokratie) Unter diesem Titel ist im Verlage von Reinhold Werther in Leipzig soeben ein Heft von 34 Seiten zum Preise von 60 Pfge. erschienen, in dem zwei Reden abgedruckt sind, die in öffentlicher Versammlung des Evangelischen Arbeitervereins zu Leipzig am 27. März 1896 von Geh. Hofrat Professor Dr. Rudolf Sohm und Max Lorenz, dem Redakteur der sozialdemokratischen Leipziger Volkszeitung, gehalten worden sind.

Wer eine Verständigung zwischen dem christlichen Sozialismus und der Sozialdemokratie herbeiwünscht, der wird diese Reden mit hoher Freude lesen. Denn die darin geführte Verhandlung ist wie kaum eine der schon geführten dazu angethan, den Glauben zu wecken oder zu stärken, daß eine gegenseitige Annäherung der genannten Richtungen möglich, und daß sie in der rechten Weise für die Zukunft zu erhoffen ist. Schon die Form der Auseinandersetzung ist in dieser Richtung wirksam. Mit so viel Achtung, mit so viel Sachlichkeit und Ruhe streiten nur Gegner, die einander bekämpfen, um einander zu gewinnen. Deshalb verraten auch beide das Bestreben, dem Gegner das Mögliche einzuräumen. Sohm, der das Wesen der Arbeiterbewegung in dem Ringen des vierten Standes um die Verwirklichung seines Rechtes auf bürgerliche Freiheit findet, erhebt es als ein Verdienst der Sozialdemokratie um die deutsche Arbeiterschaft, ja um das deutsche Reich, daß sie es vermocht hat, den Arbeiterstand zu einer politischen Partei zu gestalten und es dadurch jedermann vernehmlich zu machen, daß heute der deutsche Arbeiter Einlaß begehrt in den Saal, der die „Gesellschaft" umfaßt. Im Folgenden wendet sich Sohm freilich gegen die Sozialdemokratie: Ihre Antwort auf die Grundfrage: Wie kommt der Arbeiter zu der Freiheit eines Bürgers? ist falsch. Denn indem sie mit Geringschätzung der Reformarbeit alles Heil von einem plötzlichen Zusammensturze der bestehenden Staatsordnung erwartet, verleugnet sie das Verständnis für die allmähliche Art des geschichtlichen Werdens, und in der Zwangsanstalt des „Zukunftsstaates" läßt sie die Freiheit des Einzelnen untergehen. Vor allem aber ist die Sozialdemokratie darum eine unheilvolle Führerin des Arbeiterstandes, weil sie nach Kräften die Religion als eine Thorheit bekämpft, um dem Arbeiter für den Becher des Lebens den schalen Becher der Wissenschaft zu reichen. Ja, indem sie zugleich mit der Religion, aus der sie stammen, die sittlichen Kräfte der Liebe und Aufopferung verachtet und für die Erreichung ihres Zieles lediglich auf den Egoismus rechnet, erweist sich die Sozialdemokratie sogar als eine antisoziale Macht. Aus dieser Beurteilung der Sozialdemokratie durch Sohm tritt der tiefe Gegensatz, in dem der christliche Sozialismus zu ihr steht, unverhüllt hervor.

Allein die Entgegnung des Redakteurs Lorenz ist geeignet, diesen Eindruck erheblich abzuschwächen. Sie bedeutet in der That ein weitgehendes Entgegenkommen und einen ernsthaften Versuch zur Verständigung. Die Rede des Herrn Lorenz beweist, daß die heutige Sozialdemokratie sich nicht mehr geschlossen in den Gedankengängen um Marx und Bebel bewegt, auf die Sohm seine Beurteilung gestützt hatte. Denn der Redner geht in seinen formvollendeten Ausführungen nicht darauf aus, gegenüber Sohm den revolutionären und religionsfeindlichen Charakter der Sozialdemokratie zu rechtfertigen, sondern seine Thatsächlichkeit zu bestreiten. Der überwundne Utopismus entstamme der Glückseligkeitsidee der bürgerlichen Naturrechtsphilosophie. Die Sozialdemokratie dagegen sei durchdrungen von dem modernen Evolutionsgedanken und sehe im „Zukunftsstaate" den idealen Zielpunkt oder Leitstern einer allmählichen naturnotwendigen Entwicklung, deren Gang sie vorauszuerkennen und durch praktische Thätigkeit nach Kräften zu fördern bestrebt sei. Dem Vorwurfe der Religionsfeindlichkeit tritt sodann Herr Lorenz durch Unterscheidung von Religion und Kirche entgegen. Die christliche Religion sei die ärgste Feindin der kapitalistischen Wirtschaftsordnung. Denn die raffende Begierde nach dem toten Götzen Kapital ersticke ebenso wie die Not eines ärmlichen Lebens die freien Regungen der tiefen religiösen Bedürfnisse, zu denen sich der Redner selbst bekennt, und ertöte die christlichen Ideen der Liebe und der Individualität in gleicher Weise. Darum habe das arbeitende Volk an Christo und seiner Lehre die besten Bundesgenossen im Kampfe gegen das Kapital. Indem aber die Kirche, in der der lebendige Inhalt des Christentums dogmatisch erstarrt sei, sich auf die Seite der herrschenden Gewalten stelle, so treibe sie den Arbeiter, der begreiflicherweise Religion und Kirche nicht unterscheide, zur Feindschaft gegen das Christentum. Es gelte daher, das Christentum als eine lebendige Macht der Liebe durch Thätigkeit zu erweisen. Die Nationalitätsidee sei auch im Innersten der Sozialdemokratie lebendig und nur dadurch geschwächt, daß ihnen das deutsche Land nicht wie ein Heim des deutschen Volkes, sondern wie eine Zwingburg des Kapitalismus erscheinen müsse. Endlich stehe die Sozialdemokratie auch zur Königsidee nicht in einem prinzipiellen Gegensatze. Es komme nur darauf an, daß das Königtum sich zum Träger der sozialen Idee erhebe, der die Zukunft gehöre. — Wenn dann Sohm in seinem Schlußworte die sozialdemokratische direkte Anwendung des Evangeliums auf wirtschaftliche Fragen bekämpft und den revolutionären Charakter der Sozialdemokratie behauptet und ihn zugleich als einen reaktionären durch die Ausführung kennzeichnet, daß die Verneinung des Königtums und des Privateigentums eine Vernichtung der Früchte der geschichtlichen Entwicklung der letzten Jahrhunderte bedeute, nämlich der Macht des Staates und der Freiheit des Einzelnen, so bleibt es doch dabei, daß die ganze

Verhandlung einen wesentlichen Fortschritt auf dem Wege zur Verständigung darstellt.

Möchte das Heft von recht vielen gelesen werden! Hn

(Goethe) Sein Leben und seine Werke von Dr. Albert Bielschowsky. Band 1. München, Oskar Beck, 1896. Geb. 6 Mk.

Das höchste Geistesgut unsers Volkes sind Goethes Werke. Den Schöpfer und Träger dieses Gutes als einen vor unsern Augen Lebenden darzustellen, ist das Ziel dreier Goethebiographien: der Engländer Lewes, der Mann der unvergeßlichen George Eliot, nahm seinen innern Ausgangspunkt der Beurteilung jenes großen Lebens im jungen Goethe, sein Buch stellt eine jugendlich-sinnliche Existenz dar und macht es nicht begreiflich, wie Goethe die Wurzeln des deutschen Volkes noch in Jahrhunderten nähren wird; — Hermann Grimm gab in seinen „Vorlesungen über Goethe," einem Buche voll belebender Musik, die auch den Schwachen und Müden fortreißt, ein Bild von der Königlichkeit und Sieghaftigkeit Goethes in seinem Leben und Denken; — Bielschowsky stellt Goethe nach der Seite dar, die die Summe des Goethischen Wirkens zu nennen ist. Schließlich läßt sich die Wirksamkeit gerade der Größten als in einer einzigen bestimmten Richtung verlaufend erkennen: Lessings Gabe an uns ist die Schärfung der Gewissenspflicht, Gott nur mit Wahrheit zu dienen, Schillers Grundproblem war der Gehorsam gegen den kategorischen Imperativ des als sittlich einzig recht Erkannten, Goethes beste Gabe an sein Volk war, ist und bleibt jener herzliche Tiefblick, mit dem er das Leben anschaute, durchschaute, begriff und begreifen lehrte. Wer durch seine Augen sehen gelernt hat, wächst in jener Liebe, die allein sehend macht. Bielschowsky nun läßt diesen freundlichen, gerechten, in einem gelösten Herzen das Leben allseitig berührenden Mann klarer erkennen als alle seine Vorgänger. Indem er versucht, Goethe zu erkennen, wie dieser selbst sein Leben fühlte, inmitten zahlloser Außenweltsbeziehungen sein Leben fühlte, stellt er uns näher in die atmende Gegenwart des großen Mannes, als irgend einer seiner Vorgänger oder gleichzeitigen Mitarbeiter. Unter diesen ist Richard M. Meyer ein sehr unterrichtender Gegensatz; er ging von den Problemen der Goetheforschung aus und hat ein interessantes Buch geschrieben, das aber einen heftigen Hunger zurückläßt, den Hunger nach dem lebendigen Goethe; Bielschowsky läßt diesen den Mittelpunkt seiner durch und durch lebensvoll organisirten Darstellung sein. Nun warten wir auf seinen zweiten Band mit großer und ernster Erwartung, denn er hat das zu leisten, was bisher noch nicht geleistet worden ist, den Goethe uns wieder zu schenken, den alten Merlin, wie der Kanzler Friedrich von Müller und Julie von Egloffstein ihn am 29. April 1818 in Dornburg sahen. Hermann Oeser

Quittung

Für Armenien: 66,50 Mk. aus der Gemeinde Billwärder; 50 Mk. aus der Gemeinde Holzheim (darunter 7 Mk. von einem Fabrikarbeiter unter seinen Arbeitsgenossen gesammelt); 27 Mk. von B, Bevensen; je 20 Mk. von T Sch, Jugenheim; N, Schwerin; 17 Mk. aus der Gemeinde Hamborn; je 15 Mk. von N N, Braunschweig; M L, Göttingen; 12 Mk. Kollekte einer Missionsstunde in Illenau; 11 Mk. aus dem Sonntagsverein Leipzig-Gohlis; je 10 Mk. von H W, Jena; P, Fendingen; B, Rothenberg; A G, Meran; F K, Gießen; H F, Göppingen; R, Altenburg; 8,20 Mk. Sammlung der Bäckerabteilung des Christlichen Vereins junger Männer in Leipzig; 7 Mk. von L, Bielefeld; 5,53 Mk. Ertrag einer Missionsstunde in Reisenthal; je 5 Mk. von K, Lauenburg; A E in L; P, Dresden; Th D, Cannstatt; B, Weissagt; M D, Schwarzenberg; je 3 Mk. von H R, Fürstenau; R, Friedrichsort; K, Neuroda; desgleichen Kirchkasse Neuroda; Ch, Calvörde; L, ebenda; je 2 Mk. von A B, Rothenberg; G B, Ettingshausen. — Insbesondre für die armenischen Waisen: 100 Mk. von v St, Zehlendorf; 50 Mk. von B, Mtodasko; 33,50 Mk. aus der Gemeinde Eberstadt; 10 Mk. von A B, Dresden; 6 Mk. von F L in B; je 5 Mk. von K, Lauenburg; F K, Gießen; P E, Ottenhausen; P W, Grüningen; 2 Mk. von G B, Ettingshausen.

Für das syrische Waisenhaus in Jerusalem: 2 Mk. von G B, Ettingshausen.

Für Klein-Namaland: 10 Mk. aus der Missionsbüchse des Jungfrauenvereins in Tilsit; 6 Mk. von L, Schweidnitz; 3,70 Mk. von G B, Ettingshausen; 3 Mk. von R, Ems.

Für die Konfektionsarbeiter in Berlin: 5 Mk. von A E in L.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 22 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt

in Frankfurt a. M. und den benachbarten Gebieten

treffen sich bis auf weiteres **an jedem ersten Montag im Monat nachmittags 3—5 Uhr** in Frankfurt a. M., **Rosenau**, Reuterweg 8. Zum erstenmal Montag **den 1. Juni.** Besprechung über den Evangelisch-sozialen Kongreß in Stuttgart. Auch Frauen sind willkommen.

Statt besondrer Anzeige!

Emma Link
Hermann Mellinghoff
Pfarrer

Verlobte

Coblenz Dieringhausen
Pfingsten 1896

Verlag von
Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Hefte zur Christlichen Welt

Soeben ist erschienen:

Nr. 23. **Bibelwort und Gotteswort.** Von Evangelicus. Preis 40 Pfg.

Nr. 24. **Die altkirchliche Christologie und der evangelische Heilsglaube.** Von P. Lobstein, Professor der Theologie an der Universität Straßburg. Preis 40 Pfg.

Höhenluftkurort

740 m ü. M. **Freudenstadt** württ. Schwarzw.

Kurhaus Palmenwald

Luftkurhotel mit christl. Hausordnung (gemeins. Morgen- u. Abendandachten) zu längerem oder kürzerem Erholungsaufenthalt vorzüglich geeignet.
Das ganze Jahr im Betrieb.
Beherrschende Lage in unmittelbarer Nähe des Waldes; entzückende Fernsicht; würzige nervenstärkende Luft, wundervolle Spaziergänge auf stets trockenen Waldwegen, höchst lohnende genussreiche Ausflüge nach allen Richtungen zu Wagen und zu Fuss. — Gute Verpflegung, geselliger Verkehr; Pensionspreise von Mark 4½ an. — Haushaltungskurse für Töchter von Herbst bis Frühjahr. — Ausführliche Prospekte durch den Vorstand.

Das Unternehmen ist aus keinen anderen als aus gemeinnützigen Absichten ins Leben gerufen worden und soll nicht der Geldspekulation dienen, wenn auch darauf gesehen werden muss, dass es sich durch seine Einnahmen selbst erhält. Es soll auch nicht in Konkurrenz treten mit bestehenden ähnlichen Anstalten, denn es ist zweifellos, dass mit diesen dem Bedürfnis noch nicht abgeholfen ist, und dass viele die Errichtung eines angenehmen Kurhauses mit christlicher Hausordnung auch im Schwarzwald freudig begrüsst haben.

Allgemeiner evang.-protest. Missionsverein

Der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein gedenkt, in den Tagen des **23. bis 25. Juni 1896** in **Kiel** zu seiner zwölften Jahresversammlung zusammen zu treten.

Wir beehren uns, alle Mitglieder und Freunde unsers Vereins, wie der Mission überhaupt, zu dieser Versammlung auf das herzlichste einzuladen.

Anmeldungen und Erklärungen, ob die Besorgung einer Wohnung gewünscht wird, erbitten wir thunlichst bald an Herrn Rendant **Wilde**, Kiel, Fleethörn 56, zu richten. Zimmer mit einem oder zwei Betten sind in den verschiednen Hotels unsrer Stadt zum Preise von bezw. 3 Mk. und 6 Mk. an einschließlich Kaffee zu haben.

Das Festbureau wird im Gesellschaftshause, Schuhmacherstraße 18, am Montag, den 22. Juni, abends von 6 Uhr an, sowie am Dienstag, den 23. und Mittwoch, den 24. Juni von morgens 9 Uhr an zur Einzeichnung in die Präsenzliste, zum Empfang der Festkarten (unentgeltlich), der Tischkarte (2,50 Mk. ohne Wein), sowie der Karten für Dampfschiffahrt (0,50 Mk.) und Besuch der Ausstellung und der Programme für die volkstümliche Abendversammlung geöffnet sein. Im Festbureau findet zugleich ein Verkauf unsrer Vereinsschriften statt.

Der Zutritt zu den öffentlichen Versammlungen steht jedermann frei. Insbesondre wird auch die Teilnahme von Damen an dem Mittagsessen im Seegarten und an der Dampfschiffahrt gern gesehen.

Der Vorstand des Kieler Ortsvereins
Das Festkomitee
Der Zentralvorstand des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins

Programm

Dienstag, den 23. Juni: vormittags 9 Uhr: Konferenz des Zentralvorstandes im Gesellschaftshause, Schuhmacherstraße 18; abends 6 Uhr: Gottesdienst in der St. Nikolaikirche unter Mitwirkung des Kieler Gesangvereins. Predigt: Pred. Lic. Dr. Kirmß aus Berlin; abends 8 Uhr: Zwanglose Zusammenkunft im Seegarten. Begrüßungen.

Mittwoch, den 24. Juni: vormittags 9 Uhr: Generalversammlung; geschäftlicher, nicht öffentlicher Teil in der Aula der Universität. Versammlung der Abgeordneten der Zweigvereine und der übrigen Mitglieder des Vereins (diese mit beratender Stimme, gemäß § 8 der Statuten). Tagesordnung: 1. Ersatzwahl für die statutengemäß ausscheidenden Mitglieder des Zentralvorstandes. 2. Rechnungslegung. 3. Etat für 1896/97. 4. Anträge des Zentralvorstandes. 5. Berichte und Anträge der Abgeordneten der Zweigvereine und der Vertrauensmänner. Vormittags 11½ Uhr: Generalversammlung; öffentlicher Teil in der Aula der Universität. 1. Eröffnung. 2. Begrüßung. 3. Jahresbericht, erstattet vom Vereinspräsidenten Prediger Dr. Arndt aus Berlin. 4. Vortrag des frühern Missionars Superintendent D. Spinner aus Ilmenau. Nachmittags 2½ Uhr: Gemeinschaftliches Essen im Seegarten. Abends 8 Uhr: Volkstümliche Versammlung in Wriedts Etablissement unter Mitwirkung des St. Nikolaichors. 1. Eröffnung durch Herrn Pastor Clausen aus Kiel. 2. Ansprachen des Herrn Professors D. Pleiderer aus Berlin und des Japaners Herrn Munio Kubo aus Tokio.

Donnerstag, den 25. Juni: vormittags 9 Uhr: Fahrt in See nach dem Kaiser Wilhelm-Kanal. Besichtigung der Provinzial-Gewerbe- und der Internationalen Schiffahrtsausstellung.

Die Wahrheit

Halbmonatschrift zur Vertiefung in die Fragen und Aufgaben des Menschenlebens

Herausgeber: **Chr. Schrempf.** Vierteljährlich 1,80 Mk.

Aus dem Inhalte der letzten Monate:

Baumann, Zur Frage des Frauenstudiums.
Eheberg, Der unlautere Wettbewerb.
Losch, Moderne Heimatlosigkeit.
Naumann, Zur Entwicklungsgeschichte des Sozialismus.
Riehl, Friedrich Nietzsche als Künstler.
Titius, Der gegenwärtige Stand der christlich-sozialen Bewegung.
Weber, Max, Die sozialen Gründe des Untergangs der antiken Kultur.
Willigis, Videant consules.
Schrempf, Jesu Auffassung des Eigentums.
— Die religiöse Aufgabe der Gegenwart.

Probehefte kostenlos von **Fr. Frommanns Verlag** in **Stuttgart**

Demnächst erscheint in meinem Verlag:

Hymnarium

Blüten lateinischer Kirchenpoesie

3. Auflage

Brosch. 1,50 Mk., eleg. geb. 2 Mk.

Unsre Taufnamen

erklärt
von
Herm. Voigt
Pastor emer.

2. Auflage. — 1,80 Mk.

Calvins

Beziehungen zu Deutschland

Vortrag
von
H. Krummacher
† Konsistorialrat zu Stettin

2. Aufl. — 30 Pfg.

J. Krause, Verlag, Halle a. S.

Pianinos, Harmoniums,

von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.

Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.

Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.

Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162.**

---

1. Meine Amtsenthebung

von
Fr. Steudel
(früher Pfarrer in Maienfels).

2. An meine Gemeinde

Abschiedsrede in der Kirche zu Maienfels von demselben.

Direkt durch den Verfasser (Markgröningen, Württ.) franko zu beziehen geg. Einsendung von 20 Pf. pro 1, 10 Pf. pro 2 in Briefm. In Partien billiger.

Zu verkaufen für nur M. 105

Herzogs Realencyklopädie der protest. Theologie. 2. (neueste) Aufl. 18 Bde. Hfz. geb. (Neupreis Mk. 216), durch

Alfred Lorentz,
Antiquariat, Leipzig

Hugo Rothers Buchh.
(Martin Warneck)
Berlin W. 9, Linkstraße 4.
Spezialität:
Theologie und Verwandtes
Ansichtssendungen, Verleihinstitut
Antiquariat

Soeben ist erschienen:

Die evang.-soziale Bewegung

ihre Geschichte und ihre Ziele

von

Paul Göhre

Broschirt 2 Mark

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Das Hospiz des evang. Vereinshauses

Leipzig, Roßstraße 14

erneuert und erweitert

empfiehlt sich dem reisenden Publikum als **Hotel bessern Ranges.** Zimmer 1,25 bis 5 Mark. Außer Gabe an Portier kein Trinkgeld.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 23 — Leipzig, den 4. Juni — 1896

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Wie begründet Christus den Glauben seiner Jünger? — Heinrich von Treitschke — Wie ist den Armeniern zu helfen? — Zu Kirmß' Vortrag über den christlichen Sozialismus der Gegenwart — „Christlich-Sozial" und „Politische Pastoren." Zu Göhres Buch über die evangelisch-soziale Bewegung — Der Siebente Evangelisch-soziale Kongreß — Wildenbruchs Heinrich IV. auf dem „Berliner Theater" — Verschiedenes: China in historischer Beleuchtung — Anzeigen

Wie begründet Christus den Glauben seiner Jünger?

Wir leben in einer Zeit, in der die Wissenschaft eine Macht ist. Die Wissenschaft gründet sich auf Experiment, auf Beobachtung, auf Erfahrung. Die Zeiten sind vorbei, in denen die Spekulation regierte. Der Mann der Wissenschaft will wissen, worauf er steht und mit welchen Thatsachen er seine Ueberzeugung begründen kann. Es wird darum ein Bedürfnis auch für den Christen, nach dem Grund seines Glaubens zu fragen, Grund der Hoffnung zu geben, die in ihm ist. Er muß sich selbst und andern Rechenschaft ablegen von der Wahrheit seines Glaubens, indem er die Gründe aufzeigt, auf denen derselbe ruht. Diese Aufgabe läßt sich lösen, wenn man sein Augenmerk darauf richtet, wie Christus selbst den Glauben seiner Jünger begründet hat.

1

Es läßt sich denken, Christus habe sich für die Wahrheit dessen, was er sagt, auf die Kraft unwidersprechlicher Vernunftgründe berufen. Es ist noch nicht lange her, daß die christliche Kirche die Wahrheit ihres Glaubens so meinte begründen zu können. Doch Christus wollte das nicht. Er ist nicht in die Reihen der Philosophen eingetreten. Sicherlich, er hat die Vernunft gebraucht. Er hat mit Gründen gegen seine Gegner gekämpft. Er hat mit Weisheit seine Jünger gelehrt. Aber es war etwas andres als die Denknotwendigkeit, auf die er sich berief für die Wahrheit seiner Lehre. Hätte er versucht, mit jener sein Reich zu gründen, dann hätte Pilatus Recht gehabt mit seinem bittern, ironischen Lächeln, als er ihm antwortete: Was ist Wahrheit? Dann hätte er Recht gehabt mit seinem Skeptizismus, als der Herr von einem Reich der Wahrheit sprach, das er gekommen sei zu gründen. Dann hätte er Recht gehabt, daran zu denken, daß bis jetzt noch immer ein philosophisches System der Totengräber des andern gewesen ist, daß da Meinung gegen Meinung steht, daß das gestern noch Unrichtige heute für wahr gilt und das heute Bewiesene morgen wieder umgestürzt ist. Aber auf solches hat Christus die Wahrheit seiner Lehre nicht gestützt.*)

Es ließe sich denken, er habe sich vielleicht auf irgend eine geschriebne oder persönliche Autorität berufen. Viele sind heute noch der Ansicht, daß mit der Berufung auf die geschriebne Autorität der Bibel aller Streit ein Ende finde und die Wahrheit unwiderleglich dargethan sei, auch daß sie diese Methode der Begründung von Christus gelernt hätten, der sprach: Es steht geschrieben. Doch diese Basis hat Christus nicht gesucht. Damit wäre er in gleiche Linie getreten mit den Schriftgelehrten und Priestern des jüdischen Volks. Sie stützten in der That ihre Herrschaft mit der unbedingten Geltung des geschriebnen Wortes. Sie mußten den Buchstaben des Gesetzes befolgen, sonst untergruben sie das Fundament, auf dem sie standen. Aber Christus stand auf einem bessern Fundament. Er machte sich nichts daraus, Sitten zu übertreten, die längst ehrwürdig waren. Er hat Ansichten widersprochen, die grau waren vor Alter. Er hat in der Bergpredigt die von Mose in gewissen Fällen angeordnete Ehescheidung und das mosaische Eidesgesetz umgestürzt mit den Worten: Ich aber sage euch. Er nennt diese Behandlung des Gesetzes nicht ein Auflösen, sondern ein Erfüllen, so gewiß die Befreiung von unvollkommnen Bestimmungen für das göttliche Gesetz eine Erfüllung mit dem wahren Gehalt bedeutet. Allerdings hat er sich auch auf die Schrift berufen zur Verteidigung seiner Person. Die Gegner schlug er mit den groben Waffen, die sie brauchten. Er zeigte ihnen, daß er mit dem gleichen Recht sich auf ihre Autorität berufen könne, wie sie selbst. Er bewies ihnen, daß er einen tiefern Blick gethan habe in den eigentlichen Geist des Gesetzes und die großen leitenden Ideen desselben als sie, die Schriftgelehrten. Sie mußten fühlen, daß der Geist der Freiheit, in dem er wandelte, nicht in Widerspruch stehe zu Mose und den Propheten. Aber den Anspruch, daß er der Messias sei, den Anspruch, daß er die Wahrheit lehre, hat er nicht so begründet.

Man könnte meinen, wenn er die geschriebne Autorität nicht zum Fundament gemacht habe, hätte er vielleicht kraft persönlicher Autorität gelehrt. Wenn man ihn sagen hört: Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist, ich aber sage euch; wenn man hört: Des Menschen Sohn ist ein Herr auch des Sabbaths, könnte man versucht sein zu denken, er selbst sei sich die letzte Autorität gewesen, kraft seiner Abstammung von Gott, kraft seines Messiasberufs habe er die Macht beansprucht, sich auf seine eigne Autorität zu stützen. Aber auch das wäre unrichtig. Er sagt: Meine Lehre ist nicht mein. Er verlangt nicht, daß die Menschen ihm glauben sollen, weil er es sage, sondern allein darum, weil er die Wahrheit sage. Er werde die nicht richten, die seine Worte nicht glauben, sondern die Worte der Wahrheit selbst werden sie richten am jüngsten Tag. Auch auf seine persönliche Autorität hat er sich nicht gestützt, sonst hätte er nicht sagen können: Wenn ich die Wahrheit sage, warum glaubet ihr mir nicht.

2

Christus verlangt den Glauben seiner Zuhörer, weil er die Wahrheit sagt. Ich bin dazu geboren, sagt er, und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll. Er ist gekommen, um den Sinn der Welt, um die ewige Wahrheit, um das Dasein und Wesen Gottes vollkommen zu offenbaren. Er nimmt den Glauben seiner Zuhörer darum in Anspruch, weil er sich bewußt ist, ihnen etwas Wirkliches zu enthüllen, das bisher noch nicht enthüllt gewesen ist. Er weiß, daß er der vollkommne Offenbarer Gottes ist.

Die Wahrheit, d. h. die Wirklichkeit war zu allen Zeiten dieselbe; aber die Menschen kannten sie nicht immer. Die Naturkräfte wirkten seit Jahrtausenden nach denselben Ordnungen, mit derselben Gleichförmigkeit wie heute, auch damals schon, als die Menschen darin noch unheimliche persönliche Mächte

*) Vergl. Robertson, Sermons I, 284; Tauchnitz Edition.

erblickten und die eherne Gesetzmäßigkeit, mit der hier die Wirkung der Ursache folgt, noch nicht bewunderten. Allmählich ist es dem menschlichen Geist gelungen, Ordnung und Regelmäßigkeit im Lauf der Natur zu erkennen. Es ist ihm gelungen, Gesetze zu abstrahiren, nach denen die Vorgänge verlaufen. Die Natur hat sich dem forschenden Geist geoffenbart, und immer besser lernt er der feststehenden Wirklichkeit sich zu fügen, sich ihr anzuschmiegen und die Gesetzmäßigkeit, die ihm einst furchtbar war, in einen Segen für sich selbst zu verwandeln. — Es giebt nur ein unbedingt anzuerkennendes Sittengesetz. Der Geist und die Kraft dieses Gesetzes hat vor Jahrtausenden schon die gesegnet, die sich seiner Ordnung fügten, und die gestraft, die sich ihm widersetzten, obwohl sie noch weit davon entfernt waren, den tiefsten Sinn desselben zu verstehen. Einerlei ob die Völker wußten, daß sie den Gesetzen ihres sittlichen Bestandes ins Gesicht schlugen, oder ob sie sich dessen nicht bewußt waren, — die moralischen Mächte ließen einen Tag der Rache über sie kommen, die moralische Wahrheit, das Gesetz des sittlichen Seins war immer dasselbe. Stufenweise hat die Menschheit es besser erkannt und sich angeeignet. Stufenweise soll die Menschheit darauf hingeleitet und dafür erzogen werden. Christus, der Offenbarer des göttlichen Willens, hat den letzten Schleier beseitigt, der es verdeckte. — Die religiöse Wahrheit war immer dieselbe, denn Gott ist derselbe von Ewigkeit zu Ewigkeit. Aber die Menschen kannten die Wahrheit nicht. Gott war zwar nicht ferne von einem jeglichen unter ihnen, er ließ sich nicht unbezeugt an ihnen, damit sie ihn fühlen und finden möchten. Aber ihre Augen waren fast blind für ihn, und ihr undankbares und unverständiges Herz verdunkelte ihnen das Licht der Wahrheit. Einzelne Wahrheiten haben sie wohl gefunden, aber den Zusammenhang derselben fanden sie nicht. Töne vernahmen sie, aber die Harmonie und Melodie verstanden sie nicht.

Christus hat uns die sittlich-religiöse Wahrheit geoffenbart. Er besaß das Organ, das zu sehen, was immer war, und es so zu sehen, wie es war. Seine Seele ist der Spiegel, in dem wir das Bild Gottes erblicken. Der unruhige Wellenschlag andrer Seelen verhinderte sie, die Klarheit des Himmels abzuspiegeln. Seine Seele ist die spiegelglatte klare Flut, die ungetrübt den Glanz des Himmels wiedergiebt. Seine Worte sind wahr, weil sie genau mit der ewigen Wirklichkeit übereinstimmen. Sein Geist stimmt überein mit dem Vater, wie die Sonnenuhr mit der Sonne. Wo wir keine Augen hatten zu sehen und keine Ohren zu hören, sah er den Finger des Vaters und hörte die Stimme des Vaters. Der Mensch kann die Wahrheit nicht erschaffen, er kann sie nur erlauschen, und wenn er sie erlauscht hat, Zeugnis von ihr geben. Er hat nicht das Recht, eine eigne Meinung zu haben, oder wenn er statt demütig und ehrerbietig die Wahrheit von Seiten der Wirklichkeit entgegenzunehmen jenes Recht in Anspruch nimmt, so ist er ein Thor und wird sich täuschen. Manch einer hat der ewigen Wirklichkeit einen Ton abgelauscht, hat im dunkeln Spiegel einen Zug des himmlischen Vaters erblickt, aber keiner hat ihn gesehen, allein der eingeborne Sohn, der in des Vaters Schoß ist, hat es uns verkündigt. Er hat die messianische Macht gehabt, den Sinn des Vaters zu verstehen und sein Wesen zu offenbaren. Sein Wandel, sein ganzes Leben war Offenbarung des Vaters. Wer ihn sah, der sah den Vater, weil sein ganzes Sein nichts andres war als Nachahmung des Vaters, Bild des Vaters. Der Sohn kann nichts thun aus sich selbst, denn allein, was er sieht den Vater thun. Er hat die Sorglosigkeit, die er seinen Zuhörern empfiehlt, selbst vom Vater gelernt, der den Vögeln des Himmels erlaubt, ohne Kummer zu sein; wie viel mehr seinen Kindern. Er hat die Liebe zu den Feinden, die er seinen Jüngern vorschreibt, vom Vater gelernt, der ja auch regnen läßt über Gerechte und Ungerechte. Er begründet seine Uebertretung des jüdischen Sabbathgesetzes damit, daß der Vater ja auch fortwährend wirkt; warum dann nicht auch der Sohn, wenn es sich darum handelt, andern Gutes zu thun! Indem er den Glauben seiner Zuhörer fordert, thut er es aus keinem andern Grund, als weil er die Wahrheit kennt, weil er bezeugt, was er gesehen und gehört hat. Der Philosoph bringt

vor, was er erschlossen, ergrübelt, durchstudirt hat. Christus schöpft direkt aus dem Quell. Er sieht die Wahrheit und spricht sie einfach aus. Wir verlangen keinen Beweis für das, was wir sehen und hören. Im Sehen und Hören liegt uns der Beweis für die Wirklichkeit. So bringt Christus auch keinen Beweis für das, was er erkennt; er bezeugt nur das Erkannte. Geben ist seliger als Nehmen. Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie sollen Gott schauen, — wer kann das beweisen? Vielleicht sagt jemand: mir ist Nehmen seliger als Geben. Was kann man darauf antworten? Ein solcher Mensch ist da blind, wo andre sehen; er ist da taub, wo andre hören. Er hat keinen Sinn für die Wahrheit, keinen innern Sinn. Christus offenbart uns Gott. So giebt er Zeugnis von der ewigen Wahrheit. Indem er sie offenbart, begründet er den Glauben seiner Jünger. Sein Wort und sein Wandel, sein Leben und Sterben zeigt das Wesen Gottes. Wer ihn sieht, der sieht ein Licht aufgehen, das ihn erleuchtet. Aber das allein genügt nicht, den Glauben seiner Jünger zu begründen. Das Licht allein genügt nicht, zu erleuchten. Es muß ein Auge da sein, das es aufnimmt. Den Blinden ist selbst das Licht Finsternis.

3

Christus wendet sich bei seinen Zuhörern an einen Sinn für die Wahrheit, den er bei ihnen voraussetzt. Er appellirt an ihr moralisches Gefühl. Er setzt bei ihnen sittliche Erfahrungen voraus, an die er anknüpft. Wo er auf ein solches Echo im Innern des Menschen nicht mehr rechnen kann, z. B. einem Herodes gegenüber, ist das Reden umsonst, hier schweigt er. Christus hat sich nicht darin getäuscht, wenn er darauf rechnet, daß sein Wort einen Eindruck macht. Teilweise ist der Eindruck seiner Persönlichkeit unabhängig vom Willen derer, die ihm gegenüberstehen. Sie fühlen, hier ist Wahrheit. Er lehrt mit Macht. Sie können der Wucht seiner Worte nicht widerstehen. Christus setzt bei seinen Zuhörern einen Sinn für die Wahrheit voraus; ja, aber dieser Sinn war nicht in dem Maß vorhanden, bevor sie ihn reden hörten. Seine Worte, seine Persönlichkeit sind von höchster Bedeutung für die Empfänglichkeit derer, die vor ihm stehen. Das schlaftrunkne Ohr erwacht erst recht bei einem starken Schall. Das volle Tageslicht macht das Auge erst recht sehen. So bringt niemand als die Person Christi selbst den sittlichen Sinn des Menschen völlig zum Erwachen. Die Erscheinung Jesu macht einen Eindruck. Der Mensch kann ihm gegenüber nicht gleichgiltig bleiben. Sein Wort und seine Person hat die Menschen niedergebeugt, sie mußten dem Gericht, das von ihm aus über sie erging, innerlich Recht geben. Dem Petrus fallen angesichts der Güte Jesu seine Sünden ein, und er spricht: Gehe von mir hinaus, denn ich bin ein sündiger Mensch. Das Gewissen wird mächtig aufgerüttelt und wird ein Ankläger der schuldigen Seele. Das Verderben, in dem er steckt, wird hier dem Menschen erst recht offenbar.

Die Person Christi hat auf alle einen solchen Eindruck gemacht. Dieser Eindruck ist eine Gabe Gottes. Unter dem Einfluß dessen, der die Wahrheit offenbart, fängt die Wahrheit selbst an, zu dem Menschen zu sprechen. Der Geist Gottes wird wirksam an ihm. Der unmittelbare Eindruck der ewigen Wirklichkeit hat Macht über ihn. Der Mensch kann sich aber diesem Eindruck gegenüber verschieden verhalten. Das Samenkorn, in dem Leben enthalten ist, ist gefallen, aber auf was für einen Boden? Viele haben diesem Eindruck widerstrebt. Sie ließen sich nicht strafen von dem Geist Gottes. Die Pharisäer und Schriftgelehrten, ein Pilatus, ein Judas waren von andern Interessen so gefesselt, daß sie der innern Bezeugung der Wahrheit widerstanden. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme. Wer der Wahrheit, die ihn inwendig überführt, nicht Recht giebt, wird diese Stimme unterdrücken. Wer das Licht nicht lieb hat, kommt auch nicht an das Licht und läßt sich nicht von ihm strafen. An solchen bleibt die Wirkung der innern Eindrücke ohne Erfolg, es sei denn der Erfolg, daß sie verstockter werden.

Andre haben dem unmittelbaren Eindruck, den sie von Christus empfingen, Recht gegeben. Sie fühlten ihre Schuld

und bekannten ihre Schuld. Unter seinen Augen wurden die Jünger dessen inne, daß sie unfertige, unvollkommne Menschen waren, und lernten sich sehnen nach innerer Freiheit und sittlicher Kraft. Sie fühlten, daß von ihm aus ein neuer Geist in ihnen mächtig wurde. Heilige erbarmende Liebe des Vaters gab sich ihnen in seiner Person zu empfinden. Dem schuldbeladnen, aber gedemütigten Herzen kam hier eine vergebende, die Schwächen zwar aufdeckende, aber auch sanftmütig tragende Barmherzigkeit entgegen. Sie fühlten, daß hier einer sei, der die verwundeten Gewissen verbinden und die kranken Herzen heilen kann. Sie hätten nicht gewagt, der Liebe Gottes zu vertrauen ohne die Offenbarung derselben, die vor ihnen stand. Aber die Wirklichkeit seiner vollkommnen Heiligkeit gab ihnen den Mut, auch an die Wirklichkeit seiner Liebe zu glauben. Die Freundlichkeit, mit der er sich der Sünder annahm, hat ihr Vertrauen gewonnen. Das echt menschliche und gerade darum göttliche Gute und Große an ihm zog sie zu ihm hin. Ihr Bedürfnis nach Seligkeit und Vollkommenheit, das fühlten sie, fand hier Befriedigung. Petrus bekennt: Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens. Durch ihn ergoß sich in ihre Herzen die Liebe des himmlischen Vaters. Jesus lehrte sie auch in dem bei ihnen erwachenden Glauben ein Werk des Vaters erkennen. Er redet von einem Ziehen des Vaters. Dieses Zuges wurden sie inne in der unmittelbaren Einwirkung der in Christus erschienenen Offenbarung der göttlichen Liebe und Heiligkeit. Den Petrus lehrt er in seinem Glauben eine Offenbarung des Vaters sehen, die ihm Fleisch und Blut nicht verschafft hat. Es ist Gottes Werk, daß durch die Offenbarung in der Persönlichkeit Christi des Menschen Herz ergriffen wird, daß er sich der göttlichen Liebe zuwendet, sie hinnimmt und sich ihr ergiebt.

4

Die Wirksamkeit der Offenbarung ist aber von Anfang an bedingt durch das Verhalten des menschlichen Willens. Die Offenbarung der ewigen Wahrheit in Christus macht unabhängig vom Willen des Menschen einen Eindruck auf ihn. Aber die Folgen dieses Eindrucks sind bedingt durch Gehorsam oder Ungehorsam des Menschen. Es giebt nur einen Weg, der göttlichen Wahrheit mit unzweifelhafter Sicherheit inne zu werden: So jemand will den Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei. Das Verhalten des Willens gegenüber dem Eindruck, den die sittlichen Forderungen des Erlösers auf den Menschen machen, bleibt nicht ohne Folgen für das sittliche Erkennen selbst. Wer da hat, dem wird gegeben, wer aber nicht hat, dem wird genommen, was er hat. Wer willig ist, dem Willen Gottes nachzukommen, soweit dieser sich ihm einmal bezeugt hat, wird von Klarheit zu Klarheit geführt werden. Die innern göttlichen Einwirkungen werden ihm immer gewisser, das innere Auge wird geschärft. Wer das Gewissen zu Worte kommen läßt, sich vor seinen Vorwürfen beugt und seinen Forderungen gehorcht, dem wird ein Licht aufgehen im Dunkeln. Es ist nicht genug, die Wahrheit zu fühlen, sie will auch befolgt werden. Sie verlangt nicht wie ein Kunstwerk ein Echo des Gefühls, sondern ein Echo des Gehorsams. Wenn die richtigen Gefühle nicht in Thaten umgesetzt werden, wird der Charakter schlaff und kraftlos. Die Wahrheit will auch nicht allein gedacht sein; sie will befolgt sein. Das Christenleben ist keine Spekulation, sondern That. Indem die Jünger des Herrn ihm nachfolgten, Nachbildner seines Lebens wurden, ward der Glaube in ihnen eine Kraft. Der sittliche Gehorsam ist das Rückgrat des Glaubens. Wer meint, sich über ihn hinwegsetzen zu können, wird damit gestraft, daß er nach und nach auch die Wahrheit, die er noch besitzt, verliert, oder daß sie ihm falsch erscheint. Durch den Gehorsam wird der Glaube eine Kraft, die die Welt überwindet.

Auf gleiche Weise, wie Christus zur Zeit seines Erdenlebens in seinen Jüngern den Glauben begründete, begründet er ihn heute noch. Nicht Vernunftgründe, nicht Wunder, nicht Zeichen begründen ihn. Die Offenbarung des Vaters, wie sie in ihm erschienen ist und wirksam wird in den Herzen derer, die sich ihr aufschließen, begründet den Glauben. Es fehlt uns

die Anschaulichkeit und Unmittelbarkeit des Eindrucks, den die vor uns voraus hatten, unter denen er wandelte. Wir sind darum nicht schlimmer daran als sie. Durch die christliche Gemeinde wird uns sein Bild nahe gebracht. Sie ist die Dienerin, die die ewige Wahrheit in unser Inneres wirft. Wir haben das Bild des Erlösers in den Evangelien und den lebendigen Kommentar dazu in seinen wahren Jüngern, die unter uns wandeln. Die Persönlichkeiten der Gläubigen unterstützen die Wirksamkeit der Wahrheitsverkündigung. Durch sie wird dem Menschen der Glaube als Kraft und Leben bewiesen. Von den Persönlichkeiten derer, die an ihn glauben, sagt Christus, sollen Ströme lebendigen Wassers ausgehen. Die Kraft und Seligkeit des Glaubens wird andern dadurch vor Augen gemalt. So werden ihnen die wahren Jünger des Herrn zu einer Brücke zu dem Herrn selbst. Sie sollen durch sie hingezogen werden zum Urquell, zur Offenbarung der Liebe Gottes in Christus selbst, durch die allein unser Glaube dauernd und sicher begründet werden kann. C Stuckert

Heinrich von Treitschke

Der Mann, den sie am 2. Mai in Berlin bestattet haben, hat in dem öffentlichen Leben unsers Volks eine Stelle eingenommen, um deren willen diese Blätter es sich selbst schuldig sind, seiner zu gedenken. Zwar was er als publizistischer Vorkämpfer der deutschen Einheitsbewegung und als Historiker geleistet hat, kann nur in einer eingehenden Betrachtung seines Lebens und seiner Schriften gewürdigt werden. Aber Treitschke ist mehr gewesen als ein politischer Kämpfer und ein Meister zeitgeschichtlicher Darstellung, er ist ein Erzieher unsers Volks gewesen. Mehr als ein Vierteljahrhundert lang war er wohl der einflußreichste Hochschullehrer Deutschlands. Viele Tausende von deutschen Männern, die jetzt als Richter, Lehrer, Geistliche nnd Professoren in öffentlicher Wirksamkeit stehen, sind geistig von ihm gestaltet worden, haben ihre Gedanken über den Staat und die Richtung ihres patriotischen Strebens von ihm empfangen. Er ist mehr als einer seiner Zeitgenossen und in mehr als einem Sinne ein praeceptor Germaniae gewesen.

Eine Fülle herrlicher Gaben diente dazu, dem Entschlafnen diese einzige Stellung innerhalb der deutschen Jugend zu verschaffen. Eine gebietende und zugleich unwiderstehlich anziehende Erscheinung dieser gewaltige Maun mit den herkulischen Gliedern, dem rabenschwarzen Haare, den edeln Zügen und den dunkeln, schwermütigen Augen. Der Vortrag fesselnd durch die ungeheure Fülle des Wissens in Staaten- und Kulturgeschichte, die vollendete Kunst der Gruppirung, die Verbindung von reichster Fülle des Stoffs mit größter Klarheit der Form. Mehr aber als alles wirkte doch die hinreißende Gewalt des innern Feuers, die sich in einer in Deutschland durchaus einzigen Gewalt der Rede äußerte. Und zwar war bei diesem Manne die ethische Absicht so durchaus beherrschend, daß, auch wo er fern liegende Dinge behandelte, seine Diktion niemals episch wurde, niemals den Zweck verfolgte, die Gegenwart zu vergessen, Geist und Phantasie in fernen Zeiten und Ländern anzusiedeln. Er war darin Carlyle verwandt, daß sich ihm jede Geschichtsbetrachtung unwillkürlich in eine Predigt über einen geschichtlichen Text verwandelte. Seine Gegner nannten dies tendenziös: als wenn nicht jede Bildung wertlos wäre ohne eine sie beherrschende ethische Tendenz! Wir Deutschen haben einen so tief eingewurzelten Zug zur Schulmeisterei, daß wir uns manchmal alles Ernstes einbilden, die Welt und das Leben seien eigentlich nur dazu da, um den Stoff für gelehrte Abhandlungen und Handbücher abzugeben! Diesem Manne war der ungeheure Vorrat seines geschichtlichen, nationalökonomischen und litterarischen Wissens nur ein Arsenal, in dem er Waffen des Geistes suchte für die Kämpfe des Geistes. „Nur der Lebendige beherrscht das Leben“ war Treitschkes Losung, und Leben war ihm nicht Kontemplation, auch nicht gelehrte Arbeit, sondern heldenhaftes Ringen mit den Mächten der Finsternis für die idealen Güter unsers Volks. Dieser heldenhafte Zug war das Geheimnis seines Wesens, der Zauber seiner Persönlichkeit. Darum gab

es für deutsche Jünglinge, die zu seinen Füßen saßen, keinen Widerstand gegen die Macht seines Worts; die seinem Einfluß entgehen wollten, mußten ihn fliehen. Aber gerade diese sittliche Kraft seiner Persönlichkeit war keine Naturgabe, sondern der Siegespreis eines harten, langen, mühevollen, endlich sieggekrönten Kampfes.

Schon eine Kinderkrankheit hatte Treitschke die Schädigung des Gehörs hinterlassen, die sich allmählich bis zur vollkommnen Taubheit steigerte. Noch im Jahre 1867 konnte man sich ihm mit höchster Anstrengung der Stimmmittel durch ein kurzes Hörrohr verständlich machen. Bald darnach war infolge einer verunglückten Kur der letzte Rest des Gehörsinns verschwunden. Man kann sich keinen Menschen denken, für den gerade dieser Körperfehler tragischer, anscheinend verhängnisvoller gewesen wäre. Die ganze Gewalt seiner leidenschaftlich impulsiven Natur trieb ihn zum Ringen um die Beherrschung der Zeit und der Menschen, und durch die furchtbare Wirkung seines Leidens öffnete sich ein Abgrund, wo er einen Schritt vorwärts thun wollte, türmte sich eine Mauer auf zwischen ihm und seinen Brüdern. Durch die allmähliche Entwicklung des Leidens fehlte Treitschkes Jugend die Nötigung, das Lesen von den Lippen zu lernen, durch das frühzeitig Taube manchmal einen ausreichenden Ersatz für ihren Mangel gewinnen. So lange er noch etwas verstand, sträubte sich seine Energie gegen jeden Kompromiß mit dem Feinde, und als dieser Kampf endgiltig verloren war, war die Zeit vergangen, wo man alles lernen kann. Man muß in seinem Gedichte „Krankenträume" die ergreifende Darstellung des Kampfes lesen, den Treitschke mit seinem eignen Herzen durchzufechten hatte. Wie der von der Krankheit genesene Knabe zuerst dessen inne wird, daß er den Gesang der Vögel nicht mehr vernimmt, daß für ihn „die Sommerwelt im Winterschlafe liegt." Wie ihm dann sein Vater die traurige Wahrheit offenbart. Wie der lebensfrohe Jüngling mit dem Feuergeiste, der die Welt erobern möchte, sich auf Schritt und Tritt zurückgestoßen und gehemmt fühlt, bis die Verzweiflung ihn überwältigt:

Da kam sie über mich, die falsche Scham,
Und reizte mir das Herz mit argem Spotte,
Zum Riesen wuchs der lang bekämpfte Gram,
Und frech und lästernd flucht ich meinem Gotte:
Was hast du nicht mit deinem Donnerstrahl —
Du bist ja reich an Mitteln — mich erschlagen?
O du bist hart! ich soll die alte Qual,
Ein Sklave seine Fessel, ewig tragen!

Aber aus dem Abgrund der Verzweiflung erhebt sich die Seele des Dichters zu heldenmütigem Entschlusse:

Wenn nun das Gräßlichste geschieht, die Kraft,
Die deinem Sinn verblieben, vor dem Zauber
Der harten Zeit verwelket und erschlafft,
Wenn du dann hilflos stehst, ein armer Tauber —
Wenn du dann einsam brütest, früh ergreist
Und stampfest auf den Boden laut und lange
Und Tollen gleich in gellen Tönen schreist
Um kindisch dich zu weiden an dem Klange —
Willst du dann sinken und zu Grunde gehn
Du Bettlerfremdling in dem Reich der Töne?
Nein, nein, ich will den harten Kampf bestehn,
Denn Kampfes würdig ist des Lebens Schöne.

In diesem schwersten Kampfe findet der Dichter die Gewißheit von der Ueberlegenheit des Geistes über die Natur:

Noch heute giebt es Wunder wunderbar
Alltäglich, stündlich in der Welt der Geister.

In dieser neu belebten Hoffnung kann er seiner großen Gaben wieder froh werden:

Und du, du willst vergehn in deinem Schmerz?
Du nahst der Welt mit einer Welt von Liebe:
Dein Zauber ist das mutig freie Herz,
Wärs möglich, daß sie dir verschlossen bliebe?
Nein hören wirst du, was nicht einer hört,
Im Menschenherzen die geheimsten Töne .....
Und schaffen sollst du, was der Beste schafft.

So endigt das Gedicht mit dem Ausdrucke sieghafter Freude:

All dein Gram ist Lüge!

Dieser Heldenkampf, der die Entwicklungsgeschichte des Jünglings ausmacht, hat die Persönlichkeit des Mannes bestimmt. Die

Kampfesfreudigkeit, die den soldatischen Traditionen der Familie entsprach, hatte durch das Geschick eine Wendung auf das Innere erhalten, auf das Schlachtfeld des Geistes, und dieser selbsterlebte Sieg der Geisteskraft über das allerschwerste äußere Hemmnis war die Quelle einer felsenfesten, unerschütterlichen Ueberzeugung von dem absoluten Werte der im Kampfe des Lebens erprobten menschlichen Persönlichkeit, die Quelle des historischen und ethischen Idealismus, der Treitschkes Weltanschauung beherrschte. Darum hatte Treitschke eine tiefe Abneigung gegen die modernste Geschichtsauffassung, die alle Persönlichkeiten aus ihrem „Milieu" erklärt, das Heldentum aus der Menschengeschichte ausscheiden möchte und nur Zustände aus Zuständen sich entwickeln läßt.

Darum bildete auch seine politische Anschauung den äußersten Gegensatz gegen die materialistische und eudämonistische Auflösung des Ideals. Darum haßte er die Kleinstaaterei, weil sie das edelste männlichste Streben durch eine Farce irreführte. Für den Staat, der die Lebenskräfte und Lebensziele einer großen Nation in sich verkörpert, schien ihm kein Opfer zu groß. Daß das deutsche Volk zu einem solchen Staat gelange, war für Treitschke die oberste sittliche Forderung der Zeit. Es wird die Aufgabe von Treitschkes Biographen sein, klar zu stellen, wie sich in dem Sohne eines sächsischen Generals in den müden Jahren der Reaktion nach der Niederlage der nationalen Bewegung von 1848 die politische Ueberzeugung entwickelt hat, für die er später auf den Kampfplatz trat, welche persönlichen und litterarischen Einflüsse sein Jünglingsalter bestimmt haben. Wunderbar und unter Deutschen ohne gleichen war die leidenschaftliche Energie seines Patriotismus in Rede und Schrift. Wo man in dem Deutschland jener Tage von dem zerrissenen Vaterlande sprach, war der Klang der Rede schwärmerisch und sentimental. Die Töne heißer politischer Leidenschaft, die Treitschkes Streitschriften erfüllen, findet man sonst nur bei den Vorkämpfern der italienischen Freiheit, deren Kämpfe und Leiden Treitschke wie selbsterlebte geteilt hat. Und diese Leidenschaft war ein reines Feuer, genährt von einer sittlichen Idee. Niemand hat dies treffender ausgedrückt als Gustav Freytag, der an Treitschke „die bewunderungswürdige Verbindung von Ethos und Pathos" rühmte. Treitschke hat seine eigenste Ueberzeugung ausgesprochen, wenn er von Cavour sagt: „nicht als eine Machtfrage erscheint ihm die Freiheit Italiens, sondern als ein sittliches Gebot." Darum kannte er keine Sympathie mit Rücksichten und Bedenklichkeiten, die die Erfüllung jenes großen Gebots in Deutschland ewig unmöglich machen mußten. Konservativ in seinem Eintreten für die Machtstellung des preußischen Königtums, war er in der Frage der deutschen Einheit radikal — ein Widerspruch nur für jene, die sich zu dem sittlichen Ernste von Treitschkes nationaler Politik nicht zu erheben vermochten. Treitschke konnte kein Legitimist sein — er beugte sich vor der Thatsache eines ererbten Besitzstands ebenso wenig, wie vor irgend einer andern bloßen Thatsache. Aber wenn er der Kleinstaaterei mit schonungsloser Härte zu Leibe ging, so geschah dies nicht auf Grund einer materialistischen Verachtung des machtlosen Rechts, sondern aus der felsenfesten, tiefgewurzelten Ueberzeugung von dem sittlichen Rechte und der sittlichen Pflicht eines großen Volkes, sich zur Erfüllung seiner höchsten Aufgaben zu politischer Einheit zusammenzuschließen und den Widerstand dagegen, mochte er auch von gekrönten Häuptern ausgehen, mit Gewalt zu brechen. Wo fürstliche Erbrechte und Ansprüche der Legitimität jenem beherrschenden Gebote der nationalen Ethik widersprachen, da machte ihm die Entscheidung keine Schwierigkeiten. Aber niemand ist mit größerm Ernste als Treitschke für den sittlichen Charakter der Politik eingetreten. Theoretische Auseinandersetzungen über Konflikte zwischen Sittlichkeit und Politik pflegte er mit dem Satze abzuweisen, daß es einen solchen Konflikt gar nicht geben könne, weil die Politik selbst nur ein Teil der Ethik sei. Auch konnte man jenen Gedanken, daß Treitschke ein Vertreter der rohen Gewalt in der Politik gewesen sei, wohl in den Schmähschriften seiner Feinde lesen. Aber jeder der Tausende, die zu seinen Füßen gesessen haben, hat die gerade entgegengesetzte Ansicht empfangen.

Feinde freilich hatte Treitschke auf allen Seiten. Ihn haßten von jeher alle Demokraten, weil das preußische Königtum mit seiner großen Ueberlieferung von dem sittlichen Charakter des Herrscherberufs und mit seinem scharfen Schwerte die Macht war, von der er erst die Gründung des deutschen Staats und dann die Erhaltung seiner Machtstellung erwartete. Ihn haßten die Vertreter des modernen, jesuitischen Katholizismus, der seine Ziele nur in moralisch unterwühlten Staatswesen und bei politisch zerrissenen Völkern erreichen kann. Mit Abscheu und Entsetzen betrachtete die ganze Legion der deutschen Philister diesen Simson, der ihr faules Behagen, das sie als deutsche Gemütlichkeit rühmten, durch sein ungestümes Fordern und Drängen so unsanft störte. Einer politischen Partei konnte Treitschke nicht angehören, weil er die Selbstsucht nicht kannte, die die Parteien zusammenhält. Wegen seines Eintretens für Recht und Macht der Krone als Reaktionär verschrieen, ist er doch in seiner Staatsauffassung zu allen Zeiten durchaus liberal gewesen. Er war überzeugt, daß die Monarchie sich nicht ausschließlich auf ein schlagfertiges Heer und ein fleißiges Beamtentum stützen könne, sondern die breiten Massen des Bürgertums hinter sich haben müsse. Von allen politischen Denkern unsers Jahrhunderts hat er am meisten Tocqueville verehrt, der nur in Deutschland in seinem ganzen Werte erkannt ist, während seine Landsleute bis heute nichts von ihm gelernt haben. „Es ist unbegreiflich," sagte er mir vor wenigen Jahren nach dem Erscheinen von Tocquevilles Memoiren, „wie die Franzosen an den Menschen gekommen sind." Wie Tocqueville sah er die demokratische Gesittung und Gestaltung der modernen Gesellschaft als eine nicht mehr zu diskutirende Thatsache an, und den sozialen Konsequenzen dieser Thatsache hat er sich niemals verschlossen, so sehr ihm der soziale Radikalismus wegen seiner Feindschaft gegen Monarchie und Religion und wegen seines Kosmopolitismus verhaßt war. Aber wie alle politischen Denker sah Treitschke den Weg zu der wünschenswerten Einheit von Staat und Volk in einer freien Gemeindeverfassung und in einer entschlossenen Durchführung der Selbstverwaltung, nicht in der Abdikation der Krone zu Gunsten der jeweiligen Parlamentsmajorität.

Acht Tage vor Treitschkes Tode hat ihm die Berliner Juristenfakultät die juristische Doktorwürde verliehen — eine Anerkennung der Thatsache, daß dieser Mann etwas besaß und etwas zu geben hatte, was der juristischen Wissenschaft unsrer Tage fehlt, und was doch für den juristischen Unterricht unentbehrlich ist, nämlich eine historisch und ethisch begründete ideale Auffassung vom Staat. Alle Rechtsdisziplinen setzen den Staat voraus, aber seit dem Untergang des Naturrechts hat sich die juristische Wissenschaft selbst der Lösung ihres fundamentalen Problems nur zaghaft und sprungweise genähert. Treitschke war der Meinung, daß die Einsichten der historischen Rechtsschule in das Verhältnis von Staat und Volk keineswegs veraltet seien, sondern im Gegenteile ihrer konsequenten Durchführung auf dem Gebiete des öffentlichen Rechts noch harrten. Er wünschte sich Muße, diesem Problem selbst näher zu treten. Es ist wahr, daß die rein juristische Methode ihm überhaupt nicht beikommen kann. Aber ebenso gewiß ist, daß die über die Jurisprudenz hinausgehenden Voraussetzungen ihres Betriebs für die Forschung nicht nur, sondern für die Praxis des Staatsdieners von entscheidender Bedeutung sind. Offenkundige Schäden unsers Beamtentums beweisen die übeln praktischen Folgen jenes theoretischen Mangels. Richter, die vor allem als schneidig gelten wollen, ohne sich um die Uebereinstimmung mit dem Volksgewissen zu kümmern, Verwaltungsbeamte, die neue Ideen durch kleinliche Polizeischikanen töten wollen und gegen geistige Mächte berittne Schutzleute aufbieten — alle diese Männer der handwerksmäßigen Routine im Staatsdienste beweisen durch ihre Mißerfolge nur die Wahrheit, daß es keine glückliche Staatskunst giebt ohne eine sittlich und historisch gegründete Staatsweisheit. Wo man sich nicht das Nachdenken über die politischen Prinzipien ganz erläßt und damit offen bekennt, nur Handwerker sein zu wollen, folgt man den sehr starken Einflüssen einer Richtung, die bei großer Beherrschung des Stoffs und formaler Meisterschaft die ethischen Voraussetzungen von Recht und Politik zu vernichten bestrebt ist und das Recht nur als eine momentane Fixirung der Machtverhältnisse, als eine durch Klugheit gebotne Selbstbeschränkung der Macht zu erklären weiß. Das klassische Volk der Jurisprudenz war ganz andrer Meinung: die römischen Juristen wollten als Priester betrachtet werden, weil sie der Gerechtigkeit dienten und die Erkenntnis dessen, was gut und billig sei, pflegten. Die deutschen Juristen, die das hohe Glück gehabt haben, Treitschkes Schüler zu sein, haben von ihm eine ideale Auffassung des Staats empfangen, die ihnen ein Herabsinken auf jene materialistische Anschauung von Staat und Recht unmöglich macht.

Freilich der politische Idealismus ist nur da möglich, wo auch das persönliche Leben von dem gleichen Glauben getragen und geleitet ist. Die Grundzüge seiner eigensten Auffassung vom Leben hat Treitschke schlicht und klar ausgesprochen:

> Das wahre Glück des Lebens, sagt er, darf nur gesucht werden in dem, was allen Menschen erreichbar und gemeinsam ist. Also nicht in dem Besitze wirtschaftlicher Güter oder in der politischen Macht, auch nicht in Kunst und Wissenschaft, sondern in der Welt des Gemüts, in dem reinen Gewissen, in der Kraft der Liebe, die den Einfältigen über den Klugen emporhebt, und vor allem in der Macht des Glaubens.

So führt die Betrachtung der großen Wirksamkeit des Entschlafnen immer wieder auf seine große, edle und reine Persönlichkeit zurück. Sein Leben ist abgerissen in einem Zeitpunkt, wo noch viel von ihm erwartet wurde. Treitschkes Wirkung als Universitätslehrer war noch stets im Wachsen, und mit Ungeduld harrte man auf die Fortsetzung seines großen Geschichtswerks, das erst jetzt in die bedeutsamste Periode eintreten sollte, die Treitschke selbst als Mitkämpfer durchlebt hatte. Dieser Verlust ist unersetzlich. So wurde Schiller über dem Demetrius dahingerafft. Dem Unglauben eine Bestätigung, daß die blinde Unvernunft über unsern Geschicken walte. Wir wissen aber, daß der Mensch mehr ist als seine Werke, daß auch die höchste Bedeutung dieses Lebens nicht in dem liegt, was er gethan und geschrieben hat, sondern in dem, was er unserm Volke gewesen ist. Und die Wirkung dieser großen Persönlichkeit ist mit den Abschlusse ihrer irdischen Laufbahn nicht abgeschlossen. Nicht bei den Toten sollen wir diesen Lebendigen suchen. Im Blick aber auf die Kämpfe unsers öffentlichen Lebens, auf die Aufgaben und Anfechtungen, die unserm Volke noch bevorstehen, erfüllt uns am Grabe dieses edelsten deutschen Patrioten das Gebet des Elisa: sein Geist komme über uns zwiefältig!

Friedrich Curtius

Wie ist den Armeniern zu helfen?

Der Artikel in Nr. 20 der Christlichen Welt (1896) „In Sachen der Armenier," vor allem Punkt 4 hat in meiner Seele und gewiß auch bei andern deutschen evangelischen Christen, namentlich des Orients, ein lebhaftes Echo gefunden. Ich kehrte vor kurzem von Alexandria, wo ich sechs schöne Jahre lang der evangelischen deutsch-französischen Gemeinde dienen durfte, zurück. Mein langsamer Rückweg führte mich durch ein ziemliches Stück der Türkei. Während wir in Aegypten die armenischen Greuel mehr nur durch Zeitungen kannten und bei Geldsammlungen kaum recht wußten, wie sie an die rechte Adresse zu befördern seien — freilich berichtete auch hier und da ein Armenier Näheres —, so lag in der Türkei selbst die Sache furchtbar nahe. Es gährt hin und her. Der Christenhaß, der dem Mohammedaner selbstverständlich ist, und der es augenblicklich unternimmt, die Armenier auszurotten — denn das ist das letzte Ziel jener Greuel —, regt sich hier und da auch gegen die europäischen Christen, so in Nablus (Sichem) vor einiger Zeit gegen die Missionare. Da der Uebertritt eines Mohammedaners zum Christentum mit Todesstrafe belegt wird, so sind natürlich die Missionare und ihr Werk dem Muslim ein Dorn im Auge. Wenn trotzdem die Missionare und sonstigen europäischen Christen verhältnismäßig sicher sind, so ist es, weil sie unter unmittelbarem Schutze einer europäischen Behörde, eines Konsulats stehen. In Aegypten herrscht dank dem mächtigen Einfluß der europäischen Regierungen vollkommne Toleranz

gegen die Christen. Aber in der Türkei genießt der armenische Christ als türkischer Unterthan kein Recht, keinen Schutz. Seine Habe wird eingezogen, sein Haus verbrannt; die Kinder werden vor den Augen der Eltern grausam gequält, die Frauen und Mädchen in cynischer Weise mißhandelt, die Männer unter gräßlichen Verstümmelungen niedergemetzelt, wenn sie nicht vorziehen, zum Islam überzutreten. Es ist so, wie die Christliche Welt und andre Blätter ähnlich berichtet haben. In Beirut und in Smyrna las ich bei den dortigen deutschen Pastoren direkte Briefe von Missionaren, die in den heimgesuchten Gebieten stationirt sind, die die furchtbare Wahrheit jener Berichte bestätigen, und hörte die mündlichen Erzählungen von immer neuen Metzeleien. In Konstantinopel zeigte uns unser Führer, als wir gerade vorübergingen, die Stelle im Meer, wo man etwa tausend „aufständische" Armenier, einzeln in Säcke gebunden, ertränkt habe. Nach den amtlichen Berichten der Konsulate waren damals im März im ganzen mindestens 25000 Armenier in der Türkei niedergemacht. Kenner waren aber der Meinung, daß in Wahrheit wohl bis 75000 hingeschlachtet worden seien, deren Namen nur nicht bekannt geworden sind.

Alle Gaben an Geld, so notwendig und wohlthätig sie sind, werden den Armeniern doch nicht aus ihrer verzweifelten Lage helfen, denn der Türke mordet ruhig weiter. Die türkische Regierung sucht vielleicht den europäischen Mächten Sand in die Augen zu streuen, verspricht am Ende auch allerlei Gutes, aber sieht dann doch mit verschränkten Armen, ja mit stiller höhnischer Freude zu, wie immer mehr armenische Christenhunde sich verbluten. Die türkischen Soldaten, statt daß sie die Bedrängten schützen sollten, nehmen vielmehr an den Grausamkeiten teil.

Was ist zu thun? Sollen wir das auf die Dauer ruhig mit ansehen? Sollen wir etwa sagen, die Armenier sind selbst daran schuld, daß es soweit kam? Mögen sie immerhin etwas Schuld tragen, mag auch etwas Wahres an dem schlechten Rufe sein, den der Armenier vielfach im Orient genießt*) — das ist doch gewiß: das armenische Volk ist im Augenblick der unter die Mörder gefallne Elende, dessen Not zum Himmel schreit. Sollen wir wie der Priester und Levit mit kaltem Achselzucken oder mit frommen mitleidigen Redensarten vorübergehen?

Wie ist zu helfen? Geld allein thut es nicht. Wenn nicht die europäische Christenheit aufsteht, wenn nicht die europäischen Mächte und Fürsten einmütig der innerlich so schwachen und faulen Türkei ein festes: Bis hierher und nicht weiter! entgegenrufen, dann ist jenem armen Volke nicht zu helfen. Dies eine feste Wort aber würde genügen! Sollten sich die Staaten, wenn nicht auf ihre christliche Pflicht, so doch auf die einfachsten Grundsätze der Humanität besinnen?! Was ist der Kulturfortschritt unsrer Tage gegenüber der Duldung solcher furchtbaren Brutalität, wie sie dort unter den Augen Europas geübt wird!

Aber was können wir Einzelnen thun? Nun nichts andres als mit allem Eifer die Gewissen schärfen und an die Liebe appelliren, an der vor allem der Herr seine Jünger erkennen will; wir können arbeiten und beten. Jetzt zu Pfingsten sind von den Kirchenbehörden den einzelnen Pfarrern Missionspredigten anempfohlen. Nun da draußen wird das Christentum blutig unterdrückt. Der Islam triumphirt. Aus dem Angstschrei jener gequälten Christen, die zum Teil den heldenmütigsten Märtyrertod für ihren Glauben starben wie einst die ersten Christen, tönt der abendländischen Christenheit der Ruf jenes mazedonischen Mannes entgegen: Komm herüber und hilf uns! Daß auf Kanzeln, Missionsfesten, in Versammlungen, in Zeitungen und Zeitschriften, aller Orten jeder, der Gelegenheit hat, für die Armenier wirkt und die öffentliche Meinung bis in die regierenden Kreise hinauf zu beeinflussen sucht, daß die Regierungen und Fürsten, die allein schließlich ein Machtwort sprechen können, sich endlich ermannen und als Christen, überhaupt als Menschen dem blutgierigen Fanatismus der Türken Halt gebieten, darauf kommt es an. Die Geschichte, Gott selbst wird unsre Unterlassungssünde richten.

Ernst Schrecker

*) Der schlechte Ruf, den der Armenier in den Küstenstädten des Orients, in Südrußland u. s. w. als Handelsmann genießt und der sich in der Stufenfolge Jude — Grieche — Armenier einen sprichwörtlichen Ausdruck gegeben hat, ist uns wohl bekannt. Aber erstens bleiben sie doch die uns jetzt „Nächsten", vom Standpunkte des Christentums wie der Humanität aus. Und zweitens genießen die seßhaften Armenier, mit denen der flüchtige Reisende freilich nicht in Berührung kommt, eines viel bessern Rufs. D H

Nachwort. Von den verschiedensten Seiten erhalten wir Anfragen, ob es nicht möglich sei, armenische Waisen zur Versorgung nach Deutschland überzuführen. Familien und Anstalten würden sich gern für diese armen Kinder öffnen. Daran zweifeln wir gar nicht und freuen uns der gemachten Angebote. Aber es ist doch sehr verantwortlich, die Kinder ihrem Heimatsboden ganz zu entziehen. Erfahrungen, die Baseler Menschenfreunde mit Waisen aus Bosnien gemacht haben, sollen nicht ermutigend sein. Es dürfte sich doch mehr empfehlen, Waisenhäuser im Orient für diese Aufgabe zu stärken. Aber wir geben gern jedem Kundigen zur Sache das Wort und werden mit Freuden jede Art Hilfe nach Kräften unterstützen. R

Zu Kirmß' Vortrag über den christlichen Sozialismus der Gegenwart

Während der christlich-sozialen Bewegung gegenwärtig von mächtiger Seite der Krieg erklärt wird, mehren sich ihre Anhänger da, wo man anfangs eine kühle und zuwartende Stellung einnahm. Die „kirchliche Linke" ist ihr bis jetzt im großen und ganzen fern geblieben; ja, wenn man an einige Vorkommnisse zurückdenkt, zeigte sie eine gewisse Feindseligkeit. Hierin ist entschieden eine Wendung eingetreten. Als bedeutsames Zeichen dafür erscheint der auf dem jüngsten deutschen Protestantentag zu Berlin gehaltene Vortrag vom Prediger Lic. Dr. Kirmß über den christlichen Sozialismus der Gegenwart.*) Dieser Vortrag stellt sich zu der jüngern Richtung des christlichen Sozialismus nicht nur freundlich und sympathisch, er erkennt auch manche Ziele desselben als berechtigt an, wobei er freilich seine Vorbehalte macht und vor angeblich sozialpolitischen Forderungen ernstlich warnt. Wir glauben, daß man sich auf dieser Seite noch freundlicher zu den im christlichen Sozialismus sich darstellenden Bewegungen stellen wird, wenn einige Anschauungen, die von Kirmß geltend gemacht werden, ihre Korrektur finden. Denn er bekämpft einerseits manches als unberechtigt, was wenigstens die jüngere Richtung gar nicht trifft; andrerseits stellt er Forderungen auf, die kein Recht haben. Ueber beides einige Worte!

Kirmß wirft dem christlichen Sozialismus (es handelt sich dabei um den der jüngern Richtung, der allein berücksichtigt wird) vor, daß er im Namen des Christentums wirtschaftliche Forderungen aufstelle. Das thut dieser aber nirgends. Er weiß sehr wohl, daß es sich bei wirtschaftlichen Dingen um äußere Einrichtungen handelt, betreffs deren das Christentum keine Forderungen geltend machen kann. Aber die wirtschaftlichen Einrichtungen stehen insofern mit dem Christentume im Zusammenhang, als sie möglicherweise die Geltung der religiösen und ethischen Grundsätze des Christentums geradezu aufheben und vernichten können. Es ist richtig, wenn Kirmß sagt, jede Wirtschaftsordnung könne christlich angewendet werden und sie könne unchristlich angewendet werden. Es ist richtig, daß weder die Manchesterlehre noch der Protektionismus sich mit dem Christentum deckt. Eine andre Betrachtungsweise wäre grundsätzlich verkehrt. Die Manchesterlehre wurde bei ihrem Aufkommen derartig taxirt, als ob sie mit den christlichen Prinzipien in vorzüglicher Weise übereinstimme. In unsrer Zeit wird mannichfach das gerade Gegenteil behauptet. Vielleicht ist der Augenblick nicht mehr so ganz fern, wo man manche Seiten an ihr wieder viel günstiger als heute betrachten wird. Aber wenn sich nun thatsächlich die wirtschaftlichen Verhältnisse in einer Zeit so gestalten, daß eine christliche

*) Als Broschüre im Verlag von Wiegandt, Berlin S.

Führung des Familienlebens und eine Geltendmachung der sittlichen Persönlichkeit bei der großen Menge des Volkes nicht mehr möglich sind, so muß die Kirche auf Aenderungen drängen, wenn sie auf ihren Beruf und ihre Arbeit nicht einfach verzichten will. Es kann ihr dabei die wirtschaftliche Form, die etwa das Uebel heben könnte, gleichgiltig sein, wenn nur der religiös-sittliche Mißstand gehoben wird. Darum handelt es sich in der heutigen christlich-sozialen Bewegung. Sie „verquickt keineswegs das Christentum mit wirtschaftlichen Experimenten," sodaß dadurch — wie Kirmß meint — jenes in das Auf und Nieder des wirtschaftlichen Lebens fortgezogen werde. Sie greift in die sozialen Mißstände mit sittlich-religiöser Kritik im Interesse des christlichen Lebens ein.

Gewiß geschähe dies am richtigsten von den Organen der Kirche. Da diese versagen, so macht sich der christliche Geist durch freie Vereinigungen Bahn.

Weil es aber dem christlichen Sozialismus darauf ankommt, die Güter des religiös-sittlichen Lebens in unserm Volke nicht durch wirtschaftliche Verhältnisse verkümmern und vernichten zu lassen, weil er andrerseits weiß, daß äußere und gesetzliche Dinge nur auf politischem Wege geändert werden können, darum erstrebt er auch die Bildung einer politischen Partei.

Wenn Kirmß davor warnt, so möchten wir lieber sagen, es sei das durchaus notwendig, da keine andre der gegenwärtig bestehenden politischen Parteien jene Gestaltung des wirtschaftlichen Lebens herbeiführen will, die für Religion und Sittlichkeit des arbeitenden Standes notwendig ist. Aber wenn eine solche neue politische Partei kommen sollte, so wird sie nicht in dem Sinne sich bilden, daß sie für ihre wirtschaftlichen Ziele das Christentum in Anspruch nähme. Sie wird mit christlichem Sinne an ihre Aufgabe herantreten; aber diese Aufgabe wird politischer Natur sein. Denn es handelt sich dabei um die Hebung des vierten Standes, die nur auf politischem Wege erreicht werden kann. Würde die neue Partei Arbeiterpartei sein? Ja, in dem Sinne, daß sie es als die bedeutendste Aufgabe der politischen Gegenwart erachtet, den vierten Stand in eine befriedigte Lage zu bringen, in der er den religiösen und vaterländischen Interessen sich wieder zuwendet. Aber davon kann keine Rede sein, daß in ihr durch Vermischung „von politischen, sozialen und religiösen Gedanken die heiligende und versöhnende Macht des Christentums gelähmt" würde. Wir können dem Verfasser des Vortrags versichern, daß die leitenden Männer der christlich-sozialen Bewegung viel zu nüchtern und klar denkend sind, als daß sie zu obiger Befürchtung nur den geringsten Anlaß geben. Vermutlich wird die kommende Partei sogar einmal das „christlich" vor dem „sozial" streichen, um den vielen Mißverständnissen zu wehren, die sich trotz häufiger Abwehr nicht zufrieden geben wollen. Ihr Programm wird jedenfalls nicht ein „christliches" sein, sondern ein wirtschaftliches und sozial-politisches.*)

Und das nötigt uns noch zu einer letzten Bemerkung. Kirmß meint, der christliche Sozialismus sei das Feld, auf dem für unser Volk die religiöse Wahrheitsfrage zu lösen sei. Wir brauchen nicht zu sagen, daß wir mit ihm von der immer dringender werdenden Notwendigkeit ihrer Lösung überzeugt sind. Aber auf dem christlich-sozialen Gebiete wird sie nicht erfolgen und kann sie nicht erfolgen. Nur christliche Aufrichtigkeit und christliche Liebe sollen hier wirksam sein, nicht innerkirchliche Strömungen. Durch energische und aufrichtige soziale Arbeit kann bei dem jetzt der Kirche so weit entfremdeten vierten Stande eine Vorbedingung zu seiner kirchlich-religiösen Wiedergewinnung geschaffen werden.

Christentum selbst in voller Bedeutung wird nur durch das Wort des Evangeliums hervorgerufen. Auch die Frage nach dem innersten Wahrheitsgehalt des Christentums kann nur durch kirchliche Arbeit zur Entscheidung gebracht werden. Wenn daher Kirmß sagt, daß der christliche Sozialismus sich in dieser Hinsicht vor dieselbe Aufgabe gestellt sehe, an deren Lösung der Protestantenverein arbeite, so scheint uns diese Auffassung nicht richtig zu sein.

Wir freuen uns, wenn eine Bewegung, die von christlichen Motiven ausgeht, für das Sichemporringen des vierten Standes mit eintritt. Wir hoffen, daß dieser Umstand auf die zukünftige Haltung desselben Einfluß üben wird. Es dünkt uns, daß der dritte Stand, der in der französischen Revolution sich emporrang, bis auf den heutigen Tag die Spuren davon an sich trägt, daß die Feindschaft der Kirche ihm gegenüberstand und er ohne religiöse Ideale sich durchsetzte. Hoffentlich wird aus den volkstümlichen Tiefen des vierten Standes ein siegendes und in neuer Ursprünglichkeit entfaltetes christliches Leben der Zukunft hervorgehen.

Teichmann

*) Obige Erläuterungen sind ohne Kenntnis des neuesten Göhreschen Buches geschrieben. Sie sind dadurch nur wertvoller. Ich wünschte, sie hülfen endgiltig den Wahn zerstören, als leitete Naumann wirtschaftliche Forderungen direkt aus dem Evangelium ab, oder wie das Mißverständnis sonst, auch von ihm gewogenen Beurteilern, formulirt wird.

D H

„Christlich-Sozial" und „Politische Pastoren"

Zu Göhres Buch über die evangelisch-soziale Bewegung

Von Paul Göhre ist eben ein neues Buch erschienen, gewiß weniger sensationell wie jenes erste Buch, das ihn bekannt gemacht hat, das in Auflagen von je 10000 Exemplaren gedruckt wurde und in rotem Umschlag auf den Bahnhöfen als Reiseelektüre auslag: „Drei Monate Fabrikarbeiter." Aber das neue Buch dünkt uns nicht weniger wichtig. Es führt den schlichten Titel: „Die evangelisch-soziale Bewegung, ihre Geschichte und ihre Ziele." Es ist leicht und lesbar geschrieben, lebendig, warm und mit meisterhaft gehandhabter Kritik.

Dieses Buch stellt uns vor eine sehr paradoxe Thatsache. Göhre ist christlich-sozial und Pastor und auch das, was man einen „Politiker" nennt. Trotzdem kommt er in einem Abschnitt über die christlich-soziale Partei der Zukunft auf den Kaisersatz hinaus: „Christlich-sozial" oder wie Göhre stets genauer sagt „Evangelisch-sozial" ist eigentlich Unsinn. In einem nächsten Abschnitt über das Verhältnis der Geistlichen zu dieser Zukunftspartei nimmt er dem Sinne nach das andre Kaiserwort vorweg: Politische Pastoren sind ein Unding.

Beides nimmt er vorweg; denn das Buch kennt natürlich das Kaisertelegramm noch nicht.

S. 187 lesen wir:

> Darum hat Professor Sohm und in diesem Falle auch einmal Freiherr von Stumm recht, wenn sie sagen, das Wort evangelisch-sozial sei eigentlich ein Unsinn, ein innrer Widerspruch. Darum wird sich auch die künftige Reformpartei am richtigsten überhaupt von der Bezeichnung christlich-sozial oder evangelisch-sozial freihalten. Christlich und sozial, ja; aber nicht beides in einem Atemzug, in einem Wort, als ein Begriff, wenigstens nicht unter den eben erörterten Gesichtspunkten.

Diese Gesichtspunkte laufen darauf hinaus, daß es nicht möglich sei, „zwischen beiden Gebieten, Christentum hier, Nationalökonomie dort, eine direkte Brücke zu schaffen." Das veranschaulicht Göhre daran, daß man dieselben sittlichen (christlichen) Motive für verschiedne Wege der Hilfe geltend machen kann. Man kommt also vom Christentum, wohl gar von der unter ganz andern sozialen Verhältnissen geschriebnen Bibel nicht direkt zu einem sozialen Programm, das man also in diesem Sinne „christlich-sozial" nennen könne. Aber ich bitte, wer versteht denn das unter dem Worte! Freiherr von Stumm vielleicht, weil es unter diesem Gesichtspunkt am leichtesten ist, die Sache zu diskreditiren. Aber bedeutet denn „deutsch-konservativ" eine direkte Brücke zwischen Deutschtum und Konservativismus in dem Sinne, daß man als Deutscher konservativ sein müsse? Wohl gar im Sinne der Manteuffel? Oder „national-liberal" das Umgekehrte? Uebersetze man sich „national-liberal" ins Deutsche, so heißt es „deutsch-freisinnig." Da haben wir drei Parteien, die sich das Wort „deutsch" vorschreiben und grundverschiedne Forderungen daran knüpfen, ohne daß man im gewöhnlichen Parteikampfe sie deshalb „Unsinn" nennt. Natürlich giebt es komische Käuze innerhalb jeder Partei, die in ihrem mehr oder weniger zufälligen, mehr oder weniger treffenden Namen ein Programm und Evangelium lesen. So wird es auch unter den Christlich-sozialen einige geben, die meinen, aus Christentum müsse und dürfe man nur zu ihrem Programm

schwören. Der Name sagt das jedenfalls nicht. Die Ueberhebung und Unduldsamkeit, die in einer solchen Deutung des Namens läge, wäre allerdings der ernstesten Abweisung wert. Aber den Namen und erst recht die Sache trifft man damit nicht. Die Ausführungen Göhres über „die soziale Reformpartei aller kleinen Leute“ sind schlagend und werden hoffentlich in den Kreisen dieser zukünftigen Partei durchschlagen. Wer über „Christlich-sozial“ schreiben oder reden will in Zukunft, wird sich mit ihnen auseinander setzen müssen. Aber die Ausführungen über den Namen, den die Partei nun einmal trägt, halte ich für akademisch, falls sie mehr sein sollen als eine Aufklärung über den Sinn, den der Name der Partei nicht hat. Für diesen Zweck sind sie wertvoll; aber daß Göhre damit den Vorschlag verbindet, den Namen „christlich-sozial“ oder „evangelisch-sozial“ fallen zu lassen, das halte ich für völlig verfehlt: Namen sind Stichworte und keine Programme. So betrachtet ist der Name „christlich-sozial“ zur Bezeichnung des Unterschiedes von der „sozialdemokratischen“ Partei sogar recht glücklich und zukunftvoll.

Ein gewichtigeres Bedenken gegen den Namen könnte man auf die Frage stellen: Hat der Name „christlich-sozial“ sich nicht in den Augen unsrer Zeitgenossen bereits zu sehr kompromittirt, durch die mancherlei Fehlgriffe Stöckers? Bedeutet er nicht all dessen kirchenpolitische Kämpfe, all seine theologischen Wunderlichkeiten, seinen ganzen Antisemitismus, seinen ganzen Konservativismus, seine ganze patriarchalische Mittelstandspolitik mit? Aber was will das alles gegenüber der einen auch von Göhre in seiner wuchtigen Charakteristik der Person, der Thätigkeit und des Schicksals Stöckers hervorgehobnen und gerühmten Thatsache, daß Stöcker zuerst das „Christlich-Soziale“ zu einer öffentlichen Angelegenheit Deutschlands gemacht habe! Ist es richtig, dies hervorzuheben und dann den Vorschlag zu machen, den Namen fallen zu lassen, unter dem die Sache bekannt ist? Aber mehr: ebenfalls Göhre — soviel ich weiß, er zuerst — hat die Thatsache einleuchtend klar gestellt und nachgewiesen, daß Stöckers „christlich-soziale“ Partei — wie sie sich denn zuerst als „Arbeiterpartei“ bezeichnete — proletarisch ohne konservative Tendenzen begann. Die Entwicklung, durch die der, nicht von Stöcker, sondern von der „jüdischen“ Presse provozirte, allerdings durch mancherlei andre Momente vorbereitete Antisemitismus in die Partei einbrach, wie sie ins konservative Lager überging, um der Kern einer neuen sozialkonservativen Volkspartei zu werden, diese Entwicklung hat Göhre selbst in seinem Buch so scharf und mit soviel kritischer Feinheit und künstlerischer Plastik aufgezeigt, daß ich mich nur darauf zu berufen brauche, um ihn zu fragen, wie man von hier aus den Vorschlag machen kann, anstatt an den reinen Ursprung anzuknüpfen und durch Beibehaltung des Namens den so überaus wichtigen geschichtlichen Zusammenhang festzuhalten, vielmehr alle Fäden zu zerreißen? So laufen keine geschichtlichen Bewegungen, daß mit jedem neuen Element ein neuer Name angenommen werden müßte. Ich halte vielmehr solche Namenswechsel für überaus bedenklich. Die Fortschrittler sind als Deutsch-Freisinnige in die Brüche gegangen. Ich halte es für sehr bedenklich, um einiger Irrtümer willen seine Vergangenheit, seine Vorgeschichte wegzuwerfen. Namen bedeuten nicht viel; gerade deshalb kann man sie getrost beibehalten; das, was sie bedeuten, sind die geschichtlichen Zusammenhänge, die Anknüpfungen, deshalb muß man sie beibehalten. Gerade in dem Augenblick, in dem Göhre der „christlich-“ oder meinetwegen „evangelisch-sozialen Bewegung“ eine Geschichte giebt, schlägt er vor, diese Geschichte zu desavouiren. Denn das würde der Eindruck eines Namenswechsels sein. Das halte ich nicht für glücklich. Mag meinetwegen der Name unsinnig sein, oder mag er gar kompromittirt sein, es hat schon mancher unsinnige und kompromittirte Name eine große, sinnvolle und löbliche Sache getragen.

Nicht ganz so kritisch stehe ich zu dem, was Göhre in einem nächsten Abschnitt über die politischen Pastoren sagt.

Sozial, meint er, soll ein Pastor gesonnen sein, aber Politiker dürfe er — wenigstens auf die Dauer — nicht sein. Er drückt sich vorsichtig aus. Die Geistlichen, sagt er, gehören

„nicht mehr in den Rahmen der kommenden Partei . . . .“ Beteiligten sie sich doch mit größerer Intensivität an ihr, so wäre das „ein Unglück für sie wie für die Partei.“ „Es ist nicht Zufall,“ sagt er, „daß gerade die beiden hervorragendsten Führer der sozialpolitischen Richtung der evangelisch-sozialen Bewegung, Stöcker und Naumann, nicht mehr im geistlichen Amte sind, und zwar nicht aus freiem Willen, sondern durch den Zwang der Verhältnisse, die ihnen ihre sozialpolitische Thätigkeit geschaffen hat.“ Den Pastoren will er ausschließlich „sozialversöhnende“ Arbeit zuweisen. Er rühmt diese Arbeit hoch als eine mühevolle und undankbare — denn das ist in der That ein Ruhm. Er nennt da: kräftige Durchführung aller Unternehmungen der Innern Mission, Schöpfung dauernd und allgemein wirkender praktisch-sozialer Unternehmungen, rechte soziale Predigt, kraftvollen vermittelnden Einfluß bei wirtschaftlichen Kämpfen — in der That ein weites und den heutigen Kreisen von Bildung und Besitz genügend anstößiges Gebiet. „Vertrauen“ im oberflächlichen Sinne des Wortes wird der Geistliche dabei nicht gewinnen, weder nach oben, noch nach unten. Aber darin unterscheiden sich diese Göhreschen Ausführungen wohlthuend von denen des oberkirchenrätlichen Erlasses, daß sie diese Art von Vertrauen nicht für nötig halten, die darauf gegründet ist, daß der Pastor in allen Streitfragen der Zeit den Mund hält und nur Dinge sagt, die nicht bestritten, bald auch — und so zum Teil jetzt schon — nicht mehr angehört werden. Ich gebe Göhre in diesen Auseinandersetzungen Recht, besonders auch darin, daß pastorale Parteiführer durch die vielen Rücksichten, die sie von Amts wegen zu nehmen haben, ihrer Partei mehr schaden als nützen würden.

Aber ich finde auch diese Auseinandersetzungen mehr wertvoll zur Aufklärung als für die Praxis. In der Praxis liegen die Dinge nämlich so, daß gerade die sogenannten sozialen Pastoren von Amts wegen noch recht wenig Politik getrieben haben werden. Die Politik auf der Kanzel ist bis heute noch zumeist Politik der 27. Januare und der Zinsgroschen- und Obrigkeitspredigten — man weiß, wie in diesen Predigten meist schlankweg konservative Politik getrieben worden ist und wird. Und ferner liegen die Dinge so, daß der Pastor vor andern die Befähigung haben sollte, das Gute und Heilsame zu erkennen, und wenn kein andrer sich findet, es unbeirrt und mutig selbst zu thun. Ich will ein recht drastisches Beispiel nehmen. Es soll nicht pastoral sein, Partei zu nehmen. Nun wohl, es ist sicherlich auch nicht pastoral zu töten. Aber wenn einer überfallen wird, und der Pastor siehts, so lobe ich den Pastor, der dreinschlägt. Ob aber die heutige Lage dem Fall in meinem Gleichnis ähnlich sieht, das wird keine andre Instanz entscheiden können, als das Gewissen des Einzelnen. Es dient nicht zur Ermunterung der Thatkraft, wenn unsre Behörden an alle Ecken Warnungstafeln aufstellen. Wenn sie gar verbieten, so ist das eine Ueberschreitung ihrer Befugnis. Läßt ein Pastor sich zu weit in eine Sache ein, die ihn vom Amte abzieht, so überlasse man es doch ihm, den Zeitpunkt zu bestimmen, wo ihm eins von beiden zu viel wird. Dazu mahnt noch eine andre Betrachtung: wir haben altersschwache und sieche Pastoren, wir haben kartoffelnbauende und bienenzüchtende Pastoren, wir haben markensammelnde und botanisirende Pastoren, wir haben aktenschreibende und in Büreauarbeit aufgehende Pastoren — alles Dinge, die eine energische Amtsführung hindern und mit dem Amte innerlich in weit geringrer Verbindung stehen als Sozialpolitik. Und doch kann man in den meisten Fällen dagegen nichts thun! Weshalb denn nun hier auf einmal?

Ferner, ist denn nicht Kirchenpolitik auch Politik? Wie viele aber unsrer Pastoren, die sich von Kirchenpolitik fernhalten? Das Vertrauen in jenem oberflächlichen Sinn des oberkirchenrätlichen Erlasses wird gerade bei den kirchlichern Gemeindegliedern vielmehr durch die etwaige kirchenpolitische Thätigkeit des Pastors berührt werden, als durch eine sozialpolitische. Also Kirchenpolitik darf er auch nicht treiben. Auch hier soll er kirchlich-versöhnend wirken. Wo noch alles versöhnend wirken? Ach daß du kalt oder warm wärest, aber du bist — versöhnlich. Laßt unsre Pastoren lieber ehrlich für ihre

Ueberzeugung kämpfen, kirchenpolitisch und sozialpolitisch und wo es sie sonst treibt. Zum ehrlichen Gegner will ich immer noch lieber und eher Vertrauen haben als zu der kopfwackelnden Pagode, die nach allen Seiten „Ja“ sagt, je nachdem, wer sie gerade anstößt. Auch denke ich nicht, daß es zur pastoralen Pädagogik gehört, diese Charakterschwäche zu ermutigen, die ihr Vertrauen auf die Interessen ihres Geldbeutels gründet. Jesus war anders; und es waren, scheint es, nicht seine schlechtesten Anhänger, die er aus der Partei zog, die er als Partei angriff. Die mit sieben Weherufen bedrohte Partei der Pharisäer war es, die ihm seinen Paulus gab. Bonus

---

Der Siebente Evangelisch-soziale Kongreß

Stuttgart 28. und 29. Mai

An diesem siebenten Kongreß ist vor allem der Hintergrund merkwürdig, auf dem er sich abspielte.

Kurz vor dem festgesetzten Termin wurde sein Zustandekommen in Frage gestellt durch den Austritt seines Gründers, des Hofpredigers Stöcker. Die Gefahr ist abgewendet worden durch die Besonnenheit und Selbstverleugnung der Freunde Stöckers in Stuttgart. Sie haben sich überzeugen lassen, daß der Austritt Stöckers nicht durch irgendwelche Ränke herbeigeführt war, die es ihnen zur Pflicht gemacht hätten, auch ihrerseits mit dem Kongreß zu brechen, und sofern sie sich doch in und mit Stöcker irgend verletzt fühlten, haben sie das Interesse an der großen Sache über die Anhänglichkeit an die Person gestellt. Gleich hoch anzuschlagen ist das Verhalten des Professors Adolf Wagner, des Ehrenpräsidenten vom Kongreß, derzeitigen Rektors der Berliner Universität, der als alter Freund und Kampfgenosse Stöckers zwar bis in die Kongreßtage hinein ihn und sein Verhalten warm vertreten, aber dennoch, ebenfalls die Sache und Person scheidend, seine Wissenschaft, Beredsamkeit und Liebe dem Kongreß erhalten hat. Endlich darf ich schon in diesem Zusammenhange es aussprechen, daß die glückliche Ueberwindung aller Schwierigkeiten in letzter oder, was dasselbe ist, in erster Linie niemandem so sehr zu danken ist als dem langjährigen Kongreßvorsitzenden, Landesökonomierat Nobbe. Ohne seine wahrhaftig nicht nur formale, sondern den Geist der Verhandlungen, das Wesen des gesamten Kongresses mitbestimmende Leitung wäre der Kongreß nicht, was er ist. Solange seine Persönlichkeit an der Spitze steht, braucht niemand bange zu sein, daß der Kongreß eine kirchliche oder politische Richtung der andern zuliebe unterdrücken oder hinausdrängen wird. Wenn versucht worden ist, den Austritt Stöckers in diesem Sinne zu verwerten, so gehört dieser Versuch zu jenen Geschöpfen der Einbildungskraft, die kurze Beine haben. In der Besprechung des Ausschusses ebenso wie während der öffentlichen Verhandlungen des Kongresses wird jeder Teilnehmer das Gefühl gehabt haben, daß der große Zug des Kongresses, seine alle evangelischen, um die sozialen Nöte besorgten Vaterlandsfreunde sammelnde Energie durch die glücklich überwundne Krisis keinen Schaden gelitten hat. Und weil sich kein ruhig Urteilender diesem Eindruck wird entziehen können, darum dürfen wir auch vergangne Dinge vergangen sein lassen und auf eine nähere Darstellung der Krisis, wie wir sie gelegentlich ankündigten, unsrerseits jetzt verzichten.

Stöckers Austritt wurde alsbald noch in den Schatten gestellt durch ein andres Ereignis: das kaiserliche Telegramm. Dieses hat ja eine verschiedne Deutung erfahren auch unter den Mitarbeitern des Kongresses. Unsre Berliner Freunde neigten mehr oder minder einer Auslegung zu, die ihren frappantesten Ausdruck in den Preußischen Jahrbüchern gefunden hat. Diese Auslegung vermochte gegenüber der im Kongreß vertretenen Gesamtstimmung nicht aufzukommen. In der Predigt, in den Begrüßungsansprachen, immer und immer wieder schlug das Gefühl durch, daß auch der Kongreß mit seinen Bestrebungen nicht unter der kaiserlichen Gunst stehe, und wo diesem Gefühl irgend Worte gegeben wurden, begegnete das in der Versammlung lebhaftem Wiederhall. Der erste Redner des ersten Tages, von Soden, wurde unsers Erachtens der kaiserlichen Aeußerung aufs beste gerecht, indem er, was unbillig und verletzend an ihr war, freimütig ablehnte, was sie aber an Wahrheit enthielt, ebenso freimütig anerkannte.

Zu dem, was den Hintergrund dieses Kongresses bildete, gehörte für einen kleinern Kreis drittens auch das Göhresche Buch über die Geschichte und Ziele der evangelisch-sozialen Bewegung. Für einen kleinern Kreis darum, weil es eben erst erschienen und deshalb dem großen Publikum noch nicht bekannt geworden war. Wäre es anders gewesen, so hätte das Buch wohl noch mehr, als es der Fall war, in die Diskussion über das Hauptthema des ersten Tages, die soziale Wirksamkeit des im Amte stehenden Geistlichen, eingegriffen. Unsre Leser finden in der heutigen Nummer einen Artikel darüber, der diese Annahme ihnen empfehlen wird.

Und so waren wir denn in Stuttgart zusammen, durch allerlei innere und äußere Schwierigkeiten nur gehoben und gestärkt. Das Wetter war prachtvoll. Ein warmer Sommerabend machte den Empfang, den uns die Stadt Stuttgart in ihrem Stadtgarten bereitete, zu einer wahren Erquickung. Der Herr Oberbürgermeister begrüßte uns mit so ernst-verständnisvollen Worten, wie sie der Kongreß von solcher Stelle noch nicht gehört hat, und seine Teilnahme an den Verhandlungen — er griff zweimal in die Debatten ein — bewies, daß diese Worte aufrichtig waren. Auch der Gruß der Staatsregierung fehlte uns nicht. Die Kirche grüßte uns im Gottesdienst und durch den Mund des Stadtdekans Weitbrecht. Die Beteiligung der Bevölkerung war glänzend. Der größte Saal der Liederhalle war an dem „Familienabend“ des ersten Tages gedrückt voll. Und zwar von Männern und Frauen jeden Standes, jeder Richtung. Diese Teilnahme war im Vergleich mit Erfurt doppelt und dreifach. Auch den Vorträgen und Besprechungen folgte stets eine treu aushaltende dicht gedrängte Menge bis in die sogenannten Spezialkonferenzen hinein. Soden sprach zwei volle Stunden — übel genug für die infolgedessen etwas gehetzte Diskussion; aber die Zuhörerschaft folgte seinen lebendigen Ausführungen in unermüdetem Aufmerken, sie blieb auch noch dem kurz und klar sich fassenden Korreferenten Planck treu und war dann nach zehnminutiger Pause wieder am Platze, um die durch Sohm eröffnete Diskussion zu hören. Dann eine Stunde Mittagszeit, und Professor Rathgen fand für seinen Vortrag wieder den Saal vollkommen gefüllt. Mehr kann man von den Leuten nicht verlangen.

Der auswärtige Besuch war auch erheblich besser noch als im vorigen Jahre. Von neuen Männern, die sich an den Verhandlungen beteiligten, nenne ich nur den Professor Sohm aus Leipzig, den Pastor von Ruckteschell aus Hamburg und den Professor Neumann, Nationalökonomen aus Tübingen.

Die Qualität der Verhandlungen hat unter der neuen Lage auch nicht gelitten. Es bleibt die alte Verbindung, die dem Kongreß die Signatur giebt, von Theologen und Sozialpolitikern. Unter den Theologen ist doch während dieser sieben Kongresse in der That eine tiefgehende Harmonie der Ansichten über die evangelisch-sozialen Probleme zustande gekommen.*) Das bleibt so, mit oder ohne Stöcker.

Nicht als ob da nichts mehr zu streiten und zu sagen wäre. Mag Göhre uns Pfarrern Alternativen stellen, die wir nicht ohne weiteres anerkennen können, Ebert den unbequemen Einfall Naumanns von den Berufsgemeinden durch den Gedanken des Berufspastors ergänzen, Sohms Dialektik uns zumuten, daß wir fein unterscheiden sollen, was wir als Pastor und was wir „als Christ“ zu thun und zu lassen haben, oder Ruckteschell dagegen bekennen, daß die ganze soziale Arbeit des Pastors sich unmittelbar aus seinem Gemeindeamt ergebe und sonst nirgends her: das alles sind Meinungsverschiedenheiten, die das Maß der erreichten Uebereinstimmung nur um so heller

*) Vergl. das dankenswerte Schriftchen von Otto Kraft: Die Harmonie der sechs ersten Evangelisch-sozialen Kongresse. (Halle, Kegel. 32 S. 50 Pfge.) In gedrängter Kürze ist da ein klares Gesamtbild der im Kongreß vertretenen Anschauung von Christentum und Wirtschaftsleben gegeben. Man könnte es einen Katechismus des Kongresses nennen.

hervortreten lassen. Man darf behaupten, daß die beiden trefflichen Referate von Sodens und Plancks Recht und Grenzen der sozialen Wirksamkeit des im Amte stehenden Geistlichen in einer Weise beschrieben haben, die bei allen sozial gestimmten Pastoren lebendige Zustimmung finden wird. Ob endlich auch unsre Kirchenregimenter aufhören werden, eine Bewegung mit Mißtrauen zu verfolgen, die aus so reinem Idealismus geboren so redlich bemüht ist, sich in immer nüchternerm Erfassen aller Bedingungen der Wirklichkeit selbst zu erziehen?

Ueberaus fesselnd waren für den Laien, d. i. nun in diesem Falle besonders für den Geistlichen, der über diese Dinge gern etwas lernen möchte, die Vorträge Rathgens über den Handel, Delbrücks über die Arbeitslosigkeit, die beide ihre Fortsetzung in einer sehr belebten sachverständigen Diskussion fanden. Ueberhaupt darf man auch als Freund des Kongresses es aussprechen, daß die Mischung von Geist, Wissen, Glaube, sittlichem Ernst und Menschenliebe, ich darf wahrhaftig auch hinzufügen: Liebe zu Volk, Kaiser und Vaterland, die je länger je mehr in diesen Zusammenkünften gegeben ist, von keiner andern ähnlichen Veranstaltung übertroffen oder auch nur erreicht werden dürfte. Das erfüllt uns mit innigem Dank gegen Gott, der den Lauf des Kongresses bis dahin gesegnet hat, und mit der frohen Zuversicht, daß der Kongreß noch ein fernerer Segen sein wird unsrer Kirche ebenso wie unserm Vaterlande. Eine geistige Größe, die so aus reiner Freiwilligkeit unter mancherlei äußern Hemmnissen und innern Schwierigkeiten glücklich emporgediehen ist, hat noch eine Zukunft.

Allerdings bleibt alles von den leitenden Personen abhängig. Gott erhalte unserm Vorsitzenden noch lange die alte Kraft und Freudigkeit! Im übrigen hat Stuttgart den Beweis geführt, der uns recht wichtig dünkt, daß der Kongreß von der Beteiligung Stöckers und Naumanns in Wert und Wirkung keineswegs so abhängig ist, wie es für viele den Anschein hatte. In Erfurt war es in der That so, daß das dramatische Interesse jener Tagung sich auf Stöcker und Naumann, auf das Kampfspiel der „Alten“ und der „Jungen“ konzentrirte. Stuttgart war, wie wirs uns gewünscht haben (vergl. Nr. 46 des v. J.), ein Kongreß ohne Stöcker und ohne Naumann. Naumann war zwar da, aber er hat eine Zurückhaltung geübt, die wir ihm herzlich danken. Er hat in die Diskussion des ersten Tages nicht eingegriffen, überhaupt nur an den Verhandlungen über die Arbeitslosigkeit — da mit einer äußerst sachkundigen und fein abwägenden Rede — sowie an den Ansprachen des „Familienabends“ sich beteiligt. Ich bin immer der Ueberzeugung gewesen, daß es potente Persönlichkeiten genug giebt, den Evangelisch-sozialen Kongreß zu tragen, mit Wissenschaft und heiligem Geist, auch ohne Stöcker und Naumann. Mag manchem Stuttgarter und auswärtigen Besucher Stöckers Fernbleiben und Naumanns Zurückhaltung eine Enttäuschung bereitet haben: uns liegt gerade hier das Epochemachende dieser Tagung.

Und so möge der Kongreß sich weiter bewähren als ein Sammelort sozialer Gesinnung und sozialen Wollens in evangelischer Art, bis einst auch die Regierungen und die führenden politischen Parteien wieder Vertrauen gewinnen und von neuem Hand anlegen an des deutschen Standes Besserung. R

Wildenbruchs Heinrich IV. auf dem „Berliner Theater“

1

Es mußte eine verlockende Aufgabe für den Dichter sein, den alten und immer neuen Kampf zwischen Staat und Kirche, den die Geschichte selbst in den Gestalten von Kaiser Heinrich und Papst Gregor dramatisirt hat, auf die Bühne zu bringen. In einem Vorspiel und fünf Aufzügen entrollt sich der Tragödie erster Teil vor unsern Augen, und man folgt mit immer wärmerer Anteilnahme den äußern Vorgängen, je überzeugender der Dichter sie als Notwendigkeiten des innersten Personwesens seiner Helden hinzustellen weiß. Gerade dies Moment ist stark betont, für den Historiker vielleicht zu stark.

Im Vorspiel sehen wir Heinrich als „Königlein,“ wie ihn sein alter Spielgenoß, der Bogenspanner seines Vaters, nennt, im vollen Uebermut des Kindes. Alle Züge des Mannes sind schon vorgebildet: Weichheit und Jähzorn, Güte und Gewaltsamkeit, Tapferkeit, Verwegenheit und Rachsucht, alles lodert durcheinander. Kühn fährt er mit Etzels Schwert drein gegen die Sachsenherzöge, „die andern Männern die Augen ausgestochen haben;“ ganz König in jeder kindischen Regung seines stolzen, unabhängigen, großherzigen Sinnes. Der Einzige, der einen überzeugenden Eindruck davon erhält, ist Hildebrand, der spätere Papst. Die Sachsenherzöge fürchten nur, es könne ihnen eine harte Geißel aus diesem Kinde erwachsen. Ihrem Wunsch, das aufstrebende Reis beizeiten zu biegen, wenn nicht zu brechen, kommt die Bigotterie von Heinrichs Mutter entgegen. Erschüttert von ihres Gemahls plötzlichem Tode auf der Jagd, ohne die Spenden der Kirche, willigt sie ein, den Knaben dem Bischof Anno zur Erziehung zu übergeben. Alles Sträuben und Flehen hilft dem wehrlosen tapfern Kinde nichts.

Wildenbruch hat das Vorspiel dramatisch bewegt und innerlich glaubhaft gestaltet. Jedes Wort fördert die Handlung und läßt ahnend vorausblicken in die Konflikte, die dieses Königlein mit sich zu bestehen haben wird, und die Kämpfe, in die es — zu Macht gelangt — mit der damaligen Welt geraten und in die es diese stürzen wird. Und alle Beziehungen zu seiner Umgebung tragen beinahe novellistisch feine Züge. Zur Mutter, zu dem kleinen Mädchen, seiner ihm anverlobten Braut, der er die falsche wendische Gespielin Praxedis schon damals vorzieht, die als seine zweite Gemahlin so verhängnisvoll für sein Leben wurde. Hat man sich erst soweit, die moderne, aber keineswegs realistische Sprache, die sich im Gegenteil oft zur Rhetorik erhebt, als Voraussetzung bei diesen geschmückten Rittern mit den papiernen Schilden gelten zu lassen, dann glaubt man auch etwas von dem Geiste des Mittelalters zu spüren, der über dem Ganzen lagert wie eine schwere Wolkenschicht, die der Einzelne, und wäre er noch so groß, weder mit seinem Schwert zerteilen, noch mit seinem Spott hinwegfegen kann. Aber man spürt: dieser Knabe wird es versuchen.

Das Königlein wurde von einem kleinen Mädchen gespielt, so sicher, kraft- und temperamentvoll, so ganz in seiner Rolle aufgehend, daß das weinerliche Pathos der meisten andern Schauspieler hohl und unwahr, eine wirkliche Geduldsprobe war. Warum sie nur glauben, in der mittelalterlichen Verkleidung müßten sie alle Natürlichkeit dahinten lassen? Verführt Wildenbruch sie dazu mit seinen Sentenzen, oder sind Wirkungen durch Einfachheit wirklich nur großen Künstlern beschieden?

Im ersten Aufzug sind wir in Worms. Die Stadthäupter haben die Zünfte entboten, König Heinrich für seine Kriege gegen die rebellischen Sachsen Gelder zu bewilligen. Wildenbruchs Talent, bewegte Volksszenen darzustellen, Volkstypen zu schaffen, kommt hier voll zur Bethätigung. Es ist ein buntes, lebensvolles Bild voller Humor. Ueberaus günstig wird die kaisertreue Gesinnung der damaligen Juden hervorgehoben, die die Bürger geradezu verblüffen durch ihre großartigen Spenden:

> Denn Heinrich ist nicht von denen, die da treten den Wurm, weil Andre ihn treten.

Des Königs erstes Auftreten hat etwas Sieghaftes. Er überragt seine Umgebung nicht nur an Schönheit und Geist, auch an Glanz.

Sommerstorff brachte dies wundervoll zur Erscheinung. Heinrichs Horizont ist weiter, sein Ueberblick größer als der seiner Zeitgenossen. Daher ist er plötzlich allein, sobald er anhebt zu reden in Freude, in Zorn, in Schmerz oder Entzücken. Seine Worte quellen hervor wie Tropfen Bluts, das vergiftet ist. Niemand versteht ihn, und je weniger sie ihn begreifen, in um so einsamere Einsamkeiten scheint er sich zu erheben; nein, nicht zu erheben — sie thun sich um ihn her auf. Und den Zünftlern graut, die Pfaffen wittern Unrat, und die gefangnen Fürsten, die mit seinen Ketten belastet vor ihm stehen, knirschen vor Wut. Nur leeren Lüften klagt er, betrogen zu sein um Kindheit und Jugend, um den Glauben an die Menschen, weil er sie als falsch und hinterlistig erfahren hat, betrogen zu sein um den Glauben an Gott, weil er den Priestern

in ihre Karten geschaut. Sein Leben zieht an ihm vorüber. Die Mutter gab ihm Litaneien statt Liebe, Steine für Brot. Mit sieben Jahren wurde ihm sein Weib aufgezwungen. Und da sein Herz leer und die Stelle brennt, wo man es herausgerissen, dürstet ihn umsomehr nach Herrschaft und Rache. Und in seiner Verbitterung hält er sich für berechtigt, seinen Aufwallungen die Zügel schießen zu lassen, Entgelt zu üben an allen und allem, das ihn geschädigt hat, einerlei, ob er sein eignes Verderben damit heraufbeschwört. Aber er will nicht nur herrschen und zerbrechen, nein, den Unterdrückten und Elenden seines Volks will er wider ihre Gewalthaber zu Hilfe kommen und seine grausamen Vasallen verderben mit gerechtem Gericht. Dazu bedarf er vor allem der Kaiserkrönung durch den Papst, und erwartungsvoll sieht er dem Boten entgegen, der ihm Gregors Gewährung bringen soll. Die gleißende Schlange Praxedis, die Gemahlin eines der gefesselten Sachsenherzöge, erhält Zutritt und beim Festmahl den Platz an seiner Seite. Er gewährt ihre Bitte: die Fesseln werden den Herzögen abgenommen. Während er in ihrem Anblick seine Nöte, aber auch sich selbst vergißt und seiner aufflammenden Leidenschaft die Zügel schießen läßt, naht seine Mutter im Büßergewande und schleudert ihm angesichts der Versammlung heftige, schwere Anklagen ins Gesicht. Sie habe in Rom beim Papst für ihn gebeichtet, der sengend und brennend das Land verwüste, Weib und Kind in der Verbannung irren lasse, während er hier mit seiner Buhlerin prasse. Darob große Verwirrung und Tumult. Alles stürzt auseinander, und Heinrich, zu höchster Erbitterung aufgestachelt, steigert sich in eine Maßlosigkeit der Wut hinein, in der er nicht mehr weiß, was er redet, was er thut, wie er verleumdet und wie er rast. . . . Sein Bote kommt zurück mit dem Bescheide vom Papst, daß er ihn noch nicht krönen wolle und könne. Er müsse erst reifer und der Kaiserkrone würdiger werden. Nun kennt Heinrich sich nicht mehr. Er häuft Schimpf und Hohn auf seine Umgebung und fordert, daß man Beleidigungen, wie sie schlimmer und schärfer nicht erfunden werden könnten, in seinem Namen an den Papst aufsetzt und ihm überbringe. Niemand findet sich bereit, sie niederzuschreiben. Erst als er mit Enthauptung droht und die Schergen heranwinkt, giebt sich einer der Sachsenfürsten dazu her. Aber diese herausfordernden Unwahrheiten, diese Beleidigungen des heiligen Hauptes der Kirche entfremden ihm auch die Herzen seiner Getreuen. Alles stiebt entsetzt von ihm fort und auseinander, und er bleibt allein.

Der zweite Akt zeigt uns, wie der Papst in Rom Gericht hält. Die äußere Ausstattung der Szenerie ist glänzend. Auf hohem Thronsessel im Hintergrunde der Pontifex in prachtvollen Gewändern. Zu beiden Seiten im Hauptschiff der Basilika Kleriker, Chorknaben und Volk. Gregors Klugheit und Weisheit kommt überzeugend zum Ausdruck. Der erste Sünder, der seines Urteils harrt, ist Cencius, der ihn vormals auf sein Kastell geschleppt und gefangen gehalten hat, bis des Papstes Getreue ihn befreiten. Als das Volk seine Beichte vernimmt, erkennt es ihn des Todes schuldig. Als er aber Gregors Frage, ob er Buße thun wolle, zerknirscht bejaht, entsendet er ihn als Pilger nach Jerusalem und vergiebt ihm, da er nur gegen Gregor den Menschen gesündigt hat. Denn noch sind Kirche und Papst nicht identisch; der Papst nicht unfehlbar. Aber das Volk ruft ihm in Ekstase sein dreimal Heilig entgegen.

Den Zweiten, der sich auf den Stufen seines Thrones windet und um die Gnade winselt, daß man ihm die Hände abhaue, mit denen er seinen Herrn um schnöden Geldes willen erschlagen, schickt er zur Buße in den Kreuzzug nach dem gelobten Land. An dem Tage, da er als Erster die Mauer der heidnischen Feste ersteigen wird, soll ihm seine Missethat vergeben sein. — Es hätte nicht die geringste Wirkung auf diesen nach Vergebung Lechzenden ausgeübt, wenn sie ihm ohne Vorbehalt mitgeteilt worden wäre. Er hätte sie nicht fassen, nicht glauben können. Aber die Hoffnung auf Wiederherstellung giebt ihm Willen und Kraft zu wirklicher Umkehr und macht diese der Kirche nutzbar.

Nun kommt ein Laiendiener, der ohne kirchliche Befugnis

und Ordination Pilgern die Gnadenmittel spendete. Den beiden andern hat Gregor vergeben, weil sie gegen ihn allein, aber nicht gegen die Kirche gesündigt hat. Aber diesem kann keine Gnade werden. Gebunden an Händen und Füßen soll er gegeißelt und ertränkt werden. Das Volk jauchzt abermals der Weisheit und Heiligkeit des päpstlichen Urteils zu, das von persönlicher Rachsucht nichts kennt und nur die Herrlichkeit der Kirche im Auge hat. Da nahen sich die rebellischen Sachsenfürsten und führen Klage wider Heinrich. Noch will der Papst nichts von ihren Beschuldigungen hören und weist sie als Aufrührer gegen den König zurück. Denn er glaubt an Heinrich und liebt ihn seit seinen Kindertagen:

Heinrich, der du wie eine Knospe aufgingst im deutschen Wald — auf deine Blüte habe ich gewartet und gehofft — Heinrich — es ist schade um dich!

Aber der Fürst, der Heinrichs Brief endlich verliest, nachdem er sich vorher Absolution erbeten, reißt den Papst aus allen Hoffnungen und Illusionen. In hellem Zorn springt er auf. Man erwartet, er werde sein Kleid zerreißen wie der Hohepriester in Jerusalem. Entrüstung und Schmerz kämpfen in seiner Seele. In den Wünschen der deutschen Fürsten, Deutschland seine Könige zu nehmen und zu geben, glaubt er den zu vernehmen, „der sich im Schicksal den Menschen verkündigt“:

Der Allmächtige ist unter uns. Greife niemand in meine Seele, wahret Lippen und Laut, damit ich höre, was Gott zu meiner Seele spricht.

Der dritte Akt zeigt uns Heinrich in Worms, gebrochen unter dem Bannfluch, der auf ihm und der ganzen Stadt lastet. Es ist die heilige Weihnacht. Sein Weib kommt und zündet Feuer im Kamin an. Er hält sie für eine Magd und wundert sich, daß noch eine für ihn sorgt. Als er sie dann erkennt und allmählich erfährt, daß nicht nur die Pflicht sie so treu an ihn kettet, sondern ihre große Liebe, die er nie begehrte, da schmilzt das Eis, das sich um sein Herz gelegt hat, wie draußen auf den Strom, auf dem er noch vor wenig Stunden den Tod suchte — und Worte innerster Beseligung, nun einen Reichtum entdeckt zu haben, den ihm niemand nehmen könne, fließen von seinen Lippen. Aber die Darstellung dieser Szene überzeugt nicht. In dem Vorspiel wandte sich das Königlein von seiner kleinen Braut ab und der Praxedis zu:

Denn sie weint immer, und das ist so langweilig.

Ist es die Rolle, oder das thränenreiche Spiel der in Demut ersterbenden Frau Geßner — aber man erwartet von Heinrich dem Manne hier eigentlich dieselben Worte: „Sie weint immer, und das ist so langweilig!“ Statt dessen tableau und eine innere Umwandlung, die sich dem Verständnis des Zuschauers entzieht; weniger vielleicht der des Lesers. Es pocht. Herein treten Kinder mit kleinen Fichtenzweigen, an denen Lichter brennen. Sie wollen dem armen Königskind, dem niemand in der Christnacht etwas schenkt, Weihnachtsgaben bringen. Die Szene ist wirkungsvoll, reicht aber nicht heran an das Folgende. Die Väter kommen nach den Kindern, und als sie schlicht und warm dem König ihre Ergebenheit und Treue aussprechen, gar nicht gedenkend all des Elends, das er über sie gebracht, da wallt sein Herz über:

O Deutschland, Deutschland! Ueber deine Brust bin ich dahingestürmt, rasend in Taumel und Rausch — das Herz in deiner Brust habe ich nicht gekannt.

Da weiß der Dichter Saiten anzuschlagen, die alles, was von Vaterlandsliebe in uns lebt, in Schwingung versetzen. Es mag manchen erfaßt haben, dieser Hinweis auf die Gemütstiefe als steten Verjüngungsborn und Lebensquell des deutschen Wesens.

Heinrichs Jammer um sein Volk, um den Bürgerkrieg, den er nicht wieder entfachen mag, machen ihn ratlos, verzagt und verzweifelt. Er besinnt sich darauf, wie groß er stets von dem Papst gedacht, wie es ihn seit seiner Kindheit zu ihm gezogen. Da giebt ihm sein Weib den Gedanken ein: Auf nach Kanossa, zur Buße und Absolution. Und er greift ihn auf und macht ihn zur That. Er will Frieden machen mit dem Papst, Frieden mit dem eignen Herzen und Frieden holen für sein Volk.

C B

Verschiedenes

(China in historischer Beleuchtung) Von Missionar Dr. theol. Ernst Faber in Shanghai. Sechste Flugschrift des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins. Berlin, Haack. 1 Mk.

Dr. theol. Ernst Faber feierte am 25. April 1895 die dreißigste Wiederkehr des Tages seiner Ankunft als Missionar in China. Er hat dazu die obige interessante Denkschrift verfaßt, die der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein in einer seiner Flugschriften verbreitet. Faber, geboren zu Koburg 1839, erhielt seine Ausbildung zum Missionar im Missionsseminar der Rheinischen Missionsgesellschaft zu Barmen; dann besuchte er vier Semester die Universitäten Basel und Tübingen. Im Laboratorium des Zoologischen Museums zu Berlin und im Geographischen Institut von Dr. Petermann in Gotha erwarb er sich naturwissenschaftliche und geographische Kenntnisse, die ihm später vielfach auch bei seiner Missionsarbeit von Nutzen wurden. Am 14. August 1864 wurde er als Missionar für China von der Barmer Gesellschaft abgeordnet, am 25. April — an seinem Geburtstage — 1865 traf er in China ein. Sein erstes Arbeitsfeld war in der Kantonprovinz. Ende 1880 gab er sein Verhältnis zur Rheinischen Missionsgesellschaft auf; 1885 trat er in die Dienste des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins, mit dem er noch jetzt verbunden ist. Sehr bedeutend war in den dreißig Jahren seines chinesischen Aufenthalts seine litterarische Thätigkeit; zahlreich sind die Werke, die er in deutscher, englischer und chinesischer Sprache verfaßt hat. Wir nennen sein fünfbändiges Werk über chinesische und christliche Zivilisation, die Erklärung des Markus- und Lukasevangeliums, Aufsätze über den Konfuzianismus u. s. w. Er ist wohl einer der fruchtbarsten Schriftsteller unter den Missionaren Chinas und hat am meisten zur Verbreitung der christlichen Wahrheit in China beigetragen. 1888 ernannte ihn die theologische Fakultät zu Jena zum Doktor der Theologie honoris causa. Seit 1886 hat er seinen bleibenden Wohnsitz in Shanghai genommen.

Von einem solchen Manne Genaueres über China zu hören — in diesem Augenblicke, wo durch den japanisch-chinesischen Krieg und die daran sich knüpfenden Folgen der Europäer gezwungen wird, sich mit den Ostreichen mehr als früher zu beschäftigen —, ist gewiß für jeden interessant, auch für den, der sonst den missionarischen Interessen fern steht. Im ganzen genommen sind ja die Kenntnisse über China, die topographischen, geographischen, historischen und kulturellen bei uns nicht sehr eingehend und genau. Und doch, welch ein seltsames, vielleicht für die Zukunft Europas bedeutsames Land ist dieses China, nach seinem Quadratinhalt gemessen der dritte Staat der Welt (nach England und Rußland)! Das gesamte deutsche Reich umfaßt noch nicht ein Zwanzigstel der kompakten Masse von der Oberfläche Chinas. Dazu ein Land von meistens ausgezeichneter Bodenbeschaffenheit, ein Land, das eine lange Geschichte hinter sich hat, das seit Jahrtausenden eine Kultur besitzt, die nach mancher Hinsicht nicht gering ist. Viele verkehrte Anschauungen und Annahmen haben sich im Laufe der Zeit über China verbreitet. Das beweist die Denkschrift Fabers. Sie führt zunächst in die äußere Kenntnis des Landes, seiner Geschichte und Einrichtungen ein, um dann genauer auf die religiösen Verhältnisse einzugehen, die den für die Mission Interessirten zu einem richtigen Urteil verhelfen. Alles, was der Verfasser vorträgt, ruht auf genauer und sicherer Forschung. Ist dasjenige, was er über die Geschichte des Reiches sagt, auch nur skizzenhaft, so erhält doch der Leser dadurch einen Einblick in dieselbe, wobei freilich manches Sagenhafte zerstört wird. Der Verfasser beginnt den Abschnitt: „Züge aus der chinesischen Kaisergeschichte“ mit der charakteristischen Bemerkung: „Wenn man in den Werken, die über China handeln, liest, daß der Taoismus Gelassenheit und stilles Dulden als höchste Tugend predigt, daß der Buddhismus Schonung des Lebens und Selbstentsagung fordert, daß der Konfuzianismus Liebe und Gerechtigkeit und damit verbunden strenge Subordination einschärft, so vermutet man, findet es auch oft genug ausgesprochen, daß die Chinesen ein friedliebendes Volk seien. . . . Die im Folgenden berichteten Thatsachen werden dem unparteiischen Leser etwas Stoff zum Nachdenken geben und wahrscheinlich auch manche Veranlassung, vorgefaßte Meinungen bedeutend zu berichtigen.“ Sehr interessant sind des Verfassers Bemerkungen über die chinesische Litteraturgeschichte, mit denen er den Uebergang zur Religionsgeschichte der Volkes macht. Taoismus, Konfuzianismus und Buddhismus werden einer genauen Beurteilung unterzogen und in ihrem Verhältnis zu einander geschildert. Der Taoismus faßt die Urreligion Chinas in sich; er hat eine Art Unsterblichkeitsglauben, der eine entfernte Verwandtschaft mit der christlichen Lehre hat. Vom sechsten Jahrhundert v. Chr. an beginnt die Reformbewegung gegen die alte Religion, die sich an den Namen des Konfuzius knüpft. Derselbe wollte eigentlich nichts Neues, sondern nur das Alte in humaner Reinheit. Die Schriften des Konfuzianismus sind die chinesischen Klassiker. Religion, Moral und Politik sind in ihnen innig verschlungen. Der Konfuzianismus hat übrigens im Kampfe mit dem Taoismus manche Stufen durchgemacht; gegen den von Indien eindringenden Buddhismus hat er sich im eigentlichen China siegreich erhalten. Indessen wurde er unter den Mongolenkaisern begünstigt, und der erste Kaiser der Mandschudynastie gab sogar dem Oberlama von Tibet den Titel Dalai-Lama, d. h. Ozean-Lama, weil seine Einsicht tief und unergründlich sei wie der Ozean. Zum Schluß zeigt der Verfasser das tiefe Dunkel in diesem Lande, das gegenwärtig geradezu am Boden liegt; aber auch die Sterne der Hoffnung, die man doch in diesem Dunkel sehen kann. Demnächst wird ein Handbuch die Presse verlassen, das alles Material über die gegenwärtige Missionsarbeit und die bisherigen Missionserfolge in China enthält. Gewiß wird sich Faber dadurch den besondern Dank aller Missionsfreunde erwerben. Teichmann

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 23 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Wie in andern großen Städten, so ist auch in **Leipzig** mit dem evangelischen Vereinshaus, Roßstraße 14, ein sogenanntes **Hospiz** verbunden. Es ist in letzter Zeit erneuert und erweitert worden und kann dem reisenden Publikum als Hotel bessern Ranges wegen seiner Billigkeit und Behaglichkeit angelegentlichst empfohlen werden. Das Hospiz liegt auf derselben Straße, auf der sich die feinsten Hotels Leipzigs (Hauffe und Hentschel) befinden. Uebrigens kommen die Ueberschüsse des Hospizes den Liebeswerken der Innern Mission in Leipzig zu gute.

Soeben erschien:

Naumann, Pfr. Fr. Was heißt Christlich-Sozial?
Zweites Heft. Preis Mk. 1,80.
Inhalt: **Evangelisch-soziale Kongresse — Freih. v. Stumm — Bismarck — Stöcker — Zum christl.-soz. Programm — Kons. Christentum — Sozialdemokr. Landprogramm — Die geächteten Pastoren.**

Naumann, Pfr. Fr. Was heißt Christlich-Sozial?
1. Heft. 2. Aufl. Mk. 1,40.
Inhalt: Christlich-Sozial — Christlich-sozialer Geist — Stellung zur Sozialdemokratie u. s. w.

A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung (G. Böhme), Leipzig

Zu verkaufen für nur M. 105
Herzogs Realencyklopädie der protest. Theologie. 2. (neueste) Aufl. 18 Bde. Hfz. geb. (Neupreis Mk. 216), durch
Alfred Lorentz, Antiquariat, Leipzig

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph in **Giessen Nr. 162.**

Wer noch schwankt, wohin er seinen Sommerausflug lenken soll, der verschaffe sich schnell ein Büchlein, das ihm die rechten Wege weisen kann, wie kaum ein andres. Der Verfasser ist zwar ein Gelehrter, Professor Dr. Kinzel, aber er versteht es, mit solcher Frische, so gutem Humor und mit so praktischem Geschick zu schreiben, daß niemand es bereuen wird, sich seiner Führung anvertraut zu haben. Das Buch heißt: **Wie reist man in Oberbayern und Tirol?** Ein Buch zum Lust- und Planmachen. (Verlag von Fr. Bahn in Schwerin i. M., Preis 1 Mk. 80 Pfg. für die zweite, vermehrte Auflage.) Aus der eignen Freude am Reisen geboren und auf langjährige Erfahrung gegründet, zeigt das handliche Büchlein, wie man mit Genuß und Nutzen ohne viel Geld im Gebirge reisen und auf dem Hin- und Rückwege noch manche schöne Stadt besuchen kann. Die beigegebnen Karten und Stadtpläne zeichnen sich durch Klarheit und Weglassung alles Ueberflüssigen aus.
Dr. Robert König im „Daheim“

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Hefte zur Christlichen Welt

Soeben ist erschienen:

Nr. 23. **Bibelwort und Gotteswort.** Von Evangelicus. Preis 40 Pfg.

Nr. 24. **Die altkirchliche Christologie und der evangelische Heilsglaube.** Von P. Lobstein, Professor der Theologie an der Universität Straßburg. Preis 40 Pfg.

Höhenluftkurort
740 m ü. M. **Freudenstadt** württ. Schwarzw.
Kurhaus Palmenwald
Luftkurhotel mit christl. Hausordnung (gemeins. Morgen- u. Abendandachten) zu längerem oder kürzerem Erholungsaufenthalt vorzüglich geeignet.
Das ganze Jahr im Betrieb.
Beherrschende Lage in unmittelbarer Nähe des Waldes; entzückende Fernsicht; würzige nervenstärkende Luft, wundervolle Spaziergänge auf stets trockenen Waldwegen, höchst lohnende genussreiche Ausflüge nach allen Richtungen zu Wagen und zu Fuss. — Gute Verpflegung, geselliger Verkehr; Pensionspreise von Mark 4½ an. — Haushaltungskurse für Töchter von Herbst bis Frühjahr. — Ausführliche Prospekte durch den Vorstand.

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 24 **Leipzig, den 11. Juni** **1896**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Liebe in Einfalt — Erinnerungen an Thomas Carlyle — Schrenk — Zur Frauenfrage — Das Unglück auf dem Chodynskifelde — Armenien — Wildenbruchs Heinrich IV. auf dem „Berliner Theater." Zweite Hälfte — Verschiedenes: Die Berliner „Christusausstellung"; Evangelisch-sozialer Kongreß — Quittung — Anzeigen

Liebe in Einfalt

Wenn du nun Almosen giebst, sollst du nicht lassen vor dir posaunen wie die Heuchler thun in den Schulen und auf den Gassen, auf daß sie von den Leuten gepriesen werden. Wahrlich, ich sage euch: Sie haben ihren Lohn dahin. Wenn du aber Almosen giebst, so laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut, auf daß dein Almosen verborgen sei, und dein Vater, der ins Verborgne sieht, wird dirs vergelten öffentlich. Matth. 6, 2—4.

Nicht schlimmer können Menschen das heilige Bild der Liebe verzerren, als es die Pharisäer thaten, da sie Befriedigung ihrer Eitelkeit durch den Schein wohlthätiger Liebe suchten. Wo Werke der Liebe zum Deckmantel selbstsüchtigen, ehrgeizigen Strebens dienen sollen, da ist die göttliche Würde der Liebe geschändet. Unter der Herrschaft des christlichen Geistes ist es ein Grundsatz seiner Lebensart geworden: Wenn du Almosen giebst, so laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut. Der würde für taktlos, für ungebildet gelten, der sich seiner Wohlthaten rühmen wollte; er würde damit verraten, daß nicht Wohlwollen, sondern Eitelkeit, nicht Liebe, sondern Selbstsucht ihn zu seinem Handeln bewegt habe; er würde sich selbst richten.

Liebe ohne Lohn, Liebe ohne Hoffnung auf Lohn, das allein ist echte Liebe. — „Ja, aber das ist nicht die christliche Liebe," wird uns von den Gegnern unsers Glaubens vorgehalten; „die christliche Liebe rechnet auf Lohn, auf öffentliche Vergeltung verborgner Wohlthaten, wenn nicht in der wirklichen Welt, so doch in einer gedachten, einer gehofften Welt, ihr thut eure Liebeswerke im Verborgnen, damit euer himmlischer Vater sie euch vergelte öffentlich. Wir, die wir keinen Gott haben und keinen Himmel, wir allein haben die echte Liebe, die uninteressirte Liebe, die das Gute thut, weil es gut ist, gut für die Menschheit und nicht für die eigne Person."

Auf wen hätte nicht der würdige Ernst, das sittliche Pathos dieses Einwandes zu Zeiten einen verblüffenden Eindruck gemacht? wen nicht zu der zweifelnden Frage bewegt: Das Gute thun allein um des Guten willen, lieben allein um der Liebe willen, ist das nicht eine höhere Sittlichkeit als die Sittlichkeit des christlichen Glaubens, da wir das Gute thun um unsrer Seligkeit willen? Aus diesen nachdenklichen Fragen und Zweifeln scheucht uns mit hellem, boshaftem Lachen der „Philosoph der Zukunft": „»Und die Liebe?« — Wie! Sogar eine Handlung aus Liebe soll »unegoistisch« sein? Aber ihr Tölpel —! »und das Lob des Aufopfernden?« — Aber wer wirklich Opfer gebracht hat, weiß, daß er etwas dafür wollte und bekam — vielleicht etwas von sich für etwas von sich, — daß er hier hingab, um dort mehr zu haben, vielleicht um überhaupt mehr zu sein oder sich doch als mehr zu fühlen."*) Fürwahr, er verstehts, mit redlicher Fackel hinabzuleuchten in die Abgründe des Menschenherzens! da birgt sich unter entsagender Liebe der stachelnde Ehrgeiz; da hängt an den verborgnen Opfern der brennende Wunsch: Möchten die Menschen doch wissen, was ich im Verborgnen thue, und möchten sie es wissen, daß ichs im Verborgnen thue; da wächst der Entschluß zu helfender That heraus aus dem eifersüchtigen Verlangen nach der Dankbarkeit der Hilfsbedürftigen, die ihr Leben an die Person des Helfers bindet. Liebe verleiht Macht; der Aufopfernde gewinnt Achtung und Einfluß; je schwerer die Entsagung, desto höher das Ansehen, das daraus aufspringt, je selbstloser das Wohlwollen, desto tiefer die Ehrfurcht, die ihm begegnet. Ist es nicht menschlich, nicht allzu menschlich, daß der Wille zur Macht die Werke der Liebe als Mittel ergreift, um zur Herrschaft emporzustreben? Sollen wir ihnen glauben, die da versichern: wir lieben um der Liebe willen, wir thun das Gute um des Guten willen, wir suchen mit unserm Wohlwollen nicht das Unsre weder in dieser noch in einer andern Welt? Wir haben Grund, allzu viel Grund, an der Einfalt ihrer Liebe zu zweifeln; mag die Liebe zu den Menschen sie zu Opfern drängen, ebenso stark treibt sie der Wille zur Macht; mögen sie das Wohl ihres Nächsten suchen, mehr noch suchen sie ihre eigne Macht, doppelt gerichtet ist ihre Liebe und nicht einfältig. Wo man ihrer Wohlthat den Dank weigert, wo ihre Entsagung keine Achtung zu erzwingen vermag, wo ihr Wohlwollen hartnäckig zurückgewiesen wird, mit einem Wort: wo ihre Liebe dem Willen zur Macht nicht zu dienen vermag, da fühlen sie sich entbunden von ihrer Pflicht zu lieben: ihren Feinden gehört ihre Liebe nicht. Einer von ihnen, der sich mit scharfem Blick unter den Menschen umgesehen, hat gesagt: daß man seinem Beleidiger verzeiht, gebietet die Klugheit; daß einer seinen Feind liebt, habe ich nie gesehen. Weil er die Möglichkeit nicht begriff, konnte er die Wirklichkeit nicht erkennen.

Einfalt in der Liebe, reine, selbstlose Liebe kennt nur eine Seele, in der der Wille zur Macht an seinem Ziele ruht und das Wirken der Liebe nicht einschnürt in ein Netz selbstsüchtiger Zwecke. Wer die höchste Macht *besitzt*, ist der reinsten Liebe fähig. Findet unser Glaube in dem allmächtigen Gott den Vater, der uns liebt, bindet das Vertrauen zu seiner lebendigen Liebe unsern Willen zusammen mit seinem Willen, in dem alle Macht der Welt beschlossen ist, so hat der Wille zur Macht sein Ziel gefunden. Er nimmt teil an der Weltherrschaft Gottes, er wirkt zusammen mit der Allmacht Gottes. Sein unruhiges Streben nach Macht, nach höherer Macht durchkreuzt nicht mehr mit selbstsüchtigen Begehrungen das Wirken reiner, einfältiger Liebe. Die Kinder des Vaters im Himmel sind reich, sind zufrieden in dem Reichtum ihres Gottes, ihr Lieben quillt aus der unerschöpflichen Fülle seiner Liebe, ein reiner, heller Strom, nicht gebrochen und gebunden durch eigensüchtige Zwecke. Und wie er selbst in der freien Höhe unabhängiger Macht seine Sonne aufgehen läßt über Böse und Gute und regnen über Gerechte und Ungerechte, so vermögen sie, im sichern Besitz weltbeherrschender Macht, ihre Feinde zu lieben, zu segnen, die ihnen fluchen, wohlzuthun denen, die sie hassen, und zu bitten für die, so sie beleidigen und verfolgen.

Was ist uns die Hoffnung auf die öffentliche Vergeltung

*) Fr. Nietzsche, Jenseits von Gut und Böse, S. 220.

unsrer verborgnen Wohlthaten? Nichts weiter als der Glaube, daß die Macht und Liebe Gottes, in der wir leben und wirken, den Sieg behält trotz alles Widerstrebens gottfeindlicher Mächte und uns hinausführen wird über alle Beschränktheit und Unvollkommenheit irdischen Lebens. Nicht aus dieser Hoffnung quillt unsre Liebe, nein, in unsrer Liebe lebt diese Hoffnung. Wir rechnen nicht für die Zukunft auf die Gerechtigkeit des Weltrichters, der uns geben wird, was unsre Thaten wert sind, sondern in der Gegenwart sind wir reich durch die Liebe des Vaters im Himmel, der uns mehr gegeben hat, als wir verdient haben, und uns größeres schenken wird, als wir besitzen. Wer den Vater nicht hat, der rechnet nicht auf himmlische Vergeltung, und seine Liebe sucht irdische Ziele; wer den Vater hat, der braucht nicht zu schielen nach dem himmlischen Lohn, und seine Liebe ist Liebe in Einfalt. Rfs

---

Erinnerungen an Thomas Carlyle

1

Am zutraulichsten unter allen nähert man sich denen, die das Gefühl der Blutsgemeinschaft mit allen Menschen in sich tragen und es gleichmäßig und da, wo es am schwersten ist, auch am bereitwilligsten in sich wach und wirksam erhalten. Der kommt uns erst als ein Dichter, als ein Seelsorger, als ein Christ vor, dem die Blutsgemeinschaft mit den Menschen das Herz leidenschaftlich bewegt, wenn er sie in Irrtum und Sünde verstrickt sieht. Dort liegt der Grund, warum Theodor Storm, Iwan Turgenjew, Björnstjerne Björnson, George Eliot und Alphonse Daudet uns so ergreifen, rühren und bezwingen, sie weinen mit unsrer Schande und Not, auch wenn sie, wie George Eliot, uns dem Gerichte überantworten. Carlyle übertraf sie alle, und wo er scharf urteilt, verurteilt er die falschen Bilder, die sich die Menschen von Tagesgrößen gemacht hatten, aber diesen selbst wandte er dieselbe tiefe warme Liebe zu, mit der er alles Menschliche durchschaute und durchsonnte.

Carlyles mütterliches, drängendes Bewußtsein der Blutsgemeinschaft macht das Lesen seiner Darstellung Diderots oder Voltaires, sein Leben John Sterlings, sein „Vergangenheit und Gegenwart," ja auch seine Zeichnung Maximilian Robespierres zu einer Stunde des Glückes. Das Bruder-sein und Mit-leiden, nach dem uns Kanzel, Buch und Festrhetorik hat hungern und dürsten machen, wandelt leibhaft und herrlich vor unsern Augen dahin.

In dem Maße aber, als er selbst Geduld mit der Schwäche, dem Irrtum und aller Verstrickung in das allgemeine Menschenschicksal gehabt hat, in dem Maße hat man ihm dieses ernste und leidvolle Mit-leiden da versagt, wo er dafür so dankbar gewesen wäre, in dem Verstehen des eigentümlichen, schwermütigen Charakters seiner Ehe. Seine Richter wissen nicht, wie wenig ein Mensch von dem andern weiß, wie wenig auch die einander Nächsten das Seelenleben wechselseitig durchschauen, wie wir wohl Thatsachen erkennen können, so gut wie nie aber die Gründe, die diese Thatsachen bestimmten, und daß deshalb über Menschen urteilen im allgemeinen so gewagt wie ergebnislos ist. Vor dem Unerklärten und Unerklärlichen sollte allein die Liebe Wache halten dürfen, die nicht fragt, und jene heilige Kraft wacher Blutsgemeinschaft, die um die eigne und fremde Not und Sünde die Thränen weint, die in dem Herzen Gottes als die heißen Erlösungsnöte empfunden werden.

Carlyles Ehe hat eine besondre, entbehrungsvolle Größe. Er hatte 1826, selbst einunddreißig Jahre alt, die damals fünfundzwanzigjährige Jane Baillie Welsh geheiratet; 1866, also nach vierzigjähriger Ehe, ward sie ihm durch einen unerwarteten Tod entrissen; in der Grabschrift, in der er unmittelbar nach ihrem Tode in wehmütig-zärtlichen Worten die Summe ihres Wesens entwarf, sagte er:

> Vierzig Jahre lang war sie die treue und liebende Genossin ihres Mannes und hat ihn unermüdlich durch Wort und That gefördert, wie Niemand anders es hätte thun können, in allem Würdigen, das er jemals vollbrachte oder zu vollbringen strebte.

Rasch sollte er erfahren, wie seine Ehe sich in der Beurteilung Andrer abgespiegelt hatte. Es lagen ihm vier Wochen nach dem Tode der Gefährtin die Blätter vor, in denen die liebste Freundin der Entschlafnen, Fräulein Geraldine Jewsbury, das Bild der Heimgegangnen in wesentlichen Zügen und Erinnerungen für sich festzuhalten gesucht hatte, und dort mußte er lesen:

> Carlyles Werk forderte sein Leben, und er gab sein Leben an sein Werk, und sie gab ihr Leben auch dahin, damit solch ein Leben für ihn möglich werde.

Das war die erste Kunde von einem Sterben eigenartigen, kräftigen Lebens, das ohne sein Wissen neben ihm geschehen war. Fünfzehn Jahre vorher hatte er mit so inniger Teilnahme in dem Leben John Sterlings erwähnt, wie so schwer zu einer bestimmten Zeit die Tage der Mutter Sterlings verliefen:

> Mühselige Tage für die arme Mutter in dem kleinen Haushalte in Blackheath, wie es deren für die Mütter in so vielen Häusern in dieser Welt giebt! Ich habe gehört, daß Frau Sterling damals einen großen Teil ihrer Zeit allein verbrachte. Da die Beschäftigungen ihres Mannes ihn viel in die Stadt führten und dort bis spät zurückhielten, so pflegte sie bei ihren schlafenden Kindern zu sitzen, so viele ihr der Tod gelassen hatte, wahrscheinlich die Nadel als eine sparsame Hausfrau emsig führend, voll trauriger und liebevoller Gedanken, wie sie die Nachtstunde weckt, — voll Furcht dazu, in ihrem zitternden Herzen, daß das Haupt der Familie auf seinem Heimwege in die Hände der Räuber gefallen sein könnte.

Und nun erfuhr er, der das Frauenleben so zart empfunden hatte, zu seinem grenzenlosen Schmerz, daß auch seine Jane einen großen Teil ihrer Zeit allein verbracht habe, und nicht bloß zu einer Zeit, sondern eine lange Ehe hindurch. Als sie ihn geheiratet hatte, war es ihr Wille gewesen, diesem Manne, dessen einzigartige Größe sie erkannte, die häuslichen Bedingungen zu schaffen, unter denen allein seine mächtige Gedankenarbeit und deren schriftstellerische Gestaltung zustande kommen konnte, von ihrem Leben aus gesehen ihr persönliches Bedürfen, ihre reichen Gaben, ihr Frauenleben hinzugeben. Es gelang dieses große und grausame Opfer. Aber es war ein Opfer im reinen Sinne des Wortes: sie wehrte sich in einem heftigen, raschen, lodernden Gemüte gegen ihren eignen Willen; sie hütete sich, Carlyle zu zeigen, daß sie alles entbehrte, um ihn ganz reich zu machen, und hat in der That den scharfen Beobachter an ihrer Seite vollkommen über das Ungenüge, das sie selbst empfand, zu täuschen gewußt. Dagegen sprach sich ihr leidenschaftliches Herz gegen Freunde oft mit ungezügelter Heftigkeit und Bitterkeit aus. Carlyle lernte eine Reihe ihrer Briefe kennen, in denen sie, während er in tiefer Weltabgeschiedenheit der Erfüllung des ihm von Gott gegebnen Auftrages lebte, zornmütig die Schwere ihres Lebens offenbarte, und in tiefer Betrübnis mußte er erkennen, daß er nun nichts mehr gut machen könne:

> Ach, höchst armselig, höchst unzureichend und traurig sind alle unsre Versuche und Hilfsmittel vor dem Thore, das uns auf ewig geschlossen ist!

So klagt er am 14. Juli 1867 in seinem Tagebuch.

Die Welt nahm heftig Partei für die edle Frau gegen Carlyle, und doch hätte die Welt nur eins thun dürfen: mit ihm trauern, daß auch Carlyle gefehlt hat und daß die Schranke des Irdischen gerade an dieser reichsten Stelle sein Leben schädigte, und diese Mittrauer hätte um so leichter sich einstellen können, da hier ein Mann im einundsiebzigsten Jahre entdecken mußte, daß er vierzig Jahre lang eine geliebte Frau so mannichfach und unausgesetzt verkürzt hatte.

Frau Carlyle gegenüber aber übersieht man, durch ihre heftigen Klagen verführt, daß das menschliche Herz das scheinbar Unvereinbare vereint und von entgegengesetzten Doppelströmungen durchzogen ist; gerade ihr Herz vereinte den Widerspruch des Gefühles in einer Einheit, die von der Herzenskraft dieser Frau ein wunderbares Zeugnis ablegt: während sie Carlyle wegen der Ausschließlichkeit zürnte, mit der die Erfüllung seiner Lebensaufgabe sich die ganze Häuslichkeit dienstbar machte, war sie zugleich voll Stolzes auf ihn, auf seine Werke, auf die Anerkennung, die er in der Welt fand, und wenn man ihr das, was sie als ein Unglück empfand, hätte wegnehmen wollen, so würde sie das Unglück festgehalten und gesegnet haben, weil es eben der

immer sich erneuende und sich vergrößernde Reichtum und die ernste Schönheit ihres Lebens war.

Und nun läßt eine englische Frau die Freunde Carlyles einen tiefen Blick in diese Doppelströmung im Herzen Jane Carlyles thun und zwar von der lichten Seite aus; zu den herben brieflichen Klagen müssen fortan immer die freundlichen Szenen hinzugenommen werden, die jene Frau uns gezeichnet hat, damit wir das ganze Bild des Wesens und der Häuslichkeit der kleinen tapfern Jane Welsh Carlyle empfangen.

Diese Aufzeichnungen erschienen im Januar dieses Jahres in Blackwoods Edinburgh Magazine ohne den Namen der Verfasserin unter der Ueberschrift Recollections of Thomas Carlyle und lauten:

2

Ich war noch sehr jung, ich hatte noch nicht die Zwanzig erreicht, da legte ein Freund „Sartor Resartus" in meine Hand, und meine Aufmerksamkeit ward sofort durch seine ersten Sätze gefesselt. Gefangen genommen durch die vollständig neue Erscheinung und nicht abgeschreckt durch die berufnen Schwierigkeiten des Ausdrucks, verlor ich mich rasch völlig in das Buch. Zum Glück erfaßte ich sofort die Grundidee, sodaß ich nun, nicht aufgehalten durch seine wunderlichen Vorstellungen und die seltsame Satire, mit Liebe bei dem zarten Pathos und der als ein Schatten hindurchschimmernden Selbstbiographie verweilen konnte, in der sich eine große Natur offenbarte. Wiederholtes Lesen bestätigte diese Eindrücke, sodaß „Sartor Resartus," wie es das erste war, auch mir immer das liebste unter den Werken Carlyles gewesen ist. Hierauf las ich die „französische Revolution," dann die „Briefe und Reden Oliver Cromwells," darnach das „Leben John Sterlings." Ich sage wenig damit, wenn ich gestehe, daß die letztgenannten Bücher mir eine neue Welt eröffneten, denn bis dahin waren Geschichte und Biographie unbeschriebne Tafeln für mich gewesen. „Sartor" und selbst das schöne Buch „Vergangenheit und Gegenwart" waren für mich mehr oder minder bekannter Boden gewesen, aber daß das einfache Leben von Irgendwem und trockne Thatsachen der Geschichte so voll Lebens sein und das Herz tief bewegen könnten, das war in der That etwas Neues für mich.

Im Laufe der Zeit erfüllte eine leidenschaftliche Dankbarkeit und Bewunderung für diesen neuen Lehrer, diesen mächtigen Geist, mein ganzes Herz, Buch nach Buch ward gelesen, „Friedrich dem Großen," dessen Vollendung damals nahe bevorstand, war ich Band für Band gefolgt, und endlich schrieb ich, um mein übervolles Herz um jeden Preis leichter zu machen. Ich nahm von diesem Briefe keine Abschrift, aber eines bin ich sicher: ich bat weder um eine Unterredung noch um eine Antwort und verriet keiner Seele, daß ich geschrieben habe. Immerhin schlug in der ersten Zeit mein Herz vielleicht doch ein wenig, wenn der Briefträger kam; aber solche Hoffnungen verschwanden bald, und die Zeit verging — bis mir eines Tages, es war ein unvergeßlicher Oktobertag im Jahre 1865, etwa sechs Monate nach meinem Briefe, der Besuch einer Dame gemeldet wurde. Beim Eintreten sah ich eine mir vollkommen fremde Dame; sie sagte, sie sei Frau Carlyle. Durch die Nennung dieses Namens überwältigt, sank ich auf den nächsten Stuhl, aber die schönen Augen und das gütige Lächeln gaben mir bald meine Fassung wieder, und ich konnte unbefangen mit der so unerwarteten und so willkommnen Besucherin reden.

Sie schrieben an Herrn Carlyle vor einiger Zeit und haben keine Antwort erhalten. Ja, aber ich erwartete wirklich keine Antwort. O, es war nicht aufmerksam von ihm, aber er stak mitten im Abschluß des „Friedrich," und dann waren wir abwesend, darum dachte ich, ich wollte kommen und Sie besuchen. Ihre nächste Bemerkung war: Sie sind sehr jung dafür, daß Sie seine Werke lesen und bewundern. Auf meine Erwiderung, daß ich schon seit einigen Jahren seine Leserin sei, sagte sie: Wie? Wie alt sind Sie? Ich nannte ihr lächelnd mein Alter. Kind, Sie sehen um keinen Tag älter aus als zwanzig! Würden Sie ihn gern sehen? O gern, war meine Antwort. Nun wohl, so nehmen Sie nächsten Montag den Thee bei uns; wir trinken um halb neun, aber kommen Sie um sieben!

Nachdem mein Vater Frau Carlyle an ihren Wagen begleitet und das lächelnde Lebewohl bemerkt hatte, das sie mir zuwinkte, als ich auf der Schwelle stand, sagte er: Wer ist diese Dame? Frau Carlyle, sagte ich. Wer? Thomas Carlyles Frau. Hast du an ihn geschrieben? war die sehr natürliche Frage meines Vaters, und er war sehr erfreut, als ich erwiderte: Ja, und Frau Carlyle hat mich aufgefordert, sie beide zu besuchen. Das Erstaunen meines Vaters war sehr groß, aber er sagte nur: O, dann mußt du gehen! Die Tiefe meiner eignen Erregung und Freude, meinen Helden zu sehen, in einem Raume mit ihm zu sein, kann leichter nachempfunden als beschrieben werden. Wie lebhaft steht mir heute alles vor der Seele! Das seltsame scheue Glück und meine Freude, als der Tag nun selbst herankam. Frau Carlyle hatte mich am Freitag besucht, so ließ denn dieser Montag nicht lange auf sich warten.

Da ich nichts von Chelsea wußte, so fuhr ich in meiner Unkenntnis der Oertlichkeit nach der Viktoriastation und ging dann zu Fuß nach Cheyne Row [der Straße, in der Carlyle wohnte]; aber ich kam doch rechtzeitig an: es schlug sieben, als ich das Haus erreicht hatte und mit klopfendem Herzen vor der Thüre stand. Als ich dem Mädchen die Treppe hinauf und nach dem Empfangszimmer folgte, zitterte ich; aber als sich die Thüre öffnete, sah ich Frau Carlyle auf einem Sofa in der Tiefe des Zimmers, wie sie aufstand, mir beide Hände zum Willkommen entgegenstreckte und mich freundlich zu ihrer Seite niederzog. Mein ganzes Herz schlug ihr in Liebe entgegen, der liebreich-freundlichen Frau. Sie führte mich bald nach ihrem eignen Zimmer, das unmittelbar an das Empfangszimmer stieß, um Hut und Mantel abzulegen, und in meinem Glücke erzählte ich ihr, wie ich in den Tagen, die zwischen ihrem Besuche und heute lagen, nicht gelebt, sondern gewartet hätte, und sie streichelte meine Wange mit einem Lächeln schalkhafter Nachsicht.

Nicht lange darnach ward Herr Ruskin angemeldet, und bald entspann sich ein lebhaftes Gespräch zwischen uns dreien. So oft sich die Thüre öffnete, schaute ich gespannt dorthin, während die Dienerin die Vorbereitungen zum Thee machte. Endlich trat Herr Carlyle ein, aufrecht und groß. Er ging gerade auf mich zu und sagte: Wie geht es Ihnen, Fräulein —? und das so ruhig, als stünden wir in altem Verkehr, und ich antwortete ebenso, indem ich einen Sturm von Bewegung unter äußerer Ruhe verbarg. Als sich unsre Hände begegneten, hörte ich ein leises Flüstern, ich weiß nicht, sprach Herr Ruskin oder Frau Carlyle, ich denke, es war ein Wort der Billigung für unsre ruhige Begrüßung. Dann wandte sich Herr Carlyle zu Herrn Ruskin und schenkte mir einstweilen keine weitere Aufmerksamkeit; dafür war ich ihm dankbar. Der Thee war fertig, und Frau Carlyle setzte mich nun zu ihrer Rechten, Herr Carlyle aber ließ sich, zu ihrer augenscheinlichen Freude, an meiner Linken nieder, immer noch, ohne mit mir zu reden, aber voll Aufmerksamkeit auf das, was ich bedurfte, sodaß Frau Carlyle einmal sagte: Nein, gieb ihr keine Milch, ich habe hier Rahm für sie. Herr Ruskin saß gegenüber, und ich war sehr, sehr glücklich.

Ueber unser Gespräch machte ich mir keine Aufzeichnungen, aber ich erinnere mich, daß wir über vieles redeten — über John Sterling, über Edward Irving, über dessen Leben, von Frau Oliphant und die Jugendtage der Frau Carlyle, über Frau Oliphants Roman „Agnes," den ich lesen sollte, und dann, nach dem Thee, wandte sich Herr Carlyle zu mir und plauderte. Er stand auf, so erinnere ich mich, wir aber blieben sitzen, wenigstens Frau Carlyle und ich, während Herr Ruskin näher bei Frau Carlyle Platz nahm. Im Laufe des Gesprächs veranlaßte ein Wort Carlyles den Ausruf seiner Frau: „Darin widersprichst du geradezu der Bibel"; ich habe seine Antwort vergessen, aber sie sagte darauf: Nun wohl, dann doch dem Neuen Testament! Das lasse ich nicht gelten, sagte er, und in seiner Erregung aufstehend und im Zimmer auf- und abgehend fuhr er fort: Ich finde im Neuen Testament Verzeihung und Erbarmen für die Bereuenden, aber kein „Weißwaschen" für die Schurken. Dieser Satz wird den

Lesern der „Flugschriften aus elfter Stunde“ vertraut sein. Ich habe ihn seitdem dort gedruckt gesehen, aber damals war er mir neu, und er durchschauerte mich durch die nachdrückliche Entrüstung, mit der er gesprochen war, und die tiefe Ueberzeugtheit des Sprechenden.

Fragen wegen meines eignen Lesens folgten, und als nach „Wilhelm Meister“ gefragt wurde, und ich antwortete, daß ich ihn nicht kenne, sagte er: Ich will Ihnen das Buch auf der Stelle geben, und er sprang auf, es mir von dem Bücherbrett zu holen. Herr Ruskin rief aus: Mein lieber Carlyle, was kann ein Mädchen aus „Wilhelm Meister“ machen? Und zu meiner stolzen Freude antwortete Herr Carlyle: Ich erwarte, daß Fräulein — sehr viel aus ihm machen wird.

Aber die Zeit schritt voran, und dieser Tag meiner Tage neigte sich zu Ende. Ich sprach zu Frau Carlyle vom Gehen, und sie wandte sich nun ruhig an Herrn Ruskin mit einer Frage und sagte dann, Herr Ruskin werde mich in seinem Wagen nach Hause begleiten, wenn ich warten wolle, bis dieser käme. Frau Carlyle ging mit mir in ihr Zimmer, während ich mich zum Weggehen rüstete, und dann fand ich Herrn Carlyle, wie er im Empfangszimmer meinen Namen in „Wilhelm Meister“ schrieb; zum Glück aber hatte er in dem ersten Bande nicht ganz rein geschrieben, und so erhielt ich seine Einschrift auch noch in den zweiten Band:

Fräulein N.
mit freundlicher Empfehlung
und besten Wünschen
Okt. 1865 T Carlyle

Ueberdies schlug er die Bücher sorgfältig für mich ein und plauderte mit mir, während er das Päckchen richtete. Als der Wagen gemeldet wurde, sagte Herr Carlyle: Ich will Fräulein N. hinabbegleiten, ich will Fräulein N. ein Schutzgeleit sein; er gab mir seinen Arm, führte mich hinab, war mir beim Einsteigen behilflich und stand ohne Hut da, bis Herr Ruskin rasch die Treppe herab kam. Dieser nahm neben mir Platz, und der Wagen trug uns schnell davon.

Wie deutlich erinnere ich mich dieser Fahrt. Nach wenigen Bemerkungen über den schönen gemeinschaftlichen Abend und die große Liebe, die mir bewiesen worden war, sprachen wir lebhaft miteinander, ja, ich möchte sagen, stritten wir miteinander darüber, ob der Sonnenschein oder das Mondlicht schöner sei (der Mond schien besonders hell und schön in dieser Nacht), aber stärker noch beschäftigte Herrn Ruskin die Unangemessenheit des „Wilhelm Meister“ für ein Mädchen, und er sagte: Gar zu gerne erführe ich den Eindruck, den Ihnen das Buch machen wird. Sie sollen es sicher erfahren, war meine Antwort; und sobald ich das Buch gelesen hatte, schrieb ich ihm darüber und erhielt eine freundliche Antwort und etwas später seine „Ethik des Staubes“ mit der Widmung: „Mit dem aufrichtigen Gruße des alten Professors.“

Als sie sich von mir verabschiedete, sagte Frau Carlyle: Ich werde wieder zu Ihnen kommen, etwa in vierzehn Tagen; und treu ihrer Zusage kam sie und brachte eine junge deutsche Dame mit — aber sie selbst verließ den Wagen nicht, sondern ließ mir durch diese Dame sagen, es werde Frau Carlyle freuen, wenn ich meinen Hut aufsetzte und mit ihnen führe. Sie war voll Spannung, wie Herr Ruskin und ich mit einander ausgekommen wären, und neckte mich nicht wenig, daß ich nun eine Kritik über „Wilhelm Meister“ schreiben müsse. Beim Verlassen des Wagens hatte ich ein kleines Unglück, ich warf einen Arbeitskorb um, glaube ich, und entschuldigte mich so sehr, daß mich Frau Carlyle wegen meines „allzu zarten Gewissens“ schalt.

Die nächsten Wochen sah und hörte ich nichts von Chelsea, dann kam folgendes freundliche und für die Schreiberin bezeichnende Briefchen:

5 Cheyne Row, Chelsea,
Sonntag

Liebes Fräulein —, ich habe immer so oft daran gedacht, zu Ihnen zu gehen in diesen Wochen. Aber — die Schweine sind über den Weg gelaufen! Mein Wagenpferd hat einen schlimmen Huf gehabt und ist noch in den Händen des „Doktors.“ Ich selbst war mit meinem Schlafe übel daran und außerdem mit manchen Dingen geplagt und so weiter.

Würden Sie zu mir kommen? Würden Sie den langen Heimweg nicht scheuen — ohne einen Herrn Ruskin als Begleiter?

Ich habe eine reizende Freundin, die mir nächsten Mittwoch in Herrn Carlyles Abwesenheit Gesellschaft leisten wird. Wollten Sie wohl kommen und ihre Bekanntschaft machen, obgleich Herr Carlyle nicht da ist? Wenn ja, so kommen Sie zu Tisch zwischen fünf und sechs Uhr — Mittwoch den sechsten. Vielleicht können Sie Herrn Carlyle ein Augenblickchen sehen, ehe Sie gehen müssen.

Eines meiner Mädchen könnte Sie zu einem Omnibus begleiten, wenn Sie es wünschten.

Freundschaftlich Ihre
Jane Welsh Carlyle

Natürlich wurde die Einladung mit Freuden angenommen, und wir drei speisten zusammen. Frau Carlyle war in schwarzen Samt gekleidet. Sie trug ein blaßblaues Band um ihren Nacken, an dem ein breites goldnes Kreuz hing, ferner eine Brosche, die ihr Goethe geschenkt hatte. Eines ihrer Armbänder war, wie sie der Dame sagte, mit der zusammen ich eingeladen war, ebenfalls eine Gabe jenes großen Mannes; es war ein schönes Armband, die Steine von verschiednen Farben und herrlich geschnitten, geschliffen und in Silber gefaßt. Bald nachdem wir uns in das Wohnzimmer begeben hatten, hörte ich den Vorplatzschlüssel in der Thüre, und indem ich scharf hinhorchte, vernahm ich Schritte und Stimmen in dem Flur. Frau Carlyle warf einen schalkhaften Blick auf mich, als Herr Carlyle in Begleitung zweier Herren in das Zimmer trat. Sie waren alle sehr heiter gestimmt; sie kamen von Tschang, dem chinesischen Riesen. Nach Carlyles freundlicher Frage nach meinem Ergehen ward mir an diesem Abend keine unmittelbare Anrede mehr von ihm zu teil, aber meine Aufmerksamkeit ward dafür ganz in Anspruch genommen durch das kluge, geistreiche Gespräch. Einer der Herren war Professor Tyndall, den Namen des andern verstand ich nicht. Der Professor bediente mich während des Thees und richtete ein paar Worte an mich, aber ich zog es vor, nur Zuhörerin zu sein — wohl geborgen im Schatten der Frau Carlyle — und still fortzuschlüpfen, als es spät wurde.

Es muß auch um diese Zeit gewesen sein, als Frau Carlyle Fräulein Geraldine Jewsbury zu mir brachte und lange bei mir blieb. Bald durfte ich mit Regelmäßigkeit auf den Carlyleschen Wagen warten, das einemal, um sie als meinen Gast willkommen zu heißen, das andremal, um mit ihr auszufahren. Oft kam sie an Sonntag Nachmittagen zu mir. Einmal, an einem nassen und trüben Tage, saß ich allein, als die Thürglocke erklang. Ich eilte froh hinaus und sah einen fremden Herrn vor der Thür, aber an ihm vorbeischauend sah ich das liebe Gesicht, wie es mir vom Wagenfenster aus zulächelte. Ich rannte voll Eifer ihr entgegen, aber ich ward mit großer Entschiedenheit zurückgewinkt und bedeutet, den Hut zu holen und mitzukommen. Herr Georg Cooke war unser Begleiter, und Wind und Regen zum Trotz waren wir sehr heiter und guter Dinge. Frau Carlyle hatte meine Hand gefaßt und hielt sie in der ihrigen eine lange Zeit. An dem Tage, an dem sie und Fräulein Jewsbury kamen, hatte ich den Weihnachtskalender des Punch gesehen; auf seiner Decke hatten sich die Bilder der hervorragendsten litterarischen Persönlichkeiten befunden, alle in das Spaßhafte und Witzige gezogen, mit abgeschmackten Knittelversen. Unter ihnen erspähte ich Carlyle und Tyndall zusammen. Carlyle erschien ganz als Schotte, in der einen Hand trug er ein Kindereimerchen mit Spaten, und mit der andern warf er Federn und Tinte über die Schulter, und dazu gehörte die Zeile:

Carlyle hat geschrieben am „Friedrich“ den letzten Strich
Und freut in Scarborough am Sommerwetter sich.

O, wie sie lachte, und wie sie ergötzt war! Das erste Mal, daß der Punch gesteht, daß Carlyle in der Welt ist! sagte sie. Ein andres Mal sagte Frau Carlyle: Es ist etwas in dem Wagen für Sie, geschwind und sehen Sie! Ich fand

einen großen blauen Porzellanteller, der glücklicherweise noch in meinem Besitz ist.

So erhellte und verschönerte sie mein Leben. Die Wochen vergingen, bis der Frühling kam und mit ihm die Wahl Carlyles zum Rektor der Edinburger Universität. Ihr Stolz und ihre Freude war grenzenlos, und wir hatten manches glückliche Gespräch darüber, bis ich hörte, daß Herr Carlyle abgereist sei, und ich diesen kleinen Brief erhielt:

Windsor

Liebe kleine Frau, — Ich bin hier für zwei Tage, um Frau Oliphant zu besuchen; aber morgen gedenke ich zu Hause zu sein. Ich möchte wissen, ob Sie nicht gerne am Montag recht lange bei mir wären? Ich will gegen zwei Uhr am Montag zu Ihnen kommen und Sie wieder zurückbringen, wenn es Ihnen recht ist. Aufrichtig Ihre

Jane Welsh Carlyle

Ich war zur bestimmten Zeit fertig und mehr als bereit — begierig und darauf erpicht — unsre Meinungen über die große [Edinburger Rektorats-] Rede und den Eindruck, den Carlyle auf die Menschen gemacht hatte, auszutauschen. Sie war heiter und noch liebreicher gegen mich als sonst. Wir machten einige kleine Besuche, oder vielmehr Frau Carlyle machte sie, denn ich blieb im Wagen sitzen; später aßen wir dann zusammen. Im Empfangszimmer bemerkte ich, als sie im Kissen zurückgelehnt lag, zum erstenmale, wie schwach sie aussah und wie mühsam sich ihre Finger bewegten, als sie strickte. Ich saß auf einem niedern Sitz neben ihr, als sie mir von ihrer schönen Mutter erzählte und mich verschiedne Miniaturgemälde und ein großes Album holen ließ, das einige sehr merkwürdige Dinge enthielt; dann erschienen einige Herren, und wir nahmen den Thee. Unsre Unterhaltung drehte sich, soweit ich mich erinnere, um den einen uns ganz beherrschenden Gegenstand. Als die Zeit kam, mich zu verabschieden, ward einer der Herren beauftragt, mich zu einem Omnibus zu geleiten.

Am folgenden Freitag war ich überrascht und erfreut, sie wiederzusehen, sie war vom Grafen R. begleitet, dem Vater der jungen deutschen Dame, die ich gesehen hatte. Frau Carlyle war strahlend und hatte mir den Punch mitgebracht. Das Hauptbild für jene Woche war „Weisheit und Hohlheit": auf der einen Seite Bright [der Minister?] als Windbeutel, Carlyle, mit ernster Würde, auf der andern Seite als Weisheit und ein Auszug aus seiner Rede war beigegeben. Sie war voll Frauenstolzes und Triumphs, und es lag ihr viel daran, daß ich ihre Freude teile. Mein Vater sprach lange mit ihr diesen Nachmittag, und als sie gegangen war, sagte er mir, Frau Carlyle habe ihm „Vergangenheit und Gegenwart" versprochen.

Bis zu meinem Ende werde ich dieses fröhlichen Besuches gedenken, denn es war der letzte. Am nächsten Tage starb sie, unerwartet und schnell. Die Nachricht ward mir schonend am Sonntag Nachmittag durch die große Güte des Herrn Aitken, eines Neffen Carlyles, mitgeteilt; aber die ernste und schreckliche Thatsache blieb — sie war heimgegangen. Fräulein Margarete Welsh, ihre Kusine, kam von Schottland, um sich des verlassenen Hauses anzunehmen und Herrn Carlyle bei seiner traurigen Heimkehr zu empfangen. Diese Dame, Fräulein Jewsbury, und Fräulein R. waren sehr liebevoll gegen mich, doch die Sonne meiner kleinen Welt war untergegangen. Außer einer kurzen Zeile des Beileids konnte ich mich Herrn Carlyle nicht in Erinnerung bringen, und alles schien zu Ende ohne seine eigne große Güte. Folgende Zeilen erhielt ich eines Tages:

5 Cheyne Row, Chelsea,
Dienstag, den 10. Juli

Mein liebes Fräulein R., Herr Carlyle hat mich veranlaßt, einige Zeilen an Sie zu schreiben, um Ihnen zu sagen, daß er sich sehr freuen würde, Sie zu sehen, wenn Sie nächsten Samstag zu irgend einer Zeit vor zwei Uhr nach Chelsea kommen wollten. Ich hoffe, es paßt Ihnen, an diesem Tage zu kommen, da ich denke, daß Herr Carlyle diesen Tag vorzieht, wenn Sie irgend kommen können. Ich weiß, Sie werden kommen, wenn Sie können. Ich war sehr erfreut, zu hören, daß Sie jenen

Abend glücklich nach Hause kamen von der lieben Fräulein Jewsbury. Mit bester Empfehlung bin ich Ihre aufrichtig ergebne

Margarete Welsh

Ich ging nach Chelsea und ward sofort zu Herrn Carlyle geführt, ich fand ihn im Speisezimmer. Er hatte sehr gealtert, und einen tiefen Eindruck machte auf mich die feierliche Traurigkeit seines Benehmens, die große Würde seines Schmerzes, wenn ich so sagen darf. Er begann sofort von seiner Frau zu sprechen („meine Jane, die uns eben verlassen hat") und sagte mir vieles, was nun alle Welt weiß, was mir aber damals wie ein Heiligtum klang. Er erzählte mir von ihrer strahlenden Jugend, von ihren ersten Ehetagen, von ihrer steten und fröhlichen Hilfbereitheit, und dann sagte er, indem er zur Gegenwart kam: Es war allein ihr Werk, daß Sie je zu uns kamen, Sie würden nie hierher gekommen sein ohne sie. Ich wußte es wohl und sagte es und sprach ein wenig von meiner großen Liebe zu ihr. Herr Carlyle antworte: Und sie dachte gut von Ihnen; Sie wissen nicht, wie gut sie von Ihnen dachte. Dann nannte er mir den Grund, aus dem er mich hatte rufen lassen: es war sein Wunsch, mir etwas zur Erinnerung an „seine Jane" zu geben, und er war auf den Gedanken gekommen, mich zum lebenslänglichen Mitglied der „Londoner Bibliothek" zu machen, sodaß ich immer genug zu lesen haben könnte. Damit händigte er mir einen kleinen Umschlag ein, der die Karte für die lebenslängliche Mitgliedschaft enthielt —

Für Fräulein N.
14. Juli 1866

T Carlyle

und sagte: Ich gebe sie Ihnen in ihrem Namen und um ihretwillen. Schwer kämpfte ich mit meiner Bewegung, es war so ziemlich bis dahin gelungen. Ich denke, Herr Carlyle sah den Kampf und entließ mich freundlich. Doch kam er bald darnach herauf in das Empfangszimmer und sagte, daß heute ihr Geburtstag sei, und daß er gerade darum gewünscht habe, mich an diesem Tage zu sehen.

Sowohl Fräulein Welsh und Fräulein Jewsbury als auch die freundlichen deutschen Damen luden mich oft ein, und als Fräulein Welsh nach Schottland zurückkehrte, kam Fräulein Aitken, die heitere, kluge und freundliche, um bei ihrem Onkel zu leben, und von Zeit zu Zeit sah ich ihn zu einem kurzen Gespräch.

Nach einiger Zeit verlobte ich mich, und da ich in Zukunft auf dem Lande leben sollte, wurde verabredet, daß ich noch einen Abend bei ihnen verbringen sollte, es war am 10. November 1868. Wir sollten ganz allein sein; Herr Carlyle war im Frühling jenes Jahres mit Lady Ashburton in Mentone gewesen, und er erzählte uns von seiner Reise, aber seine Teilnahme galt während dieses Zusammenseins fast einzig meiner Zukunft; er fragte eingehend nach meinen Plänen und Aussichten und gab Ratschläge in Bezug auf die Wahl von Freunden u. s. w. Es war in gewissem Sinne ein Abschiedsbesuch, und etwas wie Trauer hing über uns allen. Herr Carlyle sah genau aus, wie er in Böhms Statue dargestellt ist. Die Haltung und die Kleidung war genau die gleiche; denn er trug einen grauen, rot gefütterten Hausrock, und als ich die Statue später in der Akademie sah, war ich betroffen über die merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Carlyle jenes Abschiedsabends.

In den Jahren nach meiner Verheiratung wanderte ich manchmal nach Chelsea und erfreute mich an mancher Begegnung mit Carlyle. Einige von diesen stehen mir mit besondrer Klarheit vor Augen, andre sind in verblaßter Erinnerung zu Schatten geworden. Einmal sagte ich zu ihm, wie ich mich wohl erinnere: Es ist die Ehre und das Glück meines Lebens, Sie gekannt zu haben. Hierauf erwiderte er langsam, höflich und ernst: Es ist sehr gütig von Ihnen, das zu sagen —, immer traurig und wie ein Schwerbelasteter, doch immer liebevoll und freundlich „um ihretwillen."

Der letzte Tag kam aber doch einmal, und am 4. November 1879 ruhte mein Auge zum letzten mal für diese Welt auf ihm. Ich war hinauf gegangen wie gewöhnlich,

aber seine Nichte, jetzt Frau Alexander Carlyle (ach, ich sollte gesagt haben damals, denn auch sie ist dahin), und ich plauderten zu lange in ihrem eignen Zimmer, bis wir Carlyle die Treppe hinab gehen hörten. Er war in jener Zeit zu schwach zum Gehen und war um seiner Gesundheit willen an Wagenfahrten gebunden. Ich eilte ihm nach, und er begrüßte mich mit einem freundlichen Lächeln: Ach, hier bin ich, schwach wie ein Sperling und voll Sehnsucht nach dem letzten Abschied, und dann sagte er, nach einigen freundlichen Worten der Erkundigung nach meiner Gesundheit und meinem Glück: Leben Sie wohl, ich gebe Ihnen meinen Segen, und dabei hielt er meine Hand länger als gewöhnlich. Er wußte, und ich wußte es, daß das aller Wahrscheinlichkeit nach zum letzten male war.

Ich möchte zu jedem, der Carlyle kennen lernen will, sagen: gehe zu seinen Büchern; sein treues und dauerndes Denkmal ist dort. Horche nicht auf das, was irgend jemand über ihn sagt, horche nicht einmal auf das, was er selbst in seinem traurigen, einsamen Alter über sich gesagt hat, lies ihn mit empfänglichem Gemüte: wenn der Leser ein sehendes Auge und ein verstehendes Herz hat, so wird er hinter all der gewissenhaften Erforschung der Wahrheit und der peinlichen Treue gegen die Wahrheit das weite, liebende Herz des Schriftstellers entdecken. Man hat gesagt, daß Carlyle das Volk verachtete. Ich leugne das. Es ist wahr, daß er die Mobokratie, die Herrschaft des Haufens nicht liebte und auf die Führung allein durch die Weisen und Guten seine Hoffnung setzte. Er glaubte an kein künftiges „Weltreich von Rosenwasser," er hatte kein Allheilmittel „Morrisonscher Pillen," aber ein nicht schwankendes Vertrauen auf Gott. „Die Seele der Welt ist gerecht," pflegte er zu sagen. Und vergiß nicht: er teilte die Christenhoffnung nicht; Carlyles vorgefaßte Meinung war, daß das Christentum tot sei: seiner großen Seele mit ihrem tapfern, trauervollen Ausblick war die Stärkung und Tröstung jener „sichern und gewissen Hoffnung" versagt. Er ist dahingegangen! Der erste und größeste unsrer Zeitgenossen, als ein Lehrer der Rechtschaffenheit und ein vom Geiste getriebner Seher. Als ich jung war, hielt man die Antwort „der Mann ist verrückt" für jeden genügend, der auf seine Anschauungen anspielte, und ich hörte junge Leute mit einer Mischung von Mitleid und Verachtung davon sprechen, daß sie das Carlylefieber gehabt hätten. Aber der Sauerteig hat sein Werk gethan, und die Gedanken des großen Denkers sind das Erbe vieler geworden. Wohl dürfen wir Carlyle einen wahrhaft großen Mann nennen. Mängel und Schranken hatte er, selbstverständlich. Denn er war ein Mensch, aber die Welt schuldet ihm eine große Dankesschuld, und es schien mir fast wie eine heilige Pflicht, diesen bescheidnen Zoll unwandelbarer Liebe ihm darzubringen. Gott sei Dank, Liebe kennt keine Zeit, und wer Carlyle, nicht zu seinen Lebzeiten den Zoll der Dankbarkeit abtragen konnte, denke daran, daß Liebe nie zu spät kommt.

Die hohe Sittlichkeit des Stils dieser Aufzeichnungen giebt die Sicherheit, daß hier ein Beitrag von besonderm Werte zur Erkenntnis Thomas und Jane Carlyles gegeben worden ist. Die Verfasserin hat unsre Hände in die der beiden großen Menschen gelegt, und wir bleiben liebend verbunden.

Hermann Oeser

Schrenk

Zum dritten mal in einer Zeitfrist von sechs Jahren hat Elias Schrenk seine bekannte Missionsthätigkeit in unsrer Stadt geübt, d. h. während zwei Wochen allabendlich um vier Uhr im Vereinshaus eine Bibelstunde gehalten, um acht Uhr in der größten Stadtkirche gepredigt und morgens von zehn bis zwölf Uhr seelsorgerliche Besuche empfangen. Auch diesmal war der Erfolg ungemein groß. Das Wort Begeisterung genügt nicht, um die Stimmung zu bezeichnen, in der die Leute sich schon eine Stunde vor Beginn der Gottesdienste einen Platz sicherten, und dann wieder eine Stunde lang den Worten des Predigers lauschten; es war eine Verzückung, ein Zauber, ein Sturm. Viele kamen aus weiter Ferne herbei; Personen, die sonst

jahraus jahrein nicht einmal am Sonntag Zeit haben zur Kirche zu gehen, fehlten in keiner Versammlung, alle Volksklassen waren vertreten, und allenthalben vernahm man nur Worte ungeteilter Bewunderung vor den Reden und einer manchmal beinahe abgöttischen Verehrung vor der Person dieses merkwürdigen Mannes. Vielleicht ist es uns jetzt, wo wir diese Bewegung dreimal erlebt haben, möglich, etwas zu ihrer Beurteilung und Würdigung beizutragen.

Die Bibelstunden waren nicht das Bedeutendste, das gestehen auch manche Verehrer Schrenks zu, obwohl auch da der Zulauf während der vierzehn Tage nicht nachließ. Er behandelte die zwei ersten Kapitel des ersten Petrusbriefs, doch kann man nicht behaupten, daß seine Erklärung in die Tiefe ging und neue Erkenntnisschätze zu Tage förderte. Er pflegte einfach den vorgelesenen Abschnitt zu paraphrasiren und dann seine erbaulichen und paränetischen Bemerkungen daran zu hängen, die manchmal recht originell waren.

Ganz anders abends um acht Uhr vor der Kopf an Kopf gedrängten Menge. Schon die physische Leistung, vierzehn Tage lang täglich beinahe eine Stunde so zu sprechen, daß die Stimme im letzten Winkel des ungeheuern Raums vernommen wurde, und ohne daß irgend eine Ermüdung zu spüren ist, imponirt. Noch unvergleichlich mehr ergriff der hohe Ernst, der heilige Eifer des Predigers, sein Talent, gleich mit den ersten Sätzen den Zuhörer zu fassen und ihn nicht wieder loszulassen. Schrenk hat eine wunderbare Gabe, seine Lehren und Ermahnungen drastisch vorzutragen und gleichsam mit Hammerschlägen in Herzen und Gewissen zu treiben. Er verfügt über eine unerschöpfliche Fülle von Bildern und Gleichnissen, Erzählungen aus dem Leben und packenden Redewendungen. Er versteht es in einzigartiger Weise, Eindruck zu machen. So lange er sprach, konnte sich niemand der Macht seiner Worte entziehen; auch solche, die gekommen waren zu spotten, fühlten sich ergriffen; auch solche, die Bedenken hatten gegen die Art und Weise seiner Wirksamkeit, fühlten sich während seiner Rede unfähig, in ihrem kritischen Verhalten zu beharren. Jetzt erst, wo die gewaltigen Klänge verhallt sind, tritt die nüchterne Erwägung wieder in ihre Rechte.

Dann muß ganz bestimmt eins dem besonnenen Christen, der sich die Predigten Schrenks wieder vergegenwärtigt, auffallen: der Mangel an Fortschritt, und zwar zunächst an Fortschritt innerhalb der vierzehn Predigten selber. Man sollte meinen, daß ein Prediger, der vierzehn Tage nacheinander derselben Zuhörerschaft das Wort Gottes verkündigt, die Texte so wählen würde, daß irgend ein Zusammenhang entsteht, daß eine Entwicklung, ein Weiterführen der christlichen Heilserkenntnis stattfindet. Davon war aber nichts zu bemerken. Die Texte waren ohne ersichtlichen Plan bald dem Alten, bald dem Neuen Testament entnommen, jede Predigt bildete ein unabhängiges Ganze, selten wurde auf früher Gesagtes angespielt, und die letzte Predigt setzte voraus, daß der Zuhörer sich innerlich noch auf derselben Stufe befand wie bei der ersten.

Aber auch kein Fortschritt über das, was vor drei, vor sechs Jahren gepredigt worden ist. Es sind immer dieselben ergreifenden Weckrufe an unbekehrte, unentschiedne, weltlichgesinnte Christen, dieselben Aufforderungen, endlich Ernst zu machen, die Sünden abzulegen, mit der Welt zu brechen, derselbe Hinweis auf das Blut Christi, durch das allein die Macht der Sünde gebrochen werden kann. Es ist wirklich großartig, welche Meisterschaft Schrenk auf diesem Gebiete entwickelt. Aber zu wem redete er so? Ein Viertel seiner Zuhörer mögen Leute gewesen sein, die sonst nie oder selten eine Kirche besuchen, Gleichgiltige, Unerweckte, von denen gewiß mancher einen kräftigen Antrieb zur Einkehr und Umkehr erhalten hat. Aber die Uebrigen? Die drei andern Viertel? Nun das waren unsre bekannten Christen, Frauen natürlich in großer Mehrzahl, Diakonissen, Mitglieder der christlichen Vereine, Versammlungsbesucher, kurz alles Leute, die als Christen anerkannt sein wollen, die überzeugt sind, daß sie schon längst den entscheidenden Schritt aus der Welt heraus in das Reich Gottes hinein gethan haben und die die Zumutung, sich zu bekehren, aus dem Munde ihrer gewöhnlichen Seelsorger mit Entrüstung zurückweisen würden. Das war der Grundstock der Zuhörer Schrenks, sie waren es vor drei,

sie waren es vor sechs Jahren und freuen sich schon auf das nächste mal. Ja, was bedeuten denn diese Predigten für sie? Indem sie immer wieder die Aufforderung zur Buße an sich ergehen lassen, erkennen sie, daß ihre Bekehrung noch unvollkommen ist, daß sie noch nicht entschieden genug mit der Welt gebrochen haben? Damit würden sie mit Schrenk selber in Widerspruch treten, der oft genug betonte, es gebe, wie er sich ausdrückte, keine lebenslängliche Bekehrung, die Bekehrung sei der einmalige und mit Einem mal vollendete Vorgang der Herzensübergabe an den Herrn.

Die Frage wird noch schwieriger, wenn wir uns erinnern, daß vor einigen Jahren Zeller aus Männedorf ebenfalls eine Reihe von Predigten in unsrer Stadt gehalten hat und zwar ebenfalls mit ungemeinem Erfolg und vor derselben Zuhörerschaft. Seine Vorträge waren nicht so packend wie die Schrenks, aber unvergleichlich reicher an Schriftgedanken, viel mannichfaltiger und lehrhafter. Und was war seiner Reden Hauptinhalt? Der Christ dürfe nicht bei der Bekehrung stehen bleiben, er müsse in die Heiligung hinein und in der Heiligung fortschreiten bis zur völligen Ueberwindung der Sünde. Anders als Schrenk, hatte er allen seinen Predigten einen Text untergelegt, die Heilung des Blinden von Jericho, und sein Stichwort war: Wir sollen nicht Bettler bleiben, sondern zur vollen Genesung, zum vollen Heil durchdringen. Und das wurde von denselben Personen mit begeistertem Beifall vernommen, die sich vierzehn Tage lang von Schrenk zur Bekehrung auffordern ließen!

Hier liegt offenbar ein Problem vor, das erforscht zu werden verdient. Mir erscheint die Sache so: Was für die Freunde solcher außerordentlichen Predigtvorträge die Hauptsache bildet, ist nicht ihr eigentlicher Zweck, nicht der Bekehrungsruf Schrenks, nicht Zellers Heiligungslehre, sondern die gewaltige Gemütserschütterung, die die Predigt beider Männer hervorruft. Wenn Schrenk mit kräftiger Ironie den Menschen geißelte, der die Bekehrung von Jahr zu Jahr aufschiebt, oder mit ergreifenden Zügen die Qual eines unversöhnten Gewissens malte, oder in derben Ausdrücken den Hausvater rügte, der das Wirtshaus liebt und durch Wirtshausgenossen sich zurückhalten läßt, so kann ich mir nicht denken, daß die liebe alte fromme Diakonissin, die mir einmal während einer solchen Rede gegenübersaß, sich durch irgend eine dieser Diatriben getroffen fühlte, und doch stand in ihrem Gesicht die tiefste Herzensbewegung geschrieben. Ich denke mir, daß sie sich unwillkürlich in die Lage eines unbekehrten Menschen versetzte und nun das fühlte, was bei dieser Predigt, wie sie meinte, in dem Herzen dieses Menschen vorgehen mußte, oder sie versetzte sich in die Zeit, wo sie selber vielleicht noch in der Welt lebte, und so gerieten ihre Gefühle in Wallung, so wurden die Saiten ihres Gemüts mächtig angezogen. Gewiß wurde sie dabei auch gestärkt in ihrer Wertschätzung des Christenglaubens, vielleicht kam ihr bei diesem Aufrühren der Gefühle auch mancher Mangel an der eignen Frömmigkeit zum Bewußtsein, aber die Hauptsache war doch die Gefühlserregung selber, das war der Genuß, den sie hatte, die Seligkeit, die sie empfand, die Erbauung, für die sie nachher Gott dankte.

Diese Erklärung wird bekräftigt durch eine Aeußerung, die man oft hören konnte: In einem kleinern Raume, vor einer geringern Zuhörerschaft, zur gewöhnlichen Stunde und unter gewöhnlichen Verhältnissen gehalten, wäre die Predigt Schrenks lange nicht so wirkungsvoll. Das Neue, Außerordentliche einer durch zwei Wochen hindurch fortgesetzten Predigtthätigkeit, die Hast, mit der diese ganze Zeit hindurch die häuslichen Geschäfte und Verrichtungen erledigt werden mußten, die Kopf an Kopf gedrängte Menge, das lange gespannte Warten, bis endlich die Stunde schlug und die Sakristeithüre sich öffnete, das alles gehört dazu, das alles bereitet den Zuhörer schon äußerlich auf etwas Ungewöhnliches, Großartiges vor und versetzt ihn in die körperliche Erregung, die der geistigen Bewegung den Boden bereitet.

Ebenso konnte man oft aus dem Munde von Verehrern Schrenks das Bekenntnis vernehmen, sie möchten nicht das ganze Jahr hindurch solche Predigten hören. Schrenk selber erklärte mehr als einmal seine Wirksamkeit als eine von der gewöhnlichen Verkündigung des Worts verschiedne und seinen vierzehntägigen Aufenthalt in einer Stadt als eine besondre Gnadenzeit. In einer durch die stereotype Wiederholung besonders feierlichen und ergreifenden Weise pflegte er jedesmal vor dem Schluß der Versammlung die noch bevorstehenden Gottesdienste zu verkündigen und zur Benutzung dieser immer kürzer werdenden Frist ernstlich einzuladen. Freilich verwahrte er sich wohl das eine oder das andre mal gegen die Meinung, als hätten die Leute nach seinem Weggang keine Gelegenheit mehr, Gottes Wort zu hören und sich zum Herrn zu bekehren, aber nicht ohne fühlen zu lassen, jetzt sei die Thüre offen, in seiner Person sei das Reich Gottes ganz besonders nahe, es habe mit seiner Gegenwart an einem Orte etwas ganz Besondres auf sich. Obwohl in unsrer Stadt die Geistlichen sich in jeder Weise ihm zuvorkommend zeigten, kann man nicht sagen, daß er viele Rücksichten für sie hatte. Ich hörte ihn den Schluß des ersten Kapitels des ersten Petrusbriefs erklären; über die Stelle: Das ist das Wort, welches unter euch verkündigt ist, ging er ohne jede Bemerkung hinweg. Deswegen schätzen doch unsre Gläubigen, wenigstens deren Mehrzahl, das, was ihnen sonntäglich von ihren gewöhnlichen Geistlichen geboten wird. Nur wenige lebendige Christen werden einstimmen in die Aeußerung, die einmal nach einer Schrenkschen Versammlung von mir auf der Straße gehört wurde: „Jetzt mag ich unsre Pfarrer gar nicht mehr hören!“ Aber den Gedanken haben sie: Unsre Prediger in Ehren, alle paar Jahre muß jedoch etwas Besondres kommen, wir müssen ab und zu einmal geschüttelt und gerüttelt werden, und dazu ist Schrenk der Mann! An Letzterm zweifeln wir nicht. Schrenk vermag, wie wir schon wiederholt betont haben, in wunderbarer Weise die Geister in Bewegung zu setzen. Ob aber eine Frömmigkeit, die so ab und zu aufgerüttelt und durch besondre Mittel angefeuert werden muß, damit sie nicht erlahme und einschlafe, dem Christentum Christi und der Apostel entspricht, ob die Anschauung, das innere Leben des Christen werde durch periodische Gefühlserschütterungen gefördert, evangelisch ist, oder ob ihr nicht vielmehr katholische Motive zu Grunde liegen, das sind andre Fragen, deren Beantwortung wir dem Leser überlassen. H-S

Zur Frauenfrage

Es gereicht der Frauenfrage jedesmal zum Vorteil, wenn sich Männer in unparteiischer, ernst prüfender Weise zu ihrem Anwalt machen, wie es Gustav Gerok in seinen sechs Vorträgen „Frauenabende“ (Stuttgart, Karl Krabbe) thut. Dadurch schwindet das Vorurteil, das der Fanatismus extremer Vertreterinnen ihr zugezogen hat, als sei sie nur Konkurrenzfrage, nur Kampf gegen „den Tyrannen Mann.“ Die Lektüre des nur 148 Seiten umfassenden sehr reichhaltigen Büchleins ist allen auf das wärmste zu empfehlen, die sich für die Frauenfrage interessiren oder sich dafür zu interessiren lernen wollen. Gustav Gerok betrachtet die Frauenfrage vor allem als Gewissensfrage, und mit Recht. Die Frau hat als Mensch ebenso gut wie der Mann die Verpflichtung, einen ernsten, verantwortungsvollen Beruf, mit dem sie Andern dient, auf sich zu nehmen, sei es im Hause, sei es in der Oeffentlichkeit. Dieses in den Tag Hineinleben ohne Zweck und Ziel, dieses Tändeln und Eilen von Zerstreuung zu Zerstreuung, dieses sich mit einem Schein von Arbeit über die Leere und Oede eines inhaltlosen Daseins hinwegtäuschende Leben, wie es so viele unsrer gebildeten Frauen und Mädchen heute führen, ist kein wahres, sittlich berechtigtes Leben.

Das anzustrebende Ziel sieht Gerok in einer „gleichwertigen und gleichberechtigten Zusammenarbeit“ der Frau mit dem Manne. Er sagt „gleichwertig“ und „gleichberechtigt,“ er sagt aber nicht „gleichartig.“ Damit berührt er einen Mangel der Frauenbewegung, der verhängnisvoll werden kann: sie rechnet zu wenig mit der weiblichen Individualität und dem Gemütsleben der Frau. Der Verfasser der „Frauenabende“ wünscht dem weiblichen Geiste eine ernste Schulung und Durchbildung, wie sie der männliche empfängt, er fordert von der

Frau mehr Selbständigkeit im Denken und im Urteil und mehr Gemeinsinn, — aber das alles nicht als letzten Zweck, sondern damit die „weibliche Art voll geweckt und voll entwickelt“ werde. Nicht an den Geist der Frau appellirt er, um durch ihn in der Zukunft höhere Ziele zu erreichen, sondern an ihr Herz. „Nicht einen männlichen Uebermenschen, sondern den durch die Frau ergänzten Vollmenschen“ ersehnt er als verwirklichtes Menschheitsideal.

Von den Vorkämpferinnen der Frauenfrage wird das weibliche Gemüt und die Kräfte, die darin schlummern, vielfach unterschätzt. Sie stellen es gern als etwas sehr Enges und Beschränktes hin, das wohl in der Großmütterzeit seinen Wert hatte, als „einzige Saite, die der Frau damals gegeben war, und auf der sie zur Virtuosin wurde,“ das aber heute als überwundner Standpunkt den Fortschritt hemmt. (Vergl. Berufsleben und Gemütsleben der Frau. Christliche Welt, 1896, Nr. 13.) Aber darin irren sie. Das spezifisch Weibliche, das mütterliche Fürsorgen und das anlehnende Vertrauen, der Helfersinn und die Anpassungsfähigkeit sind keine veralteten oder einfältigen Gaben, deren eine geistig bedeutende Frau sich wie der kindischen Anschläge ihrer Jugend zu schämen hätte, oder die nur für den Hausgebrauch, für die „Ehefrau oder die Familientante“ da wären. Diese weiblichen Gaben und Kräfte haben auch in der modernen Welt ihre volle Berechtigung, ja sie sind nötiger denn je in einer Zeit, wo so viel Elend und Verlassenheit sich sehnt, gestützt, getröstet und ans Herz genommen zu werden. Die in einem öffentlichen Berufe stehende Frau kann und darf ebenso wenig darauf verzichten als die Hausfrau, sie würde ihr Eigenstes und Bestes hingeben, die Wurzeln ihrer Kraft.

Aus der Wahrung weiblicher Eigenart wird sich ganz von selbst die Grenzregulirung zwischen Männer- und Frauenarbeit vollziehen und dem gemeinsamen Wirken das Feindliche des Wettbewerbs nehmen. Gerok eröffnet uns in dieser Beziehung eine sehr weite Perspektive. Vor allem ist es die Kranken- und Armenpflege, auch außerhalb der Diakonie, die zahlreiche Frauenleben mit ernster Thätigkeit ausfüllen würde, besonders wenn man dieses Gebiet erst besser organisirte und zu selbständigen Berufen ausgestaltete. Die soziale Not und das sittliche Elend in ihrem Gefolge verlangt aber ebenso dringend nicht bloß nach der Pflegerin, sondern auch nach der Aerztin, nach der Gefängnisaufseherin, dem weiblichen Fabrikinspektor, der Polizeimatrone, alles Aemter, wie sie in England und Amerika seit Jahren von Frauen im Segen verwaltet werden. An der Rechtskundigen und Nationalökonomin nimmt Gerok keinen Anstoß, ebenso wenig an irgend einem gelehrten Berufe, vorausgesetzt, daß die nötige Begabung vorhanden ist. Aber freilich wird die Durchschnittsfrau in unsrer Zeit die gesteckten Ziele schwerlich erreichen, weil es an der nötigen Vorbildung fehlt. Unsre Arbeit zur Lösung der Frauenfrage ist zum größten Teil Säemannsarbeit:

Wir treiben eine Saat auf Hoffnung; Andre erst werden in die Ernte kommen. Aber die Arbeit für die Zukunft ist Arbeit für die Ewigkeit. Und das Säen ist das Größere als das Ernten.

Das Gerokſche Buch berührt noch einen zweiten wunden Punkt der Frauenfrage, den fehlenden Zusammenhang mit Christus, der unserm Geschlechte die wahre Emanzipation gebracht und es aus dem verborgnen Dunkel der Frauenexistenz der alten Welt ans Licht gezogen hat. Weil der christliche Standpunkt so selten in dieser Frage vertreten wird, ist über Christi Stellung zum weiblichen Geschlecht selbst in ausgesprochen christlichen und kirchlichen Kreisen so Weniges bekannt, daß man eine selbständig denkende, geistig arbeitende und in öffentlichem Berufe stehende Frau gern als eine durch manches Bibelwort von der Unterthänigkeit und stillen Verborgenheit der Frau verurteilte unweibliche und unchristliche Erscheinung anzusehen liebt. Das ist nicht der Standpunkt Christi. Er macht nirgends einen Unterschied zwischen Männern und Frauen, er versammelt beide um sich, er bekümmert sich um beide in gleicher Weise und macht in seinen Gleichnissen sowohl Männer wie Frauen zu Trägern seiner göttlichen Gedanken. Unmittelbar auf das tiefsinnige Gespräch mit Nikodemus folgt das nicht minder tiefsinnige mit der Samariterin am Jakobsbrunnen, und während Paulus dem Weibe in der Gemeinde zu schweigen gebietet,

giebt Christus ihm den Auftrag zu reden, als er zu Maria Magdalena spricht: „Gehe hin zu meinen Brüdern und sage ihnen: ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater.“ Die Jünger schrieben für ihre Zeit, in dem Verhältnis ihrer Fassungskraft und ihrer Bedürfnisse, mit Rücksicht auf die damalige soziale Stellung der Frau, „Christus vereinigte dagegen das religiöse Zentralbewußtsein aller Menschen, aller Zeiten.“ Der Jünger Ansicht ist für uns nicht entscheidend, wo sie sich von der des Meisters trennt, für uns entscheidet nur Christi Wort und Urteil.

Gerok wünscht darum thätigere Mitarbeit der Frau in der Gemeinde, nicht bloß Mitarbeit an Liebeswerken, sondern auch bei Kirchengesetzen und Gemeindeeinrichtungen, denn „Frauen sind vollberechtigte Glieder der Gemeinde,“ „nicht Gemeindeglieder zweiter Klasse“ und müssen darum überall, wo es sich um christliche Fragen oder Gemeindeangelegenheiten handelt, nicht bloß Zutritt, sondern Redefreiheit und Mitwirkung haben. In Maria und Martha sieht er gleichsam die Typen der alten und der neuen Zeit in der Geschichte der Frau:

Martha ist die Frau der alten Zeit, die aufgeht in den häuslichen Sorgen und Pflichten, in Küche und Keller, im Waschen und Putzen, Maria dagegen die Vertreterin der großen neuen Zeit, die mit Christus anbricht, in der der Sinn für die höchsten Interessen auch dem weiblichen Geschlecht aufgeht, in der die Frauen das Denken und Lernen nicht mehr den Männern allein überlassen, in der auch die christlichen Gedanken und Fragen nicht mehr einseitig von Männergehirnen verarbeitet, von Männerlippen verkündigt, von Männerhänden gethan, von Männervereinigungen beraten und getragen werden.

Christus steht auf der Seite der ernst vorwärtsstrebenden Frau, die das ihr anvertraute Pfund nicht vergräbt, es aber auch nicht gegen ein andres eintauschen möchte, und nur in seiner Gemeinschaft wird sie im Segen wirken und ihr Ziel erreichen. Ottilie Adler

Das Unglück auf dem Chodynskifelde

Weniger das schreckliche Ereignis selbst drückt uns die Feder in die Hand, als die Meldung des Telegraphen von dem am selben Tage abgehaltnen Ballfest auf der französischen Botschaft:

Beim Souper wurde der Zwischenfall auf dem Chodynskifelde allgemein besprochen.

Ueber das Unglück selbst ist schon genug gesagt und geklagt worden. Durch den Hintergrund der glänzenden Moskauer Krönungstage, durch das Nochnichtdagewesene des grausigen Hergangs selbst ist dafür gesorgt, daß er jede Phantasie beschäftigt und sich unauslöschlich in die Erinnerung einprägt. Hat russischer Fatalismus schnell sein „Gott hat es gewollt!“ zur Hand, so werden andre nach den Ursachen und nach den Schuldigen fragen, so gründlich, daß wir uns da nicht mit zu bemühen brauchen. Uns nötigt jener (französische) Drahtbericht, einige ernste Worte nach andrer Seite hin aus diesem Anlaß zu sagen.

Daß an dem Tage, der dem Unglücksmorgen folgte, auf dem Platze der Katastrophe selbst das angesagte Volksfest abgehalten wurde, kann man begreifen teils aus dem russischen Volkscharakter, teils aus der Unmöglichkeit, gerade dieses Programmstück alsbald abzusetzen, teils aus der unzureichenden Bekanntschaft, die im Momente der Entscheidung maßgebende Personen mit der Furchtbarkeit des Ereignisses haben mochten. Daß aber am Abend jenes großartige Ballfest beim französischen Botschafter stattfand, ist ein Faustschlag ins Angesicht der christlichen Zivilisation. Auch da mag im Augenblick, wo es galt, die ganze Tragweite der Entschließung den Verantwortlichen nicht klar geworden sein, aber um so lauter muß es ausgesprochen werden, was das christliche Gewissen der abendländischen Völker solchen Vorgängen gegenüber empfindet. Als ein österreichischer Erzherzog starb, da litt es, nein forderte die Hofetikette, daß alsbald das angesagte Ballfest wieder abgesagt wurde. Als zweitausend Leute aus dem Volk unter entsetzlichen Umständen dem Festtaumel zum Opfer fielen, ging die fürstliche Gesellschaft ohne jede Rücksicht auf den „Zwischenfall“ zum nächsten Programmpunkte über. Jener Drahtbericht ist nur

geeignet, die ganze Hohlheit der Kreise zu enthüllen, die eine solche Verirrung haben ertragen und mitmachen können.

Die Speisung auf dem Chodynskifelde erinnert unmittelbar an das alte heidnische Rom. Hätte der Zar statt der Speisebündel und des Alkohols seinem Volk einige bescheidne und verständige Freiheiten vergönnt, es würden nicht die Leiber von zwei- bis dreitausend Erdrückten und Zertretnen wider ihn klagen. Die Hof- und Diplomatengesellschaft aber, die den Beherrscher Halbasiens doch wie einen Fürsten des christlichen Europas behandelt, hat sich durch jenes Ballfest in einer Empfindungsroheit dargestellt, die bis in die kleinste Hütte der abendländischen Völker nur allzusehr verstanden wird.

Fast könnte man argwöhnen, der Botschafter der französischen Republik hätte durch die ungenirte Durchführung seines Festes alles, was Hof heißt, absichtlich diskreditiren wollen. Aber dieser Argwohn ist ja bei der Zärtlichkeit, mit der die Republik Frankreich das russische Zarentum jetzt umfaßt, ausgeschlossen. Der Effekt ist doch derselbe. Ob denn jene Kreise nicht ahnen, in welch ungeheuerm Kontrast der von ihnen erhobne Anspruch auf diese Ausnahmestellung in der menschlichen Gesellschaft, auf unbedingte Ehrfurcht und Unterthänigkeit mit der moralischen Inferiorität steht, die bei solcher Gelegenheit vor aller Welt zu Tage tritt? Wahrhaftig, jenes Moskauer Ballfest war der Tanz auf dem Vulkan, wie er nur je ist getanzt worden. Die Zeiten sind vorüber, wo dergleichen ungebucht und unverurteilt hingenommen ward. Man zeigt mit Recht auf die moralischen Mängel hin, die den umstürzlerischen Bewegungen in den Völkern anhaften: aber fühlt man denn nicht in den fürstlichen und höfischen Kreisen, daß in dem Augenblick, wo ihre moralische Blöße so offenbar wird, vor dem Richterauge der öffentlichen Meinung ihre Wage hoch in die Höhe schnellt, die Wage derer, die das höfische Treiben grundsätzlich negiren, mächtig sinkt?

Das Unglück auf dem Chodynskifelde ist ein Mene Mene Tekel für unsre höfischen Kreise. Wir sagen auch: Gott hat es gewollt! Er hat gewollt, daß der blendende Glanz jenes byzantinischen Krönungsfestes seines Zaubers sollte entkleidet werden für jeden, der sehen und urteilen will. Er hat gewollt, daß das Trugbild einer absoluten Majestät, die Götter gleich ihr Volk beherrscht aber auch speist und tränkt, in seiner Nichtigkeit offenbar werde. Er hat gewollt, daß das andre Bild in neuer strahlender Schönheit siegreich darüber emporleuchte: das Bild eines von seinem freien Volke geliebten Fürsten, der nichts sein will als der erste Diener des Staates, und eben darum des Volkes Krone ist. Ach daß unsre Fürsten, Prinzen, Hofleute, unsre Staatsmänner und Prinzenerzieher den Finger Gottes erkennen möchten!

So hart unser Urteil sein muß über jene Gesellschaft, die über zweitausend Tote tanzend hinwegsetzte und nur eben beim Souper den Zwischenfall allgemein besprach, so mild können wir sein gegenüber den einzelnen Personen, die in dieser übermenschlichen Welt zu leben gezwungen sind, die darin aufgewachsen sind. Und jammert uns des Zaren, dessen Krönung durch eine so grauenhafte Hekatombe von Menschenopfern erkauft worden ist, so gedenken wir noch viel mitleidiger der deutschen Prinzessin, die um dieser Herrlichkeit willen den Glauben ihrer Väter verließ — — — — R

Armenien

Unsre Leser bitten wir die Berichterstattung unsrer Tagespresse, besonders der Telegraphen-Agenturen über die armenischen Dinge recht aufmerksam zu verfolgen. Sie werden merkwürdig wenig berichtet finden von den Greueln und Metzeleien, wenig von dem, was zu Gunsten des gequälten Volkes und zur Aufdeckung des fanatischen Vernichtungssystems der türkischen Herren dient, dagegen immer wieder unkontrollirbare, schnell auftauchende und wieder verschwindende Nachrichten, die den Schein auf die Armenier werfen, als wären sie selbst an ihrem Unglück schuld. So meldete neulich der Telegraph der Frankfurter Zeitung:

Paris, 5. Juni. Wie ich höre, weilt der Chef der revolutionären armenischen Komitees, Nazarbeckiar, seit einigen Tagen in Paris. In diplomatischen Kreisen schließt man aus dieser und aus andern Thatsachen, daß demnächst wieder etwas Schwung in die armenische Bewegung kommen dürfte.

Das genügt. Revolutionäre armenische Komitees — diplomatische Kreise — armenische Bewegung: und der „gebildete" Zeitungsleser ist mit seinem Urteil fertig. Dem gegenüber bitten wir unsre Leser nur, sich immer gründlicher zu unterrichten, und sie werden erkennen, daß von einer revolutionären Bewegung des armenischen Volks nicht die Rede sein kann. Jene armenischen „Komitees" kommen der türkischen Regierungsweisheit so gelegen, daß man fast vermuten könnte, sie wären von der Pforte selbst bezahlt. Aber gesetzt auch, diese Hentschakisten fielen den Armeniern mehr zur Last, als der Fall ist, wie kann Europa dulden, daß um ihretwillen der ganze armenische Volksstamm zur qualvollen Ausrottung verurteilt ist?

Professor Beyschlag schreibt hierzu in dem neusten Hefte seiner Deutsch-Evangelischen Blätter:

Niemand hat es für möglich gehalten, daß die altersschwache und unter der Vormundschaft der Großmächte stehende Türkei dazu fähig wäre, einen Völkermord, die Ausrottung einer christlichen Nation zu unternehmen, aber auf nichts Geringeres laufen die armenischen Greuel hinaus. Es ist eine unauslöschliche Schmach für die christlichen Großmächte, daß sie diese Greuel weder zu verhüten noch zu bestrafen einig genug gewesen sind; weder die Nationaluntugenden der Armenier, die bei einem seit Jahrhunderten geknechteten Volke nur allzu begreiflich sind, noch die diplomatischen Rücksichten, die in solchen Fällen den großen Kurfürsten nie gehindert haben, können das entschuldigen. Trägt auch die Perfidie der englischen Politik die Hauptschuld, schon indem sie die Wirksamkeit und Ausführung der im Berliner Frieden für Armenien ausbedungnen Reformen aus egoistischen Gründen hintangehalten hat, so besteht doch auch für die übrigen Großmächte eine Mitschuld, indem jeder wirklich ernstliche und einheitliche Wille, die Armenier zu retten, für die türkische Regierung nötigend gewesen wäre. Es bleibt höchst bedauerlich, daß im deutschen Reichstag bis heute keine Stimme sich erhoben hat, die Reichsregierung zu fragen, warum ihre Bemühungen in dieser Sache so ohnmächtig geblieben sind, und ob sie auch fortan so ohnmächtig bleiben sollen. Haben wir dazu dem osmanischen Reiche seine letzte Stütze, seine Armee, durch deutsche Offiziere organisiren helfen, damit dieselbe im Bunde mit fanatisirten Bevölkerungen ein altchristliches Volk hinwürge? Je weniger das deutsche Reich im Orient egoistische Zwecke verfolgt, um so wirksamer konnte und kann es seine Stimme zu Gunsten der Menschlichkeit und zur Schonung von Mitchristen erheben. Es sollte in diesem Jahre keine evangelische Christenversammlung in Deutschland gehalten werden, die unsre Reichsregierung nicht an ihre internationale Christenpflicht erinnerte.

Ja die Zeiten des großen Kurfürsten! Man könnte zuweilen den Eindruck haben, daß das kleine Brandenburg damals mächtiger war als heute das große deutsche Reich. R

Wildenbruchs Heinrich IV. auf dem „Berliner Theater"

2

Der vierte Akt zeigt uns Gregor in seinen Gemächern mit Hugo von Clugny, dem frommen Abt, an Sinnesart Vorläufer des heiligen Franziskus. Eine hinreißende Gestalt neben diesem Papst. Träger des wiedererwachten, wenn auch ganz mittelalterlich gefärbten Ideals der Nachfolge des menschlichen Christus, das der Kirche so lange verloren gegangen war. Aber der Berliner Schauspieler hatte diese Rolle nicht erfaßt. In hartem Staccato stieß er heraus, was als Ausdruck eines innigen weltentrückten Mystizismus in die Phantasie der Hörer suggerirt werden müßte. Hier sehen wir die Personifikation der beiden Gegensätze, ja Widersprüche, die die mittelalterliche Kirche so hoch erhoben, so mächtig nach außen gemacht, und ihr doch den Grundquell erhalten hat, aus dem sie sich je und je reinigen und erneuern konnte. Der gewaltige Papst, der die Kirche zur Weltmacht schuf, und der kindliche Mönch, der seine Blumen pflegt, arm sein will wie Christus, keine Stätte haben, da er sein Haupt niederlegt, dienen und in der verinnerlicht-äußerlichen Nachfolge seines Herrn überirdische Beseligung und Wonnen schmecken.

Hugo hat gehört, daß Heinrich über die Alpen komme und Absolution begehre. Er sagt das dem Papst in dem Augenblick,

als deutsche Fürsten mit Rudolf von Schwaben vor ihm stehen, den sie zum Kaiser haben wollen und den der Papst krönen soll. Denn er werde alle Forderungen des Papstes erfüllen. Gregor sieht sich diesen Schwächling an:

Bist du ein König? ich meine in deinem Bewußtsein! — gieb mir deine Hand.

Aber bei dem jämmerlichen Händedruck dieses Gegenkaisers gedenkt er, wie fest das Kind Heinrich einst seine Hand gefaßt hat. Der geborne König, der nicht los läßt, was er einmal ergriffen hat. Und er liebt diesen Heinrich, gerade weil er solch ebenbürtiger Gegner ist. Weil auch er kein Haar breit von seinen Forderungen ablassen wird — es gar nicht kann, weil er der König ist; Heinrich, mit dem er kämpfen muß um die Weltherrschaft. Denn die Kirche, der er zu Macht und Allgewalt verhelfen soll, heischt nicht nur das, was Gottes ist, sondern will es aufrichten auf dem, was des Kaisers ist, zum Heil der Menschheit. Darum muß er dem Menschen in sich Schweigen gebieten, der sich doch heraussehnt aus der Einsamkeit des Uebermenschen, in der es ihn friert; den es drängt, diesen Mann in seine Arme zu schließen, wenn er das könnte, was er eben nicht kann, und weswegen er ihn gerade liebt — —. Denn daß er das nie thun wird, bestätigt ihm auch der Abt von Clugny, als Heinrich nun draußen steht, im Schnee, barfuß, und des Papstes Augen sich weiten vor gesättigtem Ehrgeiz, vor Triumph über dieses Schauspiel und vor Sehnsucht nach diesem Menschen. Nieder sinkt er vor dem Kruzifix. Was soll ich thun — o Gott? erleuchte mich! Aber die Erleuchtung von oben kommt nicht. Wie darf er auf die menschlichen Regungen seines Herzens hören, wo es sich um die Unterwerfung der Reiche der Welt und ihrer Herrlichkeit unter die Kirche handelt? Wohl erinnert Hugo ihn an den, dessen Lebensideal sie beide in ihrer Jugend nachgejagt sind, und der gesprochen hat: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. — „Du Schwärmer!“ weiter hat Gregor darauf nichts zu erwidern. Aber er liebt diesen Schwärmer, der den Papst in ihm zuletzt besiegt. Heinrichs Mutter dringt bei ihm ein, und fordert, selbst eine Sterbende, die ewige Seligkeit ihres Sohnes von ihm, der die Macht hat zu lösen und zu binden. Ihr Gejammer und Geheul — diese Schauspielerin kann nur heulen — erweicht ihn:

Die Menschheit empört sich und schickt diese Mutter in Kampf wider mich.

Er befiehlt Heinrich hereinzuführen. Gestützt auf sein Weib und die Markgräfin Mathilde tritt er langsam vor — halb erstarrt. Sie müssen ihm die Arme halten, denn drei Tage und drei Nächte hat er draußen im Schnee gestanden. Auf Rafaels Gemälde von der Kreuztragung Christi steht Johannes hinter den wehklagenden Frauen. Als Heinrich (Sommerstorff) hereintrat, im grauen Büßergewand, abgezehrt, vergeistigt, Sehnen, Schmerz und Hoffen im Auge — da war es, als sei dieser Johannes lebendig geworden und aus dem Rahmen getreten. Und nun kniet er hin, breitet mühsam die erlahmten Arme aus und hebt seine Beichte an. Noch wendet der Papst nicht das Haupt. Geradeaus starrt er. Alle Mächte der Hölle und des Lebens ringen in seiner Seele. Klar und ohne Rückhalt legt Heinrich seine Beichte ab . . . „Dreimal habe ich Todsünden begangen. . . .“ Die Einfachheit und Kraft seiner Wahrhaftigkeit ringt dem Papste Bewundrung ab: „Ja, — das ist wirklich der König!“ Aber noch kann er sich nicht überwinden, noch kniet Heinrich vergebens. Da endlich besiegt ihn Heinrichs festes Vertrauen auf seine Größe, sein Glaube an ihn. Er bückt sich zu ihm nieder, küßt ihn aufs Haupt und vergiebt ihm. Heinrich will mit den Herzögen, mit Rudolf von Schwaben heimwärts ziehen, Frieden zu bringen seinem durch Bruderkrieg verwüsteten Reich. Vertrauensvoll reicht er ihm und den andern Fürsten die Hand — da hört er vom Papst, daß dies sein Gegenkaiser sei. Er kann es nicht glauben, daß Gregor darum gewußt, daß er sich mit diesem eingelassen habe. Aber als er nun aus dessen eignem Munde vernimmt, daß der Papst daran gedacht hat, diesen zu krönen, erreicht der tragische Konflikt seinen Höhepunkt. Und in diesem Konflikt, da stirbt etwas in Heinrich: der eben erglommene Lebensfunke des Vertrauens zu Gregor, und mit dem Glauben an die Hoheit des Menschen, den er

erhaben geglaubt über menschliche Schwächen und zu dem es ihn immer und immer gezogen, den er gehaßt hat nur aus Liebe, da stirbt auch sein Glaube an Gott, und die finstern Gewalten der Bitterkeit, des Hasses, der Feindschaft tragen ihn als ihre Beute davon.

Der fünfte Akt spielt in Rom, das Heinrich belagert. Der Papst ist mit seinen Getreuen in die Engelsburg geflüchtet. Vergebens fleht ihn der römische Stadtpräfekt an sich zu ergeben. In einem Schrein vor ihm liegt die Kaiserkrone, nach der Heinrich vergebens ausgezogen sein soll. Wenn er, Gregor, ihn nicht krönt, so bleibt er machtlos. Von draußen verworrenes Kriegsgeschrei. Kommen und Gehen der Boten, der Wachen, der Geistlichen und Mönche. Schließlich bleibt der Papst allein, und ein fremder Mann mit herabgelassenem Visir tritt zu ihm ein und fordert ihn zur Uebergabe, zu Heinrichs Krönung auf. Es ist Heinrich selbst. Er giebt sich zu erkennen. Und nun wird zwischen beiden ganz persönlich der Kampf um die Weltherrschaft ausgefochten. Jeder verlangt das Unmögliche vom andern, Nachgeben auf dem Punkt, wo der Lebensnerv der Herrschaft wurzelt. Die Unterredung ist dramatisch und spannend. Heinrich fühlt es, nur er kann es fühlen, weil er über seine Zeit hinaus blickt, daß der Papst, „dem die Menschen glauben, er sei über Schwäche und Begier — hungert nach Macht und sich sättigt am leeren Schein! In dessen Seele er zweimal gesucht und zweimal nichts gefunden hat als das Nichts —.“ Heinrich fühlt, daß der Uebermensch Gregor ihm den Gott, den er ihm genommen, nicht durch die Erfüllung seines Verlangens, vor ihm niederzuknieen und ihn anzubeten, wiedergeben kann. Und Gregor kann von seinen Forderungen nicht ablassen, weil er die Bedürfnisse der Zeit erkannt hat und „der Welt einen Hort setzen will in der Kirche, zu dem sie flüchten kann, wenn sie überdrüssig ist der Willkür des ererbten Blutes; die einen Mann will, der ihre Könige züchtigt, wenn sie ihren Launen nachlaufen.“ Aber je mehr Gregor sich ehrgeizig mit seinem Werk identifizirt, die Idee der Kirche an seine Person bindet, sich selbst zum Gott macht, um so unabwendbarer schlägt sein Geschick über ihm zusammen und reißt ihn in den Untergang.

Die Szene ist von packender Wirkung, obwohl zuweilen etwas Marquis Posa-Stimmung hereinzittert. Auch Nollet als Papst spielt gut, erreicht Sommerstorff aber nicht annähernd, denn man vergißt nie, daß er spielt. Gregor ist ein Sterbender. Er möchte sich erheben, er möchte in den Kampf hinaus — aber seine Kräfte verlassen ihn wie seine Getreuen, denen es vor ihm zu grauen beginnt. Er muß noch hören, wie der Gegenpapst ausgerufen wird. Unter den Schrecken des Todes beginnt er irre zu werden an der Zukunft der Kirche und der Macht, die er ihr erstritten hat. Ein junger Kleriker ist bei ihm. Der glaubt an ihn. Und an diesem Glauben des Einzelnen richtet der Sterbende sich auf:

Du hast ihn mir gesandt in meiner letzten Stunde, Gott, weil du weißt, daß ich nichts für mich gewollt habe, sondern für die heilige Sache alles allein! . . . Zukunft, ich knüpfe dich an mein Werk, du gehörst mir doch!

In des Jünglings Armen sinkt er im Tode nieder, der ihn stehend niedermäht, während von draußen der Jubelruf hereintönt: „Heil Kaiser Heinrich!“

3

Es wird viel über die Vorzüge objektiver und subjektiver Geschichtschreibung gestritten und letzterer heut zumeist der Vorrang eingeräumt. Da muß es dem Dichter wohl mehr noch als dem Historiker erlaubt sein, Thatsachen frei zu behandeln und dem Wiedererwecken und Lebendigmachen der Geschichte unterzuordnen. Von dieser Freiheit hat Wildenbruch hier ausgiebig Gebrauch gemacht. Der Schwerpunkt der Tragödie, ihr eigentlich dramatisches Element, ist nach seinem eignen Ausspruch völlig erfunden: das persönliche Moment in den Beziehungen zwischen Gregor und Heinrich. Aber ein glücklicher Gedanke, der das Problem uns menschlich nahe bringt und zugleich vertieft. Und doch ist es mehr die darin zum Ausdruck kommende Idee, die den Zuhörer packt, als daß man die Ueberzeugung

gewönne, so muß es gewesen sein. Wildenbruch ist hier so fern von allem Realismus, daß man eher glaubt, durch der Dichtung Schleier bestimmte Gedanken in sich aufnehmen zu sollen, Reflexe, wie sie die Geschichte in seine Seele geworfen hat.

Die Sprache ist schwungvoll. Zuweilen hört man Anklänge an Schillersches Pathos. An Shakespeare erinnert der unaufhaltsame Strom dramatischen Lebens, nicht aber die psychologische Gestaltung. Die feinen Uebergänge fehlen, in denen Shakespeare uns an dem Werden, der Entwicklung seiner Menschen teil nehmen läßt, so, daß wir mit erleben, wie sie aus ihrer Eigenart heraus so und nicht anders handeln können. Wildenbruch macht uns das auch begreiflich, aber mit völlig andern Mitteln. Wir müssen die Entwicklung seiner Helden auf Treu und Glauben hinnehmen, in Bravourszenen, deren eine sich an die andre reiht; häufig in bengalischer Beleuchtung. Aber diese Erwägungen treten erst allmählich ins Bewußtsein. Denn im Augenblick folgt man kritiklos dem farbig und feurig gestalteten Zug der Ereignisse. Vor allem aber ist es das moderne Empfinden, das uns Wildenbruchs Gestalten und die Kämpfe der fernen Vergangenheit so unabweislich nahe bringt.

Nach Ranke trägt der Kampf zwischen Gregor und Heinrich Züge der antiken Schicksalstragödie. Denn:

Zuletzt hatte der Kaiser erreicht, was sich durch Krieg und Politik erreichen läßt. Aber den Sieg trug er nicht davon. Denn nicht immer auf den Schlachtfeldern werden die Siege entschieden. Die Ideen, die Gregor verfocht, waren mit den mächtigsten Trieben der universalen Entwicklung verbündet; während er aus Rom flüchtete [er starb thatsächlich erst vier Jahre nach Heinrichs Kaiserkrönung in der Verbannung], nahmen sie die Welt ein.

Dieser Zug kommt auch in der Dichtung in Gregors letzten Worten zum Ausdruck. Aber Heinrich ist Wildenbruch nicht „der antike Held, der in allem Glanze männlicher Tüchtigkeit und Lebensfülle den Gewalten des Schicksals erliegt." Aus seiner Persönlichkeit läßt er unabwendbar seinen Untergang heraufziehen, der sich im zweiten Teil der Tragödie, die uns hier nicht beschäftigt, vollendet. Wildenbruch schildert Heinrich als ungestümen, schwachen, unbeständigen Menschen. In der Kindheit ist sein Vertrauen zu den Menschen geknickt, und so oft er den Anlauf nimmt, ihnen wieder zu vertrauen, so gern er glauben möchte an Hoheit und Treue — seine Erfahrungen ziehen ihn immer unwiderstehlicher zu Menschenverachtung hinunter. Heißen Herzens, als Kind schon ein König, und als König immer noch Kind. Herr über viele Völker und vieler Herzen, nicht Herr über sich selbst. Im Vollgefühl seiner Gaben und Aufgaben, überall gehemmt in seinem Wollen, ist er nach außen bitter hart und schneidend geworden; im Tiefsten aber weich und lind geblieben. Wund im Herzen trägt er Hohn auf den Lippen und Großes im Sinn. Vor allem will er seinem Volke den Frieden geben; den Unterdrückten helfen, die Schwachen beschützen. Nur darf niemand sein Majestätsbewußtsein verletzen. Auf diesem Punkte krankhaft verletzbar, kennt er kein Vergeben und kein Nachgeben. Man sympathisirt mit ihm, gerade weil man erkennt, daß er diesem gewaltigen Papst nicht gewachsen ist. Diesem großen Meister des Spiels, der mit den Menschen operirt, als wären sie Schachfiguren, die er gegen und aus einander führt, bis er sie matt gesetzt hat. Gregor erscheint unüberwindlich, weil er im Bunde steht mit den mächtigsten Zeitideen. Nirgends kommt das überzeugender zum Ausdruck als in den Szenen, wo er Gericht hält und alles sich seinen Urteilssprüchen unterwirft wie der Gottesstimme selber. Die Zeit verlangte nach Autorität, nach geistlicher Bevormundung, und die Völker unterwarfen sich ihr blindlings. Wildenbruch giebt Heinrich schon Züge des großen Hohenstaufen Friedrich II., der, seiner Zeit voraus, der menschlichen oder kirchlichen Mittlerschaft nicht mehr bedarf, um Gott zu finden. Heinrich fühlt Gott im Sonnenuntergang wie im klaren Quell, der ihn erquickt. (Kaiser Heinrich, 2. Teil.) Die Züge, die sein Geschick vollenden helfen, sind fein empfunden. Einmal ist er seiner Zeit voraus und innerlich der Gewalten ledig, die sie binden, aber zugleich unvermögend, diese Erkenntnisse in sich zu verschließen, ja er sucht seiner Umgebung diesen seinen Standpunkt aufzudrängen kraft seiner kaiserlichen Majestät. Auch von seiner Seite Uebergriffe vom weltlichen auf das geistliche Gebiet: Und die verletzende, höhnende, sengende, aufreizende Art, mit der sein Temperament jedem Widerstand gegenüber hervorbricht, steigert diesen Widerstand bis zur Feindschaft und Empörung, die ihn fällt. Aus der Schicksalstragödie der Geschichte blicken uns bei Wildenbruch ganz moderne Züge an. Darwinschen Entwicklungs- und Ibsenschen Vererbungstheorien hat der Dichter sich nicht entziehen können, und Heinrichs endliches Geschick erwächst aus seiner Schuld. Aber wiederum nur, weil er nicht mit, sondern gegen den Zeitenstrom schwimmen mußte als der König, der er nun einmal war. Als eine jener vornehmen Naturen, die aus innerster Notwendigkeit heraus handeln müssen und den äußern Untergang der Treulosigkeit gegen ihr eigentliches Selbst vorziehen. So grauenvoll die Schrecknisse und Wirrnisse der Zeit, die aus den Fugen zu sein scheint, uns im zweiten Teil auch entgegentreten, Heinrichs tiefstes Wesen erscheint geläutert und abgeklärt, und nach dem Tode erst erweist er sich recht eigentlich als die Idealgestalt „des Königs."

So verschmilzt die Tragödie Weltbegebenheiten und Einzelleben, Schuld und Geschick zu einer überzeugenden Einheit und übt ihr altes Vorrecht aus, zu befreien, wo sie uns erschüttert.

Charlotte Broicher

Verschiedenes

(Die Berliner „Christusausstellung") Seit kurzem und voraussichtlich nur bis zum 1. Juli sind unter dem Titel „Das Christusideal in der deutschen Kunst" neun Gemälde moderner Künstler im alten Reichstagsgebäude (Leipziger-Straße 4, täglich von 10 bis 7 Uhr geöffnet, Eintritt 1 Mk.) ausgestellt. Da die Tagespresse die gemeinhin sogenannte „Christusausstellung" noch wenig beachtet zu haben scheint, halte ich es für Pflicht, die Freunde der Christlichen Welt auf diese hochinteressante Erscheinung aufmerksam zu machen. Mir wenigstens ist es so gegangen, daß ich, von einem Freunde auf die Ausstellung aufmerksam gemacht, mir im Vorübergehen rasch die neun Bilder ansehen wollte und schließlich fast die ganzen Stunden eines Durchreiseaufenthalts in Berlin von ihnen festgehalten wurde.

Ein Kunstfreund hat eine größere Zahl von Künstlern aufgefordert, ihm ein Bild zu malen, das das Christusideal eines jeden darstelle. Wie man sagt, wußte zunächst keiner von ihnen, daß auch andre denselben Auftrag hatten. Eine Anzahl der Aufgeforderten hat abgelehnt, neun haben den Auftrag ausgeführt: Skarbina in Berlin, Hans Thoma in Frankfurt am Main, die Düsseldorfer Brütt und Kampf und die Münchner Marr, Max, Stuck, v. Uhde und Zimmermann.

Alle neun Bilder haben gleiche Größe und geben Christus in ganzer Figur, nicht nur Kopf- oder Brustbild, aber auch ohne weitere Umgebung andrer Personen und ohne besondre Handlung. Das Ideal wird also nur durch die Haltung und den Ausdruck charakterisirt.

Sämtliche Bilder sind aus einer religiösen, nicht dogmatischen Auffassung von Christus hervorgegangen: auf allen soll die Macht der Persönlichkeit die göttliche Natur des Heilandes offenbaren. Die Auffassung ist überall modern, höchstens mit Ausnahme von Thoma, dessen milder Friedefürst aber eben darum gegen die lebensvollen Darstellungen des Hilfe und Heilung bringenden Brüttschen Christus, des gewaltigen Volkspredigers Uhdes, des ernsten Denkers Stucks stark absticht. Das merkwürdigste Bild ist wohl der Skarbina: das Ganze in meergrün-bläulichem Tone gehalten, verschwimmende Umrisse, sodaß man sich zuerst unangenehm berührt von diesem modernsten der Bilder abwendet, bis der unbeschreibliche Blick des Christusauges den Beschauer faßt und nicht mehr losläßt. Mich hat Zimmermann und Marr am mächtigsten ergriffen, Thoma kalt gelassen, Gabriel Max befremdet, dessen Christus diesmal beinahe einem Lohengrin gleicht. Andre empfinden und urteilen anders; ich hoffe, daß uns in der Christlichen Welt ein Berufner eine Schilderung und Würdigung der Gemälde schenkt: ich will nur zum Besuch der Ausstellung ermuntern. Am 1. Juli geht sie bereits auf die Wanderschaft, wie ich hörte, zunächst ins Ausland. Und noch eins ist gerade für uns von hohem Interesse: ein im Vorzimmer aufgelegtes Album, in das jeder Besucher seinen Eindruck niederschreiben soll, wenn er mag. Das ist interessant, weil die hier geäußerten Urteile zugleich verraten, wie das Christusbild aussieht, das im Herzen des Einzelnen lebt, und Anregung und Stoff zu Beobachtungen geben, wie verschieden die Christusauffassung in unsrer Zeit ist. Während ich vielfach den Eindruck, den ich gewonnen, ausgesprochen fand, während der eine „nur Thoma," der andre „nur Skarbina" urteilt, schreibt z. B. eine markige Handschrift, J. R. unterzeichnet, etwa Folgendes: „Wenn ich verurteilt wäre, diese Bilder öfters zu betrachten, würde mir mein Christusideal verloren gehen." Das giebt zu denken. Der Schreiber war wohl ein Mann, für den sein Heiland noch die Züge des byzantinischen Gottmenschen auf Goldgrund trägt. Mir wurde dabei klar, wie es Leute geben kann, die uns darum gram sind, daß wir nicht mehr das starre griechische Christusbild verkünden, sondern den sein Volk liebenden, tröstenden, heilenden, emporziehenden Heiland in seiner göttlichen Menschlichkeit.

Johannes Werner

(Evangelisch-sozialer Kongreß) Der Bericht der Chronik der christlichen Welt (Nr. 23 und 24) ist, soweit der Vorrat reicht, in Einzelnummern für je 20 Pfge. durch die Verlagshandlung zu beziehen.

Das Referat des Predigers Professors D. v. Soden über die soziale Wirksamkeit des im Amt stehenden Geistlichen, ihr Recht und ihre Grenzen ist soeben bei Karl Georg Wiegandt, Berlin, gesondert erschienen: „so wie es entworfen war, im ersten Teil in etwas gedrängterer Zusammenfassung als beim mündlichen Vortrag, im zweiten ohne die bei diesem nötig gewordnen Kürzungen." 28 S. R

Quittung

Für Armenien: 400 Mk. von den Mitgliedern des geistlichen Stadtministeriums in Hannover gesammelt; 349,60 durch das Sonntagsblatt Bethania in Niesky gesammelt; 170 verschiedne Gaben und eine Sammlung in der Kirche, Kolmar; 54 aus der Gemeinde Zwerenberg in Württemberg; 49,20 aus der Gemeinde Graevenwiesbach; 48,20 Sammlung des Neuen Sächsischen Kirchenblattes in Leipzig; 38,50 aus der Gemeinde Rumpenheim a. M.; 20 A H, Straßburg; 12,50 von E H, Emden; je 10 Kirchenkollekte der Gemeinde Uelvesbüll in Schleswig; F S in B W; M S, Alsbach; 8,50 Kollekte aus der Gemeinde Hirschberg; 7 von K H L, Ravensburg; 6,50 gesammelt unter evangelischen Kanalarbeitern in Lüdinghausen; je 5 von J R, Stettin; P F, ebenda; G K, Gießen; 3,50 D K, Sondheim; je 3 von K, Ravensburg; K W, ebenda; O, Hoheneggelsen; 1,50 Kollekte aus der Gemeinde Burgschwalbach. — Insbesondre für die armenischen Waisen: 100 Mk. Sammlung des Neuen Sächsischen Kirchenblattes in Leipzig; 69,10 aus der Gemeinde Belgard; 12,50 Kollekte im Kindergottesdienst am ersten Pfingstfeiertag in Weener; 10 aus der Gemeinde Kaltenkirchen; 8,40 aus der Gemeinde Vegesack; 7 von J, Döbeln; 3 von N N, Greußen; 2 von T V, Zinnowitz.

Für Klein-Namaland: 12,50 Mk. von E H, Emden; 5 von P, Steglitz. Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 24 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt
in Frankfurt a. M. und den benachbarten Gebieten
treffen sich bis auf weiteres **an jedem ersten Montag im Monat nachmittags 5—7 Uhr** in Frankfurt a. M., **Rosenau**, Reuterweg 8. Auch Frauen sind willkommen.

Student der Theologie aus Lausanne s. Stelle (während der Ferienzeit) in einer Familie als Hauslehrer oder Gesellschafter. Geringe Gehaltsansprüche, Reisevergütung. Offerten sub **C D 200** an **Rudolf Mosse**, Lausanne.

Stud. theol. et phil. empfiehlt sich zum Lesen von Korrekturen u. dergl. Off. sub **L K 513** an die Expedition dieses Blattes.

Zu verkaufen für nur **M. 105**
Herzogs Realencyklopädie der protest. Theologie. 2. (neueste) Aufl. 18 Bde. Hfz. geb. (Neupreis Mk. 216), durch
Alfred Lorentz, Antiquariat, Leipzig

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162.**

Soeben erschien:
Naumann, Pfr. Fr. Was heißt Christlich-Sozial?
Zweites Heft. Preis Mk. 1,80.
Inhalt: **Evangelisch-soziale Kongresse — Freih. v. Stumm — Bismarck — Stöcker — Zum christl.-soz. Programm — Kons. Christentum — Sozialdemokr. Landprogramm — Die geächteten Pastoren.**
Naumann, Pfr. Fr. Was heißt Christlich-Sozial?
1. Heft. 2. Aufl. Mk. 1,40.
Inhalt: Christlich-Sozial — Christlich-sozialer Geist — Stellung zur Sozialdemokratie u. s. w.
A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung (G. Böhme), Leipzig

Heimstätte
Eisenach in Thür., Frauenberg 39, I. Töchter guten Hauses finden jederzeit freundlichste Aufnahme zur Fortbildung in Wissenschaften und Haushalt. Vorzügliche Empfehlungen. Näheres durch Frl. **Mosche**, Vorsteherin, staatl. wissenschaftl. gepr. Lehrerin.

Freunde der Christlichen Welt im Osten (Ost- und Westpommern), die sich für Einrichtung regelmäßiger Zusammenkünfte interessieren, werden gebeten, ihre Adresse unter dem Stichwort: „Preußischer Osten" an die Expedition dieses Blattes einzusenden.

Das schönste Festgeschenk für jedes christliche Haus:
Thorwaldsen: Segnender Christus
In vorzüglicher Ausführung aus Elfenbeinmasse
Grösse: 100 75 56 48 35 cm } Verpackung: 8.—, 4.75,
Preis: 36.— 20.— 10.— 7.50 3.— M. } 1.50, 1.25 und 1.— M.
Für sorgfältigste Verpackung leiste Garantie.
Hugo Rothers Buchh. **(Martin Warneck)** Berlin W. 9, Linkstr. 4

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Hefte zur Christlichen Welt
Soeben ist erschienen:
Nr. 23. **Bibelwort und Gotteswort.** Von Evangelicus. Preis 40 Pfg.
Nr. 24. **Die altkirchliche Christologie und der evangelische Heilsglaube.** Von P. Lobstein, Professor der Theologie an der Universität Straßburg. Preis 40 Pfg.

Höhenluftkurort
740 m ü. M. **Freudenstadt** württ. Schwarzw.
Kurhaus Palmenwald
Luftkurhotel mit christl. Hausordnung (gemeins. Morgen- u. Abendandachten) zu längerem oder kürzerem Erholungsaufenthalt vorzüglich geeignet.
Das ganze Jahr im Betrieb.
Beherrschende Lage in unmittelbarer Nähe des Waldes; entzückende Fernsicht; würzige nervenstärkende Luft, wundervolle Spaziergänge auf stets trockenen Waldwegen, höchst lohnende genussreiche Ausflüge nach allen Richtungen zu Wagen und zu Fuss. — Gute Verpflegung, geselliger Verkehr; Pensionspreise von Mark 4½ an. — Haushaltungskurse für Töchter von Herbst bis Frühjahr. — Ausführliche Prospekte durch den Vorstand.

Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig
In unserm Verlag erschien soeben:
Die Grundlagen des Glaubens
Einleitende Bemerkungen zum Studium der Theologie
von
Arthur James Balfour
Genehmigte Uebersetzung und Geleitwort von Robert Koenig
Preis in Leinenband 5 Mark

Das Werk ist im vorigen Jahre in England erschienen und hat dort um so größeres Aufsehen hervorgerufen, als es nicht von einem geistlichen oder philosophischen Fachmann geschrieben ist, sondern von einem der hervorragendsten englischen Staatsmänner, zur Zeit Mitglied des Ministeriums als „Erster Lord des Schatzes und Führer des Unterhauses." Das Buch erlebte in wenigen Monaten fünf starke Auflagen, obwohl sein Inhalt sich nicht an das sogenannte große Publikum, sondern mehr an ernste und denkfähige Leser wendet.

Auch in Deutschland hat das Werk bereits mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit erregt und ist in Blättern verschiedenster Richtung ausführlich besprochen worden, z. B. im „Reichsboten," in der „Christlichen Welt," in den „Preußischen Jahrbüchern."

In der That ist das hier dargebotene Werk ein bedeutendes. „Wohl selten," so heißt es in einer Beurteilung desselben, „ist der Naturalismus so geistesmächtig, so schlagend, so vernichtend angegriffen worden wie in Balfours Buche. Zugleich ist dasselbe ein energischer Protest gegen die übertriebenen Ansprüche des Intellektualismus und des Empirismus."

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Der Nr. 21 der Christlichen Welt hat ein Prospekt über die bei mir erschienenen Werke Carl Jentschs beigelegen. Ich würde den geehrten Abonnenten, deren Exemplar der Prospekt etwa nicht beigelegen hat, für Mitteilung sehr dankbar sein, auch für Bekanntgabe ihrer Bezugsquelle.

Leipzig ***Fr. Wilh. Grunow***

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 25 — Leipzig, den 18. Juni — 1896

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Willst du, daß wir hingehen und das Unkraut ausjäten? Er sprach Nein! — Armenien. Abschiedsbrief der Geistlichen von Urfa — Zur Frage nach dem Wesen der Seele — Zur Behandlung des Alten Testaments in der Volksschule — Der Pan — Erfindung oder Entdeckung? Bemerkungen zu der Plauderei über die Röntgenstrahlen — Kostias Gebet — Verschiedenes: Noch einmal die Schriftfrage; Christentum und Naturwissenschaft; Onesimus — Quittung — Anzeigen

Willst du, daß wir hingehen und das Unkraut ausjäten? Er sprach: Nein!

Matth. 13, 28

Unser Herr Jesus Christus hat seine Gleichnisse nicht dazu gegeben, daß geistreiche Prediger vor einem geistreichen Publikum geistreiche Predigten halten, wohl auch nicht dazu, daß wir die zahllose Gleichnislitteratur noch vermehren. Er hat sie gegeben, damit wir in schwierigen Lagen des praktischen Lebens uns von einer Naturwahrheit Licht geben lassen für unsre Betrachtungsweise, für unsre Maßnahmen.

Du bist ein Seelsorger — ein Geistlicher, oder ein Laie, denn die wahren Christen sind alle Seelsorger. — Ein Vater kommt zu dir und klagt dir seine Not. Der Vater ist Fabrikarbeiter. Der hat einen Sohn, einen verlornen Sohn. Der ist auch Fabrikarbeiter. Er ist noch ein junges Bürschchen. Du kennst ihn von der Schule her. Dort war er ein lebhafter, aber gutmütiger Kamerad. Nun ist er unter die Sozialdemokraten geraten. Des Sonntags verpraßt er seinen Lohn mit liederlichen Gesellen. Betrunken kommt er nach Hause und bedroht Vater und Mutter. Der Vater will ihn keine Stunde länger im Hause haben. Die Mutter will ihn behalten. Vater und Mutter sind in Streit geraten. Nun ist der Vater zu dir gekommen. Was thun? — Du greifst nach dem alten heiligen Bibelbuch, schlägst es auf und liesest dem Vater das Gleichnis vom Unkraut im Weizen vor. Der Vater horcht auf, er weiß nicht recht, was du willst. „Herr, du hast einen guten Samen auf deinen Acker gesät. Woher hat er denn das Unkraut? Der Herr sprach zu den Knechten, die ihn also fragten: Das hat der Feind gethan! — Da sprachen die Knechte zu ihm: Willst du denn, daß wir hingehen und es ausjäten? — Er sprach: Nein! Auf daß ihr nicht zugleich den Weizen mit ausraufet. Lasset beides mit einander wachsen bis zur Ernte!“ — Also daheim behalten! nickt der Vater erleichtert. Er ist ruhig geworden. Die einfachen klaren Worte des Gleichnisses haben an ihm mehr gethan als die geistvollste Predigt. Du sagst ihm noch: Aus Unkraut wird kein guter Same, mein Lieber! Aber aus einem verlornen Sohn kann bis zur Erntezeit noch einer werden, der zu dir spricht: Vater, ich habe gesündiget in den Himmel und vor dir. — „Der Vater hat aber den verlornen Sohn nicht zurückgehalten!“ — Ja er ließ ihn ziehen, weil der Sohn selbst es so haben wollte! Wenn du ihm aber heute die Thüre weisest, dann reißest du den letzten Rest des guten Samens mit aus, und wenn er einmal wiederkehren wollte ins Vaterhaus, müßte er sich sagen: Ich kann es nicht! Mein Vater hat mich ja verstoßen! — Und des Arbeiters Sohn ist daheim geblieben. Was ist die Pädagogik dieses Gleichnisses? Ich denke: Zuwarten bis zum äußersten.

Und diese Pädagogik der Familie ist auch die Pädagogik des Staates. Nur in den äußersten Fällen greift der Staat zum radikalsten Mittel und rottet die Frevler aus, indem er sie vom Leben zum Tode überantwortet. Unsre Bibelstelle scheint sogar geradezu ein Veto gegen die Todesstrafe zu enthalten. In Uebereinstimmung mit dem Grundgedanken unsers Gleichnisses ist die Tendenz der Strafgesetze eine durchaus loyale, die nicht auf Vernichtung, sondern auf Erhaltung des Individuums ausgeht. In dieser Linie bewegen sich die modernen Versuche der bedingungsweisen Bestrafung jugendlicher Gesetzesübertreter: es wird zugewartet, wie das Verhalten des einmal Gefallnen sich in Zukunft gestaltet. Wird aber Freiheitsstrafe erkannt, so hat sie doch immer in erster Linie den Zweck pädagogischer Erziehung, Erhaltung, Besserung. Inwieweit der Zweck erreicht wird, ist hier nicht die Frage. — Ferner liegt die Gleichnisidee des Zuwartens bis zum äußersten auch der Aufhebung des Ausnahmegesetzes gegen die Sozialisten zu Grunde. „Lasset sie wachsen bis zur Ernte!“ Die Idee des Zuwartens aber motivirt sich durch folgende Gedankenreihe: Beide, das Gute und das Böse, durchlaufen eine Entwicklung. Wenn wir das Unkraut in seinen Anfängen ersticken wollen, so sind wir gegen ein Nachwachsen nie gesichert. Vielleicht aber war auch das „Unkraut“ besser als sein Ansehen — und das tiefste Wesen der Dinge zu erkennen, das steht nach christlicher Weltanschauung doch nur Einem zu, dessen Geist alle Tiefen und Höhen erforscht. Daraus ergiebt sich das Vertrauen, das auch eine christliche Staatsgewalt durchdringen muß: Der Lenker aller Dinge wird der Entwicklung des Bösen von sich aus sein Ziel setzen. Darum, so jemand ein Amt hat, zu scheiden zwischen Gut und Bös, so geht er den sichersten, den gerechtesten Weg, wenn er sich allerdings auf einen Standpunkt „Jenseits von gut und böse“ stellt, indem er beide, das Gute und das Böse, wachsen läßt bis zur Ernte — bis sie reif sind.

Freilich hat Christus, der Herr, dies Gleichnis vom Zuwarten nicht sowohl im Blick auf die weltlichen Verhältnisse gegeben, obgleich er einen scharfen Blick auch für die Dinge der Welt hatte! „Seid klug wie die Schlangen! — Schaffet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon! — Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist!“ — das sind treffliche Zeugen seiner Welterfahrung. In unserm Gleichnisse denkt Christus an die Verhältnisse seines Reichs, und zwar so, wie es sich hernach darstellte im Zusammensein mit der Welt — in der Kirche. Er wußte, daß auf Erden sein Reich ohne die Berührung und ohne eine gewisse Parallelität mit den Institutionen der Welt keinen Fuß fassen könnte. Er war sich darüber klar, daß die kommenden Vertreter seiner Sache keine Herzenskündiger sein könnten von seiner Art, die mit absoluter Sicherheit zu entscheiden vermöchten über Zulassung und Abwehr. Hatte er ja selbst nicht einmal ein Kollegium um sich gesammelt, das im Sinne seiner wahren Reichsgemeinschaft lauter vollbürtige Glieder umschloß: aber auch er hat den Judas Ischariot wachsen lassen als Unkraut unter dem guten Samen — bis zu seiner Ernte! — So werden auch Gute und Böse in seiner Kirche auf Erden Aufnahme finden. Aber er wußte

auch, wie ungeheuer schwer für seine Nachfolger eine Scheidung war zwischen Gut und Bös und eine Entscheidung über Gut und Bös, und wie schmerzlich die, die sich ihm verantwortlich fühlten, das Eindringen des Unkrauts empfinden mußten. Zum Trost der Gewissen und zu praktischer, konkreter Anwendung hat er darum dies Gleichnis gegeben.

„Lasset beides wachsen bis zur Ernte!" — Daraus ergiebt sich für Handhabung der Kirchendisziplin eine durchaus loyale Praxis. Kirchliche Eiferer freilich wünschen wieder einmal eine energische Scheidung der wahren und unwahren Kirchenglieder. Christus wird diesem wohlgemeinten Verlangen nicht zustimmen, weil es gegen die Pädagogik seines Reichs verstößt. Wer sind die Guten? Wer sind die Bösen? Auch die tiefste Herzensfrömmigkeit befähigt nicht zu einem absoluten Machtspruch in solch hohen, heiligen Dingen. Dazu gehört Herzenskenntnis, die tiefer als Menscheneinsicht dringt. Der Herr hat sein Gebot gegeben: „Lasset beides wachsen bis zur Ernte!", um den guten Samen vor Fanatismus und Ungerechtigkeit zu bewahren. Christus ist mit der Ernte ja nicht gebunden an den jüngsten Tag. Er läßt die Bösen wachsen bis an ihren Erntetag, und wenn ihre Zeit um ist, jätet er sie aus.

Ein Fall von besondrer Art bewegt unsre Gegenwart. Es ist die Absetzung evangelischer Geistlichen von ihrem Amte. Aus unserm Gleichnisse ergiebt sich für die Kirchenbehörde das Prinzip: Zuwarten bis zum äußersten. Das liegt schon in dem Wesen eines solchen Regiments, dessen oberster Grundsatz der Geist Christi — also Liebe und Freiheit ist. Zuwarten erfordert weiter die Rücksicht auf das Wesen des geistlichen Berufes: er ist in seinen Anfängen ein Kampf um die Weltanschauung. — Dann die Rücksicht auf das Gemütsleben des Geistlichen. „Das Herz macht den Theologen." Der Geistliche muß bei allem, als Seelsorger, als Prediger, als Erzieher der Jugend — sein Herz, sein Gemüt mitsprechen lassen. Dadurch wird sein Gemütsleben leichter erregbar. In allen Dingen klingt die Saite des Gemüts mit, wenn er kein tönendes Erz sein will. Dadurch bekommen innere Anfechtungen, Stürme, Gewissensnöte einen Charakter, dessen Leidenschaft die Laien, die Träger weltlicher Aemter nur schwer verstehen. Zuwarten bis zum äußersten — gebietet auch die Rücksicht auf das Amt des Geistlichen. Jeder Geistliche, auch der liberalste, fühlt sich seinem Gott verpflichtet. Aus Neigung hat er seinen Beruf ergriffen. Aber die Kollision zwischen Neigung und Pflicht, ein Charakteristikum des geistlichen Amts, muß mit besonderm Maße gemessen werden. Es handelt sich um geistige Faktoren. Eben darum will ja auch der Herr, daß man ihm die Entscheidung überläßt. Der Geistliche selbst aber giebt doch gerade in seinem Beruf eine Garantie, oder wenigstens das Vertrauen, daß der irrende, der ringende Diener Gottes nicht in alle Zeit vom Geiste dessen, dem er dienen wollte, verlassen sein wird. — Wir sagten, aus einem Unkraut kann kein guter Same werden, aber die Naturgeschichte des Geistes hat die Wundermacht, sich selbst zu bestimmen, zu unterbrechen und im Gegensatze zum Anfang zu enden. Das ist die gewaltige Differenz zwischen der Lebensentwicklung der Natur und des Geistes. — Ein Saulus ist ein Paulus geworden. In unserm Gleichnisse liegt ja auch der tröstende Gedanke: Gott befohlen! Ihm, dem Herrn der Ernte, der die Seinen, die mit Thränen säen, mit Freuden ernten lassen kann.

Wir sagen nicht: ein jeder Geistliche, der mit seinem Amte in Kollision geraten ist, wird unfehlbar den rechten Weg finden. Wir glauben nur: wenn er mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit ganzem Gemüt in seinem Amte steht, so wird er den Sieg gewinnen und den Frieden, den ihm keine Welt und keine Kirchenbehörde geben kann und zu geben auch keine Aufgabe hat. — Wir sagen auch nicht: Gegen einen Geistlichen überhaupt nichts thun. Wir sagen nur: Zuwarten bis zum äußersten und dem Herrn der Ernte anbefehlen. Und die Positiven, die Gläubigen, wenn sie auch noch so wenig einverstanden sind mit dem Standpunkt des Unglücklichen, sie sollen die ersten sein, die ihres Meisters Wort vom Unkraut im Weizen buchstäblich ausgelegt wissen wollen. Wir dürfen auch nicht fürchten, daß ein innerlich ringender Geistlicher so viel Schaden anrichtet in der Kirche; überschreitet er das Maß, das einem Geistlichen gebührt, so richtet er damit sich selbst, und dann ist auch das Zuwarten am äußersten angelangt.

Denen aber, die aus diesem Zuwarten in unevangelischer Intoleranz den Kirchenbehörden einen Vorwurf machen, denen gebe ich die Worte der Augustana im Artikel VIII zu bedenken:

Item wiewohl die christliche Kirche eigentlich nichts andres ist, denn die Versammlung aller Gläubigen und Heiligen, jedoch dieweil in diesem Leben viel falscher Christen und Heuchler sind, auch öffentliche Sünder unter den Frommen bleiben, so sind die Sakrament gleichwohl kräftig, obschon die Priester, dadurch sie gereicht werden, nicht fromm sind (etiamsi per malos exhibeantur).

Ist das nicht ein milder, vornehmer, echt evangelischer Standpunkt unsrer Augustana? Ein Malus hebt die Kirche Christi nicht aus den Angeln, und der Herr der Kirche hat der Mittel genug, einen Malus, einen „Diener, der nicht fromm ist" — auszuscheiden oder zur Besserung zu führen. — Damit wollen wir so wenig als die Augustana dem Opus operatum das Wort reden, auch nicht sagen, daß die Kirche dauernd unwürdige Diener behalten soll. Nein! — Aber nach dem ganzen Geiste der Augustana ist auch hier dem freien Standpunkt Ausdruck gegeben: „Lasset beides wachsen bis zur Ernte!" und das andre: „Gott befohlen!" Das ist Melanchthons, das ist Luthers Geist!

Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein!

David Koch

Armenien

Abschiedsbrief der Geistlichen von Urfa

Wenige Tage vor der furchtbaren Metzelei in Urfa wurden die Armenier vor der bevorstehenden Katastrophe gewarnt. Die türkischen Behörden verhinderten sie am Verlassen der Stadt. Während dieser Zeit entsetzlicher Ungewißheit schrieb die Gregorianische*) Geistlichkeit den folgenden Brief, den sie heimlich nach Aintab sandte, von wo aus er nach Europa befördert wurde. Der Erzpriester Stephan und die vier andern Geistlichen wurden vor dem Altar der Kirche während der Feier der heiligen Kommunion erschlagen. (Vgl. über die fürchterlichen Vorgänge in Urfa vom 28. Oktober bis 28. Dezember den Bericht des Konsuls Fitzmaurice in Nr. 22 d. Bl., Sp. 523 f.)

Daily Chronicle vom 10. März 1896

Wir sind zum Tode verurteilt. Ueberall flüstert man sich zu, daß die Armenier in Urfa nur noch die Wahl haben zwischen dem Islam und dem Schwert. Ehe diese Zeilen an ihre Adresse gelangen, sind wir vielleicht schon bei denen, die uns in die ewige Stadt vorausgingen. Der Sultan hat seine unbeugsame Feindschaft gegen uns nicht aufgegeben, unsre moslemischen Nachbarn haben ihre drohende Haltung bewahrt. Wir warten wie Schafe, die zur Schlachtbank geführt werden sollen, und während wir so mit blutenden Herzen dem Schlußakt dieses Trauerspiels entgegensehen, möchten wir unsern Mitmenschen eine letzte Botschaft senden.

An unsern Sultan

Herrscher! Man hat Ihnen offenbar die Ueberzeugung beigebracht, daß wir ein rebellisches Volk sind, das nichts verdient als schleunige Ausrottung, und wir sehen in allen den jüngsten Ereignissen den Beweis Ihrer unbeugsamen Thatkraft und Ihrer großen Herrschermacht; für Sie ist die Vernichtung eines ganzen Volkes ohne Zweifel etwas Leichtes; die Bewältigung dieser Aufgabe wird Ihnen vielleicht von Ihren Bewundrern den Titel des Siegreichen einbringen. Was uns angeht, so können wir nur einen letzten feierlichen Protest dagegen einlegen, daß wir Rebellen sind oder jemals waren. Wir bedauern, daß Ihre Energie und Tapferkeit und die Ihrer Soldaten sich nicht gegen die Feinde des Reiches gerichtet hat, statt sich im Niedermetzeln und Ausplündern Ihrer wehrlosen und treuen Unterthanen zu äußern. Wenn wir auf die weitverbreitete, unsägliche Verwüstung blicken, die Ihr kaiserlicher Zorn verursacht hat, begreifen wir kaum, daß solcher Zorn und solche Wut sich auf das Haupt unsers schwachen Volkes ergießen kann: selbst wenn

*) Patriarch Gregor der Erleuchter legte 301 bis 331 den Grund der armenischen Nationalkirche. D H

wir bewaffnete Rebellen wären, wäre das unbegreiflich. Jedenfalls flehen wir Sie an, zu erwägen, daß, wie groß auch Ihre Macht und wie unbeschränkt Ihr Wille in diesem Reiche sei, dessen Beherrschung Ihnen Gott gestattet, Sie doch auch unter Gottes Gericht stehen wie wir; Er wird Rechenschaft von uns Allen verlangen für diese furchtbaren Tage voll Blut und Schmerzen; Er wird prüfen, ob Sie die Geringsten unter Ihren Unterthanen gerecht behandelt haben.

In dieser Hinsicht kann das Urteil der Menschen erkauft oder verfälscht werden, das Gericht Gottes ist „wahrhaftig und gerecht." Es mag sein, daß wir Ihr Mißfallen erregt haben durch die fortschrittlichen Ideen, die von uns so rasch und freudig aufgenommen wurden. Aber wir haben da nichts zu verbergen. Es ist wahr, wir gründeten unsre Hoffnungen für den Ruhm und das Gedeihen Ihres Reiches auf die Versprechungen, die Ihre Vorgänger für sich und die Regierung dieses Landes gegeben haben, und wir vertrauten, daß Sie auf den Bahnen einer erleuchteten und freisinnigen Politik fortschreiten und Ihr Volk zu der größern Freiheit, Gesittung und dem Wohlstand führen würden, deren es so dringend bedarf. Wenn wir uns Ihren Zorn zugezogen haben dadurch, daß wir diese Hoffnungen und Bestrebungen nährten, und wenn Sie uns aus Ihren Ländern vertilgen wollen, um alle derartigen Wünsche aus dem Herzen Ihres Volkes zu reißen, so beschwören wir Sie, eins zu bedenken: auch in der Vergangenheit haben mächtige Männer sich dem menschlichen Fortschritt in den Weg gestellt und sind von ihm erdrückt worden. Wir wissen sehr wohl, wie groß die Macht Eurer Majestät ist, aber wir wissen auch, daß aller menschliche Fortschritt von Gott kommt, und daß es in keines Menschen Macht steht, jene Wahrheiten und Hoffnungen zu unterdrücken, die Er Seinem Volke ins Herz giebt. Diese Hoffnungen gleichen den Vögeln; man kann die Bäume abhauen, auf denen sie ihr Nest gebaut haben, aber dann fliegen sie nach einem höhern und sicherern Ort und bauen ein neues. Es freut uns zu wissen, daß die neuen Ideen schon im Herzen vieler Ihrer muselmanischen Unterthanen Raum gefunden haben. Wir zweifeln nicht, sie werden in diesem Lande noch erfolgreiche Vertreter und Verfechter finden.

An unsre muselmanischen Landsleute

Es giebt unter euch solche, bei denen die Menschlichkeit stärker ist als Leidenschaft und Rassenvorurteil, und ihr habt uns großmütig Beistand und Teilnahme geschenkt in diesen Tagen des Unheils und des Blutvergießens. Dafür ehren wir euch und danken euch von Herzen, und wir bitten den Gott, den wir mit euch gemeinsam verehren, daß Er euch neben der Billigung eures Gewissens und dem Beifall aller guten Menschen Seinen Segen schenke. Für die unter euch, die armenische Häuser geplündert und Armenier niedergemetzelt und ausgeraubt haben, hegen wir vornehmlich Gefühle des Mitleids. Ihr habt dies Schreckliche vielleicht gethan auf Befehl des Sultans und gemeint, eurer Religion und eurer Regierung damit zu dienen. Wir halten dies für einen entsetzlichen Irrtum; keiner Religion und keiner Regierung kann durch solche Thaten wahrhaft gedient, es kann ihnen dadurch nur geschadet werden. Unser Gebet für euch ist, daß ihr bald dahin geführt werdet, das große Unrecht, das ihr begeht, einzusehen und von Herzen zu bereuen.

Wir rufen Gott zum Zeugen dafür an, daß die Armenier keinen der Kriege angestiftet haben, die dieses Reich erschütterten. Es war nicht unser Thun, daß neues politisches Leben durch den Vertrag von 1856 unter uns wachgerufen wurde. Wir, als Volk, haben keinen Versuch gemacht, politische Fragen und Schwierigkeiten anzuregen; unsre Klagen und Anliegen gründeten sich einzig und allein auf das Gefühl der Menschlichkeit und die allgemeinen Menschenrechte. Es war Großbritannien, das den „Reformplan" entwarf und ihn dem Sultan aufdrängte, bis er so gereizt wurde, daß er den Entschluß gefaßt zu haben scheint, sich endgiltig von diesem Aergernis durch Ausrottung unsrer Nation zu befreien. Während er nun erbarmungslos an die Ausführung dieses Planes geht, stehen unsre europäischen Brüder als Zuschauer und Zeugen der blutigen Arbeit unthätig beiseite. Wir fragen uns, sind denn Teilnahme, Brüderlichkeit und Ritterlichkeit unter den Menschen gänzlich Dinge der Vergangenheit, sind denn egoistische, materielle und politische Interessen so mächtig, daß die Niedermetzlung eines ganzen Volkes eine nebensächliche Frage ist? Wie dem auch sei: Morituri vos salutamus. Gott möge zwischen uns richten an jenem großen Tage.

An die Christen Amerikas

Wir haben eure Missionsarbeit unter uns stets eifrig bekämpft, weil wir der Ansicht waren, daß sie unsre nationalen kirchlichen Traditionen untergrub und hemmte;*) aber diese blutigen Tage zeigten uns, daß einige von unsern protestantischen Brüdern unsre Ehre und unsern Glauben hartnäckig verteidigt haben. Ihr habt euch bemüht, christliche Gesittung und Frömmigkeit unter uns zu verbreiten. Es ist nicht eure Schuld, daß eure Lehre und euer Beispiel unter anderm den Erfolg gehabt haben, unsre Herren gegen uns aufzureizen; ihr wenigstens kennt die Lage zu gut, um zu glauben, daß man uns für unsre politischen Vergehen bestraft; ihr wißt es, soweit wir die Ursache der blutigen Metzeleien sind, die über uns kamen, ist unser einziges Verbrechen in den Augen der Türken das gewesen, daß wir die von euch empfohlene Zivilisation angenommen haben. Ihr wißt, die türkische Regierung fürchtet und verabscheut nichts so sehr, als die von euch ausgestreute Saat des Fortschritts. Seht jetzt auf die Missionsstationen und Schulen, die ihr unter uns errichtet habt, und die Millionen Dollars und Hunderte von Menschenleben gekostet haben; sie liegen in Trümmern, und die Türken versuchen, sich dadurch von Missionaren und Lehrern zu befreien, daß sie niemanden übrig lassen, für den und an dem man arbeiten kann. Noch vor einem Jahre, wer hätte da geglaubt, daß am Ende des neunzehnten Jahrhunderts — eines Jahrhunderts, das gekennzeichnet ist durch ein Erschlaffen des Islam und einen immer mächtigern Einfluß des Christentums auf die Regierung der Völker — ein christliches Volk durch eine muselmanische Macht ausgerottet werden könnte wegen seines treuen Festhaltens an christlicher Gesittung und vor den Augen der ganzen Christenheit! Und doch vollzieht sich heute dieses furchtbare Trauerspiel, und wir sind die unglückseligen Opfer. Wir sehen keine Spur von Erbarmen bei unsern Verfolgern, keine Hand streckt sich zu unsrer Rettung aus. Wir können nichts mehr thun, als euch und allen, die uns Liebe und Teilnahme geschenkt haben, Lebewohl sagen und uns zum Tode bereiten, indem wir uns dessen rühmen, daß wir berufen sind, unsern Glauben mit dem Leben zu besiegeln. An alle armenischen Kolonien in freien Ländern senden wir unsern herzlichen Dank für alles, was sie für uns hier in Urfa gethan haben. Wir begehren ihre Fürbitte und beschwören sie, beständig am Glauben unsrer altnationalen Kirche festzuhalten und dem Beispiel unsers Heilands und des heiligen Gregorius nachzufolgen. Preis sei Jesus, der uns erlöst hat durch sein Blut.

Stephan, Erzpriester,
und vier andre Priester von Urfa

Zur Frage nach dem Wesen der Seele

Im Jahrgang 1894 dieser Zeitschrift hat Otto Flügel uns Theologen eingeschärft: wenn wir gegen den Materialismus mit Erfolg ankämpfen wollten, so müßten wir vor allem den richtigen, d. h. Herbartschen Seelenbegriff haben. Jeder Gedanke daran sei aufzugeben, daß unser Seelenleben etwa nur ein von dem absoluten Geist geweckter in sich einheitlicher Verlauf von geistigen Aktionen oder daß es von einer zusammenwirkenden Vielheit geistig-materieller Atome getragen oder auch daß es nach seinem innersten Wesen und nach seinem Zusammenhang mit dem Leib überhaupt unerkennbar sei; vielmehr sei die Seele aufzufassen als eine reale, selbständige, unteilbare,

*) Gegen die protestantische Mission unter den armenischen Christen protestirt auch der Gregorianische Verfasser des Aufsatzes „Die armenische Kirche unter türkischer Herrschaft," Jahrg. 1894 d. Bl., Nr. 40 bis 42; vgl. Sp. 1008. D H

unvergängliche Monade, die, wie die Atome die Träger der Bewegung, so die Trägerin der geistigen Vorgänge sei. Wen diese Fragen näher interessiren, der wird nicht ohne Gewinn eine kleine Schrift von Dr. Theodor Simon, Schloßpfarrer in Kottbus lesen: Leib und Seele bei Fechner und Lotze als Vertreter zweier maßgebender Weltanschauungen. (Göttingen, 1894. 2 Mk. 40 Pfg.) In lichtvoller Klarheit stellt er die ursprüngliche Ansicht Lotzes, nach der die Seele als selbständige Monade mit den den Leib bildenden lebendigen Atomen oder Monaden in Wechselwirkung steht, und die Ansicht Fechners, nach der die Seele nur der in innerlicher Betrachtung uns erscheinende Bewußtseinsprozeß und der Leib nur dessen äußere Erscheinungsweise ist, einander gegenüber. Wie sich die religiösen und ethischen Folgerungen bei dieser und jener Ansicht gestalten, hat der Verfasser nur angedeutet. Aber man darf wohl als seine Ansicht vermuten, daß sich die christlichen Gedanken von Freiheit des Willens, Wirken Gottes in unsrer Seele, ewigem Leben ebensogut mit der Theorie Lotzes als mit der Fechners vertragen. Denn beide sind insofern durchaus idealistisch gerichtet, als sie das geistige Leben nicht in Abhängigkeit von dem gesetzlich-notwendigen Naturzusammenhang rücken, sondern seine Selbständigkeit diesem gegenüber, wenn auch in verschiedner Weise wahren. In der vorliegenden Schrift hat aber der Verfasser sich darauf beschränkt, zu untersuchen, inwieweit aus anatomisch-physiologischen und metaphysischen Erwägungen entscheidende Gründe für die eine oder andre Ansicht entnommen werden können. Frisch und gewandt hat er diese Aufgabe angefaßt: wer einige Uebung im Nachdenken philosophischer Gedankengänge mitbringt, wird der wohlgegliederten, durch Gleichnisse und Beispiele belebten Darstellung mit Vergnügen folgen.

Kann man auch den Ergebnissen zustimmen? Sorgsam wägt der Verfasser die beiden Anschauungen gegen einander ab; er zeigt ebenso seine Selbständigkeit wie seine hohe Achtung gegen die Gedanken jener Philosophen darin, daß er sie, wo sie ihm etwa mit innern Widersprüchen behaftet zu sein scheinen oder wo sie den einzelnen Fragen nicht bis auf den Grund gehen, in sich einheitlich zu gestalten und zu ergänzen versucht. Besonders bei Fechner thut er dies mit Geschick und mit Glück, gewiß im Sinne Fechners selbst. — Bei seiner Vergleichung kommt er nun zunächst zu dem Ziel: die physiologischen und psychischen Thatsachen lassen sich ebensogut auf dem Wege Lotzes, wie auf dem Fechners verstehen; auch die metaphysischen Widersprüche, die sich bei dem Einen wie bei dem Andren aufzudrängen scheinen, lassen sich bei liebevollem Eingehen auf die Tendenz der beiden Systeme lösen. Gewisse Schwierigkeiten bleiben allerdings übrig; aber sie treffen gleichermaßen das System Lotzes wie das Fechners. — So erwartet man eigentlich als Ergebnis ein Non liquet. Aber schließlich entscheidet sich der Verfasser doch für Fechners Ansicht: sie entspricht dem Gemütsbedürfnis ebensogut wie die Lotzes und vermeidet doch die Abenteuerlichkeit, sämtliche kleinste Urelemente für seelische Einzelwesen anzusehen (eine Voraussetzung, die freilich Lotze selbst später abschwächte); die Fechnersche Ansicht ist in sich noch harmonischer, und sie erscheint endlich als das Ziel der Entwicklung, die Lotze selbst im Laufe seiner philosophischen Gedankenarbeit durchgemacht hat.

Sind diese Gründe wirklich entscheidend? Ließen sich nicht auch manche Ideen Fechners von den Pflanzenseelen und den Geistern der Erde und der Gestirne als abenteuerlich beurteilen? Und ließen sich nicht vielleicht die Gründe, die für Lotzes Auffassung der Seele sprechen, verstärken? Z. B. scheint mir der Verfasser damit, daß er ein einheitliches Subjekt für die notwendige Voraussetzung aller innern Vorgänge erklärt, mehr auf Lotzes Seite zu treten, als er selbst zugesteht; denn die Einheit des Bewußtseins galt auch Lotze als eine Grundthatsache, die zwar erst in dem Vorgang der Erinnerung real wird, die uns aber doch nur in unmittelbarem Erleben gewiß werden kann, ohne daß sie aus irgend etwas Anderm ableitbar wäre (vgl. Grundz. der Religionsphil. § 33). Wird bei richtiger Verteilung des Für und Wider nicht schließlich eine Theorie so plausibel wie die andre? Und könnte man nicht neben den Theorien Lotzes und Fechners auch noch andre Anschauungen annehmbar machen?

In der That scheint mir jede Möglichkeit einer entscheidenden Bestätigung zu fehlen. Und daß das nicht anders sein kann, das scheint mir schon Kant nachgewiesen zu haben.

Der Verfasser sagt einmal: seltsamerweise habe sogar ein Kant sich „in schwacher Stunde“ dazu verleiten lassen, die Wirkung der Seele auf den Leib auf einen physischen Einfluß zurückzuführen. Ich kann aber nicht finden, daß der zweiundsiebzigjährige Kant in dem kurzen Aufsatz, in dem er sich mit der Ansicht des damals berühmten Physiologen Sömmering „über das Organ der Seele“ auseinandersetzt, sich irgend etwas hätte zu Schulden kommen lassen, was des kritischen Philosophen unwürdig wäre. Er hat sich auf die Ansicht jenes Physiologen eingelassen, daß die Nervenenden, die die Sinnesreize dem Zentralorgan zuleiten, in diesem das in der Gehirnhöhle befindliche Wasser in Bewegung setzen; aber er hat die Hypothese zugleich dahin modifiziren wollen, daß die Nervenenden auf jenes Gehirnwasser wahrscheinlich nicht eine mechanische, sondern eine chemische Wirkung ausüben. Er dachte, daß damit vielleicht das letzte Glied in den physiologischen Bedingungen erreicht sei, die auf seiten des Organismus den Anschauungen des Gemüts korrespondiren, so wie etwa die heutigen Physiologen annehmen, daß Nervenwellen von noch unbekannter physikalisch-chemischer Natur (Neurokymen) und deren Fortpflanzung auf den zentralen Neuronenkomplex des Gehirns die organische Unterlage der psychischen Sinnesempfindungen seien. Aber es fiel Kant nicht ein zu glauben, daß er damit das geheimnisvolle Band zwischen den Eindrücken im Gehirn und zwischen den innern Vorgängen der Seele durchschaut habe; er hielt vielmehr die Frage nach diesem für ebenso unlösbar, wie die nach einem lokalen Sitz der Seele, deswegen weil „die Seele sich nur durch den innern Sinn, den Körper aber (es sei inwendig oder äußerlich) nur durch äußere Sinne wahrnehmen kann.“ Ich bin nun überzeugt, daß hierin Kant in seiner „schwachen Stunde“ schärfer gesehen hat als Lotze und Fechner. Die metaphysischen Systeme dieser Männer erscheinen mir als großartige Versuche der kombinirenden Phantasie, die gegebnen Erfahrungsthatsachen und die religiös-ethischen Ueberzeugungen von Gott und Seele zu einer harmonischen Gesamtanschauung zusammenzuweben, Versuche, die weder mit Hilfe wissenschaftlicher Beweise noch auf Grund der christlichen Glaubenserkenntnis jemals zu einer Gewißheit erhoben werden können. Ich erfreue mich an solchen Gedankengebäuden in aufrichtiger ästhetischer Bewunderung; ihr gründliches Studium scheint mir auch für einen christlichen Denker recht wertvoll zu sein, um gegenüber einer Exklusivität, wie sie Flügel übt, den Ausblick auf verschiedne Möglichkeiten zu gewinnen, wie sich etwa die religiös-sittliche Glaubenswelt, die dem Christen als Realität gewiß ist, mit den gegebnen Erfahrungsthatsachen zusammenschauen lasse. Aber den Hauptwert dieses Studiums sehe ich gerade darin, nur um so klarer zu erkennen, daß es verschiedne Möglichkeiten giebt, die eben nichts als Möglichkeiten sind und keinen Anspruch darauf machen können, die Art, wie Gott die endliche Welt und das Geschehen in ihr, also auch die Seele und ihr Leben trägt, zu durchschauen. Der Verfasser selbst bietet uns treffliche Hilfe dazu, diesen problematischen Charakter der Fechnerschen und Lotzeschen Theorie uns klar zu machen. Indem wir ihm in dieser Hinsicht für seine reichhaltige Arbeit danken, hoffen wir auf sein freundliches Verständnis dafür, daß es Andern Bedürfnis ist, durch Zurückgehen auf die erkenntniskritischen Fragen die Ergebnisse christlicher Glaubenserkenntnis einerseits und wissenschaftlicher Erkenntnis andrerseits schärfer von unkontrollirbaren Möglichkeiten zu scheiden und zugleich auch die beiden Gebiete gegeneinander selbst reinlicher abzugrenzen.

Max Reischle

Zur Behandlung des Alten Testaments in der Volksschule

1. Eine Rechtfertigung

Von zwei Seiten ist in der Christlichen Welt mein Verhalten gegenüber dem kirchlichen Unterricht einer öffentlichen

Kritik unterzogen worden, die ich nicht unwidersprochen lassen kann. Professor Hieber hat in Nr. 16 aus der Art, wie ich in meinem zweiten Stuttgarter Vortrag die Laien über theologische Fragen aufzuklären suchte, einen Rückschluß darauf gezogen, wie ich wohl meine Kinder unterwiesen haben werde.

Ich kann zunächst nur wiederholen, was ich laut und deutlich in jenem Vortrage selbst gesagt habe. Meine Worte lauteten: „Natürlich habe ich meinen Kindern meinen Standpunkt nicht so offen und eingehend mitgeteilt wie Ihnen. Ich verfuhr sehr vorsichtig und sehr säuberlich mit diesen Dingen." Ich habe dann weiter ausgeführt, daß man mich in meinem Prozesse dadurch nicht entschuldigt fand, sondern im Urteil eine mit Amtsenthebung zu bestrafende Verletzung meiner Amtspflicht schon darin fand, daß ich vor den Kindern die Jungfrauengeburt nicht nude wiedergab.

Wenn ich nun versichere, daß der Rückhaltlosigkeit, mit der ich im Vortrag dieses Dogma und andre behandeln zu dürfen glaubte, die größte Vorsicht gegenübersteht, der ich mich bei der katechetischen Behandlung solcher Stoffe befleißigte, so kann ich leider dafür keine Zeugen aufrufen. Ich kann hier auch nicht an Beispielen oder durch Abdrucke aus meinen Präparationen zeigen, wie ich die schwierigen Dinge im einzelnen behandelt habe. Das würde zu weit führen. Ich muß mich auf die Versicherung beschränken, daß ich kaum eine andre Obliegenheit meines Amtes mit heiligerm Ernste und lebendigerm Bewußtsein meiner Verantwortlichkeit vor Gott ausgeübt habe als die des Unterrichts. Und jedenfalls lag mir nichts ferner, als je den Kindern gegenüber irgend etwas vom Hergebrachten ins Lächerliche zu ziehen. Wenn solches vorgekommen wäre, dann wäre es auch den Eltern zu Gehör gekommen, und ich hätte dann zum wenigsten die ernstern unter den Gemeindegliedern bei meiner Amtsenthebung nicht auf meiner Seite gehabt.

Wird nun aber nicht die von mir abgegebne Versicherung durch die v. Rohdenschen Ausführungen in Nr. 20 ins Unrecht gesetzt? Er glaubt ja auf Grund meiner eignen Aeußerungen zum alttestamentlichen Unterricht den Nachweis dafür erbracht zu haben, daß ich „keine Unze" pädagogischen Taktes besitze und in meinen Mitteilungen aus der wissenschaftlich-theologischen Arbeit jedes erlaubte Maß überschreite. Und dabei meint er mir noch „alle schuldige Gerechtigkeit" erwiesen zu haben, wiewohl er andrerseits selbst zugesteht, „einseitig" verfahren zu sein. Diese Einseitigkeit wird allerdings schon durch die eine Thatsache ins richtige Licht gestellt, daß nahezu alles, was Herr von Rohden aus meinem „Unterricht" ausgesucht hat, um die Leser damit kopfscheu zu machen, dem entnommen ist, was ich in meinem Leitfaden für die gebildeten Lehrer und zur Orientirung des erwachsenen Laien in eckige Klammern und mit kleiner Schrift beigesetzt habe, und was also auch nach meiner Absicht gar nicht durchweg für die Schüler bestimmt ist. Ich will hier nur an den „papiernen Papst" oder an meine Anspielung auf „Thron und Altar" bei Jeremias erinnern. Da aber, wo ich einen Wink zu „Kritik" oder „Polemik" gegeben habe, da kann mir, wenn anders durch den Jugendunterricht überhaupt ein Fortschritt im Bibelverständnis angebahnt werden soll, die Berechtigung dazu auch unmöglich bestritten werden. Oder sollen wir im Ernste noch immer die Sündenfallsgeschichte im Sinne der kirchlichen Urstands- und Erbsündenlehre auslegen, noch immer den Kindern das biblische Sechstagewerk als den wirklichen Verlauf der Weltentstehung beibringen, noch immer die Bedeutung des Prophetismus in angeblich messianische Vorhersagungen verlegen; soll es uns wirklich durch pädagogische Erwägungen verboten sein, gegen eine bei Sekten und Schwärmern geübte willkürlich allegorische Bibelauslegung oder äußerlich mechanische Bibelbenützung — ich erinnere an das von Ritschl mit Recht so viel verspottete „Däumeln" — ein warnendes Wort einzulegen? Wenn ich der Kürze halber, wo es sich ausdrücklich nur um „Winke" handelt, die Worte „Polemik" oder „Einschreiten" gewählt habe, so giebt das doch meinem Kritiker noch kein Recht, von da aus zu meinen Ungunsten einen Schluß auf die Art und Weise der Einzelausführung, auf die hier doch alles ankommt,

zu ziehen und mir dann nicht bloß jeden pädagogischen Takt abzusprechen, sondern sogar die Absicht zu unterstellen, als suche ich durch „polemisch-kritische Würze" ein „irreligiöses Interesse" zu wecken. Welches religiöse Interesse uns freilich hindern soll, das wahre geschichtliche Bild eines David zu verhüllen, das ist mir unerfindlich.

Auch ist es eine Uebertreibung, wenn mein Standpunkt dahin präzisirt wird, als halte ich mich für verpflichtet, „mein gesamtes historisch-kritisches Wissen vom Alten Testament dem simpeln Bauernjungen anzuvertrauen." Nein — aber ich glaube, daß ein gewissenhafter Lehrer dem Schüler nichts mitteilen darf, was direkt gegen seine eigne wissenschaftlich erworbne Ueberzeugung geht. Ich erinnere da nochmals an den „Heiligen" David, an den Schöpfungsbericht, an die frommen Sagen des Pentateuchs, von denen ich übrigens meinen Kindern nicht bloß den kurzen, weil rekapitulirenden Satz mitzuteilen pflegte, den Herr von Rohden zitirt, sondern wörtlich Folgendes (S. 27 f.):

> Was so im Munde des Volkes weitererzählt wurde von Geschlecht zu Geschlecht, das haben später Propheten niedergeschrieben, aber nicht bloß zur Unterhaltung, sondern zur Erbauung des Volkes, d. h. sie haben diese alten Wundergeschichten so beschrieben, daß jeder etwas Heilsames daraus lernen soll über Gottes Allmacht und heiligen Willen und über die Strafe des Sünders [darin der Unterschied zwischen hebräischen und heidnischen Volkssagen].

Wie sehr Herr von Rohdens Referat geeignet ist, dem Leser ein entstelltes Bild zu geben, dafür spricht noch ein andres Beispiel, daß er nämlich eine nur für den gelehrten Leser berechnete Fußnote auf S. 40 so mitteilt, als ob das einen Bestandteil meines für die Schüler berechneten Unterrichts bilden würde! Sonderbar ist es auch, wenn mir mein Kritiker auf Grund einer dreizeiligen Notiz vorwirft, ich wolle „alles, was man von dem »Buch der Kriege Jahwes,« von dem »Buch der Rechtschaffnen« und der »Geschichte der Helden« weiß" — ja, wie viel weiß man denn überhaupt davon? — „meinen Schülern anvertrauen."

Und nun noch eine Einzelheit, die im unmittelbaren Zusammenhang mit meinen Ausführungen gegen Hieber steht: Es sei nach meiner Meinung der Irrtum der Evangelien über Jes. 7 zu berichtigen. Also habe ich von diesen Dingen doch vor den Kindern gesprochen? Im biblischen Unterricht (vergl. unten!) — ja, weil mich der württembergische Bibelleseplan, an den sich auch mein Büchlein anschließt, dazu veranlaßt hat. Aber was in einer für den erwachsenen Lehrer gegebnen Erklärung meines Heftes ausführlich behandelt ist, das habe ich im Unterricht mit aller pädagogischen Vorsicht nur angedeutet. Und wie sehr ich mir der Schwierigkeit hierbei bewußt gewesen bin, das geht auch aus den bezüglichen einleitenden Worten (S. 38) hervor: „Es ist, sofern man nicht die ganze Stelle — entgegen dem württembergischen Lehrplan — für Kinder für unpassend hält, die richtige Uebersetzung zu geben u. s. w."

Nach diesen Einzelproben habe ich noch auf die prinzipielle Verurteilung meiner Schrift kurz einzugehen. Herr von Rohden will den Religionsunterricht möglichst von jeder theologischen Mitteilung befreit und rein auf Gesinnungsunterricht beschränkt wissen. Dem gegenüber behaupte ich, daß, wenn der Religionsunterricht überhaupt ein christlicher bleiben soll, daß er dann auch Geschichtsunterricht sein muß; denn die christliche Religion ist einmal etwas geschichtlich Gewordnes, und es gehört darum zu den vorzüglichsten und rühmlichsten Einrichtungen der württembergischen Landeskirche, daß sie neben den zwei bis drei Stunden Katechismusunterricht, die der Geistliche wöchentlich, und neben den vierzig Konfirmandenstunden, die er jährlich noch außerdem zu geben hat, und die ihm reichlichst Gelegenheit bieten, religiös-sittlich auf die Gesinnung zu wirken, — daß sie ihm daneben auch noch wöchentlich zwei Stunden rein biblischen Unterrichts zur Einführung in das Verständnis der Offenbarungsgeschichte Gottes auferlegt, sodaß er zweimal je ein Jahr lang das Alte und das Neue Testament zu behandeln hat. Für diesen rein biblisch-historischen Unterricht ist mein Buch geschrieben, und ich glaube auch da noch genug Gesinnungsstoff hineingearbeitet zu haben, wofür ich zum Beleg nur auf meine Behandlung der Ur- und

Patriarchengeschichte S. 28 bis 38 verweisen darf. Auch das mir beanstandete und doch so sehr berechtigte Wort von „wahren und falschen Propheten“ der Gegenwart rechne ich zu diesem Gesinnungsunterricht.

Ueber all dem steht aber die Frage, ob man berechtigt ist, in der Schule auch die Kritik in der angedeuteten Weise zu Worte kommen zu lassen. Wenn Herr von Rohden mit dieser Frage auch längst im Reinen ist, so ist es doch zu voreilig von ihm, zu behaupten, daß ich mir diese wichtigste Frage überhaupt gar nicht vorgelegt habe. Ich bitte zu bedenken, welche furchtbare Verantwortung der Lehrer auf sich ladet, der den Kindern sein besseres Wissen verschweigt und sie dann, nachdem er sie eine Schöpfung nach der Vorstellung des Priesterkodex, die Erbsündenlehre auf Grund der Sündenfallsgeschichte, die Heiligkeit eines frühern Freibeuters und nachmaligen mörderischen Ehebrechers gelehrt hat, — hinausläßt in diese Welt des seichtesten Unglaubens, wo sie dann die Wahrheit über diese Dinge mit Unverstand nicht bloß, sondern auch mit Spott und Hohn vermischt zu hören bekommen. Wollen wir uns dann wundern und entrüsten, wenn von drüben der Spott auf die „Pfaffen“ und der bittre Vorwurf herübertönt: ihr habt uns einst die Wahrheit vorenthalten wider euer eignes besseres Wissen! Solchem „Unheil,“ das durch die Art von Unterricht, wie sie Herrn von Rohden als Ideal vorzuschweben scheint, meines Erachtens nur allzu leicht angerichtet werden kann, — einem „Unheil,“ das mir im Blick auf die von der sozialdemokratischen Aufklärung her drohenden Gefahren viel schlimmer dünkt, als wenn einmal einem Schüler etwas eingeprägt wird, wofür ihm erst später das richtige Verständnis erwacht — diesem „Unheil“ schon im Jugendunterricht möglichst vorzubeugen, gebietet mir meine von Herrn von Rohden so höhnisch behandelte Gewissenhaftigkeit, und ich glaube darin manchen Leser der Christlichen Welt auch auf meiner Seite zu haben, wie ich überzeugt bin, daß Andre es nachsichtiger beurteilen, wenn ich bei einem ersten Versuch da und dort thatsächlich zu weit gegangen bin. Das hat doch selbst einen Mann wie Kautzsch — der in der Sache nicht weniger Autorität sein dürfte als Herr von Rohden — nicht gehindert, meinem Buch eine freundliche Anerkennung zu widmen (vergl. Schürers Theologische Litteraturzeitung 1895, Nr. 10).

Schließlich muß ich noch eine Erwägung zurückweisen, auf die sich die unnachsichtige Verurteilung meiner Anleitung stützt: man dürfe die Resultate der alttestamentlichen Kritik den Kindern deshalb nicht mitteilen, weil ihnen die Möglichkeit der Nachprüfung fehle. Wie viel notwendigen Wissensstoff müßte man nach diesem Grundsatz auch auf profanem Gebiete verschweigen! Nicht einmal, daß die Erde sich um die Sonne dreht, können die Kinder selbständig nachprüfen, während andrerseits ihr kritisches Denken doch soweit schon reichen dürfte, daß bevor noch die Sonne geschaffen war, nicht „aus Abend und Morgen“ der erste, zweite und dritte Tag werden konnte, und daß darum ein Bericht mit solchen Angaben nicht wirklich Geschehenes wiedergiebt.

Endlich habe ich nur noch mit Rücksicht auf meine jüngsten Erlebnisse zu bemerken, daß in Württemberg zwischen dem biblischen Schulunterricht, den der Geistliche zu erteilen hat, und seinem kirchlichen Unterricht (Katechismus und Konfirmandenvorbereitung) genau unterschieden wird, und daß nur letzterer bei mir unter Anklage gestellt war. Es darf also aus meinen Publikationen zum alt- und neutestamentlichen Jugendunterricht kein Schluß auf Berechtigung oder Nichtberechtigung des über mich verhängten Urteils gezogen werden.*)

Fr Steudel

*) Noch sei mir bei dieser Gelegenheit eine Berichtigung gestattet, an der mir begreiflicherweise viel liegen muß. In dem Artikel Hiebers über meine Amtsenthebung, Nr. 15, Sp. 349, findet sich ein Zitat aus einem von mir verfaßten Zeitungsartikel, wonach ich gesagt haben soll, „ich werde die Sache mit der größten Offenheit und der allergrößten Leidenschaftlichkeit behandeln.“ Das Zitat ist unvollständig und darum mißverständlich. Ich sehe mich daher veranlaßt, den Wortlaut des betreffenden Satzes (Neckarzeitung 1895, Nr. 47) hier beizusetzen: „Nun — der kirchliche Anzeiger mag wünschen, was er will [gegen eine Aeußerung dieses Blattes ist der ganze Artikel gerichtet] — das ist gewiß, daß wir allerdings unsre Sache »mit der allergrößten Offenheit behandeln werden« — zum Wohle unsrer Landeskirche, — »mit der allergrößten Leidenschaftlichkeit« gegenüber der Empfehlung der Unwahrhaftigkeit; denn wir sind für das Wohl unsrer Kirche leidenschaftlich interessirt und wissen, daß ihr die Unwahrhaftigkeit im Amt nicht zum Wohle dienen, sondern nur schaden kann!“ Fr St

2. Zur Erwiderung

Gegenüber der vorstehenden Rechtfertigung bemerkt der zumeist davon betroffne Verfasser des Artikels „Popularisirung der historisch-kritischen Schriftforschung“ in Nr. 20 Folgendes:

1. Gegenüber der Behauptung, ich hätte ein entstelltes Bild von dem fraglichen Buche geliefert, indem ich vieles daraus auf die Schule bezogen habe, was nach des Verfassers „Absicht gar nicht durchweg für die Schüler;“ sondern „für den gebildeten Lehrer“ und „gelehrten Leser“ bestimmt gewesen, verweise ich einfach auf den Titel des Buches: „Der religiöse Jugendunterricht. Auf Grund der neuesten wissenschaftlichen Forschung für die Hand der Lehrer und Schüler bearbeitet.“ Daß in einem Leitfaden für den Jugendunterricht, der auch „für die Hand der Schüler“ bestimmt ist, vieles stehe, was gar nicht für die Schüler und den Unterricht berechnet war, ließ sich um so weniger voraussetzen,*) als der Verfasser doch grundsätzlich dem Schüler alles anvertrauen wollte, „was man über den geschichtlichen Wert und die Entstehung der alttestamentlichen Berichte weiß,“ und eine Unterscheidung in der Lehre „zwischen dem, was für Gebildete und was für Bauern, was für Erwachsene und was für Kinder gelten soll,“ nicht kannte oder anerkannte. Wenn er nun diesen Grundsatz in seiner Erklärung thatsächlich preisgiebt, so nehmen wir davon gerne Kenntnis.

2. Ebenso erfreulich ist es, nach dieser Erklärung annehmen zu dürfen, daß in der Art und Weise der Einzelausführung, auf die in der That „alles ankommt,“ in Herrn Steudels Praxis ein andrer Ton geherrscht hat, als uns aus seinem Buche entgegenschallt. Aber nur das Buch lag zur Beurteilung vor. Gerade die Art und Weise, wie der Verfasser da seinen kritischen Standpunkt geltend macht, muß den Bibelverehrer — und solche werden ja auch unter den Lehrern noch manche sein — aufs tiefste verletzen. Auch nach den gegebnen und gerne acceptirten Einschränkungen dieser Replik muß ich dafür halten, daß dieser Jugendunterricht dem Lehrer**) keine geeignete Anleitung zu einer pietät- und taktvollen Behandlung dieser heikeln Fragen giebt. Daß aber der Verfasser aus der ganz objektiv gegebnen Warnung vor „polemisch-kritischer Würze“ die Ungeheuerlichkeit herausliest, ich „unterstellte“ ihm die „Absicht,“ „als suche“ er durch solche Würze „ein irreligiöses Interesse zu wecken,“ bedaure ich.

3. Ueberhaupt bezieht Herr Steudel trotz der Vorbemerkung des Herrn Herausgebers zu meinem Artikel die Kritik zu subjektiv auf seine Person. Mein Urteil galt lediglich dem in diesem Jugendunterricht vertretnen Prinzip und der Art seiner Durchführung. Beim Studium der religionsunterrichtlichen Litteratur drängt sich immer wieder die Beobachtung auf, wie unendlich schwer es doch dem Theologen gelingt, bei der Unterweisung der Unmündigen seinen theologischen Schulsack dahinten zu lassen und mit den Kindern kindesgemäß zu reden. In den orthodoxen Katechismusbearbeitungen pflegen wir den üblichen Einbau eines Kompendiums der Dogmatik herbe zu tadeln; sollten wir gegen den entsprechenden Fehler im eignen Lager blind sein? Steudels Jugendunterricht stellt sich nun — selbst mit allen jetzt angebotnen Restriktionen — als den meines Wissens ersten und sehr ernst gemeinten Versuch dar, die „neueste wissenschaftliche Forschung,“ das theologische Wissen vom Alten Testament („Geschichte des alttestamentlichen Schrifttums“ und Biblische Theologie des Alten Testaments) samt den Urteilen der Bibel- und Geschichtskritik (und dazu so unnötig zugespitzten wie der Vorführung Davids als Räuber-

*) Pfarrer Steudel, dem die Korrektur dieser Erwiderung mit vorgelegen hat, bittet hierzu S. V Zeile 27 seines Vorworts nachzulesen. D H

**) Das Moment, daß, ehe die Fortschritte der Schriftforschung unvermittelt den Schülern mitgeteilt werden, doch wohl vor allen Dingen die entsprechende Vorbildung der Lehrer ins Auge gefaßt werden müßte, habe ich in meiner Kritik gar nicht einmal geltend gemacht.

hauptmann) unmittelbar in die Volksschule hineinzutragen. Dies sehe ich als einen ganz verhängnisvollen pädagogischen Fehler an, da auf diese Weise der Kindesseele völlig unverdauliche Speise zugeführt, ein hohles Scheinwissen und ein Autoritätsglaube gepflegt wird, der bedenklicher ist als der naive „Glaube an die Bibel," auch das Kind zum naseweisen Absprechen über die heilige Schrift und den Kirchenglauben sich veranlaßt sieht. Gegen diesen Fehler, glaubte ich, könne nicht scharf genug protestirt werden. In solchem Protest konnte ich mich auch nicht durch die Wahrnehmung beirren lassen, daß sich diese Bearbeitung theologischen Forschens für die Volksschule als von der persönlichen Gewissenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit des Verfassers diktirt giebt. Wenn ein Theologe Lehrer von Unmündigen wird, dann sollte er meines Erachtens nicht nur sein theologisches Gewissen sprechen lassen, sondern auch sein pädagogisches wecken, das ihn hindern müßte, einen von diesen Kleinen zu ärgern; er sollte in seinem Amte nicht nur seine eigne Seele salviren, sondern doch mindestens ebenso sehr auf die Salvirung der ihm anvertrauten Kinderseelen bedacht sein. Es steht hier also Gewissenserwägung gegen Gewissenserwägung; leicht ist das damit gegebne Problem nicht; aber nur die Berücksichtigung beider Pflichten bewahrt vor dem Verfolgen einseitiger Richtung und damit vor schlimmen Fehlgriffen, und nach links vertrete ich die Forderung ebenso wie nach rechts, daß beim Religionsunterricht die theologischen Interessen hinter den pädagogischen zurückzustehen haben.

Dies zu bedenken zu geben und darauf hinzuweisen, daß Wahrhaftigkeit ohne Weisheit und Liebe irre geht und irre führt, sehe ich nicht als ein Verhöhnen der Gewissenhaftigkeit an; solch ein Aergernis würde ja auch der Herr Herausgeber von den Spalten der Christlichen Welt fern gehalten haben. Aber es ist wahr, die Möglichkeit einer Verständigung scheint ausgeschlossen, wenn der Verfasser das vorgetragne pädagogische Bedenken so wenig als solches zu würdigen weiß, daß er es sich nur aus einem rückständigen theologischen Standpunkt erklären kann, auf dem man das Sechstagewerk als naturwissenschaftlichen Bericht und David als „Heiligen" behandelt. Ich meine, gerade von einem Standpunkt aus, auf dem man das prinzipielle Recht der historisch-kritischen Schriftforschung rückhaltlos anerkennt und an der hohen Aufgabe, „durch den Jugendunterricht einen Fortschritt im Bibelverständnis anzubahnen," mit innerstem Interesse mitarbeitet, kann man zu einem sehr energischen Widerspruch gegen ein Unternehmen gelangen, das durch seine prinzipielle Ignorirung des Unterschiedes von Gebildeten und Ungebildeten, Erwachsenen und Kindern die Lösung dieser Aufgabe hindert.

G v Rohden

Der Pan

Der Pan, das neue Kunstblatt, dessen Erscheinen im vergangnen Jahre wie bekannt ein gewisses Aufsehen erregt hat, ist kürzlich in seiner vierten Lieferung zur Ausgabe gelangt. Einige Worte über diese Zeitschrift glaubten wir längst unsern Lesern schuldig zu sein, wenn wir auch keinen Grund hatten, uns mit unsrer Besprechung zu beeilen. Wir haben seinerzeit nicht zu denen gehört, die den Pan besonders lebhaft willkommen hießen, wir wollten uns aber auch nicht zu jenen Rezensenten halten, die mit ihrem „Knüppel aus dem Sack" nicht schnell genug bei der Hand sein konnten, als kaum die erste Lieferung erschienen war. Wir haben es gemacht wie viele andre Leute auch, die abwarten wollten, ehe sie urteilten, und das ganz mit Recht. Denn wenn auch die ersten Hefte des Pan die ungünstige Aufnahme, die ihnen beinahe von allen Seiten zu teil wurde, wohl verdient haben, so ist doch jetzt in der Redaktion des Blattes ein Personenwechsel eingetreten, der für die Zukunft zu bessern Erwartungen berechtigt. Dieser Wechsel soll uns nun freilich nicht abhalten, zu dem, was bisher gefehlt wurde, unsre Meinung zu äußern. Aber das geschieht nicht in der Absicht, das Sündenregister des Pan, das ohnehin groß genug ist, zu vermehren. Es sollen hier nur einige Worte objektiver Kritik Platz finden, wie sie die Christliche Welt auch sonst zur Orientirung ihrer Leser an der Tageslitteratur zu üben gewohnt ist.

Die geistige Bewegung unsrer Zeit ist an sonderbaren litterarischen und künstlerischen Erscheinungen nicht gerade arm, Erscheinungen, in deren Beurteilung sich nicht selten die schroffsten Gegensätze gegenüberstehen, je nachdem man entweder geneigt ist, sie als Zersetzungsprodukte einer überlebten Kunstanschauung aufzunehmen, oder aber als Keime eines in der Entwicklung begriffnen neuen Ideals, das natürlich auch ihre Urheber zu besitzen wähnen. Es handelt sich da nicht immer um anziehende Dinge, aber manche von ihnen verlangen doch Beachtung, mindestens als Symptome einer irgendwie vorhandnen Gährung, die sich im künstlerischen Schaffen unsrer Zeit vollzieht. In die Kategorie dieser Schöpfungen gehört auch der überwiegenden Menge seines Inhalts nach das, was die ersten Hefte des Pan bisher gebracht haben.

Die Zeitschrift hat damit eine ganz bestimmte Tendenz vertreten, und zwar ist für diese nichts bezeichnender gewesen, als seinerzeit die Geschichte ihrer Entstehung. Es galt damals die Schaffung eines Organs der sogenannten „Jungen," wie wir sie gegenwärtig aller Orten in Litteratur und Kunst sich zusammenschließen sehen als eine Art Parteirichtung gegen jeden scheinbaren oder wirklichen Zwang der überlieferten Geschmacksbildung. Und zwar sollte die neue Zeitschrift gleichzeitig in Wort und Bild ihre Wirksamkeit entfalten, schriftstellerische und künstlerische Produktion sollten Hand in Hand gehen. Die geschickt inszenirte Reklame, die die Gründer sich angelegen sein ließen, gab freilich nicht mit voller Deutlichkeit das eigentliche Ziel des Unternehmens zu erkennen. In der öffentlichen Darlegung des Programms, wie in der Zusammensetzung des Inhalts der ersten Hefte wurde auch den „Alten" ein Platz eingeräumt, so eine Art „Austragstüberl" wenigstens, und man bekam neben den dichterischen Schöpfungen des „jungen Deutschland" auch einige Erzählungen von Fontane, einen Hymnus von Novalis und sogar ein Stück aus dem Parcival zu lesen, dies letztere übrigens in einer höchst anmutigen Uebersetzung von dem viel zu wenig bekannten Münchner Dichter und Litterarhistoriker Wilhelm Hertz. Und ähnlich verhielt es sich mit der künstlerischen Ausstattung der Hefte: neben den Erzeugnissen der wahren Hochmodernen auch Beiträge von solchen, die mindestens nicht in die Kategorie der „Jungen" im eigentlichen Sinne fallen, wie Liebermann, Thoma, Klinger und Böcklin; auch einige Nachbildungen nach Werken früherer Jahrhunderte, nach Dürer und Grünewald, fanden sich eingestreut. Aber mit diesen letztern Namen wurde doch eigentlich nur Versteckes gespielt. Ihr eigentliches Gepräge erhielten die Panhefte, das machte sich jedem fühlbar, der auch nur eins von ihnen zur Hand nahm, von ganz andrer Seite, eben durch die Schöpfungen der „Jungen."

Jugend! Ein Schlagwort, das viel verheißt! Jugendlust, jugendliche Kraft und jugendliche Anmut sind die Vorstellungen, die es weckt. Aber sind eben damit auch die besondern Eigenschaften der künstlerischen Jugend bezeichnet, die sich hier diesen Namen beilegt? Wer den Pan antworten lassen will, wird teilweise zu einer andern Anschauung gelangen, und zwar, wie wir gleich hinzufügen wollen, auch jetzt, nach dem Redaktionswechsel. Wir wollen uns hier bei den Mißgriffen nicht aufhalten, die ausschließlich der ersten Leitung des Pan zur Last fallen, und übergehen gern die öden Phantasmagorien der Illustratoren der ganz im Anfang erschienenen Hefte, wie die plumpen Verskünste ihrer dichtenden Mitarbeiter, geschweige denn die Absurditäten der neuen Dichtersprache mit ihrem „Zieber-Zaber" und „Flackertanzgewaber," der diese Sänger ihre poetischen Offenbarungen anvertrauten. Wer darüber Genaueres erfahren will, mag sich an Nr. 30 und 31 der Grenzboten des vorigen Jahres halten, wo die Thorheiten und teilweise auch Derbheiten dieser künstlerischen Exzesse einen Rezensenten gefunden haben, der ihnen besser gewachsen war, als wir es sind. Interessanter dürfte im gegenwärtigen Augenblick die Frage sein, wie die neue Leitung des Pan sich auf die Dauer zu der bisherigen Richtung verhalten wird. Sie hat zunächst in nicht mißzuverstehender Weise die frühern merkwürdigen Leistungen an verschiednen Stellen perhorreszirt. Es ist ihr auch bereits ge-

lungen, in mancher Beziehung Besseres an die Stelle zu setzen; das gilt namentlich von dem illustrativen Teil, der in der letzten (vierten) Nummer reizende Sachen gebracht hat, Originalradirungen von Halm und Meyer in Basel, Nachbildungen italienischer Bronzen der Renaissancezeit u. a. m. Dazu kamen dann interessante Mitteilungen kunstgeschichtlichen und kunstkritischen Inhalts von Bode und v. Seidlitz, und vorher schon im dritten Heft ein lesenswerter Aufsatz von Lichtwark, in dem der Wert unsrer nationalen Kunst und ihrer im deutschen Volksgemüt verborgnen Quellen im Gegensatz zu der internationalen Modeschwärmerei betont wird, die bekanntlich zu den ganz besondern Liebhabereien der „Modernen" gehört. Aber es scheint, daß der Ameliorationsprozeß, der hier im Fach der bildenden Kunst in der That zu bemerken ist, der schriftstellerischen Seite des Blatts nicht in gleicher Weise zu gute gekommen ist. Wir greifen aus dem vierten Hefte eine Stelle heraus, die einen gewissen bekenntnismäßigen Charakter trägt. Sie ist einer Besprechung von Henri de Régnier, einem der Vertreter der neuen von Paris ausgehenden „symbolistischen" Dichtung entnommen:

Aus weltenmüdem Pessimismus hervorgegangen, von der Anschauung beherrscht, daß das Kunstwerk nichts Konkretes, sondern eine momentane Harmonie der Seele sei, dem Wirklichkeitsüberdruß und der Sinnenverfeinerung des modernen Menschen sich anpassend, eröffnet sich Régniers Kunst durch das Symbol schließlich den Ausblick auf eine tiefere, leidenschaftlichere und schmerzensreichere Weltanschauung.

Das klingt fast wie eine Fanfare, aber nicht wie der Weckruf einer jugendlich frischen und emporstrebenden Sturm- und Drangperiode, als deren Herold sich der Pan nach wie vor bezeichnet, sondern eher wie eine altersmüde Retraite des seinem Ende zueilenden, von Genuß und Bildung übersättigten Jahrhunderts, und es ist bezeichnend und giebt zu denken, daß dieses scheinphilosophische Element einer zersetzenden, weltschmerzlichen Resignation, wie es hier zu Tage tritt, der Grundzug fast all der Dichtungen ist, die das sogenannte „junge Deutschland" bisher im Pan zum besten gegeben hat, nicht nur der mittelguten, sondern auch derer, die von Talent zeugen. Und zu was für Resultaten vermag es eine solche Welt- und Lebensanschauung zu bringen! Davon nur ein Beispiel aus der in Prosa geschriebnen Ode Ecce Poeta! im letzten Heft, Worte des Dichters, die er an seine Geliebte richtet: „Nein, nein! wünsche nicht, mir in die Brust zu sehn! . . . Du sähest . . ." und nun folgt eine Schilderung der Szenen der Passionsgeschichte von der Kreuztragung bis zur Kreuzigung, wie sie dem innern Auge des Dichters gegenwärtig sind, zuletzt die Richtstätte, in Nacht gehüllt, am Fuße des Kreuzes die Schmerzensmutter, einsam, „mit blind geweinten Augen."

Nein, nein! wünsche nicht, mir in die Brust zu sehn. Du hättest doch keine Macht, mir zu helfen, auch wenn du wolltest, und wie mit eisiger Hand griffe es dir ins Herz, und du würdest weinen müssen und weinen und nicht mehr froh werden können — und — ich habe die Menschen erlösen wollen von ihren Thränen! Es würde dir Falten ins Gesicht furchen, wie jener alten Frau am Fuße des Kreuzes, und dein Haar bleichen, und kein Gebet vermöchte mich zu retten —:

Denn ich müßte es doch leiden, denn ich könnte doch nicht widerrufen, denn . . . . ich bin doch, was ich bin, ich bin doch ein Bote meines Gottes und ein König und gekommen in die Welt, den Menschen Trost zu bringen in ihrer Trübsal und Glauben und Freude . . . und ob sie mich auch ans Kreuz schlagen dafür!

Nein, nein! wünsche nicht, mir in die Brust zu sehn, forsche nicht, was hinter dem Lied, das ich dir jauchze, frage nicht, ob mich Dornen verwundet bei den Rosen, die ich dir breche.

Diese Probe mag genügen. Der geneigte Leser wird nicht mehr begehren. Er wird auch sein Urteil nicht durch den an sich naheliegenden Gedanken mildern lassen, wie selbst ein solches Zerrbild des „Eccehomo," entstellt und entweiht wie es ist, noch Worte zu beseelen vermag, die von Glauben und von Erlösung reden. Es sind eben nur Worte, um die es sich handelt, denn das eigentliche Evangelium der neuen Richtung, darüber belehrt uns ein Aufsatz von Cäsar Flaischlen, einem der neuen Redakteure, unmittelbar nachher, ist — die Philosophie von Friedrich Nietzsche. Diese Philosophie ist in Flaischlens Aufsatz in geschickter Weise mit den Tendenzen der modernen naturalistischen Kunst in Beziehung gebracht. Der Autor schildert in kurzen, zum Teil übrigens treffenden Zügen die Entwicklung des heutigen Naturalismus, des konsequenten

Naturalismus, wie er ihn nennt. Den schwachen Erfindungen der zwar „geschenkfähigen" aber ausdruckslosen Marktware ältern Stils, eines Ebers, Julius Wolff u. a. wird wie billig das Urteil gesprochen, Zola und Ibsen werden in ihrer Bedeutung für das ästhetische Empfinden des modernen Menschen hervorgehoben, aber auch die Schranken ihres Verdienstes nachgewiesen. Es wird gezeigt, was man seiner Zeit von ihnen und durch sie gelernt hat, aber auch wie man dann sich darnach sehnte, in der Heimatsprache „zu schöpferischer That zu kommen." Und nun tritt Nietzsche in die Bewegung ein, und:

Eine neuentdeckte Welt that ihre Thore auf, und wenn man ihre erhabne, fremde Großartigkeit vor der Hand auch nur mit dem Instinkt verstand — und wenn man sie auch auf lang hinaus noch kaum anders verstehen wird, und wenn es vielleicht auch noch Jahrzehnte dauern wird, ehe man ihre Abgründe und ihre Gipfel erstiegen haben wird, — so fühlte man überall doch den Herrn und Sieger, der in seiner gewaltigen Persönlichkeit einen Weg gefunden hatte aus dem wogenden Chaos der nach Klärung ringenden Zeitideen hinaus. . .

Das ist der Uebermensch, der mit gewaltiger Faust die alte Welt in Trümmer schlägt, der neue ethische und ästhetische Werte an die Stelle der überlieferten setzt und einen Kampf der Geister heraufführt, dessen Ausgang nach Ansicht des Schreibers nicht zweifelhaft sein kann. „Wie Lessing den Dichter aus dem Dunst seiner Gelehrtenstube hinaus an das Urevangelium der Natur und des unmittelbaren Lebens verwies und ihn aus der Fremde zur Heimat zurückführte, in der Goethes und Schillers Jugendschaffen seinen starken Wurzelgrund hatte", so wird eine neue Kunst „den großen rationalistischen Ideen und Philosophemen einer neuen Zeit, die wie hochflammende Bergfeuer durch das Jahrhundert leuchten, endlich auch in der Dichtkunst zum Wort verhelfen. . . ."

Das ist ja nun ganz schön und gut, aber bei so kühnen Versprechungen sieht man sich denn doch unwillkürlich nach dem neuen Lessing um, der alles das und noch viel mehr zu vollbringen bestimmt ist. Und unsre Neugierde fühlt sich nur wenig befriedigt, wenn wir dann in demselben Zusammenhang das, freilich ehrliche, Wort zu lesen bekommen, daß „die großen Siege, die man sich und Andern laut und leise vorgeträumt," eben „noch nicht geschehen sind." Damit sind wir denn vorläufig alle, und mit den Ungläubigen auch die Gläubigen der neuen Weltanschauung zur Geduld verwiesen; auf alle Fälle eine gute Uebung in der Entsagung, die ihre Anhänger ja ohnehin zu empfehlen nicht müde werden:

Längst zerriß ich meines Stolzes
Siebenfarbig Jugendkleid —
Was bedarf es noch Gewande?!
Nackt darf ich in diesem Lande
Schreiten meiner Einsamkeit.

So eine Strophe aus dem Gedicht „In der Einöd!" von Julius Hart, ebenda.

Doch es ist unmöglich, einen erschöpfenden Auszug aus den Dichtungen auch nur eines Heftes an dieser Stelle zu geben. Es ist aber auch eigentlich nicht nötig, denn unter sich sind diese Hervorbringungen typisch sehr eng verwandt, abgesehen davon, daß es kein besondrer Genuß ist, sie zu lesen.

Der vorhin erwähnte Aufsatz von Cäsar Flaischlen enthält, wie schon angedeutet, in seiner scharfen Abrechnung mit der Kunst der „Alten" neben einzelnen Urteilen, denen wir beipflichten, auch solche, denen wir uns nicht anschließen können. So ist an den Romantikern kaum ein gutes Haar gelassen, und den Epigonen der klassischen Periode geht es nicht viel besser; Geibel wird sogar geradezu zum alten Eisen gethan. Das ist zu bedauern. Und will denn einmal die Generation des „jungen Deutschland" sich mit den „Alten" messen, indem sie zum Vergleich herausfordert, so möchten wir doch behaupten — und es wird manchem unserer Leser vermutlich ebenso gehen —, daß uns ein Vers von einem jener Alten, mag er nun Eichendorff oder Herwegh oder Geibel heißen, lieber ist als tausend solcher Verse, wie sie im Pan stehen. Und das hat seinen guten Grund. Zugegeben, daß rein künstlerisch genommen manches Wort von Wert oder mancher fesselnde Gedanke auch in den Schöpfungen der „Modernen" zu finden sein mag, von denen wir reden, so kommt darin doch eines immer wieder zu kurz,

was jene andern alle, jeder in seiner Art besaßen, das ist der naive natürliche Schönheitssinn, die Gottesgabe, die durch keine Philosopheme eines angeblich neuen Zeitgeistes zu ersetzen ist, und für die auch glücklicherweise das Verständnis noch so verbreitet unter den Menschen ist, daß ihre Forderungen nicht ungestraft überhört werden dürfen. Das hat uns denn doch der künstlerische Realismus unsrer Zeit gelehrt, und ich betrachte es als eines seiner größten Verdienste, daß er uns darüber — soweit wir es wenigstens nötig hatten — die Augen geöffnet hat, daß es eine Kunst, die von dem ewigen und unwandelbaren Element der Schönheit zu abstrahiren vermöchte, schlechterdings nicht giebt. Der Leser befürchte keine Auseinandersetzung über den Begriff des Schönen. Das gehört nicht hierher. Es wäre auch nicht so leicht mit zwei Worten gesagt, was alles unter diesen Begriff zu subsumiren ist, vollends heutzutage, wo wir — das danken wir ja auch dem modernen Realismus — in der Beziehung unbefangner sind, als man es jemals war, und wir Dinge als schön empfinden dürfen, für die man früher und noch in der Generation vor uns dies Prädikat nicht gehabt hätte. Moritz von Schwind, der ewig jugendliche, heitre, liebevolle Meister, hat einmal geäußert, daß es unendlich viele Möglichkeiten der künstlerischen Auffassung gebe. Das Wort hat allgemeine Geltung, und es gilt im besondren vom Begriff der Schönheit. Aber je mehr wir uns in Uebereinstimmung mit einer solchen Anschauung und frei von Vorurteilen wissen, um so weniger wollen wir uns über die Grenzen dessen, was wir im künstlerischen Schaffen als echt und gut anerkennen, im Unklaren sein. Es giebt Erzeugnisse der künstlerischen Thätigkeit, die jenen Schönheitsgehalt, der uns unentbehrlich scheint, nicht haben, und mit denen wir uns darum auch nicht befreunden können. Und wenn man uns fragt, worin sich im einzelnen Falle das Abhandensein dieses Besten und Wichtigsten am Kunstwerk fühlbar mache, so berufen wir uns auf das natürliche menschliche Empfinden, das in der Regel die Antwort darauf nicht schuldig bleiben wird; ist es doch auch umgekehrt demselben Empfinden nicht so schwer, eben dieses Schönheitsgehaltes gewahr und froh zu werden, da wo er vorhanden ist. Die Kunst besitzt ihn, die in Wahrheit ihres Berufes waltet, die freundliche und selbstlose Geberin, die alle beglückt und allen ihre Gaben mitteilt: Freude den Fröhlichen, Erquickung den Ermüdeten, Trost den Betrübten, und kurz und gut die Kunst, die zum Herzen spricht. Ein jeder kennt sie und weiß, was ihm, so verstanden, Kunst ist, und es besteht kaum ein Zweifel daran, daß es für die meisten die Art von Dichtkunst nicht ist, die der Pan vertritt.

Man darf nun darauf gespannt sein, wie die Dinge sich entwickeln werden, namentlich auch mit Rücksicht darauf, daß die beiden Gebiete der Dichtkunst und der bildenden Kunst in der Redaktion des „Pan“ jedes seine besondre Vertretung haben. Wie aus dem oben Gesagten hervorgeht, huldigt die künstlerische Leitung des Blattes weit weniger einseitigen Tendenzen, als die litterarische. Es wäre doch zu bedauern, wenn diese offenbare Verschiedenheit grundsätzlicher Anschauungen zu den Konsequenzen führte, die eine solche „unselige Zweiheit“ immerhin befürchten läßt. Es wäre insbesondre zu bedauern, wenn die Exklusivität der litterarischen Richtung, die auf der einen Seite zu Tage tritt, der Leitung des künstlerischen Teils die Arbeit erschweren oder Leser entfremden sollte. Denn gerade was die rein künstlerische Seite, einschließlich der kunstkritischen und kunstgeschichtlichen Beiträge anlangt, ist das Blatt in der That nach seiner neuesten Metamorphose in den besten Händen, ja es befindet sich auf dem besten Wege, jetzt zu werden, was man im Anfang vergeblich von ihm erwartet hatte: ein vornehmes deutsches Kunstblatt, das Altes und Neues mit gleicher Sorgfalt pflegt, streng in der Auswahl und dabei doch vielseitig und vorurteilsfrei. Das ist etwas, was uns bisher gefehlt hat; hoffen wir, daß die einmal rege gemachte Erwartung sich nun auch bald erfüllen werde. ?

Erfindung oder Entdeckung?

Bemerkungen zu der „Plauderei über die Röntgen-Strahlen“ in Nr. 22

Die Findung der Röntgen-Strahlen dürfte doch wohl zweifellos eine Auffindung vorhandner Fortpflanzungsweise einer vorhandnen Energie sein, somit dasjenige, was wir Entdeckung nennen, geradezu wie beispielsweise die Entdeckung der Geschwindigkeit des Lichtes. Das Licht hatte sich schon seit undenklichen Zeiten mit der Geschwindigkeit von ungefähr 300 000 Kilometern in der Sekunde fortgepflanzt, als Römer an gewissen Erscheinungen an den Jupitertrabanten diese Größe auffand oder entdeckte. Der Unterschied zwischen Erfindung und Auffindung oder Entdeckung wird gerade bei der zweiten Art, diese Lichtgeschwindigkeit zu bestimmen, bei der Methode, die der Franzose Fizeau anwandte, recht deutlich. Er bestimmte sie mit Hilfe einer irdischen Lichtquelle. Dazu bedurfte es der Konstruktion eines sinnreich zusammengesetzten Apparats; diesen erfand Fizeau, und als er ihn in Funktion treten ließ, entdeckte er dieselbe Zahl, die Römer gefunden hatte. Letzterer wurde durch zufällige Beobachtungen, die er machte, als sein Augenmerk auf etwas ganz andres gerichtet war, auf die Sache geführt; Fizeau sann darüber nach, wie er die schon gemachte Entdeckung auf künstliche Weise neu dem Menschen vorführen könne. So entdeckte Röntgen durch zufällige, nebenbei gemachte Beobachtungen, während er mit etwas anderm beschäftigt war, die nach ihm benannten Strahlen und konstruirte oder erfand nun seinen Apparat, durch den er die aufgefundnen Strahlen näher studiren konnte. Daß diese Strahlen, wie der Verfasser des Artikels mit obiger Ueberschrift sagt, „nur unter Bedingungen vorkommen, die der Mensch herstellt, der Künstler, der Gelehrte, der mit Luftpumpe und andern Werkzeugen moderner Naturbewältigung arbeitet,“ dürfte doch wohl nicht ganz zutreffend sein. Viel wahrscheinlicher ist es, daß sie überall vorkommen, aber in relativ so geringer Intensität, daß ihre Wirkungen auf das Auge des Menschen zu schwach sind, um wahrgenommen werden zu können. Jetzt, da man von ihnen Kenntnis genommen hat, ist es durchaus nicht unwahrscheinlich, daß sie schnell auch anderswo als nur an den künstlich konstruirten „Röntgen-Maschinen,“ so möchte ich für einen Augenblick die Hittorfschen Röhren nennen, werden beobachtet werden. So ist es ja in unzählig vielen Fällen gewesen. Ein einmal aufgefundnes chemisches Element hat sich bald nach seiner Entdeckung in vielen andern Verbindungen gefunden. Die elektrische Energie, die am Bernstein entdeckt wurde, fand sich nachher ebenso am Siegellack, am Glas, am Hartgummi u. s. w.

Ob nun wieder „einige von den Naturgesetzen daran glauben müssen“? Gern möglich. Es ist ja mit den Naturgesetzen eine eigne Sache. Das in Worten ausgedrückte Gesetz kommt gewiß auf Rechnung des erkennenden Geistes. Worte sind etwas Menschliches und mit der Endlichkeit des Menschen und der Beschränktheit seines erkennenden Geistes selbst etwas Unvollkommnes. Sie drücken auch immer nur etwas aus, was innerhalb gewisser Grenzen richtig ist. Bisweilen sind diese Grenzen so enge, daß sie leicht anzugeben sind: z. B. Gase dehnen sich proportional der Wärme aus, d. h. solange ihre Temperatur ihrem Kondensationspunkte nicht nahe ist. Wenn das Licht aus einem dichtern in einen dünnern Körper gehen soll, so ändert sich seine Richtung nach einem bestimmten Gesetze, d. h. bis zu einer bestimmten Grenzrichtung, darüber hinaus findet überhaupt kein Uebergang in den dünnern Körper statt. Bei andern Gesetzen müssen wir immer hinzufügen, daß sie gelten, soweit die Beobachtungen dafür sprechen. In der That lassen sich mathematische Formeln, in die physikalische Gesetze gekleidet werden, wohl so abändern, daß sie innerhalb des menschlichen Beobachtungsbereiches dieselben Werte geben, wie die ursprünglichen, bei beliebig weit gezognen, der Beobachtung nicht mehr zugänglichen Grenzen dagegen erheblich abweichende Resultate vorführen. Welche dann die richtigen sind, läßt sich nicht entscheiden. Der Verfasser des angezognen Artikels hat daher darin völlig recht, wenn er Gott nicht erscheinen lassen will als die Quelle dieser vielleicht mit manchen Fehlern oder Mängeln behafteten, vom

Menschen aufgefundnen Gesetze; aber die Quelle aller wirklich vorhandnen, uns vielleicht unbekannten Regeln, nach denen sich die Vorgänge im natürlichen Geschehen abspielen, ist Er doch. Wie wäre Er sonst der Herr über alles, und damit allerdings etwas andres als nur eine geistige Kraft, die sich lediglich in Naturgesetzen auswirkt! H Wagner

Kostias Gebet

Skizze

Ein Herbsttag in Petersburg.

Es nebelt, und in feinen Tropfen spritzt das Naß den Leuten ins Gesicht. Blatt auf Blatt sinkt gelb und dürr wie mit matten Flügeln auf die Wege des Squares nieder. Schwarz schaut die schwere Kuppel St. Isaaks hinab auf das hastende Gewimmel von Menschen da unten, die mißmutig ihre Regenschirme aufspannen und mit aufgeschlagnem Kragen oder hochgeschürztem Rock nach Hause stapfen.

Ein hochaufgeschossener junger Mensch von ungefähr sechzehn Jahren sieht mit Unmut auf seine kotbespritzten Stiefel und winkt mit der Miene eines Kavallerieobersten einen Iswoschtschik*) herbei. Das kleine Gefährt mit dem unter den Bogen, die Duga, in die Gabel gespannten Pferdchen kommt herbeigerasselt. Erfreut beugt sich der Kutscher vor. Der runde, hohe, aufgekrempte Hut und der mit einem roten Gürtel zusammengehaltene lange, blaue Kaftan triefen von Nässe.

Wladimirskaja, ein Grivenik!**) sagt der Knabe.

Der Kutscher schüttelt den Kopf: Fünfundzwanzig Kopeken! erwidert er.

Fünfzehn!

Zwanzig!

Dann steh, bis du anwächst. — Der junge Mensch wendet dem Kutscher den Rücken.

Belieben Sie! ruft der Iswoschtschik und fährt rasselnd hinter ihm drein, und der junge Herr kriecht unter das Lederdach, unmutig an der Unterlippe nagend.

Blond, die Backenknochen ein wenig vorstehend, die Nase ein bischen breit, die grauen Augen etwas verloren und träumend blickend, den vollen Mund leicht aufgeworfen, so sitzt er nachlässig im Wagen, in der dunkeln Uniform seines Gymnasiums. Die Beine streckt er von sich, so gut es geht. Ein großes Paket Bücher hat er neben sich liegen, dem er von Zeit zu Zeit einen unwilligen Blick spendet. Er zündet sich eine Zigarette an und wirft sie halbaufgeraucht wieder fort, indes das leichte Gefährt, den Kot um sich spritzend, mit Windeseile durch die Straßen saust.

Endlich hält es. Der junge Mensch steigt gemächlich aus, wirft dem Kutscher mit Gönnermiene seine fünfzehn Kopeken in die Hand und steigt die Treppe hinauf.

In seinem Zimmer angekommen, fliegen die Bücher auf den Tisch, die Mütze auf einen Stuhl, er selbst aufs Sofa. Dort liegt er wohl eine halbe Stunde lang. Endlich erhebt er sich und setzt sich an den Tisch, den Kopf auf die Hand stützend.

Kostia, das war sein Name,***) war sehr betrübt, und sein Kummer drückte sich sinnbildlich darin aus, daß er den Federhalter ergriff und ihn langsam und mit schwerem Herzen zerkaute. Er war ebenso empört als betrübt, was er durch unterschiedliche kräftige Bisse bewies, die er dem schon zerkauten Instrument beibrachte, auf das er seine Gefühle entlud.

Der große Tisch, an dem er saß, war mit den Zeugen seiner Marter beladen. Die dicht bedruckten Seiten der Deutschen, Lateiner und Franzosen grinsten ihn an mit feindseligem Hohne, und die unruhigen Historiker, Geographen und Rechenmeister schienen boshaft in ihren Einbänden zu kichern. Sie erinnerten ihn an berühmte Leute, deren Geburt er gern ungeschehen gemacht hätte, an Länder, die er unerforscht wünschte, und an Quadratwurzeln, die er nicht zu ziehen den Mut fand.

*) Droschkenkutscher.
**) Zehn Kopeken.
***) Abkürzung von Konstantin.

Und Kostia stöhnte.

Er stand vor dem Klassenwechsel, vor dem Examen. In seinem sechzehnjährigen Kopfe dämmerte eine Ahnung auf, daß er durchfallen würde. Ein Gefühl von Bitterkeit beschlich ihn. Wie ungerecht! Warum mußte gerade er sich so quälen mit diesen verwünschten Büchern und doch nichts erreichen, wenn so und so viele andre mit Leichtigkeit bestanden? Er blickte zur Zimmerdecke auf und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Sein Gewissen, das sich gewöhnlich im Zustande eines gesunden Schlummers befand, erwachte einmal und sagte: Höre, Kostia, mein Lieber, du bist das ganze Jahr ziemlich faul gewesen!

Als ob ich allein faul gewesen wäre, antwortete Kostia der schüchternen Stimme seines Innern; ich bin ebenso wie die andern, nur daß sie mehr Glück haben als ich!

Sie geben sich aber manchmal Mühe, und du niemals, — wendete das Gewissen ein mit einem Ansatz zum Ernstwerden.

Dummes Zeug! murrte Kostia und brach die Unterhandlung gähnend ab, denn sie fing an, ihn zu langweilen.

Er wandte sich einem Hefte zu, dem er seine Gedanken über Suworow anvertrauen sollte. Da genannter Herr wenig oder gar keinen Eindruck in seinem Gedächtnis hinterlassen hatte, so blieb das Heft vorläufig leer bis auf die Ueberschrift.

Kann mir denn kein Mensch helfen? dacht er, die Feder eintauchend, kein Mensch in dem ganzen, großen Rußland?

Plötzlich kam ihm ein Gedanke.

Er legte den Federhalter hin und stützte den Kopf wieder auf. Wozu ist eigentlich Gott im Himmel da? — fragte er sich. Ein Gelübde? Hm! Er brauchts ja nicht umsonst zu thun. Wenn ich durchkomme, schenkt mir Mamascha doch Geld, und auf ein paar Rubel soll es mir nicht ankommen.

Er stand auf, trat in die Ecke, wo die Lampe vor dem Gottesbilde brannte, und bekreuzte sich.

Hóspodi Bosche,*) betete er, mach jetzt, daß ich durch das Examen komme; wie, ist mir einerlei. Ich will dir auch etwas dafür geben. Eine große Kerze gelobe ich dir, in St. Isaak. Eine für drei Rubel, hörst du? Ganz bestimmt. Amen.

Und dann kehrte er zurück zu seinem Tisch, sehr erleichterten Herzens.

Nu, Suworow, sagte er leise, mit dir wollen wirs kurz machen.

Er tauchte seine Feder ein, sah auf zur Decke und erwartete eine Eingebung. — —

— — Kostia fiel durch.

Einige Sonntage grollte er mit dem Herrgott und ging nicht zur Messe.

Als er sich eines Sonntags wieder dazu entschloß, nach der Isaakskirche zu gehen, betrachtete er mit einer Art von Verachtung einen der großen Leuchter, die die geweihten Kerzen tragen, denn diejenige, die er gelobt hatte, kaufte er nun natürlich nicht, da der Herrgott auf den Vertrag nicht eingegangen war.

Er zuckte die Achseln. Hóspodi, dachte er, du hast nicht gewollt; ich habe das Meinige gethan. Was konntest du noch mehr verlangen als eine dicke Kerze für drei Rubel? Was wohl, das möcht ich wissen. K von Doering

Verschiedenes

(Noch einmal die Schriftfrage) Es ist in den letzten Jahren so viel im allgemeinen über die Bibel, ihre historische Beschaffenheit, ihre Autorität für den Glauben, ihre Stellung in der Theologie u. s. w. verhandelt worden, daß eine gewisse Uebersättigung der Gemüter nicht zu verkennen ist. Man hat den Eindruck, es sei wohl vorläufig nicht weiter zu kommen. Die Gegensätze, die sich aufgethan haben, sind so tiefe, daß eine Verständigung sich vor der Hand als gänzlich aussichtslos darstellt. Da muß das praktische Leben, das uns mehr und nachdrücklicher belehrt als alles Raisonnement, erst wieder seine heilsame Zucht an den „Richtungen" üben. Vielleicht, daß wir in zwanzig Jahren gelernt haben, uns wechselseitig mehr zu schätzen und kraft dessen besser zu verstehen; vielleicht, daß wir bei getrenntem Marschieren uns einmal

*) Herr Gott.

begegnen zum „Schlagen“ und dann auch die Formel finden, in der wir uns einigen über das, was uns die Bibel ist und sein soll. Lieb haben wir sie alle, und fahren lassen will sie niemand.

Wenn ich so den Eindruck habe, daß wir aus der jetzigen Situation nicht länger Anlaß nehmen sollten, die Bibelfrage prinzipiell zu diskutiren, so könnte ich auf eine neuerdings erschienene Abhandlung über diese Frage das Wort anwenden: Ende gut, alles gut. Denn diese Abhandlung geht auf neue Gesichtspunkte über und stellt die Frage wieder in weitere Zusammenhänge fruchtbarer Art. Das Predigerseminar der Brüdergemeinde zu Gnadenfeld in Oberschlesien hat für das Studienjahr 1895—1896 zum erstenmal einen Bericht erscheinen lassen, der in willkommner Weise dem Außenstehenden Kunde von der Einrichtung des theologischen Studiums daselbst, den Lehrkräften, den Studirenden, dem Lehrplan giebt. Herr Paul Kölbing als derzeitiger Direktor hat diesen Bericht verfaßt und ihm zugleich eine treffliche, gründliche Abhandlung beigegeben über das Thema: Die heilige Schrift als oberste Norm der christlichen Glaubenserkenntnis. Leider macht der Titel des Gesamtwerkchens gar nicht darauf aufmerksam. Er lautet einfach: „Jahresbericht des theologischen Seminariums der Brüdergemeine in Gnadenfeld vom Studienjahr 1895/96.“ (In Kommission bei der Unitätsbuchhandlung in Gnadau, Provinz Sachsen, 1 Mark.) Es wäre sehr zu bedauern, wenn die Abhandlung unbemerkt bliebe. Herr Kölbing hat sich vor kurzem durch eine Abhandlung über den Begriff der Gerechtigkeit Gottes bei Paulus aufs vorteilhafteste bekannt gemacht. Man wird in seinem guten Vorurteil nicht getäuscht durch seine neue Arbeit. Zwar nehme ich Anstand, in der Christlichen Welt darüber ausführlich zu berichten. Denn es scheint mir nach den gründlichen, gediegnen Referaten G. v. Rohdens im vorigen Jahrgang hier gerade nicht am Platz, alsbald wieder auf die Bibelfrage näher einzugehen. Dennoch soll auch hier auf Kölbings Aufsatz hingewiesen werden. Nach lichtvoller Darstellung der in der Litteratur zu Tage getretnen Gegensätze auch unter den wissenschaftlich gerichteten Theologen tritt Kölbing selbst in die Untersuchung von dem Gesichtspunkt aus, daß er prinzipiell den Denk- oder Erkenntnisfaktor im Glauben erörtert und von da aus Thatbestand und Wert der Bibel, besonders des Neuen Testaments, für eben den Glauben beleuchtet. Ich bin entschieden mit Kölbing der Meinung, daß der Erkenntnisfaktor in den meisten Erörterungen über den Glauben heutiges Tags zu kurz kommt und meine eben um deswillen, daß Kölbing die Bibelfrage in fruchtbarer Weise in ein neues und tieferes Fahrwasser überführe. F Kattenbusch

(Christentum und Naturwissenschaft) ein Beitrag zur Apologetik von Lic. E. G. Steude. (Gütersloh, Bertelsmann. 2,40 Mk., geb. 3 Mk.) enthält die schon in den „Neuen Jahrbüchern für deutsche Theologie“ veröffentlichten Aufsätze, die einen Ausgleich zwischen der modernen Naturwissenschaft und dem biblischen Christentum erstreben nach dem Grundsatze Suum cuique. Man wird dem Verfasser zustimmen, wenn er fordert, daß die Naturwissenschaft innerhalb des ihr eigentümlichen Gebiets anerkannt werden muß, daß sie aber nicht für ihre über das Gebiet der Naturwissenschaft hinausgehenden philosophischen Spekulationen gleiche Geltung beanspruchen darf. Auch wird man gern dem Verfasser darin beipflichten, daß die Naturanschauung der Bibel nicht zu einem wesentlichen Stück des Christentums gemacht werden dürfe. Zum mindesten fraglich aber bleibt, ob die Forderung berechtigt ist, daß „das, was Christus über Gott und Mensch und Welt und über ihr Verhältnis zu einander gesagt und verkündigt hat,“ unbedingt festgehalten werden müsse. Der Verfasser wird zugeben, daß er mit dieser Forderung die Naturanschauung Christi zu einem wesentlichen Stück des Christentums macht, eine Forderung, die heute nur noch dem Standpunkte einer geringen Anzahl von Theologen entspricht. Vielmehr wird man Professor Kähler beistimmen, der in seiner Schrift: „Jesus und das Alte Testament“ (Leipzig, Deichert, 1896) S. 40 sagt: „Hat sich nun die Gottheit in Christo allen Schranken des Fleisches ebens unterzogen, um uns gleich zu werden, warum nicht den Grenzen, ie unserm Erkennen von Natur und Geschichte gezogen sind? Namentich auch darin, daß jenes Erkennen nur durch stufenweises Lernen im usammenhange der Menschheitsentwicklung zum Ziele strebt?“ und S. 41: „Stellen sich aber etwa Unrichtigkeiten in seinen Aussagen über ie Natur und über Vergangenheit oder Zukunft heraus, so beeinträchigen sie nicht die Wahrheit seines Zeugnisses von Gott und göttlichen Dingen, von dem Licht in uns und dem Licht für unsre Wege.“

Nachdem der Verfasser im ersten Abschnitt ausführlich die verschiednen apologetischen Versuche in betreff des biblischen Schöpfungsberichts beleuchtet hat, unterzieht er im zweiten Abschnitt eine Reihe von Schriften der neuern Zeit, die einen Ausgleich zwischen Christentum und Naturwissenschaft angestrebt haben (Alexander Schweizer, Lang, Frohschammer, H. Wagner, Dahl, Andresen, Schmid, Drummond), einer kritischen Prüfung. Im dritten Abschnitt behandelt der Verfasser „Das Wesen der Naturwissenschaft“ und im vierten „Die Grenzen des Naturerkennens.“ Wir hätten gewünscht, daß der Verfasser diese beiden besonders lesenswerten Abschnitte in den Vordergrund gestellt hätte. Die Winke, die der Verfasser für christliche Apologetik giebt, werden dem Theologen, der sich vor Fehlern apologetischer Methode hüten will, beherzigenswert sein, und wer von Nichttheologen sich über die wissenschaftlichen Kämpfe in der Gegenwart, soweit sie das Verhältnis des Christentums zur Naturwissenschaft betreffen, orientiren will, dem sei Steudes Beitrag zur Apologetik bestens empfohlen. Try

(Onesimus) Ein biblisch-sozialer Vortrag nebst einigen nachträglichen Zusätzen von D. Pötter, Generalsuperintendent. Gütersloh, Bertelsmann, 1896. 34 S. 50 Pfge.

Dieser Vortrag, den die Verlagsbuchhandlung „den geehrten

Herren Rezensenten zu besondrer Beachtung“ empfiehlt, verdient eine solche weniger seines Inhalts, als der Person des Verfassers wegen. Hätte ein Andrer auf dem Theeabend eines Jungfrauenvereins — denn bei solcher Gelegenheit ist der Vortrag charakteristischerweise gehalten — so geredet, dann hätte man ihn trotz seiner vielen Trivialitäten und mancher absprechenden, meist schiefen Urteile wegen seiner fließenden Sprache und erbaulichen Absicht für sein Publikum für ganz geeignet halten und seinem harmlosen Stillleben überlassen können. Daß aber ein Generalsuperintendent mit einer so naiven Unkenntnis der Dinge, über die er spricht, zu Werke geht, darf nicht ungerügt bleiben. Ein so herbes Urteil öffentlich aussprechen zu müssen, ist mir um so schwerer, als der Verfasser den schönen Zweck verfolgt, die durch die soziale Bewegung verwirrten Sinne „zur Einfältigkeit in Christo“ zurückzuführen. Denn eine Selbstbesinnung auf die Grundgedanken des Evangeliums, zu der Pötter anregen will, halten auch wir allezeit und besonders in dem unruhigen Getriebe unsrer christlich-sozialen Arbeit für notwendig. Wenn Pötter davor warnt, das Christentum als eine rein diesseitige Größe aufzufassen, so werden selbst wir „modernen Theologen,“ denen er das nicht zutraut (S. 11), ihm zustimmen und lieber jede soziale Reform als das Evangelium von Gottes ewigem Erbarmen und vom ewigen Leben fahren lassen. Chiliastischen Träumen von einem Himmel auf Erden sind wir nicht minder abhold als er. Auch darin stimmen wir mit ihm ganz überein, daß eine Aenderung des Weltsinnes, daß die Bekehrung des Willens der entscheidende Punkt ist, den die Verkündigung des Evangeliums nicht aus den Augen verlieren darf. Es mag soziale Predigten, ja es mag sogar sozial gesinnte Prediger geben, die in der Betonung dieser entscheidenden Grundwahrheiten zu wünschen übrig lassen; es wird im Interesse der Christlich-Sozialen liegen, solche Auswüchse bei Zeiten zu beschneiden. Aber der verhängnisvolle Irrtum Pötters besteht darin, daß er solche wirkliche oder nur von Zeitungsschreibern erfundne Ausschreitungen, die naturgemäß dem Fernerstehenden vorzüglich ins Auge fallen, für das Ganze hält. Er kennt eben weder die christlich-soziale Bewegung noch die Nöte der Gegenwart; er kennt sie weder durch eigne Mitarbeit noch durch eingehendes Studium, und doch schreibt er dagegen. Da wird er sich nicht wundern können, daß man ihm das moralische Recht zum Bußruf nicht einräumt, sondern ihn bittet, sich vor allem mit dem bekannt zu machen, worüber er spricht.

Es lohnt wirklich nicht, auf Einzelheiten einzugehen. Herr Pötter hat von der Lage des Industriearbeiters nur sehr undeutliche Vorstellungen, obwohl ihm ein Wort von der Sklaverei mancher heutigen Arbeiter mit unterläuft, das ein Christlich-Sozialer nicht aussprechen dürfte, ohne einen Sturm der Entrüstung hervorzurufen (S. 13); er kennt weder die einzelnen Notstände unsers Volkslebens, wie etwa den wirklichen Bestand der Arbeiterwohnungen, noch kennt er die nationalökonomische Wissenschaft (S. 25, 26). Ja, es muß festgestellt werden, daß selbst die Proben von Theologie, die er giebt, nicht die besten sind. Denn daß nach dem Neuen Testament das Ziel der Weltentwicklung ein großes Grab sei (S. 10), ist ebenso einseitig wie der Satz, daß der bekehrte Christ „sein Verflochtensein in menschliche Ordnungen immer irgendwie als ein Leiden“ empfinde (S. 19), oder daß die äußerlichen sozialen Verhältnisse mit dem Glück eines Christen, der doch immer Mensch bleibt, durchaus nichts zu thun haben (S. 20).

Die positiven Gedanken, die der Verfasser aufstellt, sind dürftig genug. Das „christliche Haus“ (S. 15), Gründung von Jünglings- und Jungfrauenvereinen (S. 28), eine radikale Erneuerung des Katechumenats (S. 31), eine Predigt ohne Geniekultus und Byzantinismus, die Reich und Arm mit gleichem Maßstab mißt (S. 22 f.), die sichtbare Darstellung des „Einer in Christo Jesu,“ woran noch vieles fehlte — aber diese nur in dem Gotteshause — (S. 23), dies alles sind allbekannte und brauchbare Mittel, die aber nicht genügen, um dem Evangelium die ihm gebührende Stellung in unserm Volke zu erhalten oder neu zu gewinnen. Eben deshalb ist es betrübend, daß ein ernster und aufrichtiger Christ, wie der Verfasser es gewiß ist, über den christlichen Sozialismus so vorschnell aburteilt. Nützen, fürchte ich, wird das Büchlein wenig. Es wird höchstens in manchen noch unreifen Gemütern die ersten Funken einer neu aufglühenden Begeisterung zertreten, es wird auch von manchen Interessenten im Kampfe gegen die Christlich-Sozialen ausgebeutet werden. Ein Anlaß zur Selbstbesinnung wird es für diese deshalb schwerlich werden, weil es ihre Notwendigkeit und Bedeutung völlig verkennt. Titius

Quittung

Für Armenien: (die mit * versehenen Gaben ausdrücklich für die armenischen Waisen): 200 Mk. gesammelt durch die Mitglieder des geistlichen Stadtministeriums in Hannover, 2. Rate; 79 Hälfte der Kollekte im Akademischen Gottesdienst in Marburg; 60 von M B, Kirchwärder; 54 aus der Gemeinde Bleckede; 20 von C St, Frankfurt a. M.; 19,39 gesammelt durch Schwester M in Ravensburg; 12 durch Z. Riede; je 10 von E, Wiesbaden*; durch F, Bartenstein; 6,40 von P, Dresden; 5 von F A in M*; 1 von A S, Marburg.

Für Klein-Namaland: 5 Mk. von E, Wiesbaden.

Für die Konfektionsarbeiter in Berlin: 5 Mk. von F A in M.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 25 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt
in Frankfurt a. M. und den benachbarten Gebieten

treffen sich bis auf weiteres **an jedem ersten Montag im Monat nachmittags 5—7 Uhr** in Frankfurt a. M., **Rosenau**, Reuterweg 8. Auch Frauen sind willkommen.

Student der Theologie
aus Lausanne s. Stelle (während der Ferienzeit) in einer Familie als Hauslehrer oder Gesellschafter. Geringe Gehaltsansprüche, Reisevergütung. Offerten sub **C D 200** an **Rudolf Mosse**, Lausanne.

Zu verkaufen für nur **M. 105**
Herzogs Realencyklopädie der protest. Theologie. 2. (neueste) Aufl. 18 Bde. Hfz. geb. (Neupreis Mk. 216), durch
Alfred Lorentz,
Antiquariat, Leipzig

Soeben erschien:

Naumann, Pfr. Fr. **Was heißt Christlich-Sozial?**
Zweites Heft. Preis Mk. 1,80.
Inhalt: **Evangelisch-soziale Kongresse — Freih. v. Stumm — Bismarck — Stöcker — Zum christl.-soz. Programm — Kons. Christentum — Sozialdemokr. Landprogramm — Die geächteten Pastoren.**

Naumann, Pfr. Fr. **Was heißt Christlich-Sozial?**
1. Heft. 2. Aufl. Mk. 1,40.
Inhalt: Christlich-Sozial — Christlich-sozialer Geist — Stellung zur Sozialdemokratie u. s. w.

A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung (G. Böhme), Leipzig

Wer noch schwankt, wohin er seinen Sommerausflug lenken soll, der verschaffe sich schnell ein Büchlein, das ihm die rechten Wege weisen kann, wie kaum ein andres. Der Verfasser ist zwar ein Gelehrter, Professor Dr. Kinzel, aber er versteht es, mit solcher Frische, so gutem Humor und mit so praktischem Geschick zu schreiben, daß niemand es bereuen wird, sich seiner Führung anvertraut zu haben. Das Buch heißt: **Wie reist man in Oberbayern und Tirol?** Ein Buch zum Lust- und Planmachen. (Verlag von Fr. Bahn in Schwerin i. M., Preis 1 Mk. 80 Pfg. für die zweite, vermehrte Auflage.) Aus der eignen Freude am Reisen geboren und auf langjährige Erfahrung gegründet, zeigt das handliche Büchlein, wie man mit Genuß und Nutzen ohne viel Geld im Gebirge reisen und auf dem Hin- und Rückwege noch manche schöne Stadt besuchen kann. Die beigegebnen Karten und Stadtpläne zeichnen sich durch Klarheit und Weglassung alles Ueberflüssigen aus.
Dr. Robert König im „Daheim"

Für die Trinitatiszeit!

Simonsen, Joh. (Pastor in Katharinenheerd), **„Herr, lehre uns beten!"** 10 Predigten über das heilige „Vater unser." 117 Seiten. 8°. 1893. Broschirt 1,60, in eleg. Leinwandband gebunden 2,40 Mk.

„Der Verfasser ist als tüchtiger Kanzelredner bekannt, und auch diese Predigten zeichnen sich aus durch innige Wärme und Begeisterung, sowie durch eine edle, das Herz ergreifende Sprache. Mögen sie Eingang finden in recht viele Christenhäuser, nicht allein in der Gemeinde, der sie zunächst dargeboten sind, sondern weit darüber hinaus, sie haben es wahrlich verdient, und der Segen wird nicht ausbleiben." (Elberfelder Nachrichten Nr. 2789.)

„Auf dem alten Grunde stehend und erbaulich." (Sonntagsblatt fürs Haus. Breklum, den 29. Oktober 1893.)

„Diese Predigten werden trotz der reichen Predigtlitteratur über das Vaterunser sich bald viele Freunde erwerben." (Theolog. Anzeiger 1893 Nr. 3.)

J. Krause, Verlag, Halle a. S.

Heimstätte

Eisenach in Thür., Frauenberg 39, I. Töchter guten Hauses finden jederzeit freundlichste Aufnahme zur Fortbildung in Wissenschaften und Haushalt. Vorzügliche Empfehlungen. Näheres durch Frl. **Mosche**, Vorsteherin, staatl. wissenschaftl. gepr. Lehrerin.

Suche zu **kaufen**:

Weizsäcker, Zeitalter, 2. Aufl.
Luther, Psalmenerkl., Stuttgart
„ Episteln, „
„ Evang., „
Geist aus Luthers Schriften, 4 Bde
Geß, Christi Person
Hofmann, Commentar
Martensen, Ethik
Ritschl, Rechtfertigung
Köstlin, M. Luther, 2 Bde
Starcke, Synopsis, alte Ausg.
Lange, Licht und Recht, bibl., 1734 Fol.
Meyer, Commentar
Strack u. Z., Commentar
Holtzmann, „
Luthardt, Johs. Evang.
Beyschlag, Leben Jesu
„ Neutest. Theologie
Pfleiderer, Alles
Achelis, Prakt. Theologie, 2 Bd.
Frank, Sittlichkeit, Wahrheit, Gewißheit.

J. Krause, Antiquar. Halle, a. S.

Junge Mädchen finden Ausbildg. i. Haushalt, i. Sprachen, Litteratur u. Handarbeit. Zimmer für **Erholungsbedürftige.** Schöne Gegend, gesunde Lage.
Frau verw. Oberpfarrer **Naumann**, geb. Ahlfeld, und Töchter
Schwarzenberg i. Erzgeb. (K. Sachsen)

Kürzlich ist erschienen:

Geschichten aus Holstein
Erzählungen
von
Charlotte Niese
Fein gebunden 3 Mark 50 Pfge.
Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 9.

Soeben erschien:

von Nathusius, *D. M.*, Prof. an der Universität in Greifswald, **Was ist christlicher Sozialismus?** Leitende Gesichtspunkte für evangelische Pfarrer und solche, die es werden wollen. Zweiter Abdruck. Gr. 8°. 48 S. *M* 0.60.

Valeton, *D. J. J. P.*, Prof. an der Universität in Utrecht, **Christus und das Alte Testament.** 8°. VIII, 60 S. *M* 1.—.

Knoke, *D. K.*, Professor an der Universität in Göttingen, **Das Göttinger Rektorenseminar** im Winter 1895/96. Gr. 8°. 88 S. *M* 1.20.

Seyring, Dr. F., Oberlehrer, **Führer durch die Litteratur des evangelischen Religionsunterrichts** an höheren Schulen. 1886/95. Gr. 8°. VIII, 101 S. *M* 1.60.

Voelker, K., Rektor, **Leben und Lehre Jesu nach den vier Evangelien.** Für das Bibellesen und den Katechismusunterricht in Schule und Haus. Mit einer Karte von Palästina. Gr. 8°. XVI, 284 S. *M* 3.—, in Kall. geb. *M* 4.—.

Martin Luther dem deutschen Volke geschildert in 48 bildlichen Darstellungen von Gustav König und geschichtlicher Ausführung von Julius Koestlin. Gr. Lex. 8°. IX, 108 S. Text mit 48 Kupfern in Prachtband. Geb. *M* 12.50.

Diese neue Auflage des bekannten Werkes ist ein ganz neues Buch, sie gewinnt dadurch besondere Bedeutung, daß an Stelle des früheren, veralteten Bildertextes Julius Koestlin ein zusammenhängendes Lebensbild des Reformators in gemütvoller und durchaus volkstümlicher Weise dazu gegeben hat. Einer besonderen Empfehlung dieses neuen Luther-Prachtwerkes bedarf es daher nicht.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Bei uns erschien:
(Zeitfrag. d. christl. Volkslebens Bd. XXII. H. 3)

Armenien

Beitrag zur Kenntnis der Geschichte der kirchlichen und äußeren Verhältnisse des Landes
von
Spanuth-Poehlde
Preis 80 Pfg.

In unsrer Zeit, da die grausame, von den christlichen Mächten in keiner Weise gehinderte Verfolgung und Niedermetzelung der Armenier durch die Türken ungeschwächt fortgeht und von den teilnehmenden Christen Westeuropas und Nordamerikas beklagt wird, kommt diese, über Armenien und die Armenier sehr gut und nach eigener Anschauung orientirende Schrift sehr erwünscht. Sowohl über die Geschichte und über die kirchlichen Zustände Groß- u. Kleinarmeniens als auch über Land u. Leute und über die fast gleich schlechte Behandlung durch Türken, Perser und Russen, erhalten wir hier genaue und zuverlässige Nachricht. Allen, die sich für die Armenier interessiren, kann die Schrift empfohlen werden.
(Das Volk, 96. Nr. 121).

Chr. Belsersche Verlagsbhg. Stuttgart

Pianinos, Harmoniums,
von *M* 350.— an, von *M* 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel,
Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph
in **Giessen** Nr. 162.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 26 — Leipzig, den 25. Juni — 1896

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Christlich-soziale Mitarbeit ein Gewinn für das innere Leben — Der deutsche Altkatholizismus: 1. Die altkatholische Bewegung — Die geheimen Fesseln der wissenschaftlichen und praktischen Theologie — Eine „Christusausstellung“ — Professor D. von Nathusius und der christliche Sozialismus — Nochmals Schrenk — Der Abt von Himis und das „unbekannte Leben Jesu“ — Verschiedenes: Das Ende der Bewegung gegen das Duell; Studentische Roheit; Parteiwörter; Legendenbildung — Zur Beachtung — Quittung — Anzeigen

Christlich-soziale Mitarbeit ein Gewinn für das innere Leben

Darum, meine lieben Brüder, seid fest, unbeweglich, und nehmet immer zu in dem Werk des Herrn; sintemal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn. 1. Kor. 15, 58.

In den letzten Wochen und Monaten ist viel darüber gestritten worden, ob der Pfarrer ein Recht habe, soziale Arbeit zu thun. Und im Zusammenhange damit ist dann auch wieder der Zweifel aufgetaucht, ob die soziale Frage die Kirche, d. h. die Christen, überhaupt etwas anginge.

Diese Fragen, die im Grunde nur eine sind, hat man meistens so angefaßt, daß man dem Begriffe der Kirche den Begriff der sozialen Ordnung gegenübergestellt und nun nachgewiesen hat, wie beide sich an gewissen Punkten berühren und aufeinander einwirken, sodaß eine Loslösung und Trennung beider Gebiete unmöglich ist. Ich gestehe, daß mir bei dieser Beweisführung immer noch ein ungelöster Rest übrig zu bleiben scheint. Denn von der Kirche des Glaubens und dem Pfarrer in abstracto gilt vieles, was die Kirche auf Erden und der Pfarrer, wie er einmal ist, weder zu leisten noch zu tragen vermag. Es ist z. B. unzweifelhaft, daß die Kirche auch ein dringendes Interesse an der Kunst hat, aber daraus folgt doch noch nicht, daß der Pfarrer nun Romane schreiben oder Verse schmieden soll. Ich war deshalb dem zweiten Referenten des in Rede stehenden Themas in Stuttgart besonders dankbar, daß er die Frage nach dem Rechte und den Schranken der Beteiligung des Pfarrers an den sozialen Kämpfen so scharf als eine Gewissensfrage, d. h. als eine Frage für den Einzelnen gefaßt hat. Dabei scheint mir der Unterschied zwischen dem einzelnen Pfarrer und dem einzelnen schlichten Christen ganz nebensächlich. Das Entscheidende ist, ob auch eine außerhalb des nächsten Berufs geübte soziale Thätigkeit Recht und Pflicht ist. Denn für die berufsmäßigen Nationalökonomen und Politiker ist selbstverständlich die Arbeit an den Problemen ebenso „Pflicht und Schuldigkeit,“ wie für den Lehrer seine Stunden und für den Richter seine Sitzungen. Aber die Antwort, die uns in Stuttgart auf jene richtig persönlich gewendete Frage erteilt wurde, ist nun doch wieder zu negativ, um genügen zu können. Wir hörten nur von den Gefahren, die die Beschäftigung mit diesen Dingen in sich birgt, und wurden vor das Resultat gestellt: Der Pfarrer darf sozialpolitisch wirken, wenn er es vermag, dieser Gefahren für sein Amt und seine sittliche Persönlichkeit Herr zu werden. Das ist aber nur die eine Seite der Sache. Denn eine Arbeit, eine Beschäftigung ist nicht schon deshalb christlich-sittlich, weil sie dem innern Menschen und dem besondern Beruf keine Gefahren bringt. Das unverwischbare Kennzeichen echter Reichsgottesarbeit ist vielmehr dies, daß der Mensch, der sie treibt, dadurch in seinem persönlichen Christentum gestärkt, vertieft, gefördert wird. Nicht darnach haben Christen irgend eine Arbeit, die sie thun, zu bemessen, ob sie das, was die Menschen gemeinhin Erfolg nennen, einträgt, sondern nur dann ist sie nicht vergeblich in dem Herrn, wenn unsre sittliche Persönlichkeit daran wächst und reift.

Dürfen wir von einer Teilnahme an den sozialen Kämpfen einen innern Gewinn für unser Christentum hoffen? Immer mit der Einschränkung, daß die Verschiedenheit der Anlage, des Temperaments, der innern Anfälligkeit auch die Antwort auf diese Frage beeinflussen, wird man doch behaupten dürfen, daß die Beschäftigung mit den sozialen Dingen dem Christentum des Einzelnen eine Reihe wertvoller Impulse und Motive darbietet.

Und der erste Impuls wird dabei der zum Dank sein. Daß wir über der Welt einen Gott wissen, der mich samt allen Kreaturen geschaffen hat und erhält — welch einen vollen Klang gewinnt dies Glaubensbekenntnis angesichts der wirtschaftlichen Ordnung des Volkslebens. Denn wir müßten ja blind sein, wollten wir verkennen, wie weit Gottes Geist auch dies Lebensgebiet bereits erobert hat, und wie die Kräfte, durch die es vor Verwüstung und Verwilderung bewahrt wird, eben die Kräfte des christlichen Gewissens sind. Darum hört ein christlicher Sozialist auch aus dem Elend und Weh, das um die hohen Essen herum wohnt, keinen Verzweiflungsschrei, sondern nur ein Ziel setzendes, Ernte verheißendes „Noch nicht“ heraus. Und diese Zuversicht wiederum wandelt sich ihm in den kräftigsten Impuls zu ernster Arbeit der Liebe, verleiht ihm Milde und Lindigkeit in der Beurteilung der Sünde und treibt ihn, sich ganz zu einem Werkzeug des Geistes Gottes hinzugeben.

Aber vielleicht mehr noch als durch die Erkenntnis der Aufgabe, die das Christentum auf sozialem Gebiete bereits gelöst oder noch vor sich hat, wird die Frömmigkeit des Einzelnen durch das Nachsinnen darüber befruchtet, wie das Christentum diese Wirkung auszuüben pflegt. Der Geist Gottes hat auf Erden nur einen Anknüpfungspunkt: das ist der Geist des Menschen. Eine andre Leitung der Kräfte des Himmels in das Treiben der Erde als durch das Herz des Christen giebt es nicht. Christenmenschen schaffen eine christliche Welt. Gerechtfertigte richten Ordnungen der Gerechtigkeit auf. Das ist die Weise Christi. Und deshalb kommt ein Christ, dem die Augen für die Aufgaben des Christentums in der Welt aufgeschlossen sind, gar nicht darum herum, sich selbst vor die Frage zu stellen: Bin ich ein Christ?

Und das sollte kein Impuls zum Wachstum im Glauben sein?? So oft sich uns diese Frage aufdrängt, bewegt sie unser Herz zu demütigem Dank. Schon daß wir es sehen, wie Brüder not leiden, und einen Drang empfinden, uns ihrer anzunehmen, daß wir, was ist, messen an einem das sein soll, daß wir den Menschen höher achten als die Verhältnisse und Einrichtungen, ja als Krone und Haupt der geschaffnen Welt anerkannt zu sehen wünschen: schon das ist Wirkung des Geistes

Christi in uns, ist nicht Erkenntnis von Fleisch und Blut, sondern Offenbarung unsers Vaters im Himmel.

Aber freilich, wieviel Vorwurf und Anklage tönt doch auch aus dieser Frage jedem, der es mit seinem Christentum ernst nimmt, entgegen! Die Mächte, die sich draußen dem Schöpferwalten Gottes entgegenstemmen, kennen wir aus der eignen Erfahrung. In uns streiten sie ebenso wie in der Welt gegen Gott: die Selbstsucht, die für sich erraffen und behalten, die Trägheit, die Vorurteile und veraltete Gepflogenheiten nicht abthun, der Trotz, der sich nicht beugen, die Gleichgiltigkeit, die sich nicht zusammen nehmen will. Die schwersten Siege des Christentums über die Welt wollen in der eignen Brust erfochten sein. Ohne unabläßiges Lauschen auf die Stimme des Gewissens, ohne Uebung in der Selbstverleugnung wird niemand ein Christlich-sozialer. Wollen wir für Christus arbeiten, müssen wir ihn erst an uns arbeiten lassen. Denn der Ernst unsers persönlichen Christentums: das ist die Macht, der Gott den Sieg über die Welt verheißen hat.

So reicht die Beschäftigung mit der sozialen Frage dem Einzelnen immer neue Impulse zum Danken und Bitten, zum Glauben und zur Buße dar. Um unser inneres Leben nicht zu berauben, um der Gefahr der Erstarrung und Verengerung auszuweichen, können wir es nicht lassen, uns mit diesen Dingen abzugeben. Ebenso wenig, wie ein Baum sich verbieten läßt, aus dem Boden der Erde Kraft des Wachstums dem Himmel entgegen zu ziehen. Wir wissen: es ist Werk des Herrn, das wir treiben, denn wir haben erfahren, daß unsre Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn, d. h. gesegnet für unsern inwendigen Menschen. E F

Der deutsche Altkatholizismus

Ueberſicht: 1. Die altkatholische Bewegung; 2. Gründung der Kirche; 3. 4. Entwicklung der Kirche; 5. Schlußurteil.*)

> „Für den Historiker ist der Altkatholizismus in seinem jetzigen Bestand eine Thatsache, eine Phase der christlichen Kirchengeschichte.“ Die geschichtliche Stellung u. s. w. S. 68.

1. Die altkatholische Bewegung

Der Augenblick, in dem die Wahl und die staatliche Anerkennung des zweiten altkatholischen Bischofs sich ohne Anstand vollzogen hat und die „an dem alten katholischen Glauben“ in Deutschland fest haltende Protestkirche damit die Frucht der erfolgreichen und klugen Wirksamkeit ihres ersten Bischofs, des heimgegangnen Reinkens, geerntet hat, scheint geeignet, um einen Rückblick auf die nun gerade viertelhundertjährige Geschichte dieser deutschen katholischen Kirche unter dem Kreuze zu richten. Vielleicht wird es möglich sein, durch Festhalten des rein historischen Standpunkts der Betrachtung eine Kontroverse zu vermeiden, wie sie die frühere Behandlung der Angelegenheit in diesem Blatte veranlaßt hat (2. Jahrgang, 1888). Man wird der „Altkatholizismus“ benannten religiösen und kirchlichen Bewegung nicht gerecht, wenn man sie mit den den Protestanten geläufigen Begriffen von Reform, Kirche und Evangelium mißt. Wird man ihr aber nicht gerecht, so verschließt man sich auch das Verständnis für einen der größten Momente neuerer deutscher Geistesgeschichte, der eben vom Beginn der „altkatholischen Bewegung“ bis zur eigentlichen Gemeindegründung reicht, von 1870 bis 1872.

Der Altkatholizismus datirt von dem Beschlusse des vatikanischen Konzils am 18. Juni 1870 über die päpstliche Unfehlbarkeit.

Bis zu diesem Tage bekämpften sich in der römisch-katholischen Kirche zwei Richtungen, von denen keine die andre hatte bezwingen können, eine „katholische“ und eine „römische,“ anders ausgedrückt: eine konstitutionelle und eine absolutistische. Sie

*) Vergl. **: Die geschichtliche Stellung und Aufgabe des deutschen Altkatholizismus. Leipzig, 1895. — W. Beyschlag, Bischof D. Reinkens und der deutsche Altkatholizismus. Halle, 1896. — F. Nippold, Erinnerungen an Bischof Reinkens. Leipzig, 1896.

hatten erbittert mit einander gerungen auf dem Konzil zu Trient, das römische Konzil 1869 bis 1870 ward berufen, um die Entscheidung herbeizuführen.

Die „katholische“ Richtung fand die Einheit der Kirche in der übereinstimmenden Lehre und Praxis aller Jahrhunderte und sah als die Hüter dieser Einheit und zugleich als die Vertreter einer berechtigten nationalen Mannichfaltigkeit innerhalb der Grenzen des reinen Dogmas und des reinen Kultus die Bischöfe an. Der römische Bischof auf dem Stuhl des Petrus war nur der Repräsentant der numerischen Einheit, der Ehrenpräsident des Ganzen. Nur die Bischöfe mit dem Papst zusammen bilden die gesetzgebende Körperschaft, das allgemeine Konzil. Dieser Ideenkreis ist ausgebildet worden auf den großen Kirchenversammlungen des fünfzehnten Jahrhunderts, ihm hatte sich nolens volens auch noch 1545 der Papst gefügt, als er zur Rettung der Kirche aus äußerster Gefahr das Konzil von Trient berief. Aeußerlich hatte sich dort der Gedanke behauptet. — Die „römische“ Richtung ist in Theorie und Praxis das Werk der mittelalterlichen kirchlichen Entwicklung, also älter wie die katholische in ihrer theoretischen Ausbildung. Darnach beruht die Einheit der Kirche auf der Einheit ihres Hauptes. Wie Christus das Haupt der unsichtbaren Kirche, seines „mystischen Leibes“ ist, so ist der Nachfolger Petri als Christi Statthalter das sichtbare Haupt. Die Kirche ist sozusagen kein Staatenbund unter einem Präsidenten, sondern ein Einheitsstaat; die Provinzialregenten sind nur Statthalter des einen gottgegebnen Herrschers.

Beiden Richtungen liegt keine verschiedne Auffassung der Religion zu Grunde. Die Verbindung mit Gott ist nach beider Meinung nur garantirt durch die Zugehörigkeit zu der von Gott selber eingerichteten Kirche. Aber innerhalb dieses einen Kirchenbegriffs ist die erste Richtung konservativ, rücksichtsvoll gegen alle berechtigten weltlichen, nationalen und Bildungsinteressen, human, urban und evangelisch, die zweite ist radikal, unduldsam, fanatisch, revolutionär. Ihre eigentliche Triebkraft sind die Jesuiten. Die erste Richtung ist damit zufrieden, wenn die Kirche eine einflußreiche Stellung in dieser Welt einnimmt, die zweite erstrebt die unbedingte Herrschaft der Kirche über die Welt als in Gottes Namen. Beide Richtungen können sich auf große Vorgänger berufen, die erste auf die Mehrzahl der Kirchenväter, die alle noch vom Papsttum nichts wußten, die zweite auf die Mehrzahl der großen Päpste und die großen kirchlichen Philosophen des Mittelalters. Die katholische Richtung allein kann sich auf die Entscheidungen der allgemeinen Konzilien berufen. Mit einem auf der gesetzlichen Grundlage der Glaubensfreiheit und vollen Parität, sowie voller Souveränität des Staats auf seinem Gebiete beruhenden Gemeinwesen ist nur die erste Richtung vereinbar. Darum hatten alle machtvollen katholischen Regenten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts und ausnahmslos die des achtzehnten Jahrhunderts mit allen Mitteln dieses System aufrecht erhalten. Es war innerhalb der offiziellen Kirche neben dem andern mindestens gleichberechtigt, wenn auch angesichts des kanonischen Rechts in der Gestalt, wie es kodifizirt vorlag, nicht alleinberechtigt.

Erst im neunzehnten Jahrhundert machte die päpstliche Richtung in allen katholischen Gebieten die größten Fortschritte, nicht bloß durch die Thätigkeit der Jesuiten, sondern auch durch die mißleiteten konservativen Instinkte der Regierungen und der politischen Parteien, vor allem aber durch die gewissermaßen religiöse Idee einer geistlichen Weltherrschaft des gekrönten Priesters, die einem romantischen Traum entsprang, der in Deutschland zuerst geträumt worden war.

Ist der Kirche allein die Aufgabe gestellt, das Menschengeschlecht zu Gott zu führen, wodurch vermag sie besser dieser Aufgabe zu genügen: durch ein vielköpfiges Regiment mit seinen Durchschnittsmaßregeln, oder durch die straffe Einheit, für die Gott selber die Garantie übernimmt? Diese Frage, die einem evangelischen Christen völlig fern liegt, da er allein in Evangelium und Sakramenten die Träger des heiligen Geistes findet und einer Regimentseinheit gar nicht bedarf, mußte nun beantwortet werden. Es geschah in der Konzilsabstimmung vom 18. Juli 1870, die dem Papst auch ohne Zustimmung der Kirche,

also eventuell auch gegen die Kirche die lehramtliche Unfehlbarkeit zusprach, die er sofort urbi et orbi verkündigte.

Nur zwei unter den anwesenden Bischöfen hatten mit Nein gestimmt, aber in der vorläufigen Abstimmung hatten fast alle deutschen und österreichischen Bischöfe, andrer zu schweigen, sich gegen das Unfehlbarkeitsdogma erklärt. Ihr Fehlen bei der entscheidenden Abstimmung verlieh diesem Akt den Schein einer überwältigenden Majorität, während doch die in der Opposition befindlichen Kirchenfürsten zusammen gegen 30 Millionen Katholiken repräsentirten, damals ein Sechstel aller Römisch-katholischen.

Jenem Beschluß folgte die Vertagung des Konzils auf dem Fuße; bald darauf nahm der Kirchenstaat mit der Einnahme Roms durch die italienischen Truppen ein Ende.

Aus dem Protest gegen die Konzilsbeschlüsse und die darauf folgende Haltung der deutschen Bischöfe entsprang zunächst die altkatholische Bewegung in dem wunderreichen ersten Frühling des deutschen Reiches 1871, dessen Jubiläum man auch nach dieser Seite hin feiern sollte. Sie knüpft sich an den Namen Döllinger.

Der von der gesamten katholischen Welt als der unbedingt erste schon längst anerkannte Gelehrte hatte es vom ersten Augenblick an, wo die eigentliche Absicht des Konzils offenbar geworden war, an Warnungen an die Bischöfe und an Aufklärung des katholischen Deutschlands über die Tragweite des neuen Dogmas in Zeitungsartikeln und Büchern nicht fehlen lassen; ihm fiel also die Führerrolle zu, nachdem alle Bischöfe der Opposition, die teilweise mit unwiderleglichen geschichtlichen Gründen die Unfehlbarkeit bekämpft hatten, sich um der Einheit der Kirche willen unterworfen hatten, und was sie eben erst als unkatholische Lehre verworfen, ihren Diözesanen als Glaubenswahrheit vorstellten.

Selbst ein Bischof Hefele, der noch am 14. September 1870 an Döllinger geschrieben hatte: „etwas, was an sich nicht wahr ist, für göttlich geoffenbart anzuerkennen, das thue, wer kann," that als letzter in Deutschland diesen Schritt. Dieser wissenschaftlich hervorragendste, selbständigste und subjektiv ehrlichste der Oppositionsbischöfe hat in einem abgenötigten Geständnis auch den Grund für diese jedem schlichten Verstand und Gewissen unfaßbare Verleugnung einer erkannten Wahrheit enthüllt. Es ist ihm, wie er sagte, nach fünf Monaten gelungen, „in aufrichtiger Unterordnung seiner Subjektivität unter die höchste kirchliche Autorität, sich mit den vatikanischen Dekreten zu versöhnen, während die Partei seiner ehemaligen Freunde immer deutlicher und unaufhaltsamer einem Schisma entgegensteuere."

Sieht man davon ab, daß vermutlich, wenn man staatlicherseits rechtzeitig den Oppositionsbischöfen einige Aussicht auf Schutz eröffnet hätte, im Falle sie die Sache der Regierungen gegen ein Dogma führten, das den Papst zum Herrn über die politischen Meinungen seiner Unterthanen macht, sie sich wohl nicht so sehr beeilt hätten, ihre Unterwerfung anzumelden, so ist der eigentliche quasi religiöse Grund ihres geistlichen Selbstmordes der Glaube an die um jeden Preis, auch um den der moralischen Herabwürdigung und der intellektuellen Selbstvernichtung zu erkaufenden formalen Einheit der Kirche. Es ist genau der Glaube, der auch den Jesuitenorden beseelt. Also der Gedanke der Einheit der Kirche in Einem Haupt, der „römische" Gedanke, hatte über die Männer, die ihrem bischöflichen Berufe nach auf dem Konzil die katholische Einheit der Uebereinstimmung der Vielen zu verteidigen hatten, bereits gesiegt, als sie zum Konzil kamen. Das beweist aber, daß die päpstliche Partei die damaligen Bischöfe und die Weltverhältnisse richtig beurteilt haben. Anders war es in der katholischen Laienwelt Deutschlands. Wer die spannungsreichen Monate vor der Konzilsentscheidung im Frühjahr und Sommer 1870 im Umgange mit gebildeten und frommen Katholiken verlebt hat, weiß, wie nahe denen die Sache ging, und daß die vom Rhein ausgehende Adressenbewegung, an der sich eine ganze Reihe von spätern Häuptlingen der ultramontanen Partei beteiligte, kein bloßes Scheinmanöver war. Die ungeheuern Kriegsereignisse drängten aber die ganze Frage in den Hintergrund, und erst mit dem Waffenstillstand und mit dem Reichsfrieden kam die Bewegung wieder zu Kraft.

Nachdem Döllinger in einem klassischen Briefe an den Erzbischof von München vom 28. März 1871, den er sofort veröffentlichte, „als Christ, als Theolog, als Geschichtskundiger und als Bürger" seinen begründeten Protest gegen die neuen Glaubensdekrete aufrecht erhielt, mit dem Hinweise darauf, daß „Tausende im Klerus, Hunderttausende in der Laienwelt so dächten wie er," trafen Zustimmungsadressen mit Tausenden von Unterschriften aus allen katholischen Gegenden ein, die den Exkommunizirten zum Ausharren ermunterten. König Ludwig II. von Bayern bezeichnete ihn in einer Zuschrift als „Fels der Kirche," und eine mit mehr als 12000 Unterschriften bedeckte Münchner Adresse wagte es, den König geradezu aufzurufen, sich an die Spitze des geistigen Kampfes „gegen welschen Uebermut und welsche Unwissenheit" zu stellen.

Bereits im August 1870 hatte Döllinger eine kleine vertrauliche Versammlung von Konzilsgegnern — lauter Professoren — nach Nürnberg berufen; zu Pfingsten 1871 veranlaßte er die öffentliche Erklärung eines größern Kreises von einunddreißig Hof-, Staats- und Kommunalbeamten, Professoren und Lehrern, Priestern und Laien, die die Hoffnung aussprach, „der jetzt ausgebrochne Kampf werde die längst ersehnte und unabweisbar gewordne Reform der kirchlichen Zustände in Verfassung und Leben herbeiführen." Damit sagten diese Männer ihren seitherigen kirchlichen Obern den Gehorsam auf. Als Ziel erschien ihnen eine Gliederung der katholischen Welt in nationale Kirchen unter der Führung des Primats und des Episkopats, im Einklange mit Wissenschaft und Weltkultur, schließlich die Vereinigung aller getrennten christlichen Glaubensgenossenschaften, also das katholische Ideal der Einen Weltkirche. Sie hofften dabei auf die Erhebung von Tausenden von Gesinnungsgenossen in der Kirche und auf den Beistand der durch das neue Dogma in seinen Fundamenten bedrohten Staatsgewalten. Mittlerweile hatten sich auch an vielen andern Orten Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz Komitees für die „katholische Bewegung" gebildet, die alle ihre Delegirten zu dem im September 1871 zu München veranstalteten großartigen Katholikenkongreß (mit über achttausend Zuhörern) schickten. Dieser bekannte sich feierlich zu dem alten katholischen Glauben mit Ausschluß der ihm zuwiderlaufenden neuen Dekrete, hielt fest am Rechte der Mitgliedschaft zur Einen katholischen Kirche, verlangte eine Reform der Kirche unter verfassungsmäßiger Teilnahme des Volkes, Anbahnung der Wiedervereinigung der christlichen Konfessionen, bessere Erziehung des Klerus, Verwerfung des Jesuitenordens und Aehnliches. Zugleich aber beschloß er, daß an allen Orten, wo sich das Bedürfnis einstellte, eine regelrechte Seelsorge einzurichten sei. Dagegen hatten neben Döllinger, der aller besondern Gemeindebildung widerstrebte, sich nur noch zwanzig Stimmen erklärt. Döllinger muß gehofft haben, daß durch Eingreifen des Staates oder sonstige Umstände doch noch eine Umkehr wenigstens eines Teils des hohen Klerus zu erreichen sei, und auch ihn ängstigte das „Schisma." Von da an hielt er sich der Gemeindebildung fern und übte keinerlei Einfluß auf die nun entstehende altkatholische Kirche aus. Der eifrigste Vertreter dieser Gemeindebildung war der seit seinem ersten Bekanntwerden mit den Absichten der Jesuiten in der Sammlung einer Oppositionspartei katholischer Gelehrten unermüdlich thätige Prager Jurist von Schulte, Westfale, von 1873 an Professor in Bonn, der Präsident der meisten Altkatholikenkongresse und durch seine europäische Stellung als Kanonist von anerkannt katholischer Rechtgläubigkeit ähnlich wie Döllinger zur Führung berufen. Der zu München beschlossene Schritt, für protestantische Gemüter etwas verhältnismäßig Leichtes, bedeutete für katholisch Gesinnte außerordentlich viel, nämlich den vorübergehenden Verzicht auf die Herrlichkeit der großen universalen Kirche, neben der man sich ein unscheinbares Hüttchen bauen mußte. Natürlich hielt man den Staaten gegenüber, die das Unfehlbarkeitsdogma als durchaus unverbindlich zurückgewiesen hatten, den Anspruch fest auf den Anteil an kirchlichen Gebäuden, Pfründen und Stiftungen, den man als rechtlich anerkannter Katholik vor dem 18. Juli 1870 besessen hatte. Einzelne Staaten, Preußen und

Baden, haben in ihren spätern Altkatholikengesetzen dieses Recht im Prinzip anerkannt. Dem viel weiter gehenden Anspruch der Protestkatholiken, daß der Staat sie als die einzigen alten Katholiken anzusehen habe, denen „eigentlich alles gebühre," hätte der Staat nur Folge leisten können, wenn er sich ein rechtliches Urteil über eine religiöse Kontroverse beimaß und indem er seine seitherige Gepflogenheit aufgab, die Angelegenheiten der katholischen Kirche mit deren „Oberhaupt" zu verhandeln. Daran war nicht zu denken. Hätte aber z. B. Preußen rechtzeitig den Grundsatz aufgestellt, allen Katholiken einen der Kopfzahl entsprechenden Anteil am Kirchenvermögen zu gewähren, und hätte man altkatholische Priester, hinter denen ihre Gemeinde stand, im Besitz ihrer Pfründe geschützt, was sofort im ersten Falle versäumt wurde, so wäre vermutlich ein namhafter Teil des niedern Klerus der alten Lehre treu geblieben. Vom bayerischen niedern Klerus schien damals (aus dem Adressenkampf zu schließen) die Hälfte auf Döllingers Seite zu stehen.

Aber der von dem Grafen Bismarck angesichts des Konzils gegen die Stimme des damaligen bayrischen Ministerpräsidenten, jetzigen Reichskanzlers Fürsten Hohenlohe, eingenommne Standpunkt der Nichteinmischung in die innerkirchliche Frage verhinderte eine rechtzeitige Stellungnahme der Regierung gegenüber der so aussichtsvollen Bewegung. Der spätere Kulturkampf nützte den Altkatholiken nur soweit, daß er eine ihren Ansprüchen günstigere Stimmung herbeiführte. Den Gang nach Kanossa bekamen sie dann insofern zu spüren, als sie seitdem ein ständiges Angriffsobjekt für die Zentrumspartei sind.

Bringt man die altkatholische Bewegung auf einen einfachen Ausdruck, so ist sie der von dem christlichen, wissenschaftlichen und nationalen Gewissen einer nach Tausenden zählenden Schar von gebildeten Katholiken, denen es wirklich um die Kirche zu thun war, ausgehende Protest gegen den von dem Papst unter Leitung der Jesuiten ausgeführten Staatsstreich, durch den die seither zu Recht bestehende Verfassung der Kirche umgestoßen und an die Stelle einer beschränkten Monarchie die Alleinherrschaft des römischen Universalbischofs gesetzt wurde. Dieser Staatsstreich involvirte bei dem seitherigen Haupte der Kirche den Abfall vom Glauben der Kirche, die formale Häresie, und berechtigte nach altem katholischem Glauben die Unterthanen des Hauptes dazu, ihm solange den Gehorsam zu verweigern, bis dieser Makel beseitigt war.

Karl Sell

Die geheimen Fesseln der wissenschaftlichen und praktischen Theologie

Aus einem nachgelassenen, unvollendetem Werke Friedrich Wilhelm Dörpfelds hat G. von Rohden eine Anzahl zusammenhängender Fragmente veröffentlicht.*) Die Arbeit an dieser Schrift war ein Herzensanliegen des Verewigten. So wie er ihren Plan entworfen hatte, wäre sie wohl überhaupt nie zur Ausführung gelangt. Denn von vierzehn Kapiteln eines ersten Teils liegen hier auf 180 Seiten nur zwei in annähernder Vollständigkeit vor. Allein was den Verfasser bewegte, wird auch aus diesen Bruchstücken zu erkennen sein.

Der Schulmann will zum Lehrer der Theologen werden, ohne dabei seinen eigentlichen Lebensberuf außer Acht zu lassen. Denn der Pädagogik im weitesten Sinne, einer „Gesamtpädagogik, die auch die Erwachsenen umschließt und darum füglich »Anthropogogik« heißen könnte," soll auch die Theologie dienen. Dörpfeld findet aber, daß ihre Unterweisung zur Seligkeit ihren Zweck nicht erfüllt. Das ist handgreiflich, wenn man beachtet, wie der Protestantismus sich innerhalb der Christenheit eine seinen Ursprüngen unbekannte Selbstbeschränkung auferlegt hat. Er hat die Absicht scheinbar aufgegeben, in katholischen Gebieten eine Propaganda im großen Stil zu treiben. Bei allem Streit, der herüber- und hinüberwogt, ist die Zweiteilung der europäischen Welt nach konfessionellen Gesichtspunkten eine ausgemachte Thatsache. So viel Klage darüber geführt werden mag, niemand denkt daran, diesen Zustand zu ändern. Dörpfeld empfindet ihn wie eine Selbstanklage, die sein protestantisches Gewissen erhebt. Und er stellt sich für ihn mit durchaus gleichem Gewicht neben die andre Thatsache, die wir alle ausnahmslos beklagen: die Entfremdung der eignen Glieder, zumal der Gebildeten, von der Kirche. Nur daß sich Dörpfeld wohl hütet, die Schuld an dieser Entfremdung bei den Andern, der Welt, Bildung, Wissenschaft u. s. w. zu suchen. Die Thatsache datirt „seit Speners Zeit — d. h. seit dessen Verwerfung." Die Hauptlast der Schuld fällt also auf die alte Orthodoxie zurück, ohne freilich daß irgend eine liberale Richtung ihre Hände in Unschuld waschen dürfte. Also Dörpfeld stimmt hier mit Brieger überein.*) Männer, die einander so fern zu stehen scheinen: der bibelfeste Schulmann und der kritische Kirchenhistoriker sind in der Anklage gegen den Betrieb der „kirchlichen" Theologie einig. Wie läßt sich die schwere Beschuldigung begründen? Worin bestehen die „geheimen Fesseln," die den Protestantismus in seiner Lehre hindern, sich als wirkungsvolle, lebendige Macht an den Fremden wie an den eignen Gliedern zu erweisen?

Es ist eine geschichtliche Frage, die damit aufgeworfen ist. Von dem Gebiet der Kirchengeschichte aus sucht sie auch Dörpfeld zunächst zu beantworten. An der Wiege des Protestantismus steht die erste von Luthers 95 Thesen:

> Da unser Herr Christus spricht: Thut Buße, meinet er, daß das ganze Leben seiner Gläubigen eine stete unaufhörliche Buße sein solle.

Rückwärts wie vorwärts wirft dies Wort ein helles Licht auf den Gang der Kirchengeschichte. Es bietet geradezu den „Schlüssel zur katholischen wie zur evangelischen Kirchengeschichte." Denn „die beiden vermeintlichen Grundprinzipien" der Reformation, das materiale: die Gerechtigkeit aus dem Glauben, und das formale: die alleinige Normativität der Schrift, genügen zur Unterscheidung der beiden Kirchen nicht. Sie mögen an ihrem Orte Richtiges aussagen, aber sie verfolgen den Gegensatz nicht bis an seine Wurzel. Den letzten Grund der Trennung beider Kirchen bildet die Bußforderung. Roms Unbußfertigkeit findet in der Unfehlbarkeitserklärung des Papstes nur ihren prägnanten Ausdruck. In der Ueberschätzung der Tradition, in der Ueberhebung des Priestertums über die Laien, in der hochmütigen Gerichtsübung der einen Kirche an den mancherlei Ketzern liegt überall eine Versündigung an der Wahrheit vor, die in der Infallibilität der Konzilien, des Papstes geradezu zur obersten kirchlichen Pflicht erhoben wird.

> Anstatt der unaufhörlichen Buße hat man das schnurgerade Gegenteil gewählt, ein unaufhörliches Versündigen an der Wahrheit, und zwar an der Wahrheit, bei der es sich um das Heil der Seele handelt. Ob es wohl eine größere Sünde geben kann, als ein solches Sichverpflichten zu einem stetigen Versündigen?

Umgekehrt sieht Dörpfeld in Luthers Grundsatz ein unendlich fortwirkendes Motiv der Erneuerung:

> Die übrigen Thesen sind allesamt nur die bergende Hülle und Schale des unscheinbaren und doch die ganze Kirchen- und Weltreform in sich schließenden Wahrheitskerns. Diese Wahrheit, wenn sie einmal in ihrem Vollsinne klar und deutlich ausgesprochen ist, läßt der Menschheit keine Ruhe, bis alle ihre Forderungen vollständig ausgeführt sind. Was der Grundsatz gethan haben will, stetig und unaufhörlich, das ist Besserung in allem, was zum Wesen der Persönlichkeit gehört, also beides im Wollen und im Wissen oder im Leben und in der Lehre, und wiederum beides beim Einzelnen wie bei der Gemeinschaft.

Was also Dörpfeld durch Luthers These geboten findet, ist einerseits ein allumfassendes Streben nach Reform auf allen Gebieten des menschlichen Lebens und Wissens, es ist andrerseits doch durch die deutliche Beziehung auf die Ausgestaltung der Persönlichkeit auf ein klar erkennbares Ziel zugespitzt. Denn

*) Fr. W. Dörpfeld, Gesammelte Schriften. XI. Band. Zur Ethik. Aus dem Nachlaß des Verfassers herausgegeben von Dr. G. von Rohden. I. Die geheimen Fesseln der wissenschaftlichen und praktischen Theologie. Ein Beitrag zur Apologetik. II. Einige Grundfragen der Ethik. Gütersloh, Bertelsmann, 1895. XXXVII u. 268 S. — Dem Herausgeber sei es gestattet, bei dieser Gelegenheit berichtigend zu bemerken, daß das in Nr. 15 warm empfohlene von Dörpfeld begründete Evangelische Schulblatt nicht mehr von einer vielköpfigen Redaktion, sondern allein von Dörpfelds Schwiegersohn Pastor Dr. von Rohden in Dortmund geleitet wird.

*) Vgl. Briegers akademische Rede über „Die fortschreitende Entfremdung von der Kirche im Lichte der Geschichte." Leipzig, Hinrichs, 1894.

alle Buße faßt in erster Linie immer die moralische Gesinnung ins Auge. An Luthers These schließt sich wie eine selbstverständliche Folgerung oder auch wie eine unausgesprochne Voraussetzung Kants berühmter Satz:

Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille.

Von hier aus findet Dörpfeld den Weg zur Kritik am Protestantismus. Es ist Mitleid und Barmherzigkeit, was ihm dabei die Feder führt:

Ich knüpfe an eine Thatsache an, die jedem sowohl aus eigner Erfahrung wie aus Beobachtungen an Andern bekannt sein wird. Diejenigen, die religiöse Zweifel und Bedenken mit sich herumtragen, pflegen in der Regel dieselben in sich zu verschließen, weil sie sich scheuen, sie laut werden zu lassen. Woher diese Scheu? Weil sie wissen oder wenigstens fürchten, daß sie darob von ihrer Umgebung oder von ihren Vorgesetzten oder von den Geistlichen mißtrauisch angesehen werden würden. Es ist ihnen zu Mute, wie wenn sie dann schon halbwegs in den Bann gethan wären.

Diese unbestreitbare Thatsache stellt einen schleichenden Schaden in der evangelischen Christenheit vor Augen. Denn „das Zweifeln ist eine Kirchenkrankheit, die seit anderthalb Jahrhunderten epidemischen Charakter angenommen hat." Der Schaden ist aber um so größer, als man sich anscheinend wenig um ihn kümmert. Diese Leidenden werden nicht als solche angesehen und behandelt. Es mag etwas in der kirchlichen Luft liegen, was die Betroffnen nötigt, ihr Leiden als Schuld zu empfinden. Und Dörpfeld meint, dies Etwas zwar nicht in der Gesinnung, aber doch in der Denkungsweise der Gläubigen zu finden. Auch der Protestantismus hat es unterlassen, sich Luthers These mit all ihren Konsequenzen anzueignen. Das gilt in zwei Beziehungen: in der ethischen Beurteilung der Persönlichkeit und in der ethischen Begründung und Ausgestaltung der Lehre. Beides hängt aufs engste zusammen. Die Beurteilung des Ketzers in früheren Zeiten, des Zweiflers in unsrer giebt die Beweise dafür ab. Sie ist nur verständlich vom Standpunkt einer fertigen Lehre aus, die doch wieder irgendwie als unfehlbare Wahrheit gilt, und deren Annahme darum einen moralischen Wert begründet. Dem liegt ein irriges formales Dogma zu Grunde, das Dogma von der moralischen Pflicht des Glaubens.

Man weiß zwar, daß auf allen Profangebieten die These gilt und gelten muß, daß der denkende Mensch, der sich für oder gegen eine Ansicht zu entscheiden hat, stets nach den Gründen fragt und nur nach den Gründen sich entscheiden kann, und daß der Verstand, wofern er aufhörte nach den Gründen zu fragen und alles unbesehen annähme, was ihm vorgesagt wird, dann eben aufhören würde, Verstand zu sein, und auf dem Wege wäre, Idiotismus zu werden. Allein man meint, auf dem religiösen Gebiete liege die Sache anders. Hier gelte: der Kirchenlehre resp. der heiligen Schrift zu glauben, sei eine moralische Pflicht, und das wirkliche Glauben eine Tugend, mithin das Nichtglauben eine moralische Verschuldung.

Da haben wir das falsche formale Dogma. Darnach wäre dann in religiösen Dingen möglichste Leichtgläubigkeit etwas höchst Löbliches und Verdienstvolles; das Besinnen, Prüfen, Fragen nach den Gründen, kurz, das Denken etwas Unerlaubtes; das Zweifeln ein sittliches Straucheln, und das offenbare Nichtglauben, d. i. das Nichtüberzeugtsein, eine strafwürdige Sünde, — ungerechnet, was da herauskommt, wo dieses falsche Dogma richterlich gehandhabt wird.

Der Angriff auf dieses Dogma bildet den Kern von Dörpfelds Schrift. Man vergesse nicht, daß wir es mit den Ausführungen eines durchaus orthodoxen, bibel- und kirchengläubigen Mannes zu thun haben. Alles weist darauf hin, daß der Inhalt der überlieferten Lehre für ihn durchaus feststeht. Bis in die allgemeinsten Voraussetzungen hinein läßt sich das verfolgen. Die Lehre ist ihm durchweg der Gegenstand, dem der Glaube gilt, auf den er sich bezieht. Zwar sollte ein zweiter Teil der Schrift, der nur in flüchtigem Entwurfe vorliegt, gerade die Wahrheit begründen, daß „die göttlichen Offenbarungen nicht Lehrsätze, sondern Thaten" seien. Allein die Zweiteilung dieser Thaten in Schöpfungs- und Erlösungsoffenbarung, die Annahme, daß „der gesichertste Teil der Schöpfungsoffenbarung in der rationellen Ethik" bestehe, namentlich aber die all seinen Erörterungen zu Grunde liegende Anschauung vom Wesen des Glaubens erweisen ihn durchaus als einen Mann, der von den verbotnen Früchten moderner Theologie sich nicht hat verführen

lassen. Es sei denn, daß man dahin die energische Anknüpfung an Herbart — bei einem Pädagogen ja so verständlich —, im Zusammenhang damit die stark optimistischen Ausführungen über die Möglichkeit und die Wirkungen einer rationellen, d. h. aus ihren eignen Prinzipien und nicht „scholastisch" aus der Schrift geschöpften Ethik zählen will. Dem Vorwurf des Moralismus wird der ehrwürdige Schulmann hier schwerlich entgehen, während Andre vielleicht aus demselben rationellen Aufbau der Ethik die Möglichkeit einer religionslosen Moral als Konsequenz deduziren werden. Aber zwischen diesen beiden Extremen wird unser Urteil sich immer bewegen. Die „Selbständigkeit der Religion" setzt immer die Selbständigkeit der Moral in irgend einem Maße voraus, und umgekehrt die Vollkommenheit der Religion fordert ihre engste Verbindung mit der Moral.

Aber nicht in den Ergebnissen der vorliegenden Schrift liegt meines Erachtens ihr Wert. In Kreise, die sich sonst gegen theologische Neuerungen gern hermetisch verschließen, wird sie, hoffe ich, etwas Verständnis für die Unumgänglichkeit neuer Methoden zur Aufsuchung und Begründung alter Wahrheit tragen. Und wenn sie sich darum einen Beitrag zur Apologetik nennt, so möchte ich noch mehr hoffen, daß sie sich als ein Versuch der Friedensstiftung ausweise. Denn wie vieles wäre gewonnen, wenn die Einsicht sich ausbreitete, daß die Abkehr von alten Wegen weder im Unglauben der Zeit, noch in der Willkür und dem Hochmut Weniger begründet ist.

S Eck

Eine „Christusausstellung"

Ausstellung ist ein positives Merkmal unsrer Zeit, und der Komparativ von Ausstellung ist Sensation. Alle Kräfte strengen sich in dieser Richtung an. Heute nun, wo die große Gewerbeausstellung als Glanzzentrum Berliner und Fremde an sich zieht, macht unter andern Planeten, die selbständig auftreten, sich eine ganz kleine Ausstellung merkwürdig geltend.

Eine Christusausstellung! — Nicht mehr als neun Bilder, so geordnet, daß man sich ihnen nacheinander, nicht zugleich gegenüber sieht; die Umgebung bis zur Treppe und zum Straßeneingang hinab durch Perserteppiche und Cypressenlaub so gestimmt, daß der Beschauer sich ihrer nicht anders bewußt wird, als durch den Eindruck vornehmer Stille, und auf diesem Hintergrunde die ungeteilte Wirkung der Gemälde. Ein Katalog, dessen Ausstattung denselben sichern Geschmack kennzeichnet wie die gesamten Ausstellungsräumlichkeiten, bringt Auszüge von Briefen der vertretnen Künstler und weist die Vorstellungen auf, von denen sie geleitet wurden, als sie Jesus im Bilde zu zeigen versuchten.

Sie waren nicht aufgefordert, sich zu einer Umfrage über die Person Christi in ihrer Farbensprache zu äußern, sondern einzeln hat der Unternehmer sie gewonnen, um unabhängig voneinander diese verschiednen Auffassungen hinzustellen. Aber nicht nur die Künstler sollen zu Worte kommen; ganz überlegt hat der Unternehmer alle Reize der Aufgabe in seinem Brennspiegel sammeln wollen und im Vorzimmer ein Album ausgelegt, das die Urteile der Besucher aufzunehmen bestimmt ist. Und an der Auffassung der Bilder scheiden sich die Meinungen, die Ansichten äußern sich so verschieden, wie die Person Christi in der Entwicklung der Zeiten verschieden gefaßt worden ist.

Die christliche Kirche und die kirchliche Kunst sind Geschwister. Sie sind miteinander alt geworden, und je älter die Tradition vom Gottessohn wurde, je selbstverständlicher wurde es, ihn als den Ueberirdischen zu sehen, der das Leben mitlebt, aber nicht von ihm angefaßt wird. Dem, der ihn im Bilde darstellte, wurde eine unbeteiligte Würde maßgebend, denn für uns, die wir zwischen den Winden stehn, scheint das Ueberirdische da anzufangen, wo sich dem Sturm keine Handhabe bietet, um daran zu rütteln. Geboren mit dem göttlichen Beglaubigungssiegel, dem Heiligenschein, erschien er auf allen Bildern. Nicht in der Bewältigung des Erdenlebens lag seine That — der Göttersohn hatte die Bewältigung sicher —, sondern darin lag sie, daß er freiwillig dreiunddreißig Jahre menschlicher Zeitrechnung seinem ewigen Lebenstag einschaltete

und bei der Rückkehr in sein Himmelreich den Schreckensweg einschlug, der keinem von uns erspart bleibt, den Tod. Aus dieser Auffassung leiten sich die typischen Heiligenbilder her. Aber die einfache, ungedeutete Thatsache einer Leidenschaft, die vorbehaltlos für ihr Ziel auf den Tod zugeht, wirkt heute noch wie damals ohne Glorienschein. Darum haben die Künstler unsrer realistischen Zeit recht, wenn sie auf Heiligenattribute verzichten und bei der Darstellung Jesu versuchen, durch den Ausdruck ahnen zu lassen, daß aus diesem Menschen ein Heiland wurde.

Zwar ohne Heiligenschein, aber doch als Heiligenbild hat Brütt in Düsseldorf Christus gemalt. „Christus erscheint," beginnt das erläuternde Zitat aus seinem Briefe. Es ist richtig, Christus erscheint: das etwas Unkörperliche seiner Gestalt bestätigt es. Das Luftige des dämmrigen Raums ist technisch sehr gut, ebenso wie die vielen tadellos frischen Falten des weißen Kleides, die leer sind, wie der Ausdruck der Züge.

Arthur Kampf, der zweite Düsseldorfer, der in dieser Sache das Wort nimmt, hat im Gegensatz zu Brütt ganz auf die Annehmlichkeit verzichtet, mit seinem technischen Können das zu zeigen, was überlieferungsmäßig ist. Er hat es unternommen, sich eine Ansicht von der Sache zu bilden. Er hat nach der irdischen Abstammung seines Gegenstandes gefragt und einen Proletarier gefunden nach der Lebensführung und einen gesehen, der vieles auch Unausgesprochnes verstand und darum mehr Jammer erblickt hat als Andre. Die schweren Arbeiterhände, die Kampf sehr schön gemalt hat — namentlich die eine, die sich mit dem Ende der roten Gürtelbinde verflicht — hängen mutlos herab. Das Leben Andrer und sein eignes lasten auf ihm. Es ist ein aussichtsloses Werk, das vor ihm steht. Diese Erwägung drängt sich auf und verdrängt die Abneigung, die der roh gebildete Knochenbau, das ganze, wie es scheint, von der Natur widerwillig geschaffne Menschenbild erweckt.

Wieder in ausdrücklichem Gegensatz dazu steht das Werk von Gabriel Max. Er ist seit seinem dreiundzwanzigsten Lebensjahr Münchner. Aber bei ihm so wenig als bei Hans Thoma kann irgend eine Richtung oder Schule als maßgebend genannt werden. Er hat seinen eignen Gabriel-Max-Stil, so gut wie jener seinen Thoma-Stil, und wenn seine Farben nicht selten leuchten wie altvenetianische Farben, so bleibt ihm doch sein unverkennbares Eignes. Gabriel Max spielt mit dem Geisterhaften. Es ist nicht umsonst, daß seine Kinder, wie man sagt, mit Vorliebe „Gespensterles" spielen. Wenn Gabriel Max einen Frauenkopf malt mit den bekannten nonnenhaften Gewandattributen, mit diesen hypnotisirten, ins Leere gewendeten Augen und den breiten, weich und fest schließenden Lippen, so wirkt es wie eine beschwörende Aussage von Sinnenglut, die sich in ihrem Durst bescheidet, weil nichts sie stillen wird. Indem sie fesseln, bezeugen diese Köpfe die unheimliche Macht, die die rein körperliche Gegenwart der Schönheit ausübt ohne Handlung, auch ohne Gedanken. Mit dieser Macht hat Gabriel Max seinen Jesus ausgestattet. Um dem geschichtlichen Bilde näher zu kommen, hat er etwas von der Sinnlichkeit gestrichen und dafür die letzte Andeutung von Kraft eingebüßt. Er hat etwas Bewußtsein beigelegt, aber nur das Bewußtsein eigner Schönheit, die warten kann, bis sie wirkt — denn es wirkt gewiß, das Schönsein. Das alles mit dem ganzen Reiz Maxischer Farben und Maxischer Frauenschönheit, die er allein durch das unwesentliche Merkmal des leichten Bartes als männlich kennzeichnet. Ein sehr abstoßendes Bild!

Der zweite Sonderling in besonders ausschließlichem Sinn, Thoma, hat weit zurückgegriffen hinter die moderne Zeit. Er hat etwas gegeben, das man ein Monogramm Christi nennen könnte. In den ältesten Zeiten des Christentums war es Verabredung, unter dem Zeichen des Fisches Christus zu verstehen. In diesem, aber auch in keinem andern Sinn kann das Thomasche Bild als Christusbild gelten. Sowie die Anfangsbuchstaben der Namen und Titel Christi in dem griechischen Wort Fisch enthalten sind, so finden sich bei diesem Bilde eine Anzahl äußerlicher Merkmale dafür, daß es sich bei dem Dargestellten um Jesus handelt. Das Bild bedeutet einen Inhalt, aber es

zeigt ihn nicht. Es ist ganz bezeichnend dafür, daß Thoma in seinem Begleitschreiben den Rahmen besonders hervorhebt. Er hat ihn selber gemalt und darauf die Symbole der heiligen Geschichte angebracht: die Zeichen der Evangelisten, außerdem Aehre, Weinstock, Kreuz und Dornenkrone. Symbolisch ist auch das scharfe Blau gemeint, das mit uniformischer Treue im Himmel, im Gewand und in den Augen Christi wiederkehrt, die mit der ehrwürdigen Ausdruckslosigkeit byzantinischer Bilder das Reliquienhafte des Thomaschen Bildes besiegeln.

Wir wissen es ja, daß Thoma eigenartig ist, daß er sich seine Mittel selber wählt und unbekümmert um alte oder neue künstlerische Glaubenssätze die Wirklichkeit naturalistisch benutzt oder nach seinem Stil vergewaltigt, je nachdem es ihm paßt, aber mit seinen eigenmächtigen Händen pflegte er alles in eine gemeinsame Stimmung zu tauchen, und weil er diese schöpferische Macht hatte, durfte er alles. Die Probe darauf, ob jemand sich seine eigne Wirklichkeit schaffen darf, liegt eben darin, ob er sie schaffen kann. Und Thoma hat sich dieser Probe gegenüber bewährt. In diesem Fall aber bleibt er den Nachweis seiner Unverantwortlichkeit schuldig. Wir sehen ganz einfach eine hart gemalte Figur auf blauem Grunde, die gar nicht den Anspruch macht, die Gestalt als Luft zu umfließen, sondern sie schwer wie emaillirtes Metall umrändert. Dann einen Rahmen mit den ganz artigen Zugaben, den erwähnten Symbolen, die zu alt sind um als künstlerische Komposition zu dem Thema zu gelten, und in der Behandlung zu sehr wie nagelneue Gebetbuchvignetten wirken, als daß das Alter ihrer Ueberliefernng den Beschauer rühren könnte. Thoma sagt von diesem Werk: „Für mich bedeutet dies Bild etwas wie der Sammelpunkt für mein ganzes Schaffen." Gott sei Dank, er irrt sich. Auf der Höhe seiner Technik zeigt er sich bei der Behandlung einer Hand, die in Holbeinscher Weise gemalt ist — das will sagen in einer merkwürdig bescheidnen Weise, die mit einem einzigen Farbenton mit seinen hellern und dunklern Abstufungen eine Form in Meisterschaft modellirt. Im übrigen aber wird der Extrakt einer Lebensarbeit wie der Thomas anders aussehen als dieses Bild.

In Fritz von Uhde haben wir einen, der für die religiöse Malerei neue Bahnen gebrochen hat. Vor einer Reihe von Jahren bedeutete sein Name allein schon Sensation. Wenn er mit seinen vielumstrittnen Christusbildern vor das Publikum trat, seine ernste Heilandgestalt in der charakteristischen Tracht in deutsche Bauernstuben und Fischerhütten unsrer Zeit führte, so versetzte er damit eine stabile Spießbürgerphantasie in Entrüstung. Uhde findet sich bei der vorliegenden Aufgabe gewissermaßen in seinem Fach. Er hat Jesus oft gemalt. Er hat ihn gemalt unter Land- und Fischerleuten; er hat ihn gemalt zwischen Kindern, und der Ausdruck, den er in seine Erscheinung gelegt hat, rechtfertigt die Hingebung und den zutraulichen Ernst in den Kinderzügen. Uhde hat die deutsche Luft mit den bescheidnen Farbenmöglichkeiten so getreu geschildert und innerhalb ihrer feingestimmt und herzlich erzählt. Seine Landschaft, seine Behandlung der Luft hat einen intimen Ausdruck, wie die Bewegung seiner Gestalten und ihrer Züge.

Nun hat er wieder einen Christus gemalt, aber er bleibt hinter den andern zurück. Wieder flutet Luft um die Gestalt und badet die erhobnen Hände in Licht. Es ist, als wenn aus dem dreiteiligen Bilde der heiligen Nacht, die von der Dresdner Galerie angekauft ist, etwas von dem zauberischen Frühlichtgeflimmer mit hinüber gekommen wäre auf diese Gestalt. Als ob das Licht, das dort am Weihnachtsmorgen das Entzücken der Mutter über das kleine Leben auf ihren Knien aufgesogen hat und zurückatmet, auch hier dem Manne treubleiben wolle, der aus jenem Kinde erwachsen ist. Aber für diesen Mann wäre Kraft die erste Bedingung, und gerade die Kraft ist es, die ihm fehlt. Uhde hat wie immer die Bestechung durch Formenschönheit verschmäht. Es ist ein häßlicher Mann, der sich vor uns aufrichtet, dessen unförmlichem Munde Rede entströmt, die er durch die Bewegung erhobner Hände verstärkt, als wenn er andeuten wollte, daß, was er zu sagen habe, zu viel wäre, um mit Worten bewältigt zu werden. Dabei spricht sich Milde und Hoffnung in den Zügen aus. Eine Energie aber, die zugreifen

und schaffen würde, was sie als Ziel vor sich sieht, bezeichnen sie nicht. Wir würden uns gern einen der Hirten in diesem Bilde vorstellen, die wir auf der Uhdeschen Weihnachtsnacht mit geheimnisvoller Hoffnungsmiene durchs Dunkle wandern sahen. Jetzt ist er zurückgekommen und verkündet: „Uns ist wahrhaftig der Heiland geboren" — selber aber ein Heiland zu sein, liegt nicht in ihm. Auch technisch ist die Figur nicht glücklich. Uhde hat bei der malerischen Behandlung des Gegenstandes jene Wirkung im Auge gehabt, die entsteht, wenn das Licht scharf durch eine Oeffnung auf einen Davorstehenden einstrahlt. Es entsteht ein glühender farbiger Schein überall da, wo das Licht den Körper durchdringen kann und die Farbe des pulsirenden Bluts plötzlich im leuchtendsten Rot sichtbar macht. Das Ohr, die Hand, alle die Teile, die dem hineinflutenden Licht nicht zu kompakt entgegentreten, tauchen sich in die Blutfarbe und bringen überraschende Effekte hervor, die den zur Wiedergabe reizen, der die Kühnheit hat, sich daran zu wagen. Und kühn ist Uhde. Er hat mit Sonnenlichtern hantirt und die Sonne wirklich auf seine Leinwand gezwungen. Aber hier ist es keine Sonnenglut, es ist eine unmalerische Stimmung, ein unsympathisches branstiges Rot, das den Eindruck des Bildes beherrscht. Der Name Uhde bedeutet mehr für uns, als das, was er uns diesmal gegeben hat.

So wie Uhde, so hat auch Professor Skarbina in Berlin dem Licht zum großen Teil das Amt übertragen, seine Idee von Christus zum Ausdruck zu bringen. Aber treffender als Uhde ist es ihm gelungen. Ein durchleuchteter Regenbogenschimmer liegt über dem ganzen Bilde, und durchleuchtet, verklärt wirkt das Haupt des Mannes, der einsam aufgerichtet, mit gefalteten Händen dasteht. Aber unterhalb der Augen beginnt das Gesicht schwächlich zu werden. Es ist, als wenn sich alle Meisterschaft und Ausdrucksfähigkeit in Stirn und Augen gesammelt hätten. Mehr noch als die untere Partie des Gesichtes fällt die Gestalt ab. Es wirkt fast wie absichtlich, sodaß man im Zweifel ist, ob nach der Ansicht des Künstlers die Natur den Körper dieses Mannes auf Kosten des Geistes vernachlässigt habe, oder ob es die zufällige Darstellung Skarbinas ist, der alles Uebrige als unwesentlich empfand, als er die Augen mit voller Hingebung behandelte. Aber in Verbindung mit der mangelnden Kraft der Züge unterhalb der Augen bewirkt die engbrüstige Gestalt mit den vorgebeugten Schultern den Eindruck der Aengstlichkeit. Er ist in die Wüste geflohen und fürchtet sich. Auch dieser Christus trotz des wunderbaren Lichtes um Auge und Stirn ist nicht imstande, den Weg zu gehen, den Jesus ging.

Professor Zimmermann in München hat ebenfalls die Macht der Persönlichkeit in die Augen legen wollen. Dabei sind sie unnatürlich groß geworden. Ueber diesen Fehler muß man sich hinwegsetzen, um dann das Leuchten würdigen zu können, das nicht durch unbescheidne Ausnützung der weißen Glanzlichter bewirkt ist, wie der Augapfel sie als höchstes Licht auffängt, sondern mit dem Eindruck der Tiefe aus den dunkelblauen Augen hervorscheint. Auch bei Zimmermanns Christus hält der Mund den Augen nicht Stich. Er ist klein und etwas zusammengezogen, etwas schwächlich und wirkt mit den kleinen nervösen Händen zusammen, die übrigens mit Zimmermanns sichrer Technik gemalt sind. In seinem Begleitschreiben sagt er: „Ob es mir gelungen ist, einigermaßen einen Menschen zu schildern, dessen Seele Gott ist?" Mit diesen Worten ist das Ziel der gestellten Aufgabe sehr schön bezeichnet, und Zimmermanns Beitrag zur Lösung ist jedenfalls wertvoll. Wir kennen ihn als unübertrefflich in Stillleben, in seinen bekannten Fischen, die kühl und schlüpfrig daliegen, sodaß man meint, sie werden beim Zugreifen den Händen entgleiten. Wir kennen ihn in der Darstellung heiliger Begebenheiten, wie Krankenheilung, und überall kennzeichnet er sich durch feine Farbe und Liebenswürdigkeit der Auffassung. Aber diese Eigenschaften überwiegen die Kraft, sowie er in seinen Radirungen die angestrebte Aehnlichkeit mit Rembrandt nur äußerlich und nicht in dessen wuchtiger Einfachheit erreicht. Bei diesem Werke, dem Porträt Christi, aber sammelt sich sein Können zu einem Höhepunkt, wenn auch nicht bis zur Erschöpfung des Gegenstandes.

Es bleiben noch zwei Münchner, der Deutsch-Amerikaner Karl Marr und der bayrische Bauernsohn Franz Stuck. Karl Marr wird sich im Gedächtnis Vieler, auch Nicht-Zünftiger, durch das Kolossalgemälde von den Flagellanten festgesetzt haben, die Arbeit eines enormen Fleißes, der weiter gereicht hat als die Frische des Künstlers, sodaß es mehr Anerkennung als Begeisterung erweckte. Großartig tief und zart aber berührt er in dem Werke „Deutschland 1806," in dem Familienraum, in dem die fremde Gewaltherrschaft als Eindringling den besten Platz inne hat und das Familienleben gedrückt und still in den Winkeln wohnt. Marr, der sich oft als vielseitig und tief bewährt hat, findet sich dieser Aufgabe gegenüber ziemlich skeptisch: „Ich verzichte vollständig darauf, die Aufgabe in irgend welcher Weise gelöst zu haben," sagt er, und doch ist seine Lösung eine der befriedigendsten. Er hat Jesus sitzend dargestellt, wahrscheinlich auf einem Stein, mit der Richtung ins Bild hinein, das Gesicht jedoch mit einer Wendung dem Beschauer zugekehrt. Es sind willensstarke Züge, kräftig in jeder Linie. Der Blick aus den braunen Augen mit stark gerötteten Winkeln, wie Anstrengung und Wachen sie färben, ist pessimistisch und nachdenklich. Er sieht das Geschick kommen, das Marr mit dem blutroten Himmel hat anzeigen wollen; er wird es auf sich nehmen als Philosoph, der für seine Ueberzeugung zu sterben wagt, ohne Glauben an die Menge, ohne Hoffnung auf den Sieg seiner Sache.

Das aber hat Stuck seinem Christus mitgeben können. Wir alle kennen Stuck. Er war viel umstritten. Aber schon lange wagt keiner sich anders als bewundernd zu ihm zu stellen, um sich nicht selber das Zeugnis der philisterhaften Beschränktheit zu schreiben. Und was giebt Stuck dieses Uebergewicht? Warum darf er einen smaragdgrünen Wurm auf den Waldboden legen, dem eine rubinrote Garbe aus dem Halse wächst, und behaupten, das sei das Ende des Orpheus, der enthauptet worden sei, dessen Rumpf das Blut entströme. Warum darf er, wenn es ihn freut, Rot und Grün in transparenter Glut zu komponiren, den Philistern so übermütig die Brillengläser einwerfen und dabei sicher sein, daß sie keine Einwendung machen. Seine Kraft macht ihn frei.

Es ist eine alte Geschichte, daß unser Adel, unsre herrschenden Geschlechter aus den Gewaltsamen, Tollkühnen, Kraftvollen herausgewachsen sind: Freiherrn von eignen Gnaden, aus dem einzigen Grunde, weil keiner es ihnen gleichthun konnte. So entstanden Stucks Freibriefe.

Es sprachen einmal zwei Maler von einer Stuck-Ausstellung im Kunstverein in München. Stuck ist der Einzige, sagte der Erste. — Aber er ist Dekorationsmaler, sagte der Zweite, er spielt mit Formen und Farben, immer Effekte und selten Tiefe. — Ja, er spielt, sagte der Erste mit einem Seufzer, als wenn er eine alte Haut abstreifte und Erleichterung atmete. Er schüttelt es hin ohne den Schweiß und Rauch, den die Andern von ihrer Mühe aufsteigen lassen, ohne die ganze blutschwitzende Atelierplage.

Stuck produzirt mit Selbstverständlichkeit. Daß aber seine deutsche Bauernkraft noch weiter reicht als zu geistreichen Kapriolen, das zeigt dieser Christus. Er steht in weißem, grobem Kleide, bis zu den Hüften in gemmenartig scharfem Profil. Von dunkelm Grunde geht der helle Kopf mit altmeisterlicher Einfachheit los, ohne weitere ehrgeizige Bestrebung auf moderne Wirkungen in Luft oder Licht mit dem überlegnen Selbstbewußtsein hingesetzt. Rein profil, wie der Kopf sich zeigt, läßt er die Farbe des Auges nicht unterscheiden. Aber über der scharf vorspringenden Nase sprüht es mit einer durchschlagenden Leidenschaft, die ganze Erscheinung atmet angehaltenes Feuer. Wie die Hand in die Falten greift, drückt sie zusammengefaßte Energie aus. Die Rechte mit ausgeworfnen Fingern ist in lebhafter Rede bewegt oder bereit, eine Erwiderung zu begleiten, die dem furchtlosen Mann auf den Lippen steht. Aber gerade darin, daß der Arm nicht ausgestreckt ist, nicht durch die Luft fährt, sondern die Hand eng am Gürtel und doch in lebendigster Handlung steht, liegt der Ausdruck zornigster Kraft, die sich beherrscht, die nur Worte wie zweischneidige Schwerter entsendet, die sich aber nicht

fürchten wird, mitten im Tempel unter der Menge eine Geißel an sich zu reißen, und mit dem einzigen Uebergewicht seines persönlichen Mutes Hunderte zum Gehorsam zu treiben. Hier ist die Kraft, die nicht fragt, was wird aus mir, die mit Notwendigkeit von innen getrieben, einschneidend und reinigend zwischen die Menschen tritt, die noch aufrecht bleibt, wenn die Wellen, die sie erregt hat, ihr Schiff in den Abgrund reißen.

Ob dies Feuer auch wärmen und stille scheinen kann? Man kann es nicht sagen. Nach diesem Bilde möchte man denken, daß es eher verzehrend über den Gichtbrüchigen herfallen würde, statt ihn behutsam in die Selbstachtung zurückzuführen und ihm mit Sündenvergebung eine reine Lebenslust wiederzugeben. Wer weiß? Jedenfalls ist es Feuer und Kraft, ohne die das selbstlose Lebenswerk Christi nicht zu denken ist, und deswegen geben wir dem Stuckschen Bilde den Vorzug vor allen.

Gegen den Gedanken einer Christusausstellung hat sich Für und Wider erhoben. Mich hat es lebendig berührt, wie fast zwei Jahrtausende nach seiner Geburt dieser Mann noch der Gegenstand eines sensationellen Unternehmens werden konnte, zu dem das Publikum sich lebhaft äußert, wie das ausgelegte Buch zeigt. Wer zwischen den Bildern hindurch gegangen ist, zu Widerspruch und Anerkennung abwechselnd herausgefordert, der wird den Eindruck mitnehmen, daß Jesus noch im modernen Leben drinnen steht, und daß sein Bild in den Beschauern an Entschiedenheit gewinnen muß durch die Auseinandersetzung mit diesen Bildern. B B

Professor D. von Nathusius und der christliche Sozialismus

Professor D. von Nathusius hat unter dem Titel „Was ist christlicher Sozialismus? Leitende Gesichtspunkte für evangelische Pfarrer und solche, die es werden wollen" eine Broschüre herausgegeben, über die uns gestattet sein möge, ein kurzes Wort zu sagen. Nach ihm ist „christlicher Sozialismus diejenige Grundanschauung, die bei der Ordnung des öffentlichen Lebens die Wohlfahrt aller Glieder der Gesellschaft, auch der untersten Klassen, im Auge hat, aber im Glauben an die ewige Bestimmung des Menschen und der Menschheit weder die irdische Wohlfahrt als das einzige und letzte Ziel der Entwicklung ansehen, noch einem solchen Ziele die individuelle Freiheit des Einzelnen aufopfern kann." Er verlangt, daß sowohl der Volkswirt und Staatsmann als auch der Volksfreund und Geistliche christlich-soziale Thätigkeit entfalte; jener, indem er den zu schaffenden Ordnungen Gottes Gebote zu Grunde legt, dieser, indem er die aus dem sozialen Leben erstehenden Hindernisse der sittlichen Wirksamkeit und der Predigt des Evangeliums zu beseitigen strebt und die Gemeinschaft in dem Sinne beeinflußt, daß sie für ihren Verkehr und für ihre Rechtsordnungen immer mehr die christlichen Grundsätze gelten lasse. Nathusius, der selbst ein größeres Werk über „Die Mitarbeit der Kirche an der Lösung der sozialen Frage" geschrieben hat, ist demgemäß der Ueberzeugung, daß das Christentum seinen Einfluß auf das soziale Leben nicht nur dadurch zu üben habe, daß es persönliche Tugenden, Gerechtigkeit, Liebe und Selbstlosigkeit predigt. Weil vielmehr die heutigen gesellschaftlichen Verhältnisse zur Untergrabung von Religion und Sittlichkeit beitrügen, so seien auch von kirchlicher Seite bessere soziale Ordnungen direkt zu erstreben.

Bei dieser Stellung des Verfassers ist man nun erstaunt, daß er in obiger Broschüre zu einer Beurteilung des christlichen Sozialismus der jüngern Richtung gelangt, durch die er sich selbst widerspricht. Da er ihn durchaus ins Unrecht setzen will, so macht er einerseits seine eigne Position unsicher, während er andrerseits über den christlichen Sozialismus der Naumannschen Richtung Behauptungen aufstellt, die einfach unrichtig sind. „Der einzige Zweck des Christentums sei der Seelen Seligkeit" — so ruft er mit den Gegnern jeder sozialen Thätigkeit der Geistlichen aus. Und doch will er ihnen nicht Recht geben, wenn sie sagen: es sei genug, Gerechtigkeit, Liebe und Selbstlosigkeit zu predigen;

denn sie unterschätzen nach seiner Meinung die Bedeutung der äußern Ordnung für das innere Leben. Gleichzeitig wirft er den „jüngern" Christlich-Sozialen vor, sie setzten den Inhalt des Evangeliums in irdische Zwecke um, sie stellten sozialpolitische Ziele im Namen des Evangeliums auf, sie sähen diese als die allein von Gott gewollten an. Und das bringt ihn dann dahin, den alten Vorwurf der „Schwarmgeisterei" aufs neue hervorzuholen und in angeblich frappanter Parallele die Christlich-Sozialen jüngerer Richtung als neue Karlstadt, Thomas Münzer, Jakob Strauß darzustellen. Unser Autor hebt dabei besonders hervor, daß die Hauptdifferenz zwischen Luther und den Schwarmgeistern die verschiedne Auffassung des Kanons gewesen sei. Und das führt ihn zu der Entdeckung, daß der theologische Mangel bei den jüngern Christlich-Sozialen das eigentlich Entscheidende sei. Es sei die Ritschlsche Schule (!), die hier das rechte Verständnis für das Verhältnis von Gesetz und Evangelium und für das Wesen der Sünde verhindere. Man staunt, wenn man dies liest, umsomehr, da die Begründung dieser Behauptung gerade für das Gegenteil spricht. Nathusius sagt mit Recht:

> Karlstadt mißbilligte Luthers Aeußerungen über den verschiednen Wert der einzelnen biblischen Bücher.

Folgt ihm etwa darin die „Ritschlsche Schule"? Wir denken, bei dieser ist von einer unhistorischen Vereinerleiung des gesamten Bibelworts und infolge davon von einer Veräußerlichung seines geistlichen Inhalts nichts zu finden. Diese Eierschalen kleben — wenn man will — heutzutage andern theologischen Parteien an. Aber Nathusius weiß Rat. Er sagt: Da die Ritschlianer den Schwerpunkt der christlichen Religion in die Moral verlegen, durch die das menschliche Leben geordnet werden soll, da sie infolge davon „die fundamentalen Dogmen in das Gebiet der Metaphysik" verweisen, so behaupten sie „eine unendliche Perfektibilität der Welt," wodurch der Himmel auf Erden entsteht. Er bezieht sich dafür auf einen Ausspruch von Professor Johannes Weiß:

> Wir beten nicht mehr: es komme die Gnade, und es vergehe die Welt, sondern wir leben der frohen Zuversicht, daß schon diese Welt der Schauplatz einer Menschheit Gottes immer mehr werden wird.

Wo bleibt bei solchen Vorwürfen Besonnenheit und gerechte Beurteilung? Wie ist es möglich, daß ein theologischer Professor zu solchen Schlagwörtern seine Zuflucht nimmt? Jeder besonnene Theologe wird ihm antworten: weder verlegt die Ritschlsche Schule den Schwerpunkt der christlichen Religion in die Moral, noch verweist sie die fundamentalen Dogmen in die Metaphysik. Es ist aber geradezu lächerlich, ihr die Anschauung von einer unendlichen Perfektibilität der Welt zuzumuten; entweder jener Ausspruch von Weiß zielt darauf nicht hin oder er hat mit der Theologie Ritschls schlechthin nichts zu thun. Nur das betont die Ritschlsche Schule daß das Reich Gottes nicht lediglich etwas Jenseitiges und Zukünftiges ist, daß es durch Jesus in dieser Welt vorhanden ist, und daß es immer mehr „kommt." Daß das christliche Wahrheit ist, dafür zeugt die Schrift offenbar genug, sonderlich die zweite Bitte des Vaterunsers. — Nach Nathusius ist der rechte christliche Sozialismus unter den theologischen Voraussetzungen der Ritschlschen Schule nach zwei Seiten „umgeprägt," nämlich zuerst so, daß biblische Wahrheiten direkt auf wirtschaftliche Verhältnisse angewendet werden, und sodann so, daß der Zweck des Christentums in vollkommnen wirtschaftlichen Ordnungen besteht. Der Herr Professor mag sich beruhigen, die jüngern Christlich-Sozialen sind unschuldig an diesen Verirrungen. Es mag wohl einmal ein unklarer, theologisch nicht geschulter Kopf in den Spuren jener ersten Anschauung gegangen sein; — aber wer ist öffentlich je dafür eingetreten? Und der Zweck des Christentums ist uns sicher ebenso wie unserm Gegner der Seelen Seligkeit, die Vollkommenheit der sittlichen Persönlichkeit. Dennoch das Reich Gottes wird uns gewiß auch eine Besserung der Verhältnisse und Lebensordnungen bringen, wenn diese auch in der gegenwärtigen Welt immer relativ mangelhaft bleiben.

Nathusius behauptet nun zum Schluß, jene „Umprägung" werde am meisten dadurch gefördert, daß sich eine politische

Partei gebildet habe, die ihre wirtschaftlichen Forderungen im Namen des Christentums erhebe. Es hat sich bis jetzt keine christlich-soziale politische Partei gebildet.*) Vielleicht kommt sie, bis jetzt bildete sich nur eine Gruppe, deren Bestrebungen christlich-sozialer Natur sind. Aber — fast ist es unbegreiflich, daß trotz allen Verwahrungen dagegen die Sache immer wieder behauptet wird — wenn die Partei der sozialen Zukunft ins Leben treten sollte, so können sich darüber alle die nur freuen, die die Notwendigkeit besserer wirtschaftlichen Ordnungen für den bei weitem größten Teil unsers Volkes anerkennen. Diese können in einem konstitutionellen Staate nur auf dem parlamentarischen Wege erreicht werden. Hier haben die politischen Parteien ihr Recht und ihre relative Notwendigkeit. Andrerseits aber wird die soziale Zukunftspartei sicher nicht in dem Sinne „christlich" sein, als ob sie ihr wirtschaftliches Programm im Namen des Christentums erhöbe, oder als ob sie meinte, daß nur ihr Programm christlich sei, und daß nicht andre Programme auch insofern christlich sein können, als sie beabsichtigen, den Gedrückten unsers Volks zu helfen und bessere Zustände zu schaffen. Ich sagte kürzlich, vielleicht würde wegen der gar nicht aufhörenden Mißverständnisse die neue Partei auf das „christlich" verzichten müssen, wenn dies nicht wegen der historischen Entwicklung der christlich-sozialen Bewegung bedenklich sei. Das aber kann wohl behauptet werden: das, was Nathusius der kommenden Partei imputirt, steckt nur in seinem eignen Kopfe. Wenn er den Unterschied der Stöckerschen und der jüngern Richtung im christlichen Sozialismus so bestimmt, wie er es thut, so kann ihn Göhres kürzlich erschienenes Buch darüber aufklären, daß der Unterschied auf einem ganz andern Gebiete liegt.

Es thut uns leid, daß der von uns verehrte Mann in seiner neuesten Schrift zu so ungünstiger Beurteilung der jüngern Christlich-Sozialen gekommen ist, umsomehr, als es uns gewiß ist, daß er die Dinge in einem völlig falschen Lichte sieht. Vielleicht wird die Zeit kommen, wo er dies selbst einsieht und — wenn anders er auf seinem frühern Standpunkt beharren will — sich der Konsequenz der Prinzipien nicht entziehen kann.**)

Teichmann

*) Im Geiste der Naumannschen Richtung, meint der Herr Verfasser. D H

**) Professor Harnack widmet derselben Nathusiusschen Schrift in Nr. 25 der Hilfe eine ausführliche Besprechung. Er untersucht darin die Berechtigung der von Nathusius ernsthaft übernommenen Parallele zwischen Naumann und den Freunden der Hilfe mit Thomas Münzer und den andern Schwarmgeistern der Reformationszeit und schließt mit folgenden Worten:

„Der Verfasser hat, wie ich zu zeigen versucht habe, eine ganz schiefe und ungerechte kirchengeschichtliche Parallele gezogen; ich erlaube mir zum Schluß in aller Bescheidenheit eine andre anzudeuten. Die christliche Kirche hat, indem sie an der Bibel hält, zwei große reformatorische Kräfte in ihrer Mitte, aus denen alle Erneuerungen im Laufe der Kirchengeschichte hervorgegangen sind: die Paulinische Predigt von Sünde, Gnade und Glauben und die Worte unsers Herrn. Abwechselnd sind diese Kräfte in der Geschichte der Kirche, als wirkten sie zum erstenmal, durch gottgeweckte Personen immer wieder hervorgebrochen und haben wirkliche Reformen erzeugt. Die Herrnworte sind der kräftige Impuls der reformatorischen Erhebungen des Mönchtums in allen Formen seiner reichen Entwicklung gewesen. Eine konfessionelle Spaltung ist dadurch nie hervorgerufen worden. Aber in der Linie des Paulinismus von Augustin ab ist einmal eine große konfessionelle Neuschöpfung erfolgt: in den Kirchen der Reformation. Sie sollen nicht verlieren, was sie durch Gottes Gnade gewonnen haben; aber steht in ihnen — ich meine ihre Idealgestalt — wirklich das Herrnwort auf demselben hohen Leuchter, auf dem die Predigt des Paulus steht? Wie, wenn unsre protestantischen Kirchen heute in England, in Nordamerika und, Gott sei Dank, auch bei uns in Deutschland das zu erleben anfangen — aber in evangelischer und darum neuer Weise —, was die katholische Kirche in der segensreichen Entwicklung des Mönchtums durch das Herrnwort erlebt hat? Wie, wenn die kleine Bewegung, die durch den Herausgeber der Hilfe nicht begonnen, sondern den Zeichen der Zeit gemäß in eigentümlicher Weise fortgesetzt ist, nur ein Teil ist einer sich ankündigenden, allgemeinen, kirchengeschichtlichen Bewegung, die dem Protestantismus dort zu Hilfe kommt, wo er nicht einer Korrektur, wohl aber einer Ergänzung bedarf — um des im Worte Jesu Christi gebundnen Gewissens willen?"

Nochmals Schrenk

Es ist nicht meine Absicht, dem in Nummer 24 über die Wirksamkeit von Prediger Schrenk Gesagten durchweg entgegenzutreten. Vieles ist unverkennbar richtig und mit scharfer Beobachtungsgabe dargestellt. Dennoch halte ich es für meine Pflicht, in der Christlichen Welt die Wirksamkeit dieses merkwürdigen Mannes in ein etwas günstigeres Licht zu stellen. Ich thue es, nachdem auch ich in drei verschiednen Jahren seine Vorträge in einer schweizerischen Stadt besucht habe.

Der Schreiber des Artikels in Nummer 24 lenkt unsre Aufmerksamkeit vornehmlich auf die vielen Schon-Christen, die den Grundstock der Zuhörer Schrenks bilden. Er ist der Ansicht, die periodische Gefühlserschütterung, die sie hier zu genießen bekommen, ziehe sie besonders an. Es mag etwas daran sein. Aber wie steht es denn mit den Gleichgiltigen und Unerweckten, die selten oder nie eine Kirche besuchen, und die vielleicht eben durch das Geläuf der Schon-Christen, durch das Aufsehen, das die ganze Sache macht, einmal in die Kirche gebracht werden? Mancher von ihnen, sagt er, bekommt gewiß einen kräftigen Antrieb zur Einkehr und Umkehr. Daß es aber auf diese in den Abendversammlungen hauptsächlich abgesehen ist, ist keine Frage. Da soll evangelisirt werden, die frohe Botschaft solchen verkündigt werden, die sie kaum kennen. Es soll das Netz ausgeworfen werden, solche sollen für Christus gefangen werden, die ihm noch ferne stehen. Daß dies vielfach gelingt, dies Urteil kann ich nur bestätigen. Seelen werden gewonnen. Menschen werden bekehrt, die auf einem andern Weg wahrscheinlich nicht erreicht würden. Wir können und wollen auf diesem Gebiet keine Statistik aufstellen, aber ich meine, um Seelen zu retten, deren eine nach dem Ausspruch Jesu mehr wert ist als die ganze Welt, darf auch etwas Außerordentliches vorgenommen werden. Die Stadtmission hat ihr inneres Recht, die Evangelisation hat es auch, solange solche Scharen von Gleichgiltigen in unsern Städten sich befinden, wie wir es gegenwärtig sehen. Der Einsender in Nummer 24 bestreitet das zwar nicht, eben darum ist das Gegenwärtige mehr eine Ergänzung als eine Entgegnung.

Vielleicht wendet man ein: Du hast damit die außerordentliche Predigtthätigkeit für die Unerweckten gerechtfertigt — und wenn man mir das zugesteht, so bin ich eigentlich zufrieden —, aber die Schon-Christen, die mehr als die Hälfte der Zuhörer ausmachen, kommen doch nur, um den Genuß einer Gefühlserregung zu kosten. Ich könnte darauf antworten: Dies kann dem Prediger nicht zur Last gelegt werden — der Einsender thut es auch nicht! — da er es ja nicht in der Hand hat, die Leute in die Kirche zu bringen, die er am liebsten darin hätte. Ich denke, daß er es lieber anders wollte. Zur Förderung für die schon für Christus Gewonnenen werden besondre Nachmittagsbibelstunden gehalten; und im Gegensatz zum Einsender muß ich bekennen, daß mir diese in der Regel tiefer und bedeutender erschienen sind als die Nachtversammlungen. Doch wie steht es in Wahrheit mit diesen Schon-Christen? Sind sie wirklich überzeugt, daß sie schon längst den entscheidenden Schritt aus der Welt in das Reich Gottes gethan haben? Braucht es für sie keinen Bekehrungsruf mehr? Hier weiß ich nun, daß in christlicher Familie aufgewachsene Söhne und Töchter, daß regelmäßige Kirchenbesucher durch Schrenk gepackt worden sind und ihm menschlich gesprochen ihre Bekehrung verdanken. Was die ordentliche Predigt nicht gethan hat, was das ruhig pulsirende christliche Familien- oder Vereinsleben nicht vermochte, hat das Außerordentliche vollbracht. Man sagt mir vielleicht: Aber wie viele sind dann treu geblieben? War manche Bekehrung vielleicht nicht nur ein Gefühlsrausch, der wieder verschwand? Es mag sein, daß es solche gab. Aber soll man sich nicht freuen, wenn im Frühling die Bäume voll herrlicher Blüten stehen, weil man sich sagen muß, daß voraussichtlich nicht alle von ihnen zur Frucht gedeihen werden? Vielleicht dürfte dieser Sachverhalt für manchen Seelsorger ein Wink sein, privatim und im gewöhnlichen Gottesdienst seinen christlichen Zuhörern zuzumuten, sich zu

bekehren, selbst für den Fall, daß sie es mit Entrüstung zurückweisen würden.

Was schließlich unsre Gläubigen betrifft, die hie und da wieder einmal aufgerüttelt werden wollen — sind sie zu tadeln? Ist es nicht Thatsache, daß der Glaube des Christen leicht erlahmt und die Kraft seiner Frömmigkeit einschläft? Liegt der Gläubige nicht immer im Kampfe mit seinem Unglauben und seiner Trägheit? Muß den Christen nicht immer aufs Neue zugerufen werden: Wachet!? Die Frömmigkeit vor Erlahmung zu bewahren, ist mit die Aufgabe des regelmäßig wiederkehrenden Gottesdienstes. Aber ist es zu verwundern, wenn das Außerordentliche eher aufrüttelt? Ich denke, die Evangelisation soll darum, weil sie außerordentlich, weil sie neu ist, oder weil sie nicht von den amtlichen kirchlichen Organen ausgeht, nicht unterbleiben. In unsrer Zeit, in der die Entfremdung von Christentum und Kirche solche Dimensionen angenommen hat, muß man auf außerordentliche, nötigenfalls außeramtliche Abhilfe der Notstände sinnen. Unwillkommne Unterströmungen laufen bei allen Dingen mit, beim Gewöhnlichen und beim Neuen. Freuen wir uns, wenn Gott seiner Gemeinde Männer schenkt, die die besondre Gabe der Erweckung besitzen. Je mehr Seelen für Christi Sache gewonnen werden, um so besser. Dazu braucht es mancherlei Gaben, aber Einen Geist.

St—t

Der Abt von Himis und das „unbekannte Leben Jesu"

Man wird sich noch allgemein an die lebhaften Kontroversen erinnern, die über die angeblichen Enthüllungen des russischen Reisenden Notovitsch, der in dem tibetanischen Kloster Himis ein unbekanntes Leben Jesu gefunden haben wollte, geführt wurden. Sie sind nunmehr für immer entschieden durch die Aufklärungen, die von dem Oberlama dieses Klosters einem Gelehrten, dem Professor Douglas vom Agra College in Indien, gegeben wurden.

Douglas hat hierüber in einem Artikel der bekannten englischen Monatsschrift The Nineteenth Century (April 1896) ausführlich Bericht erstattet. In derselben hatte bereits im Oktober 1894 der bekannte Forscher Professor Max Müller eine Studie veröffentlicht, in der er auf die Unwahrscheinlichkeit der von Notovitsch aufgestellten Behauptungen hinwies. Professor Douglas hatte hiervon Kenntnis genommen, konnte sich jedoch nicht in allen Punkten mit dem Autor einverstanden erklären. Aber auch die Antwort, die Notovitsch seinen Kritikern in der englischen Ausgabe seines Werkes gab, konnte ihn nicht befriedigen. Deshalb beschloß er, die Ferien zu einer Reise durch Kaschmir nach Ladakh und ins Kloster Himis zu benutzen und so lange in diesem zu verweilen, bis er die Wahrheit erfahren hätte.

Er traf daselbst denselben Oberlama oder Abt an, der angeblich Notovitsch so freundlich aufgenommen hatte, als er infolge eines Beinbruches gezwungen war, die Gastfreundschaft dieses Klosters in Anspruch zu nehmen, und der ihm die Geschichte Issas aus einem alten Manuskripte diktirt hatte.

Er kam nach Himis, wie er sagt, ohne irgend ein Vorurteil, und es wäre ihm eine Freude gewesen, wenn er den Bericht des russischen Reisenden hätte bestätigen können. Allerdings konnten ihm gewisse Beobachtungen während seiner Reise Zweifel an der Wahrhaftigkeit des russischen Autors nahelegen. Dieser behauptete nämlich, auf seinem Wege überall von Panthern, Tigern, Leoparden, schwarzen Bären, Wölfen und Schakalen umlagert gewesen zu sein; ein Panther sollte sogar einen seiner Kulis in der Nähe des Dorfes Haïena vor seinen Augen verspeist haben. Nun sagten aber die ältesten Bewohner des Dorfes dem gelehrten Reisenden, daß sie niemals von einem Panther oder Tiger in der Nachbarschaft gesehen oder gehört hätten, geschweige daß ein Kuli eines europäischen Sahib von einer solchen Bestie verspeist worden wäre. Merkwürdigerweise bekam auch Professor Douglas während seiner Reise das Sindthal aufwärts kein wildes Tier mit Ausnahme eines sehr zum Rückzuge geneigten Bären zu Gesichte. So konnten also die Behauptungen des kühnen Notovitsch von all den Hindernissen

und Gefahren, denen er Trotz bieten mußte, um in den Besitz des buddhistischen Lebens Jesu zu gelangen, ihm doch etwas übertrieben erscheinen.

Douglas will übrigens andrerseits gern zugeben, daß Notovitsch thatsächlich das Kloster Himis besuchte. Denn dessen Abt kann sich genau daran erinnern, daß im Jahre 1887 und 1888 einige Europäer dahin kamen, und wenn er auch vor dem Kommissionär von Ladakh erklärte, daß kein Russe in diesen Jahren im Kloster gewesen sei, so darf man doch annehmen, daß er einen Engländer von einem Russen nicht unterscheiden konnte; auch hat er später selbst auf Befragen, als man ihm die Photographie des Notovitsch zeigte, zugestanden, daß er ihn für einen englischen Sahib gehalten haben möchte. Ueberdies haben genauere Nachforschungen ergeben, daß ein Russe namens Notovitsch von einem Arzte des Lekhospitals, Dr. Karl Marks, behandelt wurde, allerdings nicht wegen Beinbruches, sondern nur wegen — Zahnweh.

Was nun die wichtigsten Behauptungen in dem Buche des Reisenden anbelangt, so mußte Professor Douglas zu seinem Befremden finden, daß sie alle von dem Abte ins Gebiet der Unwahrheit verwiesen wurden.

Der Abt, der bereits 15 Jahre lang das Kloster Himis leitet, steht im höchsten Ansehen bei den Buddhisten und Europäern, und Professor Douglas hat, wie er bemerkt, das vollste Vertrauen in seine Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit. Seiner Aussage nach hat er nichts durch irgend eine Abweichung von der Wahrheit oder durch Verbergen von Thatsachen zu gewinnen. Seine Entrüstung über die Lügen des Notovitsch soll so groß gewesen sein, daß er fragte, ob man denn in Europa keine Mittel habe, um solche zu bestrafen. Professor Douglas giebt deshalb dem phantasiereichen Reisenden, der die Absicht äußerte, nochmals nach Himis zu ziehen, um seine Behauptungen bekräftigen zu können, den wohlgemeinten Rat, sich, wenn er wirklich dieses Wagnis wieder unternehme, mindestens ebenso gut zu maskiren, wie er es angeblich bei seinem ersten Besuche that, da er wahrscheinlich nicht einmal bei abermaligem Beinbruch in Himis günstige Aufnahme finden dürfte.*) Sun, Sun, Sun, Manna mi duy (Lüge, Lüge, nichts als Lüge) soll der Oberlama wiederholt ausgerufen haben, als ihm die wichtigsten Stellen aus der verdächtigen Publikation übersetzt wurden.

Um sich mit ihm, der nicht Englisch spricht, zu verständigen, nahm Professor Douglas einen gebildeten Tibetaner, einen frühern Postmeister von Ladakh, ins Kloster mit. Dieser war, wie er bemerkt, der beste Dolmetscher, den er finden konnte. Es giebt nur drei oder vier Männer in dortiger Gegend, die fähig wären, solche Gespräche wie die von Notovitsch berichteten zu interpretiren; merkwürdigerweise hat aber keiner von ihnen Notovitsch gesehen. Ein kaschmirischer Shikari, den er zum Dolmetscher genommen haben will, soll ein gewöhnlicher Bauer sein, der außer seiner Muttersprache höchstens ein paar Worte Englisch versteht, eine philosophische Konversation also niemals verdolmetschen konnte.

In zwei längern Interviews wurden die wichtigsten Fragen und Antworten von Douglas und dem Abte genau besprochen, ehe sie in einem Dokument zusammengestellt wurden. Hierauf wurden sie dem Abte nochmals übersetzt und von ihm und einem Mönche, der sein Sekretär zu sein schien, abermals mit Mr. Soldan, dem Dolmetscher, erörtert. Sodann unterzeichnete der Oberlama (am 3. Juni 1895) das Dokument und versah es mit seinem offiziellen Siegel. Aus der interessanten Zusammenstellung entnehmen wir Folgendes:

Der Bericht des Notovitsch über seine angeblichen religiösen Gespräche, die Religion der Aegypter, Assyrier und Israeliten betreffend, ist unwahr. Der Oberlama sagt, er kenne überhaupt nichts von diesen Religionen. Niemals hat ferner der Oberlama oder einer seiner Mönche das Leben Issas einem Europäer gezeigt. Das war schon deshalb unmöglich, weil kein solches Buch im Kloster existirt. Obwohl der Abt zweiund-

*) Bemerkenswert ist übrigens noch, daß der Abt sich nicht erinnern kann, während der letzten 15 Jahre irgend einen Reisenden mit gebrochnem Beine beherbergt zu haben.

vierzig Jahre lang Lama und mit den buddhistischen Schriften wohl bekannt ist, hat er niemals von einer gehört, in der der Name Issas erwähnt ist. Und er glaubt deshalb, daß überhaupt keine solche existiren könne. Den Namen Issas, der angeblich bei den Buddhisten in so hoher Achtung stehen soll, kennen diese seiner Aussage nach höchstens aus den Berichten einiger Missionare. Die Anfrage bei andern höhern Lamas tibetanischer Klöster ergab übrigens ein ähnliches Resultat. Ein Buch, in dem der Name Issas erwähnt ist, war keinem von ihnen bekannt.

Der Abt von Himis kennt auch keine buddhistischen Schriften in der Palisprache; seines Wissens sind alle vorhandnen Schriften aus dem Sanskrit und Hindi in die tibetanische Sprache übersetzt.

Auch die ältesten Mönche sagten Aehnliches aus, und Douglas meint deshalb, daß wohl die angeblichen Gespräche des Notovitsch mit den Lamas von Wokka und Lamayuru bei derartiger Sachlage gleichfalls aus seinem fruchtbaren Gehirn entsprungen sein dürfen.

Am meisten hat Douglas bei seinen Nachforschungen, wie er schreibt, die Miene des ehrwürdigen Oberlamas amüsirt, als man ihm einige der religionsphilosophischen Phrasen des guten Notovitsch, z. B. das Wort Attenuation of the divine principle (die Verminderung des göttlichen Prinzips) ins Tibetanische übersetzte.

Noch mehrere andre Punkte aus den interessanten Aufschlüssen wären geeignet, die Absurditäten des russischen Autors näher zu beleuchten; wir müssen jedoch dafür auf die genannte Quelle verweisen.

Was die frühere Annahme des Professors Max Müller betrifft, daß Notovitsch von buddhistischen Mönchen hintergangen worden sei, so glaubt Douglas, wie schon aus dem früher Gesagten erhellt, daß weder der Abt einen solchen Betrug zugelassen hätte, noch auch einer der Mönche dazu fähig gewesen wäre; übrigens würden auch die sonstigen bereits gekennzeichneten Unwahrheiten in dem Buche darauf hinweisen, daß es sich um eine Mystifikation von Seiten eines phantasiereichen Litteraten handelt.

Beachtenswert ist die Frechheit, mit der Notovitsch seine „Verleumder" einladet, Himis zu besuchen und dort selbst die Wahrheit oder Unwahrheit seiner Behauptungen festzustellen, wobei er überdies noch vergessen hat, daß er andrerseits wieder niemandem das Recht zuspricht, seinen Fund zu kritisiren. Bekanntlich hat er auch behauptet, daß die von ihm gefundne Version des Lebens Issas viel eher der Wahrheit entsprechen könne als die Berichte der Evangelisten, die zu lange Zeit nach den Ereignissen zusammengestellt worden seien, was zur Entstellung viel beigetragen haben konnte. Nach dem Gesagten dürfte seine Lebensgeschichte „Issas" vielmehr die jüngste von allen sein!

Professor Max Müller, dem das Dokument vorgelegt wurde, und der noch in dessen Besitz ist, bittet die Mönche, denen er Unrecht gethan, demütigst um Verzeihung und meint, er habe sich gar kein besondres Verdienst erworben, wenn er bewies, daß das unbekannte Leben Jesu nur eine Fiktion sei, da wohl kein Kenner des Sanskrit, Pali und des Buddhismus dadurch getäuscht werden konnte. Er spricht auch noch von „Vernichtung" des phantasiereichen und weitherzigen Autors, der die christliche Welt zu mystifiziren versuchte, und kann es nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit wieder einmal auf die „genaue Information" hinzuweisen, die andre suchende Reisende von den „Mahatmas" erhielten, deren Offenbarungen er bekanntlich nicht anerkennen will.

Ch Henri

Verschiedenes

(Das Ende der Bewegung gegen das Duell) Unser öffentliches Leben leidet immer mehr daran, daß eine Stimmung die andre mit telegraphischer Geschwindigkeit ablöst. Irgend ein Anstoß — und eine Woche lang schäumt die öffentliche Meinung von Protesten und Resolutionen, die Zeitungen füllen ihre Spalten mit Artikeln, in denen immer dasselbe in hundertfach andern Worten gesagt wird, und den Schluß macht wohl eine große Reichstagsdebatte, Interpellation der Regierung,

entrüstete Reden, ein einmütiger Beschluß. Und dann, ein ander Bild! Nach wenigen Tagen ist der Stimmungsrausch verflogen; der Bodensatz ist graue, mattherzige Gleichgiltigkeit, etwas verborgen weiter fressender Groll, viel offenbarer Mißmut, und das Resultat: es bleibt alles beim Alten. So ist es mit der Debatte über die Konfektionsarbeiter gegangen. Und so geht es mit der Debatte über das Duell.

Es sind jetzt gerade zehn Wochen her, daß Herr v. Kotze Herrn v. Schrader im Duell erschoß. Wie hoch schäumten damals die Wogen der allgemeinen Entrüstung auf. Sogar der Reichstag gab dieser Empfindung Ausdruck. Zehn Wochen später, am 18. Juni, forderte Graf Mirbach öffentlich in demselben Reichstag, der einen so schönen Beschluß gefaßt hatte, den Dr. Barth! Und was sagte der Reichstag dazu, dem das auch noch in behaglicher Ausführlichkeit vorgetragen wurde? Nichts. Er schwieg. Ja, sind denn unsre Reichsboten wirklich nichts andres als Auguren, die vor dem Volke Komödie spielen? Es scheint fast, als ob die Reichstagsmitglieder das Ansehen der Volksvertretung geflissentlich herabsetzen wollten: denn wie kann man vor einem solchen widerspruchsvollen Verhalten noch Achtung haben? Bisher haben unsre Nachbarvölker uns oft um den Ernst und die Sachlichkeit unsrer Reichstagsdebatten beneidet. Nun müssen wir ihnen auch noch die Kinderei nachäffen, politische und parlamentarische Kämpfe mit der Pistole auszumachen. Die Aeußerung des Dr. Barth, Graf Mirbach habe mit seiner Verspottung des abwesenden Dr. Bamberger nicht gentlemanlike gehandelt, gefällt uns wahrlich auch nicht. Aber aus voller Ueberzeugung unterschreiben wir den Satz: Ein echter Gentleman ist der nicht, der nach allem, was vorhergegangen ist, noch heute den Unsinn des Duells provozirt. Edler, männlicher ist es, gegen das Duell, als mit dem Duell zu kämpfen. E F

(Studentische Roheit) Wir können, wir dürfen nicht mit unsrer Entrüstung über die empörenden Vorgänge zurückhalten, die zu Pfingsten im Schwarzwalde gespielt haben. Korpsstudenten süddeutscher Universitäten haben in Allerheiligen und im Feldbergerhofe Exzesse von der äußersten Roheit verübt. Die Frankfurter Zeitung hat davon in Nr. 152 und 167 berichtet, nach unsern Erkundigungen in zutreffender Weise. Einiges entzieht sich überhaupt jeglicher Beschreibung. Das läßt sich unsre akademische Jugend zu schulden kommen! Das geschieht in den Kreisen, die den Ton für Anstand und Sitte anzugeben beanspruchen. Und das in unsrer Zeit, der Zeit solch sozialer Spannung!

Wir können hinzufügen, daß die Straßburger Universität bereits energisch Stellung zu jenen Vorkommnissen genommen und das Disziplinarverfahren bis zum Abschlusse der eingeleiteten Strafverfolgung zwar sistirt, aber auf Grund der jetzt schon festgestellten Thatsachen bis dahin schon über das beteiligte Korps die Suspension ausgesprochen hat. R

(Parteiwörter) Die jüngste Deutsche Evangelische Kirchenzeitung redet, wie wenn das so sein müßte, von dem „linksliberalen Ritschlianer Göhre." Wir können uns schwer in die Gedankenbewegung von Leuten versetzen, die ein solches Bedürfnis nach Parteiwörtern haben und so ungenirt aus ihrem Schatze Altes und Neues hervorbringen. Also es giebt linksliberale Ritschlianer, rechtsliberale Ritschlianer, linkspositive Ritschlianer, rechtspositive Ritschlianer. „Welch ein Geheimnis liegt in diesen Wundertönen!" Nun wir gedenken ferner auf diese brotlose Kunst des Rubrizirens und Schablonisirens zu verzichten. Ich hoffe, es ist uns in den zehn Jahren, die die Christliche Welt besteht, nicht passirt, daß wir auch nur die Schlagworte liberal und positiv je ohne Anführungszeichen gebraucht haben. Es giebt ja Theologen, die sich selbst liberal nennen. Das ist Geschmackssache. Man kann niemanden daran hindern. Aber der Ausdruck „liberal" ist inhaltsleer, sagt lediglich gar nichts über die innere Stellung zu Gott, Christus und seinem Evangelium. Ich möchte niemals dadurch meinen theologisch-kirchlichen Charakter ausdrücken. Positiv, wie sich die andern nennen, das lautet schon besser. Manche „Liberalen" heißen ganz harmlos ihre Gegner die Positiven, weil diese sich selber nun einmal so bezeichnen. Ich möchte diese Gutmütigkeit oder Gedankenlosigkeit niemals mitmachen. Ich möchte niemals darauf verzichten, positiv zu sein, d. h. mit beiden Füßen auf dem Einen Grunde, Christus, zu stehn. Und ich kann nur eine unbrüderliche Ueberhebung darin finden, wenn etliche auf diesen Parteinamen pochen. Ich halte es für ein Hauptverdienst der Ritschlschen Schule im öffentlichen Leben unsrer Kirche, daß sie diesen Unfug der Parteiworte nicht mitmacht. Obige Kraftprobe des Stöckerschen Kirchenblattes ist der ergötzliche Beweis dafür, daß es ihr gelungen ist, die Parteimänner damit in einige Verlegenheit zu bringen. R

(Legendenbildung) Stöckers Austritt aus dem Evangelisch-sozialen Kongreß hat bereits eine recht üppig wuchernde Legendenbildung zur Folge gehabt. Die Thatsache, daß Stöcker ohne bringende Not dem von ihm gegründeten und bis dahin mit sichtlicher Freudigkeit geförderten Kongreß den Abschied gegeben hat, scheint vielen, zumal unter seinen Anhängern, so unglaublich, daß ihre Phantasie dem thatsächlichen Verlauf zu Hilfe kommen muß.

Es ist nun in Stuttgart zur Genüge festgestellt worden, daß niemand Stöcker aus dem Kongreß hinausgedrängt hat, sondern daß ihm nur die unverbindliche Zumutung gemacht worden ist, aus gewissen Erwägungen heraus das Vizepräsidium freiwillig niederzulegen. Wenn Stöcker das als kränkend empfand und in solchem Affekt lieber ausschied, so kann man das begreifen. Oder wenn er es für die richtige Politik hielt, die Gelegenheit zu erfassen und auch nach dieser Seite ungebunden noch freier seine eignen Wege zu gehn, so war das seine Sache. Aber er und seine Freunde sollen es dann doch unterlassen, dem Vorgang durch Andeutungen, Geschichtchen und Anklagen einen Hintergrund zu geben, den er nicht hat.

Herr von Gerlach hat in einer Berliner Versammlung meinen Namen als den eines Mannes genannt, der Stöckers Hinausdrängung besonders betrieben habe. Ich glaubte, dieser Irrtum werde dadurch aus der Erörterung verschwinden, daß ich ihn dem Herrn von Gerlach brieflich als einen solchen bezeichnen konnte. Inzwischen nimmt Herr Hofprediger Stöcker in seiner Kirchenzeitung den Vorwurf mit beleidigenden Worten auf. Ich bin nun leider nicht mehr in der Lage, diese Legende nur von der heitern Seite aufzufassen.

Ich erkläre hiermit, daß ich von mir aus weder an die Möglichkeit des Austritts Stöckers aus dem Kongreß noch an die Möglichkeit, daß er sein Präsidium niederlegen könne, je gedacht habe, daß ich auch sonst mich um keinerlei Veränderungen im Kongreß, insbesondre Stöckers Stellung betreffend, je bemüht habe. Göhres bekannter Artikel ist zwar von mir in Nr. 46 d. v. J. aufgenommen worden; er war unbestellt, und ich zollte seiner Absicht Beifall, aber ich habe immer nur für wünschenswert und erreichbar gehalten, daß einmal ein Kongreß faktisch ohne Anwesenheit Stöckers und Naumanns stattfände. Irgendwelche Schritte habe ich deswegen niemals gethan, auch nicht gemerkt, daß die Idee — außer bei Naumann — Verständnis gefunden hätte. Und irgendwelcher schlechten Ethik machte ich mich Stöcker gegenüber mit solchen Wünschen nicht schuldig, denn es liegt doch noch ein hohes Maß sittlicher Hochachtung vor, wenn man einem Manne ein Opfer der Selbstverleugnung in allgemeinem Interesse zutraut und zumutet. Und der offene Appell, der in dem von mir veröffentlichten Göhreschen Artikel an Stöcker gerichtet wurde, war auch keine schlechte Ethik; er war vielleicht eine Naivität, aber das genaue Gegenteil einer Intrigue.

Als die Aufnahme jenes Artikels bei Stöcker und dem ganzen Aktionskomitee mir die Naivität jenes Appells überzeugend zu Gemüte führte, sah ich mich in dem Entschlusse bestärkt, den ich bereits infolge meines Briefwechsels mit Stöcker im vorigen Herbst (vgl. Nr. 42 und 44 d. Bl.) gefaßt hatte, persönlich jedenfalls die nächste Tagung des Kongresses nicht zu besuchen. Ich habe von diesem Entschluß keinerlei Wesens gemacht, keinerlei Politik damit getrieben. Ich habe ihn gefaßt, weil ich keine Neigung verspürte, weiter mit Stöckers Person persönlich zusammenzuarbeiten, und weil ich auf dem Kongreß für meine Person vollkommen entbehrlich bin. Daß die Haltung der Christlichen Welt dem Kongreß gegenüber sich bei meiner persönlichen Zurückhaltung nicht verändert haben würde, dafür war gesorgt. Ich habe mich nur gefreut, als ich hörte, daß das ganze Aktionskomitee mit Stöcker zusammen in Stuttgart auf dem Platze sein werde.

Kurz vor dem Ereignis des Austritts Stöckers hörte ich von unverantwortlicher Seite, daß Aussicht vorhanden sei auf Stöckers freiwilligen Rücktritt vom stellvertretenden Vorsitz. Mit dieser knappen Mitteilung war die Frage verknüpft, ob diese Veränderung auf mein persönliches Verhalten zu Stöcker und dem Stuttgarter Kongreß von Einfluß sein würde. Ich habe darauf kurz mit Ja geantwortet; denn für mein Urteil über Stöcker wäre ein solcher Beweis von Selbstverleugnung seinerseits schwer ins Gewicht gefallen.

Weiter bin ich in keiner Weise an den Vorgängen beteiligt gewesen oder auch nur davon unterrichtet worden. Von irgendwelchem Ränkespiel weiß ich nichts und würde mich niemals daran beteiligt haben. Politiker wie Stöcker und von Gerlach können sich eine so unpolitische Art, wie unsereiner die Dinge beurteilt und betreibt, gar nicht denken. Sie haben keine Ahnung von der Zusammenhangslosigkeit und Unabhängigkeit, die zwischen mir als Herausgeber der Christlichen Welt und unsern nächsten Freunden besteht.

Aus alledem geht hervor, daß auch „die Christliche Welt" an all diesen Vorgängen völlig unbeteiligt ist. Ein Herr Böhme hat als Korreferent von Gerlachs seine schöpferische Phantasie in dieser Richtung schrankenlos walten lassen. Andre, die auch die Gabe haben, das Gras wachsen zu hören, wissen genau, daß „die Ritschlsche Schule" Stöcker gestürzt hat. Es war ja zu erwarten, daß irgendwo von denen um Stöcker, ob sie nun dem Kongreß treu geblieben sind oder nicht, ein Sündenbock würde ausfindig gemacht werden. Es war weiter zu erwarten, daß die Revanche für Stöckers „Hinausdrängung" aus dem Kongreß auf dem kirchenpolitischen Kampfplatz würde gesucht werden. Das mag nun kommen, wie es will, so wird unser Manneswort denen genügen, die Wahrheit von Legende unterscheiden können: weder wissen wir von einer zu Stöckers Entfernung aus dem Kongreß gesponnenen Intrigue, noch hat die Christliche Welt und ihr Herausgeber irgendwelchen Anteil daran. R

Zur Beachtung

Mit Nr. 27 beginnt das dritte Quartal. Wir bitten um schleunige Neubestellung bei den Postämtern, damit Unregelmäßigkeiten verhütet werden.

Angesichts der Reisezeit legen wir unsern Freunden ans Herz, in Bädern und bessern Pensionen die Christliche Welt zu verlangen, monatliche Probeabonnements zu veranlassen und auch sonst die Gelegenheit zur Verbreitung unsers Blattes nicht ungenützt zu lassen.

Probenummern, auch von der Chronik der christlichen Welt stehen jederzeit unentgeltlich zu Diensten.

D V D H

Quittung

Für Armenien (die mit * versehenen Gaben ausdrücklich für die armenischen Waisen): 48 Mk. aus der Gemeinde Eschborn von 39 Gebern; 25,10 aus dem Kirchspiel St. Peter in Diez*; 18 Kollekte der Heiligegeistgemeinde in Stralsund; 15,85 gesammelt in der Generalversammlung des Mahlumer Gustav-Adolf-Vereins; 12 aus der Gemeinde Neumühl-Hamborn; je 10 von L, Wallhausen*; A S, Plagwitz-Leipzig; aus der Gemeinde Herlinghausen; Sammlung bei einer Konfirmationsfeier in Bodenstein; je 3 von A N, Hebenshausen; H Sch, Halle a. S.*

Seit dem 25. Januar sind bei der Redaktion im ganzen 5389,44 Mk. für Armenien eingegangen. Ueber die Verwendung der Gaben wird später berichtet werden.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 26 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt
in Frankfurt a. M. und den benachbarten Gebieten
treffen sich bis auf weiteres **an jedem ersten Montag im Monat nachmittags 5—7 Uhr** in Frankfurt a. M., **Rosenau**, Reuterweg 8. Auch Frauen sind willkommen. — 6. Juli: Ueber Sohm.

Freunde der Christlichen Welt im Osten (Ost- und Westpreußen, Posen, Hinterpommern), die sich für Einrichtung regelmäßiger Zusammenkünfte interessiren, werden gebeten, ihre Adresse unter dem Stichwort: „Preußischer Osten" an die Expedition dieses Blattes einzusenden.

Bekanntmachung

Die an der hiesigen evangelischen Kirchengemeinde erledigte Stelle eines **Diakonus** soll baldigst besetzt werden. Das Anfangsgehalt beträgt 3000 Mk. und steigt von 3 zu 3 Jahren um je 300 Mk. bis 4500 Mk. und sodann von 4 zu 4 Jahren bis 5400 Mk. Die Wohnungsentschädigung beträgt jährlich 750 Mk.

Bewerbungsgesuche mit Lebenslauf sind bis zum 1. Juli a. d. unterzeichnete Patronat einzureichen.

Görlitz, den 10. Juni 1896

Der Magistrat

Die Stelle eines ordinirten Hilfspredigers an St. Johannis in Halle a. S. soll demnächst **besetzt werden.**

Das Gehalt beträgt 1800 Mk. Bewerber wollen Zeugnisse und Lebenslauf einreichen an den **Gemeindekirchenrat daselbst.**

Hugo Rothers Buchh.
(Martin Warneck)
Berlin W. 9, Linkstraße 4.
Spezialität:
Theologie und Verwandtes
Ansichtssendungen, Verleihinstitut
Antiquariat

Als Stütze der Hausfrau suche ich zum 1. Oktober ein durchaus gebildetes Mädchen, das die Beaufsichtigung eines zweijährigen Kindes m. übernimmt, b. Familienanschluß. Zeugnisse, Gehaltsansprüche und Photographie erbittet

Frau Regierungsrat Mühlmann
geb. Gräfin von Schwerin
Merseburg, Teichstr. 1

Junge Mädchen finden Ausbildg. i. Haushalt, i. Sprachen, Litteratur u. Handarbeit. Zimmer für **Erholungsbedürftige.** Schöne Gegend, gesunde Lage.

Frau verw. Oberpfarrer **Naumann**, geb. Ahlfeld, und Töchter
Schwarzenberg i. Erzgeb. (K. Sachsen)

Suche zu kaufen:
Luthers Werke. Erlanger Ausg.
Melanchthon, Opera ed. Bretschneider, vol. 28 apart.
Buchhandlung
Alfred Lorentz,
Leipzig

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162.**

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1481. Vierteljährlich 1,50 Mark

Nr. 25: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Die theologische Konferenz zu Gießen; Die Kasseler Pastoralkonferenz; Ueber das Kaisertelegramm; Die Stellung der Innern Mission zu den sozialen Bestrebungen der Gegenwart; Christlich-sozial und Innere Mission in Schleswig-Holstein; Preßstimmen über den Evangelisch-sozialen Kongreß — Evangelische im Auslande: Gladstone und die römisch-anglikanische Unionsfrage — Verschiedenes — Personalien

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 27 Leipzig, den 2. Juli **1896**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn! — Das Gesetz des Opfers: 1. Der Kampf ums Dasein; 2. Uebel und Fortschritt — Die Renaissance des Idealismus — Der deutsche Altkatholizismus: 2. Gründung der Kirche — Elend und Hilfe in Armenien — Ein Tag in Assisi — Die Religion der Königin Viktoria — Noch einmal: Entdeckung oder Erfindung? — Bücher und Schriften: Zur Einführung in die Heidenmission der Gegenwart; Gottes Walten in der Geschichte; Gedächtnisrede auf Heinrich von Treitschke — Verschiedenes: Das Verfahren des schlesischen Konsistoriums gegen Pastor Ziegler; Das Ende der Agitation gegen die obligatorische Zivilehe — Zur Beachtung — Quittung — Anzeigen

Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn!

1. Mose 32, 24—32

Die schöne Uebersetzung in unsrer Lutherbibel kennen unsre Leser oder mögen sie leicht nachlesen. Wir geben die Stelle hier in der Verdeutschung wieder, die Professor Kautzsch herausgegeben hat;*) sie ist wörtlicher und mag uns wie eine Einzelerklärung des Luthertextes dienen:

Jakob aber blieb allein zurück. Da rang einer mit ihm bis zum Anbruch der Morgenröte. Und als er sah, daß er ihn [den Jakob] nicht bezwingen könne, schlug er ihn auf die Hüftpfanne, sodaß die Hüftpfanne Jakobs verrenkt ward, während er mit ihm rang. Da sprach jener [zu Jakob]: Laß mich los, denn die Morgenröte bricht an. Er antwortete: Ich lasse dich nicht los, außer, du segnest mich! Da fragte er ihn: Wie heißest du? Er antwortete: Jakob! Da sprach er: Du sollst künftig nicht mehr Jakob heißen, sondern Israel; denn du hast mit Gott und mit Menschen gekämpft und bist Sieger geblieben. Da bat Jakob: Thue [mir] doch deinen Namen kund! Er antwortete: Warum fragst du doch nach meinem Namen? Sodann segnete er ihn daselbst. Jakob aber nannte jene Stätte Pniel; denn [sprach er] ich habe Gott von Angesicht zu Angesicht gesehen und kam doch mit dem Leben davon. Und als er an Pniel vorüber war, ging die Sonne auf; er hinkte aber wegen seiner Hüfte. — Darum essen die Israeliten bis auf den heutigen Tag die Spannader nicht, die über die Hüftpfanne läuft, weil er Jakob auf die Hüftpfanne, die Spannader, geschlagen hat.

Diese Geschichte ist das alttestamentliche Gegenstück zu 2. Kor. 12, 8 f., einer Stelle, die uns jüngst beschäftigt hat. (Der Pfahl im Fleisch. Laß dir an meiner Gnade genügen. Vgl. Nr. 18 d. J.) Welches ist ihr religiöser Wert und Inhalt? Das zu erkennen ist leicht für den, der noch in unerschütterter Einfalt seine Bibel liest. Und es ist ebenso naheliegend für den, der durch alle kritischen Bedenken und historisch-philosophischen Auseinandersetzungen hindurch mit Gottes Hilfe glücklich wieder zum reinen Gebrauch seiner Frömmigkeit gekommen ist. Ich vermute, daß viele unsrer Leser sich unterwegs zwischen den beiden Stufen befinden. Ich folgere dann, daß allerlei grobe Felsblöcke ihnen den Zugang zu dem religiösen Gehalt unsrer Geschichte verwehren wollen. Sie fragen vielleicht zu allererst: Ist denn die Geschichte wahr? und meinen damit, ob sie sich gerade so, wie sie erzählt wird, begeben hat. Ich bemerke nur, damit mich niemand in dem Verdacht habe, ich wolle solchen unbequemen Fragen ausweichen, in Kürze Folgendes. Entweder ists eine Sage: dann ist sie bezeichnend für das religiöse Denken und Empfinden des Volkes, das sie hervorgebracht hat. Oder es liegt geschichtlich-wirkliches Erleben eines Menschen der Erzählung zu Grunde, dann können wir Christen mit unserm Begriff von Gott es nur als ein inneres Erlebnis dieses Menschen auffassen; vgl. Joh. 1, 18: Niemand hat Gott je gesehen.

Das religiös Wichtigste an der Geschichte war und ist vielleicht für manchen Juden in dem Schlußvers enthalten. Er entnimmt der Geschichte die Belehrung, weshalb ein treuer Beobachter der überkommenen Speisevorschriften den Hüftmuskelstrang (nervus ischiadicus) nicht mit ißt. — Andre Israeliten werden zu der Geschichte immer wieder zurückkehren, weil ihr Stammvater dort für seinen Namen Jakob einen bessern, inhaltvollern erhalten hat: Israel. Israel bedeutet nach Auskunft unsrer Sprachgelehrten: „Gott herrscht.“ Unsre Erzählung deutet es aber vielmehr so, daß es einen bezeichnen will, der über Gott herrscht, der mit Gott gekämpft und dabei obgesiegt hat. Wir sehen, allerlei Fragen wollen uns von dem religiösen Genuß unsrer Stelle ablenken; aber wir bleiben fest und fragen nur nach dem Einen: welcherlei Frömmigkeit uns in der Geschichte begegnet, ob und inwieweit sie noch die unsre sein kann.

Jakob will wieder heim in sein Vaterland, das er als Flüchtling vor des betrognen Bruders Zorn verlassen hat. Er hat Glück gehabt in der Fremde, nicht zum wenigsten weil er auch dort ein rechter „Jakob“ gewesen (ein „hinterlistiger Uebervorteiler“ 1. Mos. 27, 35 f.). Nirgends rechtfertigt uns die Bibel, wenn wir, wie leider altchristliches Herkommen im Unterricht ist, ihn als vorbildlichen Tugendhelden betrachten; seine Untugenden liegen am Tage. Aber Gottes Hand ist trotzdem über ihm, und er hat eine Ahnung von Gott, von Gottes Führung und Gnade. Da er nun heimkehrt mit dieser Familie, mit so viel Gut, ausgesöhnt auch mit seinem Schwiegervater Laban, betet er: Ich bin nicht wert aller der Wohlthaten und aller der Treue, die Du Deinem Diener erwiesen hast! Das Herz des selbstsüchtigen listigen Mannes ist von einem Strom demütiger Dankbarkeit erfüllt, wenn er auf das zurückschaut, was ihm bisher gelungen ist. Und nun weiß er, jetzt steht alles auf dem Spiele. Esau zieht ihm entgegen mit vierhundert Mann. Jakob thut alles, was List und Klugheit ihm eingiebt. Aber nachdem er das gethan, läßt er Frauen und Kinder, Hab und Gut, die ganze Karawane und bleibt allein.

Da in der nächtlichen Einsamkeit stellt sich ihm sein Gott. Der Allmächtige, der ihn bis dahin so freundlich geführt hat, ringt mit ihm. Wie stark wird Jakob jetzt sein? Wird er sich vermessen, ohne Gott mit Esau fertig zu werden? Es fällt ihm nicht ein. Er weiß, nur der Segen Gottes kann ihm jetzt helfen. Und ob ihm Gott die Hüfte verrenkt, er läßt nicht ab mit ihm zu ringen: Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn!

Wie oft sind diese Worte im Christenmunde wiedergekehrt. Manchmal freilich nur als rhetorische Kraftwendung im Munde des Predigers. Aber oft auch als Gebetswort aus der Tiefe eines geängsteten um Trost, Hilfe, Vergebung, Seligkeit ringenden Herzens heraus. Ist es christlich zu beten wie Jakob?

*) Die Heilige Schrift des Alten Testaments, in Verbindung mit Baethgen, Guthe, Kamphausen, Kittel, Marti, Rothstein, Rüetschi, Ryssel, Siegfried, Socin übersetzt und herausgegeben von E. Kautzsch, Professor der Theologie in Halle. Soeben — nach zwei Jahren! — ist die zweite, mehrfach berichtigte Auflage erschienen. Freiburg, Mohr. Ausgabe mit Beilagen 12,60 Mk. gebunden 15. Uebersetzung allein 9 Mk., gebunden 11.

Nicht auf der Höhe christlicher Seelenstärke. Christus hat anders gebetet in Gethsemane. Und Paulus hat 2. Kor. 11 uns erzählt, wie auch er einst so mit Gott gerungen habe, aber nur dreimal, dann habe er schweigen gelernt um der Stimme seines Herrn willen, die zu ihm sprach: Laß Dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig!

Aber wer ist immer auf der Höhe? Welcher Christ kann beten wie Christus? Oder auch nur immer wie Paulus? Und besteht das Christentum darin, daß wir Christus oder auch nur Paulus nachahmen, ihnen wort-, gedanken- und empfindungsgetreu nachreden und nachbeten, oder darin, daß wir in ihrer Schule von ihrer Meisterschaft etwas lernen? Kann ich nicht als Christ in Lebenslagen kommen wie Jakob, Stimmungen haben wie Jakob? Darf ich nicht dann auch beten wie Jakob?

Jakob war ja kein Heiliger. Das bin ich auch nicht. Jakob war in Angst. Das bin ich vielleicht auch. Jakob hatte noch nicht die reine Gotteserkenntnis. Ach wie viel fehlt auch mir daran! Aber Jakob kannte Jesus nicht. Gott sei Dank, den kenne ich; aber doch, ich folge in Schwachheit ihm nach, ich habe meine besondern Kämpfe und Anfechtungen; wenn sich mir mein Gott stellt, muß ich nicht mit ihm ringen, ist es nicht dann meine fromme, heilige Pflicht, daß ichs thue: Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn?

Die Naturen sind so verschieden, und die Lebenswege sind so verschieden. Christus hat keine Schablone für das Gebetsleben seiner Jünger. Auch nicht für die Art, wie sie zum Ziele hindurchdringen sollen. Er preist die Sanftmütigen selig, aber auch die, die das Himmelreich mit Gewalt an sich reißen (Matth. 11, 12). In einer ergreifenden Geschichte tröstet eine Mutter ihren Sohn, der sich vor dem Pfarramt fürchtet (sie sah ihn in der langen Reihe seiner Väter!): „Die Männer eures Geschlechts haben alle erst mit dem lieben Gott raufen müssen, ehe sie seine Kinder wurden ....“ Sie giebt ihm als mütterlichen Segen den Spruch mit: Sei stille dem Herrn und warte auf ihn; aber sie rechnet dem Sohn die innern Kämpfe nicht zur Sünde an.*) Gott thut es auch nicht. Es kann frömmer sein, in heißem Wahrheitsringen sagen: Es ist kein Gott! als satt und sicher auf seiner Gottesgewißheit ausruhen. Natürlich jenes nicht als Abschluß der Erkenntnis gedacht, sondern als Durchgangspunkt. Stillewerden, Friedenhaben ist gar nicht jedem so bald gegeben: ringet darnach, daß ihr stille seid (1. Thess. 4, 11)! Es ist der Tod der Aufrichtigkeit, wenn von jedem Christen alsbald verlangt wird, er soll sich an Gottes Gnade genügen lassen, alles andre um Christi willen für Schaden achten: gewiß bleibt das Aufgabe, Ziel, auch Probe und Maßstab unsers Christenstandes, aber noch einmal — wir sind nicht immer auf dieser Höhe! Und wohl dem, der dann beten kann wenigstens von dem Standort alttestamentlicher Frömmigkeit. Wohl dem, der dann beten kann wie Jakob: Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn!

Es erinnert an die Größe des Vaters im Gleichnis vom verlornen Sohn, daß Gott sich von einem Menschen wie Jakob solches Gebet, solches Ringen gefallen läßt. Und es ist ein feiner Zug, daß er ihn an seine Ohnmacht und Unwürdigkeit erinnert, indem er ihm die Hüfte verrenkt. Dennoch bleibt es eine überaus wichtige religiöse Wahrheit: es ist bei Gott mehr Freude über einen Sünder, der mit ihm kämpft, als über neunundneunzig rechtschaffne Leute, die nicht nach ihm fragen. Jenen kann er segnen, diese nicht.

Uebrigens hindert uns Gott nicht, das Gebet Jakobs in ganz anderm Glauben zu sprechen als Jakob. Hätten wir die Worte jemandem in den Mund zu legen, wir würden sie einem Elias, einem Petrus, einem Luther zutrauen. Luther in Worms oder am Krankenbett Melanchthons hat so gebetet. Da war es nicht die Angst um das eigne Glück, die ihn wie den Jakob zum Gotteskämpfer machte, sondern das völlige Aufgehn in Gottes Willen und Ratschluß war es, das Luther befähigte und berechtigte, so mit Gott zu reden. Oder übersteigt das doch

*) Oeser, Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse. S. 124. Auch Christl. Welt 1891 Nr. 44.

die Grenzen, die dem Kinde gegenüber dem Vater gesteckt sind? Unser Gott ist ein starker Gott. Er hat sein Wohlgefallen dran, wenn seine Kinder stark sind. Er offenbart sich ja gern in unsrer Schwachheit und macht uns stark, wohl uns! Aber er will darum nicht, daß wir Schwächlinge seien, und mag nicht, daß in dem Einerlei demütigen Sündenbewußtseins die Eigenart und Freiheit der starken Persönlichkeit untergehe. Rede du mit deinem Gott, wie es dir ums Herz ist; gehe du die Wege, die dein Gewissen dich gehen heißt; lehne dich dankbar an Sitte und Vorbild, wo du dich für dich selber zu schwach fühlst, aber gieb deine Persönlichkeit nicht auf, auch nicht Gott gegenüber, er will das nicht. Warum hat er denn gerade den Saulus zu seinem größten Apostel gemacht, der die Gemeinde Christi verfolgte? Und darum ist das Gebet: Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn! im rechten Munde und zur rechten Stunde genau so christlich wie etwa das: Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel. R

Das Gesetz des Opfers

Uebersicht: 1. Der Kampf ums Dasein; 2. Uebel und Fortschritt; 3. das Gesetz des Opfers als Naturgesetz; 4. das Gesetz des Opfers als Geistesgesetz.

1. Der Kampf ums Dasein

Es giebt für den Christen nur eine einzige Ketzerei: das ist die Verzweiflung an der Liebe Gottes. Gott ist die Liebe! 1. Joh. 4, 8. 16. Dieser kurze Satz enthält unser Zentraldogma. Jede wissenschaftliche Darstellung der christlichen Weltanschauung ist verlorne Liebesmühe, wenn es ihr nicht gelingt, theoretisch diesen Satz zu begründen, apologetisch die widerstrebenden Thatsachen zu deuten, praktisch den Weg zu zeigen, wie sich der Christ zu dem Gott der Liebe zu erheben vermag.

Betrachten wir die Vorgänge im Leben der Natur, die uns jedes Frühjahr von neuem zeigt, so scheint dies leicht zu sein. Uns umfängt die Pracht der neu erstehenden Natur; alles, was Leben hat, Pflanze, Tier und Mensch, befindet sich in einer gewissen natürlichen Freudigkeit. Wenn man gesagt hat (Schleiermacher, Glaubenslehre), der regelmäßige Wechsel der Jahreszeiten lehre uns die göttliche Allmacht verehren, so zeigt uns der Frühling vornehmlich den lebenspendenden, liebreichen Gott.

Indessen beruht diese Betrachtung doch zum größten Teil auf ästhetischen Eindrücken.

Laß dich nicht den Frühling täuschen!

ruft Gustav Schwab in seinem schönen Himmelfahrtslied, und in der That, sehen wir genauer zu, so finden wir gerade jetzt einen erbitterten Kampf ums Dasein. Der Schwache unterliegt dem gefühllosen, erbarmungslosen Starken. So in der Vegetation. Die stärkere Pflanze überwuchert die schwächere. Das Unkraut macht wenigstens den Versuch dazu, der gelingen würde, wenn der Mensch nicht eingriffe. Und ist dieser Eingriff nicht auch wieder Kampf ums Dasein? Der Stärkere, der Mensch, vernichtet den Schwächern, das ihm in seinem Garten hinderliche Unkraut. Wie aber kommt das Unkraut dazu, schonungslos ausgerissen zu werden? Ist es nicht auch ein Geschöpf Gottes, mit Weisheit geschaffen, und als solches Gegenstand seiner liebenden Fürsorge? Oder wollen wir die Liebe Gottes bloß auf uns Menschen einschränken? Dann wäre sie nicht mehr göttliche, das will sagen: allumfassende Liebe.

Derselbe Kampf ums Dasein herrscht in der Tierwelt. Wie freuten wir uns, als die ersten Insekten sich regten, als die Mücken zu tanzen anfingen! Da zweifelten wir nicht, daß es Geschöpfe Gottes sind. Inzwischen sind die Schwalben ins Land gekommen und jagen durch die Lüfte und schnappen nach Mücken und andern Insekten. Die Stare suchen alle Wiesen ab nach Käfern und Würmern, die Grasmücke und Meise vertilgen in Massen die eben erst zum Vorschein kommenden Raupen. Der Hecht im Teiche jagt der Karpfenbrut nach und dem Weißfisch. Er muß es; er ist so organisirt; er würde

sonst zu Grunde gehen. Der Fuchs ängstet den Hasen und frißt seine neugebornen Jungen, — kurz, allenthalben siegt der Stärkere.

Nun kann man aber diesen Kampf ums Dasein nicht auf das Gebiet der Natur einschränken. Er herrscht nicht minder in dem gegenseitigen Verhältnis von Mensch zu Mensch. Wir sehen zwar die zarteste, feinfühligste Liebe in vielen Familien wohnen, wir kennen reiche Herzen, die allen ihren Mitbrüdern und Mitschwestern entgegenschlagen und ihrem Wohle nachsinnen. Aber auf der andern Seite: welch vernichtender Kampf auch hier! Und der Einzelne muß ihn mitkämpfen auf Kosten seines Bruders! Der Kaufmann, der seine Familie zu ernähren hat und mit einem andern konkurrirt, der seine Familie nicht minder liebt, kann nicht den Grundsatz der Liebe geltend machen und die Waffen strecken. Er muß weiter kämpfen, einerlei, ob sein Konkurrent zu Grunde geht. „In Geschäftssachen hört die Gemütlichkeit auf," so sagt er, und er sagt es mit Recht. Denn alles, was lebt, hat dadurch von Gott selbst das Recht bekommen, den Versuch zu seiner Erhaltung zu machen.

Denken wir weiter an die sozialen Zustände. Ganze Volksklassen glauben durch die geschichtliche Entwicklung dahin gebracht worden zu sein, daß sie im Vergleich zur Arbeit Andrer und deren Lohn zu wenig verdienen. Sie beklagen sich, nur ebenso viel zu erhalten, als sie zu kärglichem Leben brauchen, oder doch nicht viel mehr; die Andern, die Kapitalkräftigen oder durch Bildung Starken, lebten, wenn auch nicht ganz, so doch zum Teil auf ihre Kosten. Sehen wir nun auch ganz ab von der ungünstigern äußern Lage dieser niedern Klassen, indem wir das als für den christlichen Standpunkt immerhin unerheblich beiseite lassen, so bleibt doch das Rätsel, daß die äußere Lage mancher Bevölkerungskreise, z. B. der Arbeiter in der Konfektionsbranche, so ungünstig ist, daß sie zu einer religiösen und sittlichen Erhebung kaum mehr fähig sind. Ein wahres Wunder, wenn aus diesen armseligen Niederungen der menschlichen Gesellschaft doch noch tüchtige Menschen hervorgehen!

Aus dem allen ergiebt sich ein Problem, das dem religiösen Nachsinnen die größten Schwierigkeiten macht und schon manchen vom Christentum abfallen ließ. Es erhebt sich nämlich die Frage: Wie kann die Allmacht Gottes, seine absolute Kausalität, die alles verursacht, auch diese unserm sittlichen Empfinden so anstößigen Zustände verursachen? Wenn nicht einmal der vorchristliche Gottesbegriff des gerechten Gottes sich solchen Thatsachen gegenüber erhärten oder auch nur schüchtern verteidigen zu lassen scheint, wie soll das mit dem christlichen Begriff der Liebe Gottes möglich sein? In der Welt heißt es: Macht geht vor Recht. Es müßte heißen: Recht geht vor Macht, und Liebe geht vor Recht, — so fordert es die christlich-religiöse Weltanschauung.

2. Uebel und Fortschritt

Ein Ausweg aus den Schwierigkeiten, die der Kampf ums Dasein unserm Verstande wie unserm Herzen darbietet, eröffnet sich zunächst in dem Gedanken der Entwicklung. Demzufolge wäre für die teleologische (zweckſuchende) Weltbetrachtung, die den Kampf ums Dasein zwar anerkennen muß, nun aber weiter nach dem Sinne dieses Kampfes fragt, sein Sinn ein rein negativer (s. Lipsius, Dogmatik 3, § 428—430). Dadurch, daß Pflanze wie Tier wie Mensch dem ihm durch widerstrebende Mächte auferlegten Uebel zu entfliehen suchen, wird ein Fortschritt erzielt. Die ganze Weltentwicklung beruht fast ausschließlich auf dieser Erscheinung. Was wir also als Kampf ums Dasein zu bezeichnen pflegen, hätte dieselbe Bedeutung wie die Peitsche für das Pferd: es arbeitet nur gezwungen, und auch die Welt entwickelt sich nur widerwillig.

Für diese Auffassung lassen sich thatsächlich nicht wenig Belege beibringen. Zum Beispiel sehen wir in einer engen Fichtenpflanzung die einzelnen Bäumchen sich bald gegenseitig Licht und Platz streitig machen. Es bleibt nur der Ausweg nach oben: sie schießen und strecken sich. Der Mensch lichtet. Er gewinnt zunächst Stangen, die länger ausgefallen sind, als

wenn die Fichten einzeln gestanden hätten. Doch bald werden die Bäume wieder zu groß, um genügend Platz zu finden; der Kampf beginnt aufs neue, auch dieses mal mit dem für die Entwicklung erfreulichen Ergebnisse, daß sich die Fichten gegenseitig in die Höhe treiben.

Der eigentliche Begriff des die Entwicklung fördernden Uebels beginnt freilich erst auf dem Gebiete des völlig entwickelten Empfindungslebens. Hier ist zunächst im allgemeinen an den Schmerz und seine Wohlthaten zu erinnern. „Er ist eine Schildwache, der die Geschöpfe vor dem nahenden Verderben warnt" — Parker (bei Altherr) S. 270. Ein junges Huhn, das unvorsichtig gegen einen Stacheldraht oder eine Dornhecke anfliegt, zerzaust sich das Gefieder. Aber es ist um eine Erfahrung reicher geworden. Es wird nicht sobald sein Röcklein wieder zerreißen, sondern die Lücken im Zaun zu finden wissen. Gebranntes Kind scheut das Feuer. Die Maus oder der Fuchs, die sich aus der Falle befreiten, werden sich schwerlich wieder in dieselbe Gefahr begeben. Durch die ausgestandne Todesangst sind sie für immer gewarnt. Der Hund, der laut aufheulte, weil man ihn auf die Pfoten trat, oder der sich die Pfoten auf spitzen Steinen blutig lief, wird dies bald zu vermeiden lernen. Sodann das schmerzliche Unbehagen der Zugvögel vor ihrer jährlichen Wanderung! Was sollte aus ihnen werden, wenn nicht die Natur sie hierdurch bei zeiten warnte? Sie würden der nordischen Kälte oder der südlichen Glut erliegen müssen. Der Schmerz aber wird ihnen zum Retter.

Blicken wir weiter auf das Gebiet des Menschenlebens. Ein Negerkind wird vom Löwen geholt und gefressen. Das wird die Eltern und ihre Freunde, ja vielleicht das ganze Dorf aus ihrer tropischen Lethargie aufschrecken, ihnen die Speere und den Bogen in die Hand drücken und im Kampfe mit den Tieren der Wildnis ihre Entschlossenheit, ihren Mut, ihre Thatkraft wecken. Sobald sie Kenntnis von dem Feuergewehr erhalten, werden sie zu dieser bessern Waffe fortschreiten. Also auch ihr Intellekt hat den Antrieb zum Fortschritt erhalten.

Besonders in sozialer Hinsicht ist die entwickelnde Triebkraft des Kampfes ums Dasein erkennbar. Die sozialen Nöte sind der Hebel des sozialen Fortschritts. Der dritte Stand ist jetzt der herrschende, weil die Bedrückungen, denen er vor der französischen Revolution ausgesetzt war, ihn vorwärts und zum Angriff trieben. Vielleicht erleben wir dasselbe Schauspiel noch beim vierten Stande. Und wie durch das Emporwachsen des dritten Standes und im Kampfe mit ihm auch Adel und Geistlichkeit, der erste und zweite Stand, zu neuer Blüte entwickelt wurden — wer will sagen, ob das nicht auch durch den bevorstehenden Kampf des vierten Standes mit den drei ersten geschehen wird?

Aber dies letzte Beispiel zeigt nun doch deutlich das Ungenügende dieser ganzen Erklärung des Kampfes ums Dasein. Wir erkennen zwar im voraus an, daß ein sich Emporringen des vierten Standes nicht nur für ihn, sondern auch für die andern Stände von Segen sein kann. Aber doch blicken wir düster in die Zukunft, die bis zum Fallen des wurmstichigen Apfels einzig und allein von Gott abhängt. Denn wir erwarten, daß viele Existenzen entweder jäh vernichtet oder allmählich zerrieben werden, um den vorausgesehenen Fortschritt anzubahnen, auszuführen und sicher zu stellen. Die Grundfrage, von der wir ausgingen, ist nur zurückgeschoben; jetzt lautet sie: Warum hat Gott die Einrichtung getroffen, daß nur durch ein Meer von Leiden die Entwicklung sich durchsetzt? Ist es ein ihrem Wesen entsprechender Zug der göttlichen Liebe, daß sie nicht nur den Schmerz, sondern geradezu die Vernichtung zahlloser Geschöpfe durch den Kampf ums Dasein zur Triebkraft des Fortschritts macht?

Dietrich Graue

Die Renaissance des Idealismus

Seitdem der Materialismus, besonders in Gestalt des französisch-englischen Positivismus, in immer breitere Schichten eindrang, hat es in Deutschland nie an Stimmen gefehlt, die gegen diese Weltanschauung protestirten sowohl im Namen einer

allseitigen Wissenschaft als auch besonders im Namen der Religion. Daß dies in Deutschland, der alten Heimat des Idealismus, geschah, ist nicht verwunderlich, und es wäre verspätet, erst jetzt auf diese Stimmen aufmerksam zu machen, die den Idealismus sei es als Prophetie der Zeitentwicklung, sei es als Postulat der Religion proklamiren. Um so interessanter ist es, daß in Frankreich, das im achtzehnten Jahrhundert den Materialismus der Holbach, Lamettrie und der Encyklopädisten hervorbrachte und im neunzehnten Jahrhundert das Vaterland des Positivismus wurde, führende Geister ein langsames Wiederaufleben des Idealismus konstatiren und begrüßen. Es ist nicht etwa ein auf Salonneuigkeiten erpichter Modeschriftsteller, der den Idealismus als neuestes Schlagwort verkündet hätte, sondern der Akademiker Brunetière, der auf diese Strömung zum Idealismus aufmerksam macht, ein Autor, der schon durch seine Bossuetvorlesungen und seine Stellung zur Voltairebegeisterung gezeigt hat, wie ruhig und beobachtend er einer Zeitentwicklung und dem Modegeschrei des Tages gegenüberstehen kann.

In seiner soeben erschienenen Schrift La Renaissance de l'Idéalisme behauptet Brunetière, daß innerhalb der letzten Jahre gegenüber dem herrschenden Materialismus in jeder Gestalt als langsame Reaktion ein Wiedererwachen des Idealismus im Gange sei, und zwar nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch in Kunst und Litteratur, ja sogar in der Politik.

Diesen Idealismus charakterisirt Brunetière in der Wissenschaft als eine Emanzipation von der Tyrannis der Thatsachen, die der Materialismus aller Zeiten, auch der „nun vergangne" Positivismus uns als das einzig Richtige pries. Gegenüber dem Positivismus, der außer dem Gezählten, Gewognen, Gemessenen, sinnlich Erfahrnen nur Hypothetisches und Illusorisches sah, besteht diese Renaissance des Idealismus in der wachsenden Ueberzeugung, daß die Thatsachen sich nicht selbst erklären, daß sie etwas Höheres, Früheres fordern, daß es endlich Dinge in der Welt giebt, die von unsern Sinnen nie erreicht und erfaßt werden, daß „hinter dem Vorhang, vor dem das Drama der Geschichte und der Natur spielt, eine unsichtbare Ursache, ein geheimnisvoller Autor, ein Deus absconditus sich verbirgt." Sogar in der Methode, die der Wissenschaft zu allen Zeiten neue Gesichtspunkte und neue Gebiete eröffnete, ist der Idealismus unentbehrlich geworden, insofern die Idee das Prinzip der wissenschaftlichen Forschung ist: die neuern Gelehrten, die die „Wissenschaft des Lebens" erneuert haben, Claude Bernard, Darwin, Pasteur haben dies nicht gethan durch die Ausdauer ihrer Beobachtung, durch die Genauigkeit ihrer Experimente, sondern durch die Kühnheit ihrer Ideen und die grandiose Fülle ihrer Hypothesen. Die reinen Thatsachen haben ihnen gerade nicht genügt, darum haben sie die Hypothese zu Hilfe gezogen, die nichts andres ist als „die Souveränität der Idee über die Thatsachen," allerdings in dem Sinne von Newtons altem Wort: Hypotheses non fingo, wobei der Ton auf fingo liegt. Ist die Wissenschaft verantwortlich für die Versprechungen ihrer Gelehrten — und das ist sie in der That —, so hat sie Bankrott gemacht, wenn nämlich dies bedeutet nur 75 oder 50 oder 25 Prozent seiner Schuld zu bezahlen. Descartes, Condorcet und noch Renan in seinem Avenir de la science haben Antwort versprochen auf die Fragen, wohin wir gehen, was wir sind, woher wir kommen. Die Antwort ist auch von der heute triumphirenden Wissenschaft nicht gegeben worden oder besteht nur in einem ablehnenden Ignoramus, ignorabimus. Diese Einsicht und dieses Zugeständnis, daß es in der Natur etwas giebt, das sie übersteigt, das von den Sinnen nicht erfaßt werden kann, daß es Lebensfragen giebt, die Physik und Chemie, Naturgeschichte und Philologie nie lösen werden, ist der Beginn der Renaissance des Idealismus, woran sich das lange verweigerte Zugeständnis anschließt, daß Philosophie, Aesthetik, Ethik und Metaphysik auch Wissenschaften seien. Der Positivismus hatte wesentliche Bedürfnisse des Menschen verkannt; „wir können ganz wohl leben, ohne die Berge des Mondes oder die Eigenschaften des Aethers zu kennen, aber nicht ohne daß die Phantasie und das Herz Fragen stellen, die Wissenschaft und Vernunft nicht beantworten können. Gerade das Aufleben des Spiritismus, Okkultismus, Magismus, Neobuddhismus, Neochristianismus in dieser Epoche ist ein Beweis dafür, daß wir diese Fragen nicht tilgen können und wollen. Darin liegt ein innerster Protest der Seele gegenüber der brutalen Herrschaft der Thatsachen." Brunetière spricht daher vom Positivismus als von einer vergangnen Weltanschauung, on n'en veut plus.

Dieselben Tendenzen finden sich in der Kunst und Litteratur. So in der Musik, die, so wie sie die erhebendste Wirkung ausüben kann, auch einen erniedrigenden, sinnlichen Einfluß haben kann. Während nun aber Nietzsche gerade diesen letztern Vorwurf der Musik der Gegenwart, d. h. Wagner nicht ersparen kann, findet Brunetière, daß einer der Effekte des Wagnerismus gewesen sei, von diesem sinnlichen Grunde der Musik gerade das Intellektuellere, das Idealere, sozusagen das Metaphysischere abzuheben und hervortreten zu lassen; denn der tiefidealistische Charakter von Wagners musikalischer Reformation war nicht eine musikalische Revolution im engern Sinne, sondern eine neue Auffassung der Kunst überhaupt, indem er die Musik und die Poesie enger mit einander verband und verwachsen ließ und jene zum Ausdruck der tiefsten und zugleich allgemeinsten Gefühle machte, die in der Poesie immer eine Schranke finden. Diese Erkenntnis, die Brunetière als einen Sieg des Idealismus in ganz Europa bezeichnet, hängt sichtlich damit zusammen, daß Wagner Frankreich erst in jüngster Zeit erobert hat.

Brunetière setzt diesen Wagnerismus in Beziehung zum Symbolismus, der in der Litteratur sich seinen Platz wieder erobert hat. Er zeigt diese Entwicklung vom Naturalismus, wie man den Materialismus in der Litteratur bezeichnet, zum Symbolismus und zum Idealismus an den Werken von Alexander Dumas dem Jüngern. Dieser, dessen Stellung in seinen frühern Werken ja wohl bekannt ist, schrieb in Vorreden zu spätern Werken, worin er seine Ideen eines neuen Theaters vorbrachte, u. a. Folgendes:

> Das Theater ist nicht Zweck, es ist nur Mittel. Der moralische Mensch ist fertig, der soziale Mensch ist erst zu erziehen. Eröffnen wir also dieses nützliche Theater, sei es durch Komödie, Tragödie u. s. f. Jede Litteratur, die nicht das Vollkommne, die Moralisation, das Ideal, mit einem Wort das Nützliche im Auge hat, ist eine rhachitische und ungesunde Litteratur. Die einfache und bloße Reproduktion von Thatsachen und Menschen ist nur Schreiber- und Photographenarbeit.

Sogar bei Zola, besonders in Lourdes, läßt sich eine solche Strömung verfolgen, auch die Parallelen zu deutscher und nordischer Litteratur lägen sehr nahe. Da diese Entwicklung vom Naturalismus zum Idealismus eine langsamere ist als jene der ersten Hälfte des Jahrhunderts von der Romantik zum Naturalismus, so wagt Brunetière zu hoffen, daß dann auch die Resultate um so dauerhafter sein werden.

In der Malerei ist der applaudirte Führer gegenwärtig Puvis de Chavannes, dessen Kolossalbild auch in der letzten Berliner Kunstausstellung Aufsehen erregte. Seine größten Werke sind Allegorien, also Schöpfungen, in denen die Idee Ursache und Zweck ist, nicht aber die naturalistisch getreue Nachbildung der Natur. Was Brunetière von Wagner in der Musik aussagt, daß er das ideale Element vom sinnlichen seiner Kunst löste, behauptet er auch von Puvis de Chavannes. „Er hat Form und Farbe nicht eine Sprache sprechen lassen, deren Alphabet sie nicht sind, er hat kein Rätsel im Blau oder ein Geheimnis im Rot gesucht, sondern er hat diese Elemente, die für uns manchmal etwas zu Materielles haben, spiritualisirt und damit hat er die Malerei »poetisirt.«" Es steckt Philosophie in seinen Gemälden, wie man das von Nicolas Poussin sagte. Es ist dasselbe Prinzip des Idealismus, nämlich die Ueberzeugung, daß „die Nachahmung der Natur nicht der Zweck der Malerei sein kann, und daß zur Bewunderung von Dingen, deren Originale wir nicht bewundern, wie Pascal sagte, der Gedanke des Künstlers gehört," der in sie etwas Verborgnes, Inneres, Höheres legt, das der Blick des Pöbels nicht fassen kann.

Diese Renaissance glaubt Brunetière interessanterweise sogar in der Politik konstatiren zu dürfen. Nach einem bösen Blick auf die französischen Kammern, diese „Fossilien des Anti-

klerikalismus," wendet er sich der sozialistischen Bewegung zu, die er als Trägerin dieses Idealismus auffaßt. Er bedauert, nicht Sozialist sein zu können, wegen des Mißbrauchs dieses Wortes, das man erfunden hatte als die Antithese des Wortes Egoismus und als das Synonym von Solidarität, das aber jetzt dazu gekommen ist, nur Haß und erbärmlichen Neid zu bedeuten. Die wahre Kraft des Sozialismus, die wir nur besiegen können, indem wir ihr eine von gleicher Natur entgegensetzen, ist, Idealismus zu sein. Er zitirt zum Beweis Liebknechts Worte, ohne zwar darin das Phrasenhafte zu übersehen: „Wir besitzen das, was die Kraft der Religion ausmacht, nämlich den Glauben an den Sieg der Gerechtigkeit und der Idee, die feste Ueberzeugung, daß das Recht siegen muß und die Ungerechtigkeit ein Ende haben muß." Brunetière glaubt dem Sozialismus die Gerechtigkeit widerfahren lassen zu dürfen, daß er nicht agitire mit den Trieben der Masse (?), nicht einmal mit ihren wahren Interessen, sondern zuerst und überall mit Ideen, seien sie nun wahr oder falsch, gerecht oder gefährlich. Das ist es auch, was seinen Vertretern den Vorwurf zugezogen hat, „Idealisten zu sein, denen der Sinn für Realität mangelt," aber auch das von dem Gegner ungern abgegebne Lob, daß „die Moral des Sozialismus derjenigen seiner Gegner überlegen" sei. Was im Sozialismus jeder Kritik widersteht, das ist die Idee. Von dieser Seite angesehen, ist der Sozialismus, dessen größter Feind der Individualismus, der Kult des Ich und damit konsequent der Egoismus ist, in der Phantasie der leidenden Massen nicht eine realisirbare Utopie auf Erden, sondern die Erhebung zu einem Ideal. Dieses kann nur überwunden werden durch ein moralisch höheres Ideal, und dazu ist der erste Schritt, zuzugestehen, daß „im Sozialismus mehr liegt als nur ein Aufruhr der Interessen." Was nun aber Brunetière in den Bereich des Sozialismus rückt, nämlich die Ueberzeugung, daß die gesellschaftlichen Gesetze nicht dieselben sind wie die der Physik oder Chemie, und daß das Leben uns nicht gegeben ward, nur um es zu unterhalten und zu erhalten, ist zwar kaum Gut des Sozialismus, sicher aber ist es Idealismus.

Soyons donc Idéalistes! ruft Brunetière schließlich aus; aber dieser Idealismus ist ihm nur Postulat als Resultat der gegenwärtigen, geistigen Entwicklung; „es ist nun an der Zeit, Idealist zu sein"; mit andern Worten: alles hat seine Zeit, auch der Materialismus hatte sie und wird sie vielleicht wieder haben; jetzt aber muß man Idealist sein, wenn man an der Spitze der Entwicklung stehen will. Damit kann die sonst sehr maßvolle und ruhige Schrift den Charakter des französisch Modehaften nicht ganz verleugnen, den in Frankreich leicht auch die tiefsten und ernstesten Bewegungen annehmen. Brunetière selbst ist sich der Schwäche dieses Opportunismus wohl bewußt; natürlich schrieb er aber diese Beobachtungen nicht im Blick auf das Christentum und seine Bedürfnisse, nicht einmal mit dem Gedanken an die Postulate der Religion, der diese Entwicklung naturgemäß zugute kommen muß, sondern als ein scharfer Beobachter, der mit Feldherrnblick auf dem Schlachtfelde den Gang der Ereignisse in ihren leisesten Schwankungen zu verfolgen und zu deuten versteht, währenddem der Donner früherer Blitze noch langsam und schwer erst in die ferneren Thäler rollt.

Brunetière hat zunächst in und für Frankreich geschrieben; dehnen wir den Blick weiter aus, so finden wir mit Leichtigkeit noch mehr Zeichen der Renaissance. Nicht nur von christlicher Seite wird der Idealismus gefordert und begründet als die Weltanschauung, die zwar noch nicht Religion ist, aber „der Religion Raum zum Atmen" verschafft (Tröltsch), sondern auch von philosophischer Seite wird der Idealismus wieder zu Ehren gezogen, ja geradezu als Religion der Zukunft erklärt. Damit hängt gewiß auch bedeutsam zusammen, daß Thomas Carlyle, einer der größten Idealisten aller Zeiten, in Deutschland in den letzten Jahren eine Würdigung findet und eine Bewegung entfacht, deren Ende noch nicht zu berechnen ist. Aber auch in England, das eine zweite Heimat des Positivismus geworden war, wird es, besonders in der schönen Litteratur, offen ausgesprochen, daß der Positivismus die Menschheit niemals ganz befriedigen kann, und daß die tiefste Gewalt über den Menschen der Idealismus ist (Robert Elsmere).

Uns ist der Opportunismus Brunetières nicht gestattet; denn der Idealismus ist unumgängliches Postulat aller Religion, Glaube ist Idealismus; wohl aber dürfen wir die Hoffnung haben, daß, sowie eine frühere Renaissance der Christenheit ein Stück Heidentum zurückbrachte, diese Renaissance dem heutigen Heidentum Güter des Christentums zurückbringe. Keller

---

Der deutsche Altkatholizismus

2. Gründung der Kirche

Die eigentliche Geschichte der altkatholischen Gemeinschaft beginnt mit dem zweiten Altkatholikenkongreß zu Köln im September 1872. Hier wurde über die Organisation der Seelsorge beraten und die demnächstige Bischofswahl beschlossen. Die Zeit zwischen den beiden Kongressen ist die der Sichtung. Nur die wenigsten von den Hunderttausenden, die den altkatholischen Aufrufen zugestimmt hatten, vermochten den nicht bloß nach der pekuniären und sozialen Seite hin opfervollen Schritt einer offnen Lossagung von der offiziellen Kirche mit seinem ganzen Gefolge von Haß, Verleumdung, geschäftlicher und persönlicher Benachteiligung zu thun, und so schmolz die Zahl der überzeugungstreuen, offnen Anhänger der Bewegung sehr zusammen. Unter ihnen treten teilweise zahlreiche und ungemein opferwillige Gemeinden in den Vordergrund: Köln, Bonn, Krefeld, Wiesbaden, Heidelberg, Offenburg, Karlsruhe, München u. a. Und welchen Generalstab von Führern besaß die in der Bildung begriffne Gemeinschaft!

Ist Döllinger nicht mehr unter die Führer zu rechnen, so ist der erst 1890 als Neunziger gestorbne große Gelehrte doch bis zu seinem Ende ihr mächtigster Parteigänger geblieben: der erste Historiker, den der Katholizismus besessen, war mit den größten Maurinern zu vergleichen und ihnen an universalem Blick ebenso weit überlegen, als hierin das neunzehnte Jahrhundert das siebzehnte übertrifft.*) Der juristische Führer ist von Schulte, die theologischen waren seit dem Münchner Kongreß der Breslauer Kirchenhistoriker Reinkens, die Bonner Theologen Reusch, Langen, der Münchner Philosoph Johannes Huber, der Bonner und der Braunsberger Philosoph Knoodt und Michelis, dem sich später der Breslauer Philosoph Weber zugesellte, der Münchner Kirchenhistoriker Friedrich. Sie sind mit Ausnahme von dem Oberfranken Friedrich, den Westfalen von Schulte und Reusch und dem Bayern Huber Rheinländer.

Die nicht nach einem verabredeten Plane von diesem Generalstabe gelöste wissenschaftliche Aufgabe ist die nach absolut zuverlässiger Methode hergestellte kritische Geschichte des Papsttums und des Jesuitenordens. Wie der Reformationskampf die Geburtszeit der kritischen Geschichtsforschung überhaupt geworden ist, so hat dieser Kampf in der katholischen Kirche die Korrektur der bisherigen apologetischen katholischen Kirchengeschichtsschreibung geliefert, wie sie von dem Konvertiten Grafen Stolberg u. A. unternommen worden war. An Stelle der auch von Möhler durchgängig idealisirten Geschichte des Katholizismus trat die mit unerbittlicher Wahrhaftigkeit alle Fälschungen aufdeckende kirchenpolitische Würdigung der Wirklichkeit der vergangnen Dinge. Schulte hat den Ertrag seiner zahlreichen Arbeiten über die juristische und politische Unhaltbarkeit des Unfehlbarkeitsdogmas und der Allgewalt des Papstes in seinem

*) Erst spät hat man erfahren, daß einen Augenblick wirklich Aussicht vorhanden war, daß die Bewegung ihr ursprüngliches Ziel erreichte, nämlich die Losreißung eines namhaften Teils deutscher Katholiken vom Papsttum, vor Ostern 1871, da Ludwig II. von Bayern Döllinger seine Sympathie versicherte, der ganze Hof für ihn war und man es dem exkommunizirten Stiftspropst nahelegte, die Gründonnerstagmesse zu zelebriren. Der würde der König beigewohnt haben, und eine Schar von Klerikern wäre auf Döllingers Seite getreten. Vielleicht war es, vom höchsten Standpunkte der Betrachtung aus gesprochen, ein Glück, daß Döllinger unter dem Eingeständnis seiner Untüchtigkeit, als alter Mann noch Mittelpunkt eines Kampfes zu werden, sich der ihm moralisch aus seinem seitherigen Auftreten erwachsenen Pflicht entzog!

großen Werk über den Altkatholizismus zusammengefaßt. Döllinger hat in dem erst nach seinem Tode mit seinem Namen in zweiter Auflage von Friedrich besorgten „Janus“ das „Papsttum“ in seiner ganzen unheilvollen Ausbildung aus den Originalquellen geschildert. Dem gleichen Zwecke dienen die mit Reusch zusammen herausgegebnen Werke über die Selbstbiographie des Kardinals Bellarmin und über die Moralstreitigkeiten im Jesuitenorden, ebenso nicht wenige seiner „akademischen Vorträge.“ Reusch entwarf in dem monumentalen Werk über den Index der verbotenen Bücher die aktenmäßige Darstellung des Kampfes der Kurie und der Jesuiten gegen jede ihnen entgegenstehende Ansicht und beleuchtete einige der interessantesten Partien der Ordensgeschichte, die dieser gern verhüllt. Langen erzählte ruhig und gewissenhaft die wirkliche Geschichte der römischen Kirche bis zum Gipfel ihrer Machtentfaltung, um so ohne Polemik den Nimbus zu zerstören, mit dem teils Unkenntnis, teils nur der Eifer protestantischer Konvertiten die Päpste umgeben hat. Huber gab sine ira et studio ein Bild des Jesuitenordens, dieser mächtigsten Erscheinung des restaurirten und in der Restauration seines besten Geistes beraubten neuen Katholizismus. Endlich Friedrich, der mutige Augenzeuge und scharfe Beobachter der Konzilsverhandlungen, lieferte in seiner Geschichte des Vatikanischen Konzils eine Darstellung des entscheidenden Kampfes um die Unfehlbarkeit, die für spätere Zeiten eine ähnliche Bedeutung haben wird, wie Paolo Sarpis Geschichte des Konzils von Trient.

Was diese sämtlichen Forscher von den vom Geist der Kontroverse erfüllten polemischen Geschichtschreibern des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts unterscheidet, ist die moderne objektive Methode und die urbane Form der Darstellung, in der sie ein für allemal ihren jesuitischen Gegnern überlegen sind.

Neben diesen größten Leistungen, denen wir Protestanten, was die Geschichte unsrer eignen Ursprünge betrifft, nur das Geschichtswerk Leopold Rankes an die Seite zu stellen haben, geht eine auf mehr augenblickliche Wirkung berechnete ganze Litteratur von kleinern historischen, juristischen und biographischen Abhandlungen und Broschüren, unter denen sich durch vernichtende Ruhe und Sachlichkeit die von Reusch, durch Wärme und Schwung die von Reinkens und Michelis auszeichnen.*)

Eine gleich glänzende katholische Reformbewegung ist allein der französische Jansenismus des siebzehnten Jahrhunderts gewesen, mit seinem Mittelpunkt Port Royal. Aber er wurde trotzdem vernichtet.

Daß der Altkatholizismus diesem Schicksal entging, ist das geschichtlich große Verdienst jener Wortführer, die auch die praktischen Konsequenzen aus ihrer Ueberzeugung zogen, und sodann die Folge der immerhin günstigen politischen Konstellation in Deutschland während des Kulturkampfes, die eine prinzipielle Anerkennung der Altkatholiken als „Katholiken“ ermöglichte.

Doch ist die Begründung einer altkatholischen Kirche in keiner Weise durch den Kulturkampf veranlaßt. Vielmehr erfolgte sie aus der gebieterischen Notwendigkeit, den am alten katholischen Glauben hängenden Katholiken Seelsorge und Gottesdienst zu verschaffen. Das war um so notwendiger, als einzelne Bischöfe die an mehreren Orten den Altkatholiken zum Mitgebrauch überlassenen Kirchen und Kapellen widerrechtlich (d. h. wider das kanonische Recht) mit dem Interdikt belegten. Dem dadurch geschürten Haß der Massen ist nur eine geordnete Gemeinschaft mit juristischer Persönlichkeit einigermaßen gewachsen. Gleichzeitig wurde durch eine Kommission die Bischofswahl vorbereitet, durch eine andre eine Kirchenverfassung für diese neue bischöfliche Kirche ausgearbeitet. Die Bischofswahl „durch Klerus und Laien,“ wie in der ältesten Kirche, fand statt am 4. Juni 1873 zu Köln und traf unter fünfzig wählbaren Priestern mit großer Mehrheit Joseph Hubert Reinkens, Professor der Kirchengeschichte in Breslau, damals zweiundfünfzig Jahre alt. Am 11. August wurde er zu Rotterdam von dem Bischof von Deventer, Heykamp, aus der altkatholischen Kirche von Holland, geweiht. Preußen, Baden und Hessen erkannten ihn als „katholischen Bischof“ an und nahmen ihn als solchen in Pflicht, nachdem die angesehensten deutschen Juristen sich gutachtlich dafür ausgesprochen hatten, daß die Altkatholiken als Mitglieder der vom Staate anerkannten katholischen Kirche anzusehen und die Regierungen berechtigt seien, auf dem Verwaltungswege ihren kirchengesetzlich geweihten Bischof anzuerkennen. Demgemäß faßten die drei Regierungen auch die Einstellung eines Budgetpostens für den altkatholischen Bischof ins Auge. Bayern, wo sich damals an 35 Orten über 15000 Personen zum Altkatholizismus bekannten, verweigerte diese Anerkennung. Die Dotation des Bischofs erfolgte durch Staatsgesetz in Baden 1874, in Preußen 1875. Der preußische Staatszuschuß zur altkatholischen Kirche beträgt 48000 Mk., der badische (seit 1886) 24000 Mk.

Die auf dem dritten Kongreß der Altkatholiken beschlossene Synodal- und Gemeindeordnung ist das Werk von Schultes. Ein kirchenrechtlich höchst bemerkenswerter Neubau nach ältestem Muster, aber mit Berücksichtigung der modernen Verhältnisse, die gebieterisch eine geordnete Mitwirkung des Laienelements der „Gemeinde“ auf allen Stufen des kirchlichen Lebens verlangen. Man war sich dessen völlig bewußt; ebenso aber erstrebte man Anknüpfung an die ursprüngliche katholische Verfassung der ältesten Zeit, die einen Unterschied zwischen Kirche und Gemeinde noch nicht machte. Zum erstenmal wurde hier in der katholischen Kirche die Einzelgemeinde als kirchliche Grundeinheit anerkannt und das Synodalinstitut aus der frühern Form der kirchlichen Gerichtsbarkeit übergeführt, nach dem Muster der alten Kirche, in die Stellung einer Vertretung der Rechte der gesamten Kirche, insbesondre der Gemeinde der Laien. Hier hat die mittlerweile eingetretene protestantische Verfassungsentwicklung maßgebend eingewirkt, nicht im Widerspruch mit dem alten Kirchenrecht, das nur eine deutliche Unterscheidung von Einzelgemeinde und Kirche nicht kennt (wie z. B. zugiebt: Reinkens, Die Lehre des heiligen Cyprian von der Einheit der Kirche, S. 15). Im Hintergrunde der Verfassungsbildung steht die Absicht auf eine nationale Kirche, auf die Zusammenfassung aller Altkatholiken des deutschen Reiches zu einem einheitlichen, relativ selbständigen Ganzen, was ja die längste Zeit der Kirchengeschichte die Form der großen Kirchen gewesen ist. Das Haupt der altkatholischen Kirche bildet der Bischof, der alle ihm nach katholischem Rechte zustehenden geistlichen und jurisdiktionellen Befugnisse ausübt. Das gesetzgebende Organ der Kirche ist die aus den Geistlichen und gewählten Laien bestehende Synode, die auch die Bischofswahl vollzieht. Ihren ständigen Ausschuß bildet die Synodalrepräsentanz, der Beirat des Bischofs und im Sterbefalle seine Vertretung.

Innerhalb der Kirche bildet die einzelne Gemeinde mit ihrem Pfarrer und Kirchenvorstand ein selbständiges Gebiet. Die Gemeinden eines Bezirks können zu einer Bezirkssynode zusammentreten, womit jetzt der Anfang gemacht ist. Die erste Synode fand statt 1874, nunmehr tagt sie alle zwei Jahre.

In Glaube und Lehre ist grundsätzlich nichts geändert, nur daß das eigenmächtig von Pius IX. definirte Dogma von der unbefleckten Empfängnis der Maria verworfen wird. Quelle der Wahrheit sind die heilige Schrift, genauer die Lehre Christi, und die einmütige Tradition der Kirche, genauer der einzelnen Kirchenkörper. (Kraft dieses Traditionsprinzips gilt die bischöfliche Kirchenverfassung für göttliches Recht.) Hierin liegt eine durchaus nicht unkatholische Rücksicht auf das selbständige Glaubensbewußtsein und auf die thatsächliche Uebereinstimmung aller Gläubigen vor, ausgeschlossen ist damit aber vom Glaubensgebiet alle eigentlich theologische Schulmeinung. Das verleiht dem altkatholischen Lehrbetrieb eine gewisse Weite und Frische.

Karl Sell

*) Es ist hier natürlich nicht der Ort, ein Verzeichnis der ganzen altkatholischen Litteratur zu geben, sie liegt auch dem Verfasser vollständig nicht vor.

Elend und Hilfe in Armenien

1. Aus Smyrna

Ich darf mir zunächst eine Bemerkung zu dem Artikel meines Freundes Schrecker in Nr. 23 der Christlichen Welt erlauben. Nach den Informationen, die ich bei an Ort und

Stelle gewesenen und sonst in der Frage kundigen Leuten eingezogen habe, ist der Satz: „Die Armenier auszurotten, ist das letzte Ziel jener Greuel," nicht ganz zutreffend. Allerdings spielt der Christenhaß bei den Greueln eine große Rolle; das geht schon aufs deutlichste daraus hervor, daß alle, die zum Islam übertraten, bei den Schlächtereien verschont wurden. Der sonst ruhige türkische Bürger und Bauer ist, wenn durch gewisse Elemente, vor allem die sogenannten Hodjas, d. h. Korangelehrte, fanatisirt, furchtbar, tierisch, barbarisch, entsetzlich, wie mehr oder weniger jede fanatisirte Masse. Man würde aber den Türken Unrecht thun, wenn man den einzelnen, besonders den türkischen Bauern für einen allezeit zum Christenmorden bereiten Bluthund hielte. Das ist er durchaus nicht. Aber was bei ruhigem Denken und Fühlen nicht geschieht, das verübt der Fanatismus. Giebt es doch unter den Türken hier wie an andern Orten Leute genug, die jene Greuel scharf verurteilen, und die es zwar nicht offen, aber unter vier Augen aussprechen, daß die politisch und religiös freier Gerichteten unter ihnen täglich desselben Schicksals, wie die Armenier es gehabt, gewärtig sein können, wenn ihre Gesinnung der von oben begünstigten alttürkischen, fanatisch mohammedanischen Partei bekannt würde. Diese fanatische, ihre Stützen und Vertreter hauptsächlich in den oben genannten Hodjas besitzende Partei würde die völlige Ausrottung der Armenier aus Gewissensbedenken oder humanen Rücksichten prinzipiell nicht ablehnen, aber thatsächlich ist sie aus praktischen Gründen nicht das Ziel, sondern nur eine gründliche Dezimirung, eine gründliche, für lange Zeit genügende Vernichtung ihrer numerischen Ueberlegenheit über die Türken und ihres Wohlstandes. — Wie ist das zu verstehen? Es sei mir gestattet, bei der Antwort hierauf ein wenig ausführlicher zu sein.

Von Zeit zu Zeit gewinnt in den stark mit Armeniern durchsetzten östlichen Provinzen (Vilajets) der asiatischen Türkei die armenische Bevölkerung numerisch und pekuniär die Oberhand über die türkische. Von andern Gründen abgesehen liegt das zum guten Teil an dem in der Türkei herrschenden Militärsystem und den damit verbundnen Verhältnissen. Die Türkei stellt nur Muhammedaner als Soldaten ein — die wenigen christlichen Offiziere und Militärärzte bestätigen als Ausnahme die Regel —; alle sogenannten Rajahs, d. h. christlichen Unterthanen der Türkei, sowie alle Juden sind vom Militärdienst ausgeschlossen. So können die Armenier sich also in den besten Lebensjahren dem Erwerbsleben widmen und einen Hausstand und eine Familie gründen. Dagegen müssen die jungen Türken in ihrem besten Lebensalter sieben Jahre lang unter den Waffen zubringen, sind dem Erwerbs- und Familienleben gänzlich entzogen. Für letzteres, soweit davon bei den Türken überhaupt die Rede sein kann, werden sie außerdem beim Militär noch vielfach verdorben durch die von Paulus Röm. 1, 27 gestrafte Sünde, die unter den türkischen Soldaten nicht nur geduldet, sondern sogar begünstigt sein soll, um sie vor ansteckenden Krankheiten zu bewahren. Die Folge von alledem ist, daß die Volksvermehrung bei den Türken gering ist und von der christlichen Bevölkerung übertroffen wird. Eine Statistik, die diese Thatsache und ihr Maß feststellen könnte, giebt es hier natürlich nicht; feststehend ist indessen, daß z. B. in fast allen Inseln, Städten und Dörfern an der Westküste Kleinasiens im Laufe der letzten dreißig Jahre eine sehr erhebliche Verschiebung der Bevölkerungselemente zu Gunsten der Griechen und zu Ungunsten der Türken stattgefunden hat. Inseln wie Lesbos, Städte wie Berghama (das alte Pergamon), viele Dörfer der Küste hatten früher zwei Drittel türkische und ein Drittel griechische Einwohner, jetzt umgekehrt.

Diesem Mißstande — türkisch geredet — muß wenigstens da, wo die Türken nicht so direkt unter den Augen und der Aufsicht der gebildeten Welt stehen, und wo sie keine fremden Unterthanen morden, wo sie sozusagen mit ihren christlichen Unterthanen unter vier Augen reden können, eben in Armenien (die Griechen wohnen in ihrer überwiegenden Mehrzahl an den dem europäischen Verkehr mehr zugänglichen Küsten und stehen vielfach als Unterthanen Griechenlands unter dessen Schutz) dann und wann durch ein Radikalmittel abgeholfen werden, d. h. die

Armenier müssen materiell und numerisch so dezimirt werden, daß ihre Ueberlegenheit auf Null reduzirt wird.

Ist das geschehen, so sind die Türken eine Zeit lang zufrieden und werden durch alle möglichen Mittel der Bedrückung schon dafür sorgen, daß die erreichte Inferiorität der Armenier nicht allzu rasch wieder aufhört. Ganz entbehren wollen und können die Türken die Armenier nicht, denn sie haben sie nötig als Handwerker und Händler jeglicher Art. Den Türken mangelt zu Handwerk und Handel Lust oder Geschick oder Zeit. Bleiben sollen deshalb die Armenier, aber nur in der Anzahl und in dem Zustande, die den Türken passend scheinen. Und wie sie darüber denken, das haben sie eben jetzt gezeigt. Wahrlich, das Los dieser unsrer christlichen Brüder ist so elend und traurig, daß sich ein Stein darüber erbarmen möchte; aber die Politik der christlichen Staaten erbarmt sich nicht darüber, sondern beobachtet ängstlich und eifersüchtig einer den andern, ob er auch nicht zu viel Gewicht in der Orientpolitik bekomme. Ja, wenn die Türken nur das Volk ausrotteten, wenn sie es nur mit einem Schlage vom Erdboden vertilgen könnten und wollten, fast möchte man sagen, das arme Volk wäre dann besser daran, als zu solch schrecklicher, entsetzlicher Knechtschaft, zu dauernden Folterqualen Leibes und der Seele verurteilt zu sein.

Giebts denn keine Hilfe für diesen armen Lazarus? Ist denn nicht wenigstens dem elendesten Teil, den armen verlassenen Waisen zu helfen? Not thut die Hilfe wahrhaftig, denn das Elend ist erschrecklich groß; zu Dutzenden treiben sich die armen Geschöpfe in den Städten und Dörfern umher, wie mir mein vor wenigen Wochen aus dem Vilajet Erzerum zurückgekehrter Gewährsmann sagt. Morgens früh kommen sie zu den von der amerikanischen Mission konstituirten Notstandskomitees und holen sich ihr Stücklein trocknes Brot für den Tag; abends öffnen mitleidige Stammesgenossen ihnen ihr Haus zum Schlafen für die Nacht. Dort kriechen sie dann ohne Betten und Decken im aufgeschütteten Stroh zu zwanzig möglichst eng zusammen, um sich vor der bittern Kälte zu schützen. (Als mein Gewährsmann gegen Mitte Mai das Gebirge zwischen Erzerum und der Küste überschritt, tobte ein heftiger Schneesturm.) In einem Hause kamen so des Nachts sechzig Waisenkinder zusammen, um sich des Morgens wieder auf die Straßen zu zerstreuen.

Im Nachwort zu dem Artikel in Nr. 23 der Christlichen Welt wird die Frage berührt, ob es nicht möglich sei, eine Anzahl dieser elenden Kinder nach Deutschland zu bringen. Wie der Redaktion der Christlichen Welt so machten auch der Direktion der Kaiserswerther Anstalten manche Familien das Anerbieten, solch ein Kind bei sich aufzunehmen. Erstens stimme ich nach Kenntnis orientalischer Eigenart dem vom Herausgeber erhobnen Bedenken: „Es ist doch sehr verantwortlich, Kinder ihrem Heimatsboden ganz zu entziehen" vollkommen bei; zweitens ist es aber nach Lage der Dinge auch höchst zweifelhaft, ob die türkischen Behörden die Ueberführung der Kinder nach auswärts gestatten würden. Augenblicklich sprechen die Thatsachen gegen diese Möglichkeit, denn es bekommt niemand, weder Jung noch Alt, aus jenen Bezirken einen Reisepaß nach außen, ausgenommen Kaufleute, die aber verpflichtet sind, zurückzukehren. Ja, die türkische Behörde hat ausdrücklich Waisenkindern den Reisepaß verweigert mit der Begründung, sie, die Türken, wollten die Kinder selbst erziehen, d. h. mit andern Worten: sie wollen nichts thun oder sie zu Muhammedanern machen. Diese Waisen aus Urfa waren für das hiesige Kaiserswerther Waisenhaus bestimmt und sollten mit einer Dame von Urfa nach hier abreisen, als eben jene abschlägige Antwort erfolgte. Es ist wirklich die herzlose Grausamkeit auf die Spitze getrieben: erst die Kinder durch greuliche Mordthaten zu Waisen machen und dann auch noch die barmherzige, helfende Liebe Andrer kalt stellen und hindern. Werden denn da nicht wenigstens die christlichen Mächte ein sehr ernstes und wirksames Wort mit der hohen Pforte in Konstantinopel reden? Wird insbesondre unsre deutsche Regierung nicht einmal ihren so hoch gepriesenen Einfluß beim Sultan geltend machen zu Gunsten Tausender von elenden, hilflosen, verhungernden und verkommenden Christenkindern, denen nur dar-

um nicht soll geholfen werden, weil eine verrottete, barbarische, christenfeindliche Mißwirtschaft am goldnen Horn die Arme in einander schlägt und allen Bemühungen barmherziger Christenliebe mit renitentem Lächeln gegenüber steht? Es ist uns schon viel Enttäuschung durch die christlichen Mächte in der armenischen Frage bereitet worden, aber noch steht uns das Vertrauen zu unsrer christlichen Obrigkeit fest, daß sie hier, wo Politik ganz außer dem Spiele ist, ein freundschaftliches, aber sehr dringendes Wort an die Machthaber in Konstantinopel richtet. Ohne dieses Wort, darüber dürfen sich alle, die an dem köstlichen Werke arbeiten, keinem Zweifel hingeben, wird kein Kind weder nach Smyrna noch nach Brussa in die Waisenhäuser kommen, noch wird die Errichtung von Waisenhäusern in den Notstandsbezirken selbst möglich sein.

Daß dies Letztere von deutscher Seite geplant wird, ja bereits in die Wege geleitet ist, darüber haben wir zuverlässige Nachrichten und hoffen bald Näheres mitteilen zu können.

J E

2

Der eben erwähnte Plan hat insoweit bereits greifbare Gestalt angenommen, daß wir nur bitten können, die Sammlungen für Armenien mit verstärktem Eifer fortzusetzen. Was bisher gesammelt ist, wird sowohl von der Evangelischen Allianz wie von uns nur mit aller Zurückhaltung und Vorsicht verwendet; wenn aber der beste Weg der Hilfe erforscht ist, dann müssen auch reichliche Mittel zur Hand sein. Wenn übrigens Smyrna bisher keine Waisen erhielt, so ist Brussa darin glücklicher gewesen. Der dortige Vorsteher schreibt an die Baseler Missionsanstalt unter dem 10. Juni: „Heute morgen stehen sechs Pferde vor der Thür der Anstalt, jedes mit zwei Körben. Jeder Korb enthält ein armenisches Waislein von der Gegend Ak-Hissor, wo voriges Jahr, am Markttag, plötzlich so viele Armenier von den Türken überfallen, gemetzelt und in die Brunnen geworfen wurden. Die Begleiter derselben versicherten, daß noch sechzig solcher Kinder sich dort befinden. Ich erlaubte vier mehr zu senden. Was wird aber geschehen mit den zahllosen andern Waisen in ganz Armenien? Für uns ist es ein Glück, daß die Regierung sie nicht kommen läßt, für die armen Kinder aber, o, ein langsames, sicheres Dahinsterben! Wer wird das Volk retten! Wie lange werden die abendländischen Christen noch warten! Wird einmal der Geist der alten Kreuzfahrer nicht frisch aufwachen, um die uralte Christenheit zu retten? Wir fangen an zu bauen; Frcs. 10000 sind nötig, um Zimmer zu bauen und für 50 Kinder Betten, Kleider u. s. w. zu verschaffen. Gott wird helfen, wir sind sicher.

Entschuldigen Sie, ich kann nicht schreiben; ich bin sehr aufgeregt; jeder, der kommt, bringt sehr schlimme Nachrichten. Pastor Hagop Abuhayatians fünf Waisen habe ich bestellt, ich hoffe, sie werden kommen und hier Pflege finden."

Ein Tag in Assisi

Der Wunsch, Assisi kennen zu lernen, wurde lebendig bei der Lektüre der vor zwei Jahren erschienenen Biographie des heiligen Franziskus von Paul Sabatier, die ihrer Zeit auch in diesen Blättern Würdigung gefunden hat.*) Die glänzenden Farben, mit denen der französische Autor, nach dem Vorbild seines großen Meisters Renan, den landschaftlichen Hintergrund zu seiner modernen Heiligengeschichte malt, der stille Zauber echten Lokalkolorits, mit dem er die Stätten der ersten Wirksamkeit seiner Helden zu umgeben weiß, haften unauslöschlich in dem Gedächtnis des Lesers und drängen ihn, Schilderung und Wirklichkeit zu vergleichen.

Von Rom oder Florenz aus läßt sich Assisi in vier Stunden erreichen; doch ist ein Besuch nicht wohl möglich ohne ein Nachtquartier; die Züge liegen ungünstig, der Bahnhof ist eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, und der Sehenswürdigkeiten giebt es mehr, als man dem stillen Bergstädtchen zutrauen möchte.

*) Jahrgang 1894, Nr. 21: Ein neues Evangelium. Vgl. ebenda Nr. 27—29.

Es war ein schöner, klarer Mainachmittag, als wir in die einsam gelegne Station einfuhren; außer uns hatte noch ein andres Ehepaar — dem Anschein nach Engländer — das gleiche Reiseziel erwählt; unsre geringe Ziffer wirkte augenscheinlich sehr deprimirend auf die Menge von Kutschern und Hotelbediensteten, die sich um den Eingang drängten und wie Stoßvögel über uns herfielen, indem jeder Einzelne mit italienischer Beredsamkeit sein treffliches carollo, seine vorzügliche vettura empfahl. Glücklicherweise hatten wir an das uns warm empfohlne Hotel Subasio telegraphirt und konnten zielbewußt auf dessen Wagen zuschreiten; schlimmer erging es dagegen dem englischen Paare, das einen Augenblick zweifelnd gestanden hatte. Als wir uns umwandten, sahen wir, daß es der Energie zweier Kutscher gelungen war, je eines der beiden mit Beschlag zu belegen, den Herrn in einen, die Dame in einen andern Wagen zu placiren, obgleich beide augenscheinlich dagegen protestirten. Das Ende der tragikomischen Szene erlebten wir nicht mehr; denn schon hatte sich unser Wagen in Bewegung gesetzt; auf einer gut gehaltnen Landstraße, die zwischen grünen Hecken langsam bergauf führt, fuhren wir durch blühende, wohlbestellte Felder und Olivenhaine dem Städtchen entgegen, das sich terrassenförmig am Berge aufbaut: „seine Häuser klettern am Felsen empor wie Kinder, die einen langen Hals machen und sich auf die Fußspitzen stellen, um möglichst alles Sehenswerte zu erhaschen." Auf dem Gipfel des breit hingelagerten Monte Subasio lag noch Schnee, ein schöner Kontrast zu dem wolkenlosen, tiefblauen Himmel und den violetten Schatten, die auf den Vorbergen spielten. Die Stadt selbst macht einen sehr stillen Eindruck; die Straßen, deren Anlage, durch den Abhang des Berges bedingt, uralt sein mag, ziehen sich lang und öde hin; die kleinen hundertjährigen Häuser sind zum Teil unbewohnt und dem Verfall nahe, denn Assisi, das jetzt etwa 4000 Einwohner besitzt, bietet Raum für eine doppelte Anzahl. Die Bewohner sind träge und genügsam; die väterliche Scholle läßt ihnen das Notwendige zuwachsen. Daß sie bei besserer Bestellung den dreifachen Betrag liefern könnte, kommt dem Assisiaten nicht in den Sinn. Der einzige Industriezweig, der sich in dem Städtchen breit macht, und zwar im buchstäblichen Sinne des Wortes, ist die Verfertigung von Olivenpressen einfachster Konstruktion. In allen Thorwegen sieht man die Leute beschäftigt, das dazu gehörige grobe, runde Korbgeflecht mit doppeltem Boden herzustellen, indes die fertigen Gefäße reihenweise zum Trocknen auf der Straße ausliegen.

In jüngster Zeit freilich scheint für Assisi eine neue Aera zu blühen. Mit offenbarer Befriedigung berichtete der mitteilsame Wirt des Hotel Subasio, wie sehr seit dem Erscheinen der Sabatierschen Biographie der Fremdenbesuch zugenommen habe, wie Vertreter aller Nationen, Engländer, Amerikaner, Franzosen, Dänen und Deutsche gekommen seien, den Spuren des heiligen Franziskus wie seines geistreichen Interpreten zu folgen. In dankbarer Anerkennung habe denn auch die städtische Behörde beschlossen, Sabatier zum Ehrenbürger zu ernennen: „den Pfaffen war es freilich nicht recht," setzte er mit dem überlegnen Lächeln des liberalen Bürgers hinzu.

Was seine Worte andeuteten, wurde uns durch spätere Eindrücke bestätigt: Assisi ist seit dem Erscheinen dieser neuesten Franziskusbiographie in zwei feindliche Lager geteilt: Hie Sabatier! Hie Vescovo! Auf der einen Seite die freisinnigen Elemente der Stadt, die sich um den französischen Forscher scharen, auf der andern Seite der Klerus, der mit allen ihm zu Gebote stehenden Machtmitteln versucht, seine Schafe festzuhalten. Hat es doch der Bischof von Assisi nicht unter seiner Würde erachtet, am Tage, da der Sindaco dem neuerkornen Ehrenbürger ein Festmahl gab, auf der Straße eine feindliche Demonstration gegen ihn in Szene zu setzen und am folgenden Sonntag in der Kirche öffentlich alle Anhänger Sabatiers mit Exkommunizirung zu bedrohen. Allerdings mag der Gedanke an die Schrift dem Klerus eine peinliche Reminiszenz wecken: hat sie doch das widerspruchsvolle Schicksal erfahren müssen, erst mit dem päpstlichen Segen gekrönt und später auf

den Index gesetzt zu werden.*) Habent sua fata libelli! Wahrscheinlich hatte man in der Freude darüber, daß ein protestantischer Theologe den vielgepriesenen Heiligen zum Helden eines weitverbreiteten Buches erkor, versäumt, das Werk eingehend zu lesen und war sich erst später der liberalen Gesinnung bewußt geworden, die, sich in jedem Worte offenbarend, keinen Augenblick zögert, wo es not thut, der katholischen Kirche die bittersten Wahrheiten zu sagen. Kein Wunder daher, wenn die Entrüstung gegen die Ketzerschrift in hellen Flammen aufging und sich gegen jeden ihrer Leser richtete. Auch wir erlebten ein Pröbchen davon: In der Oberkirche der Basilika Assisis, jenen „ungeheuern Substruktionen babylonisch übereinandergetürmter Kirchen," wie sie Goethe nennt, zeigte uns ein Franziskaner die schönen, wohlerhaltnen Fresken Giottos, die die Hauptszenen aus dem Leben des heiligen Franz darstellen. In dem Grade, als er unsre Vertrautheit mit dem Gegenstande bemerkte, wurde er von einem Bilde zum andern interessirter und beredter und fragte schließlich, ob denn die Schicksale des Heiligen in Deutschland allerorten so gut bekannt seien. Als wir ihm als Quelle unsrer Kenntnisse Sabatiers Buch nannten, geriet er in eine heftige Bewegung: Wissen Sie denn nicht, daß das Buch verboten wurde, weil es tausend Irrtümer enthält! Vorbei war seine Begeisterung, sein Interesse; schweigend wies er auf das letzte Bild des alten umbrischen Meisters; eines Kommentars dazu waren wir in seinen Augen nicht mehr würdig.

Bei der Besichtigung von Santa Chiara erlebten wir das Umgekehrte: das Wort „Sabatier" erschloß uns das Herz des alten Sakristans; er rühmte sich, den französischen Forscher bei seinen Untersuchungen kräftig unterstützt zu haben, und zeigte uns mit Feuereifer alle Sehenswürdigkeiten der kleinen Kirche; ob wir gleich beschränkte Zeit vorschützten, mußten wir doch die reichlichen Reliquien der beiden heiligen Schwestern, Klara und Agnes, eingehend bewundern. Gern verweilten wir vor dem Bildnis der heiligen Klara von Cimabue, das bei aller Befangenheit der Kunst doch höchst charakteristisch wirkt: ein ernstes Frauenantlitz voller Klarheit und Energie, entspricht es ganz dem Bilde, das Sabatier von der tapfern Mitkämpferin des heiligen Franziskus gezeichnet hat. Endlich durften wir noch als besondre Vergünstigung das Kruzifix schauen, dessen Worte einstmals den Sohn Bernadones auf die rechte Bahn gewiesen haben: „Monsieur Sabatier glaubt auch daran!" versicherte der Sakristan, der auf unsern Lippen wohl ein ungläubiges Lächeln ahnen mochte, indem er uns nach dankbarem Empfang einiger Soldi der alten Frau überantwortete, die so glücklich ist, die Schlüssel zur casa paterna des Heiligen und damit eine kleine aber einträgliche Sinecure zu besitzen. Assisi ist nicht besser wie andre italienische Städte: die Gottseligkeit wird hier überall Gewerbe. Verschmähten es doch zwei alte Weiber, die wir beim Eintritt in die Kirche in tiefe Andacht versunken sahen, nicht, bei unserm Anblick ihre fromme Betrachtung zu unterbrechen, ein Almosen zu erflehen und dann aufs neue vor ihrem Schöpfer auf die Kniee zu sinken.

Von dem Geburtshause des Heiligen, das schon bald nach seinem Tode einer Kirche hat Platz machen müssen, sind nur wenige kärgliche Mauerreste erhalten: ein vergittertes Verließ, in dem der Jüngling den väterlichen Zorn hat büßen müssen, und eine kleine Pforte, die ihm die Liebe seiner Mutter Pica zur Flucht erschlossen. Der Stall, die angebliche Stätte seiner Geburt — in den Augen unsrer alten Führerin die interessanteste Sehenswürdigkeit — verdankt seinen unverdienten Ruf den tendenziösen Bemühungen einer spätern franziskanischen Legende, die es darauf absah, eine absolute Gleichheit zwischen den Lebensschicksalen Christi und denen des Poverello von Assisi zu verkünden.

Auf steiler Landstraße, vorbei an uralten, knorrigen Olivenbäumen, ging es jetzt hinunter nach San Damian, jenem kleinen Kirchlein, das zuerst Zeuge von Franziskus veränderter Gesinnung geworden. Im Gegensatz zu der dunkeln Farbenpracht,

*) Der Segensbrief des Kardinals Rampolla ist abgedruckt in Jahrg. 1894, Nr. 26, Sp. 390 d. Bl. Uebrigens scheint daraus hervorzugehen, daß man den Verfasser zunächst für einen Katholiken gehalten hat.

D H

dem mystischen Dämmerlicht, die — ein Symbol späterer Verirrung des Ordens — in der reichen Basilika herrschen, umweht uns hier der Geist echter franziskanischer Schlichtheit, wie der Ordensstifter und seine Gefährten sie mit Wort und That verkündet haben. Als im Jahre 1866 die Klöster aufgehoben wurden, teilte San Damian das allgemeine Schicksal. Zwölf Jahre später wurde es von Lord Ripon der italienischen Regierung abgekauft und den Reformminoriten zur Verfügung gestellt. Eine Fülle lieblicher Erinnerungen aus der frühesten Zeit der Ordensgeschichte haften an dieser friedlichen Stätte. Diese Mauern danken dem eigenhändigen Fleiße des Heiligen ihre Wiederherstellung; vor diesem Altar ist ihm seine Mission der Liebe und Armut aufgegangen; hier hat er die Gelübde der ersten Brüder und Schwestern empfangen. In den stillen Räumen, die sich an die kleine Kapelle anschließen, hat die heilige Klara mit ihren Gefährtinnen gewaltet, Armen und Kranken Liebe und Fürsorge gespendet, in unablässigem Fleiße die Hände regend, getreu den Vorschriften des Meisters. Wir sahen die verschiednen klösterlichen Gemächer, die in Raum und Ausstattung unendlich bescheiden, ganz ihr ursprüngliches Aussehen gewahrt haben sollen. Aus einem derselben traten wir auf eine kleine, etwa vier Fuß lange Terrasse, die einen herrlichen Blick in die weite, lachende Ebene gewährt. Hier, wo sich jetzt Schlingpflanzen, Rosmarin und Lavendel breit machen, pflegte die Heilige ein Gärtchen. „Wenn sie dort in der Dämmerung ihre Blumen goß, sah sie, kaum eine halbe Meile entfernt, die Portiuncula von dem Strahlenglanz der untergehenden Sonne beleuchtet."

Ja, die Portiuncula zu sehen, lockte auch uns mächtig, doch war es für heute Abend zu spät; so kehrten wir in das Hotel Subasio zurück, das uns ein enthusiastischer französischer Freund als une maison délicieuse bezeichnet hatte. Entsprang dieser Ausdruck französisch-italienischer Anspruchslosigkeit, oder war er nur relativ zu fassen nach der Erfahrung, daß alle italienischen Gasthäuser in zweifelhaft reinliche und zweifellos unreinliche zerfallen? Jedenfalls wurde der innere Mensch reichlich entschädigt für alles, was dem äußern an materiellem Behagen abging durch den Blick in das gesegnete Land, über das sich eben das unbeschreibliche Farbenspiel der Abendröte mit seinen feinsten Abstufungen und leisesten Uebergängen, vom hellsten Rosenrot bis zum strahlendsten Purpur und dunkelsten Violett ergoß.

Am andern Morgen thaten wir zunächst einen Blick in den „Minervatempel," der jedem Leser der „Italienischen Reise" vertraut ist, „ein bescheidner Tempel, wie er sich für eine so kleine Stadt schickt und doch so vollkommen, so schön gedacht, daß er überall glänzen würde," und besichtigten dann San Rufino, den Dom von Assisi, der wenig Bemerkenswertes enthält. Beim Austritt hatten wir Gelegenheit zu bemerken, daß es auch in Assisi eine Reihe „konzessionirter Krüppel" giebt; nicht weniger denn acht hatten sich auf den Steinstufen gelagert, und jeder einzelne versuchte unser Mitleid auf sein persönliches Gebrechen zu lenken, wobei sie in fast brutaler Art ihre Gliederstümpfe offenbarten. Es mochte ihnen ein erfreulicher Gedanke sein, indirekt dem Heiligen, dem doch der einträgliche Fremdenbesuch gilt, ihren bequemen Lebensunterhalt zu danken; ob sie seine unmittelbare Heilkraft hätten spüren mögen, ist eine andre Frage. Wahrscheinlich würden sie empfunden haben, wie vor Zeiten die beiden Lahmen in Tours, von denen eine mittelalterliche Legende erzählt. Beide erfreuten sich, dank ihrer Gebrechlichkeit, eines durchaus sorglosen Daseins; die Gaben fielen ihnen reichlich in den Schoß. So bedeutete es ihnen keine Freude, zu vernehmen, daß der Leib des heiligen Martin, den man jahrzehntelang aus Furcht vor dänischem Ueberfall in einer Nachbarstadt geborgen hatte, zurückkehre. So schnell ihre hinkenden Beine sie zu tragen vermochten, eilten sie, um sich der Heilkraft der wunderthätigen Reliquie zu entziehen. Zu spät! Der Heilige hatte ihren Bezirk schon erreicht; sie mußten sich seine wohlthätige Wirkung wider Willen gefallen lassen.

Noch eine letzte, für die Geschichte des heiligen Franziskus bedeutungsvolle Stätte, die uns aus Sabatiers Buch lieb und

vertraut geworden, galt es zu grüßen: die Portiuncula. Sie liegt eine halbe Stunde vor der Stadt, unweit des Bahnhofs, am Wege nach Perugia. Ueber dem kleinen, unscheinbaren Hüttchen, das der Ausgangspunkt der mächtigen Minoritenbewegung geworden ist, erhebt sich heute die prächtige, viel besuchte Wallfahrtskirche Maria degli Angeli. Aber während an ihren schön gewölbten Räumen der Wandel der Dinge, elementare Gewalten und menschliche Leidenschaften ihre Macht erprobt haben, sind Erdbeben und Revolution spurlos an dem bescheidnen Gotteshause vorübergegangen, das im Zentrum der Kirche steht. In der rührenden Dürftigkeit seiner engen vier Wände predigt es den Geist des Stifters, der der Menschenseele den Flug gen Himmel gönnen wollte, unbeschwert durch irdische Güter. —

Lange noch weilt der Blick des Scheidenden auf dem Bergstädtchen, das bei jeder Biegung des Weges von neuem sichtbar wird. Ein unvergeßlicher Anblick, bedeutsam für die Entwicklung des Poverello. Die Vielseitigkeit seines Wesens läßt sich erst verstehen, wenn man ihn als Sohn seiner heimatlichen Scholle faßt. Es liegt eine so unendliche Anmut, eine so harmonische Schönheit über der Landschaft von Assisi, daß es sich wohl begreift, wie in der dankbaren Freude daran im Herzen die Vorstellung des beseelten Alls, des lebendigen Zusammenhanges aller organischen Wesen entstehen mußte, wie sie in naiver Weise in der Vögelpredigt, im Kreise einer höhern Betrachtung in „dem Gesang an die Sonne“ zum Ausdruck kommt.

M Lisco

Die Religion der Königin Viktoria

In gewissen Kreisen des französischen Klerus ist vor kurzem wieder die Behauptung aufgestellt worden, daß die Königin von England sich insgeheim zum Katholizismus bekehrt habe. Als ein Hauptbeweis hierfür wurde die Thatsache bezeichnet, daß sie gern Katholiken zu ihrer Umgebung heranziehe, sowie eine besondre Zuneigung zum katholischen Adel und hohen katholischen Klerus ihres Reiches kundgebe. Der Herzog von Norfolk, der das Werkzeug der Bekehrung des Lord Lyons war, habe beim Hofe eine ausgezeichnete Stellung, ebenso der Kardinal Vaughan; der Kardinal Manning sei ein stets gehörter Berater gewesen. Auch dem Papste habe die Königin wiederholt kindliche Gefühle der Achtung geäußert. — Der Grund, weshalb sie nicht offen ihren neuen Glauben bekenne, sei nur darin zu suchen, daß die englische Konstitution es ihr unmöglich mache. Sie gehe übrigens (diese Behauptung ist auch vor kurzem in der deutschen Presse aufgetaucht) alljährlich um die Osterzeit in ein katholisches Land, um wenigstens das hohe Osterfest unter Katholiken feiern zu können. (!) — Diesen Behauptungen trat vor einigen Tagen der bekannte Mitarbeiter des Figaro, Agrippa, in einem aufklärenden Artikel entgegen, in dem er aus verschiednen Aeußerungen und Handlungen der Königin nachweist, daß sie keineswegs zum Katholizismus hinneige, sondern protestantischer denn jemals sei. Er bedauert, mit seinen Aufschlüssen viele fromme Seelen betrüben zu müssen, die so viel von dieser Bekehrung erwarten. Habe doch Mgr. Freppel in einer seiner Konferenzen in der Sorbonne gesagt, daß dieselbe die genügende Entschädigung für alle Uebel sei, die der Kirche durch die Häresie zugefügt wurden.

Vorerst scheint ihm mit der Bekehrung die Thatsache nicht in Einklang gebracht werden zu können, daß die Königin in Cimiez zum Gottesdienst einen Pastor der anglikanischen Kirche von Nizza ausersehen habe, der keineswegs verdächtig ist, Sympathien für den Katholizismus zu hegen.

Ferner weist er darauf hin, daß sie in der Bildung ihrer religiösen Ueberzeugung vom Prinzen Albert stark beeinflußt, stets einem festen Glauben, aber auch dem Grundsatze der Gewissensfreiheit gehuldigt habe. Es habe zwar eine Zeit lang Strauß „einen Einfall in das religiöse Leben des englischen Hofes machen dürfen,“ und die Prinzessin Alice von Hessen-Darmstadt habe ihr Vertrauen zu dem Verfasser des Lebens Jesu kundgegeben. Aber davon sei nichts geblieben, und die

Königin habe, nachdem sie diese Lehren geprüft, sich entschlossen, dem Christus der Evangelien treu zu bleiben.

Allerdings habe auch der Dekan von Westminster, Stanley, auf ihren Glauben einen starken Einfluß gehabt, und dieser gehörte zur Broad Church, der freiern Richtung in der anglikanischen Kirche, deren Vertreter sehr tolerant sind und mehr die Moral als die Dogmen betonen. Deshalb tritt nun auch gegenwärtig die Toleranz charakteristisch im religiösen Leben der Königin hervor, und eben darin findet der Gewährsmann des Figaro, wohl nicht mit Unrecht, den Erklärungsgrund für ihre auffallende Haltung gegenüber dem Katholizismus und seinen Würdenträgern.

Was ihre ausgesprochnen Ansichten hierüber betrifft, so scheinen die Notizen, die sie in ihre Bibel eingezeichnet hat, keineswegs als Symptome der Bekehrung aufgefaßt werden zu können. Aber sie begreift, daß man auch eine andre religiöse Anschauung haben kann. Sie denkt nicht daran, es als Schuld anzurechnen, wenn man nicht ihrer Meinung ist. Wenn sie auch ebenso wenig griechisch- als römisch-katholisch ist, so hat sie doch kein Wort des Tadels für ihre Enkelinnen gehabt, die der orthodoxen Kirche beitraten.

„Die Gewissensangelegenheiten,“ so sagt sie gerne, „entziehen sich jeder Kontrolle. Sie gehen nur die an, die sie für sich selbst lösen müssen, mit Rücksicht auf Gott und angesichts der Ewigkeit.“ Sie giebt sich allen hin, ohne zu fragen, in welcher Form sie anbeten. Alles Sektirerische ist aus ihrem Herzen ausgeschlossen, man findet in ihm nur, was christlich und menschlich ist.

Wenn nun auch die Katholiken sie nicht äußerlich zur Kirche rechnen können, so sollten sie doch zugeben, daß sie den Geist des Christentums erfaßt hat.

So Agrippa im Figaro. Ch Henri

Noch einmal: Entdeckung oder Erfindung?

Mit ein paar Worten muß ich doch auf die Bemerkungen erwidern, mit denen meine Plauderei über die Röntgenstrahlen in Nr. 25 der Christlichen Welt bedacht worden ist. Was deren Verfasser über diese Strahlen sagt, daß sie vermutlich in irgend einer Weise überall vorkommen, stand in meiner Erörterung weiter unten auch zu lesen und brauchte daher zu ihr nicht hinzugefügt zu werden. Ob wir Entdeckung, Erfindung oder meinetwegen Auffindung sagen, ist und bleibt wirklich gleichgiltig — sofern wir gelernt haben, daß Worte nicht Sachen sind. Daß Gott der Herr alles schafft, lenkt und regiert, ist eine selbstverständliche Wahrheit für jeden, der an Gott glaubt. Daher muß es freilich heißen, daß die große Regelmäßigkeit der Naturvorgänge, die das „objektive“ Substrat unsrer Rede von den Naturgesetzen bildet, eine auf Gottes Willen beruhende Ordnung der natürlichen Welt ist. Die Frage ist aber, ob wir auch die Gesetze als Gesetze auf den Willen Gottes zurückzuführen, die Naturgesetze der Wissenschaft als Zwischenglieder zwischen Gott und der Welt zu verstehn haben. Das scheint der Verfasser jener Bemerkungen anzunehmen, indem er es von dem erstgenannten überhaupt nicht unterscheidet. In Wahrheit ist es ein großer und wichtiger Unterschied, was ich hier nicht näher auseinandersetzen kann. Aber ich möchte gern darin verstanden sein, daß diese Zurückführung der „Naturgesetze“ auf Gott und seinen Willen präzis das war, was ich verneinen wollte, weil es sowohl ein schiefer Gedanke wie ein für den Gottesglauben verhängnisvoller Irrtum ist.

J Kaftan

Bücher und Schriften

(Zur Einführung in die Heidenmission der Gegenwart) Die evangelische Heidenmission ist ein Liebeswerk, das heutzutage sich nicht mehr ignoriren läßt. Sie umspannt mit ihren mehr als 11 000 Stationen die ganze Erde, in ihrem Dienst arbeiten 8000 männliche und weibliche Missionare, unterstützt von 47 000 eingebornen Gehilfen, sie unterhält 13 000 Schulen, und ihr gesamter Jahresaufwand beträgt etwa 50 Mill. Mk. Man braucht nur die Berichte einer der großen Gesellschaften zu durchblättern, etwa die der Londoner oder Basler, und man empfängt sofort

den Eindruck eines modernen Großbetriebes. Und wenn die Geschichte dieser Heidenmission in unserm Jahrhundert eine glänzende Entwicklung aus sehr bescheidnen Anfängen aufweist, im Blick auf das wachsende Missionsinteresse und die sich vertiefende Erkenntnis von der Missionspflicht unsrer Kirche dürfen wir noch Größeres von der Zukunft erwarten. Dies gilt gerade auch von Deutschland. Die Thatsache, daß von 1883 bis 1894 die Zahl unsrer Missionare von 517 auf 685 gestiegen ist, also ein Mehr von 168 aufweist, und daß die Einnahmen der Gesellschaften von 2707218 Mk. auf 3705456 Mk. angewachsen sind, also ein Steigerung von 998238 Mk. erfahren haben, kann als ein günstiges Symptom gelten.

Eine schöne Frucht des erstarkenden Missionssinnes ist die neuere Missionslitteratur. Die Vorliebe für das Anekdotenhafte und die überschwängliche Darstellung der Missionserfolge, die den ältern Missionsschriften eigentümlich waren, sind zwar nicht beseitigt, aber stark eingeschränkt. Einer nüchternen, kritischen Behandlung der Mission wird gerade von den hervorragendsten Kennern und Förderern der Mission jetzt das Wort geredet, und ihre gediegnen Arbeiten bilden ebenso sehr den Grundstock einer wissenschaftlichen Missionskunde, als sie dem praktischen Zwecke dienen, die Kenntnis der Mission zu verbreiten. Unter diesem doppelten Gesichtspunkt verdient alle Beachtung der Neue Missionsatlas mit besondrer Berücksichtigung der deutschen Missionen von R. Grundemann. (Calw und Stuttgart, 1896, gebunden 9,20 Mk.) Vor dreißig Jahren hat Grundemann mit den reichen Hilfsmitteln des ersten kartographischen Instituts in Deutschland, der Firma Justus Perthes in Gotha, seinen „Allgemeinen Missionsatlas“ (1867—1871) ausgehen lassen. Aber das vortrefflich ausgestattete Werk war zu kostspielig, um großen Absatz zu finden, und dann wurde es von dem Schicksal ereilt, das wir jedem Missionsatlas wünschen müssen: es veraltete. In schlichterm Gewande und erheblich verkürzt folgte 1883 der „kleine Missionsatlas“ (2. Auflage, 1886). Dem Umfang nach hält der jetzt veröffentlichte „neue“ etwa die Mitte zwischen beiden. Er enthält 35 Kartenbilder, darunter 10 Doppelblätter, mit zahlreichen Nebenkarten, und bietet übersichtliche, scharfe Bilder. Es ist keine leichte Sache, von den Grenzen der christlichen Welt eine klare Vorstellung zu gewinnen, denn die Vorposten sind sehr zerstreut und werden von verschiednen Armeen gestellt. Grundemann hat die schwierige Aufgabe, Stofffülle mit Klarheit des Kartenbildes zu verbinden, in einer Weise erfüllt, wie es wohl nur ihm möglich war. Doch das Kartenlesen will gelernt sein, die Karte bedarf einer Erläuterung. Diese wird gegeben in Form von Verweisungen auf H. Gundert, Die evangelische Mission, ihre Länder, Völker und Arbeiten. (3. Auflage, Calw, 1894, gebd. 3 Mk.) Der Anschluß an dieses Buch ist ein so enger, daß die Karten als Illustrationen der einzelnen Abschnitte dieses Werkes gelten können. Dieser „Gundert“ ist ein Missionshandbuch, das auf seinen 531 Seiten über das gesamte missionsgeschichtliche und missionsstatistische Material in knappster Form zuverlässig orientirt und jeden Leser zu Dank verpflichtet, für welches Gebiet oder welche Gesellschaft er sich interessiren mag. Daß auch die politische Geschichte, der Handel, der Verkehr u. s. w. zu ihrem Rechte kommen, versteht sich bei der universalen Auffassung der Missionsgeschichte, wie sie sich neuerdings durchsetzt, von selbst. — Wenn man Grundemann nennt, darf G. Warneck nicht fehlen, denn sein Name ist mit der Geschichte des Missionslebens in Deutschland während der letzten zwanzig Jahre aufs engste verknüpft. In seinen zahlreichen Vorträgen und kleinen Schriften hat er für die Mission ein Zeugnis abgelegt, durch das Viele angeregt worden sind; seinen missionstheoretischen Arbeiten kommt bleibender Wert zu; die von ihm seit 1874 herausgegebne Allgemeine Missionszeitschrift nimmt unter allen ähnlichen Organen die erste Stelle ein. Ausdrücklich sei hervorgehoben, daß sie nicht etwa nur für Theologen bestimmt ist, sondern an einen weitern Leserkreis sich wendet. Farblos ist das Blatt nie gewesen, und an dem nötigen Salz hat es Warneck niemals gemangelt. Von seinen bekannten Missionsstunden ist der erste Band „Die Mission im Lichte der Bibel“ (Gütersloh, 1895, 4,20 Mk., geb. 5,20 Mk.) vor kurzem in vierter Auflage erschienen. Möge das Werk in seiner erweiterten Gestalt neue Freunde zu den alten hinzugewinnen. — Eine empfindliche Lücke in der deutschen Missionslitteratur war bisher der Mangel eines bessern Familienblattes. Durch die Evangelischen Missionen von J. Richter, die jetzt ihren ersten Jahrgang vollendet haben (Gütersloh, 1895), kann sie als beseitigt gelten. Ein reicher Inhalt wird in fesselnder Darstellung geboten und ist von zahlreichen Abbildungen begleitet, die fast durchweg wohlgelungen sind. Hält sich diese neue Zeitschrift auf dem Niveau des ersten Jahrgangs, so kann ihr, zumal bei ihrer großen Wohlfeilheit (3 Mk. jährlich), der Erfolg nicht fehlen. C Mirbt

(Gottes Walten in der Geschichte) Als der große Theologe Kuenen seine glänzenden Vorlesungen „Volksreligion und Weltreligion“ herausgab, schrieb er, man möge das Ganze als einen Beitrag zur Apologie des Christentums betrachten, der seinen Wert dadurch erhalte, daß das apologetische Ergebnis vom Verfasser nicht gesucht sei, sondern sich ihm aufgedrängt habe. Diese Worte fielen mir ein, als mir zwei Schriften vorlagen, deren erste unbewußt das erreichte, was die zweite dem Titel nach zu leisten versprach: Gottes Walten in der Geschichte zu zeigen.

Es ist ein Genuß, diese Weltgeschichte zu lesen. (Weltgeschichte. Ein Handbuch für das deutsche Volk von Dr. Wilhelm Martens. Hannover, Manz und Lange, 1895. X, 239, 160, 294 S. 8 Mk.) Kurz, doch lebensfrisch führt uns der Verfasser durch das ganze Gebiet, von der Urgeschichte bis hin zum japanisch-chinesischen Kriege. Berücksichtigung der neuesten Forschungen, sowie Betonung des kulturgeschichtlichen Elements erhöhen den Wert des Buches, passende Einteilungen erleichtern die Lektüre. Drei schöne Lichtdrucke geben dem Werke einen

passenden Schmuck. Jeder Gebildete, der sich kurz bekannt machen will mit dem neuesten Stande der Geschichtsforschung, findet hier einen angenehmen Führer. In Volksbibliotheken sollte das Werk nicht fehlen. Obwohl Verfasser nie auf Gottes Walten in der Geschichte hinweist, empfindet man doch, wenn man den im Geist durchlaufnen Weg überschaut, daß hier über allem ein mächtiger Gott steht, der die Geschicke der Völker lenkt und leitet. Doch, wer es nicht empfindet, dem kann es niemand beweisen. Darum muß man sehr vorsichtig sein, will man den Gedanken Gottes in Einzelereignissen nachspüren: man erreicht da unter Umständen das Gegenteil von dem, was man beabsichtigt. So wird es gewiß dem Heftchen gehen, das vorliegt. (Gottes Walten im Kriege 1870/71 von Lic. Weber. Leipzig, Wallmann, 1895. 60 Pfge. 7—9. Lieferung der VI. Serie der Sammlung theologischer und sozialer Reden und Abhandlungen, S. 167—236.) Nachdem wir im ersten Viertel des Heftes genau mit den Anschauungen der verschiednen Gelehrten über den Beginn des Krieges bekannt gemacht sind, wird im folgenden ein kurzer, gefällig geschriebner Durchblick durch die Geschichte des Krieges geboten, unterbrochen von Gedichten, wie sie in derselben Auswahl und Zusammenordnung vielen bekannt sein werden aus den Vorträgen des Rezitators Neander. Im übrigen findet sich neunmal unvermittelt der Hinweis auf Gottes Walten. Mit Recht aber nimmt man doch wohl Anstoß, wenn man hört: „Gott gab es dem jungen König von Bayern ein, ohne Zaudern den Oberbefehl über sein Heer in König Wilhelms Hände zu legen, und die andern süddeutschen Fürsten folgten!“ Unwillkürlich fühlt man sich in die partikularistisch-beschränkte Anschauungsweise Israels im Alten Testament zurückversetzt, wenn man liest: „Wer wars, der die Franzosen ihre zweifache Uebermacht nicht, wie sie es gekonnt hätten, ausnützen ließ (bei Mars la Tour)? Das war der lebendige Gott. Die Preußen sollten siegen, darum siegten sie!!!“ Mit solchen Worten thut der Verfasser weder Gott, noch den Preußen, noch — sich selbst einen Gefallen. Etwas mehr Vorsicht und zarte Zurückhaltung in diesen Dingen ist durchaus wünschenswert, das kann man wieder aus diesem Hefte lernen. Dl

(Gedächtnisrede auf Heinrich von Treitschke) die Professor Max Lenz bei der studentischen Erinnerungsfeier gehalten hat, möchten wir unsern Lesern gern dringend empfehlen. (Berlin, Walther. 2. Aufl.) In knappstem Umriß und dabei in einer Treitschkes wahrhaft würdigen Form ist da das Bild dieses mächtigen Lebens entworfen, das ganz von einer — aber wie gewaltigen! — Leidenschaft getrieben war, Treitschkes historischer und politischer Standpunkt eben aus der einen Idee, die ihn beseelte, erklärt, und dabei der seinem Lebensschicksal abgerungne, jeden, der ihm nahetrat, hinreißende Adel seines Wesens zur lebensvollsten Wiedergabe gebracht. Alle Verehrer Treitschkes werden diesen kleinen Vortrag mit Genugthuung und Freude lesen und dabei von neuem des großen Verlustes inne werden, den die vaterländische Geschichtsschreibung durch seinen Tod erlitten hat.*)

Mich hat besonders eine Stelle darin ergriffen und zum Nachdenken angeregt. Es ist die Schilderung des Gegensatzes zwischen den Anschauungen des hochverehrten, ja innig geliebten Vaters und zwischen des Sohnes Begeisterung für die preußisch-deutsche Idee. „Herzergreifend traurig, weil jeder Teil im Rechte ist und das alte Geschlecht die junge Welt nicht mehr verstehen darf“ — so hat Treitschke selbst dies und ähnliche Zerwürfnisse geschildert. Geht nicht ein ähnlicher Gegensatz zwischen dem, was den „Alten“ lieb und teuer ist, und dem, wovon die „Jungen“ nicht lassen können, heute durch die Welt? Und fühlen wir es nicht schmerzlich, daß „das alte Geschlecht die junge Welt nicht mehr versteht“? Uns ist das Ringen um sozialen Frieden nicht minder Herzenssache als es Treitschke und seinen Mittämpfern die Einheit im nationalen Staat war. Ja es ist uns recht eigentlich die Form, in die sich bei uns dieselbe Begeisterung für des Vaterlandes Größe und Macht kleidet, die jene beseelte. Denn auch uns handelt es sich nicht um kosmopolitische oder utopische Träume, nicht um Sonderinteressen einer Klasse, sondern um dasselbe Gut, für das sie stritten und litten, um die Macht der Nation. Und auch uns wird deshalb „jedes Buch, jedes Kunstwerk, das den Adel deutscher Arbeit offenbart, jeder große deutsche Mann, zu dem wir bewundernd aufblicken, Alles, Alles, was den Ruhm des deutschen Geistes verkündet, ein Apostel des Einheitsgedankens“ nicht nur, sondern auch des Gedankens der sozialen Reform, weil wir in der unseligen sozialen Zerrissenheit eine Hemmung deutscher Kraft und eine Gefahr für den Bestand deutschen Ruhms erblicken. So dürfen wir auch in Treitschke, dem Bekämpfer der Kathedersozialisten, trotzdem einen Propheten der Idee ehren und feiern, der unser Herz gehört.

Erich Foerster

Verschiedenes

(Das Verfahren des schlesischen Konsistoriums gegen Pastor Ziegler) Das schlesische Konsistorium hat gegen den Pastor Primarius Ziegler in Liegnitz das Verfahren auf zwangsweise Pensionirung eröffnet. Das Recht dazu giebt ihm ein Kirchengesetz vom 16. Juli 1886, wonach ein Kirchenbeamter, der infolge eines körperlichen Gebrechens oder wegen Schwäche seiner körperlichen oder geistigen Kräfte zu der Erfüllung seiner Amtspflichten dauernd unfähig ist, auch ohne seinen Antrag in den Ruhestand versetzt werden kann und soll. Gegen eine solche Bestimmung

*) Ein Komitee, dessen Ehrenpräsident Fürst Bismarck ist, will Heinrich von Treitschke ein Denkmal setzen. Auch die Redaktion der Christlichen Welt wird Beiträge dazu gern vermitteln.

ist an sich gar nichts zu sagen. Aber der Liegnitzer Fall zeigt wieder, wie übel derartige diskretionäre Vollmachten bei einer Behörde aufgehoben sein können. Das Vorgehen gegen Ziegler kennzeichnet sich nach allem, was wir wissen, als ein Akt amtlicher oder gar persönlicher Willkür, als ein Skandalon ärgster Art. Nicht der Krankheitsfall, der den Primarius Ziegler betroffen hat, macht ihn dauernd unfähig, sein Amt zu verwalten. Vielmehr will das schlesische Konsistorium bei dieser Gelegenheit hinterrücks sich eines Theologen entledigen, gegen den es vor einigen Jahren wegen Irrlehre vorgegangen ist, ohne damals etwas zu erreichen. Ziegler ist geboren am 16. Mai 1841. Er ist ein Idealist, ein frommer Mensch und eifriger Pfarrer, seine Gemeinde hängt wirklich an ihm, nicht nur die Leute, die aus bloßem Haß gegen Orthodoxie u. s. w. auf liberale Theologen etwas halten. Dem schlesischen Konsistorium ist er als Mitglied des Protestantenvereins und freimütiger Vertreter seines Standpunkts ein Dorn im Auge. Nun denn, es hat seine Pflicht gethan, als es 1891 im Interesse der Lehre und des Bekenntnisses gegen ihn vorging. Durch Eingreifen des Oberkirchenrats, der dieses Vorgehen für unbegründet erkannte, erreichte es damals sein Ziel nicht. Aber der Konsistorialpräsident Stolzmann ist ein zäher Mann, und er verschmäht Umwege nicht. Heute muß Zieglers Erkrankung demselben Ziele dienen. Sonst giebt man einem Pfarrer, der seiner Gemeinde treu dient und erst in den Fünfzigern steht, im Erkrankungsfalle einen längern Urlaub und wünscht ihm, daß er glücklich wieder genese; hier ergreift eine christliche Kirchenbehörde die willkommne Gelegenheit, einen unbequemen Theologen, der eine andre Handhabe nicht bot, durch eilige Zwangspensionirung unschädlich zu machen. Für ein solches Verfahren fehlt uns jeder parlamentarische Ausdruck. Die öffentliche Meinung wird ein solches Unrecht nicht dulden. Was wir dazu thun können, Herrn Stolzmann sein Willkürregiment unmöglich zu machen, werden wir thun. Für heute verweisen wir nur noch auf die zur Sache gehörigen nähern Nachrichten in unsrer gleichzeitig ausgegebnen Chronik. R

(Das Ende der Agitation gegen die obligatorische Zivilehe) war überaus kläglich. Wir haben zu denen gehört, die den Bedenken gegen die obligatorische Zivilehe noch das meiste Verständnis entgegengebracht haben (vgl. Nr. 12 und 17 d. J.). Aber die ganz allein vom Reichsboten in Gang gebrachte Agitation dagegen war kurzsichtig und verwirrend. Mit Leichtigkeit sind Tausende von Unterschriften wider das unpopuläre Institut des Standesamts aufgebracht worden: wie soll man auf dem Lande in ungemischt kirchlicher Bevölkerung dessen Notwendigkeit begreifen? In allen Tönen ist den Leuten gesagt worden, daß die Existenz der christlichen Ehe, ja der christlichen Kirche von dem Petitionssturm abhänge! Und nun das Ende, das auch der Reichsbote gewissenhafterweise hätte voraussehen können: nicht einmal die konservative Partei war für die Abänderung des bestehenden Zustandes zu haben; zwei ihrer Redner sprachen für ihn; zwei andre nur, und obendrein höchst unglücklich wider ihn. „Es ist lange nicht so gelacht worden," schreibt die Frankfurter Zeitung, „als während diese beiden Vorkämpfer der evangelischen Kirche sprachen, und an der Heiterkeit haben ihre konservativen Freunde oft genug teilgenommen." Pastor Schall hätte uns diese beschämende Situation ersparen und der Reichsbote unser christliches Volk mit dieser ganzen zwecklosen und irreführenden Agitation verschonen sollen. R

Zur Beachtung

Diese Nummer ist als Probenummer in stärkerer Auflage gedruckt; wir empfehlen sie angelegentlichst zur Werbung neuer Freunde. Die Verlagshandlung versendet an jede Adresse unentgeltlich in beliebiger Anzahl. Auch sei an die monatlichen Probeabonnements erinnert. Gegen Einsendung von 70 Pfennigen verschickt die Verlagshandlung vier auf einander folgende Nummern je nach Erscheinen mit oder ohne Nennung des Auftraggebers an jede beliebige Adresse.

Die beiden ersten Quartale werden auf Verlangen für je 2 Mk. nachgeliefert. Einzelnummern sind für 20 Pfennige zu haben.

Neben der Christlichen Welt erscheint als selbständiges Blatt die Chronik der Christlichen Welt, ein kirchliches Nachrichtenblatt. Man bestellt sie für 1 Mark 50 Pfennige auf das Vierteljahr. Postnummer ist 1481.

Auch von der Chronik wird Nr. 27 unentgeltlich als Probenummer in beliebiger Anzahl ausgegeben.

Die beiden ersten Quartale können noch für je 1 Mark 50 Pfennige nachbezogen werden. Einzelnummern kosten 20 Pfennige.

Die Verlagsbuchhandlung — Der Herausgeber

Quittung

Für Armenien (die mit * versehenen Gaben insbesondre für die armenischen Waisen): 165 Mk. Sammlung des Kirchlichen Anzeigers für Württemberg in Ludwigsburg; 50 gesammelt durch Mitglieder des geistlichen Ministeriums in Hannover 3. Rate; 22 aus der reformirten Gemeinde Bisquard in Ostfriesland; 21,10 Sammlung der Konfirmanden und Katechumenen in Wilnsdorf*; je 10 von A, Bremervörde; J H, Triebertshausen; K, Gießen; 6 von P, Gielsdorf; 3 von E R, Irxleben; 1,50 durch Br, Eving.

Für Klein-Namaland: 22,15 Mk. aus der reformirten Gemeinde Bisquard in Ostfriesland; 10 von A, Bremervörde; 4 von P, Gielsdorf.
Für die Hungernden in Afrika: 2,50 Mk. durch Br, Eving.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 27 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt
in Frankfurt a. M. und den benachbarten Gebieten
treffen sich bis auf weiteres **an jedem ersten Montag im Monat nachmittags 5—7 Uhr** in Frankfurt a. M., **Rosenau**, Reuterweg 8. Auch Frauen sind willkommen. — 6. Juli: Ueber Sohm.

Im **Theologischen Alumneum** in **Basel** können auf Anfang des kommenden Wintersemesters 1896/97 einige schweizerische oder deutsche Theologiestudirende Aufnahme finden. Termin für Aufnahmsgesuche und Ausweisschriften 31. Juli. Ueber die statutengemäßen Aufnahmsbedingungen erteilt auf Wunsch gern Auskunft der Hausvater der Anstalt: Pfarrer Haller, Hebelstraße 17, Basel.

Töchterhort Weißscher Stiftung, Weimar
Staatlich anerkannte Anstalt.
Gründliche und gediegne Ausbildung konfirmirter Töchter für Haus, Küche, Beruf und Leben. Perfekte Schneiderei, Wäschefabrikation u. s. w. Jede gewünschte Bildungsgelegenheit gegeben. Musik- und Tanzstunde. Preis für Pension und Unterricht 45 Mark monatlich. Beginn aller Kurse Anfang Oktober. Prospekte durch Dr. **Curt Weiß**.

Meine Verlobung mit Fräulein **Emmy Tetzlaff**, der jüngsten Tochter des verstorbenen Kaufmanns Herrn Wilhelm Tetzlaff und seiner Gemahlin, Frau Julie geb. Suhle, in Stettin, habe ich die Ehre anzuzeigen.

Zibelle i. d. Lausitz,
Johannis 1896

Pastor **Martin Linke**

Suche zu kaufen:
Luthers Werke. Erlanger Ausg.
Melanchthon, Opera ed. Bretschneider, vol. 28 apart.
Buchhandlung
Alfred Lorentz,
Leipzig

Junge Mädchen finden Ausbildg. i. Haushalt, i. Sprachen, Litteratur u. Handarbeit. Zimmer für **Erholungsbedürftige.** Schöne Gegend, gesunde Lage.
Frau verw. Oberpfarrer **Naumann,** geb. Ahlfeld, und Töchter
Schwarzenberg i. Erzgeb. (K. Sachsen)

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162.**

Hauslehrer
f. Herbst auf mindestens ein Jahr nach Berlin gesucht. Ueberwachung zweier Knaben v. 12 u. 14 Jahren. Vormittags unbeschäftigt. Offerten unter **Sp.** an die Expedition.

Alleinstehende Damen finden in dem schöngelegnen Eberswalde, mittelgroßer Stadt, 3/4 Stunde per Bahn von Berlin, gute u. dauernde Pension mit aufmerksamer Verpflegung in einer gebildeten christl. Familie. Näheres Redaktion d. Bl.

Die Familie ist mir persönlich genau bekannt. Ich kann vorstehendes Anerbieten nur aufs wärmste unterstützen.

Pfarrer **Rade**

Bekanntmachung
Die an der hiesigen evangelischen Kirchengemeinde erledigte Stelle eines **Diakonus** soll baldigst besetzt werden. Das Anfangsgehalt beträgt 3000 Mk. und steigt von 3 zu 3 Jahren um je 300 Mk. bis 4500 Mk. und sodann von 4 zu 4 Jahren bis 5400 Mk. Die Wohnungsentschädigung beträgt jährlich 750 Mk.
Bewerbungsgesuche mit Lebenslauf sind bis zum 1. Juli a. d. unterzeichnete Patronat einzureichen.
Görlitz, den 10. Juni 1896
Der Magistrat

Alte Stammbücher
sucht zu kaufen. Ansichtssendungen mit Preisforderung an
G. Küffner, Assistent,
Kaiserslautern, Kreisrealschule

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 28 — Leipzig, den 9. Juli — 1896

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Das Gesetz des Opfers: 3. Das Gesetz des Opfers als Naturgesetz — Johann Heinrich Wichern und die christlich-soziale Bewegung — Der deutsche Altkatholizismus: 3. Entwicklung der Kirche; 4. Fortsetzung; 5. Schlußurteil — Die ersten armenischen Waisenkinder in Smyrna — Verschiedenes: Ueber Lehrverpflichtung und Lehrfreiheit; Das schlesische Konsistorium und Pastor Primarius Ziegler; Die Pfingsterzesse süddeutscher Korpsstudenten; Erziehung zur Sonntagsruhe; Die Sympathie mit den Armeniern; Herbstreise nach dem heiligen Lande; Die Ausstellung von Christusbildern — Quittung — Anzeigen

Das Gesetz des Opfers

3. Das Gesetz des Opfers als Naturgesetz

Eine Uebersicht über die bisherigen Ergebnisse wird der Klarheit dienen. Sonst könnte es geschehen, daß wir für Dinge eine Erklärung suchen, bei denen sie auf der Hand liegt. Andrerseits soll die Lösung eine Antwort auf das ganze Problem sein.

Erstens ist festzuhalten, daß der Kampf ums Dasein nicht immer und allenthalben waltet. Vielmehr giebt es mindestens ebenso viele, wenn nicht mehr Erscheinungen, die ausschließlich oder überwiegend wohlthuend sind und uns den Gedanken an die liebreiche Vorsehung leicht machen. „Es geht ein Naturgesetz gegenseitiger Unterstützung nebenher.“ (Kingsley, Briefe und Gedenkblätter, S. 554.)

Zweitens soll nicht bestritten werden, daß unser Zutrauen zu der Liebe Gottes gestärkt werden kann durch den Gedanken, daß Leiden und Kampf ums Dasein für die Entwicklung des Einzelnen wie der Gesamtheit von Segen sind.

Es handelt sich nur noch um das Dritte, welchen positiven Sinn der Kampf ums Dasein habe. Die Fortschritts- (Entwicklungs-) Theorie zeigt nur den negativen. Fehlt uns aber der Schlüssel zu diesem positiven Verständnis, so sind Verstand und Herz noch immer in Gefahr, zwischen Glauben und Unglauben unstet zu schwanken. Es genügt nicht, wenn uns gezeigt wird, welchen Segen die Flucht vor dem Uebel hat; wir müssen vielmehr zu erkennen suchen, warum viele Existenzen, vielleicht auch wir, im Kampfe ums Dasein der Vernichtung nicht entfliehen können, und welchen Sinn dies Opfer hat.

Das Gesetz des Opfers ist unsers Wissens zuerst von Robertson (Robertson, Lebensbild in Briefen, 1. Aufl., S. 191) aufgestellt worden, wenn auch noch nicht in genügender Schärfe als Gegengesetz gegen das Gesetz des Kampfes um Dasein. Wir lesen in einem seiner Briefe:

> Ich fand neulich eine Raupe, die sich vor Qualen wand, durchbohrt von einem Dutzend Maden, die aus den Eiern der Ichneumonfliege gekrochen waren. Diese senkt ihren Stachel in die Haut des lebenden Tieres, legt ihre Eier hinein, und die sich daraus entwickelnden Maden verzehren nach und nach das Geschöpf bei lebendigem Leibe.

Ohne auf den besondern Fall die Anwendung zu versuchen, formulirt Robertson bei dieser Gelegenheit das Gesetz des Opfers, „das große universelle Gesetz der Opferung, der bewußten oder unbewußten für das Leben andrer“ (S. 192).

Es ist dies weniger eine Entdeckung Robertsons, wenn schon sich darin der Ertrag seines sensibeln und schmerzensreichen Lebens spiegelt, als vielmehr ein glücklicher Einfall, alte christliche Grundwahrheiten in neuer Form und in Beziehung auf die Zweifel eines modernen Menschen darzustellen. Denn in welchem Wortsinn spricht er von „Opfer“? Denkt er an alttestamentliche oder heidnische Opfergaben, mit denen man Gottes Wohlgefallen zu erringen trachtete? Keineswegs. Vielmehr in demselben Sinne, in dem wir zu sagen pflegen: damit bringe ich dir ein großes Opfer. Das heißt ungefähr: Ich selbst habe keinen Nutzen von dem, was du von mir verlangst. Du müßtest eigentlich selbst die Unbequemlichkeiten oder Leiden, die zur Erfüllung deines Wunsches nötig sind, auf dich nehmen. Denn jedes Geschöpf hat die Kosten seines Unterhalts und Wohlbefindens von Rechts wegen selbst aufzubringen. Aber aus Liebe zu dir will ich für dich, an deiner statt, das Leiden und die Unbequemlichkeit auf mich nehmen.

Opfer im modernen, übertragnen Sinne ist also dasselbe, wie stellvertretendes Leiden.

Dadurch wird unser Gesetz in das Zentrum des christlichen Glaubens und der christlichen Ethik gerückt. Denn das Grundproblem des christlichen Erlösungsglaubens ist das stellvertretende Leiden Christi als zureichender Grund unsrer Erlösung, und das Grundprinzip christlicher Sittlichkeit ist die Liebe, d. h. die Opfergesinnung in der Nachfolge Christi, die Bereitwilligkeit, stellvertretend Leiden auf sich zu nehmen.

Es leuchtet schon jetzt ein, daß dieser Versuch, den Kampf ums Dasein zu deuten, für die christliche Weltanschauung fruchtbarer sein muß, als das Unternehmen, den peripherischen Gedanken der Entwicklung, der noch dazu nur ethischer Natur ist, als Lösung zu verwenden. Das Gesetz des Opfers ist zudem wirklich ein Gegengesetz. Denn das Problem ist ja dies: Wir sehen mit Schaudern, wie der Kampf ums Dasein zahllose Individuen vernichtet. Unsre empirische Naturbetrachtung und Geschichtskenntnis zeigt uns dies einfach als Thatsache. Die kausale Welterklärung weiß darüber weiter nichts zu sagen, als daß sie aus der größern Stärke der siegenden, übrigbleibenden Individuen sich notwendig ergebe. Die teleologische Betrachtung ist aber hiermit ganz und gar unzufrieden. Sie fragt zunächst nach dem Recht der Vernichtung und dann, da dies noch nicht genügt, nach ihrem Zweck. Da antwortet nun die moralische Entwicklungstheorie: Der Zweck ist erkennbar und gut; es kommt nämlich durch Leiden der Einzelnen zum Fortschritt des Ganzen. Dadurch wird das Mittel geheiligt, auch wenn es an sich nicht gut sein würde und in gar keinem innern, ursächlichen Zusammenhange mit dem thatsächlich erreichten Zwecke steht. Die Theorie vom Gesetz des Opfers dagegen sagt: Das ganze Weltgeschehen hat ein doppeltes Gesicht, ein kausales und ein teleologisches. Da nun das Weltgeschehen selbst immer dasselbe sein muß, so müssen sich die kausalen und die teleologischen, d. h. die verursachenden und die zweckdurchsetzenden Ereignisse Schritt für Schritt entsprechen. Das fühlt recht deutlich ein jeder, dem ein lieber Angehöriger durch den Tod entrissen wurde. Er weiß ganz genau, daß er etwa an Typhus oder Diphtheritis gestorben ist. Das ist ein kausales Wissen. Aber er möchte es sich nun in seinen Gedanken und Gefühlen zurechtlegen, wozu das gerade in seinem speziellen Falle geschehen mußte. Das ist eine notwendige teleologische Betrachtung desselben Vorgangs. Dem kausalen Gesetz muß

ein genau korrespondirendes teleologisches Gegengesetz entsprechen, das als Gesetz eine innere, nicht bloß zufällige Kausalität hat. Was kausal Niederlage heißt, heißt teleologisch Opfer, was kausal Sieg ist, ist teleologisch Aneignung des stellvertretenden Wertes des Opfers, was kausal Wirkung ist, ist teleologisch Bestimmung. „Kein Uebel ist ein absolutes Uebel, sondern es hat immer auch eine gute Seite," so lehrt die Theorie der moralischen Entwicklung, um das uns sittlich anstößig Erscheinende zu mildern. „Das Uebel ist überhaupt nicht sittlich anstößig," so lehrt das Gesetz des Opfers. Das Mittel, nämlich das Opfer, ist nicht bloß durch den Zweck gut, sondern an sich.

Diese Korrespondenz ist jetzt im Einzelnen nachzuweisen. Wir folgen dem Winke Robertsons und scheiden zwischen der unbewußten und der bewußten Wirksamkeit unsers Gesetzes. Die unbewußte wieder läßt sich aufzeigen nicht nur auf dem Gebiete der Natur, sondern ebenso im Bereiche der Geschichte.

Wir beginnen auch hier mit den Pflanzen, deren ursprüngliches, der ganzen Schöpfung gemeinsames Recht auf Erhaltung wir schon im ersten Abschnitt anerkannten. Die schwächere Pflanze wird überwuchert von der stärkern. Wird sie dadurch nur zu schnellerm Wachsen angetrieben, so hat die Theorie der Entwicklung Recht. Aber das sind im Grunde nur wenige Fälle. Meist, wenn die Pflanzen zu dicht stehen — was ja nicht immer der Fall zu sein braucht —, werden einige ganz vernichtet. Die übrigbleibenden aber machen es sich bequem. Sie wachsen freudig empor, weil ihnen der Platz und die Bodenkraft zur Verfügung stehen, die jene nicht mehr brauchen. Kausal betrachtet, sind die vernichteten wegen ihrer Schwäche unterlegen. Teleologisch haben sie stellvertretendes Leiden auf sich nehmen müssen. Ihre Niederlage war Opfer. Der Sieg der übrigbleibenden war Aneignung des stellvertretenden Wertes dieses Opfers. Was kausal Wirkung des gegenseitigen Stärkeverhältnisses war, war teleologisch Bestimmung. Das Opfer war erzwungner Liebesdienst. Einerlei, welche Pflanze der vereinzelnden menschlichen Betrachtung wichtiger und lebenswürdiger erscheint: der Vorgang der Opferung ist für den Christen schon an sich durch seine Verwandtschaft mit der That der Liebe wertvoll, ist dadurch vor dem Vorwurf der Ergebnislosigkeit und Sinnlosigkeit gesichert und macht uns nicht mehr betroffen, wie vordem, ehe wir den „Schlüssel zum Geheimnis des Lebens" und dadurch die Erklärung zu dem Rätsel der Vernichtung hatten. Wir sehen dasselbe Gesetz, das als Forderung der Liebe durch die ganze bewußte Welt geht, sich als Naturgesetz durch die unbewußte Welt erstrecken. — Ein weiteres Beispiel: Die Vernichtung überzähliger Zweige beim Baumschnitt oder das Abfallen einer großen Anzahl Früchte beim abgeblühten Obstbaum dient dem Wachstum der übrigen. Sie sind nicht vergeblich geopfert worden, die That der Liebe verfliegt auch dann nicht im Winde, wenn sie unfreiwillig geschehen ist. — Ein letztes Beispiel, das wir fast wörtlich der Lebensbeschreibung Parkers durch Altherr (S. 269) entnehmen, führt schon hinüber in das Reich animalischen Lebens. Ein Eichbaum steht im Walde. Er erscheint uns ganz unvollkommen. Die Blätter sind vom Blattroller aufgewickelt und verdorben, vom Schneidekäfer zerstückelt, vom Borkenkäfer, von der Raupe und ihrer zahllosen Sippschaft zerfressen; die Hornwanze, der Kurkulio und der Holzkäfer fressen sein Holz; die Stechfliege punktirt Blatt und Rinde und verwendet die Kräfte des Baumes zu ihrem Vorteil. Die Made lebt in der jungen Eichel; Fliegenfänger sitzen auf den Blättern; eine Spinne hängt ihr Gewebe von Zweig zu Zweig; Raupen nagen an den zarten Schößlingen; der Baumläufer und der Specht durchbohren die Rinde; Eichhörnchen haben sich in die Aeste eingenagt und ihre Nester gebaut; die Kröte hat ein Loch in einer Spalte am Fuße der Eiche; der Fuchs hat die Wurzeln auseinandergerissen, indem er seinen Bau grub; der Bär wohnt im Stamme, den Würmer, Ameisen, Bienen und zahllose Insekten im Bunde mit Frost, Wind und Regen ausgehöhlt haben. Wie unvollkommen sieht diese Eiche aus, so zerbrochen, gekrümmt, zerklüftet und zernagt! Der stolze, scheinbar unbesiegliche Baum hat sich der

vielen Angreifer nicht erwehren können. Er ist unterlegen im Kampfe ums Dasein. Jetzt zeigt er nur noch schwache Spuren von Leben. Aber er hat seine mannichfachen Zwecke erfüllt, er hat vielen Geschöpfen Wohnung und Nahrung gegeben. Er war eine große Waldherberge, ein Wirtshaus und ein Schloß für sie alle, und da dies auf Kosten des eignen Lebens geschah, so war er das Opfer für das Wohl von ihnen allen. Er hat stellvertretend leiden müssen. Der vollkommne Gott ist zufrieden mit seinem Eichbaum und nennt ihn einen guten und getreuen Knecht! Das niedre Gesetz des Kampfes ums Dasein hat dem höhern Gesetz des Opfers dienen müssen, oder besser: es ist nur der kausale Ausdruck für dies erhabenste göttliche teleologische Gesetz gewesen.

Wie im Pflanzenleben, so läßt sich nun auch im Tierleben allenthalben die Geltung unsers Gesetzes nachweisen. Der Hecht im Karpfenteich erscheint uns vielleicht im Vergleiche zum Karpfen nicht vollkommen genug, um seinen natürlichen Sieg natürlich, d. h. gerecht zu finden. Besonders für einen Menschen, der Hecht wie Karpfen nur als Schlachttiere wertet, würde sich die Entscheidung über die Gerechtigkeit des Vorgangs nach dem augenblicklichen Marktpreise oder dem persönlichen Geschmacke richten. Aber ganz davon abgesehen, ob wir wirklich imstande sind, das im Weltenplan der Vorsehung Vollkommnere, und nur darum kann es sich hier handeln, von dem Wertloseren genau zu scheiden: das Opfer des einen Lebens für das andre ist schon durch sich selbst wertvoll. Es ist kein ergebnisloser Untergang, wie wenigstens scheinbar die Vernichtung eines vom rollenden Stein zerquetschten Käfers, sondern die Bedingung für das Fortbestehen eines andern Lebens. Leichter als That der Vorsehung einzusehen ist die Vernichtung der vom Singvogel vertilgten Raupe, noch leichter das Recht des Schlachtens und sogar der Vivisektion, solange beide wirklich nur notwendige Opfer auferlegen, das Opfer nicht unnötig verschärfen und nicht raffinirter Genußsucht und wissenschaftlicher Neugier, sondern den Zwecken der Erhaltung und Wahrheitsforschung dienen.

So läßt sich allenthalben im Tierleben die genaue Korrespondenz des Gesetzes des Opfers und des Gesetzes vom Kampf ums Dasein aufzeigen. Wichtiger indessen ist dieser Parallelismus in der Geschichte und den Geschicken der menschlichen Gesellschaft. Auch hier ist unser Gesetz zunächst als unbewußtes und unfreiwilliges Gesetz giltig, als ein Gesetz, das uns noch nicht zuruft: du sollst! sondern: du mußt! Wenn du dich auch selbst nicht opfern wolltest, so wirst du doch geopfert!

Der Schiffer, der im Kampfe mit Sturm, Wetter und Klippen um sein Leben ringt, wird kaum auf den Gedanken kommen, die Vollkommenheit der Welt zu preisen. Ist er religiös, so wird er weniger an den liebevollen himmlischen Vater denken, als an die schreckliche Gottheit, die ihn zu vernichten im Begriffe steht. Selbst der roheste wird während des flammenden und donnernden Gewitters aus Angst vor der göttlichen Rache jeden Fluch vermeiden. Wäre aber unser menschliches Wissen nicht diskursiv, tastend und stückweise, sondern intuitiv, sodaß wir mit einem Blicke das ganze Weltengeschehen überschauen könnten, dann würden wir bald finden, daß jedes Wetter, jede Sandbank und Klippe notwendig dazu gehört, daß die Schöpfung ohne sie einseitig, daß Gott ohne sie lieblos wäre. Denn derselbe Sturm, der das eine Schiff mit Mann und Maus in die Tiefe schleudert, wirft ein andres Schiff in den sichern Hafen. Auch würde vielleicht im allgemeinen Zusammenhang der das Wetter verursachenden Kräfte in diesem oder jenem Lande die Ernte nicht reifen, oder die irgendwo ungünstigen Gesundheitsverhältnisse würden sich nicht bessern können, wenn nicht gerade dieser Sturm durch die Lüfte gefegt wäre. Der Seemann ist wohl im Kampfe mit den Elementen unterlegen, aber seine Niederlage war zugleich ein Opfer, das ihn die Vorsehung zur Erhaltung und Förderung andern Lebens bringen ließ. Im Sommer 1860 hielt Kingsley (Briefe und Gedenkblätter, S. 408) über diesen Gegenstand eine Predigt, die viel Anklang, aber auch viel Anfeindung fand. Seit drei Monaten war der Regen unaufhörlich herniedergeströmt und mit

besorgten Mienen blickte der Landmann zum Himmel empor. Die Geistlichen schalteten die Bitte um trocknes Wetter in das allgemeine Kirchengebet ein. Nur Kingsley that dies nicht. Warum nicht, das sagt er in der Predigt:

Wie können wir wissen, ob wir nicht Gott bitten, uns dies Jahr die Cholera zu schicken, indem wir ihn anflehen, den Regen von uns zu nehmen? Mir scheint, daß dem so ist. Ich bin und war schon lange der Ansicht, daß ein oder zwei trockne Sommer mehr, welche die Quellen in ihrem niedrigen Stande erhalten hätten, uns ganz unvermeidlich die Cholera oder eine andre Seuche gebracht hätten.

In demselben Sommer saß der Engländer Charles Lyell, ein Freund von Kingsley, in Rudolstadt neben einem Fremden, einem Berliner Gelehrten, und äußerte mißmutig: Ich fürchte, der Regen wird großen Schaden thun. Der Gelehrte aber erwiderte: Mich deucht, er war sehr nötig, um die nach drei trocknen Jahren versiegenden Quellen neu zu speisen. „Ich fühlte sogleich," schrieb vierzehn Tage später Lyell an Kingsley, „wie müßig und gedankenlos meine Bemerkung gewesen." Als im Jahre 1893 die Viehbesitzer infolge der Dürre ihr Vieh schweren Herzens verschleudern mußten, frohlockten die Weinbauer über den besten Wein des Jahrhunderts. Durch die göttliche Allmacht werden ganze Länder und Bevölkerungskreise gezwungen, Opfer zu bringen, die dem Besten Andrer dienen.

Wir bewundern die Kultur des griechischen und römischen Altertums. Und doch beruhte sie auf dem Vorhandensein von Hunderttausenden von Sklaven! Ihr armseliges Los war die wirtschaftliche Grundlage für den sprühenden Witz und die geistige Lebendigkeit des gebildeten Atheners und für die Männlichkeit und Urbanität des Römers. Die Frage ist nicht abzuweisen, warum nicht die Vorsehung auf anderm Wege Kunst, Wissenschaft und Politik zur Blüte gelangen ließ, sondern sich zur Erreichung ihres heilsamen Zweckes solch eines herben Mittels bediente. Wollten wir antworten, der Zweck heilige das Mittel, und das Uebel sei die Vorbedingung des Fortschritts, so wäre das Erstere nur bedingt richtig, das Letztere falsch. Denn die unterdrückten Sklaven sind gar nicht zu einem geschichtlich erkennbaren Fortschritt durch das ihnen auferlegte, der menschlichen Bestimmung nicht entsprechende Geschick gekommen. Vielmehr kam Andern zu gute, was ihnen fehlte und auflag. Auch hier giebt also erst das Gesetz des Opfers die zutreffende Lösung: das stellvertretende Leiden ist göttliche Ordnung, deshalb Gehorsam gegen das Gesetz und schon durch sich selbst sittlich gut und wertvoll.

Wir brauchen indessen nicht die ganze Weltgeschichte zu durchwandern. Die Gegenwart bietet genug Beispiele, aus deren Zahl wir den so häufig vorkommenden Fall einer Stellenbesetzung herausgreifen. Es ist ein alltägliches Vorkommnis, daß sich Hunderte melden, wenn eine vielleicht nur kärgliche Stelle zu vergeben ist. Die Bewerber befinden sich miteinander im Kampf ums Dasein. Nur einer kann die Stelle erlangen und somit den Sieg erringen. Die Andern müssen zurückstehen. Sie müssen sich beugen unter das Gesetz des Opfers. Selbst in dem augenblicklich überfüllten theologischen Stande, dessen Beruf die Predigt der Liebe ist, verhält es sich nicht anders. Beati possidentes! Glücklich die Stellinhaber! Sie rücken nicht ein wenig zusammen, um dem Nachwuchs der Kandidaten schneller Platz zu machen, sondern sie hängen einfach den Brotkorb höher. Kausal betrachtet sind die Kandidaten als die rechtlich Schwächern zum Unterliegen verurteilt. Teleologisch angesehen ist es ein Zwang, dem Gesetze des Opfers zu gehorchen. Zum Besten Andrer, nämlich der bereits gegründeten Familien, sollen sie leiden. Es ist stellvertretendes Leiden. Was ihnen auferlegt wird, wird Andern genommen. Des einen Unglück ist des andern Glück.

Hier ist es nun auch am Platze, den Begriff des Schmerzes noch unter einem andern Gesichtspunkte zu betrachten, als oben in dem Abschnitt „Uebel und Fortschritt" geschehen konnte. Dort im Zusammenhange der Entwicklungstheorie war er uns nur eine Schildwache und gleichsam die Peitsche des Fortschritts. Er wurde also nur negativ geschätzt. Jetzt aber läßt sich eine positive Deutung geben: weil Schmerz nicht nur ein passiver, sondern ebenso ein aktiver Vorgang ist,

so erhält er den Wert einer Leistung. Aus der Not wird Tugend. Die Schmerzen, die im Kampfe ums Dasein die einen auf sich nehmen, bleiben den andern dafür erspart. So hat der Schmerz für die teleologische Weltbeurteilung einen tiefen Sinn gewonnen. Er nötigt uns, von dem Einzelnen auf die Gesamtheit zu blicken. Die Ahnung einer allumfassenden Solidarität kommt über uns und erfüllt uns mit ehrfürchtigem Staunen. Wo wir aber einen solidarischen Zusammenhang, obwohl er immer vorhanden sein muß, nicht zu erkennen vermögen, da bietet sich uns in andrer Gestalt, als oben, der Gedanke der Entwicklung als Nebenerklärung dar. Das Ziel der Entwicklung ist uns nicht mehr ein schmerzloser Zustand im goldnen Zeitalter. Das Schlaraffenland ist Utopie. Die Flucht vor dem sittlich anstößig erscheinenden Uebel ist so wenig das einzig berechtigte Motiv des Fortschritts, daß sie vielmehr einem feinen Empfinden selber sittlich anstößig wird. Die Bereitwilligkeit zu Schmerz und Opfer offenbart sich als höchste Blüte der Entwicklung. An Stelle der negativen, fast möchte man sagen: zufällig dazukommenden Kausalität tritt eine innere und positive. Der Schmerz, und dies versöhne uns mit der scharfen Forderung des Opfers, ist ein Segen für das leidende Individuum selbst.

Thränen, die die äußere Schönheit des Menschen zerstören, seine Wangen furchen, sich in seine Züge mit dem scharfen Stichel der Qualen eingraben, können ein herrliches Werk an seinem inwendigen Menschen vollbringen und ihn zu jugendlichem, lebendigem Empfinden erneuen. (Robertson, S. 187 f.)

Die erzwungne Leidenswilligkeit ist der natürliche Weg zur freiwilligen. D Gr

Johann Hinrich Wichern und die christlich-soziale Bewegung

Die nachfolgenden Ausführungen lehnen sich an einen in Weimar gehaltenen Vortrag an. Inzwischen ist das Göhresche Buch: „Die evangelisch-soziale Bewegung" erschienen, dessen erstes Kapitel von Wichern und der Innern Mission handelt. Es liegt kein Anlaß vor, meine Gedanken deshalb unausgesprochen zu lassen.

Es muß für die richtige Beurteilung wie für die richtige Weiterentwicklung einer geschichtlichen Bewegung von großer Bedeutung sein, auf ihre geschichtlichen Anfänge zurückzugreifen. Das geschieht im Drang des Augenblicks selten, und das ist nicht ohne Schaden für die Sache. So viel auch über die christlich-soziale Bewegung geschrieben, geurteilt, abgesprochen wird, selten macht man sich klar, wo die Wurzeln dieser Bewegung liegen. Ist dies klar erkannt, so wird man jedenfalls von dem Wahne lassen, als könnte diese Bewegung je wieder aus unsrer evangelischen Kirche ausgeschieden werden. Sie ist mit ihrer Entwicklung seit einem halben Jahrhundert so tief verwachsen, daß sie, auch wenn sie in dieser oder jener Gestalt sollte überwunden werden, doch immer wieder hervorbrechen wird, vorausgesetzt, daß unsre evangelische Kirche überhaupt sich treu bleibt. Der Mann nun, der für das Innenleben unsrer evangelischen Kirche in diesem Jahrhundert eine epochemachende Bedeutung gehabt hat, ist Johann Hinrich Wichern. Was Schleiermacher auf theologischem Gebiet, das ist Wichern auf dem praktischen Gebiet gewesen. Ja, es will mir scheinen, als ob Wicherns geschichtliche Bedeutung nicht hoch genug anzuschlagen sei. Jedenfalls gehört er nicht zu den ausgeschöpften und ausgelebten Persönlichkeiten unsrer Kirche: von Wichern lebt nicht nur unsre kirchliche Gegenwart in vieler Beziehung, von ihm wird auch die Zukunft noch leben. Und dies deshalb, weil er es gewesen ist, der nicht allein die Kraft christlicher Liebe in gottbegnadeter Weise zum Leben zu rufen wußte, sondern vor allem deshalb, weil er mit klarem Auge die Aufgaben christlicher Liebe erkannt hat: er hat mit und jenseits der Innern Mission die christliche Liebe auf das soziale Gebiet geleitet, er hat die christlich-soziale Bewegung nicht etwa nur vorbereitet, sondern geschaffen, und damit hat er unsrer Kirche einen Geist eingehaucht, der nur mit ihr selber sterben wird.

Dem Nachweis dieser Behauptung gelten die nachstehenden Zeilen. Doch muß eins notwendig vorausgeschickt werden: eine

kurze Charakteristik dessen, was wir christlich-soziale Bewegung nennen. Weite Kreise evangelischer Christen werden in ihrem Gewissen von der Erkenntnis bewegt, daß es heilige Christenpflicht ist, denjenigen unsrer Volks- und Glaubensgenossen, die infolge bestimmter wirtschaftlicher Zustände an den Gütern der christlichen Kultur nur in sehr bescheidner Weise Anteil nehmen können, den Zugang dazu möglichst zu erschließen. Diese Pflicht gründet sich auf ein Doppeltes: einmal schätzen wir die Güter der Kultur an sich, um ihrer selbst willen, und nehmen sie als Gnadengaben Gottes dankbar hin (vgl. den ersten Artikel des christlichen Glaubens und die vierte Bitte des Vaterunsers nebst Luthers Erklärung). Daraus folgt aber, daß wir aus dem Drang der Wiedervergeltung und der Gerechtigkeit heraus das Unsre thun müssen, diese Güter weiterzugeben, sowohl an unsre Nachkommen, wie an unsre Zeitgenossen. Zweitens zeigt die Erfahrung, daß für den Durchschnittsmenschen ein gewisses Maß dieser Güter nötig ist, um ein christlicher Charakter werden zu können. Zwar kann ein Mensch seinen Gott finden entblößt von allem, aber in der Regel wird das Gegenteil der Fall sein. Vor allem zwingt der Gedanke an die christliche Erziehung das Zugeständnis ab, daß die wirtschaftlichen Zustände eines Volkes auf einer gewissen Höhe sich befinden müssen, um die Aufgabe christlicher Erziehung in der Familie lösen zu können.

Mit dem Gesagten ist der christliche Charakter der Bewegung ausgesprochen, zum Teil auch der soziale, doch nur erst zum Teil. Es handelt sich um eine soziale Bewegung in folgendem Sinn: einmal sind die Zustände, die ins Auge gefaßt sind, soziale, d. h. gesellschaftliche, wirtschaftliche; ferner kommt nicht zunächst der Einzelne, sondern die Gesamtheit, die Gesellschaft oder eine ihrer Schichten in Betracht und der Einzelne nur, sofern er Glied der sozialen Gruppe ist; endlich aber ist auch der ins Auge gefaßte Weg der Hilfe sozial, gesellschaftlich. Nicht der Einzelne kann diese Zustände ändern, sondern nur wieder die Gesellschaft selbst oder einzelne ihrer Gruppen.

Wie immer sich in der Gegenwart die christlich-soziale Bewegung ausgewachsen hat, sie trägt den oben geschilderten Grundcharakter, und Wichern ists, der sie ins Leben gerufen, der ihr diesen Grundcharakter gegeben hat.

Das Neue der Liebesthätigkeit Wichers und seines Programms liegt in der Verbindung derselben mit dem sozialen Gedanken. Wichern ist der erste, der die christliche Liebesthätigkeit über den Individualismus bewußt und absichtlich hinausgehoben hat. Was die christliche Liebe vor Wichern in der „Aufklärung" und früher im Pietismus gethan hat, ruht auf einer durchaus individualistischen Gesamtanschauung. Die Aufklärung hat, weil ihr der geschichtliche Sinn mangelt, der ja das Korrelat zur sozialen Betrachtung der Dinge ist, kein Auge dafür, daß der Einzelne bis zu einem gewissen Grade das Produkt der Geschichte und das Produkt bestimmter wirtschaftlich-gesellschaftlicher Zustände ist; ihr erscheint der Einzelne losgelöst von allen Zusammenhängen als reiner Vertreter des allgemeinen Menschheitsbegriffs. Der Gedanke, soziale Mächte zur Förderung des Einzelnen in Bewegung zu setzen, liegt ihr gänzlich fern. Ihr naiver Glaube an das Menschentum stattet den Einzelnen mit einer Freiheit aus, hinter der das, was wir Macht der Verhältnisse nennen, in Nichts versinkt. Nur die Kunst des Erziehens, der man konsequenterweise Wunderdinge zutraut, ist nötig, um den reinen Menschen in vollendeter Gestalt hervortreten zu lassen. Es ist eine landläufige Wahrheit, daß dieser Individualismus der Aufklärungszeit ein Erbe des Pietismus gewesen ist. Auch der Pietismus individualisirt — es lohnte sich, diese seine individualisirende Tendenz und ihre Folgen für das religiöse und kirchliche Leben weit schärfer, als es gewöhnlich geschieht, ins Auge zu fassen —, er sucht die Einzelseele aus der massa perditionis und zwar durch Bekehrung zu retten; diese aber überläßt er getrost sich selbst; ja sie ist fast die notwendige Voraussetzung für die Bildung der pietistischen Gemeinschaften.

Es scheint auf den ersten Blick, als ob Wichern den Individualismus der Aufklärung und des Pietismus einfach

fortsetze. Gründet er nicht eine „Erziehungsanstalt, ein Rettungshaus?" Kommt er hierbei nicht wieder auf die pietistische Praxis hinaus? Sieht man näher zu, so zeigt sich sofort der soziale Scharfblick Wicherns darin, daß er — bei aller Bewahrung des Richtigen, das der Individualismus hat — in seinem „Rauhen Hause" die Familienteilung einführt: der Einzelne kann nur wirklich gesund sich entwickeln als das Glied einer gesunden Körperschaft. Hier schon tritt eine soziale Wahrheit in Thätigkeit, die Gemeingut geworden ist.

Aber wir würden auf diesen kleinen Zug nicht achten, träte nicht in Wicherns großartigem Programm, in seiner Denkschrift: „Die Innere Mission der deutschen evangelischen Kirche" 1849,*) der soziale Gedanke mit einer bis dahin unbekannten Deutlichkeit hervor, und zwar in folgenden Punkten:

1. Wichern entdeckt den Unterschied zwischen individueller, lokaler, persönlicher Not und dem „Massenelend" leiblicher wie religiös-sittlicher Art. Bisher hatte sich die christliche Liebesthätigkeit zu beiden Formen der Not ganz gleichmäßig gestellt: sie hatte auch die Massennot vom individualistischen Standpunkt aus beurteilt und bekämpft. Der Aufklärung war die Masse nur eine Summe von Individuen, aus der man jedes einzeln herauslösen konnte. Man erkannte nicht, daß Massennot eine Einheit, etwas Ganzes ist, in dem der Einzelne unter Umständen ein willenloses Atom ist. Der Pietismus hatte für die Masse, wie wir sahen, kein Interesse. Das „Volk" als solches war ihm eine weltliche Größe, von der sich der pietistische Kreis scharf geschieden fühlte. Ganz anders Wichern; ihm liegt am Volk als solchem; er faßt „Stände," einzelne Schichten im Volk ins Auge und glaubt an eine Neugeburt der Gesellschaft. Der Einzelne erscheint ihm nicht nur als selbständige Größe, sondern als Glied der Gesellschaft und als solches von ihr abhängig. Damit ist die Bahn sozialer Betrachtungsweise betreten.

2. Wichern entdeckt ferner den Zusammenhang, der zwischen äußerer und innerer, wirtschaftlicher und sittlicher Not besteht.

> Den wahrhaftigen Gliedern der Kirche wird es unzweifelhaft gewiß und klar werden, wie der Pauperismus und alle Massennot, die der Staat bekämpfen soll, mit dem innern Notstand, dessen Heilung sich die Kirche zuzuwenden hat, gleichwie die verschiedne Abhilfe des einen und des andern nur ausnahmsweise nicht in dem innigsten Zusammenhang stehen, und daß es gerade auf die Anerkennung dieses Zusammenhangs und die darnach einzurichtende Hilfsleistung ankommen wird, wenn dem Volksleben wieder von Grund aus aufgeholfen werden soll. (S. 16.)

Das freilich war längst bekannt und mit der alttestamentlichen Gedankenwelt bereits gegeben, daß sittlicher Ruin den wirtschaftlichen meist nach sich zieht. Und es ist auch verständlich, daß Wichern gerade diesen Zusammenhang besonders betont. Aber wer hat vor Wichern so energisch und bestimmt die Umkehrung betont: Wirtschaftliche Schäden ziehen sittlichen Ruin nach sich? Dieser Gedanke zieht sich wie ein roter Faden durch alle seine Aeußerungen hindurch, er ist aber grundlegend für die christlich-soziale Thätigkeit überhaupt.

So ist es denn für Wichern ein Unding, die kommunistisch-atheistische Bewegung seiner Zeit lediglich mit der Predigt des Evangeliums oder mit einer noch so edeln Wohlthätigkeit bekämpfen zu wollen. Es ist großartig, und es wäre zu wünschen, daß viele, die in Wichern ihren Herold verehren, doch die gleiche Tiefe und Weite des Blicks hätten — es ist großartig, wie richtig Wichern den Kommunismus beurteilt hat.

> Bei dem Nachfolgenden setzen wir als zugestanden voraus — heißt es z. B. in der Denkschrift S. 137 —, daß das, was der Sozialismus und Kommunismus im tiefsten Grunde seines Strebens verbirgt, die entstellten, aber doch Wahrheit bergenden Züge des Angesichts einer tiefgebeugten, schmerzerfüllten Menschheit sind, die sich in sozialer Beziehung nach Erlösung und Wiedergeburt sehnt, und die noch nicht weiß und versteht, es aber noch erfahren soll, daß ihre Hoffnung nur durch das Evangelium Erfüllung zu erwarten hat. So ist aus dem verzerrten Bilde die noch rätselhaft verborgne Wahrheit der Zukunft vorläufig soweit zu erkennen, daß auch die evangelische Kirche daraus abnehmen kann, was für Forderungen sie dem sozialen Bedürfnis gegenüber an sich selbst und an ihre Leistungen zum Besten des Volks zu stellen hat, nachdem bereits jene kräftigen Anfänge eines Neuen aus ihr und dem ihr gegebnen Liebestriebe erwachsen sind. (S. 138.)

*) Ich zitire nach der 3. Auflage 1889.

Fast unmittelbar nachher spricht Wichern denselben Gedanken noch schärfer aus:

Eine Aussöhnung der Klassen der Gesellschaft wird nur möglich sein durch das von Liebe und Weisheit erfüllte Eingehen der Christenleute auf das Wahre, das in dieser von Gottes Liebe umkleideten Bewegung [dem Kommunismus] sich dennoch findet; das Wahre ist aber die innere Berechtigung der Sehnsucht nach sozialer Wiedergeburt. (S. 140.)

So stand Wichern wirklich die Schaffung neuer gesellschaftlicher, wirtschaftlicher Zustände als Programm, als Aufgabe vor der Seele. Erklärt er auch wiederholt, daß der Staat in erster Linie bei dieser Aufgabe beteiligt ist, so weiß er doch nicht nur, daß „das Ziel der Innern Mission dann weit hinausgerückt, zum Teil unerreichbar gemacht wird, wenn der Staat in richtiger Lösung der ihm zufallenden Aufgaben zurückbleibt," er behauptet auch an andrer Stelle, „daß alle Arbeit dieser Art (der Innern Mission) ebenso in die praktischen Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens sich zu mischen, als sie das Wort als Schwert des Geistes zu führen hat."

Denn die Innere Mission in ihrem rechten Verstand ist nicht eine einfache christliche oder kirchliche, sondern eine christlich-soziale Aufgabe; ähnlich wie die Heidenmission sich unwillkürlich auf die Kultivirung und Zivilisirung der zu bekehrenden Heidenvölker mit einlassen muß und sich darauf in den Fällen, wo sie in rechter Art gehandhabt wird, auch eingelassen hat. Die britischen Mönche, die einst in unser Vaterland und an seinen Grenzen die Botschaft des Heils überbrachten, gründeten Klöster, die zu Städten wurden, rodeten Wälder aus, machten Aecker urbar, verwandelten das Aeußere durch Inneres, sie kolonisirten, indem sie missionirten. Die Fortsetzung solcher Arbeiten in viel höherm, feinerm, geistigerm Maßstabe ist die Innere Mission. (Fliegende Blätter 1847, S. 17.)

Diese Aeußerungen mögen genügen zum Beweis für die Behauptung, daß Wichern eine wirtschaftliche Reform im Auge hatte, von der aus sich auch die sittlich-religiöse Gesundung des Volks vollziehen könnte.

3. Den sozialen Blick Wicherns erkenne ich endlich in der Organisation, die er seinem Werke gegeben hat. Hier konnte er ja an ein bereits vorhandnes soziales Element anknüpfen; ich meine die bereits in Urlspergers Christentumsgesellschaft hervortretende Vereinsform. Aber diese elementare Form bildet Wichern bewußt weiter aus:

Die Gestaltung der Hilfe, die die freie christliche Liebe seit ihrem neuen Erwachen bietet, konzentrirt sich in der Assoziation. Der Geist der rettenden Liebe erträgt nicht mehr die Isolirung und bildet frei aus sich neue Gemeinschaften, in denen sich das Gleiche zu Gleichem findet. (S. 138.)

Einmal schwebt ihm als Ideal vor, daß „alle kirchlich, christlich gesunden Glieder" einer kirchlichen Gemeinde sich zu aller und jeder Liebesarbeit zusammenschließen, sodaß in diesem über die ganze Gemeinde sich ausbreitenden Verein alle christlichen Liebeskräfte konzentriren. Sodann aber will Wichern diese Vereine wieder geeint sehen zuletzt unter einem Zentralausschuß, der nicht eine büreaukratische Spitze bilden soll, sondern die Vermittlung zwischen den Einzelvereinen, gewissermaßen das Herz, von dem aus und zu dem zurück der lebendige Strom des Liebeslebens geht. Mit dieser Organisation will Wichern eine soziale Macht der Hilfe schaffen, die der sozialen Macht des Elends, dem Massenelend gegenüber gewappnet und stark genug ist. Es ist eine Hilfe aller an allen, der Kirche an sich selbst gedacht — auch damit ist die Bahn des Sozialismus beschritten.

Vergegenwärtigen wir uns, welche Perspektive die Entfaltung dieser sozialen Grundgedanken Wicherns eröffnet! Blieben in dem Werke, das Wichern plante, diese sozialen Grundlagen fest miteinander verbunden, durchdrang dieser soziale Geist die ganze Arbeit, so war damit der Anfang zu einer christlich-sozialen Thätigkeit gemacht, die eine christlich-soziale Bewegung, eine Propaganda für christlich-soziale Gedanken, wie wir sie heute brauchen, überflüssig machte. Mit diesem sozialen Gedanken war seinem Werk ein Keim der Entwicklung eingepflanzt, der sich zu außerordentlicher Kraft und weitem Umfange entwickeln konnte. Und das sah bereits Wichern im Jahre 1849 voraus. Ihm erschien es als innere Notwendigkeit, daß von der ersten Stufe der Innern Mission aus eine weitere erreicht werden müßte. Denn darüber war sich Wichern klar, daß der Innern Mission fürs erste noch ein individualistischer Zug anhaften bliebe, der sicher seine bleibende Berechtigung hat, der aber überboten werden kann durch einen sozialen. Die großen zukunftsreichen Worte in der Denkschrift, die Wicherns genialen Blick in großartiger Weise offenbaren, lauten:

Alle Verbrüderungen und Verschwisterungen dieser Art sind bis jetzt nur Verbindungen für Hilfsbedürftige; die Personen der untern Klassen, die der Hilfe bedürfen, stehen jenen Verbindungen, die ihnen Dienst und Hilfe bringen, doch immerhin vereinzelt gegenüber. Ein neuer Schritt, der noch gethan werden und verfolgt werden muß, ist: christliche Assoziation der Hilfsbedürftigen selbst für deren soziale (Familie, Besitz und Arbeit betreffende) Zwecke zu veranlassen. Begiebt sich die Innere Mission erst ernsthaft an die Verwirklichung dieser Aufgabe, so ist der Grenzstein aufgerichtet zwischen der bisherigen und einer künftigen Epoche der christlich rettenden Liebesarbeit, und sie tritt mit gleichen Waffen und gleicher Rüstung wie ihre Gegner auf den Kampf- und Tummelplatz der Bewegungen, die jetzt die Welt erschüttern. Wir sprechen hier von einer mutigen und schweren That, die ins Leben gerufen werden soll, aber wir sprechen das Wort in Gottes Namen. Das Bestreben, Assoziation der Hilfsbedürftigen zu veranlassen, ist ein freilich karikirtes, aber unleugbares Moment der Wahrheit in der sozialistischen Bewegung unsrer Zeit. (S. 138.)

Und wenige Seiten weiter lesen wir:

Die Assoziationen der Arbeiter zur Wahrung der gemeinsamen Arbeit und zum Schutz des persönlichen Befindens sind also gar nichts Neues, sondern längst vorhanden, und warum sollte dieses Prinzip sich nicht im christlichen Geiste weiter bilden, in christlicher Weise fruchtbar machen und über neue Lebensgebiete und Lebensbedürfnisse ausdehnen lassen, sodaß dadurch nicht, wie die Sozialisten wollen, die göttliche Grundlage aller Gesellschaftsverhältnisse, die Familie, verletzt, vielmehr erst recht befestigt und dadurch das Familienleben der Armen in die Lage versetzt würde, daß darin ein jeder, als glücklicher Bürger des Staats und gesegnetes Glied der Kirche, christlich leben könnte? Daß durch solche Assoziation in gewissen Fällen eine Gemeinsamkeit der Arbeit und dadurch Erhöhung des Gewinns derselben oder die leichtere Gewinnung der mannichfachsten, wenn auch nur einfachsten Lebensbedürfnisse erzielt werde, muß um so mehr gewünscht werden, als es dem einzelnen in seiner Isolirung ersichtlich vielfach nicht mehr gelingen will, sich die zu seiner Existenz unerläßliche Notdurft zu verschaffen, während doch in der Christenheit noch viel weniger als in Israel gefunden werden sollte, daß ein Bettler darin wohne. (S. 141.)

Hat bei diesen Assoziationen der Hilfsbedürftigen selbst Wichern freilich zunächst nur im wesentlichen Genossenschaften im Auge, wie sie Viktor Aimé Huber nach englischem Muster zu schaffen gerade damals sich mühte, und sind wir auch heute nicht mehr der Meinung, daß die Form der Assoziation, so segensreich sie in verschiednen Gebieten auch sein mag, die Lösung aller Schwierigkeiten bedeutet, so ist doch mit diesen Ausführungen, diesem zweiten Programm Wicherns, Großes gefordert. Einmal ist hier noch viel nachdrücklicher als im ersten Programm die wirtschaftliche Seite der Innern Missionsaufgabe betont; zum andern aber ist die wirtschaftliche Selbständigkeit des sogenannten vierten Standes anerkannt. Man ziehe nur diese Linien weiter, verfolge sie und setze sie um bis in unsre gegenwärtigen Verhältnisse herein, und man wird gestehen müssen, daß man von ihnen aus zu Anschauungen geführt wird, wie sie die heutigen Christlich-sozialen vertreten. Ich kann nicht finden, daß sie die von Wichern vorgezeichnete Bahn verlassen hätten.

Doch dies nachzuweisen, darauf kommt es uns hier nicht an. Vielmehr drängt sich uns die Frage auf: Hat die Entwicklung der Innern Mission diese Grundrichtung, die Wichern ihr gegeben hat, festgehalten? Man kann mit einem Nein und auch mit einem Ja auf diese Frage antworten. D. h. die Innere Mission hat allerdings den sozialen Charakter, den ihr Wichern geben wollte, nicht zur Ausprägung gebracht, sie ist im wesentlichen individualistisch geblieben, sie hat infolge dessen auch nicht eine Entwicklung genommen, wie sie durch Wicherns Grundgedanken ihr vorgeschrieben war, aber sie hat doch niemals den Geist ihres Gründers verleugnen können: die sozialen Gesichtspunkte sind immer und immer wieder hervorgebrochen, des sind z. B. die Kongresse für Innere Mission, die „Denkschrift des Zentralausschusses" über die soziale Frage von 1885 Zeuge. Aber es hat ihr der Mut gefehlt, sie kräftig weiter zu verfolgen. Die christlich-soziale Bewegung ist doch schließlich aus ihr herausgewachsen, aber vielfach unter Widerspruch und Bekämpfung der Männer der Innern Mission selbst. Man muß auch ge-

stehen, daß, wie nun einmal die Innere Mission sich ausgestaltet hatte, eine organische Angliederung der christlich-sozialen Bewegung an dieselbe ein Unding war. Ihre segensvolle Arbeit wäre dadurch gestört und arg erschüttert worden. Allein an einem Punkte wird der Innern Mission die Scheidung Kämpfe bereiten: die Evangelischen Arbeitervereine werden entweder zu Assoziationen mit wirtschaftlichem Programm sich weiter entwickeln müssen, oder sie werden wieder in sich zusammen sinken.

Daß die Innere Mission diese Entwicklung genommen hat, daß sie weit mehr von individualistischer Anschauung, als von sozialer aus gearbeitet hat, erklärt sich, so scheint es mir, aus einem Doppelten: zunächst aus der manchesterlichen Anschauung, die in den Jahren der Entwicklung der Innern Mission auch die christlichen Kreise beherrschte. Sodann aber, und das scheint mir noch wichtiger zu sein, war die Innere Mission vor allem von Kreisen getragen, in denen der Pietismus eine kräftige Nachblüte trieb. Wir werden es diesen Kreisen nie vergessen, was sie geleistet haben, aber sie haben von ihrem religiösen Gesichtspunkt aus die Wichernsche Position nicht zu gewinnen oder festzuhalten vermocht. Das Gefühl der Sorge, mit der Welt sich zu vermischen, begleitet ihre Arbeit: Rettung Einzelner, nicht des Volks als solchem wird die Losung. — Aber warum hat nicht Wichern selbst seine Grundsätze und Ideale zur Geltung gebracht? Hat er nicht vermocht, diese Gegenströmung zu überwinden und in das Bett seiner Gedanken zu leiten? Das eben ist der Fall. Wir finden, daß Wichern selbst von der Entwicklung, die seine Sache nahm, beeinflußt worden ist. Auch ihm entschwanden je länger je mehr die großen sozialen Gesichtspunkte, auch er wurde individualistischer — ein Bruch mit sich selbst war dies insofern nicht, als doch auch in ihm ein gut Stück pietistischer Anschauung lebte. Seine eigne Vergangenheit, seine Lebensarbeit, die vor allem im Helfen sich genugthun wollte, und die sich nun in jenem anstaltlichen Organismus der Innern Mission entwickelt hatte, hielt ihn fest und gab ihm die Richtung. War nicht Luthers Entwicklung ganz ähnlich? — Als darum Wichern auf der kirchlichen Oktoberversammlung in Berlin am 10. Oktober 1871 über „die Mitarbeit der evangelischen Kirche an den sozialen Aufgaben der Gegenwart" sprach, hat er im wesentlichen nichts andres zu sagen gewußt, als daß die Kirche um ihrer Versäumnis willen Buße zu thun habe, ja er hielt selbst eine Bußpredigt. Jene großen sozialen Gesichtspunkte, die seine „Denkschrift" von 1849 durchziehen, treten nicht mehr lebendig und zukunftsreich hervor. Zwar klingen sie noch leise nach, zwar begegnen wir noch dem Gedanken, daß in der sozialistischen Bewegung wahre Momente liegen, aber weder werden diese herausgehoben, noch wird ausgeführt, wie an diese anzuknüpfen sei. Wir vermissen eine ernste Prüfung und Zergliederung der sozialdemokratischen Bewegung, wir vermissen auf Grund derselben die Erschließung neuer, großer Gesichtspunkte. Jene Rede hat nicht erfüllt, was die Teilnehmer jener Versammlung von ihr erwartet haben. Wichern selbst stieg von der Kanzel herab mit dem schmerzlichen Bewußtsein, einer großen Stunde nicht gerecht geworden zu sein. Wir sagen das nicht dem großen Wichern zum Vorwurf. Wichern war damals an der Grenze des Greisenalters, seine persönlichen Verhältnisse lagen drückend auf ihm — das alles war nicht dazu angethan, neue, schöpferische Ideale wachzurufen oder einst gehegte wieder zu beleben. Es ist ein geschichtliches Gesetz, daß „uns unsre Werke nachfolgen" und uns beeinflussen und bilden. Das zeigt sich auch an Wichern. Dem Schmerze aber kann man Ausdruck geben, daß damals niemand da war, der Wicherns Denkschrift von 1849 hervorzog und sie zum Ausgangspunkt erneuter Thätigkeit machte. Dennoch sind seine Gedanken nicht untergegangen — wie sie ihre Auferstehung gefeiert haben, davon sei jetzt nicht geredet —, und die christlich-soziale Bewegung steht doch auf Wicherns Programm und soll sich darauf auch immer wieder besinnen. Wichern hat der evangelischen Kirche den sozialen Geist eingehaucht, der nicht ruhen wird, bis Wicherns große Ziele verwirklicht sind. Paul Drews

Der deutsche Altkatholizismus

3. Entwicklung der Kirche

Dem Bischof Reinkens war es vergönnt, in einundzwanzigeinhalbjähriger Thätigkeit seine Kirche durch die im kirchenpolitischen Gebiete kampfreichste Zeit dieses Jahrhunderts in Deutschland hindurch zu führen. Und wenn es auch verglichen mit der römischen Weltkirche ein verschwindend kleines Häuflein ist, dank allen denen, die der Bewegung von Anfang an halfen, ist seine Fortexistenz heute außer Frage, insofern sie auf einer staatsrechtlich sichern und pekuniär befestigten Basis beruht, die Vorbildung ihrer Geistlichen geordnet und nach zeitweiligem Rückgang ein Fortschritt in der Gemeindebildung wahrnehmbar ist.

Das Verfahren der Regierungen gegenüber dem Altkatholizismus ist niemals über das Maß kühler Gerechtigkeit gegenüber einer numerisch unbedeutenden Gemeinschaft hinausgegangen, wenn sich auch Reinkens des persönlichen Wohlwollens von Kaiser Wilhelm I. erfreute. Nur vorübergehend wurde während des Kulturkampfes bei der Motivirung des Gesetzes über die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen die „Erörterung für berechtigt" erklärt, ob die römisch-katholische Kirche in ihrer jetzigen Gestaltung und Entwicklung noch ferner grundsätzlich für diejenige Kirche zu erachten sei, deren Beziehungen zum Staat früher geregelt worden sind. Obwohl das Gesetz den Altkatholiken in Preußen und Baden den Mitgebrauch von Kirchen und Friedhöfen zusprach, auch einen ihrer Zahl entsprechenden Vermögensanteil ihnen einräumte, wurde ihnen doch der Mitgebrauch der Kirchen auf dem Verwaltungswege entzogen oder verleidet; in München wurde ihnen die vom Magistrat eingeräumte Kapelle wieder genommen und in Bayern überhaupt 1890 den Altkatholiken die Anerkennung „als katholische Kirche" entzogen und dafür nur das Recht einer Privatkirchengesellschaft nach dem Religionsedikt zugesprochen. Die ursprünglich bis auf ein Mitglied altkatholische Fakultät zu Bonn wurde bei Neubesetzungen nur mit vatikanischen Katholiken ergänzt. In Oesterreich waren die Altkatholiken, obwohl die dortige Regierung am 30. Juli 1870 das seit 1855 bestehende Konkordat aufhob, „weil der Kompaziszent ein andrer geworden sei," dennoch von Anfang an nicht als Katholiken anerkannt worden und mußten sich 1874 als besondre Religionsgemeinschaft konstituiren.

Soweit sich das numerische Ergebnis der Bewegung in den Ländern, in denen sie von Anfang an Platz griff, übersehen läßt (Hunderte, die im Herzen altkatholisch sind, können ihren Glauben nicht bethätigen, weil keine Gemeinde am Orte ist), in Preußen, Baden, Großhz. Hessen, im Fürstentum Birkenfeld und in Bayern, wo sie ihren Höhepunkt überall am Ende der siebziger Jahre gefunden hat und nachher wieder zurückgegangen ist, so gab es im Jahre 1886 in runder Summe in Preußen 15000 Seelen in 36 Vereinen, in Baden 14600 in 39 Vereinen, in Hessen 1000 in 4 Vereinen, in Birkenfeld 1040, in Bayern 5000 in 28 Vereinen mit 51 in der Seelsorge thätigen Priestern. Dazu kommt eine nicht zu berechnende Diaspora. Wer die Schwierigkeiten kennt, mit der die evangelische Diaspora unter katholischer Mehrheit zu kämpfen hat, der vermag die großen sozialen und ökonomischen Schwierigkeiten dieser Gruppen zu ermessen. Dazu kommt bei den organisirten Gemeinden die besondre Schwierigkeit, daß sie anfänglich darauf angewiesen waren, ihre Priesterschaft aus der vormals römischen zu rekrutiren, die sich nur zum Teil als brauchbar und einwandfrei erwies, und die weitere, daß Einzelne, die zu ihr getreten waren, darunter auch Priester, bald den konsequenten Schritt thaten und zur evangelischen Kirche übergingen. Epochemachend äußere Ereignisse sind in der Geschichte der altkatholischen Kirche nur wenige zu verzeichnen. Es ist die Geschichte einer kleinen, vielfach aus großer geistlicher Verwahrlosung zu bewußterer Religiosität sich emporarbeitenden Gemeinschaft, die immer noch viele laue und gleichgiltige Glieder in sich schließt. Für das größere Publikum sind ihre Einzelheiten von keinem Interesse; öffentlich bekannt gewordnen Zwistigkeiten wird ein billig Denkender darum noch keine symptomatische Bedeutung beilegen. Es sind deren nicht so viele, daß man diesem Kirchlein

nicht das Lob spenden könnte, das bekanntlich der besten Frau gebührt, nämlich, daß man von ihr am wenigsten spricht.

Die Zeichnung der bischöflichen Gesamtwirksamkeit von Reinkens wird die Aufgabe eines künftigen Biographen sein. Möchte er einen solchen finden, wie er selbst es geworden ist, als er dem vielgeliebten Fürstbischof von Breslau, Melchior von Diepenbrock, ein biographisches Denkmal setzte. Eine ganze Reihe liebevoller Charakteristiken des anziehenden Mannes ist seit seinem am 4. Januar 1896 erfolgten Tode erschienen, die darin übereinstimmen, daß gerade seine Persönlichkeit mit dazu beigetragen hat, das Ansehen des Altkatholizismus zu befestigen.

Wie hoch die Gegner ihn taxirten, geht daraus hervor, was ich aus seinem Munde weiß, daß man vor dem Priesterjubiläum des regierenden Papstes einen letzten Versuch machte, ihn zum Rücktritt zu bewegen, „das sei das schönste Geschenk, das dem Papst werden könne."

Ein sehr schöner Mann, so schildert ihn Beyschlag, bei dem die priesterliche Stellung sich mit unbefangner Weltoffenheit voll vertrug; eine im besten Sinne vornehme, weltmännische Persönlichkeit, die mit gleicher Sicherheit mit Fürsten wie mit Geringen zu verkehren wußte. Dabei reich und vielseitig begabt, von offnem Sinn für Natur, Poesie, Geselligkeit, ein ernster, gründlicher Gelehrter, ein Redner und Prediger von Gottes Gnaden, und wiederum ein geistreicher und formgewandter Schriftsteller, dem neben der Macht der Dialektik und der Wucht eines heiligen Ernstes auch die Waffe der Ironie in seltner Schärfe zu Gebote stand. Noch im letzten Jahrzehnt hat er aus Anlässen, die seine römischen Standesgenossen ihm gaben, ein paar anonyme Flugschriften verfaßt, die bei gründlichster Beherrschung alter und junger Thatsachen von Witz und Humor geradezu sprühen. Und wer z. B. seine Schrift über „Lessing und die Toleranz" aufschlägt, ist erstaunt, einen katholischen Bischof, ohne daß derselbe seinem Bekenntnis irgend etwas vergäbe, in der Waffenrüstung des neunzehnten Jahrhunderts auftreten und in voller Geistesfreiheit ein modern protestantisches Problem erörtern zu sehen. Diesem Manne hatten sich die Satzungen der katholischen Kirche, deren treuer Sohn und Vertreter er war, derart vergeistigt, daß sie für ihn keine Geistesfesseln bedeuteten, und indem er mit religiöser Innerlichkeit aus historischer Bildung Gehalt und Form, Religion und Theologie unterschied, vermochte er ohne Verstoß gegen katholische Rechtgläubigkeit wahrhaft evangelisch zu reden und zu predigen.

Nur mit solchen Gaben konnte Reinkens dem Beruf eines katholischen Missionsbischofs gerecht werden, auf Firmungs- und Vortragsreisen die von Insterburg bis Passau, von Krefeld bis Konstanz zerstreuten Häuflein auf der Höhe ihrer Aufgabe zu erhalten. Dem gleichen Zwecke diente seine gesamte Schriftstellerei, seitdem er Bischof geworden war, neben biographischen Werken über Amalie von Lassaulx, Diepenbrock, Luise Hensel eine Reihe kleiner Schriften und nicht zum wenigsten seine biblisch gehaltvollen Hirtenbriefe.

Am interessantesten sind für uns die von dieser Reformkirche durchgeführten wirklichen Reformen auch auf dem Gebiete der Disziplin und des Kultus. Schon gleich im Beginn hatte auf dem Kölner Kongreß von Schulte ein umfassendes Programm dafür aufgestellt, das allmählich verwirklicht wurde.

Die Prozessionen außerhalb der Kirche wurden abgestellt, alle über das Staatsgesetz hinausgehenden Ehehindernisse aufgehoben, die Reverse und die Versprechen bezüglich der Kindererziehung in gemischten Ehen beseitigt, die Ohrenbeichte den Beichtenden in den Willen gestellt, das Gebot jährlicher Beichte und Kommunion aufgehoben, aber unter Hervorhebung der ernsten Bedeutung des Bußsakraments, die Privatmessen und die sogenannten Meßapplikationen, d. h. das Verrichten des Meßopfers im Sinne der Absicht des die Messe Bezahlenden beseitigt. Die Messen für die Verstorbnen wurden auf eine und auf ein einmaliges Jahrgedächtnis beschränkt, die Feiertage verringert, die Marienfeiertage in solche Christi verwandelt. Das Rituale von 1876 gestattet deutsche Sprache bei allen sakramentalen Akten, das liturgische Gebetbuch 1885 enthält eine deutsche Meßliturgie, die nach dem Willen der Gemeinde statt der lateinischen Messe eintreten darf. Von seinen 212 Kirchenliedern sind mindestens 95 von protestantischen Verfassern (Luise Hensel mitgezählt), so Allein Gott in der Höh sei Ehr, Befiehl du deine Wege, Christus der ist mein Leben, Ein feste Burg, Erhalt uns Herr, Es ist das Heil uns kommen her, Freu dich sehr o meine Seele, Herzliebster Jesu, Ich bin ein Gast auf Erden, Ich singe dir mit Herz und Mund, Jesus meine Zuversicht, Lobe den Herren, den mächtigen, Nun danket

alle Gott, Nun ruhen alle Wälder, O Gott du frommer Gott, O Haupt, O Welt ich muß dich lassen, Verzage nicht du Häuflein klein, Wach auf du Geist, Weicht ihr Berge, Wer nur den lieben Gott, Wie schön leuchtet, Wie soll ich dich empfangen — diese alle in musikalisch guten alten Sätzen, die besser sind wie die der meisten neuern evangelischen Gesangbüchern.

Die größte Erregung veranlaßte der wiederholt von Baden aus eingebrachte Antrag auf Aufhebung des Zölibatgebotes, der schließlich 1878 zur Abstimmung gebracht werden mußte. Die Entscheidung fiel mit großer Majorität für die Aufhebung des Zölibats. Von den Geistlichen erklärte sich für die Beibehaltung ein Viertel, darunter der Bischof, Friedrich, Reusch, Langen u. a., von den Laien ein Fünftel. Die von allen geteilte historisch richtige Voraussetzung war, daß die Frage des Zölibates keinen dogmatischen, sondern disziplinären Charakter hat, und daß mit Aufhebung des Gesetzes, das dem Priester die Ehe verbietet, der Wert der freiwilligen Ehelosigkeit als eines besondern Opfers nicht abgeschwächt werden solle. Zum Bischof sollte nach wie vor nur ein unverheirateter (oder verwitweter) Priester gewählt werden dürfen, auch ist dem Priester nur eine Ehe gestattet. Hauptgegner war Langen gewesen, gleich ihm zog sich nach dem Beschluß auch Friedrich von den priesterlichen Funktionen zurück. Letzterer hat diese Stellung später wieder aufgegeben, und auch Langen hat sein Lehramt beibehalten. Man wird die Stimmung dieser seiner Zeit mit Begeisterung Priester gewordnen Männer vollkommen begreifen, und man muß die sittliche Bedeutung der Vorstellungswelt, innerhalb deren die Virginität, d. h. die Geschlechtslosigkeit des Priesters eine so große Rolle spielt, anerkennen. Sie verpflichtet den Priester zu einer rückhaltlosen persönlichen Hingabe an sein Amt unter Verzicht auf jedes häusliche Glück. Dennoch wird man, im Blick auf die größere Masse der Priester, diesen Schritt, der sich seiner Zeit auch der Reformation als eine Notwendigkeit herausstellte, als richtig anerkennen müssen. Die erwarteten Schwierigkeiten traten nicht ein. Es wird jetzt etwa die Hälfte der altkatholischen Geistlichen verheiratet sein.

4. Fortsetzung

Neben der nächstliegenden Sorge für den Zusammenhalt und den Ausbau der Gemeinden hat die altkatholische Gemeinschaft auch die höchste von ihr übernommne Aufgabe nicht aus den Augen gelassen, nämlich, wie es in der Erklärung Pfingsten 1871 geheißen hatte:

Die Vereinigung der jetzt getrennten christlichen Glaubensgenossenschaften, die von dem Stifter der Kirche gewollt und verheißen ist, die mit immer steigender Kraft der Sehnsucht von unzähligen Frommen und nicht am wenigsten in Deutschland begehrt und herbeigerufen wird.

Zwar stellten sich die zu diesem Zwecke im Jahre 1874 und 1875 in Bonn veranstalteten Unionskonferenzen als ein Privatunternehmen auf Einladung und unter dem Vorsitze Döllingers dar, aber sie fanden doch statt unter entscheidender Mitwirkung der Altkatholiken. Der große Gelehrte konnte hierin eine Weissagung auf die Erfüllung seines tiefsten religiösen Wunsches finden.

Die Verhandlungen, das einemal von sechsundfünfzig Theologen besucht, zur Hälfte von Anglikanern, das zweitemal von hundertundzwölf Theologen, zur Hälfte von Anglikanern, zu einem Viertel von Orientalen, suchten hauptsächlich die dogmatische Differenz zwischen dem abendländischen und morgenländischen Katholizismus als leicht überwindlich darzuthun und formulirten wirklich einen Konsensus mit den Worten des Johannes von Damaskus. Sodann wurde die Giltigkeit der in der englischen Kirche vollzognen Bischofsweihen nach allgemein katholischen Gesichtspunkten anerkannt und damit die theoretische Basis für eine Interkommunion, gemeinsamen Gottesdienst und Abendmahlsfeier der englischen und aller übrigen nicht vatikanisch-katholischen Kirchen hergestellt. Diese Interkommunion zwischen den Anglikanern und Altkatholiken, die 1878 durch altkatholischen Synodalbeschluß anerkannt wurde, ist eine für die Zukunft vielleicht schwer ins Gewicht fallende Thatsache. Bei einem Besuch in England 1881 fand Reinkens die freundlichste Aufnahme bei mehreren Bischöfen und dem Erzbischof von Canterbury. Jedoch

hat das noch keine offizielle Bedeutung. Sodann repräsentiren die unter Döllingers Leitung formulirten Zugeständnisse nach Seite des Biblizismus einen wesentlichen Fortschritt zur Einigung gegenüber der römischen Praxis, nämlich: Herabsetzung des Ansehens der Apokryphen, Ueberordnung des Grundtextes der heiligen Schrift über die Uebersetzung, Beseitigung des Verbots, die Bibel in der Volkssprache zu lesen, Liturgie in der Volkssprache, Anerkennung der Schrift als primärer Glaubensquelle, der Glaube verbunden mit der Liebe die alleinige Bedingung der Rechtfertigung, Verwerfung der Opera supererogatoria, der Lehre vom übertragbaren Schatz der verdienstlichen Werke, vom Ablaß als Tilgung der Sündenstrafe, Zugeständnis, daß die Siebenzahl der Sakramente nicht ursprünglich, daß die Anrufung der Heiligen keine Pflicht ist, die Leugnung der Bedeutung der Eucharistie als wiederholtes Sühnopfer Christi, da sie vielmehr nur das Gedächtnis des einmaligen Sühnopfers und die Darstellung des immerwährenden priesterlichen Eintretens Christi für uns bei Gott ist und eine Gemeindefeier, Anerkennung der Kommunion unter beiderlei Gestalt als das Richtige. Andrerseits ist bei allen diesen Sätzen die Linie des Katholischen inne gehalten: die Tradition ist als Erkenntnisquelle neben der Schrift festgehalten, ebenso die apostolische Succession der Bischöfe, das Gebet für die Verstorbnen, die kalvinische Abendmahlslehre ausdrücklich verworfen und eine Union nur der bischöflichen Kirchen ins Auge gefaßt, also der altkatholischen, englischen, orientalischen und etwa noch der dänischen.

Die angekündigte Fortsetzung der Konferenzen, bei denen Döllinger „bewundernswerte" geschichtliche Auseinandersetzungen im Stile seiner großen Akademiereden lieferte, unterblieb.

Man wird ihren Wert verschieden beurteilen, je nachdem man daran glaubt, daß es möglich oder gar wünschenswert sei, daß die großen getrennten kirchlichen Gemeinschaften, die aus ursprünglich minimalen Differenzen sich zu mächtigen Kontrastgebilden ausgewachsen haben, die nach Nationalitäten, Völkergruppen, ja Weltteilen getrennt sind, jemals wieder zu einer äußern Einigung kommen möchten, während ja die innerliche Einigung einzelner wahrhaft christlicher Geister in ihrer Mitte immer schon gewesen ist und auch immer sein wird. Jedenfalls hat Döllinger für das von ihm gebrachte Opfer der Losreißung von der Kirche, der er fünfzig Jahre lang gedient hatte, einen Augenblick des Lohnes wie ein Prophet erlebt.

Vorbildliche Bedeutung hatte die altkatholische Bewegung in Deutschland für die Schweiz. Dort bildeten sich nach dem Unfehlbarkeitsdogma protestirende Gemeinden, die am alten Glauben festhielten in Genf, Zürich und an andern Orten. Hauptsächlich eine Vortragsreise Reinkens' Ende 1872 förderte die Sache,*) Ende 1873 gab es bereits dreißig altkatholische Gemeinden, und 1874 wurde auf der Versammlung zu Olten die „christkatholische" Kirche der Schweiz konstituirt und 1876 zu ihrem Bischof der ehemalige altkatholische Pfarrer zu Krefeld Eduard Herzog, ein Schweizer, gewählt und von Reinkens geweiht. Diese Kirche besitzt ihre eigne theologische Fakultät an der Universität Bern und zeigt unter wesentlich anders gearteten kirchenpolitischen Verhältnissen ein kräftig aufblühendes Leben. Auch dort ist der Zölibat gefallen und eine etwas radikalere Reform durchgeführt worden. Die zwei neu gestifteten altkatholischen Kirchen haben sich mit der alten, seit dem siebzehnten Jahrhundert bestehenden, in Holland seit 1889 zu regelmäßigen Bischofskonferenzen vereinigt unter Leitung des Erzbischofs von Utrecht, die in ihrer ersten Kundgebung nach Feststellung des gemeinsamen katholischen Glaubens und Verwerfung der vatikanischen und tridentinischen Irrtümer (der disziplinaren und teilweise auch dogmatischen) und Definirung der oben angegebnen Abendmahlslehre mit der Ermahnung schließt:

Wir hoffen, daß es den Bemühungen der Theologen gelingen wird, unter Festhaltung an dem Glauben der ungeteilten Kirche, eine Verständigung über die seit den Kirchenspaltungen entstandnen Differenzen zu erzielen. Wir ermahnen die unsrer Leitung unterstehenden Geistlichen, in der Predigt und bei dem Unterricht die wesentlichen christlichen Glaubenswahrheiten, zu denen sich die kirchlich getrennten Konfessionen gemeinsam bekennen, in erster Linie zu betonen, bei der Besprechung der noch vorhandnen Gegensätze jede Verletzung der Wahrheit und der Liebe sorgfältig zu vermeiden und die Mitglieder unsrer Gemeinden durch Wort und Beispiel anzuleiten, Andersgläubigen gegenüber sich so zu verhalten, wie es dem Geiste Jesu Christi entspricht, der unser aller Erlöser ist. Durch treues Festhalten an der Lehre Jesu Christi, unter Ablehnung aller durch die Schuld der Menschen mit derselben vermischten Irrtümer, aller kirchlichen Mißbräuche und hierarchischen Bestrebungen, glauben wir am erfolgreichsten dem Unglauben und der religiösen Gleichgiltigkeit, dem schlimmsten Uebel unsrer Zeit, entgegen zu wirken.

*) Vergl. die Nr. 26 angeführte Schrift von Nippold.

Die Konferenz führte dann zur Begründung der internationalen altkatholischen Kongresse, die zu Köln, Luzern, Rotterdam (1894) stattfanden, auf denen sich mit den Vertretern der altkatholischen Kirche deutscher Zunge die Träger der gleichen Bewegung in Frankreich, Italien und Spanien zu fruchtbarem Austausch begegnen, eine Erscheinung, wie wir sie in Jahrhunderten der Kirchengeschichte vergebens suchen.

Nachdem seit Reinkens' am 4. Januar 1896 erfolgtem Tode der schon vorher von ihm zum Generalvikar und dann zum Weihbischof angenommne ehemalige Breslauer Professor der Philosophie Theodor Weber, jetzt sechzig Jahre alt, zum Bischof gewählt und staatlicherseits anerkannt worden ist, ist an dem Fortbestand des Altkatholizismus nicht zu zweifeln.

Vor Reinkens sind vom Schauplatz abgerufen worden außer den Bonner Professoren Hilgers († 1874), Menzel († 1886), dem Münchner Professor Meßmer († 1879), die treuen Mitkämpfer Johannes Huber, Münchner Philosoph, am 21. März 1879, der sich schon Jahre vorher im Bewußtsein einer andern freiern, innersten Stellung zu den kirchlichen Fragen auf seine philosophische Lebensaufgabe, die Bekämpfung des Materialismus, zurückgezogen hatte, Friedrich Michelis (am 28. Mai 1886, bis zuletzt als Priester unermüdlich thätig), Franz Peter Knoodt am 27. Januar 1889 (achtundsiebzigjährig), Generalvikar des Bischofs. Knoodt, ein katholischer Philosoph von der Richtung Günthers, seiner Zeit beliebter Lehrer der Bonner Hochschule, scheute er von Anfang an das Martyrium eines altkatholischen Professors nicht, dem von zwanzig Dutzend Zuhörern nur ein halbes blieb. Ein vermögender Mann, wandte er der altkatholischen Sache Tausende zu, steuerte in jedem Jahr zur Gemeinde 650 Mark und hinterließ für Bischof und Gemeinde bedeutende Legate.

Die gegenwärtige Lage des deutschen Altkatholizismus ist numerisch folgende:

Er zählt in Preußen 40 Gemeinden, statt 35 im Jahre 1876, in Baden 37, in Bayern 14 (mit 3396 Seelen), in Hessen 3, im ganzen 94 Gemeinden mit 55 Priestern in der Seelsorge. Pfarreien bestehen in Preußen in Berlin, Bochum, Bonn, Breslau, Krefeld, Dortmund, Düsseldorf, Essen, Hagen, Kattowitz, Köln, Hirschberg, Gottesberg i. Schl., St. Johann-Saarbrücken, Wiesbaden, Witten. In Baden, Bayern und Hessen in: Mannheim, Konstanz, Kaiserslautern, Karlsruhe, München, Pforzheim, Baltersweil, Thiengen, Neuadelfingen, Säckingen, Zell i. W., Singen, Freiburg, Baden-Baden, Sauldorf, Furtwangen, Ladenburg, Blumberg, Meßkirch, Offenburg, München, Passau, Nürnberg, Kempten, Offenbach, Heßloch. Die Seelenzahl ist nicht genau zu ermitteln, weil zum erstenmal bei der letztvergangnen Volkszählung im deutschen Reich die „Altkatholiken" angewiesen wurden, sich als solche [(Alt)katholiken] anzugeben, was sicherlich nicht alle gethan haben, zumal nicht in der Diaspora. Man veranschlagt sie auf 40—50000 Seelen. Sie besitzen in Preußen 4 aus eignen Mitteln gebaute Kirchen, in Baden 1, in Hessen 1, in Bayern 2, andre sind im Bau. Außer dem Staatszuschuß von im ganzen 72000 Mark bringen die Gemeinden alle Kosten selber auf. Sie haben außerdem bei verschiednen Gelegenheiten ersammelt einen Seminarfonds von im ganzen 141800 Mark, eine Pensions- und Unterstützungskasse für Geistliche von 30200 Mark, einen Bischofsfonds zur Förderung der altkatholischen Seelsorge von 35700 Mark, einen Fonds zur Ergänzung und Erhöhung des Einkommens der Geistlichen von 40300 Mark. Hiernach darf gesagt werden, daß selbst wenn einmal die Staatsregierungen ihre gesetzlich festgelegten Zuschüsse einstellen sollten, was durchaus nicht zu er-

warten ist, der Altkatholizismus, der nun längst begonnen hat, sich auf dem Wege des Nachwuchses zu ergänzen statt auf dem des Uebertritts, bestehen bleiben wird. Freilich lebt er vom Kampf gegen den Vatikanismus in noch ganz anderm Umfang, als der reformatorische Protestantismus lebte vom Kampf gegen Rom, und die Frage seiner Zukunft ist, ob der Gedanke einer bischöflichen Kirche religiöse Kraft genug hat, um die dem Papsttum abgewandten Gemüter auch von dem Uebertritt zum Protestantismus abzuhalten. Wer die Macht dieser Institution in England kennt, wird hierüber behutsam urteilen. Immerhin wird die eigentlich kritische Zeit für den Altkatholizismus erst kommen, wenn seine ursprünglichen Führer, die Helden der ersten Kämpfe alle dahingegangen sein werden.

5. Schlußurteil

Das gute Recht des Altkatholizismus als einer Reformkirche innerhalb des Katholizismus erhellt aus seiner Geschichte. Will man diese Kirche eine „evangelisch-katholische" nennen im Sinne des positiven Biblizismus, so ist dabei nicht zu übersehen, gegenüber dem positiven Protestantismus, die doppelte Gebundenheit an die Tradition; neben dem dogmatischen Traditionalismus, den sie mit unsern Positiven teilt, auch der Verfassungstraditionalismus.

Wie viel sich der Altkatholizismus vom evangelischen Protestantismus aneignen mag, er bleibt von ihm prinzipiell verschieden, wie Erasmus von Luther und den andern Reformatoren. Bei den Letztern heißt es: individueller Glaube und nicht die Tradition, Evangelium als lebendiges göttliches Gnadenmittel und nicht Tradition, höchste Lebensaufgabe Hingabe an Christus, nicht Unterwerfung unter die kirchliche Autorität — während der Altkatholizismus in seiner Weise beides verbindet. Wollte man ihn „eine Art von Protestantismus" nennen, so ist es ein Protestantismus mit katholischem Lebensideal. Eben darum, weil die christliche Welt auch dieses katholischen Lebensideals gar nicht entbehren kann, wünschen wir ihm alles Gedeihen, ja wir wünschen ihm, wenn es möglich ist, noch eine Steigerung seiner katholischen Eigenart: möchte ihm seiner Zeit wieder erwachsen, was bei uns fehlen muß, ein freiwilliges Mönchtum zum Dienste der Armenpflege und innern Mission und zum Dienste der wissenschaftlichen Unternehmungen, möchte er sich der Pflege kirchlicher Kunst annehmen können, besonders der Musik. Und noch Andres wäre zu wünschen.

Aber dieser Katholizismus ist modern in der rückhaltlosen Anerkennung des Prinzips der Glaubens- und Gewissensfreiheit wie der Freiwilligkeit alles kirchlichen Lebens. Damit ist er hinter das katholische Staatskirchentum des vierten Jahrhunderts zurückgegangen und hat einen Vorsprung vor manchen Protestanten, die sich kein andres als ein vom Staate zwangsweise erhaltnes Kirchentum denken können. Im Prinzip der Nationalkirche hat er sich die vornehmste Errungenschaft der Reformationszeit angeeignet, die die nationale Ausprägung der Religion in jeder Weise gefördert hat. „Katholisch" ist er freilich nur noch im geschichtlichen und idealen Sinne, nicht im Sinne des augenblicklich geltenden Rechtes oder vielleicht besser der gegenwärtigen Politik. Seitdem alle Staaten ihren Frieden mit dem Papst gemacht haben, ist von ihnen als Rechtsnachfolger der bis zum Jahre 1870 bestehenden tridentinischen Kirche nur der dem Papste die Obedienz leistende Teil anerkannt worden. Umgekehrt liegt es in der Konsequenz des altkatholischen Prinzips, daß man zwar den Papst und die ihm anhangenden Bischöfe so lange verwerfen muß, als sie sich der alten Kirchenlehre gegenüber im Stande der Häresie befinden, dagegen läge kein Grund vor, den Laien und Priestern der vatikanischen Kirche einen Dienst zu versagen, den sie begehren. Die katholische Laienwelt, das wäre das eigentliche Missionsobjekt des Altkatholizismus, woran er seine religiöse Macht erproben könnte.

Der Altkatholizismus beruft sich auf die geschichtliche Wissenschaft. So that auch der Protestantismus. Wie dieser aber Halt machte vor der Bibel, so macht der Altkatholizismus Halt vor dem Traditionsprinzip des Vincentius von Lerinum:

Quod semper, quod ubique, quod ab omnibus creditum est (was immer, überall und von allen geglaubt worden ist, das soll gelten). Auf die alte bischöfliche Kirche wird die geschichtliche Methode nicht mehr angewandt und etwa auch ihre Entstehung ebenso aus geschichtlichen Umständen erklärt, wie der Primat des Papstes einschließlich der Unfehlbarkeit als Produkt einer langen Entwicklung nachzuweisen sind. Unter den zwei Linien der Entwicklung, die beide auf die älteste Zeit zurückgehen, des Episkopats und des römischen Primats wird die erste mit dem dogmatischen Vorurteil, daß sie die Wahrheit enthalte, verfolgt, die zweite mit dem dogmatischen Vorurteil, daß sie eine Fälschung sei.

Die Berufung auf die alte Kirche gehört im Altkatholizismus, weil er traditionalistisch ist, zur Religion selber, während sie in der Reformationszeit nur ein Notbehelf war.

Die Reformatoren glaubten das alte evangelische Christentum zu erneuern, in Wirklichkeit aber proklamirten sie eine neue religiöse Weltauffassung, die sich zwar in vielem auf das Neue Testament berufen konnte, die aber in ihrer Auseinandersetzung mit den politischen, wissenschaftlichen und sozialen Zuständen des sechzehnten Jahrhunderts etwas ganz andres war. Die lutherischen Theokratien, die kalvinischen Republiken sind etwas völlig Neues verglichen mit der apostolischen Gemeinde. Darum erklärten die Reformatoren aber auch nur das Evangelium und die Sakramente für die göttliche Ordnung und gaben alles Kirchliche, Institutionelle, Zeremonielle der geschichtlichen Entwicklung preis. Der Protestantismus giebt prinzipiell die kirchliche Einheit auf, um die Einheit im Geist, im Glauben als die alleinige zu behaupten.

Bei dieser prinzipiellen Differenz vom Standpunkt der Altkatholiken haben wir kein Recht, von ihnen zu verlangen, sie hätten die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts mit ihrer religiösen Begeisterung wiederholen sollen. Ist diese bei uns erloschen, warum sollten jene sie hegen? Oder vielmehr eben dank dem religiösen Genius der Reformationszeit ist es heute auf keiner Seite mehr nötig, die Kraft der Religion bis zu der Spannung des Dampfes zu steigern, daß sie eine engende Wand zersprengt: wir haben ja die Freiheit, die jene Zeit erst erkämpfen mußte, und darum fließt heute jede religiöse Bewegung wie in einem geordneten Bette dahin und befruchtet in der Verborgenheit die Nachbargebiete des sittlichen Lebens. Sollten die Güter, die damals errungen wurden, wieder in Frage gestellt werden, so würde der Enthusiasmus auch wieder kommen, denn unsre Zeit ist nicht ärmer an echter Religiosität wie jene. Jede Vergleichung, die eine religiöse Bewegung gegen eine andre ins Unrecht setzen will, ist unbillig, vorausgesetzt, daß es eine echte und wahre Bewegung ist, denn nicht die Bewegungen bringen die Männer hervor, sondern die Männer, die Gott schickt, schaffen die Bewegungen. Vergleicht man z. B. den Altkatholizismus mit der Brüdergemeinde, so staunt man über den Reichtum von bedeutenden Geistern auf seiner Seite, man wundert sich vielleicht über das bescheidne Durchschnittsmaß der Brüder. Trotzdem bilden sie eine Macht in der Welt.

Wir haben vielmehr jede Bewegung zu messen mit dem Maßstab ihrer Geschichte. Danach ist die altkatholische Bewegung keine neue religiöse Bewegung, sondern innerhalb der alten katholischen Religion eine neue kirchliche Bewegung, vergleichbar dem, was die Brüdergemeinde innerhalb der evangelischen Welt war.

Man betrachte ihn als ein Samenkorn für die Zukunft, aus dem vielleicht einmal der Anstoß einer Reform in der sich immer konsequenter verengenden Papstkirche hervorgehen kann. Daß die Zeit dazu schon bald kommen werde, hat Döllinger nicht gemeint.

Als Bundesgenosse im nationalen, im politischen und im kirchlichen Kampf gegen den Anspruch des päpstlichen Katholizismus auf die Weltherrschaft ist uns der Altkatholizismus willkommen, und es liegt durchaus nicht in unserm Interesse, daß die Altkatholiken protestantisch werden. Der Altkatholizismus bedarf aber auch unsrer Sympathie, die den Staat immer wieder darauf hinweist, daß er den beiden Zweigen der mittelalterlichen kirchlichen Entwicklung gleiches Recht schuldig

ist, dem katholischen wie dem römischen, und daß er Grund hat, zur Erhaltung seiner selbst die Kirche mehr zu fördern, die zufrieden ist damit, eine Kirche zu sein, die der Nation dient, als die Kirche, die ein Staat sein will und ist, der alle Nationen sich unterwerfen will. Der römische Katholizismus ist die weltlich und politisch gedachte, tyrannisch ausgeführte ungeheuerliche Travestie des evangelischen Einheitsgedankens: Eine Herde und ein Hirt. Sein Sieg würde den Untergang jedes freien Christentums bedeuten, wie wir es verstehen. Darum freuen wir uns am Gedeihen einer katholischen Kirche, die uns konsequenterweise das Prädikat der Kirche aberkennen muß, aber uns als evangelische Christen gelten läßt: „Mancherlei Gaben, aber ein Geist." K Sell

Die ersten armenischen Waisenkinder in Smyrna

Heute war große Freude im Kaiserswerther Waisenhause in Smyrna. Seit Wochen standen die Schlafzimmer, die Betten, die Waschschalen und Kleiderschränke bereit für die erwarteten armenischen Waisenkinder, aber kein Kind wollte kommen. Statt dessen kam die Schreckensbotschaft: Die türkischen Behörden wollen die Kinder aus den Notstandsbezirken nicht fortlassen; es wird fraglich, ob überhaupt je ein armenisches Waisenkind in die so freundlich und sauber hergerichteten Räume einziehen wird.

Da plötzlich heißts wieder: Mit dem nächsten Dampfer von Alexandrette (Hafen für Aleppo, Urfa, Marasch u. s. w.) werden sechzehn Kinder aus Marasch kommen. Aber wirds wahr sein? so lautet die bange Frage. Heute soll das Schiff ankommen, aber der Tag vergeht, es kommt kein Schiff von Alexandrette. Es bleibt noch ein Hoffnungsstrahl: das Schiff soll draußen in Klazomenä in Quarantäne liegen, denn es kommt von der ägyptischen Küste her, und dort herrscht ja die Cholera. Und wirklich, am Montag morgen sitzen an der sogenannten kleinen Douane sechzehn arme Waislein auf den Quai hingekauert; soeben sind sie ausgeschifft, schon naht auch die Waisenmutter, Diakonissin M. H., und führt, nachdem alle Formalitäten mit der türkischen Paßbehörde erledigt sind, die kleine, allen auffallende, von allen erkannte und bemitleidete Schar in ihr neues, wohnliches Heim, wo sie, so Gott will, an Leib und Seele gedeihen soll.

Doch wie sich mit den Armen verständigen?! Sie sprechen ja nur Armenisch und Türkisch? Und auch der brave, biedre, alte Armenier, der seine Stellung als Verwalter einer Bibelniederlage der amerikanischen Mission in Marasch zeitweilig mit der eines treuen Waisenvaters vertauscht und die Mädchen treulich hierher gebracht hat, spricht nur Armenisch und Türkisch. Ja, Deutsch, Englisch, Französisch, Neugriechisch, das spricht man im Diakonissenhause, aber Armenisch und Türkisch hat man bisher nicht nötig gehabt. Doch schon ist Rat zur Stelle. Schleunigst benachrichtigt, eilt der Pastor der armenisch-protestantischen Gemeinde hierselbst, Herr Tashjian, herbei, der kann Englisch, Armenisch und Türkisch. Die traurigen Kindergesichter leuchten auf, als sie freundlich in ihrer Muttersprache angeredet und getröstet werden. Im Diakonissenhause gehts gleich an die Arbeit. Wer gebadet und mit reiner, neuer Kleidung versehen ist — die Kinder waren elf Tage unterwegs, davon fünf zu Lande und sechs auf dem Deck des Dampfers —, muß herantreten und alles, was er über Herkunft, Stand der Eltern, Alter u. s. w. weiß, zu Protokoll geben. Die Kinder haben alle den Vater, die meisten auch die Mutter verloren; sie gehörten alle zur protestantischen Gemeinde in Marasch.

Ueber all den kleinen Gesichtern liegt ein Zug der Schwermut ausgebreitet; man denkt unwillkürlich an das, was diese kleinen Geschöpfe schon an Schrecklichkeiten erlebt und gesehen haben, als vor ihren Augen ihre Eltern hingemordet wurden. Ein Mädchen von etwa acht Jahren hat zwei Narben am kleinen Körper: durch den Unterschenkel ist ihr bei den Massakres eine Kugel hindurchgedrungen, an der Stirn hat sie ein Kurde durch einen Fußtritt verletzt. Sonst machen die Kinder einen gesunden

Eindruck; wenn sie auch seit fast Jahresfrist kaum etwas andres als Brot und Wasser bekommen haben, so hat doch die gesunde Bergluft in Marasch — Marasch liegt etwa 3000 Fuß hoch an dem Südostabhange des Antitaurus — die Körper gesund erhalten. Die Reise von dort ans Meer haben die Kinder mit ihrem Begleiter zu Pferde gemacht, d. h. die Pferde hatten rechts und links am Sattel einen großen Kasten mit je zwei Kindern darin hängen, sodaß ein Pferd vier Kinder trug. Die Pferde sind hierzulande an schwere, derartige Lasten gewöhnt.

Der treue Mentor der Kinder bringt auch noch die freudige Nachricht mit, daß er unterwegs erfahren hat, etwa zwanzig Kinder von Urfa seien bereits in Mersina — Stadt in der Nähe von Tarsus — angelangt und würden auch bald hier eintreffen. So wäre denn also der Bann gebrochen und die köstliche Arbeit der Kaiserswerther Diakonissen hier gesichert. Möge das Interesse dafür im lieben deutschen Vaterlande nicht erlahmen! Möge es vielmehr immer noch wachsen, weiter, umfassender werden. Denn wie viel bleibt noch zu thun! Jener alte Mann erzählt uns, daß in Marasch selbst wohl noch gegen dreihundert Waisenkinder sind, abgesehen von den zahlreichen umliegenden Dörfern, und daß, als die Kunde vom Kaiserswerther Werk hier sich dort verbreitete, hunderte von Leuten mit armen Waisen gekommen seien und gebeten hätten, man möge doch diese ihnen verwandten oder am Herzen liegenden Kinder aufnehmen. Und doch konnten nur fünfzehn ausgewählt werden; fünfunddreißig andre sollen eben von andern Plätzen kommen. Ists den Mitteln, dem Raum und den Arbeitskräften noch möglich, so wird Kaiserswerth wohl auch noch über die Zahl 50 hinausgehen. Möge die deutsche, evangelische Christenheit dazu mithelfen.

Auch in Kreta wird es zweifellos schon jetzt Elend und Waisenkinder genug geben; dem gegenüber braucht man aber die helfende Liebe der abendländischen Christenheit nicht anzurufen, weil die Griechen ihren Landsleuten und Glaubensgenossen zweifellos kräftige Hilfe bringen können und werden. Die Hilfe des Abendlandes muß allerdings jeder Christ herbeisehnen, daß durch Intervention der Mächte dem fortwährenden Blutvergießen endlich ein Ziel gesetzt wird. J E

Verschiedenes

(Ueber Lehrverpflichtung und Lehrfreiheit) handelt ein Konferenzvortrag von D. Gustav Kawerau, der in erweiterter Form (30 S.) bei Moritz Diesterweg in Frankfurt a. M. zum Preise von 40 Pfgen soeben erschienen ist.

Dieser Vortrag des bekannten Breslauer Professors enthält einen wertvollen Beitrag zur Klärung der im Titel bezeichneten brennenden Frage und giebt für seinen Standpunkt die einzig mögliche Lösung. Man wird freilich diesen Standpunkt anfechten können. Nach den epochemachenden Ausführungen Sohms in seinem „Kirchenrecht" kann es meines Erachtens nicht mehr als selbstverständlich gelten, daß in der Kirche Jesu Christi als solcher eine Verpflichtung auf formulirte Bekenntnisse notwendig ist. Auch hat es der Verfasser nicht bewiesen. Denn der Behauptung, daß die Kirche als Glaubensgemeinschaft eine Bekenntnisverpflichtung der Lehrenden fordere, kann man das Bild der urchristlichen Gemeinde entgegenhalten, das eine Glaubensgemeinschaft ohne Bekenntnisverpflichtung zeigt. Die Notwendigkeit einer Bindung an Symbole ist vielmehr erst für die Kirche als rechtlich verfaßte Gemeinschaft vorhanden. Für eine solche kann allerdings die Frage nur noch lauten: In welchem Sinne verpflichten die Bekenntnisse den Lehrer? Und die Antwort kann dann für unsre heutige evangelische Kirche auch nur die in dem Vortrage gegebne sein.

Die Verpflichtung kann nämlich, so führt Kawerau aus, nicht eine formal juristische sein, sodaß jeder Satz der Bekenntnisse als solcher bindend wäre. Das verbieten die Symbole selbst, indem sie mehrfach einander widersprechende Aufstellungen machen, indem z. B. die Apologie der Augsburgischen Konfession drei, der große Katechismus dagegen nur zwei Sakramente anerkennt. Das verbietet auch die kirchliche Entwicklung seit dem Abschluß der Symbole. Die Kirche hat das Institut der Privatbeichte abgeschafft, obwohl die Apologie diese Absicht für eine „Gottlosigkeit" erklärt. Die Kirche hat eine Union mit den Reformirten geschlossen, denen die Konkordienformel jede Gemeinschaft versagte. Vor allem aber hat die theologische Entwicklung in der Kirche beständig zu einem Unterscheiden der verschiednen Bestandteile der Symbole genötigt. Zuerst in der unvollkommnen Weise der Scheidung von fundamentalen und nichtfundamentalen Sätzen, wobei Willkür unvermeidlich ist. Dann in der tiefern Weise der Unterscheidung des Glaubensgrundes von seiner

theologischen Ausprägung. Der Verfasser selbst pflichtet den prinzipiellen Erörterungen des theologisirenden Juristen Stahl bei, die er für das Beste hält, was von der Rechten her über die Frage der Bekenntnisverpflichtung geschrieben ist. Die Bekenntnisse selbst enthalten darnach in ihrer scharfen Begriffssprache einen menschlichen, der göttlichen Wahrheit inadäquaten Faktor, der zur Berichtigung und Näherbestimmung auffordert. Darum kann das Bekenntnis nicht Grund und Quelle des Glaubens, sondern nur Schranke der öffentlichen Lehre sein. Aber auch das nur mit aller Respektirung der wissenschaftlichen Bewegungen der Zeit, sodaß Abweichungen vom Bekenntnis nicht bloß aus Nachsicht ertragen werden, sondern „aus Anerkennung eines von der Kirche noch zu lösenden Problems." Daraus ergiebt sich die Forderung einer freien und milden Handhabung der Lehrverpflichtung, die mehr den Gesamtcharakter der religiösen Positionen eines Geistlichen in Betracht zieht, als die Summe der von ihm bekannten oder geleugneten einzelnen Lehrsätze. Diese Gedanken Stahls behalten für unsre Zeit ihren vollen Wert, wenn auch inzwischen die theologischen Probleme sich verändert haben. Heute wird dieselbe Wertunterscheidung, die früher für die Symbole als erlaubt galt, auch an der heiligen Schrift selbst allgemein vorgenommen. Auch da gilt es nun, auf der einen Seite nicht engherzig zu sein, sondern das Bekenntnis frei und milde, mit Schonung des Gewissens und der individuellen Entwicklung zu handhaben; auf der andern Seite, durch die eigne Persönlichkeit den Thatbeweis des Glaubens zu führen und die neuen Erkenntnisse als Positionen, die dem Fortschritt und der Bereicherung dienen, zu legitimiren.

Bei den einmal bestehenden kirchlichen Verhältnissen wird man, wie gesagt, dem Verfasser zustimmen müssen. Es dürfte die glücklichste Lösung der aufgeworfnen Frage sein, wenn das Kirchenregiment den Widerspruch, der zwischen Lehrverpflichtung und Lehrfreiheit in einer rechtlich verfaßten Kirche immer bestehen wird, durch eine weise und milde Behandlung der einzelnen Fälle möglichst ausgleicht. Wir wünschen dann mit dem Verfasser nur das Eine von Herzen, „daß an den leitenden Stellen der Kirche Persönlichkeiten sich befinden, die den Problemen der Gegenwart nicht verständnislos gegenüberstehen." Hn

(Das schlesische Konsistorium und Pastor Primarius Ziegler) Heute nur einige Thatsachen: Heinrich Ziegler, geboren 1841, ist Pastor in Liegnitz seit 1874. Bis dahin war er Gymnasiallehrer in Berlin. Seine Wahl zum Diakonus in Liegnitz fand statt gegen den Widerstand einer sehr rührigen Minderheit und wurde vom schlesischen Konsistorium nicht bestätigt; der Evangelische Oberkirchenrat setzte jedoch seine Bestätigung durch. Drei Jahre später, 1877, wurde er Pastor Primarius an derselben Kirche. 1891 veröffentlichte er unter dem Titel „Der geschichtliche Christus" fünf Vorträge, derenwegen das Breslauer Konsistorium ihn in Disziplinaruntersuchung zog. (Vgl. die Besprechung des Buchs Jahrgang 1891, Nr. 9 dieses Blattes; das Gutachten der Straßburger Fakultät über dasselbe ebenda Nr. 17.) Der Prozeß wurde auch auf einen weitern Vortrag ausgedehnt, in dem Ziegler aus Anlaß der Ernsten Gedanken Egidys der Kirche eine Bußpredigt hielt, und endete bei der obern Instanz, dem Oberkirchenrat mit einem Verweise, der jedoch ausdrücklich sich nicht auf den Geschichtlichen Christus, sondern auf den Egidy-Vortrag bezog: das oberste Kirchenregiment fand darin eine unstatthafte Kritik bestehender kirchlicher Ordnungen und der kirchlichen Behörden. Wir sehen, daß das Breslauer Konsistorium dreimal Ursache gefunden hat, wegen Irrlehre und verwandter Sachen gegen Ziegler vorzugehn, in allen drei Fällen aber vom Berliner Oberkirchenrat desavouirt worden ist.

Die mit seinem Amtsantritt beginnenden Kämpfe gegen eine unermüdliche Gegnerschaft, eine mit ganzem Ernste geleistete Amtsarbeit und die trotzdem durchgesetzte energische Beschäftigung mit der Wissenschaft erschütterten Zieglers Gesundheit, sodaß er bereits in den ersten Liegnitzer Jahren hin und wieder Krampfanfälle epileptischen Charakters erlitt, von denen er bis dahin frei gewesen war. Doch ergab sich daraus bis 1891 niemals irgendwelcher Anstoß in seinem amtlichen Wirken, und nachdem Ziegler sich von den Aufregungen der 91/92er Disziplinaruntersuchung durch einen dreimonatlichen Urlaub erholt hatte, nahm das Leiden sichtlich ab. Doch geschah es vor nun vier Jahren, daß Ziegler bei einer Trauung ohnmächtig wurde und durch einen Amtsgenossen vertreten werden mußte, und Aehnliches wiederholte sich am 16. Februar dieses Jahres, indem Ziegler nach der Abendpredigt bei den Abkündigungen infolge eines Krampfanfalls zusammenbrach. Beide Vorkommnisse blieben insofern von der Oeffentlichkeit verschont, als sie nicht in die Presse kamen. Insbesondre bedurfte Ziegler nach dem zweiten Anfall keines Urlaubs, sondern konnte nach wenig Tagen in alter Kraft und Frische seines Amtes warten.

Plötzlich forderte im April d. J. das Konsistorium in Breslau Ziegler auf, auf Grund des Kirchengesetzes vom 16. Juli 1886 sein Amt freiwillig niederzulegen, widrigenfalls er zum 1. Oktober d. J. zwangsweise pensionirt werden würde. Von gleichzeitiger Urlaubserteilung war nicht die Rede. Ziegler erhob Einwendung dagegen, daß er im Sinne des Gesetzes „dauernd unfähig" sei zur Erfüllung seiner Amtspflichten und forderte Feststellung der Thatsachen durch persönliche Vernehmung, ärztliches Gutachten und vor allem Aeußerung der (bis dahin unbeteiligten) Gemeindeorgane sowie des Patronats. Hierauf langes Schweigen. Am 13. Juni endlich erhält Ziegler aus Breslau konsistorialen Bescheid, wonach seine Pensionirung für den 1. Oktober d. J. beschlossen ist. Es steht ihm frei, binnen sechs Wochen Einwendungen dagegen zu erheben.

In der Zwischenzeit (zwischen Zieglers Vorstellung vom April und dem Konsistorialbeschluß) war allerdings ein Konsistorialrat aus Breslau in Liegnitz gewesen. Aber er hatte nicht Ziegler selbst aufgesucht, sondern

von seinen Kollegen den, der als Zieglers heftigster Gegner sich öffentlich bekannt gemacht hat, und ließ sich — wie verlautet — von diesem Herrn zu andern von uns nicht festzustellenden Personen begleiten. Die Mitglieder der Gemeindevertretung und des als Patron fungirenden Magistrats blieben unbegrüßt.

Nachdem der Konsistorialbeschluß vom 13. v. M. eingegangen war, hat Primarius Ziegler die Gemeindekörperschaften und die städtischen Behörden davon in Kenntnis gesetzt. Daß diese sich einmütig auf die Seite ihres bedrohten Pfarrers gestellt haben, hat nebst andern Zeitungen unsre Chronik berichtet, und wir dürfen ihr die Beobachtung des weitern Verlaufs der Angelegenheit überlassen. Dagegen bleibt der Fall für uns von großem prinzipiellem Interesse. Indem wir heute nur die mitgeteilten Thatsachen reden lassen, begnügen wir uns auszusprechen, daß das Breslauer Konsistorium von dem bösen Schein tendenziöser Anwendung des Gesetzes vom 16. Juli 1886 sich schwer wird reinigen können. Insbesondre darf die öffentliche Meinung darauf gespannt sein, ob das Königliche Konsistorium zu Breslau seinem Beschluß auf zwangsweise Pensionirung Zieglers ein ärztliches Gutachten zu Grunde gelegt hat und wenn, wie dieses lautet. Wir haben Ursache anzunehmen, daß das Konsistorium diesen Weg, sich über die Aussicht auf dauernde Amtsunfähigkeit Zieglers zu vergewissern, nicht beschritten hat. Dann wird zum mindesten der Vorwurf auf der Behörde haften bleiben, daß sie in ein friedliches Gemeindeleben in unverantwortlicher Uebereilung Aufregung und Aergernis hineingetragen hat. Denn daß solch geschwindes Verfahren nicht zum Ziele führen kann, daran zweifeln wir nicht. R

(Die Pfingsterzesse süddeutscher Korpsstudenten) haben zwar zur Suspension der beteiligten Korps geführt, aber nach uns zugegangnen Nachrichten fehlt viel daran, daß bei der weitern Untersuchung mit dem gebührenden Ernste vorgegangen würde. Gerade die Freunde des Korpslebens sollten die Ersten sein, die exemplarische Bestrafung solcher Gemeinheiten fordern. Wir sind wahrlich Freunde studentischer Freiheit und können auch einigen Mißbrauch vertragen. Aber derlei Roheiten in so symptomatischer Einmütigkeit an verschiednen Orten vollbracht zeigen, daß da eine faule Stelle aufgebrochen ist. Gerade in den südwestdeutschen Universitäten sollte innerhalb der Studentenschaft besonders eifrig auf einen guten Ton gehalten werden: wir müssen uns ja vor Schweizern und Franzosen unsrer Unsitte schämen. Und wie viel mehr schämen wir uns vor dem schlichten Volk, das bei viel geringern Vorkommnissen ganz anders von der Polizei gefaßt wird. Aber freilich, was soll man sagen, wenn Professoren sich dem Zwang solcher Betrachtungen mit der Erwägung entziehen: „Es könnte der Frequenz der Universität schaden, wenn man schärfer aufträte." Solche Professoren sind solcher Studenten wert. Wir denken aber von dem Gros unsrer Universitätslehrer höher. Und eine laxe Behandlung der Pfingsterzesse würde auch den unerwünschtesten Erfolg haben: er würde den Skandal nur vermehren und Wissende, die jetzt schweigen, zum Reden bringen. R

(Erziehung zur Sonntagsruhe) Ein bemerkenswertes Beispiel dafür, wie christliche Sonntagsheiligung anerzogen werden muß, die auf dem Lande namentlich unter dem rücksichtslosen Viehhandel und Viehtreiben meist israelitischer Händler immer noch viel zu leiden hat, findet sich in der Monatsschrift des von wackern evangelischen Geistlichen ins Leben gerufnen und wesentlich auch geleiteten Hunsrücker Bauernvereins vom Dezember v. J. Eine der wichtigsten Aufgaben des Vereins ist der Schutz seiner meist den Kleinbauern zuzuzählenden Mitglieder in Rechtsangelegenheiten, namentlich im Viehhandel; der Vorstand erteilt mit Hilfe einer besondern Rechtsschutzabteilung allen Mitgliedern werktäglich Rat (an Sonntagen natürlich nicht), und der Verein übernimmt es, auf seine Kosten den Rechtsstreit vor Gericht zu führen, wenn die Sache nicht mutwillig oder aussichtslos erscheint. Groß ist schon jetzt der Segen dieser Rechtsvertretung; früher in ihrer Unerfahrenheit und Vereinzelung fast wehrlos den Winkelzügen schlauer Händler preisgegeben und im besten Falle mürbe gemacht zum Abschluß von Vergleichen, deren Entbehrlichkeit nur noch von einer fast selbstverständlichen Schäbigkeit übertroffen zu werden pflegte, haben die Hunsrücker Bauern jetzt einen bereits gefürchteten Rückhalt an ihrem Verein, und der Ausgang vieler Rechtsstreitigkeiten war für sie so günstig, daß die Händler vorsichtig werden und nun ihrerseits sich lieber unter Opfern vergleichen als vor Gericht gehen. Doch geben wir nun dem „Hundsrücker Bauer" das Wort:

„Es sind neuerdings mehrere Fälle bei uns anhängig gemacht worden, bei denen die Händel auf einem Sonntag, einer sogar auf dem ersten Ostertag stattgefunden haben. Beteiligt bei dem Handel waren Christen und Juden. Die Christen, die sich zu solchen Sonntagshändeln erniedrigt haben, müssen sich vor dem gesetzesstrengen Israeliten schämen. Da dem Verein die Pflege christlicher Sitte und christlichen Geistes satzungsgemäß obliegt, so warnen wir hiermit ausdrücklich vor den Sonntagshändlern, und weil wir genau wissen, daß trotz unsrer Warnung noch eine ganze Menge Bauern aus solcher Sonntagsschändung sich kein Gewissen machen werden, so wird der Vorstand von uns [der Rechtsschutzabteilung] angegangen werden, den Rechtsschutz bei allen aus Sonntagshändeln entstehenden Streitigkeiten zu versagen. Bauern, merkts euch; wer nicht hören will, soll fühlen!"

Alle Achtung vor diesem praktischen Christentum der Vereinsleitung, und wohl den Bauern, die so beraten sind! Crönert

(Die Sympathie mit den Armeniern) in der europäischen Christenheit scheint heutzutage leider viel schwächer zu sein als am Anfang des Jahrhundert die Sympathie mit den zertretenen Griechen war. Aus

letzterer heraus konnte Hauff in den „Phantasien im Bremer Ratskeller“ einen Passus schreiben, an den man vielleicht heute wieder erinnern dürfte.

Und, fragte Petrus, keinen Krieg giebt es nicht? — Ein klein wenig; wird aber bald vollends zu Ende sein, — in Griechenland gegen die Türken. — Ha! das ist schön, rief der Paladin und schlug mit der steinernen Faust auf den Tisch. Hat mich schon vor vielen Jahren geärgert, daß die Christenheit so schnöde zuschaute, wie der Muselmann dies herrliche Volk in Banden hielt; das ist schön, wahrlich! Ihr lebt in einer schönen Zeit, und Euer Geschlecht ist edler, als ich dachte. Also die Ritter von Deutschland und Frankreich, von Italien, Spanien und England sind ausgezogen, wie einst unter Richard Löwenherz, die Ungläubigen zu bekämpfen? Die Genueser Flotte schifft im Archipel, die Tausende der Streiter überzusetzen, die Oriflamme naht sich Stambuls Küsten, und Oesterreichs Banner weht in den ersten Reihen? Ha, zu solchem Kampfe möchte ich selbst noch einmal mein Roß besteigen, mein gutes Schwert Durande ziehen und in mein Hifthorn stoßen, daß alle Helden, die da schlafen, aufstünden aus den Gräbern und mit mir zögen in die Türkenschlacht. — Edler Ritter, antwortete ich und errötete vor meiner Zeit, die Zeiten haben sich geändert. Ihr würdet wahrscheinlich als Demagoge verhaftet werden bei sothanen Umständen und Verhältnissen; denn weder Habsburgs Banner noch die Oriflamme, weder Englands Harfe noch Hispaniens Löwen sieht man in jenen Gefechten. — Wer ist es denn, der gegen den Halbmond schlägt, wenn es nicht diese sind? — Die Griechen selbst. — Die Griechen? Ist es möglich? rief Johannes. Und die andern Staaten, wo sind denn diese beschäftigt? — Noch haben sie Gesandte bei der Pforte. — Mensch, was sagst Du? sprach Roland, starr vor Staunen. Kann man es ignoriren, wenn ein Volk um seine Freiheit kämpft? Heilige Jungfrau, was ist dies für eine Welt! Wahrlich, das möchte einen Stein erbarmen! Er quetschte im Zorn, während er die letzten Worte sprach, den silbernen Becher wie dünnes Zinn zusammen, daß der Wein darin hoch an die Decke spritzte, fuhr rasselnd auf vom Tisch, nahm seine Tartsche und sein langes Schwert und schritt düster mit dröhnenden Schritten aus dem Gemach.*) C St

(Herbstreise nach dem heiligen Lande) Eine äußerst verlockende und vortrefflich vorbereitete Orientreise ist von Stuttgart aus für den Herbst dieses Jahres geplant. Reisedauer 31 Tage: 18. August bis 17. September. Kosten 675 bis 825 Mark. Der uns vorliegende Prospekt ist durch Stadtpfarrer Lic. Dr. Benzinger in Neuenstadt am Kocher eingeleitet, eine hierzu vorzüglich befugte Persönlichkeit. An ihn wende man sich um nähere Auskunft. Den Prospekt versendet das Reisebureau von Adolf Klett, Eberhardstraße 11, Stuttgart. R

(Die Ausstellung von Christusbildern) die zweimal in unserm Blatte besprochen worden ist (Nr. 24 und 26), bleibt noch über den Monat Juli, voraussichtlich auch den August, in Berlin: Leipziger Straße 4.

Quittung

Für Armenien (die mit * versehenen Gaben insbesondre für die armenischen Waisen): 154 Mark durch A F, Hofgeismar* (davon 51,30 von dem ersten hessischen Philistertag der Verbindung Wingolf; 28,70 aus der Gemeinde Hofgeismar-Altstadt; 24,30 aus der Gemeinde Gesundbrunnen; 18 aus der Gemeinde Kelze; 12,70 aus der Gemeinde Hofgeismar-Neustadt; 8,50 aus Bergheim in Waldeck; 6 aus der Gemeinde Carlsdorf; 3 aus Kassel; 1,50 aus Deisel); 125,35 aus einer Missionsstunde in Clenze*; 67 aus den Gemeinden Winterbach und Hebsack*; 60 Sammlung durch Mitglieder des geistlichen Ministeriums in Hannover, 4. Rate; 53 durch B, Dortmund; 40 von K, Kirchenbollenbach; 22,30 gesammelt im Evangelisch-lutherischen Männer- und Jünglingsverein in Chemnitz; 15,50 aus der Gemeinde Hemeln, je 10 vom Familienabend des Evangelisch-lutherischen Männer- und Jünglingsvereins in Chemnitz; W H, Naumburg a. S.; 9 Kollekte der Parochie Empfertshausen; 3 durch S, Bunzlau*; 2 L L, Steinfischbach; je 1 von L B, ebenda; N N, ebenda. Herzlichen Dank! D H

*) Es ist mir schwer geworden, zu der politischen Behandlung, die die armenische Frage in unsrer Tagespresse andauernd erfährt (sofern sie überhaupt behandelt wird!), so lange zu schweigen. Ich hoffe bald Zeit zu finden, das nachzuholen. R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 28 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt
in Frankfurt a. M. und den benachbarten Gebieten
treffen sich bis auf weiteres **an jedem ersten Montag im Monat nachmittags 5—7 Uhr** in Frankfurt a. M., **Rosenau**, Reuterweg 8. Auch Frauen sind willkommen.

Junge Mädchen finden Ausbildg. i. Haushalt, i. Sprachen, Litteratur u. Handarbeit. Zimmer für **Erholungsbedürftige.** Schöne Gegend, gesunde Lage.
Frau verw. Oberpfarrer **Naumann**, geb. Ahlfeld, und Töchter
Schwarzenberg i. Erzgeb. (K. Sachsen)

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph in Giessen Nr. 162.

Hauslehrer
f. Herbst auf mindestens ein Jahr nach Berlin gesucht. Ueberwachung zweier Knaben v. 12 u. 14 Jahren. Vormittags unbeschäftigt. Offerten unter Sp. an die Expedition.

Alte Stammbücher
sucht zu kaufen. Ansichtssendungen mit Preisforderung an
G. Küffner, Assistent, Kaiserslautern, Kreisrealschule

Suche zu kaufen:
Luthers Werke. Erlanger Ausg.
Melanchthon, Opera ed. Bretschneider, vol. 28 apart.
Buchhandlung
Alfred Lorentz,
Leipzig

Heimstätte
Eisenach in Thür., Frauenberg 39, I. Töchter guten Hauses finden jederzeit freundlichste Aufnahme zur Fortbildung in Wissenschaften und Haushalt. Vorzügliche Empfehlungen. Näheres durch Frl. **Mosche**, Vorsteherin, staatl. wissenschaftl. gepr. Lehrerin.

Töchterhort Weißscher Stiftung, Weimar
Staatlich anerkannte Anstalt.
Gründliche und gediegne Ausbildung konfirmirter Töchter für Haus, Küche, Beruf und Leben. Perfekte Schneiderei, Wäschefabrikation u. s. w. Jede gewünschte Bildungsgelegenheit gegeben. Musik- und Tanzstunde. Preis für Pension und Unterricht 45 Mark monatlich. Beginn aller Kurse Anfang Oktober. Prospekte durch Dr. **Curt Weiß.**
Der Töchterhort Weißscher Stiftung, früher Berlin, jetzt Weimar, vollendet das erste Jahrzehnt seines Bestehens. Mehr als dreihundert Lehrerstöchter verdanken ihm ihre Ausbildung für Haus, Beruf und Leben. Ausführliche Prospekte, sowie die Broschüre: „Wie sorgen wir für die Zukunft unsrer erwachsenden Töchter“ stehen bei dem Direktor Dr. Curt Weiß, Weimar, zur Verfügung.

Orient-Reise
Billige Herbstferienreise
nach dem
Heiligen Land und Griechenland
Stuttgart—Genua—Athen—Beirut—Damaskus—Nazareth—Haifa—Jerusalem—Jordan—Jafa—Genua—Stuttgart.
Gesamtpreis der Reise, Stuttgart—Stuttgart, ca. ℳ 750.—
Reisedauer 31 Tage und zwar vom 18. August bis 17. September.
Endtermin der Anmeldung 20. Juli 1896.
Zu näherer Auskunft sind bereit und versenden Programme: **Stadtpfarrer Dr. Benzinger** in **Neuenstadt a. Kocher** (Württemberg), sowie die **Geschäftsstelle Adolph Klett** in **Stuttgart**, Eberhardstr. 11.

Verlag von Hermann Walther in Berlin W.

Evangelisch-Sozial
Von
Adolph Harnack und **Hans Delbrück**
Mit einem Vorwort von Hans Delbrück
127 Seiten 8°. Preis 1 Mk.

Chronik der christlichen Welt
Postzeitungs-Nr. 1481. Vierteljährlich 1,50 Mark

Nr. 27: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Das Breslauer Konsistorium abermals gegen Pastor Ziegler in Liegnitz: Gottesdienst in der Berliner Gewerbeausstellung; Aus Schleswig-Holstein; Meißner Konferenz; Evangelisation im Königreich Sachsen — Verschiedenes: Die Gründung einer christlich-sozialen Gesellschaft in Bern; Ein Stimmungsbild aus Posen; Vermischte Nachrichten

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 29 — Leipzig, den 16. Juli — 1896

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Isaaks Opferung — Theosophie oder Psychologische Religion — Jesu Muttersprache: 1. Einleitung; 2. Die bisherigen Verhandlungen über die Muttersprache Jesu; 3. Die Sprache Jesu ist der galiläisch-aramäische Dialekt — Das Gesetz des Opfers: 4. Das Gesetz des Opfers als Geistesgesetz — Die Politik der europäischen Großmächte, insbesondre des deutschen Reiches, gegenüber den Armeniern — Verschiedenes: Ein Wort, das auch heute noch paßt; Dürfen wir hoffen?; Kaiserswerther Flugschriften: Aus Armenien und Für Armenien; Vorläufige Anzeige; Evangelisch-soziales Judentum?; Herr Hofprediger Stöcker; In Sachen des Primarius Ziegler — Quittung — Anzeigen

Isaaks Opferung

1. Mose 22, 1—18

Die Geschichte von Isaaks Opferung wird heute mit besonderm Eifer zu den alttestamentlichen Stücken gerechnet, die für Christen keinen religiösen Wert haben. Ich will hier auf die pädagogische und unterrichtliche Schwierigkeit der Erzählung nicht eingehen. Ist sie für den reifen Christen von Wert, so wird man auch dem Kinde den Zugang zu ihr vermitteln können. Ein Kind, das in der Luft christlicher Bildung aufwächst, soll meines Erachtens die Geschichte kennen, schon ehe es in die Schule geht — woher? Aus der Bilderbibel. Es soll mit ihr vertraut geworden sein in einer Zeit, wo die feinern Anstöße, die christliches Denken und Empfinden an ihr nehmen kann, ihm noch nichts zu schaffen machen, und wo jede religionsgeschichtliche Betrachtung ihm so fern liegt wie das Studium des Hebräischen. Dann wird der Unterricht im Elternhause und in der Schule, die Predigt des Lebens und der Kanzel an dieser Geschichte einen fruchtbaren Boden finden, die wichtigsten religiösen Lebenswahrheiten darein zu pflanzen.

Darum allein ist es uns hier zu thun, ob die Geschichte von Isaaks Opferung heute noch für einen geförderten evangelischen Christen das leistet, was Gottes Wort uns leisten soll, ob sie imstande ist zu strafen und zu trösten, zu stärken und zu heiligen.

Ich sage im voraus, daß mir für meine Person die Geschichte ganz unentbehrlich ist. Sie ist mir besonders lieb und teuer geworden, als ich in meiner frühern Landgemeinde, die sonst eine ganz verschwindende Kindersterblichkeit hatte, während einer Diphtheritisepidemie binnen einem Vierteljahr vierzig Kinder begrub. Es war dort Sitte, daß auch Kinder mit Rede bestattet wurden. Und diese Reden wurden mir besonders schwer, ich meine nicht kunstmäßig schwer, sondern ich hatte das Gefühl, daß es hier besonders schwer war zu trösten. Ich finde noch heute, daß von allem Leid um die Toten das Leid an Kindersärgen das schmerzlichste ist. Genug, damals hätte ich die alte Abrahamsgeschichte nicht entbehren mögen, und ich kann sie auch heute nicht entbehren, weder für mich, noch für die Gemeinde.

Wenn wir diese Geschichte zu unsrer Erbauung gebrauchen, reflektiren wir nicht darauf, inwiefern wir in ihr den Ausklang und die Ueberwindung früheren Menschenopfers zu erkennen haben. Zwar kann auch eine solche Betrachtung mit großem religiösen Gewinn angestellt werden. Jede religionsgeschichtliche Erkenntnis kann und wird auf ein frommes Gemüt, das sie wissenschaftlich begreift, religiös fördernd und erhebend wirken. Aehnlich und vielleicht noch mehr wie jeder Fortschritt unsrer Naturerkenntnis. Alles ist euer. Aber die meisten Christen verfügen nicht über die geschichtliche Einsicht, die zu einer solchen Würdigung der Abrahamsgeschichte notwendig ist. Wo diese vorhanden, mag man bei ihr einsetzen, sie vertiefen, sie in das ewige Licht bringen. Aber selbst der historisch Durchgebildete, ja gerade er, wird in Zeiten lebhaftesten frommen Empfindens gern sein Wissen beiseite lassen und sich der Stimme hingeben, die unmittelbar aus der Geschichte zu ihm spricht.

Was uns da überliefert wird — ob es Sage ist oder wirklich einmal Geschehenes, gleichviel — hat im Laufe der Jahrhunderte auch seine Geschichte gehabt. Immer neu ist es gedeutet und angeeignet worden. Als „der Elohist" Vers 1 bis 13 niederschrieb, hatte die Erzählung schon einen weiten Weg gemacht durch Israels Volksseele. Und als „der Redaktor" Vers 14 bis 18 hinzufügte, war sie bereits wieder ein gut Teil älter geworden. Die Bibel ist ein lebendiges Buch für den Christen. Alles, was in ihr lebt, wird bis heute immer wieder neu gedeutet und angeeignet. Was kümmert mich die Geschichtswissenschaft, wenn ich meinem Kinde diese Geschichte erzähle? Was kümmert sie mich, wenn ich an einem Kindesgrabe diese Geschichte den Wehklagenden vorhalte?

Aber Gott „versuchte" Abraham. Und bei Jakobus steht geschrieben: Gott versucht niemanden. Wirklich? Wenn dieser Schluß gelten soll, dann wollen wir doch auch das Leben aus dem Bereiche des Christentums verbannen, ebenso wie das Alte Testament! Denn jeder Christ, der im Leben drin steht, erfährt Versuchungen, für die er in letzter Linie doch Gott verantwortlich macht. Und es giebt kein menschlicher empfundnes und daher wahrhaftigeres Gebet als das: Führe uns nicht in Versuchung!

Aber Gott ist nicht ein Versucher zum Bösen, sagt Jakobus. Und hier versucht Gott den Abraham, seinen Sohn zu opfern. Gott verlangt von Abraham einen Kindesmord. Das ist zu viel. Das dürfen wir unserm Christengott nicht zutrauen. Da sieht man, wie der Judengott noch Baals, Molochs Züge trägt.

Die Religionsgeschichte in allen Ehren, aber kein Christ, der mit verlangender Seele in seine Bibel schaut, wird das herauslesen. Wir wissen von Kind auf, seit unser Geist diese Erzählung aufnahm, um sie nie mehr zu vergessen, daß das Ende nicht ein Kindesmord ist, sondern eine Errettung. Wie die Geschichte nun Jahrtausende weitererzählt und verstanden ist, redet sie von einem Gott, der einem Menschenherzen furchtbare unfaßbare Opfer zumutet, aber wenn er es treu und gehorsam findet, in letzter Stunde das Schwerste abwendet und die Bewährung göttlich lohnt. Es gehört schon ein gut Teil Oberflächlichkeit — oder gelehrte Gründlichkeit (les extrêmes se touchent) dazu, um an diesem schlichten, tiefen, unschätzbar wichtigen Sinn der Erzählung, wie sie in der Christenheit lebt, vorüber zu können.

Wenn Eltern ein Kind stirbt, so ist der christliche Gedanke darüber nicht erschöpft mit dem: Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen! Christen sollen Gott ihr Kind opfern, sie sollens ihm wiedergeben als die köstlichste Gabe, die sie

haben. Sie sollens thun in dem Glauben, daß Gott dennoch ihnen die Verheißungen erfüllen wird, die er mit diesem Kinde und für dieses Kind ihnen beschert hat. Das sollen sie lernen auch aus dieser Abrahamsgeschichte, die so, wie sie ist, ein Bild des Glaubens uns vor die Seele malt, wie es an erschütternder Großartigkeit kaum seinesgleichen hat. Ein Bild jenes Glaubens, von dem Christus sagt: Selig sind, die nicht sehen und doch glauben. Darum hat auch diese Abrahamsgestalt auf Paulus einen solchen Eindruck gemacht, daß er ihn als den Vater aller Christgläubigen in Anspruch nimmt. Darum verweilt der Hebräerbrief bei ihm am längsten, als er uns zu Schutz und Ansporn jene Wolke von Glaubenszeugen heraufführt. „Durch den Glauben opferte Abraham den Isaak, da er versucht ward, und gab dahin den Eingebornen, der die Verheißungen empfangen hatte, zu dem gesagt war: In Isaak wird dir dein Same genannt werden — und dachte: Gott kann auch wohl von den Toten erwecken."

Und wollte man diese Abrahamsgeschichte zu den Toten legen, so wird sie immer wieder auferstehen, geistlich Arme reich zu machen und Leidtragende zu trösten. R

Theosophie oder Psychologische Religion

Der berühmte Forscher auf dem Gebiete der Religionsgeschichte, Professor Max Müller in Oxford, hat vor kurzem den dritten Kursus seiner Giffordvorlesungen durch Publikation weitern Kreisen zugänglich gemacht. Nunmehr ist derselbe auch in deutscher Sprache erschienen.*) Es muß dies von allen, die in Deutschland an dem Fortschritte theologischer Erkenntnis und religionsphilosophischer Studien Anteil nehmen und für sie trotz der entgegentretenden Schwierigkeiten thätig sind, freudig begrüßt werden, zumal diese letzte Sammlung von Vorträgen die abschließenden religionsphilosophischen Folgerungen aus den umfassenden Forschungen des großen Gelehrten zur Kenntnis bringt.

Im ersten Kursus wollte Max Müller, wie er klarlegt, den historischen Standpunkt feststellen, von dem aus die Religionen studirt werden müssen, und gewisse Definitionen geben, über die zwischen Lehrern und Zuhörern kein Mißverständnis walten sollte. Indem er sodann einen Ueberblick über das ungeheure Gebiet religiösen Denkens gab, das vor den Augen des Geschichtsforschers in chaotischer Verwirrung daliegt, suchte er darzulegen, daß es in demselben zwei Strömungen gebe, deren eine das Suchen nach etwas mehr als Endlichem oder Phänomenalem in der Natur darstellt — was er physische Religion nannte —, während die andre das Suchen nach etwas mehr als Endlichem oder Phänomenalem in der Seele der Menschen darstellt — die anthropologische Religion. In diesem letzten Kursus war es sein Hauptbemühen, zu zeigen, wie diese beiden Ströme stets sich zu vereinigen suchen und sich am Ende thatsächlich in dem vereinigen, was er die „Theosophie oder Psychologische Religion" nennt, die uns zu der Erkenntnis der wesentlichen Einheit der Seele mit Gott hilft.

Man wird vielleicht nach dem Grunde fragen, weshalb der Verfasser den Titel „Theosophie" für sein abschließendes Werk wählte, da doch seit einigen Jahren dieses Wort mit einer Bewegung in Verbindung gebracht wird, deren Entwicklung in wissenschaftlichen, theologischen und philosophischen Kreisen mit Befremden und Bedauern wahrgenommen werden mußte. Bekanntlich hat die sogenannte „Theosophische" Gesellschaft, von einer wiederholt als Betrügerin gebrandmarkten hysterischen Dame, Madame Blavatsky, angeblich auf Befehl und unter Inspiration indischer „Mahatmas," d. i. Meister der Mystik, gegründet, durch ihre Absurditäten bisher auf weite Kreise abstoßend gewirkt. Aber eben die Verzerrung des Begriffes der Theosophie durch sie und ihre Leiter hat Professor Müller zu Klarlegungen Anlaß gegeben, die darauf abzielten, diesen

*) Theosophie oder Psychologische Religion. Von F. Max Müller. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Moritz Winternitz. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1895. XVI und 580 S.

Begriff wieder richtig zu stellen. In diesem Sinne wählte er diesen Namen für sein Werk. Er äußert sich darüber in der Vorrede:

Ich sollte vielleicht erklären, warum ich zu dem ursprünglich für diesen letzten Kursus von Gifford-Vorlesungen gewählten Titel „Psychologische Religion" noch den Titel „Theosophie" beigefügt habe. Es schien mir, daß dieser ehrwürdige Name, der bei den frühesten christlichen Denkern so bekannt war und von ihnen gebraucht wurde, um die höchste im Bereiche des menschlichen Geistes liegende Erkenntnis Gottes auszudrücken, in jüngster Zeit so sehr mißbraucht worden ist, daß es hoch an der Zeit war, ihm wieder seine gebührende Stelle anzuweisen. Man sollte sich ein für allemal darüber klar sein, daß man sich als einen Theosophisten bezeichnen kann, ohne sich dem Verdachte auszusetzen, daß man an Geisterklopfen, Tischrücken oder irgend welche andre Geheimwissenschaften und schwarze Künste glaube.

Es sind aber wohl nicht diese Geheimwissenschaften und schwarzen Künste allein, die den Gelehrten von der sogenannten „theosophischen" Bewegung abstoßen, obwohl er sich an verschiednen Stellen wiederholt gegen den Wunderglauben äußert, sondern wie auch aus seinen publizistischen Streitigkeiten mit ihr hervorgeht, sind es vor allem die vagen Behauptungen ihrer Leiter über „esoterischen" Buddhismus, ihre Verzerrungen der orientalischen Religionsphilosophie, die laienhafte Behandlung derselben, die ihn zu einer Opposition gegen sie veranlaßten. Hierauf weist er auch mehrmals in seinem Werke hin. Er sagt z. B. unter anderm bei seinen Klarlegungen über die theosophischen Prinzipien der Vedantaphilosophie:

Es ist auch ein Irrtum, zu glauben, daß die alten Inder die Upanishaden oder die Vedanta-sutras als etwas Geheimes oder Esoterisches in unserm Sinne angesehen hätten. Esoterische Mysterien scheinen mir vielmehr eine moderne Erfindung als eine altertümliche Einrichtung. Je besser wir mit der alten Litteratur des Ostens vertraut werden, desto weniger finden wir in ihr von orientalischen Mysterien, von esoterischer Weisheit, von einer verschleierten oder entschleierten Isis. Es ist ganz richtig, daß die Lehre der Upanishaden als Rahasya, d. h. Geheimnis, bezeichnet wird; sie ist aber nur in einem Sinne eine Geheimlehre, insofern nämlich in alten Zeiten keiner in den Upanishaden unterwiesen wurde, der nicht durch die vorhergehende Disziplin der zwei Lebensstadien des Schülers und des Haushälters hindurchgegangen war, oder der sich nicht von Anfang an dafür entschieden hatte, ein Leben des Studiums und der Keuschheit zu führen. Diese Geheimhaltung war leicht, als es noch keine Bücher gab, als daher diejenigen, die die Upanishaden studiren wollten, sich nach einem Lehrer umsehen mußten, der sie unterweisen sollte . . . Was das Studium der Vedanta-sutras anbelangt, so weiß ich von keiner Beschränkung, namentlich zu einer Zeit, wo Manuskripte immer weitern Kreisen zugänglich geworden waren, und wo zahlreiche Kommentare und Erläuterungen die Lernenden in den Stand setzten, sich auch von selber eine Kenntnis dieses Systems der Philosophie anzueignen. Ja, es ist gewiß sonderbar, daß wir, während doch die gewöhnliche Erziehung und das Studium der Veda auf die drei obersten Klassen beschränkt war, gar oft von Mitgliedern der vierten Klasse, bloßen Sudras, lesen, daß sie an der Kenntnis der Vedanta teilhaben und sich den Bettelmönchen oder Bhikshus anschließen.

Diese Bemerkungen verdienen von der „Esoteric Section" der Theosophischen Gesellschaft beherzigt zu werden. Kurz sei noch darauf hingewiesen, daß ein Hauptvorzug der „Theosophie" Max Müllers vor der von der genannten Gesellschaft gelehrten in ihrer Klarheit und Einfachheit sowie darin zu finden ist, daß der berühmte Gelehrte das Wesen der Gottesweisheit unter genauer Klarlegung des Gottesbegriffs darstellt, während die Theosophen der Schule der Madame Blavatsky in ihrem esoterisch-buddhistischen System wiederholt den Atheismus betonen.

Gehen wir nun nach dieser notwendigen Vergleichung auf die einzelnen Teile des Werkes näher ein, so finden wir vorerst aufklärende Erörterungen über den Nutzen des vergleichenden Studiums der Religionen und die historische Verwandtschaft alter Religionen und Philosophien. Der Verfasser hat, wie er sagt, nie ein Hehl aus seiner Ueberzeugung gemacht, daß ein vergleichendes Studium der Religionen der Welt den Glauben an unsre eigne Religion nicht nur nicht untergräbt, sondern vielmehr nur dazu dient, uns deutlicher sehen zu lassen, worin der unterscheidende und wesentliche Charakter der Lehren Christi besteht und uns hilft, den starken Felsen zu entdecken, auf den die christliche sowohl als jede andre Religion gegründet sein muß. Seinen Gegnern bemerkt er, daß er und seine Gesinnungsgenossen das Christentum der strengsten Kritik unterworfen und es nicht zu leicht befunden haben, daß sie gethan haben, wozu Paulus jeden Christen auffordert, nämlich alles geprüft:

Wir haben uns nicht geschent, das Christentum mit jeder beliebigen andern Religion zu vergleichen, und wenn wir es beibehalten, so thaten wir es aus keinem andern Grunde, als weil wir es für das Beste befunden haben.

Beachtenswert ist weiterhin, was der vergleichende Forscher in einer der wichtigsten Fragen, die in letzter Zeit weitere Kreise beschäftigt hat, feststellt, nämlich in der nach dem Verhältnisse der orientalischen Religionen zum Christentume. Manche der Aehnlichkeiten zwischen beiden, namentlich bezüglich des Verhältnisses der übersinnlichen Gottheit zur phänomenalen Welt und zur individuellen Seele sind so auffallend, daß man eine Zeit lang die Beeinflussung der ältesten Kirchenväter vom Orient mit Sicherheit behaupten zu können glaubte. Müller dagegen weist darauf hin, daß, obgleich ein genaueres Studium der Vedanta- und der Sufi-Philosophie eine noch größere Anzahl von Aehnlichkeiten als zuvor ergeben hat, doch gegenwärtig die Idee eines unmittelbaren Einflusses indischen oder persischen Denkens auf die älteste christliche Religion und Philosophie von den meisten Gelehrten aufgegeben worden ist.

Der Forscher, der sich nicht auf den sprachwissenschaftlichen Stammbaum der Arier beschränkte, sondern weiteres Material ethnologischer Dokumente in Betracht zog, hat auch für die Klarlegungen seines vorliegenden abschließenden Werkes hierdurch höchst wertvolle und auffällige Uebereinstimmungen der religiösen Ideenkreise von Völkern entdeckt, bei denen jede gemeinsame historische Basis, jede geographische Berührung und ethnographische Verwandtschaft ausgeschlossen ist. Bezüglich der Frage nach dem Schicksal der abgeschiednen Seele z. B. findet sich eine interessante Uebereinstimmung mit der Eschatologie Platos in den Vorstellungen der Bewohner der Charlotteinseln, der Haïdas. Diese Abkömmlinge der Nordwestküste Amerikas können unmöglich von einem einzigen Strahl jener Zivilisation beleuchtet worden sein, die in Mesopotamien oder in Persien, in Aegypten oder in Griechenland ihren Sitz hatte. Aehnlich verhält es sich mit den Volksstämmen der polynesischen Inseln, die Müller als weiteres Beispiel aufführt.

Ihre Gedanken über die Unsterblichkeit der Seele und über das Schicksal der Seele nach dem Tode sind offenbar das Resultat unabhängigen Wachstums und, wenn sie in gewissen wichtigen Punkten mit den Anschauungen der Upanishaden, des Zendavesta oder Platos übereinstimmen, so beweist diese Uebereinstimmung zwar nicht deren Wahrheit, jedenfalls aber das, was ich als deren Natürlichkeit bezeichne, sie beweist, daß sie mit den Hoffnungen und Besorgnissen des Menschenherzens in Einklang stehen.

Es giebt Religionen, wie der Autor des weitern ausführt, in denen für eine Annäherung der individuellen Seele an Gott oder für den Glauben, daß sich die Seele in Gott wiederfinde, gar kein Platz zu sein scheint. Z. B. weiß der Buddhismus in seiner ursprünglichen Form von keiner objektiven Gottheit, von nichts, dem die subjektive Seele sich nähern oder womit sie vereint werden könnte. Im Judentum dagegen ist der Begriff der Gottheit so stark ausgeprägt, so objektiv, daß eine Annäherung an oder eine Vereinigung mit Jehovah geradezu als eine Beleidigung der Gottheit angesehen worden wäre.

Die meisten Religionen und Philosophien der alten Welt begnügten sich mit der Vorstellung, daß die individuelle Seele sich immer mehr dem Göttlichen nähere und, einer objektiven Gottheit von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehend, ihre irdische Individualität beibehalte. Es hat nur eine Religion oder eine religiöse Philosophie gegeben, die der Vedanta, die auf Grund der festen Ueberzeugung, daß die menschliche Seele niemals von der göttlichen Seele getrennt gewesen sein konnte, die Rückkehr der Seele zu Gott oder ihre Annäherung an Gott bloß an eine Metapher ansah, während sie das höchste Glück der Seele in dem Entdecken und Wiederfinden ihrer wahren Natur, als von Ewigkeit her und in alle Ewigkeit mit Gott eins seiend, erblickte. Der Gegensatz zwischen den verschiednen Auffassungen tritt z. B. bei einer Vergleichung des mohammedanischen Sufismus mit dem Vedantismus zu Tage. Der Sufi glaubt in sehnender Liebe sich Gott immer mehr zu nähern. Der Vedantist dagegen verläßt sich auf Erkenntnis, auf die höchste Erkenntnis, ohne leidenschaftliche Liebe zu Gott zu kennen. Wenn er sich überzeugt hat, daß es nur eine göttliche Substanz geben könne, die er das Selbst oder den

Atman nennt, und daß sein menschliches Selbst nicht von dem universalen Selbst verschieden sein kann, begnügt er sich mit diesem Wiederfinden seines wahren Selbst durch strenge Vernunftschlüsse und glaubt Ruhe in Brahman erlangt zu haben.

Müllers Hauptzweck ist es, eine fortwährende Aktion und Reaktion in der Entwicklung religiöser Ideen zu erweisen. „Auf die erste Aktion, durch die das Göttliche von dem menschlichen Verstande getrennt und beinahe aus seinem Gesichtskreise entfernt wurde, folgt eine Reaktion, die die beiden wieder zu vereinigen suchte.“ Dieser Prozeß erscheint ihm als am ausgesprochensten im Judentum und dessen Uebergang zum Christentum hervorzutreten. Nirgends sei der unsichtbare Gott weiter von der sichtbaren Welt entfernt gewesen, als in der altjüdischen Religion, und nirgends die beiden wieder so nahe aneinandergereiht und eins gemacht worden, als durch jene Grundlehre des Christentums, die göttliche Sohnschaft der Menschen. Er sucht nun den Beweis dafür zu liefern, daß diese Reaktion durch die historische Berührung zwischen semitischem und arischem Denken, hauptsächlich zu Alexandria, hervorgerufen oder doch beschleunigt wurde, und in diesem Punkte hat er sich, wie er bemerkt, erlaubt, weit über Harnack, dem er sich übrigens an andrer Stelle zu tiefstem Danke verpflichtet erklärt, und dessen Dogmengeschichte er als die wunderbarste Schatzkammer gut beglaubigter Thatsachen in der Geschichte der christlichen Kirche bezeichnet, Drummond, Westcott und Andre hinauszugehen. Er glaubt, daß diese dem Einfluß der griechischen Philosophie in der Bildung der ältesten christlichen Theologie zu wenig Wichtigkeit beimessen, und ist überzeugt, daß ohne diesen Einfluß die Theologie von Alexandria schlechterdings unmöglich gewesen oder doch vermutlich nie über die des Talmud hinausgerückt wäre.

„Was bei mir, so äußert er sich, indem ich mir diese Meinung gebildet habe, mehr als irgend etwas andres in die Wagschale fällt, sind die Thatsachen der Sprache, die philosophische Terminologie, die sowohl Juden wie Philo, als auch Christen wie St. Klemens anwenden und die offenbar aus der griechischen Philosophie herübergenommen sind. Wer immer Ausdrücke wie *Λόγος*, das Wort, *Μονογενής*, der Eingeborne, *Πρωτότοκος*, der Erstgeborne, *Υἱὸς τοῦ Θεοῦ*, der Sohn Gottes gebraucht, hat die eigentlichen Keime seiner religiösen Gedanken von der griechischen Philosophie entlehnt.“ Müller hat derart zu zeigen versucht, daß die Lehre von dem Logos, „das eigentliche Herzblut des Christentums,“ ausschließlich arisch, und daß sie eine der einfachsten und richtigsten Schlußfolgerungen ist, zu denen der menschliche Geist gelangen kann, wenn das Vorhandensein von Vernunft — sei es in der Einzahl oder in der Mehrzahl — in der Welt einmal anerkannt worden ist. „Wenn die Klamaths (Tlamatl, ein kürzlich von Gatchet und Horatio Hale geschilderter Indianerstamm, deren Logosbegriff der Forscher bei seinen vergleichenden Erörterungen darlegt) erklärten, daß die Welt von dem »Alten oben« gedacht und gewollt worden sei, so gingen die Griechen nur noch einen Schritt weiter, indem sie behaupteten, daß dieser Gedanke des höchsten Wesens, dieser Logos, wie sie ihn nannten, der Ausfluß, die Nachkommenschaft, der Sohn Gottes sei, und daß er aus dem Logos oder den Ideen oder Typen aller geschaffnen Dinge bestehe. Da der höchste von diesen Typen der Typus der Menschheit war, so legten die alexandrinischen Kirchenväter, indem sie Christum als den Logos oder das Wort oder den Sohn Gottes bezeichneten, das höchste Prädikat, das sie in ihrem Wortschatze besaßen, Christus bei, in dem, wie sie glaubten, die göttliche Idee der Menschheit in ihrer ganzen Vollständigkeit verwirklicht worden war.“ Der Verfasser meint ferner, daß, wenn wir uns einmal in die Gedanken des Philo und des Klemens von Alexandrien als der Vertreter jüdischer und christlicher Theologie von Alexandria hineingelebt haben, wir finden werden, wie eng die Lehre von der Inkarnation mit der von dem Logos zusammenhängt und ihre wahre historische Erklärung von dieser und nur von dieser allein empfängt. Wenn der Glaube einer kleinen Gemeinde galiläischer Fischer und ihre Ergebenheit gegen ihren Meister die religiösen Meinungen und die philosophischen Ueberzeugungen der ganzen alten Welt in dem Maße, als es wirklich der Fall ist, beeinflussen konnte, so muß der Schlüssel zu diesem

Rätsel seiner Ansicht nach eher in Alexandria als in Jerusalem gesucht werden.

Nach weitern Klarlegungen des alexandrinischen Christentums geht der Verfasser zum Logosbegriff in der lateinischen Kirche über, um sodann genauer über Dionysius den Areopagiten und seinen Einfluß auf die spätere Entwicklung zu sprechen und zum spätern mystischen Christentum, zur christlichen Theosophie, zu gelangen. Müller erklärt, daß die abschließenden Vorlesungen, in denen er diese Themata behandelt, eigentlich den Schlüssel zu der ganzen Serie enthalten und von allem Anfang an das Endziel bildeten, das er vor Augen hatte. Sie sollten der Deckstein des Bogens sein, der auf den zwei Pfeilern der physischen und der anthropologischen Religion ruht und die beiden zu dem wahren Thore des Tempels der Zukunftsreligion vereinigt. Müller bemerkt selbst, daß allerdings manches in diesen letzten Kapiteln noch hätte umgestaltet werden können, meint aber, die Kritiker müßten lernen, vernünftig zu sein und von einem Gelehrten, der sich mit dem vergleichenden Studium vieler Religionen beschäftigt, nicht dieselbe gründliche Vertrautheit mit einzelnen Gebieten erwarten, wie von einem Spezialisten. Uebrigens ist gerade die Lehre des hervorragendsten deutschen Mystikers, Meister Eckharts, ihr Verhältnis zu dem Endergebnis der Vedantaphilosophie und ihre Bedeutung als klarste Darstellung des eigentlichen Logosbegriffs, wie er der Auffassung des Forschers entspricht, in lichtvoller Weise gekennzeichnet. Obgleich die wahre Bedeutung der Worte des vierten Evangeliums seiner Ansicht nach schon lange vor Eckharts Zeit von den großen scholastischen Denkern, wie von Thomas von Aquino selbst, den beiden St. Victor, Bonaventura und andern erklärt worden war, „so ist doch ihr tiefster Sinn selten so kräftig ans Licht gebracht worden wie vom Meister Eckhart in seiner Lehre des wahren spiritualistischen Christentums."

Der schon wiederholt geäußerten Ueberzeugung des Autors von der Vorzüglichkeit des Christentums seinem theosophischen Inhalt nach entsprechen auch seine Schlußworte:

Sowohl das Streben nach Vereinigung mit Gott — so sagt er unter anderm — wie auch die schließliche Vereinigung haben, glaube ich, ihren vollkommensten Ausdruck im Christentum gefunden. Das Streben der Seele, sich mit Gott zu vereinigen, findet seinen Ausdruck in der Liebe zu Gott, an der alle Gesetze und alle Propheten hangen; die schließliche Vereinigung ist darin ausgedrückt, daß wir im wahren Sinne des Wortes die Söhne Gottes sind. Diese Sohnschaft kann durch verschiedne Mittel erlangt werden, durch keines so wahrhaft, als durch das, was Meister Eckhart das Aufgehen unsers Willens in dem Willen Gottes nannte.

Wenn man vielleicht auch nicht allgemein den von Professor Müller in diesem abschließenden Werke geäußerten Anschauungen beipflichten dürfte, so wird doch immerhin seinem Streben zu unermüdlicher Forschung die Anerkennung nicht versagt bleiben können, und viele Lichtblicke werden durch eingehenderes Studium dieses neuen Werkes ermöglicht werden.

Ch Henry

Jesu Muttersprache

Uebersicht: 1. Einleitung; 2. Die bisherigen Verhandlungen über die Muttersprache Jesu; 3. Die Sprache Jesu ist der galiläisch-aramäische Dialekt; 4. Die Bedeutung dieser Thatsache für das Verständnis der Reden Jesu; 5. Schlußbemerkungen

1. Einleitung

Wer an dem letzten Bonner Ferienkursus teilgenommen hat, wird sich gern des erhebenden Augenblicks am letzten Tage erinnern, wo ein silberhaariger Emeritus aus Bayern das Wort ergriff, um von seinen Eindrücken als Hörer und Beobachter zu reden. Eine wahrhaft weihevolle Stimmung beherrschte die Versammelten. Verlieh doch der ehrwürdige Redner einer Empfindung Ausdruck, die wir alle während der Bonner Tage gehabt hatten: es giebt eine Gemeinschaft der Geister auch in der evangelischen Theologie; und diese Gemeinschaft bedarf keiner Formeln und keiner Programme, sie ist gegründet in dem gewissenhaften Streben nach Erkenntnis der ewigen Wahrheit. Solchem ehrlichen Streben nach der Wahrheit zu begegnen, thut wohl und stärkt. Ohne das Gefühl geistiger Erfrischung wird niemand die rheinische Universitätsstadt verlassen haben. Bei aller Verschiedenheit des „Standpunktes" der Vortragenden hatte man doch von einem jeden den Eindruck, daß er es ehrlich meine mit dem Streben nach der Wahrheit. Das scheint in der Zeit der Schlagwörter wenig zu sein, und doch ist es das Größte, was man von der evangelischen Theologie verlangen kann. Wir können nur streben und suchen. Alles andre muß die Wahrheit selbst thun; aber sie thut alles bei denen, die sie mit Ernst suchen.*)

Unter der gespanntesten Aufmerksamkeit der Hörer hatte am zweiten und dritten Tage des Kursus der Bonner Privatdozent Lic. Arnold Meyer „über die Bedeutung der aramäischen Landessprache Jesu für die Evangelienforschung" gesprochen. Sein Vortrag liegt nun, wesentlich erweitert, im Druck vor.**) Obwohl er als streng wissenschaftliche Leistung beurteilt sein will, ist das behandelte Problem doch von einem so weitgehenden Interesse, daß auch die Leser der Christlichen Welt ein Recht haben, etwas darüber zu hören. Als nichttheologischer Bericht über Meyers Buch möge dieser Aufsatz angesehen werden; auch da, wo es nicht ausdrücklich angedeutet ist, wird er sich mitunter an die Worte des Verfassers anschließen. Zunächst noch eine allgemeine Bemerkung. Meyer betont in der Vorrede ausdrücklich, daß nicht etwa die Lust am eignen Fündlein und Mißachtung des geschriebnen Wortes ihn bei seinen Ausführungen geleitet hätten, sondern das herzliche Verlangen, „an Christum heranzukommen," und ein möglichst genaues Verständnis seiner Worte zu erreichen. Das hatte man schon in Bonn dem Vortragenden abgefühlt; seine Schrift legt aufs neue Zeugnis davon ab. Ich setze die schönen Schlußworte der vom 18. Januar d. J. datirten Vorrede hierher:

Wir gedenken in diesen Tagen der Wiederaufrichtung des deutschen Reiches und haben uns aufs neue gelobt, seinem Dienste unser Bestes zu widmen. Auch Jesus, der in allen Stücken ein rechter und echter Mensch war, liebte sein Volk und Vaterland, und ihm vor allem rief er in seiner Sprache zu, was uns allen not thut. Die deutsche theologische Wissenschaft aber wird der Kirche und dadurch dem Vaterlande den besten Dienst leisten, wenn sie, nur dem in Gott gebundnen Gewissen und der Macht der Wahrheit folgend, diesen Jesus uns und unserm Volke so nahe als möglich zu rücken strebt. Wohl dürfen wir nicht versuchen wollen, das Heiligtum seines Innenlebens, sein tiefstes Selbstbewußtsein mit den Mitteln wissenschaftlicher Forschung bloßzulegen, „ausziehend mit Fackeln und Stangen, ihn zu fangen." Was er aber geredet hat, das sollte jedermann verstehen und fassen; suchen wir also, unserm Luther folgend, es unserm Volke in seiner Sprache zu sagen, wie er es in seiner Muttersprache so schlicht und mächtig verkündet hat. (S. X)

2. Die bisherigen Verhandlungen über die Muttersprache Jesu

Die Frage, welche Sprache Jesus gesprochen habe, ist im kirchlichen Altertum kaum erörtert worden; man hat höchstens darüber nachgedacht, welches die Ursprache der Evangelien, namentlich des Matthäus gewesen sei. Und hier hat ein Kirchenvater nach dem andern die uralte Notiz des Papias wiederholt, Matthäus habe im „hebräischen" Dialekt geschrieben. Ueber die Sprache des Herrn war die Meinung verbreitet, sie sei die „syrische" oder die „hebräische" gewesen. Dabei darf freilich nicht vergessen werden, daß die Ausdrücke „syrisch," „hebräisch," „chaldäisch" von den Kirchenvätern nicht als sprachwissenschaftlich von einander abgegrenzte Begriffe gebraucht,

*) Ich kann diesen Aufsatz nicht abschließen, ohne des schweren Verlustes zu gedenken, den der Bonner Theologische Ferienkursus seit seiner letzten Tagung erlitten hat. Am 15. März d. J. starb zu Koblenz sein hochverdienter Leiter, der Pfarrer D. Theodor Link. Das Amt, in das ihn das Vertrauen der Mitglieder des Kursus berufen hatte, war ein Vertrauensposten im besten Sinne des Wortes. Aber D. Link war auch in besondrer Weise befähigt, den Posten auszufüllen. Mitten in einer gesegneten Gemeindearbeit stehend und im Besitze einer reichen theologischen Bildung, wußte er den praktischen wie den wissenschaftlichen Interessen in jeder Hinsicht gerecht zu werden; als Leiter legitimirten ihn seine persönlichen Eigenschaften. Es wird nicht leicht sein, ihn zu ersetzen. Aber wir sind der Zuversicht, daß das unter seiner hervorragenden Mitarbeit begonnene Werk auch nach seinem Tode einen guten Fortgang nehmen wird.

**) Arnold Meyer, Jesu Muttersprache. Das galiläische Aramäisch in seiner Bedeutung für die Erklärung der Reden Jesu und der Evangelien überhaupt. Freiburg i. B. und Leipzig, 1896. 3 Mk.

sondern häufig verwechselt werden. Nach vielen Jahrhunderten griff Erasmus auf die alte Ueberlieferung zurück: nach ihm hat Jesus „syrisch“ gesprochen. Durch die Wiederentdeckung und Herausgabe der syrischen Bibelübersetzung erhielt diese Meinung ein neues und großes Ansehen. In den Jubel des Herausgebers Johann Albrecht Widmanstadt (1555), man habe jetzt das Evangelium in der Sprache Jesu, stimmten hervorragende Gelehrte, besonders aus der katholischen Kirche, begeistert ein. Doch es regte sich auch der Widerspruch; namentlich der berühmte Philologe Josef Justus Scaliger (gest. 1609) hat sich damit ein bleibendes Verdienst erworben. Auch Hugo Grotius (gest. 1645) erklärte, Jesus habe weder das alte Hebräisch gesprochen, noch syrisch, sondern „einen damals in Judäa gebräuchlichen Mischdialekt,“ und der Herausgeber der Londoner Bibelpolyglotte (vollendet 1657) Brian Walton entschied sich für die Sprache, in der seiner Ansicht nach Onkelos und Jonathan zur Zeit Jesu ihre noch erhaltenen Erläuterungen zu biblischen Büchern geschrieben hätten: hier habe man die Sprache von Jerusalem aus der Zeit Jesu und damit die Sprache Jesu selbst.

Waren die soeben kurz skizzirten Verhandlungen sämtlich von der Voraussetzung ausgegangen, daß es sich nur um einen semitischen Dialekt handeln könne, so fehlte es doch auch nicht an ernsthaften Versuchen, die Fragestellung völlig zu verschieben. Der Jesuit Melchior Inchofer (gest. 1648) behauptete, Jesus habe auf Erden lateinisch gesprochen, das auch die Sprache der Seligen im Himmel sei. Etwa hundert Jahre später hat sein Ordensbruder Harduin diese These nochmals zu begründen gesucht, nicht ohne erkennbare fromme Tendenz: als der echte Jesus sollte der Jesus der kirchlich rezipirten Bibel, der lateinischen Vulgata, erwiesen werden, also ein lateinisch redender Jesus. In ähnlicher Weise haben sich protestantische Gelehrte für einen griechisch redenden Jesus zu begeistern gewußt; seit Isaak Voß (gest. 1689) ist die Meinung immer wieder aufgetaucht, Jesus habe griechisch gesprochen. Eine überaus bequeme und beruhigende Vorstellung! Welcher Arbeit war man enthoben, wenn in den griechisch überlieferten Worten der Evangelien die authentischen Reden Jesu vorlagen, und welches Bollwerk hatte man in diesen authentischen Herrnworten wider Rom und seine lateinische Bibel! Aber auch ein Mittelweg wurde von den Forschern betreten: der Heidelberger Professor Paulus (gest. 1851) erklärte, daß zwar der aramäische Dialekt die Muttersprache Jesu gewesen, daß aber das Griechische in Galiläa und mehr noch in Jerusalem so geläufig geworden sei, daß die Urheber des Christentums es gebrauchen konnten, wo sie es für nötig fanden.

In ein neues Stadium trat die Frage durch den Fortschritt der orientalischen Sprachwissenschaft in unserm Jahrhundert. Die Forschungen christlicher und jüdischer Gelehrten haben die Dialekte des Aramäischen reinlich von einander geschieden, und in dem Palästinensisch-Aramäischen wieder lehrte ein schärferes Zusehen die feineren Nüancen der Sprache älterer und neuerer Zeit, des Südens in Jerusalem, des Nordens in Galiläa unterscheiden. So wäre die sprachwissenschaftliche Vorarbeit gethan; soweit es nach dem Stande der Quellen möglich ist, hat man sich dem Dialekte, der als Muttersprache Jesu in Betracht kommen wird, genähert. Aber bevor wir die Gründe hören, weshalb die heutige Wissenschaft fast einmütig das palästinensische, speziell das galiläische Aramäisch für Jesu Muttersprache hält, muß noch einer Meinung gedacht werden, die um so weniger überhört werden darf, als ihr Vertreter zu den anerkanntesten Autoritäten unter den Bibelforschern zählt. Franz Delitzsch hat bis an sein Lebensende die Ansicht gehabt, der Herr und seine Apostel hätten „großenteils“ hebräisch gedacht und gesprochen. Die Beweise, die der ehrwürdige Forscher beigebracht hat, müssen in der That erwogen werden; aber zur Beurteilung seines Standpunktes muß auch darauf hingewiesen werden, wie sehr Delitzsch bei seiner These mit dem Gemüt beteiligt war:

Man fühlt nun wohl heraus, was den frommen Gelehrten, der selbst im Alten Testament lebte und webte, bei seiner Weigerung innerlich bewegte: er wollte Jesum nicht losreißen von der Welt des Alten Testaments, dessen Amen er war. (S. 30)

3. Die Sprache Jesu ist der galiläisch-aramäische Dialekt

Das Aramäische ist ein Zweig des nordsemitischen Sprachstammes. Seine Träger, die Aramäer, sitzen in historischer Zeit zwischen den Babyloniern und Kanaanäern; ihr Gebiet erstreckt sich vom Fuße des Libanon und Hermon nordöstlich bis nach Mesopotamien. Im Anfang des ersten Jahrtausends v. Chr. haben sie es zu Staatenbildungen gebracht, deren eine, das Reich von Damaskus, mehrfach im Alten Testament erwähnt wird. Wichtiger jedoch als für die politische sind sie für die Kulturgeschichte geworden: sie waren die Vermittler des Handels zwischen Morgen- und Abendland. So wurde ihre Sprache die Verkehrs- und dann auch die Diplomatensprache von Vorderasien und trat einen ähnlichen Eroberungszug an, wie vorher die babylonische und später die griechische Sprache. Allmählich fand sie auch in Palästina Eingang.

Israel und Juda hatten ursprünglich hebräisch gesprochen; noch um 700 v. Chr. ist das Hebräische die Sprache des judäischen Volkes, während im Norden bereits Kolonisten angesiedelt waren, die zum Teil aus aramäischem Sprachgebiete stammten. Ein Jahrhundert später beginnt dann der Einfluß der aramäischen Sprache sich immer deutlicher bemerkbar zu machen; schon Jeremia und Ezechiel zeigen ihn, und in der Chronik, im Buch Hiob, in einigen späten Psalmen, dann namentlich im Prediger Salomo ist er noch auffallender. Schließlich finden wir in den Büchern Esra und Daniel (letzteres 167 v. Chr. verfaßt) ganze Kapitel in aramäischer Sprache, die mit hebräischen abwechseln. So wird das Gebiet der hebräischen Sprache immer mehr vom Aramäischen überflutet; schon in der Zeit der Makkabäer darf ein Ueberwiegen der aramäischen Sprache angenommen werden. Dafür zeugen außer Daniel die im Talmud aufbewahrten Sätze des volkstümlichen Rechts aus dieser Zeit in aramäischer Sprache, weiter aramäische Gebete und liturgische Formeln, alte Weissagungsworte, unzählige Sprichwörter und Redensarten. So bezeugt denn auch Philo (Zeitgenosse des Apostels Paulus), daß die Juden das Pesachfest „in ihrer vaterländischen Sprache“ Pascha nennen; das ist aber die aramäische Form für das hebräische Pesach. Auch bei Josephus, dem jüdischen Geschichtschreiber des ersten Jahrhunderts n. Chr., ist es mehr als wahrscheinlich, daß er das Aramäische meint, wenn er von der „vaterländischen Sprache“ redet, und ebenso dürfte in der Apostelgeschichte 21, 40 unter dem „Hebräisch“ nicht etwa das alte Hebräisch zu verstehen sein, sondern die Sprache der damaligen „Hebräer“ (= Juden) im Unterschied von der griechischen Weltsprache.

Trotz alledem ist es dem mächtig vordringenden Aramäisch nicht gelungen, das Hebräische in Palästina völlig zu beseitigen. Mitten in den rastlos heranwogenden Fluten blieb ein Felsen stehen, die alte heilige Litteratur in hebräischer Sprache. Das Hebräische, die Bibelsprache, blieb die Sprache des Heiligtums. In den Synagogen wurden das Gesetz und die Propheten im Urtexte verlesen, die wichtigsten Gebete mußten ebenfalls hebräisch gebetet werden. Für die Pflege der altheiligen Sprache in ihren Kreisen sorgten die Schriftgelehrten, auch in ihrer litterarischen Produktion. Aber es fragt sich, inwieweit das Volk die Kirchen- und Theologensprache wirklich verstanden hat. Schon verhältnismäßig alte, vielleicht bis in die Zeit Jesu zurückgehende Quellen berichten übereinstimmend von der Anordnung, daß der verlesene hebräische Text von einem Dolmetscher dem Volke übersetzt werden solle. Daraus läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit schließen, daß ein Verständnis des Urtextes beim Volke nicht vorausgesetzt wurde. Man hat zum Erweis der Möglichkeit einer allgemeinen Kenntnis des Hebräischen auf die vielleicht schon zur Zeit Jesu bestehende Einrichtung der Jugendschulen aufmerksam gemacht. Aber einmal wissen wir über die damalige Verbreitung solcher Schulen so gut wie nichts, sodann scheint es ausgemacht zu sein, daß es sich in diesen Schulen nicht um einen systematischen Unterricht in der heiligen Sprache gehandelt

hat, sondern um das Einprägen wichtiger Bibelabschnitte und Gebete und einen elementaren Schreib- und Leseunterricht.

Hiernach beschränkte sich die Kenntnis des Hebräischen beim gemeinen Mann, soweit er nicht schriftgelehrt war — und das nannte man damals „gebildet" —, auf das gedächtnismäßige Festhalten einiger Sprüche, Gebete und Psalmen: im übrigen vollzog sich sein häusliches, bürgerliches, rechtliches und religiöses Leben in aramäischer Sprache. (S. 46 f.)

Demnach ist anzunehmen, daß auch für Jesus und seine Jünger das Aramäische Mutter- und Volkssprache war, daß sie vor dem Volke, von dem sie verstanden werden wollten, aramäisch predigten; ja man wird fragen dürfen, inwieweit Jesus selbst des Hebräischen mächtig war. (S. 47)

Ein wichtiger Zeuge, der die obigen Aufstellungen durchaus bestätigt, ist das Neue Testament selbst. Wir sehen hier zunächst an vielen Stellen, daß Jesu Umgebung aramäisch redet. Die Namen der auftretenden Personen, soweit sie nicht älterer oder nichtsemitischer Herkunft sind, sind aramäisch; am bekanntesten sind die mit bar (= Sohn) zusammengesetzten: Barabbas, Bartholomäus, Barjesus, Barjona, Barnabas, Barsabbas, Bartimäus. Auch Namen wie Matthäus, Zakchäus, Zebedäus, Alphäus, Verkürzungen älterer Eigennamen, sind eigentümlich aramäische Bildungen. Gut aramäisch sind Thomas, Martha, Tabitha (Apostelgesch. 9, 36; Luther: Tabea), ferner Ortsnamen wie Bethsaida, Nazara (Nazareth), Gethsemane, Golgotha (Golgatha), Hakeldama (Apostelgesch. 1, 19). Der Teufelsname Beelzebub (= Fliegengott) kommt in der aramäisch entstellten Form Bee(l)zebul (= Mistgott) im griechischen Urtext öfter vor, was bei Luther, auch in der revidirten Bibel verwischt ist. Zu den ältesten Bestandteilen des frühchristlichen religiösen Wortschatzes gehört die Formel Marana tha; sie steht 1. Kor. 16, 22, auch die revidirte Bibel hat sie statt des schlecht bezeugten Maharam motha des alten Luthertextes wiedereingesetzt: eine aramäische Wendung, höchst wahrscheinlich zu übersetzen „Unser Herr, komm!" Ebenso ist die bekannte Anrede Rabbuni aramäisch.

In dieser Umgebung hat Jesus selbst — das bezeugen ebenfalls die Evangelien — aramäisch geredet und gedacht. Vielleicht einem Zufall ist es zu danken, daß wir wissen, wie Jesus das Geld genannt hat: Mamona (Luther: Mammon). Ebenso gut aramäisch ist das in der Bergpredigt erwähnte Scheltwort Raka (Luther: Racha), d. h. „du leerer Kopf." Einigen Jüngern legt Jesus aramäische Namen bei: Simon wird Kepha(s) (= Fels), die Söhne Zebedäi werden Mark. 3, 17 Boanerges genannt (Luther, auch der revidirte Text, auf Grund einer Lesart: Bnehargem), d. h. wahrscheinlich „zornige Leute." Aber es werden uns auch ganze aramäische Sätzchen aus seinem Munde überliefert; die griechischen Christen haben sich den ursprünglichen Klang einiger der gewaltigsten Heilandsworte einzuprägen gesucht: Mark. 7, 34 steht Ephatha (Luther: Hephatha), d. h. „thue dich auf!", das Wort bei der Heilung des Taubstummen, und Mark. 5, 41 hören wir den Weckruf an das Töchterlein des Jairus: Talitha kum(i), d. h. „Mägdlein, stehe auf!" Auch im Gebet hat Jesus sich des Aramäischen bedient; es ist uns überliefert, daß er in Gethsemane seinen Gott Abba (= Vater) angeredet habe (Mark. 14, 36), ein Laut, der in die Gebetssprache auch der griechischen Christen übergegangen ist. Und selbst in der Stunde seines Todes ist ihm das Aramäische das Natürlichste gewesen: der Schmerzensruf der Gottverlassenheit ist uns in aramäischer Sprache berichtet: Eloi, Eloi, lema sabachthani (Luther, auch die revidirte Bibel, hat das Wort fälschlich in hebräischer Sprache).

So hat Jesus in den äußerlichsten wie den innerlichsten Beziehungen die Sprache seines Volkes geredet; die Vorstellung, er habe hebräisch gepredigt, ist ganz unwahrscheinlich:

Jesus sieht nicht aus wie ein Schriftgelehrter, er war kein Theologe, sondern ein Volksmann. (S. 57)

Man kann auch noch den Dialekt näher bezeichnen, der als Muttersprache Jesu in Betracht kommt. In Palästina sprach man westaramäisch, und hier ist wieder zu scheiden zwischen dem jerusalemischen, dem samaritanischen und dem galiläischen Dialekt. In der Nacht, da der Herr verraten ward, wurde bekanntlich Petrus an seiner „Sprache" als Galiläer erkannt. Das galiläische Aramäisch ist die Muttersprache Jesu. Für diesen Dialekt — freilich in einer jüngern Form — besitzen wir eine wertvolle Quelle in dem jerusalemischen Talmud, der im dritten bis vierten Jahrhundert n. Chr. zu Tiberias am galiläischen See niedergeschrieben ist; was er aus der Volkssprache mitteilt, ist galiläisch.

A Deißmann

Das Gesetz des Opfers

4. Das Gesetz des Opfers als Geistesgesetz

Wenn die Schöpfung, soweit sie ihrer selbst unbewußt ist — und das ist ja der Mensch in den meisten Augenblicken seines Lebens —, nur gezwungen dem erhabensten Gesetze Gottes dient, so kommt doch in der Geschichte der Menschheit und dem Leben des Einzelnen ein ernster, heiliger Augenblick, in dem wir uns freiwillig in hingebender Liebe darunter beugen sollen, sobald die Pflicht dazu an uns herantritt.*) Das aber ist oft und allenthalben der Fall; in markanter Weise zunächst in gewissen Berufsarten und Lebenslagen. Der Soldat stürmt dem Tode entgegen; über den Leichen der Vordersten und Tapfersten erringen die Andern den Sieg, auch sie zu jedem Opfer für das Vaterland entschlossen. Der Arzt, der Pfarrer, die Krankenpflegerin weilen auch dann am Lager des Kranken, wenn Ansteckung droht. Sie haben ihren Beruf von vornherein in dem Bewußtsein ergriffen, daß er der Natur der Dinge nach ihnen Opfer auferlegt, vielleicht das Opfer des Lebens. War es nur ein unbewußter Reiz, der sie zur Berufswahl bestimmte, so war er doch aus den edelsten Instinkten der menschlichen Natur geboren. Das ist es gerade, was diese Berufe so ehrenvoll macht. Wer das Dulce et decorum est pro patria mori nicht für sich selbst anerkennen mag, bewundert es wenigstens an Andern. Auch die Gegner der Mission und Kolonialpolitik versagen dem selbstlosen Mute des Missionars und Kulturpioniers nicht ihre Sympathie. Die That jedes Märtyrers erfüllt uns mit andächtigem Staunen, selbst wo sie für Hirngespinste vollbracht wurde. Der kälteste Egoist kommt aus der Fassung, wenn seiner Selbstsucht Aufopferung entgegengesetzt wird.

Aber in minder auffälliger Form ist das Gesetz des Opfers das Grundprinzip der ganzen christlichen Pflichtenlehre. Denn Liebe üben und Opfer bringen ist ein und dasselbe. Die von selbst wachsende Liebe ist nur die Zugabe aus Gottes gütiger Hand. Das eigentlich Christliche hebt erst mit der Opfergesinnung an, ist die gerade dort geübte Liebe, wo es schwer fällt, Zöllnern und Sündern und Feinden gegenüber. Jede entsagungsvolle Liebesthat, was ist sie anders als eine freiwillige Hemmung des Lebens, um es bei Andern zu fördern, als eine selbstgewählte Niederlage im Kampfe ums Dasein? Lieblose Menschen wollen immer nur siegen.

Doch daß wir uns nicht zu lange mit kleinen Beispielen aufhalten und darüber das größte vergessen! Das Hauptparadigma für die Geltung unsers Gesetzes ist der Opfertod Christi auf Golgatha. Er ist der Schlüssel zum Rätsel des Daseins. Er offenbart in weltgeschichtlicher Klarheit Opfer als den Sinn des Lebens und den Willen Gottes.

Auch der Kreuzestod Christi läßt sich zunächst rein kausal betrachten. Es sei im Zusammenhange dieser Erörterungen gestattet, ihn als ein Unterliegen im Kampfe ums Dasein zu bezeichnen, wennschon in einem Kampfe höchster Ordnung. Zwei Religionen standen sich unvereinbar und unversöhnlich gegenüber. Das waren die jüdische und die aus der Ewigkeit in die Zeit eintretende christliche, die eine repräsentirt vom hohen Rate, die andre von Jesus. Rechtlich und der Fähigkeit nach, ihr juristisches Recht auch durchzusetzen, war die jüdische die stärkere. So unterlag der Heiland, er erblich am Kreuz, besiegt, vernichtet. Er hatte sich in selbstgewählter Unterordnung der Notwendigkeit gebeugt. Er hatte sich freiwillig in die Gefahr begeben. Jetzt verschlang ihn der Tod.

Aber das kausale Gesetz des Kampfes ist zugleich das teleologische Gesetz des Opfers, und der zwecksuchenden teleo-

* Vgl. Robertson, Predigt über Joh. 11, 47—53.

logischen Betrachtung bietet das Kreuz auf Golgatha ein ganz andres Bild. Aus Tod wird Leben, aus Niederlage Sieg. Das Kreuz wird zum Zeichen und Sinnbild der Opferung, und nun fragen wir, erschüttert von seiner Schrecklichkeit und ergriffen von seiner Herrlichkeit, nach dem Sinne dieses Opfers. Da selbst das kleinste und unfreiwillige Opfer der unbewußten Welt nicht ergebnislos sein kann, wie sollte dann das Opfer Christi ohne Segen sein? Die Antwort des Glaubens lautet triumphirend: Das Ergebnis des Opfers am Kreuze ist das Heil der ganzen Welt! Verlangte unser Gesetz, daß immer nur der Sieger die Frucht des Sieges einheimst, so dürfte nur die jüdische Welt unter dem Segen des Kreuzes stehen. Aber gerade das Judentum hat bloß den allernächsten Zweck erreicht, nämlich den Tod des verhaßten Gegners, nicht aber die beabsichtigte Wirkung dieses Todes, nämlich Neuaufleben und Kraftentfaltung der jüdischen Religion. Die Vorsehung läßt sich nicht meistern, ihre Zwecke fallen nicht mit den kurzsichtigen Berechnungen des Menschen zusammen. Wenn schon auf dem Gebiete der unbewußten, zum Teil nicht einmal pragmatischen, sondern rein mechanischen Wirksamkeit des Opfergesetzes nicht immer der Sieger die Frucht des Opfers erntet, sondern die Gesamtheit, der Sieger wie Besiegter angehören, so ist das erst recht der Fall, wo es sich durch den freien Willen des Menschen hindurch durchzusetzen hat.

Dies nun ist eingetreten bei dem Opfertode Christi. Die ganze Menschheit ist gesegnet durch Leiden und Sterben unsers Heilands. Trafen die Berechnungen seiner Feinde nicht ein, so sind doch seine eingetroffen. Zwar starb er auch für seine Feinde und sein Volk, aber sein Herz schlug der ganzen Menschheit entgegen. So ist er auch für uns gestorben. Um dies zu begreifen, kann man ganz davon absehen, daß Golgatha der geschichtliche Ausgangspunkt war, von dem aus das Christentum auch zu uns gekommen ist, und daß wohl die christliche Bewegung in Galiläa im Sande verlaufen wäre, hätte nicht die Tragik des Kreuzes die Augen der Welt auf sich gezogen. Aber dies ist von zu formaler Bedeutung, weil es nur den äußern Gang der Geschichte bezeichnet. Ausschlaggebend ist erst im Zusammenhange dieser Erörterungen der substantielle Inhalt des Christentums. Der ist eben Opfergesinnung als Prinzip der Frömmigkeit und Pflichterfüllung. Sollte sie fortzeugend in die Menschheit eintreten, so bedurfte sie der Offenbarung durch die That des Opfers. Die bezwingt unser selbstsüchtiges Herz; sie erspart uns die Schrecklichkeit der Leiden, die Christus für die Sünden der Welt erdulden mußte, führt uns aber ein in die Herrlichkeit der Leiden, macht uns willig, frei und stark.

Ein allgemeiner Gedanke mache dies noch deutlicher. Wir können nicht nur erkennen, daß das Heil für uns durch die Opferung Christi geschichtlich vermittelt ist, und daß es bei dem eigentümlichen Inhalte des Christentums gar nicht anders sein konnte, sondern es läßt sich auch nachweisen, daß dies keine vereinzelte Erscheinung und nicht bloß hier das Gesetz des Opfers giltig ist. Während nämlich die kausale Geschichtsbetrachtung nur Ursachen und Wirkungen kennt — dies führt zur Geschichtsschreibung der Thatsachen und ihres pragmatischen Zusammenhangs —, fragt die teleologische, religiöse Geschichtsbetrachtung auf Grund des vorher festgestellten ursächlichen Zusammenhangs nach seinem Sinn und seinem Werte. Sie weiß, daß alles eine That der Vorsehung ist. Dies alles ist geschehen, um den jetzigen Zustand, dem auch wir angehören, herbeizuführen und zugleich die Zukunft vorzubereiten. Als die Athener bei Marathon siegten, als Cäsar den Streichen seiner Mörder erlag, als der Türke auf der höchsten Spitze der Sophienkirche an Stelle des Kreuzes den Halbmond befestigte, da geschah dies — so kühn ist die teleologische, religiöse Weltanschauung, der bergeversetzende Glaube! — für uns, auch für jeden von uns, der in diesem Augenblick dies Blatt Papier in Händen hält. Was Wunder, wenn auf dem Gebiete der Opferung, in deren Begriff schon von vornherein die Stellvertretung liegt, die Formel „für uns“ von besondrer Kraft ist, wenn sich die Christenheit des Verdienstes Christi getröstet und fast jedes Gebet mit den Worten schließt: propter Christum, um Jesu Christi willen?

Wir fassen die Ergebnisse unsrer Auseinandersetzung zusammen. Sie gelten für unser Denken und Handeln.

Das theoretische Resultat besteht nur für den, der schon vorher die Liebe Gottes im Weltgeschehen finden wollte, aber nicht konnte. Warum konnte er nicht? Weil er die Liebe Gottes an falschen Kennzeichen zu entdecken hoffte. Er glaubte, sie sei gutmütige Schwäche. Und wenn er dann, durch seinen Mißerfolg belehrt, sich auch zu dem Gedanken der Strenge Gottes erhob, so verdarb er diesen Gedanken wieder dadurch, daß er sie nach Analogie der menschlichen und zwar richterlichen Strenge faßte, also als juristische Gerechtigkeit. Unsre Erörterung dagegen zeigt auf Grund alter christlicher Wahrheiten, daß Liebe Opfergesinnung ist. Gott kann sie von seinen Geschöpfen, insbesondre von uns, seinen Kindern, verlangen, weil er sie selbst hat. Er hat seines eingebornen Sohnes nicht geschonet, sondern ihn dahingegeben. Seine ganze Offenbarung ist von Anfang bis zu Ende eine Opferthat, ein Sichherabbeugen zum Endlichen, ein Verlassen der seligen Sphäre der Ewigkeit. Von diesem Begriffe der göttlichen Liebe aus gewinnen wir nun neues Verständnis für die sonst rätselhafte Erscheinung des Opfers in Natur und Geschichte, und umgekehrt läutert die teleologische Natur- und Geschichtsbetrachtung unsern Gottesbegriff.

Das praktische Resultat ist dies. Gott opfert unzählige Geschöpfe und oft gerade seine liebsten und besten Kinder für das Heil der Welt. Die Gerechten leiden für die Ungerechten. Ihr Leiden hat stellvertretenden, erlösenden, heilschaffenden Wert. So soll jeder Christ hingebend die Leiden der Welt zu tragen suchen, auch wenn sie nicht als Strafe für eigne Verschuldung auf ihm liegen. Dann wird auch er in der Nachfolge Christi zur Erlösung der Welt an seinem geringen Teile beitragen. Auch auf seiner Arbeit erbaut sich das Reich Gottes. Die Mächte der Ewigkeit ragen hinein in unser vergängliches Dasein.

Dietrich Graue

Die Politik der europäischen Großmächte, insbesondre des deutschen Reiches, gegenüber den Armeniern

Wir alle haben das Gefühl, daß mit den Mitteln der spendenden Barmherzigkeit den Armeniern nicht zu helfen ist. Bevölkern wir das Waisenhaus in Smyrna mit fünfzig Waisenkindern, das in Brussa mit ebensovielen, bauen wir dazu noch ein drittes für die doppelte Anzahl, so sind von den auf Zehntausend nicht zu hoch geschätzten armenischen Kindern, die durch die Massacres des letzten Winters vater- und mutterlos geworden sind, nur ein geringer Teil gerettet. Und während wir hier bei einer wenig durchdringenden Rettungsarbeit sind, mordet der Türke unabläßig weiter, auch dort wo es am friedlichsten zugeht: springen einmal hier oder da drei, fünf, zehn Armenier über die Klinge, so kräht kein Hahn darnach, geschweige ein „christlicher“ Konsul oder eine „christliche“ Großmacht oder auch nur eine „christliche“ Zeitung. Aber auch umfangreichere Gemetzel bleiben an der Tagesordnung, von denen zu berichten doch selbst unsre hierzu so widerwillige Tagespresse nicht umhinkann. Mithin mögen wir mit dem Liebeswerke an den armenischen Waisen noch so vorankommen: der türkische Fanatismus wird uns in dem Eifer, neue Waisen zu machen, immer den Vorsprung abgewinnen.

So treibt die Sympathie mit den unglücklichen Verfolgten immer wieder zu der Frage: warum thun die sogenannten christlichen Großmächte nichts? Und es ist keineswegs nur die Verpflichtung der Humanität, die sie nötigen sollte einzugreifen. Sondern es steht schwarz auf weiß geschrieben, daß sie es schuldig sind, im Berliner Vertrage von 1878.

Damals, vom 13. Juni bis 13. Juli, tagten im Berliner Reichskanzlerpalais unter dem Vorsitz des Fürsten Bismarck Vertreter der sechs Großmächte und der Türkei. Sie einigten sich über eine Abänderung des zwischen Rußland und der Pforte am 3. März 1878 abgeschlossenen Friedensvertrags von San Stefano. Unter den 64 Artikeln, die am 13. Juli von sämt-

lichen Bevollmächtigten unterschrieben wurden, befand sich einer, der auch der Armenier gedachte. Er lautet wörtlich wie folgt:

Art. 61. Die hohe Pforte verpflichtet sich, ohne Zeitverlust alle Ameliorationen und Reformen einzuführen, welche die lokalen Bedürfnisse in den von Armeniern bewohnten Provinzen erfordern, und ihre Sicherheit gegen die Tscherkessen und die Kurden zu garantiren. Sie wird in bestimmten Zeiträumen den Mächten Kenntnis von den zu diesem Zwecke getroffnen Maßregeln geben, und diese werden deren Ausführung überwachen.*)

Vergleicht man mit dem bindenden Wortlaut dieses Berliner Friedensparagraphen das Verhalten der Großmächte angesichts der armenischen Greuel, so kann man nicht umhin, die Politik für die treuloseste aller Künste zu erklären. Was sind geschriebne Verträge, wo kein Vorteil empfiehlt und keine Not zwingt, sie zu halten!

Halten wir uns bei Rußland, England und Frankreich nicht lange auf. Rußland hat mit Bulgarien so schlechte Erfahrungen gemacht, daß es keine Lust hat, sich in Kleinasien ein zweites Bulgarien zu schaffen. Seine Beziehungen zur Pforte sind ausgezeichnet; der Apfel, den es einst brechen will, reift; inzwischen giebt es im Osten Asiens Dringenderes zu thun. Frankreich steht zwar im Besitz der ehrenvollen Ueberlieferung, Beschützer der Christen im Orient zu sein; aber so gern es sich gelegentlich darauf besinnt, hier ist die Gelegenheit nicht günstig, die Freundschaft mit Rußland gebietet Zurückhaltung. England griffe wohl mit Vergnügen fest zu, aber die Aussicht mit Rußland in Krieg zu geraten ist nicht verlockend, und so buhlt es lieber mit Rußland um den größern diplomatischen Einfluß in Konstantinopel. Damit ist aber heute nicht weit zu kommen, wenn man sich Armeniens anniumt. Und wenn einmal um der Armenienfreunde in England willen eine kräftige Note an die Pforte gerichtet wird, die dann im Gelb- oder Grünbuche prangt, so folgt der Note ein vertrauter Bote auf dem Fuße, der dem bestürzten Sultan versichert, es sei nicht so schlimm gemeint, das Londoner Kabinett habe nur aus gewissen Rücksichten etwas thun müssen.

Richten wir unsre Erwägungen auf die Politik des deutschen Reiches. Gewiß ist unser Reich in der bevorzugten Lage, daß es die orientalischen Wirren zunächst und unmittelbar gar nichts angehen. Aber ein wenig näher gerückt sind wir dem Oriente doch, als in den Tagen von Fausts und Wagners Osterspaziergang, wo man nur eben ein Sonn- und Feiertagsgespräch daraus machte, wenn „hinten, weit, in der Türkei“ die Völker auf einander schlugen. Unsre Macht, unser Ansehn ist gewachsen, und wir haben auch zur Entscheidung der türkischen Frage ein Schwert in die Wagschale zu werfen. Brauchen es darum nicht gleich zu zücken; aber unser Kaiser, unser auswärtiges Amt, unsre Botschafter haben dadurch eine entsprechende Macht und Verantwortung. Das wissen die Völker der Türkei auch. Und wenn nun in Berlin unter deutschem Schutz jener Kongreß stattgefunden hat, der den Armeniern den Artikel 61 brachte, ist es ein Wunder, wenn sie heute vielleicht von niemandem so sehnsüchtig und zuversichtlich das erlösende Wort erwarten wie von unserm Kaiser?

Zugegeben, es steckt ein groß Teil Phantastik in dieser Hoffnung. Vielleicht gar ein Nachwehen altbyzantinischer oder -römischer Kaiserherrlichkeit, von der wir nur sagen können: Vestigia terrent. Aber der Friede von 1878 heißt der Berliner Friede und ist von den Völkern des Orients als ein Werk Deutschlands aufgefaßt worden, das ist und bleibt der Hauptgrund jener Erwartungen. Und die Frage drängt jedenfalls zur Prüfung: warum ist unsre deutsche auswärtige Politik angesichts der armenischen Greuel so unthätig und erfolglos?

1. Der Grund könnte sein: Freundschaft mit dem Türken, Vertrauen auf eine im Anbruch begriffne innre Erstarkung des osmanischen Reichs. Wenn ich nicht irre, vertritt die Kölnische Zeitung, die ich nicht lese, zuweilen diese Meinung. Ich halte

*) Der Wortlaut des Berliner Friedens findet sich in Schultheß' Europäischem Geschichtskalender, 19. Jahrg., S. 114—123. Ueber den ebenfalls sehr hierhergehörigen Artikel 62 noch ein Wort in nächster Nummer.

mich an einen Artikel des Deutschen Wochenblatts (Nr. 24). Darnach ist die „Autorität des Sultans und der Pforte“ in dem osmanischen Reiche heute der einzige stabile Punkt, für dessen Festhaltung und Stärkung wir uns interessiren sollen. An dem „ehrlichen Willen,“ ja sogar der „Energie des Sultans und seiner Regierung,“ „die Gemüter zu beruhigen“ und „gemäß den auf dem Spiele stehenden türkisch-nationalen und den internationalen Interessen“ Reformen zu fördern, ist nicht zu zweifeln. Die armen Türken werden nur immer wieder von außen, insbesondre von England her, an der Durchführung ihrer Völkerbeglückungspläne gehindert. Daß Rußland an diesen Störungen sich zu beteiligen augenblicklich keine Zeit hat, berechtigt aber zu der Erwartung, „daß die Türkei jetzt endlich einmal für längere Zeit auch von allen andern Seiten vor störenden Beunruhigungen geschützt sein wird und so in die Lage gelangt, sich neu zu kräftigen und zu konsolidiren.“ — So versichert der Verfasser jenes Artikels im Deutschen Wochenblatt. Er zieht die Augenbrauen hoch und redet wie ein ganz gewiegter Diplomat und Kenner. Sieht man näher zu, so beschränkt sich alles Thatsächliche, was er zur Weckung unsrer Sympathie für die heutige Türkei beibringt, auf das „vorwiegend durch deutsche Militärs“ reformirte, „trefflich bewaffnete und wohl disziplinirte Heer.“ Die gute Disziplin hat sich ja in Grausamkeiten gegen Armenier, Kreter u. a. zur Genüge bewährt.*) Und daß wir dem Türken seine Soldaten ausbilden, also einer barbarischen und zur Katastrophe reifenden Macht ein gefährliches Werkzeug in die Hände spielen, offenbart sich immer mehr als ein beklagenswertes Aergernis. Zum mindesten darf es nicht die Folge politischer Gemeinschaft nach sich ziehen, kann es keinerlei Freundschaft zwischen dem deutschen Reich und der Pforte statuiren.

2. Können wir die Zurückhaltung unsers Kaisers und unsrer auswärtigen Politik uns nicht aus freundschaftlicher Zuneigung oder erwartungsvoller Zuversicht zur Pforte erklären, so mögen wir ihr auch nicht eine direkte Spekulation auf das türkische Erbe unterschieben. Es ist ja gewiß Recht und Pflicht des Staatsmannes, weitausschauende Vorteile rechtzeitig in Rechnung zu ziehen. Und es fehlt nicht an großen und kleinen Politikern, die auch für unser deutsches Volk von dem Zusammenbruch der Türkei Lust und Licht erhoffen. Je mehr sie sich dort einander totschlagen, desto besser für uns. Es wird Raum im Orient; wir erst werden die Scholle richtig nützen. — Man darf ja darüber seine eignen Zukunftsgedanken haben. Baut man aber auf diese Erwägung seine Staatskunst auf, so ist das eine Schlechtigkeit. Eine solche Politik steht nicht höher als die der Pforte selbst, wenn sie, um sich von den unbequemen Elementen zu befreien, die eignen armenischen Unterthanen niedermetzeln läßt. Ob sie das Volk vernichten will (Nr. 23 d. Bl.) oder nur dezimiren und also in Schwachheit erhalten (Nr. 27), bleibt sich politisch und moralisch genommen völlig gleich. Für die Armenier ist das auch gleich. Ich halte aber unsre deutsche Politik einer so blutigen Spekulation nicht für fähig. Ein wenig Idealisten werden wir doch immer bleiben, sonderlich wo der Nutzen für uns nicht so leicht in die Augen springt. Wir können also von hier aus das Verhalten unsrer Staatsmänner nicht erklären.

3. Auch darüber wird man an unserm Hofe und in unserm Kanzlerpalais zur Genüge klar sein, daß die armenischen Greuel nicht von diesem Volke selbst verschuldet sind, mit andern Worten, daß es sich nicht um eine Revolution handelt. Das mögen noch so viel Tagesblätter, zum Teil betrogne Betrüger, ihrem un-

*) Ein Korrespondent der Frankfurter Zeitung berichtet aus Kanea auf Kreta: „Kaum waren wir [am Pfingstmontag] zu Hause angelangt, als der Kampf von neuem losging, und zwar viel heftiger als am vorhergehenden Tage, denn in der Nacht waren einige Truppen in der Suda Bay angekommen, deren Aussehen geradezu unbeschreiblich war. Diese Soldaten kamen von Zeitun und Armenien, mit einer leicht erklärlichen Wut gegen die Christen. Sie glaubten auch hier wie in Armenien morden und plündern zu können. Es befanden sich unter ihnen Leute, die Beutel voll Gold, Ringe und andre Schmucksachen nebst Siegestrophäen, in abgeschnittenen Ohren, Nasen und Fingern bestehend, mit sich herumtrugen.“

mündigen Publikum weiß machen, es wird dadurch nicht wahrer. Die Existenz der Hentschakisten, einer zu allem entschlossenen und fähigen Schar armenischen Stammes, beweist für den revolutionären Charakter des armenischen Volkes so wenig, wie die Existenz der deutschen Anarchisten und der russischen Nihilisten für den revolutionären Charakter des deutschen und russischen Volks. Thatsache ist dagegen, daß Ermordungen und Hinrichtungen einzelner Armenier, auch ganz erhebliche Metzeleien zu allen Zeiten vorgekommen sind. Wir erinnern an die Mitteilungen, die wir darüber bereits im Jahre 1894 (Nr. 40—42) in unserm Blatte gebracht haben. Auch die entsetzliche Marter- und Märtyrergeschichte, die wir einem unanfechtbaren Gewährsmann in Nr. 3 d. Js., Sp. 84 f. nacherzählt haben, datirt aus der Friedenszeit, der Zeit normaler Zustände, wie sie den Armeniern bis Herbst vorigen Jahres beschieden gewesen sind. Man stelle doch seine eigne Unwissenheit nicht bloß, indem man behauptet, dieses unter Jahrhunderte langem Druck schwach und elend gewordne Volk habe sich gegen die Türkei erhoben, um endlich die lange versagten Freiheiten sich zu erkämpfen und etwa gar ein unabhängiges Großarmenien zu schaffen. Wahr ist daran nur Doppeltes. Es giebt kleine gebirgige Bezirke, in denen die Armenier sich noch eine kriegerischere Art und eine verhältnismäßige Unabhängigkeit bewahrt haben, wie z. B. in und um Zeitun. Und es sind noch anderwärts die Not und die tägliche Marter so groß geworden, daß die getretnen und gequälten Leute, die mitten unter waffenstarrenden und waffengeübten Nachbarn keine Waffen tragen durften, auch einmal zur Waffe gegriffen haben, ihr Leben, ihr Gut und ihrer Frauen und Töchter Ehre zu schützen. Was aber in diesem Sinne uns (wie neuerdings aus Wan) mag berichtet werden — und vielleicht werden wir dergleichen unter der wachsenden Verzweiflung noch mehr erleben — berechtigt nicht, auf den Ursprung der Sache gesehen, von einer „armenischen Revolution" zu reden. So klug ist man in Berlin auch, daß man das weiß, und höchstens mag der Schein, als wären die Armenier Aufrührer, unserm auswärtigen Amte willkommen sein, damit es dem deutschen Michel gegenüber einen Vorwand seiner Unthätigkeit habe, wenn der Gutherzige anfangen will mitleidig zu werden.

4. So bleibt nur eine zureichende Erklärung unsrer Politik gegenüber der Türkei und Armenien. Man kennt das osmanische Reich nur zu gut und weiß daher: sie ist „als Ganzes wie im einzelnen nicht reformfähig."*) Die türkische Regierung hat vermutlich den guten Willen nicht, zu reformiren; aber wenn sie ihn auch hätte, so kann sie es nicht. Es fehlt ihr dazu an allem: wie an einer Reformen fördernden oder nur ertragenden Religion, so an Geld, Männern, Organen, irgend ersprießliche Neuerungen einzuführen. Man sagt oft, die Mächte zögerten nur darum, dem Graus, der da türkisches Reich heißt, ein Ende zu machen, weil sie nicht wüßten wie teilen. Nun, diese Scheu ist begreiflich. Denn es wird ebenso schwer sein, sich über die richtige Teilung zu vertragen, wie es schwer sein wird, das Erbe anzutreten und die neuen Pflichten recht zu erfüllen. Aber nicht nur um dieser begreiflichen Scheu willen, sondern auch weil die Entwicklung noch nicht so weit gediehen ist, handelt es sich augenblicklich eben noch nicht ums Teilen. Dann aber ist es in der That eine verzweifelte Lage für die europäische Diplomatie. Sie sehen in der Türkei einen Bau vor sich, der so mürbe und morsch ist, daß er keinen Nagel mehr hält. Kein Rat, keine That, die nur etwas schaffen und erzielen könnten. Die Botschafter mögen Reformen verlangen, sie mögen drohen: Ultra posse nemo obligatur. So verursacht die Unfähigkeit der Türkei die Ohnmacht der europäischen Staatskunst in jeder großen türkischen Frage.

Ueber die sonstigen Ursachen türkischer Regierungsunfähigkeit schreiben ja wohl die Zeitungen zuweilen ein aufklärendes Wort. Wie aber die türkische Religion, der Islam, mit die

*) Frankfurter Zeitung Nr. 165. Die Frankfurter Zeitung verrät keine besondern Sympathien mit den Armeniern und hat, verglichen mit ihrem sonstigen vortrefflichen Nachrichtendienst, spärlich genug über die dortigen Vorgänge berichtet; aber sie verhüllt und beschönigt doch nicht aus Rücksicht auf unsre politische Freundschaft mit dem goldnen Horn die türkischen Zustände.

Hauptschuld trägt, dafür nur ein Beispiel. In Saloniki wurden vor einigen Jahren der deutsche und französische Konsul ermordet. Die betroffnen Staaten forderten Bestrafung, also natürlich Hinrichtung der Schuldigen. Das gestattete aber das türkische Staatsgesetz nicht. Denn nach dem Koran giebt es für einen Moslem, der einen Ungläubigen tötet, keine Todesstrafe. Die Regierung in Konstantinopel konnte das ihren gläubigen Unterthanen nicht anthun, daß sie jene Christenmörder hinrichtete. Sie sah aber ein, daß sie es doch thun müsse. Wie half sie sich? Sie bat Frankreich und Deutschland, sie möchten doch einige Kriegsschiffe an Ort und Stelle schicken, damit sie durch diese drohende Demonstration entschuldigt dem Verlangen der Mächte nachgeben könne. So geschah es. Die Mörder wurden gerichtet, und die türkische Regierung blieb vor den Moslemin gerechtfertigt: sie hatte unter offenbarem Zwang gehandelt.

Mit einer solchen Regierung ist in der That schwer etwas zu machen. Jetzt in Kreta haben wir ja einen regelrechten Aufstand. Vermutlich werden die Aufständischen ihr Ziel erreichen oder doch erkleckliche politische Vorteile davontragen. Dafür interessirt sich Europa, dafür hat auch gemeinhin der Zeitungsphilister ein Herz. Wie kommt das? Erstens weiß jeder, wo und was Kreta ist. Zweitens handelt es sich um Griechen. Da ist schon ein europäischer Staat, wenn auch ein kleiner, unmittelbar beteiligt. Im Notfall, wenn Kreta wirklich von der Türkei abbröckelt, weiß man doch einigermaßen, wohin damit. Man kann den Kretern auch ein gewisses Maß von Selbstregierung zutrauen. Und kurzum, da werden unsre Diplomaten schon Rat wissen, wenn nur die Kreter klug vorgehen und vor allem tapfer siegen.

Aber die armen Armenier? Das Volk wohnt zerstreut in der ganzen Welt fast wie die Juden. In Persien sollen ihrer 100000, in Rußland 800000, in der europäischen Türkei 400000 wohnen. Im eigentlichen türkischen Armenien schätzt man ihre Zahl sehr verschieden: zwischen einer und fünf Millionen schwankt ihre Zählung. Schon das zeigt, wie unbekannt und wie schwer zugänglich Türkisch-Armenien ist. Wer weiß und sieht, was dort vorgeht? Und die es wissen, Konsuln u. dgl., dürfen nur reden, was ihre Behörden zu reden gestatten. Die Türken lassen Unberufne, d. h. Unparteiische, in jene Gebiete nicht herein. Bezeichnend genug für die politische Lage von heute ist, daß noch am ehesten ein Russe Einlaß bekommt, er gilt den türkischen Beamten schlechthin als Freund. Auch der Deutsche genießt ein ähnliches Privilegium, doch dorthin, wo es am blutigsten zugeht, wie in den Bezirk von Urfa, läßt man ihn auch nicht. Die geographische Abgeschlossenheit Armeniens wird von der Regierung noch künstlich verstärkt, indem sie jenen Landesteilen die notwendigsten Verkehrswege und -Mittel planmäßig versagt. Es ist ja unglaublich, wie spärlich die Nachrichten von den armenischen Greueln zu uns gedrungen sind. Bis heute gilt das. Wenn man diese Fülle von Nachrichten über Kreta damit vergleicht! Was aber nicht recht an die Oeffentlichkeit kommt, damit, so scheint es, meint auch unsre Diplomatie sich nicht so ernstlich befassen zu müssen. Jedenfalls kann alles Uebelwollen ebenso wie jede Trägheit und Ohnmacht sich hinter die Unsicherheit des Nachrichtendienstes zurückziehen. Die Botschafter in Konstantinopel wissen natürlich ganz gut Bescheid. Aber sie brauchen nicht mehr zu wissen, als sie wollen. Für Diplomaten eine sehr angenehme Position. Wie viel wüßten wir denn von der wahren Lage in Armenien, wenn die amerikanischen Missionare nicht dort wären?

Diese amerikanischen Missionare haben sich als eine durchaus sichere Quelle für die Erkenntnis der Thatsachen erwiesen. Nachdem sie geredet haben, sind die Konsuln und, wenigstens in England, auch die Minister nachgefolgt. Vielleicht kann man den Armeniern keinen größern Dienst erweisen, als wenn man den Bann des Verschweigens und Vertuschens, an dem fast unsre ganze deutsche Tagespresse sich mit schuldig macht, brechen hilft. Art, Dauer, Umfang der von den Türken begangnen Scheußlichkeiten muß im christlichen Europa endlich erst einmal bekannt werden: wie soll sich sonst eine lebendige öffentliche Meinung bilden, mit der auch die Regierungen rechnen. Kein Zweifel, jeder Mollah predigt in

der Türkei: Es ist jetzt Djehad (Religionskrieg) gegen die armenischen Christen! Und der sonst friedliche und feige Muselman gerät darob in jenen unheimlichen Fanatismus, der keinen Halt und kein Mitleid kennt. Täglich kommen auch jetzt Hiobsposten aus jenen Gebieten; sind sie scheinbar unbeträchtlich gegenüber dem, was der vorige Winter brachte, so werden sie vermutlich unbeträchtlich sein auch gegenüber dem, was der nächste bringen wird. Es ist dem Türken das letztemal viel zu gut ausgegangen, als daß ers nicht fröhlich so weiter treiben sollte.*)

Und hier liegt nun doch das Empörende an der europäischen und auch der deutschen Politik gegenüber den Armeniern. Mag es schwer sein, an das türkische Wesen zu rühren, sodaß nichts andres übrig bleibt, als mit Ratschlägen und Drohungen sich zu begnügen: man hat den Eindruck, daß in der armenischen Sache überhaupt keine ernstliche Aktion stattgefunden hat. Man strafe uns Lügen, wir wollen gern unsern Irrtum eingestehn. Aber wir haben den Eindruck, daß — im Gefühl augenblicklicher Ratlosigkeit und Ohnmacht — die europäischen Staaten, Deutschland an der Spitze, den Artikel 61 des Berliner Friedensvertrags schmählich gebrochen haben.

Die Armenier sagen: ein einziger Brief unsers Kaisers an den Sultan, und ihre Leiden würden wenigstens gelindert sein. Sie glauben das und berufen sich dabei auf ihre intime Kenntnis türkischer Personen und Zustände. Wir können das nicht beurteilen, aber wir sind so naiv, es nicht für unmöglich zu halten, daß ein persönliches Wort unsers Kaisers hier eine rettende, helfende oder doch lindernde Wirkung ausüben könnte. Ein hochgestellter evangelischer Geistlicher hat zwar gesagt: Wir wissen ja gar nicht, was unser Kaiser für die Armenier gethan hat! Dann müßten wir also annehmen, daß ein vom Kaiser gethaner Schritt vergebens gewesen wäre — und das fällt uns schwer. Eher halten wir eine Aeußerung des Kaisers — wenn auch nicht in dieser Form! — für möglich, wie sie die Daily News neulich wiedergab: denn sie entspricht der thatsächlichen Haltung unsrer deutschen Orientpolitik, soweit sie am Tage liegt, und ihrer Tradition von Bismarck her. Gewiß keine schlechte Tradition, aber alles hat seine Grenzen. Wenn der türkische Fanatismus Hekatomben von Menschenopfern fordert, so wird eine praktische, nüchterne, realistische Politik an den Forderungen der Humanität, die sich daraus ergeben, nicht vorübergehen dürfen. So etwas rächt sich früher oder später. Wir sind auch überzeugt, daß die Mächte, wenn der nächste Winter neue Massenmorde bringt, sich zu irgend einem Schritt aufraffen. Also genügen 70000 ermordete Armenier nicht, um die äußerste Kunst in Bewegung zu setzen — es müssen andre 70000 hinzukommen?**) Ein christlicher Gouverneur in Zeitun thuts freilich nicht. Aber etliche Beobachter mit fremder Autorität in die gefährdetsten Städte und Bezirke stationirt, das würde schon viel helfen Licht in das Dunkel der armenischen Berge und Quartiere, damit der türkische Fanatiker sich dort nicht gar so zu Hause fühlt! Nun, unsre Diplomaten werden, wenn sie wollen, andre Mittel und Wege finden, nicht, organische Reformen einzuführen — dazu ist die Türkei nicht willig noch fähig —, aber die christlichen Armenier in ihrer steten Todesangst zu schützen, daß sie nur wieder freier atmen und wieder an Gerechtigkeit und Treue der christlichen Mächte glauben.

*) Vielleicht, daß sich diese Prophezeiung nicht buchstäblich erfüllt. Vielleicht bedarf es im nächsten Winter des Säbels und der Flinte nicht. Schon jetzt hungern vielerwärts armenische Frauen und Kinder, nähren sich von Gras u. dergl. Eine allgemeine Hungersnot mit allen ihren Schrecken wird also im nächsten Winter mit Sicherheit Tausende und Abertausende dahinraffen. In dem Vernichtungs- (oder Dezimirungs-) plan der türkischen Regierung spielen Hungersnöte seit Jahrzehnten ihre fürchterliche Rolle. Es gehört zu den raffinirten Fündlein türkischer Staatskunst, daß sie von den Armeniern die Steuern in manchen Gegenden nicht in Geld annimmt, sondern Getreide fordert, damit der Mangel desto sicherer eintrete. Eisenbahnen, ihm rechtzeitig entgegenzuwirken, giebt es ja nicht.

**) Im armenischen Patriarchat in Konstantinopel wird die Zahl der seit dem Herbst hingemordeten Armenier auf mehr als 100000 berechnet, die Zahl der zum Islam übergetretenen auf 45000. Man darf schließen, daß jene Zahl ein wenig zu hoch, diese zu niedrig gegriffen ist.

Genug für heute. In nächster Nummer müssen wir die vorstehenden Ausführungen noch an einigen Punkten vertiefen und ergänzen. Unser Blatt steht so einsam in der Vertretung der armenischen Sache, daß unsre Leser sichs gefallen lassen müssen, wenn wir immer und immer wieder darauf zurückkommen. Auf das heute Gesagte kann aber Jedes leicht eine Probe machen. Man versuche, diesem Artikel oder einem Stück oder Auszuge daraus in unsrer Tagespresse Eingang zu verschaffen. Es wird nicht gelingen. Die Ausnahme wird die Regel nur bestätigen. Unwissenheit und politisches Vorurteil haben sich gegen jenes unglückliche Volk verschworen. Wir rechnen aber darauf, daß unsre Leser selbständig genug sind, sich diesem unleidlichen Bann nicht zu fügen. Auch eine eifrige Fortsetzung der Sammlungen wird zur allmählichen Korrektur unsrer öffentlichen Meinung dienen. R

Verschiedenes

(Ein Wort, das auch heute noch paßt) fand ich kürzlich in einer geistreichen kleinen Schrift aus dem Jahre 1799. Es ist dem offnen Briefe eines Theologen an einen Politiker entnommen. Ich will es hersetzen.

„. . . Diese Gegenstände aus dem praktischen Leben sind recht dazu gemacht, einen ehrlichen Menschen zu quälen. Sie freilich nicht, aber uns andre, die wir nichts thun können, als darüber denken und reden, das beides heutzutage nichts gethan heißt. Auf allen Seiten stößt man sich — damit der prächtige Vorteil, daß man nicht im leeren Raum [der Spekulation] herum fährt, doch durch etwas aufgewogen werde — an den scharfen Ecken und an den rauhen Stellen des Zeitalters wund; und wenn man nun etwas gedacht zu haben meint und es sagen will, so kommt Ihr Politiker und beweist uns mit geheimnisvoller und vornehmer Miene, daß wir die ganze Sache nicht verstehen dürfen, die doch gewöhnlich von der Art ist, daß man mit Recht fordern kann, jeder verständige Mensch solle sie verstehen. Haben Sie mir es doch oft selbst so gemacht, und in dieser Sache ist es ja schon seit langer Zeit das große Losungswort der Staatsmänner. . . . Wenn es schon faule Vernunft ist, etwas Wünschenswertes deshalb für unmöglich zu halten, weil es bisher noch nicht hat gelingen wollen: wie sollte es nicht eine unverantwortliche Feigherzigkeit sein, dasjenige, was nicht nur für wünschenswert, sondern für notwendig erkannt ist, jetzt, da es nicht nur in andern Ländern bereits ins Werk gerichtet ist, sondern da auch unser Staat einen lobenswerten Versuch damit gemacht hat, bloß deswegen aufzugeben, weil die Bedingungen, unter denen es in diesen ersten Versuchen zustande gekommen ist, für uns teils nicht wünschenswert, teils nicht möglich sind. Wer zu der endlichen und genugthuenden Lösung dieser Aufgabe nicht auf eine direkte Art beitragen will, indem er neue Vorschläge thut oder Schwierigkeiten zu heben sucht, die man bis jetzt nicht überwinden konnte, der muß (wenn man ihm nicht sagen soll, er würde besser geschwiegen haben) wenigstens indirekt dazu mitwirken; er muß die gegenwärtige Lage der Dinge angreifen, das Unzusammenhängende und Widersprechende in dem jetzigen Betragen der sogenannten christlichen Staaten hervorziehen und in irgend ein neues Licht stellen; er muß irgend ein Reizmittel applizieren, um sie womöglich aus ihrer Trägheit aufzukitzeln, damit sie auch von ihrer Seite endlich anfangen, Vorschläge zu thun und — was sie allein imstande sind — auch sogleich zum Werk zu schreiten . . .“

So schrieb ein Prediger an der Berliner Charité, zwar nicht über die Sozialreform, auch nicht über die armenische Frage, aber über eine der brennendsten politischen Fragen jener Zeit, die Emanzipation der Juden. In diesen Sätzen begründete er die Aufgabe einer „politischen Theologie.“ Gewiß war er ein „politischer Pastor.“ Er hieß Friedrich Schleiermacher. E F

(Dürfen wir hoffen?) In der Neujahrsnummer des Jahres 1894 hatten wir die Frage aufgeworfen, ob nicht im Hinblick auf Galater 2, 9 in unsern kirchlichen Verhältnissen ein brüderliches Zusammenwirken der „Altgläubigen“ und „Modernen“ unter voller gegenseitiger Anerkennung möglich wäre. Wie weit sind wir heute nach zwei und einem halben Jahre? Dürfen wir hoffen, daß es vorwärts geht?

Aus Frankreich kommt ermutigende Nachricht. Die Generalsynode der reformirten Kirche hat kürzlich in Sedan getagt und sich mit einer Vorlage beschäftigt, die dahin geht, eine „Brüderliche Konferenz“ ins Leben zu rufen, auf der die Vertreter der „Evangelikalen“ und der „Liberalen“ zusammenkommen sollen. Die beiden Parteien hatten sich 1872 infolge von Differenzen in der Bekenntnisfrage getrennt. Die Synode hat die Vorlage angenommen und sich dahin ausgesprochen,*) „daß eine gemeinsame Versammlung dieser Art den Protestanten der verschiedensten Richtungen zur Förderung dienen würde, sowohl bei der Wahrung gemeinsamer Interessen, als auch bei der Abwehr der Angriffe, denen sie ausgesetzt sind, und bei der Bekämpfung der Bestrebungen, die auf die Korrumpirung des reformatorischen Geistes ausgehen.“

Die Funktionen dieser neuen Gründung sind genauer in einer Erklärung bestimmt, in der es heißt: „Es ist in diesen unruhigen Zeiten uns allen ein lebhaft empfundnes Bedürfnis, trotz aller religiösen und kirchlichen Differenzen unsre protestantische Brüder-

*) Wir berichten nach der Christian World vom 18. Juni.

lichkeit zu bekunden.*) Es ist daher wichtig, diese Differenzen, anstatt sie unheilbar zu machen, zu mildern, und wenn möglich auf ihr Verschwinden hinzuwirken durch geflissentliches Vermeiden alles dessen, was provoziren oder trennend wirken könnte. Das, was wir wirklich brauchen, ist ein Gefühl für die allen Kindern der Reformation gemeinsame patriotische Pflicht, uns gegen die Angriffe, die der Protestantismus erfährt, zur Wehr zu setzen und vor allen Dingen den Kampf gegen Unglauben und Unsittlichkeit aufzunehmen. So will denn die »Brüderliche Konferenz«, während sie trennende Fragen vermeidet, die Einheit der reformirten Familie durch die Gründung einer Art von Familienkonzil, eines Komitees für die gemeinsamen Rechte und Interessen der Protestanten, zum Ausdruck bringen, zu welchem Zwecke sie eine Reihe periodisch wiederkehrender Versammlungen veranstaltet."

Auch England bot in diesem Frühjahr ein ähnliches Beispiel erfreulichen Zusammenwirkens der verschiedensten Richtungen.**) Methodisten, Kongregationalisten, Baptisten, Quäker und wie die nonkonformistischen Denominationen sonst heißen, ließen alle ihre Besonderheiten und Meinungsunterschiede dahinten um der gemeinsamen Arbeit willen in einem „Nationalkonzil der Freikirchen." Und doch giebt es auch in jenen Kreisen, wie bei uns, sehr deutliche Unterschiede in der Beurteilung des Dogmas und der kirchlichen Bekenntnisse.

Daß die Generalsynode der reformirten Kirche in Frankreich sich zu jener Vorlage bekannte, war eine That, die dem französischen Protestantismus Ehre macht. Diesmal ist Frankreich in Sedan uns Deutschen überlegen gewesen — an brüderlicher Gesinnung unter den Protestanten. P J

(Kaiserswerther Flugschriften: Aus Armenien und Für Armenien) Mit großer Freude begrüßte ich diese Flugschriften, leider kann ich sie aber nur mit Vorbehalt empfehlen. Drei Hefte liegen vor, je zu 10 Pfgn. Sie sind erschienen im Verlage der Diakonissenanstalt Kaiserswerth und führen sich auf dem Titel als Sonderabdrücke aus dem Armen- und Krankenfreund ein. Es fehlt diesen Sonderdrucken leider an einer geschickten sachkundigen Redaktion. Heft 1 ist ziemlich ungeeignet, von unsrer Pflicht gegen die Armenier eine richtige Vorstellung zu wecken. Und das ist doch sehr notwendig, denn so wie D. Dissellhoff auf der ersten Seite schreibt, daß „die Drangsale der Armenier kein Herz kalt lassen," steht es leider nicht. Diesem Vorwort folgt als erstes Stück eine Schilderung der Belagerung von Zeitun, eine grausige Kriegsgeschichte. In Zeitun waren die Armenier bekanntlich ausnahmsweise in der Lage, den Kampf gegen die Türken mit gleichen Kräften und einigem Erfolge aufzunehmen; überall sonst auf dem weiten Gebiete der armenischen Greuel tritt die Schuldlosigkeit und Wehrlosigkeit des armen Volkes ganz anders zu Tage. Mitteilungen andrer Art folgen denn auch alsbald, aber zu einem nähern Verständnis der Vorgänge wird man — in Heft 1 zunächst — nicht angeleitet. Urfa wird abgekürzt in U: ganz ohne Grund, denn man hat ein Recht, klaren Bescheid zu wissen, und zu schützen ist durch solche Zurückhaltung nichts und niemand. Heft 2 ist schon besser, reichhaltig an kurzen Schreckensgeschichten. Sehr gut endlich ist Nr. 3. Es giebt erst einen Bericht über die unsern Lesern nicht unbekannten Schwierigkeiten, armenische Waisenkinder nach Smyrna zu bekommen, dann die Lebensgeschichte des Märtyrers Hopoß Abouhajatian, evangelischen Pastors in Urfa. Hier endlich fehlen nicht ganz geographische, geschichtliche und sonst unterrichtende Hinweise. Diesen Dienst müssen doch solche Flugschriften uns thun, daß Verhältnisse, Art und Vergangenheit des bedrängten Volkes uns vertraut werden. Ich entnehme dem Heft folgende Anmerkung: „Die Amerikaner (American Board) haben seit 1819 eine ausgedehnte Missionsarbeit in Kleinasien und besonders auch in dem Teil, der vorzugsweise der Schauplatz der armenischen Wirren ist. In Kleinasien arbeiten in 3 Missionsdistrikten auf 14 Haupt- und 268 Nebenstationen 45 amerikanische mit 90 eingebornen Geistlichen und 529 eingebornen Lehrern. Zu 111 Kirchen gehören 11835 Gemeindeglieder, und 19812 Knaben und Mädchen besuchen die verschiednen höhern und niedern Schulen." Ich verstehe das so, daß diese protestantischen Pfleglinge der amerikanischen Mission in Kleinasien nur zum Teil, aber zum großen Teil Armenier sind.***) — Wir wünschen den Kaiserswerther Flugschriften, denen wir durch unsre Kritik nur dienen wollten, glückliche Fortführung und Verbreitung. R

(Vorläufige Anzeige) Soeben ist erschienen: Freiherr v. Stumm-Halberg und die evangelischen Geistlichen im Saargebiet. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte, herausgegeben im Auftrage der Saarbrücker evangelischen Pfarrkonferenz. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 92 S. 60 Pfge. — Eine sehr wertvolle Sammlung von Dokumenten und Mitteilungen, doppelt dankenswert, weil sie unter der Bürgschaft einer ganzen Pfarrkonferenz ausgeht. Wer von unsern Lesern politisch und sozial interessirt ist, wird sich die Schrift nicht entgehen lassen, sie hat aber auch in vieler Hinsicht ein sehr ernstes reinkirchliches Interesse. R

*) Von uns gesperrt.

**) Vgl. Chronik Nr. 15—18.

***) Wie die Kölnische Zeitung mit allem Fleiß der Sympathie mit den Armeniern entgegenarbeitet, beweist ein Ausschnitt aus Nr. 636 vom 11. Juli, der uns soeben zugeht. Es heißt da von einer kleinen Ortschaft bei Angora: „Eine evangelisch-armenische Gemeinde ist dort, und als ich es hörte, entsann ich mich der grausamen Verfolgungen, mit denen die gregorianische Geistlichkeit diese »Ketzer« zu unterdrücken gestrebt hat. Das Gericht der Weltgeschichte ist furchtbar über die Verfolger gekommen." — Auf diese Weise läßt sich schließlich jede Katastrophe als das verdiente Weltgericht begreifen.

(Evangelisch-soziales Judentum?) In der Deutschen Tageszeitung vom 7. Juli steht zu lesen:

„Evangelisch-soziales" Judentum. Berlin, 7. Juli. Die Akademischen Blätter bringen die folgende Notiz: „In der Besprechung des diesjährigen Evangelisch-sozialen Kongresses, die wir in der vorigen Nummer brachten, war gesagt, daß von den sogenannten Spezialkonferenzen die meiste Aufmerksamkeit diejenige erregt habe, auf der eine Dame über die Thätigkeit der Frau im Gemeindedienst gesprochen habe. Diese vortragende Dame, Geheimrätin Lippmann, ist eine ungetaufte Jüdin.*) Daß Mitglieder des Evangelisch-sozialen Kongresses aus einer solchen Quelle soziale Anregungen holen zu können glauben, widerspricht in gleicher Weise der christlichen wie der nationalen Grundlage, auf die der Kongreß doch Anspruch macht. Freilich sind ja die jüngern Christlich-Sozialen bereits vor einiger Zeit in der Vossischen Zeitung durch einen der Ihrigen von dem Verdachte des Antisemitismus gereinigt." Auf dem nächsten Evangelisch-sozialen Kongreß wird vielleicht — so bemerkt sarkastisch aber treffend das Deutsche Adelsblatt hierzu — Herr Abgeordneter Singer einen Vortrag über die „Aufgaben der christlichen Kindererziehung" halten.

— So die Deutsche Tageszeitung im Bunde mit Adelsblatt und Akademischen Blättern. Zeitungen, die eine so unsinnige Unwahrheit so skrupellos berichten und bewitzeln können, haben kein Recht, sich über die „Judenpresse" erhaben zu dünken. — Uebrigens ist der Vortrag soeben erschienen: Die Frau im Kommunaldienst. Von Frau Geheimrat Lippmann. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 60 Pfge. Da wird sich ja die Berechtigung der Dame und ihres Wortes, auf dem Kongreß gehört zu werden, am besten ausweisen. R

(Herr Hofprediger Stöcker) hat in Nr. 27 seiner Kirchenzeitung, wie ich erst jetzt sehe, sich beklagt, daß ich eine „sittlich nicht erlaubte Verdächtigung" gegen ihn niemals zurückgenommen habe. Was ich aber in Nr. 45 v. Js., Sp. 1061, gegen ihn geschrieben, ist doch nicht so erledigt, wie er meint. Ich mag nicht aufs neue meinen Vorwurf entwickeln, für mich sind diese Sachen abgethan. Legt Herr Hofprediger Stöcker Wert darauf, so nehme ich gern öffentlich Kenntnis von seiner Erklärung, daß er „im Februar 1895 das erste Wort von dem unsittlichen Wandel Hammersteins erfuhr" (Deutsche Evangelische Kirchenzeitung Nr. 27, S. 250). Herr Hofprediger Stöcker darf überzeugt sein, daß die Anstöße, die wir seinerzeit genommen und in Nr. 42 und 45 des vorigen Jahrgangs ausgesprochen haben, auf einer ganz andern moralischen Ebne liegen, als die Verdächtigungen und Schmähungen, gegen die er sich neuerdings verteidigt. Wir haben niemals zu der ihm feindlichen Presse gezählt, trotz allen theologisch-kirchlichen Differenzen, und insbesondre seit wir im Evangelisch-sozialen Kongreß eine Stätte gemeinsamen Wirkens gefunden hatten, die gegen ihn gerichteten Angriffe vielmehr als Freunde denn als Gegner empfunden. Aus diesem Verhältnis relativer Gemeinschaft heraus ergiebt sich auch die Stimmung, mit der wir in die Erörterungen des vergangnen Herbstes eingetreten sind. Aber Herr Hofprediger Stöcker hat dafür bis auf diese Stunde kein Verständnis gehabt. Wir können das beklagen, aber nicht ändern. Mit denen, die ihm alle denkbaren Schändlichkeiten, Lüge, Meineid u. s. w. zutrauen und nachsagen, haben wir wahrlich nichts gemein. R

(In Sachen des Primarius Ziegler) Von einem schlesischen Pastor ging mir ein freundlicher Brief zu, der meine Ansicht von dem Verfahren des Breslauer Konsistoriums gegen Ziegler umzustimmen versucht. Da er sich nur auf das in Nr. 27 Gesagte bezieht, nicht auf das in Nr. 28, eignet er sich nicht zum Abdruck. Ich bemerke aber zum rechten Verständnis meines Vorgehens: ich bin in dieser Sache zunächst Anwalt und nicht Richter. Es hat mir selbstverständlich keine Einsicht in die Akten des Konsistoriums offengestanden; ich habe mir aber meine Kenntnis auf den Wegen verschafft, die mir die sichersten schienen. Hat das Konsistorium Thatsächliches zu berichtigen, so stehen ihm unsre Spalten offen. Das Konsistorium ist stark genug, sich zu schützen; wir haben vorläufig keine höhere Pflicht, als dem Unrecht mit allen Kräften abzuwehren. R

Nach Schluß der Redaktion erhalten wir von Herrn Pastor Primarius Ziegler, dem wir den Brief des schlesischen Geistlichen mitgeteilt hatten, folgenden Bescheid. Wir bemerken, daß wir nicht auf Veranlassung Zieglers in die Erörterung der Angelegenheit eingetreten sind, daß wir aber nunmehr kein Bedenken trugen, eine öffentliche Aeußerung des Nächstbetroffnen zu provoziren.

„Es bleibt jedem überlassen, sich sein Urteil zu bilden über die öffentlich feststehende Thatsache, daß eine geistliche Behörde, ohne mir und meiner Gemeinde bezw. deren Organen und dem Patron, auch nur mit Einem Worte durch Besprechung des Falles nahegetreten zu sein, mir am 9. April d. J. mitteilt, ich solle demnächst freiwillig meine Emeritirung beantragen, widrigenfalls das Königliche Konsistorium selbst meine unfreiwillige Emeritirung nach den §§ 51 und 52 des Kirchengesetzes vom 16./10. 1886 gegen mich beschließen werde. Auch die andre Thatsache bleibt der Beurteilung der öffentlichen Meinung überlassen, daß als Grundlage zu diesem Vorgehen der Behörde von ihr nur zwei, mehr als vier Jahre auseinanderliegende Thatsachen, eine Ohnmacht, die mich bei einer Trauung betraf, und ein am 16. Februar bei einem Abendgottesdienst nach geschlossener Predigt erfolgter Krampfanfall auf der Kanzel angeführt wurden.

Ich habe nie geleugnet, daß ich in den zweiundzwanzig Jahren

*) In der Vorlage gesperrt. Und es steht wirklich da: ungetaufte.

meiner Amtsthätigkeit an St. Peter und Paul hierselbst hin und wieder an epilepsieartigen Zufällen gelitten habe. Trotzdem habe ich mein Amt während dieser Zeit ganz und mit Freuden verwaltet und habe es zu meiner großen Befriedigung erlebt, daß ich seit etwa vier Jahren viel gesünder und kräftiger geworden bin, und daß jene Zufälle seitdem überaus selten und auch dann unter kaum bemerkbarer Beeinflussung meines Allgemeinbefindens aufgetreten sind. Deshalb habe ich jenen einmaligen Anfall auf der Kanzel nicht als Grund zu meinem Rücktritt vom Amte ansehen können, bin auch seitdem bis heute in allen meinen Amtsthätigkeiten so freudig und frisch wie je. Ich habe dem Königlichen Konsistorium in meiner Antwort auf jene Zumutung dies alles klar und ausführlich auseinandergesetzt, aber auch hinzugefügt, daß eine etwaige Wiederholung solchen öffentlichen Auftretens von Zufällen mich selbst zum freiwilligen Rücktritt vom Amte bewegen würde. Ich bat um Zurückziehung des Beschlusses der Behörde, zum mindesten aber um vorherige Anhörung des Gemeindekirchenrats, der Gemeindevertretung und des städtischen Patronats. Nichts davon ist geschehen, sondern ich empfing am 17. Juni ein Reskript des Kgl. Konsistoriums vom 13. Juni, in dem auf meine Darstellung der Sache und namentlich auf die dringende Bitte, daß man doch vor allem mit mir selbst persönlich verhandeln möchte, und daß die ordnungsmäßigen Gemeindeorgane bei der Feststellung des Thatbestandes nicht übergangen werden möchten, nicht mit Einem Worte erwidert worden ist. Es waren wiederum] »Ermittlungen innerhalb meiner Gemeinde« bei Personen, die nicht genannt wurden, auf die sich das Kgl. Konsistorium stützte, ebenso ein ärztliches Gutachten eines Ungenannten, wonach mein Leiden unheilbar sei.

Nur durch Zufall habe ich erfahren, daß ein geistliches Mitglied des Konsistoriums in der Zwischenzeit hier gewesen ist, um diese Ermittlungen anzustellen. Der betreffende Herr Konsistorialrat aber hat wiederum weder mit mir, noch mit irgendeinem Mitgliede der Gemeindeorgane oder des Patronats auch nur Ein Wort gewechselt. Er ist bei Herrn Diakonus Romann von der Frauenkirche und, wie ich jetzt erst vernehme, auch bei meinem Amtsbruder an St. Peter und Paul, Herrn Oberdiakonus Werner, gewesen und hat mündlich ein Gutachten über meine Amtsfähigkeit bei dem Hausarzt meiner Familie, Herrn Dr. Schultz hierselbst, eingezogen. Ich habe aber nunmehr die ärztliche Bescheinigung desselben Dr. Schultz in den Händen, in welcher er in ausführlicher Auseinandersetzung attestirt, daß ich »körperlich und geistig völlig fähig bin, die Pflichten meines Amtes zu erfüllen,« und in welcher er erklärt, daß »diese seine Ansicht und Auslassungen dieselben seien, welche er vor einiger Zeit einem Mitglied des Breslauer Konsistoriums gegenüber entwickelt habe.« Ich füge hinzu, daß mich seit vierzehn Jahren kein andrer Arzt beobachtet und behandelt hat als Herr Dr. Schultz.

Was aber den Urlaub betrifft, der mir nach der Angabe des ungenannten schlesischen Geistlichen angeboten worden sein soll, so teile ich mit, daß mich der Herr Superintendent meiner Diözese am 20. Februar aufforderte, sofort alle kirchlichen Amtshandlungen niederzulegen, nur den pfarramtlichen Büreaudienst könne ich, wenn ich nicht Urlaub nehmen wolle, weiter führen. Das entgegenkommende Anerbieten eines Erholungsurlaubs konnte ich darin um so weniger erblicken, als der Herr Superintendent, entgegen dem sonstigen Usus, nach welchem jeder Urlaub nehmende Geistliche selbst für seine Vertretung sorgt, erklärte, er würde meine Vertretung selber ordnen, und ich solle ihm deshalb mitteilen, bis zu welchem Punkte ich meinen Konfirmandenunterricht geführt habe. Auf dieses Schreiben konnte ich erwidern, daß ich meine Amtsthätigkeit bereits wieder aufgenommen habe und mich völlig gesund fühle. Thatsächlich bin ich auch seitdem nicht der geringsten Störung meiner Gesundheit ausgesetzt gewesen. Das Reskript des Kgl. Konsistoriums vom 9. April aber, das auf das Schreiben des Herrn Superintendenten Bezug nimmt, in dem es mich wie der Superintendent zur Enthaltung von Amtsgeschäften dringend mahnt und von Urlaub nicht spricht, bestätigte meine Auffassung jenes Schreibens, nach welcher dasselbe nicht eine Aufforderung zu einem Erholungsurlaub zum Zweck der Wiederherstellung meiner Gesundheit und Amtsfähigkeit, sondern ein meiner eignen Urteilsfähigkeit vorgreifender erster Schritt zum Emeritirungsverfahren war.

Hiernach kann ich es ruhig jedem Mitchristen überlassen, wie er über diesen Fall urteilen will. H Ziegler"

Quittung

Für Armenien (die mit * versehenen Gaben insbesondre für die armenischen Waisen): je 25 Mk. von der Synode Wittenburg in Mecklenburg; Bibelstunde in Frankfurt a. M.; 20 von H v D, Staffelstein*; 12 B K, Tübingen*; 9 Kollekte der Parochie Empfertshausen; 8,30 durch W R, Lüdinghausen*; 6 R, Reiherstieg; 5,95 H R, Gera*; 3 Th, Langenhorn.

Für Klein-Namaland: 200 Mk. von J, Lihne, Island of Kanai, Hawaiian Islands.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 29 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigengebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt
in Frankfurt a. M. und den benachbarten Gebieten
treffen sich bis auf weiteres **an jedem ersten Montag im Monat nachmittags 5—7 Uhr** in Frankfurt a. M., **Rosenau**, Reuterweg 8. Auch Frauen sind willkommen. — 3. August: Der religiöse Wert des Alten Testaments für den Christen.

☛ **Hauslehrerstelle in Berlin Sp. erledigt.**

Junge Mädchen finden Ausbildg. i. Haushalt, i. Sprachen, Litteratur u. Handarbeit. Zimmer für **Erholungsbedürftige.** Schöne Gegend, gesunde Lage.
Frau verw. Oberpfarrer **Naumann**, geb. Ahlfeld, und Töchter
Schwarzenberg i. Erzgeb. (K. Sachsen)

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162.**

VERLAG VON A. HAACK IN BERLIN

Zur
Verteidigung gegen D. Dalton.
Eine Widerlegung des Daltonschen Angriffes.
Herausgegeben vom
Centralvorstande des allgemeinen ev.-prot. Missionsvereins.
Preis 50 Pf.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Tagebuchblätter
eines Sonntagsphilosophen
von
Rudolf Hildebrand
Broschirt 4 Mark

. . . . Und wirklich strömt aus diesen Blättern ein so sonniges und herzerquickendes Behagen, daß wir uns bei der Lektüre dieses Buches in beglückte und friedliche Feierabend- oder Sonntagsstimmung versetzt fühlen. Schon der liebenswürdige Plauderton des berühmten Sprachforschers, die ausgeglichne Ruhe und Klarheit seines Wesens, in der nichts Zerrissenes oder Zerfaßertes zu spüren ist, wie etwa bei Schopenhauer und Nietzsche so reichlich, wirkt sie friedenspendend und geistlabend auf uns, daß wir, wenn wir uns einmal in das Buch hineingelesen haben, uns nur schwer wieder von ihm trennen können. Wir fühlen es, daß hier eine machtvolle Persönlichkeit uns die tiefen Erfahrungen eines langen und inhaltsreichen Menschenlebens verkündigt. Die Anschauungen, die hier ausgesprochen werden, sind so kerngesund, daß wir nur wünschen und hoffen können, diese Stimme möge nicht ungehört verhallen. Selbst wo man nicht mit dem Verfasser übereinstimmt, wird man nicht etwa zu leidenschaftlichem Widerspruch angeregt, sondern zu ruhiger und leidenschaftsloser Nachprüfung der Thatsachen, und man empfindet selbst die Reibung und den Streit, der daraus hervorgeht, als etwas Wohlthuendes und Behagliches. . . .
(Otto Lyon i. d. Blättern f. litter. Unterhtg.)

Die Kunst der Rede
Eine deutsche Rhetorik
von
A. Philippi
Gebunden 2 Mark

In einem hübschen handlichen Bande bietet der Verfasser zunächst eine Geschichte der Prosa bei den alten wie neuen Kulturvölkern, wobei besonders die hervorragenden Prosaisten und Redner aller Zeiten und Nationen eingehend gewürdigt werden, um sodann daraus auf die Theorie der Abhandlung und Rede überzugehen und die rhetorischen Regeln zu entwickeln, die aus den angeführten und sprachlich behandelten Beispielen sich ergeben. Hier spielt der Vergleich zwischen den verschiednen Nationalitäten und Persönlichkeiten eine große und lehrreiche Rolle. Wer die Rhetorik gründlich studiren will, findet in dem Philippischen Buche eine brauchbare Handhabe, die durch geistvolle Behandlung des einschlägigen Stoffes anregend und befruchtend wirkt.
(Straßburger Post)

In piam memoriam
Rudolf Kögels Heimgang
mit Bild 80 Pf.
D. Emil Frommel, Letzte Worte, aber nicht letzte Liebe!
2. Aufl. 50 Pf.
Beide Schriften für 1,50 Mk. franko.
Martin Warneck. Berlin W. 9.

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 30 — Leipzig, den 23. Juli — 1896

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Versuch einer einfachen und unmittelbaren Wiedergabe der Erlebnisse und Erkenntnisse eines Christen: 1. Der Weg zum wahren Glück — Die Evangelisation unter den Entkirchlichten — Märchen in der Kirche — Moral und Volkswirtschaft — Schiffe, die nachts sich bewegen. Roman von Beatrice Harraden — Die Unfähigkeit der Türkei zu Reformen im Sinne der christlichen Zivilisation — Verschiedenes: Offizielle Statistik über die Ermordungen in Kleinasien; Anfrage an Kreuzzeitung und Reichsboten; Die Pfingstexzesse der Korpsstudenten; Zusammenkunft von Freunden der Christlichen Welt in Eisenach — Anzeigen

Versuch einer einfachen und unmittelbaren Wiedergabe der Erlebnisse und Erkenntnisse eines Christen

Uebersicht: 1. Der Weg zum wahren Glück; 2. Die Wahrheit des wahren Glückes; 3. Das Leben im wahren Glück

1. Der Weg zum wahren Glück

Wenn ich ein wenig nachdenke über mein menschliches Dichten und Trachten, so muß ich erkennen: ein Gedanke erfüllt mich von früh bis spät, ein Verlangen verspüre ich immer und habe ich immer verspürt, so lange ich zu denken weiß, das Verlangen nach Glück. Sobald ich nur thun kann, was ich will, jage ich dem Glück nach; und zu den Zeiten, wo ich nicht frei bin, bleiben doch meine Gedanken und Wünsche auf das Glück gerichtet. Aber nicht nur mir, glaube ich, sondern jedermann geht es so.

Die Menschen arbeiten, ruhen, essen, trinken, vergnügen sich, thun alles, um glücklich zu werden. Es behaupten zwar manche und bilden sich ein, daß sie arbeiten um der Arbeit willen. In Wahrheit arbeiten sie jedoch gewiß nur, weil die Arbeit sie glücklich macht, oder weil sie von der Arbeit Glück erhoffen. Desgleichen Andre, die sagen, sie seien fromm und sittlich um Gottes willen, sie sind eigentlich wohl nur fromm und sittlich, weil sie durch Gott glücklich werden möchten oder in Frömmigkeit und Sittlichkeit ihr Glück finden.

Aus alledem möchte man gerne schließen, wir Menschen seien dazu geschaffen und dazu da, daß wir trachten, glücklich zu werden, und auch dazu nur geschaffen, um glücklich zu sein. Andrerseits stellen sich jedoch der Erfüllung unsers Herzenswunsches so viele Schwierigkeiten entgegen, daß es einem wieder zweifelhaft werden kann, ob wirklich der Mensch bestimmt ist, glücklich zu werden. Wohl mag es mir ja gelingen, für einige Zeit glücklich zu bleiben, bald auf diese bald auf jene Weise, bald durch Arbeit, bald durch Ruhe, bald durch Essen, bald durch Trinken; aber alles solches Glück ist unbeständig, und keines der Mittel, die ich zunächst zur Hand habe, kann mir wahres Glück schaffen. Es meint und denkt zwar mancher, Geld mache glücklich; aber mich dünkt: man kann reich sein und doch unglücklich werden, Reichtum schafft kein eigentliches Glück. Und wie damit, so steht es auch mit vielen andern, gepriesenen Mitteln zum Glück. Eine Weile scheinen sie das Rechte zu sein, und dann plötzlich versagen sie, etwa Tod, Krankheit oder bittrer Armut gegenüber.

Viele Menschen sind denn auch der Ansicht, es gäbe kein wahres Glück, und man müsse sich bescheiden mit dem zweifelhaften, das uns das gewöhnliche Leben biete. Mein Verstand wäre geneigt, ihnen recht zu geben und sich ihrem Willen zu fügen, aber mein Herz nicht. Trotz allem Zureden des Verstandes verlangt es weiter nach wahrem Glück und kann es nicht lassen, auf vollkommnes Glück zu hoffen. So geht es mir und, wie mir scheint, auch vielen Andern. Andre auch vermögen zwar mit dem Verstande, aber nicht von Herzen auf das wahre Glück zu verzichten. Sie mögen es mit dem Munde leugnen; aber trotzdem hören sie ihr ganzes Leben nicht auf, ihm nachzujagen. Kein Wunder, daß es darum neben den Leugnern doch noch manche giebt und stets gegeben hat, die glauben und geglaubt haben, daß wahres Glück dem Menschen erreichbar sei.

Unter denen, die wahres Glück für möglich gehalten haben, ragt besonders Jesus von Nazareth hervor. Er hat geglaubt und verkündigt, daß der Mensch zu wahrem Glück gelangen könne; oder wenigstens jener Jesus, von dem die Schriften des Neuen Testaments zeugen, hat geglaubt und verkündigt, daß für den Menschen wahres Glück möglich sei.

Wir lesen im Neuen Testament, Jesus habe gesagt: „Ich bin gekommen, daß sie das Leben und volle Genüge haben sollen;“ oder: „Nehmt auf euch mein Joch und lernet von mir; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.“

Mit solchen Worten hat er jedenfalls nichts andres verheißen wollen als wahres Glück; denn „Leben“ und „volle Genüge“ und „Ruhe der Seele“ bezeichnen eben, wie wahres Glück, die Erfüllung aller Wünsche und alles Sehnens oder besser noch: ungestörtes Leben. Manches allerdings, was man über Jesus etwa hört oder im Neuen Testament liest, scheint zu einer derartigen Auslegung jener Worte nicht zu passen. So hat man mir in meiner Jugend nie deutlich gesagt, oder wenigstens ist es mir in meiner Jugend nie ganz klar geworden, daß Jesus mir das wahre Glück verspricht. Wohl hieß es, daß er mich selig machen wolle; ich wußte jedoch nie recht, ob in diese Seligkeit auch Glück schon auf Erden eingeschlossen sei. Ebenso — das gebe ich zu — führt das Neue Testament nicht sofort auf den Gedanken: Jesus will dir das heißersehnte wahre Glück geben. Es berichtet zunächst nur, daß Jesus aufgetreten sei und verkündet habe: „Die Zeit ist erfüllt, und das Reich Gottes ist herbeigekommen.“ Von wahrem Glück ist keine Rede. Und doch, glaube ich, ist es so: Jesus hat an die Möglichkeit wahren Glücks geglaubt und den Menschen nichts andres als das wahre Glück bringen wollen.

Was nämlich für uns das wahre Glück bedeutet, das bedeutete für die damaligen Juden das Kommen des Reiches Gottes. Denn wie unsereiner mit allen gewöhnlichen Mitteln keine rechte Befriedigung findet, so fanden die damaligen Juden in ihrer zeitlichen Lage keine rechte Befriedigung; ja schon seit Jahrhunderten hatte ihr Volk vergebens nach einer wirklich glücklichen Gestaltung seiner Verhältnisse getrachtet. Dafür erwarteten sie die Erfüllung aller ihrer Wünsche, das wahre Glück vom Anbruch des vollendeten Gottesreiches und vom Kommen des Messias, des wunderbar ausgerüsteten Bringers dieses Reiches. Wenn daher Jesus auftrat und verkündigte, daß das Reich Gottes herbeigekommen sei, so konnte er damit nichts andres meinen als: Ihr lieben Landsleute, ich bringe euch das

Höchste und Beste, was euer Herz begehrt und eure Väter schon ersehnt haben, das wahre Glück.

So wie diese erste Botschaft spricht aber bei sorgsamerm Aufmerken jedes Wort fast, das Jesus gesprochen hat, und fast jeder Zug in seinem Leben dafür, daß er überzeugt war: ich bringe meinem Volk das wahre Glück. Schon der Ausdruck Evangelium, gute Botschaft, den Jesus etwa für seine Verkündigung gebraucht hat, deutet darauf. Es bestätigen dies mancherlei Bilder, unter denen er vom Reiche Gottes geredet hat, das so häufig angewandte Bild des Hochzeitmahles und der fröhlichen Einladung, das des jubelnden Brautzuges und dergleichen. Es bestätigt dies der hohe Wert, den Jesus dem Gottesreiche beigelegt hat, so zum Beispiel indem er es einer kostbaren Perle verglich, einem Schatz, einem Gut, um deswillen man alles Andre drangiebt; oder indem er selig preist den, der im Reiche Gottes ist, und für größer achtet den Geringsten im Reiche Gottes als den Größten unter den von Weibern Gebornen.

Auch die hohen Namen, die Jesus sich selbst beigelegt hat oder hat beilegen lassen, wollen im Grunde nichts andres sagen als: ich bringe euch das wahre Glück. Jesus hat den Namen Messias angenommen, das heißt den Namen dessen, der alle Hoffnung und Verheißung an Israel in einem idealen Reiche erfüllen sollte. Er ist aufgetreten als Menschensohn, das ist als der, dem Gewalt, Ehre und Reich gegeben ist, dem alle Völker, Leute und Zungen dienen, dessen Gewalt ewig ist und unvergänglich, und dessen Königreich kein Ende nimmt, der also mächtig ist, aller Not ein Ende zu machen. Jesus hat sich Gottes lieben Sohn genannt, den einzigen Zugang zu Gott, die Offenbarung des Höchsten und Besten. Endlich hat er sich als Richter angekündigt auf das Ende der Tage, und dies kann wieder nichts andres bedeuten als: Jesus hat sich für den gehalten, der das Glück und das Verderben der Menschen und damit ihr Geschick in seinen Händen hat. Aus dem allen dürfte sich als eine ganz unzweifelhafte Sache ergeben, daß Jesus das wahre Glück bringen wollte.

Jesus hat den Leuten mit dem Reiche Gottes das wahre Glück bringen wollen; er hat sich darum vor allem bemüht, ihnen zu zeigen, wie man zum Reiche Gottes geschickt, wie man wahrhaft glücklich werden könne. Seine mannigfaltige Belehrung hierüber gipfelt in der Aufforderung: „Nehmt auf euch mein Joch und lernet von mir.“ Welches dieses Joch ist, und was man von Jesus lernen muß, erläutert bündig jener Ausspruch über die Summe aller Pflichten, über das Gebot, darin Gesetz und Propheten hangen: „Du sollst lieben Gott deinen Herrn von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt. Dieses ist das vornehmste und größte Gebot. Das andre aber ist dem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst.“ Die Erfüllung dieser Gebote hätte man also zu unternehmen und von Jesus zu lernen, um ins Reich Gottes zu kommen und wahrhaft glücklich zu werden. Das bedeutet für uns moderne Menschen, daß nach Jesu Meinung jemand wahrhaft glücklich wird durch sein Leben, das heißt, wenn er sich durch Jesus führen läßt zu einem Leben im Vertrauen auf eine allmächtige Liebe und im Dienste der reinen Liebe.

Es ist nicht zu leugnen, daß diese Meinung Jesu der landläufigen Ansicht über das Glücklichwerden gerade widerspricht. Der gewöhnliche Mensch lebt unstreitig des Glaubens, daß der Egoismus glücklich mache. Jesus dagegen behauptet: der Egoismus macht unglücklich. Gemeinnützige Liebe allein bringt wahrhaftes Glück. Reine Liebe ist der Wille Gottes, auf ein Leben der reinen Liebe ist der Mensch und seine Welt angelegt.

Was hat Jesus veranlaßt, so Ungewöhnliches zu verkünden? Aus dem Neuen Testament geht deutlich hervor, daß er es auf Grund seiner persönlichen Erfahrung gethan hat; daß er beides auf Grund seiner persönlichen Erfahrung verkündet hat, daß man zu wahrem Glücke kommen könne, und wie einer zum wahren Glück komme.

Er ist einerseits aufgetreten als Bringer des wahren Glückes, als Messias, weil seine Lebenserfahrung ihn zu der Erkenntnis geführt hatte: in dir ist das wahre Glück, das Reich Gottes gekommen und alle Verheißung erfüllt. Er hat von Gott, dem allmächtigen Herrn Himmels und der Erden, als seinem Vater und von sich als Gottes liebem Sohne geredet wegen der besondern Liebe Gottes; die er in seinem Leben voll Liebe und Glauben an die göttliche Liebe erfuhr; weil er zuerst und allein fühlte, daß alles ihm zum Besten dienen müsse, daß er Gott ähnlich herrsche und erhoben sei über alles Vergängliche und Irdische zu seligem, ewigem Leben. Und den nahen Abschluß der Geschichte und das baldige Ende aller Not durch sein Wiederkommen in Herrlichkeit hat Jesus geweissagt, wiederum da er in sich selbst alles erfüllt wußte, und da er für sich das Ziel alles Lebens gefunden und erreicht hatte.

Andrerseits hat Jesus die Menschen aufgefordert, sein Joch und seine Last auf sich zu nehmen, weil er selbst sie sanft und leicht fand. Er hat den Leuten zugemutet, Gottes Willen ganz zu erfüllen, da er hierin seine Speise fand. Er hat Sanftmut verlangt, nachdem er an sich gemerkt hatte, welche Macht die Sanftmut sei, daß die Sanftmütigen das Erdreich besitzen würden. Sorget nicht! hat er gepredigt; denn er wußte aus eigner Erfahrung, wie wohl es dem gehe, der alle Sorge auf den himmlischen Vater werfe. Den Andern hat er empfohlen, ihr Anliegen im Gebet vor Gott zu bringen, weil er selbst im Gebet Kraft und Trost fand und selbst sah, daß, wer anklopfe, dem auch aufgethan werde. Ebenso hat er auf Grund seiner Erfahrung gelehrt, daß man sein Leben verlieren müsse im Dienste der Andern, damit man es wahrhaft gewinne und ewig erhalte. Endlich hat er die Menschen ermahnt, durch barmherzige Liebe Gottes Kinder zu werden, weil er erfuhr, daß Gott ihn darum liebe als seinen Sohn, da er Liebe habe gegen jedermann wie Gott selbst.

So tritt einem überall die persönliche Erfahrung Jesu als der Grund seines Glaubens und seiner Verkündigung von Gottes Reich, vom wahren Glück entgegen. Man muß sagen: Wes Jesu Herz voll war, des ging sein Mund über; seine Predigt war die Predigt seiner selbst, seines Lebens. Aus der Tiefe der persönlichen Lebenserfahrung ist seine Botschaft vom wahren Glück hervorgegangen, nicht etwa aus bloßem verstandesmäßigem Nachdenken oder aus einem plötzlichen Einfall entstanden. K G G

Die Evangelisation unter den Entkirchlichten

An einer Schrift, die diesen Titel trägt, kann die Christliche Welt nicht stillschweigend vorübergehen*). Tritt ihr doch hier ein geistverwandter Kampfgenosse zur Seite. Und mehr: handelt es sich doch in jener Schrift nicht um Zukunftspläne und „konstruirende Theorie,“ sondern um Darlegungen, die aus der unwillkürlichen Erfahrung herausgewachsen sind — eine Seltenheit in unsrer Zeit, wo meist erst verhandelt und dann gehandelt oder auch nicht gehandelt wird.

Dr. Müller steht seit etlichen Jahren schon, von der großen Oeffentlichkeit unbemerkt, in einer Thätigkeit, die einzig in ihrer Art ist. Er nennt sie Evangelisation unter den Entkirchlichten. Die Entkirchlichten sind der Sorgenstein aller, die Christentum und Kirche lieb haben. Daher die mancherlei Versuche, vor allem der Inneren Mission, an diese breite Masse heranzukommen. Der Gedanke, durch Vorträge die Entkirchlichten zu gewinnen, ist keineswegs neu, aber die Verwirklichung dieses Gedankens, wie sie Dr. Müller betreibt, hat doch nicht ihresgleichen.

Zunächst muß es als ein Zeichen innerer Gesundheit und Kraft gelten, daß Dr. Müller in diese Thätigkeit absichtslos hineingezogen worden ist. Von Entkirchlichten selbst, mit denen er in Beziehung getreten war, ist die Anregung zu dieser Thätigkeit ausgegangen, und heute kann er als deren sicheres Ergebnis den Satz hinstellen: der Beweis, daß die Entkirchlichten zugänglich sind, ist erbracht.

Dr. Müller besitzt den großen Vorzug, zwar Theolog, aber nicht Geistlicher zu sein. Damit bleibt sofort ein ganzes

*) Die Evangelisation unter den Entkirchlichten. Nach Beobachtungen und Erfahrungen von Dr. Johannes Müller. Leipzig, Hinrichssche Buchhandlung, 1895. 110 S. 1,80 Mk. Ich bemerke, daß ich schon in Nr. 24 d. v. J. nachdrücklich auf die Schrift hingewiesen und zu ihrem Studium eingeladen habe. D H

Heer von Mißtrauen und Vorurteilen ungerufen. Er ist ferner „den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche“ geworden, d. h. er ist gänzlich eingegangen in die Gedankenwelt, die Anschauungen, Bedürfnisse eines modernen, unkirchlichen Gebildeten. Er hat das moderne Leben nicht nur in seinen litterarischen und künstlerischen Erscheinungen gründlichst studiert, sondern er pflegt auch die lebendigsten Beziehungen zu Kreisen, die der Kirche und dem Christentum fernstehen. Mit einem Worte, er kennt den modernen Menschen; er hat ihn studiert. Sein Schriftchen enthält psychologische Schilderungen der feinsten Art, die ihm nicht allein einen besondern Reiz, sondern einen hervorragenden Wert für jeden praktischen Theologen verleihen.

Das ist die eine Seite seiner Ausrüstung. Die andre ist die: er kennt das kirchliche Wesen, das kirchliche Durchschnittschristentum. Gerade weil er nicht Geistlicher ist, sondern Laie und mit der besten psychologischen Beobachtungsgabe ausgerüstet, entgeht ihm nicht, was sich Krankhaftes an unser kirchliches Christentum angesetzt hat oder wenigstens anzusetzen droht. Meisterhaft ist die Darstellung des Scheinchristentums in seinen verschiednen Nüancirungen und Ausprägungen — eine reiche Fundgrube für pastorale Weisheit.

Diese Kenntnis der wirklichen Verhältnisse bestimmt nun auch den Charakter seiner evangelisatorischen Thätigkeit. Er trägt der erschreckenden Abneigung der Gebildeten gegen alles, was „Kirche“ heißt, Rechnung. Er lädt ein in Hotelsäle, Konzerthäuser, kaufmännische Vereine, Klubs, Kurhäuser, Gymnasien; er lädt ein durch Plakate an Plakatsäulen und durch Zeitungsannoncen, er wählt Themata, die im Mittelpunkte unsers modernen Interesses stehen: „Moses oder Darwin?“, „Der geschichtliche Christus,“ „Was ist Glaube?“, „Der geistige Niedergang in der Gegenwart.“ Er redet in der Sprache der Gebildeten; er verzichtet auf jede rein apologetische Behandlung des Christentums, um es nicht auf den Boden der rein theoretischen Weltanschauung herabzuziehen.

Mit diesen Grundsätzen wird man nur einverstanden sein können. Auch sind wir weit davon entfernt, in dieser evangelisatorischen Thätigkeit einen Eingriff in die Rechte des geordneten Amtes zu sehen, wie das geschehen ist. Nur kurzsichtiger, engherziger Amtsstolz kann so urteilen.

Dagegen können wir an einem andern Punkte Bedenken nicht unterdrücken. Sie beziehen sich auf die Antwort, die Müller auf die Fragen giebt: Was ist Christentum? Wie wird jemand Christ? und dem entsprechend: Worin besteht das Wesen der Evangelisation? Damit können wir wohl einverstanden sein, daß das Christentum als „ein lebendiger Vorgang, ein fortdauerndes Ereignis göttlichen Schaffens“ bezeichnet wird, aber ablehnen müssen wir die Auffassung von der Art, wie dieses göttliche Schaffen sich vollziehen soll. Es soll eine „reale göttliche Einwirkung,“ ein „außerordentliches Wirken Gottes,“ ein „wirklich geschichtliches Ereignis“, eine „Erscheinung von Gottes persönlicher schöpferischer Energie“ sein im Gegensatz zu „geistiger Beeinflussung“ oder „rein natürlichen Erscheinungen.“ Gewiß kann ein Christ nie darauf verzichten, in seinem Christwerden und Christsein eine That Gottes zu preisen — diese Gewißheit ist mit dem Christsein selbst gesetzt —, aber es ist ein krankhafter Supranaturalismus, Gottes Wirken in einer besondern, von allem sonstigen Geschehen weit abliegenden Sphäre zu suchen. Indem wir mit Luther glauben, daß Gott durchs „Wort“ wirkt, sehen wir das Wort nicht als einen zufälligen Träger von Gottes Wirken an, der auch anders geartet sein könnte, sondern das „Wort“ selbst ist das Wirksame, nicht etwas neben dem Worte hergehendes, nicht weiter zu bestimmendes „Etwas.“ So sieht aber Müller die Sache an.

In der Verkündigung der großen durch Christus sich vollziehenden Rettung und Erhebung dringt die schöpferische Stimme Gottes in das Innere des Menschen und weckt die unmittelbare Gewißheit, daß er verloren ist, und die feste Zuversicht darauf, daß sich Gott seiner annehmen will. Aber das Durchschlagende ist hier nicht die menschliche Verkündigung, sondern die göttliche That, nicht das Wort, sondern die Beweisung des Geistes und der Kraft. Beides ist nicht notwendig mit einander verbunden. Es hängt von Gott ab, ob seine Zeit da ist, von dem Verkündiger, ob er nur Organ göttlichen Handelns ist und sein will, von dem Hörer, ob er innerlich disponirt ist oder nicht. (S. 37)

Wir würden sagen: Das Durchschlagende ist hier allein das Wort, durch das Gott wirkt und am Gewissen sich bezeugt — es hängt freilich von dem Hörer ab, ob er innerlich dafür disponirt ist oder nicht. Ja Müller unterscheidet deutlich vom Wirken des „Geistes im Wort“ die „lebendig machende That Gottes durch die Gabe seines Geistes.“ (S. 38)

Diese That Gottes selbst wird ganz methodistisch als „Durchbruch des neuen Lebens,“ als „geheimnisvoller und willkürlicher Durchbruch unter dem realen Impulse des Geistes Gottes“ geschildert:

Der Mensch wird in seiner bisherigen innern Stellung von Grund aus erschüttert und aus der ganzen Richtung und Axenlage seines Lebens herausgeworfen. Die Augen gehen ihm auf über den heiligen Gott und seine Verlorenheit unter Sünde und Schuld in der Gottesferne. Und in diesem Zusammenbruche des ganzen Seins weckt der Posaunenton der Rettungsbotschaft, die Jesus Christus heißt, den durchdringenden Ruf um Hilfe, der der erste Laut des erwachten Glaubens ist. Die unwillkürliche Auswirkung dieser Vorgänge ist das Fallen aller Werte und die Lösung aller innern Beziehungen zur Außenwelt. Die innere Spannung und Todesangst dauert an, bis Gott die unmittelbare Gewißheit der Begnadigung giebt — und das ist der Durchbruch des neuen Lebens. (S. 39)

Noch massiver erscheint die Schilderung wenige Seiten später:

Aber auf einmal, vielleicht wenn er am wenigsten daran gedacht hat, bricht es über ihn herein wie ein Sturmwetter, und völlig zerschmettert weiß er jetzt erst, was der heilige Gott, was Sünde und Schuld ist; dann windet er sich unter der Qual der Gottverlassenheit und klammert sich an seinen Heiland, um nicht zu vergehen. Es ist eben ein wahrhaftiges Wunder: ein göttlicher Impuls bricht eruptiv in der Tiefe des Geistes empor und wirkt das, was unser Herr nennt: von oben geboren werden. (S. 41)

Und nun gilt es, daß niemand ein Christ wird, „bei dem nicht dieses Ereignis eintritt, und zwar in seiner völligen, von Gott verursachten Wirklichkeit und Unmittelbarkeit.“ (S. 40)

Während ich mir diese Aeußerungen vergegenwärtige, tritt vor meine Seele Luther und Melanchthon und der Kreis der reformatorischen Gestalten; von ähnlichen Erlebnissen wußte auch Luther, aber er rechnete sie unter die Anfechtungen, und er hat sich wohl gehütet, aus diesen Erlebnissen ein Gesetz der religiösen Entwicklung zu machen. Tholuck, der Pietist, hat sich einst gewundert, daß die Lebensbeschreibungen und Aeußerungen auch der frömmsten Männer jener Zeit nichts von solchen Bekehrungserfahrungen und Gnadendurchbrüchen wissen. Will Müller ihnen den christlichen Charakter absprechen? So hüte man sich also, als normal hinzustellen, was außergewöhnlich ist, und Bedingungen für das Allgemeine zu schaffen, die in einzelnen Fällen gegolten haben. Man kann damit die Gewissen ängstigen und verwirren.

Dem entsprechend faßt nun auch Müller das Wesen der Evangelisation. Er bleibt konsequent — wenigstens in der Theorie, ob auch praktisch, ist natürlich nicht zu entscheiden — und will von „menschlicher Mache“ nichts wissen, vielmehr gilt es, daß der Evangelist völlig „Organ“ wird, „Organ der lebendigen Selbstbezeugung Gottes“ (S. 43 und 67). Das wird er aber, wenn er auf alle Zuthaten, rhetorische Wendungen, geistvolle Beleuchtung, eindringende Darlegung u. dergl. verzichtet und nur das „Evangelium verkündigt.“

Was aber ist der Inhalt des Evangeliums?

Der lebendige, einzigeine und wahrhaftige Gott, der Schöpfer der ganzen Welt, hat, als die Zeit erfüllet war, seinen Sohn Jesus Christus in die Welt gesandt, um die Menschheit aus ihrem Verderben zu erretten. Er starb für unsre Sünde am Kreuze und wurde begraben, aber Gott hat ihn am dritten Tage auferweckt, ihn zu seiner Rechten erhöht und zum Herrn über alles gemacht. In seinem Namen kommen wir als Gesandte zu euch und fordern euch auf: laßt euch versöhnen mit Gott, wendet euch zu ihm von euren toten Götzen, ihm zu dienen und zu erwarten seinen Sohn, denn er wird wiederkommen, zu richten die Lebendigen und die Toten und aufzurichten sein Reich in Herrlichkeit. Darum glaubet an den Herrn Jesus, so werdet ihr der Gnade Gottes teilhaftig werden, Vergebung der Sünde und die Gabe seines Geistes empfangen. (S. 59)

Es ist sehr schwer, ein Urteil darüber zu fällen, in welcher Gruppirung und Reihenfolge und Accentuation Müller diesen Inhalt vorträgt, und ob diese Zusammenstellung ein wirklich vollständiges Bild vom Inhalt seiner Rede giebt. Denn darüber giebt er keine Auskunft. Und doch kommt darauf alles

an. Wir würden das Bild Jesu Christi am allermeisten hier vermissen. Doch deuten einzelne Aeußerungen sonst darauf hin, daß dies thatsächlich den Mittelpunkt seiner „Verkündigung" bildet. Für unsre Auffassung wäre dieses die primäre Thatsache, von der auszugehen wäre; diese einzige Gestalt scharf und klar, einfach und wahr hinzustellen vor das Auge des Hörers, mit einem Wort: ihn als den Heiland zu verkündigen, darauf kommt es an. Ob es pädagogisch richtig ist, mit jenen „Thatsachen," die doch nur von wahrhaft christlicher Erkenntnis aus verstanden werden können, so unvermittelt die Hörer zu überraschen, wage ich zu fragen, trotz Müllers starker Erregung solcher Frage gegenüber. Um eine richtige Vorstellung von Müllers Wirksamkeit zu geben, füge ich hinzu, daß er erst dann das Evangelium verkündigt, nachdem er in einer Reihe von Vorträgen die gänzliche Haltlosigkeit der herrschenden Weltanschauungen nachgewiesen hat.

Diese Ausstellungen wollen nicht als Verurteilung der Thätigkeit Müllers angesehen sein. Das ist doch wohl die rechte evangelische Weitherzigkeit, eigenartige christliche Persönlichkeiten, die unverkennbare Proben ihres Ernstes ablegen und im Dienste des Evangeliums mit dem Maße ihrer Erkenntnis in spürbarer Treue wirken, sich entwickeln zu lassen. Gerade je mehr wir Müller gegenüber betonen, daß es nicht eine Schablone des Christentums und des Christwerdens giebt, wie er will, desto weiter möchten wir ihm die Pforten seiner Wirksamkeit geöffnet sehen.

Vor allem danken wir ihm dafür, daß er so nachdrücklich auf die Notwendigkeit und Durchführbarkeit einer Evangelisation unter den Entkirchlichten aufmerksam gemacht und daß er in so nüchterner, klarer und überzeugender Weise die Bedingungen für diese Wirksamkeit dargelegt hat. P Drews

---

Märchen in der Kirche

Einer sagte mir, Märchen gehörten nicht in die Kirche; sie entweihten die heilige Stätte.

Auf diese Begründung brauchten wir nicht weiter einzugehen. Es waren Worte, wie man sie wohl so hinspricht, weniger um einen Sinn damit auszudrücken, als um sich mit den vollen Tönen eine Stimmung zu kaufen. Sie thaten nichts zur Sache. Wir verhandelten aber darüber, weshalb Märchen nicht in die Kirche gehörten.

Er zog sich zuerst darauf zurück, daß an der Stätte der „Wahrheit" kein Wort gesprochen werden dürfe, das nicht „wahr" sei. In diesen wenigen Worten war ja nun die Perspektive auf eine ganze Unendlichkeit von Irrtümern, Verwechslungen und Unklarheiten aufgethan. Es giebt kaum etwas Konfuseres als das, was man so gemeinhin mit den Worten „Wahrheit" und „wahr" bezeichnet.

Allmählich indessen stellte sich als seine Meinung heraus, daß Märchen deshalb nicht in die Kirche gehörten, weil es zu nahe liege, daß die Wahrheit selbst im Geiste des Hörers eine Verwandtschaft mit dem Märchen und Märchenhaften eingehe; es sei nicht gut, die letzte und tiefste Wahrheit, die in der Kirche gelehrt werden solle, irgendwie in Verbindung zu bringen mit einer falschen Vorstellung von der uns umgebenden Wirklichkeit.

Aber wie gehören dann die Wunder in die Kirche?

Er sagte: Die sind wirklich.

Aber ich meine, gerade wenn sie als wirklich genommen und gegeben werden, sind sie unter dieser Ueberschrift betrachtet viel gefährlicher für die Kanzel als die Märchen.

Denn ob einmal Tote aufgeweckt wurden durch Gottes Geist, sicher ist, daß in der uns umgebenden Wirklichkeit es nicht geschieht. Solche Wunder lenken das Auge von dem für unsre Erfahrung wirklichen innern Zusammenhang der Dinge auf das Gebiet des Wunderlichen, für uns nicht Erlebbaren. Beim Märchen weiß jeder: es ist nur ein Märchen, zur Veranschaulichung erzählt, aber die Wunder hüllen die Religion in ein für uns unerreichbares, undurchschaubares, dunkles Nebelkleid, versetzen sie in ein für unser Leben fremdes, unbetretbares Land.

Man sagt: die Wunder sollen lehren und zeigen, was das Gebet vermag. Wohl! und damit zieht ihr den Geist des Betenden von dem, was sein Gebet wirklich vermag, auf Dinge hin, die es ordnungsgemäß nicht leistet.

Oder Wunder sollen Christi Herrlichkeit zeigen. Wunderbar dann, daß der zur vollen Herrlichkeit Erhöhte weniger Herrlichkeit entfaltet als der in Niedrigkeit Wandelnde, und daß der verheißene Geist, indem er den Jüngern eröffnete, was sie vorher nicht tragen konnten, und indem er sie in alle Wahrheit leitete, die Wunderzeugnisse der Wahrheit stillschweigend wie einen Irrtum beiseite stellte.

Und nun gar die Wunder des alten Bundes! Man denke: die ganze alte Zeit hindurch geschehen solche Zeugnisse der Herrlichkeit und der Nähe Gottes; dann eine Pause; dann Christus, die vorige Zeit übertrumpfend und verkündend, daß nun der große Gott ganz nahe käme in seinem Reiche: — aber was kommt, sind ein paar Jüngerthaten wie Tropfen aus der Neige eines einst vollen Bechers, und dann — ist es aus. In diesen Zusammenhang bringt ihr Christus! Ist etwa die Welt durch Christus gottleerer geworden? Kommt nicht auf diese Art Christus und sein Werk zu stehen nicht als Erlösung, Erhöhung, Umwandlung, sondern als ein letzter gewaltsamer — zunächst erfolgreicher — aber für die Dauer unwirksamer Versuch?

Die Wunder sollen Christi Herrlichkeit zeigen — und damit lenkt ihr die Frömmigkeit von dem, worin sie Christi Herrlichkeit erfahren und weiter offenbaren kann und soll, auf ein Gebiet ab, wo man nur schauen und staunen, aber nicht leben und wirken kann.

Das alles sage ich nicht zu einem Urteil über die Wirklichkeit der Wunder, sondern zu einem Urteil über die Verbannung der Märchen aus der Kirche, in der man Wunder erzählt und verliest.

Märchen sind nicht wahr, spricht die altkluge Bücherbildung, und die geistlose Gläubigkeit spricht es nach.

Ich wünschte, ich könnte Feuerworte finden für meine Verachtung der verständigen Tageswesheit, die nicht merkt, daß das Märchen hundertmal näher reicht an die Quelle der Wahrheit, als alles, worauf sie so stolz ist.

Deshalb gehören Märchen in die Kirche.

Ganz und gar nicht aber verstehe ich, wie ein deutscher Kindergottesdienst ohne Märchen auskommt! Man sagt, sie sind nicht religiös genug. Aber das Religiöse liegt eben in der Deutung. Wozu ist der Leiter des Gottesdienstes da, als dazu, die Erlebnisse der Kinder religiös zu deuten. Sie leben aber alle in Märchen! Gott sei Dank, daß unsre Kinder noch in Märchen leben.

Wollte uns doch einmal jemand ein Buch vorlegen: „Zweiundfünzig deutsche Märchen für alle Sonntage des Kirchenjahres"!

Bs

Moral und Volkswirtschaft

1

Daß unser moderner Verkehr keine Entfernungen und nächstens auch keine Hindernisse mehr kennt, das weiß heute männiglich, und wenn wir es vergessen möchten, indem wir uns daran gewöhnen, so werden wir alsbald durch neue Fortschritte, außerdem bei jeder möglichen Gelegenheit durch Preis- und Lobreden, gehaltne und geschriebne, daran erinnert.

Diese Preis- und Lobreden nehmen wir denn auch redlich als Wahrheit. Zwar passirt hin und wieder ein Unglück, aber dann war immer etwas Besondres daran schuld. Jedenfalls steht fest, daß Fabelhaftes geleistet wird in der Ueberwindung von Hemmnissen jeder Art, vor allem aber von Entfernungen.

Jedes Ding hat aber bekanntlich seine zwei Seiten. Das ist zwar eine sehr banale allgemeine Wahrheit, eine von denen, die man fast nicht mehr aussprechen darf. Nun sollten solche Wahrheiten nicht vielleicht bloß deshalb unserm Ohre so gewöhnlich klingen, weil sich eben gar so viele Beispiele dafür täglich darbieten, so viele, daß wir durch ihre gewissenhafte

Konstatirung thatsächlich in jene unangenehme Lage kommen, die wir Verlegenheit nennen?

Wir wollen einmal die Geschichte von dem Ding mit den zwei Seiten just auf unsern modernen Verkehr anwenden. Menschen, die an andern Enden der Welt leben, sind einander heute nahegerückt.

Das ist kurios. Denn sind wir denn nicht nahe genug auf einander gepackt in unsern Städten? Jawohl, das ist auch kurios! Man sollte es fast glauben, daß wir nahe genug auf einander sitzen. Aber trotzdem leben wir abgesonderter von einander, als je die Menschen. Räumlich sind wir einander nahe gerückt. Psychisch aber sind wir einander ferner geworden. Wir interessiren uns für Dinge, die in weiter Ferne vor sich gehen. Das ist sehr schön, aber — wir interessiren uns für das Nächstliegende auch nicht mehr, wie für das Ferne, und das ist nicht schön.

Sehen wir einmal, wie es ein moderner Bürger macht. Wenn er es einigermaßen „machen kann," ist seine Wohnung durch eine Flurthür abgeschlossen. An der Hausthür aber heißt es auf einem Schildchen: „Verein gegen Haus- und Straßenbettel." Auch wenn heutzutage nicht jeder Bettler lesen könnte, müßte das Schild ihm verständlich sein, denn es ist in gleicher Ausstattung überall, wo „bessere" Leute wohnen.

Es ist noch gar nicht so sehr lange, daß der „Glasabschluß" in der Wohnung eine stehende Einrichtung geworden ist, wie die stets verschlossene Hausthüre und der Bettelschild — pardon, der Schild gegen den Bettel. Wer nur immer nicht mehr weit von den Dreißig ist, erinnert sich gewiß noch deutlich an eine Zeit, wo die Hausthüren offen standen und Glasabschlüsse so gut wie nicht existirten, wenigstens in kleinern Städten. Er kam plötzlich, der Fortschritt, wie eine Epidemie; erst kamen die Tapeten, anstatt der Wandtünche, dann der Glasabschluß, die enge, stets geschlossene Hausthür, anstatt der von lärmenden Kindern belagerten weiten, offnen Thorfahrt. Eine berechtigte Vorsicht! Allerdings; aber die Zeit, die sie gebar, ist überhaupt von Mißtrauen erfüllt, auch die „anständigen" Leute schließen sich gegeneinander ab. Der Abschluß ist allgemein und deshalb auch nicht mit drei Worten abzuthun. Seien wir nun aber doch gerecht und fragen wir: Was ist denn auch in der so ängstlich verwahrten Wohnung zu sehen und zu hören? Eigentlich nichts. Interessantes wohl meist gar nichts. Wenn es sich bloß darum handelte, könnte alles ruhig offen stehen. Psychologisch interessant, und darum handelt es sich ja wohl, wird der Mensch doch erst, wenn er anfängt thätig zu werden, wenn er geschäftig ist. Geschäftig kann er sein nicht bloß ökonomisch, sondern auch gesellschaftlich, das Wort in weitem Sinne genommen, so daß es alles umfaßt, was der Verkehr der Menschen unter einander mit sich bringt, der nicht lediglich auf den Erwerb gerichtet ist. Das Berufsleben aber sowohl als das gesellschaftliche Leben des modernen Menschen spielt sich nicht in seinem Heim ab, sondern fast immer weit davon, namentlich das des besser situirten Bürgers. Und wenn man schließlich auch dicht neben der Werkstätte, dem Komptoir des Mitbürgers sitzend, seine Beobachtungen machen will, so ist man sehr enttäuscht, denn den Verkehr des Geschäftsmannes mit seinen Kunden kann man heutzutage doch nicht übersehen, er spielt weit umher, oft in große Ferne, und selbst der Laden einer halbwegs größern Stadt ist ein unruhiges, nicht zu übersehendes Getriebe.

Genau so, wie dem Nachbar mit dem Nachbarn, geht es dem Geschäftsmanne mit seinen Kunden. Sie sind, wenn vielleicht auch räumlich ganz nahe, psychisch um so entfernter von ihm. Er mag manches von ihnen erfahren, manches über sie erkunden, ihr wirklicher ökonomischer Bestand und ihre Persönlichkeit bleiben ihm fremd. Alles ist viel zu weitläufig angelegt, als daß von zuverlässiger Beobachtung und sicherm Urteil der Menschen über einander noch die Rede sein könnte. Nimmt man noch dazu, daß die Arbeitsteilung den Arbeitenden auch noch von seinem Werk loslöst, indem sie das Werk zersplittert, das vordem ganz unter seinen Händen erwuchs, so kann man wohl ohne große Uebertreibung sagen, daß heutzutage die Berufsthätigkeit vom Standpunkt des einzelnen Thätigen aus nichts weniger als interessant ist.*)

Das ist aber noch nicht alles von der „andern Seite des Dings." Nicht nur wird der Beruf und die Geselligkeit, dank der psychischen Entfernung der Menschen von einander, ohne ein tieferes intellektuelles Interesse betrieben, weil die Menschen für einander nur noch wie Automaten existiren, anstatt als originelle lebendige Objekte: die psychische Trennung der Menschen von einander ist auch nicht so ganz unerheblich für die Moral.

2

Wir sehen auf ein Zeitalter zurück, in dem, während die große Menge des Volkes noch verhältnismäßig ungebildet war, eine begünstigte Minderheit die Vorteile einer großen, zwar noch nicht so umfangreichen, aber dafür um so gründlicheren Bildung mit einer im ganzen äußerst fein ausgearbeiteten Moral verband. Es war das viel verschrieene Zeitalter der Zöpfe. Die Menschen waren sich damals noch nicht so fern geworden wie heute, und deshalb nahmen sie mehr Anteil an einander und mehr Rücksicht auf einander. Wie die Weitläufigkeit der Verhältnisse, die die moderne Produktionsweise mit ihrer Konzentration der Betriebe und der Ausdehnung des Absatzkreises eines solchen einzelnen ökonomischen Riesen auf ein ganzes Reich, ja oft auf die ganze Welt eine intellektuelle Unsicherheit und Unzuverlässigkeit herausgebildet hat, so hat sie auch eine moralische Aufsichtslosigkeit geschaffen. Und dadurch ist auch das moralische Interesse der Menschen an einander geringer geworden.

Das klingt sehr schlimm. Denn es ist gleichbedeutend mit einem Sinken der Moral. Aber man muß da auch sogleich eine bedeutende Einschränkung machen.

In dem Maße nämlich, wie der Einzelne an Interesse für den Andern offenbar verloren hat, in demselben Maße hat der Staat als Recht und Ordnung erhaltende Institution an Macht gegenüber dem Einzelnen gewonnen. Die Verbesserungen des Verkehrs und die größere Ergiebigkeit der Produktion gestatten der Gesamtheit, ihre öffentlichen Behörden jetzt mit einer ganz andern Macht auszustatten. Und von dieser Möglichkeit macht die Gesamtheit immer möglichst großen Gebrauch. Der Staat hat heute eine große, eine bewunderungswürdige Macht.

Aber was thut der Staat mit seiner Macht für die Moral? Einfach — was er kann. Er verfolgt eifrig und schonungslos alle diejenigen Vergehungen, die, ihrer groben Natur wegen, sehr leicht konstatirt werden können. Also vor allem das Vergehen gegen das Leben, überhaupt Gewaltsamkeiten jeder Art. Solche Vergehen zu beseitigen ist alles einmütig. Die Bestrafung wird dabei ganz folgerichtig milder, weil sie eben regelmäßig gelingt, nicht bloß ausnahmsweise, man folglich nicht nötig hat, durch übermäßige Härte gegen den Betroffnen (exemplarische Bestrafung) eine besondre Furcht vor der Strafe zu erwecken. Was jedoch die Vergehen anlangt, die nicht den Charakter von Gewaltsamkeiten haben, so hat sich der mit so viel vollkommnern Mitteln der Verfolgung und solch großer Gewalt ausgerüstete moderne Staat gegenüber diesen viel machtloser erwiesen, als man damals wähnte, als er, eben erstanden, heranwuchs und im Glanz der Jugend gefeiert ward.

Es ist ganz klar, daß die große Freiheit der Bewegung, die durch die moderne Produktionsweise dem wirtschaftlichen Subjekt gesichert ist, den Egoismus beständig einer großen Versuchung aussetzt. Kann es da noch Wunder nehmen, wenn wir neben der Rücksichtslosigkeit, die schon in ihrer Natur von vornherein liegt, Betrug, Raffinirtheit und Schwindel herrlich in Blüte sehen, nachdem diese Freiheit schon so lange ihren Bestand hat? Wenn schon, was Thatsache ist, die Rücksichtslosigkeit nirgends angeklagt werden kann als in einem Zeitungsblatt, wie und wo soll man da die Unredlichkeit anklagen, die immer wieder neue Formen findet, um sich zu verhüllen? Und

*) Die Berufsthätigkeit steht heute, intellektuell betrachtet, ungefähr so hoch wie das Kartenspiel. Darum ist auch hier, wie dort, der Einsatz die Hauptsache.

ist schon der wirkliche Betrug schwer zu fassen, nun erst Raffinirtheit und Schwindel! Diese Vergehungen gehen nicht am offnen Tageslicht vor sich, wie die Gewaltsamkeiten, die höchstens vermummt sind, sondern sie bewegen sich unter der Oberfläche des Lebens. Und, an sich schon schwer deutlich wahrzunehmen, sind sie noch viel, viel schwerer zu konstatiren, weil sie so innig mit dem Milieu, darin sie sich ereignen, verflochten sind, daß sie eigentlich auch nur aus diesem Milieu heraus genau verstanden und moralisch gewürdigt werden können. Sie sind, ein Gleichnis anzuwenden, wie gewisse Tiere, die, aus ihren natürlichen Daseinsbedingungen herausgenommen, sofort ihr Leben einbüßen und dann gar unschuldig aussehen, wie gefährlich sie auch vorher waren. Dergleichen läßt sich nicht im Spiritus präparirt studiren. Nichts andres aber ist dem Richter zugemutet, wenn man solche subtile Sachen vor das Forum bringt. Darum mutet ihm das Gesetz aber auch gar nicht zu, über solche Dinge abzuurteilen. Ueberhaupt aber, wie sollte der Staat fertig werden, wenn er wirklich unternehmen wollte, etwas zu verfolgen, was ein allgemeiner Brauch geworden ist? Des Staates Aufgabe ist beschränkt, wenn er allein dasteht, ohne eine Stütze an der Bürgerschaft zu haben. In der modernen, weitläufigen Gesellschaft aber steht er allein, denn kein Mensch hat Zeit, noch Lust, sich mit Dingen zu befassen, die ihn nicht unmittelbar berühren.*) Es ist aber für ihn auch zu schwierig, den Fall zu untersuchen, jedenfalls aber bequemer, sich nicht mit ihm zu beschäftigen, und sehr leicht, sich davon zu schälen. Er geht lieber seinen Vergnügungen nach. Jawohl, er beschäftigt sich auch mit dem Moralischen in dem Gebahren seines Nebenmenschen; der Mensch kann das Moralisiren doch nicht ganz lassen. Aber meist unfähig, infolge der weitläufigen Verhältnisse einen Fall gründlich zu untersuchen und durch diese ständige Unfähigkeit schließlich überhaupt, hier wie überall, der Gründlichkeit der Betrachtung entwöhnt, thut er das, anstatt mittelst des Verstandes, mit Hilfe der Phantasie. Und so kommt anstatt der moralischen Kritik deren Zerrbild heraus, die widerliche Mißgeburt einer impotenten Zeit: der Klatsch.**)

Das enge Milieu, in dem man keinen Schritt unbeobachtet thun konnte, das ist es, was die alte Zeit von der neuen unterscheidet. Daß Jeder dem Nachbarn erreichbar blieb, das gab dem Gemeinwesen eine Macht über den Einzelnen, die es, wo es noch roh und von Irrtum verleitet war, zu einer furchtbaren Plage, wo es aber schon von Roheit und Aberglauben befreit war, zu einer wirklich moralischen Institution machte. Wir brauchen uns nicht nach rohen Zeiten zurückzusehnen. Aber etwas hatte die Vergangenheit vor heute voraus: jene unbequeme, aber moralisch heilsame Enge der Verhältnisse, in der die Jugend eine herbe aber gründliche Erziehung genoß, unter den Alten aber der warnende und tadelnde Ruf des Geistlichen nicht wirkungslos verhallte, weil der Betroffne seine Nachbarn und das Gemeinwesen zu fürchten, mindestens aber sich zu schämen hatte.

3

Das wirtschaftliche Treiben ist stets die Grundlage der ganzen Gesellschaft, das wird mehr und mehr anerkannt. Den größten Teil seiner Zeit und seine Hauptkraft widmet der Mensch seinem Beruf. So wie er sich, moralisch genommen, in diesem benimmt, so treibt er es auch außerhalb, und treibt er es da besser, so ist er ein Heuchler, er thut es nur scheinbar. Dieselbe Unruhe, dieselbe Unzuverlässigkeit, dieselbe Rücksichtslosigkeit, die unsern wirtschaftlichen Verkehr auszeichnet, beherrscht auch unsern gesellschaftlichen. Wirkliche Brutalitäten sind nicht mehr möglich, wenigstens nicht ohne strenge Ahndung. Dagegen wimmelt es von Unarten: Ungezogenheiten, Frechheiten, Schamlosigkeiten, Bübereien sind an der Tagesordnung und ist nur ein Mittel, sich davor zu schützen, nämlich strenge Reserve. Jeder kann nur Geltung erringen in seinem Kreise. Sobald

*) Was dich nicht brennt, das blase nicht, ist ein altes Sprichwort, heute aber eine der obersten Lebensregeln.

**) Wo viel Mißtrauen, ist auch viel Leichtgläubigkeit; beides sind die Töchter der Unsicherheit. Es giebt heute Schriftsteller, die bis zur Berühmtheit gelangten, nicht weil sie wahr, sondern weil sie — genau sind. (Zola? Ibsen?)

er sich über dessen Grenzen hinauswagt, setzt er seine ganze Persönlichkeit in Gefahr. Er findet kein Verständnis für persönliche hervorragende Eigenschaften, dagegen äußerst viel Anmaßung und Flegelei. Den miserabelsten Eindruck aber macht es, daß diese Gesellschaft, die mit so viel Stolz und einer Eitelkeit, die die Kritik herausfordert, auf vergangne Zeiten heruntersieht, für die Bedeutung des Versprechens an sich gar keinen Sinn mehr zu haben scheint. Was wird nicht heutzutage alles versprochen; und was wird gehalten? Der traurigen Thatsache, daß es dem wirtschaftlichen Subjekt nicht mehr möglich ist, seine Versprechungen ökonomischer Natur strikt und treu zu halten, weil es von Verhältnissen abhängt, die es nicht wirklich zu beherrschen vermag, steht die noch viel traurigere Thatsache zur Seite, daß der moderne Mensch auch da sein Versprechen nicht mehr zu halten geneigt ist, wo es ihn nichts kostete, als eine kleine Entsagung irgend einer Art, ja nichts, als die Ueberwindung einer Laune, seiner Trägheit, nichts, als einen Entschluß. Man müßte sich eigentlich darüber freuen, wenn allmählich im Wirtschaftlichen überall in dem Bewußtsein und mit dem stillen Vorbehalt Versprechen gegeben und entgegengenommen werden, daß sie nur cum grano salis zu verstehen seien, nämlich nur unter der Bedingung, daß kein Hindernis dazwischen kommt. Dann ist wenigstens von vornherein das Hazardmäßige des Ganzen festgestellt und sind die Menschen allgemein etwa in der Lage, wie einer, der sein Hab und Gut der weiten See anvertraut. Aber noch sind die Meisten nicht zu dieser Resignation vorgeschritten, die in dem Börsenmanne ihr Ideal findet. Sie bilden sich ein, sie könnten wirklich leisten, was sie versprochen haben, bekommen, was ihnen versprochen worden ist, und verwickeln solchermaßen ihr moralisches Subjekt in die Geschäfte. Sie wollen das Versprechen moralisch geben und moralisch nehmen. Ob aber schon ganz emanzipirt von der Moral des Versprechens, ob noch ihr Tribut zollend, unzuverlässig ist er stets, der moderne Verkehr — „treulos, wie die Welle“ heißt es irgendwo im Shakespeare.

Man könnte Bücher darüber schreiben, pflegt man zu sagen, wenn einen bei einem Bericht schon nach kurzem der Ekel überkommt. Ja! Ja! Ueber die schlimmsten Dinge werden keine Bücher geschrieben, und nur in den Büchern steht ja Weisheit. So lernen wir es heute in unsrer Jugend. Und wenn uns nach fleißigem Bücherstudium, nachdem wir unversehens groß geworden sind, plötzlich die Augen aufgehen, da — sehen wir, daß wir auf dem falschen Wege, auf den wir geraten sind, weiter müssen, weil man uns von hinten auf die Fersen tritt.

Gewiß, der Einzelne muß sich kläglich vorkommen, wenn er sich vorgenommen hat, nun einmal für sich wenigstens ein recht tüchtiges Leben zu führen. Er bringt es wirklich und wahrhaftig zu dem, wofür ihn spöttische Mienen und verzogne Mäuler laut erklären werden, zu einem Pedanten. Und so heißt heutzutage nicht bloß, wer früher einen Anspruch auf das Wort Charakter gehabt hätte, das ist er auch. Ein Beispiel geben zu wollen, — welcher Unsinn! Man kann höchstens, wenn man es fertig bringt — schreiben, schriftstellern, d. h. schriftlich predigen. Man hat dann den Vorteil, vor respektloser persönlicher Behandlung sicher zu sein, im übrigen kommt man mit seinen Ideen in den großen brodelnden Hexenkessel, aus dem sich die moderne öffentliche Meinung ernährt.

Wenn man sie erst in seiner Nähe hätte, ihr sauberes Thun und Treiben verfolgen könnte, diese verlaufne Gesellschaft, die dem Pfarrer entwischt, wie dem Richter. Die Ohnmacht unsrer gesetzesreichen Staatskraft leuchtet doch wirklich kläglich aus der Thatsache hervor, daß, sobald wieder einmal ein Vorschlag auftaucht, durch energische Vorschriften in das Durcheinander einzugreifen, alsbald von allen besonnenen Lippen der Warnungsruf ertönt, man werde nichts als eine häßliche und nicht zu bewältigende Denunziation ins Leben rufen, auf welchen Warnungsruf es dann auch immer bei der guten Absicht verbleibt. Denunziation, das Wort ruft einen Schauder von Gefühlen hervor. Das könnten wir gerade noch brauchen, heißt es dann. Jawohl! das könnten wir brauchen, aber eine gründliche, der sich niemand entziehen könnte, sobald er sich vom Rechten ernstlich entfernen möchte.

So weit wären wir, Gott Lob, daß es uns anfangs sonderbar vorkommt, wie man wirklich allen Ernstes glauben konnte, die Freiheit der modernen Wirtschaftsweise regulire sich selbst; daß Leute, die von der Uebervölkerung reden, die aus ihr entstand, nicht mehr mitleidig belehrt werden, daß es eine solche nicht gebe; daß die unter den Geschäftsleuten, aller gelehrten Belehrung zum Trotz, beharrlich und immer lauter wiederholte Klage über die Konkurrenz, als die Mutter aller Uebel, endlich bei den Denkenden Wiederhall findet. Und wenn man von dem heißen Brei vorläufig einmal die Ränder wegkratzt, indem man mit der Idee eines gründlichen Fabrikinspektions- und Versicherungswesens die niedlichsten Scherze treibt, so darf man vielleicht auch schon von einer Zeit träumen, wo man sein Augenmerk darauf richten wird, was denn in den, dank eifriger Inspektion, großartig arrangirten und wunderbar gelüfteten Fabrikräumen eigentlich produzirt wird, und welche eigentümlichen Wege diese Produkte nehmen, und zu welchen edlen Zwecken sie eigentlich geschaffen werden. Vielleicht bringen wir es dann zu einem geordneten Markt, in den der Staat seine Nase hineinstecken und seine Hände hineinmischen kann, um dafür zu sorgen, daß nicht so viel Schund verfertigt werde, welcher es den Bemittelten unter dem Titel der gesteigerten Ansprüche des Lebens fast unmöglich macht, noch etwas für notleidende Mitmenschen zu erübrigen, diese letztern aber um den Erfolg ihrer sauer verdienten Pfennige bringt und so auf beiden Seiten den Begriff der Solidität nahezu unfaßbar macht. Ein Volk, das fleißig an der Arbeit wäre, die nur Brauchbares, wahrhaft Nützliches, seine Kraft Erhaltendes erzeugte, in dem dann auch nicht mehr, dank einem mit allen Mitteln arbeitenden Wettbewerb, täglich viele Menschen zum Nichtsthun verdammt würden, wäre am Ende doch noch zu erreichen. Wenn man sie nur erst wieder näher beisammen hätte, diese isolirt strebenden Menschen, um dem Staat und den Geistlichen wieder eine wirkliche Aufsicht zu sichern und damit Zucht und Ordnung neu zu erwecken! Das erforderte einen sittlichen Aufschwung! Gewiß, aber noch haben wir Kraft genug, um uns zu erheben. Und schließlich ist es vielleicht gar kein so übler Gedanke, der Enge vorerst durch eine (richtige) Kolonial- und vor allem Auswanderungspolitik einmal Luft zu schaffen. Das wäre eine Schröpfung; eine solche soll aber bekanntlich in der Medizin über gefährliche Stauungen hinweghelfen und dem Puls die Arbeit erleichtern. Man wandert ja auch so schon aus? Gewiß. Aber es ist kein gesunder Verlust, diese wilde Auswandrung.

A Perino

Schiffe, die nachts sich begegnen

Roman von Beatrice Harraden

1

Seit Burnetts Little Lord und Wards Robert Elsmere hat kein englisches Buch in Deutschland eine derartige Verbreitung gefunden wie Harradans Ships that pass in the night. Die vor kurzem erschienene deutsche Uebersetzung ermöglicht das Bekanntwerden dieses Romans in den weitesten Schichten; dazu möchten auch diese Zeilen das Ihre thun.*) In der Vorrede zu dieser ersten Festlandsausgabe vermag die Verfasserin anzugeben, daß der Titel einem Longfellowschen Verse entlehnt ist, in den Erzählungen aus einem Wirtshause an der Landstraße, was ihr bei erster Veröffentlichung selbst unbekannt war. Die glückliche Wahl des Titels ist entschieden der Verbreitung wesentlich zu gute gekommen; schon in ihm liegt etwas von der Anmut, der reichen bildergestaltenden Phantasie, die wie ein Hauch sich über das ganze Werk hinzieht.**)

*) Aus dem Englischen übersetzt von Luise Niemeyer. Stuttgart, Engelhorn. 50 Pfge.

**) Der Longfellowsche Vers lautet:

Schiffe, die nachts sich begegnen, begrüßen sich bei der Begegnung:
Nur ein Signal wird gehißt, und ein Ruf tönt von fern durch das Dunkel.
So auf dem Meere des Lebens: wir Menschen treffen einander,
Tauschen ein Wort, einen Blick: still ist es dann wieder und dunkel.

Die Beilage zur Münchner Allgemeinen Zeitung machte kürzlich auf eine interessante Parallele in einem altindischen Verse aufmerksam:

Wie in dem großen Ozean ein Splitter Holz den andern trifft,
So treffen in dem Leben die Menschen sich einen Augenblick!

Es ist dies Werk ein Erbauungsbuch für die glaubensstarken wie für die zweifelnden Naturen genannt worden; das ist es gewiß, ich wüßte kaum, wo ich einen gleich tiefernsten Stoff mit soviel Feingefühl sonst schon behandelt gefunden hätte. Doch es will noch mehr als erbauen, denn indem der Dichter mit den schwersten Problemen ringt, zeigt er uns zugleich den Weg ihrer einzigen Lösung. Ob das überhaupt Aufgabe des Dichters sei, ist eine vielumstrittene Frage. Aber wie der Maler seinem Werke den Wert verleiht, indem er durch das richtig abgetönte Auftragen der Farben dem in der Skizze vorhandnen Material plastische Kraft giebt und so in der örtlichen Trennung bestimmte Gesetze schafft, nach denen eins auf das andre angewiesen, für das andre wirkt zur Erlangung der Harmonie des Ganzen — geradeso der Dichter: die einzelnen Gestalten mögen noch so genaue Typen sein, indem der Dichter sie zu einander in Beziehung treten läßt, wirken sie alle im Sinne einer Grundidee, nicht einer Tendenz, sondern für die Lösung eines Problems. Wenn der Maler das Laub der Bäume rot malt, so wissen wir, daß das Licht der untergehenden Sonne sich darüber lagert. Selbst wenn der Dichter ein Problem nicht löst, so wird es zumeist nicht am Wollen, sondern am Können liegen; das Gemälde ist auch dann noch lange nicht Photographie, denn sonst kämen wir schließlich auf Schicksalstragödien oder Komödien der Irrungen hinaus.*)

2

Der Verlauf ist in wenigen Worten wiedergegeben. In Petershof (Davos), der „Stadt des Leidens," ist Robert Allitsen, der „unangenehme Mensch," schon sieben Jahre, ohne auf Genesung hoffen zu dürfen, er lernt Bernhardine Holme kennen, und diese beiden werden trotz der Verschiedenheit ihrer Anschauungen treue Freunde, die einander lehren sollen, das Leben auch unter Leiden zu tragen. Nach mehrmonatlichem Aufenthalte kehrt Bernhardine fast genesen nach London zurück, dort ereilt sie ein jäher Tod, wenige Stunden, nachdem sie ihren Freund zu neuer Lebenshoffnung ermutigt hat. Das ist der fast jeder Handlung ermangelnde Inhalt.

Unser Werk liegt vor uns wie ein Gemälde. Suchen wir zunächst aus der ganzen Anlage, der Gruppirung des Materials einen Gesamteindruck zu erhalten, und vertiefen uns dann in die Einzelgestalten, so dürften wir dem Werke der Künstlerin am besten gerecht werden.

Meisterlich sind die hintergrundartig sich aufbauenden Naturschilderungen. Das Ganze ist erfüllt von der „Petershofer Luft," einer von wallendem Nebel geschwängerten Atmosphäre, der Eigenart dieser Krankenstadt, der „Todesgedanken und der Lebensphilosophie." Aber dennoch finden wir nirgends sentimentale Naturpredigt. Es ist die Wucht des behandelten Themas, der massige Aufbau des Vordergrundes, durch den auch das an sich Lichte seine bestimmte Tönung erhält.

Große Tannen, die ihre Schneebürde geduldig tragen, andre, die, weniger geduldig, abgeschüttelt haben, was der Himmel ihnen zu tragen auferlegt hatte.

Und beim Abzug des Winters, beim Beginn der Schneeschmelze heißt es:

Nichts konnte trübseliger sein als dieser Vorgang, nichts trostloser als dieser Anblick. Die Bäume hatten ihre Bürde abgeworfen und schienen in ihrer Freiheit düsterer als in den Tagen ihrer Schneebelastung.

Doch es ist wiederum die freie und offne Natur, wo die Weite Atemraum für die mürben Lungen und Gemüter giebt, die nun immer wieder neuer Hoffnung leben. Das Sehnen nach Glück, wo kommt es her?

Der Sonnenschein muß etwas damit zu thun gehabt haben. Wenn sich z. B. ein Hund in der Sonne niederlegt, und es wäre der elendeste Köter, so stößt er einen Seufzer der Zufriedenheit aus, die verdrießlichste Katze fängt an zu schnurren.

Die schönste Staffage dieses Landschaftsgemäldes sind die

*) Anders Johannes Müller in der Christlichen Welt Nr. 6: „Ein moderner Dichter kann überhaupt gar nicht irgend ein Problem durch eine Dichtung lösen wollen, sondern er kann immer nur schildern wollen, wie es irgendwo zu einer ganz individuell eigenartigen Erscheinung kommt."

treu und wahr geschilderten Naturkinder. Es ist uns, als ob wir Richtersche Zeichnungen sähen oder Stielersche Volkstypen vor uns hätten. Da ist die stämmige Wirtin, sie kam zur Begrüßung der Gäste heraus — „aus dem schwarzen, sonnenverbrannten Häuschen mit den grünen Läden."

Es lag von Natur ein freundlicher Ausdruck in ihrem alten Gesicht; als sie aber sah, wer der Herr war, wuchs die positive zu superlativer Freundlichkeit an. Dann die lustige Lise, die voll Jubel die geschenkte Uhr nimmt: Ach, rief sie, wie prächtig! Wie werden mich alle die Mädchen beneiden! Wie wird sich meine liebe Freundin Susanne ärgern! Die Photographien wurden betrachtet. Lise sah mit halsstarrigem Mißfallen auf ihre Bilder im Alltagskleid, während sie denen, die sie der Welt im schönsten Staat zeigten, rückhaltlose Bewunderung zollte. Ach, rief sie, das ist doch eine ordentliche Photographie!

Der kleine bucklige Briefträger Wärli, dessen Herz der Hotelmagd Maria gehört, ist von seinen Liebesgedanken so hingenommen, daß er alle Briefe falsch besorgt, weil sie alle ihre Adresse zu tragen scheinen. Die treue Maria, der der unglückliche Holländer kurz vor seinem Tode fünf Franken schenkt, die sie dem lieben Mütterli schicken will, ist verzweifelt, als sie von dem Selbstmorde ihres Gönners hört: „Ich hasse das Geld, ich könnte es nie behalten, wie könnte ich es meiner Mutter schicken, es würde ihr Unglück bringen." Aber sie findet Trost in dem Gedanken, für das Geld einen schönen Mooskranz auf das Grab des armen Mannes zu legen.

Ueberall haben wir in wenigen Strichen charakteristische Figuren vor uns. — Wie rührend ist die Gestalt der armen Katharina, die in ihrem bittern Leid, das ihr den Bräutigam am Vorabend der Hochzeit entriß, nicht hatte Gefühllosigkeit lernen können.

Einst war sie ein reizendes junges Mädchen, das im Hause sang und den Gästen fröhlich aufwartete, nun saß sie strickend und wartend in der Sonne und sah kaum auf, das war ihr Leben.

Schiffe, die nachts sich begegnen! Alles Eindrücke des Augenblicks: „Nur ein Signal wird gehißt, ein Ruf tönt fern durch das Dunkel" — aber das geistige Auge schaut das grüßende Licht noch lange, und der Ton, längst verhallt, klingt noch im tiefsten Herzen nach, er schlug gleichtönende Saiten an.

Aus der freien Welt der Natur treten wir nun ein in das bunte Gewoge des Lebens in Petershof, zu den Leuten „im schönen Einbande." Da ist die französische Tänzerin, die nur den einen Wunsch hat: „Wann war ich je verständig? Verständige Menschen amüsiren sich nicht, ich habe es gethan und will es auch wieder thun." Da ist Mrs. Reffold, die schöne Frau von tadelloser Haltung und gewandtem Benehmen, ihre Erfahrung ist diese: „Hier sieht man den Tod so oft, daß man ganz melancholisch wird, wenn man nicht lernt, sich dagegen abzuhärten." Da ist die ganze Reihe jener Unglücklichen, die darin die einzige Erleichterung ihres Leides sehen, den andern zu klagen. Da ist endlich die seltsame Kategorie der Begleiter und Krankenpfleger: „Die Gleichgiltigkeit und Ruhe, womit diese Menschen ihre Verpflichtungen versäumen oder Fremden erlauben, sie für sie zu thun, würden zu humoristischen Bemerkungen Gelegenheit geben, wenn man nicht empört darüber sein müßte." „Die Quintessenz der Selbsterhaltung: Selbstsucht und Pflichtvergessenheit!" Mit bewundernswerter Beobachtungsgabe wird das Charakteristische all dieser Gestalten dem Leser vorgeführt. Die eine, die nichts für ihren Kranken thut, aber auch nicht mag, wenn andre es thun. „Was soll ich machen, klagt der junge Amerikaner, mein Bruder glaubt nicht einmal, daß ich krank bin, krank sein ist schlimm genug, aber es ist noch schlimmer, wenn die, die uns helfen könnten, nicht einmal an unsre Krankheit glauben." „Er glitt den Abhang schnell hinab aus Mangel an geeigneter Pflege." Petershofer Luft — wie ein Dunst aus der Tiefe lagert sie sich über das Ganze; treten wir noch einmal weit zurück, um auf diese Beleuchtung achten zu können:

Der Himmel war mit Diamanten besäet, die Luft frisch und kalt. Aus der Ferne erklang das Jodeln einiger Bauern, und in den Hotels gingen Scherz und Fröhlichkeit neben dem Elend und der Hoffnungslosigkeit her. In des Pfarrers Wohnung lag die Leiche des Holländers. An Gottes Himmel standen Gottes Sterne.

In dieser „Petershofer Luft" sollten zwei Menschen gemeinsam an einem Werke schaffen, hier im Todesdunst sollte das eine errungen werden: Lebenshoffnung und Lebenskraft.

Das grüßende Licht wird zum Spiegel der eignen Seele; was dort entschwindet in unbekannte Fernen, das schwankende Brett ist jenem gleich, das dein Leben trägt. „Da ist es jener Lichtstrahl, der uns unser eignes Selbst klar macht." — Schiffe, die nachts sich begegnen.

3

Bernhardine hatte seit frühester Jugend kein andres Verlangen, als das nach Arbeit. „Was kann man von einer Kindheit sagen, die selbst die Feen vergebens mit dem Strahl der Liebe zu berühren versucht haben." Sie füllte ihr Leben mit mancherlei Bestrebungen und ehrgeizigen Plänen, sie war durch und durch ein modernes Produkt, gab Unterricht, schrieb Zeitungsartikel, besuchte sozialistische Versammlungen. Als sie in vollem Schwunge war, wurde sie eines Tages krank, hielt sich noch einige Zeit in London auf und ging dann nach Petershof. Sie hatte gehofft, einen höhern Platz in der Litteratur einnehmen zu können, alle Arbeit, alle ehrgeizigen Pläne mußten nun aufgegeben werden, und so kam sie nach echt menschlicher Art zu dem Schluß, daß sie die am schlechtesten auf Erden bedachte Person sei. Diese Bernhardine — „sie war klein und schmächtig, und ihr Gesicht sah elend aus" — macht die Bekanntschaft des Herrn Allitsen, des „unangenehmen Menschen." Dieser ist jetzt bereits sieben Jahre in Petershof und weiß, daß er das, was er suchte und ersehnte, nicht mehr finden kann — die Genesung. Das Gefühl des hoffnungslosen Siechtums konnte nicht ohne Wirkung bleiben: „Es war so gar nichts Pathetisches an ihm, keine Spur selbst von Poesie, was dem Leiden, sei es körperlich oder seelisch, eine Weihe giebt." Es gab eine Zeit, wo auch er vor Ehrgeiz darauf brannte, sich auszuzeichnen, jetzt ist das einzig Positive in ihm sein schroffes Wesen. Er erkannte nicht an, daß die Wechselbeziehungen des Lebens ihm noch Verpflichtungen auferlegen könnten; hatte er denn überhaupt noch eine Pflicht, nachdem ihm „das Recht auf Arbeit" genommen war, war es nicht ganz gerechtfertigt, in kleinen Sachen egoistisch zu sein, wenn man das eine große Opfer gebracht hatte! Seinen Titel disagreeable man hegt er in einer stolzen, triumphirenden Befriedigung, aber doch kann der reiche Geist ein tiefes Gemüt zuweilen nicht verleugnen, „daß es einen verwundert nachdenken ließ, wie wohl die ursprüngliche Gemütsart dieses Mannes gewesen sein mochte." Nachdem er „einen tiefen Zug aus dem Giftbecher" gethan, wünscht er den auch Andern darzureichen, Andern die schöne Hoffnung zu rauben und die stolze Resignation zu lehren, auf das Leben verzichten zu können. Das ist die ganze Skala, die in vier Gradeinteilungen zerfällt: „Viel Sorge und Kummer. — Noch mehr Sorge und Kummer. — Weniger Kummer und Sorge. — Ueberhaupt kein Gefühl mehr. — Von den kühn schwellenden Hoffnungen, einen großen Dom zu bauen, kommt man nicht nur dahin, damit zufrieden zu sein, eine Lehmhütte zustande zu bringen — sondern das ist der Inhalt des Lebens: eine Grube zu graben und sich wie Höhlenbewohner hineinzulegen."

Dieser Lebensanschauung versucht Bernhardine die ihre gegenüberzustellen:

Sie haben einen tiefen Zug aus dem Giftbecher gethan, das kann ich sehen, aber ihn an Andre weiterzugeben, ist erbärmlich.

In dem Streite dieser Anschauungen liegt das Problem, in der Durchführung des Kampfes die Lösung.

Der naturgemäße Entwicklungsgang des Lebens, ein Emporsteigen und Glücklichsein in der Arbeit, ist gehemmt, in der Krankheit reißt die tiefe, unheimliche Kluft auf, die Gegenwart und Zukunft trennend, dennoch überbrückt werden muß. Wie wird Bernhardine ihre Brücke, wie Allitsen die seine bauen?

Indem der „unangenehme Mensch" seiner Lebensphilosophie zu dienen wähnt, nämlich der Idee vom Tode im Leben, bewirkt er bei Bernhardine etwas vollkommen Andres: „Gerade seine Bitterkeit schien die ihre im Keime zu ersticken — sie trank aus dem Giftbecher, aber es schadete ihr nicht." Sie lernt zum erstenmale der Eigenart eines Menschen auf den tiefsten Grund gehen. Sie erschrickt vor der furchtbaren Wirkung des Giftes, denn ein schwaches Flämmchen der Pflicht und Zuneigung war das letzte bischen Wärme in dieses Mannes Herz, das Krankheit und Enttäuschung fast ganz hatten erstarren lassen. Während aber

früher das Maß, mit dem sie die Menschen gemessen, ein geistiges oder künstlerisches war, so lernt sie jetzt urteilen nicht nach dem, was sie gethan hatten oder gewesen waren, sondern nach dem, was sie gelitten hatten:

Jetzt werden Sie lernen, wie viele, die ebenso fähig und noch fähiger sind als Sie, auch kalt gestellt sind und es bleiben müssen. — Wenn Sie erst das vierte Stadium erreicht haben werden, werden Sie statt Bücher zu schreiben ganz zufrieden sein, eins der Bücher ihres Onkels abzustauben.

Wohl sind diese Worte des „unangenehmen Menschen" Gifttropfen, aber sie werden zur heilkräftigen Arznei, denn in Bernhardinens Seele steigt die Ahnung auf, daß man auch in dem kleinsten und niedrigsten Dienste nicht kaltgestellt ist. Das Material zu den Grundpfeilern der Brücke ist gefunden; jetzt kann Stein auf Stein gefügt werden. Um so schneller gedeiht die Arbeit, je öfter Bernhardine Gelegenheit hat, zu beobachten, daß der „unangenehme Mensch" seinen Titel verleugnet, dadurch aber gerade sich selbst treu wird. Wie wenig stand das feine Verständnis für die Schönheiten der Natur und die Liebe zu ihr mit seinem schroffen Wesen in Einklang. Und war er nicht in Loschwitz in dem sonnverbrannten Häuschen den schlichten, biedern Leuten „ein alter viel geliebter Freund, der Vertrauen, nicht Furcht einflößte"; er, der die glücklichen Brautleute beim Photographiren so rührend bitten konnte: Seht doch glücklich aus! — den auch die arme Katharine verstand, der allein sie aus stumpfem Brüten herauszureißen vermochte. Das war an jenem Tage, von dem er selbst bekannte, „es sei der wenigst unangenehme, den er seit Monaten verlebt habe." Dann brauste freilich mit eisiger Kälte Sturm und Wogendrang an den Bau: „das tiefe Empfinden, die Teilnahme, die Bernhardine so überrascht hatten, überraschte sie noch mehr durch ihr völliges Verschwinden, die Schroffheit war wiedergekommen, oder war sie überhaupt nie weggewesen?"

Wohl sieht Allitsen, daß er in den Anschauungen, die sich den seinen entgegenstellten, etwas Fertiges nicht vor sich habe, aber die Gradheit seines Wesens läßt ihn sich darüber nicht hinwegtäuschen, daß die Entwicklung sich dort in ganz andrer Richtung vollziehe, als es bei ihm der Fall gewesen ist. Er hält den Egoismus für wünschenswert, sie lernt ihn bekämpfen und aufgeben. Er behauptet: „Jeder Mensch kennt seine Pflicht, und es ist seine eigne Sache, ob er sie thun will oder nicht." Sie hält ihm entgegen: „Sich für etwas interessiren ist nicht dasselbe, wie sich einmischen." Seine Theorie ist: „Die meisten Menschen haben weder Gedanken noch Gefühle, außer wenn sie denken, daß ihnen etwas wehe thut." Die ihre: „Worauf es ankommt, ist, mild zu urteilen und nicht über andrer Leute Fehler herzufallen." — Er sieht, wie sie durch die Befolgung dieses Grundsatzes dem Mr. Reffold, dem armen einsamen Manne, „die kleine Hexe" wird, das Wesen, das ihm die letzte Wegstrecke eines öden Lebenspfades erhellt: „Ich bin ein unwissender Mensch, und Sie haben es mich nie fühlen lassen," das sind die Abschiedsworte dieses Mr. Reffold. Darum muß es jetzt Allitsen darauf ankommen, seinerseits die Berechtigung seines Standpunktes klar zu legen, seinen Zenonismus zu begründen; er thut es unter Preisgabe seines tiefsten Geheimnisses:

Das eine große Opfer ist, sein Leben Andern zuliebe fortsetzen, wenn alles, was das Leben annehmbar zu machen scheint, fortgerissen ist, — nicht die Freuden meine ich, sondern die Pflichten und Möglichkeiten seine Thatkraft zu beweisen. — Ich habe das Opfer gebracht, deshalb glaube ich, daß ich mein Teil ohne Wanken gethan habe. Das Größte, was ich aufzugeben hatte, gab ich auf — meinen Tod. Mehr kann von keinem verlangt werden!

Das ist der ganze Jammer seiner Seele, das Leid seines Lebens. Um seiner Mutter willen macht er ihm kein Ende, wozu er sonst ein Recht zu haben wähnt. — Aber die Freiheit kommt endlich! —

Sollte sich auf diesem Boden die Brücke erbauen lassen, auf Egoismus, auf jener Scheinwahrheit, jenem Glauben, „zu glauben, daß man glaubt." Zum erstenmale kommt es in den Worten Allitsens wie eine Offenbarung seines Seelenzustandes hervor: „Ich fühle mich jämmerlich krank!" Je mehr Bernhardine zu der Erkenntnis kommt, das das eigentlich Wichtigste unsrer Existenz die Nichtigkeiten des täglichen Lebens sind, während

sie anfängt, den Wert der kleinen Zufälle dieser selben großen Welt zu schätzen, desto mehr sucht der „unangenehme Mensch" nach einem neuen Stützpunkte seiner „Philosophie des Lebens." Er hat geglaubt, eine Wechselbeziehung von Mensch zu Mensch einfach von individualistischer Seite aus ansehen zu können, doch ist ihm diese Welt des Selbst öde, hoffnungslos geworden, und so klammert sich all sein Sehnen an das Leben im Jenseits, an eine andre Lebensidee:

Philosophie, höhnte er, was hat sie für uns gethan . . . aber die Jahrtausende sind gekommen und gegangen, und das Einzige, das zu wissen die ganze Menschheit sich sehnt, bleibt unbekannt. Werden wir unsre Lieben wiedersehn, und wie? Das große Rätsel des Lebens. Wir flehen um Brot, und die Philosophen geben uns einen Stein. — Warum können wir nicht unpersönlicher sein? Wie kleinlich und schwächlich ist doch unser Sinn; wann werden wir lernen größer zu denken?

Da zeigt ihm Bernhardine, in welchem Zusammenhange das jenseitige Leben mit dem diesseitigen steht, wie wir jenes überhaupt nur als die Fortentwicklung dieses zu verstehen vermögen. Nichts Unwürdiges läge in dem ruhelosen Sehnen, etwas vom Jenseits zu wissen, keine Spur von Schwäche in dem Verlangen, die wiederzutreffen, die wir hier verloren haben; ein Beiseiteschieben dieser Fragen sei nur möglich, wenn das menschliche Herz sein bestes Teil, die Menschlichkeit, verloren habe. Aber wiederum auch nur von hier — von kraftvoller Lebensbethätigung aus — habe dies Fragen und Sehnen Wert und Bedeutung:

Wir werden unsre Brücke zwischen Leben und Tod weiter bauen, jeder seine eigne, und wenn wir sehen, daß sie nicht stark genug ist, werden wir sie abreißen und eine neue bauen.

Auf diese Aufforderung hin muß Allitsen zugeben: „Ich habe lange aufgehört, meine Brücke zu bauen" —: die Hinfälligkeitserklärung seiner egoistischen Anschauung. Der alte Bau ist Stück für Stück zusammengebrochen.

Mit der leiblichen Genesung Bernhardinens schreitet gleichzeitig die innere Gesundung, das kraftvolle Durchdringen des neuen Lebensmutes fort. Aber in dieser Entwicklung vermeidet der Dichter in weiser Beschränkung jede Uebertreibung zur schärfern Pointirung der Gegensätze. Wie echt und wahr sind jene kleinen Schwächen gezeichnet, die ihrem Wesen soviel natürliche Anmut geben. Nur eins sei hier angeführt:

Sie konnte seinen Hochmut bei Sachen, von denen sie viel mehr wußte, ganz gut vertragen, aber seine Schulmeisterei in Dingen, von denen sie wirklich nichts verstand, war mehr, als sie in Geduld aushalten konnte.

Wenn sie fühlt, „wie weit sie sich von ihrem alten, frühern Selbst entfernt hatte," und daß ihre Krankheit die Brücke zwischen ihrem „frühern Selbst und dem jetzigen Sein" geworden war, so empfindet sie das doch nicht als eine positive That, sondern als die Wirkung jener Arznei; ist es doch dem Menschen eigen, daß sich seine Kräfte im Kampfe, in der Verteidigung mehren. Immer wenn das schroffe Wesen sie abstieß, die Gleichgiltigkeit des „unangenehmen Menschen" ihr erstaunlich war — „dann erschien vor ihren Augen die Gestalt eines verlassenen Menschen, und das kleine Herz wurde sofort wieder weich." Seine Einsamkeit und Verlassenheit läßt auch in ihr die schmerzliche Erinnerung an jene Augenblicke wach werden, „in denen die Seele sich ihrer Einsamkeit bewußt, gewahr wird, daß wir in Wahrheit allein stehen, unerreichbar für den Trost und die Hilfe andrer Menschen"; aber seine stolze bewußte Resignation lehrt sie gerade diese Einsamkeit als einen Teil göttlichen Planes ansehen, „damit die Seele des Menschen sich ihm und ihm allein zuwende." Resignation, Weltverachtung auf der einen Seite, auf der andern die Erkenntnis: „Jetzt sehe ich, wie einsam die meisten Menschen sind!" Das ist der große Segen der Einsamkeit, daß der Blick klar wird, alles das zu sehen, was an unserm Lebenswege einsam und verkümmert daliegt, daß das Ohr scharf wird, das leise Wimmern und Stöhnen derer zu hören, die unsern Weg kreuzen! — Ships that pass in the night! —

Das schönste Kunstwerk seiner Charakteristik liefert uns aber die Dichterin in all jenen kleinen Zügen, die uns den Kampf des „unangenehmen Menschen" mit seinen alten Lebensgewohnheiten zeigen. Die drolligen Liebenswürdigkeiten sind von der größten Bedeutung. Es ist ein Untreuwerden langjähriger Grundsätze, wenn er es jetzt über sich gewinnt, von seinem

Eigentum zu verleihen, ja sogar zu verschenken. Wie allerliebst ist der Auftritt mit den Liebesleuten Maria und Wärli, die er gerade bei ihren Verlobungsfeierlichkeiten überrascht. Ein andermal hat er seine Freundin gekränkt und legt sich selbst die schwere Buße auf, zwei Stunden lang schlechter Musik zuzuhören, nur um nachher ein paar wenig geschickte Worte der Entschuldigung anbringen zu können; wir empfinden „diese sehr unangenehme Aufgabe" mit ihm. Wie rührend vor allem die Art und Weise, in der er der Freundin seine materielle Hilfe anbietet. Und wenn dann doch immer wieder das schroffe Wesen, der krasse Pessimismus zu Tage tritt, so ist das um so natürlicher, als doch auch in ihm ein gut Teil Wahrheit steckt. Wie richtig ist diese Beobachtung:

Wir glauben, daß wir einen wichtigen Teil in dem Leben Andrer einnehmen, bis wir eines Tages, wenn wir uns unsers Wertes am sichersten bewußt sind, an irgend einer vielleicht ganz unbewußten Aeußerung merken, daß wir ihnen trotz allem nichts sind.

Da kommt der Tag der Abreise für Bernhardine. Der Abschied der Freunde ist ein kurzer, die letzten Worte in ihrer Schlichtheit ergreifend. Sie zwingen sich beide, das zu verschweigen, was im innersten Herzen ihr eigen ist, ein erlösendes Wort kann nicht gesprochen werden; denn so hatte „der unangenehme Mensch" ja schon jener biedern Frau in Loschwitz geantwortet: „Leute wie ich verloben sich nicht, die lassen sich statt dessen begraben"; und nun versucht er sich einzubilden, daß nach kurzer Zeit „der Zustand der Gewöhnung, den fromme Menschen Entsagung nennen," folgen werde.

So auf dem Meere des Lebens: wir Menschen treffen einander,
Tauschen ein Wort, einen Blick, still ist es dann wieder und dunkel.

Bernhardine kehrt nach London in den Buchladen ihres Onkels zurück. „Was sie an Kraft verloren hatte, hat sie an Liebe gewonnen." Die Fühlung mit dem frühern Verkehr ist verloren, sie findet die damaligen Gefährten hart, während diese sie schwach finden, sie sind enttäuscht über sie, doch ist auch sie enttäuscht, wenn sie sich nach ihren menschlichen Eigenschaften in ihnen umsieht. Ein Buch zu schreiben, dazu fehlt ihr noch die Spannkraft, aber was sie früher nie gekonnt hätte, vermag sie jetzt: „Bücher abzustäuben und eine gewisse Ordnung hineinzubringen" — denn „es verleiht uns eine gewisse Würde, wenn wir merken, daß es einen Platz für uns auszufüllen giebt." Dem liebeleeren Leben ihres alten Onkels Gehalt und Wert zu geben, das ist der Platz, den sie für den ihren erkennt, an dem sie mit schönstem Erfolg arbeitet. Die sonst nie gesehenen, frischen Blumen auf dem Schreibtische des alten Bücherwurms werden das Symbol des neuen Lebens, das im Hause, im Herzen seiner Bewohner Einzug hält. Allmählich thut sich von hier ein freier, schöner Blick in die Zukunft auf: auf dieses Glück im Winkel dürfen Pläne und Hoffnungen sich auferbauen.

Und der „unangenehme Mensch"?

Zwei Tage, nachdem Bernhardine Petershof verlassen hatte, saß er in seinem Schlafzimmer und versuchte zu lesen. . . . Dann schaute er hinaus und hörte dem Tröpfeln der Eiszapfen zu, zuletzt nahm er eine Feder und schrieb: „Kleiner Kamerad, kleine Spielgefährtin!"

Da schüttet er ihr sein ganzes Herz aus, bekennt seine Liebe, bekennt den Jammer seiner Seele — „und ich, Gott helfe mir, ich bleibe zurück, um dahinzusiechen." — Aber er hat es nun empfunden, daß die Liebe dem Menschen eine Würde verleiht, die nichts andres geben kann — „die besitze ich jetzt, nichts kann sie mir nehmen, denn sie ist mein Eigentum." Er beurteilt ihren Entwicklungsgang: „Du empörtest dich über das, was ich sagte, und du warst gerettet." Er weiß es jetzt, was es heißt, „daß Gott uns einsam geschaffen hat, damit wir uns ihm zuwenden sollen," und so wird er sein Leben nie mehr ein verfehltes nennen.

„Der unangenehme Mensch" hielt mit Schreiben inne, und die Feder fiel auf den Tisch. Er verbarg sein thränenüberströmtes Gesicht in den Händen, er weinte sich von Herzen satt, dieser „unangenehme Mensch." Dann nahm er den Brief, den er geschrieben hatte, und zerriß ihn in Fetzen.

Jetzt beginnt auch sein Brückenbau. Tage und Wochen verrinnen, da soll noch einmal der Kampf von neuem anheben: er hat seine Freiheit erhalten, seine Mutter ist gestorben. Wird er jetzt noch sein altes Recht für sich in Anspruch nehmen? Er

benutzt seine Freiheit, um nach London zu Bernhardine zu eilen.

Unerwartet schnell führt jetzt der Dichter sein Werk dem Ausgang zu. Ruhig und klar sagt Bernhardine dem Freunde, daß er um ihretwillen nicht frei sei:

Und selbst wenn mir nichts daran läge . . . niemand ist frei, Sie wissen das besser als ich. Wir gehören uns nicht selbst, unzählige Menschen hängen von uns ab, unser Thun entscheidet über das, was aus ihnen wird!

Ungeahnt tritt die Katastophe ein, und von dem Sterbebette kann Bernhardine dem Geliebten nur noch den Gruß senden: — „daß er in die Berge zurückkehren und seine Brücke bauen soll: sie muß stark sein und . . ."

Robert Allitsen geht an diese seine Arbeit, indem er von der Verstorbnen bekennt: „Ich habe sie immer gekannt, ich kann mich der Zeit nicht erinnern, wo sie nicht ein Teil meines Lebens gewesen ist!" Gewiß ein echt menschliches Empfinden: wir vermögen uns nicht mehr vorzustellen, wie unser Leben aussah, ehe Menschen, die einen hervorragenden Platz darin erlangt haben, für uns vorhanden waren; wir meinen, wir hätten sie immer gekannt. — Hier aber wird das Bekenntnis zur Bürgschaft der Errichtung jenes Baues, eines selbstlosen Lebens, dennoch voll Schöne in der Hingabe des Egoismus, in der Kraft der Liebe!

Es ist der Dichterin vielfach zum Vorwurf gemacht, daß sie ihrem Werke diesen Schluß gab. Gewiß ein naheliegender, aber dennoch sehr unberechtigter Vorwurf, dann nämlich, wenn man zugiebt, daß es in ihrer Absicht lag, ein bestimmtes Problem zu lösen. Denen aber, die den Mangel an Handlung bemängeln, sei das Wort entgegengehalten „daß das Wichtigste unsrer Existenz die Nichtigkeiten des täglichen Lebens sind." Entschieden zu tadeln ist jedoch das Zuviel des Philosophirens in den Köpfen der „kleinen Leute." Wohl steckt in jedem begabten Naturmenschen ein Stückchen Philosoph, aber nur zu oft unter Preisgabe der Natürlichkeit und Frische. Geradezu lustig wirkt es, wenn wir aus dem Munde des Briefträgers Wärli dieselben Gleichnisse, deren sich Allitsen bedient, hören — „von dem schlechten Einband und dem Buch, das nicht so übel," zumal nicht anzunehmen ist, daß Wärli seine „Kleiderphilosophie" von Carlyle entlehnte. Die Uebersetzung ist durchweg glatt, vielleicht ließe sich für „Hexe" noch eine bessere Bezeichnung finden, einen Vorschlag wüßte ich jedoch zur Zeit nicht zu machen. Der Kommentar für die dem Werke zu Grunde liegende Idee dürfte sich aus der Art der Besprechung ergeben. Ein Kapitel, das sechste, steht ganz außerhalb der Erzählung. Die dort eingeschaltete Parabel ist die Ouvertüre des ganzen Werkes, so möge dasselbe hier nochmals in diesen Rahmen gefaßt werden, und diese Besprechung mit der Ouvertüre ausklingen: Ein von vielem Reisen müder Wandrer erklimmt den Gipfel eines hohen Berges, den höchsten von der Gebirgskette, die Ideale genannt. Sein Ziel ist der Tempel der Erkenntnis. Nach unendlicher Mühe auf der Höhe angekommen, sagt ihm ein alter weißhaariger Mann: der Tempel ist nicht hier, er ist immer in der Ebene gewesen, in der Arbeit, im täglichen Bemühen. Der Greis redet dem verzweifelten Wandersmanne zu, umzukehren: wenn auch euer eignes Herz gebrochen, so könnt ihr doch andre vor dem gleichen Schicksal bewahren. Der Wandersmann kehrte um und ging — es war nicht wahrscheinlich, daß er die Ebene erreichte — *er hatte den Weg doch eingeschlagen.*

Wir bauen alle unsre Brücke — vom Leben zum Tode.
Ist sie stark, so wird sie zugleich der Weg — vom Tode zum Leben.

Hermann Bousset

Die Unfähigkeit der Türkei zu Reformen im Sinne der christlichen Zivilisation

Artikel 62 des Berliner Friedens, der unmittelbar nächste hinter dem von den Armeniern handelnden Artikel (vgl. vor. Nr.), vom 13. Juli 1878 lautet:

Nachdem die hohe Pforte den Willen ausgesprochen hat, das Prinzip der Religionsfreiheit aufrecht zu erhalten und ihm eine stete

Ausdehnung zu geben, nehmen die kontrahirenden Parteien Akt von dieser freiwilligen Erklärung. In keinem Teile des ottomanischen Reiches darf der Unterschied der Religion irgend jemandem als ein Motiv zum Ausschluß oder zur Unfähigkeit entgegengestellt werden, was den Gebrauch der bürgerlichen und politischen Rechte, die Zulassung zu öffentlichen Aemtern, Funktionen und Ehrenstellen oder die Ausübung der verschiednen Gewerbe und Industrien betrifft. Jedermann soll ohne Unterschied der Religion als Zeuge vor den Gerichten zugelassen werden. Die Freiheit und die öffentliche Ausübung aller Kulte werden allen gesichert, und kein Hindernis darf der hierarchischen Organisation der verschiednen Gemeinden oder deren Beziehungen zu ihren geistlichen Häuptern in den Weg gelegt werden. Die Geistlichen, Pilger und Mönche aller Nationalitäten, welche in der europäischen oder asiatischen Türkei reisen, genießen dieselben Rechte, Vorteile und Privilegien. Das Recht offiziellen Schutzes wird den diplomatischen und Konsularagenten der Mächte in der Türkei zuerkannt, ebensowohl in Betreff der oben erwähnten Personen, als ihrer zu religiösen, Wohlthätigkeits- oder andern Zwecken gebildeten Niederlassungen an den heiligen Orten oder anderwärts.

Es ist kaum glaublich, daß die Staatsmänner, die damals in Berlin die Friedensurkunde unterzeichnet haben, so viel Unkenntnis türkischen Wesens besessen haben sollten, wie zu einer aufrichtigen Hoffnung auf Ausführung dieses Artikels nötig war. Denn wie wir schon in letzter Nummer es aussprachen: hätte die türkische Regierung auch den Willen, die schönen Grundsätze christlicher Zivilisation in ihrem Reiche zur Geltung zu bringen, sie könnte es nicht.

Sie kann es nicht vor allem wegen der herrschenden Staatsreligion, die den Koran als Staatsgesetz in sich schließt. Aus der Ferne mögen dem Christentum feindlich gesinnte Freidenker oder unwissende Zeitungsschreiber vom Islam als einem reineren Monotheismus und einer sonst noch bevorzugten Religion träumen: in Wirklichkeit ist diese Religion und nichts andres der Fluch des türkischen Reiches und seiner Völker. Sie ists, die jeden Fortschritt hemmt, jede Besserung unmöglich macht. Mögen auch die christlichen Völker des Orients dem christlichen Namen vielfach zur Unehre gereichen, so hoffnungslos steht es um keines von ihnen, wie um den muhammedanischen Türkenstaat. Hier liegt der Todeskeim in der Religion selbst, die sein Halt und Leben ist. Der Fatalismus hemmt jeden kräftigen Willensentschluß; Treue gegen Muhammed und den Koran ist die eigentliche Glaubensleistung, die alte Tugenden wie Untugenden, Sitten wie Unsitten immer starrer konservirt; der Haß gegen die Ungläubigen erstreckt sich auf die gesamte christliche Kultur: keine Fabriken, keine Handelsgesellschaften giebt es in der Türkei, den Verkehr mit Europa besorgen Christen, an unsern Universitäten trifft man junge Leute aus allen orientalischen Völkern, nur keine Türken.*) Die Vielweiberei läßt kein rechtes Familienleben aufkommen; mag der Unbemittelte auch nur eine Frau haben, so traut er doch ihrer Treue nicht. Sklaverei ist zwar prinzipiell auf dem Papier abgeschafft, aber in Wahrheit nach wie vor öffentliche Institution; die Mächte machen sich einer Lächerlichkeit schuldig, wenn sie in Afrika Sklavenfang und -Handel verbieten, aber mit einem so gewaltigen Herde der Sklaverei,wie das osmanische Reich ist, die freundschaftlichsten Beziehungen pflegen. Auf den Märkten im Innern Kleinasiens kann man jetzt Armenierinnen für 5 oder 10 Mark, an den Küstenplätzen für 20 bis 40 Mark kaufen.

Ein zur Beurteilung der türkischen Greuel sehr wichtiger Umstand ist die Geltung der Blutrache bei den Türken. Für das Attentat auf Zeki-Pascha wurde nicht der Attentäter bestraft, sondern ganz Trapezunt, Erzingan, Erzerum und Hunderte von Dörfern mußten dafür büßen. Das war genau zugesehen der Anfang der neuern Metzeleien unter den Armeniern. Es fällt der türkischen Regierung nicht ein, die Kurden und Tscherkessen, die das Morden ihrer armenischen Unterthanen besonders betreiben, diese treusten Söhne des Islam, irgend als ungehorsame oder gar aufrührerische Elemente anzusehen. So fremd ist diesem Staate eine Gerechtigkeit, die in jedem christlich-europäischen Staate für selbstverständlich gilt — und doch behandeln diese christlich-europäischen Staaten ihn als ihresgleichen.

*) Ausnahmen bestätigen nur die Regel. In Paris halten sich Türken „Studirens halber" auf, aber sie sind auch darnach. — Die „Jungtürken," denen wir ein ernstes und edles Streben nicht absprechen möchten, sind keine Repräsentanten des türkischen Wesens mehr. Daß sie das Ruder in die Hand bekommen sollten, scheint völlig ausgeschlossen.

Die Türken morden auch gar nicht, ohne daß der Imam, ihr geistliches Oberhaupt, d. i. der Sultan, es weiß und will. Würde der Sultan von Religions wegen seinen Glaubensgenossen den Christenmord untersagen, sie würden davon abstehen. Aber das Gegenteil ist die Losung von Konstantinopel her: es ist Dschihad, d. h. Religionskrieg. In solchem Kriege aber hat jeder Muselman die Waffe zu führen; den Unterschied einer regulären Truppe von den friedlichen Bürgern giebt es dann für das muhammedanische Gewissen absolut nicht. Der Fanatismus aber macht, sobald einmal die furchtbare Parole ausgegeben ist, aller Milde und Menschlichkeit ein Ende. Gewiß haben auch unter den jüngsten Greueln einzelne Türken bedrohten Christen, mit denen sie bis dahin gute Nachbarschaft hielten, Freundschaftsdienste geleistet. Aber ihre Zahl ist gering. Viel häufiger ist der Fall, daß sie mit leidenschaftlicher Grausamkeit sich über die Ungläubigen hergemacht haben, gerade wie beim Christenmord in Damaskus, wo die friedlichsten Bürger vom muslimischen Taumel fortgerissen wurden. Das Martern und Morden war ihnen Spiel und Lust.

Was will ein solcher Staat, der eine solche Religion zum starren Gesetz hat, in der europäischen Staatenfamilie? Womit verdient er die Rücksichten, die man auf ihn nimmt? Warum thut man immer, als erwartete man von ihm Reformen im Sinne der christlichen Zivilisation?

Es giebt für die Türkei nur eine Möglichkeit, Reformen einzuführen. Man stelle sie unter Vormundschaft. Auf diesem Wege hat man schon manches erreicht, soweit Auge und Arm Europas reichten. Auf diesem Wege allein kann auch den armenischen Greueln ein Ende gemacht werden. Die Form einer solchen Vormundschaft zu finden, muß man den Diplomaten überlassen. Wenn die Mächte nur wollen, so werden sie eine Form finden, die auch die hohe Pforte sich wohl oder übel gefallen läßt.

Genau zugesehen, steht die Türkei schon heute unter Vormundschaft. Nun denn: der Vormund ist für das Verhalten seines Mündels verantwortlich. R

Verschiedenes

(Offizielle Statistik über die Ermordungen in Kleinasien) Auch die türkische Regierung weiß das famose Mittel einer statistischen Erhebung zu handhaben. Sie bewährt damit ihren europäisch-modernen Charakter aufs glänzendste. Die Politische Korrespondenz läßt sich die gewiß höchst mühsam gewonnenen Daten aus Konstantinopel berichten. Darnach sind „während der vorjährigen Unruhen" in Kleinasien getötet: Muhammedaner 1828, Christen 8707; verwundet: Muhammedaner 1433, Christen 2238. Ganz erstaunlich ist diese genaue Erhebung sogar über die Zahl der „Verwundeten." Und solchen Humbug drucken unsre deutschen offiziösen Zeitungen! Und die Kreuzzeitung, der wir die Angaben entnehmen, bemerkt kühl, daß diese Berechnung „allerdings hinter der von andrer Seite seinerzeit angegebnen Ziffer von 60000 Opfern sehr bedeutend zurückbleibt." *) In der That, man hat alle Ursache, auch den Zahlenangaben von christlicher Seite zu mißtrauen; eine Differenz von Zehn- und Zwanzigtausend wiegt bei derartigen Schätzungen nicht schwer. Aber dieser Respekt unsrer Zeitungen vor der „offiziellen Statistik" der „türkischen Regierung" ist klassisch. R

(Anfrage an Kreuzzeitung und Reichsboten) Die in den Büreaus der Kreuzzeitung und des Reichsboten als jüdisch oder heidnisch verschriene Frankfurter Zeitung bringt aus der Türkei fortwährend Nachrichten wie die folgenden:

„Gestern wurden einige hundert Armenier und Jungtürken aus dem Stambuler Zentralgefängnisse zu Wagen nach dem Landungsplatze der Frachtschiffe und von dort an Bord dreier türkischer Dampfer gebracht, die heute bei Tagesanbruch die Anker lichteten. Einer derselben ging nach der Galeerenstation Sinope am Schwarzen Meer, einer nach der Berberei und der dritte nach St. Jeanne d'Acre ab. **) Worin das Verbrechen dieser Bedauernswerten besteht, ist schwer zu ergründen, der Polizei genügt die armenische Abstammung . . ." (Nr. 194)

„Gestern fand hier eine sensationelle Verhaftung statt, die in allen Kreisen Aufsehen, bei den Armeniern aber eine förmliche Panik hervorrief. Denn diesmal hatte es die Polizei nicht auf einen jener armen Teufel abgesehen, wie sie zu Tausenden eine karge Existenz fristen und zu Hunderten abgefangen und in ihre Heimat (?***) expedirt werden, sondern es galt die polizeiliche Maßregel einem im Mittel-

*) Vielleicht gehört diese Bemerkung auch der Politischen Korrespondenz an. Gleichviel!

**) Vielleicht finden auch etliche von den armen Deportirten ihren Bestimmungsort auf dem Grunde des Meeres.

***) Dieses Fragezeichen macht die Frankfurter Zeitung.

punkte des gesellschaftlichen Lebens stehenden Manne, mehrfachem Millionär, der sein ganzes Vermögen Armee- und Palastlieferungen verdankt, jedoch von verschiednen Seiten als ein indirekter Förderer der armenischen Ziele bezeichnet wurde. Ueber diese Verhaftung kursirt aber auch noch ein andres Gerücht, das insofern auf Glaubwürdigkeit Anspruch erheben darf, als die Quelle, aus der es stammt, als unbedingt verläßlich gilt. Demnach hätte man von Apik Effendi Oundjan — so heißt der Verhaftete — seitens einer sehr hohen Persönlichkeit des Palastes eine bedeutende Summe Geldes verlangt, und da er sich weigerte auf dieses Ansinnen einzugehen, wurde zu dem hier nicht ungewöhnlichen Mittel der politischen Verdächtigung gegriffen. Apik Effendi wird nun allerdings durch sein Vermögen von der »Repatriirung« oder noch Aergerm geschützt sein, aber jedenfalls wird er ohne Opfer nicht loskommen, denn man wird schließlich auch um Zeugen nicht verlegen sein, da sich für Geld, gute Worte oder Drohungen auch unter den Armeniern Leute finden, die zu allem zu haben sind. Vor einigen Tagen wurde die Nachricht kolportirt, daß man in Stambul Proklamationen in armenischer und türkischer Sprache fand, in denen die Armenier ihre Konnationalen zur Geduld ermahnen, da die Stunde der Befreiung nahe sei. Die Armenier stellen nun mit aller Entschiedenheit in Abrede, daß die Urheber dieser Proklamationen in ihren Kreisen zu suchen seien, dagegen erklären sie, daß man es hier mit einem türkischen Manöver zu thun habe, um die täglich stattfindenden Massenverhaftungen dadurch zu rechtfertigen.“ (Nr. 195)

Warum findet man in der Kreuzzeitung und im Reichsboten niemals oder fast niemals solche Nachrichten? Wie kommt es, daß diese ausgesprochen christlichen Blätter in einer gemeinchristlichen Sache so schlecht dienen, daß man froh sein muß, von andrer Seite besser auf dem Laufenden gehalten zu werden. Um Antwort wird gebeten.

(Die Pfingstexzesse der süddeutschen Korpsstudenten) Man fragt uns, was denn eigentlich die Studenten verbrochen haben. Nun zum Teil läßt sich das eben in einem anständigen Blatte nicht wiedergeben. Um nur das Notwendigste für die Wißbegier unsrer Leser zu sagen: es handelt sich um Ausschreitungen der Tübinger Schwaben, Freiburger Hasso-Borussen und Straßburger Rhenanen auf dem Feldberge, der Heidelberger Westfalen in Allerheiligen. Dort auf dem Feldberge waren es einschließlich der alten Herren 65. Schon auf dem Kommerse kam es seitens einiger Jüngern zu solchen Unflätigkeiten, daß man sie hat fortweisen müssen. Nach dem Kommers fand das Treiben seine würdige Fortsetzung. In Allerheiligen blieb es wenigstens beim Thüreneintreten, auf dem Feldberge gings noch toller zu: die Sachbeschädigung hier belief sich auf rund 600 Mark. Die geängsteten Gäste verrammelten ihre Zimmer mit allem Erreichbaren; nicht jedermann hatte gleich einen Revolver bei sich, wie jener Freiburger Privatdozent, der seine Frau und sich damit verteidigte. Für Allerheiligen waren auf den ersten Pfingsttag noch weitere Korps angemeldet; die Gäste erreichten vom Wirt, daß die wenigstens in ein besondres Haus einquartiert wurden. Doch die Neuankommenden befanden sich schon in einem so elenden Zustande, daß sie keinen Schaden mehr anrichten konnten. Sie hatten sich in Schönmünzach ausgetobt. Einer, der am Pfingstmorgen den vom Feldbergerhof kommenden Studenten begegnete: drei große Leiterwagen voll (Leichenwagen vielmehr), macht die begreifliche Bemerkung: er habe noch nie etwas so Jammervolles gesehen, als an dem schönen Pfingsttagmorgen diese Haufen von lebendigen Leichen! Im Feldberghotel waren noch einige zurückgeblieben, darunter ein (jüngerer) Alter Herr aus einer der ersten —r Familien: noch mittags 12 Uhr so betrunken, daß die anwesenden Damen sich nicht getrauten, allein über den Flur zu gehen. Die Wirte stellen natürlich aus naheliegenden Gründen keinen Strafantrag. Vor zwei Jahren wurde auf dem Feldbergkommers allein für Champagner eine Summe von 800 Mark vergeudet. Hätte nicht einer der geärgerten Gäste seiner Entrüstung in der Breisgauer Zeitung Luft gemacht, man hätte wohl auch heuer so wenig von diesen Ausschreitungen erfahren wie andre Jahre. Solche, die es wissen können, behaupten, es sei dies Jahr auch nicht schlimmer gewesen wie sonst.

Ein Korps ist suspendirt; überall ist man redlich bemüht, die Sache so harmlos wie möglich aufzufassen. Die polizeiliche Vernehmung ist in der einen Universitätsstadt durch niedere Organe erfolgt, denen der Studio natürlich alles vorschwindelt. Ende vom Lied: für die schlimmsten Brüder 20 Mark Buße u. s. f. Uns dünkt die Sache ernst genug. Es ist etwas Köstliches um einen fidelen Studentenulk. Aber hier handelt es sich um ein schimpfliches Treiben, das die Korps selber alle Ursache haben aus ihrer Mitte zu tilgen in gründlichster Selbstreinigung. R

(Zusammenkunft von Freunden der Christlichen Welt in Eisenach) Seit 1882 sind Freunde und Mitarbeiter der Christlichen Welt im engern vertraulichen Kreise einmal im Jahre zusammengekommen. Immer im Herbst in Eisenach. Es waren keine Parteiversammlungen, es wurden keine Beschlüsse gefaßt, aber es gab einen freimütigen Austausch, sowohl über wissenschaftliche Fragen wie über die kirchliche Lage. Zum ersten mal soll diese Zusammenkunft jedem zugänglich sein, der irgend in freundschaftlicher Gesinnung zu uns steht. Der Anzeigenteil unsrer heutigen Nummer bringt die öffentliche Einladung. Die Verhandlungen werden, was sie an Traulichkeit verlieren, durch den Ernst der Verantwortung ersetzen, den die Oeffentlichkeit mit sich bringt. Möge unser Vorhaben nicht nur unserm engern Kreise, sondern unsrer gesamten Kirche zum Segen gedeihen! R

(Quittung) folgt in nächster Nummer.

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 30 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt

in Frankfurt a. M. und den benachbarten Gebieten

treffen sich bis auf weiteres **an jedem ersten Montag im Monat nachmittags 5—7 Uhr** in Frankfurt a. M., **Rosenau**, Reuterweg 8. Auch Frauen sind willkommen. — 3. August: Der religiöse Wert des Alten Testaments für den Christen.

Einladung

an die Freunde der Christlichen Welt nach Eisenach

zum 5. und 6. Oktober

Montag, den 5., nachmittags 3 Uhr: Professor D. Kaftan über das Verhältnis des evangelischen Glaubens zur Logoslehre. Besprechung.

Dienstag, den 6., vormittags 9 Uhr: Professor D. Harnack zur gegenwärtigen Lage des Protestantismus. Besprechung.

Jeder, der in freundschaftlicher Absicht kommt, ist willkommen. Vorherige Anmeldung bei dem Herausgeber der Christlichen Welt ist erwünscht. Näheres über den Saal, in dem die Verhandlungen stattfinden, wird noch bekannt gemacht. Einladung geschieht nur durch diese Anzeige.

Eine junge Dame (Juristentochter, Schlesien), befähigt einem bessern Haushalt in jeder Beziehung vorzustehen, sowie die Erziehung der Kinder zu leiten, sucht zum 1. Oktbr. oder früher geeignete Stellung.

Off. sub Pfarrer S. an die Expedition der Christlichen Welt.

Cand. pro lic. conc. sucht vom 1. Oktober ab **passende Beschäftigung**, die ihm jedoch genügend Zeit läßt zu eigenen Arbeiten. Gehaltsanspr. mäßig. Off. sub. **M n 52031** an **Rud. Mosse**, Halle a. S.

Tuch u. Buckskin

Ueberzieher-,

Cheviot- und **Kammgarnstoffe** in den neuesten soliden Dessins, **schwarze Satins** und **Croisés**, hochfeine Qualitäten, sowie **Altar-** und **Kanzeltuch**, reinwollen Fabrikat und gute Farben, versendet stück- und meterweise zu sehr billigen Preisen. Reichhaltige Musterauswahl frei.

Theodor Herrmann

in **Sagan Nr. 34** (Schlesien).

Tochter eines höh. Beamten sucht ohne Gehaltsansprüche Stellung als Hilfe und Gesellschafterin der Hausfrau oder Erzieherin eines Kindes in feinem Hause, am liebsten Rheinland od. Westfalen. Off. sub **J R 217** an die Exped. d. Bl.

Pianinos, Harmoniums,

von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.

Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.

Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.

Wilh. Rudolph

in **Giessen Nr. 162.**

Soeben ist erschienen:

Die Frau im Kommunaldienst

Vortrag auf dem 7. Evang.-soz. Kongreß geh. von Frau Lippmann.

Preis 60 Pfg.

Ein von sachverständiger Seite, so zum Beispiel von dem **Oberbürgermeister Dr. Rümelin** aus seiner Praxis warm und ganz zustimmend begrüßter Vortrag. Die Einleitung giebt interessante Hinweise auf die öffentliche Thätigkeit von Frauen im Mittelalter.

Freiherr von Stumm-Halberg

und die

evangelischen Geistlichen im Saargebiet.

Ein Beitrag zur Zeitgeschichte, hrsg. im Auftrage der Saarbrücker evangelischen Pfarr-Konferenz. 6 Bogen gr. 8. Preis 60 Pfg. (Porto 10 Pfg.) 10 Expl. je 50 Pfg.; 20 Expl. je 40 Pfg. (Porto 50 Pfg.)

Besondre Partiepreise für Vereine.

Diese **aktenmäßige** Veröffentlichung giebt endlich ein absolut zuverlässiges Bild der Gewaltherrschaft im Saarrevier. Die bedrängte Geistlichkeit war diese Klarstellung ihrer Ehre und ihren **durch die Stummsche Kampfesweise unterwühlten Gemeinden** schuldig.

Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht.

In piam memoriam

Rudolf Kögels Heimgang

mit Bild 80 Pf.

D. Emil Frommel, Letzte Worte, aber nicht letzte Liebe!

2. Aufl. 50 Pf.

Beide Schriften für 1,50 Mk. franko.

Martin Warneck. Berlin W. 9.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 31 — Leipzig, den 30. Juli — 1896

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Versuch einer einfachen und unmittelbaren Wiedergabe der Erlebnisse und Erkenntnisse eines Christen: 2. Die Wahrheit des wahren Glückes — Ist Gott persönlich? — Jesu Muttersprache: 4. Die Bedeutung für das Verständnis der Reden Jesu; 5. Schlußwort — Kann ein Jesuit von seinen Obern zur Sünde verpflichet werden? — Zwei Briefe zur armenischen Sache: 1. Von einem Kenner des Orients; 2. Von einem lutherischen Theologen; 3. Nachwort des Herausgebers — Gottesdienst und kirchliche Kunst — Ein neuer Dichter aus dem Volk — Verschiedenes: Die Gotteswelt; Bibel und Naturwissenschaft; Bausteine — Quittung — Anzeigen

Versuch einer einfachen und unmittelbaren Wiedergabe der Erlebnisse und Erkenntnisse eines Christen

2. Die Wahrheit des wahren Glückes

Daß Jesus sich nicht getäuscht hat mit seiner Behauptung über das wahre Glück, daß der Mensch es wirklich im Anschluß an ihn findet, das kann nach der Lehre Jesu nur der praktische Versuch beweisen. Verheißt Jesus doch nur dem die Erfahrung des wahren Glückes, der ihm nachfolgt. Uebrigens ist es ja auch selbstverständlich, daß einen nur die eigne Erfahrung und nicht etwa die eines Andern überzeugen kann davon, ob etwas glücklich macht oder nicht.

Ich versuche also zu thun, wozu mich Jesus auffordert durch sein Wort und vor allem auch mit seinem einzigartigen Leben voll Glück und Frieden, voll seltsam ergreifender Größe. Dieses Leben, wie es mir die neutestamentlichen Schriften schildern, und wie es mir übrigens auch in manchen seiner Nachfolger aus alter und neuer Zeit zwar in unvollkommner Nachahmung entgegentritt, ist für mich eigentlich der entscheidende Grund zum Versuch. Der Zug meines Herzens nach Glück oder mein Verstand allein würden mich kaum dazu bringen. Aus seinem Leben vielmehr fließt für mich auch schon der allererste Anfang des wahren Glücks.

Indem ich nun aber Jesus nachfolge und von ihm mich anleiten lasse zu einem Leben in der Liebe und im Vertrauen auf eine allmächtige göttliche Liebe, so sehe ich mich in ein neues, eignes und wunderbares Leben versetzt, ein Leben, das nichts Irdisches, keine Macht der Welt stören kann, dem alles dient, Leiden und Unglück, Haß und Neid, schwierige Verhältnisse und feindliche Menschen, das vollkommen und ewig ist, darum auch wahres Glück; denn wahres Glück ist ja im Grunde nichts andres als ununterbrochnes und ungehemmtes Leben. Und mit diesem neuen Leben und der Erfahrung wahren Glückes stellt sich ein eine lebendige Gewißheit, daß ein Gott und Vater im Himmel ist. Denn da ich durch das Ueben der Liebe und durch das Vertrauen an seine allmächtige göttliche Liebe glücklich werde, so drängt mir dies die Ueberzeugung auf, daß alles in der Welt reiner Liebe unterworfen ist und für reine Liebe geschaffen, und daß solche Liebe allmächtig, allwissend und allgegenwärtig alle Dinge nach ihren Gedanken leitet. Und da ich glücklich bin in dem Ueben der Liebe und in dem Vertrauen auf eine allmächtige Liebe und hieraus sehe, daß alle Zeiten, alle Verhältnisse, alle Ereignisse, alles, alles mich drängt zu lieben und zu vertrauen auf eine allmächtige göttliche Liebe, mir dazu hilft und mich straft, wenn ich es nicht thue, so kann ich nicht mehr zweifeln daran, daß ich einen allmächtigen Gott und Vater im Himmel habe. Einen Vater sage ich, denn einen bessern als diesen von Jesus gebrauchten Namen für das Wesen jener allmächtigen göttlichen Liebe wüßte ich nicht.*)

Aber führt nun die Nachfolge Jesu wirklich in allen Fällen zum wahren Glück, und giebt sie immer die Gewißheit, daß man einen Gott und Vater hat und dessen Kind ist? So frage ich mich allerdings öfters; und nicht nur das, sondern oft verliere ich auch den Glauben an Jesus und wende mich wieder zu dem Selbstvertrauen und der Selbstsucht zurück, die den gewöhnlichen Menschen das allein Richtige dünken. Oder — daß ich die Sache bei dem gewohnten Namen nenne — ich sehe mich häufig zur Sünde geneigt und sehe mich häufig Sünde begehen. Ich merke auch, daß die Sünde und die sündliche Neigung unter den Menschen verbreitet sind und offenbar eingewurzelt im menschlichen Geschlecht seit undenklichen Zeiten; wie ich sie auch bei mir finde, soweit ich zurückdenken kann. Es scheint zwar nicht, daß die Sünde notwendig aus der menschlichen Natur folgt. Die ursprüngliche Menschennatur wenigstens zwingt wohl niemand zum Sündigen; hingegen macht sie jedenfalls die Sünde möglich, da sie die Freiheit zu Selbstsucht und Selbstvertrauen so gut läßt wie zu Liebe und Vertrauen auf die göttliche Liebe. Auch scheint die gegenwärtige allgemeine Verbreitung und die große Macht der Sünde darauf hinzudeuten, daß die Menschheit von Anfang an mehr den unrechten als den rechten Gebrauch von der natürlichen Freiheit gemacht hat, und dadurch nicht nur die Versuchung zur Sünde unendlich groß geworden ist, sondern auch die Freiheit sozusagen bei allen Menschen abhanden gekommen ist.

Trotz der schweren Gefahr aber, die von dieser Seite her, von der Sünde und der sündlichen Neigung droht, bewährt sich mir die Nachfolge Jesu als das wahre Glück und als Mittel zur Gemeinschaft mit Gott. Ich sehe, das Neue Testament erzählt ja genug davon, daß Jesus angefochten worden ist wie ich, ja mehr als ich; daß er jedoch alle Versuchung überwunden und sein Vertrauen auf den Vater im Himmel nie aufgegeben hat, selbst am Kreuze nicht. Offenbar hatte er in diesem Vertrauen auf Gott stets solches Glück gefunden, daß ihn nichts mehr zum Abfall davon zu bringen vermochte.

Erinnere ich mich nun dessen in Augenblicken, wo mich die Lust zur Sünde ankommt, so fühle ich neue Widerstandskraft. Ich sage mir: Jesus hat dem Furchtbarsten gegenüber sein Vertrauen auf den Vater im Himmel nicht aufgegeben, und du solltest es thun aus so geringer Ursache? Für Jesus hat sich sein Leben in der schwersten Probe als das wahre

*) Die allmächtige göttliche Liebe ist noch am ehesten der menschlichen väterlichen Liebe vergleichbar, auch läßt sie sich nur denken bei einem persönlichen Geist. Deshalb ist der Name Vater doppelt passend neben der unbestimmtern Bezeichnung Gott. Ebenso kenne ich andrerseits keine bessere Bezeichnung für das Neue, was ich in Jesu Nachfolge werde, als die Bezeichnung Gotteskind.

Glück bewährt, und du willst nun zweifeln? Und oft raffe ich mich wieder auf und halte an Jesu Leben fest, und nie umsonst; sondern je und je erfahre ich, daß, wenn man auch zunächst sein Glück in Jesu Nachfolge eher zu zerstören scheint, man es eigentlich darin erst wahrhaft erreicht.

Desgleichen, wenn ich mich zur Sünde habe hinreißen lassen, da droht allerdings leicht ein Gefühl der Mutlosigkeit mich zu überwältigen und Schuldgefühl mich zu trennen von Gott. Ich möchte dann irre werden daran, daß ich wahres Glück erlangen könne, und irre werden im Vertrauen auf Gottes Liebe, und mich von ihm verdammt und geschieden glauben; namentlich wenn zu der innern Not noch äußere, Unglück und Mißgeschick, sich gesellt. Aber der Sünde zum Trotz erweist sich Jesu Nachfolge für mich wiederum als das wahre Glück, darin auch die Gemeinschaft mit Gott gegeben ist. Das Neue Testament sagt mir, daß niemand erbarmungsreicher gewesen ist als Jesus, der sein Leben für eine noch sündige, ihm feindliche Welt und ein kleines Häuflein schwacher Jünger hingegeben hat. Und dasselbe lehrt mich, daß Jesus dies gethan hat, um die Liebe und Barmherzigkeit seines Vaters im Himmel zu üben und zu zeigen. Was aber Leiden und Unglück anbelangt, die mein wahres Glück unmöglich machen oder Zornesstrafen Gottes sein könnten, so sehe ich ja, daß Jesus, obschon er nach vieler Zeugnis ohne Sünde war, unermeßliche Leiden und unsagbares Unglück durchzumachen hatte, jedoch alles geduldig getragen hat, selbst den bittern Tod, im Vertrauen, daß es alles nur göttliche Liebe sei. Und ich vernehme, daß jene Leiden sich in der That nach Jesu Tod als Liebe erwiesen haben, nämlich als der notwendige Weg zu seiner Verherrlichung und der Welt Erlösung. Gedenke ich nun hieran, wenn mein Mut gesunken ist, und meine Schuld mich niederdrückt, so beruhigt sich mein Herz. Ich fasse neuen Mut, mich wieder Jesu Leben, seinem Vertrauen auf den Vater im Himmel und seinem Thun der Liebe zuzuwenden, um seinetwillen glaubend, daß in seiner Nachfolge dennoch das wahre Glück liegt, daß Gott alle Sünde vergiebt und nichts als Liebe ist gegen mich. Und dann erfahre ich auch durch Thatsachen, daß Gott wirklich dem Sünder gnädig ist, wenn er sich reuig wieder zu Jesu Leben umwendet, und daß dieses Leben, trotz Sünde und Schuld, das wahre Glück bringt.

Aehnlich bewährt sich mir Jesu Leben gegenüber der letzten und höchsten Not, dem Tod. Ich habe Jesu überirdischen Wandel auf Erden vor Augen und höre von seiner zuversichtlichen Hoffnung auf Erhöhung und Hingang zum Vater und von dem festen Glauben der Jünger an die Auferstehung ihres Meisters. Dies weckt und stärkt in mir die Zuversicht, daß Jesu Leben auch dem Tode gegenüber wahres Glück und Gemeinschaft mit Gott dem Vater ist, das heißt ewiges Leben. Und in der That empfange ich, indem ich aller Todeserfahrung zum Trotz in Jesu Nachfolge verharre, wenigstens einen Vorschmack der ewigen Kräfte solchen Lebens durch eine Unverwüstlichkeit dieser Kräfte, die alles irdischen Wechsels spottet, und durch die Kraft desselben, die keine irdische Schranke hemmen kann.

So erprobe ich in allen Fällen, daß mir ein neues, ununterbrochnes Leben und darum wahres Glück und Gemeinschaft mit Gott, dem Vater im Himmel, erwachsen aus Jesu Leben und durch Leben in der Art seines Lebens, aus seiner Nachfolge; gleichwie eine Rebenranke herauswächst aus dem Weinstock und wächst am Weinstock. Dies bestimmt mich, nun auch selbst von Jesus zu bekennen, was er wegen dieser Besonderheit seines Lebens von sich bekannt hat, oder was seine Jünger von ihm bekannt haben. Auch ich nenne ihn den Herrn, den Erlöser, den eingebornen (d. i. einzigen) Sohn Gottes; das Größte ist mir nicht zu groß für ihn, da in ihm mir das Größte geoffenbart und geschenkt wird.

Desgleichen kann ich wegen meiner Erfahrung mit Jesu Leben allem nur beistimmen, was er selbst oder seine Jünger Großes über die wichtigsten Ereignisse in seinem Leben gesagt haben. Auch mir gilt sein Tod als das Lösegeld für viele gegeben, als ein Sühnopfer. Auch ich anerkenne darin den Grund der Sündenvergebung, der Versöhnung, der Rechtfertigung und in seiner Auferstehung den Grund meiner Auferstehung; denn sein Tod führt mich zu Gott trotz Sündhaftigkeit und Sünde und seine Auferstehung zur Gewißheit des ewigen Lebens, dem Tode zum Trotz.

Andrerseits verbietet auch mir die Erfahrung, daß ich das Größte und Beste nicht mir selbst, sondern Jesus danke, mich ihm jemals gleichzustellen, obgleich ich in seiner Nachfolge sein Bruder werde. Er bleibt eben Gottes einziger Sohn, ich Gottes Kind, er der Erlöser, ich der Erlöste. Er ist der Richter, ich bin durch ihn dem Gerichte des ewigen Verderbens entnommen, er ist der Meister und Herr, ich der geringste unter seinen Brüdern. K G

Ist Gott persönlich?

Wem wäre diese Frage nicht schon einmal und vielleicht oft heiß und beklemmend auf die Seele gefallen? Glücklich der, dem sie fest und sicher beantwortet ist, der aus den Zweifeln aufgetaucht ist mit um so zuversichtlicherm Ja. Aber wieviele sind es, die den Seufzer nicht verstehen würden: Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben!? Unter den Novellen von Gottfried Keller hat mich kaum eine so sehr gefesselt, als die mit dem Titel „Das verlorne Lachen." Da ist es die religiöse Differenz der beiden Gatten, des Jukundus und der Justine, die den tiefsten Konflikt heraufbeschwört. Justine schwärmt noch mit dem Prediger für das Christentum, für die Kirche, auch wo sie selber doch schon kaum sich mehr verbergen kann, daß das „Tabernakel leer" ist. Jukundus sieht klarer und ist, so will es Keller beurteilt wissen, wahrhaftiger. Als sich die entzweiten Eheleute wiederfinden, da läßt Keller sie das folgende Gespräch mit einander führen.

Jukundus, was wollen wir nun mit der Religion oder mit der Kirche machen?

Nichts, antwortete er. Nach einigem Sinnen fuhr er fort:

Wenn sich das Ewige und Unendliche immer so still hält und verbirgt, warum sollten wir uns nicht auch einmal eine Zeit ganz vergnügt und friedlich still halten können? Ich bin des aufdringlichen Wesens und der Plattheiten aller dieser Unberufnen müde, die auch nichts wissen und mich doch immer behirten wollen. Wenn die persönlichen Gestalten aus einer Religion hinweg gezogen sind, so verfallen ihre Tempel, und der Rest ist Schweigen. Aber die gewonnene Stille und Ruhe ist nicht der Tod, sondern das Leben, das fortblüht und leuchtet, wie dieser Sonntagsmorgen, und guten Gewissens wandeln wir hindurch, der Dinge gewärtig, die kommen oder nicht kommen werden. Guten Gewissens und ungeteilt schreiten wir fort; nicht Kopf und Herz oder Wissen und Gemüt lassen wir uns durch den bekannten elenden Gemeinplatz auseinanderreißen; denn wir müssen als ganze unteilbare Leute in das Gericht, das jeden ereilt.

Ich teile für meine Person von den Reflexionen des Dichters nur die Bemerkung, daß wenn die persönlichen Gestalten aus einer Religion weggezogen sind, der Rest Schweigen ist. Oder sollte das Christentum wirklich den Tod des Glaubens an einen persönlichen Gott, einen lebendigen, wissenden, mit uns fühlenden, uns auch dereinst bei sich aufnehmenden Vater im Himmel überdauern können? Aber wie können wir des Daseins eines solchen Gottes gewiß werden? Wer ist der Mann, der uns den Weg zeigte, wie ein starker Glaube daran, ein Glaube, der auch die Proben besteht, zu gewinnen ist?

Ein ehrwürdiger Theolog, heute der Senior unter den deutschen Lehrern der Dogmatik an einer Hochschule, D. G. A. Fricke, erbietet sich uns, ein Führer zu diesem Ziele zu sein. Sein Schriftchen, das die oben bezeichnete Frage als Titel führt, erschien zuerst als Programm der Universität Leipzig im vorigen Jahre, dann auch im Buchhandel.*) Den Verfasser kennen gewiß sehr viele Leser dieses Blatts. Als Präsident des Gustav-Adolf-Vereins, als Leiter vieler der jährlich stattfindenden, durch das deutsche Land wandernden, überall gern aufgenommnen festlichen Generalversammlungen desselben ist er einer der am weitesten bekannten akademischen Theologen der Gegenwart. Er ist mit der kleinen Schrift noch einmal zurückgekehrt zu einem Problem, das er schon vor fast fünfzig Jahren litterarisch behandelt hat, damals lateinisch, jetzt deutsch. Was

*) Ist Gott persönlich? Erneute Untersuchung des Problems der Gottesfrage von D. G. A. Fricke, o. Professor der Theologie an der Universität Leipzig; 1896. 78 Seiten. 2 Mark, bei G. Wigand.

er in persönlich innerster Weise in der Jugend als bange Frage erwogen hat, was er aber damals schon für sich zu sicherm Abschluß bringen durfte, das trägt er nun in geistesfrischem Alter, noch immer in lebhafter Empfindung des Problems als solchen vor und legt uns in abgeklärter, vertiefter Weise die ihm lange vertrauten, immer von neuem bewährten Erkenntnisse dar. Seine Zuversicht hat etwas Bestechendes, in sich selbst Erquickendes und Stärkendes.

Die Christliche Welt pflegt keine wissenschaftlichen Rezensionen zu bringen, und es kann sich auch diesmal um keine solche handeln. Frickes Ausführungen sind in erster Linie auf die Theologen von Fach zugeschnitten. Sie setzen, um ganz gewürdigt zu werden, viel philosophische und theologische Kenntnisse, die Beherrschung vor allem des wissenschaftlichen Sprachgebrauchs voraus. Man kann oft zu dem Schriftchen zurückkehren und wird immer noch wieder einen Gedankenzug, den man bislang nicht bemerkt, nicht recht in seiner Tragweite erkannt hatte, finden. Fricke hat in der Kürze außerordentlich viel Stoff vorgebracht. Seine Weltanschauung ist von ihm in möglichster Weite skizzirt. Und um sich den Weg zu bahnen, hat er zunächst und weithin eine kräftige Polemik zu führen. Er hält von den meisten üblichen „Beweisen" für die Existenz eines persönlichen Gottes mit Recht nicht viel, ja nichts. Der Jesuit Athanasius Kirchner († 1680) hat nicht weniger als 6561 Beweise aufgezählt. Ich kenne das Buch nicht und trage auch kein Verlangen, es je kennen zu lernen. Mit vielem Humor pflegte der selige Tholuck von einem Liede aus der rationalistischen Zeit zu erzählen, in dem mit Bezug auf die Unsterblichkeit froh und leichtherzig gesungen wurde:

Ich sterb im Tode nicht,
Mich überzeugen Gründe,
Die ich zu tausenden
In meinem Innern finde.

Fricke geht über solche Beweisseligkeit natürlich mit Lächeln hin. Er stiftet zunächst einmal Ordnung in der Vielheit der in der Geschichte der Theologie und Philosophie aufgetauchten bedeutendern Beweise. Er bildet dabei drei Hauptgruppen. Die beiden ersten, die ich hier übergehe, nicht weil mir die Erörterungen darüber belanglos schienen (sie sind vielmehr hervorragend anregend durch ihren Scharfsinn und ihre sachliche Feinheit), sondern weil Fricke dabei lediglich zu negativen Resultaten kommt. Sie befassen die Beweise aus bloßer Begriffsspekulation, sei es, daß dabei das Wesen der Welt oder Gottes in abstrakter Bestimmung zum Ausgangspunkt genommen wird, sei es, daß eine konkrete, aber wie Fricke trefflich zeigt, doch eben für die Fragstellung nicht zureichende Anschauung von der Art der „Ordnungen," die uns umgeben, die Grundlage bildet. Ihm selbst ist ein Beweis überzeugend, den er den pneumatologischen nennt, ein solcher, der nicht sowohl die objektiven, äußern Weltverhältnisse ins Auge faßt, als sich die lebendige Innerlichkeit des wahren Geisteslebens (Geist griechisch = pneuma) vergegenwärtigt. Im rechten Gottesglauben giebt der Geist Gottes unserm Geiste Zeugnis von sich, da begegnen sich Gott und der Mensch in geistiger Durchdringung, wie in heiliger innrer Vermählung. Fricke nimmt in der Thatsächlichkeit kraftvollen Glaubens seine Stellung, um klar zu machen, wie einem Gläubigen Gott erscheint, wie er ihn „kennt," und um dann erst die Frage zu erörtern, wie ein solcher die Gewißheit gewinnen könne, daß er es nicht mit einer Illusion zu thun habe.

Von zwei Seiten nähert sich Fricke seinem Ziele, von dem sittlichen und dem religiösen Moment aus, das der Glaube in sich beschließt. Er zeigt, wie jedes dieser Momente sich nur dann begreifen läßt, nur dann zu seinem Rechte kommt, wenn man den Gedanken von Gott als Persönlichkeit vollzieht und bejaht. Auf das Erste, das sittliche Moment als das verständlichere legt Fricke das Hauptgewicht, und von ihm allein sei auch hier eingehender die Rede. Sittlichkeit ist Liebe. Es ist höchst interessant und instruktiv, meines Erachtens auch durchaus zutreffend, wie er hier zeigt, daß die Liebe, wo immer sie in ihrer sittlichen Vollkraft in einem Herzen erwacht und sich in Gesinnung und That zu verwirklichen vermag, zu ihrem eigentlichen Quell hat die gedankenmäßige Gewißheit und innerliche Erfahrung des sich in Liebe zuerst erschließenden persönlichen Gottes. Fricke stellt die folgende These auf, die er auch bei Paulus findet:

Das Sittengesetz und seine Erfüllung muß möglich sein, so gewiß der Mensch kein Selbstwiderspruch ist. Es kann aber nicht zu seiner Erfüllung gelangen ohne den persönlichen Gott.

Das Letztere zeigt er, indem er drei andre Versuche, es zu begründen, als unzulänglich darthut. Nämlich es geht, so führt er zunächst aus, nicht an, daß man das Sittengesetz betrachte als in sich selber gegründet und durch sich selber im Menschen sich durchsetzend, sich realisirend. Was Fricke hier ausführt, ist mir Wort für Wort aus der Seele gesprochen. Das Sittengesetz, das Pflichtgebot, die bloße Forderung kann nicht Gegenstand der Liebe sein, d. h. zu sich *selbst* „Liebe" erwecken. Es ist ein unterwertiger Begriff der Liebe, den man anwendet, wo man davon redet. Man kann in der That dem „Gesetz" als solchem, dem „Du sollst," sich nicht so unterstellen, wie es in der Liebe geschieht, in jener Hingabe, bei der man sich im Verlieren erst recht findet, in solcher Preisgabe seiner selbst, in der man sich reicher und größer wiedergewinnt. Das kann man nur gegenüber Personen. Auch wenn ich als den Inhalt des Gesetzes keinen andern mir vergegenwärtige, als daß ich eben Personen, die *Menschen*, lieben soll, komme ich nicht zum Ziele, denn dieses Gesetz schafft als solches nicht die *Fähigkeit*. Es verzehrt und verbraucht uns in seiner stummen Majestät und läßt uns nicht dazu kommen, etwas für uns selbst zu sein; dagegen ist es die Art der Liebe, daß wir in ihr selbst etwas werden. Die kahle allgemeine Forderung macht uns in unsern Augen notwendig zu einem bloßen Mittel für einen Zweck, nicht zu einem Zwecke selbst. Und doch können wir nicht umhin zu erkennen, wie in der Liebe wir selbständig werden, zu einem Kraftzentrum, das durch alle Ausgaben sich in seinem Gehalte nicht erschöpft, sondern nur steigert.

Ich habe die letztern Formulirungen auf eigne Hand gegeben, denke aber, daß sie auch gerade Frickes Anschauungen decken. Das Weitere in seinen Untersuchungen über die mögliche Begründung der Liebe bestärkt mich darin. Denn es wird da noch ausgeführt, daß Liebe sich auch nicht herleiten läßt aus dem wohlverstandnen eignen Interesse, daß die „Egoität," so berechtigt sie sittlich sei, nicht die Grundlage für sie bilden könne, vielmehr notwendig für sich im Egoismus stecken bleibe. Schließlich ist auch das zu erkennen, daß die Menschen in ihrer natürlichen, gegebnen Art uns nicht zur Liebe entzünden können, zu der suchenden, tragenden, nirgends sich beschränkenden Liebe, die allein nach christlichem Verständnis den Titel verträgt; die natürliche Freude am Nächsten, das Mitleid mit ihm, und was immer sonst als unmittelbarer psychologischer Antrieb, sich mit ihm zu beschäftigen, ihm zu helfen, genannt werden kann, reicht nicht soweit als die Liebe, die wir doch thatsächlich kennen und im Gewissen als Pflicht bejahen. Diese erklärt sich nur, wenn sie der Widerschein ist einer Erfahrung seitens einer absolut überlegnen Person, die uns in Anspruch nimmt, indem *sie sich* hingiebt, und die zunächst auffordert, uns *ihr* zu unterstellen, ihr, die uns nicht bloß benutzt, sondern uns von ihrer eignen *Größe abgiebt*, indem sie auch in uns Liebe zu allen, die Objekt der Liebe sein können, entzündet.

Ich meine, daß Fricke ganz die richtige Weise im Auge habe, wie es zur Sittlichkeit im vollen Sinne unter uns kommt oder gekommen ist. Aber ich würde mich doch nicht zu beruhigen vermögen, wenn ich von dem Gedanken der Sittlichkeit aus es bloß bis zum „Postulat," daß es einen persönlichen Gott geben *müsse*, brächte. Fricke bleibt ja auch im Grunde nicht dabei stehen, denn immer wieder vertauscht er die Vorstellungen der *gedankenmäßigen Gewißheit* und der *erfahrungsmäßigen Zuversicht*. Das kommt ihm unwillkürlich und zeigt, daß noch ein andrer Faktor als der theoretische Zwang in seiner Beweisfreudigkeit mit wirksam ist. Ich meine, die Liebe, von der er redet, als ob im Grunde jeder sie von Haus aus sich wenigstens richtig vorzustellen wisse, ist gerade auch als *Gedanke praktisch* begründet, nur durch eine Anschauung oder vielmehr eine Probe uns klar geworden. Und wo wir diese Probe aufweisen können, da dünkt mich, ist auch erst der

springende Punkt in der Beweiskette erreicht. Fricke stellt uns anscheinend vor die hochgemute Forderung, die Schiller ausspricht: „Willst du siegen, mußt du wagen," in der Bejahung, wie man denken könnte, auch des Nachsatzes: „denn die Götter leihen kein Pfand." Aber ich glaube mich nicht zu irren, daß er das „Pfand" unsers Gottes dennoch nicht übersieht und nicht gering achtet, die Person Jesu Christi, in der die Liebe allein wirklich uns berührt, die wir nötig haben, um unsrerseits Liebe üben zu können und uns zugleich zuversichtlich zu verkünden, daß ein persönlicher Gott lebt.

F Kattenbusch

Jesu Muttersprache

4. Die Bedeutung für das Verständnis der Reden Jesu

Der griechische „Urtext," in dem uns die Reden des Heilands überliefert sind, ist nach alledem Uebersetzung. Die Frage, wie man sich die Entstehung dieser Uebersetzung (bei vielen Worten dürfte es sich vielleicht um mehrere Uebersetzungen handeln) zu denken habe, führt in die verwickelten Probleme der Evangelienforschung; darauf wollen wir uns hier lieber nicht einlassen. Aber an einigen Beispielen soll gezeigt werden, welchen Wert für die Ermittlung des ursprünglichen Sinnes der Worte Jesu die gewonnene Erkenntnis hat.

Zunächst ist klar, daß eine Uebersetzung niemals denselben Grad von Deutlichkeit haben kann wie das Original. Viele Dunkelheiten in den griechisch überlieferten Worten Jesu wird man ohne weiteres auf die Thatsache zurückführen dürfen, daß wir eben das Original nicht vor uns haben. Jede Uebersetzung, auch die beste, verwischt eine Fülle von intimen Feinheiten des Originals; denn jede Sprache hat in ihrem Wortschatz und ihrem syntaktischen Empfinden etwas unnachahmbar Eigentümliches. Man mag es beklagen, daß uns die Worte Jesu nur in der sekundären Weise einer Uebersetzung erhalten sind, die Thatsache bleibt jedenfalls bestehen. Und wir begreifen sie als eine weltgeschichtliche Notwendigkeit. Mit einem aramäischen Evangelienbuche wären der Kirche unübersteigbare Schranken gegen die antike Welt gesetzt gewesen; die griechischen Evangelien erst haben die Erhebung des Herrn Jesus zum Heiland der Welt ermöglicht: aus einer orientalischen Sekte ließen sie das Christentum Weltreligion werden. Zudem ist auch angesichts der griechischen Ueberlieferung der Herrnworte kein Grund zur völligen Resignation vorhanden. Die Uebersetzung, obwohl natürlich keine wissenschaftliche in unserm Sinn, ist durchweg ausgezeichnet; sie erhebt sich hoch über die meisten Bestandteile der berühmten griechischen Uebersetzung des Alten Testaments, der Septuaginta. Und was vom Standpunkte eines modernen Uebersetzers vielleicht am ersten zu tadeln wäre, das allzu ängstliche Sichanschmiegen an die syntaktischen Eigenheiten der semitischen Vorlage,*) das ist für die Wissenschaft von dem höchsten Werte: es wird dadurch die Rückübersetzung ins Aramäische wesentlich erleichtert. Darum handelt es sich jetzt, durch Rückübersetzung den ursprünglichen Wortlaut wiederherzustellen oder doch möglichst annähernd zu ermitteln, — eine Aufgabe, wahrhaft würdig der evangelischen Bibelwissenschaft, freilich auch von außerordentlicher Schwierigkeit; falls nicht neue Quellen für die Kenntnis des galiläischen Aramäisch erschlossen werden, wird an manchen Stellen die Rückübersetzung kaum gelingen.

Der Abschnitt des Meyerschen Buches, in dem uns der Verfasser eigne und fremde Versuche der Rückübersetzung bietet, ist unstreitig der interessanteste. Es ist nicht ganz leicht, darüber vor einem nichttheologischen Leserkreise Bericht zu erstatten,

*) Man hat früher gemeint, dieses semitisch klingende Griechisch der drei ersten Evangelien sei von den Christen auch gesprochen worden, wie auch heute noch die Meinung verbreitet ist, die ältesten Christen hätten ein besondres „Idiom" gesprochen, das „neutestamentliche" Griechisch. Aber die Semitismen der Evangelien sind lediglich durch genauen Anschluß des Uebersetzers an die semitische Vorlage entstanden, und das „neutestamentliche" Griechisch ist eine Illusion, die im Lichte der Sprachgeschichte verschwindet.

aber es soll doch versucht werden, wenigstens einige Proben zu geben.

Meyer verweist zunächst auf die ausgedehnte Verwendung von Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten in der Predigt Jesu, die uns auch durch die rabbinische Litteratur in aramäischer Form überliefert sind; in diesen Fällen ist die Rückübersetzung natürlich sehr erleichtert. Hierher gehören z. B. folgende Stellen:

Wenn das Salz dumm wird, womit wird man's salzen? (Matth. 5, 13; Mark. 9, 50.)

Mit welcherlei Maß ihr messet, wird euch gemessen werden. (Matth. 7, 2; Mark. 4, 24; Luk. 6, 38.)

Die Rede vom Splitter und Balken, vom Senfkorn als Beispiel des Kleinsten, die Aufforderung, einen Berg zu versetzen, als Beispiel einer schier unmöglichen Zumutung, das Bild der Schlangenklugheit und der Taubenreinheit, die Mahnung, daß ein jeder sein Kreuz auf sich nehmen solle, — das sind lauter Fälle, in denen Jesus volkstümliche Wendungen benutzt hat, die auch sonst bekannt sind.

Von der Rückübersetzung evangelischer Worte ins Aramäische wird man sich die Lösung mancher Rätsel versprechen dürfen, die uns der griechische Text aufgiebt; im besondern werden manche Feinheiten des Originals wieder zum Vorschein kommen, wenn die Uebermalung, die doch schließlich jede Uebersetzung ist, beseitigt wird. Matth. 3, 9 bezeugt Johannes der Täufer, Gott vermöge dem Abraham aus diesen Steinen Kinder zu erwecken. Uebersetzt man dieses Wort ins Aramäische, so hätte Johannes gesagt:

Gott vermag dem Abraham aus diesen abnaja (Steinen) b'naja (Kinder) zu erwecken,

ein schönes Wortspiel, das im Griechischen und Deutschen verwischt ist.

Matth. 7, 6 sagt Jesus nach dem griechischen Text:

Ihr sollt das Heiligtum nicht den Hunden geben, und eure Perlen sollt ihr nicht vor die Säue werfen.

Welches Wort ist da wohl durch „das Heiligtum" wiedergegeben? Wäre die Uebersetzung richtig, so müßte an kod'scha (Heiligtum) gedacht werden; Meyers sehr ansprechende Vermutung geht jedoch dahin, das Jesus k'dascha gesagt habe; dieses von dem Uebersetzer mißverstandne oder mit dem ähnlich lautenden Wort für „Heiligtum" verwechselte Wort bedeutet aber „Ring." Nun vergleichen die Rabbinen zuweilen das Gesetz mit einem Ring, die einzelnen Lehrsätze mit den Perlen an diesem Ring. Jesus würde gesagt haben:

Ihr sollt den Ring nicht den Hunden geben, und eure Perlen sollt ihr nicht vor die Säue werfen,

eine Fassung, die sich durch den geschlossenen Parallelismus der beiden Glieder und durch die Verständlichkeit des Gedankens empfiehlt.*) Bei der hergebrachten Form des Herrnwortes sieht man nicht recht, was „das Heiligtum" und „die Perlen" mit einander zu thun haben.

Auch auf Mark. 10, 38 (= Matth. 20, 22) fällt nach Meyer ein neues Licht. Jesus fragt die Söhne Zebedäi:

Könnt ihr den Kelch trinken, den ich trinke, und euch taufen lassen mit der Taufe, da ich mit getauft werde?

Was soll das heißen? Inwiefern ist das Getauftwerden ein Parallelismus zu dem Bilde von dem Kelche? Man müßte doch zunächst an eine bittere Speise denken. Und darauf führt in der That das Aramäische hin. „Taufen" (griech. baptizein) ist die Uebersetzung des aramäischen t'bal, und dieses ist der ständige Ausdruck für das Eintauchen einer Speise in Essig oder in die aus bittern Kräutern bereitete Brühe (vergl. Mark. 14, 20; Matth. 26, 23). Der Ausdruck ist so ständig, daß er häufig auch für „essen" gebraucht wird. So vermutet Meyer,**) Jesus habe etwa gesagt:

Könnt ihr so bittern Trank trinken, wie ich? Könnt ihr so scharf gesalzene Speise essen, wie ich?

*) Dies wird freilich von Julius Wellhausen, einem der wenigen Sachverständigen in der ganzen Frage, in seiner recht scharfen Kritik des Meyerschen Buches (Göttingische gelehrte Anzeigen 1896, S. 266) bezweifelt.

**) Wellhausen, S. 267, hält diese Vermutung für möglich, aber unwahrscheinlich.

Zu den dunkelsten Worten Jesu gehört Luk. 17, 20. Auf die Frage der Pharisäer, wann das Reich Gottes komme, antwortet er:

Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden.

„Mit äußerlichen Geberden" ist Luthers Uebersetzung eines sehr schwierigen griechischen Ausdrucks, über dessen Bedeutung die Ausleger bisher nicht einig geworden sind. Meyer macht es recht plausibel, daß dieser dunkle griechische Ausdruck durch allzuwörtliche Uebersetzung einer aramäischen Redewendung entstanden ist, die „heimlich" bedeutet.*) Sonach würde Jesus gesagt haben:

Das Reich Gottes kommt nicht heimlich.

In dieser Fassung paßt das Wort allerdings vorzüglich in den Zusammenhang. —

Von größerer Tragweite scheinen mir die Untersuchungen Meyers über die Selbstbezeichnung des Heilandes „Menschensohn" zu sein; sie werden bei den Theologen jedenfalls die vollste Beachtung finden müssen. Nach ältern und neuern Vorgängern stellt Meyer die vielverhandelte Frage nach dem Sinn dieser durch den griechischen Text überlieferten „Selbstbezeichnung" Jesu in die Beleuchtung durch das Aramäische. So viel ist von vornherein klar, daß „der Sohn des Menschen" zuletzt auf den aramäischen Ausdruck bar-nasch zurückgeht. Dieses Wort sieht so aus, als hieße es „Sohn des Menschen," und deshalb haben die Evangelisten es auch so übersetzt; aber thatsächlich bedeutet bar-nasch ebenso wenig den Sohn des Menschen, wie der durch die Bibel geläufig gewordne deutsche Ausdruck „Menschenkind" ein Kind bezeichnen soll. Wie unser Wort „Menschenkind" nichts weiter ist, als eine poetische Umschreibung von „Mensch," so hat auch bar-nasch lediglich die Bedeutung „Mensch." Was bedeutet nun bar-nasch in den Worten Jesu? Meyer behauptet u. a. Folgendes: an einigen Stellen ist der Ausdruck überhaupt keine Selbstbezeichnung Jesu, sondern es ist allgemein vom Menschen die Rede; an andern Stellen umschreibt Jesus nach damaliger Ausdrucksweise das persönliche Fürwort „ich" durch „ein Mensch" und zwar jedesmal dann, wenn er einen Gegensatz (Gott, andre Wesen, Tiere) im Auge hat; aber er will sich dadurch weder absichtsvoll als „den" Menschen noch etwa als „bloßen" Menschen bezeichnen:

Nicht in dem bar-nasch liegt eine Selbstaussage Jesu, sondern in dem, was von diesem Menschen ausgesagt wird, nämlich daß in ihm die sündenvergebende und helfende Gnade Gottes erschienen ist. (S. 98)

Zur ersten Reihe rechnet Meyer z. B. die Stelle Mark. 2, 28 (vgl. Matth. 12, 8 und Luk. 6, 5). Nachdem Jesus unmittelbar vorher (Vers 27) gesagt hatte:

Der Sabbath ist um des Menschen willen gemacht, und nicht der Mensch um des Sabbaths willen,

hat er, wenn man sich an den griechischen Text hält, die Schlußfolgerung mit diesen Worten gezogen:

So ist des Menschen Sohn ein Herr auch des Sabbaths.

Logisch wäre, daß der Mensch ein Herr auch des Sabbaths sei, und so hat Jesus höchstwahrscheinlich auch gesagt; der Christ, der sein bar-nasch übersetzte, mißverstand an dieser Stelle das Wort, das er V. 27 zweimal richtig durch „Mensch" wiedergegeben hatte. Man wird annehmen dürfen, daß er den Herrn besonders auszeichnen wollte, indem er die allgemeine Aussage auf ihn einschränkte. Aber die Meinung Jesu hat er verwischt; unter der irreführenden Uebersetzung sehen wir noch deutlich den ursprünglichen Sinn:

So ist der Mensch ein Herr auch des Sabbaths. —

Aus der zweiten Reihe von Stellen sei ebenfalls ein Beispiel mitgeteilt. Matth. 8, 20 (Luk. 9, 58) ist nach Meyer barnasch Umschreibung eines „ich":

Die Füchse haben Gruben, und die Vögel unter dem Himmel haben Nester; aber ein Mensch (wie ich) hat nicht, da er sein Haupt hinlege.**)

So gewiß im Munde Jesu der aramäische Ausdruck kein Rätselwort gewesen ist, so gewiß hat er für die spätere Christengemeinde, zumal seitdem sie griechische Evangelien besaß, eine eigentümlich messianische Bedeutung erlangt: „Menschensohn" ist ihr der bedeutsame Name des Messias, den sie kannte, der auf Erden nur ein armer Menschensohn war, von dem aber doch Daniel 7, 13 geweissagt war, daß er kommen werde mit den Wolken des Himmels. Meyer bekennt sich mit großer Offenheit zu der Vermutung, daß manche Worte des Herrn in der christlichen Ueberlieferung, deren Niederschlag unsre Evangelien sind, nicht unbeeinflußt geblieben sind von den Vorstellungen der Gemeinde. Und prinzipiell dürfte gegen diese Vermutung nichts einzuwenden sein.

*) Auch hierzu macht Wellhausen, S. 267, ein Fragezeichen.

**) Wellhausen macht dagegen S. 267 mit Entschiedenheit seine bereits früher aufgestellte These geltend, Jesus habe sich mit dem aramäischen Ausdruck als „den Menschen" bezeichnet.

Soweit der Bericht über Meyers Buch. Wer es mit Liebe liest, wird nicht ohne reiche Förderung und Anregung bleiben. Meyer hat mit kritischem Scharfblick und ernster Wahrhaftigkeit, aber auch mit Pietät gegen das Heilige und mit religiösem Zartgefühl gearbeitet.*) Die Hörer des Bonner Vortrags werden sich gewiß freuen, seine edeln Schlußworte in dem Buche wiederzufinden:

Die aramäischen Laute aus Jesu Munde, denen wir lauschen wollten, sind ja nur das Kleid seiner die Seele erquickenden Freudenbotschaft; aber wer auch nur den Saum seines Kleides im aufrichtigen Verlangen nach der Wahrheit anrührt, der fühlt eine Kraft von ihm ausgehen, die uns frei und froh macht; er spürt den Geist aus Gott, der uns zu Gottes Kindern macht und in alle Wahrheit leitet, durch den wir sprechen — noch einmal ein aramäischer Klang — „Abba, lieber Vater." (S. 101)

5 Schlußwort

Die Ueberzeugung, daß Jesus aramäisch gesprochen habe, wird sich in der Wissenschaft immer mehr befestigen; sie kann auf die Dauer auch der allgemeinen christlichen Bildung nicht fremd bleiben. Mit ihr hängt aber aufs engste die Erkenntnis zusammen, daß wir im griechischen Text der drei ersten Evangelien die Worte Jesu nicht im „Urtext" vor uns haben, sondern in einer Uebersetzung, und daß der deutsche Text, in dem wir leben und weben, nicht Uebersetzung aus dem Urtext, sondern Uebersetzung einer Uebersetzung ist. Diese Thatsache an und für sich braucht uns die Freude am griechischen und deutschen Text der Worte Jesu nicht zu stören; darauf ist bereits oben hingewiesen worden. Aber so sehr auch die Gedanken des Heilands ihre großartige, unwandelbare Stetigkeit im allgemeinen bewährt haben, mögen sie selbst durch das Medium einer oder mehrerer Uebersetzungen hindurchgegangen sein, so gewiß ist es doch ein Gebot der wissenschaftlichen Treue im kleinen und der Pietät gegen den „kleinsten Buchstaben" der Worte Jesu, daß man dankbar jede Förderung auch des intimeren Verständnisses der Evangelien begrüßt. Und daß die Methode der Rückübersetzung des griechischen Textes ins Aramäische wirkliche Förderung gebracht hat und bringen wird, dürfte zweifellos sein. So muß denn die Frage aufgeworfen werden, inwiefern die Wiederherstellung des wirklichen Urtextes bei diesem oder jenem Herrnworte nachzuwirken habe auf den Text unsrer Lutherbibel. Die Frage hat natürlich nur dann einen Sinn, wenn man von der Berechtigung einer Bibelrevision überzeugt ist. Wir wollen auf den vordem mit großer Leidenschaft geführten Streit über diese Sache nicht eingehen, um so mehr als er durch das in den letzten Jahren vollendete Werk der im Auftrage der Deutschen Evangelischen Kirchenkonferenz „durchgesehenen" Lutherbibel eine Art von Abschluß gefunden hat. So viel scheint mir jedoch klar zu sein, daß die „Bibelrevision" auch jetzt nicht als eine endgiltig gelöste Aufgabe bezeichnet werden darf: sie bleibt in allen Zeitaltern die Aufgabe der Kirche. Man müßte denn die trostlose Meinung vertreten, die evangelische Schriftforschung werde es in Zukunft nicht mehr zu neuen und gesicherten Ergebnissen bringen, und die Kirche habe sich um die Ergebnisse der Bibelauslegung nicht

*) Dieser Empfindung, die ich vor dem Erscheinen der Kritik Wellhausens zum Ausdruck gebracht habe, schäme ich mich auch jetzt nicht. Ebenso deutlich ist es mir freilich, daß der Mangel an genauer Kenntnis des Aramäischen in der Evangelienforschung beseitigt werden muß. Diese Mahnung an Meyer oder Andre zu richten, kommt mir nicht zu; denn ich denke, es wird noch manchen Lesern der Wellhausenschen Rezension so gehen wie mir, daß sie sich durch die gegen Meyer gerichteten Worte selbst getroffen fühlen.

zu kümmern. Soll nun, wenn vielleicht in ferner Zukunft das Bedürfnis nach einer erneuten Durchsicht der deutschen Bibel nicht länger unterdrückt werden kann, der auf dem Wege der Forschung, nicht durch kirchliche Ueberlieferung gewonnene „Urtext" gewisser Worte Jesu einen Einfluß gewinnen auf die Umgestaltung der Lutherbibel? Wer sich klar darüber ist, was eine deutsche, für den kirchlichen Gebrauch bestimmte Bibelübersetzung zu leisten hat, wird um die Antwort nicht verlegen sein. Nur wenn man von dem deutschen Neuen Testament verlangte, daß es den griechischen Text getreu wiedergebe, dürfte die aramäische Evangelienforschung übersehen werden. Aber diese Forderung ist prinzipiell verkehrt: wir haben vielmehr zu verlangen, daß die Uebersetzung getreu das wiedergiebt, was z. B. Paulus geschrieben und was Jesus gesprochen hat. Bei Paulus ist zufällig jene prinzipiell verkehrte Forderung annehmbar, weil er griechisch geschrieben hat; die Worte Jesu aber würde man durch eine möglichst getreue Uebersetzung des griechischen Textes schließlich nur so wiedergeben, wie sie von den Evangelisten verstanden worden sind. Was Jesus thatsächlich gesprochen hat, kann in manchen Fällen — es seien immerhin manche „Kleinigkeiten" darunter — nur durch Rückgang auf seine Muttersprache ermittelt werden. Darum, meine ich, wird die Arbeit, in die Meyer eingetreten ist, dereinst auch der deutschen Bibel und damit der Gemeinde zugute kommen müssen. Was an dieser Arbeit jetzt und in Zukunft mangelhaft ist, wird durch den ruhigen Gang der Forschung selbst als haltlos erwiesen werden; was uns aber der Wahrheit wirklich näher bringt, das wird sich behaupten und bewähren. A Deißmann

Kann ein Jesuit von seinen Obern zur Sünde verpflichtet werden?

Auf dem Gebiet der Geschichte, Satzungen und Sitten des Jesuitenordens giebt es eine Anzahl Fables convenues, mit denen nicht entschieden genug gebrochen werden kann, und zwar nicht bloß um der Wahrheit willen, sondern auch im taktischen Interesse. Denn mit Recht heißt es in der Vorrede zu „Anti-Duhr oder Kurze Widerlegung der Duhrschen Jesuitenfabeln" (Flugschriften des Evangelischen Bundes 106 bis 107. Leipzig, C. Braun, 1895. S. VII):

Man sollte Gegnern gegenüber, wie es die Jesuiten sind, denen es nicht darauf ankommt, die geringste Ungenauigkeit zu einer „Fälschung" aufzubauschen, um damit die richtige Aufstellung totzuschlagen, nur unzweifelhaft echt geschichtliche Urkunden zum Wort kommen lassen. Diese letztern reden eine so gewaltige und unzweideutige Sprache, daß man deshalb alle nicht ganz genau beweisbaren Behauptungen ruhig preisgeben kann.

Auch die Frage der Obligatio ad peccatum, d. h. ob ein Jesuit von seinen Obern zur Sünde verpflichtet werden kann, wird in dieser Schrift als „ein sehr abgedroschnes Thema" bezeichnet, und ausdrücklich bemerkt sie dazu (a. a. O. S. 14): „es ist recht traurig, daß so abgethane Jesuitenfabeln auch heute noch mitunter wieder aufgewärmt werden." Wenn wir also ohne weiteres zugeben, daß diese Lehre von der Verpflichtung zur Sünde nirgends ausdrücklich ausgesprochen ist, so erfordert es doch die Gerechtigkeit, zu betonen, daß die Frage der Obligatio ad peccatum keine ganz einfache ist. Die hier vor allem in Betracht kommende Stelle der „Konstitutionen" (VI, Kap. 5) ist viel umstritten. Besonnene Forscher wie Reuchlin und Ranke haben sie bald im Sinne der Obligatio, bald im entgegengesetzten ausgelegt. Es bleibt das Verdienst des Frankfurter Pfarrers Steitz, in den Jahrbüchern für deutsche Theologie (1864, S. 148 ff.) nachgewiesen zu haben, daß im Jesuitenlatein, das von dem Ciceronianischen Latein himmelweit verschieden ist, obligare ad peccatum soviel bedeutet wie: sub peccato, d. h.: „eine Verbindlichkeit unter einer Todsünde auferlegen." Die betreffenden Worte lauten:

Visum est nobis in Domino, — nullas constitutiones, declarationes, vel ordinem ullum vivendi posse obligationem ad peccatum mortale vel veniale inducere, nisi superior ea in nomine Domini nostri Jesu Christi vel in virtute obedientiae iuberet (d. h. wir haben im Herrn beschlossen, — keine Konstitutionen, Deklarationen oder irgend welche Lebensordnung können die Verstrickung in eine Todsünde oder läßliche Sünde verursachen, ausgenommen den Fall, daß der Obre solche [Konstitutionen u. s. w.] im Namen Jesu Christi, oder kraft des Gehorsams befehlen sollte).

Mit Recht aber bemerkt Buchmann in seinen trefflichen Abhandlungen „Ueber und gegen den Jesuitismus" (Breslau, 1872. S. 32):

Mit Rücksicht auf die Gesamtorganisation der Jesuitengesellschaft erscheint der ganze Disput als ein Streit um des Kaisers Bart.

Wenn auch die Lehre von der Verpflichtung zur Sünde sich nirgends in den Schriften der Jesuiten nachweisen läßt, so folgt sie doch ganz von selbst aus der Natur des jesuitischen blinden Gehorsams.

Die besten Ausführungen über diese Frage finden wir in der von den Ultramontanen mit beredtem Schweigen übergangnen Schrift des württembergischen Pfarrers Schöll: „Der jesuitische Gehorsam, aus den Quellen dargelegt, beurteilt, nach seinen Konsequenzen geschildert und mit Bezug auf die gegenwärtigen Verhältnisse in der römisch-katholischen Kirche besprochen" (Halle a. S., Eugen Strien, 1891) S. 31—38. Wenn der Gehorsam des Jesuiten seinem Obern gegenüber „nicht etwa ein auf Ueberzeugung und Gründen beruhender, sondern ein blinder" sein und sich auf den ganzen Menschen bis in seine innersten Lebensregungen hinein erstrecken soll, wenn der blind Gehorchende zum Cadaver, zum Stab in der Hand seines Leiters, zur Maschine und zum Instrument, zur Kugel, die durch den Stoß der Hand mit größter Leichtigkeit überallhin rollt, werden soll (vergl. Schöll a. a. O., S. 28 ff.), dann ergiebt sich doch daraus von selbst, daß der Untergebne auch in solchen Fällen zu gehorchen hat, wo das Gebot des Obern nicht mit dem göttlichen Willen übereinstimmt. Natürlich hüten sich die Jesuiten, selbst diese Folgerung mit dürren Worten auszusprechen. Aber ist es etwas andres, wenn der Jesuit Rodriguez in seiner „Uebung der Vollkommenheit" lehrt, der Untergebne müsse unter Mißachtung der Stimme seines Gewissens das Gute unterlassen, wenn es der Obre so haben will? Oder wenn Bellecius in seiner Medulla asceseos erklärt, man müsse auch dann gehorchen, wenn dies nur geschehen könne auf Kosten einer größern Tugend und einer größern Forderung der Ehre Gottes? Wenn er sogar behauptet, man müsse selbst dann gehorchen, „wenn Parteilichkeit, verwerfliche Affekte oder andre verkehrte Gemütsbewegungen den Obern offenkundig beherrschen"? Freilich fügt er sofort hinzu, nur dürfe der Obre keine ganz offenbar schlechte Sache befehlen. In seinem Briefe „über die Tugend des Gehorsams" (§ 6) hat aber Ignatius von Loyola ausdrücklich ausgerufen:

In welch großem und gefährlichem Irrtum befinden sich nicht bloß diejenigen, die in den Fleisch und Blut betreffenden Angelegenheiten vom Befehl des Obern abweichen zu dürfen glauben, sondern auch solche, die dies in sehr heiligen und geistlichen Dingen thun!

Es muß zugegeben werden, daß es den Jesuiten selber gewissermaßen vor den Folgen ihrer Grundsätze graut und sie teils die Sünde schlechthin, wenigstens die „offenbare" Sünde aus dem Gebiet des Gehorsams ausschließen. Das aber will nicht viel besagen, wenn man bedenkt, wie kautschukartig der Begriff der „Sünde" in den Moraltheologien der Jesuiten wird. Dazu kommt, daß, wenn eben eine Einschränkung des Gehorsams ausgesprochen ist, sie gleich auf der nächsten Zeile wieder verleugnet und in das alles verschlingende Grab des blinden Gehorsams hineingezogen wird. Neben den Stellen, die den blinden Gehorsam einschränken, steht ferner eine Unzahl andrer, die jede Beschränkung ausschließen. Vor allem aber stehen diese Einschränkungen geradezu im Widerspruch mit den jesuitischen Prinzipien. Wenn der Obere grundsätzlich in allen seinen Geboten die Stelle Gottes vertritt, kann doch von dem Hereinspielen einer Sünde oder eines Irrtums gar keine Rede sein! Wenn der Untergebne im Cadaver, im Stock, in der Maschine sein Ideal sehen soll, dann wäre es geradezu ein Abfall von der Idee, wenn er selbst einmal eine eigne Bewegung haben und, falls etwas Sündhaftes von ihm verlangt wird, den Gehorsam aufkündigen wollte. Für ihn ist Tugend, die Augen zu schließen, Sünde, sie zu öffnen. C Fey

Zwei Briefe zur armenischen Sache

Unser Artikel über die Politik der Mächte gegenüber den Armeniern in Nr. 29 hat uns unter andern freundlichen Kundgebungen zwei Briefe eingetragen, die wir unsern Lesern nicht vorenthalten dürfen. Der erste stammt von einem weltlichen Sachverständigen (wie gern sagte ich: von einem Diplomaten), der zweite von einem Theologen, der mit seinem Luthertum Ernst macht.

1. Von einem Kenner des Orients

Ihr Artikel trifft völlig den Kernpunkt der Sache; hoffentlich ist er für viele ein Sporn, die gute Sache, die Sie vertreten, weiter zu unterstützen. . . .

Ja freilich ist die Politik der Großmächte an allem schuld. Es giebt nichts Heilloseres, als die Garantie für den territorialen Bestand der Türkei oder das Prinzip der Nichtintervention in die innern Verhältnisse eines solchen „Staates." So wenig ich jemand garantiren kann, daß er gesund bleibt (oder gesund werde) und ein hohes Alter erreiche, kann man das einem Staate gegenüber. Und schreitet denn der Staatsanwalt nicht ein, wenn jemand seine Kinder oder Angehörigen martert? Das ganze Verhalten der Mächte der Türkei gegenüber beruht darauf, daß keine der andern etwas gönnt; ihre Politik ist kurzsichtig, sie beschäftigt sich immer nur mit der momentansten Lage: allgemeinere Gesichtspunkte fehlen ihr völlig — vielleicht mit Ausnahme der Russen. Quietismus à outrance ist die Losung dieser Politik. Man züchtet die Türken förmlich: man hinderte die Griechen, einen ordentlichen Staat zu bilden, der das beste Gegengewicht gegen Rußland gebildet hätte; man schritt 1838 gegen die Aegypter ein, die das morsche Gebäude des türkischen Reiches über den Haufen zu werfen drohten und damals entschieden auf dem Wege vernünftiger Reformen waren. Vertrauen zu den Türken hat im Grunde niemand; aber man meint aus Politik Vertrauen heucheln zu müssen. Wenn überhaupt je ehrlicher Wille bei den Türken vorhanden gewesen wäre, hätte sich das nun längst zeigen müssen. In allen Verhandlungen mit den Türken werden die europäischen Diplomaten stets düpirt; das weiß jeder Diplomat; aber Ruhe — quies — ist die erste Pflicht eines Diplomaten. Das ist das Losungswort von oben, wie es sich im Deutschen Wochenblatt ausspricht; das staunt man als tiefste Kunst und Wahrheit an; wir sind ja aus politischen Gründen zur Freundschaft mit dem Türken verpflichtet (verdammt wollte ich schreiben), und das erste Erfordernis dafür, daß diese Freundschaft daure, besteht darin, daß wir etwaige „kleine Fehler" unsres „Freundes" übersehen, daß wir uns wohl hüten, ihn moralisch zu koramiren. Freilich sind wir feige Hunde, wenn wir das nicht thun. Aber der Türke weiß, daß in der Politik alles Unsittliche keine Rolle spielt. Er steht also unschuldig vor uns. Sittlichkeit und Nächstenliebe soll der Pfarrer den Individuen von Staats wegen predigen; sonst aber darf man keine Ansprüche darauf machen! Diese Politik des gemeinsten Egoismus befolgen die Engländer namentlich schon lange! Um das zu verdecken, appellirt man dann ans Nationalbewußtsein!

Ich meine: gerade weil das deutsche Reich keine politischen Interessen hat, kann es oder könnte es moralischen Einfluß üben, gestützt auf seine anerkannte Macht und den Einfluß des Dreibundes. Ja es hat dazu die Pflicht. Edlere Ziele als politische Machtausdehnung leiten es, oder sollten es unter der Regierung, die es hat, leiten; da diese doch Friedensliebe in erster Linie auf ihre Fahnen schreibt. Aber kann Friede sein, wo Derartiges vorgeht? Wir sind berechtigt, solche Anforderungen idealer Natur zu stellen, wenn auch die offizielle und . . . = Presse uns nur Hohn entgegenbringt, daß wir Idealpolitik treiben. . . .

2. Von einem lutherischen Theologen

In der armenischen Angelegenheit kann ich nicht ganz Ihrer Ansicht sei. Ihr Appell an die Großmächte, besonders an die deutsche Regierung, hat für mich etwas Beängstigendes, als sollte Deutschland als politische Macht um das Wohl und Wehe irgend eines andern Volkes sich kümmern als der politisch zu ihm gehörenden Deutschen. Es kommt mir bei Ihnen etwas Romantik zu Tage, oder, wie Sie selbst schreiben in Ihrem Aufsatze (freilich nicht in Bezug auf sich selbst, aber in Bezug auf die Hoffnungen der Armenier auf Deutschland), ein „Nachwehen altbyzantinischer Kaiserherrlichkeit."

In Ihrem Artikel untersuchen Sie eingehend die möglichen Gründe, aus denen die deutsche Regierung zu ihrer großen Zurückhaltung sich habe bewegen lassen können, während für mich diese Untersuchung deshalb belanglos ist, weil Sie keinen einzigen lebenskräftigen Grund (außer einem Vertragsparagraphen auf dem Papier!) angeben, was in aller Welt die Greuel, die an den Armeniern verübt werden, irgend eine Staatsregierung als solche angehen. Die Armenier sind doch keine deutsche Reichsangehörigen. Damit ist doch die Sache abgethan!*) So sehr es die deutsche Regierung als solche doch gar nichts anginge, wenn etwa ein Zar alle Deutschen in den Ostseeprovinzen niedermetzeln ließe unter den grausamsten Qualen — oder würden Sie auch dann sich fragen, warum ein deutscher Kaiser keinen Finger rühren würde? —, so sehr es patriotische Pflicht eines deutschen Kaisers wäre, ruhig und schweigend zuzusehen, wenn alle Deutschen um uns her, die nicht rechtlich Reichsangehörige sind, hingeschlachtet würden, „dieweil es ihn nichts angeht," gerade so frage ich, was gehen die Armenier irgend eine Regierung als solche an? Sie müßten denn etwa so naiv sein, eine Regierung an den Buchstaben eines Vertrages binden zu wollen, der ihrem Volke keinen Vorteil mehr bringt! Im katholischen Mittelalter, ja, da machte es noch einen Unterschied, ob das unterdrückte Volk ein christliches war oder nicht. Aber nach dem lutherischen Begriff der weltlichen Obrigkeit soll der Kaiser kein Schutzherr der Christen sein, und nicht gegen den Türken als Christenfeind kämpfen, sondern erst dann gegen den Türken gerade so, wie gegen jedes „christliche" Volk, wenn er unsre Grenzen angreift.

In seiner Schrift „Vom Kriege wider die Türken" hat Luther doch so klar die beiden, die gegen die Türken kämpfen sollen, unterschieden, den Christianus, der nur geistlich kämpfen soll, und Kaiser Karolus, der nicht als Schutzherr der Christenheit, sondern nur als weltlicher Schutzherr seiner Unterthanen erst dann gegen die Türken kämpfen soll, wenn seine Unterthanen von ihnen angegriffen werden. Ich kann nur sagen, daß ich in diesem Gedanken Luthers viel Richtiges finde, und in der Linie dieser reformatorischen Einschränkung der Aufgaben des weltlichen Regiments die Bemerkung Bismarcks liegen finde, daß die Knochen eines pommerschen Grenadiers nicht für Bulgarien preisgegeben werden sollten. Das Gleiche scheint mir heute zu gelten in Bezug auf Armenien. Die ganze reformatorische Idee der Pflicht und Aufgabe eines modernen Staates fordert die Nichteinmischung. Der Buchstabe des Berliner Vertrags mag die Einmischung fordern: dann aber widerspricht dieser Vertrag der gesunden Idee der Aufgaben eines Staates. Im übrigen aber haben Sie ja ganz gewiß recht, daß die „Politik die treuloseste aller Künste ist" und immer gewesen ist und immer sein wird. Das ist doch Thatsache. Ich weiß nur nicht, weshalb Ihnen das irgendwie wunderbar erscheint? Für die Politik gilt doch wirklich ihrer Art nach der Satz: „Was sind geschriebne Verträge, wo kein Vorteil empfiehlt und keine Not zwingt, sie zu halten!" — Sobald dieser Satz für die Politik nicht mehr gälte, wäre die Politik mit dem Christentum verquickt worden. Davor behüte uns Gott!

Wenn Verträge auch ohne Vorteil und Not etwas wären, dann wären ja auch die Gedanken eines friedlichen Schiedsgerichts zwischen den Völkern keine lächerliche Utopie mehr. Dann wäre unser Militär nicht mehr nötig, dann wäre die ewige Schraube der größern Rüstungen entbehrlich, aber sobald wir das irgendwie für diese unsre Erde erwarten, so sind wir bei der Schwarmgeisterei Thomas Münzers angelangt. Denn das wird auch Harnack trotz seines neulichen Artikels in der Hilfe nicht leugnen, daß ein Merkmal der Schwarmgeisterei

*) Der Sperrdruck entspricht immer der Vorlage.

oder der „Rotten“ Luther auch in der Vermischung des Unterschieds zwischen „Reich Gottes“ und „weltlichem Regiment“ sah, das eine ein Reich des Erbarmens, der Liebe u. s. w., das andre ein Reich der Gewalt: „Blut und Eisen.“

Die christliche Gemeinde aller Nationen soll beten und helfen in Bezug auf die Not der Armenier, das weltliche Reich einer Nation hat aber nichts zu thun mit den armenischen Greueln. Dies ist mein Standpunkt, ganz abgesehen von der Frage nach meiner Sympathie für die Armenier.

Gehen wir nun aber auch noch darauf ein, so sagte mir neulich ein Großkaufmann, der wohl Sinn und Verständnis für christlichen Brudersinn hat, die Armenier halte er für das größte „Takelzeug,“ das denkbar sei, viel schlimmer als die Türken. Und als ich ihn nach den Gründen für diese seine Ueberzeugung fragte, wies er darauf hin, daß die Armenier niemals Kredit hätten, auch in ruhigen Zeiten, weil sie auch dann nicht zurückzahlten, wenn sie könnten. Viel eher leihe ein Geschäftsmann einem Türken, als einem Armenier. — Gewiß leugnete dieser Herr nicht, daß es auch unter den Armeniern rechtlich gesinnte Leute geben werde, wie überall; aber auf die Mehrzahl passe sein Urteil. Gewiß ist die Beurteilung des sittlichen Charakters eines Volkes nach dem Kredit, den dieses Volk im Handel genießt, nur eine Art der Beurteilung. Aber ist nicht dies doch auch ein berechtigter Maßstab der Beurteilung neben andern?

Und nun seien Sie mir nicht böse. Hier vertrete ich oft einseitigen Verurteilungen der Armenier gegenüber gerade Ihren Standpunkt, aber Ihnen und Ihren Gesinnungsgenossen gegenüber galt es, einmal scharf das Audiatur et altera pars hervorzukehren.

3. Nachwort des Herausgebers

Ich rufe nun unsre Leser zu Richtern auf zwischen dem Vorredner und mir. Und da ich meinen Standpunkt bereits reichlich vertreten habe, verzichte ich heute auf eine ausführliche Gegenrede. Insbesondre die theologisch-ethisch-lutherische Kontroverse durchzufechten muß ich mir auf eine ruhigere Stunde versparen.

Nur einige Bemerkungen, weniger zu vorstehendem Briefe, als zu Aeußerungen, die mir in den Tageszeitungen aufgefallen sind. Wir quittiren damit über die verhältnismäßige Freundlichkeit, mit der die Tagespresse unsern Artikel aufgenommen hat.

Die Kölnische Zeitung, die ja viel zu sehr Weltblatt ist, um sich mit unsern Einwendungen zu befassen, schreibt neuerdings (Nr. 666): „Das Christentum hat seine erziehliche Kraft im Orient auffallend wenig bewährt“ — das ist richtig. „Der Durchschnitt der dortigen christlichen Bevölkerung steht ohne Zweifel in moralischer Hinsicht unter den Mohammedanern“ — das ist falsch. Was heißt hier: „in moralischer Hinsicht“? Tugend und Untugend sind sehr verschieden verteilt; der Kurde in seiner glänzenden Rüstung ist darum nicht besser als der elende Armenier (höchstens nach Nietzsche); eben erleben wir den Bankerott des Türken als Kulturträgers, während die durch lange Knechtung demoralisirten christlichen Völker sich unaufhaltsam emporkämpfen: wo bleibt da der Beweis für das letzte allgemeine Urteil? Ueber die moralische Minderwertigkeit der Armenier haben wir uns schon mehrmals ausgesprochen; die Meinung eines Kundigen darüber hoffen wir demnächst veröffentlichen zu können; es fehlt nicht an Elementen, die Träger einer innern Reform werden könnten; in diesen Verfolgungszeiten haben die Verachteten Tapferkeit, Treue und Märtyrermut in einem Maße gezeigt, daß es nicht so ganz schlimm um sie bestellt sein kann.

Die Münchner Allgemeine (Nr. 202) verweist uns u. a. auf die vom Wolffschen Bureau verbreitete Erklärung Salisburys im englischen Oberhaus:

> Auf eine Anfrage erklärte Salisbury, er wisse augenblicklich nicht, ob das Auswärtige Amt Informationen besitze über die angebliche neuerliche Niedermetzelung von vierhundert Christen in der Umgebung von Karput, sowie über die jüngsten Ereignisse in Wan. Redner bekämpft das Bestreben, derartige Greuelthaten möglichst bekannt zu machen und die Aufmerksamkeit darauf zu lenken. Wenn in diesem Hause die Aufmerksamkeit auf solche Greuelthaten gelenkt werde, so werde auch am Ort ihres Geschehens die Aufmerksamkeit in gleicher Weise erhöht. Durch ihre Besprechung werde das Vorgehen einer zügellosen Bevölkerung, die jene Schreckensthaten begehe, nicht gemildert, vielmehr böses Blut gegen die Christen erregt.

Man kennt den Wortlaut der Rede nicht: aber was da telegraphirt wird, ist eine tolle Zumutung. Anständige Leute sollen von den Mordthaten eines Bösewichts nicht reden, damit er nicht noch mehr mordet. Wenn das nicht das ödeste Geschwätz politischer Ohnmacht ist, die ganz gern eingreifen möchte, aber nicht kann!

Inzwischen hat der Zar gesprochen. Wie wir in Nr. 29 vorausgesagt haben: um der Griechen in Kreta willen ist das geschehen, die Armenier haben nur davon profitirt. Man darf gespannt sein, welche Wirkung dieses „Freundeswort“ auf den Türken ausüben wird. Mein Vorredner wird auch diese Einmischung unchristlich finden. Die Münchner Allgemeine wird auf russischer Seite für gut anerkennen, was ihr von der deutschen Regierung zu viel verlangt schien. Unsre Ueberzeugung ist, daß jeder Staat seine Macht, seinen Einfluß zur Förderung des Guten, der Humanität, der Kultur und Zivilisation gebrauchen soll, so sehr er kann. Die heute als höchste politische Weisheit ausgegebne Parole, daß es gelte, den Frieden zu erhalten, und nichts weiter, ist genau genommen die Verneinung jeder positiven Politik, die Kanonisirung der Charakterlosigkeit. Gewiß ist der Friede ein hohes Gut, und ein Staat soll so vorsichtig, gerecht und machtvoll geleitet werden, daß es ungefährdet bleibt; aber es soll der Friede der schöne Lohn einer großen Staatskunst, nicht die Friedensliebe ihr Hemmschuh sein. Friede um jeden Preis, Friede um den Preis der prinzipiellen Nichteinmischung ist Ohnmacht, erzwungne oder gewollte. Wenn unsers deutschen Reiches Herrlichkeit darin beruht, daß es darauf verzichtet, in den großen Welthändeln ein Wort mitzureden, seine Schwere in die Wagschale zu werfen, so taugt sie nichts. Wir sind nur dann mächtig, und unsre Staatskunst kann etwas nur dann, wenn wir auch ohne Krieg und Kriegsfurcht auf die Weiterentwicklung der Völkergeschicke auf diesem Erdball unsern gebührenden Einfluß üben. R

Gottesdienst und kirchliche Kunst

Noch immer ist in unsrer evangelischen Kirche das Interesse der Laien am Gottesdienst fast ausschließlich auf die Predigt gerichtet. Was auch abgesehen von ihr die gottesdienstlichen Feierstunden für das Leben der Gemeinde bedeuten, das wird selten genug recht gewürdigt: eine bittere Frucht der abgelaufenen Periode mit ihrer doktrinären oder im engen Sinn erbaulichen Behandlung des Gottesdienstes, aber auch eine Schuld der heutigen Theologen, die es nur zu selten unternommen oder verstanden haben, ihre Gemeinden zu einer geläuterten und vertieften Auffassung vom Wesen des evangelischen Gottesdienstes zu erziehen oder mit ihren liturgischen Versuchen an Bedürfnis und Verständnis der heutigen Gemeinde anzuknüpfen. Erfreuliche Regung des gottesdienstlichen Lebens bietet die Kirchengesangvereinsbewegung, die aus dem Süden Deutschlands kommend nun doch fast überall festen Boden gewonnen hat, indem sie an ihrem Teil die Laien zu energischer Mitarbeit am Gottesdienst anregte, wenn auch des fröhlichen Experimentirens in Auswahl und Anordnung der Chöre bisweilen etwas viel war. Es fehlte auch bisher nicht an litterarischen Organen, die wie die vortreffliche Zeitschrift für praktische Theologie für Theologen oder wie die Christliche Welt für gebildete Laien die Fragen des Gottesdienstes und der christlichen Kunst gelegentlich zur Verhandlung brachten. Indessen ist es in der That ein in weiten Kreisen empfundnes Bedürfnis, ein Organ zu haben, das sich dem Gebiet des Gottesdienstes und der kirchlichen Kunst ausschließlich zuwendet, und zwar mit der nötigen Allseitigkeit in theoretischer, historischer und praktischer Beziehung und in einer Form, die auch für den gebildeten Laien verständlich und interessant ist. Dieses Bedürfnis zu befriedigen unternimmt die seit dem 1. April d. J. erscheinende Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst. Herausgegeben von

Dr. Fr. Spitta und Dr. Julius Smend, Professoren in Straßburg. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. Im Jahr 6 Mk.

Wenn auch die Namen der Herausgeber für den Kundigen bereits eine bestimmte Auffassung vom evangelischen Gottesdienst und von den Aufgaben der Kunst in ihm darstellen, so ist doch an der im Prospekt geäußerten und durch eine stattliche Mitarbeiterliste bewährten Absicht nicht zu zweifeln, die neue Zeitschrift nicht „in den Dienst irgend einer kirchlichen oder künstlerischen Richtung zu stellen, sondern allen denen Raum zu geben, die mit Ernst an der Verwirklichung des Ideals evangelischen Gottesdienstes arbeiten wollen, vorausgesetzt, daß sie durch die wissenschaftliche Strenge ihrer Methode und die Unparteilichkeit ihrer Darstellung das Recht, gehört zu werden, erweisen."

Man will in gleichem Maße die Kenntnis der zum Teil noch ungehobnen Schätze in Liturgie und Kunst des Protestantismus pflegen wie das Bedürfnis der gegenwärtigen Gemeinde beachten, der man thatkräftige Hilfe gewähren möchte:

„Ein bloße Wiederholung des Dagewesenen in der Gegenwart ist unmöglich. Mag diese noch so besserungsbedürftig sein und noch so viel von den dahingegangnen Geschlechtern lernen müssen, so gilt doch auch auf diesem Gebiet: Die Lebenden haben Recht!"

Man wird nach diesem Plan mit freudigen Erwartungen an die neue Monatsschrift herantreten dürfen. Sie wird zunächst den für Gottesdienst und Kirchenbau schaffenden Künstlern Anregung gewähren und die Bedürfnisse verständlich machen helfen, die es im protestantischen Kultus zu befriedigen gilt. Daß nun auch, wie in den ersten Heften Heinrich von Herzogenberg (Bemerkungen zum Streit über das Wesen kirchlicher Musik), Cornelius Gurlitt (Restauriren), Dr. Mothes, Eduard v. Gebhardt, solche Künstler selbst das Wort nehmen, ist überaus erfreulich und jedenfalls lehrreich, auch wenn es wie in den Bemerkungen E. von Gebhardts über die Aussichten kirchlicher Malerei mit einer gewissen Resignation geschieht. Geradezu unentbehrlich wird ferner die Monatsschrift, wenn sie hält, was sie verspricht, allen den Pfarrern, Organisten, Chordirigenten werden, die für die Zusammenstellung von Fest- und Nebengottesdiensten erprobtes Material und sachkundige Beratung suchen. Die bisher von Spitta gegebnen „Praktischen Winke" haben an Ostern und Pfingsten gewiß vielen bereits gute Dienste geleistet, zumal da sie für die einfachsten wie für die anspruchsvollsten Verhältnisse verwertbar sind. Es dürfte sich empfehlen, diese praktischen Anregungen in Zukunft schon etwa ein Vierteljahr im voraus zu geben, um ihre wirkliche Anwendung zu ermöglichen. Nicht den kleinsten Nutzen erwarten wir endlich in der Richtung von der neuen Monatsschrift, daß sie gebildeten Laien zur verständnisvollen Mitarbeit an dem hohen Werk des Ausbaus des evangelischen Gottesdienstes anregen und ihnen Gelegenheit geben wird, sich über das, was sie in ihren Gottesdiensten erleben, rückhaltlos auszusprechen. Möchten auch unter den Lesern der Christlichen Welt recht viele sich zur Lektüre und womöglich zur Mitarbeit an der Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst gewinnen lassen. Ihre ersten Hefte werden jeden, der sie in die Hand nimmt, selbst am kräftigsten dazu auffordern. Es handelt sich in der That „um eine Angelegenheit von allgemeinstem Interesse, die mit besondrer Hingebung und Liebe zu pflegen die Eigenart der Gegenwart allen denen nahe legt, die eine Empfindung haben für den Reichtum lebendiger Kräfte und idealster Güter, die ihnen seit der Kindheit Tagen aus dem Heiligtum des Gottesdienstes zugeströmt sind."

Um nun von der Fülle des in den bis jetzt erschienenen Heften Gebotenen einen Eindruck zu geben, weise ich auf folgende Artikel hin. Aus dem Gebiet der Geschichte des Gottesdienstes und der Kunst teilt Julius Smend „die älteste Straßburger deutsche Messe" mit, die im Jahre 1524 von Theobald Schwarz in der Johanneskapelle des Münsters gehalten wurde, eben so wichtig wegen ihres hohen Alters, wie um der Freimütigkeit willen, der sie ihre Entstehung verdankt. „Ein lutherischer Gottesdienst aus der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts," gehalten in dem Städtchen Schönberg in der Oberlausitz, wird von Bronisch unter Mitteilung eines Lichtdruckes des Chors der Kirche beschrieben; er bezeugt, wie außerordentlich konservativ man noch damals in der evangelischen Gottesdienstordnung verfuhr: Beibehaltung der Elevation, der lateinischen Sprache an wichtigen Punkten, geringe Beteiligung der Gemeinde, die auch hier ihre Lieder ohne Orgelbegleitung sang. R. Schwartz berichtet von dem „pommerschen Lassus," Philippus Dulichius, gestorben 1631 in Stettin. Karl Budde und S. Kümmerle bringen wertvolle Beiträge zur Geschichte des Kirchenliedes. Spitta sucht den Anstoß, den der Text der wundervollen Choralmotette Joh. Mich. Bachs „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt" gewiß schon vielen gegeben, durch eine biblische Umgestaltung zu beseitigen; er ist doch nicht ganz beseitigt, da die Worte „Er wird mich hernach aus der Erde wieder auferwecken" beibehalten sind. Berichte über das gottesdienstliche Leben im Auslande bieten für Holland G. F. Haspels, für Amerika L. von Ammon, für Riga Karl Hunnius, der auch das zweite Heft mit schwungvollen Sonetten auf Bach und Händel einleitete. Von prinzipiellen Erörterungen seien besonders die aus diesem Munde um so bedeutsamern „Bemerkungen" Heinrich von Herzogenbergs „zum Streit um das Wesen kirchlicher Musik," sowie der Artikel Cornelius Gurlitts über das Restauriren der Kirchen erwähnt, der ähnlich wie Dr. P. Weber („die Behandlung mittelalterlicher Wandmalereien") jener Erneuerungswut Grenzen zieht, der im scheinbaren Interesse des Stils schon soviel Stilvolles und jedenfalls Altehrwürdiges und Trauliches in unsern Gotteshäusern zum Opfer gefallen ist.

Aus dem Angeführten möge erhellen, wie mannichfaltig die Anregung ist, die die neue Monatsschrift gewährt. Es wird die Aufgabe der Herausgeber sein, dafür zu sorgen, daß es dabei doch an jener Harmonie der Grundanschauungen nicht fehle, ohne die wenigstens für den Laien die gehoffte Wirkung erschwert wird. Sie werden darum da und dort längere prinzipielle Erörterungen nicht scheuen dürfen, wie sie z. B. über das Wesen evangelischer Gottesdienstreform Friedrich Spitta in seinen den Theologen bekannten Büchern gegeben hat. Ich mache gerade in diesem Zusammenhange auf seinen letzten Vortrag aufmerksam, der unter dem Titel Gottesdienst und Kunst bei J. H. Ed. Heitz in Straßburg 1895 erschienen ist (26 S., 50 Pf.). Spitta streitet hier für das volle Recht der Kunst im evangelischen Gottesdienst, nicht ohne gegen eine Kunstübung zu protestiren, die mit ihren zuchtlosen Produktionen die Hauptaufgabe des Gottesdienstes allerdings in Frage stellt. Um nur von der kirchlichen Tonkunst zu sprechen, so will er wie das „Weltkind" W. H. Riehl in seinen „Religiösen Studien" dem mit Instrumenten begleiteten Chor und auch dem Sologesang den Weg in den evangelischen Gottesdienst öffnen, soweit dies mit praktischen Rücksichten vereinbar ist. Daß nur der unbegleitete Gesang, die Orgel und höchstens die Posaunen der Jünglingsvereine oder der Militärmusik ein Recht im Gottesdienst haben sollen, das will dem, der die Wunderwelt Bachscher Kantaten kennt, nicht einleuchten. Ein ausgezeichneter Kenner des altlutherischen Kirchengesangs hat kürzlich von liturgischem Standpunkt aus Bachs Kantaten trotz ihrer musikalischen Herrlichkeit einen „Abweg," „das letzte Stadium einer Verirrung" genannt, „die in unsrer Kirche eingerissen war." Es ist Propst R. von Liliencron in seinem in geschichtlicher Beziehung sehr instruktiven Vortrag: Die Aufgaben des Chorgesangs im heutigen evangelischen Gottesdienste. (Oppeln, G. Maske, 1895. 39 S. 60 Pf.) Obwohl er der Zuziehung von Instrumenten wenigstens nicht grundsätzlich widerspricht, so widerstrebt doch seine archaisirende Gesamtanschauung einer freien und selbständigen Neugestaltung der evangelischen Kirchenmusik. Die Wiedererweckung des Gregorianischen Gesangs mit der Psalmodie erscheint ihm ausgesprochnermaßen als die kirchliche Hauptaufgabe des Chors. „Der Gregorianische Gesang ist nicht nur geschichtlich die älteste Form, sondern er ist für alle Zeiten die echteste und eigentlichste Gattung der Kirchenmusik, und so wenig man einen Hausbau bei den obern Stockwerken anfängt, so wenig kann ein Wiederaufbau der evangelischen Kirchenmusik Stärke und Dauer gewinnen, ohne daß er auf dem altheiligen (!) Unterbau der Gregorianischen Musik er-

richtet wird.“ Daß es von hier aus zu einer Verwerfung der größten Meisterwerke der evangelischen Kirche kommt, während die deutschem Wort und evangelischem Geist niemals völlig anzupassenden lateinischen liturgischen Sätze der römischen Kirche das höchste Lob erfahren, wen kann dies wundern? Jedenfalls liegen hier, überhaupt auf dem Gebiet der gottesdienstlichen Reform, der doch noch nicht alle Landeskirchen sich verschlossen haben, Gegensätze und Probleme vor, deren gründliche und allseitige Besprechung wir von der neuen Monatsschrift erwarten dürfen.

F Flöring

Ein neuer Dichter aus dem Volk

Im Herbst des vergangnen Jahres machte Friedrich Lange die Leser der Täglichen Rundschau auf einen Dichter aufmerksam, der seinen Lebensverhältnissen nach dem Stande der Proletarier angehört, dessen geistiger Nährboden die Sozialdemokratie gewesen ist. Es ist der Buchbindergeselle Gustav Renner aus Schlesien. Seine Dichtungen liegen jetzt in einem 84 Seiten umfassenden Hefte vor.

Ohne Zweifel haben wir es hier mit einem Dichter von reicher Begabung zu thun. Mit den Kunstmitteln echter Lyrik wohl bekannt und ihrer Herr, weiß er aus seiner intensiven Phantasie heraus Bilder von plastischer Anschaulichkeit und innrer Beseeltheit hervorzuzaubern, denn die Gestaltungskraft ist es, die dem Lyriker den Rang anweist. Dabei eignet ihm jene künstlerische Einfachheit des Ausdrucks, die sich am auffälligsten darin zu bethätigen pflegt, daß die im täglichen Verkehr abgegriffnen Worte wieder mit neuer Prägung versehen werden. Freilich manche seiner bildlichen Ausdrücke sind verfehlt, so, wenn er die auf weißes Gewand fallenden Haare mit „Fetzen Nacht, auf Schneeflur hingeweht,“ oder die Augen mit zwei „schwarzen Monden“ in „weißer Nacht“ vergleicht. Hier erscheinen die Bilder gesucht, mehr wie äußrer Zierat und Schmuck als aus dem Born des dichterischen Geistes mit Notwendigkeit hervorquellend. Wenn er das Auftauchen des Mondes aus dunkeln Föhren mit dem Mordgedanken vergleicht, der aus einem „finstern Hirn“ sich hervordrängt, so beweist das wohl eine sprudelnde Phantasie, aber der Vergleich selber ist unpassend, weil die verglichnen Gegenstände so heterogen sind, daß sie die angeregte Stimmung stören, statt sie zu erhöhen.

Sonst aber darf man an Renners Dichtungen einen hohen Maßstab legen. Ich verweise auf das „Schloß im Walde,“ „Waldteich,“ „An den Schlaf,“ „Manchmal.“

Ich gebe als Probe das „Mittag“ überschriebne Gedicht:

's ist eigen, in der Haide umzuschweifen
Zur Mittagszeit, wenn heiß die Sonne brennt,
Und nicht ein Wölkchen zieht am Firmament.
Rings ists so still, so still, nur surrend streifen
Die Bienen übers rote Haidekraut
Von Blüt zu Blüte, aber sonst kein Laut!
Vereinzelt nimmt ein Falter seinen Flug
Geräuschlos mir vorbei in schwankem Zug.
Wie süß ists dann, ins Kraut sich hinzulegen
Und sinnend schauen in die blaue Luft.
In wachem Traum sich holde Bilder regen,
Gebadet in den würzgen Haidedust.
Hier bleibt das Leben hinter mir so weit,
Sein Schritt verlor sich in der Einsamkeit
Und die Erinnerung wird müd und müder,
Und übers düstre Auge falln die Lider —
In Eins schwimmt Zukunft und Vergangenheit.

Eins seiner ergreifendsten Gedichte ist die „Ballade,“ deren erste Strophe ich hierher setze:

Der Weiden zitterndes Gezweig
Erglänzt im Mondenscheine,
Und über dem Teiche, der schlummernd liegt,
Der Mitternacht letzter Ton sich wiegt —
Die Magd sitzt ganz alleine.

Das Gedicht behandelt einen Kindsmord. Ein düsteres Bild, grau in grau gemalt, und doch von mächtig ergreifender Wirkung, denn es ruht auf tiefer Lebenswahrheit. Aber diese allein macht ein Gedicht noch nicht zu einem Kunstwerk. Der echte Dichter schafft aus der Wirklichkeit etwas ganz

Andres, zaubert eine zweite Welt hervor. Darin liegt eben das Künstlerische, und darin offenbart sich die eigentlich schöpferische Kraft des Dichters. Diese aber beruht auf der Intensität des innern Erlebens. Wir alle erleben viel, wir können es wohl auch beschreiben, aber wir spiegeln es wieder wie eine Glaskugel die Sträucher und Bäume im Garten; es fehlt nur der innige lebenswarme Anteil an den Ereignissen. Ganz anders der Dichter. Ihm eignet das tiefe Mitempfinden mit den Menschen und Dingen. Darum versteht er auch dem innerlich Erlebten eine ganz andre Gestaltung zu geben. Denn was macht den Dichter? Es ist nach Goethes Ausspruch „das lebendige Gefühl der Zustände und die Fähigkeit, sie auszudrücken.“ Das Ereignis, das Renner hier darstellt, ist ein oft sich wiederholendes Menschenschicksal. Aber was hat der Dichter daraus gemacht! Wie wird hier das Menschliche anschaulicher, umfassender, intensiver dargestellt! Vortrefflich ist die Situationszeichnung, meisterhaft die Erregung der Stimmung, und darin zeigt sich wieder die angeborne, nie zu erlernende Kunst des gottbegnadeten Dichters. Wie lebendig werden die Gewissensbisse des schuldbeladnen Weibes versinnlicht, und wie fein wird am Schluß der Selbstmord verschleiert!

Freilich über der ganzen Sammlung dieser Gedichte lagert die beängstigende Atmosphäre einer pessimistischen Lebensanschauung. Nur da, wo der Dichter sich in den Frieden der Gotteswelt versenkt, wo er den Stimmen der Natur lauscht, vernehmen wir weiche, sanfte Töne, die sich zu harmonischen Akkorden zusammenfügen. Aber sonst sind seine Lieder düster, er sagt es selber, woher diese trübe Weltanschauung stammt:

Wenn meine Verse ernst und düster schreiten,
Ist es der schweren Tag und Nächte Schritt.

Besonders die Lieder, die unter der Ueberschrift „Aus Zeit und Streit“ zusammengestellt sind, lassen uns in die tiefste Tiefe menschlichen Elends blicken. Nicht ein einziger erquickender Ton klingt uns entgegen, nur wilde Klagen, schneidende Anklagen gegen Gott und Menschen vernehmen wir hier. Während Ada Negri, die auch Nächte ohne Schlummer, Tage ohne Brot kennen gelernt hat, sich nie zum Haß hinreißen läßt, noch einer trüben Lebensstimmung anheimfällt, treibt unsern Dichter des Lebens Not zu einem seelenverzehrenden Pessimismus, zur Bitterkeit, ja zur Verbissenheit. Es giebt eine zwiefache Art von Verbitterung, eine subjektiv beschränkte, die dem vielfachen Ungemach entspringt, das dem Menschen auf seinem Lebenswege begegnet. Es fehlt diesen Leuten der zarte und wohlwollende Sinn für die kleinen Freuden des Lebens, wie die Stunde sie bringt, für das Gute, das sich in vielerlei Gestalten darbietet. Sie haben keine Genußfreudigkeit und darum auch nicht die Fähigkeit, zufrieden zu sein. Aber es giebt auch eine ideale Verbitterung, die ihren Ursprung in dem allgemeinen Leid hat, der das Menschenleben beherrscht, einen Pessimismus sittlicher Art, wo der Riß, der durch das ganze Erdenleben geht, des Dichters Herz zerschneidet, wo die Schauer der Vergänglichkeit und Unzulänglichkeit aller irdischen Dinge ihn schütteln, wo aber auch die Sehnsucht nach einem Ewigen und Bleibenden ihn ergreift. Bei Renner sind beide Arten des Pessimismus vorhanden. Aus dem Erstern hat er sich noch nicht befreit, der eigne Schmerz steht zu sehr im Mittelpunkt seines Denkens und Dichtens, zu dem Letztern sind die Keime vorhanden, aber noch nicht reinlich gelöst von jenem.

So trostlos aber seine Bekenntnisse lauten, dennoch hat er Liebe zum Leben und kühnen Lebensmut. Nicht in feiger Ruhe will er dies Leben genießen, sondern kämpfen und ringen um des Lebens Güter, „um Sein und Nichtsein, um Alter und Nichts.“ Und in diesem Kampf weiß er sich Sieger:

Und ich zwinge dich nicht, und ich zwinge dich doch
. . . . . .
Bestimmend mir selbst des Tages Schicksal,
Und gehe den Pfad, den ich will!

Es ist das stolze Kraftgefühl des Uebermenschen, das aus diesen Worten spricht, der Trotz des Titanen, der sich von Gott emanzipirt und auf sich selbst und die Kraft, die er in sich gewahrt, vertraut, der wie Goethe im „Prometheus“ fragt:

Hast du nicht alles selbst vollendet
Heilig glühend Herz?

Wie weit dieses Vollbewußtsein der Kraft, dieses ungemessene Selbstgefühl sichere Bürgschaften des Lebens bietet, muß der Erfahrung des Einzelnen überlassen bleiben. Ob man in allen Lebenslagen damit auskommt? Auch dann, wenn schwere Geschicke störend und aufreibend in unser Dasein eingreifen? Das aber ist gewiß, denn die Erfahrung hat es tausendfach bestätigt, daß die zuverlässigste Quelle, aus der unser Lebensmut seine Kraft schöpft, die christliche Weltanschauung ist, der Glaube, „der auch unter Mißgeschick sich der vertrautesten Beziehungen zu dem Allmächtigen rühmt und bei den schlimmsten Erfahrungen den Blick nach oben richtet.“*) Renner ist, wie er mir schreibt, schwärmerisch religiös gewesen und hat bei seiner Neigung zur Malerei von den „Nazarenern“ tiefer gehende Einflüsse empfangen. Dann aber hat das Studium der Philosophie und der Naturwissenschaften die religiösen Interessen „in den Hintergrund“ gedrängt. Vielleicht findet der Dichter, wie Parzival, wie Dante den Weg vom naiven Glauben durch den Zweifel zum vollen Glauben innrer Erfahrung. Das Ringen und Sehnen ist vorhanden.

Wie aber steht es mit der ästhetischen Berechtigung dieser düstern Lieder? Ohne Zweifel ist „der Standpunkt aufzugeben, als ob in der Kunst nur solche Darstellungen zu dulden wären, die durch ihren Inhalt labend und ermutigend wirken“ (Volkelt, Aesthetische Zeitfragen S. 22). Die Poesie hat die Aufgabe, die menschliche Natur in ihrer Größe und ihrer Gebrechlichkeit zu schildern, gleichviel, ob in diesem Gemälde Farben vorkommen, die ein nicht daran gewöhntes Auge verletzen. Sie ist keine Kinderstube und kein Kaffeekränzchen und nicht dazu da, uns über die schreckensvollen Abgründe des Lebens hinwegzutäuschen. Daher wird man auch solche Kunstwerke als berechtigt anerkennen müssen, die das Menschliche nach der düstern Seite hin zur Darstellung bringen, die uns innerlich beunruhigen und aufwühlen. Auf der andern Seite ist das ästhetische Verhalten nur dann ein vollkommnes, wenn wir nicht schmerzvoll aufgeregt und mit einem Gefühl der Angst und Beklemmung entlassen werden. Denn zum ästhetischen Genießen gehört ein gewisses stachelfreies Verhalten. Wo aber, wie bei Renner ein ganzer Cyklus von Liedern, wie der „Aus Zeit und Streit“ uns seinem Inhalt nach mit Unlustgefühlen erfüllt, da kann sich dies ästhetische Betrachten nur unvollkommen entfalten, da liegt eine einseitige Darstellung des Menschlichen vor. Immerhin, Renner ist ein wirklicher, wahrer Dichter, auch da, wo er sich in den Dissonanzen des Lebens bewegt, und die Leser der Christlichen Welt seien aufgefordert zu werkthätiger Teilnahme an dem Geschick eines Menschenherzens, das um die tiefsten Lebensrätsel ringt.**) Vielleicht gelingt es ihm dann einmal, seiner Harfe harmonischere Töne zu entlocken.

E Schaumkell

Verschiedenes

(Die Gotteswelt) Versuch einer Darstellung der biblischen Schöpfungs- und Naturlehre im Grundriß von Martin Wilde, Pastor. Stuttgart, J. F. Steinkopf, 1895. 259 S. 3 Mk. — Naturwissenschaft und Bibel. Nur ein Gesetz in Natur und Schrift. Naturwissenschaftlich-theologische Studie nach Drummond von G. J. Rock. Leipzig, A. Deichert, 1892. 67 S. 1 Mk.

Sehr verständlich ist das Streben bibelgläubiger Christen, sich der Uebermacht der modernen Naturwissenschaft zu erwehren; verständlich auch, daß sie in diesem Streben wieder auf die alten Wege und Mittel der Theosophie geraten, da diese behauptet, ein unmittelbar an die biblische Offenbarung sich anschließendes Natursystem zu besitzen, und als tiefere Weisheit den forschenden Bibelverehrern sich empfiehlt. Gewiß kann man nicht eine souveräne Naturwissenschaft ungehindert walten lassen und sich vor ihr in die uneinnehmbare Zitadelle des Glaubens zurückziehen. Es scheint die beste Verteidigung, den Machtsprüchen einer als die absolute Wahrheit sich geberdenden Naturwissenschaft mit der Gegenüberstellung eines als biblisch-gläubig sich legitimirenden spekulativen Natursystems zu antworten. In diesem Sinne bieten sich Wildes Gotteswelt und neuestens Bettex' Naturstudium und Christentum (Velhagen und Klasing, 1896) als Führer an, die uns die Wege von Jakob

*) Vgl. Nr. 6 d. Z. Sp. 125.

**) Renners Gedichte sind im Selbstverlage des Dichters erschienen: Rixdorf bei Berlin, Herrfurthstraße 34. 1,50 Mark.

Böhme, Culmann, Franz v. Baader als gangbar zeigen wollen. Uns scheint der Weg viel richtiger, den Kaftan jüngst wieder empfohlen, „den Krebsschaden unsers heutigen wissenschaftlichen Betriebes aufzudecken, daß die alten auf das Absolute gerichteten Erwartungen und Folgerungen an die moderne Wissenschaft geknüpft werden, die rein empirischer Natur ist und sein muß, deshalb aber auch immer nur relative Resultate zeitigt“ (Das Christentum und die Philosopie. Ein Vortrag. Leipzig, Hinrichs, 1885. 26 S. 50 Pfge.). Man weise also jenen die letzten Geheimnisse enthüllenden und die „Weltanschauung“ machenden Naturphilosophen immer wieder nach, daß sie für ihre metaphysischen Hypothesen und Spekulationen mit Unrecht Wissenschaftlichkeit in Anspruch nehmen und die ihnen durch die Sache gesetzten Grenzen überschreiten; durch eine ebenso anspruchsvolle absolute Ergründung des Urgrundes alles Seins und Werdens nach theosophischer Manier sie widerlegen wollen, wohl gar im Namen der göttlichen Offenbarung, das heißt in Wahrheit jene auf Wissenschaft pochende Philosophie nur stärken und die Offenbarung samt Gottes Wort kompromittiren. Es hat nun einmal Gott gefallen, das neue wissenschaftlich begründete Weltbild durch Kopernikus und Galilei im Gegensatz zu den Anschauungen und Protesten der Vertreter der biblischen Offenbarung sich durchsetzen zu lassen; sollte diese Thatsache dem von der Geschichte lernenden Gläubigen, auch abgesehen von allen theoretischen Erwägungen, nicht zu dem befreienden Gedanken verhelfen können, daß der alte fromme Wunsch und Brauch, auch für die Naturwelt die tieferen Erkenntnisse der Bibel zu entnehmen, nicht in Gottes Sinn und Plane liege; daß uns die göttliche Vorsehung zu solcher Wissenserweiterung einen andern Weg gewiesen hat? — Es können ja vielleicht, wie Wilde will, z. B. die Ausdrücke von der Erschaffung des Lichtes am vierten Tage so gewendet werden, daß man sie nur auf ihr In-die-Erscheinung-treten für die Erdenwelt bezieht; aber schwerlich werden Männer der Naturwissenschaft und viele andre, darum noch nicht bibelfeindliche Christen diese Erklärung anders ansehen „können“ als den künstlichen Versuch, das ganz andersartige, auf dem Augenschein fußende Weltbild der biblischen Schriftsteller mit dem modernen wissenschaftlichen in Einklang zu bringen. Und zu solchen Künsteleien und Gewaltsamkeiten sollte uns die heilige Schrift zu wertvoll sein. Den Glauben, daß wir es in der uns umgebenden Natur mit einer Gotteswelt zu thun haben, wollen wir uns gewiß nicht durch eine „absolute“ Naturwissenschaft verkümmern lassen, möchten diesen unsern Glauben aber lieber nicht durch die von Wilde gebotnen „Beweise“ auf Grund der „Philosopherei Franz v. Baaders“ gestützt wissen.

Gerne aber nehmen wir Akt von einer Schlußbemerkung Wildes gegenüber der Fabel, daß „die meisten der großen Entdecker und Erfinder irreligiös gewesen wären“: „Sind nicht Fleiß und Wahrhaftigkeit, die allein zu unsrer und zu aller Zeit den Grund wahrer Größe der Wissenschaft, Fleiß und Reellität, die allein den Grund wahrer Größe aller menschlichen Kulturthätigkeit bildeten und bilden, religiöse Eigenschaften? Sind sie nicht im menschlichen Leben der Widerschein von dem Leben des Wirkenden und Wahrhaftigen, der der Welt Dasein und Gesetze gab? Gehören sie nicht zum Bilde Gottes im Menschen?“

Eine eigentümliche moderne Nachblüte hat die Theosophie in der Drummondschen biologischen Theologie getrieben. Rock will nach Drummonds Anleitung die Einheit des Gesetzes in Natur und heiliger Schrift erweisen. Also nicht Natur und Geisteswelt, sondern Natur und heilige Schrift werden in Parallele gebracht! Die Art dieser Konstruktionen wird durch folgende Probe genügend charakterisirt: Das Gesetz in der heiligen Schrift ist gleich der chemischen Analyse in der Natur; es „sagt uns: das Reich des Geistes besteht aus so vielen Prozent Gottesliebe und so vielen Prozent Menschenliebe, in der Art, daß beide gleich 100, also vollkommen sind.“ Der Sohn Gottes mußte nun „selbstverständlich“ unter das Gesetz gethan sein; das bedeutet nämlich, „daß er in seiner Menschwerdung die Bestandteile, die das Reich des Geistes bilden, vollkommne Gottes- und Menschenliebe, mit hinübernahm!“ Wie die Naturwissenschaft ergründet, in welcher Form und nach welchen Gesetzen sich der Uebergang vom anorganischen zum organischen Reich vollzieht, so „muß es Aufgabe der heiligen Schrift sein, uns Form und Gesetze zu verkünden, unter welchen sich der Uebergang vom organischen Reich zum Reich des Geistes vollzieht.“ G v Rohden

(Bibel und Naturwissenschaft) Unter diesem Titel veröffentlicht ein ungenannter Naturforscher eine Reihe apologetischer Studien, deren erster bei C. Bertelsmann in Gütersloh erschienener Teil (45 S. 60 Pfg.) die biblischen Krankenheilungen in das Licht der modernen Medizin zu stellen verspricht.

Als den eigentlichen Zweck des Schriftchens enthüllt die Lektüre die Bekämpfung des Züricher Ethnologen Stoll, der in einem Buche die Wunderheilungen Jesu zugleich mit allen religiösen Erscheinungen für Suggestivwirkungen erklärt hat. Und es ist sicherlich sehr erfreulich, wenn so maßlose und absurde Behauptungen, wie die, Christus sei ein wanderndes Suggestivtherapeut vom reinsten Wasser gewesen, aus dem Kreise der Naturforscher kräftigen Widerspruch erfahren. Allein der herausfordernde und gereizte Ton des Verfassers ist sehr zu bedauern, und die fehlerhafte Darstellung der Resultate der modernen Evangelienquellenforschung, auf die er seine Ausführungen baut, treibt den Wunsch hervor, er möge, statt sich weiter gegen die kritische Theologie zu erhitzen, erst mehr von ihr lernen. Im besondern ist dem Anonymus im Interesse seiner folgenden Abhandlungen dringend zu empfehlen, seine naive Ansicht aufzugeben, durch die moderne Forschung sei die historische Glaubwürdigkeit der Evangelisten in allem, was sie erzählen, so sicher erwiesen, daß man jeden Zweifel an der Ueberlieferung und jede Unterscheidung ihrer Bestandteile als eine Gewissenlosigkeit zu brandmarken das Recht habe. Hn

(**Bausteine**) zum Nachweis der Uebereinstimmung zwischen Natur- und Gotteserkenntnis von Fachtmann, Regierungsrat a. D. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 110 S. Preis 1 Mk.

Religion, Philosophie, Naturwissenschaft und Aesthetik fließen in diesem Büchlein zu einem etwas undeutlichen Bilde zusammen. Man kann zweifeln, ob mit dieser Vermischung scharfer Grenzlinien auch nur der religiösen Erkenntnis, geschweige denn der Naturwissenschaft wirklich gedient ist. Die „Wissenschaft" pflegt sich um solche Versuche nicht zu kümmern. Allein die hell hervorleuchtende ernstliche Absicht des liebenswürdigen Verfassers, Ungläubige zu gewinnen, und die bescheidne und ruhige Art seiner Darlegungen versöhnen, wenn auch schwerlich die Religion mit der Naturwissenschaft, so doch jedenfalls den widersprechenden Leser mit dem Schriftchen des Verfassers. Am reinsten erfreut vielleicht die Stelle, die vom Glauben handelt (S. 83), wo von dem Prediger gefordert wird, er solle, statt den Unglauben zu verurteilen, „sich selbst von der Persönlichkeit und dem Wesen des Heilandes, wie sie uns auf jeder Seite des Neuen Testaments in überwältigender, unser Gemüt bezwingender Kraft und Schönheit entgegentreten, durchdringen und das Selbsterlebte auf die Zuhörer weiter wirken lassen" . . . weil „nicht das Wissen vom Leben, sondern nur wirkliches Leben Leben zeugen kann."

Hn

(**Druckversehen**) In dem Artikel Moral und Volkswirtschaft Nr. 30, Sp. 705 ist nach dem zweiten Absatz, also hinter den Worten „heute nahegerückt" ein Satz ausgefallen. Er sollte vielmehr gesperrt werden, weil er die Pointe des Artikels begründet; unsre dahingehende Anweisung ist vom Setzer mißverstanden worden. Der Satz lautet: „Und umgekehrt: Menschen, die neben einander leben, sind heutzutage so weit von einander entfernt, als wohnten sie am andern Ende der Welt." Wir bitten ihn freundlichst am rechten Orte einzufügen.

D H

Quittung

Für Armenien (die mit * versehenen Gaben insbesondre für die armenischen Waisen): 200 Mk. Sammlung des Neuen sächsischen Kirchenblatts in Leipzig 3. Rate; 127 Gaben aus Colmar i. E.*; 118,25 Sammlung des Kirchlichen Anzeigers für Württemberg in Ludwigsburg 2. Rate; 116 aus den Gemeinden Braubauerschaft und Schalke in Westfalen* (5 von G, 5 von S L, 106 von den evangelischen Masuren, polnisch redenden Ostpreußen, Bergleuten und Arbeitern der beiden Gemeinden); 63,40 aus der Gemeinde Eberholzen bei Gronau; 28,28 gesammelt bei der Nachfeier eines Missionsfestes in Specht, Bezirk Stettin*; 28,10 aus der Gemeinde Schweinsberg*; 18 aus den Gemeinden Schiffelbach und Langendorf: 17 aus der Gemeinde Immenstadt*; 14 von E B, St. Paulo in Brasilien; je 10 Sammlung bei Taufen in Weinbach*; von N N, W in Hannover; G K, Chemnitz; B, Eichhorst; von der Bahnhofskonferenz in Frauenhain; Sammlung bei einer Hochzeit in Calbe a. d. Milde; 9,90 Sammlung im Kindergottesdienst in Bojanowo*; 8 von N N, Roensdal; 7 von der Schule Oberndorf bei Herborn*; 6 von H und E, Zehlendorf*; je 5 von M G, Groß-Oerner*; M W, Erfurt*; St, Tirschtiegel*; 4,83 Sammlung in den Missionsstunden in Roldisleben; 3 von Gr, Gießen.

Herzlichen Dank!

D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 31 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Heute schenkte uns Gott einen gesunden Sohn.

Griedel (Hessen), 23. Juli 1896

Pfarrer **Rückert** und Frau

Eine junge Dame (Juristentochter, Schlesien), befähigt einem bessern Haushalt in jeder Beziehung vorzustehen, sowie die Erziehung der Kinder zu leiten, sucht zum 1. Oktbr. oder früher geeignete Stellung.

Off. sub Pfarrer S. an die Expedition der Christlichen Welt.

Tochter eines höh. Beamten sucht ohne Gehaltsansprüche Stellung als Hilfe und Gesellschafterin der Hausfrau oder Erzieherin eines Kindes in feinem Hause, am liebsten Rheinland od. Westfalen. Off. sub J R 217 an die Exped. d. Bl.

Junge Mädchen finden Ausbildg. i. Haushalt, i. Sprachen, Litteratur u. Handarbeit. Zimmer für **Erholungsbedürftige.** Schöne Gegend, gesunde Lage.

Frau verw. Oberpfarrer **Naumann**, geb. Ahlfeld, und Töchter

Schwarzenberg i. Erzgeb. (K. Sachsen)

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162.**

Freunde der Christlichen Welt
in Frankfurt a. M. und den benachbarten Gebieten

treffen sich bis auf weiteres **an jedem ersten Montag im Monat nachmittags 5—7 Uhr** in Frankfurt a. M., **Rosenau**, Reuterweg 8. Auch Frauen sind willkommen. — 3. August: Der religiöse Wert des Alten Testaments für den Christen.

Einladung
an die Freunde der Christlichen Welt nach Eisenach
zum 5. und 6. Oktober

Montag, den 5., nachmittags 3 Uhr: Professor D. Kaftan über das Verhältnis des evangelischen Glaubens zur Logoslehre. Besprechung.

Dienstag, den 6., vormittags 9 Uhr: Professor D. Harnack zur gegenwärtigen Lage des Protestantismus. Besprechung.

Jeder, der in freundschaftlicher Absicht kommt, ist willkommen. Vorherige Anmeldung bei dem Herausgeber der Christlichen Welt ist erwünscht. Näheres über den Saal, in dem die Verhandlungen stattfinden, wird noch bekannt gemacht. Einladung geschieht nur durch diese Anzeige.

Verlag von Reuther & Reichard, Berlin, W. 9

Soeben erschien:

Driver, Dr. **S. R.**, Reg.-Professor an der Universität Oxford, **Einleitung in die Litteratur des Alten Testaments.**
Nach der fünften, vom Verfasser für die deutsche Bearbeitung durchgesehenen und vielfach erweiterten englischen Ausgabe übersetzt und mit ergänzenden Anmerkungen herausgegeben von Lic. Dr. W. Rothstein, a. o. Professor an der Universität Halle. gr. 8° XXIV, 620 S.
M. 10,—, in Halbfranz geb. M. 12,—

Marti, *D.* **Karl**, ord. Professor an der Universität Bern, **Kurzgefasste Grammatik der biblisch-aramäischen Sprache**, Litteratur, Paradigmen, kritisch berichtigte Texte und Glossar. XX, 224 S. M. 3,60, geb. M. 4,40

Nestle, E., **Philologica sacra.** Bemerkungen über die Urgestalt der Evangelien und Apostelgeschichte. gr. 8°. 59 S. M. 1,60

Die armen Thüringer Weber bitten um Arbeit
An die deutschen Hausfrauen!

Jede Hausfrau, die ihre Freude daran hat, einen schönen dauerhaften, jedem Haushalt zur Zierde gereichenden Leinen- und Wäschevorrat zu besitzen, wende sich an die Geschäftsstelle des

Thüringer Weber-Verein zu Gotha,

die von dem zur Unterstützung der armen Hausweber gebildeten Komitee ins Leben gerufen worden ist. Mit der Freude an einem stattlichen Linnenschatze erwirbt sich die Hausfrau zugleich das Verdienst, zur Linderung des in der Handweberei herrschenden Notstandes beigetragen zu haben.

Für die Echtheit und Dauerhaftigkeit der von dem Verein bezogenen Waren wird jede gewünschte Bürgschaft geleistet. Auch die Preise sind angesichts der Solidität der Handarbeit keineswegs hoch.

Wir offerieren:

Handtücher, grob und fein
Wischtücher in diversen Dessins
Küchentücher in diversen Dessins
Staubtücher in diversen Dessins
Taschentücher, leinene
Scheuertücher
Servietten in allen Preislagen
Tischtücher am Stück und abgepaßt
Rein Leinen zu Hemden u. s. w.
Rein Leinen zu Betttüchern und Bettwäsche
Halbleinen z. Hemden u. Bettwäsche
Bettzeug, weiß und bunt
Bettbarchent, rot und gestreift
Drell und **Flanell**, gute Ware
Halbwollenen Stoff zu Frauenkleidern
Altthüringische Tischdecken mit Sprüchen
Altthüringische Tischdecken mit der Wartburg
Gestrickte Jagdwesten
Fertige Kanten-Unterröcke von Mk. 2—3 pro Stück

Alles **mit der Hand** gewebt, wir liefern nur **gute** und **dauerhafte** Ware. Hunderte von Zeugnissen bestätigen dies.

Muster und Preis-Kurante stehen gerne **gratis** zu Diensten.

Die kaufmännische Leitung besorgt Unterzeichneter unentgeltlich. Wir bitten um gütige Aufträge; wer die bittere Not der **armen Weberbevölkerung** kennt, giebt uns solche gewiß gerne.

Der Leiter des Thüringer Weber-Vereins
Kaufmann C. F. Grübel, Gotha

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 32 — Leipzig, den 6. August — 1896

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Versuch einer einfachen und unmittelbaren Wiedergabe der Erlebnisse und Erkenntnisse eines Christen: 3. Das Leben im wahren Glück — Evangelisch-Sozial. Erste Hälfte — Geisteskranke in Syrien und Palästina: 1. Das gegenwärtige Los der Geisteskranken; 2. Die erste Irrenanstalt im Orient — Zur Würdigung der neuesten Dichtung in Deutschland: 1 — Arbeiten und nicht verzweifeln — Verschiedenes: Die Orientpolitik der Mächte; Die Priesterweihe des Prinzen Max von Sachsen — Quittung — Anzeigen

Versuch einer einfachen und unmittelbaren Wiedergabe der Erlebnisse und Erkenntnisse eines Christen

3. Das Leben im wahren Glück

Da ich in dem Leben Jesu wirklich das wahre Glück finde, so ist natürlich meine erste und einzige Sorge, in Jesu Leben zu bleiben. Alles Andre, auch das Wichtigste und Schönste im irdischen Leben, tritt dahinter zurück; denn was kenne ich Besseres, und was verlange ich Höheres als wahres Glück? Wie bleibe ich nun in dem Leben Jesu?

Ich trachte zunächst darnach, mir Jesu Leben im Geiste lebendig und gegenwärtig zu halten. Dieser Absicht kommen mancherlei Gewohnheiten der evangelischen Christenheit entgegen. Die ältesten Zeugnisse über das Leben Jesu, die neutestamentlichen Schriften sind als Wort Gottes zusammen mit den alttestamentlichen Schriften weitverbreitet und viel gelesen. Ferner sind von jeher Taufe und Abendmahl als heilige Handlungen im Brauch. Auch ist ein Amt vorhanden, das Taufe und Abendmahl und Wort Gottes allen zum Dienst verwaltet. Endlich wird häufig Gelegenheit zu christlicher Gemeinschaft geboten.

Gerne und mit Fleiß, weil innerlich genötigt, benütze ich alle diese Einrichtungen. Durch Lesen und Hören von Gottes Wort,*) durch Benützung jedes schicklichen Anlasses zu christlicher Gemeinschaft halte ich mir das Leben Jesu in Gedanken gegenwärtig, desgleichen durch die Taufe als sinnenfälliges Wahrzeichen (Symbol) des neuen Lebens in Jesu und durch das Essen des Brotes und das Trinken des Kelches beim Abendmahl als sinnenfällige Wertzeichen der heilsamen Lebenshingabe Jesu.

Weiter suche ich, um bei Jesu Leben zu bleiben, mein Leben dem seinigen nachzubilden.

Zu dem Zweck bemühe ich mich allererst, mir Jesu Vertrauen auf einen allmächtigen Gott, der die Menschen väterlich liebt, anzueignen, und die Gesinnung des natürlichen Menschen, die Furcht vor Gott, den Schrecken vor dem Tode, das hochmütige Selbstvertrauen u. s. w. abzulegen.

Ich schicke mich demgemäß demütig, sanftmütig und geduldig in alles, was mir begegnet, in alle Verhältnisse und in alle Ereignisse, in Armut, Niedrigkeit, Arbeit, Stillstand, in Krankheit und Tod. Ich sorge nicht und bekümmre mich nicht. Ich verzweifle nicht, wenn ich gefehlt habe, und halte mich beständig an Gottes Gnade. Andrerseits bin ich bescheiden und sanftmütig auch im Glück und bei Freude, bei Ehre, Lob und gutem Erfolg. Ich lasse deren keines mir Ursache zu Hochmut oder Zorn, zu Klage oder Ungeduld sein; weil ich alles, was mir gelingt oder zustößt, als mir zum Besten dienende, liebevolle Gabe oder Schickung des himmlischen Vaters anerkenne, auch nicht zweifle, daß er im Notfalle selbst außerordentliche Hilfe leistet, — um es deutlich zu sagen — auch Wunder thut für mich.*) Zugleich führt mich das Vertrauen auf Jesu Vorbild zum Gebet; denn so oft ich mein gläubiges Vertrauen auf Gott den Vater in bestimmte Gedanken und Worte fasse, so wird es zum Gebet. Mein Beten ist je nachdem entweder Dank für Gottes väterliche Liebe oder Bitte und Flehn um Beweise seiner väterlichen Liebe. Hierbei vergesse ich nie, daß Jesus seinen Vater gebeten hat nicht ohne zuzufügen: „nicht wie ich will, sondern wie du willst.“ **)

Zweitens trachte ich, um Jesu Leben in meinem Leben nachzubilden, den Nächsten zu lieben, wie er ihn geliebt hat.***) Ich mache mir deshalb uneigennützige Liebe, die einem jeden soviel giebt wie sich selbst, zum obersten Gesetz für mein ganzes Leben. Ueber die Art der Ausführung dieses Gesetzes im einzelnen hat Jesus keine genauere Anweisung gegeben und auch nicht geben können; denn uneigennützige Liebe ist eben bald dies, bald jenes, je nach den Umständen. Der eigne Verstand muß also Auskunft geben. Einige Anleitung giebt immerhin Jesu eignes Lieben.

So zeigt es mir jedenfalls, daß ich Jesu Gesetz nicht vollkommen erfüllen würde, wenn ich nach der Weise mancher seiner Anhänger die lieblose Welt flöhe und ein weltfernes, zurückgezognes Dasein frommer Beschaulichkeit führte. Das entsagungs- und leidensreiche Leben des Herrn und besonders seine Aussprüche über Selbstverleugnung scheinen zwar solche Weltflucht zu empfehlen. Aber wenn man etwas genauer nachsieht, so nimmt man sofort wahr, daß Jesus nicht Weltflucht,

*) Da und dort fragt man, wie die von der Kritik des Verstandes zersetzten biblischen Schriften, voran das Neue Testament noch als Gotteswort oder auch nur noch als Zeugnis von Jesu angesehen werden können. Darauf antworte ich: Das eigentliche Wort Gottes, nämlich das Zeugnis vom Leben Jesu als der Offenbarung Gottes und des wahren Glücks, erhärtet mir die eigne Erfahrung als unzweifelhafte Wahrheit. Für die äußern, geschichtlichen Einzelheiten dieses Lebens halte ich mich an die Ergebnisse der besonnenen, wissenschaftlichen Forschung. Ich kann das thun unbeschadet der Sicherheit meines Glaubens; sind doch nicht die geschichtlichen Einzelheiten als solche die eigentliche Offenbarung, sondern das in ihnen erkennbare und sich kundgebende innerliche Leben Jesu. Und dieses erscheint als die Verwirklichung eines Gedankens, der so einfach ist, daß ihn auch die größte Unsicherheit der Ueberlieferung nicht ungewiß machen könnte. Dieser Gedanke lautet: Gott ist die allmächtige, reine Liebe; oder etwas weitläufiger ausgedrückt: Das wahre Glück ist ein Leben im Glauben an Gott als die allmächtige, reine Liebe und im Ueben reiner Liebe.

*) Christlicher Wunderglaube ist, soviel ich verstehe, weder Aberglaube noch Leichtgläubigkeit, noch weniger eigensinnige Verachtung der modernen Wissenschaft, sondern ein unbedingtes, grenzenloses Vertrauen auf Gottes Liebe. Vielleicht darf man sagen: es ist dieser Glaube einfach die unerschütterliche Ueberzeugung, daß es kein höheres und allgemeineres Gesetz in unsrer Welt giebt, als das Gesetz der reinen Liebe.

**) Vergl. zu dem Abschnitt: Matth. 11, 29; 5, 5. Mark. 8, 34. Jak. 5, 11. I. Petr. 2, 23. Matth. 6, 25. Mark. 4, 39, 40. Luk. 6, 12. Luk. 11, 1 ff. Matth. 11, 25; 26, 39; 7, 7.

***) Vergl. Joh. 15, 12, 13; 13, 34, 35. Eph. 5, 2. Matth. 22, 34 bis 40; 7, 12.

sondern Weltbeherrschung von den Seinen verlangt hat, wie er auch selbst die Welt nicht geflohen, sondern überwunden hat. Er hat ja nicht gefordert: reiß deine Augen aus und verstümmle dich selbst, sondern: „ärgert dich aber dein rechtes Auge, so reiß es aus und wirf es von dir!“ Er hat auch nicht gesagt: esset und trinket nicht, sondern: „darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken?“ Ebensowenig hat er gepredigt: verlaßt Vater und Mutter, sondern: „wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht wert.“ Desgleichen hat er von seinen Jüngern nicht die Ehelosigkeit, sondern die eheliche Treue verlangt.

Als ungenügende Erfüllung des Gesetzes der Nächstenliebe kennzeichnet mir ferner Jesu Beispiel, wenn man, wie heutzutage viele es haben wollen, seinem Mitmenschen äußerlich zwar die gleichen Rechte einräumt wie sich selbst, ihn aber nicht von Herzen liebt. Hätte Jesus damit sein Gesetz erfüllt gesehen, so würde er sein Leben nicht für die Brüder gelassen haben. Das wäre dann zuviel gewesen.

Ich meine vielmehr, um das Gesetz Jesu vollkommen zu erfüllen, gilt es vor allen Dingen, die Gaben Gottes, die in der menschlichen Natur, mit Leib und Geist gegeben sind, recht auszunutzen. Thue ich das nicht, so vernachlässige ich die Mittel zur Erfüllung meiner Aufgabe, damit aber auch diese selbst. — Ich pflege daher meine leiblichen und geistigen Anlagen und Gaben, so gut es mir möglich ist. Dabei erinnre ich mich jedoch stets, daß ich sie pflege nicht um ihrer selbst willen, sondern um den Nächsten aus allen Kräften lieben zu können. Sonst werden Leib und Seele zu Abgöttern, denen alles zum Opfer fällt, anstatt daß sie ein Opfer für Gott werden; und die Pflege von Leib und Geist artet dann aus zu selbstsüchtiger Sinnenlust oder zu selbstgefälligem Geisteskultus. Behalte ich dagegen die Nächstenliebe als Zweck im Auge, so werde ich von selbst zu Mäßigkeit, Selbstbeherrschung, Keuschheit geführt, überhaupt zu allen Tugenden, die sich mit dem richtigen Gebrauch und der richtigen Ausbildung der geistigen und leiblichen Gaben einstellen. Es nötigt mich die Nächstenliebe z. B. zu Gewissenhaftigkeit, Besonnenheit, Beharrlichkeit, Genügsamkeit u. s. w.

Rechtfertigt nun aber Jesu Vorbild wirklich eine derartige erste Auslegung seines Gesetzes? Jedenfalls wird niemand beweisen können, daß Jesus seine leiblichen und geistigen Anlagen vernachlässigt habe. Alles spricht vielmehr für das Gegenteil. Man empfängt aus den Berichten über Jesus den Eindruck, daß er ein vollkommen entwickelter Mensch war. Die von ihm überlieferten Worte und Thaten zeugen von einem klaren, hohen Geist und von einem Leibe, fähig, einen solchen Geist zu beherbergen. Wie hätte er auch sonst solche Gnade bei Gott und vor allem bei den Menschen finden können! Uebrigens lesen wir ja, daß viele seines Volkes sich wunderten über die Macht und den Adel seiner Person, daß er die Zuhörer oft durch seine Redegewalt hinriß, durch seine Weisheit sogar den Gegnern Achtung abrang, endlich daß seine Jünger mit der innigsten Liebe und Verehrung an ihm, als ihrem sündlosen, göttlichen Meister hingen.

Weiter sodann, denke ich, gehört zur Erfüllung des Gesetzes Jesu, daß ich mich wie mir selbst so auch meinen Mitmenschen gegenüber ausschließlich von der Nächstenliebe leiten lasse. Manchem scheint dies freilich eine phantastische, wo nicht unmögliche Sache. Aber es heißt nicht umsonst: deinen Nächsten sollst du lieben. Es handelt sich eben nicht um eine unpraktische allgemeine Menschenliebe, sondern, soviel ich verstehe, darum, daß man jede Gelegenheit, die einem der geordnete Verlauf des natürlichen Menschenlebens bietet, zur Ausübung der reinen Liebe benützt. Darauf deutet jedenfalls auch das Gleichnis Jesu vom barmherzigen Samariter, das eine Antwort ist auf die Frage, an wem wir als dem Nächsten Liebe zu üben haben.

Jesus selbst hat nun zwar aus der Nächstenliebe eine Art besondern Beruf gemacht, aber nicht aus der Nächstenliebe allein, sondern aus dem ganzen Christentum; weil er als Christus der Welt das Christentum zu bringen hatte. Aehnliches haben seine

Jünger gethan, da er sie zu einer ähnlichen Aufgabe bestellt hatte. Und so ist noch heute für den, der die Ausbreitung des Christentums als besondern Beruf betreibt, die Nächstenliebe eine Art Beruf, also z. B. für Missionare, Pfarrer u. s. w. Aber allen soll sie es gewiß nicht werden. Dies wäre zugleich unnötig und unmöglich. Die Menschheit braucht zu ihrem Bestehen notwendig auch andre Berufe. Ueberdies weist in andrer Hinsicht doch auch das Beispiel Jesu und seiner Jünger wieder darauf, daß man einfach die Gelegenheiten, die der geordnete Verlauf des gegebnen, natürlichen Menschenlebens bietet, zum Ausüben der Nächstenliebe zu benutzen hat.

Wir wissen, daß Jesus sich nur ausnahmsweise bei der Ausübung der Nächstenliebe wie seines Berufes überhaupt um Heiden bemüht hat. Ebenso, daß er seine Apostel zunächst nur zu seinem und ihrem Volk gesandt hat. Dies war eben das natürlich Gegebne. Ueberhaupt aber wollte Jesus sein Gebot in den natürlichen Verhältnissen erfüllt sehen. Er ist nie als Neurer und Umstürzler nach dieser Richtung hin aufgetreten. Er hat weder an der Ehe noch an der Familie gerüttelt, sondern hat Gatten und Kindern treue Liebe befohlen. Er hat sich nicht gegen die Obrigkeit aufgelehnt, wie es sein Volk so gerne gehabt hätte; vielmehr hat er verlangt, daß man Gott gebe, was Gott gehöre, indem man zugleich dem Kaiser lasse, was dem Kaiser gehöre. Nicht einmal den alten nationalen Gottesdienst hat er angegriffen, sondern nur gefordert, daß man auch da die Liebe zum Nächsten voranstelle. Offenbar hat also Jesus die gegebnen Verhältnisse des natürlichen Menschenlebens als das Feld für die Nächstenliebe wie auch für das Christentum überhaupt betrachtet. Seine Apostel wenigstens haben ihn nicht anders verstanden; auch sie haben gepredigt: „Jeder bleibe bei Gott, Brüder, in dem Stande, in dem er berufen ist.“ — Daher trachte auch ich, die Nächstenliebe zu üben, nicht in planloser Allgemeinheit oder in einem neuen, besondern Stande, sondern im gegebnen Verlauf des natürlichen Menschenlebens.

Die hauptsächlichsten und häufigsten Gelegenheiten, die das natürliche Menschenleben für die Nächstenliebe bietet, sind Familie, Ehe, Beruf und Volksgemeinschaft. Ich suche demgemäß reine Liebe vor allen Dingen an den eignen Angehörigen zu üben, an den Eltern, Geschwistern, Verwandten. Ihnen vornehmlich strebe ich zu thun, was ich mir im gleichen Falle selbst gethan wünsche. Alsdann sucht in der Ehe eins das andre zu achten und zu halten wie sich selbst. Ebenso gehe ich in der bürgerlichen Stellung, im Berufe auf den gemeinen Nutzen aus, trachte einem jeden zu gönnen, was ich mir selbst gönne. Und auch die Volksgemeinschaft mißbrauche ich nicht, um selbstsüchtigen Zwecken nachzugehn, sondern allen zu dienen. Solches Verhalten vervollkommt die gewöhnlichen Formen menschlicher Gemeinschaft aufs schönste. Es erzieht zu allen Tugenden, die sie zieren, zu Elternliebe, ehelicher Treue, Berufstüchtigkeit, Gemeinnützigkeit u. s. w. Die Liebe zum Nächsten erlaubt eben in keinem Stand irgendwelche Untugend, sondern sie treibt überall zu allem, was Tugend und Lob heißt.

Die genannten Gelegenheiten zur Nächstenliebe sind die wichtigsten, und es dürften darum die daran sich knüpfenden Tugenden und Pflichten den Hauptteil der christlichen Lebensaufgabe ausmachen. Immerhin bietet das Zusammenleben der Menschen noch mancherlei andern Anlaß, um Liebe zu üben, und läßt neben jenen feststehenden Gelegenheiten zu regelmäßiger Liebesthätigkeit noch viel Raum und Zeit für freie Liebesthätigkeit. Dieser, denke ich, hat man sich zu widmen, soviel man kann, damit meine ich, soviel als es die regelmäßige Liebesthätigkeit, zu der das natürliche Leben zunächst auffordert, gestattet. Erst komme ich darum der regelmäßigen Liebespflicht nach, alsdann der freien. So handelte ja doch auch Jesus selbst. Erst hat er seine Pflicht an Israel erfüllt und darnach, wie es sich thun ließ, auch an den Heiden. Dagegen würde ich Jesu Vorbild verlassen, wenn ich die freie Liebesthätigkeit der regelmäßigen überordnete. Es gilt sich genau an den Wortlaut seines Gesetzes zu halten: du sollst deinen Nächsten lieben.

Im übrigen kenne ich keine Zeit und keinen Augenblick des Lebens, für den das Gesetz der Nächstenliebe nicht in Kraft

bliebe. Auch bei dem, was man etwa als erlaubt oder sittlich gleichgiltig zu betrachten pflegt, z. B. bei Erholung, Spiel u. s. w., halte ich mich für verpflichtet, jenes Gesetz zu beobachten. Ich gestatte mir nichts, was die christliche Liebe ausschlösse, und nichts, wovon ich nicht denken kann, daß es sie fördert. Das ganze Leben suche ich der reinen Liebe zu weihen, weil ich in ihr allein wahres Glück finde.

Indem ich nun in der doppelten Art, wie ich sie angegeben habe, bei Jesu Leben bleibe, oder — daß ich es einmal mit den gewöhnlichen Worten sage — fortgesetzt dem Christentum anhange, erfahre ich wahres Glück. Das soll nicht heißen, daß ich jetzt allezeit glücklich sei. Dies bin ich nicht. Ich habe noch Traurigkeit, Kummer, Sorgen, Unfrieden genug. Aber sie rühren nicht her vom christlichen Leben, dies kennt dergleichen nicht, sondern vom sündigen Leben in Unglauben und Selbstsucht. Und allmählich werden doch auch diese Zeiten des Unglücks seltner und kürzer, je mehr eben das Leben Jesu in mir Raum gewinnt. Deshalb zweifle ich auch nicht, daß es mich einst ohne Unterbrechung glücklich machen wird. Bedarf es doch nur der völligen Befreiung vom irdischen Wesen und der Loslösung vom Boden der rücksichtslosen Selbstsucht, damit die ewige Seligkeit, das wahre Glück in seiner alles Denken und Hoffen übersteigenden Vollendung anbreche für mich. Darum glaube ich in Wahrheit sagen zu können: indem ich bei Jesu Leben bleibe, fortgesetzt als Christ lebe, werde ich wahrhaft glücklich.

Mit dem wahren Glück reift bei solchem Leben natürlicherweise auch die Erkenntnis dessen und der Glaube an das aus, was das wahre Glück schafft. Zunächst erkenne ich immer besser Gott, den himmlischen Vater, und lerne immer zuversichtlicher glauben an ihn, überzeuge mich stets mehr von dem Dasein und Wirken einer allmächtigen, göttlichen Liebe und ergründe stets tiefer den Reichtum dieser göttlichen Allmacht und Liebe. Nicht daß ich freilich Gott jemals ganz erkennte, wie er ist. Ich erkenne als Christ, was er ist für mich und meine Welt, nicht, was er ist für sich. Hierüber giebt mir meine christliche Erfahrung keine Auskunft. Dieses sind aber auch Dinge, die irdische Menschen nichts angehen, und die irdische Menschen nie ergründen werden.

Zweitens vollendet das fortgesetzte Christentum meine Erkenntnis Jesu und meinen Glauben an ihn. Indem ich bei Jesu Leben beharre, erfasse ich immer voller den Umfang und Inhalt jenes Ausspruches: „Alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater —; und niemand kennt den Vater, denn nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren.“ Auch lerne ich immer rückhaltsloser all dem Hohen und Herrlichen beistimmen, was die wahren Christen aller Zeiten über Jesu Person und Leben bekannt haben. Nicht zwar daß ich mir selbst alles das aneignen und selbst alles das nachsprechen möchte, alle die Namen, die sie Jesus gegeben haben, und alle die Gedanken, die sie über ihn gedacht. Jede Zeit hat ihre besondre Sprache und Denkweise. Infolgedessen muß ich über das, was ich von Jesus erfahre, vielfach anders reden und denken, als Frühere gethan haben; in der Sache jedoch stimme ich ihnen durchaus bei. Auch ich erkenne und glaube auf Grund meines Christenlebens, daß Jesus ist mein Herr und mein Gott. Allerdings muß ich wieder zufügen: das ist er für mich; was er für sich ist, weiß ich nicht, das bleibt mir verborgen, gemäß dem andern Teil jenes eben angeführten Ausspruches: „Und niemand kennt den Sohn, denn nur der Vater.“

Endlich vervollkommnet das fortgesetzte Christentum die Erkenntnis dieses Lebens selbst und den Glauben daran. Von Anfang an merkt man ja, daß das Vertrauen von Jesu Vertrauen und Lieben von Jesu Liebe nichts andres ist als die Herrschaft von Gottes Gedanken und Willen im eignen Leben. Diese Wahrnehmung erstarkt nun mit dem Fortschritt des Christenlebens. Ich glaube und erkenne es jetzt immer völliger, daß beim christlichen Vertrauen und Lieben Gott geistig wirksam ist in meinem Geist, und Gottes Gedanken und Wille mich zum wahren Glück führen. Mit andern Worten: ich erkenne und glaube jetzt immer gewisser, daß der heilige Geist mich

selig macht. Natürlich ist auch in diesem Stück meine Erkenntnis, obgleich fester Glaube, doch nur unvollkommen, ein Sehen bloß in dunkeln Umrissen wie im Grunde ja alles menschliche Erkennen. Jedenfalls darf ich und muß ich aber schließlich auf Grund meiner christlichen Lebenserfahrung das alte Glaubensbekenntnis erneuern, daß ich das wahre Glück finde als Christ, das ist, in der vertrauensvollen Unterwerfung unter den dreieinigen Gott, Vater, Sohn und heiligen Geist. K G Goetz

---

Evangelisch-Sozial

Die evangelisch-soziale Bewegung. Von Paul Göhre. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1896. 200 S. 2 Mk.

Evangelisch-sozial. Von Adolph Harnack und Hans Delbrück. Berlin, Hermann Walther, 1896. 127 S. 2 Mk.

Freiherr von Stumm-Halberg und die evangelischen Geistlichen im Saargebiet. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte, herausgegeben im Auftrage der Saarbrücker evangelischen Pfarrkonferenz. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1896. 92 S. 60 Pfge.

Personalgemeinde oder Lokalgemeinde. Von Nikolai von Ruckteschell, Pastor in Hamburg-Eilbeck. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für die evangelisch-lutherische Kirche in Hamburg, Bd. I. Hamburg, Druck von Lütcke und Wulff. 40 S.

Erste Hälfte

1

Wer irgend gewohnt ist, Bücher von hinten zu lesen, wird das gewiß auch bei dem Göhreschen Buche thun, denn sein letztes Kapitel führt die verlockende Ueberschrift: Die Zukunft. So habens wohl auch die meisten unsrer Freunde gemacht, die auf dem Wege zum Stuttgarter Kongreß das Buch noch eben in die Hand bekamen. Aber man wird so seinem Inhalt und Verfasser nicht gerecht; denn weder ist das letzte Kapitel das beste, noch kann man es ohne den ganzen Unterbau richtig beurteilen.

Die Bewegungen sind heutzutage kaum in Gang gekommen, so schreibt man schon ihre Geschichte. Nun Göhre will damit wenigstens nicht der evangelisch-sozialen Bewegung als solcher den Totenschein ausstellen, er möchte nur einen Abschnitt ihrer Entwicklung schneller zum Abschluß bringen und wo möglich den in ihr wirkenden Kräften eine neue Wendung geben. Was ihm als augenblicklich wichtigste Forderung an die Bewegung vor der Seele steht, erkennt er als das notwendige Ergebnis ihrer Vergangenheit und stellt es so dar. Aber ganz abgesehen davon, ob seine praktische Nutzanwendung richtig ist, hat die Führung durch das Vergangne ihren Wert. Ich weiß ja nicht, ob persönliches Interesse mir vielleicht das Buch interessanter gemacht hat, als es Andern sein kann. Ich meine nicht die persönliche Freundschaft mit dem Verfasser: davon kann man schon abstrahiren, und ich werde gerade darum nur strenger sein in meinen Anforderungen. Nein, das Buch stellt so viel Miterlebtes dar: von Todt, Stöcker, dem Zentralverein für Sozialreform und dem „Staatssozialisten“ datirt das sozialpolitische Mitleben meiner Theologengeneration. In meinem vierten Semester fiel mir ein Schriftchen von Todt in die Hände, das Göhre nicht erwähnt hat und auch nicht zu kennen scheint, das aber damals großen Eindruck auf mich machte: Der innere Zusammenhang und die notwendige Verbindung zwischen dem Studium der Theologie und dem Studium der Sozialwissenschaften. (Eberswalde, Rust, 1877.) Ich habe es soeben mit Vergnügen wieder gelesen. Vielleicht geschah es unter diesem Einfluß, daß ich auch bei Roscher hörte, ohne daß dieses Kolleg mich warm gemacht oder irgend der Theologie entzogen hätte. Der Staatssozialist wurde damals in sächsischen Pastorenkreisen viel gelesen. 1881 kam ich als Kandidat nach Berlin. Ich habe Stöcker oft reden hören, auch die andern Vorkämpfer der „Berliner Bewegung.“ Ohne daß ich eigentlich in den Bann dieser Versammlungen geriet, machte doch die kraftvolle öffentliche Betonung des Christentums, seines Rechts und seiner Aufgabe großen Eindruck auf mich. In Leipzig hatte ich es noch erlebt, daß in das nach dem Nobilingschen Attentat von der dortigen Studentenschaft gebildete Komitee nur mit Mühe und unter dem Widerspruch jüdischer Studenten auch

Vertreter der sehr starken theologischen Fakultät hineingewählt wurden. Darin, daß auf unsern Universitäten inzwischen Studenten der Theologie vielfach als Sprecher und Führer aufgetreten sind, erkennt man in nuce einen Umschwung, der sich seit dem damals ablaufenden Zeitraum vollzogen hat. Es imponirte mir nicht wenig, als ich gleich im Beginn meines Berliner Aufenthalts im Tivoligarten eine mächtige Volksversammlung erlebte, in der — ich weiß nicht mehr, ob von Paul Förster oder Liebermann von Sonnenberg — eine große Rede gehalten wurde über das Thema „Junker und Pfaffen," die unter tosendem Beifall mit den Worten schloß: „Gott gebe uns noch viele Junker wie den Freiherrn von Fechenbach, und noch viele Pfaffen wie den Hofprediger Stöcker!"

Wie versunken und vergessen liegt dies jüngst Vergangne hinter uns. Man ist Göhre dankbar, daß er mit großem Geschick es wieder in unsrer Seele lebendig macht. Er bringt zum Geschichtsschreiber vorzügliche Gaben mit: plastische Schilderung von Personen und Begebenheiten, und dabei großen Scharfsinn, die Elemente geistiger Entwicklungen zu zergliedern, zu scheiden, nachzuweisen. Etliche Irrtümer hätte er leicht vermieden, wenn er den Abschluß des Buches nicht um des Stuttgarter Kongresses willen so sehr beeilt hätte. Z. B. daß die Niederlassung am Johannistisch in Berlin nicht der Christlich-sozialen Partei gehört, sondern der Berliner Stadtmission, ist keine ganz unwesentliche Irrung (S. 89), und die Walderseeversammlung ist ein viel zu wichtiges Ereignis, als daß darüber nicht mit der größten Genauigkeit und Vorsicht berichtet werden müßte (S. 91): ich bin vorläufig überzeugt, daß an ihrem Verlauf Prinz Wilhelm mehr Anteil hatte als Stöcker, und daß ihre „Geschichte," wie sie in der Publizistik lebt, durch die Hand der Gegner gemacht worden ist, vornehmlich durch den meines Erachtens nicht loyalen „Stöckerei und Muckerei"-Artikel des Freiherrn von Zedlitz-Neukirch in der Post. — Verübeln muß ich dem Verfasser, daß er (S. 140) Professor Harnack als „liberal" rubrizirt: gerade unter der Mannichfaltigkeit von Bezeichnungen, die Göhre dort häuft, um das Aktionskomitee des Kongresses zu charakterisiren, wirkt dieses Wort irreführend, und es trifft überhaupt nicht, weder kirchlich noch politisch. Dürftig ist auch das Kapitel über Wichern, und daß der Arbeit der Innern Mission in der Gesamtanlage des Buches nicht ein eignes Kapitel gewidmet ist, rächt sich zum Schluß ganz empfindlich, indem Göhre dem Evangelisch-sozialen Kongreß für die Zukunft eine Rolle anweist, die von den Kongressen für Innere Mission schon heute ganz gut ausgefüllt wird. Auch das Kapitel über Viktor Aimé Huber scheint nicht aus der Fülle der Quellen, die uns durch die neue Gesamtausgabe so dankenswert zugänglich gemacht worden ist, herausgearbeitet.*) Aber genug der Ausstellungen. Sie sollen mir nur das Sprungbrett für um so bereitwilligere Anerkennung sein. Auch die kurzen Worte über Wichern und Huber möchte ich in Göhres Buche gar nicht missen. Dann aber beginnt mit der Darstellung Todts (S. 10—40) der wertvollste Teil des Buches (S. 10—172).

2

Todt war ein Theologe der alten Schule. Er nahm seine Bibel und holte aus ihr regellos Spruch um Spruch hervor, die rechte Lehre damit zu prüfen und zu erweisen. Nur daß die Lehre, die er so erprobte, nicht die Kirchenlehre, sondern die der Sozialdemokratie war. „Ihre Grundprinzipien bestehen nicht nur vor der Kritik des Neuen Testaments, sondern enthalten geradezu evangelische göttliche Wahrheiten." Todt hat, nicht anders wie der Dogmatiker der alten Schule seine Dogmatik, das System des Sozialismus aus der heiligen Schrift Neuen Testaments als Wahrheit erwiesen, indem er nur den damit verbundnen Atheismus ablehnte, und seine praktische Durchführung dem christlichen monarchischen Staate zuwies. Was man noch heute den Evangelisch-Sozialen mit Unrecht nachsagt, daß sie Aussprüche der Bibel unmittelbar als

*) Unser Freund, Herr Professor Max Weber in Freiburg, hat der Christlichen Welt schon lange einen Artikel über Huber freundlichst versprochen. Ich entschuldige mit dieser Bemerkung unser Blatt, wenn es jener Ausgabe seiner Werke bis dahin keine Beachtung geschenkt hat.

Gesetze für das heutige Wirtschaftsleben aufrichten, hat er gethan. Vor diesem methodischen Fehler hätte ihn eben nur eine bessere Methode bewahren können: die der historisch-kritischen Theologie. Es zeigt sich an diesem Punkte, wie wichtig für die Gesundheit der evangelisch-sozialen Bewegung ihre Verbindung mit der modernen theologischen Wissenschaft ist. Aber mit Recht verweilt Göhre viel mehr bei dem positiven Verdienst Todts, daß er mit rücksichtsloser Energie auf das Neue Testament als die einzige Quelle evangelisch-sozialer Gesinnung hingewiesen hat. Denn die ist und bleibt es. Es ist sein andres hoch anzurechnendes Verdienst, daß er uns Christen zu einer bessern Kenntnis und Würdigung der Sozialdemokratie verholfen hat. Man denke nur an das Schustersche Büchlein, aus dem gewiß viele mit mir ihren ersten Unterricht über die Sozialdemokratie empfangen haben — das ist wie Tag und Nacht. Drittens hat Todt der evangelisch-sozialen Gesinnung zuerst die Richtung auf das Politische gegeben. Dabei hat er zugleich verschuldet, daß diese Tendenz in die Bahnen der konservativen Partei einmündete, und hat so die junge Bewegung mit jenem innern Widerspruch behaftet, von dem sie endgiltig zu befreien der Hauptzweck des Göhreschen Buches ist.

Seite 41 bis 107 handelt Göhre über Adolf Stöcker und seine Christlich-Sozialen. Neben dem Dogmatiker Todt war Stöcker der Praktiker. Göhre zeichnet sein Bild mit Liebe und Gerechtigkeit. Dem Politiker Stöcker, der heute noch vor allen Dingen Anhang und Nachfolge begehrt, wird das nicht genügen. Für den, der unparteiisch urteilen möchte, und für den Geschichtsschreiber der Zukunft wird unsers Erachtens Göhre die Grundzüge seiner Entwicklung und seines Wirkens*) richtig festgelegt haben. Wie wir durch keine unsrer Zeilen die Lektüre des Göhreschen Buches überflüssig machen möchten, so können wir alle unsre Leser nur dringend auffordern, insbesondre dieses Kapitels Studium sich nicht zu versagen. Göhre unterscheidet in Stöckers öffentlichem Auftreten drei Perioden. Die erste, kurze und doch sehr wichtige, von Göhre mit besondrer Vorliebe behandelte, das Jahr 1878 umfassend, zeigt uns Stöcker, von Adolf Wagner unterstützt, als Schöpfer einer neuen Arbeiterpartei auf christlicher Grundlage. Den Irrtum Todts, die Schrift einfach als sozialen Kodex zu behandeln, hat er dabei vermieden, das wird ihm mit Recht zur besondern Ehre gerechnet. Die zweite Periode von 1878 bis 1884 beginnt mit dem Erlaß des Sozialistengesetzes, das auch die junge christliche Arbeiterpartei erdrückte; aus Handwerkern, kleinen Kaufleuten, Beamten u. s. w. schuf Stöcker nun die „christlich-soziale Partei" und brachte in der Reichshauptstadt die sogenannte „Berliner Bewegung" zu stande. Dies geschieht unter dem Zeichen des Antisemitismus. Aber je länger je mehr gewinnt sein Werk einfach politisch-konservativen Charakter. Und christlich-konservative Politik ist es denn, die Stöcker in seiner dritten Periode ausfüllt: 1884 bis 1896. Man kann aber, wie wir mit Göhre überzeugt sind, nicht beides sein, christlich-sozial und politisch-konservativ.

Welche Signatur wird die vierte Periode tragen? Es scheint so, als hätte Göhre aus Stöckers Trennung von der konservativen Parteileitung im Februar und seiner Verselbständigung der „christlich-sozialen Partei" einige Hoffnung geschöpft, Stöcker werde nun wieder sein soziales Wollen zur einzigen Triebfeder seines politischen Handelns machen.**) Inzwischen ist Stöcker aus dem Evangelisch-sozialen Kongreß ausgetreten. Dafür hat er mit Pfarrer Weber von München-Gladbach und Professor von Nathusius in Greifswald eine „kirchlich-soziale Kundgebung" erlassen. Welche klaren Absichten, welches Maß von Geist und Kräften dahinter steht, muß sich zeigen. Man könnte diese Aktion dahin deuten, daß Stöcker sich damit vom politischen auf das kirchliche Gebiet zurückziehen will. Aber

*) Wir meinen: seines sozialpolitischen. Stöcker als Kirchenpolitiker behandelt ja Göhre nicht.

**) Selbst in einem lesenswerten Artikel der Sozialen Praxis vom 25. Juni d. J. rechnet er noch mit der Möglichkeit, daß Stöcker, frei geworden von der Gebundenheit an die konservative Partei, neue Kraft und Entschlossenheit zur Sozialpolitik entwickeln werde.

erstens ist das überhaupt unwahrscheinlich, und zweitens bleibt er an der Spitze seiner „christlich-sozialen Partei." So hat er wieder zwei Eisen im Feuer. Kurz, die Geschichte seiner vierten Periode muß Stöcker erst selbst noch schreiben.

3

Das Kapitel der Evangelischen Arbeitervereine übergehen wir, weil dazu nichts Neues zu sagen ist und wir in diesen Blättern öfters davon gehandelt haben. Es folgt: der Evangelisch-soziale Kongreß (S. 135—162). In ihm war eine Zusammenfassung aller evangelisch-sozialen Männer und Strömungen beabsichtigt. Neben der von Stöcker vertretnen konservativ-christlichsozialen Richtung trat insbesondre die für immer an Sulzes Namen geknüpfte Richtung der Gemeindereformer auf den Plan. Göhre hätte recht gut dieser Bewegung eins seiner vorbereitenden Kapitel widmen können, sie ist im Rahmen des gesamten Geschichtsbildes so wichtig wie Wichern und die Innere Mission, Huber und seine Genossenschaft. Weil in der weitern Entwicklung des Kongresses insbesondre durch Naumann, Max Weber und Göhre selbst, dann durch den Streit der „Alten" und „Jungen" unter den Christlich-Sozialen das Interesse von dem Ziel der sozialen Kirchgemeinde abgelenkt worden ist, geht Göhre ziemlich rasch darüber hinweg. Er kann auch sagen, daß die Pflicht, auf dieser Bahn vorwärts zu gehen, bis in die Kirchenbehörden hinein eine fast allgemeine Anerkennung gefunden hat, und daß also hier nicht mehr aufzuklären und anzuspornen nötig ist. Aber mag das Ideal sich im kirchlichen Verfassungsleben siegreich durchgekämpft haben, so habe ich den Eindruck, daß unter den Schwierigkeiten seiner Durchführung, die ebenso örtlicher wie gemeiner Natur sind, viel guter Eifer erlahmt und manche Forderung zurückgestellt wird. Diese Reform bedarf Geduld, Treue, Glauben und Hoffnung in besonderm Maße. So ist es mit Freuden zu begrüßen, wenn uns von erfahrnen und erprobten Männern die notwendige Arbeit mit neuem Nachdruck ans Herz gelegt wird.

In diesem Sinne begrüße ich lebhaft den Aufsatz des Hamburger Pastors von Ruckteschell: Personalgemeinde oder Lokalgemeinde. Er bestimmt die Frage richtig als eine Verfassungsfrage und konstatirt, daß zur Entscheidung solcher „lediglich die aus den Zeitverhältnissen erwachsende besondre Aufgabe der Kirche" in Betracht komme. Und nun ist es erquickend, wie die unsrer heutigen Kirche gestellte besondre Aufgabe eben schlechthin in der „sozialen Krisis" gesucht wird. „Die Frage nach einer neuen Ordnung des wirtschaftlichen und sozialen Lebens ... ist im Unterschiede von frühern Zeiten, die alle auch ihre sozialen Fragen gehabt haben, heute zur Hauptfrage geworden." In dieser Krisis kommt als eigenste Schuld der Kirche zu Tage, daß sie die Pflege rein menschlicher Gemeinschaft im Volke versäumt hat. Dies muß anders werden. Der Weg ist durch Schrift, Geschichte und Bekenntnis vorgezeichnet. Die Kirchgemeinde muß Diakoniegemeinde werden, d. h. eine Gemeinschaft in gegenseitigem Dienst christlicher Nächstenliebe. Lokalgemeinde und Personalgemeinde zugleich. Lokalgemeinde, weil sie in den örtlich mit ihr verbundnen Menschen das nächste Gebiet ihrer Dienstpflicht besitzt. Personalgemeinde, weil sie ein Werk des heiligen Geistes ist, der in und durch Personen wirkt und insbesondre den Pastor als sein individuell geartetes Werkzeug im Bau der Kirche Christi verwendet. Die Diakoniegemeinde muß, so formulirt der gut lutherische Verfasser schließlich, eine Personalgemeinde in, mit und unter der Lokalgemeinde sein.

Daß diese evangelisch-soziale Arbeit rein kirchlicher Art auch die Sozialdemokratie erreicht, hat von Ruckteschell durch sein persönliches Wirken in Hamburg bewiesen. Es ist ihm gelungen, Mitglieder der sozialdemokratischen Partei selbst in das kirchliche Interesse und die kirchliche Gemeinschaft hereinzuziehen. Das ist ein andrer Weg als der, eine evangelische Arbeitervereinigung neben die sozialdemokratische zu stellen. Wer will schnell entscheiden, welches der richtige ist? Ich gestehe, daß ich die Methode von Ruckteschells für die kirchlichere und genialere halte; aber sie ist nicht leicht zu handhaben.

Auch Professor Harnack hat in seinem Frankfurter Kongreßvortrage über die evangelisch-soziale Aufgabe im Lichte der Geschichte „die Ausgestaltung der einzelnen Gemeinde zu einer thatkräftigen, durch Bruderliebe zusammengehaltnen Gemeinschaft" als ein unentbehrliches Stück Christentum aufgewiesen und gefordert. Er erinnert uns neuerdings daran, indem er diesen Vortrag soeben neu hat erscheinen lassen. „Evangelisch-sozial. Von Adolf Harnack und Hans Delbrück" lautet der Titel dieser Veröffentlichung. Harnack giebt außer dem Vortrag (S. 19—69) noch einen Artikel wieder, den er 1890 zur Begrüßung des ersten Evangelisch-sozialen Kongresses in die Preußischen Jahrbücher geschrieben hat (S. 5—19). Professor Delbrück, der Herausgeber der genannten Monatsschrift, bringt die Artikel, die er seit Ende 1895 in ihr zum Kongreß und zur Sozialpolitik überhaupt veröffentlicht hat, zusammenfassend zum Abdruck (S. 70—127), auch stammt aus seiner Feder die Vorrede. Von Delbrück später, hier interessirt uns vorläufig allein Harnacks evangelisch-soziale Stellung.

Jener Frankfurter Vortrag wird für jeden eine Quelle historischer Erkenntnis und Urteilsbildung sein, der ernstlich daraus lernen will. Aber auch das interessirt uns hier weniger.*) Der dritte Teil, der aus der Geschichte das Fazit für die Gegenwart zieht (S 54—69), bietet ein ganzes evangelisch-soziales Programm. Oberste soziale Aufgabe der Kirche bleibt die Predigt des Evangeliums (man lese, wie Harnack dessen Inhalt näher bestimmt!) Dazu muß kommen die Wirksamkeit von Person zu Person, und zwar in festen „wirklichen" Gemeinden. „Kein Hilfloser soll sagen dürfen, daß sich niemand um ihn kümmere." Endlich aber, und das ist sehr merkwürdig, das geht weit über das hinaus, was Göhre als evangelisch-soziale Bewegung zusammenfaßt, will er von der organisirten Kirche noch ein Drittes. Sie hat gegenüber sittlich-sozialen Notständen ihre Stimme zu erheben und auf die öffentliche Meinung und die Leitung des Staatslebens einzuwirken.

Diese Forderung ist von großer Tragweite. In die Erfüllung sind die evangelischen Kirchen von heute noch kaum mit dem ersten Schritt eingetreten. Es ist mir eine klägliche Erinnerung, wie unsre Diözesanversammlungen (Kreissynoden) zuweilen den bescheidnen Anlauf nahmen, auf die Abstellung öffentlichen Aergernisses durch die Obrigkeit zu dringen — und wie dann der Vertreter des Kirchenregiments seine Hauptaufgabe darin sah, eine solche Aktion zu verhüten! Etwa, die Sonntagsruhe war durch gewisse Interessenten verletzt, oder beim Manöver hatten bedauerliche Ausschreitungen stattgefunden — da war bei der Kirchenbehörde das oberste Bestreben, nur nicht mit dem Kriegsministerium oder mit sonstwelcher Instanz in Konflikt zu kommen. Es ist doch eigentlich ein Ungeheuerliches, wie sehr wir uns auch daran gewöhnt haben mögen, daß noch kein Kirchenregiment sich ernstlich mit der Prostitution und dem heutigen Kontrollsystem befaßt hat, das sittlich und sozial so verwüstend auf die Gemeinden wirkt wie nur irgend etwas! Aber der Grund ist ja klar. Und so lange unsre kirchlichen Organe durch ihren organischen Zusammenhang mit dem Staatswesen so gebunden sind, ist schwerlich nach dieser Richtung hin etwas zu erhoffen. Aber die Forderung muß aufgestellt werden, und die Organe der organisirten Kirchen werden wills Gott auch unter schwierigen Verhältnissen ihre soziale Pflicht thun lernen, wenn anders diese Kirchen nicht ihr Existenzrecht in unsrer Zeit verlieren sollen.

4

Der Evangelisch-soziale Kongreß hat in dem Augenblick, wo Göhre seine Schrift abschloß, eine merkwürdige Krisis durchgemacht. Merkwürdig einmal, weil sein Stifter, Stöcker, sich von ihm trennte, und zum andern, weil dies seinen Bestand so

*) Nur beiläufig sei bemerkt, daß die Stelle S. 47: „Eins ist gewiß — der deutsche Staat, die deutsch-evangelische Kirche haben vom Bauernkrieg her noch eine Schuld einzulösen und eine Verpflichtung zu erfüllen. Ein großer Moment ist, wenn nicht alles täuscht, damals verabsäumt worden" — dem Nachdenken unbehaglich viel Spielraum gewährt. Ebenso die ganz ähnliche Wendung S. 53: „Wie vor dem Bauernkriege ist nach den Freiheitskriegen ein großer Moment für unsre Nation verscherzt worden." Wie hätte es gehen sollen? Was ist noch gut zu machen, und inwieweit ist es zu spät?

wenig erschütterte. Man hat das Ereignis auf persönliche Intriguen zurückzuführen versucht. Aber angenommen, sie hätten sich abgespielt, warum zerriß Stöcker nicht das Gewebe seiner Gegner im Kongreß und nahm seine Schöpfung für sich in Anspruch? Man braucht diese Frage nur zu stellen, so wird jene pragmatische Geschichtsdarstellung, die ihre Weisheit auf den Hintertreppen sucht, in ihrer ganzen Armseligkeit offenbar.

Stöckers öffentliche Laufbahn ist reich an Anregungen, Anläufen, Veränderungen, neuen Kombinationen, Gründungen. Manches, das er ersann, ist, kaum geboren, wieder in der Versenkung verschwunden. Ich erinnere an die Sozialmonarchische Vereinigung. Andres, das zum Leben gedieh, hat eine Geschichte gehabt, die seinem Sinne nicht ganz entsprach. In all dem eben Gesagten liegt kein Tadel. Solche Männer, die unter veränderten Verhältnissen immer neuen Rat wissen, deren Energie schafft, auch wo sie vielleicht nicht die Kraft haben zu erhalten und zu behalten, sind doch wahrlich unentbehrlich in der Gesellschaft.

Stöckers Austritt aus dem Kongreß und der ruhige Fortbestand des Kongresses trotzdem beweist aber jedenfalls das Eine, daß Stöcker diese seine Schöpfung nicht mehr in der Hand hatte. Das kam zum Teil daher, daß Stöcker an diesem Werke uneigennützig und gern unter Anerkennung des Rechtes andersgerichteter Teilnehmer mitgearbeitet hat. Er hat sich von Anfang an darein gefunden, daß er in diesem Kreise nicht der Führer war. Eine Fülle von geistigen Kräften folgte seinem Ruf, Männer, die sonst weit entfernt waren sich ihm anzuschließen, und wirkten mit ihm zusammen in völliger Selbständigkeit. In diesem Kreise galt ein jeder, was er war und was er bot. Stöcker blieb in dieser Mischung ein wichtiges, wesentliches Element. Aber wir waren doch zu Zeiten überrascht, daß er dem Kongreß nicht mehr war. Wir tagten die erstenmale in Berlin als seine Gäste im Stadtmissionshause; in der Regel im Anschluß an die ihm ergebne Berliner Pastoralkonferenz. Aber die ihm nahestehenden kirchlichen und politischen Parteigrößen erschienen spärlich, und auch der Zuzug seiner Myrmidonen nahm ab. Wohlgemerkt, wir reden von den vier ersten Kongressen, die in Berlin stattfanden, und nur von den öffentlichen Tagungen; im Aktionskomitee bestand immer die Hälfte aus Gesinnungsgenossen Stöckers. Genug, auf den Berliner Kongressen hatte man bereits das Gefühl, daß zwar Stöcker treu und aufrichtig zur Sache hielt, daß aber seine Gefolgschaft anfing zu versagen. Und vielleicht hing es damit zusammen, daß seine Rede an Inhalt und Energie matter wurde. Ich habe Stöckers Beredsamkeit schon in seinem Vortrage „Individualismus und Sozialismus“ auf dem zweiten Kongreß nicht wiedergefunden; so erntete er denn auch nicht den rauschenden Beifall wie sonst. Nur solche, die ihn außerdem nicht gehört haben, können widersprechen.

Ganz anders wurde das Bild, als der Kongreß sich von Berlin nach auswärts wandte. In Frankfurt a. M. und in Erfurt war Stöcker ganz auf seiner Höhe. Er bezwang Mißtrauische und Feindselige, entzückte die Freunde. Und seine Freunde aus der Provinz waren da. Es hat etwas Tragisches, wie Stöcker sein Berlin liebt, und wie er gerade in Berlin — trotz der positiven Kirchenwahlen! — am wenigsten Erfolg und Anhang gewonnen hat.

Auch in Stuttgart würde Stöcker Freunde und begeisterte Zustimmung in reichem Maße gefunden haben. Aber er zog inzwischen die Konsequenz davon, daß der Kongreß immer mehr seiner Führung entglitten war. Es ist Thorheit, das einem Ränkespiel schuldzugeben. Was ihm von andrer Seite zugemutet wurde, war ein Geringes; Stöcker trat daraufhin aus, nicht im Affekt, sondern nach wochenlanger Ueberlegung aus Politik. Der Kongreß verlor an ihm seinen Begründer, aber nicht sein Haupt und nicht seine Seele.

Eins hat der Kongreß in diesen sieben Jahren bewiesen: daß ein Zusammenarbeiten der verschiednen theologisch-kirchlichen Richtungen auf dem Boden des gemeinsamen sozialen Interesses durchaus möglich ist. Das Gegenteil mag noch so oft aus den jüngsten Wandlungen herausargumentirt werden, es bleibt doch eine bewußte oder unbewußte Geschichtsfälschung. Denn es ließen sich sehr wohl die theologisch-kirchlichen Gegensätze vergessen, als wir auf dem Kongreß beisammen waren, nicht nur weil wir sie vergessen wollten, sondern weil wir über die Dinge, um die es sich hier handelte, im tiefsten Grunde einig waren. Was hatten denn wir an Cremers Frankfurter Vortrage auszusetzen? Teilten wir nicht seine religiöse Position? Was lehnten denn die um Stöcker an Herrmanns und Kaftans Reden ab? Wurden nicht auch sie sich eines hohen Maßes innerer Uebereinstimmung bewußt?

Auch im eigentlich evangelisch-sozialen Denken näherten sich die leitenden Männer einander immer mehr. Die um Stöcker hatten nichts gegen die Belebung und Fruchtbarmachung der Kirchgemeinden; wir unsrerseits erkannten immer unumwundner an, daß die sittliche Einwirkung des Christentums auf die wirtschaftliche Welt auch noch andre Wege gehen müsse, daß die christliche Idee ihren Platz mitten in den sozialen Kämpfen drin habe — und man stritt und verständigte sich gern über die rechte Weise, wie.

Ein ganz neues Element aber kam in den Kongreß hinein durch Naumanns Auftreten. Man darf nicht vergessen, daß die ersten Kongresse ohne Naumann stattfanden. Und wir werden nicht müde werden zu predigen, daß es einen Evangelisch-sozialen Kongreß geben würde auch ohne Naumann, wie es nun einen ohne Stöcker giebt. Aber nicht genug zu schätzen ist, was für Leben Naumann mit in den Kongreß gebracht hat. Seine klare, aufweckende Beredsamkeit nicht nur, mehr noch seine frisch aufs Praktische gerichtete Tendenz führte den Kongreß aus dem grauen Gedankenwalde hinaus auf die Höhe eines weiten bunten Blicks. Die Luft wehte schärfer, etliche fühlten sich geängstigt, ein lebhafter Streit der Meinungen entstand, aber wir sahen uns nun erst mitten im vollen Strom der Gegenwart drin.

Auch Stöckers Interesse am Kongreß wurde durch Naumanns Hervortreten sichtlich belebt. Erfurt stand ja, abgesehen von dem Vortrage der Frau Gnauck, ganz unter dem Zeichen Stöcker-Naumann. Wichtiger war, daß der Kongreß von jetzt an überhaupt erst die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zog. Epochemachend war dafür die Frankfurter Tagung und das viel berufne Doppelreferat von Göhre und Max Weber über die Landarbeiterfrage.

Von Anfang an hatten dem Kongreß einige politische Persönlichkeiten sich angeschlossen. Ich nenne Nobbe, Delbrück, Kulemann. Trotzdem machte der Kongreß zunächst den Eindruck einer Pastoralkonferenz, zu der Laien Zutritt haben. Allmählich machte sich das Laienelement stärker fühlbar. Der Präsident Nobbe bekam die geistige Leitung immer mehr in die Hand. Männer wie Delbrück, die zuerst ohne Enthusiasmus zu uns gekommen waren, gewannen immer mehr inneres Interesse. Die Nationalökonomen, von denen nur Wagner gleich anfangs seine Kraft zur Verfügung stellte — bei seinem Verhältnis zu Stöcker nichts Wunderbares —, kamen einer um den andern. Und in Stuttgart hat zwar noch immer der Pastorenstand im Zuhörerraume überwogen, aber im Verlauf der Verhandlungen ist das Laienelement kräftiger denn je hervorgetreten und hat den Charakter des Kongresses sehr im Unterschiede zu andern christlichen und pastoralen Versammlungen bestimmt.

Wichtig und maßgebend dafür ist die Wendung, die sich inzwischen in der Sozialpolitik des Reiches vollzogen hat. Der Kongreß bewegt sich vollkommen in der Bahn der kaiserlichen Erlasse von 1882 und 1890. Jene Freudigkeit, dem emporstrebenden Arbeiterstande entgegenzukommen, ist noch immer seine Stimmung. Die Welt um ihn her aber hat sich inzwischen verwandelt. Zuerst von Ministern und Geheimräten begrüßt, ist er jetzt ein Gegenstand des Mißtrauens und des Widerspruchs von oben her geworden. Wir sind nicht andre geworden, sondern die Regierung hat ihren Kurs geändert. Alles Schelten auf Naumann u. a. kann diesen Wechsel nicht verdecken, er ist aller Welt offenbar. Der Kongreß ist, ohne es zu wollen, über Nacht in eine Oppositionsstellung gegen das herrschende System hineingeraten. Er protestirt gegen dieses einfach durch sein Dasein.

Dieser Wechsel der Dinge hat dem Kongreß eine Bedeutung

gegeben; die seine ersten Begründer sich nicht haben träumen lassen. Darum ist es so nebensächlich, ob Stöcker darin bleibt oder nicht. Der Kongreß ist ein Sammelort geworden für die Freunde einer aufrichtigen Sozialreform. Diese Bedeutung wird er behalten, so lange der gegenwärtige öffentliche Zustand dauert.

Man kann die Richtigkeit des Gesagten nicht besser studiren als an den Artikeln, die Professor Delbrück in dem von Harnack und ihm herausgegebnen Schriftchen zusammengefaßt hat. Sie beginnen erst mit dem Kampf um die Umsturzvorlage. Von da an erst wird dem Politiker Delbrück der Kongreß wichtig. Er umfaßt ihn mit immer mehr Hoffnung und Verständnis. Er wird ihm in einer Zeit, wo Besitz und Bildung in ihrem Verhalten zur sozialen Frage immer mehr auseinandergehen, ein Zufluchtsort für die sozial gesinnte Bildung, ein Organ, durch die sie sich noch vernehmlich machen und auf bessere Zeiten hinwirken kann.

Wie recht Delbrück damit hat, daß die Bildung in Deutschland die Flucht der Macht und des Besitzes vor einer ernsten Fortführung der Sozialreform nicht mitmacht, hat sich vor kurzem in Jena gezeigt. Auf diesem klassischen Boden des Nationalliberalismus und der Bismarckverehrung hielt Naumann sechs Vorträge. Die Vorbedingungen waren ihm wahrhaftig nicht günstig. Aber er kämpfte nicht vergeblich an der Stätte der Bildung für die soziale Pflicht. Es muß ein merkwürdiges Bild gewesen sein, als die gelehrten Herren von der Universität sich immer dichter um den Thomas Münzer der Gegenwart scharten.*)

Die meisten unsrer Leser werden Delbrücks Artikel in den Preußischen Jahrbüchern schwerlich kennen. Um so dringender lade ich sie ein, die nun so bequem zugänglich gemachten kennen zu lernen. Sie finden da die politische Erkenntnis, die auf dem Kongreß immer mehr sich geltend gemacht hat. Im Einzelnen braucht man darum nicht immer der Meinung des Herrn Verfassers zu sein. Seine Auslegung des kaiserlichen Telegramms kann vor dem, was neuerdings bekannt geworden ist, erst recht nicht bestehen. Immerhin hat er darin Recht, daß wir über dem Negativen in dem Telegramm das Positive: „Wer Christ ist, der ist auch sozial," viel zu wenig beachtet haben. Schade, daß nicht ein Artikel über den Stuttgarter Kongreß das Ganze schließt, und daß Harnacks Besprechung der Nathusiusschen Schrift in Nr. 25 der Hilfe nicht auch noch in der Sammlung Aufnahme gefunden hat.

Wenn aber Göhre in seinem Buche dem Evangelisch-sozialen Kongreß für die Zukunft einen Verzicht auf seine jetzige Bedeutung zumutet, indem er seinen Interessenkreis auf die sozialethischen und sozialkirchlichen Themata beschränken möchte, so ist diese Forderung ebenso unzweckmäßig wie undurchführbar. Wie schon bemerkt, würde der Kongreß sich von den heutigen sehr reichhaltigen und weitschauenden Kongressen für Innere Mission nicht unterscheiden. Aber der Evangelisch-soziale Kongreß ist eben auch im Verlauf seiner Geschichte etwas ganz andres geworden. Als Besitz und Bildung um der sozialen Frage willen sich trennten, haben Bildung und Christentum sich um der sozialen Frage willen hier zusammengefunden. Jeder evangelische Christ, der nicht engen parteikirchlichen Gesichtspunkten huldigt, sollte sich über diese Wendung von ganzem Herzen freuen. Die Zukunft des Evangelisch-sozialen Kongresses wird davon abhängen, ob es gelingt, diesen Bund noch fester zu schließen und noch fruchtbarer zu machen. Mit Rücksicht auf die teilnehmenden Personen heißt das: die Pastoren müssen bleiben, die Pastoren jeder Richtung, und sachverständige Laien, die die ideale Kraft am Protestantismus zu schätzen wissen, sollen immer mehr hinzukommen. Wenn es dem Aktionskomitee gelingt, nach dieser Richtung hin glücklich zu werben und leiten, so wird es sich um die Kirche wie ums Vaterland ein großes Verdienst erwerben. R

*) Ueber Naumanns Erfolg in Jena entnehmen wir einem Bericht der Saale-Zeitung vom 22. v. M. folgende Worte [gesperrt, wie in der Vorlage]: „Man hatte den Eindruck nicht nur einer reichen und eigenartigen Gedankenwelt, die hervorgegangen ist aus eindringenden und umfassenden Studien, sondern auch einer geistesmächtigen und lauteren politischen Persönlichkeit. Ich betone, einer politischen Persönlichkeit. Denn das ist durchaus das Vorherrschende in Naumann. Er ist Politiker. Zwar entnimmt er seine Motive zum guten Teil seiner christlichen Gesinnung. Aber wo es sich um das Technische der sozialen Frage handelt, da ist er Politiker. Damit ist das eine große Bedenken, welches viele ihm entgegenbrachten, beseitigt, als ob das Christentum von ihm direkt zum Regulator der politischen Technik gemacht werden sollte oder gar, daß die evangelische Kirche und die Geistlichen als ihre Vertreter die Lösung der sozialen Frage direkt in ihre Hand nehmen könnten. Auch so bleiben noch genug Bedenken auf dem Gebiete des rein Politischen übrig, aber die Parallelisirung Naumanns mit den Schwarmgeistern des Mittelalters kann man nicht aufrecht erhalten. — Gerade die gebildete Welt Jenas stellte das stärkste Kontingent für die Zuhörerschaft Naumanns, und die Professorenwelt stellte sich immer zahlreicher ein, Männer und Frauen. Weniger war die Studentenschaft vertreten. Es war immerhin ein interessantes vis-à-vis, als nach dem letzten Vortrage Professor Häckel, der offenbar sehr von der Rede Naumanns angeregt war, sich dem christlich-sozialen Pfarrer, der übrigens keine pfarramtliche Wirksamkeit mehr ausübt, vorstellen ließ. Von einem linksliberalen Professor wird ein Wort kolportirt, das er einem weimarischen Regierungsvertreter sagte: Er wünsche, daß alle deutschen Staatsminister einen Zwangkursus bei Pfarrer Naumann durchmachen müßten. Es war ein für Jenaische Verhältnisse besonderer Anblick, daß diese große Zahl von hochgebildeten Männern und Frauen am letzten Abend bei der freien Diskussion bis um 1 Uhr nachts aushielten, ohne zu ermüden. Die Nachwirkung wird in Jena sicher eine dauernde und weitgehende sein."

Geisteskranke in Syrien und Palästina

Wir müssen unsre Aufmerksamkeit viel mehr als bisher geschehen dem Orient zuwenden. Die Zustände dort sind unhaltbar. Trotz der Starrheit, in die alles versunken scheint, bereiten sich dort Wandlungen von unermeßlicher Wichtigkeit vor.

Heute ein Wort von den Elendesten unter den Elenden in Palästina und Syrien, von den Geisteskranken. Die Christen Europas werden reich genug sein, ihnen Hilfe zu bringen, wenn erst die Not ihre Herzen ergriffen hat.

Das in Beirut erscheinende arabische Blatt Libanon brachte am 25. April d. J. folgende Zuschrift:

Es hat sich kürzlich ein Komitee hervorragender und wohlwollender Männer in Beirut gebildet, die trotz ihren verschiednen Konfessionen und Nationalitäten sich brüderlich die Hand reichten, eine Zufluchtsstätte den armen Geisteskranken im Orient zu errichten und sie somit von der herzbrechenden, grausamen Behandlung des Volks und der Priester zu erlösen. Diese Anstalt soll ein internationales Liebeswerk sein und seine Thüren allen diesen Unglücklichen aufthun, seien es Europäer oder syrische Christen, Muhammedaner, Drusen oder Juden. Diesem edeln Werk hat sich der edelgesinnte, ehrwürdige Herr Theophilus Waldmeier gewidmet und sich auf die Reise nach Europa und vielleicht später auch nach Amerika aufgemacht, um die nötigen Mittel einzusammeln für das Asyl. Möge der Vater aller Barmherzigkeit seine Reise reichlich segnen und ihm viele, viele Herzen zuwenden, damit dieses Asyl so schnell als möglich erbaut wird, und im voraus danken wir herzlich allen Freunden, die auch ihr Scherflein zu diesem gottgefälligen Werke geben.

Als Mitglieder des leitenden Komitees werden genannt: Missionar Theophilus Waldmeier, Gründer und Generalagent der Irrenanstalt im Libanon, (Schweizer), Dr. John Wortabet, Präsident (Armenier — englischer Schutzgenosse), Rev. Dr. Henry Jessupp, Sekretär (Amerikaner), Isbir Effendi Shkeyr, Sekretärassistent (Syrier), Assad Effendi Eheyrallah, desgl., Dr. Brigstock (Engländer), Dr. William Van Dyck (Amerikaner), Dr. Graham (Amerikaner), Charles Smith, Heald & Co., Kassirer (Engländer). Als Ehrenmitglieder werden weiter mit Namen aufgeführt 9 Muhammedaner, 8 Maroniten, 10 Griechisch-Orthodoxe, 2 Drusenchefs, 3 eingeborne Protestanten und 13 Europäer (6 Schweizer, 3 Franzosen, 1 Engländer, 1 Amerikaner, 1 Deutscher).

Es wird unsre Leser interessiren, über die Väter des Werks noch Näheres zu hören. Missionar Waldmeier ist eine über den Kreis der Missionsfreunde hinaus bekannte Persönlichkeit. 1858 von Bischof Gobat nach Magdala geschickt, hat er zehn Jahre unter den Abessyniern gearbeitet (er lernte damals auch den jetzigen König Menelik kennen) und ist 1866 vom König Theodor mit gefangen genommen, 1868 durch die Engländer mit befreit worden. Er wirkte dann fünf Jahre lang als In-

spektor der britisch-syrischen Schulen in Beirut. 1873 gründete er ohnweit Beirut auf dem Libanon unabhängig eine Missionsstation zur Arbeit unter Drusen, Maroniten und Griechen: Brumana. Sie ist zu schöner Blüte gelangt; zwei Schulen, eine für Knaben, eine für Mädchen, ein Hospital mit Poliklinik, eine Kirche u. s. w. bilden einen stattlichen Komplex von Gebäuden, und großer Segen geht von dort aus. Bis jetzt hat Waldmeier die Station geleitet, nun hat er sie seinem Schwiegersohn Dr. Manasseh (Araber) übergeben. Elf europäische Kräfte, siebzehn eingeborne stehen in der Arbeit. Die Mittel fließen fast ausschließlich von England her.*) Waldmeier setzt sich aber nicht zur Ruhe. 63 Jahre alt bereist er jetzt unsern Westen, um Hilfe für die armen Irren des Orients zu suchen, die unter furchtbarer Mißhandlung seufzen.

Zuerst aber hat er an Ort und Stelle Freunde seines Planes geworben und gefunden. In Beirut fand am 25. April die grundlegende Versammlung von Beiruter Notabeln statt. Einmütig beschlossen Muhammedaner, Griechisch-Orthodoxe, Drusen, Maroniten und Evangelische die Gründung der Anstalt. Das leitende Komitee ist evangelisch.

Der Präsident, Rev. Dr. med. Wortabet, ist einer der berühmtesten und gelehrtesten Männer in Beirut. Er ist Theologe und predigt auch noch zuweilen, wirkt aber vor allem als Professor der Anatomie am dortigen College. Er hat anatomische Lehrbücher und eine Geschichte der orientalischen Kirchen geschrieben, war überhaupt litterarisch hervorragend thätig. Er ist armenischer Herkunft. Rev. Dr. Jessupp ist Generalsekretär der ganzen amerikanisch-presbyterianischen Mission in Syrien und Armenien, ein gewaltiger Prediger auf Arabisch ebenso wie auf Englisch. Durch ihn hoffen wir auch, den Armeniern weitere Hilfe zukommen lassen zu können, es ist das der nächste Weg, den die barmherzige Liebe zu ihnen finden kann. Shkeyr und Eheyrallah sind seine ständigen Gehilfen, jener Dragoman am englischen Konsulat, dieser Buchhalter bei der englischen Missionsdruckerei. Brigstock, Graham und Van Dyck sind praktische Aerzte in Beirut, der letzte der Sohn des berühmten Van Dyck, der die Bibel ins Arabische übersetzt hat.

Wir geben nun im Folgenden die Denkschrift, die Missionar Waldmeier aufgesetzt hat, ziemlich wörtlich, jedoch in andrer Anordnung wieder.

1. Das gegenwärtige Los der Geisteskranken

In Syrien und Palästina, sowie auch im ganzen Orient finden wir, daß die gewöhnlichen Leute und auch viele aus den höhern Klassen von allen Konfessionen die Gemütskrankheit als eine Teufelsbesessenheit betrachten. Im Arabischen nennt man den Teufel unter anderm auch Dschân und einen Verrückten Madschnun, vom Teufel besessen, im Deutschen etwa „verteufelt" wiederzugeben.

In der Nähe von Nablus, dem alten Sichem, lebt ein muhammedanischer Scheik, der mit den Dämonen Umgang haben soll und demnach großen Einfluß hat, weil man ihm zuschreibt, daß er den Teufel auszutreiben versteht, natürlich nur für eine große Summe Geld. Solche Dämonenbeschwörer habe ich auch in Abessynien kennen gelernt, und jene Auftritte, die mir und den andern Missionaren oft unter die Augen kamen, im Austreiben des abessinischen Buda (Dämon), grenzen ans Unglaubliche und sind unbeschreiblich schauderhaft.

In Nablus ist ein Ort, genannt El Kuder. Dorthin bringen die Muhammedaner ihre Geisteskranken oder Madschanin. Um sie unschädlich zu machen und besser zu bewahren, werden diese armen Patienten, oder besser Märtyrer, in eine furchtbar grausame Position gelegt. Man nimmt ihnen erstlich ihre Kleider weg, d. h. wenn sie noch im Besitz solcher sind. Dann zwingt man sie, an einer dicken Säule sich niederzusetzen, die sie mit ihren Armen und Füßen umspannen müssen, und damit der Unglückliche nicht entlaufen kann, werden seine Hände und Füße mit eisernen Ketten zusammengekettet, und in dieser schmerzvollen Lage muß der Besessene lange Zeit verharren. Von guter Nahrung und Reinlichkeit ist dabei natürlich keine Rede. Ein muhammedanischer Scheik kommt von Zeit zu Zeit und liest dem Kranken einige Abschnitte aus dem Koran vor und fleht den Propheten Elias an, den Teufel vom Kranken auszutreiben. Ferner bindet er ihm Amulette um Füße und Hände und macht ihm einige Aderlässe an verschiednen Stellen seines Körpers. Daß unter solchen Martern der bemitleidenswerte Kranke bald als Opfer fallen muß, ist klar genug. Der Scheik giebt sein Urteil und sagt, daß der Prophet Elias ihn in das Paradies genommen hat, und läßt sich dafür gut bezahlen.

* * *

In der alten Stadt Damaskus, die 200000 Einwohner zählt, wobei die muhammedanische Bevölkerung die christliche und jüdische weit übersteigt, giebt es viele Geisteskranke. Die Muhammedaner lassen ihre Irrsinnigen gewöhnlich halbnackend in der Stadt herumlaufen, aber für die Tobsüchtigen, die dem Publikum gefährlichen Kranken, haben sie einen Platz bestimmt, wo etwa zwölf von ihnen unter einem Aufseher in kleinen Zellen von vier Fuß im Quadrat eingekerkert, mit Ketten an die Wand geschmiedet werden. Sie sind gewöhnlich ganz nackend, werden spärlich genährt, viel geschlagen und ersticken fast in Unreinlichkeit. Wenn sie ihre Tobanfälle kriegen, so werden sie mit kaltem Wasser überschüttet, was wenigstens der Reinlichkeit der Zelle zu statten kommt. Die Muhammedaner sind gewöhnlich nicht so grausam gegen diese Kranken wie die Christen, denn sie hegen die Einbildung, daß diese von überirdischen bösen Geistern besessen sind und flattiren ihnen, um von den bösen Geistern nicht geplagt zu werden, und lassen sie laufen. Aber es ist eine wirkliche Schande und Sünde, diese Verrückten so frei herumgehen zu lassen. Sie werden oft vom Pöbel mißhandelt und richten bisweilen auch großen Schaden an.

* * *

Das Herumlaufen der Geisteskranken ist auch auf dem Libanon allgemein. Die Ursache davon ist einfach die, daß man gar keine Zufluchtsstätte für sie aufweisen kann. Wir haben in Brumana und Kanaby, zwei kleinen Dörfern von etwa 3000 Einwohnern, drei Geisteskranke, die frei herumlaufen. Der eine ist ein starker Mann von dreiunddreißig Jahren. Er bleibt nicht gern zu Hause, sondern läuft herum und fällt Leute, besonders Frauen, an, schlägt und mißhandelt sie. Er begegnete neulich einer Frau, die ihre Schwester in Jedeidy (einem Dorfe in der Nähe von Beirut) besuchen wollte, jagte sie in solche Angst und schlug sie dermaßen, daß sie vor Furcht geisteskrank bei ihrer Schwester ankam. Einer andern begegnete er auf dem Wege nach Arbamih, mißhandelte und schlug sie so sehr, daß sie bei ihrer Ankunft zu Hause starb.

* * *

Kuzheia ist ein maronitisches Kloster im Distrikt Batrun im nördlichen Teile des Libanon. Seine Lage ist romantisch schön, und der Bau ist alt und fest. Der Aberglaube, der sich seit alten Zeiten an dieses Kloster knüpft, besteht darin, daß in einer zum Kloster gehörigen Höhle Geisteskranke geheilt werden können. Der Eingang zur Höhle ist klein. Nachdem man durch diesen in die Höhle eingetreten, sieht man, wie sie sich nach innen erweitert und einen feuchten, dunkeln und schrecklich melancholischen Raum darbietet. Das Wasser tröpfelt von den rohen Steinwänden und von der unregelmäßigen, natürlich gewölbten Decke herunter Sommer und Winter in die erbärmliche Höhle hinein. Das durchsickernde Wasser enthält sehr viel Kalk, wodurch im Innern der Höhle sich Tropfsteine gebildet haben, die wie Kerzen und Bäumchen dastehen und geologisch interessant sind. Das Wasser, das keinen ordentlichen Abfluß hat, bildet hie und da faulige Pfützen. Die Mönche, die öfters diese Höhle besuchen, sammeln die kleinen Tropfsteine zu Zaubermitteln und verkaufen sie den abergläubischen Besuchern als

*) Vergl. The Autobiography of Theopilus Waldmeier, Missionary, being an account of Ten Years' Life in Abyssinia, and Sixteen Years in Syria. London, S.W. Partridge und Co. 339 S.

Heilmittel gegen Geisteskrankheiten und gegen den Einfluß des Teufels.

Wenn man weiter in die Höhle eindringt, so sieht man an den Seiten der rohen Wände große, massive Steinsitze angebracht, oberhalb deren etwa einen Meter lange, schwere und starke eiserne Ketten tief und fest in die Steinwände verankert sind. Der allgemeine Aberglaube in diesem Lande ist, daß alle Geisteskranken vom Teufel besessen seien, und niemand sei imstande, sie auszutreiben, als allein die Priester und Mönche der entlegnen Klöster, namentlich von Kuzheia. Da nun die Verwandten der unglücklichen Wahnsinnigen wegen Mangel eines ordentlichen Asyls keine andre Zufluchtsstätte in diesem Lande finden können, so transportiren sie ihre Kranken nach der Kuzheia. Hier angekommen, wird der arme vom Teufel besessene Kranke, nach oft mehrtägiger strapazenreicher Reise, dem Abt übergeben, der ihn nur unter der Bedingung guter Bezahlung annimmt und ihn sofort den wachehabenden Mönchen der Höhle übergiebt, die ihr grausames Werk an ihm vollziehen. Gewöhnlich unter großem Geheul wird der widerspenstige Kranke durch Peitschenhiebe durch die enge Oeffnung in die Höhle hineingezwungen. Denn nur durch Prügel und andre haarsträubende Grausamkeiten, sagen die herzlosen Mönche, können sie den bösen Geist bannen. Nachdem sie ihn in die dunkle Höhle hineingebracht, wo ihn Feuchtigkeit und schlechte Luft umgiebt, und wo nur das heruntertröpfelnde Wasser die schauerliche Monotonie unterbricht, wird er mit Gewalt auf den eiskalten Steinsitz plazirt, die eiserne schwere Kette wird um seinen Hals gebunden und ganz stramm an die Steinwand gezogen, sodaß er sich schwerlich bewegen oder gar Reißaus nehmen kann. In dieser grausamen Lage lassen ihn die Mönche allein drei Tage und drei Nächte verharren. Es wird jedem einleuchten, daß der Zustand der Kranken nicht gebessert, sondern eher verschlimmert wird. Die Mönche sagen, daß während dieser drei Tage und drei Nächte der heilige Antonius (der Schutzpatron des Klosters und der Höhle) dem Patienten erscheine, die eiserne Kette ihm abnehme, den Teufel austreibe und ihn heile. Im Fall aber dieses nicht geschieht (was bis jetzt stets der Fall gewesen), so werden noch strengere Maßregeln angewendet, um das Austreiben des hartnäckigen Teufels zu bewerkstelligen.

Die zweite Methode wird auf folgende Weise ausgeführt, d. h. wenn der Patient nicht schon während der ersten zu Grunde gegangen ist. Seine Hände und Füße werden auch noch in eiserne Ketten gelegt, während er die erste um seinen Hals behält. Ein Priester, der das Teufelaustreiben versteht, wird herbeigerufen, um seine Kunst anzuwenden. Er nimmt einen schweren Stiefel in seine rechte Hand und schlägt damit regelmäßig auf den Kopf des Kranken und auf dessen Nacken. Mit der linken Hand hält der Priester sein Buch, aus dem er die Teufelaustreibungsformel (Exorzismus) herunterplappert. Er fährt fort, den Kranken zu schlagen, und redet den Teufel folgendermaßen an: „Fahre aus, du Verfluchter, und gehe in das Rote Meer, ins ewige Feuer, das für dich bereitet ist. Ich gebiete dir im Namen des dreieinigen Gottes, verlaß diesen Menschen.“ Es ist leicht zu begreifen, daß der unglückliche Patient unter solch grausamer Behandlung statt besser, viel schlimmer werden muß, und daß die meisten tot in der Höhle gefunden werden, und somit der gewünschte Zweck erreicht ist. Die Mönche sagen dann den Verwandten, daß der heilige Antonius sie heimgeholt habe, und lassen sich reichlich dafür bezahlen.

* * *

In der Nähe des Berges Karmel, nicht weit vom Kloster der Karmelitermönche, ist eine große Höhle, von der erzählt wird, daß der Prophet Elias darin gewohnt habe, weshalb die Leute der Umgegend die Höhle als einen heiligen Ort verehren und ihr heilende Wunderkräfte zuschreiben. Besonders aber soll diese Höhle Geisteskranken heilende Dienste erweisen. Der Verrückte wird von seinen Verwandten zu dieser Höhle gebracht und ihrem Aufseher übergeben. Dieser schließt den Geisteskranken (oder vom Teufel Besessenen) drei Tage und drei Nächte in die finstre Eliashöhle ein. Während dieses Zeitraums soll

der Prophet Elias dem Geisteskranken erscheinen und den Dämon austreiben. Aber es scheint, daß in neuerer Zeit die Höhle ihre Heilkraft nicht mehr besitzt, da der Prophet Elias nicht mehr den Kranken erscheint. Deshalb kommen sie in einem viel schlimmern Zustande wieder heraus.

* * *

Eine andre Methode, die Irrsinnigen zu heilen, besteht in folgenden Maßregeln. Die Unglücklichen werden mit Seilen an eine Säule gebunden, sodaß sie sich nicht regen können. Alsdann wird ein Priester geholt, der die Teufelaustreibungsformeln dem Besessenen vorliest und mit einem Weihrauchfaß um ihn herumgeht und ihn räuchert und Gebete liest. Auch wird der Teufel angeredet, wie ich vom Priester in Kuzheia berichtete, wovon natürlich der Kranke keine Notiz nimmt. Diese Methode wird öfters wiederholt, und haarsträubend, ja herzzerbrechend ist es, den armen Menschen so furchtbar mit Stricken geknebelt zu sehen. Nachdem schließlich der Arme von seinen Banden befreit wird, ist er wohl schwach und erschöpft, aber nicht gebessert!

* * *

In der Nähe von Bethlehem ist ein Kloster, das ebenfalls El Kudor genannt wird. Es ist dem heiligen Georg, dem Drachentöter, geweiht und steht unter der Oberaufsicht des griechisch-orthodoxen Patriarchen von Jerusalem. Die Sage lautet, daß der heilige Georg den Drachen oder den Teufel besiegt und zugleich getötet habe, deshalb glauben die Leute, daß dieser Heilige auch die Teufel austreiben kann. Die Mönche haben deshalb einige Räume dieses Klosters für die Geisteskranken aufbehalten, in dem vollen Glauben, daß sie durch die Hilfe dieses Schutzheiligen geheilt und von den Dämonen befreit werden.

Der dorthin gebrachte Geisteskranke wird in eine kleine Zelle eingekerkert und sein Hals mit einer eisernen Kette umgeben; diese geht durch ein Loch in der Mauer in die Kapelle des St. Georg, wo sie an einer Säule befestigt wird. Diese Kette, sagen die Mönche, ist ein Telegraph des Segens von der heiligen Messe und von den Gebeten der Mönche und Priester, die zum Geisteskranken hindurchdringen und ihm Genesung verleihen. Wir befinden uns hier auf einem finstern Felde von sehr unheimlichen und bösartigen Elementen des Aberglaubens, und vieles könnte darüber gesagt werden, ohne dieses dunkle Meer zu erschöpfen. In alten Zeiten war die Wahnsinnsform die Dämonomanie, und ihre einzige Behandlungsweise, die sich in diesem Lande bis auf die gegenwärtige Zeit erhalten hat, ist der Exorzismus, der in den Händen der selbstsüchtigen Priester sich befindet.

2. Die erste Irrenanstalt im Orient

Missionar Theophilus Waldmeier, der Verfasser der Denkschrift, schildert weiter das beabsichtigte Unternehmen wie folgt:

Seitdem unser Herr und Heiland Jesus Christus Mitleid hatte mit diesen armen Geisteskranken und sie heilte, ist in diesem Lande nichts mehr gethan worden für diese unglücklichen Menschen, die ihres Verstandes beraubt sind. Ich glaube deshalb, daß es unsre Christenpflicht erfordert, auch in diesem Stücke unserm himmlischen Lehrer und Vorbilde zu folgen und nicht zu versäumen, diesen armen Geisteskranken im Orient Erleichterung und womöglich auch Heilung zu bringen.

Man war immer der Meinung, daß die Zahl der Geisteskranken sehr gering sei in jenem Lande. Doch als ich diese Angelegenheit studirte und mich genau darnach erkundigte, so ergab sich, daß die Zahl der Geisteskranken viel größer, als man sich gedacht hat, und daß sie leider noch im Steigen ist.

Der Gouverneur vom Metn Distrikt sagte mir, daß zwanzig solcher unglücklichen Kranken in seinem Distrikte in eisernen Ketten sich befinden. Hieraus ergiebt sich, wenn man so rechnen wollte, daß in den sieben Distrikten, in die der Libanon eingeteilt ist, schon 140 solche Kranke vorhanden sind, Palästina nicht mit eingerechnet. Auf dem weiten Missionsfelde des ganzen

Orients ist noch keine Zufluchtsstätte für Idioten, Epileptische und Irrsinnige ins Dasein gerufen worden. So sind die schwer heimgesuchten Verwandten der Geisteskranken oft gezwungen, in ihrer großen Not selbst zu den allerschlechtesten Mitteln zu greifen, um ihre Irrsinnigen auf irgend eine Weise unterzubringen.

Ich sprach mit vielen Doktoren und Missionaren in Beirut über diesen wichtigen Gegenstand und die grausame Behandlung dieser armen Kranken, die von den Eingebornen genannt werden »die Toten, die man nicht begraben kann,« und alle stimmten darin überein, daß sobald als möglich etwas zur Linderung und guten Behandlung dieser Unglücklichen gethan werden müßte.

Dr. Wortabet sagte mir: »Wenn Sie den Rest Ihres Lebens diesem Werke widmen können, so haben Sie das Notwendigste für dieses arme Land gethan.« Diese Irrenanstalt muß zweckmäßig nach den neuesten Erfahrungen auf diesem Gebiet erbaut werden, an einem schönen und gesunden Orte des Libanons, wo viel Wasser ist, verbunden mit einem Grundstück zu einer Gemüse- und Baumpflanzung u. s. w. Die Kosten eines solchen Gebäudes würden etwa auf 200 000 Franks kommen. Ein tüchtiger Arzt (Psychiater) müßte an der Spitze des medizinischen Faches dieser Anstalt stehen, unterstützt von bewährten und erfahrnen Pflegern und Pflegerinnen und den nötigen Dienstboten. Die ökonomische und äußere Leitung der Anstalt müßte unter einem Hausvater und einer Hausmutter stehen. Auch müßte ein Lokalkomitee von Herren und Damen in Beirut organisirt werden, die zum Wohl und guter Leitung der Anstalt alle drei Monate zu einer Sitzung sich vereinigen, um mit dem Arzt und den Hauseltern die Angelegenheiten des Hauses zu beraten. Die vermögenden Patienten müßten ihre Auslagen selbst bestreiten und der Anstalt vergüten, während die Armen unentgeltlich verpflegt und unterhalten werden würden. Das nötige Kapital zum Aufbau dieser Irrenanstalt soll durch freiwillige Beiträge und Gaben zusammengebracht werden, zu welchem Zweck ich Europa und vielleicht auch noch Amerika bereisen werde. In verschiednen Ländern gedenke ich kleine Vereine zu organisiren, die sich für dieses schöne Werk der Humanität interessiren und die Gaben sammeln. Neben dem Hauptkassirer wird noch ein Generalsekretär notwendig sein, der die verschiednen Komitees durch regelmäßige Korrespondenz verbindet und in recht lebendigem Interesse erhält. Jahresrechnung und Rapporte müssen, von dem Anstaltsarzte und den Hauseltern verfaßt und vom Lokalkomitee unterschrieben, an den Generalsekretär abgesandt werden, der sie dann veröffentlichen wird.

Der religiöse Charakter dieser Irrenanstalt soll nicht engherzig noch sektirerisch, sondern frei und rein evangelisch sein. Patienten von allen Denominationen und Nationalitäten werden aufgenommen. Die heilige Schrift ist dem religiösen Charakter des Hauses zu Grunde zu legen, und das lebendige Beispiel, nach dem sich das ganze Hauswesen zu richten hat, ist Jesus Christus, der mitleidende Heiland, gestern und heute derselbe und in Ewigkeit. Allen christlichen Freunden, ohne Unterschied der Konfession, die sich für dieses Werk der christliche Liebe und Humanität interessiren und ihre Beiträge dafür geben werden, sagen wir herzlichen Dank und erbitten für sie Gottes Segen.

* * *

Am 25. April konstituirte sich in der geschilderten Versammlung das Komitee. Die Anwesenden legten sofort 2500 Franks zusammen. Am 28. reiste Waldmeier nach der Heimat ab. Daß die Anstalt auf dem Libanon errichtet werden soll, hat hauptsächlich darin seinen Grund, daß man dort seit 1860 eine christliche Regierung mit guten Gesetzen hat und eine Freiheit genießt, die man sonst im Orient nirgends findet. Das Nähere hierüber finden unsre Leser im Konversationslexikon. Es wäre der ganzen Türkei zu gönnen, was man dem Libanon gewährt hat.

Unsre Freunde sind bereits durch die Sammlungen für die Armenier in Anspruch genommen. Gleichwohl ist es vielleicht für manchen eine Freude und Ehre, an der Stiftung dieser

ersten Irrenanstalt im Orient mit teilzunehmen. Insbesondre aber legen wir diese Sache denen ans Herz, die sich für die Armenier nun einmal nicht erwärmen können. Wir werden jede Gabe gern an Dr. Jessup vermitteln.

Zur Würdigung der neuesten Dichtung in Deutschland

Vorbemerkung des Herausgebers. Der Aufsatz in Nr. 25 d. Bl. über die Zeitschrift Pan hat den Herrn Verfasser der nachfolgenden Artikel veranlaßt, für unsre modernste Dichtung eine Lanze zu brechen. Ich habe ihn gebeten, auf jede Polemik zu verzichten und sich rein darstellend zu verhalten, weil ich mir davon am meisten Frucht versprach. Er ist freundlichst auf diesen Wunsch eingegangen. Das m. E. abscheuliche Wort „die Moderne“ war leider aus dem Aufsatz nicht zu tilgen, es giebt eben keinen andern kürzer bezeichnenden Ausdruck für den Begriff.

1

Wenn man von der „Moderne“ redet, denken wohl die meisten Leute sofort an Hauptmanns „Weber,“ Halbes „Jugend“ u. s. w., kurz an moderne Dramatik. Der eine oder andre hat wahrscheinlich auch einen sogenannten modernen Roman gelesen. Ihm gelten in der Beziehung vielleicht Tovote und Sudermann als Hauptmoderne. Sein gesundes Gefühl wehrt sich aber gegen diese Sorte von Romanen, die stellenweise einfach lüstern sind und zum Teil in einem entsetzlichen Deutsch geschrieben, z. B. Tovotes größere Sachen. Damit ist sein Urteil über die Moderne fertig und geht im allgemeinen dahin: Viel schlechtes Deutsch und ungesunde Sinnlichkeit. Wegen der letztern wirft er die Moderne mit Heyse in einen Topf, was man in christlichen Zeitschriften häufiger lesen kann, eine Gemeinschaft, die sich ein gut Teil Moderne nach Kräften verbitten würden. Wegen des Tovoteschen Stils aber redet er vielleicht von einer Litteratur dummer Jungen, die erst trocken hinter den Ohren werden möchten.

Ein Gebiet der Dichtkunst ist dabei allerdings ganz außer Betracht gelassen, und zwar gerade jenes, das wir sonst in erster Linie zur Poesie rechnen, die Lyrik.

Die Lyrik der Moderne ist wenig bekannt. Woran liegt das? Dafür lassen sich eine ganze Reihe von Gründen angeben, aus denen ich nur ein paar hervorheben will.

Einmal hat es unsre Modelyrik von Wolff, Baumbach und ähnlichen fertig gebracht, daß ein erwachsener Mensch mit Beruf kaum noch Verse von heute sehen geschweige denn lesen kann. Er verbindet damit unwillkürlich die Vorstellung von etwas außerordentlich Fadem und läppisch Süßlichem. Bestenfalls Spielerei, und dazu ist ihm seine Zeit zu kostbar. Daß er bei der Moderne andre Verse findet, weiß er nicht, oder wenn ers weiß, würde es ihn zuviel Selbstüberwindung kosten, das bequeme Vorurteil gegen alles Gereimte fahren zu lassen.

Weiter schafft unser Maschinenzeitalter mit seinen groben Sensationen geradezu gewaltsam lyrikblinde Menschen. Für sie ist die Poesie überhaupt kein Faktor mehr, der mitrechnet, weil sie jenseits vom Kursblatt liegt, nicht versilbert, nicht verladen werden kann.

Mit solchen Leuten habe ich es natürlich in einem christlichen Blatt nicht zu thun. Wohl aber wird hier ein Andres gegen die moderne Lyrik sprechen. Modern und naturalistisch ist ja bei den Durchschnittsgebildeten immer noch eins, und naturalistisch = schmutzig. Moderne Lyrik = pornographische Lyrik, wie oft ist das selbst bei sonst gar nicht vorschnell urteilenden Leuten identisch.

Weil sich leider viel Schmutziges findet bei diesen „Jungen,“ wovon ich ein gut Teil aufs Konto der Jugend, aber nicht der bewußten Verderbtheit setze, wie ja in den Flegeljahren manche Kraftwörter beliebt sind, aus denen wir gewiß nicht ohne weiteres auf innere Korruption des betreffenden Jünglings schließen, — und weil ferner Wilhelm Walloth recht hat mit seinem Spruch:

Ist einer ein großer Sündenheld,
Sie tragens von Haus zu Haus herum;
Thust du ein Werk, das Gott gefällt,
Kein Mensch bekümmert sich darum, —

deshalb ist man nur zu bereit, alles in einen Topf zu werfen, und verwirft unbesehen die ganze „Moderne“ in all ihren Lebensäußerungen.

Ich rede gewiß nicht Roheiten und Gemeinheiten das Wort, aber ich sage doch: Wer in unsrer Zeit lebt, kann leider nicht an ihrer Roheit und Gemeinheit so ohne weiteres vorüber; auch der rechte Dichter nicht, der ein Prophet seines Volks sein soll und als solcher nicht nur Rosen zu sehen bekommt, sondern leider auch ganz andre Dinge, die etwas penetranter riechen. Das Imschmutzwühlen ist freilich ästhetisch genau so verwerflich wie andrerseits der Geibelsche Grundsatz:

Kummer und Gram sei'n schön, vom erhabnen Rhythmus besänftigt,
Selber der Brust Angstschrei werde dem Ohr zur Musik.

Ein Dichter, der in unsrer Zeit sich mit Gelbveigelein und Hollerblüt als Gegenstand seiner Darstellung begnügt, taugt in meinen Augen nicht viel mehr als ein Geistlicher unsrer Zeit, der als Bienenvater und Rosenzüchter seine Tage verbringt. Gewiß nette Beschäftigungen, doch dazu braucht einer nicht Pfarrer zu werden. Gewiß, nette Liederchen. Deshalb ist man aber noch kein Dichter.

Und noch eins. Wir Christen sind gewohnt, alles unter dem Gesichtswinkel der Ethik zu betrachten. So legt man an Dichterwerke in erster Linie einen ethischen Maßstab, und paßt der nicht, nennt man das Werk unästhetisch, was gegen alle Logik ist, denn wir können es vorläufig nur unethisch nennen. Dies Urteil ist aber für den Kunstwert eines Werkes nicht ohne weiteres entscheidend. Es wäre gut, wenn diese Begriffsverwirrung, deren sich unzählige Zeitschriften jahraus jahrein schuldig machen, endlich aufhörte, denn dahinter steckt bewußte oder unbewußte Falschmünzerei. Viele stehen selbst Schiller und Goethe gegenüber — sie halten das vielleicht auch für besonders fromm — auf demselben Standpunkt wie etwa der stramme Katholik zu den ketzerischen Päpsten vergangner Jahrhunderte. Er muß sie dulden, weil sie nun einmal da sind, und entketzert sie nach Möglichkeit, um sie doch auch gelten zu lassen, der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe. Daß sich dann der unterdrückte Inquisitionsgeist an den Lebenden nach Kräften schadlos hält, ist zwar menschlich, allzu menschlich, aber gewiß nicht an sich christlich, wie man zuweilen glauben machen will.

Jedoch selbst der Christ, der nur den ethischen Maßstab gelten läßt auch bei der Beurteilung von Kunstwerken und zum wenigsten verlangt, daß seine Ethik durch sie nicht verletzt werde, wird in der Moderne viel, sehr viel finden können, wovon er seine Freude und auch Förderung haben kann. Das wollen die folgenden Ausführungen an einigen Beispielen zeigen.

In den letzten fünfzehn Jahren ist das Widerliche und Häßliche nachgerade genug hervorgehoben worden; heben wir einmal das Umgekehrte hervor zu einer gerechtern Würdigung der Moderne. Ich beschränke mich hierbei auf die Lyrik der mir bekanntesten Dichter, denn wollte ich auch noch die Epik mit in Betracht ziehen oder gar die Dramatik, müßte ich Bände schreiben. Zweitens lassen sich bei der Lyrik auch am leichtesten bezeichnende Proben mitteilen, was für den Leser das Interessanteste sein wird.

Verschiedenes

(Die Orientpolitik der Mächte) kann in diesem Blatte nicht Gegenstand einer andauernden Aufmerksamkeit sein. Die notwendige Selbstbeschränkung in dieser Hinsicht wird uns durch die veränderte Haltung der Tagespresse erleichtert, zu der die jüngsten Ereignisse und insbesondre das Eingreifen des Zaren Anlaß gegeben hat. Es ist zu hoffen, daß insbesondre die deutsche Presse allmählich sich schämen wird, von „unserm Freunde, dem Türken“ zu reden. Auch unsre Leser sollen sich das von ihren Zeitungen nicht gefallen lassen und eine rückhaltlose Berichterstattung über die türkische Gewalt- und Blutwirtschaft fordern. Zur Kontrole dessen, was ihre Blätter ihnen bieten, geben wir unsern Lesern noch einmal Kenntnis von Stücken der Frankfurter Zeitung.

Zuerst aus einem Leitartikel in Nummer 209: „Die europäischen Großmächte stehen im Begriff, das kleine Griechenland wegen der Unterstützung der Aufständischen in Mazedonien an seine völkerrechtlichen Verpflichtungen zu erinnern. Das ist gut, allein noch besser wäre es vielleicht, wenn die Großmächte selbst sich ihres vertragsmäßigen Rechtes erinnerten, die Pforte zu zwingen, ihre Versprechungen, die sie in Bezug auf die Einführung von Reformen in Mazedonien vor achtzehn Jahren gegeben hat, endlich zu erfüllen. Das Bestreben der Mächte, ihre Einigkeit aufrecht zu erhalten, ist gewiß ein lobenswertes und ihr Wunsch, jede Störung des Friedens zu verhindern, über alles Lob erhaben, aber diese Politik hat zugleich den Nachteil, daß die Machthaber in Konstantinopel sich so sicher wie seit Jahrzehnten nicht mehr fühlen und sich vieles glauben herausnehmen zu dürfen, wodurch die öffentliche Meinung in der ganzen Welt mit Recht sich verletzt fühlt. Der verblendete Herrscher im Yildiz Kiosk ist so fest davon überzeugt, daß die Einigkeit der Mächte nur so lange aufrecht erhalten werden kann, als die Regierungen darauf verzichten, irgend etwas andres zu thun, als Noten zu schreiben und mündliche Vorstellungen zu erheben. Die Unfähigkeit der Mächte, eine Besserung der Zustände in der Türkei, wie sie im Berliner Vertrage vorgesehen war, herbeizuführen, ist niemals deutlicher zu Tage getreten, als während des letzten Jahres, in das die Metzeleien in Kleinasien und die friedensgefährliche Thätigkeit der türkischen Machthaber auf Kreta fallen. [Folgt Weiteres über Kreta, Griechenland, Mazedonien.] Als im vorigen Jahre die bulgarische Regierung durch einen entschiednen Druck der Mächte gezwungen wurde, die Unterstützung der bulgarischen Banden in Mazedonien von seiten der Bulgaren im Fürstentum ein Ende zu machen, versprach die Pforte, gewissermaßen als Belohnung für das in Bulgarien selbst vielfach getadelte Vorgehen des Sofiaer Kabinetts, die Einführung von Reformen in Mazedonien. Ernstlich war das natürlich nicht gemeint und es ist auch nicht das Geringste in dieser Beziehung geschehen. Wenn die Mächte jetzt einen ähnlichen Druck auf das Athener Kabinett ausüben, wird es gewiß auch wieder nicht an türkischen Versprechungen fehlen. Dabei kommt man aus dem verhängnisvollen Zirkel nicht heraus. Ein großer Teil der Schuld trifft die russische Regierung, die durch ihre Haltung gegenüber den Armeniern den Sultan zu der Ueberzeugung gebracht hat, daß er mit den nichttürkischen Nationalitäten in seinem Reiche fortan machen kann, was er will.

Ob der Umschwung in der russischen Politik Abdul Hamid die Notwendigkeit von Zugeständnissen an die Kreter und Mazedonier klar machen wird, ist zweifelhaft, jedenfalls wären jetzt Vorstellungen in Konstantinopel viel notwendiger als in Athen. Mit dem Augenblicke, wo die türkischen Machthaber erkennen, daß es mit der Einigkeit der Mächte in Bezug auf das Nichtsthun zu Ende und der gefährliche Nachbar wieder einmal bereit ist, die Forderungen der unzufriednen Untertanen des Sultans wirksam zu unterstützen, würden sie auch die Notwendigkeit von Zugeständnissen einsehen.“ *)

Und eine Korrespondenz aus Konstantinopel vom 24. Juli (Nr. 208): „In armenischen Kreisen herrscht seit vorgestern eine ganz ungewöhnliche Erregung, die durch einen jener polizeilichen Willkürakte hervorgerufen worden ist, wie sie hier eben an der Tagesordnung sind. Es wurde nämlich der gesamte gemischte Beirat des armenischen Patriarchats, aus ungefähr sechzig Personen bestehend, ins Polizeiministerium zitirt. Die Betreffenden weigerten sich anfänglich diesem Auftrage nachzukommen, aber sie mußten schließlich nachgeben. Gleich nachdem der Rat versammelt war, trat der Polizeiminister Nazim Pascha auf denselben zu und erklärte demselben, daß, nachdem das armenische Volk fortfahre, in Anatolien und anderwärts die Ruhe des Landes ernstlich zu gefährden und kaum ein Tag vergeht, wo es nicht zu blutigen Ausschreitungen seitens der Armenier (?)**) kommt, besonders aber, nachdem der Klerus die Verhetzung des Volks zum Aufruhre systematisch betreibe, habe der Ministerrat den bereits vom Sultan sanktionirten Beschluß gefaßt, von nun an für jeden derartigen Vorfall das Patriarchat und seinen Beirat verantwortlich zu machen, und es sei diese Verantwortlichkeit eine solidarische, sowie für jeden Einzelnen persönlich giltige; auch haben dann die Betreffenden, im Falle die Ruhe weiter gestört werden sollte, die strengsten Strafen zu gewärtigen. Die über dieses Vorgehen betroffne Versammlung versuchte gegen diesen Gewaltakt Einwendungen zu erheben und darauf hinzuweisen, daß in allen Fällen die Armenier dem Gebote der Notwehr folgend, ihr Leben und Eigentum gegen die sich täglich erneuernden Angriffe, die meist von Kurden und Tscherkessen ausgehen, zu schützen gezwungen sind, daß aber in keinem Falle der Beirat des Patriarchats dafür eine Verantwortung übernehmen könne, wenn in irgend einem entfernten Winkel Anatoliens aus irgend einer Ursache Reibungen entstünden, denn in einem solchen Falle wäre es, um der Sache ein Ende zu machen einfacher, den ausgesprochnen Vernichtungskampf gleich bei den Mitgliedern des Patriarchats zu beginnen. Der Polizeiminister herrschte die Versammlung an und erklärte keine Erörterungen zu dulden, man wisse nun, um was es sich handle, das Uebrige sei Sache jedes Einzelnen. Damit ist nun auch die geistliche Repräsentanz des armenischen Volks für vogelfrei erklärt worden, und man fragt sich allgemein, wohin derartige Zustände führen sollen. Andrerseits dauern die Verhaftungen von Armeniern fort, und da man ihnen kein andres Vergehen nachweisen kann, als daß sie Armenier sind, so erfolgt dann von Fall zu Fall deren zwangsweise Verschickung in deren angebliche Heimat, wo man sich ihrer leicht und unbemerkt entledigt, vorausgesetzt, daß diese ominösen Schiffsladungen über-

*) Ob sie aber auch fähig sein würden, sie durchzuführen?

**) Das Fragezeichen macht die Frankfurter Zeitung.

haupt an ein Ziel gelangen. Da wäre es wohl ein Gebot der Humanität, wenn sich berufne Kreise mit diesen regelmäßigen Abtransportirungen näher befassen und sich einmal die Gewißheit verschaffen wollten, ob denn auch die Schiffe, mit denen die Unglücklichen von hier abgehen, thatsächlich am Ziele anlangen, oder sich, wie es vielfach erwiesen wurde, nicht unterwegs ihrer Ladung entledigen. Erst gestern war ich persönlich Augenzeuge, wie ungefähr ein halbes Hundert geschlossene Wagen in gewissen Abständen am Kai von Stambul vorfuhren und jedem derselben vier Armenier mit entsprechender Bewachung entstiegen, um mittelst Frachtschiff an Bord eines türkischen Dampfers gebracht zu werden. Das wiederholt sich mehrmals die Woche, so oft die längst überfüllten schauerlichen Gefängnisse Stambuls keinen Zuwachs mehr aufnehmen können. Wie die Leute dort behandelt werden, wird wohl durch die Thatsache illustrirt, daß sich der kürzlich justifizirte Armenier als letzte Gunst ein Stück Brot erbat. Und dabei neigt man in außertürkischen Kreisen noch immer der Ansicht zu, daß man die Einführung von Reformen beabsichtige und sich dann die Lage langsam bessern werde. Zunächst mangelt es jetzt und für unabsehbare Zeit an Geld, ohne das Reformen beim besten Willen nicht eingeführt werden können. Da aber an eine ausgiebige Geldbeschaffung nicht zu denken ist, so vollzieht sich der allmähliche Zersetzungsprozeß zwar langsam aber sicher, eine Beschleunigung dürften vielleicht die Jungtürken herbeiführen, deren Anhang täglich im Wachsen ist. Aber selbst hinreichende Finanzmittel vorausgesetzt, ist die Türkei unter den heutigen Verhältnissen nicht reformfähig, es genügt das folgende Beispiel aus der letzten Zeit, um jeden Optimisten zu bekehren. Das Marineministerium verkaufte vor zwei Monaten ungefähr ein Dutzend außer Dienst gestellte Schiffe um den Wert des alten Eisens. Diese alten Kästen werden weggeschleppt, neu angestrichen, am Tauwerk und sonst werden einige unwesentliche Veränderungen vorgenommen, und nun sind dieselben Schiffe gegen einen hohen Preis wieder vom Marineminister angekauft worden!

(Die Priesterweihe des Prinzen Max von Sachsen) ist ein ernstes Ereignis. Sie hat am 26. v. M. in Eichstätt stattgefunden, und inzwischen wird der junge Priester in der Dresdner Hofkirche seine erste Messe gelesen haben. Wenn eine fromme katholische Fürstenfamilie einen Sohn aus reinem Drang, wie wir durchaus annehmen dürfen, die geistliche Laufbahn wählen läßt, so haben wir als fromme Kinder unsrer evangelischen Kirche dawider nichts zu sagen. Von schmerzlichen Gedanken aber wird doch unser Herz bewegt. Aus schnöden Beweggründen trat Kurfürst August der Starke am 2. Juni 1697 zur römischen Kirche über; heimlich, wider Recht und Vertrag, wurde am 27. November 1712 auch sein einziger Sohn, der spätere Kurfürst August III., in Italien konvertirt. Der faule Baum hat diesmal doch gute Früchte getragen; mit andern Worten die römische Kirche hat von den moralisch verwerflichen Vorgängen jener Tage am 26. v. M. einen reinen Gewinn eingeheimst. Das ist eine geschichtliche Reflexion, die für uns zu den Rätseln der göttlichen Weltregierung gehört. Sehen wir aber auf die Gegenwart, so ist diese Priesterweihe ein deutlicher Beweis von der Macht der römisch-katholischen Kirche in unsern Tagen. Daß ihr Priesteramt eine solche Anziehungskraft auf den Prinzen ausübte, daß das königliche Haus seinem Wunsche nachgab, sind auch Zeichen der Zeit. Insbesondre das evangelische Volk Sachsens wird sie bis ins innerste Mark gespürt haben. Vor 84 Jahren starb der letzte Geistliche aus dem Hause Wettin, Klemens Wenzeslaus, der letzte Kurfürst von Trier und letzte Fürstbischof von Augsburg. Diese Titel allein beweisen, daß damals für einen Prinzen mit der Priesterwürde noch andres zu haben war als ein geistliches Amt. Innerhalb dieser 84 Jahre hat, abgesehen von einem Bonaparte, kein einziger Prinz aus regierendem Hause sich dem Dienste des Altars gewidmet. Mit Recht begrüßt daher die katholische Presse die Weihe des Prinzen Max als einen Wendepunkt. Sie bezeugt die religiöse Anziehungskraft, die der heutige Katholizismus auszuüben vermag. Derselbe Katholizismus, der so oft das Zerrbild christlicher Frömmigkeit ist, wie denn am Nachmittag jenes Weihesonntags die hohen Herrschaften unter Führung des Bischofs das Grab der heiligen Walburga sich öffnen ließen — den heiligen Oelfluß zu besehen! Diese ganze römische Kirche ist auch ein Rätsel der göttlichen Weltregierung. Aber die Moral von allen derartigen Reflexionen kann für uns Evangelische doch nur sein, daß wir vor Gottes Angesicht unsrer hohen Güter uns neu bewußt werden, und der hohen Verantwortung, sie recht zu brauchen. R

Quittung

Für Armenien (die mit * bezeichneten Gaben insbesondre für die armenischen Waisen): 367,50 Mk. durch H F, Göppingen; 135,65 aus der Gemeinde Griedel bei Butzbach*; 121,50 Sammlung nach einem Vortrage des Hofrat Gelzer, Jena; 70,60 aus der Gemeinde Möckmühl*; 40,10 von dem Akademisch-theologischen Kollegium in Straßburg*; 32,12 aus den Gemeinden Spall und Gebroth; 20 von M, Ravensburg*; 10 von v St, Darmstadt; 8 von T B, Berlin; 6,50 durch Br, Stralsund; 5 von N N, Engelrod; je 3 durch S, Bunzlau; aus der Gemeinde Schweinsberg*; K und G, Sosmar; 2 aus der Gemeinde Eberholzen.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 32 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Gottes Güte schenkte uns am 25. Juli die glückliche Geburt eines gesunden kräftigen Jungen.
Pfarrer **Martin Wenck** und Frau
Elise, geb. **Palatzky**
Darmstadt, den 26. Juli 1896

Cand. min., schon als Lehrer thätig gewesen, sucht für sofort oder später Stellg. als **Hauslehrer** oder dergl., am liebsten in Universitätsstadt. Ansprüche mäßig. Gfl. Off. sub **S 25** Elsterwerda postlag.

Ein im II. Ex. stehender **cand. theol.** (zugl. **cand. phil.**) sucht für jetzt oder später **Beschäftigung**, wenn möglich in einer Universitätsstadt. Anspr. ger. Angeb. unt. **H m 52184** bef. **Rud. Mosse, Halle a. S.**

In einem christlichen, vornehmen Hause werden einige j. Mädchen, die die Schule verlassen haben, zur weitern Ausbildung in Pension genommen. Näh. Ausk. erteilt Frau Dr. **Jacob** geb. v. Lessel, Herr Oberpfarrer **Riem**, Wernigerode a. Harz.

Suche für 1. Oktober ein durchaus zuverlässiges **Fräulein** oder **Kindergärtnerin**, nicht allzu jung, mit heiterm Wesen, zu meinen 4 Kindern von 3—9 Jahren, das eventuell leichte Hausarbeit mit übernimmt.
Frau Oberregierungsrat **Alter**, Merseburg

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162.**

Cand. min., gute Examina, empf. durch Herrn Prof. Pred. Scholz in Berlin, sucht für die nächsten Monate Beschäftigung. Off. sub **V W 12** an die Exped. d. Bl.

Junges Mädchen, Vollwaise, Kandidatenbraut, wünscht Aufnahme in kleinerer Familie, wo sie Gelegenheit hätte, ihre hauswirtschaftl. Kenntnisse zu erweitern. Antritt sofort oder später. Gehalt erwünscht. Off. sub **A-L B 2** an die Expedition der Christlichen Welt.

Maschinentechniker
mit 10½jähr. Bureau- und Werkstattpraxis sucht sich an einer kleinern Maschinenfabrik mit Kapital zu beteiligen. Derselbe kann ev. eine Spezialität einführen.
Off. unter **M T** an die Exped. dieses Blattes.

Eine junge Dame (Juristentochter, Schlesien), befähigt einem bessern Haushalt in jeder Beziehung vorzustehen, sowie die Erziehung der Kinder zu leiten, sucht zum 1. Oktbr. oder früher geeignete Stellung.
Off. sub Pfarrer S. an die Expedition der Christlichen Welt.

Junge Mädchen finden Ausbildg. i. Haushalt, i. Sprachen, Litteratur u. Handarbeit. Zimmer für **Erholungsbedürftige.** Schöne Gegend, gesunde Lage.
Frau verw. Oberpfarrer **Naumann**, geb. **Ahlfeld**, und Töchter
Schwarzenberg i. Erzgeb. (K. Sachsen)

Suchen antiquarisch zu kaufen und bitten um Offerte:
Lange, Bibelwerk, Neues Testament
Justus Naumanns Buchhandlg.
(L. Ungelenk)
Dresden, Wallstr. 6

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Wandlungen
Lebenserinnerungen
von
Carl Jentsch.
Broschirt 4 Mark.

. . . Nach dem Eindruck zu urteilen, den das vorliegende Bändchen Lebenserinnerungen macht, verglichen mit den Aufsätzen volkswirtschaftlichen und sozialpolitischen Inhalts, die in den „Grenzboten“ erschienen sind, glauben wir mit Sicherheit urteilen zu können, daß auch die noch zu erzählenden Wandlungen des Herrn Jentsch sich auf Veränderungen der äußern Lebensumstände oder seiner theoretischen Auffassungen mit Bezug auf diesen oder jenen Zweig des Wissens beschränken. Und das ist gut. Denn gerade als litterarischer „Epikureer“ ist Jentsch originell und anregend, gerade als Schilderer des wirklichen Lebens, namentlich des kleinstädtischen und kleinbürgerlichen Abschnitts — wu par un tempérament — wirkt er durch eine Naturwahrheit und Naturfrische, die von wenigen unsrer deutschen Schriftsteller in dieser Gattung erreicht wird. Die Abwesenheit aller Pose, aller Deklamation, alles Schönthuns mit sich selber ist in heutiger Zeit fast einzig zu nennen. Schlaffe, energielose, miserabilistische Denk- und Empfindungsweise haben in den letzten Jahren gerade in die Darstellung der Lebensverhältnisse armer Leute im schlesischen Gebirge Eingang gefunden. Da thut es wohl, die Jugendgeschichte eines wackern Jungen aus dieser Gegend zu lesen, der sich durch die ärmlichsten Verhältnisse durchschlägt ohne zu mucksen und ohne den Humor zu verlieren; der von der Welt eigentlich nichts verlangt, als daß man ihm gestatte, so zu sein, wie er ist.
(Nordd. Allg. Ztg.)

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 33 Leipzig, den 13. August **1896**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Menschenkenntnis — Evangelisch-sozial: Zweite Hälfte — Das Christusbild — Die Evangelische Allianz in London — Zur Würdigung der neuesten Dichtung in Deutschland 2 — Fürsorge für die verfolgten Armenier in der Schweiz — Arbeiten und nicht verzweifeln — Verschiedenes: Vom Orient; Ein Zeugnis Adolf Wagners; Erziehung und Unterricht vom Standpunkt der Sozialpolitik; Die Humanität — Briefkasten — Anzeigen

Menschenkenntnis

Joh. 4, 1—9

Zwei wichtige Aufgaben giebt es für die Entwicklung des innern Lebens eines Christenmenschen: Jesum und sich selbst immer mehr zu erkennen. Ohne Selbsterkenntnis ist die Erkenntnis Jesu eine Blume ohne Wurzel, ohne die Erkenntnis Jesu ist die Selbsterkenntnis ein Dürsten ohne Trinken. Das Eine wird erst vollständig durch das Andre, Eines lernt sich erst vollständig am Andern. Wollen wir durch Jesum befreit und erhoben sein, so genügt nicht der Name, das Wort Jesus, das vielen zu einer Zauberformel auf geistlichem Gebiet ohne allen Anschauungsinhalt geworden ist. Darum in die Evangelien hinein, um das Bild Jesu immer reiner und reicher vor uns erstehen zu lassen. Das Evangelium, „Jesus und die Samariterin" bietet die beste Anleitung zur Erkenntnis Jesu.

Zuerst thun wir einen tiefen Blick in seine Art, indem wir beobachten, wie er einen tiefen Blick in ein armes, sündiges Menschenherz thut. Dieser Blick wäre für uns ohne Wert als Mittel zu seiner Erkenntnis, wie als Vorbild für uns, wenn er ganz auf seiner natürlichen Ausstattung mit Allwissenheit beruhte. Aber seine Menschenkenntnis beruht auf seiner Heiligkeit und Liebe. Das macht sie wichtig für uns.

Wie sonderbar erscheint uns doch sein Vorgehen da am Jakobsbrunnen! Zwar das ist nichts Auffallendes, daß er jeden Ort für passend hält zum Versuch, eine Seele zu gewinnen. Auch das ist es nicht, daß er keinen Sturm auf ihre Seele ohne Vorbereitung unternimmt, sondern mit irdischen Dingen beginnt. Aber wir sehen ihn etwas für sich erbitten. Das hätten wir anders erwartet und anders gemacht. Wir würden ein Sich erbieten für angebrachter gehalten haben, als ein Für sich erbitten. Was will er mit seiner Bitte? Warum bahnt er sich durch die Bitte um einen Trunk Wasser, und nicht mit dem Angebot einer Gefälligkeit, etwa ihr den Eimer heraufzuholen, den Weg in ihr Vertrauen? Und warum hat er kein Wort, keine schlagende Anrede, um sofort, wie es viele Christen lieben, im plötzlichen Ueberfall auf dem Boden rein verstandesmäßiger Erörterung das Weib zu überwinden? Er will nicht den kurzen Sieg des Witzes, er will den dauernden der Barmherzigkeit.

Aber wie stand es doch zwischen Juden und Samaritern? Haß und Verachtung ging hin und her. Würde sich das Weib nicht stolz gegen das Angebot eines Juden, ihr behilflich zu sein, gesträubt haben? Gar oft fühlen sich heruntergekommene Leute durch das Angebot eines Dienstes von solchen verletzt, die sie als ihre Feinde ansehen zu müssen glauben. Werden sie aber gebeten, so thut es ihnen wohl, daß man ihrer noch bedarf. So stellt Jesus das Weib über sich, indem er sie bittet, auf daß sie sich nachher voll Vertrauen unter ihn stelle, wenn er ihr giebt. Dies erkennt er als den Weg, um in ihr Herz hineinzukommen.

Das ist der Meister in der Behandlung der Menschen, der nicht nur einen Schlüssel, sondern einen ganzen Schlüsselbund hat. Er weiß, wo er mit Geben ans Ziel kommt, wie beim Gichtbrüchigen, und wo er sich mit Nehmen den Weg zum Geben bahnt. An solcher Menschenkenntnis fehlt es uns allen. Wir beurteilen die Menschen zu viel nach vorgefaßten Meinungen, nach dogmatischen Schablonen, anstatt darnach, wie sie wirklich sind. Die Hauptregel, die uns Jesus hier giebt lautet so: Erniedrige nie jemand in der besten Absicht, indem du ihn unter dich stellst, wenn du ihn gewinnen willst für das Reich des Guten. Sicherer ist die Rechnung auf das Slebstgefühl. Nie nur schonen und geben wollen, nie nur wohlthun und bevormunden, wie es die üble Gewohnheit vieler Eltern und großer Herren ist. Viel wohler thut die Anerkennung des Menschen als eines Menschen, der nicht nur Objekt der Fürsorge, sondern auch Subjekt, Träger von Gaben und Rechten ist.

Zumal von den Sündern gilt das, die alle Welt mit Füßen tritt, und den Mühseligen, von denen niemand etwas wissen will. Darum hat Jesus mit den Sündern gespeist und sich den Elenden gewidmet. Herablassung ist oft Beleidigung und Herabstoßen in tiefere Abgründe. Wer Menschen retten will, der muß ihnen durch Achtung die Selbstachtung wieder geben. So muß man, um die Menschen wirklich lieben zu können, sie kennen; wer sie aber kennen will, der muß sie lieben. Jesu Menschenkenntnis ist kein Wunder der Allwissenheit, sondern ein Wunder des Herzens. Die vollkommene Menschenkenntnis ist bei der vollkommenen Menschenliebe. Die übersieht nicht in blinder fleischlicher Liebe die Fehler, auch ist sie weit entfernt davon, die Menschen ob ihrer Fehler nur für der Verachtung wert zu halten. Sie liebt trotz, nein wegen der Fehler, aber mit dem heißen Wunsch, aus den Fehlern zu retten.

Wer etwas von den Menschen begehrt, wird sie nie kennen lernen. Der Wunsch der Selbstliebe wirft einen glänzenden Schein über die Leute, oder die Enttäuschung sieht alles in Finsternis getaucht. Das ist der tiefste Grund des Pessimismus, der über solche thörichte Theorien lächelt.

Wie sagt doch Lessing?

So färbt das Gewissen —
Das Augenglas, wodurch die Seele zieht;
Wer nicht an Tugend glaubt, hat selber keine.

Ein von Eitelkeit und Selbstsucht freies Herz allein giebt einen Blick in den Charakter eines Menschen, der sich ebensowenig durch scheinende Güte in dem Glauben an versteckte Bosheit, wie durch offne Bosheit im Glauben an verborgnes Herzensgold beirren läßt.

Wir sollen unsern Nächsten dienen zu ihrer Umkehr und Besserung. Dazu gehört ein Abthun alles Ehrgeizes und aller Eigenliebe. Wir müssen sie höher achten denn als Puppen in unsrer Hand oder als Lorbeeren auf unser Haupt.

Nur die Selbstlosigkeit der Liebe, wie sie Jesus hatte, giebt uns ein Stück der Gewalt über die Menschen im Urteil und Wirken, wie sie ein Zeichen seiner Gottheit war. F N

Evangelisch-sozial

Zweite Hälfte

5

Eins freilich wird der Evangelisch-soziale Kongreß uns nicht bringen: die Partei der kleinen Leute. Diese zu schaffen, „eine große reformerische Masse," das ist nach Göhre die politische Aufgabe der nächsten Zukunft, und die evangelisch-soziale Bewegung soll damit ihren Beruf vollenden, daß sie sie löst. Göhre hat meines Erachtens darin vollkommen Recht. Die evangelisch-soziale Bewegung wird dem Vaterlande den größten Dienst thun, wenn sie ihm diese christlich und patriotisch gesinnte Arbeiterschaft heranbildet, die, nicht utopisch und revolutionär wie die Sozialdemokratie, ebenso besonnen wie energisch Schritt für Schritt im friedlichen Kampfe Reform um Reform erzwingt. Das Ziel, eine solche Partei zu schaffen, ist hoch und groß. Unter den heutigen politischen Verhältnissen giebt es kein höheres. Göhre wird, indem er das klar erkennt, von Ungeduld erfaßt. Das scheint mir gefährlich. Solche Dinge reifen langsamer. Freilich, wenn nicht endlich Thaten geschehn, nimmt die Sozialdemokratie noch vollends die verfügbaren Schichten kleiner Leute in Beschlag. Aber wir können doch darum kein Wettrennen veranstalten. Vorläufig wird der Vorsprung doch bei der Sozialdemokratie sein. Göhre sieht in seiner Ungeduld nur den Zweck und unterschätzt die Mittel; das scheint mir ein großer politischer Fehler.

So allein kann ich mir erklären, daß er das sozialpolitische Moment aus dem Kongreß heraushaben will. Natürlich kann der Kongreß nicht handeln. Aber die praktischen Aufgaben und die ethische Theorie bilden doch eben zusammen ein lebendiges Ganze. Für mich hat ein solcher Kongreß keinen Wert, wenn er nicht vom reinen idealen Pflichtgebot zur praktisch-politischen Forderung hindrängt. Und was soll darin für eine Gefahr liegen, wenn er seinen Halt am Evangelium und seine Kontrole an der Auskunft der Sachverständigen hat? Ein Ideenaustausch bleibt er doch immer; aber man thut ihm keinen Freundschaftsdienst und fördert jenes hohe Ziel nicht, wenn man ihm den Ideenkreis irgend beschränkt.

Ungeduld scheint mir auch das Grundmotiv dafür, daß Göhre die Geistlichen von ihrer bisherigen Anteilnahme an der sozialen Bewegung zurückruft. Es versteht sich, daß ich mit allen Klauseln und Vorbehalten, die v. Soden, Planck u. a. auf dem letzten Kongreß der sozialen Thätigkeit des im Gemeindeamt stehenden Theologen auferlegt haben, einverstanden bin. Aber Göhre geht viel weiter. Er stellt uns Pfarrer vor eine Alternative: entweder mitarbeiten an der Schaffung der neuen Arbeiterpartei und eben das Gemeindeamt aufgeben, oder im Amt bleiben und darin sozial versöhnend wirken. Diese Alternative ist falsch.

Vielmehr, sie gilt bloß für ganz wenige Pastoren. Sie gilt für Stöcker, für Naumann und für alle die, die ernstlich eine gründende, führende und agitirende Aufgabe im öffentlichen Parteileben ergreifen. Da hat Göhre mit jedem Worte recht.

Aber die Alternative gilt nicht für uns gewöhnliche Pfarrer. Sie gilt nicht für uns Tausende, die wir nicht daran denken, unser Amt aufzugeben, weil es unser gottgegebner, lieber Beruf ist, und die wir doch ein Interesse haben für die sozialen Schwierigkeiten und für die Menschen, die davon bedrückt werden, in unsrer Sondergemeinde wie in unsrer ganzen großen Volksgemeinde.

Es kann uns ja recht sein, wenn drei oder zehn von unsern Amtsgenossen ihren Chorrock ausziehen und in die eigentlich politische Arbeit hineinspringen. Wir werden davon lernen, profitiren, vielleicht auch, wie wirs nicht machen sollen. Dergleichen ist zu allen Zeiten vorgekommen; es ist Sache der Einzelnen; es klärt die Lage für unsern Stand nicht.

Das Göhresche Entweder giebt es für uns nicht, also bleibt das Oder. Wir haben seiner Ansicht nach sozial versöhnend zu wirken. Als oberster Leitstern ist diese Losung ausgezeichnet. Natürlich ist das geistliche Amt nicht dazu da, Klassenkämpfe zu führen. Der Pfarrer hat in all seinem Thun das christliche Beispiel der Liebe und der Gerechtigkeit zu geben. Aber wie selten geht das so glatt auch im sonstigen Amtsleben. Z. B. kann es dem friedlichsten Pastor passiren, daß er im Interesse des Kirchenguts einen Rechtsprozeß gegen eins seiner Gemeindeglieder führen muß. Das giebt Verdruß, Feindschaft, Parteiungen, der Friede im Dorf und das Idyll der ersten Liebe geht in die Brüche, ihm blutet das Herz, er kanns nicht ändern. Oder er hat einen Schulbau durchzufechten, verdirbts darüber mit dem Schulzen oder mit dem Patron oder irgendwelcher Clique in der Gemeinde.

Man denke die Fälle, die da kommen können, weiter durch, so langt man von selber bei dem Klassenkampf an, in dem wir mittendrinstehn. Gewiß giebt es viele hundert Kirchgemeinden, die ihn noch nicht kennen. Welcher Pfarrer wird sich da berufen fühlen, ihn hineinzutragen? Nur ein solcher, der den Talar besser auszieht. Und ebenso giebt es viele hundert Pastoren, die zwar unter dem Klassenkampf leben, aber davon nicht innerlich bewegt, in ihrer Amtsthätigkeit nicht beunruhigt werden. Die einen sind innerliche Naturen, die in der That nur für die Seele sorgen; die andern haben vollen Frieden mit den bestehenden Verhältnissen, weil sie die für von Gott (in seiner Liebe oder in seinem Zorn) gewollt und unabänderlich halten; noch andre — hoffentlich nicht allzu viele — haben diesen Frieden darum, weil sie nur mit den privilegirten Ständen empfinden. Aber wo nun irgend ein Pfarrer seine sozialversöhnende Aufgabe so auffaßt, daß er für jedes Unrecht ein Herz und aus Gottes Wort heraus eine Rüge haben soll, wie lange wird es dauern, bis er mit der herrschenden Klasse, die naturgemäß die moralisch belastetere sein wird, in Konflikt kommt?

Ich bin ja sehr einverstanden, daß man in dem Kreise der „Jungen" die Parole hat fallen lassen: die Pastoren müßten im Osten die Landarbeiter in den Emanzipationskampf führen. Das war eine völlige Verkennung des geistlichen Amts im sozialen Uebereifer. Aber nun: nur sozialversöhnend? Ist das nicht die Quadratur des Zirkels? Und kann man nicht ein Versöhner und Friedensstifter sein im Vollsinn von Matth. 5, 9 und doch kämpfen müssen?

6

Die schneidendste Kritik an Göhres Alternative wird durch die Veröffentlichung der Akten aus dem Königreich Stumm gegeben: Freiherr von Stumm-Halberg und die evangelischen Geistlichen im Saargebiet. Diese Akten müssen studirt werden.

Jeder Unbefangne wird daraus erkennen, daß die Geistlichen im Saargebiet ehrlich darauf ausgewesen sind, sozial versöhnend zu wirken. Ihre Friedensliebe geht zuweilen bis an die Grenze des Erlaubten. Aber sie arbeiten in einem Gebiete, wo der Klassenkampf von oben mit der äußersten Rücksichtslosigkeit geführt wird. Stumm vertritt so entschlossen und tüchtig wie kein zweiter das patriarchalische System; er thut seinen Arbeitern Gutes, aber um den Preis ihrer völligen Abhängigkeit und politischen Rechtslosigkeit. Die Geistlichen aber haben ein Herz für die Bedürfnisse der Arbeiter in ihren Gemeinden, die Stumm nicht anerkennt. Sie nehmen sich ihrer an, weit entfernt, in die politische Agitation einzutreten, mit Mitteln der Nächstenliebe, natürlich in Formen, wie sie das moderne Leben vorschreibt. Freiherr von Stumm, im Unterschiede von andern Großindustriellen an der Saar ein kirchlicher Mann, sieht darin nur ein Verbrechen, eine Auflehnung gegen die heutige Staats- und Gesellschaftsordnung und — setzt sogar die kaiserliche Majestät gegen diese vermessenen „politischen Pastoren" in Bewegung. Eine ganze Pfarrkonferenz, an der Spitze ihr würdiger Superintendent, nur ein Teil davon eigentlich sozial interessirt und thätig, sieht sich mit einem mal drin — im Klassenkampf und muß sich wohl oder übel wehren.

Die Veröffentlichung bietet im einzelnen viel Erstaunliches. So die auf S. 31—34 und S. 41 nachgewiesene ungleiche Behandlung der katholischen und der evangelischen Arbeiter durch die Großindustriellen; die Machenschaften gegen den Handwerkerverein (für die Herren Lehrer besonders interessant!); die Vergewaltigung des Evangelischen Wochenblatts. Nicht leicht wird über den sozialversöhnenden Pastor eine so starke Hand kommen wie die des Freiherrn von Stumm, aber in der Art dieselben Erfahrungen wird jeder Geistliche machen, der in sozial schwierigen oder unleidlichen Verhältnissen nach Pflicht und Gewissen sich der ihm anvertrauten Gemeindeglieder annimmt. Sowie er das Emporstreben des vierten Standes in irgend einem Grade als berechtigt anerkennt, werden die herrschenden Stände ihren Feind in ihm sehen; sowie er dem vierten Stande dieses Emporstreben als Unrecht und Sünde anrechnet, ist er sein Feind. Es wird ihm also alle seine Friedensliebe den Kampf nicht ersparen, und an der Losung, daß er sozialversöhnend zu wirken habe, ist nur dies richtig, daß dies sein oberster Grundsatz, sein letztes Ziel und der Regulator seiner ganzen Stimmung sein muß.

7

Die Schrift der Saargeistlichen enthält u. a. einen Bericht des emeritirten Pfarrers Lentze an Herrn Generalsuperintendenten Baur. Es wird jeden Leser darnach verlangen, die Antwort kennen zu lernen. Es ist unmöglich anzunehmen, daß der Herr Generalsuperintendent, das rheinländische Konsistorium und der Berliner Oberkirchenrat sich der Wucht dieser Darstellung hätten entziehen und gegen die Geistlichen für Herrn von Stumm entscheiden können. Man sehnt sich aber darnach, endlich einmal eine kirchenbehördliche Aeußerung kennen zu lernen, die den Schwierigkeiten und der Gesinnung der sozial nicht gleichgiltigen Pastoren gerecht wird.

Wir müssen in diesem Zusammenhang noch einmal auf den Adventserlaß des Oberkirchenrats zurückkommen. Göhre nötigt uns dazu. Er findet in dem Erlaß seine eigne Meinung und spendet ihm darum bei allem Tadel der Einzelausführungen volles Lob. Er verspricht sich sogar von dem Erlaß die heilsame Wirkung, daß er die Geistlichen abhalten wird, sich an die Spitze der von ihm geforderten Partei zu stellen.

Nun, über den Satz: Geistliche im Amt können und dürfen nicht zugleich sozialpolitische Parteiführer sein, streiten wir weder mit Göhre noch mit dem Oberkirchenrat. Das Gegenteil ist jedenfalls unsre These niemals gewesen. Die Differenz, in der nicht nur wir, sondern fast die gesamte nicht sozial-gleichgiltige Pastorenschaft uns zu dem oberkirchenrätlichen Erlaß befunden haben und noch befinden, liegt tiefer.

Wir finden erstens, daß zu einer solchen Einschränkung der Freiheit der Geistlichen, wie sie der Erlaß beabsichtigt, keine Ursache da war. Es fiel den Geistlichen nicht ein, sich zur sozialpolitischen Führerschaft zu drängen. Ganz vereinzelte Ausnahmen mochten auffallen, waren zum Teil in aller Munde; aber wie wenige außer Stöcker und Naumann da in Betracht kamen, beweist die famose Proskriptionsliste der Konservativen Korrespondenz, die es auf sieben Namen brachte, und in welcher Auswahl! Man darf mit Sicherheit annehmen, daß die schwarze Liste des Oberkirchenrats nicht ergiebiger ist. — Zugegeben aber, daß unreife Ideen vielfach in den Köpfen der sozial eifrigen Geistlichen spukten, besonders unter der Jugend, daß sie in Blättern, in Konferenzen, selbst in Predigten an den Tag kamen: ist denn eine Kirchenbehörde dazu da, alsbald einen solchen Gährungsprozeß zu stillen? Hat sie die Sachkenntnis und den sittlichen Beruf, die soziale Frage auch nur für den Stand der Geistlichen zu lösen? — Und war nicht eine Instanz vorhanden, die mit Geist und Ernst den Geistlichen in diesem Entwicklungsprozesse zu Hilfe kam: der Evangelisch-soziale Kongreß? Welche Symptome waren denn vorhanden, die zu der Annahme zwangen, es würden dort die bedenklichen Elemente, die Schwärmer, die Oberhand gewinnen? Kannte der Oberkirchenrat, wie es seine Pflicht war, genauer die Theologen, die unter dem Verdacht der Schwarmgeisterei standen — und deren Nüchternheit er inzwischen vielleicht selbst besser würdigen gelernt hat? Ich kann mir nicht denken, daß der Oberkirchenrat heute Stöcker, Naumann und — Göhre noch mit den gleichen Augen ansieht. Wissen konnte freilich der Oberkirchenrat nicht, daß bereits im Oktober, also Wochen vor dem Erscheinen seines Erlasses Göhre im vertrauten Kreise der jüngern Christlich-sozialen die nun im Buche vorliegenden Ansichten in aller Schärfe vorgetragen und damit die Zustimmung derer gefunden hatte, gegen die allein der Erlaß ernstlich gerichtet ist. Wissen konnte das der Oberkirchenrat nicht, aber besser unterrichtet konnte er doch sein über die Lage und Stimmung und konnte ein wenig mehr Geduld haben mit einer so in der Gährung begriffnen jungen Bewegung.

Weil aber die Kirchenbehörde so ohne Ursache dreinfuhr, hat man von vorn herein um so mißtrauischer nach den Motiven dieses Vorgehens gefragt. Und da ist ja kein Zweifel, daß die Herren vom Oberkirchenrat persönlich nur ihre innerste Ueberzeugung ausgesprochen haben. Sie hatten dies Bild von dem Feinde den sie bekämpften. Aber wenn der hochverehrte Herr Präsident des Oberkirchenrats neulich nach einem Bericht der Westdeutschen Zeitung sich dagegen verwahrt hat, als hätte der Oberkirchenrat einem Druck von oben nachgegeben, so kann das nur besagen, daß die subjektive Ueberzeugung und der Wille, gegenüber den sozialen Neigungen der Geistlichen etwas zu thun, im Kollegium durchaus ohne Druck von oben vorhanden gewesen sind. Aber der Druck von oben war da. Ihn spürte ja nicht nur die Kirchenbehörde, ihn fühlten wir alle. Ja wir fühlen ihn noch. Und daß ein solcher Erlaß kommen würde, sahen seit einem bestimmten Datum aufmerksame Beobachter der Berliner Vorgänge voraus. Und nun in dieser Zeit, wo die Regierung mit dem Besitz den sozialen Inspirationen absagt, die Geistlichkeit im Bunde mit Bildung und Volk ihnen im großen ganzen noch nachhängt, da macht sich der Oberkirchenrat zum Organ jener antisozialen Strömung und versucht den ihm unterstellten Geistlichen ihre soziale Gesinnung zu verleiden. In dieser Situation sollte weder der edle Idealismus eines Sulze noch der politische Kritizismus eines Göhre dem Oberkirchenrat Lob spenden.

Wir wollen wahrlich lieber mit dieser hohen Behörde in Frieden leben. Weder möchten wir der Landeskirche an Ansehen und Einigkeit mutwillig Abbruch thun, noch auf unsre Hochschätzung der leitenden Personen auch nur im geringsten Maße verzichten. Die Herren haben unsre Kirche lieb und wollen ihr Bestes, sie haben Volk und Vaterland lieb und sind treue Diener unseres Königs und Kaisers. Das alles aber nehmen auch wir für uns in Anspruch. Das trennt uns nicht! Wir stehen aber in dem ernsten Kampfe gegen Mißverständnisse und Irrungen, die aufgegeben werden müssen, wenn sie nicht schweren Schaden anrichten sollen in unsrer Volkskirche, und von denen wir noch immer hoffen, daß sie nicht unausrottbar sind.

Wir können darum nicht deutlich genug sein. Hätte der Oberkirchenrat jede sozialpolitische Parteistellung den Geistlichen untersagt, so wäre das eine große Neuerung, aber ein gerechter Akt gewesen. Nun richtet sich aber der Erlaß nicht gegen die, die im sozialkonservativen Sinne Partei nehmen, sondern nur gegen die, die in der sozialreformerischen Richtung mitarbeiten. Nicht gegen die sozialdemokratisch gesinnten — von solchen ist nicht die Rede — sondern gegen die, die noch heute ein Fortschreiten auf dem Wege der kaiserlichen Botschaften von 1881 und 1890 wollen, die das Wort Bismarcks von einer Wirtschaftspolitik des praktischen Christentums noch nicht vergessen haben, und die — das ist die Summa — das Emporstreben des Arbeiterstandes nicht nur als Thatsache hinnehmen, sondern als eine erfreuliche, zu fördernde und nur in die rechten Wege zu leitende Thatsache anerkennen. Diese Geistlichen sind durch den oberkirchenrätlichen Erlaß getroffen worden und konnten allein davon getroffen werden. Und indem der Oberkirchenrat ihnen entgegentrat, nahm er selbst Partei im Klassenkampfe, und zwar für die Privilegirten, für die am charakteristischsten durch Stumm vertretnen Prinzipien.

Die Sache ist ja nicht leicht. Ueber den Leitsatz: der Geistliche soll sozial versöhnend wirken, sind wir einig. Der

Zwiespalt beginnt erst in dem Augenblick, wo der Geistliche Partei zu nehmen gezwungen ist — eine Nötigung, die heute nur zu leicht an ihn herantreten kann. Dann, sagt der Oberkirchenrat, sagt Herr von Stumm, sagt die ganze konservative und nationalliberale Presse, hat der Geistliche für die bestehende Ordnung einzutreten. Nicht wenige Geistliche bringen das ohne weiteres fertig. Andre sehen sich aber die bestehende Ordnung näher an. Sie erkennen in ihr viel Unrecht, Sünde, Not, die nicht sein müßten. Sie sehen ganze große Schichten der Bevölkerung im Kampfe gegen diese Ordnung, nicht zum wenigsten um des in ihr vorhandnen Unrechts willen. Sie müssen sich inmitten dieses Kampfes entscheiden. Und sie halten's für keine Verletzung ihrer Amtspflicht, dem Unrecht in der gegenwärtigen Ordnung, die doch etwas geschichtlich Vergängliches ist, nachzudenken, ihm mit den Mitteln ihres Berufs entgegenzutreten und sich des Unterdrückten und Hintangesetzten anzunehmen. In dubio also, meinen diese, hat der Geistliche gegen das Unrecht für das Recht, gegen die Not für die Hilfe einzutreten. Das ist evangelisch-sozial! Immer mit der heiligen Absicht auf soziale Versöhnung im Kampfe für das Gute, für Wahrheit und Recht eintreten, das ist Gebot Christi, das ist der wahre Gehorsam auch gegen unsre evangelische Kirche und ihre Behörden, das ist der Dienst, den nicht am wenigsten die Geistlichen ihrem Kaiser und ihrem Vaterlande schuldig sind.

8

Evangelisch-sozial ist bisher nichts weiter als ein Gesinnungswort. Wir hoffen, daß es nie etwas andres werden wird. Es soll keine Parteibezeichnung werden, wie es das Schlagwort „Christlich-sozial" geworden ist.

Warum nicht? Weil, mit Luther zu reden, es ein seltener Vogel ist um einen Christen. Man kann niemals Parteien schaffen, deren Mitglieder Christen sind. Es giebt ja nicht einmal Kirchen, von denen man das sagen kann.

Aber warum soll eine Partei nicht ausnehmenden Wert legen auf christliche Ideale und Motive, auf das Bekenntnis zur Kirche und die Vertretung kirchlicher Interessen? Gewiß kann sie das. Aber je mehr sie ins politische Treiben hineingerät und auf dem Boden der Welt mit weltlich-natürlichen Mitteln ihren Kampf ausfechten muß, desto weniger wird sie imstande sein, die christliche Gesinnung ihrer Glieder und auch nur ihrer Führer zu garantiren. Christlich war vielleicht ihr Ausgang, christlich ihr Ideal; aber mehr als daß diese christliche Gesinnung bei der politischen Arbeit mitwirkend bleibe, kann man nicht verlangen. Und prätendiert man anders von einer politischen oder wirtschaftlichen Partei, so kompromittirt man damit das Christentum.

Solche klare Einsicht mag manchen weh thun, besonders den schlichten Laien, die gehofft haben, bestimmte Zwecke unter christlicher Flagge zu erreichen und habens damit ehrlich gemeint. Aber der Verzicht auf diese Vorstellung ist nicht so schlimm. Ein Andres ist die Wurzel, ein Andres der Baum. Die Wurzel ist evangelisch-sozial, der Baum kann nur national-sozial sein.

Man mache die Probe und formulire ein evangelisch-soziales Programm. Solange man sich in den Allgemeinheiten, den Prinzipien bewegt, geht das ganz gut. Nun will man doch aber an die Einzelfragen heran, will praktisch, will politisch werden. Sofort hört das Evangelium auf Antwort zu geben. Das natürliche Bedürfnis (der Magen, die Lunge z. B.) und die Sachkenntnis, die Rat weiß, es zu stillen (Schutzzoll oder Freihandel, Gold oder Bimetallismus), haben nun das Wort. Und nun beweise du deine evangelische, christliche Gesinnung, indem du in dem Interessenstreit die Pflicht gegen den Nächsten, die Bruderliebe, das allgemeine Interesse und insbesondre den Anspruch des Schwachen nicht vergissest. — Der Baum treibt mancherlei Zweige, in der Fülle und Verschiedenheit seiner Triebe liegt seine Schönheit. Was ist aber wichtiger: die Wurzel oder der Baum? Wenn der Baum abgehauen ist, kann die Wurzel wohl noch einmal ausschlagen; umgekehrt geschieht das nicht.

In diesem Sinne sind und bleiben wir evangelisch-sozial.

R

Das Christusbild

1

Es sind nicht ganz zwei Jahre her, da las ich einen Bericht über die Verhandlungen des Kongresses der englischen Staatskirche. Das Programm war, wie in jedem Jahr, überaus reichhaltig und vielversprechend. Es wurde auch manches treffliche, kluge, mannhafte Wort gesprochen. Freilich beim Lesen der vielen Reden hörte man doch auch recht oft den Dreschflegel mit erklecklichem Geräusch aufs leere Stroh herniederfahren. Nur Weniges blieb darum in der Erinnerung haften, aber dies Wenige bot Anregung genug. Es geht einem ja manchmal so, daß sich von Zeit zu Zeit ein wirrer Haufe von Gedanken, Beobachtungen, Eindrücken in einem anhäuft, der dann mit einemmale von außen oder von innen her ins Brennen gerät. So gings auch mir, als ich damals ganz unerwartet in einem Referat über christliche Kunst auf den Satz stieß:

> Die heilige Gestalt, die im Mittelpunkt des Christentums steht, ist gar zu oft als ein charakterloser, schwacher Mann dargestellt worden, an den gewiß niemand um Rat sich wenden, geschweige denn ihn verehren würde.

Ich bin überzeugt, Hunderte haben damals dies Wort ebenso gleichmütig angehört, wie vergessen. Das ist auch gar nicht zu verwundern. Denn Interesse hat eine solche Aeußerung doch nur für den, dem diese Frage schon zu schaffen gemacht hat. Und darin eben schien mir die Bedeutung dieses Ausspruchs zu liegen, daß es ein Stück Antwort auf eine Frage enthält, die uns heutzutage immer wieder kommt: Warum gehen so viele kühl und kalt an einer Gestalt vorüber, ohne die ein Christ nicht den Mut findet, froh zu sein?

2

Wir wollen hier einmal von denen absehen, die jede Erwähnung des Namens Jesu peinlich empfinden, weil die ernsten Augen dieses Mannes ihnen die Behaglichkeit des Daseins stören. Sie lesen in seinem Blick immer etwas wie einen stillen Vorwurf — und Vorwürfe sind so lästig! Ihre sittliche Schlaffheit macht sie nervös in seiner Nähe. Darum bemerken sie immer, wenn er vorübergeht, ganz zufällig eine Blume am Wege, die ihr Interesse fesselt.

Nicht an diese denken wir. Vielmehr an die vielleicht nicht kleine Schar derer, die ein gut Teil sittliches Mark in sich haben, feste, tüchtige, charaktervolle Menschen, die aber doch dem, der unsers Lebens Halt ist, mindestens gleichgiltig gegenüberstehen. Bei ihnen ist es nicht die Angst, aus dem Schaukelstuhl ihrer Behaglichkeit aufgestört zu werden, was sie von ihm fern hält. Dazu sind sie zu ernst und tüchtig. Aber das ist doch klar: Je trefflichere Menschen sie sind, um so schwerer wiegt es, um so ernstlicher giebt es zu denken, um so mehr schmerzt es, wenn sie sich von der Gestalt Jesu unbefriedigt abwenden. Wo liegt die Ursache?

Wenn man einmal einen Eindruck von der Komplizirtheit der Entstehungsverhältnisse menschlicher Meinungen, Urteile und Ueberzeugungen bekommen hat, so faßt einen ein für alle mal ein gründliches Mißtrauen gegen die Methode, dergleichen Erscheinungen, wie die Haltung jener Leute, aus einer einzigen Ursache ableiten zu wollen. Man kann gewiß sein, daß Hunderte von Fäden da ineinanderwirken. Wir sprechen das gleich hier aus, um dem Verdachte vorzubeugen, als bildeten wir uns ein, die Antwort gefunden zu haben. Aber jener Grundsatz schließt doch nicht aus, daß man versucht, den einen oder andern Grund in helleres Licht zu setzen. In diesem Sinne möchten wir verstanden sein, wenn wir den Wurzeln der Gleichgiltigkeit so vieler, und nicht immer der Schlechtesten, gegenüber der Person Jesu auch einmal in der bildlichen Darstellung des Menschensohnes nachzugehen versuchen. Da ist der erste Gedanke wohl der: Wenden sich diese Menschen von Jesus überhaupt ab, oder nur von dem Jesus, den man ihnen zeigt? Und gleichzeitig stellt sich auch die Frage ein: Ist das Christusbild, das wir unter uns haben, pflegen, weitergeben, vererben, derart, daß es einen Eindruck von dem giebt, was Jesus wirklich war?

3

Aber wer soll das beurteilen? Das geschichtliche Leben Jesu gehört der Vergangenheit an; ein authentisches Bild von ihm ist uns nicht überliefert; nicht einmal eine wenn auch noch so knappe und dürftige Schilderung seiner äußern Erscheinung ist uns in den allein in Betracht kommenden Urkunden an die Hand gegeben. Zweifellos ergiebt sich hieraus, daß der Künstler, wenn er diesen geschichtlichen Jesus darstellen will, in der Darstellung der leiblichen Formen absolute Freiheit hat. Höchstens könnte einer auf die Markirung des semitischen Typus dringen, weiterhin etwa auch auf die besondre Tracht des Morgenlandes. Im übrigen scheint er mit seiner individuellen Auffassung schlechterdings frei dazustehen.

Dennoch giebt es ein Kriterium auf diesem Gebiete, dem sich jeder Künstler unterwerfen muß, wenn er nicht Wertloses schaffen will — vorausgesetzt, daß er als Christ für Christen schafft. Und zwar ist es nicht ein Kriterium ästhetischer Art, sondern in erster Linie ein rein religiöses. Wir dürfen nicht vergessen, daß Jesus zunächst weder als Jude, noch als Zimmermann, noch als Rabbi, noch als Davidide eine besondere Bedeutung hat. Er kommt vielmehr für Geschichte, Wissenschaft und Kunst ebenso wie für die Religion als die religiöse Persönlichkeit κατ' ἐξοχήν — für den Glauben als Gottes Sohn in Betracht. Er steht da als die Erscheinung in der Religionsgeschichte, in der die beiden wesentlichen Seiten der Religion, Kraft und Wahrheit, am reinsten und klarsten zum Ausdruck gekommen sind. Diesen Eindruck hat er in der Weltgeschichte und im menschlichen Geistesleben hinterlassen. Von seinen Erdentagen bis in unsre Gegenwart hinein ist dies irgendwie in dem innern Erleben seiner Jünger zum Ausdruck gekommen. Darum trägt der Jünger Jesu von seinem Heiland ein Bild im Herzen, in dem höchste geistige Kraft mit göttlicher Milde vereinigt ihn die höchste Wahrheit, Gott, begreifen läßt, soweit ein Mensch ihn fassen kann. Wo bewußter christlicher Glaube ist, da sind irgendwie diese allgemeinsten Züge dieses Bildes von Jesus vorhanden. Nach ihnen sucht das Auge in den Darstellungen der bildenden Kunst. Erweist aber die Geschichte der christlichen Frömmigkeit bis in unsre Tage diesen Jesus in einzigartiger Weise als religiösen Kraftquell, so ist damit das Ideal des Christusbildes gegeben und der Maßstab, den auch das einfachste religiöse Gemüt, wenn es sich auf sich selbst besinnt, anlegen muß.

Müssen wir erst das Recht dieser religiösen Kritik gegenüber der eigentlichen Kunstkritik beweisen? Kein verständiger Mensch wird bestreiten, daß dem Bild des Vaters oder der Mutter gegenüber das Kind der kompetenteste Beurteiler ist. Vor der Kritik des Kindes würde in einem solchen Falle auch das Urteil einer Kommission der bewährtesten und kundigsten Fachleute und Kunstverständigen schlechterdings zurücktreten müssen. Ist es zuviel gesagt, daß auch vor dem Christusbilde das Urteil eines Menschen, der Christus als den Quell seiner innern Kraft kennt, das schlechthin kompetente ist?

4

Die christliche Gemeinde hat ein unbedingtes Anrecht darauf, daß ihr dieser Maßstab ungeschmälert zugestanden werde. Er ist ihr unveräußerliches Recht.

Aber nun zurück zu unsrer Frage. Wie steht es mit dem Christusbild, das unter uns verbreitet ist? Wie steht es mit den Bildern des Herrn in unsern Kirchen, in unsern Wohnungen, in unsern Bilderbibeln, in den biblischen Geschichtsbüchern der Kinder, auf den Spruchkarten, und wo sonst noch christliche Frömmigkeit und christliche Sitte sein Bild anzubringen liebt? Vertragen sie den Maßstab, den wir soeben festgestellt haben? Wird er uns da als ein Mann gezeigt, dem man sich wohl anvertrauen möchte, dem man es zutrauen könnte, daß er ein starker Helfer der Mühseligen und Beladnen ist? Oder wird er nicht doch unzählige male mit weichlichen, matten, kraftlosen, sentimentalen Zügen dargestellt, sodaß man eher auf den Gedanken kommen könnte, er brauche selber eine Stütze, einen Helfer, als daß er ein Helfer sei?

Man soll den Einfluß der bildlichen Darstellung der Jesusgestalt gewiß nicht überschätzen, aber unterschätzen noch weniger. Ein gereifter Christ wird natürlich durch eine schwächliche Darstellung seines Herrn nicht gleich innerlich gehemmt werden. Aber leben wir nicht in einer Zeit, wo wir vor allem auch an die Verirrten, Zweifelnden und Suchenden denken müssen? Wie oft mag es geschehen, daß ein mühseliges Menschenkind, dessen Ohr die christliche Verkündigung schon längst nicht mehr erreicht, dahergegangen kommt, das ganze Herz voll halbunterdrückten Leids, hungrig nach Trost, nach einem festen Halt. Die alte alte Kunde steigt in seiner Erinnerung auf von einem Heilande für die Mühseligen und Beladnen — sieh, dort hängt im Ladenfenster ein Bild von ihm! Ja, da hängt es. Also so sieht der Christus aus, von dem sie in den Kirchen predigen? Eine kraftlose, weichliche, überschwängliche Erscheinung, die gar nicht in der Wirklichkeit und Not dieses Lebens drinzustehen scheint; kein Zug in seinem Gesichte, wo das Vertrauen einsetzen könnte! — mit was für Gedanken muß ein solches Menschenkind davon gehen?

Vergessen wirs doch ja nicht: die Darstellung Jesu in der Kunst ist ein wesentliches Stück in der christlichen Verkündigung. Weite Kreise haben überhaupt kein andres Mittel, sich eine Vorstellnng von Christus zu machen, als eben das Christusbild, das gerade ihr Auge trifft. Ihnen wird er thatsächlich nur im Bilde verkündigt. Und nun bedenken wir: Tausende, Millionen von Christusbildern werden jahraus jahrein auf den Markt geworfen. Die moderne Technik der Vervielfältigung sorgt für die weiteste Verbreitung. Wir wissen auch, daß, je weniger die Reflexion geweckt ist, um so lebhafter das Auge an der sinnenfälligen äußern Erscheinung haftet. Welch kolossale Verantwortung liegt da auf der Kunst! Wie viel Segen, wie viel Schaden kann mit einem Christusbilde angerichtet werden! Man kann wohl sagen, daß eine süßliche, sentimental-jämmerliche Darstellung des Heilandes einem phrasenhaften, ungesunden, schwülstigen Traktätchen in verderblicher Wirkung beinahe gleichkommt. Denn — ob man sich nun darüber klar wird oder es nur instinktiv empfindet — unwillkürlich stellt sich doch bei gar manchem der Gedanke ein: so also lebt dieser Jesus in den Köpfen und Herzen der Christen! Das ist die Vorstellung, die sich seine Anhänger von ihm — und von ihrem Gott? — machen!

5

Aus all diesen Ueberlegungen ergeben sich bestimmte Forderungen.

Ich weiß nicht, ob jemand es bezweifelt, aber ich meine, man darf getrost sagen, daß selbst einer, der mit dem nüchternsten Blick die Ueberlieferung von Jesu Erdenleben betrachtet, sich, wenn er unbefangen ist, dem Eindrucke nicht entziehen kann, daß dieser Mann in den Augen derer, die ihn kannten, dasteht als einer „der Vollmacht hat," und der doch sanftmütig war und von Herzen demütig. So ist also Jesus gewesen. Dann dürfen wir aber auch von seinem Bilde verlangen, daß es uns davon einen Eindruck giebt. Das ist eine Forderung, auf die wir nicht verzichten können.

Gewiß eine hohe Anforderung. Ein tüchtiger Künstler kann hohe Geistesmacht mit sprechender Deutlichkeit im Bilde ausdrücken. Es giebt solche Bilder. Und es kann einer in vorzüglicher Weise Demut und Sanftmut auf einem Menschenantlitz zur Darstellung bringen. Es giebt auch solche Bilder. Aber die höchste innerliche, sittliche, religiöse — göttliche Kraft und die freundlichste, demütigste, mildeste Sinnesart in Einem? Heißt das nicht die Forderungen zu hoch spannen, — Unmögliches fordern? — Ich weiß es nicht. Gesehen habe ich freilich noch kein Bild, das dies Ideal erreichte. Ich weiß nur, daß diese Forderung unzweifelhaft zu Recht besteht. Vielleicht ist es wirklich unmöglich, jene beiden Seiten in Jesu Charakter in einem Bilde zum Ausdruck zu bringen? — Dann wäre also, streng genommen, ein Bild von ihm — unmöglich?

Wir brauchen davor nicht zu erschrecken. Es ist nur die alte Geschichte von der Inadäquatheit unsrer Ausdrucksmittel. Denn eigentlich sollte es für uns ganz selbstverständlich sein: einen Mann, dessen Bedeutung für die Menschheit so aus-

schließlich auf religiös-sittlichem Gebiete liegt, bei dem alles Sinnliche und in die äußere Erscheinung Tretende so schlechterdings hinter dem innern Leben zurücktreten muß — eine solche Persönlichkeit kann man eben streng genommen wirklich nicht mit rein sinnenfälligen Mitteln so zur Darstellung bringen, daß man das Gefühl hat: so ist er gewesen!

Aber soll das heißen: es soll dann keiner versuchen, ihn darzustellen? Das wäre beinahe Frevel. Das wäre, als wollte man verbieten, von Gott zu reden, weil Worte ihn nicht ausdrücken können. Das hieße, einen fruchtbaren und weitreichenden Zweig der christlichen Verkündigung abschneiden wollen. Aber ist es Unrecht, an den wirklichen Sachverhalt zu erinnern? Wie soll ein Künstler Wertvolles schaffen ohne ein wirklich hohes Ideal? Und das müssen wir denn doch allerdings sagen: Zur Darstellung des Höchsten, den diese Erde beherbergt hat, ist eben das höchste künstlerische Können gerade gut genug. (Wohlgemerkt: wir reden hier von einem Christusbilde, das für die Oeffentlichkeit bestimmt ist; es hat natürlich kein Mensch in der Welt ein Recht, einem Künstler, dem es Bedürfnis ist, mit den ihm verliehenen Gaben, so gering sie sein mögen, das Bild seines Herrn zu malen, etwas drein zu reden. Sein Werk ist dann in Gottes Augen vielleicht überaus wertvoll, als ein bescheidnes Werk des „stillen Kämmerleins." Hier dagegen handelt es sich um die öffentliche Verkündigung von Christus durchs Bild.) — Auf keinen Fall aber dürfen wir uns Bilder gefallen lassen, die den Herrn verunehren; die ihn als charakterlose, schwächliche Erscheinung zeigen. Schweigen würde hier Billigung heißen. Gegen derartige Darstellungen müssen wir Verwahrung einlegen, gerade so, wie wir gegen eine litterarische Verzeichnung seines Bildes protestiren.

6

Wenn einen solche Gedanken über das Christusbild, wie wir sie bisher ausgesprochen haben, immer wieder lebhaft beschäftigt haben, dann ist es gewiß begreiflich, wenn man mit ungewöhnlich hohem Interesse davon hört, daß ein Kunstfreund auf den Gedanken gekommen sei, „ein Bildnis des Herrn, losgelöst von einer personenreichen Komposition und befreit aus einer mehr oder weniger sinnreich erdachten Handlung, als bloße Erscheinung einer religiösen Empfindung von mehreren bedeutenden Künstlern ausführen zu lassen," und daß nun weiten Kreisen der Zutritt zu dieser Sammlung offenstehe. Dabei war es hocherfreulich zu lesen, wie der Veranstalter dieser Ausstellung den Herrn dargestellt zu sehen wünschte:

. . . in gesunder, kraftvoller Erscheinung, nicht wie wir ihn traditionell von den ältern Meistern kennen, kränklich, weichlich, in abgemartertem Zustande, vielmehr mit dem Ausdruck willensstarken Glaubens, gepaart mit barmherzigem Sinn . . . Ein Geist, der die Pharisäer besiegte, der dem Glauben neue Bahnen schuf, der mächtig genug war, die Händler aus dem Tempel zu treiben, — muß auch in malerischer Wiedergabe als eine Erscheinung machtvoller Persönlichkeit uns entgegentreten.

Las man nun gar noch vor dem Besuche der Ausstellung die z. T. recht bemerkenswerten Begleitworte der Künstler für ihre Bilder — so mußte die Erwartung einen hohen Grad der Spannung erreichen.

So vorbereitet sah ich im alten Reichstagsgebäude in Berlin die neun Bilder. Es liegt nun aber durchaus nicht in meiner Absicht, hier meine Eindrücke wiederzugeben. Aber um das Geständnis komme ich doch nicht herum, daß ich unter den Bildern keins fand, das mich wirklich befriedigt hätte. Nur ungern spreche ich das aus. Ich fühle es lebhaft und drückend, wie billig ein solches summarisches Urteil zu haben ist. Ich muß auch verzichten den Schein der Prätension abzuwehren. Allein — es ist doch nun einmal so, daß mich keins befriedigte! Woran liegt das?

In mancher Hinsicht scheinen mir hier die Worte, die Karl Marr seinem Bilde mitgegeben hat, sehr beachtenswert. Er sagt:

Eigentlich ist die Lösung der Aufgabe, Christus ohne jegliche erklärende Beigabe bildlich darzustellen, unmöglich. Ich gehe so weit, zu behaupten, daß man eigentlich nicht recht zur Entscheidung kommen kann, wie sein Gesicht ausgesehen haben müßte.

Es ist immer nur eine ganz ungewisse Vorstellung ohne bestimmte Gestalt und Formen, die ihren Reiz verlieren, sobald sie in dieser oder jener Art bildlich fixirt werden. Durch die bestimmte äußre Form wird unsre innre Vorstellung von Christus zerstört.

Er dürfte den merkwürdigen, gewaltigen, grandiosen Geist, der in ihm wohnte, kaum in seiner äußern Erscheinung verraten haben. Ich verzichte vollständig darauf, die Aufgabe in irgend einer Weise gelöst zu haben . . . .

In diesem Zusammenhang stellt sich unwillkürlich die etwas zweifelnde Frage ein, auf die wir schon vorhin geführt wurden: Läßt sich die so schlechterdings übersinnliche Art Jesu überhaupt mit sinnlichen Mitteln ausdrücken? Endlich aber noch eine Bemerkung. Sie bezieht sich auf den Grundgedanken des ganzen Unternehmens, und wir knüpfen sie hier an, weil sie eine wichtige prinzipielle Frage berührt. Ich meine die Forderung, den Herrn „als bloße Erscheinung einer religiösen Empfindung" „befreit aus einer mehr oder weniger sinnreich erdachten Handlung" zur Darstellung zu bringen. Wenn irgendwo die eben erwähnte Schranke unsrer Darstellungsmittel dem Uebersinnlichen gegenüber sich in spürbarer Weise geltend macht, so ist es hier. Ich kann mir nicht helfen, ich halte es für geradezu verhängnisvoll, für eine ungewollte, aber doch in den Folgen empfindlich spürbare Lähmung des künstlerischen Schaffens, dies Ansinnen an den Künstler, den Herrn — zumal da wir auf ein Porträt offenbar verzichten müssen, — losgelöst von jeder „Handlung" darzustellen. Denn damit verstößt man gegen einen elementaren Grundsatz, den u. a. Lotze uns so nachdrücklich eingeprägt hat: Sein, Leben heißt „in Beziehungen stehen." Ein lebendiges Christusbild, ein Bild, das ihn mit den uns zu Gebote stehenden Mitteln einigermaßen darstellen will, wie er war, muß versuchen ihn in Beziehungen darzustellen, in denen er wirklich gestanden hat. Nur so läßt sich dem Gemüt annähernd veranschaulichen, was er war, in seiner Kraft und in seiner Wirkung. Darum ist es so interessant, zu sehen, wie jene Künstler zum Teil instinktiv sich gegen die ihnen angelegte Fessel aufgelehnt haben, wie einige doch wenigstens die Tendenz nicht unterdrücken konnten, eine Handlung anzudeuten. Darin zeigt sich ein sehr gesundes Gefühl für die Wirklichkeit. Deutlicher aber kann man den lähmenden Einfluß des Verzichts auf „Handlung," auf „Beziehungen" kaum erkennen, als auf dem Thomaschen Bilde. Bei ihm ist die Christusgestalt im letzten Grunde auf Farbenwirkungen gestellt — er nennt selbst sein Bild „eine ruhig sanfte Harmonie in Blau, die ich durch den von mir gemalten und vom Bilde nicht zu trennenden [!] Rahmen noch stärker betonte, indem ich den Rahmen in lebhaftestem Rot hielt" — nach Leben, Kraft, Männlichkeit, Prophetengeist sucht man auf diesem Bilde vergebens. Ich möchte sagen, gerade an diesem so trefflich gedachten und von so ausgezeichneten Künstlern unterstützten Unternehmen, vor diesen Bildern wird einem recht klar, daß Leben nichts andres ist als Wirken, und daß wir den Herrn in seinem Berufe energisch, kraftvoll, helfend, wirkend, als treuen Freund der Mühseligen und Beladnen darstellen müssen, wenn sein Bild einen lebendigen Eindruck machen, wenn es eine wirksame Predigt von einem Gewaltigen, Lebendigen und Lebengebenden sein soll.

Und darum sei es nun zum Schluß noch einmal hier wiederholt: wir können auf das Kriterium der eigensten religiösen Erfahrung gegenüber der bildlichen Darstellung des Herrn nicht verzichten. Wir dürfen vor dem Christusbilde nicht von der Forderung ablassen, daß wir irgendwie etwas davon verspüren, daß er der Quell wahrer religiöser Kraft ist. Und eben darum müssen wir uns auflehnen gegen schwächliche, sentimentale Darstellungen seiner Person. Wir müssen es, nicht allein um der Wahrheit, sondern auch um des Gewissens willen; um der Suchenden, Irrenden willen, die durch Zerrbilder um den doch auch ihnen zugedachten Heiland betrogen wurden. Giebt uns Gott die reich entwickelten Mittel der Technik in der Vervielfältigung der Kunstwerke an die Hand, — nun dann darf er auch von seiner Christenheit verlangen, daß sie auch mit diesem Pfunde wuchere; daß sie auch dem armen Volke das Beste biete, das christliche Kunst geleistet hat in der Darstellung der kraft- und friedevollen Person des Gottessohnes.

„Wer den Sohn nicht ehret, der ehret auch den Vater nicht, der ihn gesandt hat!" (Ev. Joh. 5, 23.) P J

Die Evangelische Allianz in London

Vor fünzig Jahren tauchte in dem englischen Industriebezirke von Liverpool und Manchester, wo die Dissenters ihren Hauptsitz haben, der Gedanke auf, die verschiednen protestantischen Denominationen, die in gegenseitiger Feindschaft lebten, einander näher zu bringen und eine Gemeinschaft mit allen, die Gott durch Christus im Geist und in der Wahrheit anbeten, anzubahnen. Der Gedanke zündete. Das Bedürfnis nach Annäherung war bei den verschiednen Kirchen namentlich in England und Amerika allgemein. Auch auf dem europäischen Festlande warb man dafür, und so feierte man im Jahre 1846 in London das erste Fest der Evangelischen Allianz. Seitdem sind die großen Allianzversammlungen aller vier bis sechs Jahre wiederholt worden, in Paris, Berlin, Kopenhagen, Neuyork, Basel, Florenz. Und dies Jahr trafen sich die Anhänger der Evangelischen Allianz wieder in der Hauptstadt des britischen Inselreiches in der Woche vom 28. Juni bis 4. Juli, das fünfzigjährige Jubiläum ihrer Sache zu feiern.

Fünfzig Jahre genügen, um über den Charakter einer Bewegung ein Urteil zu gewinnen. Die Allianz ist in England geboren, und England, unterstützt durch Amerika, beherrscht sie. In Deutschland hat sie wenig Anhänger. Es ist zunächst ganz erklärlich, wenn sie in den Ländern englischer Zunge eine größere Bedeutung gewonnen hat. Hier leben eine Menge verschiedner protestantischer Kirchen unmittelbar nebeneinander. Sind diese Kirchen auch in der Art ihrer Organisation, ihrer Thätigkeit und ihrer Grundsätze mannichfach verschieden, so überwiegen doch die gemeinsamen Punkte, die von selbst auf ein friedliches Zusammengehen, auf gegenseitige Duldung und Gleichberechtigung hinweisen. In Deutschland haben wir bereits seit langer Zeit, wenigstens in den Hauptländern, die Allianz zwischen unsern beiden Hauptkirchen, der lutherischen und der reformirten, durchgeführt. Die Behörden der verschiednen Landeskirchen haben eine Verbindung in der Eisenacher Kirchenkonferenz. Die kleinren Denominationen wie Baptisten und Methodisten spielen bei uns eine zu kleine Rolle und treten im großen Ganzen des kirchlichen Lebens zu wenig hervor. Eine Einigung aber mit der katholischen Kirche, woran man zuweilen gedacht hat, ist als unmöglich aufgegeben worden. Doch es kommt noch ein weitrer Umstand hinzu, weshalb die Allianz in Deutschland wenig Boden hat. Die Engländer beherrschen die Allianz mit ihrem Einfluß und ihrer Art. Da die Länder englischer Zunge sich zahlreich an den Versammlungen beteiligen, so ist schon damit ein Ueberwiegen des englischen Christentums gegeben. In Deutschland hat man hauptsächlich die Kreise bekommen, die in ihrer religiösen Bethätigung den Engländern besonders nahe stehen, Methodisten und methodistisch angehauchte Gemeinschaftskreise. Sonst stellen namentlich ein zahlreiches Kontingent zur Allianz die Bewohner der Westschweiz, die als Reformirte mit England und namentlich mit Schottland in regem kirchlichen Verkehr stehen, und die Dänen, die in ihrem kleinen Lande ein lebhaftes Bedürfnis nach Fühlung mit andern größern Nationen haben.

Auch in der Fremde, in Florenz, waren das letzte mal verhältnismäßig bei weitem die meisten Vorträge von Engländern in Anspruch genommen. Diesmal hörte man fast weiter nichts als Engländer, zu denen ich auch die Amerikaner rechne. Ein besondrer Umstand trug freilich dabei mit die Schuld. Die Allianz war diesmal mit einer englisch-kirchlichen Versammlung, der Mildmay-Konferenz, vereinigt, nicht gerade zum Glück für die Allianz. Das englische Komitee hatte, wie es scheint, sich nicht zeitig genug nach einem günstigen Zeitpunkt für die Tagung der Allianz umgesehen. Die wichtigsten religiösen Versammlungen finden in London im Monat Mai statt. Da jagt ein Maimeeting das andre, und das Komitee hat da kein Unterkommen gefunden. Im Juni waren die Allianzversammlungen in Liverpool und andern Städten. Im Juli hat bereits für viele Engländer die Reisezeit begonnen, und es war die einzige Möglichkeit für die Allianz noch ein zahlreiches Publikum zusammenzubringen nur in Verbindung mit der Mildmay-Konferenz. Die Zuhörer hielten sehr tapfer aus und verfolgten die vielen Vorträge durchweg mit der größten Aufmerksamkeit und der äußersten Ruhe; ihre Zahl konnte ich den Verhältnissen entsprechend nicht besonders groß finden; bei den gewöhnlichen Versammlungen mochten 12—1400 Personen anwesend sein, bei der Begrüßungsversammlung 2—3000.

Es war ganz natürlich, daß die Engländer unter diesen Verhältnissen die ganz überwiegende Anzahl Redner stellten. Von deutscher Seite wurde nur ein Hauptvortrag gehalten, von Pastor Funcke in Bremen. Ihn hatten sich die Engländer als Redner ausgebeten. Sie hatten noch einen zweiten Hauptvortrag von deutscher Seite gewünscht, aber das deutsche Komitee hatte leider — keinen geeigneten Mann dafür gefunden. Der englische Charakter der Allianz wurde noch dadurch verstärkt, daß zum alleinigen Vortragsmittel das Englische gebraucht wurde. Nur ein einziger Vortrag wurde in französischer Sprache gehalten und dann ins Englische übersetzt. Nun verstanden ja die meisten Gäste, Deutsche, Dänen, Franzosen das Englische, aber eine Anzahl verstand es nur recht wenig oder gar nicht. Und manche Vorträge wie der des Pastors Funcke wurden in einem so zweifelhaften Englisch gehalten, daß selbst die Engländer daran keine Freude hatten. Alle Versuche, dies zu ändern, mißlangen. Es wurde selbst in den Nebenkonferenzen Englisch gesprochen, in denen nach dem Programm die verschiednen Landessprachen zu ihrem Rechte kommen sollten. Eins wäre unbedingt nötig gewesen: die Resolutionen hätten ins Deutsche und Französische gedolmetscht werden sollen, weil darüber abgestimmt wurde und jeder Einzelne darüber Klarheit haben mußte. Von deutscher Seite sprachen noch die Pastoren Correvon aus Frankfurt a. M., Stieglitz aus Berlin und Jellinghaus aus Potsdam.

Die Hauptvorträge verteilten sich auf vier Tage. An den ersten drei wurde morgens und abends von der wahren Einigkeit der Kirche als dem Leibe Christi gesprochen, und zwar in der Teilung, daß zuerst die Wiedergeburt und das neue Leben, dann das Wachstum und die Entwicklung des Christen und der Kirche und zuletzt die Vollendung behandelt wurde. Diese Teilung war nicht gerade glücklich. Wenn man das Zeitmoment zum Einteilungsgrund macht für das, was über das religiöse Leben zu sagen ist, so ist man vor Wiederholungen nicht gesichert und hat keine rechte Möglichkeit, Fragen, die nicht ganz im Mittelpunkt liegen, allseitig und erschöpfend zu behandeln. In dem Ganzen trat darum auch zu sehr der erbauliche Charakter hervor. Ein Mangel war auch das Fehlen von Diskussionen, die für einzelne Hauptpunkte einen regen Gedankenaustausch ermöglicht hätten. Für das nächste mal ist diesem Mangel abzuhelfen beschlossen worden.

An den Nachmittagen gaben die einzelnen Delegirten Berichte über den Stand des religiösen Lebens und die Ausbreitung der Allianzbestrebungen in ihren Ländern. Hervorragende Männer und Frauen des christlichen Glaubens und der christlichen That erzählten von ihren Werken und von Gottes Gnadenerweisungen. Am Freitag Vormittag war eine Preis- und Dankversammlung, am Nachmittag wurde das heilige Abendmahl nach reformirtem Gebrauch gereicht, und am Abend war eine große Missionsversammlung.

Die Delegirten der Allianz haben verschiedne Resolutionen gefaßt. Die in der großen Begrüßungsversammlung gleich am ersten Tage eingebrachte sollte den Ton anschlagen, in dem das Ganze verlaufen sollte. Sie wurde unterstützt vom Lordbischof von Exeter, einem Presbyterianer D. Pentecost und einem Methodisten D. Rigg. Sie lautete folgendermaßen:

Diese Versammlung, zu der die Mitglieder und Freunde der Evangelischen Allianz aus so vielen Ländern zusammengekommen sind, um das Jubiläum zu feiern, betrachtet es als ihre erste Pflicht und ihr Vorrecht, ihrem anbetenden Dank gegen Gott Ausdruck zu geben, der während der vergangnen fünfzig Jahre es seinen Knechten in allen Ländern ins Herz gegeben hat, die gottgewollte Wahrheit der Einheit des Leibes Christi zu betonen. In tiefer Dankbarkeit gegen Gott für das, was er bereits gethan, flehen sie, daß seine Gnade und Weisheit sie auch ferner leiten wolle. Der Segen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes walte in immer erhöhterem Maße über den Bestrebungen der Evangelischen Allianz, zur Förderung brüderlicher Liebe, Befestigung in den Grundlehren der heiligen Schrift und zum Schutze derer, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden.

Am letzten Tage wurde man dann noch über Resolutionen einig zu Gunsten der Stundisten, die an den Zaren gehen sollte, und zu Gunsten der Armenier, die man den verschiednen Botschaftern in Konstantinopel übermitteln wollte.

Der Ort der nächsten Allianzversammlung wurde noch nicht bestimmt, da keine Einladungen vorlagen. Die Engländer wünschten Paris; bei den Deutschen war eine gewisse Stimmung vorhanden, Berlin zum nächsten Versammlungsort zu machen. Allerdings waren diese sich klar, daß sie dann in ihrer Heimat in ganz andrer Weise für die Sache der Allianz Propaganda machen müßten, als es bisher geschehen ist. Das ist auch sowieso höchst notwendig. Die bisherige Teilnahme Deutschlands an der Allianz und namentlich auch die diesjährige in London war durchaus keine der Würde des deutschen Protestantismus entsprechende. Der an der Zahl der Anhänger so unbedeutende französische Protestantismus kam eigentlich jenem gegenüber mehr zur Geltung. Die Allianz, wie sie ist, hat ja ihre Mängel. Sie traten namentlich auch bei den deutschen Vertretern hervor. Diese lassen sich zu sehr von der englischen Frömmigkeit imponiren und unterschätzen dem gegenüber unsre deutsche Art und die religiöse Kraft, die auch heute noch in unserm deutschen Volke trotz mancher trüben Zeichen noch lebt. Ja die Feindschaft gegen die Landestheologie schwieg selbst unter dem fremden Himmel nicht ganz. Aber der Gedanke der Allianz ist gut. Heute kann und darf sich ein einzelnes Volk nicht mehr absperren und fremden Einflüssen verschließen. Die nationalen Kongresse müssen durch internationale ergänzt werden. Das ist bereits auf allen möglichen Gebieten, in der Industrie und im Handel, in der Wissenschaft und Kunst geschehen. Die Religion darf sich den internationalen Einflüssen nicht entziehen. Dahin muß demnach die Allianz fortgebildet werden, daß sie es sich zur Hauptaufgabe macht, die verschiednen Völker gegenseitig religiös zu befruchten, einen Ueberblick über den Stand, die Vorzüge und Fortschritte des religiösen Lebens und der religiösen Thätigkeit jedes Volkes zu bieten und neue dem christlichen Glauben gestellte Probleme international zu beleuchten. Wenn ein Volk von dem andern annimmt, was Gott der Herr ihm an besondern Geistesgaben und Geisteswirkungen verliehen hat, wird der Einheit des Glaubens dem Streben nach einer Heerde mit einem Hirten kräftig vorgearbeitet. Der preußische Oberkirchenrat steht einer solchen Auffassung der Evangelischen Allianz nicht fern. Er hatte dem Vorsitzenden des deutschen Zweiges der Evangelischen Allianz ein Begrüßungsschreiben für die Londoner Tagung mitgegeben, das leider nicht zur Verlesung gebracht worden ist. In diesem Sinne sollten wir für die Allianz im evangelischen Deutschland Propaganda machen und den deutschen Zweig, der im vorigen Jahre in Kassel seine Organisation vervollkommnet hat, beeinflussen und dafür wirken, daß die nächste Tagung der Allianz in unserm Vaterlande abgehalten wird. Hermann Kötzschke

Zur Würdigung der neuesten Dichtung in Deutschland

2

Man hat es bis zum Ueberdruß oft zu hören bekommen, „die Moderne“ suche geradezu den Schmutz, und sie „photographire,“ was ihr gerade in den Weg kommt, obs nun ein Dunghaufen ist oder der schönste Blumengarten.

Ich will mich hier nicht auf eine gelehrte Abhandlung über das Wesen der Dichtkunst einlassen, die Modernen mögen sich selbst verteidigen. Zunächst einige programmatische Worte von ihnen.

Von Carl Henkell,*) einem der fruchtbarsten modernen Lyriker, haben wir ein Gedicht „Die neue Kunst,“ das zugleich den Prolog der Wochenschrift „Neue Welt“ bildet. Nachdem er von dieser neuen Welt gemeint, sie halte umspannt mit

*) Zwischenspiel. Zürich, Verlagsmagazin.

Hirn und Hand das quellenfrische Lebensband, läßt er die neue Kunst sagen:

Ich aber bin von dem, was quillt
Das künstlerische Spiegelbild.
Mit zarten, zitternden Organen
Umkreis ich deines Lebens Bahnen
Und leite deiner Thaten Flut
Zu meines Zauberbronnens Gut.

Richard Dehmel*):

Laß doch sprudeln, laß doch rinnen,
Was im Herzen wogt und quellt!
Aber daß es nicht zerfließe,
In das engste Maß es gieße,
In den Augenblick die Welt.

John Henry Mackay**):

Sei deiner Zeit Prophete du,
Steh mit eherner Stirne im Streit,
Wo am stärksten er wogt, dahin trete du,
Gegen Haß und Verkennung gefeit.

Wilhelm Arent***):

Ein Priester sei der Dichter immerfort,
Er wahre treu der Dichtung heilgen Hort.
Im Rausch des Wahnsinns geb er flammend kund:
Die Offenbarung aus der Gottheit Mund.
Ganz poch in seiner Brust der Menschheit Herz,
Ganz ström er aus der Menschheit Lust und Schmerz.
Er sei Prophet, der in der tiefsten Nacht
Die Sehnsucht nach dem Lichte neu entfacht.

Ich denke, damit sind wir wohl alle einverstanden. Der Hauptunterschied in diesem Programm, um mich einmal so auszudrücken, gegenüber früherer Kunst liegt in der stärkern Betonung des Sozialen. Wo bleibt da das Extravagante, Naturalistische?

Hören wir, was Detlev von Liliencron†) an die Naturalisten schreibt:

Ein echter Dichter, der erkoren,
Ist immer als Naturalist geboren.
Doch wird er ein roher Bursche bleiben,
Kann ihm in die Wiege die Fee nicht verschreiben
Zwei Kräuter aus ihrem Wunderland:
Humor und die feinste Künstlerhand.

Ich meine, Liliencron hat recht.

Programmworte dürften das genug sein; entsprechen ihnen Thaten? Wir wollen sehen, und zwar zunächst an einer Reihe von Beispielen aus der lyrischen Lyrik, wie Eduard v. Hartmann sagt, der Gefühls- und Stimmungslyrik, worin gerade unsre Klassiker und Romantiker ihr Größtes geleistet haben. Wenn wir bei Carl Henkell††) folgende Verse hören — nicht nur lesen —:

Schon lag auf Erden dumpfes Schweigen,
Nur hin und wieder dumpf ein Klang,
Wenn von den fruchtbeladnen Zweigen
Ein Apfel auf den Rasen sprang.

Vom Garten wehte feucht erquickend
Ein weicher, warmer Wind ins Haus,
Ich aber lehnte, traurig blickend,
Weit aus dem Fenster mich hinaus ...

so übertreibt nach meiner Meinung Bruno Wille nicht, wenn er in der Freien Bühne sagt: Solche Verse erinnern an die Lyrik Goethes, etwa an die Sesenheimer Liebesstimmung: Wie schlug mein Herz: geschwind zu Pferde!

Um bei Henkell noch zu bleiben, wie köstlich frühlingsfrisch ist das Lied „Der heimliche Kaiser“, z. B. Vers 1:

Heut will ich mich krönen mit Szepter und Kron
Von Pfirsichblüt und Narzissen,
Heut salb ich mein Haupt und besteige den Thron
Von schwellenden Bergmooskissen.
Der Aether leuchtet im Krönungssaal,
Es blitzen die taufrischen Reifer.
Ich hebe die Hand über Berg und Thal,
Ich bin ja der heimliche Kaiser.

*) Erlösung. Stuttgart, G. J. Göschen.
**) Dichtungen. Berlin, S. Fischer.
***) Jung-Deutschland. Friedenau und Leipzig, Fr. Thiel.
†) Gedichte. Leipzig, W. Friedrich.
††) Aus meinem Liederbuch. München, Albert.

Oder „Am Waldesrand“:

O du holder Traum!
Blühst so maienjung
An dem Waldessaum
Der Erinnerung.
Als dein Blütenkleid
Fest mein Finger hielt,
Als voll Seligkeit
Wir Versteck gespielt.

Margarit gehascht
Nach der Kindermär,
Einen Kuß genascht
Wie von ungefähr.
Deine Zöpfe schlang
Los ich Glied um Glied,
Aus dem Aether klang
Hell ein Liebeslied.

O du holder Traum!
Blühst so maienjung
An dem Waldessaum
Der Erinnerung.

Welch stiller Abendfriede über dem Gedicht von John Henry Mackay:

Nun ist es Abend,
Nun darf ich ruhn,
Die Hände brauchen
Nichts mehr zu thun.

Ich sitze sinnend
Vor meinem Haus,
Das müde Auge
Fliegt weit hinaus . . .

Oder von demselben „Heimliche Aufforderung“*), ein Lied voll verhaltner Sehnsucht:

Auf, hebe die funkelnde Schale
Empor zum Mund
Und trinke beim Freudenmahle
Dein Herz gesund.

Und wenn du sie hebst, so trinke
Mir heimlich zu,
Dann lächle ich und dann trinke
Ich still wie du —

bis zu den Schlußworten:

Und flechten in deine Haare
Der Rose Pracht,
O komme, du wunderbare
Ersehnte Nacht.

Welch geradezu unheimliche Wirkung durch den wunderbaren Zusammenklang von Form und Inhalt erleben wir in seinem „Der Flug des Todes“:

Nacht lag auf dunklen Hügeln,
Da flog auf leisen Flügeln
Still schwebend der Tod einher.
Er flog der Erde vorüber,
Ihn quälte ein Wunsch, ein trüber,
So flog er hin zu dem Meer.

Ihm folgte die Verwesung.
Und weinend floh die Genesung
Vor seinem Fluge her.
Es zog ihn hinauf zu dem Himmel,
So flog er vorbei dem Gewimmel
Der Menschen und über das Meer.

Wie ein gewaltiger Nachtvogel, gespenstig, geräuschlos fliegt er von Stern zu Stern, aber an dem strahlenden Lichte wird sein Wunsch zu nichte, die Hände bleiben ihm leer. Da fliegt er zurück durch den Himmel, wieder der Erde zu, und nun heißts:

Da über der Menschen Gewimmel
Stand er gewaltig und hehr.
Und spannte die eisernen Hände
Und wußte des Mordens kein Ende,
Und hinter ihm rauschte das Meer.

Aufweinend starb die Genesung,
Und neben ihm stand die Verwesung,
Und die Hände wurden ihm schwer,
Da mußte der Dräuende enden
Und flog mit vollen Händen
Zurück zum verlassenen Meer.

Nun ist sein Wunsch erfüllt. Gesättigt fliegt er an der Erde vorüber.

Ein Morgen kam, ein trüber,
Da stand er über dem Meer.

Als Gegenstück hiezu diene von Wilhelm Walloth**), bei dem sich wohl die meiste lyrische Lyrik findet, das geradezu springende, hüpfende „Die hohe Zeit.“

O wie ich mich freue der hohen Zeit —
Der hohen Zeit —
Da alles grünet weit und breit, —
Weit und breit —
Die Welt ein duftender Blumenkranz,
Sie will sich baden in Sonnenglanz,
Von Herzen ganz
In Sang und Lust sich lösen.

Ich will nur noch ein paar Sachen herausgreifen, daß es nicht gar zu viel wird.

Detlev von Liliencron: „Weite Aussicht.“

Steht eine Mühle am Himmelsrand,
Scharfgezeichnet gegen mäusegraue Wetterwand,
Und mahlt immerzu, immerzu.

*) Aus dem „Starken Jahr.“ Zürich, Verlagsmagazin.
**) Gesammelte Gedichte, Leipzig, W. Friedrich.

Hinter der Mühle am Himmelsrand,
Ohne Himmelsrand, mahlt eine Mühle, allbekannt,
Mahlt immerzu, immerzu.

Von dem unglücklichen, so früh verstorbnen Conradi*) das wehmütige:

Frühlingssehnsucht

Da nun die Nächte kamen,
Die Nächte wundersüß,
Wo letzter Nachtigallenschlag
Die Stunden feiert früh vor Tag
Und erstes Rosendüften:
Sehnt sich mein Herz nach Liebe,
Nach Glück —
Nach dem verlornen Paradies
Zurück.

Oder das herzige:

Wenn der Weißdorn blüht —
Wenn der Weißdorn blüht,
Wirds mir so helle im Gemüt! . .
Flugs fließt mein Blut,
Und es sprießt mein Mut,
Als wäre die Welt mein eigen u. s. w.

Und zum Schluß noch eine Probe von Julius Hart,**) dem stachligen Kritiker, der deshalb in seinen Gedichten so gern unter Rosen wandelt.

Anna

Die Drossel ruft vom Lindenbaum, die Sonne steigt herauf mit Lust,
Laß einmal noch mein blasses Haupt sich lehnen müd an deine Brust.
Noch einmal laß mich deine Hand inbrünstig küssen heiß und schwer, —
Nicht deinen Mund! Nicht deinen Mund! Ich ließe sonst dich nimmermehr.

Da habe ich in den reichen Schatz dieser Stimmungslyrik hineingegriffen und meine, es sind wirklich Sachen darunter, an denen man seine helle Freude haben kann, die verdienen, gekannt zu werden.

Was ist nun so schrecklich an diesen Gedichten? Vielleicht fragt jemand statt dessen, was ist denn daran modern? Nun, wenn man genau zusieht, vor allem der freiere Rhythmus und die schlichte Sprache, die so gar wenig „poetisch“ ist. In unsrer Zeit weitverbreiteter Geschraubtheit finde ich es recht erfreulich, daß da wenigstens die Dichter nicht auch noch auf Stelzen gehen oder wenigstens „wallen“, sondern hübsch auf ihren natürlichen Füßen laufen.

Fürsorge für die verfolgten Armenier in der Schweiz

Die Hilferufe aus dem von Türkengreueln so furchtbar heimgesuchten Armenien haben in unserm Lande in Tausenden von Herzen einen lauten Wiederhall gefunden. Die angesehensten politischen und religiösen Blätter befassen sich aufs eingehendste mit der Frage und tragen sie in alle Häuser und Herzen hinein. Bis in die ärmsten entlegensten Bergdörfer werden Sammlungen für die bedrängten Glaubensgenossen veranstaltet; in sonntäglichem Gottesdienst und in werktäglichen Bibelstunden wird fürbittend ihrer gedacht. Und zwar geschieht dies mancherorts auf kirchenrätliche Weisung hin. Der Kirchenrat von Baselstadt z. B. hat eine bereits am 10. Mai zu verlesende Proklamation für die um ihres evangelischen Glaubens willen verfolgten Stundisten und die entsetzlich mißhandelten armenischen Christen erlassen, der zufolge am 17. Mai in allen Kirchen der Stadt eine Fürbitte für sie gehalten und eine Kollekte erhoben wurde; das Ergebnis der letztern war 13300 Franken.

Besonders eindringlich schildert ein illustrirtes, acht Quartseiten starkes Flugblatt des in Winterthur von Pfarrer Ninck herausgegebnen Monatsblatts für evangelische Vereins- und Liebesthätigkeit: „Die Taube,“ die Schreckenszeit in Armenien. Von einem eifrigen Freunde der Bedrängten wird es in jeder gewünschten Anzahl gratis geliefert, damit es zum Zweck der Sammlung verbreitet werde. Schreiber dieses hat in seinem Wirkungskreis bis dahin 1200 Exemplare, versehen mit einem kräftigen Appell an die Leser, verteilt, und in der kurzen Zeit von

*) Lieder eines Sünders. Leipzig, W. Friedrich.
**) Homo sum. Großenhain und Leipzig, Baumert & Runge.

vierzehn Tagen von meist unbemittelten Leuten aus dem Arbeiterstande gegen 2000 Franken erhalten, nachdem dieselben Leute an dem vom Kirchenrat dafür bestimmten Sonntag bereits 350 Franken in der Vereinskapelle geopfert hatten. Es laufen rührende Gaben ein, darunter wirkliche Witwenscherflein, die nicht aus dem Ueberfluß stammen. Die Arbeiter einer Fabrik haben weit über 100 Franken zusammengelegt, die Teilnehmer einer Sanitätsrekrutenschule in der nahen Kaserne eine Sammlung veranstaltet. Mit stramm soldatischem Gruß überbrachte ein vom Korporal Entsandter den Beitrag. Eine arme Frau hatte Geld geschenkt erhalten, um ihrem Kinde vier Wochen lang eine tägliche Extraration Milch zu verabfolgen; sie opferte zwei Wochen für die armenischen Kinder. Mehr als ein Fünffrankenstück, das laut Flugblatt einem Armenier drei Monate das Leben fristet, ist mit Thränen im Auge der Geberin überbracht worden. „Da haben wir es alle noch viel zu gut!“ meinten die Aermsten. Zum Abschluß der ersten und zur Einleitung der zweiten Sammelwoche hielten wir an einem Sonntagabend auf unserm schönen stillen St. Theodorsgottesacker eine Feier für Armenien, bei der ein armenischer Pfarrer, erst kürzlich aus seiner Heimat nach Basel gekommen, wo er seinerzeit die Predigerschule besuchte, von den Schicksalen seiner Gemeinde in Amasia in ergreifender Schlichtheit erzählte. Aus seinen Berichten war besonders interessant zu hören, daß die Raub- und Mordzüge der Türken sich in erster Linie gegen evangelische Armenier gewandt hätten, also nur aus allgemeinem Christenhaß hervorgegangen und nicht, wie man so vielfach behauptet, durch die Armenier selbst verschuldet seien. 1200 Personen wohnten der Feier bei. Es herrschte feierliche Stille auf dem weiten Gräberfelde, dessen Kreuze lebhaft an die frischen Christengräber in Armenien mahnten. Unter Posaunenschall sang die Gemeinde das Lied unsers unvergeßlichen Kirchengeschichtschreibers Hagenbach:

Wachet auf, erhebt die Blicke,
Laut mahnen uns die Weltgeschicke,
Er dränget hart der Brüder Not.

Unsre altbewährte, von Christian Heinrich Zeller begründete, von dessen Sohne fortgeführte und nunmehr vom Enkel geleitete Anstalt Beuggen hatte den Plan gefaßt, durch einen ihrer frühern Schullehrerzöglinge, einen in Südrußland arbeitenden Armenier, vier armenische Waisen herbringen zu lassen. Aber die Ausführung dieses schönen Gedankens scheiterte an der Weigerung der russischen (!) Regierung, den Kindern Pässe auszustellen.

Man darf sagen, unser ganzes christlich gesinntes Volk ist in einer anhaltenden Bewegung für Armenien begriffen. Unser Schreien ist freilich nur ein Schreien der Steine, da die, die helfen sollten und könnten, die Gewaltigen dieser Erde, die christlichen Regierungen Europas beharrlich schweigen, teils aus berechnender Politik, teils aus unbegreiflicher Gleichgiltigkeit. So wenden wir uns auf dem Immediatweg an den Herrn, dem es nicht schwer ist, durch viel oder wenig zu helfen, und wollen fortfahren, auch angesichts der Untreue der Großen, im Kleinen: in der Fürbitte und Fürsorge für die bedrängten Brüder Treue zu üben.*)

R Burckhardt

Arbeiten und nicht verzweifeln

**) Es war eine jener Stunden, die nur zwischen intimen Freunden ohne Entheiligung sein können. Sie hatten von dem gesprochen, was sie ein jeder sich selbst vorzuwerfen hatten, Dinge leidenschaftlichen Jugendirrens. Sie hatten von solchen veralteten Dingen gesprochen, wie „Reue,“ „Gewissensbisse,“ „Verzweiflung“ sind, von innern Kämpfen, Entschlüssen u. dergl.

„Hat man die Sache mit sich durchgekämpft, so muß man die Folgen als einfache natürliche Unbequemlichkeiten betrachten, sonst versinkt man im Schlamm!“ so hatten sie geschlossen.

Jetzt hatten sie sich die Hand gedrückt, und er war gegangen, aber auf der Treppe war der Andre wieder bei ihm.

*) Sehr beachtenswert ist die Darstellung der jüngsten Vorgänge in Armenien, die der Reichsbote in Nr. 181 „einem deutschen Gelehrten, der eben von Armenien zurückgekehrt ist,“ verdankt. D H

**) Die Geschichte wird etlichen Lesern wieder nicht gefallen. Mir — Verzeihung! — gefällt sie ausgezeichnet. D H

Er wollte ihn wohl begleiten. Und das war in der Ordnung. Aber was wollte der Dritte da unten, der an der Thür stand und sich anschloß? Unterjetzt war er, von gedrungnem Körperbau, jugendlich, aber sein Gesicht war so alt, so objektiv, so uninteresirt! Die Augen waren wie hinter Brillengläsern, obwohl er keine Brille trug. Alles an ihm war so regelmäßig, so normal, so feierlich, so unlebendig, besonders die Augen, die eigentlich kaum noch Augen waren, so zur Ruhe gekommen, glanzlos, fremd und doch wie mit einem innern Hohn über all das unlogische Treiben der immer noch viel zu jungen kindischen Welt.

Was willst du?

Dich.

Bist du verrückt!

Nein.

Wie diese beiden Worte klangen! so langsam, so sachlich, so ohne Beziehung auf die Fragen, so wie lange, unendlich lange Reden, von denen zufällig gerade diese beiden Buchstabengruppen durch irgend eine verborgne Apperzeption stille standen, so wie manche Predigten, die ebenso gut drei Tage als drei Viertelstunden lang sein können, weil ihr Ende ebensowenig einen Grund hat wie ihr Anfang, und von denen man gesagt hat: „es predigt,“ etwa so wie man sagt: „es regnet.“ Man träumt dazwischen, und manchmal ganz zufällig trifft ein Wort das innere Ohr, man hört eine Weile zu — ah! es ist noch dasselbe — und man träumt weiter; und doch ist es quälend, so quälend wie das Leblose sein kann, wenn man Leben sucht.

Geh weg!

Nein.

Wer bist du?

Du weißt es.

Ich werde rasend!

Ja.

Jetzt nahm sein Begleiter das Wort, der mit die Treppe herunter gekommen war.

Es ist dein böses Gewissen, sagte er, weißt du das nicht?

Ich fühle es.

Wie willst du es wegbringen?

So! sagte der Gepeinigte und hob mit plötzlicher Energie und mit einem Anflug von Humor den Fuß auf. Er stieß den unheimlichen Gesellen vor die Brust, daß er wegflog — weit, weit, immer parallel mit der Erde und immer mit den starren unbeweglichen Augen vorwurfslos, unbeleidigt, leblos ihn ansehend.

Jetzt sind wir ihn los! sagte der zu seinem Begleiter; nun frisch an unsre Arbeit. Es will wieder Tag werden. Ich lege mich nicht mehr schlafen. Wir wollen schaffen.

Es ist gut, sagte der Andre, aber sieh nur, was aus dem Kerl geworden ist.

Er sah sich um. Der unheimliche Mensch war weit weg, aber er war ganz dünn und lang gezogen, und seine Hand an dem langen, langen Arme war noch da.

Er hält mich doch noch an der Ferse! Weiter! A B

Verschiedenes

(Vom Orient) zu schweigen ist doch schwer, wenn man auch in unsrer bessern Tagespresse die einfachsten Erwägungen in dieser Angelegenheit mißachtet findet. Die sonst treffliche Münchener Allgemeine thut sich etwas darauf zu gut, daß sie (wohl gemerkt, in einer Wiener Korrespondenz) den Vorschlag einer Blockade der kretischen Küste durch die Mächte zuerst gemacht hat. Dieses „wirksamste Friedensmittel“ hat jetzt „die besten Aussichten auf allseitige Genehmigung.“ Wenn diese Friedenspolitik nicht die Politik der äußersten Ohnmacht ist! Man blockirt die Küste und läßt die, die auf der Insel sind, sich morden, so lange sie wollen. Aber nein: „Daneben setzen die Mächte ihre Bemühungen fort, um die griechische Regierung zur strengern Beobachtung ihrer völkerrechtlichen Pflichten zu verhalten.“ Das ist ausgezeichnet. Die Mächte sind dazu vorzüglich legitimirt, nachdem sie ihre im Berliner Vertrage übernommnen „völkerrechtlichen Verpflichtungen“ so gewissenhaft erfüllt haben, insbesondre §§ 61 und 62. Aber wir thun den Mächten unrecht. Sie bemühen sich nämlich ferner, „ihren [der griechischen Regierung] guten Willen durch die Zusage zu bestärken, daß in Konstantinopel nichts unterlassen werde, um den Sultan zu bewegen, nicht bloß im weitesten

Maße den Forderungen der christlichen Kreter, freilich ohne Schädigung der mohammedanischen (!!!), gerecht zu werden, sondern auch ein Ueberwachungskomitee der Mächte für die Durchführung der Reformen auf Kreta zuzulassen. Hiermit sollen zugleich für England goldne Brücken zur Umkehr zu einer ehrlichen Friedenspolitik gebaut werden."

Man höre doch auf, sich und die zivilisirte Welt über seine völlige Ohnmacht oder Unfähigkeit zu täuschen. Die Griechen mögen doppelzüngig sein, die Engländer perfide, die Kreter „unruhig," die Armenier „Tatzelzeug," das alles rechtfertigt nicht die jammervolle Thatsache, daß die ganze Kunst der Mächte bisher nichts weiter thut, als dem mordlustigen Türken im Morden helfen. Etwas andres wird auch durch die Blockade Kretas nicht erreicht. Dergleichen nennt man heute — Realpolitik. R

(Ein Zeugnis Adolf Wagners) bestätigt, was wir in voriger Nummer (Sp. 755 unten) geschrieben haben. Professor Adolf Wagner sagt in Nr. 32 der Hilfe bei Besprechung der „kirchlich-sozialen Kundgebung" u. a.:

„In der Kundgebung beanstande ich vor allem die zweite Hälfte des dritten Abschnitts. Ich halte es für völlig unrichtig,*) wenn hier gesagt wird, »nach den gemachten Erfahrungen sei für die kirchlich-soziale Arbeit eine Gefahr in der Verbindung mit der modernen Theologie zu sehen, deren Vertreter in wachsendem Maße den Evangelisch-sozialen Kongreß beherrschen und durch ihr Verhalten die Unzuträglichkeit gemeinsamer Arbeit beweisen.« Eine solche Beherrschung des Kongresses durch die Vertreter der »modernen Theologie« bestreite ich. Wenn Männer der Ritschlschen Richtung mehr hervorgetreten sind, so liegt das darin, weil sie sich in größerer Zahl und intensiverer Arbeit am Kongreß beteiligt haben, vielleicht auch an Bedeutung andre überragten. Von einer exklusiven Tendenz ist niemals die Rede gewesen. Männer eines ganz anderen theologischen Standpunkts sind eben so gerne gehört worden. Im Aktionskomitee wie im größeren Ausschuß und im Kongreß selbst war es im Gegenteil sehr erfreulich, einmal Männer verschiedener theologischer, kirchenpolitischer und politischer Richtung einträchtig um der guten Sache willen zusammen arbeiten zu sehen, von Pastor Arndt über Kaftan, Harnack, Weiß hin bis zu Stöcker, Weber und von Nathusius. Stöcker selbst hat das immer anerkannt. Die Meinungsverschiedenheiten z. B. im Aktionskomitee gingen niemals den theologischen und kirchenpolitischen Richtungen parallel, sondern ganz unabhängig davon verliefen sie. Stöcker und Harnack z. B. haben sehr häufig in einzelnen Fragen harmonirt, wo die näheren Freunde des einen wie des andern abweichend standen..... Ich muß demnach auch die Behauptung der Kundgebung, daß die Vertreter der »modernen Theologie« die Unzuträglichkeit gemeinsamer Arbeit bewiesen, als unrichtig bezeichnen. Auch aus der erwähnten, an Stöcker gestellten Zumutung, aus dem Präsidium des Kongresses zu scheiden, folgt die Wahrheit jener Behauptung nicht. Denn dabei spielten überhaupt die Gegensätze der »alten« und der »modernen« Theologie, wie jeder Eingeweihte weiß, nicht im gerigsten mit."

(Erziehung und Unterricht vom Standpunkt der Sozialpolitik) Von Dr. R. Brückner. Berlin, Siemenroth und Worms, 1895. 158 S. 2 Mk.

Der Verfasser geht von dem Gedanken aus, daß die gegenwärtige Entwicklung, den Anforderungen der Zeit Rechnung tragend, dahin gehe, die Gebiete öffentlicher Thätigkeit mehr und mehr zu erweitern, aber hinter diesen Bedürfnissen in der Pflichtverteilung zwischen Familie und Oeffentlichkeit noch erheblich zurückbleibe. Er sucht festzustellen, in welcher Richtung die Gesellschaft zunächst berufen ist, ihre Thätigkeit auszudehnen, um die Lücken der elterlichen Fürsorge auszufüllen. Vor allem nimmt er eine bessere öffentliche Fürsorge für die familienlosen Kinder, die unehelichen Halbwaisen u. s. w. in Anspruch. Die Einzelvormundschaft will er durch eine öffentliche Vormundschaft ersetzt wissen, und statt der rein äußerlichen Ordnung der elterlichen Rechte in der jetzigen Vormundschaft eine wirkliche Fürsorge treten lassen. Die Oeffentlichkeit soll also die Vormundschaft üben in Anerkennung der Pflicht, den Kindern den Mangel der Familie nach beiden Richtungen, nach der Seite der Verpflegung wie der Erziehung, zu ersetzen. Weiter hätten an Stelle der heutigen Ortsarmenpflegeorgane besondre Erziehungsämter die öffentliche Kinderpflege wahrzunehmen.

Auch bezüglich des Schulwesens stellt Brückner hohe Anforderungen an die Gesellschaft, fordert Erweiterung der Kleinkinderschulen, will die Volksschule zu einer allgemeinen Bildungsanstalt reformiren, daher auch die Schulpflicht bis zum sechzehnten Lebensjahr erweitern und das gesamte Unterrichtswesen auf der Volksschule aufbauen, sowie den Unbemittelten den Weg zu höherer Bildung, den Eintritt in leitende Staatsämter bahnen. Bildung und Wissen sind zu einem Vorrecht des Besitzes geworden, „und doch, welch unabsehbare Gefahren erwüchsen unsrer ganzen Kultur, wenn Bildung und Wissen nur mehr Mittel zu andern selbstsüchtigen Zwecken, nur Funktionen fremder Größen, nicht mehr selbständige, unabhängige Faktoren des öffentlichen Lebens sein würden! Je weniger gleichmäßig die materiellen Güter unter die Angehörigen der Nation verteilt sind, um so heftiger tritt die Mahnung an die Gesellschaft heran, in jenen idealen Gütern auf möglichen Ausgleich hinzuarbeiten."

Das sind gewiß schöne, humane und soziale Gedanken, und was über die Fürsorge für die Familienlosen, die hygienischen Anforderungen

*) Sperrdruck immer wie in der Vorlage.

an die Schule, über Kleinkinderschulen, Handfertigkeitsunterricht, Fortbildungswesen und weibliche Ausbildung gesagt ist, verdient ernste Beachtung. Aber so wichtig es auch ist, der Gesellschaft ihre erhöhten Pflichten für Pflege und Bildung der Jugend einzuschärfen, so ernstlich müssen wir vor dem Abwege warnen, daß den Eltern und Angehörigen ihre Pflicht und Verantwortung für ihre Kinder zu bereitwillig abgenommen wird. G v R

(Die Humanität) nach ihrem Wesen und ihrer Entwicklung. Eine Wanderung durch die Geschichte. Von W. Stahlberg, Rektor a. D. Prenzlau, Theophil Biller, 1895. 244 S. 3,60 Mk.

Der Verfasser bestimmt das Wesen der Humanität als Inbegriff alles dessen, was dem Menschen eigentümlich ist, erkennt richtig, daß wir es hier nicht mit einem Erfahrungsbegriff, sondern mit einem Ideal zu thun haben, mit einer Idee vom Menschen, die sich in der geschichtlichen Entwicklung herausgebildet hat, und die der höchste, uns erreichbare Wertmaßstab dieser Entwicklung ist. Nach dem wesentlich zutreffenden Ergebnis dieser einleitenden Untersuchung (S. 1—14) sollte man erwarten, im geschichtlichen Teile gezeigt zu finden, wie allmählich der Gedanke der Menschheit von den ihm anhaftenden Schranken der Naturgebundenheit, der Nationalität, der Konfession sich löst und an Kraft gewinnt, und in welchem Maße er mit dem Naturgefühl, dem Patriotismus und dem kirchlichen Sinne in Zusammenhang bleiben muß. Hätte der Verfasser den ausgezeichneten, noch heute die beste einschlägige Untersuchung bietenden Vortrag von Hundeshagen: „Ueber die Natur und die geschichtliche Entwicklung der Humanitätsidee in ihrem Verhältnis zu Kirche und Staat" (Berlin, 1853) gekannt, so würde ihm die ungemeine Schwierigkeit dieser Frage, aber auch die in der Sache liegende erforderliche Abgrenzung zum Bewußtsein gekommen sein. Anstatt dessen bietet er eine verständlich und flüssig geschriebne, aber naturgemäß nur stellenweise tiefer gehende Welt-, Kultur-, Litteratur- und Kirchengeschichte, bei deren Auswahl und Darstellung im einzelnen jede Verbindung mit dem eigentlichen Thema fehlt, und die sich viele unsrer Leser mit Leichtigkeit besser zu beschaffen vermögen. Das Buch ist gut gemeint und warm geschrieben; in den den einzelnen Abschnitten zur Orientirung vorausgestellten allgemeinen Ausführungen, die den Zusammenhang mit dem eigentlichen Thema herzustellen versuchen, finden sich manche treffende Gedanken. Solchen, die ohne zu gründlichern Studien Zeit zu haben, auf eine allgemeine Erudition Wert legen, kann das Buch wegen der erstaunlichen Vielseitigkeit, mit der der Stoff ausgewählt ist, und der gesunden Anschauungen, die es vertritt, als eine kurze Encyklopädie des Wissenswertesten empfohlen werden. Auch Seminaristen und Lehrern würde diese Arbeit eines frühern Rektors Anregung geben können.

Titius

(Quittung) folgt in nächster Nummer.

Briefkasten der Redaktion

Der Mitarbeiter, dem vor längerer Zeit das Manuskript eines Dramas zur Prüfung übergeben worden ist, wird freundlichst gebeten, sich zu melden. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 33 der „Chronik der Christlichen Welt".

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Einladung
an die Freunde der Christlichen Welt nach Eisenach
zum 5. und 6. Oktober

Montag, den 5., nachmittags 3 Uhr: Professor D. Kaftan über das Verhältnis des evangelischen Glaubens zur Logoslehre. Besprechung.

Dienstag, den 6., vormittags 9 Uhr: Professor D. Harnack zur gegenwärtigen Lage des Protestantismus. Besprechung.

Jeder, der in freundschaftlicher Absicht kommt, ist willkommen. Vorherige Anmeldung bei dem Herausgeber der Christlichen Welt ist erwünscht. Näheres über den Saal, in dem die Verhandlungen stattfinden, wird noch bekannt gemacht. Einladung geschieht nur durch diese Anzeige.

Freunde der Christlichen Welt
in Frankfurt a. M. und den benachbarten Gebieten

treffen sich bis auf weiteres **an jedem ersten Montag im Monat nachmittags 5—7 Uhr** in Frankfurt a. M., **Rosenau**, Reuterweg 8. Auch Frauen sind willkommen. 6. September: Ueber David Friedrich Strauß.

Vorkursus: October. Bauhandwerker, sowie **Anhalt. Bauschule Zerbst.** Wintersem.: 4. Novembr.
Fachschule für Eisenbahn-, Strassen- u. Wasserbautechniker.
Reifeprüfung vor Staatsprüfungs-Commiss. Kostenfreie Auskunft durch die Direction.

Cand. min., schon als Lehrer thätig gewesen, sucht für sofort oder später Stellg. als **Hauslehrer** oder dergl., am liebsten in Universitätsstadt. Ansprüche mäßig. Gfl. Off. sub S. 25 Elsterwerda postlag.

Cand. min. sucht zum 1. November Beschäftigung, am liebsten zur Unterstützung eines Geistlichen, auch auf kürzere Zeit. Gfl. Angeb. unter E T 78 an die Expedition der Christlichen Welt.

In einem christlichen, vornehmen Hause werden einige j. Mädchen, die die Schule verlassen haben, zur weitern Ausbildung in Pension genommen. Näh. Ausk. erteilt Frau Dr. Jacob geb. v. Lessel, Herr Oberpfarrer **Riem**, Wernigerode a. Harz.

Gesucht wird für eine sehr gut empfohlene, durchaus erfahrne und gewissenhafte Dame — Mitte der Vierzig — eine Stelle als

Repräsentantin,

Gesellschafterin oder **Erzieherin** mutterloser Kinder. Besagte Dame war lange Jahre in England und ist der **französischen** und **englischen** Sprache mächtig. Zu jeder Auskunft ist bereit

Stiftsprediger **Prof. D. Gotthold**, Frankfurt a. M.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an;
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162.**

Tuch u. Buckskin
Ueberzieher-,
Cheviot- und **Kammgarnstoffe** in den neuesten soliden Dessins, **schwarze Satins** und **Croisés**, hochfeine Qualitäten, sowie **Altar-** und **Kanzeltuch**, reinwollen Fabrikat und gute Farben, versendet stück- und meterweise zu sehr billigen Preisen. Reichhaltige Musterauswahl frei.
Theodor Herrmann
in **Sagan Nr. 34** (Schlesien).

Zur Sedanfeier!
In unserm Verlage ist erschienen und versenden wir portofrei
Ich gedenke der vorigen Jahre
Zwei patriotische Predigten
zum
2. September und 18. Januar des Jubeljahres 1895/96
Von
Julius Leopold Schultze
Pastor und Professor in Berlin
Preis 40 Pf.
Schriftenniederlage (A. Haarth) Coethen (Anh.)

Siebente Irrenseelsorger-Konferenz

in Hildesheim

am 22. u. 23. September 1896 im Hotel „Hildesheimer Hof"

Tagesordnung:

Dienstag, den 22. September, nachmittags 3 Uhr: 1. Erbauliche Ansprache (P. Ifermeyer aus Hildesheim). 2. Jahresbericht pro 1895/96 und Mitteilungen über die neusten litterarischen Erscheinungen auf unserm Gebiete (P. Knodt aus Münster und P. Hafner aus Elberfeld). 3. Das heilige Abendmahl bei Geisteskranken (P. Schubert aus Untergöltzsch).

Mittwoch, den 23. September, vormittags 8 Uhr: Morgenandacht. 1. Konfessionelle oder paritätische Anstalten (P. v. Bodelschwingh aus Bielefeld und P. Hafner aus Elberfeld). 2. Besprechung über P. Böttchers Buch: „Die Morgen- und Abendandachten in unsern Anstalten." 3. Vereinsangelegenheiten u. dergl.

Im Laufe des Nachmittags findet ein gemeinschaftlicher Besuch der Heilanstalt in Hildesheim statt.

Etwaige Anfragen richte man an Herrn P. Ifermeyer in Hildesheim.

Münster i. W., im Juli 1896

Der Vorstand
J. A.: Knodt, Pfarrer, Vorsitzender

Neunte Generalversammlung des Evang. Bundes

vom 28. September bis 1. Oktober in Darmstadt

In Verbindung mit dem Vorstande des Hauptvereins im Großherzogtum Hessen und mit zahlreichen Evangelischen aus jedem Stand und Beruf, die sich in einem örtlichen Festausschuß zusammengeschlossen haben, rufen wir in diesem Jahre zur

Generalversammlung in Darmstadt.

Wir werden auch bei weitern Kreisen der Bevölkerung in Stadt und Land eine offne Thür finden. Staat und Kirche stehen dort im Kampf gegen das päpstliche Rom und sein Gefolge auf deutschem Boden. Kraftvolle Zeugnisse aus dem Munde hochgestellter Männer sind, wie im vergangnen Jahre, so jetzt eben wieder laut geworden und haben einen lebhaften Wiederhall in den evangelischen Gemeinden gefunden. Da ist auch zuerst das „Niemals" erklungen, welches wir von der obersten Stelle des Reiches seit Jahren, aber noch immer vergeblich ersehnen.

Ihr Glieder unsers Bundes in allen Teilen des deutschen Vaterlandes! — so ist es denn zugleich Ehre und Freude für uns, an dieser Stätte zusammenzukommen. Eilt zahlreich herbei und seid bereit zu mannhaftem Bekenntnis! Es thut so not in dieser glaubensarmen und darum halt- und mutlosen Zeit. Wir dürfen aber gerade im gegenwärtigen Augenblick diese Einladung an alle richten, die in Deutschland den evangelischen Namen tragen, und fühlen es als eine heilige Pflicht, zu ihnen im Geiste aller Mitunterzeichner ein ernstes Wort zu sprechen.

Wenn heute das römisch-katholische Zentrum unbestreitbar sich als ausschlaggebende Partei erweist, indem es bald verweigert oder abdringt, bald das vom Volke gebieterisch Geforderte als zubereitete Gabe seiner Hand darreicht — was ist die Ursache? Die Verblendung über die wahre Natur desselben und seine letzten Absichten, oder die Zerrissenheit der andern Parteien in sich und untereinander? Beides fällt zur Erklärung dieser Thatsache schwer ins Gewicht.

Doch täuschen wir uns nicht! Das Zentrum kauft nicht nur mit kluger Berechnung unsere Schwäche aus. Es gebietet — hierin noch ungleich stärker als die doch auch von einem Geiste getriebne Sozialdemokratie — über eine Kraft, die Kraft einer in den Dienst wohlgeschulter Kirchenpolitik gestellten religiösen Leidenschaft. Dem gegenüber verlassen sich Tausende auf die Macht des nationalen Gedankens. Aber diese Macht reicht nicht aus, wenn der nationale Gedanke losgelöst ist von seinem tiefern Grunde.

Unsre vaterländische Größe ist erwachsen aus der gewaltigen evangelisch-religiösen Bewegung der Reformation, die fortwirkend immer von neuem eine von ihrem Geiste getragne nationale Begeisterung schuf, wie im Jahre 1813 und noch in den Jahren 1870 und 1871.

Dieses heilige Nationalgefühl ist dem heute lebenden Geschlecht weithin verloren gegangen. Alles hängt daran, daß es wieder erweckt werde! Gelingt es uns nicht, gegen den Fanatismus der römischen Partei und gegen die Schwarmgeisterei der Sozialdemokratie die heilige Begeisterung des wahren Christentums, des deutsch-evangelischen Glaubens einzusetzen, so geht unser Vaterland schweren Erschütterungen entgegen.

Möchten wir zu rechter Stunde diese Gefahr erkennen und uns zurückwenden zu den starken Wurzeln unsrer Kraft! Möchte aber vor allem die heutige deutsch-evangelische Kirche, belehrt durch so viele und verhängnisvolle Irrwege vergangner Zeiten, ihren höchsten Beruf für diese Zeit erfassen; unter Hinwegsetzung über theologischen und kirchlichen Zwist unser Volk im Lebensgrunde des Evangeliums zu sammeln, daß es Kraft und Einmütigkeit gewinne zu dem Kampf, an dessen Ausgang seine Zukunft hängt!

Die Tage von Darmstadt sollen ihren krönenden Abschluß in einer Feier zu Worms finden. Worms, welche Erinnerung ruft dieser Name wach, welche Mahnung richtet er an uns! Dort wurde in heiliger und kühner Glaubensthat der Grund gelegt zu allem, was wir seitdem durch Gottes Gnade geworden sind. Gott helfe, daß von dieser Stätte durch denselben Geist, der unsern Luther beseelte, neue Ströme des Segens ausgehen auf die deutsche Kirche, die er begründet hat, und auf das deutsche Volk, dem sein Herz wie das unsre schlug!

Merseburg und Darmstadt, den 25. Juli 1896

Der Zentralvorstand des Evangelischen Bundes
Graf von Wintzingerode-Bodenstein, Vorsitzender

Das Ortskomitee
Der Festausschuß
Landgerichtsrat Küchler

Tagesordnung. Montag, 28. September, 4 bis 7 Uhr nachmittags: Verhandlungen. — 8 Uhr abends: Begrüßungsversammlung verbunden mit Ansprachen aus dem Bereiche der evangelischen Diaspora Schlußwort: Senior D. Bärwinkel aus Erfurt: „Erinnerungen an die Begründung des Evangelischen Bundes durch die Erfurter Vorkonferenz am 5. Oktober 1886."

Dienstag, 29. September, vormittags: Verhandlungen. — Nachmittags 5 Uhr: Festgottesdienst (in der Stadtkirche: Superintendent Meyer aus Zwickau; in der Johanniskirche: Pfarrer Gerbert aus Saarburg). — 8 Uhr abends Festversammlung: Ansprachen von Hofprediger Ehrhardt aus Darmstadt, Professor D. Weiffenbach aus Friedberg, Graf Paul von Hoensbroech aus Berlin; Pfarrer Guyot aus Darmstadt.

Mittwoch, 30. September, vormittags 8 bis 10 Uhr: Konferenzen; 10 Uhr: erste öffentliche Hauptversammlung; nach Eröffnung und Konstituirung Vortrag: „Protestantismus und Volksschule," Professor D. Beyschlag aus Halle a. S. — Nachmittags 4 Uhr: Geschlossene Versammlung der Bundesmitglieder (Bericht über die Entwicklung und Vortrag über die praktischen Aufgaben des Bundes). — Abends 7 Uhr: Aufführung des Festspiels: „Luther," von Devrient, dargestellt unter Mitwirkung des Hofschauspielers H. Edward und der Frau Dr. Hauser-Burska von Darmstädter Bürgern.

Donnerstag, 1. Oktober, vormittags 9 Uhr: zweite öffentliche Hauptversammlung; Vortrag: „Autorität und Gewissen," Stadtpfarrer Brecht aus Gerabronn (Württemberg). Kundgebungen. — Nachmittags 3 Uhr: Fahrt nach Worms. Daselbst Feier am Denkmal: Ansprache von Pfarrer Hackenberg aus Hottenbach; Feier in der Dreifaltigkeitskirche: Ansprache von Dekan Lic. Wiener aus Worms. Antwort und Rede über: „Evangelisches Bekenntnis und evangelischen Protest," Konsistorialrat D. Leuschner aus Wanzleben.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 34 — Leipzig, den 20. August — 1896

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Die Macht über die Menschen — Märchen in der Kirche? Mit Nachwort des Herausgebers — Der Kern der Wunderfrage — Die Wahrheit über Armenien — Carl Jentschs Selbstbiographie — Der Zeitgeist der modernen Litteratur Europas — Zur Würdigung der neuesten Dichtung in Deutschland: 3 — Verschiedenes: Die Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung; Armenien und der Reichsbote; Wir und die Frankfurter Zeitung; Prinz Max von Sachsen und die römische Kasuistik; Matthias Claudius; Der sittliche Wert der Arbeit; Protokoll des Stuttgarter Kongresses — Quittung — Anzeigen

Die Macht über die Menschen

Jesus sprach zu ihr: Wenn du erkenntest die Gabe Gottes, und wer der ist, der zu dir saget: Gieb mir zu trinken — du bätest ihn, und er gäbe dir lebendiges Wasser. Joh. 4, 10.

Staunend sehen wir der Diagnose des großen Seelenarztes zu, aber mit noch größerer Bewunderung erfüllt uns seine Therapie. Wir gewahren eine Macht Jesu über eine Sünderin, die sie mit einigen Zügen matt setzt. Etwas Aehnliches kennen wir nur in den dämonischen Einwirkungen eines ebenso der Hölle verschriebnen Geistes, wie Jesus dem Himmel zugehörte. Jesus wirkt in dem Weibe, was er immer wirken will, Demut und Glauben. Wir erleben heute noch dasselbe unter dem Einfluß dieser machtvollsten Person der Geschichte. Zwar wissen wir, daß sich solche Einwirkungen nicht zergliedern lassen; und doch ist es uns, um der Erkenntnis seiner Person und unsrer Einwirkung auf Andere willen wichtig zu erfahren, worauf seine Macht über die Menschen beruht. Im kleinsten Splitter blitzt das ganze Feuer des Diamanten. Aus unserm Vers schaut allerlei heraus, was in den Farben der idealsten Mächte des Himmels glüht. Das hat das Weib, das von unten her war, überwunden.

Er spricht von dem lebendigen Wasser, der Gabe Gottes, die in seiner Person den Menschen in ihrer Qual angeboten wird. Er ist davon durchdrungen, daß sein Geist Gottes Gabe ist. Er glaubt an seine Sache, er weiß, daß es des Allmächtigen Sache ist. Das giebt ihm sein großes Selbstgefühl, das ihn zum Durchhalten seines Heilandsberufes, das ihn zum Anbieten seines Heiles an andre Menschen erhebt. Das giebt ihm die ganze Demut, die ihn nichts sein lassen will als den Wasserschöpfer aus Gottes Brunnen. Hier in unserm Vers spiegelt sich die ganze Harmonie der Hoheit des Gottessohnes, der von dem hingebungsvollen Glauben an seine Person das Geschick des Menschen abhängen läßt, und der Demut des Menschensohnes, der selbst nur ein von Gott mit mühseliger Arbeit Beladner die Mühseligen mit seiner göttlichen Geduld an sich lockt.

Beruht nicht die Macht über die Menschen im Glauben an die eigne Sache, in dem Vollbewußtsein, daß man etwas Wichtiges zu sagen hat? Das gilt für gute und böse Einflüsse. Fehlt uns, die wir als Christen Einfluß ausüben sollen auf die Menschen um uns her, die unerschütterliche Gewißheit, daß wir ihnen eine Gabe lebendigen Wassers von Gott aus zu bringen haben, dann sind wir ein gebrochnes Rohr, darauf sich Kranke und Greise stützen sollen. Feste eigne Ueberzeugung verschafft überall Beachtung, fast immer Achtung, oft Glauben. Sie ist besser als die Technik, durch logischen Gegenbeweis den Beweis aus dem Felde zu schlagen. Sie giebt dem verständigen Worte die Resonanz, die es in das Gemüt hinein durchklingen läßt. Das Wirksamste an unserm Worte ist unwägbar, auch weder zu fassen noch nachzuahmen, meist sogar uns selbst unbewußt. Das muß Gott uns geben, indem er unsern Glauben an dem Andrer entzündet.

Und noch mehr. Die Gabe Gottes tritt voran, er tritt in die zweite Linie. Der fromme Egoist sucht in Gott und in Christus nie etwas Andres, als was in ihm selber lebt, er will seine eigne Ehre. Jesus aber will nur erkannt sein, um die Gabe Gottes anzubringen. Der Andern die Last der Selbstverleugnung auflegte, sollte der sie nicht selbst getragen haben? Ganze Liebe, die nichts nehmen, nur geben will, ist das zweite Geheimnis seiner Therapie. Sein Auge ist bei der Diagnose so rein und scharf, weil es keine Selbstsucht trübt. Seine Hand ist so sicher, weil sie nur darreicht, nichts holt. Ein Stück Schlacke im Hammer und er zerspringt beim ersten Schlag. Ist darum unsre Macht über die Menschen so gering, weil wir den Gedanken nicht los werden, sie für unsre Meinung, für unsre Partei oder gar zu unserm Ruhme zu gewinnen?

Uns schiebt sich der Wunsch, daß man den Wert unsers Wasserschöpfens erkenne, gar oft vor den Wunsch, daß sich der Durstige reichlich am Wasser labe. Macht über die Menschen hat nur die diabolischste Selbstsucht und die reinste Liebe, beide, weil sie an sich glauben. Die eine Macht stürzt in das Verderben, die andre erhebt zum Himmel. Wer hat da nicht aus den verborgnen Winkeln seiner Seele noch viel herauszukehren und herauszubeten?

Und das Letzte: Er bietet an und ist gewiß, daß sie nimmt, wenn sie weiß, was er giebt. So sicher vollzieht sich dies, wie der Dürstende das Wasser aus der Hand dessen nimmt, von dem er weiß, daß er ihm kein Gift giebt. Was für ein fröhlicher Glaube an die Macht seiner Gabe, das Bedürfnis wie zu stillen so zu wecken! Wie hoch steht der Optimismus dessen, der das Weib durchschaut, über dem verdrießlichen Pessimismus, der so viele Hände lähmt! Die Menschen müssen seine Gabe nehmen, die schlechtesten zuerst mit gierigem Verlangen. Und springt der Wunsch nicht gleich entgegen, so liegt es nicht an den Händen des Verlangens, sondern an denen der Darbietung. Man zeige das reine, unverfälschte, auf den Durst berechnete Wasser, und der Vorgang der Annahme vollzieht sich mit Notwendigkeit. Der liebevolle, hoffnungsstarke Glaube an die Menschen vermag noch viel. Königliche Seelen voll Glauben und Liebe machen die Menschen zu dem, was sie von ihnen halten. Das ist eine Beziehung zwischen Geber und Empfänger, die sich in das Gebiet des Unbewußten verliert.

Hängt dieser freudige Glaube Jesu an die Menschen und seinen Erfolg nicht zusammen mit seiner Selbstlosigkeit? Wollten wir lernen, das lebendige Wasser immer mehr ungefärbt und nicht versüßt noch verbittert anzubieten, wie es dem Herzen bestimmt ist und nicht dem Verstand, würden wir dann nicht größern Glauben an die Menschen haben können, deren Verstand nun einmal sich zumeist weniger leicht bezwingen läßt

als ihr Gemüt? Würden wir nicht dann auch größere Erfolge schauen, wenn wir an sie glauben, als nun, wo wir keine großen Erfolge erwarten?

So sind es doch immer, wie alles an Jesus, rein ethische Kräfte, die seinen Einfluß auf die Seelen erklären. Welche göttlichen Mächte aber sind es, die seine Gewalt ausmachen über alles, was von unten kommt? Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei — aber die Liebe ist die größeste unter ihnen.

F N

Märchen in der Kirche?

Der Artikel vom Märchen in der Kirche in Nr. 30 dieses Blattes darf nicht unerwidert bleiben.

Wenn der Verfasser das Märchen in die Predigt oder jedenfalls in den Kindergottesdienst einführen will und das damit begründet, daß die biblischen Wundererzählungen vorgelesen und behandelt werden, so liegt darin eine Auffassung des Wunders, der wir auch als Theologen, die vom Buchstabendienste frei sind, nicht beipflichten können. Gehört zum Charakteristischen des biblischen Wunders doch jedenfalls, daß an diesen Thaten und Erlebnissen ein auf das geistliche Heil des Menschen abzielendes Wirken Gottes offenbar werden soll und erfahren werden kann. Der Christ, der an einen lebendig wirksamen Gott glaubt, kann es nicht fassen, daß diesem Gott gleichsam durch die sogenannten Naturgesetze die Hände gebunden sein sollen, sodaß die Ereignisse immer nur so verlaufen müßten, daß der kluge Mensch sie physikalisch und mathematisch völlig erklären könnte. Der Christ wird es sogar verstandesmäßig viel leichter fassen können, daß sein Gott über alle Kräfte der Natur frei verfügen kann, wenn es zum Heile seiner Menschen nötig ist. Der Christ, der selbst einmal z. B. auf eine unerklärliche Weise am Leben erhalten worden ist oder solches von Andern hört, wird auch heute nicht nur sagen, daß dies „wie durch ein Wunder" geschehen sei, sondern wird dankbar staunend darin ein Wunder im biblischen Sinne sehen. Und dieses Wunder wird ihm auch dadurch nicht zerstört, daß er nachträglich vielleicht doch einige Mittelursachen für das anfangs unerklärliche Ereignis entdeckt. Sein Gott hat dann eben auch diese Mittelursachen gefügt. Der Verfasser selbst will ja auch über die Wirklichkeit der Wunder gar nicht urteilen. Drum will auch ich auf das Wunder und seine Behandlung im Gottesdienste nicht weiter eingehen. Märchen aber sind lediglich Gebilde der Phantasie. Ihr Zweck ist die Kurzweil, die Unterhaltung, nicht religiöse oder sittliche Belehrung, oder dies nur nebenbei. Das Kind und auch der mit Phantasie begabte Erwachsene hört sie gern, weil es angenehm ist, sich in einer Mußestunde ins Reich der Phantasie hineinzuträumen. Wollte man die Moral der Märchen ernstlich hervorkehren, so würde man die Lust am Märchen nehmen, und noch mehr: man müßte ernstlich davor warnen, daß Kinder z. B. mit dem Worte Stiefmutter den Begriff eines erzbösen Weibes verbinden, ihre Gedanken und Thaten des Neides, der Rache u. dergl. mit denen der Märchenhelden entschuldigen, unter einem Könige sich nur einen in Pracht und Faulheit einherstolzirenden Menschen vorstellen u. dergl. m. Dadurch würde man aber oft das Gegenteil erreichen, während bei der schlichten Erzählung, bei der das Kind ohne weiteres annimmt, das ist alles nicht wirklich so, auch von den moralischen Fehlern naiv geglaubt wird, sie seien in Wirklichkeit nicht vorhanden und sollen auch nicht vorkommen. Ferner ist das etwa vorbildliche Gute im Märchen mit soviel Drolligem und Lustigem verbunden, was eben auf Unterhaltung und Zeitvertreib berechnet ist, daß das Märchen zum Spiele gehört, aber da, wo auch das Kindesgemüt einen Eindruck des heiligen Ernstes bekommen soll, keinen Platz haben kann. Anschaulich, lebendig soll gewiß der Kindergottesdienst sein, aber durch nichts den Schein einer angenehmen Unterhaltungsstunde gewinnen; das aber wäre unvermeidlich, wenn wir darin Märchen erzählen wollten. Wäre es schon schwer, im Gottesdienste zur Veranschaulichung einer Wahrheit ein Märchen auch nur beispielsweise zuweilen heranzuziehen, so erscheint es mir als ein unfaßlicher und unausführbarer Gedanke, für jeden Sonntag des Jahres ein passendes Märchen zur Besprechung auszuwählen. Wie eng ist doch da das Gebiet sittlicher Wahrheiten; man kommt ja kaum über die naivste Vergeltungstheorie hinaus, die das wirkliche Leben auch heute noch so wenig bestätigt, wie zu den Zeiten, da ein Psalm 73 oder Buch Hiob gedichtet wurde. Einen Fortschritt und eine Mangelhaftigkeit sittlicher Erkenntnis aufzuweisen und durch Behandlung von Märchen im Gottesdienste zu bewirken, halte ich für unmöglich. Die urnaiven Vorstellungen von Gott, die wir in den Märchen finden, will ich nur nebenbei erwähnen; was sollen sie im christlichen Gottesdienste?

Schließlich meine ich, wenn Verfasser die Behandlung der Wunder unter Umständen für gefährlich erklärt, so muß er folgerichtig die Gründe, die er für diese Behauptung angiebt, erst recht gegen die Märchen wenden. Z. B. „Solche Wunder lenken das Auge von dem für unsre Erfahrung wirklichen innern Zusammenhange der Dinge auf das Gebiet des Wunderlichen, für uns nicht Erlebbaren." Giebt es ein Märchen, das nicht reich wäre an Wunderlichem und Nichterlebbarem? Oder: „Die Wunder sollen Christi Herrlichkeit zeigen — und damit lenkt ihr die Frömmigkeit von dem, worin sie Christi Herrlichkeit erfahren und weiter offenbaren kann und soll, auf ein Gebiet ab, wo man nur schauen und staunen, aber nicht leben und wirken kann." Kann wohl ein wirklicher Mensch, und vollends ein Christ, in der Welt des Märchens leben und wirken? Und wenn er es könnte, dürfte er es wohl? In der Welt der Wunder des himmlischen Vaters aber lebt der Christ, da kann und soll er wirken. Darum gehören Märchen nicht in die Kirche, auch nicht in den Kindergottesdienst.

J Petran

Nachwort des Herausgebers. Als wir den Artikel unsers den Lesern wohlbekannten treuen Mitarbeiters „Märchen in der Kirche" aufnahmen, haben wir selbstverständlich eine weitere Diskussion aus Anlaß dieser Veröffentlichung auch in unserm Blatte erwartet. Nicht jeder unsrer Leser war so wie wir bei unsrer genauen Kenntnis der Gesinnung des Verfassers in der Lage, diese frisch und keck hingeworfnen Zeilen genau so zu verstehen, wie sie gemeint waren. Insbesondre war für uns jeder Gedanke daran ausgeschlossen, als wollte der Verfasser mit diesem Artikelchen die Wunder, die Heilsthatsachen und wer weiß was sonst über den Haufen werfen, oder das Märchen auf den Thron setzen, den für uns gläubige Christen das Evangelium einnimmt. Wenn eine Zeitschrift wie die unsre zehn Jahre lang besteht, gehört viel Unverstand oder viel Uebelwollen dazu, uns solche herostratische Gelüste zuzutrauen. Die Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung und der Reichsbote haben das fertig gebracht. Wir hoffen, unser Freund wird darauf nicht antworten. Aber die vorstehenden Ausführungen sind uns nur willkommen. Solche Zwiesprache mochte der Artikel wohl anregen, und unser Freund Bonus wird sehr gern darauf Rede stehen.

Der Kern der Wunderfrage

Erste Stufe*)

Es ist mir mit der Wunderfrage sehr wunderbar gegangen.

In einem gewissen Stadium meiner Entwicklung wurde für mich die Wunderfrage zur Krisis des Glaubens. Damals war es, daß mir ein angesehener Geistlicher, dem ich meine Nöte klagte, ein dickes Buch über die Wunder unter den Arm schob. Das werde helfen. Nach einem halben Jahre fragte er mich nach dem Erfolg. Es war mir unangenehm; ich hatte noch nicht drin gelesen. Nach wieder einem halben Jahre gab ich es ihm zurück. Er möge nicht böse sein, ich hätte mich nicht überwinden können. Die Wunder seien mir samt und sonders höchst gleichgiltig geworden. Was war geschehen? Ich war auf andre Fragen gekommen. Ich kämpfte den Kampf zwischen Materialismus und irgend einer Art sittlichen Glaubens. Ich steckte ganz tief drin. Meine Nächte waren schlaf-

*) Dieser Aufsatz von dem Verfasser des Artikels „Märchen in der Kirche" in Nr. 30 ist geschrieben ohne Kenntnis des vorstehenden Stücks „Märchen in der Kirche?", auch ohne Kenntnis der auf jenen Artikel gerichteten Angriffe des Reichsboten und der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung. Indem der Verfasser obigen Aufsatz unverändert veröffentlicht, behält er sich vor, seinem verehrlichen Gegner im vorstehenden Stück noch anderweit zu antworten. D H

los, meine Tage dumpf. Ich mochte keine Freunde sehn, und sah ich welche und sprach ich welche, so wars mir, als spräche ich nicht, sondern irgend ein Andrer, an den ich zufällig gekettet sei, und der mit einer grauenhaften Objektivität das Gespräch so aufrecht zu erhalten suchte, wie etwa ein verständiger Mensch hätte sprechen können; ich selbst aber stand dahinter und lächelte bitter; es war mir im Grunde gleich, was mein andres Ich sagte, nur blamiren sollte es sich nicht direkt. Das war mein einziges Interesse am Gespräch. Aber was mich innerlich umtrieb, behielt ich für mich. Es war mir eine verzweifelte Gewißheit, daß niemand mir helfen könne. Wagte ich einmal, dem Ungeheuern, das mich bedrückte, einen Ausdruck zu geben, so fand ich, daß ich es nicht ausdrücken konnte, daß platte Allgemeinzweifel herauskamen, leicht widerlegliche, aber eben nicht meine. Und da sollte ich Sinn haben für solche Fragen, wie die Wunderfrage! Sie kam mir so erbärmlich klein, so geradezu komisch vor, daß ich über mich selbst hätte lachen müssen, wenn ich in solcher Zeit sie hätte ernst nehmen mögen.

Dies ist das Erste, was ich über die Wunderfrage zu sagen habe. Wem sie in irgend einer Weise Hauptfrage ist, mit dem habe ich nicht zu diskutiren. Er lasse mich, bitte, ungelesen. Er lasse mich in Ruhe, ich habe nichts mit ihm zu schaffen. Er ist vielleicht zehnmal klüger und zwanzigmal frömmer — was weiß ich? —, aber er ist zu — wie soll ich sagen? — zu anders, als daß es einen Sinn für ihn hätte, sich mit mir zu beschäftigen.

Zweite Stufe

Du kannst nicht mehr in der Bibel lesen, mein armer Freund? Es sind so viel Wunder drin erzählt, gerade auch von Christus, daß dir alles dadurch als unglaubwürdig erscheint? Armer Freund! lieber armer Freund!

Weißt du, daß der Wunderglaube heute noch lebt? Ich kenne einen, der ist untröstlich über den Tod seines Vaters, mit dem er zusammenhing wie kein Bruder mit dem andern. Und es gehen über dies Verhältnis die wunderlichsten Reden. Einmal soll der Vater den Sohn gesund gebetet haben, und einmal, als er noch ein Kind war, den Blitz von ihm abgelenkt haben, der neben dem Jungen in den Boden fuhr, eben als der Vater zu Hause Gott anrief in seiner Angst um den Gefährdeten. — Ich habe eine Photographie von den beiden, mehrere Photographien sogar. Ich habe Kalender, die sie führten, wo alle Ereignisse notirt sind als Stütze für das Gedächtnis. Und dann habe ich von ihnen solche Geschichten. Wer sie eigentlich waren, das ist deutlicher in den Geschichten als in den Photographien und Kalendern. Du hältst die Geschichten nicht für wahr? Ich habe auch keine Beweise. Andre Leute erzählten sie mir. Aber ich denke: die Liebe war groß, von der man Wunder erzählt.

Ich wollte einmal über Koriolan nachlesen, nahm ein großmächtiges Quellenwerk daher und fand die kurze Notiz: ungeschichtlich! gehört in das Bereich der Sage. Da nahm ich Rankes Weltgeschichte, in der die römische Geschichte vielleicht den hundertsten Teil des Raums einnimmt, den jenes Quellenwerk umfaßte. Da fand ich einige Seiten über die Sage von Koriolan. Die Sage war zur Geschichtsquelle geworden, zur Quelle für gewisse Zustände, Eindrücke, Ueberzeugungen, Strebungen.

Der Verfasser des Quellenwerks war der geistlose Photograph; wer Ranke war, brauche ich nicht zu bemerken.

O du geistloser Streit über die Photographien von Christus und seinen Werken! Immer streitet euch weiter, Skribifaxe und Denunzianten, seid ihr doch einander vollgiltig wert.

Dritte Stufe

Sei nicht so hochmütig, mein Freund, der du diese beiden Stufen geschrieben hast. Auch dieser Streit um die Photographien des Geschehenen hat seine Bedeutung für den, der sie zu erkennen weiß. Aus Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten setzt sich das Leben zusammen. Nicht der ist mir der Rechte, der Bildungsmönch, der aus irgend einer reinen Höhe her das

Leben hier unten und den Schweiß und die Fehler des Lebens verlacht. Herunter mit dir ins Leben! Vorgespannt und angezogen! Erkläre mir den Streit und die Interessen und zeige den Weg.

Ich will! Ich will die Zähne aufeinanderbeißen und mit keiner Wimper zucken. Ich will furchtbar ernst werden. Ich will ihnen eine Ehre anthun, so groß, daß sie sie nicht verstehen sollen, nämlich die Ehre, sie ernst zu nehmen. Denn sie haben für meine Art Ehrfurcht keinen Sinn; und ich meinerseits kenne keine andre. „Gott und einer schönen Frau darf man nicht widersprechen" — die Ehrfurcht dieser Heinischen Frivolität hat mich stets schlecht angemutet. Aber sie ist die Ehrfurcht des § 166 und vieler bekenntnisgläubigen Broschüren und Zeitungen. Sie ist die Ehrfurcht derer, deren Kraft die Nervosität ist, und deren Kampf der Kampf des Menschen ist, der mit seiner Lebendigkeit darum kämpft, schlafen zu können: da giebt es kein andres Mittel, Nachbar! 1, 2, 3 bis 100, und dann von vorn zählen, so allein schafft mans.

Verzeih, Freundchen! ich wollte ernst sein; ich bins schon.

Es giebt keine Wunder, denn Wunder sind Ereignisse gegen das Naturgesetz, die giebts nicht, denn das Naturgesetz ist unverbrüchlich. Gott wirkt nur durch das Naturgesetz. So sagen die Einen.

Es giebt Wunder, sagen die Andern. Ihr seid voreingenommen. Ihr wollt die Wunder nicht anerkennen, die doch geschichtlich so gut verbürgt sind. Wir haben zu fragen zuerst nach der Wirklichkeit der Wunder. Ihr aber sagt, die betreffenden Quellen sind unglaubwürdig. Weshalb? nun eben, weil Wunder drinstehen. Circulus vitiosus! So kommen wir zu keinem Schluß!

Eure Sache steht ziemlich verzweifelt, ihr Wunderleugner, und deshalb nehme ich euch in Schutz.

Ich will zunächst nachweisen, daß ein Wissenschaftler mit der Anerkennung auch nur eines einzigen Wunders im orthodoxen Sinne der „Durchbrechung der Naturgesetze" alle seine Methoden verleugnen würde. Die ganze wissenschaftliche Litteraturkritik nämlich beruht auf Wahrscheinlichkeitsurteilen. Und die Wahrscheinlichkeit beruht auf dem, was wir Naturgesetz nennen. Der Wissenschaftler *kann* schlechterdings nichts anerkennen, das nicht nach erfahrbarer Art und Weise geschieht.

Der Satz „Ausnahmen beweisen die Regel" ist streng genommen ein ganz direkter Unsinn. Alle Wissenschaft und aller Fortschritt der Wissenschaft beruht auf dem genau umgekehrten Satz: Scheinbare Ausnahmen beweisen die Lückenhaftigkeit, Unvollständigkeit, Unrichtigkeit der Regel. Deshalb sind überall die Ausnahmen der Anknüpfungspunkt für die Fortentwicklung der Regel, zugleich der fruchtbare Boden für neue Entdeckungen oder Erfindungen.

Alle Tendenz, aller Kampf, aller Ernst, alle leidenschaftliche Forschung der Wissenschaft wurzelt in der Absicht, das Geschehene auf Erden nach innerweltlich kausalen Kategorien zu ordnen. Sowie die Wissenschaft gezwungen werden könnte, an irgend einem Punkte ein kausal unerklärliches Faktum im Ernst zuzugestehen, so könnte sie das nur mit dem selbstverständlichen Vorbehalt, daß also ihre bisherige Ordnung nach diesem Faktum revidirt werden müsse.

Sowie die Wissenschaft zur ernsthaften und positiven Anerkennung der biblischen Wunder gezwungen werden könnte, so würde damit dieses ganze Gebiet durchaus nicht für eine Wundertheorie orthodoxer Observanz frei, sondern es rückte im Gegenteil in das fahle Halblicht, in dem zur Zeit gewisse psychologisch-physische Daten hypnotischer und spiritistischer Art stehen. Die strenge Wissenschaft hat keinen Augenblick lang über die Einordnung dieser Daten geschwankt. Sie hat keinen Augenblick zugegeben, daß sich hier ein übernatürliches Gebiet eröffne, sie hat nur gezweifelt, ob sie es mit Humbug zu thun habe, oder aber mit einem noch unerforschten Quellgebiet neuer wichtiger Naturgesetze. Nur in diesem Sinne könnte die Wissenschaft jemals die biblischen Wunder anerkennen. Der Fromme sieht aber sofort, daß ihm damit nicht gedient ist. Was ihn an den Wundern interessirt, das ist ja nicht der Umstand, daß sie bisher noch nicht erklärt seien, sondern die Absicht, einen strikten Beweis für eine göttliche Hand zu erhalten. Und eben

dies ist es, was die Wissenschaft nie zugeben wird und auch ihrer Art nach nie zugeben kann.

Bevor ich dieses weiter ausführe, möchte ich diejenigen unter den Lesern, die nicht lesen, um Material für die Verurteilung der Ritschlianer zu Händen des Reichsboten oder einer Kirchenzeitung zu sammeln, einmal bitten zu erwägen, ob wirklich diese ganze Opposition gegen die Naturwissenschaft einen andern Wert hat, als den unchristlichen Wert, Rache zu nehmen für etliche Unverschämtheiten aus jenem Lager, oder den Wert, die Wissenschaftler von vornherein abzuschrecken?

Was hat es für einen wirklichen Frommen für Wert, ausnahmsweise Eingriffe Gottes in die „Naturgesetze" nachzuweisen, wenn doch sein ganzes Leben unter den Naturgesetzen bleibt? Jesus jedenfalls stand ganz anders. Er kannte kein Naturgesetz zwischen sich und dem Vater. Er kannte nur den Vater, der, genau so wie einst in der Schöpfung, genau so „wirket bis jetzt," ohne dessen ganz besondern Willen kein Sperling vom Dache, kein Haar vom Haupte fällt, der die Lilien anzieht und die jungen Raben füttert, der sich mit jedem seiner Kinder Antlitz in Antlitz unterhält und bespricht, alle ihre Wege verfolgt, lenkend, leitend, oder auch sich abwendend, sich betrübend; kurz, der in jedem Augenblick Herz und Hand für die Seinen ist.

Und derselbe Jesus handelte im übrigen so, als müsse er allein alles machen, als hätte der Vater alles in seine Hand gegeben. Er zog sich zurück und erschien nach allermenschlichster Erwägung, gewiß, daß Gott auch in seiner allermenschlichsten Erwägung sei. Und wenn er darin irre ward, wie in Gethsemane, klagte und besprach ers mit Gott.

Nein, an den Ausnahmen liegt gar nichts. Es heißt der Religion einen schlechten Dienst erweisen, wenn man sie in die Ausnahmen des Lebens verbannt. „Das gewöhnliche Leben läuft am Gängelbande des Naturgesetzes. Nur ausnahmsweise einmal zieht Gott das Band an; heutzutage eigentlich nicht mehr, aber vor zwei Jahrtausenden." Daran erbau dich, darum kämpfe, du unters Naturgesetz geratnes, gottverlassenes armes Geschlecht.

So ist also das Naturgesetz selbst vom Teufel? Gott bewahre. Aber freilich in die Religion gehört es genau so wenig und so viel als Telegraph und Telephon, Eisenbahn, Dampfschiff und Maschine, d. h. also nur als Gegenstand des Dankes. Aber nicht wahr, wir sind noch nicht darauf verfallen, per Telephon zu beten?

Wenn also Gott uns eine Wissenschaft der Naturgesetze gab, d. h. wenn er uns erlaubte, ja mehr! dazu anleitete — oder ist dieses Gebiet nicht Gottes, sondern des Teufels? — die sinnlichen Dinge nach Zeit-, Raum- und Ursachkategorien zu ordnen, um sie zu seiner Ehre beherrschen und benutzen zu können, so sollen wir sein Geschenk brauchen und nicht mißbrauchen.

Wir mißbrauchen es, wenn wir es irgendwie in unsern Verkehr mit Gott hineinbringen, sowohl die wir von der Wissenschaft Anerkennung von Wundern gegen das Naturgesetz fordern, als die wir Gottes Wirken ein Wirken durch Naturgesetze nennen. Denn wir beide bringen das Naturgesetz in ein Gebiet hinein, in dem es nicht Klärung, sondern Verwirrung anstiftet, weil es gar nicht hinein gehört.

Gott wirkt selbstverständlich ohne Naturgesetz. Es ist geradezu komisch, sich einen Gott vorzustellen, der sich selbst eine Hausordnung schreibt. Aber er hat uns unter vielen andern Instrumenten für ein besonnenes kraftvolles Wirken auch eins gegeben, das wir uns etwa vorstellen können wie eine gefärbte Brille, durch die wir alle Dinge zu bestimmtem Zweck in bestimmter Färbung sehen, so wie einer mit schwachen Augen eine dunkle Brille aufsetzt, wenn er über blendenden Schnee geht, er würde sonst seinen Weg nicht finden. Stehst du vor deinem Vorgesetzten, so thust du den Kneifer von der Nase. Und ich sage euch auch: nicht nur die Schuhe von den Füßen, wenn ihr auf heiliges Land kommt, sondern auch das Naturgesetz von der Nase, wenn ihr mit Gott sprecht.

Wer von der Wissenschaft verlangt, daß sie Wunder im Sinne der „Durchbrechung der Naturgesetze" anerkennen soll, der verlangt, daß sie einen unkausalen Kausalzusammenhang konstatiren oder daß man durch die schwarze Brille hindurch etwas ungefärbt sehen soll. Verzeiht mir, werte Herren Apologeten, alles das ist ein Unsinn, sie können euch den Gefallen nicht thun, die Wissenschaftler, beim besten Willen nicht.

Wer aber sagt: Gott wirkt durch Naturgesetze, den vergleich ich dem Augenkranken, der meint, die Welt bestehe durch seine schwarze Brille, und anders dürfe sie keiner sehen.

Auch wir kennen die Brille und wissen sie zu handhaben. Wir wirken mit ihrer Hilfe. Sonst aber fühlen wir uns umrauscht und durchrauscht von Gottes Geist und Walten ganz direkt ohne Naturgesetze. Das ist es, was man „Wunder" nennt.

Und die biblischen Wunder? Ich spreche der Erzählung von der Auferweckung des Lazarus durchaus eine größere Wahrheit zu, als eine Photographie der eventuellen wirklichen Szene sie für mich haben könnte. Die Photographie thäte mir nichts dazu und nichts davon. Und dies sage ich nicht „ungenau" oder „bildlich," sondern ganz direkt, nur freilich nicht durch die schwarze Brille.

Denn gerade den genauen unbildlichen direkten Zusammenhang der Wirklichkeit zeigt die Brille nicht. Sie ist geschliffen, die Zusammenhänge des Aeußeren sehen zu lassen. Sie leuchtet nicht durch in das innere Gewebe und Gerüst des Weltzusammenhangs; dazu bedarf es andrer Strahlen. Und gerade diese andern Strahlen sehe ich in der Lazarusgeschichte leuchten.

Das ist der Kern der Wunderfrage, daß der Mensch eine Brücke ist zwischen den Welten. Wir können nicht unten stehend eine Vogelperspektive genießen oder oben stehend die Dinge anfassen. Wir können nicht beides gleichzeitig.

Darf ich aber noch einem für ästhetisch empfindliche Menschen besonders peinlichen Gefühle Worte leihen, so will ich sagen, daß die Prüfung der Wundergeschichten auf ihre wissenschaftliche Wahrscheinlichkeit hin um der Litterarkritik willen nötig ist, aber außerhalb dieser engen Grenze — eine Geschmacklosigkeit, die apologetische gerade so gut als die kritische. Ich kann mir nicht helfen, sie wirkt — ich spreche jetzt rein unter ästhetischem Gesichtspunkt, lieber Reichsbotenreferent — sie wirkt so, als wollte jemand die Nibelungengeschichte durch ein Kapitel bereichern, das uns eine Kriminaluntersuchung über Gunthers Schuld nach dem Preußischen Landrecht oder nach dem neuen bürgerlichen Gesetzbuch böte.

A Bonus

Die Wahrheit über Armenien

Es ist so schwer, über die Vorgänge in Armenien auch nur das Thatsächliche festzustellen, daß man jedem Kundigen dankbar sein muß, der zur Feder greift. Nun hat der Botaniker Walter Siehe in Steglitz bei Berlin, der sich auf einer bis Oktober dauernden botanischen Studienreise in Kleinasien befindet, im Deutschen Soldatenhort eine Reihe von Artikeln zu veröffentlichen angefangen, in denen er uns seine Beobachtungen und Ansichten zur Verfügung stellt. Nr. 31: „Aus dem Lande der armenischen Unruhen." Nr. 32: „Eine Reise in das Gebiet des armenischen Aufstandes"; Schluß wird in Nr. 33 folgen. Unsre Tagesblätter, besonders die türkenfreundlichen, haben sich diese Darbietungen nicht entgehen lassen. Herr Siehe ist imstande von den „sogenanten armenischen Greueln" zu sprechen. Er ist imstande kleine Geschichtchen zu erzählen, die ein überaus harmloses Licht auf das Verhalten der Türken werfen. Er versichert, daß die christlichen Kirchen sich nirgends freier befinden als unter der türkischen Regierung, und daß von einer Verfolgung der Armenier um ihres Glaubens willen nicht die Rede sein kann.

Die Artikel sind trotzdem lesenswert, und man kann manches daraus lernen. Sie beweisen aber wieder einmal, wie schwer es für Leute in Asien ist, von dem, was einige Provinzen hinterwärts vorgeht, Kunde zu haben. Siehe schreibt aus der Küstenstadt Mersina in Cilicien; seinen Ausflug ins Innern hat er über Adana nach Sis gemacht. Obwohl Sis ein zum größten Teil von Armeniern bewohnter Ort ist, „Sitz eines

armenischen Katholikos, der mit dem von Erzerum und Konstantinopel die höchste Geistlichkeit der armenisch-katholischen Kirche repräsentirt," hat Siehe einen Einblick in Umfang und Furchtbarkeit der armenischen Greuel nicht gewinnen können, und so haben seine Mitteilungen nur den Wert eines auf kleinem Raum durch hohe Planken eingeschlossenen Beobachters. Wir warten, ehe wir ein Schlußurteil fällen, das Ende ab.

Inzwischen hat der Reichsbote uns „Die Wahrheit über Armenien" durch einen zusammenfassenden Artikel über das gesamte heut vorliegende Thatsachenmaterial ganz anders kennen gelehrt. Niemand, der die Wahrheit zu erfahren den Mut hat, wird an diesen Aufstellungen vorübergehen dürfen. Sie stehen im ersten Beiblatt von Nr. 188 (vgl. unter Verschiedenes). Und inzwischen hat die Frankfurter Zeitung im dritten Morgenblatt ihrer Nr. 226 den ersten ausführlichen Bericht über die vom 14. bis 22. Juni (!) vorgekommnen Metzeleien in Stadt und Provinz Wan veröffentlicht. Er ist drei große Spalten lang und enthält von Anfang bis zu Ende eine große furchtbare Anklage gegen alle, die für die Fortdauer dieser entsetzlichen Greuel mit verantwortlich sind. Summa:

In der Stadt beläuft sich die Zahl der getöteten Armenier auf mehr als 1000; der angerichtete materielle Schaden ist unermeßlich, dürfte aber, soweit es das bewegliche Vermögen allein betrifft, über eine Million türkische Pfund betragen. Ungefähr 3000 Häuser wurden geplündert, gegen 600 vollständig niedergebrannt; fünf Kirchen wurden entweiht und durch Brand zerstört; desgleichen wurden sechs Schulen eingeäschert.

Auf dem Lande sind die Metzeleien und Verwüstungen noch schrecklicher gewesen. Genauere Angaben darüber fehlen noch. Doch bin ich imstande, auf Grund vorläufiger zuverlässiger Ermittlungen folgende Thatsachen mitzuteilen: die Zahl der umgekommnen Armenier dürfte sich auf mindestens 20000 Seelen beziffern (andern Nachrichten zufolge soll die Zahl der Opfer fast das Doppelte betragen), nicht mitgerechnet die vielen Tausende, die nach allen Richtungen versprengt und spurlos verschwunden sind; nach vielen Tausenden zählen die Frauen und Mädchen, die geraubt worden sind. Der materielle Schaden läßt sich zur Zeit nicht sicher abschätzen, ist aber natürlich ungeheuer groß. Der ganze Wohlstand unsrer blühenden Provinz ist auf lange, lange Jahre hinaus völlig vernichtet.

Durch die Anordnung der Metzeleien in unsrer Provinz hat die türkische Regierung einen doppelten Zweck verfolgt: zunächst wollte sie, in konsequenter Durchführung des bereits in den andern Vilajets gegen unsre Nation systematisch ins Werk gesetzten Ausrottungsplans, nunmehr auch die armenische Bevölkerung Waspurakans*) mit einem Schlage vertilgen, sodann zu gleicher Zeit der Habsucht und Raubgier der Türken und Kurden und namentlich des unzufriednen Militärs, das seit langer Zeit keinen Sold erhalten hatte, volle Befriedigung verschaffen.

Trotz alledem zwang der Kommissar Saadeddin Pascha eine Anzahl hervorragender Armenier unter Anwendung von Gewalt dazu, ein Schriftstück an die Adresse des Sultans zu unterschreiben, worin sie erklären, daß die „belanglosen Unruhen" in Wan durch Anstiften einiger verbrecherischer armenischer Uebelthäter hervorgerufen worden seien.

Was sagt die Allgemeine Zeitung, die Kölnische, unsre ganze offiziöse Presse dazu? Wird die Kreuzzeitung, die schleunigst die Sieheschen Plaudereien verbreitete, auch diese entsetzliche noch vom Blute der Erschlagnen gerötete Waner Botschaft des Abdrucks würdigen? Unsre Leser aber sollten, wenn sie Blätter lesen, die sich zu Mitschuldigen des türkischen Vertuschungssystems machen, das Abonnement kündigen oder sie zwingen, daß sie endlich zu einer unparteiischen Berichterstattung übergehen.

Es ist, wie wir auf Grund zuverlässigster Mitteilungen versichern dürfen, der unwiderssprechliche Beweis zu führen,

1. daß die Massacres in Armenien, denen um 100000 Armenier zum Opfer gefallen sind, und die die völlige Ausplünderung von etwa 2500 Dörfern und die Zwangskonvertirung der Ueberlebenden in wohl der Hälfte aller betroffnen Distrikte zur Folge gehabt haben, nichts andres gewesen sind, als eine administrative Maßregel der türkischen Regierung, die in der Ausführung die Form einer ungeheuern Christenverfolgung (wohl der größten aller Zeiten) angenommen hat;

2. daß diese Maßregel, für die die Zentralregierung in Konstantinopel die Losung ausgegeben hat, und die unter der passiven oder aktiven Mitwirkung des Militärs und der Behörden ausgeführt wurde, zum Zwecke hatte, den durch das monatelange Drängen der Mächte gegen den zähen Widerstand des Sultans durchgesetzten Reformplan für die armenischen Provinzen unausführbar zu machen;

*) Armenischer Name für Wan.

3. daß die Verantwortung für die Abschlachtung, völlige Ausplünderung und Zwangskonvertirung eines christlichen Volkes von rund 800000 Seelen unmittelbar auf die Politik der Mächte zurückfällt, die, nachdem 100000 Armenier die blutige Zeche für ihre politische Weisheit bezahlt haben, nunmehr ihre Hände in Unschuld waschen oder einander die Schuld in die Schuhe schieben. Gleichwohl sind die christlichen Großmächte solidarisch für das Geschehene haftbar, denn sie haben sich nicht nur durch den Berliner Vertrag für die Durchführung der armenischen Reformen verbürgt, sondern auch die Durchsetzung des von den Botschaftern Englands, Frankreichs und Rußlands ausgearbeiteten Reformplans nach zehnmonatigen Verhandlungen mit der Pforte bewirkt, ohne die Garantien dafür zu schaffen, daß nicht, wie nach dem Vorgang des Massacres von Sassun (Herbst 1894) wahrscheinlich war, die Christen Armeniens mit Kopf und Habe die Kosten für ihre Beglückungspläne tragen mußten. Hätten die christlichen Großmächte ihre Hände von Armenien gelassen, noch heute würde es in Armenien zwar nicht schön aussehen — denn die Mißwirtschaft der türkischen Beamten und die Tyrannei der kurdischen Aghas hat seit Jahren für die Armenier fast unerträgliche Zustände geschaffen —, aber der Versuch wäre nicht gemacht worden, die christliche Bevölkerung Armeniens in einem Meer von Blut zu ertränken und durch Ausplünderung und Zwangskonvertirung tausender von Dörfern und Städten mit dem Christentum in Armenien reinen Tisch zu machen. Alles, was von europäischen Zeitungen über Revolten der Armenier und revolutionäre Hetzarbeit englischer Agenten zusammengeschrieben worden ist, entstammt der türkischen Lügenfabrik, die die Telegraphenagenturen und die Weltblätter unter sorgfältiger Ueberwachung durch die türkischen Botschaften mit hunderten von fiktiven Nachrichten und Berichten gespeist hat, um das Kausalitätsbedürfnis Europas, das nach einer Ursache der nicht zu verschweigenden Thatsachen fragte, zu befriedigen. Hätten die christlichen Großmächte die überwiegend von griechischer Bevölkerung bewohnten Provinzen der Türkei mit ihrer Sympathie beglückt, die Massacres würden genau in derselben Weise die griechischen Provinzen betroffen haben. Und nach muhammedanischen Begriffen mit Fug und Recht; denn das Religionsgesetz des Islam duldet nun und nimmermehr eine Gleichberechtigung der muhammedanischen und christlichen Unterthanen Sr. Majestät des Sultans. Die seit achtzehn Jahren versprochenen Reformen für Armenien werden daher, weil durch die Verwüstung jener Provinzen de facto unmöglich gemacht, trotzdem der Sultan sein Ehrenwort gegeben hat, sie buchstäblich durchzuführen, auf dem Papier bleiben; und jeder weitere Notenwechsel der Mächte mit dem Sultan über die armenische Frage ist eine unwürdige Farce, um so mehr, da die himmelschreienden Schandthaten der türkischen Behörden in Armenien ungestraft geblieben sind und ungestraft bleiben werden. Die Irreformabilität des osmanischen Reiches ist längst erwiesen. Wenn die von Unwissenheit strotzenden Leitartikel unsrer deutschen Zeitungsschreiber das Gegenteil behaupten, so ist dies zwar den Diplomaten sehr bequem, da sonst ihre Bemühungen, mit einem endlosen diplomatischen Notenwechsel der Türkei papierne Reformen aufzudrängen, dem Fluch der Lächerlichkeit verfallen würden, ändert aber an der Thatsache nichts, daß jeder Reformvorschlag von Seiten der Mächte von der Pforte mit dem Blute derer unterschrieben wird, für die er bestimmt ist.

Es bleibt nichts übrig, als daß die Mächte endlich die ganze Verantwortung der Vormundschaft übernehmen, die sie bereits über die Türkei ausüben. R

Carl Jentschs Selbstbiographie.

Wandlungen. Lebenserinnerungen von Carl Jentsch. Leipzig Fr. Wilh. Grunow, 1896. 4 Mk.

Die Aussicht, daß die deutsche Altkatholikengemeinschaft das Jahr 2000 erleben könnte, ist sehr gering. Eine kleine zerstreute Religionsgemeinschaft wird mit der Zeit von den großen Gemeinschaften, in deren Schooße sie lebt, aufgesogen. Da sich die Zahl der Altkatholiken zur Bevölkerung Deutschlands wie 1: 1000 verhält, so beträgt die Wahrscheinlichkeit für altkatholische junge Leute, ein Ehegespons derselben Konfession zu erhalten, nur ein Tausendstel, in gemischten Ehen aber werden die Kinder, wie man sich denken kann, meistens in der Konfession des andern Gatten, also evangelisch oder römisch-katholisch erzogen. Nur solche kleine Kirchengemeinschaften (von Notionalitäten und Sprachgemeinschaften gilt dasselbe) können sich halten, deren Mitglieder auf einem Haufen beisammen wohnen (dieses Vorteils erfreuen sich die Altkatholiken nur in einigen Gegenden Badens, wo denn auch ungemischte altkatholische Ehen vorkommen), oder die sich, wenn sie zerstreut wohnen, durch auffällige Eigentümlichkeiten von ihrer Umgebung absondern. Die Altkatholiken pflegen es sehr übel zu nehmen, wenn sie eine Sekte genannt werden. Allerdings sind sie das nicht; aber um ihre Zukunft würde es besser bestellt sein, wenn sie eine wären, wenn sie sich entweder durch einen fanatisch festgehaltnen absonderlichen Glaubenssatz, oder durch auffällige Gebräuche oder Kleidung von ihrer Umgebung absonderten und auf Heiraten mit Glaubensgenossen angewiesen wären, denn nur dadurch könnte dem Auffaugungsprozeß vorgebeugt werden. Auch sieht es nicht darnach aus, als ob der kleinen Gemeinschaft in ihrem kurzen Leben noch die Lösung großer Aufgaben zufallen sollte, vondenen einige ihrer Mitglieder und wohlmeinende protestantische Freunde immer noch zu träumen scheinen .... Der kirchlichen Gährung unsrer Zeit eine Bahn gewiesen und im Dunkel der theologisch-philosophischen Wirrnisse ein Licht aufgesteckt zu haben kann sich der Altkatholizismus auch nicht rühmen; im Gegenteil würde er, wenn er größere Erfolge gehabt hätte, die Verwirrung nicht unwesentlich vermehrt haben, denn er enthält einen ganzen Knäuel von Widersprüchen. Er proklamirt den Grundsatz der freien Forschung und beruft sich auf die alten Konzilien. Er legt den einen Konzilien größere, den andern geringere Autorität bei, obgleich man weiß, daß es auf allen Konzilien, auch auf den allerältesten, sehr menschlich zugegangen ist ... Nicht wenige haben den Altkatholizismus, wie vordem schon den Deutschkatholizismus, als Vorstufe zur Gründung einer deutschen Nationalkirche begrüßt. Eine Zeit lang gestehe ich selbst diesem Trugbilde nachgejagt zu haben. Ihm schließlich den Rücken zu kehren, bewog mich nicht allein die geringe Ausdehnung der Bewegung, bei der an einen Einfluß auf die Geschicke des deutschen Volkes gar nicht zu denken ist, sondern auch ein andrer, viel wichtigerer und viel tieferer Grund. Nachdem der betäubende und berauschende Lärm der siebziger Jahre verklungen war, besann ich mich wieder darauf, daß ja die Idee der Nationalkirchen durch und durch unchristlich, unbiblisch sei.*) Das gehört ja eben zum Wesen der christlichen Idee, daß die Scheidewand zwischen den Völkern, sofern sie Christen sind, aufgehoben sein soll, und daß es in Christo weder Juden noch Griechen giebt, sondern daß sie alle eins sind in ihm. Nationalkirchen wie die spanische, die russische, die abessynische können unter Umständen recht nützlich sein und sind, wo sie bestehen, ohne Zweifel unvermeidliche geschichtliche Produkte gewesen, aber im Namen Christi darf sie der denkende Christ nicht fordern. Auch wenn man das Neue Testament nicht mehr im orthodoxen Sinn für eine göttliche Offenbarung hält, ist es doch etwas so Erhabnes, daß die Ehrfurcht vor ihm abhalten sollte, in seinem Namen eine Forderung zu erheben, die offenbar schnurstracks wider seinen Geist und sogar wider seinen Buchstaben geht.

Diese Sätze, die ein nicht unwesentlich andres Urteil über die Zukunft des Altkatholizismus enthalten als die Artikel in Nr. 26 bis 28 (1896) dieses Blattes, und die darum den Lesern nicht vorenthalten werden sollten, stehen gegen den Schluß des neuesten Buches von Carl Jentsch. Ueber die relative Berechtigung, ja Notwendigkeit des Altkatholizismus wollte Jentsch nicht aburteilen, denn für ihn selbst ist und bleibt ja die Altkatholikengemeinschaft die „Nothütte", das „Obdach," das er nicht zu verlassen gedenkt.

Ich schätze das Christentum zu hoch, als daß ich ihm durch förmliche Trennung vom Leibe der Christenheit Verachtung bezeugen sollte, und da ich mit meinen Ueberzeugungen in der römisch-katholischen Kirche nicht geduldet werden könnte, unter den evangelischen Kirchen aber keine finde, zu der ich mich hingezogen fühlte, so liegt für einen nochmaligen Konfessionswechsel kein Grund vor.

Das oben genannte Werk ist eine Selbstbiographie des Verfassers bis zum Jahre 1875, zuerst in einzelnen Artikeln in den Grenzboten vom August 1894 an erschienen, und verdient, wie alles aus der Feder dieses ausgezeichneten Schriftstellers, Beachtung. Die Schrift liefert uns aber auch die Erklärung für manche Züge in der geistigen Physiognomie des Autors, die meinen protestantischen Lesern nicht sofort verständlich sind. (Vergl. die Besprechung der Geschichtsphilosophischen Gedanken von Carl Jentsch, 1892, im Jahrg. 1893 Nr. 3 4 5 dieses Blattes.)

Man hat Jentsch nicht mit Unrecht mit Justus Möser zusammengestellt. Aber wenn ihn dieser an Originalität übertreffen mag, so ist Jentsch überlegen durch die virtuose Selbstbeurteilung und unerbittliche Schärfe und Klarheit, mit der er, rückblickend, seine eigne Entwicklung darzulegen verstand, die Entwicklung des jugendlich enthusiastischen Konvertiten (zum Katholizismus) zum ästhetisch-idealistischen romantisch gläubigen katholischen Priester, zum altkatholischen Seelsorger bis hin zum innerlich konfessionslosen Schriftsteller. Die Erlebnisse seiner altkatholischen Lebensbahn denkt er später einmal zu veröffentlichen. Diese Entwicklungsgeschichte sollte jeder lesen, der sich für genaue Kenntnis des innern religiösen Lebens in Deutschland interessirt. Das Buch ist eine ausgezeichnete Quelle für unsre Zeitgeschichte, und da Jentsch ein scharfer Beobachter, liebenswürdiger Humorist und für alles Religiöse tiefempfänglicher Mann, ist seine Lektüre ein Genuß. Vor allem besitzt er als der Sohn kleiner Leute und langjähriger Seelsorger ein tiefes Verständnis für das „niedere Volk". So lernen wir in seiner ebenso leichten und anspruchslosen wie kunstreichen Darstellung eine kleinbürgerliche schlesische Familie kennen, die es in allen ihren Gliedern durch geniale Sorglosigkeit und innerlichste Ehrenhaftigkeit in den Augen der Welt zu nichts Großem gebracht hat trotz offenbar hoher Begabung der Einzelnen, und werden dabei heimisch in dem schlesischen Katholizismus der Zeiten vor dem Kulturkampf. Den zahlosen Einzelbildern von Persönlichkeiten aus dem katholischen Klerus wüßte ich aus Schriften der Schilderer des protestantischen Pfarrerlebens Büchsel, Emil Frommel, Wilhelm Baur nichts Gleichartiges an die Seite zu stellen. Diese verfolgen alle einen erbaulichen Zweck, während Jentsch nur der künstlerisch begabte Beobachter ist, der mit der Sicherheit und Nüchternheit eines Jeremias Gotthelf seine Figuren zeichnet. Wir belauschen den Uebergang des Katholizismus vom Rationalismus zur asketischen Romantik der sechziger Jahre und zum Vatikanismus, der schonungslos die edelsten Geister der Kirche beugt oder zertritt. Die Tragik dieser Geschichte wird gemildert durch den liebenswürdigen Humor und durch die rückhaltlose Aufrichtigkeit, mit der der Verfasser auch seine eignen Schroffheiten und Fehler bespricht. Ich höre, daß die erste Veröffentlichung der Lebenserinnerungen in den Grenzboten, aus der man ersah, daß der Verfasser, obwohl von der Unwahrheit und Unvernunft des Unfehlbarkeitsdogmas überzeugt, sich dennoch anfänglich unterworfen hatte, um — seine alte Mutter bei eigener gänzlicher Mittellosigkeit nicht verhungern zu lassen, auf manche einen peinlichen Eindruck gemacht habe. Im Zusammenhang des ganzen Buches gelesen verliert sich das. Nur eine äußerliche Unterwerfung hatte der zensurirte Priester angemeldet, und mehr hatte ja auch sein Fürstbischof und die Mehrzahl seiner Vorgesetzten nicht gethan. Schließlich hat ihn sein Gehorsam gegen die Staatsgesetze, sein „Staatskatholizismus," doch zum Bruch mit der Kirche geführt.

Der ungesuchte Schlußeffekt der Darstellung ist ein Bild vom Altkatholizismus als einer Halbheit, einer der vielen, mit denen wir uns auf dieser unvollkommnen Erde begnügen müssen. Der erleuchtete Philosoph, der dieses Urteil spricht, weiß es sehr gut, daß die Verkörperung einer jeden Religion in einer Kirche diese mit irdisch-menschlichen Zusätzen belastet. Darum würde er es in jeder Kirche aushalten, die nicht sein Gewissen und seine Vernunft zu vergewaltigen sucht. Der Maßstab aber, den er in dieser wie in andern Schriften an die Kirche legt, ist der katholische Maßstab. Die große internationale Weltkirche wäre, wenn sie bestehen könnte, auch diesem warmherzigen deutschen Patrioten, der auf niemanden so bös zu sprechen ist wie auf die Engländer, das ihm zusagende Ideal. Wir Protestanten legen den entgegengesetzten Maßstab an. Uns ist der innerliche Glaube, gleichviel in welcher Gestalt er sich finde, das Wichtigste. Darum während für ihn das Beruhen

*) Ist etwa das vorchristliche Judentum etwas andres als eine „Nationalkirche"? Und ist nicht schon der Name Ecclesia hergenommen von der „Volksversammlung"? K S

im Göttlichen das Höchste ist, preisen wir die Unruhe des Kampfes, des Ringens um die Seligkeit als den besten Lebensinhalt.

Von diesem Standpunkte aus können wir nicht anders, als auch an den bescheidensten Anfang einer Reform in der katholischen Kirche, auch wenn es nur „ein verdünnter Katholizismus ist, der ebenso kritiklos genossen wird wie der inhaltreichere der alten Kirche," so lange zu glauben, als sie irgendwem ein Weg zur Wahrheit und zum Frieden ist. Aus dieser Quelle aber fließt eine ebenso optimistische Ansicht von der Zukunft der Kirchen überhaupt. Der kritische Protestantismus, über den Jentsch anderwärts sehr bittre Worte geschrieben hat (Geschichtsphilosophische Gedanken 407 ff.), die wir ihm durchaus nicht verübeln, wird auch nicht dazu führen, daß man so lange das göttliche Kleinod des Glaubens vom Rost menschlicher Zuthat reinputzen wird, bis man — nichts mehr in der Hand behält (so ähnlich ausgedrückt Seite 394). Eine philosophische Bewegung, an der Jentsch selber mit beteiligt ist, wird der historisch-kritischen zur Seite treten, und vom Gedanken des notwendig symbolischen Ausdrucks jeder religiösen Wahrheit aus, die gesamte Ueberlieferung der fruchtbaren religiösen Gedanken unsers Geschlechts als eine zusammenhängende Kette göttlicher Offenbarung an den Menschengeist würdigen, in der die Persönlichkeit Jesu Christi den Mittel- und Höhepunkt bildet. Eine solche Bewegung ist aber nur möglich innerhalb des Protestantismus.

Es versteht sich von selbst, daß Jentsch die Gelegenheit nicht vorübergehen läßt, in der Erzählung seiner Lebensgeschichte auch mit seinen alten Gegnern der Büreaukratie, der den eigentlichen Aufgaben des Volkslebens gegenüber oft so hilflosen, papiernen Weisheit der Regierungen, der Schuldressur und Freiheitsberaubung unsers im Grunde so gutartigen und vernünftigen Volkes in anmutigen Wendungen die blanke Klinge zu kreuzen. Aus allen diesen Gründen sei seine Schrift warm empfohlen. Wie dankbar würde Treitschke sie benutzt haben, wäre es ihm vergönnt gewesen, seine Geschichte unsers Volkes zu vollenden!

K Sell

Der Zeitgeist der modernen Litteratur Europas

Der stete Wechsel zwischen Ursache und Wirkung tritt auch auf dem Gebiete der Litteratur deutlich zu Tage.

Es ist gesagt worden, die Litteratur sei ein Spiegelbild der Zeit. Das ist richtig, insofern sich in den Erzeugnissen jeder Litteraturepoche der Zeitgeist der Epoche manifestirt. Ebenso richtig ist es aber, daß der Zeitgeist wesentlich von der Litteratur beeinflußt wird, und daß er uns ein Gesicht zeigt, das uns wie ein Spiegelbild der jeweiligen Litteraturepoche anschaut.

Je nachdem man also von der Litteratur oder vom Zeitgeist ausgeht, wird man erstere oder letzteren als Ursache oder Wirkung ins Auge fassen, wobei man jedoch die wirkende Kraft der Vergangenheit, insbesondere die der letztvergangnen Epoche, niemals außer Acht lassen darf.

Diese Wechselwirkung zwischen Zeitgeist und Litteratur behandelt die kürzlich erschienene, höchst (wie es jetzt heißt) „aktuelle" Schrift: Der Zeitgeist der modernen Litteratur Europas von Siegmar Schultze,*) und zwar vorzugsweise so, daß die moderne Dichtung als eine Manifestation des modernen Zeitgeistes erscheint, jedoch nicht ohne Perspektiven in den Zeitgeist, den die moderne Litteratur selbst erzeugt hat und — leider! — wahrscheinlich weiterentwickeln wird.

Der Verfasser redet von „moderner Dichtung", denn er findet die landläufige Bezeichnung „Naturalismus" unzutreffend, sogar herzig:

*) Der Zeitgeist der modernen Litteratur Europas. Einige Kapitel zur vergleichenden Litteraturgeschichte von Dr. Siegmar Schultze, Privatdozent an der Universität Halle-Wittenberg. Halle a. S., E. A. Kämmerer & Co. 95. 92 S.; 1,20 Mk. — Mit dieser Schrift, deren Titel hier vollständig angegeben ist, scheinen sich einige Abschnitte des fast gleichzeitig erschienenen Buchs von Dr. Fritz Schultze: „Der Zeitgeist in Deutschland" eng zu berühren; ich kenne es bis jetzt nur durch die Anzeige von E. Trommershausen in der Christlichen Welt (1895, Nr. 43 vom 24. Oktober). Der Verf.

Ist doch der Theoretiker dieser Richtung, Zola, selbst kein strenger Naturalist. Wer entdeckte nicht sofort in ihm die romantischen, wie in Ibsen die optimistischen und mystischen und in Tolstoi die altchristlichen Elemente? Und doch giebt gerade dieses Dreigestirn: Zola, Ibsen, Tolstoi die Farbe und den Charakter der modernen Dichtung ab, die von vielen engherzig Naturalismus betitelt wird. (S. 4)

Fragen wir nun, wie diese „moderne Dichtung", deren innerstes Wesen den Lesern der „Christlichen Welt" hinlänglich bekannt ist, in die Welt kam, — sehen wir uns nach den Ursachen um, die sie entstehen und groß werden ließ, so können wir kurz antworten: der Zeitgeist schuf und förderte sie. Zur Bildung dieses modernen Zeitgeistes aber haben die verschiedensten Momente beigetragen: Religion, Kirche, Staat, Politik, Gesellschaft, Kunst und deren Kämpfe gegen einander und innerlich im eignen Revier; — am meisten aber hat die Litteratur dazu beigetragen, — nun aber nicht die schöngeistige, die Dichtung, sondern diejenige Litteratur, die der primäre Niederschlag des modernen Zeitgeistes war — die philosophische Litteratur.

Will ich unsere Litteratur [das soll heißen: unsre moderne Dichtung] genauer charakterisiren, oder nur eine ihrer Hauptideen darstellen, so muß ich auf die philosophische Grundlage unserer Zeit zurückgreifen. Wir können diese im allgemeinen als eine Art Materialismus kennzeichnen. Ob die Litteratur naturalistisch oder klassizistisch, germanisirend oder archäologisirend ist, gleichviel, die philosophische Strömung der Zeit, ein Pessimismus mit einem Materialismus vereint, giebt diesen Richtungen den Untergrund. (S. 8)

Der Verfasser entwickelt nun in dem ersten Hauptabschnitte: Die philosophische Grundlage der modernen Litteratur, die Lehren der Linkshegelianer Strauß, Bauer, Feuerbach und die der Führer des populären Materialismus Moleschott, Vogt, Büchner, und weist den verderblichen Einfluß der materialistischen Weltanschauung auf Fühlen, Denken und Handeln des Individuums und auf den Gehalt der modernen Dichtung nach:

Aus der materialistischen Lehre vom Menschen nahm sie die berüchtigten Sätze vom Milieu, von der Vererbung, von der Unfreiheit des Willens, von der Suggestion, von der Tierheit des Menschen. (S. 13)

Der folgende Abschnitt, überschrieben: Die Entartung der Menschheit, geht von der Darwinistischen Theorie aus, nach der der Mensch das letzte und höchste Produkt unendlicher Entwicklungen des Protaplasma, die höchste Erhebung aus der Menge der organischen Erscheinungen der Tierwelt ist. In diesem Glauben wuchs unsre moderne Dichtergeneration auf. Aber statt diese Lehre und ihren erhabnen Ideengehalt begeisterungsvoll zu verwerten, stützten sie sich auf die rigoristisch-dogmatischen und brutalen Nachfolger Darwins und suchten tendenziös-gehässig die geliebten Illusionen früherer Geschlechter zu zerstören, oder sie geißelten höhnisch die vermeintliche Beschränktheit Andersdenkender. Der Verfasser, der sich Darwin selbst gegenüber keineswegs ablehnend verhält, legt an dieser Stelle (S. 16) das folgende charakteristische Bekenntnis ab:

Ich für mein Teil finde nichts Glaubenzerstörendes in der Entwicklungstheorie, im Gegenteil, sie könnte ebensogut als Beweis für die stoffbeherrschende Macht der Idee benutzt werden. Sie kann den Geist nicht aus der Welt bannen, eher ihn auf die sogenannte organische Welt verbreiten! Dazu kommt, daß die angestrengten Forschungen der Naturwissenschaften die Rätsel, die auf einen Dualismus hinzudeuten scheinen, absolut nicht gelöst haben.

Unsre Dichter aber, weit entfernt davon, mit Kraft und Eifer in die Tiefe wissenschaftlicher Forschung zu dringen, klammerten sich an den Satz: „Der Mensch ist ursprünglich Tier" und nahmen nun eine Zweiteilung in der menschlichen Natur an: erstens das ererbte Tierische, zweitens das erworbene Menschliche. Diese Zweiteilung läßt sich, anders formulirt, schon im grauesten Altertum nachweisen (Zentauren, Sirenen, Sphinxe) und tritt vertieft im Christentum als Dualismus zwischen Fleisch und Geist als zwischen Menschlichem und Göttlichem auf; es leitet die edleren Gedanken und Gefühle aus dem Geiste, aus Gott her, und auf Grund seiner Lehre von der Willensfreiheit verdammt es den Menschen, der sich von seinen Begierden und Instinkten, vom Fleisch, beherrschen läßt. Die moderne Naturwissenschaft hat alles Transzendentale gestrichen und lehrt die reine Vertierung der

Menschheit mit jenem Dualismus vom ererbten Tierischen und erworbenen Menschlichen. Demgemäß offenbaren einzelne Individuen das Tierische mehr als andre; zu gewissen Zeiten hat es aber in der ganzen Menschheit das Uebergewicht, und solche Epochen nennt man Decadence oder Niedergangszeiten, und in einer solchen Zeit leben wir. Allen Erscheinungen des Tierischen ist die vollständige Herrschaft des Triebs, der Begierde, kurz der krassesten Egoismus eigen, und als die Wurzeln aller erscheinen der Selbsterhaltungstrieb (Kampf-, Mordinstinkt) und der Fortpflanzungstrieb, die jedem Wesen angeboren sind; die moderne Dichtung behandelt vorzugsweise drei Erscheinungen des Tierischen: die Mordsucht, die Brunstsucht, die Trunksucht. „Sie werden uns in ihren perversesten, ekelhaftesten Exzessen vorgeführt. Das Tierische wird zum Bestialischen gesteigert" (S. 18). Alle modernen Dichter gehen von dem Verhältnis der beiden Geschlechter zu einander, von der Ehe aus und weisen hier die Vertierung nach; so überragt das sexuelle Moment bei weitem alle übrigen. — Zur Vertierung der Menschheit im allgemeinen stellen sich die Dichter in zweifacher Weise.

Die Einen, kühle, objektive Naturen, wollen streng naturwissenschaftlich vorgehen, sie wollen die ganze Furchtbarkeit und Gräßlichkeit des Menschtieres schildern, sie wollen es als ein Produkt der Natur, als eine blinde, unheilvolle Naturmacht aufgefaßt sehen. Der bedeutendste dieser Dichter ist Zola. — Die Andern, gefühlvolle, erregte Naturen, sehen die Sache als Moralisten an. Sie mahnen allen Ernstes, das Menschtier zu bekämpfen und auszurotten. An ihrer Spitze steht der Russe Tolstoi. (S. 18)

Der Verfasser, dem es laut „Vorwort" darauf ankam, die Ideen in klarer Uebersicht einander gegenüber zu stellen, bietet nun von einer oder zwei der bedeutendsten oder instruktivsten Dichtungen jedes hierher gehörigen Schriftstellers eine Analyse, und so erhalten wir (S. 19 bis 33) nach kurzen Charakteristiken der Dichter Analysen von Zolas „Nana" und La bête humaine; von Maupassants L'inutile beauté und Un cas de divorce; von Tolstois „Kreuzersonate"; von Björnsons „Handschuh" und Ibsens „Gespenstern"; von der „Beichte" eines Thoren und verschiednen andern Produkten von Strindberg; von des jüngern Dumas Femme de Claude; außerdem werden die jüngeren Norweger Jäger, Krogh und Garborg gestreift. Einige dieser Dichter sehen im Manne, andre im Weibe einen höheren Grad von Vertierung, und demgemäß stellen sie Mann oder Weib als die Quelle der unedlen, unkeuschen Sinnlichkeit dar. Auffällig ist es, daß hier und fast überall nur Dichter des Auslandes behandelt werden; dazu sagt der Verfasser im Vorwort (S. VII):

Besonders werden hier Frankreich, Skandinavien und Rußland berücksichtigt. Auf Deutschland lenke ich absichtlich wenig ein. Eine zweite Schrift wird voraussichtlich die deutsche Litteratur im Zusammenhange behandeln, nachdem diese erste gewissermaßen das europäische Milieu klar gelegt hat. Uebrigens zeigt auch das Ausland die Hauptströmungen der modernen Litteratur klarer, intensiver, extremer, als unser Vaterland.

Letzteres ist unzweifelhaft richtig; aber jedenfalls gereicht es Deutschland nicht zur Unehre, daß nicht ein einziger seiner modernen Dichter von Bedeutung zu jenen Extremen sich hat hinreißen lassen, die der Verfasser S. 35 mit schlagenden Worten noch einmal, kurz zusammenfassend, aufweist, um dann fortzufahren (S. 34):

Es kann nicht ausbleiben, daß solche trüben Vorstellungen selbst den Gefeitesten der modernen Menschen benagen, daß sie wie ein leise schleichendes Gift unsre Thatkraft unterwühlen. Es steckt ein zäher Pessimismus mehr oder weniger allen in den Gliedern. Eine traurige Enttäuschung, eine starke Entgötterung der Natur und seiner selbst, eine stille Verzweiflung muß jeden tiefer fühlenden und denkenden Menschen überkommen. . . . Denn es ist nicht ein unbewußter Trieb, sondern eine ausgeprägte Tendenz der meisten modernen Dichter, Religion, Glauben an alle Ideale zu zerstören, die die Menschheit erhalten, erretten und erheben. Die neue, traurige Weltanschauung wird teils mit Hohn und Ironie, teils mit Ernst und Bedauern wie unabwendbare Wahrheit gepredigt. Wir lesen es immer und immer wieder, daß alles nur Staub ist, daß Gewissen, Wille, Verantwortung, Unsterblichkeit, Gottheit schöne, aber längst abgethane und unhaltbare Begriffe sind. So weht allenthalben der Pestatem der nihilistischen Weltanschauung, die das Leben und seine Bestimmung höchst niedrig, ja nichts schätzt.

Der folgende Hauptabschnitt behandelt die verschiednen Heilmittel, die die modernen Dichter gegen die Entartung,

Vertierung der Menschheit vorschlagen: Zola die Arbeit, Turgenjew das Pflichtgefühl, Ibsen die Wahrheit, Björnson Vergeistigung des Geschlechtlichen und Reinheit im ganzen Lebenswandel, Dumas (der Sohn) Erbarmen mit den Notleidenden und Elenden, Tolstoi und Dostojewski kommunistisches Urchristentum; die französischen Neukatholiken Léon Daudet und Bourget verdammen die Goldsucht und die Wissenschaft und verlangen die Rückkehr zum französischen Katholizismus; Strindberg zuletzt schlägt das radikalste Heilmittel vor: die Vertierten gänzlich auszurotten und dem rücksichtslosen Herrenegoismus zu frönen. Das sind die Hilfsmittel zur Heilung! Genügen sie, würden sie genügen, wenn die Menschheit wirklich so vertiert wäre, wie die Dichter sie darstellen?

Wer uns nur die Arbeit des Hirnes predigt, der läßt unser Gefühl leer, und wiederum, wer nur das Gefühl übersättigt, der raubt uns die schöne Harmonie zwischen Geist und Seele, Denken und Fühlen. Wer sich rigoros nur an die unbedingte Wahrheit klammert, läßt nicht Mitleid und Milde walten, er stampft die edelsten Blüten des Menschenherzens nieder, er weiß nicht, daß man wahrhaftig mehr Freude hat an einen Sünder durch Milde und Liebe gerettet zu haben, als wenn man neunundneunzig Gerechte sieht. (S. 55)

Ja, haben wir denn keine Geschichte? Haben die Hellenen, hat Christus vergeblich gelebt?

Eine andre Gruppe von mehr philosophischen Schriftstellern geht nicht vom Innenleben der Menschen, nicht vom Gefühl, nicht vom Verkehr der Geschlechter, sondern mehr vom politischen Leben aus und weist seine Einflüsse auf die geistige Entartung der Menschheit nach.

Die Resultate der beiden Parteien sind demnach ganz verschiedne. Die Dichter sehen in der übertriebenen Sinnlichkeit den Keim der Vertierung, die philosophischen Schriftsteller sehen ihn in der Sucht zu nivelliren, auszugleichen, in dem demokratischen Geiste der Zeit, der den Menschen zu einem dummen, stumpfen Herdentier macht. (S. 57)

Diese Schriftsteller behandelt der Verfasser in dem vorletzten Abschnitte: Die Geistesaristokratie. Nachdem er den Zusammenhang des demokratischen Zuges der Zeit mit der materialistischen Weltanschauung nachgewiesen hat, stellt er dar, wie der Ultramontanismus, die Orthodoxie, die Aristokratie, die Demokratie, also die feindlichsten, sich entgegenstehendsten Parteien, ja das gesamte politische Leben unsrer Zeit die Tendenz zu nivelliren offenbart.

So droht uns also durch die Mechanisirung, Nivellirung und Ausgleichung der Menschen eine bedeutende Gefahr. Die zunehmend Entartung der Menschheit stammt zum nicht geringen Teil hieraus, denn die Lebenskraft höher stehender Geister wird sofort unterbunden. Halbheit und Herdentum geben die Signatur unsrer Tage ab. (S. 62)

Den Gegensatz bildet die „Geistesaristokratie," vertreten durch Flaubert, Rénan, Nietzsche und Oskar Wilde. Hier tritt Nietzsche bedeutsam hervor; im „Vorwort" (S. VII) heißt es dazu: „Das hat seinen guten Grund: ist er doch der Feind unsers modernen Deutschlands, das kein starkes, individuelles Gepräge besitzt." Und im Text (S. 65) heißt es von ihm: „Wir müssen in Nietzsche den Höhepunkt des ganzen Sturms und Drangs, der sich für Freiheit des Individuums unbeschränkteste Entwicklung der Persönlichkeit erhob, sehen. Er hat der tiefsten Knechtung die radikalste Zuchtlosigkeit des Ichs, die völlige Anarchie des Geistes entgegengesetzt." Seine Herrenmoral, seine Polemik gegen das asketische Christentum, gegen das wissenschaftliche Spezialistentum, gegen die Frauenemanzipation werden beleuchtet, gewürdigt, zurückgewiesen.

Der letzte Abschnitt ist dem Mystizismus gewidmet, der auch, wie die Geistesaristokratie, seine Heilmittel gegen die Entartung der Menschheit anbietet. Hier ist nicht die religiöse christliche Mystik gemeint, sondern der ästhetische Mystizismus unsrer Zeit, der nur ein Sprößling von jener ist. Dieser Mystizismus ist der naturgemäße Rückschlag des Materialismus und des Naturalismus, er sieht die Entartung der Menschheit in der Nüchternheit, Herzensöde und Glaubenslosigkeit. Das läßt sich hören. Was er aber dem entgegensetzt, ist ein bis zur Unerträglichkeit gesteigerte Hyperromantik. Der Verfasser charakterisirt die Hauptvertreter dieser Richtung: in Frankreich Charles Baudelaire, Barbey d'Aurevilly u. a. — und in England die Präraphaeliten, ferner Swinburne, Oska

Wilde, Rider Haggard, und gelangt (Seite 91) zu dem Schluß:

So entdecken wir zuletzt in der modernen Mystik die gräßlichste Entartung der Menschheit, die der falsche Naturalismus nicht im geringsten erreicht hat, noch erreichen konnte.

Das also sind die Resultate, die Zeitgeist und Litteratur in ihrer Wechselwirkung hervorgebracht haben!

Und die gegenseitige Durchdringung, die Verquickung des innersten Wesens dieser Resultate hat wiederum einen neuen Zeitgeist erzeugt, der ..... Doch ich will hier abbrechen! Was ich meine, wissen die Leser der Christlichen Welt ohnehin; und die wahren Freunde der Christlichen Welt und der — christlichen Welt beklagen mit mir, daß es dahin hat kommen müssen! Geschrieben aber steht das, was wir meinen und beklagen, in des Verfassers vortrefflicher „Einleitung" (S. 1—8), die seiner Schrift den Stempel einer litterarhistorischen Konfession aufdrückt.

Zu Anfang des „Vorworts" heißt es: „Die vorliegende Abhandlung ist ein Ausschnitt aus meinen Manuskripten über vergleichende Litteraturgeschichte Europas." Möchte doch der Verfasser mit der Veröffentlichung weiterer Ausschnitte von gleicher Bedeutung nicht zögern! G E Bth

---

Zur Würdigung der neuesten Dichtung in Deutschland

3

Man wird vielleicht sagen, diese Stimmungslyrik könne nur harmlos sein, anders stände es aber mit dem im besondern Sinne erotischen Teil der modernen Lyrik. Ich will mich auch auf den ethischen Standpunkt stellen und gebe zu, daß sich da viel Häßliches, Wüstes findet, aber auch manches Schöne, sehr Schöne gerade im Unterschied von unsrer Modelyrik, die das Weib fast nur körperlich betrachtet. Die „Moderne" achtet viel mehr die Seele im Weibe als die Modelyrik.

Wenn es schon schlecht zu dem gäng und gäben Bilde stimmt, daß der größere Teil dieser Lyriker — von Dehmel, Holz, Henkell, Bierbaum, Heinrich Hart, Conrad weiß ich es — verheiratet ist, gewiß kein roueehafter Zug bei diesen Männern, die zum größten Teil erst zu Anfang ihrer „guten Jahre', stehen, so finde ich auch in der That in einem nicht kleinen Teil ihrer Lyrik eine tiefe Würdigung des Weibes.

Wenn ich z. B. bei Henkell lese „Mein Ideal":

Wo ist die Frau, die meine Seele sucht,
Das Herz voll Liebe für die Unterdrückten,
Das Herz voll Mitleid mit den Notgebückten,
Wo ist die Frau, die meine Seele sucht?

Die ihre Schwestern in der Tiefe kennt,
Die das verlorne Volk des Elends schaute,
Der vor dem Jammer dieser Zeiten graute,
Die ihre Schwestern in der Tiefe kennt?

Der selbst im Busen edle Schönheit glüht,
Gebildet in des warmen Glückes Milde,
Die tief die Welt sich sehnt zum Ebenbilde,
Der selbst im Busen edle Schönheit glüht?

Wenn eine wäre so an Liebe reich
Für alle, die den Weg des Leidens wandern,
Sie wollt ich wählen mir vor allen andern —
Wenn eine wäre so an Liebe reich.

Oder:

Ich bete dich nicht an — — ich achte
Dich viel zu hoch für Spiel und Wahn.
Nicht ein Idol, nach dem ich schmachte,
Hält mich dein Bildnis unterthan.

Ich kniee nicht zu deinen Füßen,
Ich bettle nicht um deine Gunst,
Mit Händedruck uns frei zu grüßen
Bleibt unsrer Liebe beste Kunst.

Wärst du ein Weib, das mich zum Knechte
Nur einen Augenblick begehrt,
Ich böte nie dir meine Rechte
Und schätzte dich der Freundschaft wert. U. s. w. —

so werden wir alle Verständnis für diese Auffassung haben, denke ich, und ein gut Teil dasselbe Ideal, und wird uns im Weibe der gute Kamerad auch mehr wert sein als das Weibchen.

John Henry Mackay:

Daß du mich liebest — that dein Auge
Dein strahlendes mir heute kund,
Es hat verraten, was so fest mir
Verschwiegen stets dein stolzer Mund.

Daß du mich liebest — mir das Beben
Der kleinen Hände heut bewies,
Wenn auch das Wort, das du gesprochen,
Dein Kämpfen nicht erkennen ließ.

Daß du mich liebest — hat das Zucken
Um deinen Mund mir offenbart,
Wenn auch der Schmerz, der ihn umschwebte,
Zum kalten Lächeln scheinbar ward. . . .

Daß du mich liebest — mir die Thräne,
Die dir ins Auge trat, verriet,
Als ich von dir für lange Zeiten
— Vielleicht für immer! — heute schied. . . .

Wie schlicht und gut ist hier die herbe Jungfräulichkeit geschildert. Andrerseits wie rein und keusch die Hingabe des zum Weibe reifenden Mädchens in Richard Dehmels, „Lied des Mädchens":

Bin ich von Sinnen,
Bin ich bethört?
Alles tiefsinnen
Ist mir verstört!
Kann mich nicht fassen, kann nicht zurück zu mir,
Mein ganzes Leben lebt nur in dir.

Bin deine Treue,
Mein Treuer du!
Brachtest mir neue
Süßere Ruh!
Die scheue Ruhe, der stille, spröde Sinn —
Ich fühls und schaure — sind ganz dahin.

Schwach bin ich nimmer,
Bins doch für dich!
Fordre du immer:
Ich gebe mich!
Kann nichts mehr wollen, als nur dein eigen sein.
Nimm mich, o nimm mich! ich bin ja dein!

Bin ja so fröhlich,
Daß du mich liebst!
Macht doch so selig,
Was du mir giebst!
Will nicht mehr mein sein: in Demut stolz dein Weib!
Will ganz nur dein sein mit Seel und Leib!

Nicht weniger schön von demselben „Jetzt und immer":

Seit wann du mein? ich weiß es nicht:
Was weiß das Herz von Zeit und Raum!
Mir ist, als wärs seit gestern erst,
Daß du erfülltest meinen Traum, —
Mir ist, als wärs seit immer schon,
So ganz und gar sind wir vertraut:
So ewig lange du mein Weib,
So immer wieder meine Braut!

Mir scheint nach diesen Proben, denen ich noch manche andre anreihen könnte, wird man auch die erotische Lyrik der „Moderne" nicht in Bausch und Bogen verurteilen können.

Eng zusammen mit dieser Auffassung vom Weibe hängt die ausgeprägte Sehnsucht vieler Modernen nach dem Elternhause, nach der Heimat, nach der Mutter, für die sie oft ergreifende Töne finden wie nur je andre Dichter.

Arno Holz,*) einer der begabtesten Lyriker, von einer fabelhaften Formgewandtheit, der die kleinste Alltäglichkeit in Poesie zu tauchen weiß trotz einem Niederländer Maler, der aber leider auch zuweilen abstößt:

Nur einmal, einmal noch im Traume
Laß mich hinaus, o Gott, hinaus!
Denn süß rauschts nachts im Lindenbaume
Vor meines Vaters Försterhaus.
Der Mond lugt golden um den Giebel.
Der Vater träumt von Mars la Tour,
Lieb Mütterchen studirt die Bibel,
Ihr Nestling kolorirt die Fibel,
Und leise, leise tickt die Uhr.

*) Buch der Zeit. Berlin, W., F. Fontane u. Co.

Ja:

Kinderland, du Zauberland,
Haus und Hof und Hecken.
Hinter blauer Wälderwand
Spielt die Welt verstecken,

wie Detlev von Liliencron singt.

Ich setze hierher M. G. Conrads Dialektdichtung: „Mara Motter" (Meiner Mutter):

I siach di nou, zwar lang it's har,
Wia 'jung g'wa bist, a schäni Fraa,
Und flink und eifri, mit lachada G'sicht
Stäts bei dar Arbet, früah und spät —
Und ke bäs Wort fer die bäsi Kind',
Nor Liabs und Guats. O reiches Harz
Zor Frühlingszeit!

I siach di nou, s'it aa lang har,
Wia d'duldet hast viel Harzaläd,
Und manchi Nocht nit g'schlaffa hast
Vor schwarer Sorg und Kümmernis.
Und ke bäs Wort fer die bäsi Walt,
Nor Liabs und Guats. O storkes Harz
Zor Summerszeit!

I siach di nou, wias d'stiller werst,
Mit g'falti Hend: Etz wia Gott will!
Die Kind' sen fort, sie sen versorgt,
As Laba nimmt sein' neua Gang.
Und ke bäs Wort fer die Einsamkeit.
Nor Liabs und Guats. O frommes Harz
Zor Herbstesszeit!

Und Winter werd's. Du bist schnäweiß,
A alt's, gebrachli's Fräla etz.
Von weit har kumma dei Kinder heem,
Mit Kindeskind'! Und wieder jung
Lacht's aus dei'm Gesicht wie Sunnaschei':
Nor Liabs und Guats! O Motterharz
Zor Weihnachtszeit!

Nix bringt di um, nix macht di hi' —
Ke Arbet, Kranket, Sorg, Verdruß,
Die Zeit kummt har, die Zeit vergäht,
Die ganze Walt verändert's G'sicht —
Nor dei Harz nit, dei Motterharz!
In Liab und Gutthat bleibst du gleich
In Ewigkeit!

und erwähne noch Wilhelm Walloths „Wenns in der Heimat! wäre!" mit dem Schlußvers:

Nur dort ist es schön, dort will ich am Gold
Des Mondes, des Weines mich laben,
Und kann ich nicht leben dort, Freunde, so sollt
Ihr meinen Leib dort begraben.
Ich glaube, der Schmerz nagt' nimmer so arg,
So heiß nicht brennte die Zähre,
So dumpfig nicht drückte der dumpfige Sarg:
Wenns in der Heimat wäre.

Die Heimat bringt uns zum Vaterland und im Erinnerungsjahr an 1870—71 zu Krieg und Kriegsliedern. H F

Verschiedenes

(Die Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung) Seit sechs Jahren lese ich die Allg. Ev.-Luth. Kirchenztg, die sogenannte Luthardtsche, nicht mehr. Um so sorgfältiger wird in ihrem Redaktionsbureau die Christliche Welt gelesen. Es soll vorkommen, daß Monate lang keine Nummer erscheint, die sich nicht mit uns beschäftigte. Ohne Zweifel schätzt sie uns und setzt sich in Zustimmung und Widerspruch mit uns auseinander. So sollte man denken. Aber wie ich höre, kommt Beifall und Lob nicht vor; nur wenn wir etwas Unrechtes gesagt haben, werden wir verklagt und gescholten. Ich glaube nicht, daß das christlich ist. Warum druckt das Blatt immer nur unsre Schlechtigkeiten ab? Warum beurteilt es unser Christentum immer nur nach Aeußerungen, die ihm bedenklich scheinen, niemals nach solchen, deren frommer, bekenntnismäßiger Charakter außer allem Zweifel steht? Würde es Sinn haben für den positiven Trieb, der uns bei der Arbeit beseelt, so würde es manches Wort darnach richtiger deuten und, wo wir irren, uns mit mehr Erfolg zurechtzuweisen in der Lage sein. Glaubt denn irgend jemand von den verehrten Mitarbeitern dieser Kirchenzeitung, das Grundmotiv unsrer Arbeit sei die Liebe zum Unglauben? Die verehrten Herren sollen sich doch endlich einmal die psychologische Situation klar machen, dann würden sie ihr unsinniges Schelten lassen und uns ein wenig pädagogischer behandeln. Denn die jetzt beliebte Methode könnte uns doch nur in Versuchung führen, an ihrem Christentum zu zweifeln. Bisher behaupte ich noch den festen

Willen, das nicht zu thun. Und wenn ich einmal Zeit habe und Raum, werde ich in der Christlichen Welt einige Nummern hindurch alles Gute abdrucken, was die Luthardtsche Kirchenzeitung bringt. Es ist doch besser, wir verbreiten gegenseitig das Gute, das wir bringen. Nicht? R

(Armenien und der Reichsbote) Der Reichsbote ist sehr entrüstet darüber, daß der Geh. Hofrat Professor Gelzer in Jena ihm Teilnahmlosigkeit an dem Lose der Armenier vorgeworfen hat. Es ist das in einem vortrefflichen Vortrage geschehn, der in Nr. 178 f. der Jenaischen Zeitung wörtlich zu lesen steht. Da wir in Nr. 30 d. Bl. einen ähnlichen Vorwurf erhoben haben gegen Kreuzzeitung und Reichsboten, möchten wir nur feststellen, daß wir als Abonnenten des Reichsboten durch die absolut mangelhafte Berichterstattung des Reichsboten in dieser Sache Monate lang in Verwundrung gesetzt worden sind. Wir waren ganz auf die Frankfurter Zeitung angewiesen. Besonders auffällig fanden wir, daß in Nr. 145 vom 23. Juni zwar ein Vortrag des armenischen Pastors Anirchanjanz ausführlich wiedergegeben wurde, aber auch in jener Zeit in Leitartikeln und Berichten sich keine besondre Teilnahme regte. Die Entrüstung des Blattes über den allerdings sehr scharf formulirten Vorwurf des Professors Gelzer ist also nicht ganz berechtigt. Aber wir konstatiren gern, daß seit dem Juli der Reichsbote in der Orientpolitik eine ganz anders bestimmte Stellung eingenommen hat. Und was die Armenier betrifft, so ist er in der glücklichen Lage, soeben aus bester Quelle unangreifbares Material zu veröffentlichen. Pfarrer Dr. Johannes Lepsius in Friesdorf bei Wippra, der erst vor wenigen Wochen aus Anatolien zurückgekehrt ist, die Vilajets Angora und Adana durchstreift hat und besonders im Verkehr mit der türkischen Bevölkerung über Ursachen, Hergang und Wirkung der Massacres völlig uninteressirte Mitteilungen gewonnen hat, hat in Nr. 188 angefangen, die Ergebnisse seiner Reise im Reichsboten niederzulegen. Sein erster Artikel ist statistischen Inhalts und schließt mit dem Resultat, daß die armenischen Opfer der Metzeleien mit Hunderttausend nicht zu hoch berechnet sind. Der zweite Artikel findet sich in Nr. 191. Man kann dem Reichsboten für diese Veröffentlichungen nur dankbar sein. Wie wir hören, wird Dr. Lepsius den Zeitungsartikeln eine noch eingehendere Broschüre über seine Erlebnisse und Erfahrungen folgen lassen. R

(Wir und die Frankfurter Zeitung) Es war mir doch überraschend, daß ein uns befreundetes Kirchenblatt auf die Entdeckung geriet, unsre Haltung in der armenischen Sache erkläre sich aus demokratischen Einflüssen, näher aus der Lektüre der Frankfurter Zeitung. Nun haben wir ja mehrfach die Frankfurter Zeitung zitirt und auf ihren Nachrichtendienst in den orientalischen Dingen als auf einen vorzüglich unterrichtenden hingewiesen. Auch ist es nicht richtig, wenn im Reichsboten Nr. 188 geschrieben steht, die Frankfurter Zeitung habe sich nur in ihren Korrespondenzen der christlichen Völker unter dem Halbmond angenommen; erst in unsrer Nr. 32 haben wir ein Stück aus einem Leitartikel abgedruckt, der an Deutlichkeit gegenüber der türkischen Wirtschaft nichts zu wünschen übrig ließ. Heute meldet denn auch die Frankfurter Zeitung, daß sie für das Gebiet des ottomanischen Reiches verboten ist. Nun befindet sich das befreundete Kirchenblatt aber offenbar in einem doppelten Irrtum. Erstens glaubt es, daß die Frankfurter Zeitung von vornherein für Armenier, Kreter u. s. w. Partei genommen hat. Zweitens erklärt es dies aus dem demokratischen Charakter des Blattes. Aber jene erste Annahme ist falsch, und damit fällt auch das Interesse an der zweiten. Die Frankfurter Zeitung nimmt nicht nur teil an dem türkischen und leider deutsch-offiziösen Vertuschungssystem gegenüber den orientalischen Ereignissen. Sie ist aber imstande, auch Mitteilungen wie die des Botanikers Siehe (s. o.) an vorderster Stelle breit abzudrucken. Sie ist bei der Sache absolut nicht christlich interessirt, was wir von kirchlichen Blättern allerdings verlangen. Es ist aber auch sonst dafür gesorgt, daß unsereiner sich vom Geist der Frankfurter Zeitung nicht so leicht berücken läßt. Denn allem, was Religion heißt, sonderlich der christlichen, steht das Blatt ablehnend oder geradezu feindselig gegenüber. Das kann uns nur nicht hindern, dankbar ihren Dienst anzunehmen, wo die „christlichen" Zeitungen so jammervoll versagen. Unsre Stellung in der armenischen Sache beruht jedenfalls auf ganz anderm Grunde. Auch die Frankfurter Zeitung hat erst seit Mai ergiebiger über die Dinge berichtet. Wir stehen seit Januar auf der Warte und sind Gott dankbar, daß er unsern Blick damals so energisch auf jene Vorgänge hingelenkt hat. R

(Prinz Max von Sachsen und die römische Kasuistik) Der Eintritt des Prinzen Max von Sachsen in den Priesterstand, auf dessen Bedeutung in Nr. 32 dieses Blattes hingewiesen ward, ist auch noch in andrer Hinsicht von Interesse. Bei den Verhandlungen über das Bürgerliche Gesetzbuch hat die Zentrumspartei es versucht, beim Eherecht durchzusetzen, daß denen, die katholische Priester gewesen sind, dann aber aus dem Amt ausscheiden, es nicht gestattet werde sich zu verheiraten, weil ja die Priesterweihe dem, der sie empfängt, einen Character indelebilis aufprägt, der auch dann bleibt, nach katholischer Anschauung, wenn er den geistlichen Stand verläßt. Ein paar gutmütige protestantische Abgeordnete der konservativen Partei glaubten bereits auch hier dem Zentrum eine Konzession machen zu können, bis man durch Hinweis auf Martin Luthers Eheschließung ihrer gewiß durch die warme Jahreszeit hervorgerufnen Gedächtnisschwäche zu Hilfe kam. Thatsächlich besteht diese Bestimmung in der österreichischen Gesetzgebung und ist vor einigen Jahren in der österreichischen Presse viel behandelt worden, als der bekannte Professor der Philosophie Franz Brentano von der Wiener Universität, um in den Stand der Ehe zu treten, erst sein österreichisches Bürgerrecht aufgeben und sächsischer Unterthan werden mußte; denn auch ein Uebertritt in die evangelische Kirche genügt in diesem Fall vor den österreichischen Gesetzen nicht. Wer austritt aus dem katholischen

Priesterstand, dem ist dort von der Gesetzgebung die rechtsgiltige Eheschließung nicht gestattet: gegen ein Konkubinat hat sie nichts einzuwenden. Konsequent mag diese Anschauung ja sein, um ihrer Konsequenz willen wird sie von manchem grauen Theoretiker bewundert, mit dem Moralkodex steht sie freilich in schneidendem Widerspruch, aber damit haben wir uns hier nicht zu befassen. Hier handelt es sich lediglich um die Thatsache, daß nach kanonischer Rechtsanschauung, wer die Priesterweihe erhalten hat, damit von dem andern Sakrament, der Ehe, ausgeschlossen ist. Ist nun von der mit Rigorosität gehandhabten Bestimmung eine Befreiung zulässig? Allerdings. Wenn der Fall eintreten sollte, daß die albertinischen Wettiner, also die katholische Linie Sachsen, aussterben könnten, dann ist beim Eintritt des Prinzen Max in den Priesterstand vorbehalten, daß er zurücktreten kann, d. h. dann kann er eine rechtsgiltige Ehe schließen, und damit ist den katholischen Albertinern die Succession gesichert. Man wird auf römischer Seite gewiß nicht um Gründe in Verlegenheit sein, um zu beweisen, daß solche Ausnahmebestimmung durchaus zulässig sei. Für uns ist nur von Interesse, daß der Zentrumsantrag über die Unzulässigkeit der Eheschließung eines vormaligen katholischen Priesters und die Abmachungen über den Eintritt des katholischen Albertiners in den Priesterstand zeitlich so dicht hinter einander zu Tage gekommen sind. Mit dem Mäntelchen der christlichen Religion wird solch frivole Kasuistik überdeckt, die aller christlichen Religion Hohn spricht. — l

(Matthias Claudius) gehört zu den Schriftstellern, die über den wechselnden Zeitaltern stehen, weil sie einen Hauch von ewiger Jugend in sich tragen. In jedem neu heranwachsenden Geschlecht findet er wenigstens einige verständnisvolle und dankbare Leser. Er verdiente freilich, weit mehr gelesen zu werden, als es geschieht, und nicht bloß gelesen, sondern auch bedacht zu werden mit Sammlung und sinnender Verweilung. Mag er manchmal irren und schwere Fragen gar zu kindlich behandeln, in seiner Einfalt liegt immer ein Keim von Wahrheit und Liebe. Neben dem Krausen und Bunten, das er zuweilen bietet, ist fast überall ein reicher Schatz einfacher und großer Gedanken, und in spielenden, leichtgeschürzten Worten findet man Weisheit und Ewigkeitssinn. Weil nun aber in unserm papiernen Zeitalter wohl die wenigsten die ganzen Werke von Claudius lesen können, ist es willkommen, daß unter dem Titel: **Goldkörner christlicher Wahrheit und Lebensweisheit vom Wandsbecker Boten**, eine Auswahl seiner bedeutendsten Schriften über religiöse und sittliche Fragen (1890) herausgegeben und jetzt in zweiter Auflage erschienen ist (Kiel, Eckard, 1895. 149 S., geb. 2 Mk.). Das Buch enthält: Das Vermächtnis „an meinen Sohn Johannes," „Ein gülden ABC," „Ueber das Gebet," „Einfältiger Hausvaterbericht," „Briefe an Andres" und „Das heilige Abendmahl" und bedarf weiterer Empfehlung nicht. Man wird an der Auswahl, die vielleicht nicht ganz ohne Tendenz ist, einiges bemängeln können und wünschen, daß Einzelnes lieber fortgelassen, Andres aufgenommen wäre; man wird auch empfinden, daß wir in manchen Einzelheiten der Schriftforschung und der Beweisführung den Gedanken von Claudius nicht mehr zu folgen vermögen. Aber selbst an solchen Punkten wird der Sinn und die Art des frommen Wandsbecker Boten erbauend und läuternd wirken. Das Büchlein ist trefflich ausgestattet und mit Claudius' Bilde geschmückt. Zum Schluß noch eins. In der Schrift über das Abendmahl sagt Claudius: „Jedermann kennt den 18. Artikel der Augsburgischen Konfession" und führt anmerkungsweise mit der Formel „er lautet wörtlich so" diesen vermeintlichen Artikel an (vgl. S. 139 f.). Nun findet sich aber der angegebene Wortlaut weder im 18. Artikel des Augsburger Bekenntnisses, der vom freien Willen, noch im 10. Artikel, der vom heiligen Abendmahl handelt, noch überhaupt in der Augsburgischen Konfession. Diesen Irrtum hätte doch der Herausgeber, Propst Becker in Kiel, bemerken und für den Leser irgendwie kenntlich machen, womöglich auch erklären müssen. Das ist nicht geschehen. Vielleicht ist einer unsrer Reformationshistoriker so freundlich, Aufklärung zu geben, woher Claudius das Zitat hat, und wie sich sein Irrtum erklärt. W Bornemann

(Der sittliche Wert der Arbeit) ist ein Thema, das in unsrer Zeit gewiß oft erörtert wird, aber gar nicht genug behandelt werden kann und dem ganzen Volke nahe gebracht werden muß. In ansprechender, volkstümlicher und vielseitiger Weise ist dies Problem beleuchtet in einem Vortrag, den Lic. Steude im Gemeinnützigen Verein zu Dresden gehalten hat. Es ist mit herzlichstem Dank zu begrüßen, daß der Verein für christliche Volksbildung in Rheinland und Westfalen diesen Vortrag unter seine Flugblätter aufgenommen hat, sodaß er nun als Flugblatt Nr. 158 „Der sittliche Wert der Arbeit" zur Massenverbreitung überaus billig von dem „Büreau des Vereins für christliche Volksbildung," z. H. des Herrn Sekretär Goerke, München-Gladbach, bezogen werden kann: 100 Exemplare kosten 2,50 Mk., Porto erste Zone 25 Pfge.; 50 Exemplare kosten 1,50 Mk., Porto 30 Pfge.; 20 Exemplare kosten 60 Pfge., Porto 20 Pfge.; einzelne Exemplare 5 Pfge., Porto 3 Pfge. — Das Schriftchen ist sehr empfehlenswert. W B

(Protokoll des Stuttgarter Kongresses) Vor kurzem erschien der Bericht über die Verhandlungen des Siebenten Evangelisch-sozialen Kongresses, abgehalten zu Stuttgart am 28. und 29. Mai 1896. Nach den stenographischen Protokollen. Berlin, Karl Georg Wiegand. 163 S. Ueber den Inhalt brauchen wir nichts zu sagen. Die Diskussion ist, soweit wir sehen, sehr gut wiedergegeben. Die Spezialkonferenzen am Nachmittag des 29. sind nur insoweit berücksichtigt, daß die Thesen der Referenten Aufnahme gefunden haben. — Vom selben Verlage wird gleichzeitig ausgegeben: Verhandlungen des Neunzehnten Deutschen Protestantentages zu Berlin am 8., 9. und 10. April 1896. Die Hauptreferate behandeln „Kirche und Wissenschaft" (Hauptpastor Grimm in Hamburg) und „den christlichen Sozialismus der Gegenwart" (Prediger Kirmß in Berlin). Den Schluß der Schrift bildet das revidirte Statut des Protestantenvereins und eine „Kurze Uebersicht über die Thätigkeit des Protestantenvereins und seiner Zweigvereine vom Herbst 1890 bis zum Frühjahr 1896" (S. 193 bis 231). R

Quittung

Für Armenien (die mit * versehenen Gaben insbesondre für die armenischen Waisen): 55 Mk. aus der Gemeinde Neuhaus a. d. E.*; 50 Sammlung auf einem Familienabend in Hecklingen*; 40 gesammelt durch Professor K in B*; 34 Sammlung der Eiderstedter Propsteisynode in Garding*; je 30 durch Hofrat G in Jena II. Rate; aus der Gemeinde Petersdorf im Riesengebirge (20 von P; je 3 von M und A; 2 von A; je 1 von M und St); 24,10 Nebenkollekte vom Gustav-Adolffeste in Görzke*; 22 vom Jungfrauenverein in Höllstein; 15,50 durch R, Hannover; 12,71 durch W, Ravensburg; 7,80 durch Schwester Margarethe, ebenda; je 5 von B, Holzhausen*; durch M, Treisberg; N N; H W, Frankfurt a. M.

Für das Irrenhaus im Orient (Beirut): 50 Mk. von M B, Frankfurt a. M. 5 von H W, ebenda.

Für die Mission der Brüdergemeinde: 5 Mk. durch R, Hannover.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 34 der „Chronik der Christlichen Welt".

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Cand. min. sucht zum 1. November Beschäftigung, am liebsten zur Unterstützung eines Geistlichen, auch auf kürzere Zeit. Gfl. Angeb. unter **E T 78** an die Expedition der Christlichen Welt.

Ihre am 6. August zu Gnadenfeld O.-Schl. vollzogene Vermählung beehren sich anzuzeigen.

Pfarrer **Karl Heyde**
und Frau **Anna** geb. **Hübner.**

Fulda, Leipzigerstr. 15.

Junge Mädchen finden Ausbildg. i. Haushalt, i. Sprachen, Litteratur u. Handarbeit. Zimmer für **Erholungsbedürftige.** Schöne Gegend, gesunde Lage.
Frau verw. Oberpfarrer **Naumann,** geb. **Ahlfeld,** und Töchter
Schwarzenberg i. Erzgeb. (K. Sachsen)

Gesucht wird für eine sehr gut empfohlene, durchaus erfahrne und gewissenhafte Dame — Mitte der Vierzig — eine Stelle als

Repräsentantin,

Gesellschafterin oder **Erzieherin** mutterloser Kinder. Besagte Dame war lange Jahre in England und ist der **französischen und englischen** Sprache mächtig. Zu jeder Auskunft ist bereit

Stiftsprediger **Prof. D. Gotthold,**
Frankfurt a. M.

Cand. theol., im Umgang mit Kindern geschickt, sucht Michaeli Stellung als **Haus-** oder **Institutslehrer.** Werte Offerten unter **S W 107** postlagernd **Meißen** erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Wandlungen

Lebenserinnerungen

von

Carl Jentsch.

Broschirt 4 Mark.

Nach dem Eindruck zu urteilen, den das vorliegende Bändchen Lebenserinnerungen macht, verglichen mit den Aufsätzen volkswirtschaftlichen und sozialpolitischen Inhalts, die in den „Grenzboten" erschienen sind, glauben wir mit Sicherheit urteilen zu können, daß auch die noch zu erzählenden Wandlungen des Herrn Jentsch sich auf Veränderungen der äußern Lebensumstände oder seiner theoretischen Auffassungen mit Bezug auf diesen oder jenen Zweig des Wissens beschränken. Und das ist gut. Denn gerade als litterarischer „Epikurer" ist Jentsch originell und anregend, gerade als Schilderer des wirklichen Lebens, namentlich des kleinstädtischen und kleinbürgerlichen Abschnitts — wo par un tempérament — wirkt er durch eine Naturwahrheit und Naturfrische, die von wenigen unsrer deutschen Schriftsteller in dieser Gattung erreicht wird. Die Abwesenheit aller Pose, aller Deklamation, alles Schönthuns mit sich selber ist in heutiger Zeit fast einzig zu nennen. Schlaffe, energielose, miserabilistische Denk- und Empfindungsweise haben in den letzten Jahren gerade in die Darstellung der Lebensverhältnisse armer Leute im schlesischen Gebirge Eingang gefunden. Da thut es wohl, die Jugendgeschichte eines wackern Jungen aus dieser Gegend zu lesen, der sich durch die ärmlichsten Verhältnisse durchschlägt ohne zu muchsen und ohne den Humor zu verlieren; der von der Welt eigentlich nichts verlangt, als daß man ihm gestatte, so zu sein, wie er ist.

(Nordd. Allg. Ztg.)

Cand. min., schon 1 Jahr als Prädikant thätig, sucht zum 1. Oktober oder später gleiche oder Hauslehrerstellung.
cand. **Rütenik**, Massow (Pomm.).

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph
in **Giessen** Nr. 162.

Zu kaufen oder umzutauschen gesucht:
Starcke, Synopsis Alte Ausg.
Lange, Bibl. Licht und Recht.
Hofmann, Kommentar N. Test.
Richter, Kirchenordnungen des 16. Jahrhund. 2 Bde., 1846.
Delitzsch, Psychologie. 2. Aufl.
Ritschl, Altkathol. Kirche 2. Aufl.
Geist aus Luthers Schriften.
J. Krause, Ant., Halle a. S.

Zur Sedanfeier!
In unserm Verlage ist erschienen und versenden wir portofrei
Ich gedenke der vorigen Jahre
Zwei patriotische Predigten
zum
2. September und 18. Januar des Jubeljahres 1895/96
Von
Julius Leopold Schultze
Pastor und Professor in Berlin
Preis 40 Pf.
Schriftenniederlage (A. Haarth) Coethen (Anh.)

Den Herren Kandidaten empfehle:
Hermens, Militäroberpfarrer und Konsistorialrat, Magdeburg, Bibelkunde, 2. Aufl. 20 Pfg.
Soeben erscheint: **Antiqu. Anzeiger** 1896. 2: Theologie.
J. Krause, Halle a. S.

Vorkursus: October. Bauhandwerker, sowie **Anhalt. Bauschule Zerbst.** Wintersem.: 4. November.
Fachschule für Eisenbahn-, Strassen- u. Wasserbautechniker.
Reifeprüfung vor Staatsprüfungs-Commiss. Kostenfreie Auskunft durch die Direction.

49. Hauptversammlung des Evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung
am 14. bis 18. September 1896 in Dessau

Während der Dauer der Versammlung ist im Evangelischen Vereinshause ein Anmelde- und Wohnungsbureau für sämtliche Festteilnehmer geöffnet.

Das Bureau des Zentralvorstandes befindet sich im Kaiserhof am Bahnhof.

Es wird gebeten, daß die Abgeordneten der Haupt-, Frauen- oder sonstigen Vereine alsbald nach ihrer Ankunft ihre Vollmachten im Bureau des Zentralvorstandes abgeben, zu deren Empfangnahme ein Beauftragter des Zentralvorstandes zugegen sein wird.

Bei demselben sind auch die Einzeichnung in die Rednerliste, die Zeichnung auf Berichte und Festpredigten, die Anmeldung oder Zahlung der Beiträge für das gemeinsame Liebeswerk oder sonstige Einzahlungen, ebenso die Anmeldungen der Wünsche für Empfang der Kultusgegenstände, die für die Diaspora bestimmt sind, zu bewirken.

Es wird ferner gebeten, die Anmeldung bei dem Anmelde- und Wohnungsbureau durch Karten mit deutlicher Adressenbezeichnung und unter der Angabe, ob Abgeordneter, zu bewirken, damit Namen und Adresse richtig in die Präsenzliste eingetragen werden können. Nur in diesem Bureau werden die Festkarten und Tischkarten ausgegeben, ebenso Wohnungen nachgewiesen und sonst gewünschte Auskunft nach Möglichkeit erteilt.

Montag, den 14. September. 9½ Uhr: Beratung des Zentralvorstandes im Kaiserhof. Nachmittags: Fortsetzung der Beratung. 8 Uhr: Freie Vereinigung zur gegenseitigen Begrüßung im Evangelischen Vereinshause.

Dienstag, den 15. September. 9 Uhr: Fortsetzung der Beratung des Zentralvorstandes. 3 Uhr: Begrüßung der Abgeordneten und Gäste in der Aula des Friedericianums in der Kavalierstraße. 5 Uhr: Festgottesdienst in der St. Johanniskirche: Herr Oberkonsistorialrat D. Reichard aus Posen — und in der St. Pauluskirche: Herr Konsistorialrat Büchsel aus Münster. 7 Uhr: Nichtöffentliche Versammlung in der Aula des Friedericianums. — Hierzu haben außer den Mitgliedern des Zentralvorstandes die Abgeordneten der einzelnen Hauptvereine und die Hauptvereinsvorstände, sowie die Abgesandten auswärtiger Vereine, Gemeinden oder sonstiger Körperschaften, die Ehrengäste und die Mitglieder des Festausschusses Zutritt. Nach Schluß der Versammlung gesellige Vereinigung im Evangelischen Vereinshause: Gastliche Bewirtung von Seiten der Stadt Dessau für die Vorgenannten.

Mittwoch, den 16. September. 7½ Uhr: Choral vom Turme der St. Marienkirche. 8½—9 Uhr: Glockengeläut aller evangelischen Kirchen der Stadt. 8½ Uhr: Versammlung der Abgeordneten und Festgenossen im Evangelischen Vereinshause; von da Festzug zur St. Marienkirche. 9 Uhr: Festgottesdienst in der St. Marienkirche: Herr Professor D. Rietschel aus Leipzig. 11 Uhr: Erste öffentliche Hauptversammlung in der St. Johanniskirche. 1. Eröffnungsansprache des Vorsitzenden. 2. Vortrag aus dem Jahresberichte des Zentralvorstandes, durch dessen stellvertretenden Schriftführer, Pastor D. Hölscher aus Leipzig. 3. Begrüßungen, Ansprachen und sonstige Mitteilungen von Abgeordneten und Gästen. 3 Uhr: Gemeinsames Festmahl im „Tivoli." 6 Uhr: Festspiel: „Wolfgang von Anhalt" von Greiner. 8½ Uhr: Öffentliche Versammlungen im Evangelischen Vereinshause und im Tivoli: Ansprachen der Diasporaprediger u. s. w.

Donnerstag, den 17. September. 7½ Uhr Choral vom Turme der St. Marienkirche. 8 Uhr: Zweite öffentliche Hauptversammlung in der St. Johanniskirche. 1. Besprechung über den Jahresbericht des Zentralvorstandes. 2. Berichterstattung über die Zentralkassenrechnung für 1894/95. Beschlußfassung. 3. Vortrag des Herrn Oberkonsistorialrat Koch aus Berlin: Die Diaspora Westpreußens. 4. Das gemeinsame Liebeswerk, für welches vom Zentralvorstand die nachstehend in alphabetischer Reihenfolge aufgeführten Gemeinden vorgeschlagen worden sind: Heddernheim in Nassau, Kotusch in Posen, Steyr in Oberösterreich. Bericht des Herrn Generalsuperintendent D. Schuster aus Hannover über die drei Gemeinden. 5. Beratung und Beschlußfassung über die etwaigen durch die Vorversammlung auf die Tagesordnung gebrachten Gegenstände. 6. Fortsetzung der Ansprachen; soweit thunlich. 7. Bestimmung über Ort und Zeit der nächsten Hauptversammlung. 4 Uhr: Gemeinsame Fahrt nach Wittenberg. 8½ Uhr: Freie Vereinigung im Evangelischen Vereinshause.

Freitag, den 18. September: Gemeinsamer Ausflug nach Wörlitz.

Schlußbemerkung: 1. Diejenigen Festteilnehmer, die durch Vermittlung des Festausschusses freie Wohnung oder Wohnung gegen Entgelt in einem Gast- oder Privathause zu erhalten wünschen, wollen sich spätestens bis 7. September unter der Adresse des Herrn Bahnhofsinspektors a. D. Pickert, Dessau, Leopoldstraße 25, anmelden. Unter dieser Adresse können auch schon im voraus die Tisch-, Fest- und Fahrkarten gegen Einsendung des Betrags bezogen werden. 2. Die Festkarte zu drei Mark berechtigt zur Benutzung der reservirten Plätze bei den Gottesdiensten und bei den öffentlichen Versammlungen, ebenso zum freien Eintritt in die Festvorstellung. Für die Fahrt nach Wittenberg und Wörlitz werden im Anmeldebureau bei Lösung der Festkarte besondre Karten ausgegeben. Alles Nähere über diese Fahrten wird seiner Zeit in Dessau bekannt gegeben werden. 3. Die Tischkarte zu drei Mark ohne Wein berechtigt zur Teilnahme an dem gemeinsamen Festmahle Mittwoch um 3 Uhr. Die Teilnahme kann aber nur denen zugesichert werden, die ihre Karte bis Dienstag Mittag gelöst haben.

Leipzig und Dessau, Juli 1896

Der Zentralvorstand
Der Vorstand des Anhaltischen Hauptvereins

Nationalökonomischer Herbst-Kursus des Evangelisch-sozialen Kongresses

Das Aktionskomitee des Evangelisch-sozialen Kongresses veranstaltet, wie schon 1893, so auch in diesem Herbste zu Berlin einen national-ökonomischen Herbstkursus, an dem mitzuwirken sich bedeutende Dozenten bereit erklärt haben. Der Kursus soll acht Tage dauern, **vom 24. September bis 2. Oktober**, und wird im Auditorium maximum der Universität abgehalten. Jeden Tag sollen vormittags Vorlesungen, nachmittags Diskussionen oder Besichtigungen stattfinden.

Das Programm für die Vorlesungen ist folgendes:

24. bis 26. September: 9¼—11 Uhr (pünktlich): Dr. Oldenberg aus Berlin: Gewerkvereine der Arbeiter; 11½—1¼ Uhr: Professor Dr. Max Weber aus Freiburg: Börsenfragen.

28. September bis 2. Oktober: 9—10 Uhr (pünktlich): Geh. Rat Professor Dr. Paasche aus Charlottenburg: Agrarpolitik; 10¼—11 Uhr: Fabrikant Heinrich Freese aus Berlin: Der Arbeiter im Großbetriebe; 11½—12½ Uhr: Geh. Rat Prof. Dr. Adolf Wagner aus Berlin: Finanz- und Steuerpolitik; 12¾—1¾ Uhr: Dr. von Wenckstern aus Berlin: Sozialistische Theoretiker.

Ueber die Diskussionen wird später noch Genaueres bekannt gemacht werden.

Männer und Frauen haben gleicherweise Zutritt und sind herzlich eingeladen.

Eine Eintrittskarte, die zu allen sechs Vorlesungen berechtigt kostet zwölf Mark, eine solche für eine Einzelvorlesung drei Mark.

Die eine Hälfte des Reinertrags fällt der Kasse des Evangelisch-sozialen Kongresses zu, die andre ist als Honorar bestimmt.

Wer am Kursus oder an einer Einzelvorlesung teilzunehmen wünscht, ist gebeten, den Betrag von zwölf oder drei Mark, mit einer Zehnpfennig-Marke, unter Angabe seines Namens, Berufs und Wohnorts, an die Adresse des Generalsekretärs J. Voelter, Steglitz bei Berlin, Albrechtstraße 126, einzusenden. Von dieser Stelle aus erhält er Eintrittskarte und Programm zugeschickt.

Wir laden zu recht zahlreichem Besuch des Kursus ein.

Berlin, August 1896

Das Aktionskomitee des Evangelisch-sozialen Kongresses

Prediger Dr. Arndt. Professor Dr. Delbrück. Geh. Justizrat Professor Dr. Gierke. Professor D. Harnack. Professor D. Kaftan. Kommerzienrat Metzenthin in Brandenburg a. H. Landes-Oekonomierat Nobbe, erster Vorsitzender. Prediger Professor D. Freiherr von Soden. Geh. Rat Professor Dr. Wagner, Ehrenpräsident

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 35 Leipzig, den 27. August 1896

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Das Verständnis des Fleisches — Märchen in der Kirche — Vom Gustav-Adolf-Verein: 1. Aus den Vereinen — Die Politik der Türken — Freiherr von Stumm und die evangelischen Geistlichen an der Saar. Erste Hälfte — Zur Würdigung der neuesten Dichtung in Deutschland: 4. — Verschiedenes: Konsistorialpräsident Stolzmann; Neues vom Breslauer Konsistorium aus Görlitz; Christlich-soziales Durcheinander; Nachwort zu den Verhandlungen über das Märchen in der Kirche; Eine Probe praktischer Kritik am Alten Testament; Die Wahrheit über Armenien; Geschichtliches und Geographisches über Armenien; Palästinareisen — Quittung — Anzeigen

Das Verständnis des Fleisches

Joh. 4, 11—15

Was für eine ganz andre Welt ist es, in die wir hinabsteigen, sobald wir den Blick auf das Weib lenken! Uns ist es, als gerieten wir aus der Region des Lichtes in lauter Dunst und Nebel. Gar fein zeichnet das Evangelium diese Art des Weibes, indem es die Trübung beschreibt, die ein Strahl jenes Lichtes in diesem Nebel erleidet. Das Mißverständnis, das Jesu Wort bei ihr findet, giebt uns einen tiefen Blick in ihre Seele und bietet uns einen Typus von Hörern, die wir bei unsrer Seelenarbeit immer mehr in Betracht ziehen müssen.

Der Herr hatte die Gewißheit ausgesprochen, sie würde sofort zugreifen, wenn er ihr lebendiges Wasser böte. So knüpft er an ihre Lage und ihr irdisches Bedürfnis an. Aber wie die Gleichnisrede wirken kann bei denen, die nicht Ohren haben zu hören, das ist hier gezeigt. Sie verkennt die Gleichnisart seiner Rede, sie sieht nach dem Schöpfeimer, mit offenem Vorwurf gegen seine Unbescheidenheit verteidigt sie den Brunnen, aus dem der Vater Jakob getrunken. Ihre Gedanken sind festgebannt in das Gebiet, das Jesus nur betritt, um sich daraus seine Gleichnisse zu holen. Sie hat nichts und weiß nichts, was damit eben nur verglichen werden kann. Jesus wird deutlicher. Was ich habe, ist stillend wie Wasser, aber es stillt ewigen Durst; das Wasser, aus meinem Brunnen gequollen, wird selbst wieder ein Brunnen, aus dem Wasser ins ewige Leben geht. Wie geduldig ist doch der große Menschenfischer! Fein vorsichtig war das Fischlein um die Angel herumgeschlüpft; nun aber beißt es an. Ewiges Wasser, nicht mehr dürsten, nicht mehr den Weg machen durch den heißen Sand, nicht mehr den Eimer schleppen! Nun geht es ihrem Geiste auf, was sein Dank sein soll: ein Krüglein fülle dich, ein unversiegliches Zauberbrünnlein. Ihre Füße, ihre Arme, ihr Leib verstehen auf einmal, was er sagt: Herr, gieb mir von diesem Wasser, daß ich nicht mehr herkommen müsse zu schöpfen.

Da haben wir den Menschen, der mit seinem Fleisch, seiner Gier und seiner Bequemlichkeit denkt.

In dieser trüben Sphäre bricht sich der reinste Strahl zu trübem Schein.

Was nennt der Herr Wasser? Den Klang versteht man nur, wenn man bei brennender Sonnenglut einen weiten Weg gemacht. Wie das Wasser dann labt! Wie neu geboren fühlst du dich dann, mit neuen Kräften geht es dann wieder auf den Weg. Nicht jeder versteht es, wenn Jesus seine Gabe Wasser nennt. Aber der reiche Mann versteht es, der da jammert: ich leide Pein in dieser Flamme. Wem seine Schuld die Seele heiß macht, die Kehle zusammenschnürt, der versteht, wie Jesus die Sündenvergebung, die er bringt, Wasser nennen kann. Schuld macht quälende Sorge, lähmt die Glieder; wer aber den Trank der Vergebung genossen, der geht wie ein Neugeborner seinen Weg. Und wer dürstet nach Gerechtigkeit, wem seine Bosheit das Herz heiß macht in brennender Scham, dem schmeckt Jesu wunderbare Geisteskraft wie frisches Wasser. Und wem die Drangsalshitze die Seele ausgedörrt, daß er in hochmütigem Hader mit seinem Geschick seine Kraft vollends verzehrt, der versteht's, wenn Jesus sein aufrichtendes Wort an die Beladnen ein lebend Wasser nennt, das die Trübsalshitze erträglich macht. Wahrer Trost, der auch zu sagen wagt: vom Unglück erst zieh ab die Schuld, was übrig bleibt, trag in Geduld — ist eine wunderbare Erquickung. Wie sind die Menschen zu allen Zeiten über dies Wasser hergefallen! Dann wurden ihnen alle andern Quellen leid, daran sie ihren Durst gestillt um ihn doppelt heißer wieder aufbrennen zu sehen, die Goldquelle, die Ehren- und die Freudenquelle, die im Genuß verschmachten lassen nach Begierde.

Das bietet uns Jesus noch immer in seinem Wort. Wie spiegelt sich das im Geist der Leute? Ihr Fleisch trübt ihr Auge. Alles ziehen sie ins Irdische hinunter. Wir würden uns entsetzen, wenn wir wüßten, wie sie verstehen. Uns beirrt immer noch der Normalmensch der Dogmatik, an dem wir wie an einem Apparat auf alle Einwirkungen immer die bestimmten Gegenwirkungen ersehen. Auf die Predigt des Gesetzes reagirt das Phantom der Dogmatik mit Reue und Heilsverlangen, auf das Evangelium mit aufatmender Freude, nun seinen Sündenschmerz los zu sein und das Heil zu gewinnen. Das ist der Block, der in unendlich vielen Gemeinden in ertötender Sisyphusarbeit zu wälzen ist: die Bewahrung des Heilsgutes in der ethischen Höhe, daß es nicht in das gemeine Verständnis hinunterrollt. Der erste Artikel und die vierte Bitte zehrt die andern auf, oder sie machen sich zum Gipfel des Heilsverständnisses. Der Leib ist das Thor, dadurch die lieben Leute die frohe Botschaft vom Heil hineinlassen. Rede ihnen von Erlösung, sie denken an ihr bischen Weh; sprich vom Heil, daß sie nun umwandeln können ihre durch die Schuld geschwächte Lust an Gott in heilige Kraft, sie denken an Vermögen, an eine gute Heirat, gute Ernte. Rede vom Himmel, der Gemeinschaft mit Gott in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit, sie denken an ein Ausruhen von der Arbeit, an ein Aufhören der Last, an ein Wiedersehen mit den Verstorbnen. Und zäh halten sie daran fest, und wehe dir, wenn du sie irre machst in ihrem Glauben an Gott, daß Gott unser Diener ist und nicht unser Herr. Du wirst noch unter die Falschmünzer geworfen, unter die Staatsfeinde, wenn du dem Volk seine Religion raubst! Ein wenig Sauerteig durchsäuert den ganzen Teig. Das irdische Verlangen bestimmt das ganze Denken und Glauben. Dieses Verderben müssen wir ausrotten. Das heißt bekehrt sein: das Geistliche dem Irdischen überordnen. So wird das Auge des Leibes Licht. Dem einfältigen Auge ist alles Licht. Ist aber das Licht in dem Menschen Finsternis, so wird die Finsternis gar groß sein. Ja das Gesetz vor dem Evangelium, das heißt: wir müssen erst ein ideales Verständnis schaffen. Es erwachse zuerst ein Sehnen nach neuer Kraft, ein unruhig Gewissen voll Verlangen nach Frieden, ein Heimweh nach dem Himmel. Wie

greifen sie dann zu, wenn das Wasser kommt. Diese Hebung des Denkens und Verlangens auf die Hochfläche sittlichen Empfindens, darauf man erst die Sonne des Evangeliums kann aufgehen sehen, ist schwere Arbeit. Dabei lernt man den Spruch verstehen: Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt.

F N

Märchen in der Kirche

1

Im dritten Bande der Grimmschen Kinder- und Hausmärchen führen die Grimm S. 275 folgendes Wort Luthers an:

Ich möcht mich der wundersamen Historien, so ich aus zarter Kindheit mit herübergenommen, oder auch wie sie mir vorkommen sind in meinem Leben, nicht entschlagen, um kein Gold.

Und S. 277 aus „Schuppii Schriften (1677 Fabulhans S. 530)“:

Doktor Luther hat seine Mühe an den alten und verunreinigten Aesopum legen und seinen Deutschen ein verneuertes und geschwertes Märleinbuch zurichten wollen, daran der Zeit viel guter Leut ein sonderes Gefallen trugen . . . . . Im schönen Hofpsalm . . gedenkt der Doktor des Affen, so Holz spalten wollte und des Keils vergaß und, da er die Axt auszog, darüber zu Schaden kam. Er gedenkt auch des Frosches, so auf dem Heller saß und sich rühmet', Geld brächte Ehre. . .

Daselbst S. 789. Ihr Alte habt euch zu erinnern, wie man vor Alters am Ostertage zur Vesper pfleget' von der Kanzel ein Osterneu zu sagen. Das waren närrische Fabula und Märlein, wie man sie in den Rockenstuben den Kindern erzählet. Damit wollte man die Leute fröhlich machen.

Zeigt das zuerst angeführte Stück Luthers Freude am Märchen, so sagt das andre Stück, wodurch das Märchen in der Kirche in Mißkredit gekommen ist.

Ganz ist es wohl nie ausgestorben, da wo gut volkstümliche Art zu Hause blieb. Aber wo blieb sie das? Die Prediger des Volkes gingen durch die gelehrte Schule. Was in dieser Atmosphäre von Märchen gehalten wurde, sagt Jakob Grimm so:

Man meinte sie zu den Ammen und Spinnerinnen zu verweisen, deren bloßer Name allen mit dem Wesen der Volksdichtung Unvertrauten den tiefsten Ton der Verachtung anzugeben schien. Sie haben Rache genommen, die Nornen und Spindelträgerinnen.

Ihre Rache war eine vollständige: sie zogen sich dahin zurück, wo man sie hin verbannte. In der Kunst kam die Zeit der „langen, langen Lehr-Gedichte.“ In die Religion zog der öde gemütlose Scholastizismus und Rationalismus ein. Auch der Pietismus ist fast leer an Verständnis des Volkes. Als die neue Lust an Volksliedern erwachte, schrieb der Bildungsphilister Nicolai zur Verspottung des neuen Lebens seinen „Feynen kleynen Almanach vol schönerr echterr liblicherr Volcks-lieder.“ In modern flotter Sprache und mit der überlegnen Miene Nicolais spottet ein Ungenannter in der Allgemeinen Evangelisch-lutherischen Philisterzeitung (Leipzig, Nr. 31, 1896) über Märchen in der Kirche. Besonders interessant in diesem zur Charakteristik des religiösen Philistertums wichtigen Aufsatz ist die Bemerkung: „Nirgends findet sich ein so völliges Unverständnis für die Märchenwelt wie bei den Bauern.“ Es wäre das nicht unmöglich; ehrlich Mühe hat man sich in dieser Richtung gegeben. Es ist noch nicht sehr lange her, daß die Vertreter der Kirche sich zu Hütern und Pflegern von Volkssitte, Volkspoesie, Volksanschauung, Volkskunst machen. Wer dafür Sinn hat, halte die treffliche Zeitschrift „Das Land.“ Immerhin muß man wenigstens noch für die Zeit zu Anfang des Jahrhunderts die Gegenfrage stellen: Woher haben denn die Brüder Grimm ihre Märchen?

2

Die Liebe zum Märchen, wie wir sie bei gemütvoll frommen Menschen vom Schlage unsers Reformators finden, war gegenseitig. Auch das Märchen beschäftigte sich mit dem Christentum. Um die heilige Geschichte, ihre Personen und einzelnen Thatsachen, besonders das Kreuz, schlingt sich ein reiches, buntes, duftiges Märchen- und Sagengeranke. In Nr. 13 der Christlichen Welt hat Isbary über „Sagen vom Kreuze des Herrn“ berichtet. Unsre Märchen gar sind durchzogen von Gedanken, Vorstellungen, Anschauungen des Christentums. Oft

ist die biblische Anknüpfung ganz direkt vorhanden, mitunter humoristisch-derb, wie in den Märchen des Anfangs „Als der liebe Gott noch auf Erden wandelte,“ oft in dem ernstern freundlichen Ton der „Kinderlegenden“ im Anhang zu den Grimmschen Märchen, ja nicht selten in der tragischen Art des „Marienkindes.“ Was aber wichtiger ist, das ist der ungenannte Einfluß.

Unsre Märchen sind voll von Gedanken, nicht nur der Vergeltung, sondern auch der Erlösung, des stellvertretenden Todes, der Treue bis in den Tod, der Gleichheit vor Gott, der unscheinbar verborgnen Tüchtigkeit, der Furchtlosigkeit, der Gottestreue, des Gegensatzes gegen Ueberhebung, Falschheit, Heuchelei. Kurz man könnte geradezu eine Dogmatik des Märchens schreiben, und das wäre vielleicht nützlicher als viele Dogmatiken alter halb griechisch-heidnischer Kirchenväter — Arbeiten, die ich sicherlich nicht verachte.

Die Grimmschen Märchen sind in Aller Händen. Der Reclamsche Verlag bietet eine billige Gesamtausgabe, leider und unbegreiflicherweise mit Weglassung der wundervollen Einleitung. Aus mündlicher Ueberlieferung teile ich folgendes kurze Märchen mit — vermutlich ist es aber schon irgendwo gedruckt: — Als Petrus schon eine Weile lang im Himmel war, stellte er eines Tages dem lieben Gott vor, wie es doch so unwürdig sei, daß seine Schwiegermutter in der Hölle sei. Da er nun nicht abließ zu bitten, so erlaubte ihm endlich der liebe Gott, sie an einem Stricke aus der Hölle herauszuziehen. Das that er. Als er aber mitten in der Arbeit war, gebot ihm der Herr lächelnd innezuhalten und hinunterzuschauen. Was sah er da? Seine Schwiegermutter hielt in der einen Hand das Seil, aber mit der andern streifte sie die armen Seelen herunter, die sich mit herangehängt hatten. „Was meinst du,“ sagte der liebe Gott, „können wir sie wirklich im Himmel brauchen?“ Da ließ Petrus das Seil fallen.

Auch das Volkslied beschäftigt sich in häufig durchaus märchenhafter Anschauung mit christlichen Dingen. Ich führe nur einige Verse an, die märchenhafte Vorstellungen einschließen, z. B. den 1. Vers der „Himmelslinde“ (Uhland, Volkslieder II S. 193):

Es stot ein lind in himelrich
do blüjend alle este,
gang Jesus noh!
do schriend alle engel glich,
daß Jesus si der beste.

Oder „Der Herr im Garten“ (ebenda S. 203):

Da Jesus in den garten gieng
und er sein Leiden anefieng,
da trauret alles, das da was,
es trauret alles laub und gras.

Die falschen Juden in irem zorn
schlugen in mit gar scharpfen dorn,
sie schlugen im in einer stund
vil mer denn über tausend wund.

Maria die hört ein hemmerlein klingen:
„o we, o we meins lieben kindes!
o we, o we! meins herzen ein kron,
mein son, mein son will mich verlon.“

Maria kam unter das creuz gegangen,
sie sach ir liebs kind vor ir hangen
an einem creuz, was ir nit lieb,
Maria was das herz betriebt.

„Johannes, liebster diener mein,
laß dir mein mutter befolhen sein!
nims bei der hand, fürs weit hindan,
daß sie nit sech mein marter an!“

„Ach herr! das will ich geen tain,
ich will sie trösten also schon,
ich will sie trösten also wol,
wie ein kind sein mutter trösten sol.“

„Nun bieg dich, baum! nun bieg dich, ast!
mein kind hat weder ru noch rast;
nun bieg dich, laub! nun bieg dich, gras!
laßt euch zu herzen gehen das!“

Die feigenbaum die bogen sich,
die harten fels zerkloben sich,
die sonn verlor iren klaren schein,
die vögel ließen ir singen sein.

Oder der Wallfahrtsgesang aus dem Eichsfelde (Simrock, Deutsche Weihnachtslieder; Leipzig 1859, S. 155):

Maria durch einen Dornenwald ging, Kyrie eleison!
Maria durch einen Dornenwald ging,
Der hat in sieben Jahren kein Laub getragen. Jesus und Maria!

Was trug Maria unter ihrem Herzen?
Ein kleines Kindlein ohne Schmerzen,
Das trug Maria unter ihrem Herzen.

Da haben die Dornen Rosen getragen,
Als das Kind ward durch den Wald getragen,
Da haben die Dornen Rosen getragen. . . . .

Vielleicht wird nach diesen Proben die Luthardtsche die Diagnose auf versteckten Katholizismus stellen. Denn in die protestantische Kirche ist ja leider trotz Luther eine so verstockt lederne Biblizität geraten, daß jede märchenhafte Hineindichtung in biblische Geschichten als Majestätsverbrechen galt. Umsomehr dichtete man freilich aus der Bibel heraus.

3

Damit kommen wir auf das weitere Untersuchungsfeld, ob denn nicht in der Bibel selbst Stoffe genug enthalten sind, die man als „unwahr" im Philisterverstand bezeichnen muß, die auch da, wo sie stehen, keinen Anspruch darauf machen, thatsächlich zu sein.

Das ganze Wundergebiet lasse ich absichtlich weg. Ich habe es in meinem frühern Aufsatz in Nr. 30 zur Veranschaulichung benutzt. Der Verfasser des gleichnamigen Aufsatzes in Nr. 34 hat daraus kühne Schlüsse über meine Stellung zum Wunder und gar zum Naturgesetz gezogen. Das kann ich getrost auf sich beruhen lassen, umsomehr, da ich, noch ohne Kenntnis dieser mir untergelegten Ansichten, einen Aufsatz über den Kern der Wunderfrage schrieb, den die Christliche Welt inzwischen ebenfalls in Nr. 34 veröffentlicht hat, und auf den ich also nur zu verweisen brauche.

Aber wie ist das? Sind solche Geschichten wie die vom Schatz im Acker, von der köstlichen Perle und vom barmherzigen Samariter wahr im Sinne einer wirklich geschehenen Thatsache? Und wenn man sagt: sie sind aber so erfunden, wie sie „wahr" sein können, so frage ich nach der Geschichte vom armen Lazarus mit ihrem Abrahamsschoß und der großen Kluft, über die hinaus der Reiche den Armen sieht, oder von dem Geist, der durch öde Strecken fährt und sich nach seiner Wohnung zurücksehnt. Giebt man aber das Märchenhafte in solchen Stücken zu und verwahrt sich damit, daß das nur Veranschaulichungen seien, so frage ich, warum denn nicht ebenso gut wie jüdische Volksanschauungen auch die poetisch höher stehenden Volksanschauungen unsrer Märchen zur Veranschaulichung gebraucht werden sollten.

Ich wünschte, ich hätte gründlichere Auseinandersetzungen liefern können; das ließ sich aber in der Eile nicht machen. Und mir fehlen dazu auch mancherlei Kenntnisse, z. B. ist mir unsre Predigtlitteratur zu unbekannt, um über Märchen in der Kirche im Sinne einer historischen Untersuchung schreiben zu können.

Dies aber halte ich für nützlich. Und deshalb bitte ich kundigere Kräfte um folgende drei historisch-litterarische oder „völkerpsychologische" Untersuchungen:

1. Das Märchen in der Kirche. Nebst Verwandtem! Ich erinnere mich z. B. aus einer alten Predigt eine sehr lebhafte und schöne tiefsinnige Auslegung einiger Ostervolksfitten gelesen zu haben. (Bei Freybe, Ostern in deutscher Sage, Sitte und Dichtung. Gütersloh, 1893, S. 30.) Das Ei wird gleichsam zweimal geboren:

Das erstemal wenns die Henne oder ein andrer Vogel legt; das andre mal, wenn es ausgebrütet und ein lebendiger Vogel daraus wird. So, so, AA! gehet es mit uns Menschen auch. Die erste Geburt, wodurch wir von Mutterleib kommen, ist noch ganz schlecht und elendiglich; es ist uns viel zu eng, wenn die Welt noch so weit wäre; wir sind in diesem armseligen Leib und etwa unter einem schlechten Dach eingeschlossen wie der Dotter oder das junge Vöglein im Ei: wir müssen viel Widerwärtiges von Armut, Krankheit, Trübsal, Hunger, Durst, Hitze und Kälte leiden und ausstehen. Wer ist, dem sein Nest nicht derweilen zu eng wird? Wer rührt sich nicht zu Zeiten unter seiner Schale und wäre gern daraus? O! wie viel sind, die sich mit dem heiligen Paulo dort zuweilen hören lassen: Quis me liberabit de corpore mortis hujus? Wer wird mich erledigen von diesem sterblichen Leib?

Doch muß man Geduld haben, wie mit dem Ei, es läßt sich die Sache nicht übereilen. . . .

2. Die Kirche im Märchen, oder das Christentum der deutschen Märchen. Hier wäre etwa auch jene wunderbare Uebergangszeit zu verhandeln, wo altheidnische und christliche Anschauungen sich zu verschmelzen beginnen, aus der die ergreifenden Klänge der Völuspa stammen, oder jenes Stück aus „Ohins Runenzauber":

Ich weiß, daß ich hing am windigen Baum
Neun lange Nächte,
Vom Speer verwundet, dem Odhin geweiht,
Mir selber ich selbst,
Am Ast des Baums, dem man nicht ansehn kann,
Aus welcher Wurzel er sproß.
Sie boten mir nicht Brot noch Meth;
Da neigt ich mich nieder
Auf Runen sinnend, lernte sie seufzend:
Endlich fiel ich zur Erde —

eine tiefsinnige Auffassung der Kreuzesgeschichte in altgermanisch-heidnischer Form.

3. Märchen in der Bibel. Da wären besonders die neuesten Forschungen im Alten Testament interessant und lehrreich.

4

Wenn meine freundlichen Leser noch eine kleine Weile lang die absonderlichen Pfade meiner Anschauung weiter mitgehen wollen, so möchte ich erstens noch sagen, weshalb mir jene Arbeiten so wichtig scheinen, und was ich zweitens abschließend über den Nutzen von Märchen in der Kirche zu sagen habe.

Weshalb mir jene Arbeiten so wichtig erscheinen?

Ich bin in Märchen erzogen. Und ich wüßte nichts, wofür ich meinen Eltern dankbarer wäre, als dafür, daß sie mich mit Märchen fütterten. Aber das ist zu persönlich. Der Verfasser des Stücks in Nr. 34 sagt:

Ferner ist das etwa vorbildliche (!) Gute im Märchen mit soviel Drolligem und Lustigem verbunden, was eben auf Unterhaltung und Zeitvertreib berechnet ist, daß das Märchen zum Spiele gehört.

Die Furcht vor dem „Drolligen und Lustigen" lasse ich laufen. Aber ist das wahr, daß das Märchen rein litterarkritisch betrachtet einfach ins Reich der Phantasie gehört? wie der Verfasser an einer andern Stelle sagt:

Märchen aber sind lediglich Gebilde der Phantasie. Ihr Zweck ist die Kurzweil, die Unterhaltung, nicht religiöse oder sittliche Belehrung.

Er selbst fügt hinzu: „oder dies nur nebenbei." Es ist auch zu deutlich, um es gänzlich zu verkennen.

Wer möchte z. B. das prächtige Märchen „Von dem Fischer und syner Fru" ohne starke ethische Tendenz erklären? Im Märchen liegen eben noch wie in jeder naiven Poesie, z. B. auch in der des Alten Testaments, die verschiedensten Litteraturgattungen ungeschieden zusammengeschlossen. Wie viel starke christliche Gedanken im Märchen verborgen liegen, habe ich oben kurz angedeutet. Aber das ist ja wahr, „eng" im Verhältnis zur Bibel, besonders Neuen Testamentes, ist „das Gebiet sittlicher Wahrheiten" im Märchen. Ich ziehe daraus nun freilich einen andern Schluß als der Verfasser.

Gerade weil das Märchen aus dem Volke hervorgeht und keine bewußte und künstlich pädagogische Tendenz hat, wie die unausstehlichen Kindertraktate, gerade darum ist es mir so wichtig für die Kirche; nicht für die Theologenkirche, aber für die Volkskirche, und zwar für die deutsche Volkskirche. Nur die Anschauungen, die wirklich in Fleisch und Blut des Volkes übergegangen sind, die aber auch sicher, finden wir in seinem Märchen wieder. Die Märchen enthalten die ersten Anfänge einer wirklichen Verdeutschung des Christentums. Sie sind das beste Kriterium dafür, an welchem Punkte wir in der „Bekehrung" unsers Volkes stehn. Die Märchen zeigen uns im phantasievollen Spiegel die Fragen des deutschen Volksgemüts, seine Art, seine Richtung. Für die Theologen der zukünftigen deutschen Volkskirche wird es zur Vorbereitung kaum etwas Lehrreicheres geben, als den Zwang, das Christentum am Märchen klar zu machen.

Es ist allen Ernstes meine Meinung, daß eine der wichtigsten Disziplinen der evangelischen Theologie ihrer Bearbeitung leider noch erst harrt, die nämlich, die volkspsychologisch die Art unsers Volksgemüts und seiner Probleme untersucht und damit eine richtige Verdeutschung des Christentums, eine richtige Beantwortung der Fragen unsers Volksgemüts vorbereitet.

5

Ich habe einmal als Knabe in einer Predigt ein altes deutsches Volksmärchen anführen gehört. Ich habe gewußt, daß es nicht „wahr," „wirklich," „thatsächlich" war, daß der Prediger es nur zur Veranschaulichung anwandte, und wunderbarerweise — ich bin von „gläubigen" Eltern zu regelmäßigem Kirchgang angehalten worden — dieses Stücklein ist das Einzige aus allen Gottesdiensten meiner Kinderzeit, was mir mit seiner tiefen Lehre im Gedächtnis geblieben ist. Es war das Märchen von dem Mädchen, das sein Brüderlein erlösen soll, es brauchte dazu ein Knöchelchen, und das hatte es verloren; da nahm es sein Messerlein und schnitt sich einen Finger ab und erlöste den Bruder — sehr „kindisch," nicht wahr, unbekannter Herr von der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen? Jedenfalls hat mir das Märchen den Dienst geleistet, die Lehre vom Opfer meinem kindlich deutschen Gemüt anschaulich zu machen.

Was soll denn nun die Märchen von der Kirche ausschließen? Daß sie phantasievoll sind? Das sind Gott sei Dank auch die köstlichen Erzvätergeschichten und die Gleichnisse des Herrn.

Die Kinder hören die Märchen gern, um „sich in einer Mußestunde ins Reich der Phantasie hineinzuträumen." Der Kindergottesdienst soll aber, sagt mein Gegner in voriger Nummer, „durch nichts den Schein einer angenehmen Unterhaltungsstunde gewinnen. Wollte man die Moral der Märchen ernstlich hervorkehren, so würde man die Lust am Märchen nehmen."

Mit dem letzten Satz stimmt eine meiner Erfahrungen nur zu gut: die Kinder brachten keinerlei Lust an den biblischen Erzählungen mit. Es war ihnen die Moral dieser Geschichten zu ernstlich hervorgekehrt, schließe ich. Deshalb träumten oder spielten sie, aber nicht bei den Märchen, sondern bei den biblischen Geschichten. An den Märchen dagegen hatten sie ihre volle Lust, deshalb paßten sie mit leuchtenden Augen auf und beteiligten sich mit Freude an der Besprechung. Es giebt nämlich auch eine heilige Frohheit, das ist die, die nicht vom heiligen Ernst zur Kirchthür hinausgeworfen wird, sondern Hand in Hand mit ihm steht.

Aber man muß vor der Moral der Märchen vielmehr warnen, z. B. davor, daß Kinder „mit dem Worte Stiefmutter den Begriff eines erzbösen Weibes verbinden." Das Beispiel ist gut gewählt. In allen Kinderherzen herrscht diese Begriffsverbindung; stammt sie aus dem Märchen, so stammt sie jedenfalls nicht aus dem vom Pastor gedeuteten und besprochnen, sondern aus der „schlichten Erzählung," obwohl das Kind bei dieser „ohne weiteres annimmt, das ist alles nicht wirklich so."

Aber wie ist das mit Gleichnissen wie dem vom ungerechten Haushalter und dem andern von der bittenden Witwe? Erst ein wunderliches Mißverständnis der Art der Gleichnisse des Herrn macht sie zum Kreuz der Ausleger. Ein gesunder Sinn merkt gar wohl, wo die Pointe liegt. So wenig es Kindern einfällt, aus der Mosesgeschichte den Mord oder aus der Auszugsgeschichte den Diebstahl als nachahmenswert anzunehmen, so wenig werden sie aus dem Märchen das Totschlagen oder die Verachtung der Stiefmutter lernen.

Aber man kommt beim Märchen „ja kaum über die naivste Vergeltungstheorie hinaus, die das wirkliche Leben auch heute noch so wenig bestätigt, wie zu den Zeiten, da ein Psalm 73 oder Buch Hiob gedichtet wurde."

Diese Vergeltungstheorie überwiegt freilich im Märchen. Ungebrochen steht sie nicht da. Ich erinnere an das „Marienkind," in dem unübertrefflich das „trotzige und verzagte Ding," das Menschenherz und die unermüdliche Langmut Gottes geschildert wird. Aber doch, die Vergeltungstheorie überwiegt.

Im Alten Testament etwa nicht? Sogar bis in die Psalmen und den Hiob hinein. Denn die Stellen, an die mein Gegner denkt, sind auch dort Ausnahmen. Trotzdem wird er nicht die Behandlung des Alten Testaments aus der Schule verbannen wollen.

„Die urnaiven Vorstellungen von Gott!" Die sind doch wohl kaum naiver als der im Garten Eden wandelnde, der Rache schnaubende, bereuende, vergessende, voreilige, der aus Zion brüllende Gott der heiligen Schriften, der auch im Neuen Testament noch z. B. redet (Taufgeschichte), einen Sohn zeugt (Geburtsgeschichte Jesu), überhört (Gebetsermahnungen), erhört, sieht. Ich wüßte auch nicht, wie man sich Gott ohne solche naive Vorstellungen überhaupt vorstellen soll. Der augenblicklich moderne Stolz auf eine sogenannte „reinere", d. h. möglichst blaß abstrakte Gottesvorstellung ist mir nie sehr wertvoll vorgekommen.

Die Gründe, die „unter Umständen" — so versteht mich an dieser Stelle mein Gegner richtiger! — die Behandlung der Wunder gefährlich machen, sprechen „erst recht gegen das Märchen." Hierzu vergleiche meinen Satz:

Beim Märchen weiß jeder: es ist nur ein Märchen zur Veranschaulichung erzählt.

6

Hiermit komme ich zum eigenlichen Gegenstande der Verhandlung. Der Verfasser in Nr. 34 spricht über ein interessantes Thema, aber nicht über das des von ihm besprochnen Aufsatzes. Er verhandelt über „das etwa vorbildliche Gute im Märchen," während mein Aufsatz vom Märchen als Anschauungsstoff für die Kirche spricht. Wäre mein Gegner sich über diesen Unterschied klar geworden, so hätte er eine Ergänzung geschrieben, oder etwas ganz andres, als er geboten hat. So hat er mein eigentliches Thema nur in einem flüchtigen Nebensatz erwähnt („Wäre es schon schwer, im Gottesdienste zur Veranschaulichung einer Wahrheit ein Märchen .... heranzuziehen"). Den Gedanken des „vorbildlichen Guten" finde ich überhaupt garnicht so wichtig. Was eigentlich wichtig ist, das ist: das religiöse Grundverhältnis des Menschen zu Gott, seine Schwierigkeiten, Hindernisse, Ueberwindung, Erhaltung ins tägliche Leben hineinzubringen. Für diesen Zweck giebt es sehr verschiedne Mittel, unter denen das der direkten sittlich-religiösen Veranschaulichung im strengsten Sinne überhaupt unmöglich ist, da wir niemandem ins Herz sehen können, das der annähernden sittlich-religiösen Veranschaulichung schwierig, da die meisten „Vorbilder" unter gänzlich andern Umständen und Anschauungen gelebt haben, als wir leben.

Von indirekten Veranschaulichungen erwähne ich zweierlei. Erstens Veranschaulichungen mit Hilfe logischer Gedankengänge, sogenannte „Beweise," „Lehrsätze," „Dogmen." Zweitens Veranschaulichungen mit Hilfe der freidichtenden Phantasie: Allegorien und Gleichnisse. Jene Veranschaulichungen durch Logik sind sehr hoch geschätzt, obwohl sie bei Jesus soviel wie gar nicht vorkommen. Die viel wertvolleren Veranschaulichungen durch Gleichnisse (die Allegorie ist ja nur eine Abart davon) kann ihren Stoff entweder aus dem Gebiet des wirklichen Geschehens nehmen oder aus dem Gebiet der Dichtung. Beides ist bisher nicht als unerhört betrachtet worden. Weshalb im Gebiet der Dichtung allein die allerschönste, allernaivste Blüte, das Märchen, gebannt sein soll, gerade die Wirklichkeit also, die dem Volke so wirklich ist, daß sie sein Gemüt bis zur dichterischen Bearbeitung gereizt hat, verstehe ich nicht. Vielmehr halte ich die Anknüpfung an dieses Gebiet für sehr empfehlenswert. Wenn dadurch der Sinn für naive Poesie wieder mehr im Volke geweckt wird, so wird das auch kein Schaden sein.

Beispiele — nicht Muster — habe ich in meinem Büchlein „Zwischen den Zeilen" einige gegeben: „Die Wunderblume," „Hans im Glücke," „Von den Geistern, die zu Stein wurden." Ich brauche wohl nicht zu bemerken, daß die Behandlung in Predigt und Kindergottesdienst naturgemäß eine andre ist als die in einem Buche. Im übrigen stammen die drei Stücke aus wirklich gehaltnen Predigten und Kinderlehren. A Bonus

Vom Gustav-Adolf-Verein

1. Aus den Vereinen

Unser Bericht über die vorjährige Hauptversammlung in Hannover ist von unparteiischen Teilnehmern als sachentsprechend anerkannt worden. Nur das Eine, daß unterlassen worden zu verzeichnen, daß der Generalsuperintendent von Schlesien ein namhaftes Geschenk des Grafen Schlabrendorf auf Seppau überreicht hatte, war uns bedauerlich, weil solche Geschenke von Magnaten an den Gustav-Adolf-Verein doch verhältnismäßig selten, aber um so nachahmenswerter sind. Der milde Spender ist seitdem aus der Zeitlichkeit abgerufen; einem Privatbriefe entnehmen wir, daß an seinem Sarge und Grabe nicht weniger wie elf Reden gehalten worden sind.

Daß in diesem Jahre die Hauptversammlung in Dessau stattfindet, stimmt mit unsrer Aeußerung, daß kleinere Orte sich vorzugsweise dazu eignen, zusammen; voraussichtlich wird es ein guter Griff sein.

Im allgemeinen aber drängt es sich von verschiednen Seiten auf, wie sehr es Not ist, dem Gustav-Adolf-Verein dauernd Freunde zu werben und zu erhalten. In der zweiundfünfzigsten Nachricht des Westfälischen Gustav-Adolf-Vereins wird eine Jubelfestschrift zur Erinnerung an seine fünfzigjährige Wirksamkeit von Generalsuperintendent Nebe angekündigt; in der Anzeige heißt es:

Leider ist in vielen Kreisen unsrer Provinzialkirche die Wirksamkeit der Gustav-Adolf-Stiftung, sogar das, was dieser Verein in unsrer Provinz zum Aufbau evangelischer Gemeinden inmitten katholischer Gegenden geschaffen hat, noch sehr unbekannt.

Der Oberpräsident gewährt Hauskollekten; der verewigte D. Niemann schreibt darüber:

Nachfragen, die Berechtigung zur Abhaltung dieser Kollekten betreffend, haben mich überzeugt, daß die zitirten Blätter von manchen Pfarrern ebensowenig wie das kirchliche Amtsblatt sorgfältiger Durchsicht gewürdigt werden.

Dies nun aus einer eigentlichen Diasporaprovinz, und während immer neue Orte die Vereinshilfe in Anspruch nehmen! Frankfurt am Main hat sich erheblicher Geschenke und Legate zu erfreuen gehabt, aber gerade Frankfurt sagt mit Fug in seinem letzten Jahresbericht:

Insbesondre, wenn Todesfälle von Vereinsmitgliedern vorkommen, bitten wir die Erben, der Verstorbnen Mitwirkung an unserm Vereinswerk als ein heiliges Vermächtnis betrachten zu wollen und getreulich fortzusetzen. Schon manchen Verlust haben wir aus der Nichtbeachtung dieser Pflicht der Pietät erleiden müssen. Soll denn die Zahl unsrer Mitglieder abnehmen, obwohl unsre Stadt jährlich um fünf bis sechs Tausend Einwohner wächst? Die jüngere Generation rufen wir dringend zu reger Teilnahme auf.

Hamburg verzeichnet eher Rück- wie Fortschritte, Lübeck könnte mehr leisten, und vollends Magdeburg, das sich von der Sächsischen Provinzialversammlung recht eigentlich muß mahnen lassen! Dagegen weiß das kleine Lippe trefflich auch die kleinen Leute heranzuziehen. „In Weimar hat man nach dem Grundsatz, daß jeder Protestant zur Beteiligung eingeladen werden sollte, mit Hilfe des Adreßbuches die Sammelliste erweitert.“ Für Elsaß-Lothringen ist, soll der Gustav-Adolf-Verein dort fortschreiten, die Begründung weiterer Orts- und Zweigvereine unumgänglich erforderlich. Daß in der Provinz Hannover ein engerer Zusammenschluß der in ihr vorhandnen vier Hauptvereine angezeigt sei, haben die Vertreter des Hauptvereins Göttingen bei ihrer Versammlung am 15. Juli d. J. mit Recht empfunden und sich mit der Feier eines dazu bestimmten Festes einverstanden erklärt, als dessen Festort Hildesheim in Aussicht genommen wurde.

Zu nutzbaren Betrachtungen aber giebt ganz besonders der „Vorbericht“ zum vierunddierzigsten Jahresbericht des Gustav-Adolf-Hauptvereins für Bayern diesseits des Rheins Veranlassung. Der Eingang bewegt sich ganz in der von uns angedeuteten Richtung.

„Der Gustav-Adolf-Verein ist nicht populär,“ schrieb uns unlängst ein Geistlicher, den es schmerzte, nur eine kleine Gabe aus seiner Gemeinde schicken zu können. Wir antworteten ihm, nichts sei leichter, als diesen Verein populär zu machen, man brauche den Leuten nur von ihm zu erzählen, von seinen vielen, großen, schweren Aufgaben, seinen redlichen, christlichen Absichten, seiner gesegneten, erfolgreichen Wirksamkeit. . . . Es ist kaum glaublich, welche Unwissenheit über den Gustav-Adolf-Verein sich findet in Stadt und Land. Lesen wir doch in dem neuesten Bericht des Zentralvorstandes für 1893/94 aus der Feder eines Schuldirektors, daß eine Dame in Leipzig, also dem Zentralpunkte des Vereins, erst durch die Antworten der Kinder in der Schulprüfung erfahren habe, was eigentlich der Gustav-Adolf-Verein bedeute, und daß sie infolge dessen die Aeußerung machte: „da erfährt man doch einmal etwas vom Gustav-Adolf-Verein.“ Ist das in Leipzig möglich, darf man sich dann wundern, wenn bei uns in Bayern der Kirchenvorsteher einer Landgemeinde seinem Pfarrer gegenüber nach der Predigt am Gustav-Adolf-Jubiläum im Dezember vorigen Jahres, in der des Vereins Erwähnung geschah, das Geständnis ablegte: „Daß es diesen Verein giebt, haben wir noch gar nicht gewußt. Man hat hier noch gar niemals etwas von ihm gehört.“ Und da soll dann der Verein populär sein?!

Im weitern Verlaufe findet sich folgende wichtige Erörterung:

Was ist eine Diasporagemeinde? Diese Frage beschäftigte uns in letzter Zeit wiederholt. Nach § 1 der Vereinssatzungen ist es eine in der Zerstreuung unter Andersgläubigen lebende Gemeinde, die der Mittel des kirchlichen Lebens entbehrt und deshalb in Gefahr steht, der evangelischen Kirche verloren zu gehen. Diese drei Momente zusammen bilden den Begriff einer Diasporagemeinde, die berechtigt ist, die Hilfe des Gustav-Adolf-Vereins in Anspruch zu nehmen. Fehlt eins dieser Momente, namentlich das zweite und dritte, so hat der Gustav-Adolf-Verein keine Veranlassung, sich um sie anzunehmen. Alljährlich werden wir angelaufen von solchen Gemeinden, die zwar inmitten oder in der Nachbarschaft von Katholiken leben, die aber seit Jahrzehnten, ja Jahrhunderten ein kirchliches Leben haben, und die als evangelische Gemeinden auch fortan ohne Unterstützung durch den Gustav-Adolf-Verein sich ganz sicher erhalten werden, die aber lediglich arm sind und Zuschüsse brauchen könnten zur Befriedigung irgend welcher, meist baulicher Bedürfnisse. Wir glauben im Rechte zu sein, wenn wir solche Bitten abweisen. Der Gustav-Adolf-Verein ist keine allgemeine Not- und Hilfskasse, er ist eine Schutz- und Rettungsanstalt, die das Zerstreute sucht und das Verlorne wiederbringt. Die Sammlung vereinzelter Protestanten zu Gemeinden, die Bildung evangelischer Gemeinden, da wo solche noch nicht oder schon früher waren, die Förderung neuentstandner Gemeinden, daß sie befähigt werden, auf eignen Füßen zu stehen und die Befriedigung ihrer religiös-kirchlichen Bedürfnisse allmählich selbst zu besorgen: das ist die Aufgabe des Gustav-Adolf-Vereins. Je mehr er auf diese seine Aufgabe sich beschränkt, desto mehr wird er imstande sein, sie wirklich zu lösen. Jedes Ueberschreiten derselben aber rächt sich an dem Vereine, indem es ihn schwächt.

Eben dies nun haben wir schon oft, und auch Hochmögenden im Verein, gepredigt, aber allerdings tauben Ohren. Es erscheint wirklich nicht nötig, daß junge Diasporagemeinden gleich alles haben und einrichten, und zwar natürlich auf andrer Leute Kosten, was alte evangelische Gemeinden vielleicht noch schmerzlich entbehren. Oder daß längst selbst-lebensfähige Gemeinden immer noch Unterstützung begehren, deren andre dringend bedürftig sind. Und dem bayrischen Bruder wird durchaus zuzustimmen sein, wenn er ausführt und an Beispielen belegt, wie vielfach notwendige Handreichung entstanden sei zwischen Gustav-Adolf-Verein und Innerer Mission, dann aber fortfährt: „Zu verhüten wird nur sein, daß die Innere Mission nicht auf den Gustav-Adolf-Verein abladet, was sie selbst in erster Linie zu leisten hat. Einen treuen Bundesgenossen wollen wir gerne ihr jederzeit machen.“

Auch dem bayrischen Verein sind im letzten Jahre zwei Legate zugefallen. Aber auch aus dem Schlußabschnitte des Berichts meinen wir noch einiges hersetzen zu sollen:

Auf dem Mecklenburger Jahresfest am 10. Juli 1894 zu Fürstenberg fiel die Aeußerung: „Es geschieht in unserm lieben Mecklenburg viel zu wenig,“ nämlich für die Gustav-Adolf-Sache. Wir können uns diese Aeußerung in ihrem ganzen Umfange aneignen: „Es geschieht in unserm lieben Bayern trotz der oben genannten stattlichen Summen noch viel zu wenig für die Diaspora.“ Es könnte leicht das Doppelte und Dreifache geschehen. Zunächst nach der Seite der Aufklärung hin über das Vorhandensein, die Aufgabe und die Arbeit des Vereins. Tausende haben auch bei uns in Bayern in hohem und niederm Stande unter Alt und unter Jung vom Gustav-Adolf-Verein kaum eine Ahnung, von seiner Nützlichkeit und seinen Bestrebungen kaum eine blasse Vorstellung. Tausende Andrer verkennen den Verein und lassen ihm eine falsche Beurteilung zu teil werden. Wie dankenswert, wenn dem allen gesteuert würde! Und wie leicht könnte es geschehen! Es giebt manchen düstern, nebligen, unfreundlichen Sonntagnachmittag in der langen Winterszeit, der in Stadt und Land eine gähnende Langeweile verbreitet. Was steht im Wege, daß der Dorfpfarrer an solchen Tagen, wenigstens an ein paar solchen Tagen, seine konfirmirte Jugend und deren Eltern in einem passenden Lokale um sich sammelt, und der Stadtgeistliche das Gleiche mit den Freunden und Freundinnen der Gustav-Adolf-Sache thut und ihnen an der Hand der Jahresberichte und sonstigen Litteratur das Neueste vom Gustav-Adolf-Verein erzählt? Und im Sommer? Kiel,

bezw. der Schleswig-Holsteinische Hauptverein hat im Jahre 1894 sein Jahresfest zum erstenmale auf dem Lande gefeiert, und die hiergegen geltend gemachten Bedenken sind in glänzender Weise widerlegt worden. „Das Fest war eines der gelungensten. Gottesdienst und freie Versammlung waren überfüllt." Wie, wenn wir das nachahmten? Wenn alljährlich die einzelnen Diözesen an einem für das Gesamtkapitel bequemen, geeigneten Orte in einfachster Weise ein ländliches Gustav-Adolf-Jahresfest feierten, ähnlich wie unsre bayrischen Gemeinden jetzt schon ihre Distriktsmissionsfeste feiern? Hierdurch würde der Gustav-Adolf-Verein bald populär werden. Und welch reges Leben könnten die einzelnen Zweig- und Frauenvereine entfalten, während von einem solchen jetzt eigentlich noch gar keine Rede ist. Anderwärts zeichnen sich die Frauenvereine durch Auffindung immer neuer Mittel und Wege aus, ihre Einnahme zu mehren. Sie fertigen Kleidungsstücke und Wäsche für die Konfirmandenanstalten an, sie stellen auf die mannichfachste Art ihre fleißigen Hände in den Dienst der Gustav-Adolf-Sache. Die Zweigvereine aber erhalten durch Vorträge, die sie veranstalten, durch Familienabende, die eine mächtige Zugkraft bilden, das Interesse für den Verein lebendig und tragen es in weitere Kreise. So anderwärts in deutschen Landen, und so könnte es auch bei uns sein. O daß auch von unsern bayrischen Zweigvereinen etwas Aehnliches in Bälde sich sagen ließe, wie von den sächsischen Zweigvereinen auf dem Jahresfeste 1894, wo es von ihnen hieß: „In allen Zweigvereinen herrscht reges Leben, und der Hauptverein weiß das sehr wohl zu würdigen: wenn die Nebenflüsse und Nebenbäche des Elbstromes nur spärlich fließen, dann geht die Schiffahrt zurück; aber wenn die Wasser reichlich strömen von rechts und links, von Erzgebirge und Lausitz her, und weiter stromabwärts im Niederlande, dann führt der Strom breit und tief seine Wellen zum Meere, und königlich zieht auf seinem Rücken das reich besrachtete Schiff dahin, daß es eine Lust ist, es anzuschauen, und eine Freude, auf ihm Steuermann zu sein." Das rege Leben der Zweigvereine vermißt unser bayrischer Hauptverein fast noch allerwärts.

Hocherfreuliches dagegen wissen immer auch die „Gustav-Adolf-Blätter aus Württemberg" zu berichten. Was und wie sie melden von Juliane Schaber, der Wagnerswitwe aus Unterheinrieth, der eigne Kinder versagt geblieben, die aber immer eine offne Hand gehabt und nach einem anspruchslosen Leben der Basler Mission und dem Gustav-Adolf-Verein je 25000 Mk. vermachen konnte, oder von Friedrich Naschold, Bauinspektor a. D., der, als einziger Knabe neben einem Mädchen 1833 in der katholischen St. Moritzkirche zu Rottenburg a. N. konfirmirt, als fünfundsiebzigjähriger Greis sein Vermögen von fast 30000 Mk. dem württembergischen Gustav-Adolf-Verein hinterließ: „daran werden sie sehen, daß der Naschold gut evangelisch war" — das nebst vielem andern ist überaus rührend und erwecklich zu lesen.

Der Kasselsche Hauptverein hatte auf seiner Jahresversammlung in der alten Universitätsstadt Rinteln zu klagen:

Außer von den Pfarreien in den größern Städten könne nur von sechs Klassen gesagt werden, daß sich die Pfarreien vollzählig an den Sammlungen für den Verein beteiligt hätten. Es seien dies die Klassen Lichtenau, Waldkappel, Ahna, Hersfeld, Schmalkalden und Vöhl. Von der großen Klasse Wolfhagen seien außer Reformationskollekten von Wolfhagen mit Bründerser und Istha Beiträge überhaupt nicht eingegangen. Vermächtnisse zu Gunsten des Vereins hätten im abgelaufnen Rechnungsjahr nicht stattgefunden.

Der anwesende Regierungspräsident Graf Clairon d'Haussonville machte mit Grund den Vorschlag, für die nächste Jahresversammlung einen Ort zu wählen, in dem sich bis jetzt wenig Leben für die Bestrebungen des Vereins gezeigt hätte. Die Frauenvereine zu Eschwege und Obernkirchen sind betrübenderweise eingegangen!

Von einer Anzahl Hauptvereinen, die seit unsrer letzten Berichterstattung ihr fünfzigjähriges Jubelfest begehen konnten, liegen erinnerungsreiche und fesselnde Festschriften vor. So von Weimar, verfaßt von dem rührigen und kundigen Archidiakonus Hans Jacobi, der ebenso wie der Badener Zäringer aus Weinheim und der Rheinländer Terlinden aus Duisburg aus wirklichem Verdienst in den Zentralvorstand gewählt worden, ferner von Koburg, von Kirchenrat Prager, von Gotha, herausgegeben von Pfarrer Oskar Müller.*) Posen hat einen umfassenden „Jubiläumsbericht" erstattet; der schlesische Hauptverein eine stattliche „Denkschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens" veröffentlicht. Auch der ostfriesische Verein hat (am 8. August 1894) seine fünfzigjährige Jubelfeier zu Aurich begangen. Der Vorsitzende erzählte in seinem Berichte, wie der Verein am 2. September 1844 gegründet worden sei. „Mit der ihm eignen gewinnenden Herzlichkeit, zugleich mit aller Bestimmtheit das Recht und die Pflicht unsrer Kirche gegen die unterdrückten Glaubensgenossen betonend, erließ der damalige Generalsuperintendent Hicken seinen Aufruf, der sofort von achtundzwanzig evangelischen Männern aus allen Ständen unterschrieben wurde." Bereits im ersten Jahre hatte der Verein eine Einnahme von 2400 Mk. zu verzeichnen. Die Unterstützung der Schulen in Burlage und Langholt, sodann die Neugründung des eingegangnen Kirchspiels Langeoog waren die ersten Werke der evangelischen Bruderliebe. In den nächsten Jahren gingen die Einnahmen zurück, ja der Bestand des Vereins war zeitweilig in Frage gestellt. Aber „mit feurigem Eifer trat nach dem im Jahre 1858 erfolgten Tode Hickens sein Kollege, Generalsuperintendent Dirksen, ein in die Leitung des Vereins." Er erlebte die Freude, daß die Gattin des Ministers Bacmeister einen ostfriesischen Frauenverein gründete, der durch Sammlung und Verwertung verschiedner Gaben überaus wirksam die Zwecke des Vereins förderte und die Gründung eines evangelischen Kirchspiels Papenburg ins Auge faßte.

Wurde freilich unser zweiter Führer schon im Jahre 1862 aus der streitenden in die triumphirende Kirche abgerufen, so hatte doch unser Werk seinen Fortgang; der ostfriesische Frauenverein legte uns für Papenburg die Summe von 16845 Mk. in die Hände und ermöglichte den Bau einer schönen evangelischen Kirche, die beiden Konfessionen dienen sollte und am 23. Februar 1870 eingeweiht werden konnte. — Auch in die Ferne haben wir nach dem Maße der uns dargereichten Mittel unsre Gaben gesandt. Im Jahre 1850 betrugen sie etwa 800 Mk., stiegen im Jahre 1860 auf 2700 Mk., 1870 auf 2900 Mk., 1880 auf 6500 Mk., 1893 auf 8700 Mk. Dazu kommen die zinslichen Erträge der außerordentlichen Zuwendungen; im Jahre 1871 das Schweersche Vermächtnis zu 5000 Thlr. Gold, 1885 das de Vossche zu 1000 Mk., 1887 das Grünefeldsche zu 10000 Mk., sodaß im abgelaufnen Rechnungsjahre 9600 Mk. zur Verwendung kommen. In den fünfzig Jahren seines Bestehens hat unser Verein über 200000 Mk. an Unterstützungen ausgeteilt.

Den zweiten Teil seines Berichts aber hob der Redner an mit den Worten: „Die Not dauert fort." Hermens

*) Hier heißt es übrigens S. 30: „Der Verein, der sich nicht auf die Stadt Gotha beschränken, sondern über das ganze Land erstrecken will, findet eine namhafte Unterstützung zur Zeit nur aus Waltershausen. In Friedrichroda besteht ein besondrer Frauenverein mit eignen nicht unbeträchtlichen Verfügungen. Die Beteiligung, die anfangs auch aus Cabarz und Tabarz geleistet wurde, ist wieder eingestellt. Seit 1886 findet auch ein Vertrieb von Gustav-Adolf-Vereinslitteratur, besonders der »Hefte für Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins« (das Stück zu 10 Pfge.), bei den Hauptversammlungen und bei den Bezirksfesten statt, wovon ein Teil der Einnahmen (von jedem Heft 3 Pfge.) der Vereinskasse zufließt. (Zur Zeit sind diese Hefte durch Herrn Subdiakonus Hubenthal in Gotha zu beziehen.)" In dieser Beziehung kann Weimar berichten, daß der Ueberschuß vom Verkauf kleiner Schriftchen im Vereinsjahr 1894 ungefähr 140 Mk. betragen hat.

Die Politik der Türken

Der Botaniker Walter Siehe hat in einem auffallend viel beachteten Artikel die Frage verneint, daß die Armenier um ihres Glaubens willen verfolgt würden, und die Türken zu Ungunsten der Armenier moralisch zu entlasten gesucht.*) Das giebt uns Veranlassung, diese Frage einer allgemeinern Beleuchtung zu unterziehen.

Es ist wohl zugestanden, daß der vordere Orient seit dem Eindringen der türkischen Barbarenhorden in wirtschaftlicher Beziehung stetig gesunken ist. Wir wissen ziemlich genau, wie beispielsweise die Euphrat- und Tigrisländer noch zur Zeit des arabischen Chalifats waren. Es gab damals an dem untern Laufe dieser Flüsse noch reiche Städte; allerdings hat auch die Auffindung des Seewegs nach dem fernen Osten die Bedeutung dieser Ortschaften mächtig beeinträchtigt. Die Türkei ist aber doch daran schuld, daß jene Städte zu elenden Dörfern herabsanken; gerade zur Zeit, da sie ihre größte Macht gegen das

*) Die Fortsetzung jenes Artikels im Deutschen Soldatenhort erweisen die Mitteilungen Siehes immer mehr als Plaudereien eines jungen Gelehrten, der über die Berge Ciliciens nicht hinausgekommen ist. Wir machen daraus dem Verfasser keinen Vorwurf, wohl aber der deutschen Presse, die seine Aufzeichnungen mit Auszeichnung wiedergiebt und die furchtbar schwer wiegenden Enthüllungen des Dr. Lepsius totschweigt. D H

Abendland entfaltete, und die Türken Wien belagerten, begann die Besetzung jener Landstriche durch einwandernde Beduinenhorden aus Arabien. Die türkischen Statthalter haben wohl, besonders auch in unserm Jahrhundert, versucht, die verlornen Posten wieder zu gewinnen, sowie die Bauern, die am Rande der Steppe wohnen, vor den Uebergriffen der Wanderstämme zu schützen und letztere selbst zu fester Ansiedlung zu bewegen. Einige Erfolge sind auch gewiß erreicht worden; wer aber die Geschichte dieser Bestrebungen verfolgt, begreift den Haß und die Mißachtung, die die Beduinen den Türken gegenüber an den Tag legen, vollständig; es ist eine Kette von Betrug und Treulosigkeit, wie die Römer bei der Ausdehnung ihres Reiches es nicht besser verstanden. Die Uneinigkeit der Stämme, die kleinlichen Parteiungen, der Ehrgeiz einzelner Männer, die sich beleidigt oder zurückgesetzt fühlten, waren stets die Hebel, die eingesetzt wurden; wo keine Uneinigkeit bestand, wurde sie hervorgerufen, die Schwachen unterdrückt, die Starken betrogen oder, wenn sie allzu mächtig zu werden drohten, im Stich gelassen und verleugnet. Man erkundige sich in dieser Beziehung nur einmal bei den europäischen Konsuln; diese mußten oft genug vermitteln bei solchen Händeln. Es ist ja wahr, daß es unter den türkischen Statthaltern auch einzelne rechtschaffne Leute, die nicht in erster Linie an die Füllung ihrer Taschen dachten, gab und noch giebt. Aber im Orient ist zwischen förmlicher Bestechung und Annahme von Geschenken die Grenzlinie sehr schwach gezogen. Es gab unter den Statthaltern sogar Enthusiasten: ein solcher war bekanntlich der durch sein späteres Fiasko als Regenerator der Türkei so bekannt gewordne Midhat Pascha, der als Statthalter in Bagdad mit Feuereifer alle möglichen Verbesserungen in Angriff nahm, aber die Fähigkeit und die Macht zu ihrer Durchführung nicht besaß, ein klassisches Beispiel türkischer Halbheit. Ganz dasselbe Spiel wie mit den Beduinen wurde mit verschiednen andern Stämmen getrieben. So unterstützte beispielweise in Syrien die Regierung bald die Drusen, bald die Maroniten ohne Gefühl dafür, daß beide Völker im Grunde gleiche Rechte und Ansprüche hatten. Auch hier kam es bekanntlich zu blutigen Zusammenstößen, die vorauszusehen waren; wurden doch auch hier die europäischen Konsuln häufig genug in den Streit hineingezogen. Das Zeitungsgerücht, daß die sich jetzt im Aufstand befindlichen Drusen sich den Engländern, aber nicht den Türken unterwerfen wollten, kann leicht wahr sein. Ganz dieselbe Politik wurde auch in Armenien befolgt; wenn auch die Kurden nicht offiziell unterstützt wurden, geschah dies doch gelegentlich offiziös. Daß dieses heillose Divide et impera schließlich ein Volk zur Verzweiflung treiben kann, daß in dieser Politik der Kern der armenischen Frage liegt, steht freilich in keinem Bericht; denn das stammt nicht von heute und gestern.

Allerdings ist die Macht der einzelnen Statthalter gegenüber frühern Zeiten einigermaßen eingeschränkt. Die Gleichberechtigung der verschiednen Religionen steht auf dem Papier, faktisch aber ist wenig gethan worden, um dieses Prinzip öffentlich zur Geltung und der muslimischen Bevölkerung zum Bewußtsein zu bringen. So viel Macht besitzt ein Statthalter noch immer, daß er ceteris paribus — und wie weit ist da der Spielraum! — doch den muslimischen Glaubensgenossen vor dem Christen bevorzugen wird. Auch daß eine Anzahl von Armeniern zu hohen Würden erhoben worden sind, thut nichts zur Sache: das Gefühl, zurückgesetzt zu sein, ist bei den orientalischen Christen nun einmal, und zwar nach dem Gesagten nicht ohne Grund, vorhanden.

Zum Widerwärtigsten gehört ohne Zweifel, wenn die Türken nicht zu verhindern verstanden, daß Armenier, während der im Gange befindlichen Hetze, zur Annahme des Islam gezwungen wurden. Gerade dies stempelt diese Verfolgung zum Religionskrieg der schlimmsten Art. Dagegen wären einfach Repressalien zu ergreifen; das wird freilich dem Islam gegenüber kein europäischer Staat, der muslimische Unterthanen hat, wagen, noch darf er es aus moralischen Gründen. Immer aber ist darauf hinzuweisen, daß ohne feste Garantien — und diese können der Natur der Sache nach nur in der Einräumung eines Beaufsichtigungsrechts unabhängiger europäischer

Vertrauensmänner bestehen — die Türkei als Oberherrin über christliche Unterthanen nicht beanspruchen darf weiter zu bestehen. Aus unabhängigen, den Armeniern nicht gewognen Berichterstattungen, wie auch z. B. dem oben erwähnten Artikel Siehes im Deutschen Soldatenhort, geht hervor, daß die Türkei unfähig ist, den Haß und die Blutgier ihrer eignen Soldaten zu hemmen; wie kann ein solcher Staat noch immer so zahlreiche Bewunderer finden? A Socin

---

Freiherr von Stumm und die evangelischen Geistlichen an der Saar

Aus dem Saarthale

Erste Hälfte

1

Bei Beurteilung des Streites zwischen dem Freiherrn von Stumm-Halberg und den evangelischen Geistlichen an der Saar gilt es von vornherein einen leicht möglichen Grundirrtum zu vermeiden. Der Freiherr ist bekanntlich der rabiateste Gegner der christlich-sozialen Partei und aller christlich-sozialen Politik. Da dürfte für manchen, der die Verhältnisse an der Saar nicht näher kennt, die Annahme nicht allzufern liegen, daß sich die Geistlichen als Anhänger der christlich-sozialen Partei zusammengethan hätten, um ein öffentliches Wort zu Gunsten der Partei und christlich-sozialen Politik auszusprechen und damit zugleich den Kampf gegen den Todfeind des christlichen Sozialismus aufzunehmen. Man wird um so eher geneigt sein, dies zu glauben, als thatsächlich die Christlich-Sozialen im Reiche aus dem Streite an der Saar Vorteil ziehen und Vorteil ziehen können. Dennoch wäre nichts verkehrter, als diese Meinung. Die Geistlichen huldigen zwar einem christlich-sozialen Denken, wie es in den bekannten Erlassen Kaiser Wilhelms I. und Wilhelms II. zum Ausdruck gelangt ist, haben auch mancherlei nähere oder entferntere Beziehungen zu den Hauptführern der Christlich-Sozialen, sie haben aber niemals irgendwelche christlich-soziale Politik getrieben im Sinne von Stöcker, Weber und Naumann. Es begreift sich leicht, daß sie darum auch nicht in die Versuchung kommen konnten, geschlossen auf die große politische Bühne Deutschlands zu treten. Wenn dennoch ihr Auftreten politische Kreise aufs höchste interessirte und noch interessirt, so kann das nicht Wunder nehmen bei der Thatsache, daß Freiherr von Stumm gegenwärtig für die innere Politik in Deutschland die Führerrolle übernommen hat. Wir leben in der Aera Stumm.

Daß sich die Geistlichen bei ihrem Vorgehen nicht von christlich-sozialer Politik leiten ließen, geht schon aus dem Umstande hervor, daß der Streit der Geistlichen mit dem Freiherrn von Stumm nur ein Teil einer ganz allgemeinen Bewegung im Saargebiet ist, die sich gegen Stumms System der brutalen Gewalt richtet. Leider müssen wir es uns versagen, in diesem Blatte ausführlich auf diese allgemeine Erhebung gegen Stumm einzugehen. Zum Beweise, daß eine solche besteht, verweisen wir auf die Thatsache, daß in Saarbrücken mehrere Volksversammlungen stattgefunden haben, in denen man einmütig die schärfsten Resolutionen gegen Stumm und das der Saarbevölkerung auferlegte Joch faßte. Wir verweisen ferner zur Bekräftigung unsrer Behauptung auf den sechsten Abschnitt der Broschüre der Geistlichen, und ganz besonders auf die sechs Artikel der Frankfurter Zeitung über „die politischen und wirtschaftlichen Zustände im Saargebiet," welche Artikel nächstens auch in Broschürenform erscheinen sollen. Durch sie wird auch dem blödesten Auge erkennbar werden, daß es hier einmal zu einer allgemeinen Auflehnung gegen Stumm kommen mußte und daß die Auflehnung gerechtfertigt ist. Man kann der politischen Richtung der Frankfurter Zeitung noch so ablehnend gegenüber stehen, das allgemeine Urteil der eingeweihten Kreise geht dahin, daß die Frankfurter Zeitung nach sorgfältig angestellten Untersuchungen die Wahrheit berichtet hat, und daß sie selbst in den Fällen, die sich unsrer Kontrolle entziehen, den Eindruck einer wahrheitsgetreuen Dar-

stellung macht. Es gebührt ihr dafür der Dank aller Freunde der Wahrheit und Rechtlichkeit. Beachtenswert ist, daß die Stummsche „Post“ einen Anlauf gemacht hat, die Artikel der Frankfurter Zeitung zu widerlegen, daß sie aber unter sorgfältiger Vermeidung einer nähern Berücksichtigung des vorgelegten Materials über allgemeine Lobeserhebungen Stumms nicht hinausgekommen ist. Ja, sie stellte schließlich die versuchte Widerlegung ganz ein, und zwar gerade an dem brennendsten Punkte, als es sich für die Post darum handelte, zu den beiden Nummern der Artikelreihe „Sichtbare und unsichtbare Einflüsse Stumms“ und „Ein Kapitel von der Wahrhaftigkeit“ Stellung zu nehmen. Die hiesige Stummsche Zeitung, in weitern Kreisen unter dem vielsagenden Namen „Schleifstein“ bekannt, stammelte in tötlicher Verlegenheit, man könne das Material der Frankfurter Zeitung getrost sich selbst überlassen. Es ist bedauerlich, daß keins von den großen Blättern, die sich zu den besonders königstreu und kirchlich gesinnten zählen, eine ähnliche Untersuchung über die Verhältnisse im „Königreich Stumm“ angestellt hat.

In wiefern die Geistlichen in die allgemeine Bewegung gegen Stumm hineingezogen wurden, und welches Interesse sie bei ihrem Vorgehen vertraten, das wird man klar erkennen, wenn wir jetzt Ursache und Veranlassung zu dem Streit der Geistlichen mit Stumm darstellen.

2

Ursache war, um es gleich kurz zu bezeichnen, der von Tag zu Tag stärker werdende Widerspruch der Geistlichen gegen das von Stumm erfundne und rücksichtslos gehandhabte System der brutalen Gewalt. Ueber dieses System, das in Deutschland als „patriarchalisch“ gefeiert wird, das aber seinem Wesen nach ein despotisches ist, wollen wir zunächst reden.

Unsre heutige Wirtschaftsordnung bringt es mit sich, daß oft viele tausend Menschen von einem einzigen Manne in hohem Grade abhängig sind. Wir wüßten nicht, was vom ethischen und christlichen Standpunkt aus gegen ein solches Verhältnis an sich einzuwenden wäre. Ueber- und Unterordnung muß sein, und wir möchten sogar behaupten, daß wenigstens der deutsche evangelische Christ in gewisser Weise für ein solches Verhältnis voreingenommen sein kann. Hat es doch zu viel Aehnlichkeit mit dem Verhältnis des Vaters zu seinen Familienangehörigen und mit dem Verhältnis des Fürsten zu seinem Volke. Es ist auch gar nicht zu leugnen, daß bei diesem Verhältnis zwischen dem kapitalistischen, großindustriellen Arbeitgeber und seinen Arbeitnehmern sich eine Reihe von ethischen Beziehungen entwickeln können und vielfach auch wirklich entwickeln, die dies Verhältnis dem christlichen Empfinden sehr sympathisch erscheinen lassen. Die Abhängigkeit bildet ein äußerst wirksames Mittel zur Handhabung von Zucht und Ordnung und damit auch zur Gewöhnung an diese beiden in allen menschlichen Verhältnissen so notwendigen Dinge. Wer einen Gott der Ordnung verkündet, wird solches gewiß nicht mit Unlust begrüßen. Autorität und Disziplin können aber noch auf das schönste umkleidet sein mit den Gefühlen der Dankbarkeit und Verehrung, die von den Untergebnen dem Haupte entgegengebracht werden. Das Bewußtsein großer Verantwortlichkeit kann das Haupt zu angestrengter Aufmerksamkeit auf die Lage der Arbeiter veranlassen. Teilnahme und Wohlwollen bis zur thätigen Fürsorge gesteigert wird sich unter Umständen daran anschließen. Kurz, das Verhältnis zwischen dem Arbeitgeber und dem Arbeitnehmer, wie wir es jetzt durchschnittlich in der Großindustrie haben, — wir wollen es der Kürze halber trotz allen zu machenden Einschränkungen fernerhin immer das absolutistische nennen — kann sich zu einem schönen christlichen gestalten. Dann wird das an sich absolutistische System zum patriarchalischen, und zwar durch Verdienst des Industrieherrn. Daß sich in dem System Stumm solche patriarchalischen Züge finden, ist gewiß und soll von uns nicht geleugnet werden. Die Stummsche Presse pflegt dafür zu sorgen, daß sie von der großen Oeffentlichkeit weder übersehen werden, noch in Vergessenheit geraten. Die „Saarabier“ haben freilich daneben auch andre Züge des Systems Stumm kennen gelernt.

Das absolutistische System kann sich nämlich auch zu einem nichts weniger als patriarchalischen entwickeln. Wir wollen nicht davon reden, wie es zum Ausbeutersystem werden kann. Es ist noch ein Drittes möglich, das noch mehr den direkten Gegensatz zum Patriarchalismus bildet. Einem Manne, von dem Tausende und Abertausende materiell abhängig sind, ohne sich dieser Abhängigkeit erwehren zu können, steht eine ungeheure Macht zu Gebote, die er auch in wenig christlichem Sinne gebrauchen kann. Nicht nur die Masse, die direkt von ihm abhängig ist, muß unter Umständen wollen, wie er will, und ginge es auch gegen das Gewissen — mit eben dieser Masse macht er auch wieder indirekt eine große Zahl Andrer ebenso abhängig, die Gewerbetreibenden, die Wirte, Handwerker, Geschäftsleute aller Art, die in ihrem Erwerbe auf die Arbeiter des Industrieherrn angewiesen sind. Auch diese müssen um des lieben Brotes willen unter Umständen die eigne Meinung unterdrücken und dem Gewissen Schweigen gebieten. Denn wird einer von diesen durch den Industrieherrn geboykottet — und dies Verhängnis schwebt an der Saar drohend über dem Haupte eines jeden —, so ist seine Existenz in den meisten Fällen vernichtet. Damit ist es aber noch nicht genug. Auch kommunale Körperschaften sind leicht in volle Abhängigkeit zu bringen (die Wahlen!), ja staatliche und selbst kirchliche Beamte können zu einer Willfährigkeit gebracht werden, die sich von direkter Abhängigkeit kaum unterscheidet. Wie gar Wahlen zum Reichstag und Landtag gemacht werden können, darüber brauchen wir kein Wort zu verlieren. Gebraucht nun ein Industriekönig seine weitreichende, fast absolute Macht in diesem Sinne, gebraucht er sie so, daß durch Schroffheiten Kränkungen verursacht werden, für die eine Genugthuung in keiner Form zu holen ist, daß bestimmte Befehle oder unter der Hand ausgegebne Parolen viele zu einem Handeln gegen die eigne Ueberzeugung führen, daß kommunale Körperschaften nicht dem, was sie für das Beste des Gemeinwohls halten, sondern etwas Anderm nachgehen zu müssen scheinen, daß die Obrigkeit nicht dem Volke, die kirchlichen Vertreter nicht der Kirche zu dienen scheinen, daß Abgeordnete mehr für das heimische System als für ihre eigentlichen Obliegenheiten Sorge zu tragen scheinen, dann ist das absolutistische System zum rücksichtslos despotischen geworden durch Schuld des Industrieherrn. Dann hört für christliches Empfinden alle Sympathie auf.

So nun liegt der Fall in dem Streite der evangelischen Geistlichen an der Saar mit Freiherrn von Stumm.

3

Daß Leute, die vom Freiherrn von Stumm abhängig sind, in welcher Lebensstellung sie sich auch befinden mögen, gezwungen werden, Handlungen zu begehn, die gegen die Stimme ihres Gewissens sind, daß ferner kommunale Körperschaften, Staatsbeamte und Obrigkeiten, soweit sie mit dem Stummschen System zu schaffen haben, eine Willfährigkeit zeigen, die von der großen Menge kaum von Abhängigkeit unterschieden werden kann, braucht uns nach den eingehenden Darlegungen, die die Frankfurter Zeitung gegeben hat, hier nicht weiter zu beschäftigen. Uns geht hier nur an, daß durch das Stummsche System auch eine Vergewaltigung kirchlicher Interessen stattgefunden hat und noch stattfindet. Charakteristisch ist in dieser Hinsicht, was der Freiherr einem Ehrenmann und korrekten Geistlichen, der das Vertrauen einer ganzen Synode genießt, Herrn Superintendenten Zillessen, zu bieten wagt. Sagt er doch, daß er den Superintendenten „auf Seiten einer Koalition“ sähe, „der sich alle destruktiven Elemente angeschlossen haben,“ und daß er ihn, „solange er (Zillessen) sich in einem Lager befinde, das er (Stumm) als ein politisch und sozial in hohem Maße verderbliches bekämpfen werde, auch in diesen Kampf einbeziehen müsse.“ Dabei bestand das ganze Vergehen des Superintendenten darin, daß er pflichtgemäß das Interesse des ihm anvertrauten St. Arnualer Stiftes wahrgenommen hatte und dabei zufällig in Gesellschaft eines Konkurrenten von Stumm und eines Königlichen Land-

rats geraten war. Letzteres „destruktive“ Element mußte denn auch bald genug den Kreis verlassen.

Höchst belehrend über das System Stumm ist ein Fall, den der Reichsbote zum erstenmale öffentlich zur Sprache gebracht hat, und den die Geistlichen aus Schonung in der Broschüre nicht erwähnt haben. Nachdem Stumm auf dem Halberg die Parole „Zusammenschluß aller Ordnungsparteien, kein Streit zwischen den Konfessionen“ ausgegeben hatte, förderten Verwandte und Untergebne Stumms folgendes Unikum zu Tage. Sie schrieben dem Brebacher Pfarrer mittels des Presbyteriums ein Tadelsvotum ins Protokollbuch, weil er am Reformationsfeste davor gewarnt hatte, sich von den Netzen der Ultramontanen umgarnen zu lassen. Unter dem System Stumm werden die Leute an allzu genaue Befolgung einer ausgegebnen Parole gewöhnt.

Ohne die Leidensgeschichte des Neunkircher Evangelischen Wochenblattes und der Evangelischen Arbeitervereine bei Gründung eines Auskunftsbüreaus, die zu den charakteristischsten Partien der Broschüre gehört, hier noch einmal zu rekapituliren, fügen wir noch ein Beispiel aus der allerneuesten Zeit an, das sich den ältern Vorgängen würdig anreiht und darum ebenfalls beweiskräftig ist.

In einem Dorfe, das im Banne des Halbergs liegt, spielten sich folgende Unterredungen ab. Der Pfarrer: Sie wollen auch eine Erklärung unterzeichnen, die sich gegen unsre Broschüre richtet? Der Presbyter: Ja wohl, Herr Pfarrer. Der Pfarrer: Haben Sie unsre Erklärung vom 28. Februar gelesen? Der Presbyter: Nein! Der Pfarrer: Haben Sie unsern Protest gelesen gegen die Aeußerungen Stumms in Neunkirchen? Der Presbyter: Nein! Der Pfarrer: Und Sie unterzeichnen doch? Der Presbyter: Herr Pfarrer, wir müssen. — Eine andre Unterredung. Der Pfarrer: Auch Sie wollen eine Erklärung unterschreiben, die sich gegen die Broschüre richtet? Haben Sie überlegt, ob Sie damit im kirchlichen Interesse handeln, haben Sie überlegt, ob dies im Einklang steht mit Ihrem Gelöbnis als Presbyter? Der Presbyter: Herr Pfarrer, wir müssen. — Wir wollen dahingestellt sein lassen, ob Stumm das selbst angeordnet hat, uns genügt, daß unter dem patriarchalischeu System des Freiherrn von Stumm solche Dinge möglich sind. Indirekt machen wir Stumm voll verantwortlich dafür. Sein Brot verliert eben niemand gern, und Stumm hat die Bevölkerung an den Gedanken gewöhnt, daß man sein Brot verliert, wenn man nicht in allen Stücken für ihn ist.

Was gab nun die Veranlassung dazu, daß der allmählich mit Notwendigkeit gegen das System Stumm sich herausbildende Gegensatz der dortigen Geistlichen für alle Welt sichtbar wurde?

Zur Würdigung der neuesten Dichtung in Deutschland

4

Vaterlands-, Krieg- und Friedenslieder. Da haben wir von Arno Holz das odenartige „Zum 2. September“:

O Tag, an dem in leuchtender Wehr
Noch immer schwarzweißrot
Die deutsche Flagge von Fels zu Meer
Nord-, ost- und westwärts loht:
In Einigkeit verbunden
Durch die heilige Schar, die an dir verblich,
O Tag voll Blut und Wunden,
Wir grüßen dich! Wir grüßen dich!

Den Hymnus von Karl Henkell: „Der Väter wert“.

Schlußvers:

Vom Himmel rauscht gewaltig
Ein wundersames Lied,
Ein Ahnen vielgestaltig
Durch meine Seele zieht.
Wie Adlerschwingen klingt es,
Wie sturmdurchbrauster Wald,
Wie Jubelhymnen singt es:
Was du ersehnt, kommt bald!

Hell schmettern die Fanfaren
Durch Thal und Bergrevier:
Wer will die Treue wahren
Dem deutschen Reichspanier?
Wir heben hoch die Hände
Und kreuzen Schwert mit Schwert:
Nun hat die Schmach ein Ende,
Wir sind der Väter wert!

Da wird in Detlev von Liliencron wieder der alte Soldat lebendig in seinem „Mit Trommeln und Pfeifen:“

Mit Trommeln und Pfeifen bin ich oft marschiert,
Neben Trommeln und Pfeifen hab ich oft präsentirt,
Vor Trommeln und Pfeifen bin ich oft avancirt
In den Feind, hurra!

Schlußvers:

Und Trommeln und Pfeifen, das war mein Klang,
Und Trommeln und Pfeifen, Soldatengesang,
Ihr Trommeln und Pfeifen, mein Leben lang
Hoch Kaiser und Heer!

Wer hats hübscher und treffender geschildert als Liliencron: „Die Musik kommt.“ Man siehts und hörts ordentlich:

Und um die Ecke brausend brichts
Wie Tubaton des Weltgerichts,
Voran der Schwellenträger.
. . . . . .
Und dann der Herrn Hauptmann.
. . . . . .
Und dann die Herren Lieutenants.
. . . . . .
Und dann die Grenadiere.
. . . . . .
Und dann die kleinen Mädchen.
. . . . . .
Vorbei ist die Musike.
Klingling, tschingtsching, und Paukenkrach,
Noch aus der Ferne tönt es schwach,
Ganz leise bumbumbumbum tsching,
Zog da ein bunter Schmetterling,
Tschingtsching, bum, um die Ecke?

Dann wieder von ihm das volksliedmäßige*): „Wer weiß wo.“

Auf Blut und Leichen, Schutt und Qualm,
auf roßzerstampften Sommerhalm
Die Sonne schien.
Es sank die Nacht. Die Schlacht ist aus,
und mancher kehrte nicht nach Haus
Nicht von Kollin.
Ein Junker auch, ein Knabe noch,
Der heut das erste Pulver roch,
er mußt dahin.
Wie hoch er auch die Fahne schwang,
Der Tod in seinem Arm ihn zwang,
Er mußt dahin.
Ihm nahe lag ein frommes Buch,
Das stets der Junker bei sich trug
am Degenknauf.
Ein Grenadier von Bevern fand
diesen kleinen, erdbeschmutzten Band
und hob ihn auf.
Und brachte heim mit schnellem Fuß
Dem Vater diesen letzten Gruß,
Der klang nicht froh.
Es schrieb hinein die Zitterhand:
„Kollin. Mein Sohn verscharrt im Sand,
wer weiß wo.“
Und der gesungen dieses Lied,
und der es liest, im Leben zieht
noch frisch und froh.
Doch einst bin ich und bist auch du
verscharrt im Sand, in ewiger Ruh
wer weiß wo.

Welch flottes Reitertempo bei Karl Bleibtreu:**)

Frisch auf, mein Rößlein, du flinkes! Die Morgennebel verziehn.
Wir müssen noch in die Weite zur lustigen Siegesfreite in leichtem Trab dahin.
Frisch auf, mein Degen, du blanker! Die Sonne scheint blutig rot.
Wir müssen noch Feindesleichen aufprägen das letzte Zeichen, dein Siegel, bleicher Tod. U. s. w.

Nicht zu vergessen des, der es verdiente, allgemein gekannt zu sein vor Andern, weil bei ihm kaum Häßliches und Abstoßendes mit unterläuft, des Dichters von „Wotans Heer,“***) einer Märe aus dem Odenwald, die ich nur empfehlen kann, des germanischen Hünen, Dichters, Malers, Forstmanns und Obersten a. D. Heinrich von Reder, der in seinem Lyrischen Skizzenbuch†) leider, weil er so wenig Anerkennung findet, menschlich genommen Grund hat zu dem etwas grimmen Humor:

*) Adjutantenritte. Leipzig, W. Friedrich.
**) Moderner Musenalmanach 1893. München, Dr. E. Albert u. Co.
***) Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.
†) München, Dr. E. Albert u. Co.

Längst hängt an meiner Zimmerwand
Der Kneipe Büffelhorn,
dann hing den Säbel ich dazu,
vom Stiefel geschnallt, den Sporn.
Bald folgte auch die Doppelbüchs,
Der Rucksack fleckig vom Blut,
Palett und Leier, bestaubt, verstimmt,
bedeckt mit Wotans Hut.
Als die Trophä nun fertig war,
recht hübsch zusammengedrängt,
da hätt ich fast als letztes Stück
mich selbst dazu gehängt!

Von ihm haben wir prächtige Soldatenbilder. Z. B. „General Seydlitz“:

Bei Roßbach glaubte Prinz Soubise
Den Rückzug zu verlegen,
Da nahm der König eine Prise
und zog ihm stracks entgegen.
Der Seydlitz ritt geschwind voraus
Mit dreißig acht Schwadronen,
vom Juanshügel zu dem Strauß
schon krachten die Kanonen.
Doch Seydlitz kennt den Rummel,
Noch raucht er aus dem Stummel
Tobak, Tobak, Tobak.

Als Seydlitz den Augenblick des Angriffs für gekommen hält, wirft er seinen Stummel unter die Feinde, daß ihn seine Schwadronen ihm wiederholen sollen.

Wie Wetter fahren wir hinein
und reiten alles nieder.
Pardon, Pardon! die Musjö schrein,
zerschmettert sind die Glieder.
Der König warf die Infantrie
dieweil ins Moor hinunter,
im tiefen Schlamm bis an die Knie
blieb stecken der ganze Plunder.
Der Seydlitz kennt den Rummel,
Raucht wieder aus den Stummel
Tobak, Tobak, Tobak.

Derartige Lieder voller Ursprünglichkeit haben wir mehrere von ihm. Eine Spezialität von v. Reder sind seine kecken Landsknechtlieder, z. B.

Die frummen Landsknecht sind wir genannt,
Das macht uns weder Schimpf noch Schand,
Dieweil wir sind die Herren.
Dazu hat uns der Spieß gemacht
Auf freiem Feld in blutger Schlacht,
allorten nah und fern.
Die Trummen schlägt um
mit Pummerlein pum!
Der Bauer hat im Stall ein Schwein,
wir stecken unsern Spieß hinein
und schlucken Schöps dazu.
Und hat er weiters noch ein Kalb,
so gilt für uns das anderthalb,
wir nehmen zum Kalb die Kuh.
Mit Pummerlein pum,
wart, Bauer, ich kumm.

Wir sehen, Mannichfaltigkeit kann man der „Moderne“ in lyricis nicht absprechen. H F

Verschiedenes

(Konsistorialpräsident Stolzmann) Ich bin dem Herrn Konsistorialpräsidenten Dr. Stolzmann in Breslau eine Erklärung schuldig. Keinerlei direkte oder indirekte, private oder offiziöse Veranlassung treibt mich dazu; auch weiß ich nicht, ob der Herr Konsistorialpräsident irgend Wert darauf legt. Aber in meine Behandlung des Falles Ziegler haben sich einige Worte eingeschlichen, die mehr persönlich als sachlich waren, und die ich nicht so verantworten kann, wie ich gern möchte, weil ich doch niemandem ins Herz sehe. Ich meine Worte, die in Nr. 27, Sp. 647 geschrieben stehn. Für alles, was ich später, besonders in Nr. 28 gesagt habe, stehe ich durchaus ein. Aber was ich in Nr. 27 geschrieben habe, ist zu sehr nur die Wiedergabe des ersten persönlichen Eindrucks, den ich von der Sache hatte. Ich kenne Herrn Stolzmann nicht und bin nicht in der Lage, über ihn ein Urteil zu haben. Ich weiß nicht, inwieweit er selbst für das beliebte Verfahren verantwortlich ist, inwieweit die andern Glieder des Konsistoriums. Insbesondre wäre es Sache des Generalsuperintendenten, seine Geistlichen gegen Schädigung durch den Büreaukratismus zu schützen. Wir bekämpfen das büreaukratische System in seiner Anwendung auf die kirchlichen Dinge. Wir bekämpfen es am schlesischen Konsistorium, weil es dort am grellsten gehandhabt wird. Die andauernde Bedrängung des Pfarrers Klein in Reinerz nach seinem bekannten „Fall,“ die wir aktenmäßig verfolgt haben, hat uns hiervon mehr als genug überzeugt. Die Erinnerung an die Lektüre jener Aktenstücke hat uns besonders den Affekt eingeflößt, mit der wir alsbald an die Zieglersche Sache herangetreten sind. Der neueste Vorgang in Görlitz ist ein ebenbürtiges Glied in der Kette von konsistorialen Maßregeln, gegen die wir protestiren müssen. Das Breslauer Konsistorium glaubt auf dem Verwaltungswege die großen innerkirchlichen Schwierigkeiten lösen, d. h. durch ein rücksichtsloses Regiment Frieden schaffen zu können. Diesen verderblichen Irrtum bekämpfen wir. Aber die persönliche Beschuldigung nehme ich zurück, weil ich sie vor meinem Gewissen nicht verantworten kann. R

(Neues vom Breslauer Konsistorium aus Görlitz) Das Breslauer Konsistorium — ja, ich glaube wohl, daß viele unsrer Leser nervös werden, wenn sie diese Ueberschrift lesen; aber ist es unsre Schuld, wenn die hohe Behörde immer und immer wieder ihre Ehre darin sucht, von sich reden zu machen? Also das Breslauer Konsistorium, das durch sein brüskes Vorgehen gegen Pastor Ziegler in der Hauptstadt des Regierungsbezirks Liegnitz den kirchlichen Frieden gestört hat, hat nun auch in der größten Stadt dieses Bezirks, in Görlitz, einen kirchlichen Zwist erregt. Die Nichtbestätigung evangelischer Geistlichen, die anderswo ihres Amtes in Segen walten, für ein neues Amt ist leider heutzutage ein so häufiges Vorkommnis, und ein richtiges Urteil darüber in der Regel so schwer zu gewinnen, daß wir davon keine Notiz zu nehmen pflegen; aber das neueste Vorgehen des Breslauer Konsistoriums in Görlitz ist für die einseitige und schroffe Art der Behandlung zarter Fragen so bezeichnend, daß wir doch glauben, ein paar Worte darüber sagen zu müssen. Der Thatbestand ist folgender.

Der Magistrat von Görlitz, dem man eine aufrichtig wohlwollende Förderung der kirchlichen Verhältnisse nachrühmen darf, hat als Patron im Frühjahr den Diakonus Franke aus Bernstadt in ein vakantes Diakonat in Görlitz gewählt. Franke ist in Schlesien durch eine ausgeprägte Zuneigung zur liberalen Theologie bekannt, gilt aber zugleich für einen sehr strebsamen und arbeitsfreudigen Mann, der in seiner bisherigen Gemeinde unter allgemeiner Anerkennung gewirkt hat, soweit nicht seine auch politisch-liberale Gesinnung ihm in agrarisch-konservativen Kreisen hinderlich gewesen ist. Er hat am Sonntag Lätare über die Speisung der Fünftausend seine Probepredigt gehalten, darin das Wunder auf sich beruhen lassen und die nachfolgende Deutung Jesu selbst (Ich bin das Brot des Lebens) in den Mittelpunkt gerückt. In seiner Präsentationspredigt an einem der Sonntage vor Pfingsten über einen Text aus Jesu Abschiedsreden bei Johannes soll er nach der Meinung etlicher Hörer das Zeugnis Jesu und das des heiligen Geistes nicht klar unterschieden haben. Dies und die Zurückstellung des sinnenfälligen Wunders in der ersten Predigt hat nun einigen in Görlitz ansässigen emeritirten Pastoren die Unterlage zu einem Protest gegen Frankes Wahl wegen falscher Lehre geboten. Unterschrieben war der Protest von 70 bis 80 Namen, von denen nur die Hälfte männlich waren; die andern rühren von Frauen her, meist ohne irgend welche Angabe des Standes. Es sollen mehrere Dienstmädchen und Näherinnen darunter sein, auch solche, deren Trägerinnen die Predigt gar nicht gehört und im besten Falle nach den Stenogrammen, die man hat herstellen lassen, geurteilt haben. Nach ziemlich langer Frist hat das Konsistorium nun den Bescheid gegeben, daß es aus den Konzepten der Predigten die Ueberzeugung gewonnen habe, Franke predige das Wort Gottes nicht lauter und rein, und deshalb seine Wahl zu bestätigen nicht in der Lage sei. Darüber herrscht nun in Görlitz große Erregung. Man fragt erstaunt, warum das Konsistorium sich nicht vor seiner Entscheidung an den Patron und die Gemeindekörperschaften gewandt und gefragt habe, welcher Art der Eindruck der beiden Predigten gewesen sei. Man ist entrüstet über die einseitige Parteinahme für den von einer so verschwindenden und noch dazu anfechtbaren Minorität ausgegangnen Protest. Man fürchtet, daß auf solche Weise den städtischen und kirchlichen Körperschaften die Ausübung ihres Wahlrechtes einfach unmöglich gemacht werden könnte. Natürlich beruhigen sich weder der Gewählte noch die Görlitzer bei dieser Entscheidung. Nachdem die kirchlichen Körperschaften am 6. August mit 30 gegen 3 Stimmen ihr Votum dahin abgegeben haben, daß die Predigten des Gewählten weder bei den berufenen Vertretern noch bei dem größten Teil der Gemeinde Anstoß erregt hätten, hat sich der Patron mit einer ausführlichen Beschwerdeschrift an den Oberkirchenrat gewandt, der erst vor kurzem zur Genugthuung der Görlitzer nicht den vom Konsistorium bestellten Superintendenturverweser, sondern den vom Magistrat gewünschten Pastor primarius von Görlitz in die Superintendentur der Diözese Görlitz I berufen hat. Man hofft nun auch im vorliegenden Falle von der Gerechtigkeit und Billigkeit des Oberkirchenrats, daß er gegen das Konsistorium die Wahl des Diakonus Franke bestätigen werde.

Diese Beschwerdeschrift ist das erfreulichste Kapitel in der so traurigen Sache, deren einziger Erfolg sein wird, die ordnungsmäßige geistliche Versorgung der großen Stadtgemeinde aufzuhalten und weiten Kreisen der Bürgerschaft Teilnahme am kirchlichen Leben zu verleiden. Sie ist energisch in der Form, männlich im Ton und bewegt sich nicht sowohl auf dem Boden des Rechts als dem der kirchlichen Interessen. Es heißt darin: „. . . Wir haben bisher alle Veranlassung gehabt, uns des regen kirchlichen Sinnes in unsrer evangelischen Gemeinde zu freuen, und haben es für unsre Pflicht gehalten, zu unserm Teile mit dazu beizutragen, daß die leider vielfach in den sogenannten gebildeten Kreisen herrschende Gleichgiltigkeit gegen unsre evangelische Kirche schwindet, daß die Achtung vor ihrem segensreichen Wirken wieder beginnt, und daß die dem deutschen Volke durch die Reformation geschenkten Güter als solche erkannt und gewürdigt werden. Der Hoch

würdige Evangelische Oberkirchenrat wird sich nicht verhehlen, daß gerade unsre Zeit, in der viele schwache evangelische Christen, die dies nur dem Namen nach und ohne jede Tiefe der Ueberzeugung sind, den starren Buchstabenglauben als das geeignetste Mittel kirchlicher Zucht preisen, einer besondern Stärkung evangelischen Bewußtseins bedarf. Das Breslauer Konsistorium scheint aber die Gefahren unsrer evangelischen Kirche nicht zu sehen. Es würde sich sonst bemüht haben, zu der Ueberzeugung hindurchzudringen, daß die Kraft der evangelischen Lehre in dem ernsten Bestreben der Glieder unsrer Kirche, besonders aber der Diener derselben beruht, das Wort Gottes alle Verhältnisse des Lebens durchdringen zu lassen, daß aber dieses Bestreben um so erfolgreicher wirkt, je mehr es von der auf tiefer Ueberzeugung des Glaubens beruhenden Freiheit getragen wird. Der Geist ist es, der lebendig macht."

Sollte nicht am Ende in diesen Sätzen mehr wahre Einsicht in das, was der Kirche der Gegenwart frommt, enthalten sein, als in dem engherzigen Bestreben des Breslauer Konsistoriums, den ihm nicht genehmen Geistlichen das Leben in seinem Amtsbereich zu erschweren und die Gemeinden seine behördliche Macht so empfindlich fühlen zu lassen?

R

(Christlich-soziales Durcheinander) Kein Wunder, wenn Uebel- und Wohlwollende den Eindruck haben, daß im christlich-sozialen Lager jetzt alles drunter und drüber geht. Indessen trifft das genau zugesehen doch nur die alte Stöckersche christlich-soziale Partei, die durch Stöckers kirchlich-soziale Wendung arg ins Gedränge gekommen ist, trifft überhaupt mehr die politische Gestaltung und das Verhältnis der Personen. Wir, die wir uns viel mehr für christliche soziale Gesinnung interessiren als für „christlich-soziale" Parteipolitik, finden, daß die Einmütigkeit sozialen Empfindens in den lebendigen evangelischen Kreisen trotz allem zunimmt, und wir werden uns nur freuen, wenn es den „kirchlich-sozialen" Manifestanten gelingt, dieses Empfinden zu pflegen und zu klären in Kreisen, die sich vom evangelisch-sozialen Kongreß ferngehalten haben. Was die Erweiterung der Naumannschen „Hilfe" zum Tageblatt betrifft, so wollen wir uns dazu erst äußern, wenn das Unternehmen noch einen Schritt vorwärtsgediehen ist; daß unsre Sympathien ganz und gar dabei sind, wird niemand bezweifeln.

R

(Nachwort zu den Verhandlungen über das Märchen in der Kirche) Wenn ein Redakteur solch einen Artikel wie den in Nr. 30 aufnimmt, so weiß er, daß er damit Anstoß giebt, sowohl der nervösen Gläubigkeit als manchem unbefestigten Gemüt. Er ist auch darauf gefaßt, daß allerlei gegnerische Blätter mit halb gewolltem halb ungewolltem Mißverstand über den fetten Bissen herfallen. Gleichwohl ist es für ein Blatt, wie das unsre Pflicht, derlei zu bringen. Einmal muß der Sinn für religiöse Individualität gepflegt und geschult werden. Man soll in der evangelischen Gemeinde lernen, ruhig zu prüfen, wenn einer etwas Ungewöhnliches vorbringt. Man soll verlernen, Konsequenzen aus seinen Worten zu ziehen, die ihm fernliegen, und ungeduldig zu werden, wenn der positive Sinn seiner Meinung nicht gleich in die Augen springt. Leben könnte natürlich auch ein Blatt wie das unsre von solchen Artikeln nicht, aber ab und zu sind sie berechtigt und heilsam.

Wer nun den heutigen Aufsatz unsers verehrten Mitarbeiters gelesen hat, wird ihm mit mir für seine Aussprache dankbar sein. Ich selbst habe seiner Meinung, als ich sie aus dem ersten kleinen Artikel kennen lernte, skeptisch gegenübergestanden. Das heißt, ich habe mir gesagt: ein Mann wie Bonus mag wohl mit Glück und Geschick auch ein Märchen packen und in Predigt oder Kinderlehre verwerten, ich für meine Person wollte aber meinen Fürwitz gern davon lassen, es könnte mir und meiner Gemeinde sonst übel bekommen. Da geschah mirs, daß ich in meiner jüngsten Konfirmandenstunde ganz naiv und unversehens in ein Märchen hineingeriet. Ich sprach mit den Kindern über Luk. 14, 16—24. Ich wies darauf hin, daß die Entschuldigungen der Geladnen gar nicht so schlecht sind: die Wirtschaft ordentlich besorgen, ein eignes Haus gründen u. s. w. Und doch hätten sie Zeit finden sollen, der Einladung zu folgen, hätten sichs einrichten müssen; es war zu wichtig für sie, mit dem Herrn auf gutem Fuße zu stehn. Wie wichtig ihre Geschäfte waren, sie durften darüber das Beste nicht vergessen. Ueber diesem Ausdruck fiel mir das Märchen ein von dem Manne, dem die Wunderblume den Schatz im Berge aufschließt, aber er läßt die Blume im Berge liegen der warnenden Stimme zum Trotz: Vergieß das Beste nicht! Ich bin dem Märchen dankbar, das mir half, eine unermeßlich wichtige Wahrheit dem Kinderverständnis lebendiger zu machen, als in dieser Gedankenrichtung selbst das Gleichnis des Herrn es vermochte.

Ueber die Absicht des Bonusschen Artikels wird nun wohl kein Zweifel mehr möglich sein; wer dazu ein weisendes und förderndes Wort noch zu sagen hat, dem werden wir alle gern zuhören.

R

(Eine Probe praktischer Kritik am Alten Testament) Vor kurzem ist in dem bekannten Macmillanschen Verlage in London der erste Teil eines Buches erschienen, das Beachtung verdient: Die Bibel für den Hausgebrauch, herausgegeben mit Erklärungen und Bemerkungen, für den Gebrauch üdischer Eltern und Kinder bearbeitet von C. G. Montefiore. Die Christian World (Nr. 2055) berichtet darüber Folgendes:

„In seiner Vorrede erklärt Mr. Montefiore, daß er die Arbeit »ursprünglich unter dem Drucke der Notwendigkeit, etwas für die biblische Unterweisung seines eignen Knaben zu thun, in Angriff genommen habe.« Er befand sich hier genau in der Lage einer großen Zahl gebildeter christlichen Eltern gegenüber den alten Traditionen und dem neuen Wissen. Wenn er die große geistige Erbschaft des hebräischen Schrifttums in die Hand von Kindern legen will, so fühlt er es als unabweisliches Pflichtgebot, daß sie auch die Wahrheit über den sehr verschiednen historischen und sittlichen Wert der Schriften erfahren müssen. Einige Stücke des Alten Testaments läßt er darum überhaupt aus. »Josua und Richter (ausgenommen die Geschichte von Simson) sind ganz ausgefallen; Erzählungen von Blutvergießen und Mordthaten, die nicht durch sittliche Belehrung gesühnt werden, die aber nur zu oft in einen pseudoreligiösen Rahmen gestellt werden, sind sehr unpassend in einer Bibel für den Hausgebrauch.« Die ersten Kapitel der Genesis, die am Ende des Bandes angefügt sind, werden durch eine sorgfältige und offne Ausführung über ihren Wert und ihre Bedeutung eingeleitet. Der Gedanke, daß das Judentum als ein System von Priestern und Opfern je wiederhergestellt werden könnte (nach der wunderbaren Auffassung unsrer modernen Millennarier), findet bei diesem klarblickenden und geistig-interessirten jüdischen Schriftsteller keine Unterstützung. Ueber Opfer schreibt er Folgendes:

»Mit der Zeit kamen die größten und besten Männer unter den Juden zu der Einsicht, daß Gebet und Dank eine viel bessere und reinere Art der Gottesverehrung sei als Spenden und Opfer. Aber es dauerte sehr lange, bis alle ebenso dachten. ..... Obwohl die Juden zuerst sehr betrübt waren, daß der großartige Tempel zerstört war, kamen sie doch allmählich zu der Einsicht, daß seine Zerstörung Gottes Wille war, der ihnen auf diese Weise half, die Opfer aufzugeben und klar zu erkennen, daß der einzige Gottesdienst, an dem Gott etwas liegt, die Darbringung des eignen Selbst — die Selbsthingabe —, und daß die einzige Verehrung, die seiner würdig ist, Gebet oder Dank ist.«

Ueber die Stellung und Zukunft der Juden findet sich folgende bezeichnende Stelle in einem Kommentar zu einer Weissagung des Jeremia über die Rückkehr aus der Gefangenschaft:

»Heute sind unsre Hoffnungen und Gedanken andrer Art. Auch wir wissen, daß das Reich Israels und seine Bewohner für immer verschwunden sind. Unsre Auffassung von Gottes Vergebung und Wohlgefallen ist nicht mehr die eines Jeremias. . . . Denn die Juden sind etwas Höheres und Größeres als eine Nation. Sie sind eine religiöse Brudergemeinschaft, die zusammen- und sich gesondert hält nicht um politischer und nationaler, sondern um religiöser und geistiger Ziele willen. Und wir denken an die Juden weniger in Beziehung zu ihnen selbst, als in Beziehung zur Welt. Unser höchster Begriff von Wohlergehen für ein Individuum ist nicht bloß, daß der Einzelne selbst glücklich sein soll, sondern daß er andre glücklich mache, soweit nur irgend seine eignen Kräfte reichen. So ist denn auch unser höchster Gedanke von dem Wohlergehen der Juden nicht bloß, daß sie selbst »glücklich« sein sollen, sondern daß sie die allmähliche Erfüllung der alten Hoffnung fördern und bezeugen sollen: In dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden. . . .«

Auf diesen ersten Band, der mit der Geschichte Abrahams beginnt und mit dem zweiten Besuche Nehemias in Jerusalem schließt, soll ein zweiter mit Auszügen aus den Psalmen, den Sprüchen und andern Büchern folgen, der die Geschichte bis zur Makkabäischen Periode hinabführt.

Was den christlichen Leser am meisten verwundern muß — so schließt der Korrespondent der Christian World — ist dies, daß ein Mann wie Montefiore nicht sieht, daß die jüdische Religion im Neuen Testament den Höhepunkt ihrer Gewalt und Schönheit erreicht hat". P J

(Die Wahrheit über Armenien) Von den erschütternden Artikeln des Dr. Lepsius sind im Reichsboten bisher folgende sechs erschienen: Nr. 188: Trockene Zahlen; 191: Etwas für starke Nerven; 194: Religionsfreiheit im türkischen Reich; 196: Die Inszenirung der Massacres durch die Zivil- und Militärbehörden; 197: Die türkische Lügenfabrik; 198: Wer ist der Schuldige?

R

(Geschichtliches und Geographisches über Armenien) Armenien. Beitrag zur Kenntnis der Geschichte, der kirchlichen und äußern Verhältnisse des Landes. Von Spanuth-Pölde. Zeitfragen des christlichen Volkslebens, Heft 155. Band XXI, Heft 3. Stuttgart 1896.

Die vorliegende Broschüre soll — was entschieden zeitgemäß ist — in weitern Kreisen für Land und Volk der Armenier Interesse erwecken. So knapp sie gehalten ist, erfüllt sie diesen Zweck, besonders was geschichtliche und geographische Angaben betrifft; mit einzelnen Anschauungen sind wir nicht einverstanden; so z. B. kann Armenien nicht als Völkerwiege betrachtet werden. Im ganzen freilich scheint uns der Verfasser den Kulturzustand der heutigen Armenier, besonders auch was Kirche und Schule betrifft, zu unterschätzen. S. 25 wirft er ihnen vor, daß „kein Volk es in der Kasteiung des Körpers so weit gebracht habe, als das armenische, — und daß damit der ausgeprägteste geistliche Hochmut Hand in Hand gehe." Es ist ja durchaus nicht in Abrede zu stellen, daß das Ritual im Gottesdienst der orientalischen Christen die Hauptrolle spielt, gerade so wie bei Muslimen und Juden; ebensowenig ist zu leugnen, daß der orientalische Christ, der die Pilgerfahrt nach Jerusalem gemacht hat, in der Regel dadurch Ablaß für alle Sünden meint erworben zu haben. In Betreff der Frage des religiösen Fortschritts erinnere ich mich eines Gesprächs, das ich einst mit einem der gebildetsten Missionare, den ich im Orient traf, mit dem Vorstand des Dominikanerklosters in Mosul führte. Er setzte mir auseinander, wie ein solcher Fortschritt nur langsam auf dem Wege der Erziehung des eingebornen Klerus zu erreichen sei. Gerade in dieser Beziehung aber sind bei den Armeniern in der That Fortschritte gemacht worden. Schon nach dem, was wir von einer Reihe von Archimandriten, die als künftige Lehrer der Schule von Etschmiadzin häufig an deutsche Universitäten geschickt werden, erfahren

haben, kann heute nicht mehr behauptet werden (S. 26), „daß der Unterricht daselbst sich auf ein mechanisches Auswendiglernen und gedankenloses Hersagen von Gebeten und Bibelstellen beschränke.“ Jedenfalls ist bei den Armeniern das Bestreben vorhanden, den künftigen Geistlichen eine bessere Bildung zu geben, und andrerseits zeigen die Armenier auch lobenswerten Trieb, zu lernen. Man vergesse nur nicht, daß wir an armenische Geistliche nicht die Ansprüche machen dürfen, wie an protestantische, auf unsern Gymnasien und Universitäten erzogne, sondern daß wir sie mit dem Klerus andrer orientalischer Kirchen zu vergleichen haben; was wir beispielsweise von jakobitischen und nestorianischen Geistlichen kennen lernten, spricht sehr zu Gunsten der armenischen. Auch hat man nicht außer Acht zu lassen, wie sehr gerade von Seiten der armenischen Kirche darauf gesehen wird, daß jedes armenische Kind wenigstens lesen und schreiben lernt.

Auf die widersprechenden Meinungen über den sittlichen Charakter der Armenier, welche Fragen S. 34 ff. gestreift werden, wollen wir hier schon deswegen nicht eingehen, weil wir der Ansicht sind, daß derartige Urteile überhaupt in der Regel auf schlecht angebrachten Verallgemeinerungen beruhen. Jedenfalls hat der Gegensatz zwischen Reich und Arm, zwischen Genußsucht und Genügsamkeit im Orient noch nicht so weit geführt, daß sozialistische Ideen — wir meinen im schlimmen Sinne — Platz gegriffen hätten. Auch giebt der Verfasser der Broschüre selber zu, daß gerade die in den ärmlichen Verhältnissen ihrer Heimat lebenden Armenier sich manche Tugenden des Charakters: Einfachheit, Genügsamkeit, Gastfreiheit und dergleichen erhalten haben. Um so auffallender ist es, wie auch er das Durchschnittsurteil unsrer Zeitungen wiederholt (S. 47), daß die gegenwärtigen Unruhen, „wie es fast scheint,“ von den Armeniern selbst hervorgerufen seien. Andrerseits wird betont, daß die Türken unfähig seien, in Armenien geordnete Verhältnisse herbeizuführen, und daß die Großmächte ihre Macht nicht anwenden wollen oder können. Es wird am Platze sein, auch hier mit einem abschließenden Urteil möglichst zurückzuhalten; jedenfalls verdienen die Armenier nicht, daß ein solcher Vernichtungskampf — mit Hilfe der Kurden; man vergleiche den Bericht über die Greuel von Wan in Nr. 226 der Frankfurter Zeitung — gegen sie geführt wird, wie wir ihn in unsrer Zeit — zur Schande der Politik der europäischen Mächte — erleben. A Socin

(Palästinareisen) 1. Dr. Bornemann, Erlebtes und Gelerntes. Hamburg, Herold, 1896. 55 S. 1,50 Mk. Bornemanns Werkchen zerfällt in drei Teile, überschrieben: „Griechische Fahrten,“ „Drei Sonntage in Palästina,“ „Vom Tode fürs Vaterland.“ Im zweiten Teile, der die Seiten 25—40 umfaßt, führt uns der Verfasser am Sonntag Invocavit auf den judäischen Lug-ins-Land, auf Mizpa Samuel, an Reminiscere zieht er auf den Oelberg nach Bethanien, Oculi bringt er in Kapernaum und Umgebung zu. Bornemanns gewandte Darstellung, die geschickt die große Gefahr allzu breiter Betrachtung biblischer Begebenheiten vermeidet, dagegen der geographischen Schilderung und persönlichen Reiseerlebnissen in ansprechender Weise Rechnung trägt, ist ganz dazu angethan, uns das Land der Bibel anschaulich vor Augen zu führen. Wir würden gern noch mehr davon lesen, was Bornemann „auf biblischen Pfaden“ erlebt hat.

2. Dr. Keßler, Sanitätsrat, Eine Orientreise. Saarbrücken, Hofer, 1896. 70 S. Seitdem Stangen, Cook, Gaze, Riske und andre Reiseunternehmer es so leicht gemacht haben, die Stätten des heiligen Landes zu besuchen, haben viele einen „Kreuzzug“ unternommen, bei denen nicht in vorderster Linie ein religiöses Bedürfnis oder der wissenschaftliche Beruf bestimmend war. Die Reisebeschreibungen solcher „Touristen“ dürfen gerade in Laienkreisen auf besondre Beachtung rechnen, denen es vornehmlich auf Kenntnis der Oertlichkeiten und einige Reiseabenteuer ankommt. Wer unter solchen Voraussetzungen zu dem Büchlein des Sanitätsrates Keßler greift, wird sich genußreiche Stunden verschaffen. Für manchen Leser werden auch die zahlreich vorhandnen, durchweg recht gelungnen Lichtbilder eine willkommne Beigabe sein. — Die Reise im heiligen Lande erstreckt sich auf Jaffa-Sarona, Jerusalem, Bethlehem und die Jordanaue. Ein zweiter Teil des Büchleins behandelt Keßlers Aufenthalt in Aegypten. H Koch

Quittung

Für Armenien (die mit * versehenen Gaben insbesondre für die armenischen Waisen): 58 Mk. aus der Gemeinde Offeln in Waldeck*; 31 durch H Sch Uelzen; 24 aus der Gemeinde Stallupönen; 14,10 gesammelt von den Konfirmanden der Parochie Eichberg in Posen*; 6 aus der Gemeinde Margonin; 5,50 aus der Pfarrei Engelrod; 3 aus der Gemeinde Travemünde*.

Für Klein-Namaland: 33 Mk. von teilnehmenden Landleuten besonders aus Stundenkreisen in Neuweiler in Württemberg.

Für das erste Irrenhaus im Orient (Beirut): 20 Mk. von C St, Frankfurt a. M.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 35 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt
in Frankfurt a. M. und den benachbarten Gebieten

treffen sich bis auf weiteres **an jedem ersten Montag im Monat nachmittags 5—7 Uhr** in Frankfurt a. M., **Rosenau**, Reuterweg 8. Auch Frauen sind willkommen. 6. September: Ueber David Friedrich Strauß.

Einladung
an die Freunde der Christlichen Welt nach Eisenach
zum 5. und 6. Oktober

Montag, den 5., nachmittags 3 Uhr: Professor D. Kaftan über das Verhältnis des evangelischen Glaubens zur Logoslehre. Besprechung.

Dienstag, den 6., vormittags 9 Uhr: Professor D. Harnack zur gegenwärtigen Lage des Protestantismus. Besprechung.

Jeder, der in freundschaftlicher Absicht kommt, ist willkommen. Vorherige Anmeldung bei dem Herausgeber der Christlichen Welt ist erwünscht. Näheres über den Saal, in dem die Verhandlungen stattfinden, wird noch bekannt gemacht. Einladung geschieht nur durch diese Anzeige.

Cand. pro lic. conc. sucht zum Oktober Stellung als **Prädikant** oder **Lehrer**. Offerten unter **E R 6** an die Expedition d. Bl. erbeten.

1000 M. Pfarramtskandidat bittet gütige Menschen um Darlehn von insgesamt 1000 Mk. zu 3½ % zum einj.-freiw. Dienst. Examina gut bestanden; Zeugnisse, Empfehl. zu Gebote; Geldsendungen an pastor loci; gute Bürgschaft. Frdl. Off. sub: **C. theol. 1000** an d. Exped. d. Ztg.

Cand. theol., im Umgang mit Kindern geschickt, sucht Michaeli Stellung als **Haus-** oder **Institutslehrer**. Werte Offerten unter **S W 107** postlagernd Meißen erbeten.

Junge Mädchen finden Ausbildg. i. Haushalt, i. Sprachen, Litteratur u. Handarbeit. Zimmer für **Erholungsbedürftige.** Schöne Gegend, gesunde Lage.
Frau verw. Oberpfarrer **Naumann**, geb. Ahlfeld, und Töchter **Schwarzenberg** i. Erzgeb. (K. Sachsen)

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph
in Giessen **Nr. 162.**

Pfarrervereinstag in Braunschweig

Von Mittag den 8. September an wird im Hotel „Kaiserhof“ (am Bahnhof) ein Büreau eingerichtet sein zur Eintragung in die Präsenzliste, Entnahme der Festkarte (1 Mk.) und Ordnung der Wohnungsangelegenheiten. Etwaige vorherige Anfragen beantwortet:
Pastor **Schulze**, Maschstraße 36, Braunschweig.

Vorkursus: October. Bauhandwerker, sowie Reifeprüfung vor Staatsprüfungs-Commiss. **Anhalt. Bauschule Zerbst.** Wintersem.: 4. Novembr. **Fachschule für Eisenbahn-, Strassen- u. Wasserbautechniker.** Kostenfreie Auskunft durch die Direction.

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1481. Vierteljährlich 1,50 Mark

Nr. 34: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Zum Andenken D. Kögels; Der Erfolg der Einführung der erneuerten Agende in Altpreußen; Ueber die Einweihung der Willibrordikirche in Wesel; Die Wirren in der christlich-sozialen Partei — Gustav-Adolf-Verein. Diaspora: Die 49. Hauptversammlung des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung; Aus den Hauptvereinen; Deutsche Seemannsmission in Genua; Der deutsche evangelische Verein zu Amsterdam — Römische Kirche: Römisches Liebeswerben und seine Erfolge; Katholische Missionen in den deutschen Schutzgebieten; Ueber des Fürsten Bismarck Anteil am Kulturkampf — Verschiedenes: Ueber „Bedeutung und Zukunft des Altkatholizismus“; Die Ehe mit der Schwester der verstorbnen Gattin; Der Bonner Ferienkursus; Letzte Nachricht

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Hefte zur Christlichen Welt

Kürzlich ist erschienen:

Nr. 23. **Bibelwort und Gotteswort.** Von Evangelicus. Prs. 40 Pfg.
Nr. 24. **Die altkirchliche Christologie und der evangelische Heilsglaube.** Von P. Lobstein, Professor der Theologie an der Universität Straßburg. Preis 40 Pfg.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 36 — Leipzig, den 3. September — 1896

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Die List des Fleisches — Zum hundertsten Geburtstag Johann Adam Möhlers — Vom Gustav-Adolf-Verein: 2 — Freiherr von Stumm und die evangelischen Geistlichen an der Saar. Zweite Hälfte — Die Ereignisse in Konstantinopel und das armenische Hilfswerk — Zur Würdigung der neuesten Dichtung in Deutschland: 5 — Verschiedenes: In Freud und Leid; Letztes aus Konstantinopel — Quittung — Anzeigen

Die List des Fleisches

Joh. 4, 16—23

Auf eine doppelte Weise kann man versuchen, in einem Menschenherzen ein nicht vorhandnes Verlangen zu wecken. Man zeigt ihm entweder den Gegenstand, der das Verlangen stillt, in der Erwartung, daß sich an ihm das Bedürfnis erwecke und der Wunsch entzünde. Oder man sucht dem Menschen sein eigenes Innere zu klären, um ihm das in der Tiefe bohrende Verlangen nach jenem Gegenstande zum Bewußtsein zu bringen. Jesus hatte die erste Methode versucht, er hatte dem Weibe lebendiges Wasser geboten, um in ihr den Durst nach Gerechtigkeit zu erwecken. Aber es fehlte ihr an einem Organ, um den Wert der Gabe zu verstehen. Sie hatte keinen Durst. Darum beschritt er den mühsameren Umweg, ihr durch Gedanken Empfindung und Verlangen einzuflößen. Wie unermüdlich er doch ist, das verlorene Schaf aus den Dornen herauszulocken! Er will durchaus durch das Thor des Gewissens zu ihr hinein. Er will ihr ein Feuer heiliger Gewissensangst anzünden, daß ihr der Gaumen ausdorrt und sie nach seinem Wasser lechzt. Heiß konnte es ihr gewiß werden bei seiner Frage nach ihrem Mann. Aber der unermüdlichen Treue des Seelsorgers glaubt sich die Sünde mit ihrer List gewachsen. Nun hat sie ihn verstanden, denn sie lügt. Sie merkt, es geht um ihre Schuld. Und wenn der vor ihr stehende wunderbare Mann auch nicht den Eindruck eines unbarmherzigen Richters macht, wenn ihr auch das Gefühl sagt, sein rätselhaftes Wasser könne ihr eine Erquickung bieten für eine höchst quälende Stimmung, die sie schon empfunden und jetzt wieder empfindet — sie weicht aus. Mit einer jener Halblügen, die die Wahrhaftigkeit mehr als alles andre untergraben, wehrt sie sich gegen das andringende Wort, lockt sie wider den Stachel. Jede solche Lüge ist ein neuer Stein im Weg der Gnade, die Gott nur den Aufrichtigen schenkt. Wer das Verlangen des sündigen Herzens nach Achtung vor Gott mit Lügen zustopft, bei dem ist der innere Bankbruch unvermeidlich.

Und als der Herzenskündiger mit harter Hand sie festhält an ihrem Wort und ihr die Wahrheit in ihrer Lüge schonungslos offenbart, auch da giebt sie sich nimmer gefangen. Da springt die List der Sünde mit gewandtem Sprung von dem Gegenstand ab. Sie bringt die Rede auf ihn. Sie macht ihm ein Kompliment, das halb aus ärgerlicher Verwunderung über seinen Blick, halb aus dem Wunsche stammt, aus der ungemütlichen Lage herauszukommen.

Wie wenig verändert sich doch das Menschenherz! So gern die Leute von sich sprechen, von ihren Vorzügen und ihrem Weh, zur rechten Zeit wissen sie sich allzuedel zu verleugnen und zu vergessen. Zumal die unbehagliche Kritik in einer Predigt wird immer mit Kritik parirt, mit Tadel oder, was noch viel schlauer ist, wie hier, mit Lob. Dann ist man ihr geschickt entschlüpft. Die Predigten sind ja nur scheinbar voll Kritik, in Wirklichkeit bieten sie sich einem hochweisen Publikum zur Kritik dar. Man rechnet eben in dem Prediger auf dieselbe Eitelkeit, die einen selbst bestimmt, mit einem Tadel oder Lob sich seinem Worte zu entziehen. Krankenbetten sind ein unerschöpfliches Gebiet von Belegen für die Gewandtheit auch der Dümmsten und Beladensten, einem ernsten Worte auszuweichen. Bringe einmal die Rede auf Sünde, Gott und Tod, und du wirst in vielen Fällen eine zum Auflachen nichtssagende Bemerkung über den Arzt, die Arznei, das Befinden hören. Im günstigsten Fall ist das eine Abwehr der ins Herz gedrungnen Angel, aber zumeist ein energischer Protest des Fleisches wider den Geist.

Die List des Fleisches hat in den folgenden Worten noch einen überaus typischen Ausdruck gefunden. Sie lenkt ab auf das konfessionelle Gebiet. Das ist für viele ein höchst willkommenes Grenzgebiet zwischen Gottes Reich und Welt, darauf sich Geist und Fleisch gar fröhlich tummeln können. Da kann man im glänzenden Scheine des Geistes all seiner fleischlichen Neigung die Zügel schießen lassen.

Der konfessionelle Eifer ist oft die geistlich aufgeputzte Leidenschaft, eine Methode, fromm zu sein, ohne anders zu werden, also ein willkommner Anlaß, um sich mit Anstand und Ehre der Forderung des Evangeliums nach innerer Erneuerung zu entziehen. Ist nicht der Antisemitismus für viele ein unterwertiges Ersatzchristentum, das sie heilig eifern läßt mit willkommner Befriedigung aller fleischlichen Wildheit?

Und wo das ganze evangelische Christentum im Protestantismus besteht, wie es bei vielen Leuten von Bildung und Besitz ist, ist es da nicht ein Kompromiß zwischen Natur und Geist, der jener von diesem den großen Schein verschafft, aber diesen leer ausgehen läßt? Wie fein schneidet der Herr auch hier dem Weibe den Ausweg ab! In der Zukunft wird der konfessionelle Gegensatz überwunden sein von dem, der höher ist als Jerusalem und der Berg Garizim. Und eine Gemeinde von wahren Anbetern Gottes wird sich bilden. Im Geist beten sie ihn an, sie legen weniger Wert auf die Schranken, die die Menschen von einander trennen, denn Er, der geistige Gott, ist über sie alle erhaben. Sie belügen ihn nicht und sie belügen sich selbst nicht, denn er ist die Wahrheit und sieht durch alle Hüllen. Ihm dient man, wenn man sich seinen Geist mit Wahrheit von ihm füllen läßt. Der erste Schritt dazu ist eine gründliche Absage an die List des Fleisches, so bitter auch die Wahrheit schmeckt, die uns der Geist zu kosten giebt. F Niebergall

Zum hundertsten Geburtstag Johann Adam Möhlers

Am 6. Mai d. J. ist zum hundertsten male der Tag wiedergekehrt, an dem in einem fränkischen Bauernhause zu Igersheim bei Mergentheim im jetzigen Württemberg Johann Adam Möhler geboren wurde. Vor sechzig Jahren kannte jeder kirchlich interessirte gebildete Protestant den Namen dieses ka-

tholischen Kirchenhistorikers. Seine „Symbolik oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten nach ihren öffentlichen Bekenntnisschriften“ (Mainz 1832, 5. Auflage 1838, zwei Monate nach Möhlers Tode erschienen) machte in allen kirchlichen Zeitungen von sich reden. Auf katholischer Seite war man mit Recht stolz auf dies Buch; denn hier hatte der Katholizismus eine Verteidigung gefunden, der auch die protestantische Kritik Gelehrsamkeit und — was mehr war — wissenschaftliche Art nicht absprechen konnte. Auf protestantischer Seite hieß es, Möhler habe den Katholizismus idealisirt, ein gerechtes Verständnis des Protestantismus aber nicht erreicht; die bedeutendsten evangelischen Theologen der Zeit, Ferdinand Christian Baur, Philipp Marheinecke, Karl Immanuel Nitzsch traten mit ausführlichen Gegenschriften gegen den Tübinger Symboliker auf. Heute gehören jene Kämpfe einer längst überholten Vergangenheit an, Möhlers Name ist nur den Theologen noch bekannt. Die Kirchengeschichte aber wird Möhler zu den beachtenswertesten Persönlichkeiten aus der Geschichte der neuern katholischen Kirche rechnen müssen. Sein Name weckt die Erinnerung an die edeln Anfänge der großartigen Erhebung der katholischen Kirche in unserm Jahrhundert, deren unerquickliche Folgen seit einem Menschenalter und länger den Politikern Not machen und das Verhältnis von Protestanten und Katholiken vergällen.

Vor hundert Jahren glaubte man, der Katholizismus gehe seinem Ende entgegen; noch 1816 bis 1823 meinte der berühmte Historiker Barthold Georg Niebuhr als preußischer Gesandter beim Vatikan dem Papsttum die ritterliche Nachgiebigkeit schuldig zu sein, die man auch dem Eigenwilligsten nicht weigert, wenn man weiß, daß seine Tage gezählt sind. Aber wie die evangelischen Kirchen, so hat auch die katholische Kirche in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts ihre Erweckungsperiode gehabt. Aufrichtige Frömmigkeit knüpfte über die Zeit der Aufklärung hinweg wieder an den Glauben der Väter an, ohne das Gute ganz zu verschütten, das die Aufklärungszeit dem Katholizismus gebracht hatte. Die neue katholische Frömmigkeit stand der Bibel, stand evangelischem Denken näher, als es vor der Aufklärung der Fall gewesen war, und soweit man wissenschaftlich arbeitete, zeigte man, daß man von evangelischer Theologie gelernt hatte. Allein wie auf evangelischem Gebiet aus der konfessionell indifferenten Erweckung der Konfessionalismus und die neue Orthodoxie hervorgewachsen sind, so ist auf katholischem Gebiet der Ultramontanismus die entartete Frucht der Erweckung gewesen. Die einzelnen Phasen dieser Entwicklung sind wie scharfe Einschnitte hineingefallen in das Leben des größten Theologen des deutschen Katholizismus unsers Jahrhunderts, in das Leben Döllingers († 1890): er gehörte zu den ideal gerichteten Vertretern (neuer) katholischer Frömmigkeit, ist ein eifriger Ultramontaner geworden und schließlich in Opposition zum vatikanischen Katholizismus gestorben, von den Altkatholiken trotz seiner Zurückhaltung als ihre wissenschaftliche Autorität geehrt, mit vielen Protestanten durch ein Verhältnis aufrichtiger gegenseitiger Achtung verbunden.

Möhler, Döllingers Freund, ist gestorben (12. April 1838), als eben aus dem Erweckungskatholizismus der deutsche Ultramontanismus sich herauszubilden begann. Er lebte, als er 1835 von Tübingen nach München berufen war, in dem Kreise, der bald nachher der Träger der ultramontanen Anregungen in Deutschland wurde; aber ehe das Gefühl des Unbehagens, das er gelegentlich in diesem Kreise empfand, ihn vor die Entscheidung stellen konnte, sich mit fortreißen zu lassen, oder einsame Wege zu gehen, ist er, erst zweiundvierzig Jahre alt, durch ein seliges Sterben der wirren Welt entrückt worden. Darum ists ihm ergangen wie manchen Märtyrern der alten Kirche, die kurz vor einer Spaltung in der Kirche durch ihren Tod der Nachwelt verehrungswürdig wurden: sie blieben Heilige beider Gruppen. So ist Lucian der Märtyrer († 311), der Lehrer des Arius, den Arianern der ehrwürdige Vertreter ihrer christologischen Gedanken geblieben, und die Kirche hat über seinem Tod seine Ketzereien vergessen; so sind die montanistisch-gesinnten Märtyrer der afrikanischen Kirche, die kurz vor dem Bruch mit dem Montanismus starben, hüben wie drüben gepriesen und verehrt. Möhler hat eine begeisterte, vielgerühmte und sehr

überschätzte Monographie über Athanasius geschrieben (1827; 2. Auflage 1844); es würde dem edeln Manne vielleicht weh gethan haben, sich mit Lucian zusammengestellt zu sehen. Seine Athanasianische Orthodoxie soll durch solche Zusammenstellung auch nicht im geringsten angefochten werden; aber etwas ist dran.

Vor anderthalb Jahren hat Professor Friedrich in München, der einst (17. April 1871) mit Döllinger exkommunizirte Münchener Kirchenhistoriker, der seit 1882 auf Drängen der Ultramontanen als Historiker in die philosophische Fakultät versetzt ist, nach Möhlerschen Papieren aus Döllingers Nachlaß einen sehr schätzenswerten Beitrag zur Biographie und zur Würdigung Möhlers herausgegeben (Johann Adam Möhler, der Symboliker von J. Friedrich. München, Beck, 1894. V, 139 S. 2 Mk.); von der Gegenseite hat Alois Knöpfler, der seit 1886 die Münchener kirchenhistorische Professur „korrekt“ ausfüllt, zum 6. Mai d. J. eine Säkularschrift erscheinen lassen: Johann Adam Möhler. Ein Gedenkblatt zu dessen hundertstem Geburtstag von Alois Knöpfler. München, Lentner, 1896. IX, 149 S. 2,50 Mk. Auch die zweite Schrift kann interessiren, und das ihr beigegebne Bild Möhlers ist höchst ansprechend. Doch sieht man genauer zu, so erscheint diese kirchlich-korrekte Säkularschrift doch in einem höchst eigentümlichen Lichte. Die vermeintliche Pietät gegen das Andenken Möhlers hat dazu geführt, ihn so zu schildern, daß die Pietät gegen ihn nicht von Skrupeln belastet wird. Daß Möhler dem Gebrauch der deutschen Sprache im Gottesdienst das Wort geredet habe, wird berichtet; Andres wird fein vorsichtig behandelt. Nur Eines, das von allgemeinerm Interesse ist, sei erwähnt. Im Jahre 1840, als die Jesuitenfreunde im Kanton Luzern an die theologische Lehranstalt in Luzern die Jesuiten gerufen sehen wollten, hatte einer der damaligen Lehrer an ihr, der Professor Burkard Leu, einst ein Schüler Möhlers in Tübingen, einen „Beitrag zur Würdigung des Jesuitenordens“ publizirt und diesem, wie er sagte, nach Möhlers Diktaten von 1831 „eine noch ungedruckte Geschichte und Beurteilung der Jesuiten von Dr. Johann Adam Möhler“ beigegeben, die den Jesuitenfreunden sehr unbequem war. Man half sich, indem man Leus Glaubwürdigkeit anzweifelte. Noch die 1867 f. von Gams nach Kollegheften herausgegebne Kirchengeschichte Möhlers hat den Verdacht wiederholt, daß Leu „arrangirt“ habe, hat übrigens, weil Möhler später die Ansichten seiner frühern unreifen Zeit aufgegeben und gemißbilligt habe, auch in dem Abschnitt über die Jesuiten ihrerseits mancherlei ausgelassen. Demgegenüber hat Friedrich dem längst verstorbnen Luzerner Professor seine Ehre gerettet: nicht er, sondern Andre hatten „arrangirt“; Möhler hat, wie seine noch 1837 gebrauchten eignen Hefte beweisen, so von den Jesuiten gesprochen, wie Leu berichtet hat. Er ist ebenso wenig ein Jesuitenfreund als ein Anhänger vatikanischer Papstideen gewesen. Möhler hat, obwohl er auch bei den Jesuiten anerkannte, was er anerkennen konnte, von dem von ihnen bekämpften Jansenismus gesagt, er sei „ungemein mehr wert gewesen als der Jesuitismus in seiner Ausartung“ (Friedrich S. 128), und bei Besprechung der Aufhebung des Ordens (1773) hat Möhler vorgetragen:

> Diese Männer [des Unglaubens u. s. w.] arbeiteten in Frankreich aus allen Kräften an der Vernichtung des Jesuitenordens; und es war billig, daß eine Anstalt durch jene [die Ungläubigen u. s. w.] fiel, zu deren Erzeugung sie nicht wenig beigetragen hatte. Solches wollten freilich die Jesuiten nicht, aber was sie thaten, führte sie dahin. Christliche Frömmigkeit gedeiht nur mit sittlichem Ernste. Mit Recht ging der Orden zu Grunde. Aber die Art, wie, ist so verabscheuungswürdig, als gerecht die Strafe am Orden an sich war. (Friedrich S. 128)

Es ist erbaulich, zu sehen, wie Knöpfler an diesem schwierigen Punkte vorbeikommt. S. 70 f. berichtet er in dem Kapitel über Möhler als Forscher:

> Zu mannichfachen Erörterungen hat Möhlers Beurteilung des Ordens den Jesuiten Anlaß gegeben. Es kann hier nicht unsre Aufgabe sein, alle die verschiednen Aeußerungen gegeneinander abzuwägen, die eine gegen die andre auf ihre Richtigkeit zu prüfen und je nachdem zu verteidigen oder zu widerlegen. Hier handelt es sich nur darum, Möhlers Andenken zu ehren und ihn nicht in das Parteigetriebe zu verflechten, dem er zeitlebens fernstand und absichtlich fernstehen wollte. . . . Die hervorragenden Vorzüge des Ordens hat er freudig und rückhaltlos anerkannt und hierbei mit seinem Lobe nicht gekargt, dabei aber auch das, was er als Schatten bezeichnen zu müssen glaubte, offen und freimütig dargethan.

Im Anhange bringt dann Knöpfler nach einer Kollegnachschrift von 1834 bis 1835 Auszüge aus Möhlers Kirchengeschichte wie zur Geschichte des Primats, so auch zur Geschichte und Beurteilung der Jesuiten. Was hier Möhler nachgesagt wird, ist ihm gewiß nicht untergeschoben. Möhler hat die Vorzüge, die der Orden hatte, stets anerkannt. Aber eigentlich nur Ausführungen derart werden hier geboten. Sie sind durchsetzt mit kurzen referirenden Uebergangssätzen und -worten, die keinen frommen Leser stören werden, nur demjenigen verdächtig sind, der von Friedrich — den Knöpfler oft, nur nicht hier zitirt — über Möhlers eignes Heft unterrichtet ist. Und geradezu komisch wirkt eine bei Beginn der Auszüge über den Jesuitenorden (S. 127) unter den Text gesetzte Anmerkung:

Nach oben angeführtem Manuskript. Nicht uninteressant, hier aber nicht angezeigt, wäre eine Vergleichung der nachfolgenden Darstellung mit den Angaben von Leu, Beitrag zur Würdigung des Jesuitenordens. Nebst einer noch ungedruckten Geschichte und Beurteilung der Jesuiten von Dr. Johann Adam Möhler, Luzern, 1840.

Was muß doch die Pietät alles decken! Man schmückt die Gräber der Toten und — übermalt ihre Bilder! So hats die katholische Kirchengeschichte mit vielen Toten gemacht, die nachträglicher Zensurirung glücklich entgingen. Friedrichs Büchlein muß solcher „Pietät" gegenüber um so nachdrücklicher empfohlen werden. Es kann ja freilich niemand sagen, wie Möhler sich entwickelt hätte, wenn ihm ein Leben wie das Döllingers beschieden gewesen wäre. Das aber ist sicher: der geschichtliche Möhler gehört einer gegenwärtig „überholten" Periode des Katholizismus an, einer Periode, in der katholische Frömmigkeit liebenswürdiger, aufrichtiger und gerader, kurz frömmer war als jetzt. Loofs

Vom Gustav-Adolf-Verein

2. Aus den Diasporagemeinden im Reich

Daß uns die Diaspora an unsern Grenzmarken, westwärts in Lothringen und östlich in Westpreußen, Schlesien, Posen ganz besonders am Herzen liegen müsse, als wie konfessionell so auch national bedroht, hat der Unterzeichnete in seinem inzwischen im Verlage des Evangelischen Bundes erschienenen Zwickauer Vortrage (Oktober 1895) ausführlich erörtert. Namentlich was die polnische Seite angeht, hat es ihm die Kölnische Volkszeitung übel genug genommen. Heuer will Oberkonsistorialrat Koch auf der Gustav-Adolf-Versammlung in Dessau über die westpreußische Diaspora besonderen Bericht erstatten. Mittlerweile liegt das 9. Heft des Gustav-Adolf-Boten für die Provinz Westpreußen, herausgegeben vom Generalsuperintendenten der Provinz, vor; es zeichnet noch immer die Bilder der alten Not. Die kleine Gemeinde in Pelplin hat neben den laufenden Ansprüchen noch über 5000 Mark Schulden, und Münsterwalde hat deren noch mehr, nach deren Abtragung erst zur Konstituirung der Gemeinde geschritten werden kann. Wiederum noch mehr Schulden hat nach Bau von Kirche und Pfarrhaus Warlubien. Nach den Auszügen des Zentralvorstandes bedarf Stegers für seinen Kirchbau noch 19000 Mark. Im selben Kreise (Schlochau) bittet Prützenwalde: Helft uns eine Kirche bauen! fehlen Prechlau zum Kirchbau noch 4000 Mark, möchten Peterkau und Heidemühl ihre Bauschulden getilgt sehen. „Mit dem Schwert in der Hand hat einst ein Besitzer von Wusters — dort steht bis jetzt noch auf einsamem Felde die alte Kirche, die für die Gottesdienste benutzt wird — gegen die Polen kämpfend eine evangelische Kapelle vor mehr als zweihundert Jahren gebaut. Diese Gemeinde bittet dringend um Unterstützung, damit ihr Mut bald gehoben werde." Zahlreiche Einwohner von Baumgarth in der Parochie Christburg, die als Gesamtgemeinde schon schwere Schulden trägt, haben zu ihrer Kirche mehr als neun Kilometer zurückzulegen, auf lehmigen, im Frühjahr und Herbst ganz ungangbaren Wegen; sie wünschen Erbauung eines schlichten Bethauses. Besonders belastet ist auch die Filialgemeinde Barkenfelde. Großer Zuwendungen seitens der Glaubensgenossen bedarf noch die viel angefochtene Gemeinde Jezewo-Taschauerfeld. Für Pangritz-Kolonie und Podgorz-Ottlotschin hat der Zentralvorstand selbst bestimmte

Garantien übernommen, um fernerm Ruin vorzubeugen. In Bischofswerder erstrebt man als Diasporaanstalten ein Siechen- und Altenhaus sowie ein Kinderheim zu erstellen, hat dazu eine geeignete Besitzung erworben, bedarf aber nun 40000 Mark. Auch die Kulmer Anstalten brauchen Unterstützung; was über die Unterbringung der Alten gemeldet wird, klingt traurig genug, um so mehr als daneben die Vinzentinerinnen ein reiches Kloster haben. Die Gemeinde Flötenstein möchte Kirche und Pfarrhaus bauen; außer dem Bauplatz sind 2500 Mark vorhanden; es ist eine der ärmsten Gegenden Westpreußens; um das Dorf herum ein wenig eintragender Acker, weiterhin unabsehbare Heideflächen, die der Fiskus jetzt ankauft zur Aufforstung, höchstens 12 Mark für den Morgen. Aber selbst die Fichten kommen nicht recht weiter. Die inselartig in dem Meer katholischer Gemeinden liegende Diasporagemeinde Grabowitz, deren Stamm treu kirchlich ist, verringert sich an Personalbestand immer mehr; vom Pfarrhausbau ist hier eine Restschuld von über 15000 Mark übrig geblieben. So könnten wir von Westpreußen noch lange weiter erzählen.

Die posenschen Verhältnisse sind nur zu ähnlich. Hier stehen im Vordergrunde noch die fliegenden Konfirmandenanstalten, denen auch der Zentralvorstand sein fliegendes Blatt Nr. 79 gewidmet hat (100 Exp. 80 Pfg., 1000 7 Mk., von 5000 ab das Tausend je 6 Mk.). Unter den Gemeinden erscheint besonders der Unterstützung bedürftig Rynarschewo, wo die 1796 aus Fachwerk erbaute Kirche einzustürzen droht. Für den Neubau müssen über 45000 Mark zur Verfügung stehen. Ebenso ist in Schubin die hundertjährige Kirche baufällig und viel zu klein. Als „brennend" bezeichnet der Jubiläumsbericht die Notstände in den um die Stadt Bromberg herum neugebildeten oder in der Bildung begriffnen Gemeinden Osielsk, Lochowo, Klein-Bartelsee und Adlerhorst, „wo überall noch alles fehlt." In Gogolin bedarf es eines Pfarrhauses. Aus der Diözese Weißenhöhe werden Klein-Dreidorf, Lindenwald, Mrotschen und am meisten Wissek zur Unterstützung empfohlen.

Der Vorstand des schlesischen Hauptvereins erwähnte in seinem bei der Generalversammlung in Strehlen am 18. Juni v. J. erstatteten Bericht, daß der zu Görlitz verstorbne Rentner Eugen Eding dem Verein 150000 Mark testamentarisch zugedacht habe, und fährt dann fort:

Ob und in welcher Höhe uns die Genehmigung zur Annahme dieser Zuwendung erteilt werden wird, läßt sich heute noch nicht absehen, aber das müssen wir heute sagen, daß selbst eine so große einmalige Zuwendung, bezw. deren Zinsen, zurücktritt gegen die sich auf Millionen beziffernden notwendigen Beihilfen für die Bedürfnisse unsrer schlesischen evangelischen Diaspora.

Blicken wir vom Osten herüber nach der Westgrenze, so sind es hier vor andern die evangelischen Gemeinden in Novéant,*) Avricourt, Deutsch-Oth, Forbach, Groß-Moyeuvre, Molsheim, Saarburg, St. Avold, Schirmeck und Zabern, die dringend nach Hilfe ausschauen. Es ist jetzt gerade ein Jahr her, daß der Hilfspfarrer Schwemling aus Groß-Moyeuvre an den Verfasser schrieb:

Es fehlen uns zwar noch 10000 Mark zum Kirchbau (man wollte eben den Grundstein legen), aber wir hoffen, die Brüder in Altdeutschland verlassen uns nicht, die wir hier das mit Blut im Sturm Errungne mit deutsch-evangelischem Glauben unserm Vaterlande fest zu gewinnen suchen. Noch fehlt ein Pfarrhaus, das so notwendig wäre, und dessen Bau doch wenigstens 20000 Mark kostet.

Nach den Auszügen des Zentralvorstandes muß es nun statt 10000 Mk. 8000 heißen.

Schon in meinem Zwickauer Vortrage habe ich angeführt, daß dem Pfarrer von Hayingen besonders daran liegt, an der langen lothringischen Grenze den Religionsunterricht für 90 bis 100 zerstreut wohnende Kinder besser geordnet zu sehen; er denkt an einen Wanderlehrer, für den Unterhalt und Reisevergütung zusammen etwa 2000 Mk. betragen würden.

Allenthalben hoffen die Diaspora-Konfirmandenanstalten auf unsere Opferwilligkeit. So in Ostpreußen Warten-

*) Pfarrer Sell in Ars an der Mosel hat zu Gunsten dieser westlichsten Gemeinde unsers Reichs ein auch kulturhistorisch interessantes Schriftchen geschrieben: Aus dem westlichsten deutsch-evangelischen Gebiet, das bei ihm selbst zu haben sein wird. D H

burg, in Westpreußen Neuteich und Sampohl, so in Schlesien Glatz, Bischdorf, Landeck, Reinerz, Tarnowitz, Reichenstein, dann besonders noch Habelschwerdt und Liebenthal; Posen hatte neben den fliegenden Anstalten das Bedürfnis eines stabilen Hauses, und es ist dies in Ostrowo errichtet, aber mit einigen tausend Mark Schulden; die Bedürfnisse der Konfirmanden des Eichsfeldes selbst zu befriedigen wird Ehrensache der Provinz Sachsen sein müssen; der Fonds der bewährten rheinischen Konfirmandenanstalt auf dem Schmiedel hat immer noch Stärkung nötig (Gaben sind an den Schatzmeister des Rheinischen Hauptvereins Herrn Wilhelm Schwenk in Duisburg zu richten); und wenn jetzt der Gründer von Godesheim, Pastor Julius Axenfeld, die Ruhe im Grabe gefunden hat, seine schöne Anstalt wird, wie wir zu wiederholen nicht müde werden, wenn einmal schuldenfrei, ein köstliches Besitztum der evangelischen Kirche sein — aber noch über 140000 Mk. Schulden! Wolf an der Mosel, in der Hand des wackern Pfarrers Berenbruch, erfreut sich mit Recht zahlreicher Freunde (in den Auszügen des Zentralvorstandes ist es nur unter dem Text als Empfänger von Gaben bezeichnet). Ebenso wird das Martinshaus in Altshausen, das Konfirmanden aus Oberschwaben, dem benachbarten Baden, Bayern und Hohenzollern aufnimmt, von der Liebe Württembergs getragen, bedarf aber auch jährlich über 11000 Mark Unterhaltungskosten und hat immer noch 4000 Mk. Schulden. Doch sind wir um Württemberg am wenigsten bange. Hingegen liegt mir am Herzen, das neue Diasporahaus in Bietenhausen unter Oberleitung des Pfarrers Theobald zu Haigerloch in Hohenzollern zu empfehlen, um so mehr, als dies der Weg ist, eine kleine Gemeinde, entstanden aus wirklichen Zeugen des Evangeliums, lebensfähig zu erhalten. Schließlich will aber auch Ortenburg in Bayern genannt sein, wo zur notwendig gewordnen Erbauung eines eignen Hauses für die Konfirmandenanstalt von 77000 Mk. 42000 vorhanden sind, während der jährliche Betrieb weit über 3000 Mk. kostet.

Berühren wir einmal Bayern, so wird daran zu erinnern sein, daß der Reiseprediger G. Müller in Mindelheim Beiträge entgegennimmt, um einen einfachen Betsaal in dem famosen Wörishofen zu bauen, wo in den letzten fünf oder sechs Jahren fünfzig oder sechzig zum Romanismus kurirt worden sein sollen (Bote des Gustav-Adolf-Vereins aus Thüringen, Juli 1896, Seite 105), ferner, daß Forchheims evangelische Gemeinde, trotz der einst empfangnen großen Liebesgabe zur Vollendung ihres Kirchbaus immer noch sehr viel zu wenig hat, und daß dem Pfarrer zu Zwiesel doch ein Pfarrhaus gar sehr zu gönnen ist. Wären die Nöte in Westpreußen und Schlesien nicht gar zu zwingend groß, so möchte ich wohl wünschen, es könnte der bayrischen Diaspora vom protestantischen Norden her mehr Handleistungen geschehen. Gilt doch auch hier und freilich mancherwärts, was aus Baden geschrieben wird:

> Wenn auch einige kleinere Verpflichtungen in Wegfall gekommen sind, so sehen wir doch überall Weiterentfaltung der Diaspora, Wachstum der Ansprüche und in einzelnen Fällen, auch in ältern Genossenschaften, brennende Bedürfnisse, die gebieterisch Abhilfe erheischen.

Achtzehn badische Gemeinden sind von einer Gesamtschuld von 185000 Mk. bedrückt, am schreiendsten scheint „die Misere“ des Philippsburger Bethauses.

Vom Rheinland her ruft die kleine, an der Lothringischen Grenze durch sechs Dörfer zerstreute Gemeinde Carlsbrunn um Hilfe zur Erbauung eines würdigen Kirchleins. Die wichtige Gemeinde Bingerbrück harrt noch der Konstituirung; trotz schwerer Selbstbesteuerung ist die Schuldenlast sehr groß. Ihren Töchtern in den Vorstädten Ehrenfeld und Nippes könnte die Mutter Köln wohl einmal kräftig zu Hilfe kommen oder, wenn man ein ander Bild will, der reiche Mann dem Lazarus vor seiner Thür. Persönliche Erinnerungen lassen mich die endliche Herstellung zufriedenstellender kirchlicher Zustände in Adenau (in der Eifel) und Herzogenrath (bei Aachen) wünschen. Um Gaben zur Gewinnung eines neuen Pfarrhauses bittet dringend der Pastor Pieper zu Elversberg in der Synode Saarbrücken, der seiner jetzigen ungesunden Wohnung eine Reihe von Erkrankungen in seiner Familie zuschreibt. Gerolstein, in der Eifel hat vom Bau seines Pfarr- und Bethauses her, 9000 Mk. Schulden.

Neben der neuerrichteten und nichtsbesitzenden Gemeinde Kotusch in Posen und der altbekannten, aber vor neue Aufgaben gestellten Gemeinde Steyr in Oberösterreich (der übrigens auch der deutsche Kaiser für ihren Kirchbau 1000 Mk. geschenkt hat) ist seitens des Zentralvorstandes für die große Liebesgabe in Dessau Heddernheim in Nassau vorgeschlagen. Auf der Versammlung in Darmstadt war es, wo unter der Bewegung der Zuhörer Pfarrer Hartmann aus Heddernheim ausführte, wie ihm das Kirchlein polizeilich geschlossen sei, und wie römischerseits die Notlage ausgenutzt werde. 235 Mischehen sind am Orte. Der katholische Pfarrer hat nicht nur katholische Frauen nach dem Tode ihrer evangelischen Männer vermocht, ihre Kinder noch einmal, heimlich, katholisch taufen zu lassen, sondern er ist soweit gegangen, evangelischen Bräuten zu befehlen, ihm vor der Trauung zu beichten; einige in ihrer Herzensangst haben das gethan.

Stellen wir neben diesen Toleranzbericht noch ein andres Geschichtchen. Aus Bisingen in Hohenzollern erzählt der neue Alpbote, daß der dortige römische Pfarrer sich geweigert habe, einen Ortsbürger auf den Namen „Gustav“ aufzubieten, weil ihn dieser Name an Gustav Adolf erinnerte. Der Standesbeamte hing „Gustav“ aus, der Priester verkündete dreimal das Ehevorhaben des „Augustin.“ H

Freiherr von Stumm und die evangelischen Geistlichen an der Saar

Aus dem Saarthale

Zweite Hälfte

4

Der Saarbrücker „Verein für Volksbildung,“ nach seinem Ursprung auch „Handwerkerverein“ genannt, hatte in den Wintern 1894/95 und 1895/96 unter etwa fünfzig Rednern aller Parteien und beider Konfessionen auch drei Christlich-Soziale sprechen lassen, nämlich Professor Wagner aus Berlin und Frau Gnauck-Kühne je einmal, Naumann zweimal. Hieraus folgerte Stumm einen „Einbruch der Christlich-Sozialen ins Saargebiet,“ in dem die evangelischen Geistlichen ohnehin schon zu sozial wirkten (Evangelische Arbeitervereine, Auskunftsbüreau). Nicht diese Folgerung ist der Verwunderung wert, wohl aber das, was geschah, nachdem Stumm an gehöriger Stelle die nötigen Anweisungen erteilt hatte. Fabrikanten legten sich mit ihrem Patriotismus an den Laden und begannen patriotische, vaterlandsliebende Männer zu verdächtigen und des Mangels an Patriotismus zu beschuldigen (vgl. Kölnische Zeitung 728). Bürgermeister und Landrat wurden rege und stellten sich auf Stumms Seite. Nationalliberale Abgeordnete boten im Namen des Liberalismus die Hand dazu, eine Zeitung totschlagen zu helfen, die andrer Meinung war, als Stumm, die den Handwerkerverein in Schutz nahm und nach dem indirekten Zeugnis der Kölnischen Zeitung sich in nationalliberalem Sinne richtig verhalten hat.*) Eine neue Zeitung wurde gegründet, die Stumm nach eignem Geständnis mit hat ins Leben rufen helfen, und die er auch wieder nach eigner Aussage nicht ins Leben gerufen hat; für die Stumm nach eigner Aussage Geld hergiebt, und über die er wiederum nach eigner Aussage keine Macht hat; eine Zeitung, die Stumm nach eigner Aussage nach den wüstesten Ausfällen auf die Geistlichen allen Behörden (!!) empfohlen hat, für deren Ausfälle er aber abermals nach eigner Aussage nicht verantwortlich ist.**)

Nun, diese neue Zeitung brachte am 11. Februar 1896 einen Artikel, der mindestens gegen einen Bruchteil der Geistlichen an der Saar mit gerichtet war und eine solche Definition des wahren Christentums gab nebst einer Schilderung der Christlich-

*) Die Saarbrücker Zeitung. D H
**) Die Neue Saarbrücker Zeitung, vulgo Schleifstein. D H

Sozialen, daß die Geistlichen eine Erklärung glaubten abgeben zu müssen.

Durch diese Erklärung vom 28. Februar d. J. wurde der Gegensatz zwischen ihnen und dem Freiherrn von Stumm für alle Welt offenbar. Fragen wir, ob die Geistlichen wirklich berechtigt, vielleicht sogar in die Notwendigkeit versetzt waren, eine Erklärung abzugeben.

An dem Artikel der Neuen Saarbrücker Zeitung, auf den hin die Geistlichen ihre Erklärung abgaben, muß vor allen Dingen der programmatische Charakter, die Allgemeinheit der Sprache und die ungeheuerliche Schilderung der Christlich-Sozialen beachtet werden, wodurch sich auch die gemäßigtst denkenden Christlich-Sozialen verdammt sehen mußten.

In dem Artikel wurde ausgeführt, das wahre Christentum habe mit dieser Welt nichts zu schaffen. Es schwebe als ein leuchtendes Gestirn hoch über allem Irdischen und biete für irdische Not, Schmerz und Leid die ewige Seligkeit. Die Christlich-Sozialen dagegen verfolgten eine Richtung, der keine Spur von Christentum inne wohne, priesen „das Gewaltmittel des revolutionären Totschlags."

Bedenkt man, daß die Geistlichen bis dahin immer mit der Partei zusammengegangen waren, die in ihrem neu geschaffnen Organ solche Dinge verkünden ließ, dann begreift sich ohne weiteres, daß die Geistlichen für die Oeffentlichkeit keinen Zweifel darüber obwalten lassen durften, ob sie noch mitgingen. Sie waren eine Erklärung ihrer Gemeinde, ihren Arbeitern, sich selbst, dem kirchlichen Interesse durchaus schuldig. Durften die Geistlichen es darauf ankommen lassen, daß von einer für die Arbeiter autoritativen Seite her die Führer der christlich-sozialen Bewegung in den abschreckendsten Farben geschildert wurden, da doch die mannichfaltigsten Beziehungen persönlicher Art sowie vielfache gemeinsame Interessen und Arbeiten auf kirchlichem und sozialem Gebiete die Saargeistlichen besonders mit Stöcker und Lizentiat Weber verbanden? Kann man es den evangelischen Geistlichen an der Saar verdenken, wenn sie für Kollegen in der Ferne eintraten, gegen die die ungerechtesten Beschuldigungen erhoben wurden? Jedenfalls mußten sich die Geistlichen mit denjenigen Kollegen im eignen Bezirk solidarisch fühlen, die in jener Polemik mitgetroffen werden sollten. Es macht dem an der Saar herrschenden Ehrgefühl und Korpsgeist alle Ehre, wenn die Geistlichen so geschlossen und entschieden für die so schwer verdächtigten Kollegen eintraten.

Auch die Rücksicht auf das Neunkircher Evangelische Wochenblatt sprach mit. Dieses hat sich niemals gescheut, die Verdienste Stöckers und Webers anzuerkennen. Sollten die Geistlichen, die Eigentümer und Leiter des Blattes sind, es ruhig hingehen lassen, daß ihre Gemeinden jetzt durch das Stummsche Organ erfuhren, das Wochenblatt habe sich jenen christlich-sozialen Revolutionären angeschlossen, die „nur im Ruin alles Bestehenden ihr Genüge finden können"? Die Ausführungen der Neuen Saarbrücker Zeitung waren derart, daß die Geistlichen, und zwar nicht etwa bloß die jüngern, sondern die große Mehrzahl aufs ärgste bloßgestellt waren vor ihren Gemeinden und Arbeitern, wenn sie nichts zu antworten gewußt hätten. Durchschlagend war aber für die meisten jene einseitige Definition des Christentums, die unmöglich unwidersprochen bleiben konnte. Man bedenke einmal, welche Freude Sozialdemokraten und Ultramontanen diese von Stumm und seinem Anhange in der neuen Zeitung programmatisch abgegebne Definition des „echten" Christentums bereiten mußte. Wie machte diese es den Sozialdemokraten so leicht, auf die Anhänger des treuen Sohnes der Kirche und die Geistlichen, die das ruhig hinnahmen, Hohn und Spott zu gießen! Und die Ultramontanen konnten nun mit Recht sagen: kommt, ihr Arbeiter, zu uns, die Evangelischen kennen nur ein Christentum, das den Elenden als Entschädigung für ihre Not die Seligkeit im Jenseits verheißt! Für Auswärtige sei hier endlich noch hervorgehoben, daß die Bevölkerung an der Saar in dem Vorgehen Stumms in der neuen Zeitung den Versuch erblickte, die evangelischen Geistlichen mit bekannter Schroffheit mundtot zu machen. Sie sollten nur thun und sagen dürfen, was keinen Anstoß gab. Was konnte aber bei Stumm

nicht alles Anstoß erregen? Die Geistlichen waren es ihrer Ehre, ihrem Amte schuldig, sich als solche hinzustellen, denen man derlei nicht bieten dürfe.

Wir wollen diesen Abschnitt hiermit beschließen; wir haben nur skizzirt, wo wir Bände hätten reden können. Schließlich muß einer doch selbst im Saargebiet die Wirkung des Stummschen Systems am eigenen Leibe gespürt haben, um recht beurteilen zu können, ob die Geistlichen gut thaten, sich in einer öffentlichen Erklärung zu verteidigen. Warum aber geschah dies in einer politischen Zeitung und nicht in dem Evangelischen Wochenblatt, dem Organe der Geistlichen? Weil die Geistlichen über ihr eignes Organ nicht mehr gebieten konnten vermöge der durch Stumms System der brutalen Gewalt herbeigeführten Weigerung des Druckers, etwas zu drucken, was gegen Stumm und sein System ging. Die Geistlichen hatten Beweis dafür.

5

Aber warum nach der Erklärung noch die Broschüre?

Man wird der Erklärung der Geistlichen vom 28. Februar nachrühmen dürfen, daß niemand für eigne und kirchliche Interessen milder und ruhiger eintreten kann. Sie sagen nur, was wahres Christentum ist, und decken sich damit vor ihren Arbeitern gegen leicht eintretende sozialdemokratische und ultramontane Verhöhnung. Sie gestehen die Berechtigung einer Bekämpfung der Christlich-Sozialen jedem zu, der diese für gefährlich hält, nehmen aber die Christlich-Sozialen gegen ganz ungerechte, ungeheuerliche Angriffe in Schutz und wahren damit die Ehre der Kirche, die Ehre von Kollegen und ihre eigne Ehre. Auf gegnerischer Seite hätte man sich sagen müssen: nun, die Geistlichen glauben für die Interessen ihres Standes und ihrer Kirche eintreten zu müssen; sie haben das in ruhiger, würdiger und milder Form gethan; antworten wir ihnen ebenso, dann ist die Sache abgethan. Und bei der friedfertigen Stimmung der Geistlichen, die notorisch ist, wäre die Sache wirklich abgethan gewesen! Aber die Gegner dachten anders. Die Geistlichen haben den Mund nicht aufzuthun, wenn „König Stumm" in Aktion getreten ist und mit ihm Kapitalismus und Großindustrie! Die Neue Saarbrücker Zeitung antwortete mit Keulenschlägen. Was alles sie den Geistlichen schuld gab, das lese man S. 16 der Broschüre nach:

> Sie haben bewußt etwas behauptet, was mit der Wirklichkeit in Widerspruch steht, also einfache Lüge; ihre Taktik ist der Ausdruck einer unaufrichtigen, zum offnen, ehrlichen Kampfe unfähigen Gesinnung; sie stehen zu sehr im Banne der Menschenfurcht, sind moralisch zu schwach, zu mutlos, um die volle Konsequenz ihres Thuns und Treibens zu überschauen; sie treiben geistige, um nicht zu sagen geistliche Falschmünzerei; sie erheben Anklagen mit heuchlerischen Geberden u. s. w.*)

Der Superintendent insbesondere wird von der Neuen Saarbrücker Zeitung behandelt wie ein Schulknabe. Eine ganze Anzahl beleidigender Unwahrheiten wird öffentlich über ihn verbreitet. Eingesandte Berichtigungen haben den Erfolg, zu neuen Verdrehungen Anlaß zu geben. So geht es fort fast Tag für Tag. Den Hauptschlag aber führte Stumm selbst in seiner berühmt gewordnen Neunkircher Rede, die die Stummsche Saar- und Blieszeitung mit den Worten ankündigte: Freiherr von Stumm werde in den Osterferien über die Geistlichen „zu

*) Von der Sprache, die das Blatt beinahe täglich führt, nur eine Probe: „Die alte Saarbrücker Zeitung hat völlig im Fahrwasser jener unklaren Geister geschommen, die mit hohlen Phrasen, mit verworrenen sozialpolitischen Problemen und mit salbungsvoller, hier übelangebrachter Gottesfürchtigkeit in eine der Jurisdiktion der Kirche entzogne Frage hineinpfuschen. Die sozialen Reformen sind ihnen zu Kopf gestiegen; statt von der Kanzel herab Gottes Wort rein und unverfälscht zu predigen, statt die Tröstungen des Glaubens in Hütten und Paläste zu tragen, verlassen sie die Gotteshäuser, mengen sich unter die mit Gott und Welt zerfallene Masse, bescheinigen sie das unchristliche Laster der Selbstsucht, schärfen sie den aufschäumenden Klassenhaß, nähren den schlimmen Massenhaß, wo doch leuchtender Friede von ihnen verkündet werden sollte. Das sind unsre »Christlich-Sozialen.« Die sozialreformerischen Lehren des neuen Thomas Münzer, des Pfarrers Naumann, sind »sozialrevolutionär,« und die Christlich-Sozialen, die das Christentum in lärmende Bier- und Rauchdebatten hineinzerren, bilden eine weit ernstere, schwerere Gefahr als die Sozialdemokraten."

Gericht sitzen." Auswärts hat seine Berufung auf den Kaiser das größte Aufsehen hervorgerufen, im Saarthal selbst war man nicht weniger erstaunt über seine rücksichtslose, Unwahrheiten nicht scheuende Bekämpfung eines so allgemein geachteten Mannes wie des Superintendenten Zillessen in St. Arnual. Zu allem Ueberfluß drückte er der Neuen Saarbrücker Zeitung mit einer kleinen Reserve seine volle Sympathie aus und empfahl das Blatt allen Behörden und Privaten

Sollten die Geistlichen das alles ruhig hinnehmen? Dann würde es im Saargebiet heißen: Seht da, auch die Geistlichen sind jetzt in Unterwürfigkeit gebracht. „Rüttelt nur an euern Ketten, dieser Mann ist euch zu stark." Die Ultramontanen hoffen immer noch, daß es zuletzt doch noch so kommen werde. Die katholische Kirche wird dann noch leuchtender dastehn als die alleinige Hüterin von Freiheit und Recht. Schon jetzt ist ihre Stellung an der einstmals protestantischen Saar so stark, daß vielleicht die nächsten Reichstagswahlen bereits zu Gunsten des Zentrums ausfallen. Man wird sich dafür bei Herrn von Stumm zu bedanken haben. Aber das konfessionelle Moment, das überall in Rheinland eine im Osten kaum begreifliche Rolle spielt, außer Acht gelassen: dürfen die Geistlichen die schweren Beschuldigungen auf sich sitzen lassen? Zwar der Behörde könnte man intime Aufklärung geben. Aber die Geistlichen haben den Beweis dafür in den Händen, daß man sie an hohen Stellen nichtkirchlicher Art für politische Frondeurs hält; die Stummsche Presse hat in der Beziehung ihre Schuldigkeit gethan. Fragend schauen die Kollegen von ganz Deutschland auf die Kollegen an der Saar. Da beschließen die Geistlichen, in einer Broschüre das Material über den Streit der großen Oeffentlichkeit zu übergeben. Verdenke es ihnen, wer will. Das Verhalten Stumms und seiner Presse zwang sie zu diesem Vorgehen. Und die ganze Zurückhaltung, welche die Geistlichen bei Veröffentlichung dieser Urkundensammlung geübt haben, würde man erst dann zu würdigen in der Lage sein, wenn sie, der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb, einen letzten vollgiltigen Beweis für die Notwendigkeit ihres Schrittes erbringen müßten — durch Publikation des Materials, das vorerst noch in ihren Mappen ruht.

6

Aber noch eine andre Frage wird aufgeworfen, und nicht nur im Saargebiet.

Durften die Geistlichen es wirklich darauf ankommen lassen, bei noch so gerechter Sache, mit einem Manne wie Stumm in einen so schroffen Gegensatz vor ganz Deutschland zu gelangen? Stumm genießt doch das Vertrauen der Regierung im höchsten Maße; mußten sich die Geistlichen nicht sagen, daß ein Konflikt mit Stumm gewissermaßen auch einen Konflikt mit der Regierung bedeute? Geistliche sind doch nicht dazu da, der Regierung Schwierigkeiten zu bereiten! Stumm ist eine Säule der bestehenden Ordnung, der thatkräftigste Bekämpfer aller umstürzlerischen Bewegungen. Mit einem solchen Manne sollen Geistliche doch wahrhaftig nicht anbinden. Sind die Ordnungsparteien nicht schon zerklüftet genug, daß gerade sie jetzt einen Keil hineintreiben? Und endlich: ein Geistlicher, und wäre er auch der rabiateste Naumannianer, müßte doch einsehen, daß ein Mann, der wie Stumm durch Fleiß, Talent und Energie große industrielle Werke schafft, in einem ganz einzigen Sinne ein Brotgeber genannt zu werden verdient; ein Geistlicher müßte doch wissen, daß ein Volk alle Ursache hat Gott zu danken, wenn ihm viele solche Männer in seiner Mitte erstehen. Kurz: die Geistlichen hätten Stumm schonen sollen.

Es müßte genügen zu erwidern, daß die Geistlichen nicht angegriffen, sondern sich verteidigt haben, und dies in der friedlichsten Weise.

Aber auch das darf nicht verschwiegen werden, daß Stumm durchaus nicht die Person ist, um auf absolute Schonung Anspruch zu haben. Es ist im Saargebiet mit Händen zu greifen, daß dieser Vorkämpfer gegen den Umsturz in Wirklichkeit mehr als irgend eine andre Person oder Macht eine Stimmung weckt, die den Sozialdemokraten und Umstürzlern in die Hände arbeitet.

So war es auf die Dauer für die Geistlichen — um der Religion, Sitte und Ordnung willen — ganz unvermeidlich, in offne Gegnerschaft zu diesem Manne zu geraten.

Beleuchten wir die Moral, die Stumm im Kampfe mit Gegnern befolgt.

1. Er scheut sich keinen Augenblick, seine Gegner, gleichgiltig, welcher Streitpunkt vorliegt, mit destruktiven, staatsgefährlichen, revolutionären Elementen in einen Topf zu werfen.

Es ist ihm vielmehr ein geläufiger Kunstgriff, im politischen Kampf wahrhaft national gesinnte, aber selbständige Bürger zu christlich-sozialen zu Vaterlandsfeinden und revoltirenden Frondeurs zu stempeln und sie brandmarken zulassen (Kölnische Zeitung Nr. 728).

Beweise:

Als Pfarrer Lentze im Jahre 1889 in einem ganz unschuldigen Artikel des Evangelischen Wochenblatts in harmloser Weise von „der Gleichberechtigung des vierten Standes" sprach — ein Ausdruck, der auch in den Februar-Erlassen des Kaisers wiederkehrt —, da gab Stumm dem Drucker des Blattes „unter Erhebung der Anklage gegen den Artikel auf Staatsgefährlichkeit .... zur ernstlichen Ueberlegung anheim, ob er als Verleger des »Amtlichen Kreisblattes« den Druck des Evangelischen Wochenblatts noch ferner besorgen könne. Gleichzeitig verbot Freiherr von Stumm die weitere Verteilung des Evangelischen Wochenblatts in seinen Wohlfahrtsanstalten." (Seite 61 der Broschüre.)

Als „destruktiv" und sozial verderblich wurden bekämpft, nicht nur, wie oben berührt, Superintendent Zillessen, sondern gleichzeitig mit ihm ein Landrat, der jetzt im Osten des Vaterlandes fern von der Saar Regierungspräsident ist, und ein Großindustrieller. Ein Landrat, ein Großindustrieller und ein Superintendent als Elemente des Umsturzes denunzirt — das charakterisirt die Taktik Stumms zur Genüge!

Wegen eines Artikels gegen das Duell im Wochenblatte nimmt Stumm gegen dessen Herausgeber entschlossen den Kampf in bewußter Weise auf: „in der Ueberzeugung, sich dadurch ein Verdienst um Thron und Altar zu erwerben." Der Superintendent ist der erwählte Leiter der Synode, Pfarrer Lentze ist Vorsitzender der Pfarrkonferenz, Pfarrer von Scheven ist Redakteur des Wochenblatts, des Organs der Geistlichen, — alle drei, Vertrauensmänner der Geistlichen, werden von Stumm als destruktiv, staatsgefährlich, rebellisch gebrandmarkt.

Einem „königstreuen" Geistlichen werde er die Depesche des Kaisers vorlegen, sagte der Freiherr in der Neunkirchner Rede. Damit sind implicite die „Deklaranten," über dreißig an der Zahl, der Untreue gegen den König geziehen.

2. Irren ist menschlich, und wenn dem vielbeschäftigten Freiherrn von Stumm in seinen Aktionen einmal eine Ungenauigkeit oder ein Irrtum unterliefe, so müßte man das verzeihlich finden, bei ihm eben so gut wie bei jedem andern Menschen. Aber das Uebermaß beleidigender, mit Hartnäckigkeit festgehaltener Unwahrheiten, auch wo Aufklärung möglich war und wirklich gegeben worden ist, hat dahin geführt, daß man im Saargebiet an die Wahrhaftigkeit des Freiherrn kaum mehr glauben kann.

Beweise:

Obwohl das Evangelische Wochenblatt weder direkt noch indirekt den Freiherrn einen gemeinen Raufbold in dem Duellartikel genannt hat, wie sich jeder, auch der Freiherr, aus der Lektüre des Artikels überzeugen kann; obwohl ihm die bündigste Aufklärung darüber gegeben worden; obwohl ihm bewiesen worden, daß der Artikel vor seiner Duellaffäre mit Professor Wagner geschrieben wurde, hat Freiherr von Stumm die Stirn, in der weit verbreiteten Kölnischen Zeitung die Geistlichen des Wochenblatts zu beschuldigen, sie hätten ihn einen gemeinen Raufbold genannt.

Superintendent Zillessen hatte gelegentlich einer Bürgerversammlung, in der es sich um die Eingemeindung von St. Arnual nach Saarbrücken handelte, wobei auch das Verhältnis von Brebach und Arnual besprochen wurde, die Aeußerung gethan: der Bürgermeister von Brebach, sei er wer er wolle,

müsse immer auf die Verhältnisse der Brebacher Hütte Rücksicht nehmen. Er hatte von Verhältnissen, von Sachen gesprochen und hatte dabei etwas ganz Selbstverständliches gesagt, etwas, wovon der Bürgermeister selbst in öffentlichen Versammlungen dem Superintendenten gegenüber erklärt hat: es sei ganz selbstverständlich. Dem Freiherrn wird aber als Wortlaut der Aeußerung des Superintendenten hinterbracht, der Bürgermeister von Brebach „werde geschwenkt, sobald er der Halberger Hütte nicht zu Willen sei.“ Deshalb erfolgt nun ein maßloser Angriff auf den Superintendenten. Vergebens giebt dieser die bestimmtesten Erklärungen ab, daß er die Aeußerung so nicht gethan habe. Der Freiherr beruft sich auf den Gendarmen. Das Wort des Gendarmen in Ehren — aber für den Superintendenten treten andere völlig einwandsfreie Zeugen auf, solche, die imstande sind, eine Rede richtig aufzufassen. Der Freiherr ist vollkommen in der Lage, sich darüber Gewißheit verschaffen zu können. Er aber bleibt bei seiner irrigen Ueberzeugung, gleichviel ob er den Superintendenten dadurch zum Lügner macht.

Die angekündigte Broschüre der Frankfurter Zeitung wird weiteres Material zur Genüge an die Oeffentlichkeit bringen, das unser Urteil erhärtet. Was aber von Stumm gilt, das gilt noch viel mehr von seiner Presse, insbesondre der Post und der Neuen Saarbrücker Zeitung (vulgo Schleifstein).

3. Die Art, wie Freiherr von Stumm gegen den Superintendenten Zillessen vorgegangen ist, liefert ein trauriges Beispiel dafür, wie der Freiherr sich bemüht, einen Gegner, dem er sachlich nicht gewachsen ist, auf andre Weise zu vernichten. Er sucht den Superintendenten der Rachsucht zu zeihen, ist bestrebt, ihn vor Behörden und großem Publikum als schlechten Geistlichen, wenig treuen Seelsorger, minderwertigen Prediger u. s. w. darzustellen. Es ist empörend, daß ein Mann in der Stellung Stumms vor ganz Deutschland so von einem Geistlichen reden kann, der viermal von seinen Amtsgenossen zum Superintendenten gewählt und wiedergewählt worden ist, also durch volle achtzehn Jahre das Vertrauen der Pfarrer, der Gemeinden und der Regierung gerechtfertigt hat. Das nennt sich patriotisch, staatserhaltend, die Autorität stützend, kirchlich? Man kann von Zillessen sagen: er ist die Korrektheit selber. Die Geistlichen wissen, was sie an ihm haben. Wenn sie sich freuen, daß sie alle einig sind trotz Verschiedenheit der theologischen und kirchlichen Richtung, so wissen sie, daß sie das ihrem Superintendenten zu danken haben. In dieser Hinsicht sind die Zustände in der Synode Saarbrücken einfach mustergiltig — durch Verdienst des Superintendenten. Diesen allgemein verehrten Mann als seiner Stellung unwürdig an den Pranger zu stellen ist Herrn von Stumm eine Kleinigkeit.

Trotz alledem und alledem: wäre Herr von Stumm eine untergeordnete Persönlichkeit, die Geistlichen könnten alles ruhig an sich abgleiten lassen; nun aber hat sein Wort nicht nur für das Saargebiet, sondern auch für Deutschland eine große Bedeutung. Viele schwören auf ihn. Darum: muß wirklich noch einmal Antwort auf die Frage gegeben werden, ob die Geistlichen sich wehren durften?

7

Gegenwärtig herrscht eine fieberhafte Thätigkeit auf Seiten Stumms und seiner Anhänger zu seiner Rehabilitirung. Uns geht hier nichts an die Organisation eines Wahlvereins, die Vorbereitung einer öffentlichen Versammlung, in der Stumm reden soll, und andre Dinge mehr, die in kirchlicher Hinsicht wenig interessiren können. Nur Zweierlei muß unsre Aufmerksamkeit erregen: 1. die öffentlichen Erklärungen in einigen kirchlichen Gemeinden zu Gunsten Stumms und zu Ungunsten der Geistlichen, 2. die Beschwerdeschrift des Freiherrn an das Konsistorium.

In bemerkenswerter Weise hat der Reichsbote schon wiederholt jene Erklärungen auf ihren wahren Wert zurückgeführt. Es ist vor allem zu beachten, daß solche Erklärungen zu Ungunsten der Geistlichen nur in solchen Gemeinden zustande gekommen sind, deren Bewohner mehr oder weniger von Stumm abhängig sind. Die Unterredung zwischen Pfarrer und Presbytern, die wir in voriger Nummer mitteilten, sagt genug. In

einer andern Gemeinde erklärten Presbyter dem Pfarrer, sie ständen ganz auf Seiten der Geistlichen: sie unterzeichneten aber doch und baten um Entschuldigung dafür! In einem dritten Dorfe war das Gerücht ausgesprengt, die Brebacher Hütte würde geschlossen, falls man nicht unterzeichnete. Flugs unterzeichneten auch solche, die auf der Hütte selbst nicht arbeiten. In einem vierten Dorfe unterzeichneten gute Freunde des Pfarrers eine Erklärung wider die Broschüre. Als der Pfarrer lächelnd fragte: warum sie unterzeichnet hätten? ward ihm die Antwort: „Ja, Herr Pfarrer, ging denn das wider Sie? Wir haben ja gar nicht gewußt, was wir unterzeichneten; uns wurde nur gesagt, wir sollten unterschreiben.“ Ich unterschreibe, sagte ein Wirt, sonst kann ich mein Bier allein trinken. Ich unterschreibe, sagte ein Bäcker, sonst kann ich mein Brot allein essen. Man sieht, es sind nicht etwa Stummsche Arbeiter, die unterschrieben hätten, nein bewahre, es sind „unabhängige“ Leute. Endlich! sagte mit Befriedigung tief aufatmend die Norddeutsche Allgemeine Zeitung, als ihr die erste derartige Erklärung vor Augen kam! Man weiß nicht, soll man darüber lachen oder weinen. Es war noch dazu die Erklärung von Brebach, in der Presbyterium und Repräsentation amtlich in tiefster Unschuld zweifellose Unrichtigkeiten behaupten. Es ist nämlich keineswegs der sehnlichste Wunsch von Brebach gewesen, von Arnual getrennt zu werden; daran konnte Brebach gar nicht denken. Es war aber der sehnlichste Wunsch des Freiherrn, sich eine Privatkirche für Privatgottesdienst zu erbauen, zu dem die Gemeinde Brebach gnädigst zugelassen werden sollte. Mit dem Ausrufe: o wunderbare Früchte des „patriarchalischen“ Systems, wenden wir uns von dieser Erklärungsmache ab, es Freiherrn von Stumm und seiner Presse und auch der Norddeutschen Allgemeinen überlassend, damit Staat zu machen und diese Erklärungen gegen die Broschüre der Geistlichen auszuspielen. Die Geistlichen verstehen nun einmal nicht das kirchliche Interesse wahrzunehmen und für Gewissensfreiheit einzutreten.

Aber weiter. Stumm hat dem Königlichen Konsistorium eine Beschwerdeschrift gegen die Geistlichen überreicht, in der er nur achtzehn Unwahrheiten, wie man hört, den Geistlichen vorwirft. Es ist Hundert gegen Eins zu wetten, daß dann Freiherr von Stumm in seiner Schrift mindestens achtzehnmal „unwahr“ ist. Und weil dem so ist, weil die Broschüre der Geistlichen in allen Punkten unwiderlegbar ist, so ist schon eine Ansicht ausgesprochen worden, der wir hier — diesmal Stumm verteidigend — durchaus widersprechen müssen. Man hat gemeint: vor den Gerichten könne Stumm mit seinen Beschwerden gegen die Geistlichen nicht bestehen, ebenso wenig vor der Oeffentlichkeit, da es den Geistlichen ein Leichtes sei, ihn öffentlich der Unwahrheit zu überführen. Darum habe sich Stumm an eine königliche Behörde gewandt, in der Erwartung, daß diese ihm einen Gefallen erzeigen werde, den ihm Gericht und Oeffentlichkeit schlechterdings nicht erzeigen könnten. Um eine solche Meinung zu verstehen, muß man sich erinnern, daß im Saargebiet die Meinung herrscht, königliche Behörden zeigten sich dem Freiherrn von Stumm bis zur Abhängigkeit willfährig. Sicher ist, daß im Saargebiet Beamte, ganz gleich, welcher Kategorie sie angehören, annehmen, sie würden Schwierigkeiten mit ihrer Behörde haben, falls sie mit Stumm in Konflikt gerieten. Woher dieser Glaube? Vestigia terrent. Die Saarbevölkerung hat des öftern Gewaltakte anschauen müssen, bei der auch Behörden nicht unbeteiligt waren. Und die Saarbevölkerung wird die Frage nicht los, weshalb doch ein Landrat oder dieser und jener Beamte aus dem Kreise verschwinden muß, wenn er als Gegner des Privatmanns Stumm bekannt wird. So kommt man zu der Ansicht, eine königliche Behörde werde um so eher geneigt sein, Stumm mit möglichst freundlichen Augen anzusehen, als der König sich offen auf Stumms Seite gestellt habe, und traut Herrn von Stumm zu, daß er selber in dieser Richtung bestimmte Erwartungen hegt.

Wir gehen weder so weit in unserm Mißtrauen gegen Stumm, noch denken wir so über die hier in Betracht kommende Behörde. Das Konsistorium ist zwar ein Königliches, aber ist doch zugleich kirchliche Instanz und steht auf dem starken Grunde

rheinischer Traditionen. Es steht ganz anders da, als die im Streite an der Saar schwer beschuldigten Schul-, Eisenbahn- und Bergbehörden, denen nachgesagt worden ist, sie hätten sich Stumms Interessen allzu willfährig erwiesen zum Schaden nationalgesinnter, vaterlandsliebender, aber selbständiger Bürger. Wer annimmt, daß Stumm in der oben dargelegten Absicht dem Konsistorium eine Beschwerdeschrift überreicht habe, der vindizirt ihm damit eine sehr große Geringschätzung der genannten Behörde. Und wir haben Grund, Stumm einer solchen Spekulation unfähig zu achten: er ist einfach an das Konsistorium gegangen, weil er auf diesem Wege den Widerstand der ihm unbotmäßigen Geistlichkeit am gründlichsten zu brechen hofft.

Daß aber das Konsistorium unmöglich Stumm Recht geben kann, ist für jeden Eingeweihten gewiß. Der Inhalt der Beschwerdeschrift ist durch die Frankfurter Zeitung zum Teil wenigstens bekannt geworden. Nachdem die Stummsche Saar- und Blieszeitung die Frankfurter Zeitung betreffs ihrer Veröffentlichung nur ganz allgemein der Unwahrheit beschuldigt hat, ist es für jeden Kenner der Verhältnisse an der Saar positiv gewiß, daß die Frankfurter Zeitung die Wahrheit berichtet. Ein allgemeines Dementi von Stumm oder seiner Presse herrührend hat sich bisher zu häufig als zuverlässige Quittung für die angeblich zurückgewiesenen Behauptungen erwiesen. Steht es aber so, daß die Frankfurter Zeitung recht berichtet, so wird Stumm eine schwere Enttäuschung erleben.

Es ist unglaublich, was Stumm dem Konsistorium zumutet! Es soll sich betreffs des Kaisertelegramms auf seine Seite stellen, ebenso betreffs des Duellartikels im Evangelischen Wochenblatt, natürlich mit einigen Reserven. Amüsant ist, daß das Konsistorium aus dem Umschlag der Broschüre entnehmen soll, daß die Geistlichen Politik treiben und Anhänger der christlich-sozialen Partei sind. Auf dem Umschlag hat nämlich die Verlagsbuchhandlung Schriften von Naumann u. a. angezeigt. Das Konsistorium wird aber um so eher geneigt sein zu glauben, die Geistlichen an der Saar hätten sich in schlechte Gesellschaft begeben, als auch Uhlhorns Schriften in dieser Empfehlung von Verlagsartikeln mit aufgeführt werden. Sind Stumms Argumente alle von der Art, so dürfte die Antwort dem Konsistorium nicht allzu schwierig werden.

Nun, binnen kurzem muß sich entscheiden, ob und inwieweit die Kirchenbehörde ihre Geistlichen gegen die Macht des Freiherrn von Stumm zu schützen vermag.

Die Ereignisse in Konstantinopel und das armenische Hilfswerk

Die Depeschen, die am Donnerstag abend und am Freitag aus Konstantinopel eintrafen, werden allen denen willkommen gewesen sein, die sich und Andre über das große, an dem armenischen Volke verübte Verbrechen hinwegtäuschen wollen. Armenier haben in der Haupt- und Residenzstadt des türkischen Reiches den Frieden gebrochen — sie sind also doch die Revolutionäre, als die unsre ersten und gesinnungstüchtigsten Blätter sie immer gezeichnet haben: was bedürfen wir weiter Zeugnis?

Wer sich ein wenig näher mit den orientalischen Wirren beschäftigt hat — und das thun hoffentlich von unsern Lesern jetzt recht viele —, der hat vor allen Dingen jenen Depeschen gründlich und hartnäckig mißtraut. Und äußerste Vorsicht gegenüber allen Nachrichten thut noch immer not. Was in dieser Stunde — den 29. abends — einigermaßen feststeht, ist, daß eine Schar „Armenier" die Ottomanische Bank besetzt und nach einigen Stunden gegen gesicherten Abzug das Gebäude übergeben hat. Wer diese „Armenier" gedungen hat, ob es verwegne Hentschakisten waren, ob sonst ein verzweifelter Haufe, der durch diese Demonstration die Aufmerksamkeit der Großmächte für ihres Volkes Not zu erzwingen hoffte, ob die türkische Regierung selbst dahintersteckt, die einen Anlaß haben wollte, die anderwärts so erfolgreich und so straflos begonnene Ermordung ihrer armenischen Unterthanen auch in Konstantinopel

fortzusetzen, ob Beamte der Ottomanischen Bank diesen Coup ersonnen haben, um gewisse Defizits auf eine unverbindliche Weise aus der Welt zu schaffen: niemand weiß es, möglich ist das alles, und den reinen Thatbestand wird die Welt höchstwahrscheinlich nie erfahren. Sicher ist nur Zweierlei. Einmal, daß das armenische Viertel als solches nicht revoltirt hat.*) Und zweitens, daß jener „armenische Putsch" für den türkischen Pöbel das Signal gewesen ist, die Metzeleien von Kleinasien unter den Augen der Botschafter zu wiederholen, wobei nach bewährtem Rezept Polizei und Militär sich passiv verhielten oder Handlangerdienste leisteten.**) Ob am 26., wie ein Augenzeuge jener Greuel dem Berliner Tageblatt schreibt, „mindestens zweitausend" Armenier getötet wurden oder die doppelte und dreifache Zahl, wie viele Opfer noch täglich fallen, Gott weiß es. Aber die Situation wird grell beleuchtet, wenn derselbe Augenzeuge berichtet:

> Ich sah mich gezwungen, an den Artillerieminister Zekki Pascha, in dessen Hause ich wohne, folgenden Brief zu richten:
> „Exzellenz! In unsrer Straße sind fast alle Armenier ermordet und geplündert worden und, wie ich mit eignen Augen gesehen habe, unter Mithilfe oder Duldung der Polizei. Heute früh kam ein höherer Polizist ans Thor und verlangte die Auslieferung des armenischen Hausverwalters. Der Polizist sagte: »Wenn Ihr einen Türken, Griechen, Juden oder Europäer habt, denen würde nichts geschehen, den Armenier aber müßt Ihr gutwillig auf die Straße werfen.« Ich bitte deshalb Euer Exzellenz, zum Schutze Ihres eignen Hauses und zum Schutze der in demselben Wohnenden sofort das Nötige vorzukehren, mindestens aber eine türkische Wache aufzustellen."

Wenn unsre Leser diese Zeilen ins Haus bekommen, wissen wir alle mehr. Konstantinopel ist uns doch so nahe, daß alles Verbergen und Entstellen einer tendenziösen Berichterstattung nichts nützen wird. Dann wissen wir auch, ob die Diplomatie des „christlichen Europa" über Vorstellungen bei der hohen Pforte hinausgekommen ist, die wie immer mit den bündigsten Zusagen prompt beantwortet worden sind. Bisher war es ja, wo die Armenier in Betracht kamen, regelmäßig so: die Mächte forderten, der Türke versprach — und mordete unbekümmert weiter. Auf europäischem Boden macht sich dies Schauspiel doppelt gut.

Es scheint ja, als wollten gewisse Mächte den Zwischenfall mit der Ottomanischen Bank dazu benutzen, die Armenier den Türken — wenn möglich — noch freier ans Messer zu liefern und ihr böses Gewissen damit zu stillen. Solchen Argwohn erweckt es, daß gerade die englischen Depeschen besonders ungünstig über die Schuld der Armenier berichten. Bedeutet das, daß die englische Regierung, nachdem sie im vorigen Jahr dem Druck des englischen Volkes nachgebend sich der Armenier anzunehmen versuchte, mit dem unglücklichsten Erfolge von der Welt, jetzt den ersten Vorwand benutzt, sich wieder offen von der armenischen Sache zurückzuziehen?

Aber überlassen wir die Mächte ihrer kraft-, geist- und charakterlosen Politik. Eine andre Sorge drückt uns mehr, weil sie uns näher liegt. Wird nicht auch das Hilfswerk, das für die Armenier gethan werden muß, unter der Wirkung des bösen Scheines leiden, den der Konstantinopler Putsch in den Augen eines minder scharf blickenden christlichen Publikums auf die Armenier wirft?

Das darf nicht sein.

Wir möchten es unsern Lesern zur heiligen Pflicht machen, sich das Auge nicht trüben zu lassen. Nachdem ein absolut zuverlässiger deutscher Mann, der Pfarrer Dr. Lepsius in Friesdorf, sichere Kunde aus Armenien geholt hat, ist es ein Unrecht, an den Frevelthaten zu zweifeln, die dort türkischer Fanatismus

---

*) Die neuste Depesche aus Konstantinopel via Wien vom 29. versichert zuerst, daß von dem armenischen Komitee ein allgemeiner Angriff an den verschiedensten Punkten der Stadt geplant gewesen sei. Dieser ist aus unbekannten Ursachen unterblieben . . . In Wirklichkeit erfolgte nur ein Angriff auf die Bank. Das ist deutlich. Der Darstellung, die den Berliner Blättern von der türkischen Botschaft zugegangen ist, wird doch hoffentlich niemand irgend welchen Wert beimessen.

**) Ebenda: „Da kurz, nachdem der Angriff auf die Ottomanbank bekannt geworden, in den türkischen Stadtvierteln die Parole zur Verfolgung der Armenier ausgegeben wurde, begann eine förmliche Razzia gegen die Armenier, die auf den Straßen und in ihren Häusern niedergemetzelt wurden. Einzelne Mitglieder der Botschaften waren Augenzeugen von Totschlägen."

an einem wehrlosen Volke verübt hat. Im Reichsboten sind inzwischen noch drei Artikel von Lepsius erschienen: 7. Die Verantwortlichkeit der Mächte (Nr. 199 und 200), 8. Satyrspiel (Nr. 201), 9. Hungersnot (Nr. 202, 203, 204). Wer sich dies Blatt nicht verschaffen kann,*) der greife zu der binnen kurzem erscheinenden Broschüre, die obendrein ein noch reicheres Material bieten wird. Den hier aufgedeckten Thatsachen gegenüber verschwinden die paar Leute, von denen die Ottomanische Bank gestürmt wurde, in das Nichts absoluter Bedeutungslosigkeit; dafür tritt riesengroß vor uns hin die Verpflichtung, dies elende vom Türken zertretne Christenvolk vom Hungertode zu retten.

Die Wege dazu sind Gott Lob! gebahnt. Die amerikanischen Missionare in fast allen größeren Orten Armeniens bieten ihre Organisation dar. Aber es scheint, daß Deutschland vor andern Ländern berufen ist, mit Hand anzulegen. Amerika hat bisher 2 Millionen Mark, England $1^1/_2$ aufgebracht, aber die Gaben fangen an von dort her spärlicher zu fließen. Die französische Schweiz sammelte 100000 Franks, ungefähr ebensoviel die deutsche. Im Reich mögen 150000 Mark zusammengekommen sein. Der „Hilfsbund für Armenien," der am 28. in Frankfurt a. M. tagte, sagt sich, daß nach gewissenhaften Berechnungen mindestens 1 Million Mark wird aufgebracht werden müssen, wenn für den kommenden Winter die äußerste Gefahr von dem Reste des armenischen Volkes in der Türkei abgewendet werden soll.

500000 Menschen sind ohne alles, was sie zum Leben brauchen. Ihre Bedürfnisse mögen noch so gering sein (ein Almosen von 10 bis 15 Pfennigen die Woche für die Person mußte bisher genügen ihr Leben zu fristen), so gilt es doch, sie zu stillen. Fangen wir an bei den Hilflosesten unter den Hilflosen, den Kindern. Sie müssen im Innern des Landes selbst gesammelt, untergebracht, verpflegt werden. Das Werk in Smyrna und Brussa ist gut, aber die Reise dahin zu teuer und bei aller dankenswerten Absicht von Kaiserswerth, die Zahl der aufzunehmenden Kinder zu erhöhen, völlig unzureichend.**) Es wird also im Anschluß an die vorhandene Organisation der amerikanischen Missionen das Hilfswerk an den Kindern im Innern organisirt werden müssen. Die Amerikaner können es nicht. Ihre Mission leidet als solche Mangel an Mitteln, und wenn sie auch unter der Not des Augenblicks geholfen haben, wie sie konnten, wollen und dürfen sie ihre eigentliche Berufsaufgabe nicht drangeben. Aber mit Freuden werden sie Hand in Hand mit uns arbeiten, wenn wir Geld und Menschen schicken, das eigentliche Rettungswerk als solches zu treiben. Ich muß darauf verzichten, den Plan dieses Rettungswerkes näher zu schildern. Soweit das um der politischen Lage willen überhaupt angeht, wird es zur rechten Zeit von berufenerer Seite geschehn. Genug daß ich verbürgen kann, daß der Plan ebenso von frommer Entschlossenheit wie von praktischer Einsicht in das Durchführbare und Notwendigste getragen ist. Es gilt also mit allem Eifer die Sammlungen fortzusetzen. An der nötigen Litteratur, auch an billigen und unentgeltlichen Flugschriften, das Interesse zu wecken und zu wahren, wird bald kein Mangel sein. Es gilt aber ferner, daß deutsche Männer und Frauen den Mut finden, sich mit ihrer Person dem Liebeswerk zur Verfügung zu stellen und für kürzere oder längere Zeit den Armeniern an Ort und Stelle zu dienen. Gerade Deutsche sind aus mancherlei Gründen dazu besonders berufen. Je mehr Bildung und Tüchtigkeit jemand zur Verfügung stellen kann, desto besser, vor allen Dingen ist aber freilich christliche Opferfreudigkeit not.

Wir bitten unsre Freunde, daß sie sich diese Sache herzlich angelegen sein lassen, auch im Gebet. Wer irgend weiß, um was es sich handelt, kann es ja nicht lassen mit ganzem Herzen dabei zu sein. Bald wird niemand, der es nicht weiß, noch eine Entschuldigung haben. Wer ernstere Fragen zu stellen hat, der wende sich an den Sekretär des Hilfsbundes, Pfarrer Dr. Lepsius in Friesdorf bei Wippra (Provinz Sachsen).

R

*) Es thut mir herzlich leid, daß wir mit dem Reichsboten in dem Augenblick, wo er sich durch die Veröffentlichung der Lepsiusschen Artikel ein von uns hoch geschätztes Verdienst erwirbt, in eine Kontroverse darüber geraten sind, ob und inwieweit er bisher der armenischen Sache teilnahmlos gegenübergestanden habe. Wir würden am liebsten darauf nicht zurückkommen, aber der Reichsbote hat diesen Vorwurf als eine „empörende Unwahrheit" bezeichnet. Dem gegenüber beschränke ich mich auf die Bemerkung, daß ich als Leser des Reichsboten von März bis Juni, also monatelang mit Schmerzen darauf gewartet habe, daß dieses politisch so charaktervolle Blatt endlich für Armenien in Aktion treten möchte. Daß es nicht am guten Willen gefehlt hat, liegt nun zu Tage.

**) Wir werden oft gefragt, ob es nicht möglich sei, armenische Kinder nach Deutschland einzuführen, man sei bereit, sie aufzunehmen. Es ist aber, wie wir solchem freundlichen Erbieten gegenüber ein für allemal aussprechen möchten, ganz abgesehen von den Kosten um der Kinder selbst willen und aus andern ernsten Gründen eine moralische Unmöglichkeit.

Zur Würdigung der neuesten Dichtung in Deutschland

5

Nun noch einiges über das, was die Leser der Christlichen Welt vielleicht am meisten interessirt: Wie stellen sich diese Dichter zum Sozialen und zur Religion?

Als ich in ganz jungen Jahren in Berlin noch offiziell Germanistik studirte und Karl Emil Franzos' „deutsche Dichtung" mit dem, was drum und dran hängt, besonders goutirte, wurde mir diese „Poesie" geradezu widerwärtig aus zwei Gründen.

Ich habe nie etwas in diesen Dichtungen von den die Zeit bewegenden Fragen verspürt. Wollte man aus dieser Dichtung einen Rückschluß auf das wirkliche Leben machen, so würde man hiernach zu der Ansicht kommen müssen: Leben heißt trinken, liebeln, singen. Was zweitens die Religion angeht, so ists nach dieser Art Dichtung gerade so, als ob man in vorchristlicher Zeit lebte, oder als sei die Religion überhaupt und das Christentum insbesondre nur Eigentum einiger wenigen psychisch minderwertigen Personen, für die großen Geister aber wie für das Volk im ganzen ein längst überwundner Standpunkt. Ganz anders bei den Modernen.

Es giebt wohl kaum einen Band Gedichte von ihnen, in dem nicht die „soziale Frage" irgend eine Rolle spielt; und wenn dabei der eine oder andre vorübergehend auch zum Sozialdemokraten wird, so ist mir solch ein ehrlicher, begeisterungsfähiger Sozialdemokrat noch hundertmal lieber als jene seichten Genüßlinge mit ihrer Atelier- und Nachtischkunst. Ich kenne ferner auch kaum ein modernes Gedichtbuch, in dem sich dessen Verfasser nicht irgendwie mit religiösen Fragen herumschlägt. Mag er die „Pfaffen" auch in manchmal recht kindischer Weise hassen, die Person Christi zwingt ihnen allen Ehrfurcht ab; und wenn diese Leute zumeist in Jesus von Nazareth nur das religiöse Genie sehen, so ist das doch immer noch bedeutend mehr, als wenn man diese Persönlichkeit einfach ignorirt, wie es in unsrer vielgelesenen Salon- und Modelitteratur der Brauch ist. Lassen wir für beides wieder möglichst die Dichter selbst reden.

Der Dichter findet z. B. am Wege ein schmutziges Kartenblatt. Nehmen wir einmal an, einer unsrer Modelitteraten ließe sich durch diesen Fund zu einem Gedicht inspiriren. Man kann wohl mit Sicherheit darauf rechnen, sein Gesang liefe auf Becherklang, Spiel und Küssen hinaus, oder wenn er gerade in etwas blutdürstiger Stimmung wäre, würde er aus dem Stoff eine Ballade machen voll Mord und Totschlag wegen Eifersucht der Zecher beim Trinkgelag, und die Schmutzflecken würden zu grausen Blutflecken. Hören wir nun, was einer der Modernen daraus gemacht hat, Gustav Falke — es ist nicht meine Schuld, daß ich schon wieder einen neuen Namen nennen muß, die „Fülle der Gesichte" ist eben außerordentlich.

Das Kartenblatt

Ich fand ein schmutziges Kartenblatt,
besingert viel, am Wegesrand,
glitt dem, ders da verloren hat,
auch Glück und Gunst mit aus der Hand?

Auf welchem Tisch, bei welchem Trank
wohl dieser Bube Trumpf schon war,
Treffbube, anfangs blitz und blank,
und jetzt besudelt ganz und gar.

Und der, der ihn zuerst getrumpft,
und der, der ihn zum letzten stach,
sind sie, wie er, am Weg versumpft,
nachdem das Glück die Treue brach?

Vielleicht in dumpfer Niederung,
ein trüber, träger Lebensbach,
vielleicht ein Strick, ein kurzer Sprung,
vielleicht ein Schuß — wer fragt danach? —

Ich glaube kaum, daß einer unsrer Modedichter, wenn er bei Pfordte in Hamburg schlemmt, sich dadurch zu etwas Anderm begeistern läßt als eben zu einem Schlemmerlied. Nehmen wir dagegen Liliencrons Gedicht: „Hunger." Bei Pfordte sitzen sie, ein Sportsman, ein Verleger und zwei Dichter, beim Diner und Pommery.

Vers 10: Wer biegt aus jener Straße her — nein da —
Wo just der Offizier vorbeigegangen —
Nun bleibt er stehn — am Laden dort — holla —
Es könnte jedem vor dem Antlitz bangen.
Sprühn seine Lippen ein Anathema?
Was will der wüste Kerl sich unterfangen?
Er drängt auf Pfordtes Haus die Nackensehnen
und sieht den Herrn am offnen Fenster lehnen.

Vers 11: Und drohend ballt sich seine Faust nach oben,
die Nägel scheinen sich ins Fleisch zu graben.
Sein Kalabreser, auf die Stirn geschoben,
umrahmt die bleichen Züge eines Knaben,
in denen Wogengang und Stürme toben
und gräßlich Strandgut ihren Küsten gaben:
Du Schurke, du, ich hungre seit vier Tagen,
du füllst dir mit Kapaun und Sekt den Magen!

Vers: 15: Wißt ihr, was Hunger ist? Ihr wißt es nicht,
denn was ihr Hunger nennt, ist nur ein Sporn,
auf den durch Jagd und Bad ihr seid erpicht
ihn künstlich scharf zu schleifen, ist ein Dorn,
der sanft das fette Eingeweide sticht,
ein scheinheilig Gefühl, ist Bühnenzorn.
Euch ist der Hunger leichtverzäunte Szene,
und lachend beißen fort sie eure Zähne. U. s. w. —

Wie richtig schildert Mackay die Kluft zwischen Einst und Jetzt:

Vorbei ist die Zeit der zarten Gefühle, die zärtlich in Worte gebannt,
Wo Freundin und Freund in Liebe der Seelen tiefinnig verbunden.
Jetzt wird ein flüchtiges Wort, vergessen so schnell, wies entstand,
Mit Sturmeseile hinaus über Meere und Lande gesandt;
Die Zeit hat den klingenden Draht deinen maßlosen Wünschen erfunden.

Sie sitzen nicht mehr, wenn abends die Stunde der Ruhe schlägt,
vor ihren eigenen Thüren und lassen die Rede nicht wandern
von Mund mehr zu Mund, daß jeder sein Wort zu den übrigen legt.
Sie lesen die Zeitung mit hastigem Blick und finden, was jeden bewegt,
Sie giebt ihnen Kunde tagtäglich — wer fragt da nach Andern?

Sie haben gelernt, sich zu nutzen die Zeit; denn die Zeit ist Geld.
Sie pressen die Seele zu stündlichem Frohn und häufen ihr Wissen.
Sie kennen es wohl und treiben es alle, das Triebrad der Welt,
was schadet es da, wenn der Friede des Glücks an dem rasenden Schwunge zerschellt?
Sie fühlen es kaum — sie sind alle hinein in den Strudel gerissen.

Wie treffend schildert Conradi die Stimmung, die über unsrer Zeit liegt, mit den Worten:

Noch aber liegts wie schweres Erz
auf Land und Volk, wie Winterfrohn —
und doch verzweifle nicht, mein Herz,
die Frühlingsstürme wehen schon.

Wie fühlen diese Dichter mit den Armen und Elenden! Z. B. Henkell in seinem „Lied vom Arbeiter":

Es summt und dröhnt mit dumpfem Ton,
und qualmt und raucht ringsum
und Mann an Mann in schwerer Frohn
an seinem Platze stumm.
Der Hammer sinkt, die Esse sprüht,
das Eisen in der Flamme glüht.

V. 7: Das ist ein rauhes Weltgebot,
auf ewig Herr und Knecht;
das Auge blitzt, das Feuer loht,
Ihr Herren, seid gerecht!
Der Hammer sinkt, die Esse sprüht,
das Eisen in der Flamme glüht.

V. 8: „Und wenn ein Gott im Himmel nicht
den bangen Ruf versteht,
dann stürm herein, du Weltgericht,
wo alles untergeht!"
Der Hammer sinkt, die Esse sprüht,
das Eisen in der Flamme glüht.

Mit wie unheimlichen Farben schildert Holz den Werdegang, wie Treitschke sagen würde, eines Proletarierführers:

Ich sah ihn Tag für Tag,
als wäre nichts geschehn,
still mit dem Glockenschlag
an seine Arbeit gehn;
das Halstuch rot wie Blut,
von Locken wirr umflogen,
den Kalabreserhut
tief in die Stirn gezogen.

Und nun wird seine Entwicklung geschildert von der Geburt an. Seine Mutter? Er kennt sie nicht.

Vielleicht liegt sie schon tot
in einer ekten Gosse,
vielleicht bespritzt mit Kot
ihn ihre Staatskarosse.
Ein armes Findelkind,
im ersten Morgengrau
umweht vom Winterwind
fand ihn die Zeitungsfrau.
Er thats ihr lächelnd an,
der rosige Rebeller,
und auf nahm ihn ihr Mann
in seinen Schusterkeller.

Da wächst er auf: früh muß er mithelfen ums tägliche Brot:

Er stand im Setzersaal,
die Hand am Letternkasten,
und half das Volksjournal
des Nachts zusammenhasten.

In wüster Umgebung wird er älter und verbitterter, und nun erkennt ers:

Es war sein eigen Los,
das Los von Millionen.

Selbstsucht regiert die Welt:

Da winkte wie ein Ziel
ihm fern ein goldner Schein,
und mehr als einmal fiel
ihm der Messias ein.

Er grübelte und sah:
Noch wird das Volk geknutet,
das Herz von Golgatha
hat sich umsonst verblutet.

Vom Schriftsetzer wird er Schriftsteller und:

Wohl stand er hart im Frohn,
ein armer Proletar,
doch blieb sein halber Lohn
beim Bücher-Antiquar.

An jedem Wahltag strich
er ruhlos um die Thüren
und haschte Zettel sich,
Flugblätter und Broschüren.

Er wird Reichstagsabgeordneter:

Er sprach, und wenn er schwieg,
klangs linksher wie hurra,
denn hüben wars ein Sieg
und drüben ein Eklat.

Und flogs dann durch das Land,
wo heiße Stirnen tropften,
dann gab man sich die Hand,
und tausend Herzen klopften.

So lebt er, bekannt bei den Seinen, und wartet der Zeit:

Einstweilen stürzt sein Zorn
ihn noch nicht in den Streit;
er freut sich, wie das Korn,
das er gesät, gedeiht.
Schon kann ers hoch und dicht
mit beiden Händen greifen,
doch noch ists Aufttag nicht,
er läßt es reifen, reifen . . .

Ich sah ihn Tag für Tag,
als wäre nichts geschehn,
still mit dem Glockenschlag
an seine Arbeit gehn;
das Halstuch rot wie Blut,
von Locken wirr umflogen,
den Kalabreserhut
tief in die Stirn gezogen.

Furchtbar ist Julius Harts Gedicht: „Die Luft war rot" — das Selbstbekenntnis einer Proletariermutter, die im Wahnsinn des Hungers und der Not ihre eignen Kinder ermordet. Hier ein paar Strophen daraus:

V. 1: Oh, bitterkalt war die Winternacht, und die Luft — —
ja, die Luft war rot.
Da hats mich gepackt, und leis stand ich auf — — 's war
nur, weil die Luft so rot — —
Ja, so furchtbar rot das wilde Gewölk, das finster durchs
Fenster mir sah.
's war wohl kein Himmel, die Hölle wars, was ich düster
über mir glühen sah.

V. 3: Das Jüngste stöhnte leise im Schlaf, wie ein welker Zweig war sein Händchen so dürr,
und ich sah sie all drei, von Hunger so schmal, wie welke Reiser so braun und so dürr — —
Meine Kinder all drei, so krank und so schwach — — und draußen der Sturm und die glutrote Nacht,
die uns alle, die Armen und Schwachen verschlingt — — sie hat es in Schuld, die glutrote Nacht.

V. 7: Und über sie trat ich und beugte mich tief — — sie lagen so eng, Gesicht an Gesicht,
Vor schaurigem Frost zusammengedrängt — so grau wie Asche das welke Gesicht — —
Noch einmal fiel ich an ihre Seit und preßte wild ihren blassen Mund,
und preßte mein Haupt in das feuchte Stroh — — und preßte wild ihren blassen Mund — —

V. 8: Und sah gradaus in die Mitternacht — — und sah durch die Luft stumm kommen den Tod — —
Und ich hörte das Beil, und es knirschte dumpf — — und über die Hände rann es mir rot — —
Und „Mutter!“ stöhnte das eine noch und starrte mich an — — und sonst nichts mehr — —
Und das andre fuhr auf und starrte mich an — — und röchelte dumpf — — und sonst nichts mehr — —

V. 9: Oh, wie still, oh wie stumm, oh wie rot war die Nacht
Matt glänzt das trübe Lampenlicht. . . . .

Daß aber jeder von uns mit schuld ist an der Not, das fühlen sie alle, diese Modernen.

Um es einmal recht trivial auszudrücken, wie wahr schildert Richard Dehmel an einem einzelnen Beispiel das ganze Elend der Wohnungsverhältnisse in der Großstadt in seinem „Zu eng“ den Papieren eines Arztes.

Vier Treppen hoch, nach hinten hinaus:
ein hundertfenstriges Vorstadthaus.
Die Kammer schmal
und niedrig und kahl . . .
Kaum konnt ich durch die Thür und kaum
mich drinnen bewegen: so füllte den Raum
ein plumper Sarg, schmucklos und roh,
ein Armensarg. Und auf dem Stroh
des Bettes saß ein magrer Mann,
noch jung, allein mit jenen alten Zügen,
mit denen Gram und Not die Zeit betrügen.

Nun erzählt dieser seine Geschichte: In Aftermiete hat er hier gewohnt für den Tag, denn er fährt Nachtdroschke, sie für die Nacht, denn sie steppt Trauerhüte den Tag über. Da wird sie krank, sie muß also auch den Tag über in der Schlafstelle bleiben, da sehen sie sich. Fürs Krankenhaus ist sie nicht krank genug.

Wir konnten kein ander Gelaß uns nehmen,
wir mußten uns hier zusammen bequemen,
bis wieder sie konnte auf Arbeit gehn.
Ja Herr! und da, da ist es geschehn.
Wir hielten's nicht aus auf die Länge,
Wir beide! man ist ein Mensch doch bloß!
und unsre Sehnsucht war so groß —
wir wohnten zu eng zusammen, zu enge!

So leben sie. Als sie Mutter geworden, kann sie nicht mehr arbeiten, er muß für Drei verdienen. Da betrügt er den ersten Fahrgast.

und noch einmal, und noch einmal —
mir schnitt zu sehr ins Herz die Qual —
und mancher thuts jahrein jahraus,
ums beim Budiker zu versaufen,
und ich, ich wollte Essen kaufen,
und, Herr — bei mir kams raus!

Er wird fortgejagt und sucht Arbeit,

und dabei, scheints, sind sie verhungert.
Er nickte stumpf
und keuchte dumpf
und glotzte hohlen Augs mich an
mit einem Blick so müdgehetzt
so jeder andern Regung bar,
daß mirs den Rücken niederrann.

Der Arzt verspricht ihm Arbeit.

— — bloß sie, sie wird davon nicht wach!

Und nun klagt er wieder, daß nur das enge Zusammenwohnen an allem schuld gewesen, sonst lebten sie heute noch.

Das Gedicht schließt:

Da bin ich stille weggegangen,
mir graute vor der schmalen Kammer,
und durch die Brust schlich mir ein Bangen,
als sei ich auch schuld an all dem Jammer.

Das sind freilich keine säuselnden, rosenduftenden Worte, aber sie kommen von Herzen. Das ist freilich keine Lektüre für nachmittags nach Tisch, aber dafür haben wir ja unsre Tageblätter. Vielmehr, es weht ein unheimlicher Geist durch diese Worte wie durch unsre Zeit; und wer ihn in unsrer Zeit noch nicht deutlich genug spürt, dem kanns gewiß nicht schaden, wenn er ihm einmal gedruckt nachdrücklich unter die Nase weht. Ueberhaupt meine ich, daß keinem von uns von Zeit zu Zeit solche Lektüre schaden kann, die uns ein wenig am Zopf hält, daß wir nicht wieder vornüber einnicken, nachdem wir eben angefangen, uns den Schlaf aus den Augen zu reiben.

Geradezu bewundrungswürdig ist aber, wie diese Poeten trotz allem hoffnungsfroh in die Zukunft blicken.

Henkell sagt in seinem „Wir sind die Armen“:

Wir sind die Armen, wir sind die Elenden,
Arme und Elende sind wir nicht,
weil mit reichen Tönen, mit glückbeseelenden
zu uns die Stimme der Zukunft spricht.
Wir sind die drunten in Tiefen wohnenden,
um unsre Stirne noch streift die Nacht,
doch wir beneiden die oben Thronenden
nicht um die prunkenden Sessel der Macht.

Denn in die Tiefe sollen versinken
gleißende Herrlichkeiten der Herrn,
Stürzen zur Rechten, stürzen zur Linken,
ob ihrer Häupter erbleicht ihr Stern.
Aber zu unsern Häuptern entflammen
Sterne der Freiheit ihr funkelndes Licht,
Säulen der Häßlichkeit brechen zusammen,
nimmer, was wir erbauen, zerbricht.

Uns ist gefallen ein Los vor allen
unvergleichlich und wahrhaft schön:
Wir steigen aufwärts, und vorwärts wallen
wir zu des Lebens leuchtenden Höhn.
Wir sind die Armen, wir sind die Elenden,
Arme und Elende sind wir nicht,
Weil mit reichen Tönen, mit glückbeseelenden
zu uns die Stimme der Zukunft spricht.

Wie siegesgewiß schreiten die folgenden Strophen Henkells einher:

Wir sind die „modernen Barbaren,“
wir rücken Mann für Mann
in unüberwindlichen Scharen,
in schwellenden Scharen heran.
Wir kommen mit Hammer und Meißel,
wir kommen mit Letter und Buch
wider der Menschheit Geißel,
wider den goldenen Fluch.

Wir sind die „modernen Vandalen,“
wir wandeln wuchtig und schwer
in eisenbeschlagnen Sandalen
die Pfade der Zukunft daher.
Wir schreiten mit dröhnendem Schritte
durch die goldenen Pforten der Zeit.
Wir wandeln Ordnung und Sitte,
Gesetz und Gerechtigkeit.

Schließen will ich dies „Soziale“ mit den optimistischen Zukunftsblicken dieser Modernen durch die beiden Strophen Heinrich v. Reders, die uns zurückblicken lassen auf die erste große soziale Erhebung Deutschlands seit dem Mittelalter:

Ich bin der arme Kunrad
und komm von nah und fern,
von Hartematt, von Hungerrain
mit Spieß und Morgenstern.
Ich will nicht länger sein der Knecht,
leibeigen, fröhnig, ohne Recht.
Ein gleich Gesetz, das will ich han,
vom Fürsten bis zum Bauersmann.
Ich bin der arme Kunrad,
Spieß voran,
drauf und dran!

Ich bin der arme Kunrad,
trag Pech in meiner Pfann!
Heijoh! Nun gehts mit Sens und Axt
an Pfaff und Edelmann.
Sie schlugen mich mit Prügeln glatt
und machten mich mit Hunger satt,
sie zogen mir die Haut vom Leib
und thaten Schand an Kind und Weib.
Ich bin der arme Kunrad,
Spieß voran,
drauf und dran!

Wir kommen zum Religiösen in der „Moderne." H F

Verschiedenes

(**In Freud und Leid**) Letzte Lieder von Julius Sturm. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1896. 149 Seiten; geb. 3 Mk.

Diese Gedichtsammlung sollte eine Gegengabe des Dichters für die Freunde sein, die an seinem achtzigsten Geburtstage, dem 21. Juli d. J., seiner gedenken würden. Es war ihm nicht beschieden, diesen Freudentag zu erleben; er starb am 2. Mai nach schweren Leiden. Einer unsrer liebenswürdigsten geistlichen Sänger ist mit ihm verstummt. Seine Kunst, an den Forderungen der Poesie gemessen, war nicht sonderlich groß. Fast alles, was er schrieb, war beschreibende, oft auch lehrhafte Dichtung. Eigentliche lyrische Gestaltungskraft war nicht seine Sache. Aber es wurde ihm leicht, fromme Betrachtungen, namentlich die geistlichen Berufsgedanken in flüssige Verse und klangvolle Reime zu gießen. Von diesen schier zahllosen Versen und Reimen werden voraussichtlich nicht viele seine Lebenstage überdauern. Umso mehr wäre es eine dankbare Aufgabe, auf die hiermit hingewiesen sein soll, aus den zahlreichen, von dem Sänger selbst herausgegebnen Sammlungen seiner Werke einen recht gesichteten und nicht umfangreichen Band zusammenzustellen, der das Beste und litterarisch Wertvolle der Sturmschen Muse vereinigt böte. Können wir nicht besonders groß von der Kunst des heimgegangnen Dichters denken, umso mehr ansprechend ist uns die Betrachtung des Christen und Mannes. Denn aus all den Gedichten redet eine so fromme und lautere Seele, daß man es sehr wohl begreifen kann, wie der liederreiche Sänger vielen unsers Geschlechts der Lieblingsdichter, weil ihr geistlicher Berater und Trostspender, gewesen ist. Und so bleibt sein Andenken unter uns gesegnet als das eines in Demut gläubigen und im Glauben starken Christen, der seines Lebens Summe selbst zog in den Versen (Seite 35):

Ich habe geliebt, so lang ich gelebt,
Hab mutig gestritten und Hohes erstrebt,
Es wohnten verträglich in meiner Brust
Das tiefste Leid und die höchste Lust;
Oft hat mir die Sorge den Frieden bedroht,
Und oft auch stand mir zu Häupten der Tod:
Doch blick ich zurück, erkenn ich es klar,
Daß alles Gnade, nur Gnade war.

R Bürkner

(**Letztes aus Konstantinopel**) Nach Schluß der Redaktion. Folgende Depesche aus Sofia vom 30. nachts 11 Uhr wollen wir unsern Lesern nicht vorenthalten:

„Ein hiesiger Großmachtagent, ein genauer Kenner der Türken, behauptet auf Grund von Privatberichten, der Angriff auf die Ottomanbank erfolgte durch Kurden und war seitens des Palais arrangirt. Der Sultan brauche ein Massacre der Armenier, um die Muhammedaner mit den Konzessionen für Kreta auszusöhnen. Er betont, daß die neuen Depeschen keinen einzigen Namen eines Armeniercheis berichten. Der freie Abzug der letztern sei eine Komödie gewesen."

Wir bitten unsre Freunde das die Armenier betreffende Inserat zu beachten. R

Quittung

Für Armenien (die mit * versehenen Gaben insbesondre für die armenischen Waisen): 120 Mk. gesammelt im Evangelischen Arbeiterverein in Chemnitz*; 75 durch F W, Augsburg*; 27,30 gesammelt auf der Dekanatssynode Lauterbach in Oberhessen; 20 von Ph C, Frankfurt a. M.; 10 aus der Gemeinde Colenfeld bei Wunstorf; 5 gesammelt im Jünglingsverein in Lennep*; 4 von C, Birkenfeld.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 36 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde dieses Blattes,

die willens sind, ihren Namen einer allgemeinen deutschen Hilfsaktion für die Armenier zur Verfügung zu stellen, werden gebeten Herrn Pfarrer Dr. Lepsius in Friesdorf bei Wippra ohne Verzug davon zu benachrichtigen.

Freunde der Christlichen Welt
in Frankfurt a. M. und den benachbarten Gebieten

treffen sich bis auf weiteres **an jedem ersten Montag im Monat nachmittags 5—7 Uhr** in Frankfurt a. M., **Rosenau**, Reuterweg 8. Auch Frauen sind willkommen. 7. September: Ueber David Friedrich Strauß.

Junge Mädchen finden Ausbildg. i. Haushalt, i. Sprachen, Litteratur u. Handarbeit. Zimmer für **Erholungsbedürftige.** Schöne Gegend, gesunde Lage.
Frau verw. Oberpfarrer **Naumann**, geb. Ahlfeld, und Töchter
Schwarzenberg i. Erzgeb. (K. Sachsen)

Hauslehrer
gesucht zur Vorbereitung von 4 bis 5 Knaben bis zur Quarta oder Untertertia des human. Gymnasiums. Offerten mit Ansprüchen unter J C P an die Exped. d. Bl.

Tuch u. Buckskin
Ueberzieher-,
Cheviot- und **Kammgarnstoffe** in den neuesten soliden Dessins, **schwarze Satins** und **Croisés,** hochfeine Qualitäten, sowie **Altar-** und **Kanzeltuch,** reinwollen Fabrikat und gute Farben, versendet stück- und meterweise zu sehr billigen Preisen. Reichhaltige Musterauswahl frei.
Theodor Herrmann
in **Sagan Nr. 34** (Schlesien).

1000 M. Pfarramtskandidat bittet gütige Menschen um Darlehn von insgesamt 1000 Mk. zu 3½ % zum einj.-freiw. Dienst. Examina gut bestanden; Zeugnisse, Empfehl. zu Gebote; Geldsendungen an pastor loci; gute Bürgschaft. Frdl. Off. sub: **C. theol. 1000** an d. Exped. d. Ztg.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162.**

Vorkursus: October. **Anhalt. Bauschule Zerbst.** Wintersem.: 4. Novembr.
Bauhandwerker, sowie **Fachschule für Eisenbahn-, Strassen- u. Wasserbautechniker.**
Reifeprüfung vor Staatsprüfungs-Commiss. Kostenfreie Auskunft durch die Direction.

Transparente Bilder
aus dem Leben Jesu
von überaus schöner Wirkung

unter günstigen Bedingungen zu verleihen. Näheres bei Vereinsdirektor **P. Dr. Roch, Leipzig.**

Preisausschreiben

Für die bei J. Hörning in Heidelberg erscheinenden, von Professor D. th. Drews in Jena, Pfarrer Issel in Betberg und Prediger Dr. Kind in Berlin herausgegebnen „Pfennigpredigten" wird eine Serie von 8 Manuskripten (jeweils mit Liedervers und kurzem Schlußgebet) über die Seligpreisungen Matth. 5, 1 bis 12 gewünscht. Diese Manuskripte sollen mit der Predigt gemein haben die Behandlung eines besondern festgeschlossenen Gegenstandes im Tone vollendeter volkstümlicher Schlichtheit, die den Geringsten wie den Gebildeten in gleichem Maße packt, sollen sich aber von ihr unterscheiden durch eine besondre seelsorgerliche Haltung, die, an Herz und Gewissen des Einzelnen sich wendend, etwas vom seelsorgerlichen Zwiegespräch an sich hat.

Für die von den Herausgebern als die beste befundne Arbeit ist ein Preis von 100 Mark ausgesetzt, der eventuell auch unter die zwei besten Arbeiten verteilt werden kann. Die Manuskripte, die für jede Nummer einschließlich Liedervers und Schlußgebet im Druck 4 Seiten Oktav nicht überschreiten dürfen, sind bis 1. Dezember an einen der Herausgeber einzusenden. Der Name des Verfassers ist in einem versiegelten Briefumschlag anzugeben, mit dem Motto des Manuskriptes als Aufschrift. Sämtliche eingehende Arbeiten werden Eigentum der Herausgeber der „Pfennigpredigten."

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine Beilage: Ein Probeblatt der „Kieler Neusten Nachrichten" und der Wochenschrift „Deutsche Volksstimme"

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 37 — Leipzig, den 10. September — 1896

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Der vergessene Krug — Einiges aus der Geschichte Wesels — Vom Gustav-Adolf-Verein: 3 — Die Babis in Persien — Luther, Christliche Sozialpolitik, Innere Mission — Zur Würdigung der neuesten Dichtung in Deutschland: 6 — Verschiedenes: Der Geisteskampf des Christentums gegen den Islam bis zur Zeit der Kreuzzüge; Der feste Grund; Morgenröte und Nachtschatten; Die Arbeit des Diakonissen-Mutterhauses Kaiserswerth an den armenischen Notleidenden; Ueber Armenien — Anzeigen

Der vergessne Krug

Joh. 4, 24—34

Jesus schneidet dem Weibe den Uebertritt auf neutrales Gebiet ab mit dem gewaltigen Worte von dem geistigen Gott und der von ihm gewollten Anbetung. Seinen ganzen Kampf gegen die Verkehrtheit der bisherigen Verehrung Jehovas und seine mit dem eignen Blute besiegelten Bemühungen um den Aufbau einer seinem Wesen entsprechenden Anbetung Gottes hat er in eine unvergeßliche Formel gebracht: Gott ist ein Geist und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. Willig folgt ihm das Weib auf den Boden einer scheinbar rein theoretischen Auseinandersetzung. Wie eine Erinnerung aus der Schulstube klingt es, wenn sie sagt: Ich weiß, daß der Messias kommen und uns alles verkündigen wird. Ungestört durch all ihr Sündenleben, aber auch ohne Einfluß darauf lag dieser Glaubenssatz im Schrein ihres Gedächtnisses. Da erhebt Jesus sich mächtig und groß vor ihrem Blicke als der Messias selbst in einfachem majestätischem Wort, einem der seltnen unmittelbaren Selbstzeugnisse über seine Messiaswürde: Ich bin es, der mit dir redet. Wie aus dem stillen Grab des Gedächtnisses auferstanden in mächtig überwältigendem Leben, entfaltet er vor ihr seine Messiasgröße. Nun fällt es wie Schuppen von ihren Augen, nun lichtet sich das geheimnisvolle Dunkel, das ihn für ihr Auge verhüllte. Er ist der Messias! Daß sie nicht selbst drauf kam, als er ihr so in die Seele griff! Daß ihr Auge so gehalten war, während vor seinem hellen Blick ihre ganze Seele lag! Nun vollzieht sich mit Blitzesschnelle der Uebergang aus dem Wissensglauben in den Gewissensglauben, das göttliche „Es werde Licht" im Gebiet der geistlichen Schöpfung. Wer eine Erläuterung sucht zu dem „Nicht aus eigner Vernunft noch Kraft," sondern durch den Ruf und die Erleuchtung des heiligen Geistes mit dem Evangelium, hier ist sie. Und wer argwöhnisch ihrer Umwandlung nicht traut, wem ihre Einladung an ihre Landsleute noch ein wenig zu verstandesmäßig klingt, als ein Wort des Staunens über einen Menschen, der die Vergangenheit kennt, den verweise ich auf den vergessenen Krug. Der fremde Rabbi am Brunnen hat ihr die Gedanken benommen, sodaß sie alles vergißt. Sie folgt allein dem Gedankenzug, den er in ihr erweckt. Nun weiß sie es auf einmal besser. Er braucht ihr keine neuen Eröffnungen über Jerusalem und Garizim zu machen. An dem Licht, das er ihr über ihr Leben warf, erkennt sie den Gesalbten. Und sie schaut ihr Leben in seinem Lichte, weil sie von ihm den tiefen Eindruck des gottgesandten Sünderheilandes empfangen hat.

Sündenerkenntnis und Glaube lassen sich nicht hintereinander machen, sie lassen sich überhaupt nicht machen, sondern sie entstehen miteinander durch den wirkungsvollen Anblick Jesu, der die Gnade und Wahrheit in Einem ist. Nun ist des Fleisches Verständnis verklärt durch den Geist, und des Fleisches List überlistet durch die Wahrheit, nun können die Engel im Himmel fröhlich ihr „Ist gerettet" über eine verlorne und gefundne Tochter singen.

Der vergessene Krug — wir sprechen heute von dem Ueberwältigtwerden, von dem Bilde Christi, hier haben wir einen Fall, wo ein Weib vor ihm ihren Krug am Brunnen stehen läßt. Das größte Glück läßt alles vergessen. Das kommt uns allen einmal, wenn wir im Ernste Christen werden. Wir wissen auch noch allerlei aus der Schulstube von dem Messias, aber er ist uns nur ein Schatten an der Wand oder ein Gerüst von Begriffen, behängt mit ein paar Fetzen seines wirklichen Gewandes. Oder wir sind modern, wir schwören auf das Ueberwältigtwerden durch seine Person, wie unsre Alten auf seine beiden Naturen. Beides gehört zur eignen Vernunft und Kraft, durch die man nicht zu ihm kommen und Herr sagen kann. Er muß auf einmal zu uns treten mitten in unsrer Arbeit und zu uns sagen: Ich bin es. Und das ist erst dann kein Gebilde der Lehre oder der Phantasie mehr, wenn er uns sagt alles, was wir gethan haben. Das sagt nur Er uns, wenn er lebendig und mächtig vor uns aufsteigt. Und was er uns darüber zu sagen hat, ist unendlich viel und wird immer mehr, je länger er vor uns steht. Dann beleuchtet er auch die kleinen Dinge und holt große Sünden heraus. Dann reißt er alle Hüllen herunter und schneidet alle Verbindungsfäden mit der Umgebung, dem Milieu, durch, bis aus dem beliebten Gesellschafter oder dem Opfer der Verhältnisse ein armer sündiger Mensch wird, der nicht weiß, wohin er schauen soll, weil er nackt ist. Dann lenkt der Herr den Blick auf sich. Ueberall Zorn, nur hier Gnade. Dann hat er gesiegt. Den aber muß man bedauern, der dann nicht Kopf und Herz so voll hat, daß er einen Augenblick alles vergißt, Krug und Pflug, Hammer und Feder liegen läßt, den ganzen Marthakram in heiliger Marienbegeisterung, um es laut in alle Welt hinauszurufen: Kommt und seht, ob er nicht Christus ist, der mir gesagt hat alles, was ich gethan habe. Aber nur für einen Augenblick darf man den Krug stehen lassen. Die List des Fleisches will ihn gar nicht mehr aufgehoben haben, sondern möchte im frommen Müßiggang heiliger Geschwätzigkeit ein Samenkorn ersticken, das nur in der heiligenden Arbeit treuer Berufserfüllung sich entfalten kann. Alles hat seine Zeit, Marthas Schaffen und Mariens Sinnen, alles thun Gottes Kinder zu seiner Ehre; vor Jesu Blick lassen sie den Krug einen Augenblick überwunden stehen, und vor Jesu Antlitz tragen sie ihn unverdrossen durch die Wüste im Dienste der Liebe.

Wie kann er dem Weibe solch heiliges Vergessen ihrer und der Ihrigen Notdurft schaffen? Weil er sich selbst vergißt über seinem Werke. Sie lernt ihres Wasserkruges vergessen, weil er nicht an die Speise denkt. Die Jünger kommen eilends aus dem Flecken, den Meister voll Hungers wähnend. Köstlich ist ihr Hangen und Schweben zwischen altem und neuem Verständnis gezeichnet. Sie stutzen über diese Gesellschaft ihres Meisters, aber sie sagen nichts. Sie ahnen, daß er daran

ist, seinen Beruf an den Sündern zu erfüllen. Sie stehen in ihrem Verständnis ihm näher als das Weib. Aber wie hoch er noch über ihnen steht, das zeigt sein Wort, damit er ihr Drängen zurückweist: Ich habe eine euch unbekannte Speise, zu vollenden den Willen meines Vaters im Himmel. Er kennt auch Hunger und Speise, aber es ist alles ins Göttliche erhoben und scheint uns darum verkehrt. Aber wie all sein Umkehren ein Wiederherstellen ist, so ist auch hier tiefste Wahrheit ausgesprochen. Er empfängt, wie er wirkt, und er speist, wie er tränkt. Hat er das Weib dahin gebracht, daß sie sein lebendiges Wasser nimmt und ihren Krug vergißt, dann ist er satt geworden. Was bedarf er Speise, wenn ihm sein Vater im Himmel schenkt, an einer zum Himmelreich berufnen Seele sein Werk zu vollenden? F N

Einiges aus der Geschichte Wesels

Am 7. August dieses Jahres ist in Wesel am Niederrhein die wiederhergestellte und vollendete Willibrordkirche neugeweiht worden in Gegenwart der Kaiserin und des Prinzen Heinrich als des Vertreters unsers plötzlich erkrankten Kaisers. Es werden die Allermeisten ziemlich ratlos nach den Gründen gefragt haben, als sie durch die Zeitung von dem Plane dieser Reise hörten. Noch ratloser würden sie sein, wenn sie wüßten, daß unser Kaiser vor etwa zwei Jahren den Ausspruch gethan hat, daß ihm die Kirchen zu Wittenberg, Jerusalem und Wesel ganz besonders am Herzen lägen.

Was ist nun an der Weseler Kirche so Sonderliches, das zu einer derartigen Zusammenstellung berechtigt? Nun, die Willibrordkirche ist eines der großartigsten und schönsten Gotteshäuser des evangelischen Deutschlands, und ebenso ist die Geschichte der Weseler evangelischen Gemeinde eine der großartigsten und wichtigsten aller deutsch-evangelischen Gemeindegeschichten.

Die Beweise für solche hohen Behauptungen wird man allerdings in den neuren Kunst- und Kirchengeschichten vergeblich suchen, die gehen fast ausnahmslos an jener Nordwestecke unsers Vaterlandes vorüber. Nur Albrecht Wolters, der einstige Weseler Pastor und nachmalige Hallische Professor, dem Beyschlag ein litterarisches Denkmal setzte, hat in einer vergessnen und vergriffnen Schrift vierzig Jahre der Weseler Reformationsgeschichte geschildert. Es ist das eine fast zu gewissenhafte Schrift, die wohl bisweilen rühmend erwähnt wird, jedoch ist mir noch keiner begegnet, der sie ganz durchgearbeitet hätte. Neuerdings hat der Schreiber dieses, der auch bis vor kurzem Weseler Pastor war, die Geschichte der evangelischen Gemeinde Wesel und ihrer Willibrordkirche nach eingehenden Archivstudien herausgegeben,*) wobei unter anderm auch die kirchen- und baugeschichtlich höchst wichtigen Kirchenrechnungen von 1401 bis heute und die Presbyterialprotokolle von 1575 an benutzt sind.

Eine Beschreibung der Kirche können wir hier unterlassen. Ausführlich ist sie in meiner Schrift gegeben, eine kürzere Darstellung mit Illustrationen bringt das Septemberheft der von Spitta und Smend herausgegebnen Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst, auch die vorletzte Nummer der Illustrirten Zeitung brachte einen derartigen Artikel, allerdings mit einer geradezu abscheulichen Wiedergabe einer recht guten Photographie.

Zur Geschichte des Baues mögen hier nur ein paar Bemerkungen Platz finden. Der aus England herübergekommne Apostel des Niederrheins, Willibrord, soll um das Jahr 700 an der Stelle der heutigen Kirche eine Taufkapelle errichtet haben. Eine Sage, die durch urkundlich nachweisbare persönliche Beziehungen Willibrords zu der Gegend des heutigen Wesel recht wahrscheinlich wird. Mit voller Sicherheit ist das Dasein einer Willibrordkirche seit dem Jahre 1000 bezeugt. Um 1200 fand ein Neubau im romanischen Stile statt, der dann von 1424 an unter der Leitung des Meisters Johann

*) Die evangelische Gemeinde Wesel und ihre Willibrordkirche. Düsseldorf, A. Bagel, 1896. 2,30 Mk.

aus Koblenz und von 1500 an unter der des Gerwin aus Langenberg durch einen großartigen, fünfschiffigen Bau in spätgotischem Stile ersetzt wurde, der in der Hauptsache 1540 vollendet war. In diesem Jahre wurde Wesel evangelisch. Die evangelische Gemeinde brachte zwar auch noch große Opfer für ihre herrliche Kirche, aber jetzt brach jene ununterbrochne Kette von Kriegsstürmen über den Niederrhein her, die erst mit dem dreißigjährigen Kriege ihr Ende fand. Da aber war das einst so blühende niederrheinische Land zu Tode wund, und das verarmte Geschlecht der folgenden zweihundert Jahre besaß nicht mehr die Kraft, das übergroße Erbe der Väter zu erhalten, geschweige denn es weiter zu führen.

Endlich gelang es in den siebziger Jahren dieses Jahrhunderts die Beihilfe des Staates zu gewinnen, und von 1883 bis 1896 wurde an der Wiederherstellung und Vollendung der Kirche mit einem Aufwande von über zwei Millionen Mark gearbeitet, nachdem die kaum 9000 Seelen zählende evangelische Weseler Gemeinde aus eigner Kraft 200 000 Mark aufgebracht hatte, deren Abzahlung ihre Kirchensteuer noch auf lange Zeit nicht unwesentlich erhöhen wird. Hierzu kommen noch die vielen und namhaften Schenkungen der einzelnen Gemeindeglieder an Fenstern, Kandelabern und Teppichen, sodaß die Gemeinde mit vollem Rechte sagen darf, daß sie an ihrem altehrwürdigen Gotteshause gethan habe, was sie vermochte. — So ist die Willibrordkirche denn wieder erstanden in früherer Schönheit. Ein würdiges Denkmal der großen Geschichte der Evangelischen am Niederrhein und ein hoffnungsfrohes Wahrzeichen den vielen kleinen zerstreuten Gemeinden, die heute noch dort so wacker für ihren Glauben kämpfen.

Jetzt Einiges aus Wesels Geschichte. Schon aus den vorreformatorischen Wesel ist Seltsames zu berichten: von 1342 läßt sich in ununterbrochner Reihenfolge bis 1539 nachweisen, daß bei der Messe den Laien in der Willibrordkirche der Kelch gereicht wurde, und dabei handelt es sich in der Urkunde von 1342 schon deutlich um einen von alters her anstandslos geübten Brauch. Demnach kann von einer wiklifitischen Beeinflussung hier nicht die Rede sein, eher würde man an Waldenser denken können, deren überaus häufiges Vorkommen am Niederrheine von Trithemius bezeugt wird. Bis zum Jahre 1539 konnte sich dieser Brauch natürlich nur durch die bekannte kirchliche Unabhängigkeit des klevischen Staates, zu dem Wesel gehörte, halten, die durch den Spruch gekennzeichnet wird Dux Cliviae est papa in terris suis.*)

Angebahnt wurde die Reformation in Wesel durch den Konrektor der dortigen höhern Schule (1523 bis 1525) Adolf Klarenbach. Freilich gelang es jetzt noch der katholischen Partei, diesen Mann zu vertreiben und ihn vier Jahre später zu Köln auf den Scheiterhaufen zu bringen, aber seine Saat ging fröhlich auf und breitete sich im Stillen aus; wohl verzögert durch die Wiedertäuferbewegung der dreißiger Jahre die Ernte, aber endlich kam sie doch: am ersten Ostertage des Jahres 1540 bekannten sich 1500 Männer und Frauen in der Willibrordkirche zur Lehre des reinen Evangeliums, der dann bald die gesamte Stadt mit verschwindend wenigen Ausnahmen sich zuwandte.

Aber das ist ja, für sich allein betrachtet, noch nichts Sonderliches. Allerdings war das damalige Wesel mit seinen annähernd 50 000 Einwohnern eine der bedeutenderen Städte Deutschlands, auch war es mit seinen fünf Klöstern und vielen klosterartigen Verbänden, vor allem mit seinem Wunderbild des heiligen Antonius, zu dem jährlich viele Zehntausend wallfahrteten, und von dem auch Johann Fischart berichtet, ein der wichtigeren Burgen der päpstlichen Kirche. Aber nicht darin liegt Wesels geschichtliche Bedeutung, daß es sich selbst der Reformation zuwandte, sondern in dem, was es für die allgemeine Sache der Reformation in Deutschland und namentlich den Nachbarländern gethan hat.

Schon 1544 begann Wesel mit dieser Arbeit. In den Niederlanden regte sich immer stärker die reformatorische Bewegung; aber der gut katholische Kaiser Karl V. war nicht

*) Des Weitern muß ich hier wieder auf meine Schrift verweisen

gesonnen, solche „Pest“ in seinen Erblanden aufkommen zu lassen und unterdrückte mit aller Kraft seiner harten Hand jedes Aufkommen der neuen Lehre. Im Jahre 1543 hatte er noch im raschen Siegesfluge den Klever Herzog Wilhelm, zu dessen Reich auch Wesel gehörte, niedergeworfen und ihm im Lager von Venlo das Versprechen abgezwungen, allerorten in seinem Staate nur den katholischen Glauben zu dulden. Da holt Wesel sich tüchtige Lehrer an seine höhere Schule und schickt dann Boten nach den Niederlanden: „die Stadt und ihre Schule sei evangelisch geworden, und ihre besondre Aufgabe sei es, der Reformation zu dienen, nun möchten die Niederlande ihre Söhne hierher senden, damit sie hier evangelische Bildung empfingen und zu Vorkämpfern für die Reformation herangezogen würden.“ Ein glaubenskühnes Unterfangen. Dem klevischen Hofe standen vor Angst die Haare zu Berge, und immer wieder mahnten die fürsichtigen Hofräte, man möge den „schlafenden Hund“ nicht wecken. Der Kaiser war aber durch andre größere Sorgen gebunden, er konnte deshalb vorläufig nur das Gebot erlassen, daß keiner seiner Unterthanen in den Niederlanden hinfort mit Wesel verkehre oder gar seine Söhne dorthin schicke.

Papierne Waffen helfen überall nicht viel; so wäre es auch hier gegangen, wenn nicht 1547 der Kaiser in der Mühlberger Schlacht das ganze evangelische Deutschland niedergeworfen hätte. Wer konnte dem jetzt schier Allmächtigen noch widerstehen? Allen zwang er sein Interim auf, Schreiben zu, mußte sich fügen und seine evangelischen Pfarr- und Schulherren entlassen, was ihm durch einen vom Kaiser selbst unterzeichneten Brief befohlen wurde (den heute noch das Kirchenarchiv bewahrt), obwohl es auch jetzt erst gehorchte, als das Heer des Kaisers drohend bei Köln stand. Aeußerlich wurde die Stadt jetzt wieder katholisch, und evangelische Gottesdienste durften nur noch in der Verborgenheit des Privathauses gefeiert werden. Ein leichtes Leben hatten die Interimspriester in Wesel wahrlich nicht; das Archiv bewahrt noch heute mancherlei Schreiben, worin Gemeindeglieder ihnen höchst eindringlich auseinandersetzen, daß sie weder Fisch noch Fleisch, überhaupt nichts seien, oft wurden ihre Messen gestört, und manchmal hörten sie hinter sich aus den Volkshaufen die Rede, daß, wer sie totschlage, der thue ein gutes Werk damit. Immerhin war der schöne Plan des Weseler Rates, eine Art evangelische Universität zu gründen, völlig zerstört.

Aber ein andres Werk konnte die Stadt trotz des Interims fortsetzen, ein Werk, wofür ihr die Evangelischen den Ehrenmann der Vesalia hospitalis gaben, und wofür die Katholiken sie in den nicht minder ehrenvollen Vers aufnahmen: „Genf, Wesel und La Rochelle sind des Teufels andre Höll',“ dies Werk war die Aufnahme der aus andern Ländern vertriebnen Glaubensgenossen. Im Januar des Jahres 1545 hatte die Stadt zum erstenmale ihre gastlichen Thore geöffnet; die Einziehenden waren Wallonen aus den kaiserlichen Erblanden, die in Wesel eine besondre Gemeinde gründeten und manche ihrer Volksgenossen nach sich zogen. Es gelang, diese Leute auch durch die Interimszeit hindurchzuretten, und als nun 1552 des Kaisers Uebermacht gebrochen war und das Interim abgeschafft wurde, da kamen neue Flüchtlingsscharen aus den Niederlanden und aus England, wo inzwischen Maria Tudor die Katholische zur Herrschaft gekommen war. So bildeten sich schließlich in Wesel drei Fremdengemeinden, deren eine aus den zuerst angekommenen Wallonen bestand, die andre aus Franzosen und französisch redenden Niederländern, die früher nach London geflohen waren und dort jetzt vor Maria Tudor weichen mußten, die dritte aus Engländern, darunter die Mitglieder der höchsten geistlichen und weltlichen Aristokratie. Ihnen allen, die um des Glaubens willen aus der Heimat geflohen, zum Teil unter den abenteuerlichsten Umständen, die dann unterwegs überall verdächtigt, gehetzt und mit den fürchterlichsten Gefahren bedroht waren, ihnen winkte Wesel zuerst als der rettende Ort, wo sie sich sammeln und erquicken konnten, und wo sie ihres Glaubens leben durften, und dazu in möglichster Nähe der Heimat, zu der hin doch all ihr Wünschen strebte.

Aber leider müssen wir aus dieser Zeit berichten, daß

das gastliche Wesel auch einmal ungastlich wurde. Es ist bekannt, daß damals das evangelische Deutschland von dem unseligen Bruderkampfe zwischen Lutheranern und Reformirten zerrissen wurde. Das Urbild jener konfessionellen Fanatiker, Tilemann Heshusius, war aus Wesel gebürtig und noch durch engste verwandtschaftliche Beziehungen mit den maßgebenden Kreisen verbunden. Nun war Wesel lutherisch, und die Fremdengemeinden zumeist kalvinisch, und Heshusen kam nach Wesel. Die Folgen waren unausbleiblich: Intriguen, Kampf und endlich trotz Melanchthons (von dem das Weseler Archiv noch sieben Briefe und Gutachten birgt) Fürbitte — erzwungner Abzug eines großen Teiles der Fremden. Aber bald überkam die Weseler Bürger doch die Reue, sie verjagten Heshusen und seinen Anhang, das Luthertum trat immer mehr zurück, und nach und nach wurde die ganze Stadt kalvinisch. Und Letzteres war ein Glück, für das man Gott nicht genug danken kann.

Die Niederlande waren reformirt, und als nun 1567 Alba dort sein grausiges Bekehrungswerk begann, wehe den Niederlanden, wenn Wesel lutherisch gewesen wäre. Wer Johann a Laskos Irrfahrten kennt, wer weiß, daß der lutherische Herzog Erich von Braunschweig dem Alba Hilfstruppen „gegen die teuflische und längst verdammte Sekte der Reformirten“ schickte, der weiß auch, auf wessen Seite ein lutherisches Wesel im Heldenringen der Niederlande um ihren Glauben und ihre Freiheit gestanden hätte. So aber hat Gott es anders gefügt.

In gewaltigen Scharen strömten seit 1567 die Niederländer nach Wesel, wo sie teils dauernde Zuflucht, teils doch den ersten Rastort fanden. Hier durften die Fliehenden zum erstenmale wieder frei aufatmen, wieder ohne Angst ihre Gottesdienste feiern. Von welch großem Werte ein solcher Zufluchtsort fast unmittelbar an der niederländischen Grenze war, kann jeder ermessen. Aber Wesel war den Glaubensbrüdern noch mehr als nur ein Zufluchtsort; hier schlugen die Niederländer auch ihre Werberquartiere auf und sammelten unter dem Schutze der gastlichen Mauern immer neue Kriegsscharen gegen die spanischen Unterdrücker. Und nicht allein die niederländischen Kriegsscharen konnten sich hier sammeln und neu ordnen, mehr noch galt das von den niederländischen Kirchengemeinden. Sie waren in der Heimat völlig auseinandergesprengt, eine geordnete Verbindung der einzelnen Gemeindeglieder und der verschiednen Gemeinden untereinander war unmöglich geworden. Da sandten die Gemeinden ihre Vertreter nach Wesel, wo der Grund gelegt wurde zu einer festen Organisation des presbyterialen und synodalen Lebens. Vor allem geschah dieses 1568 auf der sogenannten Weseler Synode, deren Beschlüsse auf der bald nachher stattfindenden ordentlichen Synode zu Emden im wesentlichen bestätigt wurden. Wesel war der Ort, wo mehrere Jahrzehnte hindurch die Fäden der Leitung der niederländischen Kirche zusammenliefen.

Man darf es geradezu aussprechen, daß Wesel der wichtigste Stützpunkt für die kriegerischen Operationen der Niederländer war. Und es war einer der wichtigsten Siege für die Spanier, als sie 1614 in Wesel einziehen konnten, und andrerseits war es geradezu der entscheidende Wendepunkt für die Befreiung der Niederlande, als 1629 die Niederländer unter der thatkräftigen Beihilfe der Weseler Bürger die Spanier aus Wesel vertrieben. Dieselbe Bedeutung hatte unsre Stadt für das kirchliche Gemeindeleben der Niederlande: hier haben sich ihre Gemeinden gestalten dürfen, und von hier aus hat man die Organisation der heimatlichen Kirche durchgeführt und geleitet. Unsägliches hat Wesel um dieses seines Werkes willen erduldet, sein Handel wurde vernichtet und lange Jahre hindurch fast jeder Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten, und als schließlich die Spanier fünfzehn Jahre die Stadt innegehabt hatten, da war aus dem blühenden Orte eine unbedeutende Kleinstadt geworden.

Gleichwohl sind jene Zeiten nicht ohne Segen für Wesel geblieben, ja sie haben durch Wesel Segen gebracht für die ganze deutsch-evangelische Landeskirche. Als die Fremden in Wesel ihre Gemeinden organisirten, da sind auch die einheimischen Weseler in der Gemeindebildung ihnen nachgefolgt, und es ist dort unter presbyterialer Verfassung ein Gemeindeleben

emporgeblüht, so reich und ernst, wie es eben nur bei presbyterialer Verfassung möglich ist. Sogar regelrecht angestellte Gemeindediakonissen hat Wesel schon am Ausgange des sechzehnten Jahrhunderts gehabt. Für den heutigen Theologen, dessen edelstes Ringen doch der Gemeinde gilt, kann es nichts Herzerquickenderes geben, als das Bild eines herrlichen Gemeindelebens, wie es die Weseler Presbyterialprotokolle aus jener Zeit entrollen. Jene Protokolle sind von 1575 bis heute in ununterbrochner Reihe erhalten.

Die Weseler Gemeinde nun gründete andre Gemeinden rings um sich her und schloß sich mit ihnen zu einem synodalen Verbande zusammen. Und als nun die Fremden in ihre befreiten und beruhigten Heimatländer zurückkehrten, und als nach dem Schlusse des dreißigjährigen Krieges die Niederlande sich vom Mutterlande Deutschland trennten, da hatte Wesel mit seinen Nachbargemeinden ein Großes von ihnen gelernt und überkommen: die presbyteriale und synodale Verfassung. Dies Gut hat Wesel allezeit treu gewahrt, und von ihm aus ist es den dadurch auch heute so blühenden Kirchen Rheinlands und Westfalens geworden und dringt jetzt — leider so spät — allmählich auch in die andern evangelischen Landeskirchen Norddeutschlands ein.

Diese geschichtliche Bedeutung Wesels hat der Kaiser ehren wollen am 7. August dieses Jahres, und das wollen wir ihm danken. Freilich wollen wir den Vers nicht vergessen:

> Fürsten sind Menschen, vom Weib geboren,
> Und kehren um zu ihrem Staub,
> Ihre Anschläge sind auch verloren,
> Wenn nun das Grab nimmt seinen Raub.
> Weil denn kein Mensch uns helfen kann,
> Rufe man Gott um Hilfe an.

Aber wir wollen die Weseler Feier als ein Zeichen nehmen, daß in weitesten Kreisen die Ueberzeugung sich Bahn bricht, die auch die unsre ist: daß nur durch lebendige, selbstthätige und sich selbst regierende Gemeinden unsre evangelische Kirche wieder genesen kann, und nur durch den Glauben, der in der Liebe, in der Bruderliebe thätig ist. Hillmann

Vom Gustav-Adolf-Verein

3

Mit Steyr haben wir schon nach Oesterreich hinübergewiesen. Das Elend evangelischer Lehrer in Galizien und der Bukowina schreit nach wie vor zum Himmel. Auch die Not österreichischer Pfarrwitwen dauert fort; aber dort wie hier ist nicht wohlgethan, auf Bittgesuche einzugehen, ohne vorher mit dem Zentralvorstande zu Leipzig sich in Benehmen gesetzt zu haben.

„Aus dem schönen Land Tirol," so hat im ersten Heft des laufenden Jahrgangs seiner Deutsch-evangelischen Blätter Professor Beyschlag einen Artikel überschrieben, um dessen Nachdruck er gleichzeitig bittet. Wir geben den Anfang.

Wer jemals Bozen besucht hat, den Mittelpunkt Südtirols, an dem die Herrlichkeit deutscher Alpenwelt mit der Pracht und Fülle italienischer Natur sich begegnet, der hat gewiß auch den dicht neben der gotischen Hauptkirche gelegnen Friedhof besucht, einen der schönsten der Welt. Durch einen Thorweg mit der großartig einfachen Inschrift Resurrecturis treten wir zwischen Trauerweiden ein in ein großes Geviert, das auf allen Seiten von Arkaden eingefaßt ist, während in der Mitte eine freie Fläche mit Kränzen und Rosen sich ausdehnt, in das die schönen, waldigen, rotglühenden Berge von allen Seiten hineinschauen. In den Arkaden drängt sich Grab an Grab mit lieblichen Bildwerken und frommen Inschriften; auf beiden Seiten des Umgangs ist eine Ausweitung mit einer Fülle von Gedenktafeln: „Die Gemeinde ihrem treuen Hirten" und „Die Stadt ihren verdienten Bürgern." Der deutsche protestantische Fremdling der sich hier ergeht, ist erbaut, berichtigt seine Vorurteile gegen den Katholizismus und denkt: Hier walten doch die Engel des Friedens.

Aber vielmehr erst kürzlich ein Grabskandal; während der evangelische Pfarrer von Meran bei Beerdigung eines ansässigen Protestanten Worte des Trostes spricht, kommt der Kirchendiener angestürzt, schreit: „Protest, Protest!" nämlich gegen das Begräbnis des Ketzers, und die Sakristeidirektion liquidirt dafür: „Geistlichkeit: Ein Priester Protest verlesend einen Gulden." D. Beyschlag zieht den Schluß:

Zwar sind die gebildeten Tiroler, zumal in Bozen, nichts weniger als intolerant, aber sie stehen wie ganz Oesterreich unter der Oberherrschaft des Klerus, der mehr vermag als Gesetz und Obrigkeit. Der Dekan Wieser in Bozen treibt sein skandalöses Handwerk bei protestantischen Beerdigungen nun schon seit achtzehn Jahren; er wird es auch weiter treiben. Das ist das schöne Land Tirol, in das alljährlich deutsche Protestanten zu Tausenden in die Sommerfrische ziehen, das in seiner Schönheit doch arm und unfähig, sich selbst zu ernähren, auf die Fremden angewiesen ist, die jährlich Hunderttausende von Gulden hineintragen; — ist es dem sterbenden protestantischen Gaste nicht wenigstens den Schutz der letzten Ehre, des letzten Segens seiner Kirche schuldig? Aber das Beklagen und Verklagen hilft nicht: wir müssen uns und den Unsrigen helfen. Ist es gelungen, in Innsbruck und Meran evangelische Gemeinden aufzurichten, warum nicht in Bozen, wo es an verscheuchten Protestanten nicht fehlt, wo sich im Frühling und Herbst — ebenso wie in dem unmittelbar anstoßenden Kurort Gries — Hunderte von evangelischen Gästen sammeln. Zunächst muß eine Kapelle gebaut, ein eigner protestantischer Friedhof angelegt und dem protestantischen Pfarrer des durch die Bahn nahegerückten Meran ein Vikar gegeben werden, um das neue Filial zu versorgen.

Im Februarheft kommt Beyschlag auf die Sache zurück; des Propstes Handlungsweise habe das österreichische Ministerium als eine flagrante Rechtsverletzung bezeichnet, aber geschehen ist ihm nie etwas, und wahrscheinlich wird ihm auch diesmal nichts geschehen. Das ist gut österreichisch.

Die Hauptsache bleibt, daß aus diesem Anlaß unsern in Bozen und [illegible] Glaubensgenossen und ebenso unsern deutschen [illegible] Westlichen am [illegible] Gäste nach Südtirol kommen, wirklich geholfen wird. Abgesehen von der Anstellung des Pfarrers von Meran giebt es in [illegible] und Welschtirol über 1200 zerstreute Evangelische, für die so wie gar nicht gesorgt ist, weil der Pfarrer von Meran in seiner Gemeinde die Hände voll hat. Nur in Arco am Gardasee ist ein Kurgottesdienst und Aussicht auf einen Kapellbau. Dagegen ist für Bozen und die ganze Bahnlinie bis Trient und Roveredo ein Vikar zu bestellen, der die Leute besuche und die Kinder unterrichte, in Bozen aber, wo leicht zweihundert Gemeindeglieder zu sammeln sind, predige. Also muß hier eine Kapelle und ein evangelischer Friedhof angelegt und ein an die Gemeinde Meran als Muttergemeinde angeschlossner Vikar stationirt werden. Die Kapelle würde etwa 25 000 Mk. kosten und 12—1400 Mk. Gehalt erforderlich sein. Das sind keine großen Summen. Wer hilft?

Leider macht auch das evangelische Oesterreich-Ungarn nicht überall einen erfreulichen Eindruck. Die „Zustände in der evangelischen Gemeinde A. K. in Wien," wie sie in „Charakterbildern" Dr. Viktor Capesius, Kommissionsverlag Anton Reimann in Wien I, Schwarzenbergstraße 8, 1895; 1 Krone), veröffentlicht hat, sind in der That sehr wenig erfreulich, wenn sie richtig gezeichnet sind, und wären sie dies nicht, so wäre die Veröffentlichung auch unschön. Die Verleihung des luxemburgischen Hausordens an einen Wiener Pfarrer in ihrer Unerbaulichkeit ist schon anderwärts Gegenstand öffentlicher Diskussion geworden, und was durch einen andern Wiener Pfarrer der Tochter eines Presbyters geboten werden konnte, das ist einfach unglaublich, und dafür, daß es wirklich geschehen ist, giebt es gar keine Entschuldigung.

Die verwunderlichen Auslassungen eines ungarischen Memorandums, daß die ungarische evangelische Landeskirche materieller Hilfsmittel, einer Dotation, bedürfe, um im Interesse der magyarisch-nationalen Ideen die in ihrem Schoße auftretenden Nationalitätsströmungen niederkämpfen zu können, haben weithin in der deutsch-evangelischen Presse Aufsehen gemacht. Auch hier ist es vor andern D. Beyschlag gewesen, der es (Deutsch-evangelische Blätter, 1896, III, S. 210) unverhohlen ausgesprochen hat, daß, wenn dies der Geist des Handelns der ungarischen Kirche werde, in Deutschland die Gustav-Adolf-Vereine sich besinnen würden, daß sie Deutsch-evangelische seien. Gegen diese Warnung sind ungarischerseits verschiedne Gegenartikel veröffentlicht worden — der eine in den Preßburger Evangelischen Glocken war auch uns direkt zugegangen — die, wie Beyschlag in Heft V, 347 ausführt, die Sache eher verschlimmert statt verbessert haben und von Beyschlag gebührend abgefertigt werden. Jener Warnung aber wollen wir hier hinzufügen, daß, selbst gesetzt den Fall, daß im Zentralvorstande magyarische Neigungen einen starken Fürsprecher fänden, darum die deutschen Gustav-Adolf-Vereine noch längst nicht einer Benachteiligung oder Verkürzung oder Bedrohung

der evangelischen Sachsen Siebenbürgens teilnahmlos zusehen würden. Gesetzt aber nun, es handelte sich in jenen Sätzen des ungarischen Memorandums gar nicht um die Angehörigen der deutsch-sächsisch-siebenbürgischen Kirche, sondern lediglich um Slaven, um die auch uns wenig sympathische Idee des fortschreitenden Groß-Slavismus, so müssen wir doch fragen, ob Auseinandersetzungen, wie die folgenden, die wir in einem fliegenden Blatte von A. Strauch, evangelisch-deutschem Pfarrer zu Felka in der Zips, Mitarbeiter und Schriftführer in der evangelisch-ungarischen Hilfsanstalt, betitelt: „Die Arbeit und die Freunde der ungarischen allgemeinen evangelisch-kirchlichen Hilfsanstalt" finden, irgend jemandem einen wohlthuenden Eindruck machen können? Der erste Abschnitt handelt von der Arbeit, den Leistungen, dem Kapital, dem Rechnungsausweis der Hilfsanstalt. Der zweite Abschnitt hebt wörtlich an:

2. Freunde

Freunde! Nein! Derer wir hier Erwähnung thun, sind die schädigendsten Gegner unsrer Hilfsanstalt und auch unsrer evangelischen Kirche. Denn anknüpfend an den vorangegangnen Ausweis können wir nur ein entschieden verdammendes Urteil fällen über diejenige — mehr als Schmerz — und mit vollem Rechte Ekel erregende Selbstsucht und über diejenige Unverfrorenheit, die als Eitergeschwür an unsrer evangelischen ungarländischen Kirchenkorporation — unter der zur Schau getragnen Märtyrerliebe und Märtyrertreue zur evangelischen Kirche — im Auslande, auf kirchlichen Versammlungen daselbst, dann in kirchlichen und politischen Tagesblättern und Wochenschriften und in noch empörenderer Weise in an den Zentralvorstand des deutschländischen Gustav-Adolf-Vereins in Leipzig, wie auch an die Haupt-, Zweig- und Frauenvereine desselben in Masse gerichteten privaten Schreiben zum Ausdruck und Ausbruche kommen. Dieser krasse und häßliche Egoismus mit magyarentilgender ohnmächtigen Wut gepaart, giebt sich — ganz ihm ebenbürtig — auch aus dem Lästermunde des Seniors Zoch kund in seinen Aeußerungen letzthin in Schwerin. Und in gleicher Weise gehen alle die für Svatoplukische Ideen eifernden Träumer schon seit Jahrzehnten vor, klagen da draußen über angebliche Bedrückung und Verfolgung, über Beeinträchtigung, ja über Beraubung ihrer slawischen Muttersprache, ihrer evangelischen Religionsübung . . . . und sie thun das alles doch nur in der egoistischen Anhoffnung: die Leichtgläubigkeit und derselben folgend die wohlwollende Opferfreudigkeit der Glaubensgenossen da draußen zu ihrem eignen schnöden Vorteile desto reichlicher ausbeuten zu können. Und weil denn ihnen daselbst das Irreführen und — damit verbunden — die Aussaugung der Liebesgaben bisher immer leicht gelang; so tragen sie natürlich gar kein Bedenken, in ganz ungerechtfertigter Weise haufenweise hinauszueilen, daselbst die glühenden Kohlen ihres Vaterlands und evangelischen Kirchenverrats jemehr und mehr zu schüren und anzufachen, um dann — ganz vergnügt heimkehrend — an dem vollen, für sie süßen Gelingen ihrer Verleumdungen und an den ihnen da draußen gewordnen Liebesgaben sich ergötzend, sich ins Fäustchen zu lachen.

Ihre in Gift getauchten Pfeile sind in erster Reihe gegen die Allgemeine evangelisch-ungarische Hilfsanstalt, namentlich aber gegen die maßgebenden Leiter derselben gerichtet.

Um nun auch den Brüdern im deutschländischen Gustav-Adolf-Vereine ein getreues Bild zu geben dafür, wie diese unsre Hilfsanstalt ihr Samariterwerk — vornehmlich auch im Dienste der armen slawischen evangelischen Gemeinden stehend — betreibt, mögen statt aller Worte auch diesmal die unwiderlegbaren Zahldaten stehen und auf Grund derselben Thaten angeführt sein, indem wir im nachstehenden Ausweise diejenigen Liebesgaben summiren, die im Laufe des Jahres für arme Gemeinden unsrer dreiprachigen Kirche durch unsre Hilfsanstalt, durch den Gustav-Adolf-Verein, durch die ungarische Gesamtkirche und durch die je einzelnen Kirchendistrikte verabfolgt wurden. (Folgen Ziffern u. s. w.)

Dem lieben Bruder aus der Zips wäre der Vers aufzugeben:

Gieb, daß ich meinen Feind
Mit Sanftmut überwind! . . . —

Die Evangelisch-reformirten Blätter aus Prag bringen in Nr. 2 des laufenden (6.) Jahrgangs Folgendes:

Charakteristisch für das Kollektenwesen unsrer Tage erscheint uns ein von der evangelischen „Missionsgemeinde" Augsburger Konfession zu + in Ungarn an alle „Wohlthäter" ausgesandter deutscher Bittruf, der, mit einer Photographie der zu erbauenden Kirche und des Pfarrhauses beklebt und mit einem Sammelbogen versehen, die „dringenden Bedürfnisse" dieser Gemeinde schildert. „Lazarus aus Ungarn" nennt sich die Gemeinde und ruft auch ihre Glaubensbrüder in der „Schweiz" und in „Norvegien," „sogar in Brasilien" um Hilfe an. Das Pfarrhaus des „Lazarus aus Ungarn" präsentirt sich auf dem Bilde außerordentlich — nobel mit folgenden, ausdrücklich benannten Räumlichkeiten: Wohnzimmer, Schlafzimmer, Salon, Arbeitszimmer, Archiv, Speisesaal, Passage, Badezimmer, Speisekammer und Küche. Der Bauplatz wurde „für teures Geld mit 9500 Gulden Auslagen erkauft." Der Bau soll „ohne innere Einrichtung rundweg 20 000 Gulden benötigen." „Zur

inneren Einrichtung (Altar u. s. w.) sind aber auch noch einige 1000 Gulden bedürftig." „Der heilige Eifer hält die aus gebildeter Klasse stammenden Glaubensgenossen aufrecht." Das bisherige Lokal ist ungenügend an Räumlichkeiten für den aus der Diasporamission mit 6 Bahnrichtungen hereinfahrenden Glaubensgenossenbesuch." U. s. w. u. s. w.

Wir können die Lücken ausfüllen; es handelt sich um die „Batscher Diasporamission" in Maria-Theresiopel (Szabadka) und auch wir haben mit einiger Verwunderung nicht allein über das Deutsch in dem betreffenden Aufrufe gelesen, wie die Kirchenvorsteher bitten:

Da ja doch die meisten Gotteshäuser aus den Opferpfennigen gutherziger Spender aufgebaut werden — so seit eingedenk Eurer etwa Gott gethanen Gelübden, teils zur Erlösung einer Plage oder Unglücks, teils aus Dank für erlangten Gottessegen an Vermögen, Kinder oder sonstiger Gnade, gebet Liebesgaben Gott zur Ehre, dem unverfälschten Evangelio zur Förderung u. s. w.

Indessen müssen wir uns in der Hauptsache hier inkompetent erklären; 20000 Gulden für ein Pfarrhaus und Kirchlein zu sammen, erscheint doch nicht exorbitant, ein Badezimmer gönnen wir dem Pastor. Der Zentralvorstand hat kein Bedenken getragen, die Angelegenheit in seine Auszüge aufzunehmen.

Nicht verschweigen wollen wir übrigens auch die Lichtseiten, daß gerade in letzter Zeit in Oesterreich selbst eine schöne Opferwilligkeit sich regt, wie denn ungenannt sein wollende Geschwister den Gemeinden Gallneukirchen und Linz je 5000 Gulden geschenkt haben. Linz ist auch ein Legat von 1000 Gulden zugefallen, sowie ein Geschenk von gleicher Höhe. Dem oberösterreichischen Zweigverein wurde ein Legat von 466 Gulden vermacht. Die evangelische Gemeinde Innsbruck erhielt unter der Verpflichtung der Erhaltung der Grabstätte der Spenderin 6000 Gulden, Meran zur Erweiterung der Diakonissenarbeit ein Geschenk von 1000 Gulden. Am großartigsten aber ist die Stiftung des Herrn Johann Klein für die Zwecke der Protestanten des Herzogtums Salzburg von (nach Abzug aller Gebühren) 209000 Gulden; sie soll evangelischen Lehrlingen, Studirenden, Kranken, bejahrten Personen, Brautpaaren, Kleingewerbetreibenden zu gute kommen, auch der Hebung der Schule, die dem Stifter, einem einst armen Lehrerssohn aus der Gegend von Nürnberg, besonders am Herzen lag. Auch der böhmische Hilfsverein, der Brünner, die Gemeinden Olmütz und Troppau haben z. T. sehr erhebliche Geschenke und Legate empfangen. Eine große Reihe namhafter Legate an galizische Gemeinden, für das Teschener Krankenhaus, das Waisenhaus in Ustron hat ein aus der Gegend von Teschen stammender Buchhändler Johann Andreas Pelar hinterlassen.

Besondre Aufmerksamkeit meinen wir immer jenen Gemeinden zuwenden zu sollen, die wie ein einsames Licht auf dem Leuchter stehen, mitten in einem großen dunklen Lande. . . Dahin rechnen wir Agram in Kroatien, immer noch in finanziell sehr ernster und kritischer Lage, auswärtiger Unterstützung dringend bedürftig. Ferner Essek in Slawonien mit noch ganz unzulänglichen Fonds. Sodann was Bosnien angeht, hat der Pfarrer Schäfer in Franz-Josefsfeld folgendermaßen die wichtigsten Bedürfnisse zusammengestellt: 1. eine dritte Arbeitskraft mit dem Sitz in Sarajevo, 2. eine würdige Sammelstätte, eine Kirche in Franz-Josefsfeld, dem Mittelpunkt des an Seelenzahl stärksten Kreises Dol Tuzla und je ein Bet- und Pfarrhaus in Sarajevo und Banjaluka, 3. ein Pastorationsfonds für alle drei Kreise, oder wenigstens jährliche Subvention, 4. würdige Sakramentsgeräte, 5. Predigt-, Gesang-, Gebetbücher und Katechismen.

Das Presbyterium der Filialgemeinde zu Howczi in Mähren berichtet, daß infolge der römischen Propaganda die Seelenzahl der Evangelischen beständig in Abnahme begriffen sei. Auch im Vorjahre sind vier evangelische Familien zur katholischen Kirche übergetreten. Eine Person erhalte 50 Guden beim Uebertritt, „und so kann sich eine Familie durch Uebertritt bis 300 Gulden verdienen." Dies und ähnliches mehr wurde auf der 33. Jahresversammlung des österreichischen Hauptvereins in Prag zu Anfang September v. J. berichtet; auch daß man den Evangelischen zu Oderberg in Oesterreichisch-Schlesien ihr Gesuch, im neuen Schulgebäude ihre Gottesdienste abzuhalten, abschlug, wobei gerade der Bürgermeister, obschon

seine Frau evangelisch ist, den Ton der Intoleranz anschlug. Damit ist an diesem, nicht unwichtigen Bahnpunkte die Herstellung eines evangelischen Gotteshauses zur Notwendigkeit geworden, für dessen Förderung auch wir dieses Orts gerne eine Bitte aussprechen. Nicht minder aber bedarf auch Jägerndorf einer Kirche, zu der erst 3000 Gulden vorhanden sind.

Aber ich hoffe, auf Oesterreich demnächst einmal wieder zurückkommen zu dürfen. H

Die Babis in Persien

Dr. F. C. Andreas, Die Babis in Persien. Ihre Geschichte und Lehre quellenmäßig und nach eigner Anschauung dargestellt. Leipzig, 1896. 1 Mk.

Der arabische Islam, die Religion, die in ausgesprochenster Weise die Charakterzüge der semitischen Völker an sich trägt, hat, seitdem er den Persern, einem indogermanischen Volke, oktroyirt wurde, zu verschiednen malen versucht, Formen anzunehmen, die den Bedürfnissen des persischen Volkes besser entsprechen. Zu dieser Reaktion haben die älteren in Persien einheimischen Religionssysteme, sowie indirekt auch der Buddhismus beigetragen. So ist unter den Persern auch der Sufismus, die Mystik, entstanden. Der Sufismus suchte die Religion Muhammeds zu vertiefen; jedoch ist ihm dies nicht gelungen, denn der eigentliche Sufi, der zu der höchsten Stufe der Eingeweihten gelangt ist, wird zum pantheistischen Schwärmer. Den neusten Ansatz zur Religionsbildung in Persien, und zwar auf dem Boden des Islam, bildet der Babismus, die Lehre des Bâb (= Pforte, d. h. zur wahren Erkenntnis), von der einer der hervorragendsten Kenner persischer Zustände, Dr. Andreas in Berlin, uns hier ein anschauliches Bild entworfen hat. Dem ursprünglich in der Zeitschrift: „Der Export" gedruckten Artikel des Dr. Andreas ist ein Vorwort und ein Nachwort von der Hand Pastor W. Fabers beigefügt, auf das wir später zurückkommen werden.

Die Ideen, die der Bab, d. h. der im Jahre 1820 geborne Mirza Ali Muhammed hauptsächlich vom Jahre 1844 an verfocht, waren im Grunde wenig neu; wir haben die alte Offenbarungslehre des Koran vor uns, nur daß nach ihm die vollständigste und höchste in der Stufenfolge dieser Offenbarungen jetzt durch das Buch des Bab, den sogenannten Bajan, eingetreten ist; doch ist auch sie nicht als die letzte zu betrachten. Auch hat sich der Babismus bereits wieder gespalten, und ein neues, von Beha verfaßtes Buch wird eifrig studirt. Die Basis des Babismus bildet ein sehr strenger Monotheismus; in eigentümlicher Weise wird der Glaube an das Jenseits hervorgehoben. Doch ist den Lehren dieser neusten Religion auch ein guter Teil Aberglaube beigemischt; so spielt in ihnen zum Beispiel die Zahl 19 eine hervorragende mystische Rolle.

Auch die in Persien von jeher weit verbreitete und mit dem Mahdismus zusammenhängende Idee, daß sich in gewissen Menschen die Gottheit verkörpere, kehrt beim Bab teilweise wieder; der Anhänger Babs, Beha, dem die meisten der heutigen Babis folgen, wurde als wiedererschienener Christus betrachtet. — Auf dem Gebiete der Ethik ist namentlich hervorzuheben, daß der Babismus den Frauen eine freiere Stellung einräumt, als ihnen sonst im Islam zukommt.

Jedenfalls war Mirza Ali Muhammed, der Bab, kein Betrüger; er war durchaus uneigennützig und felsenfest von der Wahrheit seiner Lehre überzeugt. Er beabsichtigte den Islam zu reformiren, mit den in Persien als ganz besonders heuchlerisch bekannten geistlichen Würdenträgern aufzuräumen, sowie mit religiösen und sittlichen Geboten Ernst zu machen. Natürlich flößte das Ueberhandnehmen des Babismus der persischen Regierung Sorge ein, deshalb begann sie seine Anhänger zu verfolgen. Besonders grausam wurde gegen sie nach dem Attentat auf den König Nasreddin im Jahre 1852 vorgegangen. (Dagegen ist, wie besonders aus der Nachschrift Pastor Fabers hervorgeht, noch nicht erwiesen, daß die neulich erfolgte Ermordung dieses Königs überhaupt einem Babi zuzuschreiben ist.) Die Standhaftigkeit und der Opfermut, die der Bab selbst sowie

fast alle seine Anhänger gegenüber den schrecklichsten Verfolgungen und Hinrichtungen an den Tag legten, müssen uns mit der höchsten Achtung vor der Glaubensstärke dieser Leute erfüllen. Es ist dies eine der auffallendsten Erscheinungen der neusten Religionsentwicklung; für das Einzelne sei auf die Broschüre des Dr. Andreas und auf einige weiter unten zitirte Werke verwiesen. Wir können diesen Märtyrern und besonders dem Bab selbst unser tiefstes Mitgefühl nicht versagen, wenn uns auch noch so oft der Gedanke überkommt, die Opferfreudigkeit dieser Männer und Frauen — denn auch Frauen spielten in der Entwicklung des Babismus eine große Rolle — möchte einer bessern Sache gedient haben.

Vom allgemeinen Standpunkt aus ist es eben nur mit Freuden zu begrüßen, daß aus der Mitte des sonst so stagnirenden Islam eine derartige Bewegung hervorgegangen ist. Ob der Babismus, der sich bald in Sekten spaltete, noch eine Zukunft hat, wissen wir freilich nicht; eben so leicht können andre Ideen auftauchen; aber daß derartige religiöse Bewegungen überhaupt im Volke solchen Raum gewinnen, ist von hohem Zeitinteresse. Andrerseits können wir die sanguinischen Hoffnungen, die Pastor Faber an diese Bewegung und an die von den Babis andern Religionen gegenüber bewiesene Toleranz knüpft, nur recht bedingt teilen. Wir haben gar nichts dagegen, daß die christliche Mission es versucht, die Babis über den Charakter des Christentums aufzuklären; bekanntlich hat freilich die persische Regierung die beiden von Pastor Faber ausgeschickten Missionare, die mit den Babis Verbindungen anknüpften, ausgewiesen (der eine starb). Wir wagen es aber durchaus nicht, die Hoffnung Fabers zu teilen, daß der Babismus sich als „Vorstufe für das Christentum" ausweisen werde, weil nach unsrer Ansicht die ganze historische Anschauung des Babismus total auf dem Boden der frühern Entwicklung der Religionen Persiens, besonders aber auf dem Islam beruht. Im Grunde hat man es doch mit einer Art Muslimen zu thun; ihr Dogma, daß auch das Christentum nur eine untergeordnete Stufe in der Entwicklung ihrer Religion und der Religionen überhaupt sei, wird sie stets hindern, dem Christentum näher zu treten. Wie wir sie zu kennen glauben, werden sie sich nur für neue Ideen begeistern können, die auf dem Boden der frühern Entwicklung ihrer Nation erwachsen sind, kaum aber für das Christentum.

Noch ist zu bemerken, daß sich in den Schriften von Edward G. Browne, Traveller's Narrative, written to illustrate the Episode of the Bab 1891 und New History of Mirza Ali Muhammed the Bab 1893 reiches Material zur Kenntnis dieser interessanten Religionsgründung findet; auch auf desselben Verfassers Werk A year amongst the Persians 1893 ist zu verweisen, da daraus zu erkennen ist, in welchem philosophisch-religiösen Boden der Babismus wurzelt; gerade darin fanden wir unser obiges Schlußurteil über das Verhältnis vom Babismus zum Christentum bestätigt. A Socin

Luther, Christliche Sozialpolitik, Innere Mission

1. Luther und die „politischen Pastoren"

Man sagt, es sei nicht evangelisch, daß die Kirche sich um Politik kümmert. Luther habe der Kirche die politische Beschäftigung untersagt. Die Kirche, soweit sie organisirte Beamtung ist, habe sich auf den Beruf der Verkündigung des Wortes und der Verwaltung der Sakramente zu beschränken.

Gesetzt, Luther hätte so gelehrt, was wäre denn nun wohl damit gethan? Es ist immer wieder diese öde Prinzipienreiterei einer geistlosen Zeit, die aus sich keine neuen Normen mehr hervorzubringen vermag und deshalb alte und uralte, zum Teil ganz individuell oder zeitgeschichtlich bedingte Worte zu ewigen Normen erhebt. Luther selbst hat scharf genug gegen diese Berufung auf Autoritäten protestirt und den Grundsatz aufgestellt, es komme allein auf die Sache an und nicht darauf: „was S. Franziskus, Dominikus, Augustinus oder sonst ein Mensch gesagt hat." Und wenn Luther an der angeführten Stelle fortfährt: „besonders weil es (was jene Heiligen gesetzt haben)

nicht nach ihrer Absicht geraten ist," so möchte man auch billig fragen, ob jenes angebliche Politikverbot Luthers nach Luthers Absicht geraten ist. Der Volkstümlichkeit der Kirche hat es jedenfalls nicht genützt.

Aber es giebt ein solches allgemeines Politikverbot bei Luther gar nicht. Ich kenne keins. Luther wendet sich gegen die Politik der römischen Kirche, die mit bestimmten obrigkeitlichen Befugnissen ausgestattet sein wollte. Verwaltung von Wort und Sakrament setzt Luther als Beruf der Pfarrer fest im Gegensatz nicht zu etwas, das sie in Ausübung dieses Berufs oder über diesen Beruf hinaus auf andern Gebieten etwa noch thun wollen oder thun zu müssen meinen, sondern im Gegensatz zu dem, was sie anstatt dieses Berufes thun, besonders aber im Gegensatz zum Müßiggang der Priester und des Papstes.

Angegriffen wird in diesem Zusammenhange auch nicht etwa nur die Politik, sondern auch die Kunstpflege des Papstes, während doch Luther selbst sowohl Kunst geübt, als auch selbst Politik im großen Stile getrieben hat.

Ich kann, wenn ich in Luther lese, nicht finden, daß die, die sagen, er habe den Pfarrern die Politik untersagt, seines Geistes einen Hauch verspürt haben. Durch Luthers ganzes Wirken, durch alle seine Schriften, durch seine Tischgespräche, ja durch seine Predigten geht ein hochpolitischer, besonders sozialpolitischer Zug. Was ist denn die ganze Schrift an den deutschen Adel anders als christliche Sozialpolitik? Die ganze Kirchenpolitik des Buches ist durch und durch national und sozial orientirt. Das Volk wird ausgepowert nicht nur durch die römische Mißwirtschaft, sondern auch durch Großhandel und Zinskauf. Bis in technische Einzelheiten geht er frisch hinein. Nur von den ärztlichen Angelegenheiten will er nichts sagen, im übrigen bespricht er alle brennenden sozialen Fragen der Zeit: Rechtswesen, Schulwesen, Bettelplage, öffentliches Armenwesen.

Und nun erst die Schweizer Reformatoren, Staatsmänner ersten Ranges, die sogar auswärtige Politik trieben.

Wohl hat Luther gesagt, daß Zwingli von einem andern Geist getrieben werde. Ich kann aber nicht finden, daß er damit die Politik an sich meint. Er meint nur die falsche Politik, die unbesonnene Politik, die Fragen des Gewissens mit dem Schwert entscheiden will, die Politik des § 166 oder seiner polizeilichen Anwendung.

Im übrigen unterscheidet sich seine Stellung zur Politik von der der Schweizer lediglich dadurch, daß die Schweizer in konstitutionellen Staatswesen standen, wie heutzutage wir in Deutschland hoffentlich alle, sogar die Pastoren, Luther aber nicht. Die Politik der Schweizer wäre für Luther in seinen deutschen Verhältnissen gerade unpolitisch gewesen. Seine Politik trägt daher der Situation entsprechend mehr den Charakter privater Beratung. Wer solche Dinge damit erledigt wähnt, daß er Jesu Wort: „Mensch, wer hat mich zum Richter oder Erbschichter über euch gesetzt?" zur Norm nimmt, der lasse sich erinnern, daß Luther von den Zeiten der Bauernkriege an bis zu seiner letzten Reise 1546 nach Mansfeld sich allerdings dazu gesetzt fühlte.

Sicherlich ist nach Luther der Pastor vor allem Beamter, zwar nicht des Staates, auch nicht der kirchlichen Obrigkeit, aber doch der religiösen Volksgemeinde, als solcher mit der Verwaltung ganz bestimmter Obliegenheiten zunächst betraut, sagen wir mit der Verwaltung von Wort und Sakrament.

Indessen diese Bestimmung seines Amtes ist wohl eine Grund- aber keine Grenzbestimmung. Wer es anders meint, der nehme dem Pastor vorher alle die häßlichen Büreauarbeiten ab, die mit Wort und Sakrament sicherlich weniger zu thun haben, als die ausschweifendste Politik. Ich will gar nicht von der Schulaufsichtsverpflichtung reden. Aber wie steht es mit den Rendanturen und Büttelpflichten, mit Länderei- und Forstverwaltung und all dem andern, das den Pastor so oft in den Kleinkrieg gerade mit den Aermsten seiner Gemeinde hineintreibt und das Vertrauen zehnmal mehr schädigt, als jede politische Thätigkeit es zu thun imstande wäre?

Ich stelle fest, daß die Verpflichtung auf Wort- und Sakramentsverwaltung im Sinne einer Beschränkung des Pastors auf diese beiden Stücke schon rein amtlich nicht besteht.

2. Die christliche Sozialpolitik und die Innere Mission

Alles ist einverstanden damit, daß der Pastor „Innere Mission" treiben soll. Nun konstatire ich zunächst, daß von alledem, was hierher gehört, bei Luther blutwenig zu finden ist, wohl aber sehr viel christlich intendirte Sozialpolitik.

Und was giebt es denn auch in aller Welt für einen sachlichen Unterschied zwischen Innerer Mission und christlicher Sozialpolitik?

Die „Innere Mission" sucht die zerbrochnen und gefährdeten Existenzen zu retten, und es gelingt ihr oft nur sie eine Weile länger, als es ohne dem ginge, über Wasser zu halten. Die christliche Sozialpolitik sucht die Anlässe zum Schiffbruch so vieler Leben wegzuräumen, die in unsern öffentlichen Verhältnissen verborgnen Klippen.

Die „Innere Mission" hat zur Zeit — durchaus nicht von allem Anfang an — das Vorurteil für sich, genuin christliches Wirken zu sein. Es ist gefährlich etwas über sie zu sagen, was geeignet scheint, sie herabzusetzen. Aber es muß gesagt werden, was für ein Schein auch dadurch entstehe, daß die „Innere Mission" wesentlich sozialpolitische Praxis ist, und zwar eine solche, deren Nutzen gerade vom sozialpolitischen Standpunkt aus nicht im mindesten über jeden Verdacht erhaben ist. Sie ist praktische Sozialpolitik, und besonders auch im Sinne der Technik.

Die Innere Mission ist christliche Sozialpolitik im eigentlichsten Sinne; vielleicht eine nicht sehr weitsichtige, aber das macht noch keinen inhaltlichen Unterschied. Sie ist christliche Sozialpolitik und von ihrem Begründer Wichern auch als solche gedacht.*) Die Innere Mission ist die Mutter der im prägnanten Sinne sogenannten christlich-sozialen Bewegung, deren Führer zum großen Teil aus Kreisen der Innern Mission stammen.

Es ist das eine sehr gesunde Entwicklung. Wo größere Nöte aufbrechen, da wird die Rettung der ihnen bereits Verfallnen immer die nächste und dringendste Aufgabe sein. Ist diese einmal im Zuge, so kann es garnicht fehlen, daß die Blicke sich schärfen für die zweite stärker eingreifende, darum unbequemere und mehr Mißtrauen hervorrufende Arbeit der Verstopfung der Quellen der Not. Es ist der höchste Ruhm der „Inneren Mission" und ein Zeichen ihrer Gesundheit, daß sie eine christlich gerichtete Sozialpolitik aus ihrem Schoße herausgeboren hat. Man leistet, meine ich, der Innern Mission einen schlechten Dienst, wenn man sie gegen die christliche Sozialpolitik ausspielt.

Oder will man sagen, daß die Gefahr vor Fehlgriffen, die das Amt diskreditiren, bei der Arbeit der Innern Mission geringer sei? Aber Gefahr und Furcht sind doch wohl keine christlichen Argumente.

Oder daß die Beschäftigung mit der Sozialpolitik zersplittert? Was kann leichter zersplittern als die Vielgeschäftigkeit der Innern Mission? Ernste sozialpolitische Denkarbeit dagegen übt Zucht aus und verhütet Zersplitterung.

Oder daß in den Arbeiten der Innern Mission die rein christlichen Gewissensmotive deutlicher zu Tage liegen? Aber die Beschäftigung mit Innrer Mission trägt heutzutage Lob, Orden und Pfründen ein, die mit Sozialpolitik Drangsalirung. Wo sind da die christlichen Motive deutlicher?

Damit ist über die Berechtigung der christlich-sozialen Position im einzelnen noch nichts gesagt. Auch ist nicht gemeint, daß jeder Pfarrer deshalb christlich-soziale Politik treiben müsse. Nicht jeder ist dazu im stande, mancher wird ein andres Gebiet sich zugewiesen sehen. Es handelt sich lediglich um freie Bahn für die, die sich gerade in diese Thätigkeit hineingetrieben fühlen.

Sie haben das Beispiel Luthers für sich, von dem ich folgendes Gleichnis ihnen zur Ermutigung hersetzen will:

Wäre das nicht ein unnatürliches Vornehmen, so ein Feuer in einer Stadt aufginge, und jedermann sollte still stehen und lassen fort und fort brennen, was da brennen mag, allein darum, daß sie nicht die Macht des Bürgermeisters hätten, oder das Feuer vielleicht an des

*) Vergl. Göhre, Die Evangelisch-soziale Bewegung. 1. Kapitel.

Bürgermeisters Hause anhübe? Ist hier nicht ein jeglicher Bürger schuldig, die andern zu bewegen und zu berufen?

Die Lehre dieses Gleichnisses hat Luther in der Schrift an den christlichen Adel nicht nur „in der geistlichen Stadt Christi," auf die er es zunächst deutet, befolgt, sondern auch den weltlichen Gewalten gegenüber, obwohl er nicht einmal wie wir in einem konstitutionellen Staatswesen lebte. Das macht, Luther setzte die Kirchlichkeit des Theologen nicht in den Dienst, den er der gerade bestehenden Kirche, ihren Interessen und Strebungen leistete, sondern in die Arbeit für die zukünftige Volkskirche. Sein großes weites deutsches Herz machte ihn zum Sozialpolitiker. Man wehre nicht seinen Spuren nachzugehen, und — man lasse es sich nicht wehren!

Der Einzelne ist ein Glied des Volkes, und dem Gott des Volkes ist der Pastor zuerst verpflichtet. Was ihm da an Erkenntnissen zuwächst, das soll er überall in den Kampf des Tages hineinwerfen, auch in den sozialen Kampf. Wenn ihm die Ueberzeugung ins Gewissen fällt, daß ganze wichtige Kreise des Volkes in brennender Gefahr stehen, leiblich sowohl als geistig zu Grunde zu gehen — wer hat den Mut, ihm von Amts wegen in den Arm zu fallen?

Luther sagt im Begleitschreiben zu seiner großen sozialpolitischen Schrift an den deutschen Adel, es erscheine vielleicht vermessen, daß er solche hohe und große Stände in so großen Sachen wage anzureden. Aber: „Ich bin vielleicht meinem Gott und der Welt noch eine Thorheit schuldig; die habe ich mir jetzt vorgenommen."

Die Kirche hat zu allen Zeiten, wo sie kräftig war, durch ihre berufnen Vertreter Aufgaben gelöst, die über ihre nächste Pflicht hinausgingen. Sie hat Philosophie getrieben in philosophischen Zeitaltern, Politik in politischen, Kunst in ästhetischen, sie hat auch in ganz faulen Zeiten sich in sich selbst hineinverkrochen und Selbstquälerei im großen Stil getrieben. Hinter so einer Epoche stehen wir. Gott sei Dank, wir sind über sie hinaus.

Ich glaube, daß die Kirche Recht gehabt hat mit aller dieser unamtlichen Thätigkeit. Solange die Religion den Anspruch aufrecht erhält, nicht nur ein Zierat des Lebens, sondern die letzte, tiefste und gründlichste Antwort auf alle Fragen, die erlösendste Lösung aller Rätsel, die stärkste reinste Kraft in allen Kämpfen in sich zu haben, solange kann auch die Kirche den Anspruch nicht aufgeben, ihre Zeit zu beherrschen — sie wollte denn sich selbst aufgeben. Daß diese Beherrschung in äußerlichem Sinne gemeint wird, das wehrt ja der Geist des Christentums, zumal des protestantischen, selbst. Eben aus diesem Geiste heraus wird die Kirche lernen, jenen Anspruch auf Herrschaft zunächst als Anspruch an die charaktervolle Thatkraft und an die geistige Gelenkigkeit ihrer eignen Vertreter aufzustellen.

Aber die katholische Kirche und ihre Ansprüche! Sind die nicht abschreckend genug? Nun, was die angeht, so ist erstens zu sagen, daß jede Zeit und jedes Volk die Kirche haben, die sie verdienen.

Zweitens aber ist die römische Kirche nicht dadurch in Selbstüberhebung und Unduldsamkeit hineingekommen, daß sie sich zu sehr in das öffentliche Getriebe eingelassen hätte, sondern dadurch, daß sie es zu wenig gethan hat. Die Mönchspolitik ist die Politik der Selbstüberhebung und Unduldsamkeit. Ungemessene Kräfte erscheinen eben ungemessen groß. Natürlich, wenn man nie sehen darf, wie das Wort, das man spricht, im öffentlichen Kampfe wirkt und welche Gegenwirkung es erfährt, wie soll man bescheiden werden!

Drittens ist von einer Politik der evangelischen Kirche als einer Institution wie der katholischen mit geschlossener einheitlich dirigirter Kampfstellung so wenig die Rede, daß vielmehr die betreffenden Versuche der höchsten preußischen Kirchenbehörde gerade von uns am lebhaftesten bekämpft worden sind. Das nämlich ist die Ironie der Sache, daß eigentlich alle Parteien politische Pastoren brauchen und wollen, nur jede will pastorale Vertreter ihrer Politik, die sie dann so freundlich ist ausnahmsweise nicht Politik zu nennen. Kirchliche Sozialpolitik will man. Wir wollen christliche Sozialpolitik.

Schwere Schicksale haben unser Volk aus der Sentimentalität und der „thatenfaulen Humanisterei" hinaus gehoben, und auch die Kirche rafft sich zu einer neuen Stimmung empor; aber ihre Ideale stammen noch aus der pietistischen Krankheitsepoche.

Eine „neue Geistesausgießung" ersehnen sie alle. Es gehört zum guten Ton, bei festlichen und andern Gelegenheiten über dieses Thema zu beten. Aber wo sich neuer „Geist" wirklich regt, da fällt man von allen Seiten drüber her. Weshalb? Nun, weil er eben neu ist. Weil er deshalb nicht den gerade landläufigen Begriffen vom „heiligen Geist" entspricht. Der „heilige Geist" der letztherrschenden Epoche war Geist der Selbstprüfung und Askese, der Selbstzerfaserung und Gleichgiltigkeit gegen den Weltlauf, der Todessehnsucht, der Sammlung in die Winkel und des devoten Gehorsams. Wo sich nun ein Geist des Eingreifens und Kämpfens zeigt, ein Geist, der in freier, offner, sogar exponirter Stellung etwas von all der Kraft, die er augenblicklich hat, bewähren will, — drauf! und dämpft ihn! Weshalb? Nun weil er sich blamiren könnte. Neuen Geist will man — und eine vermehrte Auflage vom alten Geist meint man.

So geht nun der neue Geist wohl oder übel wieder einmal unter die Zöllner und Sünder, hoffend, von daher einst sogar die Gläubigen zum Glauben und die Frommen zur Frömmigkeit zu erlösen.*)

Zur Würdigung der neuesten Dichtung in Deutschland

6

Die Person Jesu beschäftigt diese Poeten immer wieder. In welcher Weise das geschieht, mögen ein paar charakteristische Proben zeigen. Z. B. Richard Dehmels „Jesus der Künstler" (Traum eines Armen). In einem weiten Saal stehn stumm und unbewegt in roten Nischen Gestalten: Mann und Weib. „In weißer Nacktheit stehn sie schimmernd da." In einer dunkeln Ecke steht der Arme, der diesen Traum träumt.

> In meinem Staub, in meinen Straßenlumpen
> mißfarben angetüncht, so hocke ich
> auf fahlem Postamente, steif und bang,
> vor ihrer Nacktheit mich der Kleider schämend:
> Stein unter Steinen . . .
> Nur einer atmet in der stillen Halle . . . .

Das ist Jesus. Er ruht schlafend im Dornenkranz mitten in der Halle auf mattgestreiftem, eisblassem Marmor.

> — — — — — — — —
> Klar, langsam thun zwei große blaue Augen
> empor zur Purpurwölbung weit sich auf,
> sanft auf; und alles Rot und Weiß des großen
> Gemaches überleuchtet dieser großen
> verklärten Augensterne dunkeltiefes,
> unsäglich tiefes, dunkles, sanftes Blau.
> So steht er auf.

Er schreitet von Postament zu Postament,

> und wen er ansieht mit den blauen Augen,
> der lebt und steigt in Schönheit zu ihm nieder.

So kommt er auch zu dem Armen in seinen Lumpen, in seinem Staub, der sich an ihn werfen will.

> Da brechen perlend seine Wunden auf,
> die bleiche Stirn, die Lippe zuckt, — er spricht,
> ihm schießen Thränen durch den blutigen Bart,
> spricht: „deine Stunde ist noch nicht gekommen!"
> Und ich erwachte. Weinend lag ich nackt,
> nackt wie die Armut.

Ich könnte diesem Schluß noch hinzufügen. Wenn Jesus jetzt wieder an ihm, dem Staub- und Schmutzfreien vorübergeht, dem Nackten, dann ist auch für ihn die Stunde da, zu leben. Jesus der Künstler, der die Menschen gestaltet nach seinem Bilde, nur müssen sie erst all ihre eignen Gewänder fahren

*) Aus einer demnächst erscheinenden Schrift, die den Titel führen wird: Von Stöcker zu Naumann.

lassen mit all ihren Schmutz und Staub und nackt und bloß vor ihm stehen wie die Armut. Anders und geläufiger ausgedrückt: der neue Mensch kann in dir nicht Gestalt gewinnen, bevor du den alten Menschen mit all seiner Selbstgerechtigkeit und allem Eigentand ausgezogen hast.

Wie rührend und schlicht die Legende von Detlev von Liliencron von dem Hündlein, das im Garten Gethsemane zum Heiland kriecht, während seine Jünger schlafen und sich nicht um ihn kümmern:

Und der Herr hat mild lächelnd den Trost gespürt,
und er nimmts und drängts an die Brust gerührt,
und muß es mit seiner Liebe umfassen,
die Menschen hatten ihn verlassen.

Ich nenne noch Otto Julius Bierbaums*) Gedicht in Prosa: „Golgatha. Ahasver führt den Dichter: „Hebe dein Haupt!" Sieh! da ist Golgatha!"

Christus!
Im glühenden Sonnenbrand, tief niedergesunken
das Haupt, am Kreuz. Ich sehe in seinem blonden
Haar den Dornenkranz, die Schmerzensgloriole.
Sein Leib ist dürr und voller Blutrunst.
Oh, Christus!
„Komm!"
Laß mich beten am heiligen Marterstamm!
Hier laß mich beten lernen!
„Komm! Siehe die Leute an, die beten."

Ahasver führt ihn in die Stadt: „Hebe dein Haupt! Sieh, da ist Golgatha!" Mitten auf dem großen Platz, zwischen Theatern und Kirchen und Parlamenten: das Kreuz. Christus daran, blutend, gesenkten Hauptes, und keiner achtet sein.

Es ist eben, wie schon der Prophet Jesaias gesagt hat: Dies Volk nahet sich zu mir mit seinem Munde, und ehret mich mit seinen Lippen, aber ihr Herz ist ferne von mir.

Ahasver führt ihn aufs Land.

„Hebe dein Haupt! Sieh, da ist Golgatha!"
Mitten aus goldenem Garbenberg das Kreuz. Ein stumpfsinsterer Mann, eine Peitsche in Händen, daran gelehnt. Sein Blick mustert die gebückten Rücken der Mäher.
— — — — — — — —
„Willst du noch beten? Viele Beter sahst du!"
Wer bist du, alter Mann?

Nun giebt sich Ahasver zu erkennen.

„Golgatha überall und Hammerschlag am Kreuz! Sein Tod ist ewig, seine Liebe ist tot. Ich lebe und lerne den Haß. Könnt ich ihn lehren."
— — — — — — — — — — — —
Golgatha überall und Hammerschlag am Kreuz.

— Auch die christlichen Feste geben mancherlei Anregung zu Gedichten. Conradi dichtet seinen „Osterpsalm."

Nun feiert vom Werke! Des Alltags Gelüst,
nun bannt es aus Sinnen und Herzen!
Und von der Sonne der Liebe geküßt,
laßt flammen die Freudenkerzen!
Wir haben gerungen mit schwieliger Hand,
im Werkeltagsstaube geschmachtet:
Nun laßt uns vergessen den leeren Tand,
nun laßt uns zünden den Opferbrand,
und der Liebe, die lang wir verachtet,
die ans Kreuz wir geschlagen in frevelndem Wahn,
gekrönt mit Dornengewinden:
wir geben uns ihr unterthan,
auf daß Erlösung wir finden!
Und der Liebe, die lang wir verspottet, verhöhnt:
geeint und versöhnt
erschließen wir heute die Herzen! u. s. w.

Da singt Arno Holz:

Vom Turm her klangen die Osterglocken
Ueber des Kirchhofs trauernde Gruft,
und gleich verwehten Blütenflocken
verschwamm ihr Klang in der Morgenluft.
Mich aber riefen sie in die Weite
und ließen mich nicht im dumpfen Haus,
und unter der Osterlieder Geleite
zog ich die Straße zum Thore hinaus.

*) Erlebte Gedichte. Berlin, W. Ißleib (G. Schuhr).

Weit hinter mir im Morgendämmer
stieg das Gemäuer der Stadt empor,
und selbst das Pochen der Eisenhämmer
traf nur gedämpft noch an mein Ohr.
Doch dehnte sich immer weiter und weiter
vor meinen Blicken der sonnige Gau,
und jauchzend auf tönender Himmelsleiter
schwang sich die Lerche ins Aetherblau.

Da stand ich nun am Waldesrande
mit meinen Gedanken so ganz allein,
und sah tief unter mir die Lande
liegen im flimmernden Sonnenschein.
Und als dann, den letzten Zweifel zu rauben,
ein Schäfer noch blies auf seiner Schalmei,
da wollte ich es selbst nicht glauben,
daß Tod die Lösung des Rätsels sei.

Da schien mir alles verweht und vergangen,
was ich betrauert winterslang;
und alle Saiten des Herzens klangen
zusammen im Auferstehungsgesang.
O, solche Seelenklänge dringen
weit höher noch in den Himmel empor
als je auf seinen Flatterschwingen,
ein Vogel sich in der Luft verlor!

Ja, Fest der Ostern, nun warst du gezogen
auch endlich in diese verödete Brust;
und dies Herz, das so oft schon das Leben betrogen,
erzitterte wieder von süßer Lust
und schlägt nun der hohen Feier entgegen,
die über die Erde zu gießen verheißt
den herrlichsten aller himmlischen Segen,
den welterlösenden, heiligen Geist.

Der heilige Geist ist die ewige Liebe,
die Gott in die Herzen der Menschen gesenkt,
und der mit jedem Ostertriebe
von neuem sich zum Lichte drängt.
Sie schwebt herab vom Himmelssaale
zu jedem, der an sie noch glaubt —
O neige, neige die goldene Schale
auch hier auf dieses Beterhaupt.

Da ruft Heinrich Hart in seinem „Wacht auf":

Werft ab des Alltags Sinn, des Alltags Kleid,
gleich rauscht hernieder ewige Feierzeit.
O werdet warm, sacht wieder an die Glut,
die unter eurer Hoffart Asche ruht.
O fangt nur wieder einmal an den Lauf,
Gott führt euch weiter, — auf, wacht auf, wacht auf. —

Eine Fülle von Liedern, zu denen Weihnachten anregt. Arno Holz:

Ueber uns kommt es wie ein Traum,
ist nicht die Welt heut ein einziger Baum,
an dem Millionen Kerzen schaukeln?
Alte Erinnerungen gaukeln
aus frommen Zeiten an uns vorüber,
und jede klagt: hinüber, hinüber!
und ein altes Lied fällt uns wieder ein:
O selig, o selig, ein Kind noch zu sein!

John Henry Mackey: „Weihnachtszauber."

Ich hör es rings her um mich schallen,
vertraute Töne wehn und wallen,
die ganze Welt ist ein Gebet! — —
Was ist denn über mich gekommen,
was webt sich um mich, halb verschwommen?
Ein Traum, der wieder aufersteht!

Zum Born bin ich hinabgestiegen,
wo meines Glückes Keime liegen,
und hob es neugestärkt, empor — —
O Weihnacht, sinke nun hernieder,
das Glück, die Jugend hab ich wieder,
hab wieder, was ich längst verlor! — —

Richard Dehmel: „Weihnachtsglocken."

Tauchet, heilge Klänge, wieder
ganz in meinen Glauben mich!
Quellen, quellt, ihr alten Lieder,
füllet ganz mit Reinheit mich!
Daß ich in die Kniee fallen,
einmal wieder beten kann,
einmal wie ein Kind noch lallen
und die Hände falten kann!

Denn ich fühls: die Liebe betet,
die in ihm geboren worden,
ob sie gleich in Rätseln schwebet,
obgleich Er gekreuzigt worden;
denn ich sehe fromm sie werden —
heute, ewig fromm — die Menschen,
wenn es klinget: Friede auf Erden
und ein Wohlgefallen den Menschen!

Von demselben haben wir auch ein paar schöne Strophen zu dem „Es ist ein Ros entsprungen“ unter der Ueberschrift: „Das Wunderblümlein;“ z. B.:

Ein Stern mit hellem Schein
hat es der Welt verkündet,
den Hirten und den Heiden,
wo man das Blümlein findet.
Nun ist uns nicht mehr bang,
seit aus der dunklen Erde
solch köstlich Knöspleín sprang.

Julius Hart mit seinem einzigschönen „Weihnacht,“ das leider viel zu viel Strophen hat, als daß ich es hierher setzen könnte. Nur Anfang und Schluß!

Leuchtend fließt die Nacht
über Stadt und Feld,
Silberwellen träufeln
nieder auf die Welt.
Weißer Schnee umhüllt
dicht den tiefen Grund
kühl und frostig atmet
sein erstarrter Mund.

Leise klingt mirs nach,
wie ein Weihnachtssang.
Hell von allen Türmen
tönt der Glockenklang.
Durch die Lüfte jauchzt,
durch die Lüfte zieht,
durch die Lüfte jubelt
laut ihr Weihnachtslied,

tönt ihr Weihnachtsruf
über Stadt und Feld,
wie aus Engelmunden:
„Frieden aller Welt!“

Ich greife noch ein paar Lieder heraus. Der Leser möge selbst beurteilen, ob sie nicht einen Beitrag liefern zu dem: Die Moderne und das Religiöse.

Ists nicht auch eine Bußpredigt, wenn H. Conradi anstimmt:

Es liegt die Welt in Sünden,
das Heiligste ist feil —
aufreckt sich wie der schwarze Tod
das Laster wollustgeil!
Es werfen seine Flammen
den Brand in jede Brust —
im Triumphatorwagen rauscht
durch alle Welt die Lust!

bis zu dem Schlußvers:

Da wird sie über euch kommen,
die Angst, die Richterin!
Und mit verglasten Augen starrt
ihr zu dem Galgen hin!
Hernieder steigt vom Kreuze
der Gott im Glorienkleid
und spricht: Du bist verflucht, o Welt,
verflucht in Ewigkeit.

Von demselben:

Zieh ein, o Schmerz,
und weihe dies Herz,
das lange sich deiner gewehrt hat!
Und in flimmerndem Groll
gegen des Lebens Zoll,
dagegen sich kein Mensch empört hat!
Zieh ein, o Schmerz,
und läutre dies Herz —
ich geb es besiegt dir zu eigen!
Und erbarmungslos
enteil deinem Schoß
der Qualen nachtlockiger Reigen!
Zieh ein, o Schmerz,
und heilge dies Herz —
durch deine Flammenspuren!
Was morsch ist, zerbrich,
bis das Gemeine entwich,
und die Flitter von dannen fuhren.

Zieh ein, o Schmerz,
entsündge dies Herz —
ich geb' es besiegt dir zu eigen!
Bis in flammender Pracht
Aus Schlünden der Nacht
der Erlösung Sonnen mir steigen! . .

Von demselben: „Vollbracht.“

Durch webende Nebel ging ich zur Nacht.
Da kam mir, Christus, dein Wort in den Sinn —
dein Wort am Kreuze: Es ist vollbracht!
und seine Tiefe nahm mich hin.
Ich riß dich zu mir! — Scharf klang mein Schritt —
Ich riß dich zu mir — ein gläubiges Kind!
Und was ich in Lebensängsten litt:
hinstarb es wie flüsternder Abendwind. U. s. w.

Von demselben: „Wiedergeburt.“

Fall ab von mir, du gottverfluchte Sünde!
Fall ab von mir, wie mürber Blätter Spreu!
Auf daß die Welt ich endlich überwinde —
auf daß ich endlich — endlich Frieden finde! U. s. w.

Von demselben:

Die Flut ist nun verbrandet,
der Sturm ist nun verdröhnt —
ich aber bin gelandet,
wo Liebe still versöhnt!
Wo Liebe leise atmet
und mir der Kummer ebbt,
den ich durch Staub und Schlachtentagüber mitgeschleppt. [dampf

Es hat die Wunderaugen
die Nacht verschlossen weit,
und meine Blicke saugen
sich in die Ewigkeit.
Mir ist, als hört ich schlagen
in mir das Herz der Welt,
als wär ich, irdscher Grenzen bar,
dem Ewigen zugesellt. U. s. w.

John Henry Mackay:

Man lehrte dich, es sei ein Gott da droben,
man müsse seine weise Allmacht loben.
Sie ließen für sein Dasein Zeugnis legen
am Altar dich. Doch, du wardst nie gefragt,
ob deiner Seele tiefstes, bestes Regen
Dir je es unumstößlich klar gesagt:
Es ist ein Gott! — Du aber spracheſt nach,
was sie dir sagten. Kaum ein Zweifel brach
hin durch die Nacht, mit der sie dich umdüstert.
Und ob die Wahrheit oft in dir auch sprach,
ob Reue auch dich oftmals wachgeflüstert:
Du sagst, die Andern thaten das Verlangte,
und du — gehorchtest, ob dir heimlich bangte — —
O Schmach und Schande! War denn keiner da,
kein Einzger, der dich warnte: Hast du auch
zuvor geprüft dich, ob des Mundes Hauch,
der schwörende, aus deinem Innern weht?
War keiner dir in dieser Stunde nah? — —
Du schwurst — und logst! Denn Lüge das Gebet,
das nicht dem tiefstem Glaubenssinn ersteht!
Du logst! und wußtest nicht, wie sehr du logst,
daß du mit dieser Lüge dich betrogst
um deines Wesens bestes, wahrstes Heil!
Und doch — du hatteſt nur geringes Teil
an diesem Trug, die Schuld fiel jenen zu,
die ihre hehrste Pflicht mit Füßen traten
und in gewissenlos-gewohnter Ruh
dich zwangen, eine Formel zu erfüllen,
statt deinem Blick die Wahrheit zu enthüllen.
Und was für Früchte keimten solchen Saaten?

Bitter und schmerzlich. Aber wie oft ists nicht so?

Ich habe dem Wunsche des Herausgebers gemäß möglichst wenig über diese Dichter gesagt, und sie möglichst selbst reden lassen. Es ist nur ein Teil der modernen Lyriker, die zu Wort gekommen sind, und unter diesen ist wieder mancher, der nach seiner Bedeutung innerhalb der „Moderne“ viel zu wenig zu uns gesprochen hat. Es liegt dies einfach daran, daß mir in meiner Abgeschlossenheit im Augenblick nur die Gedichtbücher zu Gebote standen, die ich besitze und nicht verliehen habe. Der Leser möge daher nicht denken, mit den hier genannten Namen sei die Liste der Modernen in lyricis erschöpft oder wenigstens das Material, das sich für die Christliche Welt eignet und für jeden vor allem mit ethischem Maßstab Messenden. Ich könnte noch manches beibringen, vor allem noch Leichthumoristisches, ich will nur eins noch hierhersetzen von Arno Holz:

Jüngst sah ich den Wind,
das himmlische Kind,
als ich träumend im Walde gelegen,
und hinter ihm schritt
mit trippelndem Tritt
sein Bruder, der Sommerregen.

In den Wipfeln da gings
nach rechts und nach links,
als wiegte der Wind sich im Bettchen;
und sein Brüderlein sang:
Die Binke die Bank, [Blättchen.
und schlüpfte von Blättchen zu

Weiß selbst nicht, wies kam,
gar zu wundersam
es regnete, tropfte und rauschte,
daß ich selber ein Kind,
in Regen und Wind,
das Spielen der beiden belauschte.

Dann wurde es Nacht,
und eh ichs gedacht,
waren fort, die das Märchen mir
Ihr Mütterlein [schufen.
hatte sie fein
hinauf in den Himmel gerufen.

Ich meine, im Großen und Ganzen genüge das Angeführte, um den Leser ein wenig bekannt zu machen mit der „Moderne“ und ihn zu der Meinung zu bringen, daß diese Dichter nicht wenig geleistet haben, was auch unsern Beifall verdient.

Wer sich hierfür interessirt, wird an diesen Beispielen vielleicht besser als an einer langen Abhandlung herausgefunden haben, was denn eigentlich diese moderne Lyrik von der Modelyrik wie auch von der klassischen Lyrik unterscheidet. Ich möchte sagen, von unsrer Modelyrik unterscheidet sie sich vorteilhaft dadurch, daß es ihr nicht nur auf die äußere Form ankommt, wie es von Heine an immermehr Brauch geworden ist. Ob ein Lied auch einen Inhalt hatte, darauf achtete man kaum noch, wenns nur schön klang, möglichst musikalisch. Reine Reime sind der „Moderne“ nicht mehr alleinseligmachender ästhetischer Maßstab, sondern kurzgesagt, daß Inhalt und Form, Leib und Kleid, Gedanke, Stimmung und Rhythmus eins sind, und das ist ästhetisch schön. Vom Versmaß ist nicht mehr die Rede und von Silbenlänge und Quantität — Daktylen, Trochäen, Jamben, Anapästen schlimmen Angedenkens — sondern von betonten Silben gemäß dem Geist unsrer deutschen Sprache, der jenes furchtbare lateinische Prinzip allen Schmelz von den Flügeln streifte. Von der klassischen Lyrik unterscheidet sich die Moderne wohl vor allem durch den Inhalt. Entsprechend der politisch veränderten Stellung Deutschlands haben die Dichter nicht mehr nötig, sich zu den Najaden und Daphnis und Phöbe zu flüchten, sondern können hübsch zu Hause bleiben. Naturgemäße Folge ist, daß es nun auf einmal auch in der Lyrik eine soziale Frage giebt. Ferner sind diese Modernen in einer Beziehung weitherziger als die meisten ihrer Parnaßgenossen. Sie lassen jede Weltanschauung gelten. Ob einer Nietzscheaner oder Christ oder sonst was ist, darauf kommts ihnen nicht an, sondern ob einer eine Persönlichkeit ist, die was kann.

Ich sage zum Ausgang noch einmal, was ich schon zum Eingang betonte, daß sich in dieser modernen Lyrik viel Ungeheuerliches, ja geradezu Abstoßendes findet, aber wie ich hoffentlich gezeigt habe, auch manches Ansprechende und Gute!

Ceterum censeo: Die Moderne in Deutschland verdiente bekannter und gelesener zu sein, denn es steckt ein gut Teil Kraft, Anmut und Lebenslust in ihr, also Jugend, was gerade für die Zukunft noch viel verspricht, wenn sie eben nicht an der allgemeinen Teilnahmlosigkeit oder lieblosen Beschränktheit, die Gutes von Schlechtem nicht sondern mag, nach und nach verkümmert und notgedrungen immer mehr das l'art pour l'art auf den Schild erhebt.

Wir haben auch dieser Litteratur gegenüber eine Pflicht, deren Versäumnis sich rächen muß, denn die Poesie hat es mit Imponderabilien zu thun, die ein gut Teil wertvoller und in Zeiten der Entscheidung oft wichtiger sind, als sich unsre Zeit der nüchternen Statistik und handfesten Gewehrkolben träumen läßt.

Ich schließe mit den Worten aus Liliencrons:

Notturno

Auf meiner Schlachtfahne
soll in leuchtender Schrift
das edelste Wort glänzen:
Selbstzucht.
Und um das gewaltige Wort
stick ich den Stachelkranz:
Tod aller Weichlichkeit.
Ueber mich aber komme die Kraft
Gottes,
den ich suche,
seit ich denken kann.

H Fischer

Verschiedenes

(Der Geisteskampf des Christentums gegen den Islam bis zur Zeit der Kreuzzüge) von A. Keller. Leipzig, Verlag der akademischen Buchhandlung (W. Faber), 1896. 2 Mk.

Die unbestrittene Thatsache, daß der Islam den christlichen Religionsbestrebungen den heftigsten, ja einen geradezu unüberwindlichen Widerstand entgegensetzt, ist schon vielfach beleuchtet und die Gründe, warum es sich so verhält, sind vielfach untersucht worden, selten freilich mit genügender Sachkenntnis. Der Verfasser der vorliegenden Broschüre beschränkt sich darauf, zu zeigen, welche Stellung die ältern christlichen Theologen des Abendlands dem Islam gegenüber einnahmen und ihre Polemik zu schildern. Erst im dreizehnten Jahrhundert freilich wurden im Abendland die religiösen Anschauungen der Muslimen etwas genauer bekannt; in diese Zeit fallen die Schriften des Petrus Venerabilis und Raimundus Lullus, die beide schon Missionszwecke verfolgten, aber natürlich blieben diese Bestrebungen, sowie die ganze dogmatische Auseinandersetzung mit dem Islam völlig fruchtlos. Häufig wurde die Frage aufgeworfen, ob die Sarazenen eigentlich als Helden zu betrachten seien. Besonders die Gespaltenheit der Christen war es, die von den Muslimen stets zu ihren Zwecken benutzt wurde. Allerdings konnte die ganze Art der christlichen dogmatischen Beweisgründe nur wirkungslos bleiben.

Die historische Auseinandersetzung Kellers, der übrigens, wie zahlreiche Einzelheiten beweisen, zu wenig Fachgelehrter auf dem Gebiete des Islam ist, um ein derartiges Thema gründlich zu behandeln, kann somit nur den Zweck haben, zu zeigen, wie die christliche Mission unter den Muslimen nicht anzugreifen ist. Aber die Schrift hat augenscheinlich einen praktischen Zweck: der Verfasser glaubt, es sei jetzt, da die muslimischen Staaten zerfallen und europäische Künste und Wissenschaften unter den Muslimen eindringen, die Zeit gekommen, die christlichen Missionsbestrebungen wieder aufzunehmen. Obwohl er gelegentlich zugiebt, daß der Islam heute noch eine große Macht sei, glaubt er an seinen Verfall. In dieser Beziehung ist er, wie alle, die ähnliche Meinungen hegen, in einem gewaltigen Irrtum befangen. Wir sind auch heute noch der bestimmten Ansicht, daß nicht bloß alles Geld, das für Missionszwecke unter Muslimen ausgeworfen wird, vergeudet ist, sondern daß in der jetzigen Zeit Bestrebungen, einzelne Muslimen oder kleinere muslimische Gemeinden zum Uebertritt zu bewegen, gefährlich, ja geradezu schädlich sind. Die wichtigste Frage, wie dem Islam von Seiten des Christentums in unsrer Zeit beizukommen ist, wird in der vorliegenden Arbeit gar nicht erwähnt; wahrscheinlich weil der Verfasser selbst darüber völlig im Unklaren ist. Es kann dies eben nur durch langsame Kulturmission geschehen; aber dazu ist die Zeit solange noch nicht gekommen, als im Orient muslimische Staaten bestehen. Wir hoffen auf diesen Gegenstand demnächst ausführlicher zurückzukommen. Socin

(Der feste Grund) Betrachtungen über die Erlösungsfrage, ist die Schrift eines englischen Geistlichen Ernest Boys, die in guter deutscher Uebersetzung bei Bertelsmann in Gütersloh erschienen ist (106 S. 80 Pf.). Sie gehört zu denjenigen Schriften praktisch religiösen Inhalts, deren Uebersetzung herzlich willkommen zu heißen, deren Verbreitung aufrichtig zu wünschen ist. Man mag nicht in allen Einzelheiten mit dem Verfasser übereinstimmen, auch manches Bekannte finden. Aber die Wiederholung ist in vielen Fällen notwendig und wertvoll, und der Verfasser versteht es, die Bedürfnisse und Probleme des religiösen Lebens für die Gegenwart scharf zu fassen und praktisch zu erörtern. Wer recht liest, wird aus diesem Büchlein manchen Wink und manche Stärkung einheimsen. Die bezeichnenden Ueberschriften einzelner Kapitel lauten: „Vollkommen in Christo; Freudigkeit und Freudigsein; Entmutigung; Nun; Der Friede Gottes; Der Glaube und die Gefühle; Wirklichkeit; Umstände.“ Das Ganze ist eine praktische Erläuterung und Anwendung der Rechtfertigungslehre. Als Proben mögen zwei kurze Sätze hier stehen: „Die Religion ist eine drückende Last und eine schwere Mühe, wenn uns der Gewinn, der uns dadurch werden soll, und Ausgang und Ende zweifelhaft bleiben“ — „Die beste Weise, sich für das zukünftige Erbe vorzubereiten, besteht nicht darin, daß wir uns anstrengen, soweit unsre geistigen Begriffe reichen, ein Vorgefühl davon zu bekommen, was uns zukünftig werden soll, sondern vielmehr darin, daß wir uns mit ganzer Seele dahinein vertiefen, was uns jetzt in Christo Jesu gegeben ist.“ — Das Schriftchen ist geeignet, die christliche Gewißheit und christliche Weisheit zu mehren.

W Bornemann

(Morgenröte und Nachtschatten) ein Lebensbild in vier Gesängen, der Jugend gewidmet von B. Löschke (Grottsch, Verlag des evangelischen Jünglings- und Männervereins, 1895) ist ein Gedicht betitelt, das offenbar gut gemeint ist, aber der Sache eher schaden als nützen dürfte. Die zu Grunde liegende Geschichte ist an sich ergreifend: ein Maler findet einen Menschen, der ihm in seiner Kindheit als Bild der Unschuld gesessen hat, später im Kerker als Bild des Verbrechens wieder. Aber die Ausmalung dieser Geschichte ist voll krasser Uebertreibungen. Das poetische Talent mag dem Verfasser nicht ganz abgesprochen werden, aber mindestens mußte er sein Gedicht nach Form und Inhalt ganz anders durcharbeiten. Am schlimmsten ists gegen Ende, wo wir eine bloße Reimerei genießen: „Briefe — lies! — zweihundertdrei Eilen hin zur Polizei Jenen Selbstmordfall erörternd.“ ... „Als er vor dem Leichnam stand, Dessen Züge roh und wild Ernst betrachtend, — Zieht er raus (!) Aus dem Rock ein Kindesbild.“ — Ich fürchte, der Verfasser erzielt bei den meisten Lesern einen andern Erfolg, als er beabsichtigt hat.

W Bornemann

(Die Arbeit des Diakonissen-Mutterhauses Kaiserswerth an den armenischen Notleidenden) vom 2. Juli 1896 bis 28. August 1896. Bericht.

Gottes Segen und der Segen des heimgegangnen Vorstehers ruht sichtbar auf der Arbeit. Am 28. August sind in Smyrna anwesend 28 Waisen, 16 aus Marasch, 2 aus Kaisarieh (Cäsarea), 10 aus Harput, unter letztern 5 Pastorenwaisen. Weitere Anmeldungen liegen vor aus Urfa, Bitlis, Cäsarea, Trapezunt. Der Gesundheits-

zustand der Kinder ist nach Ueberwindung eines Fieberanfalles sehr gut. Ihre Begabung teilweise außergewöhnlich. Bis die Kinder, die nur zum Teil armenisch, zum Teil türkisch sprechen, der deutschen Sprache mächtig sind, erhalten sie gesonderten Unterricht. Dann gehen sie in die beiden Klassen der Waisenhausschule über, haben aber daneben besondern armenischen Unterricht, damit sie ihrem Volkstum erhalten bleiben. Die kleinen, nicht schulpflichtigen Armenierinnen bilden eine Kleinkinderschule. Eine geeignete armenische Lehrerin ist bereits seit längerer Zeit angestellt. Die armenischen Waisen sollen je nach Begabung und Stand zu Dienstboten, Hausfrauen oder auch Lehrerinnen ausgebildet werden, um später in ihrem Volke als ein rechtes evangelisches Salz wirken zu können.

Die Gaben der Liebe für die armenische Abteilung des Waisenhauses in Smyrna sind reichlich geflossen. Gott und den Gebern sei Dank! Aber wir bitten innig: **Helft weiter!** Allein die Reisekosten betrugen für

16 Kinder aus Marasch	21 Lstr. T.	= Mk.	388,50
2 Kinder aus Kaisarieh	4 Lstr. T.	= Mk.	74,00
10 Kinder aus Harput	50 Lstr. T.	= Mk.	925,00
Sa.	75 Lstr. T.	= Mk.	1387,50.

Der Transport geschah mit äußerster Sparsamkeit. Die Harputer Kinder verbrachten die letzten der 29 Reisetage ohne Nahrung. — Dazu kommt, daß, je tiefer wir in die Arbeit kommen, je mehr Not sichtbar wird. Schon der selige Vorsteher schrieb deshalb: „Wie die Liebe der Freunde, so ist auch unser Herz weit genug, einer größern Anzahl als 50 armenischen Waisenmädchen unsre Thüre zu öffnen." Das ist geschehen. In Smyrna sollen vorläufig 60 Waisen aufgenommen werden, eine weitere Anzahl, wenn es angeht, in Beirut. Neben der Arbeit an den Waisen konnten wir Liebesgaben unsrer Freunde durch ganz zuverlässige Vermittler an notleidende Armenier gelangen lassen.

(**Ueber Armenien**) beginnt es zu tagen. Die Zahl der deutschen Blätter, die der Wahrheit die Ehre geben, wächst. Die Kreuzzeitung 418, fußend auf Meldungen des Wiener K. K. Telegraphenkorrespondenzbüreaus, beleuchtet die Greuel in Konstantinopel, den religiösen Fanatismus, der darin zum Ausdruck kommt, und die Schuld der türkischen Regierung. Die Münchner Allg. Ztg 244 bringt einen Bericht eines Augenzeugen aus Konstantinopel, auf den wir hiermit unsre Leser aufmerksam machen. Wie weit auch diese Zeitung ihre Ansicht über die armenische Frage geändert hat, beweist folgendes Urteil, mit der oben erwähnter Bericht schließt:

„Die in Galata verbreitete Ansicht, daß das Massacre gegen die Armenier, wenn auch nicht im Auftrage, so doch unter konniventer Duldung der Pforte geschah, ist uns dabei sehr glaubhaft geworden, unzweifelhaft aber erst, als wir am nächsten Morgen sahen, daß das Militär selbst die empörendsten Mißhandlungen an unschuldigen Armeniern verübte. . . ."

Zur Beurteilung der offiziellen Nachrichten giebt die genannte Zeitung folgenden Beitrag:

„Charakteristisch für türkische Verhältnisse mag der Umstand sein, daß die in Konstantinopel erscheinenden Zeitungen während der Tage des Massacres auch nicht die geringsten Notizen von dieser Thatsache brachten, sondern die Sache einfach totschwiegen. Die Redakteure hatten strikte Befehle in dieser Hinsicht erhalten.

Die auswärtigen Zeitungen wurden konfiszirt; das türkische Telegraphenamt ließ keine Telegramme nach dem Ausland passiren. Die Vertreter der auswärtigen Presse wußten sich in der Weise zu helfen, daß sie durch die österreichische, französische oder deutsche Post Briefe nach Sofia oder Konstanza (Rumänien) schickten und der Inhalt dieser Briefe dann von dort auf telegraphischem Wege dem eigentlichen Bestimmungsort zugestellt wurde. In Pera ist man der Meinung, daß die Vorfälle der jüngsten Tage dem Fasse den Boden ausgeschlagen haben müßten, und man sieht den politischen Folgen jenes Massacres mit Spannung entgegen. Wir Abendländer konnten diese Erwartungen nicht teilen, pflegt man doch mit diplomatischer Ruhe die cheußlichsten Greuel passiren zu lassen, wenn sie nicht zu Hause, ondern weit draußen im fernen Osten geschehen."

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 37 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Heimstätte

Eisenach in Thür., Frauenberg 39, I. Töchter guten Hauses finden jederzeit freundlichste Aufnahme zur Fortbildung in Wissenschaften und Haushalt. Vorzügliche Empfehlungen. Näheres durch **Frl. Mosche,** Vorsteherin, staatl. wissenschaftl. gepr. Lehrerin.

Einladung

an die Freunde der Christlichen Welt nach Eisenach
zum 5. und 6. Oktober
Saal des Gewerbehauses (nahe dem Theater)

Montag, den 5., nachmittags 3 Uhr: Professor D. **Kaftan** über das Verhältnis des evangelischen Glaubens zur Logoslehre. Besprechung.

Dienstag, den 6., vormittags 9 Uhr: Professor D. **Harnack** zur gegenwärtigen Lage des Protestantismus. Besprechung.

Jeder, der in freundschaftlicher Absicht kommt, ist willkommen. Vorherige Anmeldung bei dem Herausgeber der Christlichen Welt ist erwünscht. **Einladung geschieht nur durch diese Anzeige.**

Die glückliche Geburt eines gesunden Knaben beehren sich anzuzeigen

Amtsrichter **Hugo Weizsäcker**
und **Frau Julie** geb. **Stölzel**
Oranienburg, d. 1. Septbr. 1896

Hauslehrer

gesucht zur Vorbereitung von 4 bis 5 Knaben bis zur Quarta oder Untertertia des human. Gymnasiums. Offerten mit Ansprüchen unter **J C P** an die Exped. d. Bl.

Junge Mädchen finden freundliche Aufnahme in gebildeter Familie. Sorgfältige Anleitung im Hauswesen. Beste Gelegenheit für wissenschaftl. Unterricht, Musik, Malen u. s. w. Auch jüngere Mädchen, die die Töchterschule besuchen sollen, werden aufgenommen.

Frau **M. Frickenhaus,**
Godesberg, Rheinallee 6

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162.**

Gesucht

ein **Hauslehrer** (cand. theol. oder phil.) mit feiner Umgangsform für angenehme und gute Stelle im Elsaß. Zwei Schüler. Quartaner und Obertertianer.

Angebote an Hrn. J. Gebhardt,
Aue, Ober-Elsaß

Beamter a. D., kleine Pension beziehend, sucht nebst seiner Schwester bei vereinsamter, gebildeter, älterer Person gegen Hilfeleistung dauerndes Asyl. Offerten unter „Gottvertrauen" befördert die Exped. dieses Blattes.

Pensionat ausgeschlossen!

1000 M. Pfarramtskandidat bittet gütige Menschen um Darlehn von insgesamt 1000 Mk. zu 3½ % zum einj.-freiw. Dienst. Examina gut bestanden; Zeugnisse, Empfehl. zu Gebote; Geldsendungen an pastor loci; gute Bürgschaft.

Frdl. Off. sub: **C. theol. 1000** an d. Exped. d. Ztg.

Junge Mädchen finden Ausbildg. i. Haushalt, i. Sprachen, Litteratur u. Handarbeit. Zimmer für **Erholungsbedürftige.** Schöne Gegend, gesunde Lage.

Frau verw. Oberpfarrer **Naumann,**
geb. **Ahlfeld,** und Töchter
Schwarzenberg i. Erzgeb. (K. Sachsen)

Vorkursus: October. Bauhandwerker, sowie **Anhalt. Bauschule Zerbst.** Wintersem.: 4. November.
Fachschule für Eisenbahn-, Strassen- u. Wasserbautechniker.
Reifeprüfung vor Staatsprüfungs-Commiss. Kostenfreie Auskunft durch die Direction.

Transparente Bilder

aus dem Leben Jesu
von überaus schöner Wirkung

unter günstigen Bedingungen zu verleihen. Näheres bei Vereinsdirektor **P. Dr. Roch, Leipzig.**

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1481. Vierteljährlich 1,50 Mark

Nr. 36: Die dreiundvierzigste Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Dortmund — Evangelische im Auslande: Das offizielle Programm der nächsten Lambeth-Konferenz; Ueber Magyarismus und evangelische Freiheit — Gustav-Adolf-Verein: Die evangelische Waisen- und Konfirmandenanstalt für Ermland zu Wartenburg in Ostpreußen; Deutsch-Zepling; Esseк in Slawonien; Bielitz — Verschiedenes: Hilfsbund für Armenien; Vermischte Nachrichten — Vorlesungen auf den deutschen theologischen Fakultäten im Wintersemester 1896/97

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Hefte zur Christlichen Welt

Kürzlich ist erschienen:

Nr. 23. **Bibelwort und Gotteswort.** Von Evangelicus. Prs. 40 Pfg.
Nr. 24. **Die altkirchliche Christologie und der evangelische Heilsglaube.** Von P. Lobstein, Professor der Theologie an der Universität Straßburg. Preis 40 Pfg.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 38 — Leipzig, den 17. September — 1896

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: In die Arbeit — Vom Gustav-Adolf-Verein: 4. Diasporagemeinden außerhalb Deutschlands und Europas — Religion und Sozialdemokratie: 1. Die Sozialdemokraten und die Religion — Die Schulbibel — Die Katholische Kirche in Rußland: 1. Verhältnis von Staat und Kirche — Verschiedenes: Kingsleys Vorträge über Römer und Germanen; Mathesius; Soziales; Von Stöcker zu Naumann; Türkisch-Armenisches — Quittung — Anzeigen

In die Arbeit

Joh. 4, 35—42

Unsre Betrachtungen, die uns zeigten, wie der Vater eine sündige und verblendete Seele zum Sohne zieht, fänden nicht den natürlichen Ruhepunkt, wenn sie uns nicht zuletzt die eben geworbne am Werben zeigten. Der empfangne Anstoß wirkt in doppelter Weise weiter. Er bewegt das ganze eigne Leben und pflanzt sich in die Umgebung fort. Viele Bilder und Gleichnisse der heiligen Schrift weisen auf diese Fortpflanzung der empfangnen Bewegung in die Umgebung hin. Die gefangenen Fischer werden Menschenfischer, der durchsäuerte Teig durchsäuert weiter, die auf dem Grundstein liegenden Steine tragen wieder andre. Heute würden wir an die Pflanzenzelle denken, die eben angesetzt neue Zellen bildet. Dieses Naturgesetz im Geistesleben zeigt uns unsre Geschichte auch. Das halbe Dorf kommt auf des Weibes Ruf zum Brunnen. Womit machte sie solchen Eindruck? Ihr Selbstzeugnis über die im Verkehr mit Jesus erfahrne Wandlung schlug durch. Es muß etwas aus ihr heraus gequollen sein, was im Schöpfeimer der Worte nicht zu fassen war — das lebendige Wasser, das in Strömen vom Leibe dessen fließen soll, der an Jesus glaubt. Dieses persönliche Moment heiliger Begeisterung, die ihr Angesicht glänzen machte wie der Schein Gottes Mosis Angesicht, das hat dies verachtete Weib zu einer hinreißenden Evangelistin gemacht. Dieser immer wiederholte Ausspruch: Er hat mir gesagt, was ich gethan habe, enthielt das Zeugnis des durch ihn überwundnen Gewissens.

Wie sympathisch ist uns diese Art des Gewinnens, die wir die Geheimnisse unsers Glaubens nicht in alten Formeln, sondern in der Tiefe der Persönlichkeit sehen, die durch ihren eigensten Besitz umschaffender Gotteskraft andre mit oft mangelhaftem Wort überwindet. Wir möchten auch so gewinnen und andern Anleitung dazu geben, wenn uns die methodisirende Schwätzerei durch diese ganze Art aufdringlicher unkeuscher Aufdeckung der innersten Eingeweide, wie es ein Menschenkenner sehr derb nannte, in diesem segensreichen Gebrauche nicht den Mißbrauch fürchten ließe.

Aber können wir es denn nicht keuscher machen, was viele so unkeusch thun? Können wir nicht mehr durchklingen lassen das eigne Erleben dessen, was dem Weibe so wunderbar vorkam, daß er uns alles sagt, was wir gethan haben, daß er uns in einer Stunde oder in Jahren das Gewissen geschärft, den Glauben gestärkt, den Sünden gewehrt hat? Das eigne Erleben des Sündenjammers und des Friedensstandes schafft die heilige Unruhe, andern ein Werkzeug der Gnade zu werden, und giebt den Pulsschlag jeder Arbeit für Gottes Sache.

Jede ruhmsüchtige Statistik freilich schneidet der Herr ab. Das thut er, indem er vor unsern Augen den großen Zusammenhang der Reichsgottesarbeit entrollt. Das ist eben seine Größe, daß er weder über dem Ganzen die einzelne Seele noch über der einzelnen Seele das Ganze vergißt. Wie umfassend wird hier sein Blick, wenn er spricht: die einen säen, die andern ernten. Die einen thun Vorarbeit, die andern Nacharbeit. Es braucht und es vermag keiner alles zu thun. Glücklich zwar das Geschlecht von Arbeitern, dem die von andern gesäten und unter Gottes Segen gereiften Aehren in den Schoß fallen als Garben für die himmlischen Scheuern. Aber auch Ehre den Vergessnen, den Namenlosen, die die Flur mit ihrem Schweiß genetzt und festgetreten haben mit unermüdlichem Schritt. Ehre und Dank den treuen Pionieren der göttlichen Erziehung des Menschengeschlechtes, auch wenn wir ihre Namen nicht mehr kennen. Selten weiht ein Mensch, wie z. B. Carlyle, den vergessnen Helden versunkner Arbeit, drauf die Gegenwart ihre Brücke vom Tod zum Leben baut, einen dankbaren Gruß. Aber vor dem Vaterauge im Himmel sind sie gleich, die Säeleute und die Schnitter, die Pioniere und die stolzen Krieger, die über ihre Brücke siegreich ins Feindesland dringen. So wichtig die einzelne Seele ist, Gottes Reich ist auch ein wachsender Senfbaum und ein immer weiter dringender Sauerteig. Ehre darum uns, den gegenwärtigen Arbeitern, wenn wir den Zusammenhang mit den Vergessnen und den Nachfolgenden in treuem Gedenken bewahren. Das schützt uns vor Ueberschätzung und vor Verzweiflung. Nur so kann ein Arbeiter am Gottesreich den Glauben bewahren, der seine Hände am Pflug und Säetuch nicht erschlaffen läßt, wenn er gewiß ist: es herrscht in Gottes Reich auch ein Gesetz der Erhaltung der Kraft, das keine Treue für Gott und die Seelen der Brüder verloren gehen läßt. Dann giebt es gesegnete Arbeit, wenn wir uns mit Danken und Hoffen hineinstellen in den großen Zusammenhang des Reiches Gottes. Das Reich des ewigen Gottes kann auch einmal warten, bis seine Zeit gekommen ist. Wie der Frühling den Saft aufsteigen läßt in scheinbar verdorrten Bäumen, so schafft Gottes Geist oft Leben, wo nichts als Tod zu sehen ist. Aber erst das spätere Geschlecht der Arbeiter schneidet, was das ältere gesät. Darum gilt es in Selbstverleugnung und in Hoffen arbeiten am Sieg unsers Gottes. Wenn den Kindern die Zähne stumpf werden durch die Heerlinge, die die Väter aßen, sollte dann das Lebensbrot, das wir den Alten geben, nicht auch den Kindern die Wangen rot machen?

Aber noch in andrer Beziehung erfordert die Arbeit am Gottesreich Selbstverleugnung. Auf das Wort des Weibes hin hatten sich die Samariter hinausgemacht, ihn zu sehen. Wie wichtig mag sich die Verachtete vorgekommen sein, da sie der Anlaß war zu solch einer Erregung des ganzen Ortes! Aber um sie kümmert sich keiner mehr. Jesus selbst kommt und spricht mit den Leuten, und da hangen sie ihm an und vergessen die, die sie zu ihm gewiesen hat.

So muß es auch sein. Er muß wachsen, wir aber abnehmen. Wir müssen verschwinden wie die Blüten, wenn die Frucht reift. Wir dürfen nie die Menschen zu unsrer Ehre gewinnen

wollen, sondern nur dazu, daß sie unsern Vater im Himmel preisen. Das thut oft Fleisch und Blut bitter weh, wenn ein Lehrer die Undankbaren eigne Wege wandeln sieht, die ihn einst um des von ihm erhaltnen Anstoßes willen als ihren Meister ehrten. Aber wir stehen und fallen nicht Menschen, sondern unserm Herrn. Wir Evangelische zumal müssen auf jede Bevormundung verzichten, wir müssen die innere Entwicklung ihre eignen Bahnen gehen lassen. Wie zu Luthers und Staupitz Zeiten giebt es oft tragische Lagen, wenn der Schüler blutenden Herzens um der Wahrheit willen scheiden muß von dem Lehrer, dem er sein Bestes verdankt. Aber das gehört zu der Unabhängigkeit von Menschen, wozu uns Christus befreit, indem er uns an Gott bindet. Wie in der natürlichen Schöpfung die Vererbung der Grundzüge und die Anpassung des Besondern die wunderbare Mischung von Einheit und Mannichfaltigkeit schaffen, so webt Gott aus dem heiligen Geist und dem Menschengeist selbständige christliche Charaktere. Das Reich Gottes will Originale und keine Kopien, es will Gläubige, die nicht um dem Boten der Wahrheit zu Liebe, sondern um deswillen glauben, weil sie selbst erkennen, daß Christus der Heiland der Welt ist. In der Individualität, die sich an Gott bindet, liegt die Wahrheit, die Freiheit und die Kraft. Dieses Gesetz muß alle Arbeit im Reiche Gottes leiten. F Niebergall

---

Vom Gustav-Adolf-Verein

4. Diasporagemeinden außerhalb Deutschlands und Europas

Von dem „Luxemburgischen Hausorden" war oben die Rede, und der den Anlaß gebenden Luxemburgischen Heirat wird man sich erinnern. Die Luxemburgischen Zustände werden in den Auszügen des Zentralvorstands mit wenigen Sätzen gezeichnet, die wir uns hier einfach wiederzugeben begnügen, indem wir gesperrt lassen, was dort gesperrt ist:

Die Verbindung mit der weimarischen Landeskirche ist gelöst. Es ist die evangelische Gemeinde jetzt zu einer staatlich anerkannten Körperschaft geworden, und hat der Großherzog von Luxemburg die Schirmherrschaft über die Protestanten dort übernommen, aber die protestantische Schule ist aufgegeben worden.

Im benachbarten Belgien bleiben die beiden großen Gemeinschaften, die Evangelische Gesellschaft oder Christliche Missionskirche und die Union des Eglises évangéliques protestantes (die staatlich gewährleistete evangelische Kirche) der Unterstützung würdig und bedürftig. Wir meinen an den der letzteren angehörigen Pastor René Peterson in Seraing bei Lüttich wieder einmal erinnern zu dürfen, der monatlich Lehrergehalt und Schulbedürfnisse zu bestreiten hat, und dessen Kirche heuer, nachdem sie nun fünfundzwanzig Jahre steht, einer Erneuerung ihres Gewandes bedürftig geworden ist. Das Werk der Missionskirche schreitet stetig fort; neue Gemeinden bilden sich, neue Organisationen, Versammlungsorte, Anstellung von Pastoren und Wohnungen für sie werden erforderlich, und damit mehren sich naturgemäß die Bedürfnisse. Gaben dafür nimmt Pastor Kennedy Anet, Brüssel, Chaussée d'Ixelles 129, in Empfang.

Aus Spanien bittet Fritz Fliedner dringend um Gaben zum Bau seines Gymnasiums. Gleichzeitig wirkt Pastor Otto Amtsberg für die deutsch-evangelische Gemeinde in Barcelona und Pastor Leonhard für Malaga, dessen evangelische Gemeinde sich selbständig machen will.

Bei Erwähnung Tirols haben wir schon des schönen Italiens gedacht. Das Evangelisationskomitee der Waldenser hat im verwichenen Jahre zur Empfehlung seines Vertreters, Pastors Calvino aus Lugano, diesem für seine Reise in Deutschland einen hübschen und wohlgeordneten „Jahresbericht über die Evangelisationsthätigkeit der Waldenserkirche in Italien" mitgegeben, 32 Seiten stark, den wir unsrerseits nur zur Lektüre dringend empfehlen können. Darin findet man denn freilich auch, daß Paolo Calvino selbst gern eine Kapelle hätte, und seinen Wunsch machen wir durchaus zu dem unsrigen. — In Montorfano am Langen See ist am 26. Januar d. J. eine stattliche evangelische Kirche eröffnet worden. Zu Messina

wurde der Vikar Otto Moldenhauer durch den Pastor Hartwich im Auftrage des Evangelischen Oberkirchenrats und unter Mitwirkung der beiden Waldenserpfarrer ordinirt. Die dortige deutsche Schule, ebenso wie die evangelische Gemeinde, die für jene die Kosten aufbringen muß, werden durch den mit den Verhältnissen vertrauten Superintendenten Dr. Zschimmer in Naumburg a. S. dringend zur Unterstützung empfohlen; Dr. Zschimmer selbst erklärt sich zur Vermittlung von Gaben bereit. In einem Berichte darüber in dem Monatsblatt des Gustav-Adolf-Vereins für die Provinz Sachsen (1896, S. 42 ff) heißt es am Schluß:

Die Gründung der deutschen evangelischen Schule zu Messina, wie der Gemeinden von Catania und Taormina ist ein Verdienst des Pfarrers Hartwich. Es bleibt nun noch Syrakus übrig, und die Nord-, Ost- und Südwestküste Siziliens ist der deutsch-evangelischen Kirche erschlossen. Wer hilft ihr Bahn brechen?

In diesem Zusammenhange können wir nicht umhin auf das prächtige Vorwort hinzuweisen, das Professor Beyschlag der Schrift des Lic. Dr. Gelderblom „Unter dem südlichen Himmel" mit auf den Weg gegeben hat, und dessen hierhergehörige Stellen in der genannten Nummer des Hallischen Gustav-Adolfblattes unter der Aufschrift: „Evangelische Deutsche in Italien" abgedruckt sind.

In eben dieser Nummer findet sich auch der fesselnde Auszug aus einem Vortrage des genannten Dr. Zschimmer über „das Evangelium in Smyrna vor hundert Jahren," dem wir hier eine Stelle anweisen zu dürfen, indem wir zugleich auf seinen praktischen Schluß aufmerksam machen:

Durch Vermittlung eines deutschen Orientreisenden, der im Jahre 1756 Smyrna berührte, wandten sich zwei dort wohnende fromme Protestanten, der holländische Konsulatskanzler Mann, ein Württemberger, und der schwedische Kaufmann Hebbe an den Theologen Dr. Callenberg in Halle mit der Bitte, zur Erlangung eines deutschen Predigers für die deutschen Evangelischen in Smyrna behilflich zu sein. Eine holländische evangelische Gemeinde bestand dort bereits seit mehr als hundert Jahren. Die Kirchenbücher der heute noch vorhandnen Gemeinde reichen bis 1688 zurück. Die frühern sind durch einen großen Brand, der infolge eines Erdbebens ausbrach, vernichtet worden. Erst Ende des Jahres 1758 gelang es Dr. Callenberg, einen geeigneten Kandidaten für Smyrna zu finden, Ch. W. Lüdeke, der in Augsburg geprüft und ordinirt wurde und nach 5½ monatlicher Reise am 29. April 1759 in Smyrna ankam. Er hat dort das Pfarramt bis 1768 verwaltet und wurde dann Pfarrer an der Katharinenkirche zu Magdeburg. Die kleine Gemeinde, der Lüdeke vorstand, hielt zuerst ihren Gottesdienst im Hause des bereits genannten Kanzlers Mann, später, als bei einer 1762 ausgebrochnen großen Feuersbrunst dieses Haus abbrannte, drei Jahre lang in der englischen Kapelle, worauf Mann im Hofe seines neuerbauten Hauses einen Betsaal herrichtete und ihn der Gemeinde auf sechs Jahre vermietete. Pfarrer Lüdeke lebte anfänglich sehr kärglich von den freiwilligen Gaben der beiden frommen Männer Hebbe und Mann und einiger andrer evangelischen Christen. Als dann Hebbe nach Schweden zurückkehrte und die Gründung einer evangelischen Schule wünschenswert erschien, wandte sich die Gemeinde hilfesuchend nach Hamburg, Amsterdam, Danzig, Schweden und Dänemark. Der hochherzige fromme König Friedrich V. von Dänemark bewilligte einen jährlichen Zuschuß von vierhundert Reichsthalern zunächst auf drei Jahre. Auf das nach Danzig gelangte Unterstützungsgesuch wurde von dem Rate der Stadt dekretirt, daß am 20. Sonntag nach Trinit. 1762 in allen Kirchen der Stadt eine Hauskollekte für die smyrnensische Gemeinde empfohlen und in den Häusern durch die Vorsteher der Armenschulen gesammelt werden sollte. Diese Sammlung, an der sich auch viele Katholiken beteiligten, ergab den ansehnlichen Betrag von 26 613 Danziger Gulden 24 Groschen und 12 Pfgen., d. i. etwa 17 100 Mk., von welcher Summe 25 000 Gulden zu 4 Prozent zum Besten der smyrnensischen Gemeinde in Danzig angelegt, 1000 Gulden sogleich nach Smyrna gesandt und der Rest den Armenschulvorstehern zur Bestreitung der Unkosten der Sammlung überlassen wurde. Die smyrnensische Gemeinde hatte sich gleichzeitig durch den preußischen Gesandten in Konstantinopel an Friedrich II. gewandt, und dieser ließ, obwohl von dem siebenjährigen Kriege in Anspruch genommen, bei dem Sultan die Erlaubnis zur Erwerbung eines Grundstücks und zur Erbauung einer Kirche zu Smyrna erwirken, die unter dem Schutze des Königs von Preußen stehen und das preußische Wappen tragen sollte. Es wurde auch ein Grundstück angekauft, aber zum Bau einer deutschen Kirche ist es trotzdem in Smyrna nicht gekommen. Lüdeke verließ Smyrna 1768, nachdem er seinen Nachfolger, einen Dänen Bastholm, in sein Amt eingeführt und den von Mann errichteten Betsaal feierlich eingeweiht hatte. Auf Bastholm folgte 1773 Weinrich. Als dieser 1779 in die Heimat zurückgekehrte, blieb die Pfarrstelle zu Smyrna einige Jahr unbesetzt. Im Jahre 1782 bittet dann der Gemeindevorstand das geistliche Ministerium zu Danzig um Aussendung eines Pfarrers, und es wird noch in demselben Jahre der Pfarrer Usko gesandt. Mit dem Jahre 1791 hören die Nachrichten über die deutsche Gemeinde in Smyrna gänzlich auf. Sie scheint sich zu Anfang unsers Jahrhunderts in den napoleonischen

Kriegswirren aufgelöst zu haben. Der Pfarrer Usko wird in dem holländischen Kirchenbuche noch bis 1805 als pasteur de l'Eglise hollandaise erwähnt. Der Danziger Kollektenfonds von 25000 Gulden blieb eine Reihe von Jahren auf Zinszuschlag liegen, bis er durch Kabinettsordre Friedrich Wilhelms III. andern frommen Zwecken zugewiesen wurde. Die Zinsen des Stipendii Smirnensis werden noch heute in Danzig zu Schulzwecken verwendet. — Durch Friedrich Wilhelm IV. ist seit 1857 in Smyrna eine deutsche Gemeinde ins Leben gerufen, der Dr. Zschimmer selbst in den Jahren 1875 bis 1879 als Pfarrer gedient hat. Sie sieht sich genötigt, ernstlich an den Bau einer eignen Kirche zu denken, da die Holländer, in deren Kapelle sie bisher ihren Gottesdienst gehalten hat, sich neuerdings gegen unsre deutschen Glaubensgenossen weniger freundlich erweisen und z. B. nicht mehr gestatten wollen, daß der Geburtstag des deutschen Kaisers in ihrem Gotteshause gottesdienstlich gefeiert wird, was seit 1872 alljährlich geschehen ist. Beiträge zum Bau einer neuen Kirche nimmt Superintendent Dr. Zschimmer in Naumburg gern entgegen.

Natürlich auch der Zentralvorstand des Gustav-Adolf-Vereins und andre Gustav-Adolf-Freunde.

Wir können nicht eine Reise durch die Welt machen. Nur nach dem fernen Brasilien hinüber noch einen Blick, da eben in Nr. 121/122 der „Flugschriften des Evangelischen Bundes" ein Geistlicher wertvolle Erinnerungen und Beobachtungen unter dem Titel: „Zur Evangelisation Brasiliens" veröffentlicht hat.

Es ist ein schönes, reich gesegnetes Land ... Ein glückliches Volk könnte darin leben, Wohlstand darin blühen. Aber was ist aus diesem begabten, bildungs- und erziehungsfähigen Volke geworden! ..... (S. 37) .. ein Hauptbindernis ist die Gleichgiltigkeit, die geistige Marklosigkeit. Der Brasilianer ist seinem innersten Wesen nach ohne Tiefe und Kraft, matt, zahm und gleichgiltig. Sein Inneres ist ein treues Abbild seiner weichlichen Sprache. Aus dieser Art seines Empfindens erklären sich manche Eigenschaften, die im äußern Umgange ganz angenehm empfunden werden, die aber nicht Tugenden genannt werden können, weil sie nicht wirklich reinen und edeln Untergrund haben. Er ist barmherzig aus Weichlichkeit, stets liebenswürdig, weil er zu „nein" nie den Mut hat, duldsam aus Gleichgiltigkeit, zu Gewaltthat und Roheit nicht geneigt aus Mangel an urwüchsiger Kraft, in seiner Leidenschaft schnell aufbrausend, aber ohne nachhaltige Tiefe, von großer Friedensliebe beseelt, weil ihn Vorsicht der bessere Teil der Tapferkeit dünkt (S. 35).

Der Priester Wiedemann (Die deutsche Kolonie Petropolis S. 65, 77) schreibt, „daß die katholische Religion hier in dem Zustande der größtmöglichsten Erniedrigung und Entartung sich befinde" (S. 14).

Seelsorge, Krankenbesuche, Unterweisung der Jugend werden nicht geübt. Nur eines zeichnet den brasilianischen Priester vorteilhaft vor seinen Brüdern im spanischen Südamerika aus. Ausnahmen abgerechnet ist er frei von Fanatismus ... Lange vorher, ehe die Republik die bisherige „Duldung" der Protestanten aufhob und allgemeine Religionsfreiheit gab, konnten die Evangelischen sich fast ungestört bewegen (S. 6).

Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Brot giebt Brasilien und Sonne, aber weiter nichts, nicht Recht noch wahre Freiheit, nicht Treue, nichts Edles, Hohes, Großes. Das ahnt keiner, wenn er sein Vaterland verläßt, was es bedeutet, unter einem verkommenen Volke zu leben. Aber was nützen diese Warnungen? Der Deutsche wird seinen Wandertrieb nie meistern und immer wieder in weiter Ferne sehnsüchtig sein Glück suchen (S. 39).

Der Schluß aber, den der Berichterstatter zieht (S. 42), gilt nicht nur für Brasilien:

Mögen wir in der Heimat immer ein Herz haben für unsre Glaubensgenossen und ihnen beistehen nach Maßgabe unsrer Kräfte ... Glaubensgenossen gutes zu thun ist Christenpflicht .... Auch diejenigen, die mehr für Deutschtum als für Christentum sich begeistern, mögen es wissen und darnach ihr Thun einrichten: „Es giebt keinen stärkern Träger des Deutschtums als das evangelische Christentum."

Hermens

Religion und Sozialdemokratie

Als ich vor einiger Zeit in einer vom Leipziger Evangelischen Arbeiterverein veranstalteten öffentlichen Versammlung dem Redner des Abends, Professor Dr. Sohm, entgegentrat, erklärte ich zu Eingang meiner Gegenrede den das Verhältnis von Christentum und Sozialdemokratie berührenden Ausführungen Sohms nicht etwa vorsichtig ausweichen, sondern des Nähern darauf eingehen zu wollen. Demgemäß beschäftigt sich denn auch der zweite Teil jener Rede*) mit der Bedeutung des Christentums für die sozialen Verhältnisse unsrer Zeit.

*) Der Arbeiterstand und die Sozialdemokratie. Zwei Reden von Geh. Hofrat Professor Dr. Rudolf Sohm und Max Lorenz-Leipzig. R. Werther. (Vergl. die Anzeige dieser Schrift in Nr. 22 d. Bl. Unsre Leser wissen aus ihr oder noch besser aus der Schrift selbst, daß der Verfasser Sozialdemokrat ist. D H)

Im Rahmen jener Diskussionsrede konnte diese Auseinandersetzung naturgemäß nur kurz, flüchtig, einseitig ausfallen. Da ich nun aber nach wie vor der Ansicht bin, daß das Christentum auch heute noch eine solche Lebensmacht bedeutet, daß niemand daran nichtssagend vorbeikann; daß alles, was auf mehr als Tagesdauer Anspruch erhebt — es sei Person oder Partei —, sich in irgend einer Weise klipp und klar mit ihm auseinandersetzen muß; da ich weiter der Ansicht bin, daß jene, die aus Gründen eines ehrlichen Christenglaubens Gegner der mit Recht oder Unrecht als „atheistisch" verschrieenen Sozialdemokratie sind, von der sie eine Vernichtung — nicht etwa nur gesellschaftlicher, zeitlicher Institutionen — sondern des Individuums in seiner innersten, gottentstammten, für eine Ewigkeit bestimmten Natur sehen, als idealistische, wohlmeinende Gegner gerechterweise einer objektiven Würdigung, Anerkennung und Auseinandersetzung wert sind: darum soll hier der Versuch einer eingehendern, sachlichen Darstellung des Verhältnisses zwischen Christentum oder Religion und Sozialdemokratie gemacht werden.

1. Die Sozialdemokraten und die Religion

Offiziell normirt ist die Stellung der sozialdemokratischen Partei Deutschlands zu Religion und Kirche im Erfurter Programm, Teil 2 Abschnitt 6, wo gefordert wird:

Erklärung der Religion zur Privatsache. Abschaffung aller Aufwendungen aus öffentlichen Mitteln zu kirchlichen und religiösen Zwecken. Die kirchlichen und religiösen Gemeinschaften sind als private Vereinigungen zu betrachten, welche ihre Angelegenheiten vollkommen selbständig ordnen.

Aus diesem Passus läßt sich eine direkte Religionsfeindlichkeit der Sozialdemokratie sicherlich nicht herleiten. Er kann sogar ohne Zwang so gedeutet werden, daß die Partei der äußersten Linken mit der Partei der äußersten Rechten in der Forderung vollständiger Trennung von Kirche und Staatsgewalt zusammentreffe. Indessen sind dergleichen Programmforderungen gleichwie Gesetzesparagraphen selten aus sich selbst heraus so eindeutig verständlich, daß sie ohne Kommentar hingenommen werden können. Auch die in Rede stehende Programmforderung kann nicht nur verschieden gedeutet werden: sie ist auch verschieden gedeutet worden.

In den als offiziell anzusehenden „Erläuterungen zum Erfurter Programm"*) von Karl Kautsky und Bruno Schönlank deutet der Letztere die Forderung knapp und kühl so, daß eben die Sozialdemokratie als politische Partei mit der Religion als einer privaten, rein persönlichen und innersten Gewissenssache nichts zu thun habe, und daß sie weder jetzt noch später irgendwelchen Zwang hierin ausüben wolle oder könne. Religion ist eben Privatsache. Nur an der Stelle, wo Schönlank von denen spricht, „die die Entwickelungsstufe des religiösen Bewußtseins hinter sich, die sie überwunden haben", entblößt der objektive Kommentator — wider Willen wahrscheinlich — ein wenig seine subjektive Meinung.

Eine ganz andre „Erläuterung" als durch Schönlank erfährt der Programmsatz in der großen Rede, die Liebknecht auf dem Parteitag in Halle**) zur Einführung, Begründung und Erläuterung des Programms gehalten hat. Diese Rede ist ein um so maßgebenderer Kommentar, als auf sie hin das Programm und der darin enthaltne, die Religion betreffende Passus angenommen wurde. Liebknecht hat den Passus gegen niemand zu verteidigen, der etwa eine freundliche Stellung der Sozialdemokratie zur Religion wünschte, wohl aber gegen solche Meinungen und Anträge, die auf direkt religionsfeindliche Stellungnahme dringen. Prinzipiell hat Liebknecht in dieser Rede gegen eine solche feindliche Stellungnahme nichts einzuwenden. Er bekennt sich selber als „Atheisten," der für seine Person „mit der Religion sehr früh fertig gewesen" ist. Er

*) Grundsätze und Forderungen der Sozialdemokratie. Erläuterungen zum Erfurter Programm von Karl Kautsky und Bruno Schönlank. Berlin 1892, Verlag des Vorwärts.

**) Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Abgehalten zu Halle a. S. Berlin 1890. Verlag des Vorwärts.

sieht in Religion und Kirche nur Bundesgenossen des Staates, die zugleich mit dem Staate verschwinden werden und müssen. Nur aus Gründen der Praxis, zu Gunsten der praktischen Agitation ist er für die objektive und indifferente Stellung der Sozialdemokratie zur Religion. Er erklärt: „Einen vernünftigern, praktischern Satz haben wir nicht unter allen unsern praktischen Forderungen.“ Denn — meint er — „ich habe eines während meines langen politischen Lebens gelernt, das mich praktisch gemacht hat: ich habe gelernt, daß ich nie einen Menschen, der an Religion glaubte, durch Beschimpfung der Religion, durch Angriffe auf die Religion habe belehren können.“ Auch er will der Religion „zu Leibe gehen,“ aber nur indirekt dadurch, „daß wir die Religion des Einzelnen ruhig Religion sein lassen, ihm aber Wissen beibringen; die Schule muß gegen die Kirche mobilisirt werden, der Schulmeister gegen den Pfaffen; richtige Erziehung beseitigt die Religion.“ Religion steht ihm in unvereinbarem, widerspruchsvollem Gegensatz zu Wissen und Wissenschaft. „Und weiß nicht jeder denkfähige Mensch, der weiß, was Wissenschaft ist, daß Wissenschaft und Religion unvereinbare Gegensätze sind?“ heißt es in seinem Schlußwort zur Debatte.

In Uebereinstimmung mit den Liebknechtschen Ausführungen bringen die übrigen Hallischen Diskussionsredner — abgesehen von Rüdt und Genossen, die direkte Stellungnahme gegen die Religion befürworten — durchweg zwei Punkte zur Geltung: einmal, daß aus praktischen Gründen eine indifferente Stellung geboten sei; dann, daß die Religion mit der Wissenschaft und darum auch mit konsequenter sozialdemokratischer Anschauung und Ueberzeugung unvereinbar sei. Der Reichstagsabgeordnete Blos erklärt: „Jeder, der einmal agitatorisch thätig gewesen ist, wird wissen, daß dieser Punkt des Programms uns sehr gute Dienste geleistet hat.“ Schon mit Rücksicht auf das Zentrum, das die Massen zu einem der sozialdemokratischen Agitation höchst schädlichen religiösen Fanatismus entflammen könnte, sei er für die maßvolle Fassung. Und was schadet es auch! „Wir können auf diesem Gebiete der freien wissenschaftlichen Forschung und unsrer Parteilitteratur ruhig ihren Lauf lassen.“ Der Reichstagsabgeordnete Molkenbuhr ist der Ansicht: „Man will den Passus aus dem Programm beseitigen, weil wir doch den Atheismus als Produkt der wissenschaftlichen Forschung fordern.“ Man könne aber unmöglich „alle Produkte wissenschaftlicher Forschung“ in das Programm aufnehmen. Oertel, ein in Bayern sehr bekannter Nürnberger Parteigenosse, faßt seine Meinung dahin zusammen: „Ich glaube mit Liebknecht, daß, wenn wir einmal den sozialistischen Staat haben, wir sehr leicht mit der Religion fertig werden.“

Wenn die Schönlankschen Erläuterungen sich kühl an den Wortlaut des betreffenden Programmpassus halten und gegenüber der Indifferenz der Sozialdemokratie als politischer Partei doch auch das Recht des Einzelnen zu beliebiger religiöser Ueberzeugung konstatiren; — wenn, in einem gewissen Gegensatz dazu, in Halle offiziell zwar die indifferente Stellung gewahrt, thatsächlich aber eine Fülle von Abneigung gegen die Religion sich bemerkbar macht, die in der behaupteten Unvereinbarkeit zwischen Glauben und Wissen und in der vermeinten Wissenschaftlichkeit des Atheismus gipfelt: so fehlt aber drittens auch der nach dem Wortlaut des Programms ebenfalls mögliche Standpunkt der Religionsfreundlichkeit nicht. Man weiß, daß in der Partei die Agitation des Theologen Theodor von Wächter geduldet worden ist.

Auf Grund eines und desselben Programmsatzes ist also die thatsächliche Stellung der sozialdemokratischen Partei zur Religion dreifach. Wer indes in sozialdemokratischen Kreisen verkehrt, wer regelmäßiger Versammlungen zu besuchen pflegt, wer die hierher gehörige Parteilitteratur kennt, muß zweifellos zu der Einsicht kommen, daß — mag die Sozialdemokratie sich auch offiziell indifferent geben und indifferent sein — die Sozialdemokraten doch in ihrer Masse religionsfeindlich sind. Die religiöse Indifferenz des Einzelnen ist auch schon aus psychologischen Gründen schwer denkbar und thatsächlich selten. Denn es gehörte eine ungeheure seelische Müdigkeit oder eine

entsetzliche geistige Flachheit dazu, den Haupt- und Kernfragen unsers Lebens und Seins, die in der Religion enthalten sind und von ihr eine Beantwortung finden, wirklich indifferent gegenüberzustehen. Ein solches Maß seelischer Müdigkeit läßt sich wohl gerade bei den Anhängern einer Partei, die, wie keine andre, auf Aktion gerichtet ist, die „eine Welt erobern“ will, schwer annehmen. Aus entsetzlicher Flachheit aber die Indifferenz psychologisch begründen zu wollen, das wäre wohl nur Sache eines erbitterten Gegners der Sozialdemokratie. Psychologisch genommen entbehrt das Schlagwort „Christ oder Atheist“ nicht so ganz der Berechtigung. Wenn nun Indifferenz aus psychologischen Gründen bei den Sozialdemokraten schwer anzunehmen ist, wenn Religionsfreundlichkeit sehr selten unter ihnen sich bemerkbar macht, so bleibt eben nur Religionsfeindlichkeit übrig, die denn auch thatsächlich herrscht und bis zur vermeintlich wissenschaftlichen Errungenschaft des Atheismus gesteigert ist.

Mit welchem Rechte wird nun aber der Atheismus als wissenschaftliche Errungenschaft hingestellt? Und aus welchen thatsächlichen Umständen und Gründen erklärt sich die religionsfeindliche Gesinnung der Sozialdemokraten?

Es läßt sich sehr leicht der Beweis führen, daß der Atheismus durchaus nicht aus der Wissenschaft nach ihrem heutigen Stande hergeleitet werden kann, daß er der Wissenschaft sogar geradezu ins Gesicht schlägt, daß er ein Verfehlen gegen das Fundament wissenschaftlichen Denkens, gegen die Logik ist. Der Atheismus hat — wenn er überhaupt etwas bedeuten soll — zum Inhalt die positive Behauptung: „Es giebt keinen Gott.“ Wie kommt man zu dieser Behauptung, und wie kommt man gar dazu, diese Behauptung als ein Resultat der Wissenschaft, sozusagen als der Weisheit letzten Schluß aufzustellen? Hat denn die Wissenschaft irgendwo den Beweis dafür erbracht, daß es keinen Gott giebt? Das hat sie sicher nicht. Aber sie hat andrerseits auch keinen Beweis für das Dasein Gottes geliefert, sie hat — mit Mikroskop, Fernrohr oder sonstwie — nirgends einen Gott gefunden. Hier setzt nun der logische Fehlschluß des von seiner Wissenschaftlichkeit überzeugten Atheisten ein. Der Atheist ist in den meisten Fällen ein fanatischer Anbeter der Wissenschaft und besonders der Naturwissenschaft; er ist von deren nahezu grenzenloser und erschöpfender Erkenntnisfähigkeit überzeugt. Er schließt nun: Die Naturwissenschaft hat Gott nicht entdeckt, also giebt es keinen Gott. Welch ein logischer Nonsens! Aus einer negativen Thatsache soll eine positive Behauptung sich ergeben! Aus einem einzigen Satz soll ein giltiger Schluß zu folgern sein, während bekanntlich ein solcher giltiger Schluß nach allen Regeln der Logik zwei Sätze, den Unter- und Obersatz erfordert. Allerdings schiebt der unlogische Atheist, sich selber unbewußt, den fehlenden, aber auch verfehlten Untersatz ein. Ueberzeugt von den grenzenlosen Errungenschaften naturwissenschaftlicher Erkenntnis, schiebt er den Satz ein! Die Naturwissenschaft kennt alles — das ist der Untersatz —; der Obersatz lautet: Die Naturwissenschaft kennt Gott nicht; also ergiebt sich der Schluß: Es giebt keinen Gott. Die Wissenschaftlichkeit des Atheisten wäre gerettet, wenn nicht der Untersatz grundlos wäre und damit das ganze logische Gebäude zusammenfiele.

Mit dem Atheisten als Wissenschaftler ist also schnell fertig zu werden. Trotzdem aber wäre es verfehlt, zu glauben, daß der Atheismus und die Atheisten nun abgethan seien. Im tiefsten Grunde sitzt nämlich der Atheismus gar nicht im Kopf, sondern im Herzen, ist nicht ein Produkt des Denkens, sondern eine bestimmte Art des Fühlens; weit davon entfernt, ein Wissen zu sein, bedeutet er ein Glauben, einen Wahn. Darum aber ist er in seiner Art auch eine Macht; darum läßt er sich nicht so einfach von einer Stunde zur andern wegdisputiren, auch durch die schönste Logik und die treffendsten Beweise nicht.

Welches sind nun aber die Umstände, die die Saat des Atheismus in das Gefühlsleben eingepflanzt haben, sodaß er als Glaube, als Ueberzeugung aus der Menschenseele emporwachsen konnte?

Es kann hier selbstverständlich nicht meine Aufgabe sein, dem Atheismus in seinen mannichfachen Gründen bei seinen

verschiedenartigen Trägern nachzuspüren. Es kann hier nur darauf ankommen, die atheistischen Neigungen bei den Anhängern der Sozialdemokratie zu erklären. Es kommen hier mehrere Gründe in Betracht.

Die Sozialdemokratie ist ihrem innersten Wesen nach bisher in erster Linie Oppositionspartei gewesen. Sie richtet ihre Opposition nicht nur gegen bestimmte Stellen des heutigen Staates und der heutigen Gesellschaft, sondern gegen diesen Staat und diese Gesellschaft überhaupt. Nach ihrer Ansicht liegt heute ein ganzes Zeitalter im Sterben, um einer neuen Zeit Platz zu machen. Sie ist, zukunftsfroh, alle dem abgeneigt, was heute ist und mit dem Heute zusammenhängt. Schon aus dieser allgemeinen Oppositionsstellung, aus dieser tief empfundnen Abneigung gegen alles, was heute ist, wäre eine gewisse Abneigung auch gegen die religiösen Empfindungen der heutigen Menschen begreiflich.

Diese „gewisse Abneigung" muß sicherlich zur thatsächlichen Feindschaft werden an der Stelle, wo die Religion mit den heutigen politischen Machthabern, mit der herrschenden Staatsgewalt verbündet oder sogar identisch erscheint. Diese Stelle ist die Kirche und das heutige Kirchenregiment. An sich sind Religion und Kirche sicherlich nicht eins und dasselbe, und ist wahre Religion — wenigstens nach protestantischer Auffassung — nicht nur innerhalb der Kirche möglich. Im öffentlichen Leben aber werden Kirche und Religion fast durchweg identifizirt, sowohl auf Seiten der Kirchenfreunde als der Kirchenfeinde. Innerhalb der Kirche herrscht entschieden die Ansicht vor: Extra ecclesiam nulla religio. Die aber außerhalb der Kirche stehen, trennen ebensowenig zwischen Kirche und Religion. In der sozialdemokratischen Litteratur und in den Parteitagsreden werden die Begriffe Kirche und Religion bunt durcheinander geworfen. Charakteristisch für diese Unklarheit ist besonders auch der Programmsatz: „Erklärung der Religion zur Privatsache," als ob heute denn wirklich Religion Staatssache wäre, oder es jemals sein könnte. Religion kann immer nur Privatsache, Sache des Individuums sein, ein persönliches Verhältnis eines Einzelnen zu irgend einem übergeordneten, herrschenden, geistigen Wesen bedeuten, im Gegensatz zur Kirche, die stets Sache einer Gemeinde ist. Die Religion ist individueller Natur, die Kirche ist eine soziale Erscheinung. Mit dem Wesen der Religion wird sich der zweite Artikel etwas eingehender zu beschäftigen haben. Wenn hier nur kurz auf den Unterschied zwischen Religion und Kirche aufmerksam gemacht wird, so geschieht es nicht etwa, um einer Religion ohne äußern Zusammenschluß, ohne äußere Gemeinschaft der Gläubigen, ohne Kirche das Wort zu reden, auch nicht, um für eine solche äußere Gemeinschaft in der Kirche einzutreten. Dieser Gesichtspunkt kommt an dieser Stelle gar nicht in Betracht. Auf Folgendes kommt es vielmehr an: Wenn Kirche und Religion nicht getrennt werden, und wenn dann die Kirche sich zur Verbündeten oder gar Dienerin der herrschenden Staatsgewalt macht, so folgt daraus mit Notwendigkeit, daß, wer diese herrschende Staatsgewalt bekämpft, auch deren Verbündete, die Kirche und damit zugleich — da Kirche und Religion als eins gesetzt werden — die Religion bekämpfen muß. Eines Beweises aber für die Behauptung, daß die evangelische Kirche — im Gegensatz zur katholischen — sich mit der herrschenden Staatsgewalt verbündet und ihr sich sogar unterworfen hat, bedarf es in Anbetracht zahlreicher Vorkommnisse in letzter Zeit sicherlich nicht. In der Kirche also, in den kirchlichen Organen und Behörden liegt ein Hauptgrund dafür, daß große Massen des Volkes von Kirche und Religion nicht nur nichts mehr wissen wollen, sondern in eine feindliche Stellung gedrängt sind und aus politischen Gründen die politisch gewordne Kirche bekämpfen müssen. — Charakteristisch ist es, daß die katholische Kirche seitens der Sozialdemokratie mit viel mehr Vorsicht und wenigstens äußerer Achtung behandelt wird. Es sei an die bereits zitirten Worte des Abgeordneten Blos auf dem Parteitag in Halle erinnert, wonach die Sozialdemokratie mit Rücksicht auf das Zentrum keine religionsfeindliche Stellung einnehmen dürfe. Zu erwähnen ist auch der spezielle Dank, den der kürzlich gewählte Abgeordnete Dr. Lütgenau seinen

katholischen Wählern aussprechen zu müssen gemeint hat. Die katholische Kirche hat sich eben nie so tief herabgewürdigt, daß sie, statt eine würdige Repräsentantin der Religion und Verwalterin himmlischer Gnade auf Erden zu sein, würdelos ihre Autorität als Dienerin herrschender Gewalten für politische und irdisch materielle Zwecke eingesetzt hat.*) Ausdrücklich sei betont, daß hier nicht etwa eine Schmähung der evangelischen Kirche beabsichtigt ist. Sind es doch die kirchliche Orthodoxie und die konservative Reaktion, die in gleicher Weise von der unwürdigen Stellung der evangelischen Kirche überzeugt sind und mit vollem Recht Unabhängigkeit der Kirche verlangen.

In den kirchlichen Zuständen also liegt zunächst einer der Hauptgründe dafür, daß große Massen des Volkes und vor allem die im Prinzip oppositionellen Sozialdemokraten zu Kirchen- und Religionsfeindlichkeit geradezu gezwungen sind. Diese Opposition gegen Kirche und Religion ist also politischer Natur.

Ein andrer Grund der Religionsfeindlichkeit ist herzuleiten aus einem gewissen Zusammenhange zwischen Sozialdemokratie und Naturwissenschaft. Die Sozialdemokratie ist ohne die technischen Fortschritte unsers Maschinenzeitalters undenkbar; sie ist geradezu ein Produkt dieses Fortschrittes, der naturwissenschaftlichen Forschungen und Entdeckungen ausschließlich zu danken ist. Von weitern technischen Erfolgen solcher Forschungen ist auch zum guten Teil die Realisirung sozialdemokratischer Wünsche und Forderungen abhängig. Daß darum die Sozialdemokratie der Naturwissenschaft mit einem Gefühl der Dankbarkeit, das sich oft zu grenzenloser Bewundrung und Verehrung steigert, gegenübersteht, ist erklärlich. Es sind nun aber gerade die praktischen Erfolge der Naturwissenschaft, es ist das Materiell-Zweckmäßige, was den Sozialdemokraten ins Auge fällt, die als Arbeiter an den Maschinen stehen und in Fabriken und Instituten beschäftigt sind. Vermöge der rein praktischen, theoretisch völlig ungeschulten Bildung wirft sich das ganze geistige Interesse des Arbeiters auch ausschließlich auf diese materielle Seite naturwissenschaftlicher Entdeckungen; die andre, schwächere Seite, die rein wissenschaftliche, mit ihren so bald erreichbaren Grenzen der Erkenntnis bleibt seinem Verständnis verborgen. Die materielle Thätigkeit des Arbeiters erklärt und bedingt also zum großen Teil auch eine materielle Geistesrichtung und Geistesbildung.

Als weiterer Grund für die sozialdemokratische Religionsfeindlichkeit reiht sich hier der Umstand an, daß ein notwendiges Erfordernis religiösen Empfindens Verinnerlichung ist. Zeit gehört dazu, reine Stimmung, die fähig ist, neue und große Eindrücke zu empfangen, die Natur wie das Menschenleben im Zusammenhange, als Ganzes einheitlich auf die Seele wirken zu lassen. Die Seele muß sich reinigen können vom Staub der Alltäglichkeit; der Mensch muß einmal aufhören können, zu rechnen und praktische Zwecke mit spähendem Auge zu verfolgen; er muß einmal aufhören zu denken und muß ganz Gefühl sein, sich hingeben, aufgehn, sich entäußern können. Ohne solche seelische Feiertagsstimmung kann sicherlich religiöses Empfinden gar nicht oder nur kärglich gedeihen. Die ganze Lage des Arbeiters aber gestattet solche seelische Feiertage und Ferien nicht. Dergleichen haben die Fabrikordnungen nicht vorgesehen. Es sind also auch sozial-psychologische Gründe, Gründe, die in der Arbeitsordnung und Arbeitsteilung der heutigen Gesellschaft liegen, die in der Masse der Arbeiter und damit in der Sozialdemokratie Religionslosigkeit bedingen und begreiflich machen.

Bisher ist in diesem Artikel die Stellung der Sozialdemokratie zur Religion aus den Verhältnissen erklärt, in denen die

*) Das Urteil des Verfassers wird durch die Beobachtung getrübt, daß im deutschen Reiche die römische Kirche sich in einer Oppositionsstellung gegenüber dem Staat befindet. Wo die Lage eine andre war, hat die römische Kirche oft genug fremdem Herrscher- und Staatsinteresse gedient. Es ist merkwürdig, wie auch der Herr Verfasser mit andern sozialdemokratischen Schriftstellern die Eigenheit teilt, daß seiner philosophischen Beschlagenheit eine gleiche Kenntnis der Geschichte nicht zur Hand geht. D H

Sozialdemokraten in ihrer Hauptmasse heute zu leben und zu kämpfen haben. Es kommt nun aber endlich hierfür noch ein Hauptgrund in Betracht, der nicht im Heute, sondern im Gestern, nicht in der Gegenwart, sondern in der unmittelbaren Vergangenheit liegt. Die Sozialdemokratie will die materielle Erbin der Bourgeoisie werden und ist bereits ihre geistige Erbin geworden. Der Sozialismus löst den Liberalismus ab. Jede Epoche hat ihr bestimmtes geistiges Gepräge, eine ihr eigne Weltanschauung. Daran fehlt es auch dem Liberalismus, dem Zeitalter der Bourgeoisie nicht. Von der gesamten geistigen Welt der Bourgeoisie in den verschiednen Phasen ihrer Entwicklung läßt sich behaupten, daß darin der Religion wenig oder gar nicht Platz gelassen ist. Die Anfänge der werdenden, neuen bürgerlichen Gesellschaft sind gekennzeichnet durch den Deismus, das Naturrecht und den „vernünftigen" und in seiner Vernunft souveränen Menschen. Man leugnete zwar nicht durchweg ein göttliches Wesen — auch Voltaire und Rousseau nicht —, man gestand das Vorhandensein irgend eines schöpferischen Geistes zu. Der aber war irgend ein undefinirbares, kaltes Wesen, das die Welt einmal harmonisch geschaffen und wie ein Uhrwerk, wie einen fein gearbeiteten Mechanismus kunstvoll in Gang gesetzt hatte. Man sprach nicht mit Wärme und Liebe etwa von einem „Vater im Himmel"; man sprach kühl von dem „Urheber der Dinge" (Auteur des choses). Man ging auch damals schon so weit, einen solchen „Urheber" überhaupt nicht mehr zuzugestehen; man entthronte auch den Schatten eines Gottes und setzte an seine Stelle den „vernünftigen" Menschen, die „Göttin der Vernunft." Auch damals gab es schon den konsequentesten und krassesten „Materialismus." Es bedarf zum Beweise nur der Erwähnung La Mettries und des Système de la Nature.

Wenn diese erste Phase bürgerlicher Geistesentwicklung sich in England und besonders mit allen Konsequenzen in Frankreich vollzog, ohne aber etwa vor dem Rhein halt zu machen, so nimmt die zweite in Deutschland ihren Verlauf. Es ist das die idealistische Philosophie, die in Hegel ihren Gipfelpunkt gefunden hat. Gewiß stand sie in schärfstem Gegensatz zum Materialismus; gewiß setzte sie irgend ein geistiges Prinzip an den Anfang der Dinge. Aber es war besten Falls doch auch nur eine unfaßbare, blutleere „Idee," die sich auf verschiednen Stufen ihrer Entwicklung „objektivirte," „entäußerte." Diese „Idee," dieses „Ding an sich" oder wie man sonst sich ausdrücken mochte, bedeutete doch auch nur eine Verflüchtigung des persönlichen Gottesbegriffs.

Diese ganze Philosophie nun, die sicherlich turmhoch über der Naturrechtsphilosophie stand, dieser feinste und tiefste Ausdruck bürgerlichen Geistes, sollte am letzten Ende in sich selber bankrott werden und damit auch zugleich der bürgerlichen Gesellschaft das Todesurteil sprechen, in der Idee wenigstens. Schopenhauers Lehre ist es, der diese Bedeutung zukommt. Für Hegel war das Universum noch immer im tiefsten Grunde eine große Harmonie, voll Güte und Schönheit. Hegels „Idee" verdient noch immer, wenn auch nur verflüchtetster Weise, das Attribut des Göttlichen. Bei Schopenhauer ist es nicht mehr eine vernünftige Idee, der alles Seiende entstammt, die sich in allem Seienden objektivirt: der Wille ist die Quelle der Welt, und dieser Wille ist ein böser, blinder Dämon, ein Erreger nimmer rastender Leidenschaften und Qualen. Die Verneinung dieses „Willens zum Leben" und damit seine Ueberwindung, seine Ertötung gilt als Ziel, aufs innigste zu erwünschen, und das ganze Dasein mit seiner steten Unrast und Glücklosigkeit erscheint nicht mehr lebenswert. Eine solche Lehre aber bedeutet natürlich den ideellen Bankrott alles dessen, was ist, was lebt und was besser nicht wäre und lebte.

Mit Schopenhauer, der Antithese Hegels, dem psychologisch tiefsten und realsten unter den bürgerlichen Philosophen, ist dem Menschengeschlecht als summarischer Einheit, als Gattung das Todesurteil gesprochen. Die Harmonie des Universums, das Ineinanderpassen alles dessen, was ist, hat aufgehört. Jetzt kann es nur noch heißen: Rette sich, wer kann; mag der Einzelne sehen, wie er fertig wird, wie er besteht. Der Philosoph dieses Einzelnen, des Individuums, die Antithese Schopenhauers ist

Nietzsche mit seiner Lehre vom Willen zur Macht, von der Züchtung des Herrenmenschen, von der Herren- und Sklavenmoral. Nietzsche ist der modernste Philosoph der bürgerlichen Gesellschaft, er ist der Liebling des Teiles der Bourgeoisie, der an der Spitze der Entwicklung zu marschieren sich schmeichelt. Nietzsche ist der philosophische Reflex der heutigen, untergehenden Bourgeoisie, die sich in der Auflösung befindet, die zerteilt und zerrissen, atomisirt ist und auf den Namen einer Gesellschaft, einer gesellschaftlichen, summarischen Einheit gar keinen Anspruch mehr hat. Nietzsche ist das intellektuelle Spiegelbild der realen Thatsache, daß einzelne Könige des Besitzes turmhoch emporragen aus der Herde derer, die da arbeiten im Schweiße des Angesichts und sich quälen auf dem tiefsten, dunklen Grunde unsrer Kultur, deren Höhen unendlich fern. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß der geniale und unglückliche Nietzsche der Philosoph des Kapitalismus im Sinne eines bewußten Verteidigers der Kapitalisten ist. So brutal sind die Zusammenhänge nicht. Für Religion nun läßt der einem Pfarrhause entstammende modernste Philosoph ebensowenig Raum, wie sein Vorgänger. Dem Christentum mit seiner „Sklavenmoral" ist er sogar ein grimmer Gegner, ein „Antichrist."

Daß ein Individualphilosoph wie Nietzsche seine Gefolgschaft im Lager des Sozialismus finden könnte, ist natürlich ausgeschlossen. Ebenso ausgeschlossen ist es, daß der Pessimist Schopenhauer, der das Leben, die Freude, die Gesellschaft, die Welt ideell vernichtet hat, von der Sozialdemokratie gefeiert werden sollte, die doch eine neue Gesellschaft zu formiren, „eine Welt zu gewinnen" hat. Von Hegel an ist für die Sozialdemokratie in dieser philosophischen Richtung nichts mehr zu holen gewesen. Hegel aber ist bekanntlich ein philosophischer Januskopf: er ist zugleich reaktionär — in seinem System, und revolutionär — in seiner Dialektik. Und dieser Hegelschen Dialektik verdankt bekanntlich die Sozialdemokratie, verdanken Marx, Engels, Lasalle sehr viel. Welchen Weg aber mußte die Sozialdemokratie von Hegel aus einschlagen, wenn sie in der Richtung Schopenhauer-Nietzsche nicht vorwärts konnte? Von Hegel zweigte sich noch ein andrer Weg ab, ein Ausläufer in ganz andrer Richtnng „Strauß, Bauer, Stirner, Feuerbach, das waren die Ausläufer der Hegelschen Philosophie," erklärt Friedrich Engels in seinem Buch: „Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie."*) In demselben Buch ist auch die Wirkung Feuerbachs und seines Hauptwerkes auf bestimmte Gruppen der damaligen Generation also geschildert:

> Man muß die befreiende Wirkung dieses Buches selbst erlebt haben, um sich eine Vorstellung davon zu machen. Die Begeisterung war allgemein: wir waren alle momentan Feuerbachianer. Wie enthusiastisch Marx die neue Auffassung begrüßte und wie sehr er — trotz aller kritischen Vorbehalte — von ihr beeinflußt wurde, kann man in der „Heiligen Familie" lesen.

Charakteristischere, „liberalere" Schriftsteller nun aber als die Strauß, Feuerbach und Genossen hat der Liberalismus und die Bourgeoisie sicherlich nicht hervorgebracht. Welche Bedeutung die aber für das Christentum gehabt haben, dürfte männiglich bekannt sei. Charakteristisch für die „liberale" Natur ist auch deren Halbheit und Inkonsequenz. (Halbheit und Inkonsequenz bilden nämlich ein Charakteristikum des Liberalismus.) Feuerbach war wohl ein Feind des Christentums, konstruirte sich aber doch wieder eine eigne Religion des Menschentums und der Liebe. Mit Recht stellt ihm Engels die Zensur aus: „Er blieb als Philosoph auf halbem Wege stehen, war unten Materialist, oben Idealist."

Wer, von Hegel kommend, nicht in der Richtung auf Schopenhauer weiter wollte oder konnte, wer vielmehr in die Richtung von Strauß, Feuerbach u. s. w. einlenkte, konnte in deren Schule unmöglich sitzen bleiben, wenn er ein zu energischer, konsequenter, einheitlicher, harter Geist war, um an liberaler Seichtheit und Halbheit Genüge zu finden. Marx war ein solcher Geist. Wohl hatte auch auf ihn Feuerbach gewirkt. Aber er zog die weitern Konsequenzen, wie der Sozialismus überhaupt und im allgemeinen die Konsequenzen zieht, die

*) Stuttgart, J. H. W. Dietz, 1895. Zweite Auflage.

der Liberalismus in seiner Kurzlebigkeit und Schwäche nicht hat ziehen können. Marx, von Hegel kommend, begnügte sich nicht, bei Feuerbach auf halbem Wege stehen zu bleiben, „unten Materialist, oben Idealist“ zu sein. Er kehrte Hegels Lehre völlig um, lehrte mit Konsequenz den historischen Materialismus, und schuf so die theoretische Grundlage für den demokratischen Sozialismus, von der aus dann Bebel in seinem bekannten und berühmten Agitationsbuch erklärt: „Die Religion ist die transzendente Wiederspieglung des jeweiligen Gesellschaftszustandes.“

Es ist hier nicht die Aufgabe, eine kritische Darstellung dieses historischen Materialismus zu geben. In Beziehung auf einen bestimmten, hierher gehörigen Punkt wird der Versuch dazu im letzten Artikel gemacht werden. Hier sollte nur gezeigt werden, auf welchem Wege, über welche Stationen hinweg die theoretische Stellung der Sozialdemokratie zur Religion stattgefunden hat. Es liegt ein ganzes Stück Geschichte darin, es liegt aber auch eine — vom Redner nicht beabsichtigte — einschneidende Kritik des Liberalismus darin, wenn der greise Liebknecht in Halle erklärte: „Ich für meine Person bin mit der Religion sehr früh fertig gewesen“ und dann begründend, hinzufügte: „Ich stamme aus der Zeit, wo die deutsche Studentenschaft Hegelsche Philosophie studirte, wo sie durch Strauß, Bauer, Feuerbach u. s. w. in den Atheismus eingeweiht wurde.“ Es ist eben der Liberalismus — als Weltanschauung genommen — die liberale Wissenschaft, in der die theoretische Religionslosigkeit und Christentumsfeindschaft der Sozialdemokratie großgezogen ist, wodurch sie erklärt und bedingt wird, gleichwie es die liberal-kapitalistische Wirtschaftsordnung ist, die — wie in mehrfacher Beziehung gezeigt worden ist — die persönliche Stellung der einzelnen Sozialdemokraten zur Religion bedingt. Liberale Wissenschaft und liberale Wirtschaft haben eben das erzeugt, worüber jetzt liberale Halbheit und liberale Heuchelei sich zeternd verwundern. Max Lorenz

---

Die Schulbibel

Unsre Zeitschrift hat jährlich einmal Umschau gehalten auf dem Gebiete der Schulbibelfrage und darüber berichtet. Seitdem dies das letzte mal geschah, im September 1895 (Nr. 37), ist die Sache mächtig fortgeschritten. Die Bremer Schulbibel ist in rund 26000 Exemplaren abgesetzt (siehe über diese Sache, besonders aber über die Bremer Schulbibel H. Duntze: Das biblische Lesebuch. Bremen, Morgenbesser, 1896 32 S.), die Völkersche Schulbibel hat die vierte Auflage erlebt, Versammlungen von Lehrern, Pastoren, Synoden in Preußen, Bayern, Württemberg, Koburg-Gotha, Weimar, Elsaß-Lothringen, Anhalt, Niederlausitz und anderwärts, Lehrer-, Kirchen- und politische Zeitungen beschäftigten sich mit der Sache, und sie gewinnt immer mehr Zustimmung. Das schöne Wort des Prälaten D. von Lechler wird immer mehr anerkannt werden und wird sich erfüllen: „Der Jammer des evangelischen Volkes treibt mich, eine Schulbibel zu fordern, die aber so beschaffen sein muß, daß sie den Kindern die Vollbibel ersetzen kann und sie zu ihr hinführt, weil bei richtiger Behandlung der Hunger nach Mehr von dieser Speise in ihnen geweckt werden muß. Man wird sich beruhigen, sobald man sieht, wie das Werk des Herrn [von den Schulbibelfreunden] nicht lässig betrieben wird.“

Wir entnehmen dies Wort der Schrift von Eduard Oppermann: Die Schulbibelfrage. Ihre Geschichte, Bedeutung und ihr gegenwärtiger Stand. Gera, Hofmann, 1896. 0,40 Mk. Was dies Schriftchen über die Geschichte der Schulbibel bis 1892 bringt, schöpft es aus der Geschichte der Schulbibel des Unterzeichneten und macht keinen Anspruch darauf, vollständig zu sein. Von da an bringt es manche wichtige Angabe über die neueste Bewegung, so auch Professor D. Casparis zutreffendes Wort: Soll überhaupt die Bibel die Grundlage des Unterrichts in der Volksschule sein? Luther hat einmal gesagt, daß die Kirche zwar das ganze Wort Gottes habe, der Laie dagegen nur diejenigen Worte, die er braucht, lesen solle; und wie unsre evangelische Kirche es für genügend betrachtete, den

Katechismus in die Schule zu geben, so muß auch eine weise Mäßigung es für vollständig hinreichend und allein richtig erachten, ein biblisches Lesebuch dem Unterricht zu Grunde zu legen. Und wenn die Gegner vom gefährlichen Herumschnitzen am Worte Gottes reden, so möchten sie doch bedenken, daß sich die Kirche dieses Verbrechens bereits schuldig gemacht hat, vergleiche die biblische Geschichte!

Gegenüber diesem Erfolge der Schulbibelsache, da ja nicht mehr wie früher nur Lehrer, sondern auch Geistliche und höchste Kirchenbehörden sich freundlich zu ihr stellen und an dem endlichen Siege nicht mehr zu zweifeln ist, d. h. daran, daß die Zeit nahe bevorsteht, in der man den Gebrauch eines biblischen Lesebuchs ebenso selbstverständlich finden wird, wie den einer biblischen Geschichte — gegenüber diesem Erfolge nimmt sich ein Versuch, den mächtigen Strom zu stauen, wenn er nicht mit hinreichender Kraft und allen vorhandnen Mitteln unternommen wird, schier seltsam aus. Mit Redewendungen wie: diese Aenderung (Einführung einer Schulbibel) ist albern, kindisch; die Schulbibelleute spielen den Katechismus gegen die Bibel aus; das Korrigiren wird kein Ende nehmen; sie arbeiten mit roher Hand, die lautre Milch braucht nicht in besondre Behälter abgezapft zu werden; wer soll denn das Abzapfen und Filtriren besorgen; wo hört die Milch auf, und wo fängt der Brei an; da will ein Schulbibelmann uns weis machen, daß die Bibel von Unflätereien strotze; ob man die schwangern Frauen einsperren wolle; man möge doch von den geschlechtlichen Dingen nicht so viel Wesens machen; die Bremer Schulbibel nenne sich jetzt Biblisches Lesebuch, das rieche ein wenig nach Schmuggel — mit solchen Redewendungen ist doch offenbar gar nichts gethan. Sie beweisen mangelhafte Vertrautheit mit dem litterarischen Stand der Frage und mehr Leidenschaft als Einsicht. Mit solchen Waffen kämpft die Schrift: Bibel oder Schulbibel? Vortrag für die Konferenz der evangelisch-lutherischen Vereinigung in Braunschweig am 11. Februar 1896 von Professor Dr. H. F. Müller, Gymnasialdirektor. Wolfenbüttel, Zwißler, 1896. 0,50 Mk.

Der Verfasser sagt ganz offen, er sei weder gewillt noch verpflichtet, die gesamte Litteratur über die Frage durchzuarbeiten, er fordert die auf, ihn zu widerlegen, die es besser wissen, die Andern möchten ihn in Ruhe lassen. Wir glauben nicht, daß seine Ruhe viel gestört werden wird. Denn wer wird Folgerungen widerlegen wollen wie diese: Die Bibel ist fürs Volk, die Kinder gehören zum Volk, folglich gehört die Bibel ihnen. Wir lesen Cäsar mit Tertianern, obgleich er nicht für sie geschrieben ist, folglich auch die Bibel. Wenn er sich mit der Annahme beruhigt, die Schüler lesen in der Bibel nicht mehr, als ihnen aufgegeben ist, so wäre das nicht gerade erfreulich, und man wird wünschen, daß dem nicht überall so sei. Auch über Jugenderziehung wird man vielleicht andrer Ansicht sein, so wenn gesagt wird, die Schulbibel sei geradezu gefährlich, denn nun würden die Kinder in der Vollbibel das Ausgelassene suchen. Die Vollbibel wird doch im Hause nicht zur freien Verfügung stehen, und das Kind soll doch so erzogen sein, daß es kein Buch nimmt, noch weniger liest ohne Erlaubnis der Eltern. — Wer nimmt heute noch an, daß es auf den Buchstaben (der Uebersetzung) ankomme? Oder ist die Bibel die Summe der in ihr enthaltnen Wörter? Wem wäre es unbekannt, daß die vorhandnen (Voll-)Bibelausgaben erheblich von einander abweichen? Ist nicht der Kämmerer durch eine Jesaiasstelle für Christum gewonnen worden? Wie wenig Christen haben die ganze Bibel gelesen! Das hat ja auch Luther von keinem Laien, geschweige von Kindern verlangt. Wollen die Lutherischen unsrer Tage lutherischer sein als er? — Wenn der Verfasser es beklagt, daß durch unsre Zeit ein Gifthauch wehe, so wird man erwarten, er folgere daraus: darum entferne man allen Zunder, damit er nicht aufflamme. So wird aber nicht gefolgert, sondern: den kann keine Schulbibel abhalten. —

Der Verfasser sieht die schlimmsten Folgen voraus, wenn die Leute entdecken werden, daß Schulbibel und Vollbibel nicht stimmen. Aber fragt man erstaunt: Katechismus (man lese darüber nach bei Generalsuperintendent D. Theodor Kaftan: Auslegung des lutherischen Katechismus, was da über Weg-

lassungen u. dergl. z. B. zum ersten, zweiten, dritten Gebote gesagt ist), biblische Geschichte und Vollbibel stimmen doch noch viel weniger (die Einsetzungsworte stimmen bekanntlich auch nicht mit einer einzigen der vier biblischen Quellen überein), und wir brauchen sie seit 1529 und 1714, wo sind denn die schlimmen Folgen? Die müßten doch seit dreihundertsiebenundsdreißig und seit einhundertzweiundachtzig Jahren eingetreten und deutlich genug zu erkennen sein. „Vernachlässigung, Verdrängung, Verachtung der Heiligen Schrift, ruft er aus, das wird das Ende des Weges sein, den wir mit dieser unglückseligen Schulbibel betreten."

Dem gegenüber hoffen wir mit Lechler: sie werden sich beruhigen, wenn sie sehen, wie (von den Schulbibelfreunden) das Werk des Herrn nicht lässig betrieben wird.

Soeben, nachdem dies niedergeschrieben, gehen uns noch zwei Schriftchen zu: Ist eine Schulbibel wünschenswert? Von Wilhelm Leinung. Magdeburg, Schallehn und Wollbrück, 1896. 0,50 Mk. Er stellt kurz und gut nochmal alles zusammen, was für und wider gesagt worden ist. Und: C. Mischke, Rektor in Pr.-Friedland, I. Der Lehrplan für das Bibellesen in Volks-, Mittel- und höhern Mädchenschulen. II. Zur Schulbibelfrage. Bielefeld, Helmich, o. J. 39 S.

Mischke ist grundsätzlich dafür, daß den Kindern bis zur Einsegnung nur eine Auswahl aus der Bibel in die Hand gegeben wird, er erteilt dem Bremer Biblischen Lesebuch den Preis vor dem Völkerschen, lehnt aber sowohl Schulbibel als Biblisches Lesebuch ab und empfiehlt dafür eine „Auswahl von Lesestoffen und Spruchstellen für die Hand der Kinder." Diese Auswahl müsse alles bieten, was „als Bibellesestoff oder Spruch für die Kinder irgendwie bedeutungsvoll erscheint, und hat neben dem Biblischen Geschichtsbuch bis zum Schluß der Schulzeit die vollständige Bibel zu ersetzen." Das Buch dürfe höchstens 1 Mk. kosten.

Nach seinem Plane für das Bibellesen wird in der Auswahl fehlen: das erste und das dritte Buch Moses, das Buch der Richter, das Buch Ruth, Esra, Nehemia, Esther, die kleinen Propheten. Die Auswahl aus dem Neuen Testamente würde enthalten: die Bergpredigt, die Gleichnisse, das hohepriesterliche Gebet, aus der Apostelgesch. 17, 22—34 und 20, 16—30, aus den Briefen würde Philemon ganz fehlen und von den übrigen bei weitem das meiste. — Soll der Lehrer durchaus mit gebundner Marschroute gehen, dann ist solch eine Auswahl sehr zu empfehlen, soll er aber und sollen die verschiednen Schulen und die verschiednen Jahrgänge etwas Freiheit behalten, dann wird man ein biblisches Lesebuch vorziehen. Dix

---

Die katholische Kirche in Rußland

1. Verhältnis von Staat und Kirche

Zweimal wurde Rußland aus seiner natürlichen Entwicklung gerissen und als Versuchsfeld fremder Kultur gebraucht.

Byzantinisches Christentum, byzantinisches Kirchenwesen, byzantinische Litteratur und Etikette als Erzeugnisse einer im Niedergang begriffnen Periode waren wenig geeignet, ein junges, urwüchsiges Volk in neue Bahnen zu lenken. Nur bei Hofe und in den Klöstern fand das Byzantinertum Eingang, ging aber am Volke wirkungslos vorüber. Noch heute ist in Rußland das Interesse an griechischer Bildung gering. Dann lastete lange auf dem Lande die tatarische Herrschaft, während der fast nichts für den geistigen Fortschritt geschehen konnte.

In Westeuropa galt das Reußenland als das Heim der Barbarei und das Volk als eine rohe, stumpfsinnige Masse. Stimmen, wie die des sinnigen, über den beengten Gesichtskreis seiner Zeit erhabnen Dichters Paul Flemming, der vom März bis Juli 1634 im Moskowiterlande weilte und in „Groß-Neugart der Reußen" eine treue, liebevolle Schilderung altrussischen Volkstums hinterlassen hat, verhallten bei den Zeitgenossen.

Seit Peter dem Großen tritt Rußland in die Reihe der europäischen Großmächte. Der Versuch dieses gewaltigen Reformers, in seinem Reiche die westliche Zivilisation heimisch zu machen, mußte mißlingen, weil er sich nicht an christlich-konservative Grundsätze, sondern an die Anschauungen der aufgeklärten Selbstherrschaft anlehnte. Anstatt das Volk geistig und sittlich zu heben, begnügte sich Peter die obern Zehntausend mit dem Firniß westlicher Bildung zu bestreichen. Bezeichnend ist, daß die Petersburger Akademie der Wissenschaften ins Leben trat, bevor eine einzige Volksschule existirte. Obwohl Peter ein gelehriger Schüler der Aufklärung war, wollte er von Gewissensfreiheit nichts wissen, wenn er auch aus politischen Gründen den zahlreichen Ausländern religiöse Duldung, sogar gewisse Vorrechte gewährte. Merkwürdig, obwohl Rußland seit Peters des Großen Tagen unverkennbare Fortschritte gemacht hat, blieb in der Religion alles wesentlich beim Alten; ja die Ereignisse jüngster Zeit drängen die Frage auf, ob es hier nicht schlimmer geworden ist.

Obwohl nur die römisch-katholische Kirche im russischen Reiche Gegenstand dieser Zeilen ist, so darf doch zum bessern Verständnis eine kurze Darstellung des Verhältnisses zwischen Kaisertum und Staatskirche nicht fehlen. Seit 1589 trennte sich der russische Zweig der morgenländischen Kirche von der Herrschaft des Patriarchen von Konstantinopel.

Dieser setzte den Moskauer Metropoliten Hiob — bei den russischen Bischöfen, aus dem Mönchsstand hervorgehend, ist noch heute nur der [religiöse] Vorname üblich — als Patriarchen der neuen unabhängigen russischen Kirche ein. Nach dem Tode des Patriarchen Hadrian (1702) hob Peter der Große das Patriarchat auf, und 1721 wurde der heilige Synod errichtet, dessen Beschlüsse aber an die Zustimmung des kaiserlichen Oberprokurators gebunden sind.

Das russische Gesetzbuch (Swod) bestimmt, daß „der im russischen Reiche herrschende Glaube das christliche, orthodoxe, ostkatholische Glaubensbekenntnis" ist. In dieser Kirche bildet die letzte Instanz, die höchste Autorität der Kaiser:

> Der Kaiser, als christlicher Herrscher, ist der oberste Verteidiger und Beschützer der Dogmen des herrschenden Glaubens, der Bewahrer der Rechtgläubigkeit und jeglicher Einrichtung der heiligen Kirche.

In dem Akte Pauls I. über die Thronfolge vom 5. April 1797 wird der Kaiser „das Haupt der Kirche" genannt, eine Bezeichnung, die sich auch Katharina II. in ihren Briefen an Voltaire beilegte. Eifrige russische Patrioten verwahren sich häufig gegen den Vorwurf, als ob in Rußland der Cäsaropapismus herrsche. Die Gesamtkirche erscheint ihnen als Bewahrer des christlichen Dogmas, der Kaiser jedoch nur als Beschützer der Partikularkirche. Indes ein eifriger orthodoxer Anonymus gestand in der Broschüre: Lettre à M. le professeur, H. de Treitschke à propos de quelques jugements sur l'église de Russie (Leipzig, 1874) sogar ein, daß sich in dem erwähnten Gesetzesartikel ein Wiederschein der protestantischen Auffassung vom summus episcopus finde.

Schon unter Peter dem Großen mußte jedes Mitglied des heiligen Synod schwören:

> Ich bekenne und versichere eidlich, daß der höchste Richter dieses Kollegiums der Zar, unser gnädigster Herr ist.

Vor seiner Abreise nach Astrachan (1722) erklärte Peter in einem Ukas, er habe in seinem Reiche Religionsfreiheit bewilligt, da er sich in Gewissensangelegenheiten nicht mischen wolle, „obwohl wir hierzu kraft der uns von Gott verliehenen, absoluten Gewalt berechtigt wären." Bei ihrer Weihe schwören die russischen Bischöfe:

> Dem dirigirenden Synod für ganz Rußland in allem stets zu folgen und zu gehorchen, als der gesetzmäßigen Gewalt, die von Seiner Majestät, dem Kaiser Peter dem Großen seligen Andenkens eingesetzt worden, und durch Seine Majestät, den regierenden Kaiser, huldvoll bestätigt ist. . . .
>
> Auch bekenne ich, daß ich . . . diese Würde nach dem Willen Seiner Majestät und durch die Erwählung durch den Synod erhalten habe. . . . Kurz, ich verspreche und bekenne verpflichtet zu sein, alles unverbrüchlich zu bewahren, was vorgeschrieben ist, ebenso was künftighin durch den Synod nach eingeholter Erlaubnis Seiner kaiserlichen Majestät einmütig bestimmt und gesetzlich anbefohlen werden wird.

Aus den angeführten Worten folgt, daß die Zaren das wirkliche Oberhaupt der Staatskirche sind, und von dieser Machtstellung haben sie auch öfter Gebrauch gemacht. In einem Manifeste verkündigte Kaiser Alexander I. seinen Unterthanen, daß er die Ehe seines Bruders Konstantin mit der

sächsischen Prinzessin Anna, die sich wegen Kränklichkeit schon seit neunzehn Jahren im Auslande befinde und auch jetzt nicht zurückkehren könne, trenne und ihm das Eingehen einer neuen Ehe gestatte; von dieser Erlaubnis machte der Großfürst bald Gebrauch. Alexander II. erklärte auf die Bitte des heiligen Synod den 1783 verstorbnen Bischof Tychon von Woronesch für einen Heiligen. Alexander I. und Nikolaus I. dispensirten auch von Ordensgelübden. Sodann werden alle Erlasse und Entscheidungen des heiligen Synod im „Namen und Auftrag des Zars" gegeben.

In Bezug auf Andersgläubige, die Bekenner „fremder Kulte" bestimmt das Gesetz:

Alle nicht zur herrschenden Kirche gehörigen Unterthanen des russischen Reichs, eingeborne wie die in die Unterthanenschaft aufgenommnen, ferner Ausländer, die in russischen Diensten stehen, oder sich zeitweilig in Rußland aufhalten, dürfen überall ihren Glauben frei bekennen und ihren Gottesdienst nach ihrem Ritus frei ausüben. Die Glaubensfreiheit wird nicht nur den Christen fremder Bekenntnisse, sondern auch den Juden, Mohammedanern und Heiden zugesichert, damit alle in Rußland vorhandnen Völker Gott den Allmächtigen mit verschiednen Zungen nach dem Gesetze und Glaubensbekenntnisse ihrer Vorfahren preisen mögen, damit sie die Herrschaft der russischen Kaiser segnen und zum Schöpfer der Welt um Vermehrung der Wohlfahrt und Stärkung der Macht des Reiches bitten mögen.

Dieser Toleranz erfreuen sich aber nur Personen, die in einer bestimmten Konfession geboren sind, nicht solche, die einen andern Glauben annehmen, außer wenn sie zur Staatskirche übertreten:

Nur der herrschenden Kirche steht innerhalb der Reichsgrenzen das Recht zu, die Unterthanen des Reichs zur Annahme ihrer Lehre vom Glauben zu bewegen. Dieser Glaube wird aber durch Gottes Gnade, Belehrung, Milde und vor allem durch gutes Beispiel erzeugt. Daher darf sich die herrschende Kirche nicht der geringsten Zwangsmittel bei der Bekehrung von Anhängern andrer Konfessionen oder Ungläubiger zur Orthodoxie bedienen und denen, die nicht übertreten wollen, auf keine Weise drohen, indem sie eben ganz nach dem Vorbilde der evangelischen Lehre verfährt.

Dagegen ist die Propaganda Andersgläubiger unter den „Orthodoxen" in jeder Form streng verboten. Wer einen „Orthodoxen" zum Uebertritt in eine andre christliche Konfession veranlaßt hat, geht aller bürgerlichen Rechte verlustig und wird nach Sibirien verbannt. Die Uebergetretnen hingegen werden der geistlichen Obrigkeit zur Bekehrung überwiesen, unterliegen aber noch außerdem den Kirchengesetzen. Bis zu ihrer Rückkehr zur Orthodoxie müssen sie sich des Rechtes auf ihre Kinder begeben, die in einer rechtgläubigen Anstalt oder Familie zu erziehen sind. Besitzt ein Abtrünniger Güter, auf denen Rechtgläubige wohnen, so ist ihm untersagt, dort zu leben, und es wird für sie ein Kurator bestellt. Bleibt der Abtrünnige aller Bekehrungsversuche ungeachtet bei seinem neuen Glauben, so werden diese Strafen dauernd über ihn verhängt, und auch Verbannung an einen entferntern Wohnort tritt ein. Die Seelsorger „fremder Kulte" müssen sich in ihren Predigten, ihrem Unterrichte u. s. w. der Polemik gegen die herrschende Kirche in jeder Form enthalten. Sie haben nicht nur dem Angehörigen der Staatskirche den Eintritt in ihre Konfession zu verwehren, sondern ihm selbst auf ausdrücklichen Wunsch religiöse Belehrung zu versagen, ja sie müssen sogar den Abfallenden der zuständigen Behörde anzeigen. Trotzdem hat es nie an angesehenen, zur katholischen Kirche übergetretnen Russen gefehlt. Aus diesem Jahrhundert seien erwähnt die nach ihrem Uebertritt in Paris lebende Schriftstellerin Madame de Sevetchine, die ebenfalls schriftstellerisch wirksamen Jesuiten Fürst J. Gagarin († 1882) und Martinoff, der nachmalige Barnabit Schuwaloff und der schon an 15 Jahre als Kartäuser unweit London lebende Baron Nikolai, ehemaliger Stellvertreter des Großfürsten-Statthalter von Kaukasien. Mit größter Strenge überwacht die staatliche Zensur alle Schriften, die irgendwie der Rechtgläubigkeit zu nahe treten. Kinder aus Ehen mit Rechtgläubigen und Angehörigen andrer Konfessionen gehören der Staatskirche an. In der Praxis jedoch werden die im Auslande geschlossenen gemischten Ehen hiervon nicht betroffen. Katholiken und Protestanten dürfen keinen Mohammedaner russischer Unterthanenschaft zum Christentum bekehren. Der Uebertritt vom Katholizismus zum Protestantismus und umgekehrt bedarf für jeden einzelnen Fall der Genehmigung des Ministers des Innern, pflegt jedoch fast immer erteilt zu werden. Die Judenbekehrung durch nicht orthodoxe Kirchendiener ist auch auf Grundlage besondrer Bestimmungen von ministerieller Erlaubnis abhängig. In der Todesstunde können Protestanten den katholischen Glauben, wie auch umgekehrt, selbst ohne besondre ministerielle Erlaubnis annehmen. Das Gesetz schweigt aber darüber, ob dies auch für einen sterbenden Juden gilt.

Trotz strengster Gesetze haben sich schon seit dem 15. Jahrhundert Sekten der verschiedensten Richtungen innerhalb der Staatskirche gebildet (Raskolniki), deren Zahl zwischen 10—20 Millionen schwankt. Wohlgemerkt aber: diese Dissidenten haben sich (etwa mit Ausnahme der Stundisten) selbständig, ohne fremdländische Einflüsse gebildet, und sind echte Russen und der Ausländerei ganz unzugänglich. Darum wird ihr Dasein neuerdings geduldet. Jedoch Sekten mit gemeingefährlichen Grundsätzen, wie die Kastratengemeinschaft der Skopzen, sind streng verpönt.

Vor der ersten Teilung Polens (1772) war die Zahl der Katholiken im Russenlande sehr gering. Unter Zar Iwan dem „Schrecklichen" kam der Jesuit Possevin ins Land, der einen Waffenstillstand mit Polen vermittelte und auch, aber ohne Erfolg, für katholische Interessen zu wirken suchte. Inwieweit diese in die durch den Pseudo-Demetrius hervorgerufne Bewegung hineinspielen, zu erörtern würde hier zu weitführen. Als der Holsteiner Olearius 1634 mit Paul Flemming auf der Reise nach Persien in Rußland weilte, machte er die Wahrnehmung, daß die Russen gegen Lutheraner, Kalvinisten, Armenier, selbst Mohammedaner wenig eingenommen seien, dagegen Juden und Katholiken verabscheuten. Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts durften keine katholischen Kirchengebäude entstehen. Der im 17. Jahrhundert in russischen Diensten stehende General Patrick Gordon, ein schottischer Katholik und Parteigänger der Stuarts, mußte darum seine Ehe von einem holländischen reformirten Pastor einsegnen lassen. Erst am Ende des 17. Jahrhunderts erhielten die Katholiken in Moskau ein noch jetzt bestehendes Gotteshaus, in dem auch Patrick Gordons sterbliche Ueberreste ruhen. Unter Peter dem Großen kamen Jesuiten, Franziskaner und Kapuziner ins Land; erstern war der Kaiser abhold. Im Jahre 1717 ließ die Pariser Sorbonne dem Kaiser eine Denkschrift über die Vereinigung der morgenländischen und abendländischen Kirche überreichen. Unter Katharina II. konnten die Jesuiten der päpstlichen Aufhebungsbulle zum Trotz ungestört in Weißrußland wirken. Doch sollte hiermit mehr dem Auslande die russische Toleranz und Freisinnigkeit dargethan werden; im übrigen wurde den Behörden die strengste Wachsamkeit gegen den Orden zur Pflicht gemacht. In Polozk bestand ein auch von andersgläubigen Jünglingen stark besuchtes Jesuitenkollegium. Papst Pius VII. stellte den Jesuitenorden 1801 für Rußland wieder her. Jedoch im Jahre 1820 wurde er für immer von der russischen Regierung aufgehoben. Bis zum Jahre 1830 hatte die katholische Kirche trotz mancher Verluste noch immer einen zahlreichen Bestand an Klöstern, mittlern und höhern der Staatsaufsicht kaum unterstehenden Schulen, vielen, häufig ungenügend beschäftigten Würdenträgern und ausgedehnten Grundbesitz. Unter Nikolaus I. wurde nach der Revolution von 1830 ein großer Teil des Kirchengutes säkularisirt, in noch höherm Grade geschah dies seit 1863. Jetzt ist die Errichtung von Klöstern durchaus verboten. Ueberhaupt machte sich das Bestreben bemerkbar, die katholische Kirche in Rußland durch List und ungerechte Anwendung der Gesetze, selbst mit offner Gewalt zu vernichten.

Seit dieser Zeit wird der katholischen Kirche die freie Bewegung sehr erschwert. Ihre Bischöfe können mit dem päpstlichen Stuhle lediglich durch Vermittlung des Ministeriums verkehren, ohne dessen Placet ihre Hirtenschreiben und Verordnungen nicht veröffentlicht werden dürfen. Die Disziplinargewalt der Bischöfe wird oft durch staatliche Eingriffe gehindert, darum sind ihr auch ungehorsame Priester, die sich hinter den Staatsschutz stellen, entrückt. Bischöfliche Firmungs- und Visitationsreisen werden gewöhnlich ministeriell verboten. Seither war es den Bischöfen und Priestern streng untersagt, nach Rom

zu reisen. Am vatikanischen Konzil hat nur ein Bischof aus Rußland teilgenommen, dem aber dann die Rückkehr untersagt wurde. In den Jahren 1894 und 95 erhielten der Erzbischof von Warschau und der Bischof von Tiraspol die kaiserliche Erlaubnis zur Romreise. Ausländische Priester dürfen ohne besondre, höchst selten gewährte Genehmigung das Land nicht betreten. Das theologische Studium auf nichtrussischen Anstalten ist ganz unzulässig. Auf das Schulwesen hat die katholische Kirche nicht den geringsten Einfluß. In nicht wenigen Schulen findet gar keiner oder ein nur mangelhafter katholischer Religionsunterricht statt. Hinsichtlich der Ausbildung des Klerus wurden, besonders seit 1863, die bischöflichen Rechte immer mehr verkümmert. Knabenseminare oder Konvikte sind mit einer Ausnahme unstatthaft. Zur Aufnahme ins geistliche Seminar ist die Absolvirung der vier untern Klassen eines russischen Gymnasiums erforderlich, oder der entsprechende Nachweis durch eine Prüfung. Trotzdem haben beim Eintritt ins geistliche Seminar die Zöglinge immerhin ein Alter von 18—20 Jahren und darüber. Der Seminarkursus erstreckt sich auf vier Jahre. Die geistlichen Lehrer werden mit staatlicher Genehmigung vom Bischofe angestellt. Als theologische Unterrichtssprache dient das Lateinische, aber im untersten Kursus ist noch lateinischer Sprachunterricht nötig. Der Gebrauch der polnischen Sprache im Unterricht, selbst als Vehikel, ist durchaus verpönt. Für Russisch (Sprachunterricht, Geschichte und Litteratur) sowie für Deutsch und Französisch sind weltliche Lehrer, meist Rechtgläubige, bestellt. Einer weitergehenden Ausbildung dient die „Kaiserlich Römisch-Katholische Geistliche Akademie“ zu St. Petersburg (bis 1842 in Wilna), für die die Bischöfe des Reichs dem Petersburger katholischen Metropoliten, als dem Patron der Anstalt, geeignete, den Diözesanseminarien entnommene Kandidaten vorschlagen. Die Akademie befindet sich in einem prächtigen Gebäude, mit einer Bibliothek von 45 000 Bänden. Die Professoren haben neben guter Besoldung freie Wohnung und Verköstigung in der Anstalt. Auch die Studirenden werden auf Staatskosten unterhalten. Ihre Anstellung erhalten die Professoren — alle ehemalige Schüler der Anstalt — nach Vereinbarung mit dem Erzbischof durch den Staat.

Neuerdings scheint mehr streng katholische Gesinnung in die hohe Schule eingezogen zu sein, woran es früher wirklich mangelte. Ungenügende Vorbildung der Studirenden, Einseitigkeit und Mangel an wissenschaftlicher Methode bei den Professoren, gänzliche Ausschließung der polnischen Muttersprache, sowie drückende Regierungsbevormundung lassen die Akademie nicht aufkommen. Sämtliche Zweige der Theologie werden lateinisch in einem vierjährigen Kursus vorgetragen, auch die üblichen Disputationen fehlen nicht. Das Gedächtnis wird durch Aneignung des in den Lehrbüchern enthaltenen Stoffs stark belastet. Der seitherige Rektor Franz Symon, gegenwärtig Hilfsbischof des Petersburger Metropoliten, der s. Z. mit Regierungserlaubnis im Auslande studirte und in München zum Dr. theol. promovirte, hat sich schriftstellerisch, u. a. durch einen lateinischen Kommentar zum Römerbrief, bemerkbar gemacht. Allein die übrigen Lehrer sind wie ihre Vorgänger in der wissenschaftlichen Welt unbekannte Größen.

Für biblische Einleitung und Exegese sind im ganzen sechs Stunden angesetzt, unter Zugrundelegung des lateinischen Kompendiums von Lamy (Professor in Löwen), dazu kommen noch zwei Stunden biblische Altertumskunde für die Studirenden des ersten Jahres nach dem Werk des weiland Wiener Professors Jahn, das auf dem Index librorum prohibitorum steht; wahrscheinlich blieb dieser Umstand dem betreffenden Herrn Fachlehrer unbekannt. Apologetik und Dogmatik werden für die beiden obern Kurse in vier Stunden nach Hurters Kompendium gelehrt (Hugo Hurter, Jesuit, ist Sohn des ehemaligen Schaffhäuser reformirten Antistes, nachmaligen Konvertiten und Historiographen in Wien; sein dreibändiges lateinisches Kompendium der Dogmatik und die Medulla in einem Bande sind nach Anordnung und Methode vorzügliche Werke und in den katholischen theologischen Lehranstalten der fünf Erdteile verbreitet). Die Moral wird dem allgemeinen Herkommen gemäß nach kasuistischer Weise unter Heranziehung der gangbaren Lehrbücher traktirt. Der Kirchengeschichte dienen drei Stunden in den niedern und eine Stunde in den höhern Abteilungen, mit Benutzung der lateinischen Uebersetzung des Handbuchs von A. Wappler (früher Professor an der Wiener Universität), und dem Kirchenrecht zwei Stunden für den ersten bis dritten Kursus nach dem Werke des Fürstbischofs Simon Aichner von Brixen. In der Philosophie werden vier Stunden im ersten und zweiten Jahre nach Liberatore (S. I.) Institutiones erteilt. Patrologie wird nach des Professors lithographirtem Heft für die beiden obern Kurse zweimal traktirt. Unterweisung in geistlicher Beredsamkeit findet zweistündig für die beiden untern Kurse statt, wobei als Hilfsmittel den Studirenden der vom Lehrer verfaßte russische Leitfaden, sowie diesem die Werke von Jungmann, Schleinger (beide Jesuiten) und Wurk dienen. Ferner kommen noch Vorträge über Pastorale und Liturgik, sowie Uebungen im Kirchengesang hinzu.

Der bekannte Philologe Lucian Müller, ein Merseburger Protestant, lehrt in den beiden untern Kursen die lateinische (sechs Stunden) und griechische Sprache, sich hierbei des lateinischen Vortrags bedienend. Als Lektüre werden benützt die philosophischen Schriften von Cicero, Horaz und Sallustius, auch werden Stilübungen angefertigt. Wenn es auch in der Akademie von jeher gute Lateiner gegeben hat, so kommt man doch im Griechischen nicht über die Anfangsgründe hinaus. Zur Belebung des russisch-patriotischen Sinnes dienen die Vorträge zweier Professoren (einer ist Katholik) über russische Geschichte und Litteratur. Auch Hebräisch, Französisch und Deutsch werden noch in bescheidnem Umfange gelehrt. Die Akademie, als Fortsetzung der theologischen Fakultät der 1831 aufgehobnen Wilnaer Universität und des dortigen Jesuitenkollegiums, hat auch das Promotionsrecht. Die meisten Graduirten sind aber nur Kandidaten und Baccalaureaten, wenige Magister, und nur zwei Doktoren der Theologie.

Gewissermaßen als Vermittlungsinstitut zwischen der Regierung und den Bischöfen besteht das römisch-katholische geistliche Kollegium in Petersburg, dessen Mitglieder (nur Geistliche) für die Dauer von drei Jahren teils direkt von der Regierung ernannt, teils von den Bischöfen vorgeschlagen werden. Vorsitzender ist der jeweilige Petersburger Erzbischof, der auch im Kollegiengebäude wohnt, und Prokurator (Regierungsbevollmächtigter) ein rechtgläubiger Russe. Während der Sitzungen darf nur in russischer Sprache unterhandelt werden. Früher war die kirchliche Gesinnung des Kollegiums sehr fraglich und ist auch noch jetzt bei manchen Mitgliedern wenig korrekt.

Ernst Sartorius

Verschiedenes

(Kingsleys Vorträge über Römer und Germanen) Ich habe diese von Marla Baumann geschmackvoll aber nicht fehlerfrei übersetzten Vorträge (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1895. Geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.) schon im Herbste des vorigen Jahres zur Besprechung erhalten und bald gelesen. Sie gefielen mir gar nicht recht. Ich konnte das Gefühl nicht los werden, daß in diesen historischen Vorträgen doch mit den Thatsachen der Geschichte zu gewaltsam umgesprungen, der Mangel an Quellenkritik durch phantasievolle Intuition nicht ersetzt und durch die Tendenz, auf die Gegenwart zu wirken, das rechte Bild der Vergangenheit allzusehr getrübt würde. Mein Gesamteindruck war ein Gefühl des Bedauerns, daß ein Genius — er heiße Kingsley oder Goethe — nicht dem Schicksal entgehen kann, alles, was er je gedichtet oder geschrieben hat, der Nachwelt vererben zu müssen. Eben deshalb habe ich diese Vorträge nicht eher besprochen. Einer Arbeit Kingsleys Uebles nachzureden, konnte ich mich nicht entschließen.

Nun aber wurde ich gedrängt, meine Besprechung nicht länger hinauszuschieben. Ich las von neuem. Und diesmal war mein Eindruck ein ganz andrer. Jene vorhin genannten Anstöße zwar sind geblieben. Aber sie treten mir ebenso wie der ganze Stoff des Buches zurück hinter der gewaltigen Persönlichkeit, die durch jede Zeile hindurchscheint. Ich entdeckte nun, daß diese Vorträge nicht als ein Beitrag zur Geschichte der Römer und Germanen gelesen werden wollen, sondern daß das edle Gemüt ihres Verfassers das Wertvollste daran ist. Sie belehren nicht, sie erbauen. Eben daraus mag sich ihre bezeugte Wirkung auf die Studenten zu Cambridge erklären. Sie regen zu Entschlüssen an, wecken Begeisterung und Liebe und leiten an, das Leben der Menschen in der Geschichte an den höchsten Maßstäben zu messen, und dabei doch nie als Sittenrichter, sondern als ein selbst sündiger, unvollkommner Mensch zu verfahren.

Kingsley ist also auch in diesen Vorträgen, was er in seinen Romanen, Flugschriften, Predigten gewesen ist, ein Prophet, der die Menschheit auf ihrem Wege vorwärts drängen will. Er schließt sich Carlyle an, dem die persönliche Tugend, aus der sich die öffentliche Tugend entwickelt, die erste und einzige Ursache nationaler Wohlfahrt ist, und er gründet diesen Standpunkt ausdrücklich auf die Propheten der Hebräer. Wie sie, will er aus der Vergangenheit die wenigen sittlichen Gesetze alles Geschehens herausheben. „Ihr seid euch selbst zur Strafe. Ihr seid böse gewesen und darum schwach. Das ist endgiltig die wahre Theorie der Weltgeschichte. Vielleicht vergessen es die Menschen in erschlaffender Friedenszeit; Gott gebe, daß er uns in den dunkeln Stunden der Trübsal und Anfechtung stets einen Propheten erwecke, um uns Menschen von neuem das Weltgericht zu predigen!“

Dabei bleibt Kingsley auch in diesem wissenschaftlich-gelehrten Rahmen Dichter, Theolog und Sozialreformer. Wie poetisch ist gleich der Anfang: Die Geschichte von den Weltkindern, deren Sehnen dem Feenpalast gehört, und deren Werben ihn endlich einnimmt, sich selbst zum Verderben — eine tiefe, reizvolle Verklärung des Zaubers, den das ewige Rom auf die Teutonen ausgeübt hat. Nicht minder verrät den Dichter die sinnige Deutung des Nibelungenhortes auf die in Rom aufgestapelten Schätze der Welt und den daran hangenden Fluch. Ich könnte noch manches nennen, das in diesen Vorträgen die Hand des echten Dichters geformt hat. Aber ist es nicht lohnender, es selbst zu finden? Dazwischen webt Kingsley dann die ergreifendsten Worte der alten Propheten oder der Offenbarung St. Johannis — sie wirken im Verlaufe seiner Darstellung wie die Chorgesänge im griechischen Drama, heben aus dem Gewirr der Einzelheiten, aus der bunten Menge kühn und drastisch gezeichneter Bilder immer wieder zur Höhe einer Betrachtung sub specie aeternitatis empor und lösen in einem Grundthema all die verschiednen wilden Harmonien des Geschichtsverlaufs. Endlich zeigen diese Vorträge fast auf jeder Seite, daß sie von einem Manne geschrieben sind, der mit offnem Auge und warmem Herzen mitten im Leben seines Volkes steht. Es fehlt nicht an den denkbar schärfsten Seitenblicken auf die Gegenwart: „Uebrigens haben wir kein Recht, die alten Teutonen zu tadeln, da wir jedes Jahr mehr Unterthanen Seiner Majestät durch zu verhütende Krankheiten töten, als jemals in der blutigsten Schlacht ums Leben kamen.“ Dann wieder wird die Kenntnis des einfachen Mannes fruchtbar gemacht in dem kraftvollen Vergleich des Charakters der alten teutonischen Stämme mit dem englischen Seemann, aber die Stellung der Frau im modernen englischen Recht mit ihrer Behandlung im lombardischen Gesetz in Parallele gesetzt. Aber nicht nur in Einzelheiten, sondern vor allem in dem alle Vorträge beherrschenden Streben, die Geschichte als Kulturgeschichte zu lehren, tritt ihres Autors eigentliches Interesse hervor. Es kann kein Zweifel sein, daß der neunte Vortrag „Der Mönch als Kulturträger“ die Krone des Buches bildet. Es ist eine musterhafte Abschätzung des Kulturverlaufens, den das Mönchtum gehabt hat, zugleich mit einer besonnenen Absteckung der Grenzen, die seine Wirksamkeit gehabt hat und haben mußte, und eine psychologische Analyse der Seelenstimmung, die ins Kloster trieb, und die im Kloster namentlich unter dem Einfluß des Zölibates entstand. „Das Streben der Mönche, mehr als Menschen zu sein, endigte damit, daß sie weniger als Menschen waren. Das war ihre Sünde, und als diese Sünde empfangen hatte, gebar sie den Tod.“

Wer über die gewaltige geschichtliche Umwälzung, die sich von Diokletian bis Karl den Großen vollzogen hat, genauer orientirt sein will, wird in manchem andern Buche besser finden, was er sucht, als in diesen Vorträgen Kingsleys. Wer aber an seiner Person Gefallen gewonnen hat, wird sich freuen, auch im Spiegel dieser Vorträge die merkwürdigen Züge des Dichters von Alton Locke und des Anwalts der Chartisten wieder zu erkennen. E Foerster

(Mathesius) Zu unserm Hinweis auf Professor Loesches „Johannes Mathesius“ in Nr. 18 tragen wir noch nach, daß soeben in der „Bibliothek deutscher Schriftsteller in Böhmen“ (Wien, F. Tempsky) der erste Band von Mathesius „Ausgewählten Werken,“ herausgegeben von Professor Loesche, erschienen ist. Er enthält in Auswahl „Leichenreden.“ Eine ausführliche Einleitung erzählt in frischer Weise die Lebensgeschichte des Verfassers und giebt nähern Aufschluß über den im Folgenden gebotnen Stoff. Zahlreiche Anmerkungen erklären, was im Text dunkel oder nicht allgemein bekannt ist. Wer sich für die Geschichte der geistlichen Rede interessirt, wird diese Ausgabe mit vielem Dank begrüßen, aber nicht der allein, sondern wohl jeder, der sich für Kulturgeschichte interessirt. P Drews

(Soziales) Die Vorbedingung für einen segensreichen Verlauf der stürmischen Gährung im Volksleben ist die Neubelebung deutsch-christlicher Bildung. Das führt uns nachdrücklich vor Augen die Schrift: Deutsch-christliche Bildung von Dr. Th. Lindström. (Gera, Julius Becker, 1896. 30 Seiten. 0,50 Mark.) Das Wesen der Bildung besteht nicht in äußerm Schliff, nicht in vielem Wissen, sondern in der Ausgestaltung des Menschen zu einer in sich selbst übereinstimmenden, als Glied mit dem Ganzen in Wechselbeziehung stehenden Persönlichkeit, zu einem sittlichen Charakter.*) Der Inhalt der Bildung ist deutsch-christlich, eine Persönlichkeitsentwicklung, die sich vollzieht auf dem Boden des deutschen Volkstums, in der Kraft und im Geiste des Christentums im Gegensatz gegen die niedrige Welt-, Lebensanschauung und Moral des Materialismus. Die Aufgabe, die der deutsch-christlichen Bildung zufällt bei der Gefahr, die ihr vom kapitalistischen wie vom kommunistischen Materialismus droht, ist, anstatt Besitz und Genuß Volkstum und Christentum als die herrschenden Gewalten in das Leben aufzunehmen, um so die wirtschaftlichen Ursachen jenes Materialismus beseitigen zu können. Mit diesen Aufgaben beschäftigt sich genauer: Die sozialen Pflichten der Gebildeten. Vortrag von Professor Dr. Rudolph Sohm. Erster öffentlicher Abend der Sozial-wissenschaftlichen Vereinigung in Leipzig am 16. Mai 1896. (3. Aufl. Leipzig, Kommissionsverlag von Reinhold Werther, 1896. 18 S. 0,20 Mk.) Nach der kurz orientirenden Eröffnungsrede von Professor Gregory folgt der Vortrag von Professor Sohm, ausgehend von dem Gedanken, Bildung verpflichtet zur Erziehung. Wie der hohe Adel den niedern, dieser den Bürgerstand erzog, und wie es der Dank des Erzognen stets war, den Erzieher der Alleinherrschaft zu entsetzen und mit einzutreten in die Herrschaft der Nation, so wird sich der gleiche Prozeß zwischen dem dritten und vierten Stand vollziehen. Der nach der politischen Einigung Deutschlands offenbar werdende innere Zwiespalt beruhte auf der Umwandlung der Nationalwirtschaft in Weltwirtschaft, ferner auf der Freigabe der Wirtschaft seitens des Staates an die Konkurrenz der Unternehmer, die — auf Kosten der Arbeiter ausgefochten — die Feindschaft der Nichtbesitzenden gegen die Besitzenden nährte und eine ungesunde Güterverteilung verursachte. Um dem vierten Stande helfen zu können, müssen wir selbst an uns arbeiten, daß wir wahrhaft christliche, weltbefreiende Bildung besitzen und durch Kenntnis der Rechtsordnungen soziale Bildung erwerben, um dann eintreten zu können für rechtliche Freiheit des vierten Standes (Vereinsfreiheit, Organisation). Erst wer sozial gebildet ist, kann die sozialen Pflichten der Gebildeten erfüllen.

Weit entfernt, im Namen des Christentums wirtschaftliche Forderungen aufzustellen oder zu bekämpfen, will: Unser täglich Brot gieb uns heute. Ein Vortrag von Gustav Benz. (Basel, Jäger und Kober, 1896. 35 S. 0,25 Mk.) nur die aus der evangelischen Weltanschauung sich ergebenden Gesichtspunkte und Richtlinien für Lösung der Fragen herausstellen, und Verfasser thut es im Anschluß an die vierte Bitte. In seiner frischen, nimmer ermüdenden Art erinnert die Schrift an Naumanns Schreibweise. Das tägliche Brot ist nicht ein physisches Existenzminimum, sondern das zum menschenwürdigen Leben einer christlichen Persönlichkeit nötige Maß materieller Güter. Durch ehrliche Arbeit erworben, ist es dennoch eine Gabe Gottes, wenn es auch oft schwer ist, Gottes Hand zu erkennen, wo die Menschen ihre Hände mit dabei haben. Durch das Wort „heute“ auf die göttliche Gnadengabe rechter Sorglosigkeit gewiesen, erklärt uns das „uns“ für solidarisch, wir müssen das Elend bekämpfen mit allen Kräften und Mitteln. Die allernächste Pflicht ist, daß Reich und Arm sich wieder kennen und verstehen lernen, denn „es hungert mehr nach Freundschaft der Arme als nach Brot.“

Das sind drei prächtige Schriftchen, man weiß wirklich nicht, welcher man den Vorzug geben soll. So klar allgemeinverständlich und packend, sind sie bei ihrem geringen Preise zur Verbreitung in die weitesten Kreise äußerst geeignet, und möchten wir sie allen warm empfehlen.

Mit Unbehagen wende ich mich zu einer Schrift, die wir nur erwähnen, weil der Verfasser als Verfasser des „Thing“ weiter bekannt ist: Schwerthiebe. Drei Serien Kampfsonette von Kurt Reuß. (Gera, Becker. 1896, 45 S. 1 Mk.) Kurt Reuß sagt: „Zwar steht euch frei, als scharfe Kritikaster nach Neidingart mir feig das Fell zu gerben, doch — lieber schmaucht behaglich euren Knaster!“ S. 43. Leider bin ich Nichtraucher. In drei Serien will Verfasser den Politikern, Klerikern und Akademikern ein kräftig Wörtlein sagen. Nun wird ja keiner meinen wollen, daß in Staat, Kirche und Wissenschaft alles ohne Fehler sei. Doch durch diese unfeinen, ungerecht verallgemeinernden, oft bis zum Schimpfen („Bekenntnisprotzen,“ „windge Zeremonienzöpfe,“ „der Zeremonien wesenlos Gewinsel,“ „o geistesarm Geschlecht der Professoren“, „geile Geistesdrohnen“) sich verlierenden Angriffe wird Verfasser sich der ihm bisher in reichem Maße entgegengebrachten Sympathie in weiten Kreisen berauben. Sehr gut heißt es S. 42:

Zwar auch Gedankenunrat fließt zu Tage;
Denn manches hat mit nichten ausgegoren.

H Danneil

(Von Stöcker zu Naumann) Berichtigung. Das Verhältnis des Aufsatzes „Luther, Christliche Sozialpolitik, Innere Mission“ in voriger Nummer der Christlichen Welt zu dem — dazwischen bei Eugen Salzer in Heilbronn erschienenen — Buche „Von Stöcker zu Naumann. Ein Wort zur Germanisirung des Christentums“ ist ein andres, als es die Anmerkung Sp. 880 besagt. Der Aufsatz war ursprünglich ein Abschnitt aus dem genannten Buch, ist aber für die Christliche Welt aus dem Buche heraus genommen.

(Türkisch-Armenisches) Seit vierzehn Tagen unterwegs bin ich nicht imstande, die Nachrichten aus dem Orient sicher zu verfolgen. Zwei Bemerkungen liegen mir am Herzen. Erstens kann ich meine Verwunderung nicht unterdrücken, daß die Namen der Armenier, die den Angriff auf die Ottomanische Bank verübt haben und die nun in Marseille internirt sind, nicht veröffentlicht werden. Es würde dann Kundigen möglich sein, ein sichres Urteil über jenen Putsch zu gewinnen. Vorläufig bleibt es eine auffallende Thatsache, daß das türkische Konstantinopel zur blutigen Abwehr und Ausnützung eines Verbrechens fertig war, das man zu verhindern keine Anstalt getroffen hat, und daß man den Schuldigen goldne Brücken baute, während 7000 oder mehr Unschuldige

*) Vgl. Hilty, Glück II, 4.

dafür sterben mußten. — Zweitens: die Norddeutsche Allgemeine hat eine Zuschrift aus der türkischen Botschaft veröffentlicht, die einem bewaffneten Eingreifen der Mächte gegenüber die Drohung ausspricht: sie, die Mächte „würden nicht zu verhindern vermögen, daß dann nicht über Tausende, sondern über Hunderttausende von Christen im türkischen Reiche ein furchtbares Strafgericht von der muselmanischen Bevölkerung verhängt würde." Die Zuschrift ist sehr aufrichtig. Das ist wenigstens das Zukunftsbild, das die Türken selbst sich von dem Schicksal ihres Reiches machen. Sie sagen bei sich: ihr Christen werdet unser Land doch kriegen, aber dann sollt ihr auch keinen einzigen Christen mehr drin finden, denn wir werden sie alle zuvor totschlagen. Und wie es ihnen bitter ernst damit ist, davon haben sie an den Armeniern ein Exempel statuirt. Gewiß ist dieser verzweifelten Stimmung gegenüber die der europäischen Staatskunst gestellte Aufgabe eine sehr schwierige. Aber die Entwicklung in Kreta zeigt, daß bei ernstem und einmütigem Vorgehen der Mächte auch ohne Kanonenschuß noch immer viel zu erreichen ist. Im übrigen aber werden die Mächte einmal doch nicht umhin können, das Erbe dieses bankerotten Staates anzutreten und mit der Fiktion zu brechen, als wäre er ein Staat in dem moralischen und politischen Vollsinne des Worts. Inzwischen wird schon etwas erreicht sein, wenn deutsche Blätter und deutsche Staatsmänner aufhören, die Türken als Freunde zu behandeln. Wir machen uns so mitschuldig am Blute der Armenier. Unser Kaiser hat einst dem Sultan seinen Besuch gemacht, es ist dem Sultan nicht eingefallen, ihn dem Giaur zu erwidern. Jener Besuch aber hat mächtig zur Stärkung der Sicherheit beigetragen, in der sich die Türken jetzt wiegen, wenn sie die Christenhunde zu Tausenden martern und erwürgen. Auch durch die Anknüpfung der militärischen Beziehungen haben wir mit dem Türken kokettirt, und es sind ihrer nicht wenige, die ihm noch eine Zukunft zugetraut haben und sich heute dessen schämen. Hat unser Reich ein Gewicht in der Weltpolitik, so darf jetzt kein Zweifel sein, wie davon Gebrauch zu machen ist.

Die Schrift des Dr. Lepsius ist soeben erschienen: Armenien und Europa. Eine Anklageschrift wider die christlichen Großmächte. 246 S. Berlin-Westend, Akademische Buchhandlung W. Faber und Co. 2 Mark. Wir bitten ihre Verbreitung sich zur Herzenssache zu machen. Und gleichviel wie das politische Urteil des Lesers ausfallen mag, bitten wir des Barmherzigkeitswerks an dem verhungernden armenischen Volke zu gedenken und die Sammlungen eifrig fortzusetzen.

R

Quittung

Für Armenien (die mit * versehenen Gaben insbesondre für die armenischen Waisen): 75 Mk. aus der Gemeinde Wittenburg in Mecklenburg; 45,85 Gemeinde Olbernhau*; je 30 Rendsburg-Neuwerk und O M; je 20 Gemeinde H in W, P H in B, Familie D in J, H Fl; 20,40 Gemeinde Waase auf Rügen; 17,70 Familienabend des Protest. Männervereins Kaiserslautern; 15 O Sch, Elsterwerda*; 13,50 Gemeinde Hörbach; 12 B, Kl.-Jezyorg; je 10 K K in Halle*; Fr H R in Zittau*, P Z in Kohlfurt; 7,70 Gemeinden Büdingen und Wenings*; 6 B, Ham-Gründau*; je 5 K M in Br*, S in Bremen*, E G in Ecktirch*, Gemeinde Bönstadt in W; 4 G B, Buitz; je 3 P Kr, R K in Gr.-Flotow, F H N*, S in Ruths-Gamnitz; 2,05 Konfirmanden in Waase auf Rügen*; je 1 P K, Landshut, P F.

Für das Irrenhaus im Orient: 20 B, Mlodasko; 3 B, Kl.-Jezyorg; 20 P B C R; 3 F H N.

Herzlichen Dank D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 38 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Einladung
an die Freunde der Christlichen Welt nach Eisenach
zum 5. und 6. Oktober
Saal des Gewerbehauses (nahe dem Theater)

Montag, den 5., nachmittags 3 Uhr: Professor D. Kaftan über das Verhältnis des evangelischen Glaubens zur Logoslehre. Besprechung.
Dienstag, den 6., vormittags 9 Uhr: Professor D. Harnack zur gegenwärtigen Lage des Protestantismus. Besprechung.
Jeder, der in freundschaftlicher Absicht kommt, ist willkommen. Vorherige Anmeldung bei dem Herausgeber der Christlichen Welt ist erwünscht. Einladung geschieht nur durch diese Anzeige.

Gesucht
ein Hauslehrer (cand. theol. oder phil.) mit feiner Umgangsform für angenehme und gute Stelle im Elsaß. Zwei Schüler. Quartaner und Obertertianer.
Angebote an Hrn. J. Gebhardt, Aue, Ober-Elsaß

Beamter a. D., kleine Pension beziehend, sucht nebst seiner Schwester bei vereinsamter, gebildeter, älterer Person gegen Hilfeleistung dauerndes Asyl. Offerten unter „Gottvertrauen" befördert die Exped. dieses Blattes.
Pensionat ausgeschlossen!

Zum
Melanchthonjubiläum
— 16. Februar 1897 —
ist erschienen:
A. Thoma, Melanchthonfestspiel mit Bildnissen und Spielanweisung. 1,20 Mk.
A. Thoma, Melanchthons Leben, dem deutschen Volke erzählt. Mit vielen Bildern. 1 Mk.
Karlsruhe
J. J. Reiffs Verlag

Junge Mädchen finden freundliche Aufnahme in gebildeter Familie. Sorgfältige Anleitung im Hauswesen. Beste Gelegenheit für wissenschaftl. Unterricht, Musik, Malen u. s. w. Auch jüngere Mädchen, die die Töchterschule besuchen sollen, werden aufgenommen.
Frau M. Frickenhaus, Godesberg, Rheinallee 6

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 360.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph in Giessen Nr. 162.

Junge Mädchen finden Ausbildg. i. Haushalt, i. Sprachen, Litteratur u. Handarbeit. Zimmer für Erholungsbedürftige. Schöne Gegend, gesunde Lage.
Frau verw. Oberpfarrer Naumann, geb. Ahlfeld, und Töchter
Schwarzenberg i. Erzgeb. (K. Sachsen)

Transparente Bilder
aus dem Leben Jesu
von überaus schöner Wirkung
unter günstigen Bedingungen zu verleihen. Näheres bei Vereinsdirektor P. Dr. Roch, Leipzig.

Vorkursus: October. **Anhalt. Bauschule Zerbst.** Wintersem.: 4. Novembr.
Bauhandwerker, sowie Fachschule für Eisenbahn-, Strassen- u. Wasserbautechniker.
Reifeprüfung vor Staatsprüfungs-Commiss. Kostenfreie Auskunft durch die Direction.

Tuch u. Buckskin
Ueberzieher-,
Cheviot- und Kammgarnstoffe in den neuesten soliden Dessins, schwarze Satins und Croisés, hochfeine Qualitäten, sowie Altar- und Kanzeltuch, reinwollen Fabrikat und gute Farben, versendet stück- und meterweise zu sehr billigen Preisen. Reichhaltige Musterauswahl frei.
Theodor Herrmann
in Sagan Nr. 34 (Schlesien).

Deutsche Zeitung

Unabhängiges Tageblatt
für nationale Politik
mit täglicher Unterhaltungsbeilage
Rundschau.
Herausgeber: Dr. Friedrich Lange.
Vierteljährlich
5 Mark
bei allen Postanstalten.

Ein Blatt für die gebildeten Deutschen aller Stände.
Klar in Politik, reich an vornehmer Unterhaltung und Belehrung.
Wahrhaft unabhängig von Macht und Geld.
Rücksichtslos deutsch gegen alles Fremde.
Erster Sammelpunkt der Deutschgesinnten aller bisherigen Parteien für eine große Deutschpartei der wirtschaftlichen Reform.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine Beilage von Georg D. W. Callwey, Verlagsbuchhandlung in München, „Kunstwart" betreffend, eine Beilage von Fr. Richter, Verlagsbuchhandlung in Leipzig und eine Beilage von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 39 — Leipzig, den 24. September — 1896

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Ich kann nicht anders — Religion und Sozialdemokratie: 2. Die Religion und die materialistische Geschichtsauffassung der Sozialdemokratie — Die Katholische Kirche in Rußland: 2. Katholische Bistümer — Der Panislamismus — Adalbert Stifter und seine „Studien": 1 und 2 — Verschiedenes: Der Konsekrationsmoment im heiligen Abendmahl; Wie gewinnen wir die kirchlich Fremden für das Evangelium?; Zeitschrift für die evangelisch-lutherische Kirche in Hamburg; Fürs häusliche Leben; Aus England; Der Professor der Unsterblichkeit; Schwarzkunstblätter; Die neue Tageszeitung; Deutsche Hilfe für Armenien und die Politik — Zur Beachtung — Quittung — Anzeigen

Ich kann nicht anders

1

Die Sehnsucht nach der Wahrheit und dem Guten
Hat Gott mir selber tief ins Herz gegeben.
Ich kann nicht anders; darnach muß ich streben.
Wo sind ichs aber? fragt' ich oft mit Bangen.

Da sah ich Jesus wie auf weiten Fluten,
Bald nicht mehr schattenhaft vorüberschweben,
Sah dort die Wahrheit und das Gute leben.
Vernahm den Ruf: Ich stille dein Verlangen.

Er hieß mich mit Vertrauen zu ihm kommen,
Ließ seinen Geist in heilgem Wort mich spüren,
Zeigt' meinen Schaden mir und seine Gnade.

So hat mein Herz er für sich hingenommen.
Ich kann nicht anders; Er allein soll führen!
Im Glauben froh nun geh ich meine Pfade.

2

Durch Jesus Christ gewiß in meinem Glauben
Hab ich, was fest mich hält in allem Schwanken,
Und fürchte nicht die drängenden Gedanken,
Ihr stetes Werden, unruhvolles Ringen.

Auch das kann nimmer mir die Ruhe rauben,
Daß mich beengen dieser Erde Schranken;
Denn muß auch ich gar bald zum Grabe wanken,
Darf doch mein Geist die eitle Welt bezwingen.

Muß ich mit Schmerzen Irrtum oft erkennen,
Und muß Gewohnheit vor der Wahrheit weichen: —
Ein Gotteskind darf ich getrost mich nennen.

„Ich kann auch anders," soll das Wissen sprechen;
„Ich kann nicht anders," ist des Glaubens Zeichen.
Und dieses Recht soll keine Welt mir brechen!

J Petran

Religion und Sozialdemokratie

2. Die Religion und die materialistische Geschichtsauffassung der Sozialdemokratie

Im ersten Artikel habe ich mich befaßt mit der Stellung der Sozialdemokraten zur Religion. Die theoretische Stellung der Sozialdemokratie zur Religion ist auf Grund der materialistischen Geschichtsauffassung eine ganz andere. Diese soll jetzt in ihrer Thatsächlichkeit und Berechtigung erörtert werden.

Eine ausführliche Darstellung und einschneidende Kritik des historischen Materialismus, der das wissenschaftliche Rüstzeug, das geistige Schwert der Sozialdemokratie und die Formulirung sozialdemokrotischer Weltanschauung bedeutet, ginge über den Rahmen dieser Arbeit hinaus. Hier kann es nur darauf ankommen, den historischen Materialismus an der Stelle näher zu betrachten, wo er zum kritischen Gange auf das Gebiet der Religion sich angeschickt hat. Unerläßlich ist es jedoch, zunächst festzustellen, was der historische Materialismus besagt, was die materialistische Geschichtsauffassung bedeutet. Es ist diese Feststellung um so unerläßlicher, als die hier in Rede stehende Hypothese einem großen Teil der Leser der Christlichen Welt und dieser Arbeit wohl kaum geläufig sein dürfte.

Die genaueste und bei aller verhältnismäßigen Kürze erschöpfendste Formulirung hat Karl Marx in der Vorrede seiner 1859 erschienenen „Kritik der politischen Oekonomie" gegeben. Die Stelle muß ihrer Wichtigkeit wegen und auch um der Objektivität willen hier wörtlich folgen. Sie lautet:

In der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte, notwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein, Produktionsverhältnisse, die einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktivkräfte entsprechen. Die Gesamtheit dieser Produktionsverhältnisse bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die reale Basis, worauf sich ein juristischer und politischer Ueberbau erhebt, und welcher bestimmte, gesellschaftliche Bewußtseinsformen entsprechen. Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt. Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt. Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung geraten die materiellen Produktivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandnen Produktionsverhältnissen, oder, was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist, mit den Eigentumsverhältnissen, innerhalb deren sie sich bisher bewegt hatten. Aus Entwicklungsformen der Produktivkräfte schlagen diese Verhältnisse in Fesseln derselben um. Es tritt dann eine Epoche sozialer Revolution ein. Mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheure Ueberbau langsamer oder rascher um. In der Betrachtung solcher Umwälzungen muß man stets unterscheiden zwischen der materiellen, naturwissenschaftlich treu zu konstatirenden Umwälzung in den ökonomischen Produktionsbedingungen und den juristischen, politischen, religiösen, künstlerischen oder philosophischen, kurz ideologischen Formen, worin sich die Menschen dieses Konflikts bewußt werden und ihn ausfechten. So wenig man das, was ein Individuum ist, nach dem beurteilt, was es sich selbst dünkt, ebensowenig kann man eine solche Umwälzungsepoche aus ihrem Bewußtsein beurteilen, sondern muß vielmehr dies Bewußtsein aus den Widersprüchen des materiellen Lebens, aus dem vorhandenen Konflikt zwischen gesellschaftlichen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen erklären. Eine Gesellschaftsform geht nie unter, bevor alle Produktivkräfte entwickelt sind, für die sie weit genug ist, und neue Produktionsverhältnisse treten ein an ihre Stelle, bevor die materiellen Existenzbedingungen derselben im Schoß der alten Gesellschaft selbst ausgebrütet worden sind. Daher stellt sich die Menschheit immer nur Aufgaben, die sie lösen kann, denn genauer betrachtet, wird sich stets finden, daß die Aufgabe selbst nur entspringt, wo die materiellen Bedingungen ihrer Lösung schon vorhanden oder wenigstens im Prozeß ihres Werdens begriffen sind. In großen Umrissen können asiatische, antike, feudale und modern bürgerliche Produktionsweisen als progressive Epochen der ökonomischen Gesellschaftsformation bezeichnet werden. Die bürgerlichen Produktionsverhältnisse sind die letzte antagonistische Form des gesell-

schaftlichen Produktionsprozesses, antagonistisch nicht im Sinne vom individuellen Antagonismus, sondern eines aus den gesellschaftlichen Lebensbedingungen der Individuen herauswachsenden Antagonismus, aber die im Schoß der bürgerlichen Gesellschaft sich entwickelnden Produktivkräfte schaffen zugleich die materiellen Bedingungen zur Lösung dieses Antagonismus. Mit dieser Gesellschaftsformation schließt die Vorgeschichte der menschlichen Gesellschaft ab.

Kürzer gefaßt ist folgende Formulirung in einer an Marx Grabe gehaltnen Rede von Friedrich Engels:

Wie Darwin das Gesetz der Entwicklung der organischen Natur, so entdeckte Marx das Entwicklungsgesetz der menschlichen Geschichte: die bisher unter ideologischen Ueberwucherungen verdeckte einfache Thatsache, daß die Menschen vor allen Dingen zuerst essen, trinken, wohnen und sich kleiden müssen, ehe sie Politik, Wissenschaft, Kunst, Religion u. s. w. treiben können; daß also die Produktion der unmittelbaren materiellen Lebensmittel, und damit die jedesmalige ökonomische Entwicklungsstufe eines Volkes oder eines Zeitabschnitts die Grundlage bildet, aus der sich die Staatseinrichtungen, die Rechtsanschauungen, die Kunst und selbst die religiösen Vorstellungen der betreffenden Menschen entwickelt haben, und aus der sie daher auch erklärt werden müssen — nicht, wie bisher geschehen, umgekehrt.

In beiden Formulirungen ist auch auf die religiösen Formen des Denkens und der Vorstellung Bezug genommen: auch sie sollen — wie Politik, Kunst, Wissenschaft — bedingt sein durch die Produktionsverhältnisse, durch die ökonomische Struktur einer bestimmten Gesellschaftsepoche als der realen Grundlage, daraus alle „Ideologien," alle gedanklichen Vorstellungen und Formulirungen sich erheben, darauf sie zurückzuführen sind, daraus sie einzig und allein verstanden werden können. Wie des nähern die Abhängigkeit insbesondre religiöser Empfindungen und Vorstellungen von den materiellen Produktionsverhältnissen zu denken sei und stattfindet, ist in den obigen Formulirungen nicht gesagt. Folgende Stellen kommen dafür hauptsächlich in Betracht:

Friedrich Engels: Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft. Dritte Auflage, S. 342 ff. Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie. Zweite Auflage, S. 52 ff. — Karl Kautsky, Thomas More und seine Utopie, S. 92 ff.*)

Diese längern Stellen hier wörtlich wiederzugeben, geht aus Raumgründen nicht an. Es muß eine Inhaltsangabe genügen. Wörtlich aber, weil allzu gewichtig und charakteristisch, und dabei kurz, soll folgende Anschauung von Marx wiedergegeben werden, die sich in der oben zitirten Engelsschen Schrift über Ludwig Feuerbach findet, in einem „Marx über Feuerbach" betitelten „Anhang," Abschnitt 4. Dort heißt es:

Feuerbach geht aus von dem Faktum der religiösen Selbstentfremdung, der Verdopplung der Welt in eine religiöse, vorgestellte, und eine wirkliche Welt. Seine Arbeit besteht darin, die religiöse Welt in ihre weltliche Grundlage aufzulösen. Er übersieht, daß nach Vollbringung dieser Arbeit die Hauptsache noch zu thun bleibt. Die Thatsache nämlich, daß die weltliche Grundlage sich von sich selbst abhebt und sich, ein selbständiges Reich, in den Wolken fixirt, ist eben nur aus der Selbstzerrissenheit und dem sich Sichselbst-Widersprechen dieser weltlichen Grundlage zu erklären. Diese selbst muß also erstens in ihrem Widerspruch verstanden und sodann durch Beseitigung des Widerspruchs praktisch revolutionirt werden.

Nach den soeben aus Engels, Kautsky und Marx erwähnten Stellen ist Entstehung und Entwicklung der Religionen folgendermaßen zu denken: „Die intellektuellen Wurzeln der Religion, die Ursachen des religiösen Fühlens und Denkens . . . liegen in dem Vorhandensein übermenschlicher und unbegreiflicher Mächte, denen der Mensch hilflos gegenübersteht, deren Wirken er weder zu lenken noch zu berechnen, zu verstehen imstande ist, und die doch auf sein Wohl und Wehe einen so entscheidenden Einfluß besitzen, daß er das Bedürfnis empfindet, sich mit ihnen auseinanderzusetzen" (Kautsky). Wie erfolgt diese Auseinandersetzung? Indem er die Mächte, die er fühlt, die auf ihn wirken, die er aber nicht erkennt, anerkennt als ihn beherrschende Wesen. Diese Mächte, die thatsächlich, aber von den Menschen in ihrem Wesen unerkannt, existiern — Sonne, Feuer, Wasser u. s. w. —, zu deren Erkenntnis der menschliche Verstand in primitiver Urzeit noch nicht vorgedrungen ist, malt sich die menschliche Phantasie als überirdisch aus. So „ist alle

*) Sämtlich bei J. H. W. Dietz, Stuttgart.

Religion nichts andres als die phantastische Wiederspiegelung, in den Köpfen der Menschen, der äußern Mächte, die ihr alltägliches Dasein beherrschen, eine Wiederspiegelung, in der die irdischen Mächte die Form von überirdischen annehmen" (Engels). „Diese Mächte sind entweder natürliche oder gesellschaftliche" (Kautsky). In „waldursprünglichen" (Engels) Zeiten, in Zeiten des primitiven Kommunismus haben die „gesellschaftlichen" Mächte geringe Bedeutung, um so größere die Mächte der Natur. Die Religionen sind darum dort Naturreligionen, die Götter Personifikationen der Naturmächte. Wenn eine Gemeinschaft sich in „Stämme" abgesondert hat, wenn die Stämme wandern, wenn „Völker" entstehen, passen sich die religiösen Vorstellungen der Natur der neuen Heimat an. Nationalgötter entstehen, deren Kraft und Macht bis zu den Landesgrenzen reicht. Im weitern Verlauf der Geschichte, nachdem der ursprüngliche Kommunismus längst überwunden ist, „mit dem Aufkommen der Warenproduktion erstehen soziale Mächte, deren der Mensch nicht Herr ist, und damit erwächst die zweite Wurzel der Religion" (Kautsky). Soziale Mächte spiegeln sich nun in den Köpfen der Menschen phantastisch als Götter wieder. Die Götter erhalten gesellschaftliche Attribute. Der Fortschritt der geschichtlichen, speziell: wirtschaftlichen Entwicklung führt immer weitere Ausdehnung der bisher kleinen, eng begrenzten Wirtschaftsgebiete — Staaten — herbei. Der Markt dehnt sich weiter aus, das Absatzgebiet muß größer werden, die Landesgrenzen werden Hindernisse und müssen beseitigt werden, durch Erweiterung. Kleinere schwächere Völker gehen in einem einzigen, größern, stärkern Volke auf, damit die Nationalgötter der besiegten Völker in den Göttern des Siegers.

Die Gesellschaft ist immer einheitlicher, geschlossener geworden. Immer mehr hat sie gelernt, die Naturkräfte zu beherrschen. Damit wandeln sich die „Attribute" der Götter mehr und mehr aus natürlichen in soziale. Während die Naturreligionen kleinern Völkern eigentümlich, wesentlich „lokaler Natur" (Kautsky) gewesen sind, werden die „sozialen Religionen" „Massenreligionen" und „Weltreligionen" (Kautsky), da die sozialen Erscheinungen eben Massenerscheinungen sind. Je ausgebildeter, je konzentrirter eine Gesellschaft wird, je einheitlicher, geschlossener ihr Wirtschaftsleben, um so einheitlicher erscheint auch die zwingende soziale Macht, unter deren Druck die beherrschten Klassen des Volkes leiden. Um so einheitlicher erscheint aber auch die phantastische Wiederspiegelung dieser unheimlichen, ungekannten sozialen Macht, in der Annahme eines einzigen Gottes. Die römische Gesellschaft, das römische Weltreich war so beschaffen, daß eine Weltreligion von der Art des Christentums daraus und darauf gedeihen mußte.

Die Naturgötter sind zu Grunde gegangen an der menschlichen Naturerkenntnis; ihre Macht reicht „bis zum Erstehen der Naturwissenschaft" (Kautsky). Wie die Naturgötter entthront werden, sobald die Menschen das Wesen und die Kräfte der Natur erkannt haben, so müssen auch die Sozialgötter oder der Sozialgott das Ende erreichen, sobald die Menschen nicht mehr von ihnen unbekannten sozialen Mächten beherrscht werden, sobald sie diese Mächte erkannt haben, sobald „die Gesellschaft durch Besitzergreifung und planvolle Handhabung der gesamten Produktionsmittel sich selbst und ihre Mitglieder aus der Knechtung befreit hat" (Engels). Heute heißts noch immer: „Der Mensch denkt, und Gott (d. h. die Fremdherrschaft der kapitalistischen Produktionsweise) lenkt" (Engels). Das Ende des Kapitalismus ist auch das Ende Gottes. „Die bürgerlichen Produktionsverhältnisse sind die letzte antagonistische Form des gesellschaftlichen Produktionsprozesses" (Marx). Sind diese Produktionsverhältnisse beseitigt und ist ihr Antagonismus damit aufgehoben, sind damit auch die Menschen „aus der Selbstzerrissenheit und dem Sichselbst-Widersprechen" (Marx) erlöst, so endigt auch der heutige Gottesglaube, weil die Gesellschaft es dann nicht mehr nötig hat, infolge ihres Widerspruchs und ihrer Zerrissenheit, ihres Elends hier auf Erden sich eine ausgleichende Ergänzung im Jenseits, „in den Wolken," zu konstruiren und so eine ideologische — wenn auch keine reale — Einheitlichkeit und Geschlossenheit zu gewinnen.

Das ist — in Kürze — die Auffassung vom Wesen der

Religion, die innerhalb der Sozialdemokratie auf Grund sozialdemokratischer Fassung des historischen Materialismus herrscht.

Dagegen ist kritisch einzuwenden:

Man achte zunächst einmal auf die Stelle, an der die materialistische Geschichtsauffassung überhaupt einsetzt. „In der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte . . . u. s. w." — so beginnt Marx seine Formulirung. Er spricht dann weiter von „gesellschaftlichen Bewußtseinsformen, und es heißt: „Es ist ihr (der Menschen) gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt." Bei Engels heißt es: „Wie Darwin das Gesetz der Entwicklung der organischen Natur, so entdeckte Marx das Entwicklungsgesetz der menschlichen Geschichte." Die naturalistische Auffassung der Geschichte tritt also von vornherein heran an den Menschen als soziale Erscheinung, als Gesellschaftsgeschöpf. Und nicht so ganz mit Unrecht. Denn soweit wir in der Geschichte zurückblicken können, finden wir nie einen Menschen vereinzelt, völlig isolirt, sondern wir finden stets Menschen, und zwar wirtschaftende Menschen. Soweit der Blick des Historikers zurückzureichen vermag, findet er stets nur Menschen, die auch soziale Erscheinungen gewesen sind. Ist darum aber der Mensch nur soziale Erscheinung? Wurzelt er mit seinem ganzen Wesen nur in dem Wirtschaftsleben der Gemeinschaft, zu der er gehört? Ist er nur ein Produkt seiner Produktionsverhältnisse? Sicherlich nicht! Denn die Thatsache, daß der Mensch fühlt, denkt, daß er lebt, kommt für das Wesen des Menschen doch auch in Betracht. Ist denn aber das Leben des Menschen auch aus den Produktionsverhältnissen zu erklären? Engels sagt, Marx habe das „Entwicklungsgesetz der menschlichen Geschichte" entdeckt, nämlich „die Thatsache," „daß die Menschen vor allen Dingen zuerst essen, trinken, wohnen und sich kleiden müssen, ehe sie Politik, Wissenschaft, Kunst, Religion u. s. w. treiben können." Die Richtigkeit dieser „Thatsache" zugegeben: ist es denn aber wirklich etwas ganz Allererstes, Ursprüngliches, daß die Menschen essen, trinken u. s. w. Und wenn sie schon bis zum Essen, Trinken, Wohnen gekommen sind, ist es denn dann wirklich selbstverständlich, daß sie Politik, Wissenschaft, Kunst, Religion treiben können? Essen und Trinken, die Fähigkeit dazu und das Bedürfnis dafür, das sind „Thatsachen," mit denen sich die Physiologie zu beschäftigen hat; und nicht nur die Physiologie. Essen und Trinken haben zur Voraussetzung nicht nur die Früchte des Waldes, die gegessen werden, und das Wasser des Flusses, das getrunken wird, sondern — auf der andern Seite ein Individuum mit dem Gefühl des Hungers. Essen und Trinken werden mit bedingt durch eine ganze Reihe von Erfahrungen, Schlüssen, Denkvorgängen im Hirn des Menschen. Auch der so primitive, natürliche, „waldursprüngliche" Vorgang des Essens und Trinkens hat eine Fülle von Voraussetzungen und führt, ebenfalls gründlich untersucht, auf die Grundfrage nach der Ursache alles menschlichen und überhaupt lebendigen Seins. Daß die Menschen einer bestimmten Zeit oder eines bestimmten Ortes gerade von dieser oder jener Nahrung leben — weil keine andre da ist —, daß sie zur Erlangung solcher Nahrung gerade diese oder jene Arbeit gemeinsam ausführen, die Form des Essens, Trinkens, Sich-Kleidens, Wohnens — das allerdings ist zu verstehen mit Hilfe der materialistischen Geschichtsauffassung. Daß die Menschen aber überhaupt essen, gehört in ein ganz andres Gebiet. Auch zu dem doch gewiß materiellen Vorgang des Essens gehört zweierlei: das, was gegessen wird, das Objekt, und der, der ißt, das Subjekt, der empfindende, denkende, Erfahrungen und logischer Schlüsse fähige Mensch. An den Vorgang des Essens tritt die materialistische Geschichtsauffassung erst sehr spät heran, nachdem sowohl die Früchte, die gegessen werden, als auch der Mensch, der ißt, längst fertig und in ihrem Wesen bestimmt worden sind. Ueber das Wesen des Menschen irgend etwas zu sagen, ist sie demgemäß gar nicht imstande. Thatsächlich thut sie es, indirekt, wenn sie sich allein für berufen hält, über Dinge abschließend zu urteilen, die zum Teil nur aus diesem Wesen des Menschen heraus zu erklären sind. Die Religion z. B. will diese Geschichtsauffassung erklären — wie oben gezeigt — vom ersten Augenblick ihres Entstehens an bis zu dem Augenblick,

wo sie mit Notwendigkeit verschwinden muß. Wie aber schon beim Essen, so ist auch hier die materialistische Geschichtsauffassung sehr spät an die Thatsache der Religion und des religiösen Empfindens herangetreten. Damit eine Religion — objektiv genommen, also irgendwie formulirte Anschauung über das Verhältnis des Menschen zu den ihn umgebenden Dingen und Mächten — entsteht, gehört wiederum zweierlei: zunächst der Mensch, der sich die Frage vorlegt, woher und warum er sei, wo er im Tode bleibe, warum diese Kräfte gut, jene schlecht wirken; dann die Thatsachen außerhalb des Menschen, durch die er zu solchen Fragen angeregt wird. Warum der Mensch als Frager in die Welt tritt, und warum er mit den überirdisch scheinenden oder seienden Mächten eine Auseinandersetzung anstrebt, erklärt die materialistische Geschichtsauffassung in keiner Weise. Sie erklärt nur, warum der Mensch zu bestimmten Zeiten und unter gewissen natürlichen oder gesellschaftlichen Verhältnissen seine Frage gerade in dieser oder jener Weise beantwortet hat, sie erklärt die Formen, in denen das religiöse Empfinden des Menschen seinen sichtbaren Ausdruck gefunden hat. Sie zeigt, was entsteht, wenn der suchende, fragende, forschende Mensch mit den außerhalb seiner Person liegenden Dingen zusammengerät, wenn Subjekt und Objekt sich mischen. Die materialistische Geschichtsauffassung nimmt das Produkt, das entstanden ist aus der Berührung, der Vermählung von Geist und Natur. Dieses Produkt ist etwas in sich Fertiges, eine Art Sache, die allerdings im Fluß der Dinge ständigen Veränderungen unterworfen ist. Auf dem Gebiete der Religion betrachtet die materialistische Geschichtsauffassung das Produkt, das hervorgegangen ist aus der Berührung des fragenden und forschenden Menschen mit den äußern Mächten seiner Umgebung. Sie nimmt die Religion nur als etwas Objektives, als einen Lehrsatz. Sie zieht die Religionen nur als Dogmen in Betracht. Damit aber verkennt sie auch sofort das Wesen der Religion, das nicht besteht in der objektiven Richtigkeit einer bestimmten Religionslehre, nicht im Dogma, sondern in der subjektiven Sehnsucht der menschlichen Seele, in ihrem Streben, sich hindurchzuringen aus persönlichster innerer Leere und Unbefriedigung zu Einheit und Frieden. Wenn jemand irgendein Dogma für thatsächlich richtig, für objektiv wahr hielte, sein ganzes Leben aber, sein Fühlen, Denken, Handeln von seiner Religion nicht beeinflußt, durchsetzt wäre, so wäre er sicherlich ein religionsloser Mensch. Glaube allein macht den Menschen nicht religiös, sondern erst lebendiger Glaube, der im Individuum lebt und webt, der wärmt, wirkt und handelt, der eben untrennbar in sich das enthält, was der Apostel Liebe nennt.

Die individuelle Seite, der persönliche Ursprung der Religion entgeht dem materialistischen Historiker völlig. Damit entgeht ihm aber auch das innerste, lebensvolle Wesen der Religion und das Wesen des Menschen, der Menschennatur, der Menschenseele. Ueber die Individualnatur des Menschen wissenschaftlichen Aufschluß zu geben, könnte nur Sache der Anthropologen, Physiologen und Psychologen sein. Die naturalistische Geschichtsauffassung tritt nicht an den Menschen als fühlendes und denkendes Subjekt heran, sie setzt ein bei den Menschen, die bestimmte Produktionsverhältnisse eingegangen sind. Sie betrachtet, was die Menschen unter bestimmten Verhältnissen gedacht haben; daß sie aber denken, läßt sie völlig außer Acht. Wohl bilden sich die Bewußtseinsformen der Menschen an der Natur, aber nicht etwa das Bewußtsein. Wenn Marx sagt: Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den geistigen Lebensprozeß überhaupt, — so kann dieses unklare und zweideutige „bedingt" nicht bedeuten, daß etwa der geistige Lebensprozeß seinen Quell, seine einzige Ursache in der Produktionsweise hat. Wenn Marx weiter sagt, es sei das gesellschaftliche Sein, das der Menschen Bewußtsein bestimme, — so kann das nicht bedeuten, daß die Thatsache des Bewußtseins aus dem gesellschaftlichen Sein zu erklären wäre. Auf das Gebiet des Religiösen angewandt, läßt die materialistische Geschichtsauffassung — wie schon erklärt ist — die subjektive Seite der Religion, das religiöse Empfinden, den religiösen Drang völlig unberührt. Erst wenn dieses religiöse Empfinden sich gemischt hat mit den Objekten der Natur — oder auch der Gesellschaft —,

wenn bei dieser Mischung das fluktuirende Empfinden an den Objekten der Natur fest geworden, geronnen ist, bestimmte Formen und Bestand angenommen hat, Lehrsatz, Dogma geworden ist, setzt die materialistische Geschichtsauffassung ein. Sie betrachtet — sozusagen — die Krystalle, die äußern Umstände und Bedingungen der Krystallisation; der innere Krystallisationsprozeß bleibt ihr verborgen.

Wenn nun ein solches Dogma aufzufassen ist als eine Vermählung von Geist und Natur, als ein Krystallisationsprozeß zwischen dem fluktuirenden, religiösen Drang und den Objekten und Mächten der Außenwelt, so ist es allerdings naheliegend und natürlich, daß dieses Dogma mitbedingt sein wird durch die natürlichen Mächte, die die Menschen einer bestimmten Zeit beherrschen, und daß dieses Dogma sich wandeln wird, wenn jene Mächte andre geworden sind. Die Religionen können sehr wohl in innerm Zusammenhang mit den Produktionsverhältnissen stehen und sich mit diesen ändern. Die Religion aber in ihrem innersten Kern und Wesen, die subjektive Seite aller Religionen, das religiöse Empfinden, der religiöse Drang bleibt völlig davon unberührt.

Daß der Religion durch die Annahme eines innern Zusammenhangs und einer parallelen Entwicklung zwischen den Produktionsverhältnissen und den Religionen irgend ein Schaden geschieht, diese Gefahr braucht der Religiöse aus verschiednen Gründen nicht zu befürchten. Die auf den ersten Blick manchem vielleicht befremdliche Annahme, daß zwei so heterogene Dinge, wie eine Religion und eine ökonomische Struktur in innerm Zusammenhange stehen sollen, ist bei näherm Zusehen und im Grunde nur sehr natürlich. Gott hat alle Dinge geschaffen und erhält sie; er ist in allen Dingen lebendig, und alle Dinge leben, weben und sind in ihm, die sogenannten geistigen sowohl als auch die sogenannten materiellen. Diese Annahme ist dem Gläubigen geläufig. Sollen wir uns denn nun aber etwa vorstellen, daß Gott vielleicht mit dem einen Auge die materiellen und mit dem andern die geistigen beobachtet und mit der einen Hand die Produktionsverhältnisse und mit der andern die Religionen lenkt? Die Einheit des Weltganzen, die gegenseitige Bedingtheit, das gleichmäßige Sich-Entwickeln liegt unserm modern-wissenschaftlichen Denken wie unserm modern-religiösen Empfinden gleich nahe.

Eine Gefährdung der Religion ergiebt sich ebensowenig aus der doch nicht wegzuleugnenden Thatsache, daß zahlreiche Religionen sich abgelöst haben, daß viele geworden und vergangen sind, darunter solche, die uns sehr minderwertig erscheinen, sodaß wir mit unserm menschlichen Denken sie dem Plane einer göttlichen Weltregierung kaum passend einzuverleiben wissen. Jede dieser vielen Religionen hat behauptet, die völlige und lautere Wahrheit ihren Gläubigen zu vermitteln. Gewiß könnte dadurch die Religion überhaupt in Mißkredit gekommen sein, aber nur, wenn das Hauptgewicht auf das Dogmatische gelegt wird. Legt man dagegen den Schwerpunkt nicht in den Lehrsatz, sondern ins Individuum, in die subjektive Seite aller Religionen, so bedeutet die Ablösung so vieler Religionen nichts weiter, als das ewige Suchen der irrenden Seele nach Gott, die Sehnsucht des Menschen zu seinem Ursprung zurück, die ständige Fortentwicklung bis zur höchsten Vollendung und bis zur Wiedervereinigung mit Gott. Man könnte von solchem Gesichtspunkte aus behaupten, daß auch die religiöse Entwicklung des Menschengeschlechts — nicht nur des Individuums — protestantischen Charakters wäre, wenn nämlich das Wesen des Protestantismus in dem mühevollen, anfechtungsreichen, oft abirrenden und aufgehaltenen, aber nimmer ablassenden Durchringen zu lebendigem, befriedigendem Glauben, zu immer größerer Annäherung an Gott besteht. (Schluß folgt)

M Lorenz

Die Katholische Kirche in Rußland

2. Katholische Bistümer

Nach den polnischen Revolutionen von 1830 und 1863 wurden in Rußland mehrere Bistümer aufgehoben. An Ostpreußen grenzt das Gebiet der Diözese von Samogitien, die die Gouvernements Kowno und Kurland umfaßt, mit 1110227 Gläubigen. Die Adligen sind polonisirte Litauer, das Landvolk aber spricht noch das Litauische, das Polnische gilt nur als die feinere Sprache, ähnlich wie es früher die Elsässer mit dem Französischen hielten. Während der langen polnischen Herrschaft (von 1386 an) wurden in Litauen (Gubernien von Kowno, Wilna, Grodno) die Adligen gänzlich polonisirt, hingegen blieb das leibeigne Volk rechtlos und führte ein elendes Leben in Unwissenheit und Aberglauben. Heidnische Gebräuche hielten sich noch gar lange und sind noch jetzt nicht verwischt. Stanislaus Poniatowski, der letzte Polenkönig, fällte als junger Mann eine uralte Eiche, um die sich die Leute zur Abhaltung heidnischer Gebräuche versammelten, sogar Opfer anzündeten. In Heinrich Rzewnskis Buch „Denkwürdigkeiten des Pan Severin Soplica," dem diese Begebenheit entnommen ist, wird viel von Litauen, aber nie von einem litauischen Volkstum geredet. Jedoch mit dem in jüngster Zeit auch hier erwachten nationalen Selbstbewußtsein macht sich ein nicht zu unterschätzendes Schrifttum in litauischer Sprache bemerkbar, als deren Hauptvertreter der Kownoer Weihbischof Anton Bornowski angesehen wird.

Auch die jüngern Priester vernachlässigen die heimische Sprache nicht. Leider hat diese Bewegung mit großen Hindernissen zu kämpfen. Die russische Regierung hat die Herausgabe litauischer Schriften mit lateinischen Buchstaben verboten und dafür die russischen Schriftzeichen angeordnet, die aber dem Volke als Sinnbild der Knechtschaft zuwider sind. Daher erscheinen weder Zeitungen noch Bücher, dagegen werden litauische Schriften im preußischen Tilsit gedruckt und finden trotz aller Wachsamkeit der Behörden den Weg über die Grenze.

Das Bistum Wilna, aus den Gubernien Wilna und Grodno bestehend, zählt 1255550 Katholiken, die übrige Bevölkerung (1110567 Seelen) gehört, mit Ausnahme der wenigen Protestanten und zahlreichen Juden, dem weißrussischen Volksstamme an, der sich zur Staatskirche bekennt. Nicht so rein wie im Kownoer Sprengel hat sich hier die litauische Nationalität erhalten, und der Verschmelzungsprozeß mit den Polen und Weißrussen macht große Fortschritte. Russische Verfolgungswut und national-polnischer Fanatismus haben dem Katholizismus in diesem Gebiete fast unheilbare Wunden geschlagen. Noch in den letzten Jahren wurden dort viele Kirchengebäude ohne weiteres in russische Gotteshäuser verwandelt. Die bei solchen Gelegenheiten verübten Greuel und Grausamkeiten der russischen Beamten und einer schnapsberauschten, fast vertirten Soldateska zu schildern gäbe reichlichen Stoff für ein größeres Werk, das zur Belebung des französisch-russischen Einvernehmens in französischer Sprache verfaßt und unter alle französische Politiker und Priester verteilt werden müßte.

Nach der 1863 erfolgten staatlichen Absetzung des Wilnaer Bischofs übernahm die Diözesanverwaltung der exkommunizirte Prälat Zielinski, der indes nach Jahren sein Amt niederlegte, vom Papste von den kirchlichen Zensuren losgesprochen wurde und an Geisteszerrüttung starb. In der Person des Professors an der Petersburger katholischen Akademie Karl Hrenewiecki erhielt das Wilnaer Bistum einen neuen Oberhirten. Seine Bestätigung stieß in Rom auf große Schwierigkeiten, wurde aber schließlich auf dringenden Wunsch der Regierung vollzogen.

Seit 1863 bemüht sich die Regierung mit allem Nachdruck das polnische Element in Litauen auszurotten und das Land zu russifiziren. Das mutet einen seltsam an; polnische Art und Sitte sind dort seit Jahrhunderten innig mit dem Volksleben verknüpft, und Litauen hat auch seinen reichen Anteil zur polnischen Litteratur gestellt, es sei nur an den größten polnischen Dichter Adam Mickiewicz erinnert.

Die polnische Sprache ist in Litauen aus allen Schulen gänzlich verbannt, ihr Gebrauch sogar den Schülern während der Unterrichtspausen verboten. An Stadt- und Landschulen finden nur rechtgläubige Russen Verwendung. Noch heute besteht das Verbot, in öffentlichen Lokalen polnisch zu sprechen, ferner kommt dieses auch im geschäftlichen Leben in strengster Weise zur Geltung. Nach Niederwerfung des Aufstandes von

1863 regelte der kluge und thatkräftige Staatsmann Murawieff die Ablösungsverhältnisse zwischen den Edelleuten und den ehemaligen Leibeignen so zu Gunsten dieser, daß der Adel mit wenigen Ausnahmen dem wirtschaftlichen Ruin verfiel.

Trotz alledem hat sich aber die materielle Lage der Bauern auch nicht gebessert, und viele wandern trotz staatlicher Hindernisse nach Amerika aus. Sodann wurde eine ziemliche Anzahl von Bauern im Ural und in Sibirien angesiedelt. Der Plan hingegen, nach Litauen altrussische Ackerbauern zu verpflanzen blieb unausgeführt, weil dem russischen Bauern der „Zug nach Osten" innewohnt. Noch sei bemerkt, daß Katholiken, neuerdings auch Protestanten in Litauen, Weißrußland, Wolhynien, Podolien und im Lande Kieff keine Güter ankaufen dürfen.

Letztere drei (früher polnische) Gebiete bilden die Diözese Luzk-Zytomirz mit 503660 Katholiken gegen etwa $6^1/_4$ Millionen Andersgläubige, die, soweit sie keine Juden sind, früher dem griechisch-unirten Ritus angehörten und unter Katharia II., Nikolaus I. und Alexander II. der Staatskirche einverleibt wurden. Die russische Regierung und ihre Soldschreiber wollen in dem Abfalle der Unirten zum Schisma keine Spur von unmoralischer Beeinflussung oder gar rohen Zwangsregeln sehen, vielmehr seien ihre russischen Stammesbrüder der Staatskirche „durch Gewalt entrissen, durch Liebe wieder vereinigt worden!" Daß bei den Unirten von jeher schismatische Elemente zahlreich und einflußreich waren, daß die Union unter polnischer Adelswillkür und auch durch die Indolenz und Scheelsucht lateinischer Prälaten numerisch und moralisch geschwächt wurde, wird auch von den polnischen Geschichtsschreibern meist zugegeben. Aber ebensowenig läßt sich hinwegstreiten, daß die russische Regierung von jeher der geschworne Feind der griechisch-unirten Kirche war, und daß namentlich die „Bekehrungen" unter Zar Nikolaus I. mit den unlautersten Mitteln vollzogen wurden. Die „öffentliche Meinung" nahm von der Unterdrückung einer Kirche, die Millionen Bekenner zählte, kaum Notiz. Als aber unter dem „Zarbefreier" Alexander II. die letzte griechisch-unirte Diözese Cholm, im südlichen Polen, 1874 gewaltsam unterdrückt wurde, und auch aus den Berichten des englischen Konsuls (die dem englischen Parlament im April 1877 zugingen) sich zeigte, in welch barbarischer Weise die russische Regierung an 200 unirte Gemeinden in die Staatskirche trieb, machte sich die Entrüstung, außer in der deutschen offiziösen Presse, auch in nichtkatholischen Kreisen geltend, und die Vergewaltigung der Lutheraner in den Ostseeprovinzen schien nur noch eine Frage der Zeit.

In der Diözese Luzk-Zytowirz ist der Gegensatz zwischen Russentum und Polentum besonders scharf. Die Regierung geht darauf aus, hier die russische Sprache (die beim Religionsunterricht im ganzen Reiche gebraucht wird) auch für den katholischen Gottesdienst vorzuschreiben. Infolge der Denunziation des jetzt in Petersburg wohnenden römisch-katholischen Priesters Anton Kozuchowski wurde das geistliche Seminar in Zytomirz mehrere Jahre geschlossen und erst vor etwa zwölf Jahren wieder eröffnet. Den in den sechziger Jahren in Wolhynien angesiedelten katholischen Kolonisten tschechischer Nationalität wurde später die Berufung von Seelsorgern aus dem Vaterlande nicht mehr gestattet. Nach und nach ließen sich diese Leute zum Uebertritt in die Staatskirche bestimmen; seit 1891 hat sich auch der Rest von der katholischen Kirche „freiwillig" getrennt.

Erträglicher als in den bisher geschilderten Gebieten ist die Lage der katholischen Kirche im eigentlichen Polen (Warschau). Hier bilden Polen und Juden die weitaus überwiegende Bevölkerung, in der Abneigung, fast Haß, gegen das Russentum geeint. Alle Russifikationsbestrebungen vermochte hier den festen Kitt der polnischen Nationalität nicht zu lösen. Auch die russische „Wissenschaft" wirkte wenig, der Aufschwung der polnischen Litteratur ist unleugbar, und die russische Hochschule in Warschau nur eine exotische Pflanze auf fremdem Boden. Wohl hat der Adel — die Schlachta — an Vermögen und Einfluß viel eingebüßt, aber schon hat sich ein rühriger Kaufmanns- und Gewerbsstand auf nationaler Grundlage entwickelt.

Selbst aufgeweckte Juden beginnen schon die talmudistischen Haarspaltereien zu fliehen und denken, fühlen und schreiben als Polen. Katholiken und Protestanten leben friedlich miteinander. Lutherische und reformirte Pastoren wie der verstorbne Otto und Diehl, beide in Warschau, zeigten sich in Schrift und That als polnische Patrioten. Während im übrigen Rußland die katholische Geistlichkeit in Bezug auf geistigen Fortschritt einer Art Seelenschlaf verfallen ist, schreitet man in Polen mit der Zeit voran. Zeugnis hiervon geben eine Reihe theologischer Zeitschriften, die polnische Bearbeitung des großen Kirchenlexikons von Wetzer und Welte und auch selbständige wertvolle Schriften. Der Uebertritt zur russischen Kirche wird fast dem Abfall zum Judentum und Islam gleichgeachtet. Wenn auch die Mehrzahl der in Preußen und Galizien erscheinenden polnischen Zeitschriften und Bücher nicht nach Russisch-Polen eingeführt werden darf, weiß man sich dieselben doch zu verschaffen und bleibt mit den politisch getrennten Volksgenossen in reger Verbindung. Selbst in Nordamerika weiß das Polentum sich zähe zu behaupten.

In der Erzdiözese Mohileff, mit dem Sitze in Petersburg, leben 440950 Katholiken. In diesen weiten Gefilden weiß sich das Polentum nur wenig zu behaupten und geht zusehends in der russischen Bevölkerung auf. Für die 25000 katholischen Ausländer in Petersburg ist die auch den Polen dienende Katharinenkirche auf dem Newski-Prospekt bestimmt. Indes giebt es dort auch noch andre Kirchengemeinden. Lange lag die Seelsorge der deutschen Katholiken im argen. Die polnischen Dominikaner waren der deutschen Sprache wenig mächtig und zeigten nur geringes Verständnis für die deutsche Volksart. Im Jahre 1881 wurden zwei deutsche und ein französischer Dominikaner nach Petersburg berufen. Leider wird die Wirksamkeit dieser seeleneifrigen, kenntnisreichen, feingebildeten Männer, abgesehen von ihrem weiten, sich auch auf Finnland erstreckenden Arbeitsfelde, durch den Regierungsdruck und das auch nicht immer liebevolle Entgegenkommen ihrer polnischen Amtsbrüder sehr erschwert. In Moskau liegen die Verhältnisse noch schlimmer. Die dortigen 1700 Franzosen und Italiener haben eine von zwei französischen Priestern versehene Pfarrei. Hingegen die in der weitausgedehnten Stadt wohnenden 11000 polnischen und deutschen Katholiken sind auf eine Kirche mit drei Priestern (ein Deutscher) angewiesen, die überdies noch eine Diaspora, größer als Süddeutschland, zu versehen haben.

Die Diözese Tiraspol, mit dem Bischofssitze in Saratoff an der Wolga, umfaßt die Gubernien von Saratoff, Samara, Astrachan, Neu- oder Südrußland und den Kaukasus. Unter den 222914 Diözesanen sind 40000 Polen (meist Soldaten), einschließlich weniger Tschechen, 20000 unirte Armenier, 5000 Georgier, 5000 Franzosen, Italiener u. a., der Rest fällt auf die deutschen Ansiedler.

Bis zum Tode Alexanders II. waren die Zustände in diesem Sprengel im Vergleich mit dem übrigen Rußland höchst günstig; neuerdings wurden die Zügel von oben etwas straffer angezogen, aber durchaus noch nicht in der Weise wie in den andern Diözesen. Als erster Bischof wirkte der deutsche Dominikaner Ferdinand Kahn (1850 — 64), auf ihn folgte der Pole Vincent Lipski, der 1872 durch Franz Zottmann ersetzt wurde.

Die deutschen Ansiedler, meist Pfälzer und Schwaben, sind am Ende des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts eingewandert. Sie wohnen in geschlossenen Ansiedlungen am Schwarzen und Asowschen Meere, an den Ufern der Wolga und in sehr geringer Anzahl im Kaukasus. Die zukünftigen Seelsorger der unirten Armenier werden in Petersburg ausgebildet, der früher unter ihnen wirkende Orden der Mechitaristen (den Benediktinern ähnelnd) hat viel zur Wiederbelebung der armenischen Litteratur gethan. Die katholischen Priester georgischer (grusinischer) Nationalität erhielten ohne Wissen der Regierung ihre Bildung im Auslande. Alexander III. verbot 1888 den Gebrauch der schönen, altertümlichen georgischen Sprache in der Predigt und beim Religionsunterricht.

Die Fühlung der deutschen Kolonisten mit dem Mutterlande hat längst aufgehört, Stammesregister giebt es nicht. Deutsche Schriften sind indes häufig zu finden. Außer den Erbauungsschriften erfreuen

sich die Werke von Alban Stolz großer Beliebtheit. Auch katholische Blätter wie der Hausschatz, die Alte und Neue Welt, das Westfälische Volksblatt haben ihren Weg in die Steppengefilde gefunden. Eine volkstümliche, einheimische katholische Litteratur fehlt gänzlich. Zwar lesen die katholischen Kolonisten einen Rigaer und Odessaer deutschen Kalender und die deutsche Odessaer Zeitung, die ihre Gefühle nicht verletzen. An den althergebrachten Sitten hält man mit großer Zähigkeit fest. Unglaube, falsche Aufklärung, Geringschätzung der kirchlichen Satzungen und Gebräuche sind Dinge, die hier weder vorkommen noch sich zeigen dürfen. Das ganze Leben der Kolonisten legt von der katholischen Religion Zeugnis ab; um Glaubensstreitigkeiten kümmert man sich nicht. Die Gotteshäuser erfreuen sich eines zahlreichen Besuchs; weder durch Witterung noch durch Entfernung lassen sich die Bewohner der Filialen vom Kirchenbesuch abhalten. Im Süden trifft man auch recht wohlhabende Grundbesitzer. Diese haben Hauskapellen, wo monatlicher Gottesdienst abgehalten wird. Wenn kein Priester seines Amtes walten kann, versammelt man sich zum Rosenkranzgebet oder andern Andachten, wobei alte, deutsche Lieder ertönen. Die gemeinschaftlichen Morgen-, Mittag- und Abendgebete fehlen an keinem Tage. Fastendispense werden nicht nachgesucht, und während der vierzigtägigen Fastenzeit, in der österlichen Zeit, unterbleibt der Fleischgenuß, wie auch bei den Russen, gänzlich. Streitigkeiten zwischen Geistlichen und Gemeindegliedern kommen kaum vor, der Priester ist hochgeachtet, und nach polnischem Brauche wird ihm die Hand geküßt. Leider hat das katholische Deutschland seine Stammesgenossen im fernen Osten schier vergessen, ja ihr Dasein ist meist unbekannt. Selbst ein Mann wie Alban Stolz war sehr erstaunt, als er einst von zwei Namensvettern aus dem Chersonschen Gubernium besucht wurde und von ihnen hörte, daß im Moskowiterlande katholische, deutsche Landleute und Leser seiner Schriften wohnten.

Die ältern Ansiedler sprechen nur ganz mangelhaft russisch, und die ältern Frauen sind gewöhnlich der Staatssprache ganz unkundig. Das jüngere Geschlecht muß sich natürlich das Russische in den nun fast ganz russifizirten Landschulen aneignen. Aber der Russe gilt noch immer als ein fremdartiges, minderwertiges Wesen, und das Wort Russe fast als ein Schimpfname. Die von panslawistischen Eiferern beeinflußte öffentliche Meinung in Rußland ist den deutschen Kolonisten, auch den protestantischen, durchaus ungünstig gesinnt. Seht, heißt es, diese Deutschen, obwohl schon lange im Reiche, sind für uns ein fremdes, nicht zu assimilirendes, ja feindseliges Element. Ihnen gab man Privilegien, durch deren Ausnutzung sie immer mehr Grund und Boden an sich ziehen, wohlhabend, ja reich werden, wogegen unser Landvolk verarmt und einer trostlosen Zukunft entgegen sieht. Um nicht den Feind im eignen Lande zu hegen, muß die Russifizirung der deutschen Ansiedler mit allen Mitteln durchgeführt werden. Dies geschieht heute; mit welchem Erfolge, wird die Zukunft lehren.

Neuerdings ist die Frage öfter angeregt worden, welche Entwicklung die katholische Kirche in Rußland bei der in Aussicht stehenden Russifikation der Liturgie, der Predigt u. s. w. nehmen würde.

Hierüber wage ich noch keine Vermutungen aufzustellen. Nur davon bin ich überzeugt, daß die Verfolgung die katholische Kirche in Rußland zu vernichten nicht imstande ist. Neuerdings scheinen Anzeichen einer mildern Praxis sich geltend zu machen.

Noch bleibt eine Frage. Wie verhält sich die russische Gesellschaft, die russische Litteratur zur katholischen Kirche? Ist man ihr friedlich oder gleichgiltig gesinnt? Die russische Gesellschaft ist im allgemeinen gegen jede Religion tolerant; daß der Tatar Mohammedaner, der Pole Katholik, der Deutsche Protestant (von katholischen Deutschen weiß der Durchschnittsrusse nichts) ist, erscheint fast als eine Naturnotwendigkeit, religiöser Fanatismus ist dem Volke ganz fremd. Die Litteratur hat in ihren Hauptvertretern eine realistische, im Religiösen skeptische Richtung; der russische Pope spielt gar keine oder eine lächerliche Rolle, der katholische Priester erscheint als glatter Intrigant und der protestantische Pastor als lederner Pedant.

Die gesetzliche Gewährung völliger Gewissensfreiheit und der Selbständigkeit der Religionsgenossenschaften würde weder bei den Gebildeten noch beim eigentlichen Volke Widerstand finden. Aber einige kleinere, höchst einflußreiche Kreise wußten den jeweiligen Selbstherrscher von der Gewährung solcher Freiheiten abzuhalten. Wir „nichtrechtgläubige“ Christen, Katholiken*) und Protestanten, die wir doch an das Walten des heiligen Geistes im Leben des Einzelnen wie im Leben der Völker glauben, wollen mit dem Verfasser des Pfingsthymnus Veni sancte Spiritus beten:

Wasche das Befleckte rein,
Laß genetzt das Dürre sein,
Mach', was wund gewesen, heil.
Mache lenksam, was ist hart,
Wärme, was da ist erstarrt,
Leite, was ist abgeirrt.
Deinen Gläubigen gewähr,
Die auf dich vertrauen sehr,
Deine siebenfache Gnad.
Gieb Verdienste uns vor Gott,
Gieb Beharrung bis zum Tod
Und die ewige Seligkeit.

Ernst Sartorius

Der Panislamismus

Unter Panislamismus verstehen wir das der großen muslimischen Welt innewohnende Einheitsbewußtsein. Wenn es schon bezeichnend ist, daß diese Solidarität auf religiöser Grundlage beruht, so fällt sofort auf, daß ihr kein „Panchristianismus“ entgegengesetzt werden kann oder wenigstens nur in beschränkterm Sinne. Der Islam hat in der That trotz seiner ungeheuern Ausdehnung — von Ostasien bis zum Senegal — ein viel einheitlicheres Gepräge als die so vielfach gespaltene Christenheit. Es ist durchaus unrichtig innerhalb des Islam den Schiitismus, dem besonders die Perser anhängen, gegenüber der Lehre der Sunna, wie es so oft geschieht, als freisinnige Richtung zu bezeichnen. Eigentlich war die Schia eine politisch-legitimistische Partei, die beanspruchte, daß das Chalifat nach dem Tode Muhammeds direkt auf Ali, seinen Vetter und Schwiegersohn, übergehe Die Feindschaft, die thatsächlich zwischen den Schiiten und Sunniten besteht, beruht jedoch heute mehr auf dem nationalen Gegensatz zwischen Persern und Türken, beziehentlich Arabern; im Orient nimmt ein solcher Gegensatz leicht religiöse Färbung ein. Die vier großen sogenannten Sekten des sunnitischen Islam sind nur in einigen geringfügigen Anschauungen, die einesteils das Recht, andernteils das Ritual betreffen, von einander verschieden. Alle aber, Schiiten wie Sunniten, fühlen sich mit Stolz als eine von Allah bevorzugte „Religionsgemeinde,“ deren Gliedern von vornherein jedes Verständnis für Trennung von „Staat und Kirche“ abgeht. Im Grunde umschlingt sie allerdings etwas, was über die bloße Religion hinausgeht, nämlich eine gemeinsame Kultur, ein gemeinsames Recht und eine gemeinsame Bildung. Diese gesamte, von der unsrigen so verschiedne Bildung fußt auf dem arabischen Koran (der in keine fremde Sprache übersetzt werden darf) und auf den mündlichen Aussprüchen Muhammeds, der Tradition. Freilich lebt der heutige Islam in seiner Wissenschaft von seiner großen Vergangenheit. Zwar werden noch heute exegetische, sowie überhaupt die Religion betreffende Werke verfaßt; aber neue, irgendwie fruchtbare Ideen treten darin kaum zu Tage. Auch ist wenig Aussicht vorhanden, daß auf den nun einmal eingeschlagnen und gehörig breitgetretnen Wegen in dieser Hinsicht eine Aenderung eintreten könnte, oder daß, um es anders zu sagen, die muslimische Welt sich aus den alten Gleisen der Scholastik frei zu machen befähigt wäre. Der Islam hat im achten bis zehnten Jahrhundert heterodoxe und freigeisterische Meinungen der sogenannten Mutaziliten, die sich teilweise an die Kenntnis der griechischen Philosophie knüpften, zu bekämpfen gehabt; er hat sie, nicht ohne aus dem Kampf einen bestimmten

*) Der Verfasser ist Katholik

Gewinn für seine eigne Ausbildung zu ziehen, überwunden. Damit war aber sein System fertig; als einheitliche abgeschlossne, auf einer bestimmten Vergangenheit beruhende Kulturwelt steht er uns gegenüber. Wer im Islam noch heute Anspruch auf irgend welche Bildung erheben will, hat sich mit den an den Koran sich knüpfenden Wissenschaftszweigen, wozu auch die arabische Grammatik gehört, zu beschäftigen, mag er Osttürke, Javanese oder Marokkaner sein. Bei allen diesen Völkern ist das Leben jedes Individuums von der Geburt bis zur Verheiratung, ja bis zum Begräbnis durch den Koran mehr oder minder einheitlich bestimmt und geregelt; alle Rechtsanschauungen sind gemeinsam. Im Grunde beruhen sie auf den allgemeinsten von Natur gegebnen Grundsätzen; das Naturrecht, wie es die Not eingiebt, ist zum Gesetz erhoben, damit die Menschen überhaupt neben einander leben können. Es liegt auf der Hand, daß bei den Muslimen neben diesem gewöhnlichen Nützlichkeitspreis kein Gedanke daran aufkommen kann, daß bei der Gesetzgebung unbedingt sittliche Ordnungen maßgebend sein sollten. Die Gesetze beruhen auf der absoluten Macht der Gewohnheit und des Herrschers; das genügt dem Orientalen. So beruht also der Panislamismus durchaus auf gemeinsamen Anschauungen der dem Islam unterworfnen Völker. Er ist keine Partei, sondern er ist von Natur gegeben, vorhanden.

Außerdem ist dafür Sorge getragen, daß das Bewußtsein der Einheit bei den Muslimen rege erhalten wird. Einen wesentlichen Punkt in dieser Beziehung bildet die religiöse Pflicht, daß jeder Muslim, der es irgend imstande ist, wenigstens einmal in seinem Leben die Pilgerschaft nach Mekka zu unternehmen hat. Der Eindruck, den der Schauplatz der Entstehung des Islam auf die Gemüter der Gläubigen macht, ist ein gewaltiger; in die fernsten Weltteile wird aus diesem Zentrum von den Pilgern das erhebende Gefühl, daß der Islam eine Einheit bilde, zurückgetragen. An den gemeinsam verrichteten Zeremonien der Pilgerfahrt, dem Umwandeln der Ka'ba und dem Küssen des heiligen Steins finden die Pilger die greifbare Gewähr auch für die innre Wahrheit ihrer Religion.

Wir sind uns wohl bewußt, mit dem vorliegenden nichts wesentlich Neues gesagt zu haben; es kam uns bloß darauf an, einmal wieder einige Hauptgesichtspunkte hervorzuheben. Wer aber die geschichtliche Entwicklung des Islam verfolgt, dem fällt vor allen Dingen noch auf, daß in allen Bestrebungen, den Islam zu reformiren, sich stets dieselben Erscheinungen wiederholen. So wissen wir nun, da wir durch Slatin und andre über die Entwicklung des Mahdismus genauer unterrichtet sind, wie sehr der Mahdi in vielen auch äußerlichen Einzelheiten bloß Muhammed nachahmte. Einen Hauptstreich gegen den nach Ansicht der Mahdisten verdorbnen Islam der Gegenwart glaubte der Stifter der neuen Sekte damit zu führen, daß er für seine Anhänger die Pilgerschaft nach Mekka abschaffte, beziehentlich das Zentralheiligtum nach dem Sudan zu verlegen versuchte. Im Grunde bekommt man den Eindruck, daß es dem Mahdi mehr um Erreichung politischer Ziele, um die Befriedigung seines eignen Ehrgeizes zu thun war, und daß die religiöse Lehre, die er predigte, nur der Deckmantel in der Anwendung seiner Schreckensherrschaft war.

Bewegungen, wie der Mahdismus, sind wohl imstande, auf eine gewisse beschränkte Zeit einen Teil der muslimischen Bevölkerung mit sich fortzureißen; eine dauernde Wirkung ist von ihm jedoch kaum zu erwarten; denn die große Stabilität der sozialen Verhältnisse, unter denen besonders die Bauernbevölkerung des Orients seit unvordenklicher Zeit lebt, läßt nicht zu, daß bei ihr Verschiedenheit in Bezug auf Bildung und Religion Platz greift. Wo, wie es im Orient großenteils der Fall ist, Bildung wenig verbreitet ist, tritt natürlich auch der Unterschied von Gesellschaftsklassen nicht so stark hervor, wie bei uns. Auch bieten die wenigen größern Städte, die der Orient aufweist, den Einwohnern nicht dieselben Vorteile und üben nicht dieselbe Anziehungskraft, wie in Europa. Den weitaus größten Teil der Bevölkerung bilden die Bauern; in deren Köpfen haust dort, wie überall, eine beschränkte Anzahl althergebrachter Ideen, an denen sie zäh festhalten; es ist selbstverständlich, daß die Bauern auch in religiösen Dingen äußerst konservativ sind. Sie bilden ja sicher den gesundesten Stock der Bevölkerung. Wenn Beduinenstämme zur Seßhaftigkeit übergehen und anfangen, den Boden zu bebauen, werden sie, während sie vorher sehr geringe Spuren von Religiosität zeigten, die eifrigsten und strengsten Befolger der muslimischen Pflichtenlehre. Gerade unter den Bauern ist die auf einem Gefühl der Zusammengehörigkeit beruhende schöne Sitte, daß ein Muslim den andern mit „Bruder" anredet und als solchen betrachtet, am weitesten verbreitet. In Nordafrika hat dieser Ausdruck aber noch eine tiefere Bedeutung; daselbst bestehen nämlich eine ganze Anzahl Vereine, „Bruderschaften" genannt, die neben anderm mächtig dazu beitragen, jeden fremden Einfluß vom Islam abzuwehren. Erst in neuerer Zeit ist man auf diese merkwürdige Erscheinung aufmerksam geworden und ihrer Entstehung nachgegangen.

Mit all diesen Verhältnissen haben die europäischen Staaten, die muslimische Unterthanen besitzen, England, Frankreich, Rußland und Holland zu rechnen; es ist für sie nicht immer leicht, den Anschauungen ihrer muslimischen Staatsbürger in Bezug auf Sitten und Gesetze Rechnung zu tragen. Seit dem großen von den Muslimen hervorgerufnen indischen Aufstande hat England mit Recht für einheimische muhammedanische Schulen in Indien große Fürsorge getroffen. Auf Java lassen die Holländer das muslimische Recht in ausgedehnter Weise walten, ähnlich handeln die Franzosen in Nordafrika. Wenn erst über kurz oder lang die mächtigste Hochburg des Islam, das große Reich Marokko in die Hände eines oder mehrerer europäischer Staaten fällt, wird die Schwierigkeit, wie die dortigen Muslimen, die zu den fanatischsten gehören, zu regieren sind, eine sehr große sein. Dort besonders ist der Islam noch so stark, daß er davon träumt, künftig einmal die Welt zu erobern. Wenn diese Erwartung auch ein Phantasiebild ist, so ist es doch wohl geboten, ihr gegenüber die Augen offen zu halten. Es ist daher zu bedauern, daß heutzutage die muslimischen Studien in Deutschland nicht in der Ausdehnung betrieben werden, wie sie es verdienen; auch in praktischer Beziehung wäre dies für die Zukunft von Bedeutung. Freilich ist es keine leichte Aufgabe, sich ein auch nur bescheidnes Verständnis für eine fremde, von der unsrigen gänzlich verschiedne Kultur, wie sie der Islam hervorgebracht hat zu erringen. Nach unsrer Ansicht genügt in dieser Beziehung das bloße Bücherstudium nicht.

A Socin

Adalbert Stifter und seine „Studien"*)

1

Dem gefangenen, betrübten Manne,
Hinter seinen dichten Eisenstäben,
Wenn ihm jemand deine holden Lieder
Aufs Gesimse seines Fensters legte,
Wo die liebe Sonne sich ein Stündlein
Täglich einstellt, handbreit nur ein Streifchen:
O wie schimmerten ihm Wald und Auen
Sommerlich, die stillen Wiesengründe!
O wie hastig irrten seine Schritte
Durch die tausend Lieblichkeiten alle,
Ohne Wahl, was er zuerst begrüße:
Ob das Dörflein in der Sonntagsfrühe,
Wo die frische Dirne sich im Gärtchen
Einen Busenstrauß zu Kirche holet;
Ob die Trümmer, wo das Laub der Birke
Herbstlich rieselt aufs Gestein hernieder,
Drüberhin der Weih im Fluge schreiend,
Und den See dort einsam in der Wildnis,
Uebergrünt von lichten Wasserlinsen.

Diese Verse bilden den Anfang eines Grußes Eduard Mörikes an Karl Mayer. Sie scheinen mir in hohem Grade geeignet, den Zeilen vorangestellt zu werden, die meinem Liebling Adalbert Stifter gewidmet sind in der stillen Hoffnung, daß sie dazu beitragen möchten, dem deutschen Volke einen seiner edelsten und gediegensten Dichter wieder näher zu bringen.

Näher zu bringen, sage ich. Denn Stifter war dem

*) Vgl. Jahrgang I S. 488

Herzen seines Volkes schon einmal, und nicht bloß auf kurze Zeit, sehr nahe. Das ist freilich, nach den Begriffen eines schnell und oberflächlich lebenden Geschlechts geurteilt, schon lange her — dreißig, vierzig, fünfzig Jahre. Aber was will das heißen bei einem Dichter, dessen beste Schöpfungen in die Jahrhunderte zu dauern wert sind? Er ist freilich ein „Stiller," und die ihn lieben, bilden eine stille Gemeinde und ihrer wenige kennen sich von Angesicht, dieweil die Freunde echter Poesie dünne gesät sind auch im Lande der „Dichter und Denker." Doch — das muß wohl so sein und ist der Fall auch bei größeren Geistern, als es Stifter war und sein wollte — und darum ist es gut so.

Indessen hat mir der Herausgeber freundlichst gestattet, über Stifter und seine Werke einiges zu sagen. — Wenngleich Stifter vorab weltlichen Stoffen zugewandt ist, nun, die sind auch ein Teil der Welt des Christen, und Stifters Welt ist mit echt christlichem und frommem Geist hell durchleuchtet. Und wenngleich Stifter ein treuer Sohn der katholischen Kirche war, so braucht er dem protestantischen Hause darum nicht fremd zu sein, er vollends nicht, der in seinem Innenleben und Geistesschaffen sich so echt evangelisch auf sich selber stellte und auf den Gott, der sich ihm im Reiche der Natur und im Reiche menschlichen Empfindens so ganz besonders offenbarte.

Daß aber diese Zeilen gerade jetzt erscheinen, hat seinen besondern Grund.

In Linz, wo Adalbert Stifter mehr als zwanzig Jahre lebte und als Schulrat für Oberösterreich wirkte, hat sich ein Ausschuß zur Errichtung eines Adalbert Stifter-Denkmals gebildet. Der Ausschuß wendet sich an alle Verehrer von Stifters Muse mit der Bitte, etwas dazu beizutragen, daß ein würdiges Denkmal an der Stätte, wo der Dichter lebte und wirkte und schrieb, von der Dankbarkeit seines Volkes Kunde geben kann. Nun bin ich zwar für meinen Teil überzeugt, daß gerade den Werken Stifters, die er vor seiner Linzer Zeit in Wien geschrieben hat, den „Studien," die meiste Eigenart innewohnt und dauernde Bedeutung zukommt; ferner daß die Dankbarkeit eines Volkes in der Errichtung von ehernen und steinernen Denkmälern nicht ihren notwendigsten und tiefsten Ausdruck findet. Aber weil nun das Werk doch schon im Gange ist, so muß ich wünschen, daß Deutschlands Männer und Frauen dem „Dichter des Hochwalds" den Marmor würdig aufrichten; und das kleinere Linz möge immerhin die Stätte sein, von wo sein Bild hinaufschaue zu seinem geliebten heimatlichen Böhmerwald, der seinem Sänger in rauschenden Wassern und wehenden Winden seine Grüße herniedersende.

Seinem Sänger? — Und Stifter hat doch kein einziges Lied gesungen, das ihn über den Mittelschlag der Poeten erheben würde! Gewiß; aber seine Erzählungen und Schilderungen haben einen solchen Schwung und Glanz und zeugen von einer solchen Tiefe und Fülle schaffender und gestaltender Kraft der Empfindung und der Phantasie, daß ich ihn gar nicht zu den sogenannten Prosaikern rechnen möchte. Stifter selbst hat zwar in der Vorrede zu den „Bunten Steinen" gesagt:

> Die Kunst ist mir ein so Hohes und Erhabnes (sie ist mir nach der Religion das Höchste auf Erden), daß ich meine Schriften nie für Dichtungen gehalten habe noch mich je vermessen werde, sie für Dichtungen zu halten. Dichter giebt es sehr wenige auf der Welt, sie sind die Hohenpriester, sie sind die Wohlthäter des menschlichen Geschlechts; falsche Propheten aber giebt es sehr viele.

Aber wir sind der Meinung, gerechter sein zu müssen, als der bescheidne Dichter gegen sich selbst war und schätzen das „Körnlein Gutes", das er zu dem Bau der Ewigkeit beizutragen sich bewußt war, für einen herrlichen echten Diamant.

2

Es ist litterarische Mode geworden, ehe man Dichters Werke kennt, sein Leben kennen zu wollen: man bemüht sich also um mehr oder weniger scharf und fein gezeichnete Bilder der menschlichen Persönlichkeit eines Dichters. Ich muß sagen: man spürt heutzutage zu viel den persönlichen Verhältnissen

nach und verbaut sich dadurch oft die Möglichkeit einer sachlichen Beurteilung — unser sogenanntes „realistisches Zeitalter ist eigentlich ein sehr „personalistisches." Sodann aber: mit dem „Persönlichen" kommt man bei Adalbert Stifter nicht sehr weit. Sein äußrer Lebensgang ist so einfach als möglich, von seinen persönlichen Verhältnissen wissen wir trotz seiner Briefe verhältnismäßig sehr wenig — bei ihm ist alles fast Innenleben. und wer seine Werke im Herzen hat, der kennt das Leben des Dichters. Immerhin will auch ich den Lebensgang Stifters kurz andeuten und daran einige Bemerkungen über seine Lebensanschauung und dichterische Eigenart knüpfen.

Adalbert Stifter wurde am 23. Oktober 1805 (nicht 1806) zu Oberplan in Böhmen an der obern Moldau geboren. Er entstammte einfachen bäuerlichen Verhältnissen. Die Erinnerung an Vaterland und Vaterhaus klingt unaufhörlich in seinen Schriften wieder und seinem schwermütig-schönen Böhmerwald hat er zeitlebens eine goldtreue Liebe bewahrt. „Wer einmal Berge, auf denen die geselligen Bäume wachsen, dann lange dahinziehende Rücken, dann das bläuliche und dunkle Dämmern der Wände und das Funkeln der Luft lieb gewonnen hat, der geht allemal gerne wieder in diese Thäler, wo die Bäche rinnen, und auf die Höhen, wo die Tannenzacken gegen die weiße Wolke ragen." Man lese den „Hochwald," „Die Mappe meines Urgroßvaters," den „Waldsteig," den „beschriebnen Tännling" u. s. f., um zu sehen, mit was für Dichteraugen Stifter seine Heimat angesehen, mit welchem Dichtermunde er von seinem Walde wundervolle Kunde gegeben hat. Oder man nehme sein „Heidedorf" zur Hand oder wieder die „Mappe" oder „Granit," um zu ermessen, wie unsäglich tief seine Liebe zum Elternhaus gewesen sein mochte. Wollte ich hier Beziehungen aufsuchen, ich würde kein Ende finden.

Der hochbegabte Knabe wurde der Abtei Kremsmünster zur gelehrten Erziehung übergeben, bezog mit einundzwanzig Jahren die Wiener Hochschule und widmete sich den Fachstudien der Rechtswissenschaft, der Mathematik und der Naturwissenschaften. Aber mit besondrer Vorliebe trieb er die schönen Künste, Malerei, Musik, Poesie. Seine Schriften bekunden in der That ein starkes naturwissenschaftliches Interesse, das jedoch von dem dichterischen vollständig überwogen wird — wenigstens in den Blütejahren seines poetischen Schaffens, wo zugleich die ganze Glut der Romantik um das Haupt des jungen Dichters schimmert. Der „Linzer" Stifter hat freilich eine oft bedenkliche Neigung zu naturwissenschaftlicher und überhaupt gelehrter Aufrüstung seiner Dichtungen, auch wo er künstlerischen Dingen sich zuwendet: besonders gilt das von seinem „Nachsommer" und „Witiko." Den eigenartigsten Niederschlag seiner Wiener Stimmung, sofern gerade diese Stadt in Betracht kommt, finde ich in den „Feldblumen" — diese „Studie" ist — ohne weitern Tadel gesagt — die überschwänglichste, schwärmerischste.

Stifter hat es nicht eilig gehabt, um des Broterwerbs willen eine Professur in irgend einer Landstadt anzunehmen. Wien schien ihn mit tausend Armen festhalten zu wollen, mit der Fülle seiner damaligen geistigen und künstlerischen Anregungen. Ihm genügte, um seiner Schriftstellerei leben zu können, durch lange Jahre der bescheidne Untergrund einer Hauslehrerstellung, die ihn dann allerdings wieder mit den Spitzen des geistigen und künstlerischen Lebens in Berührung brachte. Damals mochte er dem schwärmerischen Idealisten in den „Feldblumen" gleichen, der gar keine persönlichen Verhältnisse hat, nur eine Seele, jenes spaßige, phantasirende Ding, das nebenher oft gerührter ist als kluge Leute leiden können. Hier in Wien ist er mit seinen berühmten „Studien" an die Oeffentlichkeit getreten, zuerst in Zeitschriften, dann 1843/44 mit einer ersten Buchausgabe, die er seiner Mutter und seinen Geschwistern gewidmet hat.

Das Jahr 1850 brachte dem Fünfundvierzigjährigen nach verschiednen fehlgeschlagnen Versuchen die erste amtliche Anstellung und zwar in Linz, wo er als Schulrat für Oberösterreich ein weites und schönes Feld der Bethätigung zu finden hoffte und eine Zeit lang fand. Sein Amt bot ihm Gelegenheit, mit dem Volk und der Jugend in Berührung zu bleiben; seine Prüfungsreisen führten ihn alljährlich in die herrliche

Landschaft und verschafften ihm manche künstlerische und wissenschaftliche Anregung, wie denn eine Reihe kleiner Aufsätze über Malerei und Baukunst, besonders kirchliche Bauwerke, unter seinen vermischten Schriften sich befindet. Hier in Linz hat er 1852 seine „Bunten Steine“ herausgegeben, sechs Erzählungen, deren jede als Ueberschrift den Namen eines Steines trägt, und hier hat er seine beiden größern Werke geschaffen, die didaktisch-ästhetische Erzählung „Der Nachsommer“ 1857 und die historische Erzählung aus Böhmens Vergangenheit „Witiko“ 1865.

Aber sein Amt brachte ihm auch genug Widerwärtigkeiten, Hemmnisse und Anfechtungen in einer Zeit, für welche Grillparzers Epigramm richtig war:

Hört ihr Leute und laßt euch sagen:
Der Kultus hat den Unterricht erschlagen.

Der Geist der Stifterschen Amtsführung war dem Unterrichtsministerium Leo Thun nicht „katholisch“ genug. Stifter atmete förmlich auf, als ihm 1865, zugleich mit der Verleihung der Hofratstitels, die Versetzung in den Ruhestand gewährt wurde. Die Bahn zu dichterischem Schaffen schien ihm von neuem frei geworden zu sein; er konnte nicht ahnen, daß auch er fort mußte, ehe seine Lebensarbeit vollendet war. Er starb am 28. Januar 1868 in Linz.

Der Dichter, der sich in Linz oft geistig vereinsamt fühlte, hatte seine rechte Heimat in seiner eignen Häuslichkeit. Er war seit 1837 verheiratet mit Amalie Mohaupt, der Tochter eines in Ungarn lebenden Artillerieoffiziers, und lebte mit dieser ihm gleichgestimmten Gattin in sehr glücklicher Ehe. Eigne Kinder waren dem liebe- und verständnisvollen Kinderfreund versagt.

In dem selbsterwählten Dienst der Kunst und des Sittlich-Schönen sich wohl fühlend hatte Stifter weniger Sinn für das politische und wirtschaftliche Ringen eines Volks. Den Jammer des damaligen Oesterreichs nahm er wie ein Verhängnis hin. Aber auch er wurde im Jahre 1848 jäh aufgerüttelt, doch nur, um bald mit seinem bedächtigen Sinnen wieder hinausgewirbelt zu werden. „Mit den Zwecken der freiheitlichen Bewegung einverstanden, fand er sich doch im innersten Widerspruch mit den Hebeln derselben, dem Tendenzhaften und Stachelnden.“ Noch einmal wurde er bis ins Innerste berührt: die Niederlage Oesterreichs 1866 überraschte und betrübte ihn derart, daß er in ein nervöses Fieber verfiel. Doch hoffte er, daß das Deutschtum dem Preußentum über das Haupt wachsen werde. Was hätte er wohl zu dem Umschwung der Dinge gesagt, der einige Jahre nach seinem Tode eingetreten ist? Und wäre heute seine Hoffnung erfüllt?

Reisen in weitere Fernen zu unternehmen gestatteten ihm seine Verhältnisse nicht. Wäre er unabhängig gewesen, er hätte, vielleicht im historischen Roman, noch Größeres geleistet. „Doch das sollte nicht sein; ich sollte mein Geschick tragen und mit ihm oft auch meinen Schmerz.“ Mit zweiundfünfzig Jahren kam er einmal nach Triest und Udine. Er schrieb:

Es war mir oft, als müßten mir heiße Thränen hervorbrechen, daß ich so alt geworden bin und das nicht gesehen habe. Goethe ist erst durch Italien ein großer Dichter geworden. Wäre ich vor zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren zum erstenmal nach Italien gekommen, so wäre auch aus mir etwas geworden. Das Herz möchte einem brechen bei Betrachtung gewisser Unmöglichkeiten.

Ich muß bezweifeln, ob Stifter gerade für seine dichterische Art in Italien eine außerordentliche Befruchtung gefunden hätte. Für seine künstlerischen Neigungen im engern Sinn hätte ihm der italienische Boden Großes bieten können. Aber so mit seinem wundervollen Blick für deutsche Natur und deutsches Wesen ist uns Stifter (ehrlich gesagt) lieber.

Leider war Stifters Gesundheit in spätern Lebensjahren häufig gestört und benahm ihm manchmal Lust und Kraft zu geistigem Schaffen. Aber über solche und andre Schmerzen des Daseins hat er sich doch immer erhoben und die Heiterkeit des Gemüts und die Elastizität des Geistes zurückgewonnen: ein Gemütsmensch voll tiefer, reiner, edler Empfindung, voll lauterer, demütiger Gottinnigkeit und Bescheidenheit; ein Dichter mit einem in dieser Tiefe seltnen Blick für das Feine und Kleine, für das Stille und Unscheinbare, für das „sanfte“ Gesetz des

Werdens im Natur- und Menschenleben; dazu ein Schriftsteller, bei dem sich geniales Können mit tadelloser Pünktlichkeit, souveräne Sprachgewalt mit fleißigster Durcharbeitung, plastische Anschaulichkeit mit glänzender Schwungkraft vereinigten. Goethes Schule merkt man dem Schriftsteller Stifter wohl an; aber an Feinheit und Naturtreue hat er den Meister häufig übertroffen.

Zum echten Dichter wurde Stifter durch die Uebereinstimmung seiner menschlichen mit seiner dichterischen Eigenart. Ich möchte hier ein paar Sätze wiederholen aus einer Einleitung zu einer Volksausgabe Stifters, die ich vor Jahren geschrieben habe*).

Je mehr er die Natur in ihrer Gesetzmäßigkeit und mannichfachen Schönheit erkannte, um so mehr empfand er auch in seinem Innersten, zu welcher geistigen Hoheit, Würde und Kraft der Mensch als der Träger des sittlichen Lebens auf Erden sich erheben soll, und das ist es nun, was seinen Dichtungen ihr Gepräge giebt, das Leben der Natur und der menschlichen Seele wie ein Meister der Malerei und wie ein Meister der Seelenkunde zu schildern. Und doch waltet über diesen Dichtungen ein Verhängnis, das auch nicht ohne eigne Verschuldung des Dichters ist. Man könnte erwarten, Stifter werde das Gesetz der Entwicklung im Natur- und Menschenleben, er werde die allgemeinen Weltkräfte in großartiger Weise auch als Dichter darzustellen sich gedrungen fühlen, werde große, weltbewegende Ideen behandeln, werde in lebendigem Fortschritt der Handlung uns ein klares Spiegelbild des lebendigen Fortschritts alles Seienden geben. Aber er reiht Einzelnes an Einzelnes, Perle an Perle, Blüte an Blüte, richtet die Fäden zurecht für ein prachtvolles Gewebe, ohne aber das Gewebe wirklich in Angriff zu nehmen; schüttet, wie er in den „Feldblumen“ über Beethoven sagt, einen Wolkenbruch von Juwelen über das Volk, statt die Juwelen in eine Krone einzufügen, die über das Volk herrsche. Er giebt glänzende Einzelheiten, entzückende Schilderungen, farbenglänzende Gemälde, aber keine Geschichten, keine dramatisch bewegte, lebendig schreitende Handlung. Darum läßt er oberflächliche Leser kalt, und enttäuscht oft — auch gründliche Leser. Er kann, wenn er will, geschlossen und bewegt erzählen — das zeigt „Brigitta,“ der „Obrist“ in der „Mappe,“ das Jugendleben Risachs im „Hochsommer“ —: aber im ganzen will und hofft er, daß auch das Kleine und Unscheinbare, wenngleich nur lose aneinandergereiht, durch das wirke, was es sei, durch das Schöne und Hohe, das in ihm und im Herzen des Dichters liege. Ja er geht soweit, manchmal nur Zustände, ruhende Begebenheiten darzustellen, wobei er sich bewußt ist, denen nicht genug zu thun, welche gerne viel Thatsächliches und Geschehenes lesen, sich aber mit den Seelen- und Menschenforschern getröstet, welche seine Blätter nicht ohne Teilnahme weglegen werden ... Der edle, sittlich und geistig, menschlich und dichterisch so hoch stehende Stifter, der in Haupt und Herz einen ganzen Schatz von Kostbarkeiten trägt, ist nicht in demselben Maße Künstler der Komposition, er verzichtet in bewußter, aber nicht berechtigter Selbstbeschränkung auf erprobte Mittel der Darstellung.

Friedrich Hebbel hatte die alten und die neuen Naturdichter angesungen:

Wißt ihr, warum euch die Käfer, die Butterblumen so glücken?
Weil ihr die Menschen nicht kennt, weil ihr die Sterne nicht seht!
Schautet ihr tief in die Herzen, wie könntet ihr schwärmen für Käfer?
Säht ihr das Sonnensystem, sagt doch, was wär euch ein Strauß?
Aber das mußte so sein: damit ihr das Kleine vortrefflich
Liefertet, hat die Natur klug euch das Große entrückt.

Damit hat Hebbel wenigstens Stifter nicht gerecht behandelt; denn dieser ist wahrhaftig nicht bloß ein Käfer- und Butterblumenmaler, er hat einen Blick ins Unendliche. Aber Hebbel berührt damit eine Schwäche unsers Dichters, die dadurch nicht gehoben wird, daß er sich etwas darauf zu gute thut. Stifters Theorie über Großes und Kleines ist seinerzeit viel umstritten worden; es liegt darin so viel von seiner ganzen Lebensanschauung und Lebensauffassung, daß hier noch eine Stelle aus der Vorrede zu den „Bunten Steinen“ angeführt sein möge:

Das Wehen der Luft, das Rieseln des Wassers, das Wachsen der Getreide, das Wogen des Meeres, das Grünen der Erde, das Glänzen des Himmels, das Schimmern der Gestirne halte ich für groß; das prächtig einherziehende Gewitter, den Blitz, der Häuser spaltet, den Sturm, der die Brandung treibt, den feuerspeienden Berg, das Erdbeben, das Länder verschüttet, halte ich nicht für größer, als obige Erscheinungen, ja ich halte sie für kleiner, weil sie nur Wirkungen viel höherer Gesetze sind. Sie kommen auf einzelnen Stellen vor und sind die Ergebnisse einseitiger Ursachen .... Nur augenfälliger sind diese Erscheinungen und reißen den Blick des Unkundigen und Unaufmerksamen mehr an sich, während der Geisteszug des Forschers

*) Leipzig, C. F. Amelang 1887. Gegenwärtig erscheint bei Amelang eine von Hein und Kallmorgen illustrirte Stifterausgabe, die ich warm empfehlen kann.

vorzüglich auf das Ganze und Allgemeine geht und nur in ihm allein Großartigkeit zu erkennen vermag, weil es allein das Welterhaltende ist. Die Einzelheiten gehen vorüber, und ihre Wirkungen sind nach kurzem kaum noch erkennbar. . . . Weil aber die Wissenschaft nur Körnchen nach Körnchen erringt . . . und weil die Menge der Erscheinungen und das Feld des Gegebnen unendlich groß ist, Gott also die Freude und die Glückseligkeit des Forschers unversieglich gemacht hat, . . . so ist die Geschichte des in der Natur Großen in einer immerwährenden Umwandlung der Ansichten über dieses Große bestanden . . . . So wie es in der äußern Natur ist, so ist es auch in der innern, in der des menschlichen Geschlechts. Ein ganzes Leben von Gerechtigkeit, Einfachheit, Bezwingung seiner selbst, Verstandesgemäßheit, Wirksamkeit in seinem Kreise, Bewundrung des Schönen, verbunden mit einem heitern gelassenen Streben — halte ich für groß: mächtige Bewegungen des Gemütes, furchtbar einherrollenden Zorn, die Begier nach Rache, den entzündeten Geist, der nach Thätigkeit strebt, umreißt, ändert, zerstört und in der Erregung oft das eigne Leben hinwirft, halte ich nicht für größer, sondern für kleiner, da diese Dinge so gut nur Hervorbringungen einzelner und einseitiger Kräfte sind, wie Stürme, feuerspeiende Berge, Erdbeben. Wir wollen das sanfte Gesetz zu erblicken suchen, wodurch das menschliche Geschlecht geleitet wird.

Und dann fährt er fort:

Es giebt Kräfte, die nach dem Bestehen des Einzelnen zielen; sie nehmen alles und verwenden es, was zum Bestehn und Entwickeln desselben notwendig ist; sie sichern den Bestand des Einen und dadurch den Aller. Wenn aber jemand jedes Ding unbedingt an sich reißt, was sein Wesen braucht, wenn er die Bedingungen des Daseins eines Andern zerstört, so ergrimmt etwas Höheres in uns, wir helfen dem Schwachen und Unterdrückten, wir stellen den Stand wieder her, daß er, ein Mensch neben dem andern, bestehe und seine menschliche Bahn gehn könne, und wenn wir das gethan haben, so fühlen wir uns noch viel höher und inniger, als wir uns als Einzelne fühlen, wir fühlen uns als ganze Menschheit. Es giebt daher Kräfte, die nach dem Bestehn der ganzen Menschheit hinwirken, — — und das Gesetz dieser Kräfte, das Gesetz der Gerechtigkeit, der Sitte, das Gesetz, das jeder will, daß jeder geachtet, geehrt und ungefährdet neben dem Andern bestehe, daß er als Kleinod gehütet werde, wie jeder Mensch ein Kleinod für alle andern Menschen ist — dieses Gesetz liegt überall, wo Menschen neben Menschen wohnen, und der Menschenforscher sieht dieses Gesetz allein als das einzig Erhaltende und nie Endende; er sieht es ebenso gut in der niedersten Hütte, wie in dem höchsten Palaste, in der Hingabe eines armen Weibes und in der ruhigen Todesverachtung des Helden für das Vaterland und die Menschheit . . . Wenn in großen Bewegungen das Gesetz des Rechtes und der Sitte nicht ersichtlich ist, wenn sie nach einseitigen und selbstsüchtigen Zwecken ringen, dann wendet sich der Menschenforscher, wie gewaltig und furchtbar sie auch sein mögen, mit Ekel von ihnen ab und betrachtet sie als ein Kleines, als ein des Menschen Unwürdiges . . . Aber dies Rechts- und Sittengesetz ist doch endlich allezeit siegreich und herrlich aus dem Kampfe hervorgegangen . . . .

Daß Stifter den Rätseln des Lebens denkend nachgegangen ist, zeigen diese für seine Lebensanschauung und Lebenshaltung sehr bezeichnenden Ausführungen — so viel Widerspruch sie auch heute noch wecken mögen. Und daß diese seine Lebensanschauung in seinen Werken schönste Gestalt gewonnen hat, will in den folgenden Zeilen angedeutet werden.

J W—t

Verschiedenes

(Der Konsekrationsmoment im heiligen Abendmahl) und seine Geschichte. Von Watterich. Heidelberg, Karl Winter, 1896. 339 S. Geh. 11 Mk.

Welche reiche Geschichte die liturgischen Formen unsers Gottesdienstes hinter sich haben, davon haben unsre Gebildeten gewöhnlich kaum eine Ahnung. Und doch ist diese Geschichte höchst interessant, da sie die innere Entwicklung des religiösen Lebens wiederspiegelt. Freilich liegt auf diesem Gebiete noch vieles im Dunkeln, und der Forschung sind noch viele Aufgaben gestellt. Bisher haben besonders englische und in Deutschland katholische Theologen sich mit der Geschichte des Gottesdienstes beschäftigt; die evangelischen stehen weit zurück. Auch Watterich ist nicht evangelisch, sondern Altkatholik. Das Problem, das zu lösen er unternommen hat, ist ein sehr interessantes. Die Konsekration der Abendmahlselemente ist nicht etwa von Alters her durch die Einsetzungsworte vollzogen worden, wie man annehmen möchte, sondern durch ein Gebet um den heiligen Geist (Epiklese). Diese Konsekrationsform hat heute noch die griechisch-katholische Kirche im Gebrauch. Die Einsetzungsworte als Konsekration hat die römische Messe, die auf Gregor I. zurückgehen soll, zur Herrschaft gebracht. Daher haben auch wir Evangelischen unsern Brauch. Es fragt sich nun, wie ist diese Konsekrationsform entstanden? Die Antwort, die Watterich giebt, wird trotz aller Gelehrsamkeit und allen Scharfsinns kaum die richtige sein. Er führt das Aufkommen der Konsekration durch die Einsetzungsworte auf päpstliche Entscheidung zurück, die einem theologischen Mißverständnis habe ein Ende machen wollen. Der Beweis weder für diese These, noch für die Entstehung jenes „Mißverständnisses“ scheint uns erbracht, denn

Watterich, obwohl von Haus aus Historiker, verfügt doch über eine wenig exakte historische Methode. Katholische Reminiszenzen sind von ihm, dem Altkatholiken, nicht gänzlich überwunden. Auf Näheres einzugehen, ist hier nicht der Ort. Vielleicht erzählen wir einmal unsern Lesern ein wenig ausführlicher aus der Geschichte unsers Gottesdienstes.

P Drews

(Wie gewinnen wir die kirchlich Fremden für das Evangelium?) Berlin, Dümmler, 1896 1 Mk. Wenn auf diese Frage aller Fragen ein so bewährter kirchlicher Veteran eine Antwort zu geben versucht, wie es der Universitätskurator von Halle, Geheimrat Schrader ist, so darf er des willigen Gehörs vieler sicher sein. Der Redner — das Heft enthält einen Vortrag, der auf der Jahresversammlung der Evangelischen Vereinigung gehalten ist — faßt ausdrücklich nicht die grundsätzlichen Gegner der Religion ins Auge, sondern nur die Fremden und Lauen, die zwar keine Verächter der Religion, aber noch weniger von ihr ergriffen sind. Er urteilt, daß die Stimmung in diesen Kreisen im ganzen etwas günstiger geworden ist, — wie ich glaube: mit Recht. Ebenso daß sich innerhalb der Kirche manches zu Gunsten der Wiedergewinnung der Entfremdeten geändert habe. Dahin rechnet er namentlich die Ausbreitung der Versöhnungstheologie und die Synodalverfassung und hofft von dieser Entwicklung das allmähliche Schwinden eines doppelten Irrtums, erstens, daß unsre Kirche Geistlichkeitskirche und zweitens, daß sie Lehrkirche sei, worin er die hauptsächlichen Gründe der Abkehr so vieler Gebildeten vom Christentum sieht. Auf der andern Seite aber liegen die Ursachen dieser Gottentfremdung in der eigentümlichen Art der Laienbildung, die den Geist zu Gunsten des Stoffes negire. Deshalb darf auch die Möglichkeit einer Wiedergewinnung nicht allein aus Reformen der Kirche erwartet, sondern muß auf allen Lebensgebieten gesucht werden, auf denen beide Teile, die Kirchlichen wie die Anhänger moderner Weltanschauung, sich begegnen. Im folgenden werden dann die Hindernisse behandelt, die auf dem Gebiet der Religion und Kirche, der Wissenschaft, der Kunst, des bürgerlichen Lebens in Haus und Staat scheinbar oder wirklich trennend wirken. Die sehr besonnnen, detaillirten Ausführungen im einzelnen wiederzugeben, muß ich mir versagen. Sie gipfeln in dem Schluß: „In der Religion kein Lehrstreit, sondern die lebendige Liebe zu Christus, dessen Lehren und Leiden unsre Kraft, dessen Auferstehung unser Trost sein soll; in der Philosophie die Zuversicht auf die Möglichkeit und die Macht der Idee und das Abthun einer Afterweisheit, die statt des Mutes die Verzweiflung, statt des Lebens Tod und Nichtigkeit verkündet, in der Kunst die Anschauung der Schönheit in dem ebenmäßigen, von dem Schmutz des Lebens befreiten Ideal, auf dem Gebiete des Handelns, in der Familie die Innigkeit, in der Oeffentlichkeit die Versöhnung des Widerstreites unter den verschiednen Volksschichten, kurz überall das Streben, die Harmonie des Gemüts und den Frieden in Gott zu gewinnen, dies alles im Worte zu bekennen und durch die That zu bekräftigen vor allen, besonders vor denen, die der Einsicht in das Rechte fähig, aber der hingebenden Liebe zur Ewigkeit noch nicht offen sind, — das und nicht mehr ist es, was ich zur Förderung des Evangeliums unter den Gebildeten beizubringen weiß.“

Soll ich zu diesen schönen und ernsten Worten wirklich noch ein Wort der Kritik sagen? Ich will nur das eine bekennen, daß ich der „modernen“ Richtung auf allen Lebensgebieten mich noch ein gut Stück näher stehend fühle, als der verehrte Verfasser, daher auch eine so vollständige Umwandlung der auf wissenschaftlichem, künstlerischem und dem Gebiet des öffentlichen Lebens herrschenden Strömungen weder für nötig halte, noch zu erwarten vermag. Ich glaube, man kann ein durch und durch moderner Mensch sein und doch ein Christ bleiben, wie es die Väter waren.

E F

(Zeitschrift für die evangelisch-lutherische Kirche in Hamburg) herausgegeben von A. von Broecker, Pastor an St. Jakobi. Verlag von Lukas Gräfe und Sillem; 5 Mk. Die bis jetzt vorliegenden beiden ersten Bände dieser seit Herbst 1894 in zwanglosen Heften erscheinenden Zeitschrift gewähren einen Einblick in die gegenwärtig in Hamburg betriebne rege kirchliche Reformarbeit und bringen für die wichtige Frage nach der Neugestaltung der großstädtischen Gemeinden, deren Lösung gerade in Hamburg besondre Schwierigkeiten bietet, ein mannichfaltiges und vielseitiges Material bei. Während manche Artikel, wie natürlich, nur von lokalem Interesse sind, finden sich doch auch solche, die allgemeinere Beachtung verdienen. Zu diesen rechnen wir u. a. den bereits in der Christlichen Welt erwähnten Aufsatz des Eilbecker Pastors von Ruckteschell über „Personalgemeinde und Lokalgemeinde,“ der im Gegensatz zu allen christlich-sozialen Bestrebungen dafür eintritt, das die evangelische Kirche die soziale Frage auf ihrem eignen Gebiete dadurch zur Lösung zu bringen sucht, daß sie sich in ihren lebendigen Gliedern als Diakoniegemeinde innerhalb der parochialen Grenzen organisirt. In diesem Begriff der Diakoniegemeinde ergiebt sich dem Verfasser, der hier aus der Praxis seines eignen Gemeindelebens redet, das rechte Bindeglied zwischen Personal- und Lokalgemeinde. Die beiden letzten Hefte — auch in Form einer Broschüre erschienen — bringen aus der Feder des Seniors D. Behrmann, anläßlich des fünfzigjährigen Amtsjubiläums des Begründers und Leiters der Alsterdorfer Anstalten, des Pastors Heinrich Matthias Sengelmann, eine biographische Skizze dieses um die Hamburgische Kirche im allgemeinen, wie um die Pflege der „Aermsten unter den Armen“ im besondern so hochverdienten Mannes. Wir begrüßen die Zeitschrift als ein erfreuliches Zeichen der Zeit und einen willkommnen Beweis für die Möglichkeit eines ernsten und ersprießlichen Zusammenwirkens von Männern der verschiedensten theologischen Richtungen auf dem Gebiete des praktischen, kirchlichen Lebens, indem wir nicht

zweifeln, daß sie unter der bewährten Hand ihres Herausgebers noch manchen schätzenswerten Beitrag zur Lösung der auf diesem Gebiete gegenwärtig schwebenden großen Fragen bringen wird. E Sch

(Fürs häusliche Leben) von Eugenie Tafel. Schweidnitz, G. Brieger, 97 S. 1 Mk.

Die Verfasserin dieses nützlichen Büchleins ist in weitern Kreisen, auch bei den Lesern der Christlichen Welt nicht unbekannt. Ihr „Allerlei fürs Haus" ist seinerzeit von W B in diesem Blatt warm empfohlen worden. Diese zweite Gabe ähnlicher Art hat die nämlichen liebenswürdigen Vorzüge wie die erste. Es waltet darin ein kluger, verständiger Sinn, der für das Kleinste und wenig Beachtete einen aufmerksamen Blick hat, überall auf Ordnung, Pünktlichkeit und Sauberkeit sieht, aber auch für den Schmuck des Lebens, für gefällige, behagliche Form, für liebenswürdiges und vornehmes Wesen eintritt und bei alle dem die Ewigkeit und den Himmel Gottes im Herzen trägt. Ihr ist das Christentum ein lebendig, thätig, geschäftig Ding, das die Aufgaben des Lebens mit beiden Händen hurtig, munter und zufrieden, demütig und hochgemut anfaßt, aufgeschlossen für alles Große und Schöne auf der Erde, auch für die eigentümlichen Bedürfnisse und Aufgaben unsrer Zeit, und doch nicht aufgehend in alle dem. Die Verfasserin, die ebenso gut in der Küche Bescheid weiß, wie sie von Menschenlust und -leid erzählen kann — das beweisen einerseits ihre Kochbücher, die, wie man sagt, sehr praktisch sein sollen, andrerseits ihre hübschen Novellen — giebt hier eine Reihe praktischer Ratschläge für Unerfahrne namentlich weiblichen Geschlechts, die sich aber auch andre Leute zu Herzen nehmen dürfen. Ihr Ziel ist zu lehren, wie man im Thun und Lassen des täglichen Lebens, auch des einfachsten, Herzensglück finden und festhalten und andre daran teilnehmen lassen kann. Sie klingen allermeist selbstverständlich; aber wenn man auch alsbald fühlt, daß sie richtig und praktisch sind, wird man doch gern zugeben, daß man sie meist zu wenig beachtet hat. Und was wir da über Liebenswürdigkeit, Dankbarkeit, Zufriedenheit und Selbständigkeit, über das „Fertig- und Nichtfertigwerden", über Ordnung und Ueberlegung vernehmen, kann man jungen und alten Leuten nicht oft genug sagen. Sehr praktisch und alsbald anwendbar sind die Winke über das „Reisen" und „die rechte Weise des Sparens." Bis auf den präzisen Ausdruck, der das „eigentlich," „nächstens," „man" und all die ungenauen Redewendungen der Ausflucht suchenden vermeidet, und bis auf das Lachen in allen seinen Formen erstreckt sich die freundliche Beratung. Diese setzt im kleinsten Punkte, im Einzelleben, im Haushalt ein; aber Ausführungen wie die über „Alte Sachen" (die man vielleicht noch mal brauchen könnte), über die rechte Art der Weihnachtsbescherung, über die rechte Verwendung des Sonntags haben auch soziale Bedeutung.

Einige dieser kurzen Abschnitte haben die Form einer kleinen instruktiven Erzählung; im übrigen ist die Sprache ungemein schlicht und klar; die Sätze sind meist lose aneinander gereiht; hie und da hat das Streben nach knapper Rede, die oft nur bloße Infinitivsätze wie Warnungstafeln hinstellt, gewagte oder ineinandergeschobne Konstruktionen hervorgerufen, unter denen aber die Klarheit leidet. A M

(Aus England) Bilder und Skizzen aus dem kirchlichen, kulturellen und sozialen Leben von J. Voelter. Heilbronn, Salzer. 169 S. 1,60, geb. 2,20 Mk.

Unsre Empfindungen England und den Engländern gegenüber sind wohl heute vielfach geteilte. Die Sympathie mit ihrem geistigen Leben und ihrer Litteratur wird beeinträchtigt durch die Abneigung gegen ihre rücksichtslose Politik, die sich auch gegen Deutschland kehrt. Man kann sich weder der einen noch der andern entschlagen. Mir wenigstens geht es so. Ein gutes englisches Buch zu lesen, es sei wissenschaftlichen oder schöngeistigen Inhalts, ist mir in der Regel ein Genuß, während ich mich durch ein vielleicht gleich gutes französisches Buch meistens durcharbeiten muß. Darin eben zeigt sich doch die stammverwandte Art. Zudem hat die englische Litteratur wirklich Vorzüge, um die wir sie nur beneiden können. Andrerseits — man braucht kein Chauvinist zu sein und ist doch ein wenig angesteckt von der Antipathie gegen das offizielle England, die heute unter uns weit verbreitet ist. Da taucht dann wohl die Frage auf, was es eigentlich um das englische Volk ist, und was man von ihm halten soll. In solcher Stimmung habe ich das obengenannte liebenswürdige Büchlein von Voelter mit großem Vergnügen gelesen und kann es den Lesern der Christlichen Welt aufs beste empfehlen. Allerdings bin ich kein Kenner. Ich kenne Land und Volk nicht aus eigner Anschauung und kann daher auch nicht beurteilen, wie weit die hier gezeichneten Bilder und Skizzen zutreffen, und wo sie etwa der Korrektur bedürfen. Ich vermute zwar, daß der Verfasser die englischen Dinge in einem zu rosigen Licht sieht. Wenigstens malt er ganz überwiegend hell in hell. Aber bestimmte Einwände kann ich nicht machen. Das Buch giebt sich auch nicht dafür, eine erschöpfende und genau abgewogne Schilderung zu sein. Es will nur die Eindrücke wiedergeben, die der Verfasser in England empfangen hat, nicht flüchtige Eindrücke eines Durchreisenden, sondern wie man sie bei längrem Aufenthalt erhält, wenn man sich über das Gesehene und Gehörte fortlaufend selber Rechenschaft giebt, aber eben doch Eindrücke, die daher subjektiv gefärbt sind und es auch sein wollen. Das giebt den Schilderungen andrerseits die Frische und Lebendigkeit, die ihren Reiz ausmachen. Der Leser wird ins Interesse gezogen, sieht und empfindet mit dem Verfasser. Ist die Schilderung zu optimistisch, nun, so bildet sie, ohne es zu beabsichtigen, — sie ist vor den jüngsten englischen Irrungen geschrieben — ein Gegengewicht gegen die Stimmung, die augenblicklich in Deutschland das Uebergewicht hat. Und das ist vielleicht auch kein Schaden. J K

(Der Professor der Unsterblichkeit) Eine Erzählung von Dr. Konstantin Sslutschewsky. Aus dem Russischen übersetzt von Dr. Alexis Lupus. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung. Leipzig und St. Petersburg, Ricker, 1896. 177 S. 2 Mk.

Unter diesem seltsam klingenden Titel führt sich ein eigentümliches Büchlein ein. Den kleinsten Teil bildet eine durchaus anspruchslose, nur das Kleid bildende Erzählung. Der Hauptzweck des Werkes liegt auf einem andern Gebiet: es ist die Frage vom Verhältnis der Wissenschaft zum Glauben. Wir lernen einen Sonderling kennen, der als Arzt in den südlichen Wolgasteppen sich ganz aufopfert im Dienste des einfachen Volkes. Dabei hat er es versucht, für die Unsterblichkeit der individuellen Menschenseele einen streng naturwissenschaftlichen Beweis zu liefern. Für die ganze Metaphysik giebt er „keinen Pfifferling," vom Hang zum Mystizismus weiß er sich völlig frei. In der festen Hoffnung, daß ihm die Psychophysik, die Lehre von den Wechselbeziehungen des Psychischen und Physischen die Beweise ad oculos bald liefern wird, beschränkt er sich zunächst auf Hypothesen und Analogieschlüsse. Diese seine Wissenschaft führt ihn bis vor die Thür, die zur Unsterblichkeit geht; was hinter der Thür liegt, entzieht sich dem Erkennen. Wozu, fragt er nun, ist eigentlich der Glaube da, wenn die Wissenschaft mir dokumentirt, daß es eine Unsterblichkeit giebt? Die Antwort auf die Frage giebt ihm der plötzliche Tod seiner Gattin. Da bricht im Kummer der Gatte zusammen, er kann seine Gedanken nicht sammeln, da lernt er im Gebet den Wert des Glaubens erkennen, der dem Menschen Kraft giebt im Unglück. Ebenso werden ihm jetzt die Augen geöffnet über die Bedeutung des Gebets und der gegenüber dem Luthertum hochgepriesenen griechisch-orthodoxen Kirche. Mit Hilfe phantastischer Gedanken findet er schließlich sein System in der heiligen Schrift bestätigt. In der Figur eines Revisors der Kalmückensteppen vertritt der durch seinen Kampf gegen einen Ultrarealismus den Russen bekannte Verfasser eine Anschauung, wie er sie sich erwarb als Schüler von Helmholtz, der ihn auf die Grenzen des Naturerkennens hingewiesen hat; die Naturwissenschaft hat die Beantwortung mancher Fragen abzulehnen und sie den andern Wissenschaften, besonders der Metaphysik und Philosophie zu überlassen.

Der Titel „eine Erzählung" ist durchaus irreführend. Wer eine solche zu finden hofft, wird das Buch enttäuscht weglegen. Die Uebersetzung ist teilweise undeutsch, Druckfehler (Schoppenhauer!! S. 85) sind nicht vermieden. Dl

(Schwarzkunstblätter) Um die Kunst wieder volkstümlich zu machen, um sie in schlichtem Gewande einziehen zu lassen in das deutsche Haus, das doch nur zum kleinsten Teile imstande ist, sich große Kunstwerke zu beschaffen, hat in dankenswertester Weise die Firma Breitkopf und Härtel sich zur Aufgabe gestellt, die Werke bedeutender zeitgenössischer Künstler zu vervielfältigen und für einen billigen Preis herauszugeben. Aus diesem Bestreben erwuchsen jene neuen Flugblätter, volkstümliche Lieder mit Zeichnungen deutscher Künstler, die namentlich zur Verteilung und zum Gebrauch bei kirchlichen, vaterländischen und ähnlichen Festen bestimmt sind, und auf die in diesem Blatte bereits empfehlend hingewiesen wurde. Das Unternehmen ist seither rüstig weiter geschritten, und wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß dabei gerade die Verbildlichung der kirchlichen Gesänge nicht auf der gleichen Höhe steht, mit der die Künstler es zumeist verstanden haben, den übrigen Volksliedern eine packende und den Inhalt ausschöpfende bildliche Darstellung zu verleihen, so soll doch von neuem auf diese Bilder- und Liederreihe mit warmer Befürwortung hingewiesen werden.

Neuerdings sind im gleichen Verlage zehn Schwarzkunstblätter nach eigenhändig überarbeiteten Originallithographien von Hans Thoma erschienen (Einzelblätter im Format 50 : 40 cm, Preis je zwei Mark), die hiermit als ein wohlfeiler und künstlerisch ungemein wertvoller Schmuck des deutschen Hauses empfohlen werden sollen. Diese Blätter mögen denen von Ludwig Richter wohl an die Seite gestellt werden, so verschieden auch die Thomasche Kunst von der des Dresdner Altmeisters sein mag. Nicht so sanft und weich, wie man Volksbilder gemeinhin schaut, sind diese neuen Blätter; es weht eine etwas herbe und strenge Art in ihnen. Und doch lebt in ihnen ein so inniges und deutsches Empfinden, daß man sich an etlichen unter ihnen nicht satt sehen mag. Nur hingewiesen sei auf Nr. 1 Bildnis eines Bauern, Nr. 4 Paradies, Nr. 5 Großmutter und Kind, Nr. 7 Heilige Familie und Nr. 8 Märchenerzählerin.

Ob als Wandschmuck oder nur zum Einfügen in die Kunstsammlung gedacht, immer werden diese Blätter dem deutschen Hause eine wertvolle künstlerische Bereicherung sein. R Bürkner

(Die neue Tageszeitung) Unter dem 20. d. M. ist in Berlin die erste Probenummer der neuen Tageszeitung erschienen. Sie führt den Titel: Die Zeit. Organ für nationalen Sozialismus auf christlicher Grundlage. Chefredakteur ist Heinrich Oberwinder, der frühere Leiter der Zeitung Das Volk, Verleger H. Bousset. Bezugspreis vierteljährlich 2,50 Mk. durch die Post (Zeitungsliste Nr. 7771a). Als Wochenausgabe der Zeit wird Die Hilfe weiter erscheinen. Naumanns Verhältnis zu der neuen Tageszeitung geht daraus hervor, daß er den ersten Leitartikel der Probenummer geschrieben hat und auch weiterhin mit und ohne Zeichnung noch mehrmals zu Worte kommt. Größere Beiträge finden sich noch von Oberwinder (Nationaler Sozialismus), Sohm (Das deutsche bürgerliche Gesetzbuch), Julius Werner (Die Volksschule und der Lehrerstand), H. v. Gerlach (Der armenische Putsch, interessanter Bericht aus Konstantinopel). — Ueber das Verhältnis dieses neuen Tageblatts zu dem, das wir einst in der Christlichen Welt geplant und vertreten haben, behalten wir uns vor in gelegener Stunde ein Wort zu sagen. Heute rufen wir der Naumann-Oberwinderschen Gründung ein herzliches Glückauf zu und laden unsre Leser ein, es mit einem vierteljährlichen Probeabonnement zu wagen. Nach der

Probenummer, die von der Geschäftsstelle der Zeit, Berlin SW, Zimmerstraße 8 unentgeltlich und portofrei in beliebiger Anzahl versandt wird, darf man sich von der neuen Zeitung des Besten versehen. R

(Deutsche Hilfe für Armenien und die Politik) Die deutsche Hilfsaktion für das armenische Volk hat keine politische Tendenz, aber sie ist gezwungen sich mit Politik zu befassen. Sie ist dazu gezwungen dadurch, daß Politik ihr die Kenntnis der Thatsachen vorenthalten will, und dadurch, daß Politik sie hindern will an den Verwaisten und Verhungernden Barmherzigkeit zu üben. Die deutsche Bewegung hat nichts mit der englischen gemein, die heute so mächtig aufflammt, deren Motive, Lauterkeit und Tragweite wir nicht beurteilen können; es ist aber die größte Thorheit, uns zu hindern und zu verdächtigen, denn allein dadurch wird man politisch machen, was unpolitisch ist. Wir vertrauen, daß die deutsche Bildung mit der christlichen Humanität im Bunde stark genug sein wird, den Bann zu brechen, durch den ein Teil unsrer Presse endlich erwachte Regungen der Pflicht und der Menschlichkeit fesseln will. R

Zur Beachtung

Wir bitten unsre Leser um rechzeitige Bestellung des mit der nächsten Nummer beginnenden neuen Quartals.

Nr. 40 wird sowohl bei der Christlichen Welt wie bei der Chronik in größrer Auflage gedruckt, um als Probenummer zu dienen. Sie steht unentgeltlich in beliebiger Anzahl zur Verfügung: wollen die Leser freundlichst davon Gebrauch machen. Monatliche Probe-Abonnements werden zu jeder Zeit angenommen: gegen Einsendung von 70 Pfennigen verschickt die Verlagsbuchhandlung vier aufeinander folgende Nummern je nach ihrem Erscheinen an jede angegebne Adresse mit oder ohne Nennung des Auftraggebers.

Die Verlagsbuchhandlung Der Herausgeber

Quittung

Für Armenien (die mit * versehenen Gaben insbesondre für die armenischen Waisen): 680 Mk. gesammelt durch „Bethania" Sonntagsgruß der Brüdergemeine; 100 Fr P N N, Quakenbrück; 80 von R, Göttingen; 75 Kirchenkollekte der Gemeinde Feudingen; 47 vom Töchterpensionat M-M, G; 27,58 gesammelt beim Missionsfest in Eschborn*; 27,37 gesammelt in der Konferenz der Geistlichen und Lehrer der Ephorie Bockenem*; 20 N N, Weener (Ostfr.); 10 von C G, Alfeld*; 8,95 aus der Gemeinde H in W; 7 R, Pyrmont; 4 F B, Finckingen; 2 N N, Weener (Ostfr.); 1 von P Z, Eschborn*.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 39 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigengebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Transparente Bilder
aus dem Leben Jesu
von überaus schöner Wirkung
unter günstigen Bedingungen zu verleihen. Näheres bei Vereinsdirektor **P. Dr. Roch, Leipzig.**

Gesucht
ein Hauslehrer (cand. theol. oder phil.) mit feiner Umgangsform für angenehme und gute Stelle im Elsaß. Zwei Schüler. Quartaner und Obertertianer.
Angebote an Hrn. J. Gebhardt, Aue, Ober-Elsaß

Junge Mädchen finden Ausbildg. i. Haushalt, i. Sprachen, Litteratur u. Handarbeit. Zimmer für Erholungsbedürftige. Schöne Gegend, gesunde Lage.
Frau verw. Oberpfarrer Naumann, geb. Ahlfeld, und Töchter
Schwarzenberg i. Erzgeb. (K. Sachsen)

Einladung
an die Freunde der Christlichen Welt nach Eisenach
zum 5. und 6. Oktober
Saal des Gewerbehauses (nahe dem Theater)

Montag, den 5., nachmittags 4 Uhr: Professor D. Kaftan über das Verhältnis des evangelischen Glaubens zur Logoslehre. Besprechung.

Dienstag, den 6., vormittags 9 Uhr: Professor D. Harnack zur gegenwärtigen Lage des Protestantismus. Besprechung.

Jeder, der in freundschaftlicher Absicht kommt, ist willkommen. Vorherige Anmeldung bei dem Herausgeber der Christlichen Welt ist erwünscht. Einladung geschieht nur durch diese Anzeige.

Meine Verlobung mit Fräulein Marie Greger, ältesten Tochter des Herrn Amtsrat Greger und seiner Frau Gemahlin Hedwig geborne Klepp beehre ich mich ergebenst anzuzeigen.

Lindau in Anhalt, 17. Sept. 1896

Max Brinckmeier
Predigtamtskandidat

Verlag von
E. Salzer, Heilbronn

Soeben erschien:
Von Stöcker zu Naumann
Ein Wort zur Germanisirung des Christentums. Preis 90 Pfg.
Für Freund und Gegner der beiden Männer von großem Interesse.

Zum
Melanchthonjubiläum
— 16. Februar 1897 —
ist erschienen:
A. Thoma, Melanchthonfestspiel mit Bildnissen und Spielanweisung. 1,20 Mk.
A. Thoma, Melanchthons Leben, dem deutschen Volke erzählt. Mit vielen Bildern. 1 Mk.
Karlsruhe
J. J. Reiffs Verlag

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162.**

Dringende Bitte
Bei einem furchtbaren Gewitter am 10. September wurde ein Taglöhner meiner Gemeinde mit zwei andern Männern vom Blitz erschlagen. Er hinterläßt in bitterster Not seine Witwe und fünf Kinder, das älteste acht Jahre, das jüngste sieben Monate alt. Der geringe Besitz der Familie ist stark verschuldet; bei einem großen Brande vor drei Jahren hatte der brave, fleißige Mann alles verloren. Nun ist der Familie der Ernährer genommen, der Winter steht vor der Thür, das Elend ist unbeschreiblich. Wer hilft der tiefgebeugten Witwe und den vaterlosen Waisenkindern? Gaben der Liebe nimmt entgegen
Pfarrer Lic. Deißmann, Herborn (Bz. Wiesbaden)

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig
Hefte zur Christlichen Welt
Kürzlich ist erschienen:
Nr. 23. Bibelwort und Gotteswort. Von Evangelicus. Prs. 40 Pfg.
Nr. 24. Die altkirchliche Christologie und der evangelische Heilsglaube. Von P. Lobstein, Professor der Theologie an der Universität Straßburg. Preis 40 Pfg.

Deutsche Zeitung
Unabhängiges Tageblatt
für nationale Politik
mit täglicher Unterhaltungsbeilage
Rundschau.
Herausgeber: Dr. Friedrich Lange.
Vierteljährlich
5 Mark
bei allen Postanstalten.

Ein Blatt für die gebildeten Deutschen aller Stände.
Klar in Politik, reich an vornehmer Unterhaltung und Belehrung.
Wahrhaft unabhängig von Macht und Geld.
Rücksichtslos deutsch gegen alles Fremde.
Erster Sammelpunkt der Deutschgesinnten aller bisherigen Parteien für eine große Deutschpartei der wirtschaftlichen Reform.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage von Reuther & Reichard, Verlagsbuchhandlung in Berlin und ein Prospekt der Tageszeitung „Berliner Reform"

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 40 — Leipzig, den 1. Oktober — 1896

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Glossen zur Bergpredigt: 1. Das Christentum die moralische Religion — Zur gegenwärtigen Lage des Christentums: 1. Einleitung; 2. Der Zersetzungsprozeß im gegenwärtigen Christentum; 3. Das Entweder-Oder — Religion und Sozialdemokratie: 2. Die Religion und die materialistische Geschichtsauffassung der Sozialdemokratie. Schluß — Papst Leo XIII.: 1. Jugend — Der Gustav-Adolf-Verein in Dessau — Die „Partei der kleinen Leute" und der Evangelisch-soziale Kongreß — Adalbert Stifter und seine „Studien": 3 — Verschiedenes: Transparente Bilder aus dem Leben Jesu; Die Zeit; Behördliche Schikanen gegenüber der armenischen Bewegung; Die Eisenacher Zusammenkunft — Zur Beachtung — Quittung — Anzeigen

Glossen zur Bergpredigt

1. Das Christentum die moralische Religion

Selig, die arm sind am Geist und über ihre Armut Leid tragen. Selig, die mit aller Leidenschaft ihres Herzens hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit und sich doch mit sanftem Mut gedulden können, an die göttliche Verheißung sich haltend, der die Stunde der Vollendung folgen muß!*) Sie werden das gelobte Land besitzen, werden des Trostes und der Gerechtigkeit die Fülle haben: ihrer ist das Himmelreich.

Das ist Religion.

Und: selig die Barmherzigen, die von Herzensgrund Redlichen und Reinen, die Frieden nicht nur im eignen Gemüte haben, sondern auch Andren Friedebringer sind, die so hangen an der Gerechtigkeit, daß sie lieber Verfolgung leiden als von ihr lassen. Ihrer ist das Himmelreich.

Das ist Moral.

Der Herr Jesus macht keine Pause zwischen diesen beiderlei Seligpreisungen. Er sagt nicht, wie der Professor auf dem Katheder oder wie der Pastor im Konfirmandenunterricht: Jetzt haben wir vom Glauben geredet, nun reden wir vom Leben. Er thut, wie wenn das beides ganz ein und dasselbe wäre, Religion und Moral. Und weiter preist er seine Jünger selig für den Fall, daß sie um seinetwillen verfolgt und verleumdet werden, preist sie um des willen mit demselben Worte selig, mit dem er zuvor die um Gerechtigkeit willen Verfolgten selig gepriesen hat. Er stellt ihnen um solcher Leiden willen einen Lohn im Himmel in Aussicht, der Ursache genug ist, schon hienieden zu jauchzen und zu frohlocken, denn der Prophetenlohn ist das Prophetenlos schon wert. In alledem denkt der Herr Jesus nicht daran, Religion und Moral zu scheiden, im Gegenteil er mengt sie unlösbar in einander: so bildet er seine Jünger, so will er sie haben, so sollen sie sein das Salz der Erde, das Licht der Welt, die Stadt auf dem Berge, die Kinderschar Gottes, die solche Werke thun wird, daß die Menschen darum den Vater im Himmel preisen werden.

Religion und Moral richtig zu scheiden und in das geziemende Verhältnis zu setzen, darauf ist in der christlichen Kirche von jeher viel Mühe gewandt und deshalb mancher Streit ausgefochten worden. Gewiß sind Religion und Moral grundverschiedne Dinge, aber es ist eben das Eigentümliche des Christentums Christi, daß sie in ihm unzerreißbar eins sind. Die christliche Predigt wie die Selbstbeurteilung des einzelnen Christen würde vor manchem Fehl bewahrt bleiben, wenn sie sich unabläßig an dieser Grunderkenntnis streng und treu prüfte.

Es ist, wenn man die Bergpredigt liest, schwer zu begreifen, wie leicht man innerhalb der christlichen Kirche mit dem Vorwurf des Moralismus zur Hand ist. Auf Moralismus kann nur in Einem Fall erkannt werden: wenn nämlich einer seine Tugend und Gerechtigkeit auf nichts weiter gründen will als auf die eigne Vernunft und Kraft. Ein solcher Versuch ist höchst ehrenwert, höchst beachtenswert; mit der größten persönlichen Spannnung sollen wir ihn beobachten, falls sich uns die Gelegenheit dazu bietet; und viel näher ist dem Reiche Gottes, wer diesen Versuch mit Ernst macht, als die Menge derer, die gar nicht darnach fragen, was gut und böse ist. Aber Christentum ist erst da vorhanden, wo die Sehnsucht nach einer vollkommnen Gerechtigkeit so die Seele füllt, daß mans mit Macht spürt: aus eigner Kraft kann ich sie mit aller Anstrengung nicht erringen. Und wiederum: Christentum ist nur da vorhanden, wo eine andre Kraft uns zu Hilfe kommt und uns emporhebt zu dieser wahrhaftigen Gerechtigkeit, die nun kein Ideal mehr ist, sondern unsre selbstverständliche Art, von der jedermann etwas hat, und auf die jedermann sich verlassen kann.

Man hat neuerdings zuweilen gefragt: Sind wir noch Christen? Man könnte auch fragen: Waren wir je Christen? Thatsächlich ist die Bergpredigt des Herrn bis auf unsre Tage von der gläubigen Gemeinde vielfach außer Geltung gesetzt. Man thut, als hätte Jesus da ein Ideal aufgestellt, das seine Eigenart vornehmlich in der Unerreichbarkeit bewähre. Jammervoller Irrtum! Jesus, Glauben spürend und Glauben weckend, zieht diesen aufwachenden Glauben rasch und gründlich hinein in die Sphäre der Moral; neue Menschen macht er, aber diese neuen Menschen, zuvor arm, nun reich, zuvor traurig, nun getröstet, zuvor geduldig wartend, nun der Erfüllung teilhaftig, gehen nun einher in der wahren Gerechtigkeit, so gewiß die Stadt da oben auf dem Berge wirklich liegt, das Salz wirklich salzt und das Licht wirklich denen leuchtet, die mit im Hause sind. Sie sind, ergriffen von der Gnade und Herrlichkeit Gottes, wirklich barmherzig, keusch, redlich und Friedestifter, leiden wirklich Prophetenlos und werden darum ebenso wirklich den Prophetenlohn empfangen. Dafür, daß der Herr Jesus wirklich seine Rede so gemeint und von Illusionen, Utopien, unfruchtbaren Idealen weit entfernt gewesen ist, als er seinen Jüngern solches alles zusprach, dafür wollen diese Glossen zur Bergpredigt eintreten. Oder ist es nur unsre irrige Meinung, daß das nötig ist? R

*) So hat Michelangelo in der Sixtinischen Kapelle die „Vorfahren Christi" gemalt: die Gemeinde der Harrenden, die dem Tage seiner Erscheinung entgegenhoffte, durch die Morgenröte der Verheißung des kommenden Tages gewiß.

Zur gegenwärtigen Lage des Christentums

Uebersicht: 1. Einleitung; 2. Der Zersetzungsprozeß im gegenwärtigen Christentum; 3. Das Entweder-Oder und seine Konsequenzen; 4. Das genuine Christentum; 5. Ist das genuine Christentum in unsrer Zeit möglich?; 6. Die Predigt in der Gegenwart

1. Einleitung

„Die Nachfolge Christi und die Predigt der Gegenwart" betitelt sich eine vor ungefähr einem Jahre erschienene Abhandlung von Johannes Weiß.*) Selten habe ich eine Schrift mit so lebhaften, erregten Empfindungen gelesen und doch schließlich unbefriedigt aus der Hand gelegt. Aber sie ist zweifellos von großer Bedeutung, als Symptom für die gegenwärtige Lage des Christentums, als Beitrag zur Klärung der verworrnen Verhältnisse und als Anstoß zu einer energischen Reformbewegung.

Weil sie das ist, sei mir gestattet, den gewöhnlichen Weg der Anzeige, die Schrift zu besprechen, zu verlassen und den nützlicheren zu betreten und über die Sache selbst meine Gedanken darzulegen. Das wird auch dem Verfasser lieber sein. Wenigstens weiß ich aus eigner Erfahrung, welche Enttäuschung es ist, wenn man durch die Not gedrungen auf litterarischem Wege versucht hat, eine Angelegenheit aus der Lethargie des Gehenlassens in Fluß zu bringen, ein längst empfundnes Problem der Lösung durch die That näher zu führen, kurz einen Stoß auszuführen, der Menschen in Bewegung und Wirksamkeit versetzt, und man erhält als Antwort nur Rezensionen. Was hilft uns das Gerede über die Bücher, mag es noch so glänzend sein und noch so angenehm klingen? Was liegt uns an dem Buch! Auf die Sache kommt es an. Wir wollen doch keine Litteratur machen, kein schriftstellerisches Kunstwerk zur Augenweide darbieten, sondern durch das Organ des geschriebnen Wortes die Geister zur Mitarbeit an dem Problem, an dem Notstand wecken, einen Beitrag geben, der seinen Beruf verfehlt, wenn nicht andre mit dazu beitragen. Also zur Sache.

Der Verfasser teilt uns seine Gedanken über die Frage mit: Wie muß gegenwärtig das Christentum gepredigt werden? Mit ihr fließt die andre, die davon zu trennen ist, zusammen: Worin kann in der modernen Zeit das persönliche Christentum noch bestehen? Die Antwort ist: in der Nachfolge Christi, die aber weder mit der Jüngerschaft zur Zeit Jesu noch mit der Religiosität der Apostelzeit zusammenfällt (die der erste historische Teil der Schrift darstellt), sondern eine moderne Nachfolge Christi, d. h. eine Nachfolge des in die moderne Zeit herein gedachten, des modern gedachten Christus ist (worauf der zweite dogmatische Teil hinausläuft). Das ist das in unsrer Zeit mögliche persönliche Christentum, das sich mit der modernen Weltanschauung verträgt, während die urapostolische Religiosität für Menschen des neunzehnten Jahrhunderts unmöglich ist. Diese Nachfolge Christi muß Ziel und Inhalt unsrer Predigt werden.

2. Der Zersetzungsprozeß im gegenwärtigen Christentum

Die Schrift ist symptomatisch. Denn sie ist ein Zeugnis für die große Unsicherheit und Ratlosigkeit, die gegenwärtig in weiten Kreisen, um nicht zu sagen überall, darüber herrscht, was eigentlich Christentum ist. Von einer Menge litterarischer und wissenschaftlicher Arbeiten ist dieser Notstand die eingestandne oder uneingestandne, die bewußte oder unbewußte peinliche Veranlassung. Aber noch nirgends habe ich davon so eindrucksvoll in den Zeilen und zwischen den Zeilen gelesen, wie hier in dieser Schrift. Es spricht ebenso aus den offnen Darlegungen, wie aus den tastenden Bemühungen, dem zu begegnen, vielleicht aber am ergreifendsten aus dem ehrlichen Geständnis des Verfassers, daß er seine Vorschläge nur als Notmittel für „unsre prophetenlose geistesarme Gegenwart" empfehlen will.

Diese Verlegenheit und Ungewißheit, der unstäte Blick und die unsichre Empfindung dem persönlichen Christentum gegenüber, die in unsrer empirisch und realistisch gerichteten Zeit um so peinlicher und verhängnisvoller ist, wird man schwerlich ableugnen können. Natürlich wird man sich hüten, diesen bedenklichen Zustand offen einzugestehen, da er doch eigentlich den Bankerott bedeutet. Aber er äußert sich deutlich genug. Er zeigt sich ebenso in den jetzt herrschenden allgemeinen Bemühungen, möglichst jede persönliche religiöse Bestimmtheit als Christentum in Anspruch zu nehmen, wie in der Furcht, die Glaubensgewißheit theoretisch oder gar praktisch auf die persönliche Erfahrung zu gründen: denn die Angst vor dem Subjektivismus ist doch nur verständlich aus der Empfindung, daß im Subjekt nichts Festes und Objektives, nichts Selbständiges und Selbstthätiges vorhanden ist. Weiter ist es doch ein Zeichen dieser Hilflosigkeit und Unerfahrenheit, wenn man sich, sobald die Rede auf das persönliche Christentum kommt, an dogmatische Bestimmungen klammert oder verschleiernde Phrasen spinnt oder mit leerem Pathos sich aus der Verlegenheit hilft. Der ganze erschreckende Mangel an religiöser Ursprünglichkeit und an dem starken impulsiven Drange des innern Lebens aus Gott, der in den deduktiven, schöpferisch produktiven Leistungen der Theologie, in der Ausschlachtung der großen Masse von Predigtbüchern durch die Pfarrer*) und in der phänomenalen Unmündigkeit der Laien zu Tage tritt, hat darin seinen Grund, daß die sichere Selbstverfassung der christlichen Persönlichkeit in ihrem Sein und Werden so selten, weil unmöglich, ist. Auch die Ueberschätzung der Dogmen und Dogmatiken, der Bibel und theologischer Autoritäten, dieses krampfhafte Haschen und Greifen nach nur irgend etwas Gewissem stammt aus der persönlichen Unsicherheit über das Christentum. Dahin weist doch auch wohl die Beobachtung, daß sehr viele moderne Theologen, sobald sie in das praktische Amt kommen, sofort in die alten bequemen ausgefahrnen Gleise verfallen und oft ein Zwiespalt zwischen der intimen persönlichen Weltanschauung und der Weise öffentlich zu lehren besteht. Endlich ist mir die Verschiebung des Schwerpunktes vom Religiösen aufs Moralische in Theorie und Praxis des heutigen Christentums und das Verführerische, das eine sozialpolitische Thätigkeit für viele Theologen hat, weil sie hier etwas Gewisses haben und etwas Gewisses wirken können, ein Zeichen dafür, daß man sich in einer religiösen Unsicherheit befindet.

Ein Beweis, daß dieser Notstand neuerdings stark empfunden, wenn auch vielleicht oft noch nicht klar erkannt wird, ist die Erscheinung, die man jetzt fast überall beobachten kann, daß die Frage nach dem genuinen Christentum in den letzten Jahren immer lebhafter geworden ist. Noch ist sie wenig in Wort und Schrift an die Oeffentlichkeit gedrungen, aber um so mehr beschäftigt sie die Gedanken, um so mehr springt sie immer wieder aus den persönlichen Gesprächen, die in die Tiefe dringen, hervor.

Diese Unsicherheit des christlichen Bewußtseins kann ihre Ursache nur in einer Erschütterung und Zerfahrenheit, in einer Entartung und Auflösung des persönlichen religiösen Bestandes haben. Denn daß das allgemeine Schwächegefühl bloß in einer mangelhaften erkenntnismäßigen Vermittlung, in einem unzulänglichen Bewußtwerden dessen, was trotz alledem vorhanden sei, seinen Grund habe, kann man doch kaum in einer Zeit annehmen, die den religiösen Intellekt seit Menschenaltern gepflegt und zu einer wahren Virtuosität gebracht hat. Im Gegenteil. Religiöse Erkenntnis ist genug vorhanden, aber sie schwebt in der Luft und ruht nicht auf dem Boden des persönlichen Erlebens. Infolgedessen ist sie ein Spielball aller möglichen Reflexionen und Phantasien geworden und schwankt haltlos hin und her.

Soweit also bei den Einzelnen das persönliche Christentum nicht überhaupt völlig in einer bloßen religiösen Weltanschauung aufgeht, liegt es selbst im Argen. Es ist nicht eine durch bestimmte Erlebnisse geschaffne neue Verfassung und Bethätigung der Persönlichkeit, kein organisch erzeugtes und ge-

*) Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1895. 183 S. Mk. 3,60.

*) Aeußerung eines Pfarrers: Bei uns predigt ein Teil Naumann (gemeint war die erbauliche Betrachtung am Eingang jeder Nummer der Hilfe) und der andre Gerok. Auf meine Frage in einer Buchhandlung, wer die unglaubliche Masse von Predigtbüchern und einzelnen Predigten kaufe, erhielt ich zur Antwort: die Pfarrer!

wordnes neues Leben, das mit der Selbstverständlichkeit alles Lebendig-Wirklichen seiner selbst sicher wächst und wirkt, sondern eine aufgegriffne Hypothese für die persönliche Lebensführung, die sich ganz nach den eigenartigen Verhältnissen des Individuums gestaltet und unter widrigen Einflüssen widerstandslos verwittert.

Damit ist zugleich gesagt, daß es nicht das genuine, das wirkliche Christentum ist. Es ist höchstens eine täuschende Imitation. Der äußere Schein trügt, denn der innere Bestand ist heterogen. Die christliche Haltung ist nur eine Pose, die zur Ueberzeugung und Selbsttäuschung geworden ist, aber es steht keine Erfahrung, keine Wirklichkeit dahinter.

Diese peinliche Situation der Unsicherheit und Ratlosigkeit, geschweige der Hohlheit und Unwirklichkeit im christlichen Sein und Wirken kennt man natürlich nicht im traditionellen Christentum und in der traditionellen Theologie. Hier erfreut man sich der Unfehlbarkeit in der Auffassung und des Scheins des persönlichen Besitzes, obgleich die Nichtigkeit des persönlichen Christentums in dem kirchlichen Teil der Gemeinden handgreiflich zu Tage liegt und die Ohnmacht des Wirkens nicht durch die Vielgeschäftigkeit des Arbeitens ersetzt werden kann. Man ist hier eben noch nicht zum Zweifel an sich selbst gekommen. Man hat noch nicht die Stimme vernommen: Thue Rechnung von deinem Haushalte. Sonst würde niemand zögern, den Bankerott einzugestehen und an der Stelle anzumelden, wo er allein gehoben werden kann.

Anders liegt es in den modernen kirchlichen Strömungen. So wenig ich zugestehen kann, daß das, was die moderne Theologie für Christentum ausgiebt, das Neue ist, was Jesus brachte und die urchristlichen Gemeinden verwirklichten, so zweifellos ist es, daß es das Christentum ist, was unter günstigen Verhältnissen im allgemeinen jetzt empirisch existirt. Auf dieser Seite ist jedenfalls die Ehrlichkeit vorhanden, die nicht mehr giebt, als sie hat, die sich nicht für mehr ausgiebt, als sie ist. Und seitdem nun noch offen eingestanden wird, daß dies gegenwärtige Christentum etwas andres ist als das ursprüngliche, ist die Aufrichtigkeit vollkommen. In dieser Klärung und Offenbarung des thatsächlich vorhandnen persönlichen Christentums besteht die große entwicklungsgeschichtliche Bedeutung der modernen Theologie für das Reich Gottes.

Unsre Zeit hatte aus der Vergangenheit dogmatisch fixirt und formulirt erhalten, worin das versönliche Christentum bestehe, was sein Glaube und seine Triebe seien, was man als Christ fühle, erfahre und erlebe. Jeder äußere Zwang aber, der dadurch gegeben war, jede von vornherein übergestülpte Form hindert die freie Entfaltung. Was geschah nun? Mit einem durch Generationen hindurch zur Anlage gewordnen religiösen Anempfindungsvermögen suchte der Einzelne das, was ihm erst eingehend gelehrt worden war, nachzuempfinden. Nachempfindung ist aber keine Verwirklichung. Es hat ja gewiß immer Ausnahmen gegeben, aber im allgemeinen mußte so ein Zwiespalt zwischen der Wirklichkeit des persönlichen Lebens, das im besten Falle ein gottgemäß gestimmtes und bestimmtes war, und einem vorgeblichen überschwänglichen supranaturalen Gefühls- und Erfahrungsleben entstehen, in das man sich hineinglaubte, hineinempfand. Alle Früchte und Auswirkungen, die ein solches Leben, wenn es Wirklichkeit, supranaturale Wirklichkeit gewesen wäre, hervorgebracht hätte, blieben natürlich aus, und ebenso alle die Erlebnisse, zu deren auch nur scheinbaren Herbeiführung alle Anstrengungen des Nachempfindens und Zurechtlegens nicht ausreichen. Wird diese Selbsttäuschung allgemein, so wirkt sie ansteckend, verblendend und versichernd. So entstand eine neue Art naiver unbewußter Heuchelei, die sich als verwirklichtes Christentum geberdete. Eine psychologisch verständliche und geschichtlich belegbare Folge dieses Zustandes trat auch hier ein. Man kanonisirte die Form und die Formeln; die Freiheit und die Entwicklung hörte auf. Und analog dazu erfolgte im persönlichen Leben Veräußerlichung, Erstarrung, Hohlheit, Zwiespalt zwischen Religion und Moral, Aufhören des organischen Wachstums, wenn es bei den Einzelnen überhaupt jemals anders war. Die besten Kräfte der modernen Theologie stammen nun aus dem Ringen nach Wahrheit und Aufrichtigkeit im persönlichen Christentum und nach Uebereinstimmung zwischen dem wirklichen vorhandnen christlichen Sein und der Nachbildung der Wirklichkeit in den dogmatischen Begriffen. Damit ward aber die Zerrüttung, Entkräftung und Verderbung des Christentums, auf die man bisher nur aus Symptomen schließen konnte, offenbar, und der Zersetzungsprozeß schritt, nachdem die schützende Hülle der Selbsttäuschung hinweggenommen war, rapid weiter. Aber das ist keine Krankheit zum Tode, sondern zum Leben. Es ist eine Krisis, ein Wahrheitsgericht, unter dem die Wirklichkeit an den Tag kommt — die unabänderliche Voraussetzung für die Offenbarung der göttlichen Gnade und Kraft, nach der wir uns sehnen gegenüber denen, die alles zu haben glauben.

Liegt es so, dann ist aber klar, daß wir die Wendung zur Wahrheit zu nichte machen, sobald wir unser depotenzirtes, entartetes Christentum für das wurzelechte oder wohl gar höher entwickelte ausgeben wollten. Wir müssen vielmehr noch in ganz anderm Sinne wie Paulus uns sagen, daß wir es noch nicht ergriffen haben. Dann steht es aber auch fest, daß wir den großen Notstand im Christentum unsrer Zeit nicht auf wissenschaftlichem, sondern auf praktisch-persönlichem Wege überwinden: dadurch, daß wir Christen werden. Erst dann können wir sagen, was Christentum ist. Nicht daß das Christentum modern werde, sondern daß die Modernen Christen werden, darauf kommt es an.

3. Das Entweder-Oder und seine Konsequenzen

Wir stehen bei der jetzigen Lage des Christentums vor einem schneidenden Entweder-Oder:

Ist das das Richtige, daß sich das Christentum, als religiöse Weltanschauung und Lebensnorm gefaßt, immer höher, reiner, sublimirter von Jahrhundert zu Jahrhundert über Christus hinaus entwickelt. Steht es so, daß er nur Anstoß und Richtung für eine geistige Entwicklung gab, die sich immer weiter von ihm entfernen muß? Ist die christliche Religion also nur die religiöse Seite, das religiöse Element der einen großen Kulturentwicklung, und handelte es sich im Urchristentum um kulturgemäße Anschauungen, Stimmungen u. s. f., die durch die Zeiten hindurch einen Wandlungsprozeß durchmachen, in dem die Kulturanschauung das Substantielle und das Christliche das Accidentielle ist?

Oder war das ursprüngliche persönliche Christentum eine eigenartige, einzigartige Lebenswirklichkeit unsrer Erlebnisse und Erfahrungen, die als objektives psychisches Phänomen damals thatsächlich in bestimmten Vorgängen des persönlichen Lebens existirte, unabhängig davon, wie man sie seiner Zeit erkenntnismäßig erfaßte und sich damit auseinandersetzte, und davon, wie man heutzutage darüber urteilt: die wir deshalb wiedergewinnen müssen — wobei die organische Wirklichkeit wesentlich dieselbe sein wird, und nur die reflektirende Vorstellung eine andre Form der Anschauung gewinnt? Ist das Christentum eine supranatural gewirkte neue Verfassung des Menschen und eine zu umfassender Ausbreitung bestimmte Reorganisation der chaotischen Menschheit, die Geschichte des persönlichen Wirkens Gottes in der Welt, bei der alles darauf ankommt, daß sie sich vollzieht, daß das Neue verwirklicht wird, während der Reflex der Wirklichkeit im Denken von der Entwicklungsstufe der menschlichen Erkenntnis abhängig bleiben wird?

Die Religion und Theologie steht gegenwärtig vor diesem Scheidewege, und er ist schon nach verschiedenen Seiten beschritten worden.

Johannes Müller

Religion und Sozialdemokratie

2. Die Religion und die materialistische Geschichtsauffassung der Sozialdemokratie. Schluß.

Es ist hier bisher Kritik geübt worden an dem materialistischen Historiker, der rückwärtsblickend zu der Religion Stellung genommen hat. Dieser Historiker indes — es ist oben gezeigt worden — durchschaut auch die Zukunft, kennt das künftige Schicksal der Religion und ganz genau den Zeitpunkt, da das letzte bischen Religion für alle Ewigkeit geschwunden ist.

Heute ist die Religion „soziale Religion," phantastische Wiederspieglung des Kapitalismus, der heute herrscht — nach Engels —, oder, nach Marx: eine ideologische, „in den Wolken fixirte" Ergänzung der in sich selbst zerrissenen, sich selbst widersprechenden Gesellschaft zu Einheit und Geschlossenheit, oder, noch anders ausgedrückt: eine ideologische Reparatur des den Produktionsverhältnissen und damit auch der Gesellschaft heute eignen Antagonismus. Wenn dieser Antagonismus der Gesellschaft endigt — durch die Vergesellschaftung der Produktionsmittel —, muß auch die Religion endigen, da es dann eben keiner Ergänzung und keiner Aufhebung irgend eines Widerspruchs und irgend einer Zerrissenheit in der Gesellschaft bedarf. Wirklich nicht? Angenommen, der speziell aus den Produktionsverhältnissen herrührende Antagonismus in der Gesellschaft erreichte sein Ende — ich bin davon sogar bis zu einem gewissen und ziemlich weitgehenden Grade überzeugt — endigt denn damit auch etwa der Antagonismus in der Natur und im Menschenleben? Endigt damit vor allem auch — um nur den wichtigsten und markantesten Fall anzuführen — der Antagonismus zwischen Leben und Tod? Das ist ja der Kardinalfehler der materialistischen Geschichtsauffassung — wie sie von der Sozialdemokratie gefaßt wird —, daß sie an den Menschen nur als Gesellschaftsgeschöpf, als Sozialwesen herantritt, daß sie nur noch Leiden und Freuden aus gesellschaftlichen Gründen sieht, daß sie den Menschen, die ganze menschliche Gesellschaft aus dem Zusammenhang mit der Natur heraushebt, daß hier zwar nicht, wie vom Liberalismus, das Individuum, aber die Gesellschaft isolirt wird. Man ist fast versucht, von einem Kollektivliberalismus zu sprechen. In dieser alleinigen Berücksichtigung von gesellschaftlichen Ursachen menschlicher Fehler, menschlicher Leiden und Freuden, überhaupt menschlichen Bedingtseins, geht man sogar so weit, daß thatsächlich nach der durch Vergesellschaftung der Produktionsmittel bedingten Aufhebung des gesellschaftlichen Antagonismus ein Leben in Glanz und Wonne als sichre Folge angenommen wird. Und das nicht etwa nur von wissenschaftlich gar nicht oder halb gebildeten Agitatoren; Engels ist es, der folgende endgiltige und glanzvolle Perspektive eröffnet:

> Die objektiven, fremden Mächte, die bisher die Geschichte beherrschten, treten unter die Kontrolle der Menschen selbst. Erst von da an werden die Menschen ihre Geschichte mit vollem Bewußtsein selbst machen, erst von da an werden die von ihnen in Bewegung gesetzten gesellschaftlichen Ursachen vorwiegend und in stets steigendem Maße auch die von ihnen gewollten Wirkungen haben. Es ist der Sprung der Menschheit aus dem Reiche der Notwendigkeit in das Reich der Freiheit. (Umwälzung der Wissenschaft, S. 305/6.)

Man erfasse die Bedeutung dieses verheißnen „Reiches der Freiheit" doch nur „voll und ganz"! Es besagt, wenn es einen Sinn haben und eine präzise Formulirung sein soll, — und das ist bei Engels stets der Fall — die vollständige Ueberwindung sämtlicher natürlichen und gesellschaftlichen Mächte. Es besagt auch die vollständige Gleichstellung aller oder die unbeschränkteste Anerkennung jeder Individualität durch jede andre Individualität; denn wenn auch nur ein einziges Mitglied in diesem „Reich der Freiheit" sich beschränkt fühlte, so wäre doch schon wieder eine gesellschaftliche Macht da.

Wenn dieses „Reich der Freiheit" schon heute als ein in nahe liegender Zukunft zu verwirklichender Zustand angesehen werden soll, wenn es der Zielpunkt real-politischer Thätigkeit sein soll, so vermag ich darin nur eine Utopie zu sehen, wobei es nichts zur Sache thut, daß der Utopist die Miene des Historikers und Logikers angenommen und seine Gedanken sogar in die Sprache Hegels gekleidet hat. Und wenn ich dann — als materialistischer Historiker — diese Utopie erklären, dieses Gedankengebilde auf seine realen Grundlagen zurückführen sollte, so könnte ich nur sagen: wir haben es zu thun mit einer „phantastischen Wiederspieglung" der gesellschaftlichen Macht des Kapitalismus, die heute die Gesellschaft beherrscht; oder auch, um im Anschluß an Marx zu reden: Es ist eine „Ideologie," hervorgegangen infolge des Antagonismus des heutigen Produktionsprozesses aus dem Streben der in sich selbst zerrissenen, sich selbst widersprechenden Gesellschaft nach Einheitlichkeit und Geschlossenheit. Man sieht: die materialistische Geschichtsauffassung ist eine sehr zweischneidige Waffe.

Wenn aber jenes „Reich der Freiheit" nicht einen durch politische Thätigkeit der Gegenwart in absehbarer Zukunft zu realisirenden Zustand bedeuten soll, sondern wenn es nur als fernstes Endziel menschlicher Entwicklung in Aussicht genommen ist, wenn es gewissermaßen nur die Vision eines ungeduldig forschenden und oft enttäuschten Geistes sein soll, der innige Wunsch eines gedrückten und gequälten Herzens, das zuversichtliche Hoffen einer friedlosen, suchenden Seele, daß unser Fragen und Forschen doch endlich einmal von Erfolg gekrönt sein wird, daß endlich einmal unser Denken Befriedigung, unser Herz Ruhe, unser Geist Freiheit finden wird — wenn jenes „Reich der Freiheit" das bedeuten soll, dann ist es denn doch schon der christlichen Hoffnung auf endliche Erlösung und Schauen Gottes von Angesicht zu Angesicht bedenklich nahe gekommen. Denn „soviel ist klar: in dem Augenblicke, da wir die reifsten Früchte vom Baume der Erkenntnis pflücken werden, werden wir alle Gott schauen!"

Endlich aber: Selbst wenn die Menschen in absehbarer Zukunft wirklich jenen vollkommnen Gesellschaftszustand erreichen, der dem Individuum ein üppiges, triumphirendes Dasein, etwa nach Art der griechischen Götter, gestattete, eine Sorge wird doch die sonst so sonnig-heiter strahlenden Stirnen dieser Gottmenschen trüben: die Sorge vor dem Tode. Wenn auch alle sonstigen natürlichen und gesellschaftlichen Mächte bezwungen sein werden, daß auch die Macht des Todes gebrochen werden würde, ist noch von keinem der materialistischen Historiker behauptet worden. Wenn nun auch in jener Zeit einer „gereiften Erkenntnis" die Anschauung Gemeingut geworden sein sollte, daß der Tod nichts weiter zu bedeuten hat, als ein Stillstehen der Lebensfunktionen, eine Auflösung, die für den Chemiker viel Interesse hat, daß der Tod also durchaus nicht etwa eine Ueberleitung zu schrecklichen Höllenqualen bedeutet — auch wenn diese materialistische Auffassung des Lebens als wissenschaftliche Erkenntnis allgemein herrschte, so wäre doch mit solcher Erkenntnis die Todesfurcht nicht beseitigt. Denn es ist gar nicht die Furcht vor ewigen Strafen, die den Tod schrecklich macht, sondern der „Wille zum Leben," die Liebe zum Sein, das Schauern und Schaudern alles Lebendigen vor dem Nichts, der tiefe und geheimnisvolle Antagonismus zwischen Sein und Nichtsein. Und dieser Antagonismus dürfte um so stärker sein, je herrlicher das Sein geartet, je freudenreicher das Leben ausgestattet ist. Und weiter noch: die „Erkenntnis" vom Wesen des Sterbens würde auch gar nicht genügen, diese Macht des Todes zu brechen, wie Engels zugiebt. Denn er erklärt: „Die bloße Erkenntnis . . . genügt nicht, um gesellschaftliche Mächte der Herrschaft der Gesellschaft zu unterwerfen. Dazu gehört vor allem eine gesellschaftliche That." (Umwälzung der Wissenschaft, S. 344.) Was nun den gesellschaftlichen Mächten billig ist, sollte den natürlichen doch wohl recht sein. Was aber thun, um die natürliche Macht des Todes durch eine That zu unterwerfen, zu brechen? Da diese Macht durch eine, ewiges Leben auf Erden gebende That reell nicht zu brechen ist, so bliebe — nach der Logik und Psychologik des materialistischen Historikers — nichts andres übrig, als — um mit Engels zu reden — die phantastische Wiederspieglung, in den Köpfen der Menschen, derjenigen äußern Macht — der Macht des Todes — die ihr alltägliches Dasein beherrscht, eine Wiederspieglung, in der die irdische Macht — des Todes — die Form einer überirdischen annimmt. Oder, nach Marx formulirt: infolge der Selbstzerrissenheit und dem Sichselbst-Widersprechen dieser weltlichen Grundlage ergäbe sich die Notwendigkeit, eine ideologische Einheit zu konstruiren, indem diese in sich zerrissene weltliche Grundlage sich von sich selbst abhebt und sich, ein selbständiges Reich, in den Wolken fixirt. In welcher Gestalt nun? Da diese ideologische „Fixirung" doch den Zweck hat, den Widerspruch zu beseitigen, den irdischen Antagonismus — in diesem Falle zwischen Leben und Tod — aufzuheben, das ideell zu erfüllen, was reell unerfüllbar ist, so muß die den Menschen allein noch schreckende und beherrschende Macht des Todes sich phantastisch wiederspiegeln, in den Wolken fixiren als eine einzige Macht des Lebens. Und somit hätte denn der materialistische Historiker selber wieder einen einzigen, persönlichen Gott des Lebens konstruirt — nach-

dem er soeben einen solchen vernichtet hatte —, der, nachdem er liebevoll die Menschen auf Erden mit tausend Wonnen und Freuden beschenkt hat, ihnen gnädig im Jenseits ein ewiges Leben verleiht.

Den materialistischen Historiker ereilt so bei konsequenter Verfolgung seines Gedankenganges dasselbe Schicksal, das auch schon so manchem andern „konsequenten Denker" zu teil geworden ist: an das Gegenteil dessen zu kommen, was er bei Beginn seiner Wanderung als Ziel und als erhofftes und erwartetes Endresultat in sichere Aussicht genommen hatte.

Nachdem in beiden vorhergehenden Artikeln sowohl die thatsächliche Stellung der Sozialdemokraten als auch die theoretische Stellung der Sozialdemokratie zur Religion erörtert worden ist, halte ich meine Aufgabe, das Verhältnis zwischen Sozialdemokratie und Religion kritisch darzustellen, für beendigt. Als Resultat dieser Arbeit ergiebt sich: die Masse der Sozialdemokraten ist, infolge der Verhältnisse, unter denen große Teile unsers Volkes leben — denken und fühlen —, religionsfeindlich. Diese Stellung zur Religion, diese Gesinnung läßt sich aus den im ersten Artikel angeführten Gründen sozialer, historischer und psychologischer Natur sehr wohl begreifen und erklärlich finden. Da diese Stellung durch äußere und zeitliche Verhältnisse bedingt ist, so kann, so muß sie sich ändern, wenn eben diese Verhältnisse andere geworden sind.

Wenn Theoretiker der Sozialdemokratie auf Grund der materialistischen Geschichtsauffassung — wie sie diese fassen — für absehbare Zukunft das Ende aller Religion und das Erlöschen alles religiösen Dranges und Empfindens annehmen, so glaube ich diese Annahme in ihrer Begründung durch den zweiten Artikel als irrig erwiesen zu haben.

Die Religion erscheint mir demgemäß durch die Macht, die von vielen als die religionsfeindlichste nicht nur, sondern auch religionsgefährlichste gefürchtet wird, erscheint mir durch die Sozialdemokratie in keiner Weise gefährdet.

Ebensowenig vermag ich übrigens eine Beeinträchtigung der Religion durch eine ganz andre, im Lager der Gläubigen nicht weniger gefürchtete Macht, durch die Naturwissenschaft zu erblicken. Auf das Verhältnis zwischen Religion und Naturwissenschaft näher einzugehen, gehört nicht hierher. Ich erinnere aber doch in Kürze an die Begrenztheit naturwissenschaftlicher Forschung und Erkenntnis innerhalb des speziell menschlichen Erkenntnisvermögens, ich erinnre an den Empirismus der Naturwissenschaft, wodurch von vornherein schon alles, was etwa jenseits dieses Erkenntnisvermögens und jenseits der Erfahrungsmöglichkeit liegt, wodurch alles Transzendentale, alles, was speziell menschlichen Denkformen nicht unterworfen ist, völlig unberührt bleibt und wohl auch bleiben wird. Man kennt das berühmte Ignorabimus. Damit überläßt die Naturwissenschaft aber der Religion weite Gebiete.

Religion nun ist — meine ich — als thatsächliche Erscheinung vom Standpunkte des Historikers für alle Zeiten und Völker definirt, das Verhältnis, in dem das Individuum sich zu seiner Umgebung, zu Welt und Menschen stehend wähnt. Diese Definition enthält in sich einerseits die subjektive Seite aller Religionen, das Individuum mit seinem Fragen und Forschen nach dem Woher, Wohin und Wozu seiner Selbst und alles Seienden, das Individuum mit seinem religiösen Drang und Trieb; diese Definition enthält andrerseits auch die objektive Seite der Religion, die Antwort, die auf die Fragen des Individuums mit Rücksicht auf den Einfluß bestimmter, für eine Kulturepoche charakteristischer Mächte gegeben worden ist, den religiösen Lehrsatz, das Dogma. So lange nun das Individuum die Fragen nach dem Ursprung und der Bedeutung seines und allen Lebens stellen wird, so lange diese Fragen nicht endgiltige und erschöpfende, das ganze Individuum befriedigende Antwort in der Wissenschaft gefunden haben werden, wird es Menschen mit religiösem Drang und Trieb geben und wird auch immer eine bestimmte Antwort als befriedigend angesehen werden, wird eine bestimmte Religion herrschen. Heute ist diese erschöpfende und befriedigende Antwort von der Wissenschaft genau so wenig gegeben, wie vor hundert, vor tausend und vor abermals tausend Jahren; heute ist der religiöse Drang und Trieb um nichts

geschwächt. Die subjektive Seite der Religion besteht und erfordert ihre objektive Ergänzung; das religiöse Empfinden verlangt seine Befriedigung in einer bestimmten Religion, eine Befriedigung zwar nicht des Denkens, aber — was für den Menschen psychologisch viel notwendiger ist — des Gemüts. Als diese Religion kann für uns, in Anbetracht unsrer ganzen historischen Entwicklung und unsrer mehr als tausendjährigen Kultur, nur das Christentum in Betracht kommen.

Gewiß ist das Christentum, so wie wir es erfaßt haben, noch nichts völlig Abgeschlossenes, Erschöpftes. Es hat unter Menschenhänden und in Menschenhirnen im Strom der Zeiten so manche Wandlungen erfahren und steht noch heute in verschiednen Formen vor uns. Gewiß ist bis jetzt durch das Christentum unserm religiösen Drang und Trieb kein Stillstand gegeben. Sicherlich haben wir die Aufgabe, den in christlicher Lehre geoffenbarten göttlichen Geist immer reiner zu erfassen und immer tiefer in ihn hineinzudringen. Es bleibt noch für unabsehbare Zeiten den christlichen Individuen und Völkern die gewissermaßen protestantische Verpflichtung, sich immer näher an Gott und damit zum Quell alles Seins und aller Erkenntnis und — nicht zuletzt — alles Friedens heranzuringen. Mit dem Christentum zugleich ist dem religiösen Drang und Trieb zwar kein Stillstand verliehen, aber ein gerader Weg gewiesen und ein Ziel gesetzt.

Ich glaube nicht, daß das Christentum mit seinen sämtlichen Lehrsätzen uns Menschenkinder jetzt oder gar schon seit langer Zeit die volle, abgeschlossene, absolute Wahrheit über Gott und Welt gegeben hat. Es giebt solche Wahrheit nur verhüllt, in die Formen menschlicher Anschauung und Sprache gekleidet. Wir ahnen die Wahrheit, wir empfinden sie zuversichtlich. Wir haben Gleichnisse, Symbole, Abbilder, wodurch Ewiges und Endgiltiges in Zeitliches und Begrenztes übertragen ist. „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis," erklärt der Dichter, nachdem er alle irdische Weisheit in seinem reichen Leben erschöpft hat. Der Apostel schreibt: „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Wort; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich es stückweise, dann aber werde ich es erkennen, gleichwie ich erkannt bin."

Eine Stelle indes giebt es im Christentum, wo wir festesten Grund haben, wo kein Gleichnis, kein Symbol, kein Abbild ist, sondern Wirklichkeit, Wahrheit, Leben: das ist der Meister selber, der — wie ich meine — heute noch genau so lebendig zu wirken vermag, wie damals, als er leibhaftig unter den Menschen wandelte. Ich wüßte thatsächlich nicht, in welcher menschlichen Lebenslage seine vielgestaltige und doch einheitliche Persönlichkeit nicht Vorbild, nicht Rater und Retter sein könnte, warum wir nicht heute ihm wie vor tausend Jahren als dem Führer und Helfer, dem Heliand, treue Gefolgschaft leisten sollten. Die Bedeutung Christi für unsre Zeit und die Sehnsucht unsrer Zeit nach etwas, wie es am besten Christus zu bieten vermag, hat — wenn auch nur in Umrissen — in einer Weihnachtsbetrachtung der „Zukunft"*) Pfarrer Naumann mit feinem psychologischen und historischen Verständnis gekennzeichnet.

M Lorenz

Papst Leo XIII.

1. Jugend

Der Mann, dessen Leben wir betrachten wollen, gehört zweifellos zu den Glücklichen dieser Erde, in dem Sinne genommen, daß während seiner gesamten Wirksamkeit seiner Bewunderer mehr waren als seiner Feinde. Es giebt solche, die Leo XIII. den größten politischen Papst der letzten zwei Jahrhunderte nennen. Aber selbst die in ihm den Papst des Opportunismus erkennen, müssen seinen Eifer und Erfolg bestätigen.

Schon die Thatsache, daß Leos Lebensdauer fast das ganze Jahrhundert umfaßt, macht seine Entwicklung fesselnd. Dies merkwürdige Jahrhundert, das die Sehnsucht nach Freiheit,

*) Wieder abgedruckt in „Gotteshilfe" Gesammelte Andachten. Göttingen bei Vandenhoeck und Ruprecht.

nach Einigung der Stämme wie ein Sturm durchbrauste, dem das Heldengedicht der deutschen Siege und der aus Blut und Kerkernacht erstandnen Italia una erklang. Wie viel interessanter aber wird Peccis Leben noch dadurch, daß er früh und in immer bedeutendern Berufskreisen zum Führer geworden ist in der Institution, die sich rühmt, die Verneinung aller Neuerung, weil die Verkörperung der höchsten Traditionen der Menschheit zu sein.

Gioachino Pecci ist ein Sohn Latiums und wurde am 2. März 1810 in Carpineto geboren. Das Dörfchen liegt hoch am Volskergebirge in einer der obern Schluchten der Monti Lepini, die als Ausläufer sich romwärts strecken, und ist von dem in üppiges Grün gebetteten Segni aus zu erreichen. Uralte Kulturstätten sind die meisten dieser Orte, reich an Cyklopenmauern und Thoren, Alatri mehr noch als Segni, während Carpineto selbst, eingebaut auf steilem Grat, recht eigentlich den Typus der mittelalterlichen italienischen Bergstädte trägt. Lichtumflossen im Sommer, schneegefangen an manchem Wintertage und vom Sturm umweht; düster, eng, des Behagens bar, nur ein Notbehelf für den Fall, wenn die Natur unfreundlich droht. Für das erschlossene Auge ist die Umschau von dort von unbeschreiblichem malerischem und historischem Reiz. Die edeln Linien des Volskergebirges, ernst wie ihre tausendjährige Geschichte, bilden den Rahmen. Die Hügel und Thäler Latiums erscheinen in dem klaren Aether wie die Wellen der sommerlichen See. Auf der Höhe steht in düsterm Grün die Steineiche; Oelbäume wechseln mit breitblättrigen dunkeln Feigen und hellen Reben im Grunde. Segni liegt diesseits der Bahnlinie; jenseits das größere Anagni, die Geburtsstätte Innozens III. und Bonifaz VIII., der dort französischer Gewalt erlag. Dahinter Subjaco mit dem Sacro Speco des heiligen Benedikt, Civitella auf steiler Zacke der formenschönen Sabiner Berge. Rückwärts dem Meere zu liegt Cori, von wo die Mutter stammte; dort streckt über die Mauern der Cyklopen der Herkulestempel aus Römerzeiten seine schlanken Säulen empor. Schwellend von Licht und Lebensfülle breiten sich die Gefilde zwischen Berg und Meer, an köstlichem Oel und Wein so reich, an Herden, die am Waldrand grasen. Kein Zeichen verrät den tötlichen Fieberhauch, der darüber brütet. Ninfa, das Dornröschen unter den Städten, mit seinen Basiliken nnd der zerbrochnen Brücke über dem klaren Bach, schlummert im Epheugrün, unweit dem Forum Appium, wo das wunde Herz des Apostel Paulus am Brudergruß sich labte. Fern am Strand der dunkle Punkt ist der Turm von Astura, wohin der Verräter den gefangnen Konradin führte. Noch ferner aber am Horizont schwimmt Capo Circeo im purpurnen Meer. Welche Erinnerungen, welche Geschichte!

In Carpineto waren die Pecci die begüterte Familie, Possidenti di Campagna, wie sie hier heißen. Seit sie zu hohen Ehren gelangt sind, hat man ihnen alten, sienesischen Adel angedichtet, doch mit Unrecht, denn erst 1832 wurde der Sohn durch Vermittlung des Kardinals Sala in das Libro d'Oro von Anagni als Patrizier eingetragen, um in die Accademia dei Nobili ecclesiastici eintreten zu können.

Der Vater Domenico Ludovico hatte vorübergehend unter Napoleon I. gedient und stand nun im Verein mit der Gattin seinem zahlreichen Haushalt in der Bergheimat vor. Gioachino Vincenzo war ihr siebentes, jüngstes Kind. Das düstre Haus hat, wie dort üblich, im hohen Erdgeschoß enge Thüren und kleine vergitterte Fenster und darüber nur einen bewohnbaren Stock. Es liegt den höchsten Gebäuden des Oertchens, dem Franziskanerkloster, der Kirche sowie der Pfarrwohnung am nächsten. Der schmale, üble Saumpfad führt steil hinan bis vor die aus unbehauenen Steinen gefügte Treppe des Eingangs. Drinnen im Saal hängen die Bilder der Eltern neben den Gedächtnistafeln der Söhne. Die Mutter entbehrt gänzlich der stattlichen Schönheit, durch die die Frauen jener Berge uns gewöhnlich auffallen. Weder ihre noch des Vaters Züge würden uns veranlassen, in dem Sohne besondre Geistesgaben zu suchen.

Stellen wir uns das Leben der Familie in jenen ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts vor. Draußen wütete der Krieg mit dem Schwert, und der Krieg gegen Papst und Kirche.

Seit 1808 war der Kirchenstaat von den Franzosen besetzt. Pius VII. saß als Napoleons Gefangner in Savona. Den Staatssekretär Consalvi hatte der Mächtige seines Zornes für würdig erachtet und dessen Sturz veranlaßt, obgleich ebenderselbe schon 1801 jenes merkwürdige Konkordat geschlossen hatte, in dem der heilige Stuhl den Verkauf der Kirchengüter in Frankreich förmlich anerkannte. Dies Faktum ist offenbar den Ultramontanen und Intransigenten von heute ganz entschwunden. Denn thatsächlich hatte damit und mit Bonapartes Beschlagnahme der Legationen der Auflösungsprozeß begonnen, der sich durch das ganze Jahrhundert hinzieht. Als nun gar der Gewalthaber den betagten Pius plötzlich nach Frankreich bringen ließ und ihm das Konkordat von Fontainebleau vom 25. Juli 1813 abzwang, war die Niederlage des Papstes vollendet. Er hatte darin in aller Form auf die weltliche Macht verzichtet.

Doch die Wendung der Zeiten und der Sturz des Kolosses brachte Hilfe. Schon am 14. Mai 1814 zog der Papst wieder in Rom ein, und am 14. August rief er die Jesuiten zurück.

Wie wird die Familie in Carpineto darüber gejubelt haben! Dennoch waren die folgenden Jahre darum nicht minder sorgenvoll. Aller Besitz war belastet, die Kirchengüter schwer geschädigt; durch die Verarmung der Orden aber litt das geringe Volk doppelte Not. Ueberdies war die ganze Gegend von Räubern durchschwärmt. In dem ärgsten Räubernest, dem hinter den höchsten Berggipfeln gelegnen Sonnino, hatten allerdings die Franzosen strenges Gericht gehalten, und der Neffe der Gerichteten, Antonelli, hatte sich warnen lassen und war in Rom ins Priesterseminar eingetreten. Dauernd genützt aber hatte das abschreckende Beispiel doch nicht, denn wir hören, wie Gasparone zum Schrecken der ganzen Gegend ward und mit seinen Horden bis nach Frascati hin den zitternden Bürgern gebot, einem Fürsten gleich, sodaß Consalvi sich gar nicht anders zu helfen wußte, als daß er 1818 bei einem Aufenthalt in Terracina einen förmlichen Vertrag mit den Briganti schloß.

Aber wäre selbst dies Uebel dem Hause Pecci ferne geblieben, so gab es sonst zu sorgen und zu schaffen genug. Das Leben auf jenen Höhen ist immer mühsam. Alles Wasser wird noch heute von den Frauen auf dem Kopfe aus weiter Entfernung geholt. Zwei Orte wurden mir gezeigt, die gemeinsam nur einen Brunnen auf halbem Wege besitzen. Pecci konnte erst als Kardinal seiner Heimat die köstliche Gabe des Wassers in stattlicher Leitung bescheren, was er mit lateinischen Distichen gefeiert hat. So ist denn auch von ihm als Papst die Franziskanerkirche ausgebaut worden.

Daß sich der Mutter Gesichtskreis in engen Grenzen bewegte, ist nicht zu bezweifeln. Sind doch noch heute die Frauen jener Gegenden Menschenalter hinter uns zurück. Aber gerade in der Beschränktheit lag ihre Kraft. Sie gehörte dem dritten, dem Laienorden des heiligen Franziskus an, und kam in jeder Weise ihrem Gelübde nach, das die Absagung aller Weltlust, häufige gottesdienstliche Uebungen und reichliches Wohlthun fordert. Die Jubiläumslitteratur*) hat es sich allerdings zur Aufgabe gemacht, mit schwülstigen Lobreden auf die ganze Familie alles Maß zu überschreiten. Aber des Jesuitenpaters Joseph, des spätern Kardinals Zeugnis wollen wir annehmen, wenn er preist, daß Frau Pecci wohl die Seele aller Wohlthätigkeit im Städtchen war, nie aber darüber ihre häuslichen Pflichten außer Acht gelassen habe: „Die aufopferndste Mutterliebe floß für uns alle wie ein mächtiger Strom."

Noch heute ist der italienischen Kinder Leben seltsam arm an kleinen Freuden, an Spielzeug und Bilderbüchern. Es ist, als hätten sie an Licht und Wärme so viel, daß sie nichts andres bedürften. So wird die Mutter ihre Kleinen unter die Oelbäume und in den Schatten der dunkeln Feigen getragen haben, und der kleine Joachim hat mit ihrem Rosenkranz gespielt, wie die Kinder noch heute thun, und als er lesen konnte, hat er sich mit ihrem Gebetbuch und den Heiligenbildchen beschäftigt, wie

*) Siehe unter anderm: J. Weinand, Leo XIII., seine Zeit, sein Pontifikat und seine Erfolge.

man das noch immer sieht. Es ist natürlich, daß Frau Pecci den Umgang des Kleinen mit den Franziskanern gerne sah; hatte sie doch zur Erneurung ihres Klosters kräftig mitgeholfen und ging im Wohlthun mit ihnen Hand in Hand. Da auch die ältern Schwestern ganz auf den Sinn der Mutter eingingen, so sind schon des Kindes erste Eindrücke alle streng kirchlich gewesen. Die Jubiläumsbiographien rühmen denn auch von ihm, er habe eigentlich nie gelacht. Aber eine Kindheit, deren er sich in der Erinnrung freut, hat er dennoch gehabt. Die lateinischen Distichen,*) in denen er seinen Lebenslauf beschreibt, geben davon Zeugnis:

O im knospenden Lenz, welch glücklich, welch freudiges Leben
Dort am lepinischen Joch bot mir mein väterlich Heim!

Inzwischen fingen die Jesuiten an, sich im Kirchenstaat wieder häuslich einzurichten. Obgleich Ranke aussagt, es sei langsam gegangen, so hatten sie doch schon 1817 in Viterbo eine blühende Erziehungsanstalt für Knaben und nahmen bald wie von selbst das ganze Erziehungswesen von Rom in Beschlag.

Im Herbst 1817 ging Gioachino zum erstenmal mit den Eltern und dem ihm am nächsten stehenden Bruder Joseph nach Rom, wo die Knaben weilen durften, bis sie im November 1818 zu den Jesuiten nach Viterbo kamen. Dort verbrachten sie die sechs Gymnasialjahre bis 1824, nicht einmal unterbrochen durch Besuche in der Heimat während der Ferien, da diese in den Landhäusern des Ordens verbracht zu werden pflegen. Doch durfte der Knabe von schwerer Krankheit genesend sich im Elternhause der Pflege der Mutter erfreuen. Zum letztenmal, denn schon 1824 ward sie den Ihren entrissen. In seinem Latein schrieb ihr der Sohn die Grabschrift. Es war der erste große Schmerz seines Lebens. Ist es vielleicht der einzige, echt menschliche Schmerz seines notwendigerweise so liebearmen Daseins gewesen?

Schwer nur gelingt es uns, eine solche junge Priesterentwicklung zu rekonstruiren. Zumal im Süden, wo man im zartesten Alter schon das Kind der Familie entfremdet. Ganz ohne edeln weiblichen Einfluß wächst der Knabe auf, und weder in den Distichen, noch in den bisher veröffentlichten Briefen finden wir die Erwähnung irgend einer Jugendfreundschaft. Um unsre Begriffe über die vielfach so gerühmten Jesuitenschulen zu klären, mag es gut sein zu hören, was ein ehemaliger Schüler einer solchen schreibt**):

Um eine Vorstellung von dem zu geben, was in Rom die öffentlichen Schulen von S. Apollinare und die Jesuitenschule im Collegio Romano bis 1870 gewesen, genügt das Faktum, daß in keiner von ihnen Italienisch gelehrt wurde. Folglich verließ sie der achtzehnjährige Jüngling ohne den kleinsten vertraulichen Brief schreiben zu können, der — von Anmut gar nicht zu reden — orthographisch richtig oder im Satzbau leidlich gewesen wäre. Keine Ahnung von Geschichte (nicht einmal nach Jesuitenweise zugeschnitten!), keine Geographie, kein Rechnen! Nur ganz zufällig wußte man von Hörensagen, daß es Länder gäbe, die Frankreich, Spanien, Rußland hießen, daß irgendwo in der Welt ein Amerika sei, daß ein Dante, Julius II., Kolumbus gelebt hätten. Man glaubt es kaum, daß viele es nicht einmal so weit brachten! Ich erinnere mich eines armen Tropfes von Seminaristen — eines von denen, die am Ende des Jahres Prämien erhielten — er ist heute Uditore in einer Nunziatur, der mit sechzehn Jahren alles Ernstes frug, ob es wahr sei, daß der Mond Augen, Mund und Nase hätte. Ein andrer konnte sich vor Erstaunen nicht fassen, daß es Mikroskope gäbe, die kleine Dinge groß erscheinen lassen. Nichts geschah, um die Phantasie zu erziehen, den Charakter zu bilden, das Nachdenken anzuregen, die Beobachtungskraft zu stärken, — alles dagegen, um die Jünglinge zu Heuchlern zu machen. Vier, ja sechs Jahre wurde nichts, auch gar nichts als Latein getrieben. Latein, und wieder Latein, aber mit barbarischer Methode und unzeitgemäßen Unterbrechungen, als: wie schädlich und gefährlich schlechte Gesellschaft, wie notwendig Gebetsübungen, wie heilsam gesenkte Augen wären! Nach dem Uebersetzen kam der freie Aufsatz auf Lateinisch und auch Italienisch — ohne Kenntnis der Sprache — aber die Themata waren nie der Wirklichkeit entnommen, nie berechnet, auf den schweren Lebensweg nützlich vorzubereiten, sondern behandelten etwa die Tugenden des heiligen Joseph, das Apostelamt St. Petri, die Keuschheit des St. Stanislaus Kostka oder allenfalls Pyrrhus, Hannibal, Epaminondas. Das Einzige, worin man wirklich geübt wurde, war das rednerische Fach. Mit dem Leitfaden des De Colonia lernte man das Thema erweitern, die Metapher, Synekdoche, Metonomie, die Apostrophe und Antitheſe gebrauchen, als gälte es ein Mosaikbild zu machen oder ein Rezept zu schreiben. Das wurde dann mit widerwärtig monotoner Stimme hergelesen, einerlei, ob es von S. Luigi Gonzaga oder Pomponius Atticus handelte. Absolut verboten war jede andre Lektüre außer der der Schulbücher. Einem meiner Gefährten wurden die Mie prigioni des Silvio Pellico konfiszirt und Ausstoßung angedroht. Gewöhnlich bekamen die Allerunwissendsten — die es auch noch heute sind — die meisten Prämien. Natürlich, sie hatten das System am vollendetsten ausgebildet. Einen weiß ich, der jedes Jahr die Prämien erhielt und heute im öffentlichen Amt kaum imstande ist, einen Brief abzuschreiben. Dagegen war der Unterricht der Philosophie, Physik, Mathematik in der höheren Schule, dem Liceo gut. . . .

Wir werden wohl thun, diese Mitteilung gleichsam als Maßstab dessen festzuhalten, was seine Jugendbildung dem jetzigen Papste gegeben hat, selbst wenn wir annehmen, daß er zu den Strebsamen gehörte, die später viele Lücken auszufüllen vermochten. So wundert es uns denn auch nicht, daß wir in Peccis Entwicklung keine Spur von historischem Einfluß durch das so merkwürdige Viterbo selbst finden. Die historische Einwirkung der Umgebung wird absichtlich unterbunden durch eine Pädagogik, die auf edlen Humanismus von Haus aus verzichtet.

Die Stadt, die eine wundervolle Aussicht auf den Apennin und das Meer bietet, besitzt eine etruskische, sowie eine reiche mittelalterliche Vergangenheit, wie sie heute — am Saum der Maremma gelegen — eine traurige Berühmtheit wegen des unausrottbaren Räuberwesens in seinen Hackwaldungen behalten hat. Sie hat blutige Fehde mit Rom geführt, Päpste in ihren Mauern gewählt und fünf Päpsten in der prächtigen Kathedrale die Gruft bereitet. Dort auf dem Marktplatz zeigt man die Stelle, wo Kaiser Barbarossa dem Papst Hadrian IV. den Steigbügel hielt, und eben dieser Papst forderte und empfing dort vom Kaiser die Auslieferung Arnolds von Brescia. Aus Italiens goldnen Tagen ragen Paläste und Kirchen, laben anmutige Brunnen die Sinne. Draußen weit in der Runde aber verbergen sich etruskische Grabkammern und Nekropolen ohne Zahl.

Achtlos ist an alledem die Schar der Zöglinge vorübergegangen. So sehr ich in den Biographien forschte, finde ich als Ziel der Spaziergänge nur die Kapelle der heiligen Rosa genannt, einer unverweslichen Heiligen, der große Ehre gezollt wurde. Pecci selbst sagt in seinen Distichen bloß:

Mütterlich schloß in die Arme Viterbo den Knaben,
Und es erzog ihn im Hause Loyolas so fromm.

Dafür aber hat die Schule das oft gepriesene Erbteil klassischen Lateins ihm reichlich mitgeteilt. Zu der vorhandnen Anlage kam sorgsame Pflege. Wir hören von Festgedichten und Begrüßungen in gebundner Sprache, die dem Knaben aufgetragen wurden, und vernehmen das glänzende Zeugnis der Lehrer wie Mitschüler. Der auf gewiesener Bahn sich ruhig entwickelnden Natur kamen die im fünfzehnten Jahr erhaltenen niedern Weihen hoch willkommen. Man hat den Eindruck, daß es überhaupt keine Periode des Lebens gegeben, wo Leo sich nicht als Priester gedacht und empfunden hätte.*)

*) Schwert, Papst Leo XIII. Ein Blick auf seine Jugend und seine Gedichte.

**) Gustavo Tommasoni, Lettere inedite di M. d'Azeglio e F. Gualterio a Tommaso Tommasoni. Roma, 1885.

Der Gustav-Adolf-Verein in Dessau

In einem Gustav-Adolf-Zweigverein hörte ich einmal einen Abgeordneten über die von ihm miterlebte Hauptversammlung des Gesamtvereins berichten. Er machte zum Ausgang und Refrain seiner Erzählung frei nach Jesaias die Worte: Ich bin unreiner Lippen, ich habe die Herrlichkeit Gottes gesehen mit meinen Augen.

Liegt solche Ueberschwänglichkeit dem Schreiber dieses von Natur fern, so noch mehr, weil er sich bereits im Stadium der Kongreßmüdigkeit befindet. Dennoch war er dem Frankfurter Hauptverein dankbar, als er ihn in freundlicher Beachtung einer herkömmlichen Folge zum Dessauer Tage abordnete

*) Die Revue de Paris Mai 1895 publizirt eine Reihe von Briefen Peccis an Vater und Bruder, die beweisen, wie konventionell der Verkehr eines Jesuitenschülers mit den Seinen ist.

Es lag mir daran, der Hauptversammlung des Gesamtvereins einmal mit der Verpflichtung eines Abgeordneten beizuwohnen. Das erste mal war es ja nicht, daß ich überhaupt an solcher Tagung teilnahm: Leipzig habe ich 1882 gründlich mit durchlebt, dann nach Möglichkeit auch Görlitz und Darmstadt. Aber es ist ein Andres, Gast oder Mitwirkender sein. Und so nahm ich mit Freuden das Mandat an.

Es war sehr hübsch in Dessau. Die Stadt schmuck und behaglich, die Bürgerschaft von liebenswürdigster Gastfreundschaft, privatim wie offiziell. Kaiser, Fürstlichkeiten, Staatsbehörden, Kirchenbehörden begrüßten den Verein oder erwiderten huldvoll seine Huldigung. Die Sonne schien so freundlich, als sie das in diesem Sommer nur kann. Man darf das Fest als ein vorzüglich gelungnes bezeichnen. Sehr hübsch war auch das Festspiel „Wolfgang von Anhalt," von Pfarrer Greiner in Oberweißbach (Schwarzburg-Rudolstadt) gedichtet, von Bürgern im herzoglichen Theater dargestellt: einfach, edel, volkstümlich. Die Gottesdienste zahlreich besucht und reich an musikalischer Ausstattung. Das Schönste von allem blieb doch die Uebergabe von Geschenken durch Deputationen sämtlicher Schulen: Knaben und Mädchen von jeder Art Schule traten in der zweiten Hauptversammlung je drei an den Vorsitzenden heran und überreichten Altargeräte mit kurzen, warm und hell vorgetragnen Worten — eine zukunftsfrohe Szene. Ihnen reihte sich die Vertreterin der Frauen mit trefflicher Rede würdig an. Interessant und vielen gewiß hochwillkommen war die Nachmittagsfahrt nach Wittenberg; ein stattlicher Zug sammelte sich dort zuerst in der prächtig erneuerten Schloßkirche, um dann, bis der hereinbrechende Abend es wehrte, die übrigen ehrwürdigen Stätten aufzusuchen. Den letzten Tag füllte eine Wagenfahrt nach Wörlitz aus, nicht nur vom Wetter auffallend begünstigt, sondern besonders auch von den Hirschen, die in einem Rudel von 250 bis 300 mitten durch die Wagenreihe hindurch über die Straße setzten.

Nehmen wir hinzu das Wiedersehen der Freunde, das Auftreten manches erwünschten Redners, das Hochgefühl an einer großen gesegneten Sache mit Anteil nehmen zu dürfen, so fügt sich vieles zur schönsten Erinnerung. Mir war es eine besondre Freude, meinen verehrten Lehrer Professor Fricke, nunmehrigen Geheimen Kirchenrat und Domherrn, in großer Frische und Gesundheit, als hätten die Jahre keine Macht über ihn, wiederzusehen.

Wenn ich gleichwohl nicht mit reiner Befriedigung auf die Dessauer Tage zurückblicke, so kann ich mein Desiderium in ein kurzes Wort fassen: zu wenig Arbeit, zu viel Vergnügen! Von diesem Urteil wird natürlich der verehrliche Zentralvorstand nicht betroffen. Er hat gearbeitet, noch ehe die übrigen Festgenossen sich sammelten, und während der öffentlichen Tagung. Aber er hat darüber versäumt, die Zusammenkunft auch für die Uebrigen arbeitsamer zu gestalten. Und die Wirkung davon war die, daß man die Gelegenheit zur Austragung ernster Vereinssachen vermißte. Die beiden öffentlichen Hauptversammlungen sind doch mehr Darstellungen der Vereinsthätigkeit vor der Gemeinde und dem Publikum, als daß sie der Ort wären für wirkliche Verhandlungen. Die Entscheidung über das „Liebeswerk," die mit knappster Mehrheit zu Gunsten von Steyr ausfiel, ist ein vorzüglich ersonnner Akt, recht geeignet, den Höhepunkt solcher solennen Vereinigung zu bilden. Aber derlei große bewegende Momente entschädigen nicht dafür, daß für intimen Austausch nur eine anderthalbstündige Zusammenkunft angesetzt war, die noch dazu großenteils von ehrwürdigen Formalien in Anspruch genommen wurde. Nur der Mangel an Zeit verschuldete es, daß in der armenischen Sache eben in dieser Versammlung der Abgeordneten mit dem Zentralvorstande nicht schnell eine völlige Uebereinstimmung erzielt wurde. Schlimmer war, daß dieser Mangel an Zeit eine andre brennende Frage, die der evangelischen Kirchen im Ungarlande, überhaupt nicht zur Verhandlung kommen ließ. Eine solche gründliche Erörterung in diesem Kreise brauchte niemand zu fürchten, jedermann mußte sie wünschen, wir waren allesamt jeder Belehrung zugänglich, und es gab da Männer genug, die uns belehren konnten. Statt dessen wurde äußerst bureaukratisch und diplomatisch der Gegenstand zu den Akten gelegt. Endlich aber brachte derselbe Mangel an Zeit in der Abgeordnetenversammlung mit sich, daß gewisse Mißstände, die dort nicht zur Sprache kommen konnten, in den öffentlichen Hauptversammlungen vorgebracht wurden, ohne daß dort eine ersprießliche Behandlung möglich war. Ich verweile beispielsweise bei dem, was Oberkirchenrat Witz namens des Wiener Hauptvereins zu bedenken gab, einem Uebelstand, der m. E. bei gutem Willen leicht zu beseitigen wäre. Der Zentralvorstand entwirft bekanntlich alljährlich einen Unterstützungsplan, worin er bestimmten Hauptvereinen (zweien, dreien oder mehr) die einzelnen unterstützungsbedürftigen Gemeinden zuweist. Die Haupt- (und Zweig-) Vereine genießen aber eine in ihrer Begrenzung absolute Freiheit der Verfügung über das von ihnen zu verwilligende eine Drittel ihrer Einnahmen. Die Folge ist, daß etliche Gemeinden mehr empfangen, als im Voranschlag des Unterstützungsplans ihnen zugedacht ist, andre weniger. Die Differenz ist oft eine sehr große. Hier einige Daten, die ich unabhängig von den Mitteilungen des D. Witz in Erfahrung gebracht habe, sämtlich aus Oesterreich:

Gemeinde	Unterstützungs-Vorschlag Mark	Gewährte Unterstützung Mark
Beraun	600	108
Bodenbach	500	180
Bojmany	200	42,50
Braunau	500	40
Budweis	900	421
Chwaletitz	600	292,50
Grottau	800	60
Hradischt	500	230
Humpoletz	1400	725,80
Kolin	400	100
Kreutzberg	1000	430
Krischlitz	500	34
Böhm. Leipa	300	—
Czaslau A. V.	400	—
Neuberg	1500	828,82
Oberkraupen	800	209
Prag A. u. H. V.	1500	229,50
Prosetsch	600	59,60
Roketnik	200	76,50
Smordow	200	20
Sobinau	800	34
Waltersdorf A. V.	500	34
Borownitz	400	42,50
Mähr. Chrostau	1000	535
Göding	700	—
Jablunka	800	325
Jawornik	500	82,50
Zahradka	500	34
Sternberg	200	—
Rowecin	1500	368
Olmütz	2000	1105
Neutitschein	400	84
Oels	1000	493,71
Prerau	100	—
Brünn H. V.	2000	490 u. s. w.

In allen diesen Fällen sind die Gemeinden zu ihrem Schaden anders behandelt worden, als der Unterstützungsplan wollte. Doch kommt ebenso auch das Gegenteil vor. Z. B.:

Bohuslawitz	1000	1361,30	
Cernilow H. V.	600	1492,50	
Gablonz	1500	3234	
Apatowitz	1000	1551,91	
Reichenberg	2000 (1500)	3824,92	
Rosendorf	800	1589,50	
Rumburg	1000 (800)	1632,50	
Groß-Wrbko	1500	2437,44	u. s. w.

Welche Unsicherheit im Budget der Gemeinden wird durch diese Praxis verursacht! Welches Hangen und Bangen, welche Niedergeschlagenheit, wenn die Gemeinde nicht zu den profitirenden gehört! Und wie leicht ist dieser Uebelstand zu bessern. Man weise jede Diasporaprovinz zwei oder drei Hauptvereinen als Domäne zu mit der Verantwortung, durch genaue Erforschung der Gemeinden und enge Fühlung in ihrer Versorgung die Hilfe in die richtigen Wege zu leiten: wie gern werden die Zweigvereine sich weisen lassen! Die viel gepriesene Organisation des Gustav-Adolf-Vereins ist in ihren Grundzügen in der That ideal, aber im Einzelnen des Geschäftsgangs immer-

hin verbesserungsfähig. Die Hauptvereine müssen leichter als heut imstande sein, mit einander in Austausch zu treten. Nicht zur Umgehung des Zentralvorstandes, sondern ihn zu entlasten und die ihnen zustehende Freiheit richtig zu gebrauchen. Und nichts würde da eine so sichere und loyale Abhilfe bedeuten, als wenn ein Tag, eine Hauptversammlung der Gesamtvereins-Jahresfeier den Abgeordneten zur gemeinsamen Beratung mit dem Zentralvorstande eingeräumt würde.

Aber auch noch für eine andre ernste Pflicht muß Luft und Raum geschafft werden. Die Männer aus der Diaspora kommen in höchst unvollkommner Weise zu Wort. Die Hauptversammlung sollte nicht nur den Diasporaarbeitern Gelegenheit geben, sich der Oeffentlichkeit vorzustellen, man sollte ihr persönliches Erscheinen ausnutzen, die Verhältnisse und Bedürfnisse noch sicherer festzustellen, als es aus Gesuchen und Korrespondenzen möglich ist. Mir ist aufgefallen, daß so wenig Diasporapfarrer zugegen waren. Aber ich begreife es vollkommen, denn wie gering ist die Chance in den zwei öffentlichen Versammlungen zu Worte zu kommen; geschieht es aber, so wird mit Recht äußerste Kürze gefordert. Eine vertrauliche Sitzung aber, wo intime Nöte und etwaige Beschwerden vorgebracht werden können, giebt es nicht. Ich bitte die verehrten Herren vom Zentralvorstande, von den Hauptvereinen und von den Gustav-Adolf-Blättern, wie den obigen ersten so auch diesen zweiten Vorschlag zu erwägen: es möge ein zweiter Tag, eine zweite Hauptversammlung den Nöten der Diaspora in der Weise gewidmet werden, daß eine ausgiebige und intime Aussprache seitens der Diasporaarbeiter möglich ist. Diese Aussprache könnte man dadurch noch fruchtbarer gestalten, daß man in jedem Jahre ein besondres größeres Diasporagebiet auf die Tagesordnung setzte: Preußen, Oesterreich u. s. w. Es ist gewiß eine gute Neuerung, daß man jetzt bereits Vorträge zu hören bekommt wie den des Konsistorialrats Koch über Westpreußen: aber wie viel wertvoller wäre er gewesen durch eine nachfolgende Diskussion.

Wird in diesen zwei Hauptversammlungen, die dann freilich nur eine beschränkte Oeffentlichkeit gestatten würden, von den berufenen Mitarbeitern mit dem Zentralvorstande ernst gearbeitet, so wird man sich gern eine dritte gefallen lassen, die der Repräsentation, der Begrüßung, dem Jahresbericht, dem Liebeswerk, der Gabendarbringung dient. Denn wir wollen wahrhaftig nicht, daß der Gustav-Adolf-Verein aufhöre in seinem Hauptfest als Zeuge protestantischer Bekenntnisfreudigkeit und evangelischen Lebens der Kirche und unserm ganzen Volke zu dienen. Aber wenn über all der Arbeit ein Essen und ein Ausflug weniger möglich wäre, ja das Vergnügen aufs äußerste beschnitten würde, so dürfte der Gewinn den Verlust weit überwiegen.

Ich werde nicht in den Verdacht kommen, daß ich diese Wünsche anders als in der treusten, freundschaftlichsten Absicht geäußert habe. Ich weiß, daß viele denken wie ich, und nicht die Schlechtesten. Es ist aber aus doppeltem Grunde not auf Reformen der Hauptzusammenkunft in der bezeichneten Richtung zu dringen. Einmal: die ernsten Leute einer jüngeren Generation wird man mit solchen Festen für das Werk nicht gewinnen. Und das will man doch, das muß man doch. Der Gustav-Adolf-Verein darf auf seinen Lorbeern nicht ausruhen. Man klagt, daß auch kirchliche Kreise ihm fremd und kalt gegenüber stehen. Sie sind zum Teil mit Sicherheit noch zu haben, wenn das Werk noch strenger getrieben wird. Freudiger werden die Männer sich zur Mitarbeit stellen, reichlicher die Gaben fließen. Und unsre Diaspora braucht doch wahrhaftig mehr, viel mehr Hilfe! — Zum andern: die nächste fünfzigste Hauptversammlung soll in Berlin tagen. Ich kann mir nicht denken, daß ein Kongreß nach dem bisherigen Schema in Berlin den Erfolg und Segen haben wird, den ich ihm wünsche. Darum hat eine Reform des fast stereotyp gewordnen Festprogramms Eile. Ich empfehle den Maßgebenden besonders in Leipzig und Berlin meine wohlgemeinten Desiderien. Es liegt nichts am Einzelnen meiner Vorschläge, alles aber liegt mir daran, daß meine Bitte freundlichen Wiederhall finde: weniger Vergnügen, mehr Arbeit!

R

Die „Partei der kleinen Leute" und der Evangelisch-soziale Kongreß

Goehres Buch hat der Selbsterkenntnis des christlichen Sozialismus einen großen Dienst geleistet. Es hat das Woher und das Wohin dieser Bewegung in ein sehr helles Licht gestellt, und kein Widerspruch gegen Goehre wird Erfolg haben, der dieses Licht zu verdunkeln und glücklich überwundne Unklarheiten zurückzuführen strebt. Dagegen scheinen mir Goehres politische Ausführungen an einem sehr wesentlichen Mangel zu leiden. Er ist Meister in der Aufdeckung von Widersprüchen und Gegensätzen, aber er übersieht einen Gegensatz, der im Staatsleben der allerwichtigste ist, nämlich den Gegensatz der Regierenden und der Regierten. Dieser Gegensatz ist überall vorhanden, wo überhaupt ein Staat besteht. Alle Verfassungsänderungen, auch die Fortschritte der Demokratie, betreffen nur die Frage, wer die Herrschaft hat, sie können aber die Thatsache der Herrschaft selbst und folglich das Gegenüber von Obrigkeit und Unterthanen, von Herrschern und Beherrschten nie aus der Welt bringen. Wo dieser Gegensatz aufhört, fängt die Anarchie an. Und dieser Gegensatz besteht nicht nur im Staat, sondern in jeder gesellschaftlichen Ordnung. Denn Ordnung kann überall nur durch Unterordnung hergestellt und erhalten werden. Folglich hat jeder neue Gedanke, jeder sich vorbereitende Umschwung ein doppeltes Angesicht. Er stellt eine Frage an die Herrscher und an die Beherrschten: daß beide die rechte Antwort finden, ist die Bedingung einer glücklichen Lösung. Diese Einsicht vermisse ich bei Goehre, und aus diesem Mangel folgt, wie mir scheint, das falsche Verhältnis, in das er die „Partei der kleinen Leute" zu dem Evangelisch-sozialen Kongreß setzt. Nach Goehre soll der Geburtstag jener Partei der Todestag des Kongresses in seiner jetzigen Zusammensetzung und Wirksamkeit sein. Thatsächlich sind beide, die politische Parteibildung und der Kongreß, notwendig und sich zu ergänzen berufen. Jene sammelt die Beherrschten, die „kleinen Leute" zum gesetzlichen Kampfe für den ihnen gebührenden Einfluß auf die Wirksamkeit des Staats, dieser ist ein Mittel der Propaganda für die sozialen Ideen in den herrschenden Klassen. Nur wenn beide Erfolg haben, kann die gegenwärtige Krisis ohne eine gewaltsame Erschütterung überwunden werden.

Alle Klassen des Volks, soweit sie überhaupt nach dem Stande ihrer Bildung mündig und handlungsfähig geworden sind, haben das Bestreben, die Organisation des Staats und die Funktion der Staatsgewalt nach ihrem Interesse zu bestimmen. Alle politischen Parteien sind Gruppen von Interessenten. Jede dieser Gruppen hat ihre eignen Ideale und ihre eignen materiellen Bedürfnisse. Und da das gemeinsame Interesse das einzige dauerhafte Band der Partei ist, so kann jede Klasse mit Erfolg nur ihre eignen Interessen durchkämpfen. Eine lebenskräftige soziale Reformpartei können nur die Schichten des Volks bilden, denen diese Reform zu gute kommen soll. Die „Partei der kleinen Leute" kann nicht eine aus beliebigen Elementen zusammengesetzte Gruppe sein, die für die kleinen Leute arbeitet, sondern sie muß von diesen selbst gebildet sein. Die Frage, ob die Zeit für diese Parteibildung gekommen ist, ist identisch mit der Frage, ob die Masse des mit der Hand arbeitenden Volks für die Organisation ihrer Interessenvertretung reif ist, ob einerseits die stumpfsinnige Indolenz bei der großen Masse der Landarbeiter ihr Ende erreicht hat und andrerseits der Bann gebrochen ist, in dem die Masse der Industriearbeiter von der Sozialdemokratie gehalten wird. Die besitzenden, die gebildeten und, wie man mit Recht sagt, die herrschenden Klassen können den untern Ständen für ihre Parteibildung und ihren Interessenkampf Lehrer und Führer stellen, sie können ihnen Offiziere liefern, aber nicht Truppen. Nach den Erfahrungen des Parteilebens entstehen neue Parteien nicht leicht aus sich selbst durch ein allmähliches Anwachsen, sondern durch Teilung älterer Parteien. So wird voraussichtlich die soziale Reformpartei nur durch eine große Sezession aus der sozialdemokratischen Partei entstehen können. Daß dazu der Zeitpunkt schon gekommen sei, ist nicht wahrscheinlich.

Aber wie man auch darüber denken mag, die glückliche

Lösung der Krisis, in der wir stehen, ist durch die neue Parteibildung, die kommen wird, keineswegs verbürgt. Es kommt darauf an, wie sich die bestehenden Gewalten, wie sich die Herrscher und ihr Anhang, wie sich die wohlhabenden und die gebildeten Klassen des Volks, aus denen sich die politischen Gewalthaber rekrutiren, zu den neuen Ideen, den Forderungen einer neuen Zeit stellen. Was im Sozialismus Wahrheit ist, muß Gemeingut der Gebildeten werden. Kaiser und Könige, Minister und Landräte, Fabrikbesitzer und Gutsherren, Offiziere und Professoren, Geistliche und Lehrer, alle, die durch ihre gesellschaftliche Stellung irgendwie herrschen, sollen von den neuen Ideen innerlich überwältigt und bezwungen werden. Folglich ist die Propaganda für den christlichen, monarchischen, nationalen Sozialismus eine wichtige Aufgabe, ihre Lösung die Bürgschaft des innern Friedens. Wer soll diese Arbeit verrichten, wenn nicht der Evangelisch-soziale Kongreß dessen bisherige Erfolge noch weit größere hoffen lassen?

In diesem Zusammenhange begreift sich auch die Notwendigkeit, daß diese Propaganda einen religiösen, einen ausgesprochen christlichen Charakter haben muß. Goehre selbst weist wiederholt darauf hin, daß der Sozialismus von den Wohlhabenden Opfer fordert. Ob diese Opfer freiwillige sein werden, ist die Zukunftsfrage. Das freiwillige Opfer von Macht und Geld im Dienste der Bruderliebe — das ist christliche Gesinnung. Darum ist christlicher Sozialismus die Geistesrichtung, die die friedliche Lösung der sozialen Spannung durch ein dem brutalen Klassenkampfe zuvorkommendes freiwilliges Opfer den Machthabern predigt und die herrschenden Klassen dafür zu begeistern sucht. Diese Predigt wird nie einen Massenerfolg haben. Aber auf diesem Gebiete ist auch schon ein teilweiser Erfolg von höchstem Werte, weil er bei einer Aenderung der Machtverhältnisse im Staatsleben den Uebergang vom Alten zum Neuen erleichtert und das Abbrechen der Tradition hindert. Es ist schon viel erreicht, wenn auch nur ein Teil der jetzt Herrschenden die Opfer freiwillig bringt, zu denen voraussichtlich alle gezwungen werden. Aber ganz abgesehen vom Erfolge: Lebendiges Christentum kann heute garnicht anders als sozial gerichtet sein und in dem Kampfe der untern Volksklassen für ihr wirtschaftliches und geistiges Emporkommen mit dem Kämpfenden sympathisiren. Hierin besteht das gute Recht der Bestrebungen, als deren Vertreter in dem protestantischen Deutschland der Evangelisch-soziale Kongreß dasteht. Er hat noch große Aufgaben zu erfüllen.

Friedrich Curtius

Adalbert Stifter und seine „Studien"

3

Um nun die Art und den Gehalt des dichterischen Schaffens Adalbert Stifters anschaulich zu machen auch für die, die ihn noch nicht kennen, will ich auf gut Glück Einiges aus seinen Studien herausgreifen. Der Zweck dieser Zeilen ist ja nicht, nur auch halbwegs vollständig und abgerundet den Dichter zu beurteilen, sondern zu seiner Einbürgerung unter uns etwas beizutragen. Ich lasse die „Bunten Steine," deren Vorrede eben berührt wurde, sowie die größern Werke „Nachsommer" und „Witiko" beiseite und beschränke mich auf die „Studien," weil sie die liebenswürdige, reiche und schöne Eigenart Stifters am deutlichsten wiederspiegeln. Wer die „Studien" lieb gewonnen hat, wird nach den andern Gaben schon von selber greifen.

Die „Studien" umfassen in ihrer Vollständigkeit sechs Jahre poetischer Thätigkeit, 1840 bis 1846. Wie es oft zu sein pflegt: Die ersten Stücke zeigen den kühnsten Wurf, die unmittelbarste Kraft in Klang und Farbe.

Der „Condor" erzählt auf wenigen Seiten die ergreifende Herzensgeschichte eines jungen Wiener Malers, über die man die Worte setzen könnte:

Ach, ihr Armen, kennt ihr denn die Herrlichkeit und kennt ihr denn die Tücke des menschlichen Herzens?

Meisterhaft weiß uns der Dichter schon jetzt in seine Stimmung hineinzuziehen, ob er von den Thränen redet, deren jede „wie eine Perle jauchzenden Entzückens über das Herz rollt," oder von den „hilflos siedenden Thränen, die einem fast das lechzende Herz zerdrücken wollen"; ob er uns „das lachende Gewölbe zeigt, das über die Welt springt, und die grünen Bäume, die ein Meer von Glanz und Schimmer wiegen," oder ob er die Stille der Nacht beschreibt, „die die Philosophen, Dichter und Kater lieben," und das silberne Glänzen des Mondes über der großen Stadt — ein prächtiges Gegenbild zu Goethes „Füllest wieder Busch und Thal still mit Nebelglanz." In diesen ersten Studien weht etwas von der heißen Lohe des Gefühls — in wallenden, schaffenden, dürstenden, schuldlosen Herzen, aber schon jetzt spürt man dem Dichter das Bestreben an, Gelassenheit und Ruhe walten zu lassen, sich vor der Macht des Geschehenden still zu beugen.

Die „Feldblumen" nannte ich oben überschwänglich und schwärmerisch. Es ist wahr; und die Handlung ist arm, und oft zweifelt der nüchterne Leser, ob diese Gestalten auf dem Erdboden wandeln; aber der Gesamteindruck ist immer wieder ein gewinnender. Wieder ist — bezeichnend für den jungen Stifter, der sich selbst nicht ohne Glück im Malen versuchte — ein Maler der Held, und seine Tagebuchblätter, deren jedes den Namen einer Feldblume trägt, geben Kunde von den Schönheitsphantasien und Herzensergüssen eines jungen höchst geistvollen Mannes, der sich einen Schönheitsgeizhals nennt im Unterschiede von dem Metallgeizhals:

Da dachte ich so, wie denn Gott mit den Linien und Formen des Menschenangesichts so eigen und am wunderbarsten den Geist der Schönheit verband .... aber kein Mensch kann eigentlich dieses wundervolle Titelblatt der Seele so verstehen, als ein Künstler, ein echter, rechter; denn der Weltmensch schaut nur oberflächlich oder selbstsüchtig, und der Verliebte verfälscht, nur zu sehr am irdischen Geschöpfe hangend; aber der reine einfältige Meister in seiner Werkstätte, tagelang denselben zwei Augen gegenüber, die er bildet und rundet, der sieht den Finger Gottes aus den toten Farben wachsen.

Und von der Nacht heißt es:

Sternenlos schaut sie zu mir herein; aber selbst so ist sie großartig, besonders wenn am Himmel geheime Rüstung ist. Es schlägt zwölf Uhr; kein Lüftchen geht, die Lenznacht wird immer stiller und wärmer, immer seltner kommt ans Ohr das schwache Rollen verspäteter Wagen aus mancher träumenden Gasse, und am Rande des Gesichtskreises lechzen die Erstlingsblitze, wie flüchtige Küsse der Mitternacht. Du große, weite, dämmervolle Stadt unter mir, ruhe wohl! Auch ihr Herz pocht schlummernd in einem deiner Häuser. Ueber all die Dome und Paläste und Türme breitet sich stumm und elektrisch der Gewitterhimmel, und brütet Fruchtbarkeit. . . Erst hatte die Nacht über alle Dächer sanft das große Tuch des Schlummers ausgebreitet, und als sie alles zur Ruhe gebracht, löste sie hoch über den Lagern der begrabnen Menschen von ihrer erhabnen Trauerfahne sachte eine Falte nach der andern, und ließ dieselbe endlich schwer und breit vom Himmel niederhängen. . . Endlich schlug es ein Uhr morgens, und es war, als hätte dieser eine Klang die hängende Lawine gelöst; denn gleich nach dem Glockenschlage wallte schlaftrunken durch den ganzen Himmelsschleier das erste, tiefe, schwache Donnern, wie ein Traumreden der schlummernden Frühlingsnacht. . .

Aus der drängenden Fülle der Schönheit und Wahrheit, die in dieser Studie liegen, nur noch ein Wort über die Frau:

Angela hat mir die Augen geöffnet über Wert und Bedeutung des Weibes. Ich schaudre, welche Fülle von Seelenblüte taub bleibt; wenn die Besterzognen dastehen, nichts in der Hand, als den dürren Stengel der Wirtschaftlichkeit und das leere schneeweiße Blatt der angebornen Unschuld, auf das leicht ein schlechter Gatte oder Hausfreund seinen Schmutz schreiben kann, und die Guten merken es lange nicht oder erst, wenn es zu spät ist, ihn wegzulöschen. Andre werden freilich unterrichtet, aber das Blatt wird dann eine bunte Musterkarte von unnützen Künsten und Fertigkeiten, die man unordentlich und oberflächlich darauf malte. Es ist ein schweres Ding um die rechte echte Einfalt und Naturgewißheit, zumal jetzt, wo man bereits so tief in die Irre gefahren ist. Wie manche warme und großgeartete Seele in diesem Geschlechte mag darben und dürsten, so lange sie lebt, bloß angewiesen auf den Tand, den ihr der „Herr der Schöpfung" seit Jahrtausenden in die Hände giebt.

Das schrieb Stifter 1840!

Aus dem Bereich dieser „überirdischen Köpfe" führt die nächste Studie aus demselben Jahre in die stille Welt eines Jünglingsherzens, in dem die Heimatliebe mächtiger ist als alle Lust und alles Leid. Der Hirtenknabe Felix im „Heidedorf" ist eine der herrlichsten Gestalten, die Stifter geschaffen hat. Prächtig und sinnig wird das „Königreich" dieses kleinen Mannes geschildert, in dessen Herzen aber tiefere, dunklere, stillere Gewalten kamen:

Was die Heide geben konnte, das hatte sie gegeben; der reiche Geist schmachtete nun nach seinem Brote, dem Wissen, und das Herz nach seinem Weine, der Liebe. Sein Auge ging über die fernen Dunststreifen des Moores und noch weiter hinaus, als müsse dort draußen etwas sein, was ihm fehle, und als müsse er eines Tages seine Lenden gürten, den Stab nehmen und weit, weit von seiner Herde gehen.

Und sein Geist findet sein Brot, und sein Herz seinen Wein. Nach langen Jahren kommt er zurück, rein, wie er gegangen. Die Fremde hatte den Hunger und Durst nicht gestillt.

Durch alles Erlangte war es immer, als schimmere weit zurückliegend etwas wie eine glänzende Ruhe, wie eine sanfte Einsamkeit. Er suchte die Menschen und die Städte, die Länder und die Völker, die Wüsten und die Einöden des Orients, nicht brütend, nicht trauernd, sondern einsam ruhig, heiter, dichtend. Und so trug ihn dieses sanfte stille Meer zurück in die Einsamkeit und auf die Heide seiner Kindheit — und wie er nun so saß auf der „Rednerbühne," wie einst, wenn die Sonnenfläche der Heide vor ihm zitterte und die Heide sich füllte mit einem Gewimmel von Gestalten, wie einst, und manche daraus ihn anschauten mit den stillen Augen der Geschichte, andre mit den seligen der Liebe, andre den weiten Mantel großer Thaten über die Heide schleifend . . . und wenn es ihm tief im Innersten so fromm wurde, daß er oft meinte, als sähe er weit in der Oede draußen Gott selbst stehen, eine ruhige, silberne Gestalt — da wurde es ihm unendlich groß im Herzen, er wurde selig, daß er denken könne, was er dachte, und es war ihm, daß es nun so gut sei, wie es sei. —

Seine „selbstgewählte Stellung in der Welt," in seiner Welt der heimatlichen Heide, wo er fortan bleiben will, kostet ihn sein Liebesglück, aber im tiefen, tiefen Schmerz war es wie eine zuckende Seligkeit, die ihn lohnte.

Diese einfache Geschichte wird jede einfache Seele ergreifen, die virtuose Naturschilderung jeden zur Bewunderung nötigen. Mit Wehmut und mit innerer Hochachtung vor dem Dichter, der in diese Studie gewiß Erinnerungen an Vater und Mutter und Großeltern und Geschwister hineingewoben hat, scheidet man von dem Sohn der Heide, von dem Stifter das Wort sagt:

Herr, ich konnte nicht anders, als dein Pfund pflegen, das du mir anvertraut hast.

Man nennt Stifter den „Dichter des Hochwalds". Mit einem gewissen Recht. Denn seine Studie „Der Hochwald" aus dem Jahre 1841 zeigt den Naturdichter in seinem vornehmsten Können. Die Kapitelüberschriften „Waldburg, Waldwanderung, Waldhaus, Waldsee, Waldwiese, Waldfels, Waldruine" deuten die höchst einfache, aber tiefergreifende Geschichte einigermaßen an, die Geschichte der Töchter Heinrichs des Wittinghausers, die im dreißigjährigen Krieg in den Hochwald geflüchtet werden und bei ihrer Rückkehr die Burg des Vaters zerstört, ihr äußeres Lebensglück zerschlagen, sich selbst gänzlich vereinsamt finden. Aber dieses Geschehne ist nur der fast nebensächliche Rahmen um das eigentliche Bild, und dies ist ein Landschaftsbild von vollendeter Technik tief und warm und mit innerster Empfindung und mit frömmster Phantasie gemalt, „Bergpsalmen," wie sie ein Gottbegnadeter singt, dem die Sprache der Schöpfung zur Sprache seines Herzens wird, und dem Gott auszusprechen giebt, was er schaut und empfindet. Die Heimatliebe des Dichters hat mit geholfen, ein einzigschönes Bild zu schaffen. Er führt uns zu den düsterprächtigen Waldesbogen seiner böhmischen Heimat und wünscht nur zum tausendsten Teil das schwermütig-schöne Bild dieser Waldthäler geben zu können, wie er es selbst im Herzen trage seit der Zeit, als es ihm gegönnt war, dort zu wandeln und einen Teil jenes Doppeltraumes zu träumen, den der Himmel jedem Menschen einmal und gewöhnlich vereint giebt, den Traum der Jugend und den der ersten Liebe. Die „Waldwanderung" enthält Schilderungen von wunderbarer Schönheit.

Heute war der Tag gekommen, wo die Heerschar der Gräser und Blümlein des Rasens zum erstenmale etwas andres sehen sollten, als Laubgrün und Himmelsblau, und etwas andres hören als das Gemurmel der Wellen. Klare, liebliche, silberhelle Menschenstimmen, Mädchenstimmen drangen zwischen den Stämmen vor. Gleichsam wie lauschend dem neuen Wunder hielt die Wildnis den Atem an, kein Zweig, kein Läubchen, kein Halm rührte sich, die Sonnenstrahlen traten ungehört auf das Gras und prägten grüngoldne Spuren . . nur der Bach sprach unaufhörlich fort. . . . Die Waldblumen horchten empor, das Eichhörnchen hielt auf seinem Buchenast inne, die Tagfalter schwebten seitwärts, und die Zweiggewölbe warfen blitzende grüne Karfunkel und fliegenden Schatten auf die weißen Gewänder; der Specht schoß in die Zweige, Stamm an Stamm trat rückwärts — aber auch die Reiter

tauchten in die Tiefe des Waldes und verschwanden, und wieder nur der glänzende Rasen, die lichtbetupften Stämme, die alte Stille und Einöde und der dareinredende Bach blieben zurück. . . Die Pracht und Feier des Waldes mit allem Reichtum und aller Majestät drang in ihr Auge . . . wie ein schöner Gedanke Gottes senkte sich gemach die Weite des Waldes in ihre Seele, die dessen unbewußt in einem stillen und schönen und sanften Fühlen dahinwogte. Ein Unmaß von Lieblichkeit und Ernst schwebte und webte über den ruhenden, dämmerblauen Massen. . . Man stand einen Augenblick stumm; die Herzen der Menschen schienen die Feier und Ruhe mitzufühlen; denn es liegt ein Anstand, ich möchte sagen ein Ausdruck der Tugend in dem von Menschenhänden noch nicht berührten Antlitze der Natur, dem sich die Seele beugen muß, als etwas Keuschem und Göttlichem, und doch ist es zuletzt wieder die Seele allein, die all ihre innere Größe hinaus in das Gleichnis der Natur legt.

Aber es ist ja nicht möglich, hier Probe um Probe aus dem „Hochwald" zu geben, sie stehen hundertfach zu Gebote, eine schöner als die andre — vom Bergsee „an dem der Herzschlag des Waldes ist"; von dem alten Gregor, der diesen Herzschlag kennt und spürt; von Ronald, dem Schwedenjüngling, der eine der Jungfrauen zur Braut erkoren hat und dann vor der Burg des Wittinghausers im Kampfe fällt — ein Mensch, „der den Schimmer sucht und will das Irrlicht greifen, der den Sonnenschein auf seinen Hut stecken will und die Abendröte umarmen". J W—t

---

Verschiedenes

(Transparente Bilder aus dem Leben Jesu) Der Verein für Innere Mission in Leipzig hat im vorigen Jahre 51 transparente Bilder aus dem Leben Jesu erworben, die er bereits im verflossnen Winter an verschiedne Gemeinden ausgeliehen und überall dadurch erhebende Freude bereitet hat. Die Bilder sind in der That von trefflicher Wirkung. Wir machen die Herren Geistlichen und Vorsteher der Jünglings- und Männervereine ganz besonders auf diese Bilder aufmerksam und weisen darauf hin, daß sie nicht etwa bloß während der Adventszeit, sondern während des ganzen Winters ausgestellt werden können, da sie das ganze Leben Jesu umfassen.

(Die Zeit) das neue Tageblatt von Oberwinder und Naumann, hat nun drei Probenummern ausgehen lassen. Sie machen einen sehr guten Eindruck und versprechen das Beste. Man verlange die Probenummern von der Geschäftsstelle Berlin SW, Zimmerstr. 8 II. Die Bestellgebühr beträgt vierteljährlich 2,50 Mk. R

(Behördliche Schikanen gegenüber der armenischen Bewegung) In Barmen ist der bekannte Verlagsbuchhändler Wiemann wegen unbefugten Kollektirens in Anklage versetzt worden, weil in einer Versammlung, in der Professor Thumajan sprach, für die Armenier gesammelt worden ist. Daß Wiemann an dieser Sammlung ganz unbeteiligt und nicht einmal zugegen war, thut nichts zur Sache. — Im Kreise Freystadt erbat ein Komitee von Laien und Geistlichen sich vom schlesischen Oberpräsidenten die Genehmigung zu Kollekte und Aufruf für die Armenier. Der Bescheid auf diese Eingabe lautete: „Ew. . . . erwidre ich, daß ich einen Aufruf zu Gunsten der Armenier und die Annahme der darauf eingehenden Gaben nicht genehmigen kann." Und der Grund? Eine solche Genehmigung könnte eine unerwünschte politische Deutung finden.

Von wo die Politik in das Barmherzigkeitswerk an den Verwaisten und Verhungernden jenes unglücklichen Volks hereingetragen wird, ist hiernach klar.

Zur Beurteilung der Vorgänge in Konstantinopel sagt Hans Delbrück, Professor der Geschichte an der Universität Berlin, in der zweiten Probenummer der „Zeit" ein dankenswertes Wort. Er wendet sich gegen einige irreführende Mitteilungen von Gerlachs aus Konstantinopel und giebt u. a. Folgendes zu erwägen:

„Die Behauptung ist, man habe durch den Putsch, der noch viel größer beabsichtigt war, den Sultan zwingen wollen, für Armenien Reformen zu bewilligen. Hat der Sultan diese Reformen nicht aber schon sehr oft, sogar unter Verpfändung seines Ehrenwortes versprochen? Was soll es den Armeniern nützen, wenn er dieses Versprechen noch einmal oder öfter giebt? Unmöglich können die Armenier einen so unsinnigen Plan gehabt haben. Die andre Lesart ist, die Armenier hätten absichtlich die Türken zu einem Blutbade reizen und Märtyrer machen wollen, um Europa zum Einschreiten zu zwingen. Nach ihrem eignen Wunsch hätten sich also die 10000 Armenier von den Türken mit Knüppeln totschlagen lassen. Es mag nicht ausgeschlossen sein, daß eine Anarchistenbande einen solchen Plan faßt, aber ganz gewiß doch nicht ein Komitee, das das Vertrauen eines ganzen Volkes genießt und aus dessen Beiträgen seine Mittel bezieht. Und wie kommt es denn, daß a tempo mit dem Angriff auf die Bank der ganze türkische Pöbel wohlbewaffnet und instruirt bereit gestanden hat, über die gesamte armenische Bevölkrung herzufallen? Man kann die Gegenfrage stellen, wie ist denn ein unparteiischer Mann wie Herr v. Gerlach dazu gekommen, solche Dinge zu berichten? Es ist ihm offenbar von den dortigen Europäern alles mit solcher Sicherheit erzählt worden, daß

er geglaubt hat, es ohne Nachprüfung weitergeben zu dürfen. Die Erklärung ist, daß zwischen den verschiednen christlichen Elementen, Konfessionen und Rassen im Orient eine sehr starke gegenseitige Abneigung herrscht. Den occidentalischen Christen ist der Türke als Mensch viel sympathischer als die christlichen Elemente, und namentlich die Armenier sind sehr unbeliebt. So ist es der mit großem Raffinement vorgehenden türkischen Polizei gelungen, in Konstantinopel selbst den Glauben zu erwecken, als ob die Armenier die Angreifer gewesen wären. Einige verzweifelte armenische Tollköpfe mögen ihnen dabei Vorspann geleistet haben, die armenische Bevölkerung als Ganzes verlangt nichts als ihr gutes, im Berliner Vertrage von 1878 feierlich verbrieftes Recht." R

(Die Eisenacher Zusammenkunft) zu der für den 5. und 6. Oktober die Freunde der Christlichen Welt eingeladen sind, ist eine öffentliche. Das bedeutet, daß sich kein exklusiver Kreis zu vertraulichem Austausch versammeln will, sondern daß wir vor der Gemeinde und für die Gemeinde tagen wollen. Es bedeutet ferner, daß jedermann Zutritt hat und willkommen ist, der sich uns nach irgend einer Seite hin verwandt fühlt oder ein freundschaftliches Interesse an uns nimmt. Auf besondern Wunsch ist der eintreffenden Züge wegen der Beginn am Montag auf nachmittags 4 Uhr verschoben. R

Zur Beachtung

Diese Nummer ist als Probenummer in stärkerer Auflage gedruckt; wir empfehlen sie angelegentlichst zur Werbung neuer Freunde. Die Verlagshandlung versendet an jede Adresse unentgeltlich in beliebiger Anzahl. Auch sei an die monatlichen Probeabonnements erinnert. Gegen Einsendung von 70 Pfennigen verschickt die Verlagshandlung vier auf einander folgende Nummern je nach Erscheinen mit oder ohne Nennung des Auftraggebers an jede beliebige Adresse.

Die drei ersten Quartale werden auf Verlangen für je 2 Mk. nachgeliefert. Einzelnummern sind für 20 Pfennige zu haben.

Neben der Christlichen Welt erscheint als selbständiges Blatt die Chronik der Christlichen Welt, ein kirchliches Nachrichtenblatt. Man bestellt sie für 1 Mark 50 Pfennige auf das Vierteljahr. Postnummer ist 1481.

Auch von der Chronik wird Nr. 40 unentgeltlich als Probenummer in beliebiger Anzahl ausgegeben.

Die drei ersten Quartale können noch für je 1 Mark 50 Pfennige nachbezogen werden. Einzelnummern kosten 20 Pfennige.

Die Verlagsbuchhandlung Der Herausgeber

Quittung

Für Armenien (die mit * versehenen Gaben insbesondre für die armenischen Waisen): 33 Mk. von N N in S; 31,30 durch W U, Lüneburg; 30 aus der Gemeinde Hörbach; 25 aus der Gemeinde Bergkirchen in Schaumburg-Lippe*; 20 aus dem Pfarrhaus Nordgermersleben; 15,30 von A S, Sunderland; 15 Schw. B in Frankfurt a. M.; 14,50 von den Jungfrauen der Gemeinde Irxleben; 13 durch B, Domslau; 12 Kollekte aus der Gemeinde Schwarzstein in Ostpreußen; je 10 aus der Stephanigemeinde in Goslar*; aus der Gemeinde Eving; je 5 von K M, Breslau; O in Fl; L Hbt, Berlin; 2 von N N, Frankfurt a. M.

Für Klein-Namaland: 15,30 Mk. von A S Sunderland.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 40 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Einladung
an die Freunde der Christlichen Welt nach Eisenach
zum 5. und 6. Oktober
Saal des Gewerbehauses (nahe dem Theater)

Montag, den 5., nachmittags 4 Uhr: Professor D. Kaftan über das Verhältnis des evangelischen Glaubens zur Logoslehre. Besprechung.

Dienstag, den 6., vormittags 9 Uhr: Professor D. Harnack zur gegenwärtigen Lage des Protestantismus. Besprechung.

Jeder, der in freundschaftlicher Absicht kommt, ist willkommen. Vorherige Anmeldung bei dem Herausgeber der Christlichen Welt ist erwünscht. Einladung geschieht nur durch diese Anzeige.

Einladung zu der neunzehnten Versammlung
des
wissenschaftlichen Predigervereins zu Hannover
im Café Rabe
am Mittwoch, dem 7., und Donnerstag, dem 8. Oktober d. J.

Tagesordnung: **Mittwoch, den 7. Oktober,** nachmitt. 4½ Uhr: Vortrag des Herrn Pastor Waitz-Hannover über die kirchliche Begräbnisfeier. Abends 8 Uhr: Gesellige Vereinigung.

Donnerstag, den 8. Oktober, vormittags 8½ Uhr: Vortrag des Herrn Pastor Kittel-Basse über die unmittelbaren Wirkungen der Taufe und des Abendmahls nach dem Neuen Testament.

Der Vorstand des wissenschaftlichen Predigervereins zu Hannover

Die glückliche Geburt eines gesunden Knaben zeigen hocherfreut an
Professor **Hermann Gunkel** und
Frau Elisabeth geb. **Beelitz**
Berlin, Nürnbergerstraße 43,
20. September 1896

Statt besondrer Anzeige!
Durch die glückliche Geburt eines gesunden **Knaben** wurden hocherfreut
Oberlehrer **Dr. H. Rassow** und
Frau Johanna geb. **Thiersch**
Elberfeld, 22. September 1896

Die glückliche Geburt eines kräftigen Mädchens zeigen hocherfreut an
Prof. **D. Krüger** und Frau
Gießen, den 23. September 1896

Schönstes Festgeschenk!
Thorwaldsen:
Segnender Christus.

Größe	100	75	56	48	36 cm
Preis	36	20	10	7,50	3 Mk.

Hugo Rothers Buchhdl.
(Martin Warneck)
Berlin W 9 Linkstraße 4

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162.**

Aelterer **Cand. min.,** m. guten Zeugn. u. Empf., sucht irgendwelche **leichte Beschäftigung** in Pfarramt oder Anstalt. Event. ohne Gehalt! Off. unter **P B 37** an die Exped. d. Bl. erb.

Verlag von
E. Salzer, Heilbronn

Soeben erschien:
Von Stöcker zu Naumann
Ein Wort zur Germanisirung des Christentums. Preis 90 Pfg.
Für Freund und Gegner der beiden Männer von großem Interesse.

Tuch u. Buckskin
Ueberzieher-,
Cheviot- und **Kammgarnstoffe** in den neuesten soliden Dessins, **schwarze Satins** und **Croisés,** hochfeine Qualitäten, sowie **Altar-** und **Kanzeltuch,** reinwollen Fabrikat und gute Farben, versendet stück- und meterweise zu sehr billigen Preisen. Reichhaltige Musterauswahl frei.
Theodor Herrmann
in **Sagan Nr. 34** (Schlesien).

Junge **Mädchen** finden Ausbildg. i. Haushalt, i. Sprachen, Litteratur u. Handarbeit. Zimmer für **Erholungsbedürftige.** Schöne Gegend, gesunde Lage.
Frau verw. Oberpfarrer **Naumann,** geb. **Ahlfeld,** und Töchter
Schwarzenberg i. Erzgeb. (K. Sachsen)

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1481. Vierteljährlich 1,50 Mark

Nr. 38: Die 43. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Dortmund (Schluß) — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Evangelischer Kirchentag?; Die Aufbesserung der Pastorengehälter in der preußischen Landeskirche; Ein Verband der Kirchenchöre des Herzogtums Gotha; Der wissenschaftliche Ferienkursus evangelischer Geistlicher — Verschiedenes: Vermischte Nachrichten; Vorlesungen auf den evangelisch-theologischen Fakultäten im Wintersemester 1896/97 — Personalien

Nr. 39: Versammlungen und Kongresse: Der zweite Verbandstag deutscher Pfarrervereine; Die lutherische Konferenz für die Provinz Brandenburg; Der deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege — Evangelische im Auslande: Die Kirche in Amerika — Verschiedenes: Eine allgemeine katholische Weltkundgebung; Lindau am Bodensee; Vermischte Nachrichten

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage von Reuther & Reichard, Verlagsbuchhandlung in Berlin und eine Beilage von Wilh. Rudolph, Piano- und Harmoniumlager in Gießen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 41 — Leipzig, den 8. Oktober — 1896

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Glossen zur Bergpredigt: 2. Jesus richtet das Gesetz auf — Zur gegenwärtigen Lage des Christentums: 3. Das Entweder-Oder und seine Konsequenzen — Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre — Papst Leo XIII.: 2. Erste Thätigkeit — Die Unzugänglichkeit des Islam für christliche Einflüsse: — Adalbert Stifter und seine „Studien": 4 — Verschiedenes: Weltstadt und Christentum; Lotzes Gedanken zu den Prinzipienfragen der Ethik; Israel Pick; Wilhelm Zabern — Quittung — Anzeigen

Glossen zur Bergpredigt

2. Jesus richtet das Gesetz auf

An den Versen Matth. 5, 17—20 schlüpft das Nachdenken vieler Christen einfach vorüber. Höchstens verwundert man sich, daß der freie Gottessohn so gesetzeseifrig reden konnte; gelehrte Ausleger mögen sichs nur durch eine jüdelnde Färbung der Ueberlieferung erklären; zum Kern seiner christlichen Ueberzeugung sind die Worte kaum für irgendjemanden geworden. Alle Richtungen der Frömmigkeit weichen mehr oder minder aus, nicht am wenigsten die alte Kirchenlehre, die soviel davon spricht, daß Christus *für uns* das Gesetz erfüllt habe, stellvertretend nämlich, weil wir es nie erfüllen konnten noch können werden. Genau besehen sagt Jesus das Gegenteil: er richtet das Gesetz auf *für uns, damit wirs erfüllen*. „Ich bin nicht gekommen, das Gesetz außer Geltung zu setzen, ich bin vielmehr gekommen, es zur rechten Kraft und Geltung zu bringen." Er redet auch von den Propheten; wir verweilen uns dabei jetzt nicht, wie er selbst im weitern auf sie nicht zurückkommt. Wir sehen, wie er für das Gesetz und seinen Inhalt bis zum kleinsten Ipunkt die stärksten Worte der Anerkennung hat;*) wir sehen endlich, daß er eine Gerechtigkeit *von den Seinen* fordert, die die Gerechtigkeit pharisäischen Gesetzesgehorsams, und natürlich erst recht die Gerechtigkeit der „rechtschaffnen Leute" übertrifft: leisten sie dieser Fordrung nicht Genüge, so kann von einem Eingang in das Himmelreich nicht die Rede sein. *Diese Worte sind der Höhepunkt der Bergpredigt*, wenigstens des fünften Kapitels, das, worauf es Jesu in diesem ganzen Zusammenhang am meisten ankommt. Ihr Inhalt soll jedem der mit Ernst Christ sein will, genau so in Fleisch und Blut übergegangen sein, wie irgend eine andre Jesu verdankte Wahrheit.

Aber widerspricht es nicht aller evangelischen Erkenntnis, daß Jesus das Gesetz aufrichtet? Treten nicht Luther, Paulus, Johannes, nicht durch sein Leben Jesus selbst als Zeugen gegen diese Behauptung auf?

Statt jeder umständlichen historisch-kritischen Untersuchung möchten wir auf diese Fragen mit einer allgemeinen Erwägung antworten.

Glücklich das Kind, das unter der Obhut eines verständigen Gesetzes aufwächst! Liebe der Eltern hat es gegeben, weise Vorsicht bestimmte seinen Inhalt. Es ist nicht wahr, daß der Mensch unter allen Umständen das Verbotne begehrt und an der Uebertretung sein natürliches Gefallen findet. Ein Heide hat das beobachtet und gesagt.**) Tausendfach ists dem Menschen Wohlthat, unter der Autorität eines starken Gesetzes zu leben. Regt sich in ihm der Widerspruch, so ists unendlich oft des Gesetzes Schuld, das in der Art, wie es auftritt, oder in dem Verhalten, das es fordert, selber irrt. Hätten Eltern, Lehrer, Obrigkeiten, Vorgesetzte sonst, immer die Einsicht, Billigkeit und Nächstenliebe, die zu einer vollkommnen Gesetzgebung und Gesetzeshandhabung gehört, wie würde die Versuchung zum Widerspruch und Ungehorsam schwinden! Wir verlangen Großes. Je umfassender die Gemeinschaft, die solcher gesetzlichen Ordnung bedarf, desto schwerer wird dem Genüge geschehn: am leichtesten im kleinen innigen Kreise der Familie.

Glücklich das Kind, sagen wir noch einmal, das im heiligen Schutze eines Gesetzes aufwächst, das in Weisheit die Liebe gab. Glücklich Mann und Frau, die, ob auch erwachsen, dennoch einer Ordnung ihres gemeinsamen Lebens bedürftig, bewußt oder unbewußt im gleichen Geiste sich ihr Gesetz aufrichten. Was ist Freiheit ohne Gesetz! Unfruchtbare, unleidliche Willkür. Freiheit ist die Kunst, sich selbst Gesetze zu geben. Und wenn mit der Freiheit sich die Liebe vermählt, warum soll die Freiheit dann nicht beglückt fremdes Gesetz sich zu eigen machen?

Als Jesus auftrat, war das Gesetz des alten Bundes da. Gott hatte es seinem Volke gegeben als Vorzug und Wohlthat. Jesus hats ohne Zweifel in seinem Elternhause von seiner erhabensten Seite kennen gelernt, wie die Stillen im Lande es verstanden und übten. Dann hat ers weiter begriffen aus dem Studium der heiligen Schriften, sonderlich der Propheten, nach seiner göttlichen Bestimmung. Und er sollte nun als seine Aufgabe erkennen, es abzuschaffen? Nein, zur endlichen Erfüllung bringen will er den darin niedergelegten Gotteswillen im Menschengeschlecht, zunächst in der Gemeinde von Jüngern, die er sammelt.

Es gab freilich Gesetzeseifrer, die das auch vorhatten und doch ganz anders anfingen. Die Schriftgelehrten und Pharisäer. Sie gingen nicht den ewigen Gottesgedanken nach, sie fanden nicht den Weg des freien Gehorsams, mit menschlichem Scharfsinn übertrieben sie gerade das Formale, Aeußerliche, Unfreie am Gesetz und legten den Menschen unerträgliche Lasten auf. So ward Wohlthat Plage, der Gehorsam Unsinn oder Heuchelei. Mit diesem Wesen bricht Christus, aber das Gesetz richtet er mächtig auf und lehrt seine Jünger es halten nach seinem ganzen ewigen Ernst und Inhalt. Hören wir, wie er das in eingehender, unmißverständlicher, zwingender Unterweisung thut.

R

*) Vers 18 ist ein mit orientalischer Lebhaftigkeit pointirtes Wort, genau wie das vom Kamel und Nadelöhr, bewußt einseitig Ein Ziel, Einen gewollten Eindruck ins Auge fassend. Es buchstäblich zu nehmen, wäre Thorheit, aber wörtlich will es genommen sein!

**) Und zwar Ovid in den Amores 3, 4, 17!

Zur gegenwärtigen Lage des Christentums

3. Das Enweder-Oder und seine Konsequenzen

Wir stehen bei der jetzigen Lage des Christentums vor einem schneidenden Entweder-Oder:

Ist das das Richtige, daß sich das Christentum, als religiöse Weltanschauung und Lebensnorm gefaßt, immer höher,

reiner, sublimirter von Jahrhundert zu Jahrhundert über Christus hinausentwickelt? Steht es so, daß er nur Anstoß und Richtung für eine geistige Entwicklung gab, die sich immer weiter von ihm entfernen muß? Ist die christliche Religion also nur die religiöse Seite, das religiöse Element der einen großen Kulturentwicklung, und handelte es sich im Urchristentum um kulturgemäße Anschauungen, Stimmungen u. s. f., die durch die Zeiten hindurch einen Wandlungsprozeß durchmachen, in denen die Kulturanschauung das Substantielle und das Christliche das Accidentielle ist?

Oder war das ursprüngliche persönliche Christentum eine eigenartige, einzigartige Lebenswirklichkeit innerer Erlebnisse und Erfahrungen, die als objektives psychisches Phänomen damals thatsächlich in bestimmten Vorgängen des persönlichen Lebens existirte, unabhängig davon, wie man sie seiner Zeit erkenntnismäßig erfaßte und sich damit auseinandersetzte, und davon, wie man heutzutage darüber urteilt; die wir deshalb wiedergewinnen müssen, wobei die organische Wirklichkeit wesentlich dieselbe sein wird, und nur die reflektirende Vorstellung eine andre Form der Anschauung gewinnt? Ist das Christentum eine supranatural gewirkte neue Verfassung des Menschen und eine zu umfassender Ausbreitung bestimmte Reorganisation der chaotischen Menschheit, die Geschichte des persönlichen Wirkens Gottes in der Welt, bei der alles darauf ankommt, daß sie sich vollzieht, daß das Neue verwirklicht wird, während der Reflex der Wirklichkeit im Denken von der Entwicklungsstufe der menschlichen Erkenntnis abhängig bleiben wird?

Die Religion und Theologie steht gegenwärtig vor diesem Scheidewege, und er ist schon nach verschiednen Seiten beschritten worden.*)

Stellen wir uns auf jene Seite, so ist es ganz klar, daß der religiöse Niedergang, unter dem wir jetzt leiden, daher kommt, daß die Entwicklung der Religion hinter dem Kulturfortschritt zurückgeblieben ist. Wenn Religion nicht überhaupt nur ein verblassendes vergängliches Element aus der Vorstellungswelt der Jugendzeit des menschlichen Geschlechts ist, so ist doch jedenfalls das Christentum eine gänzlich veraltete, den meisten Volksindividualitäten völlig fremdartige Befriedigung des metaphysischen Bedürfnisses. Die Spannung zwischen dem modernen Bewußtsein und der orientalischen Mythologie, die man bisher durch Erweichung und Umbildung der christlichen Begriffe, durch Umdeutung und Eliminirung der überlieferten Thatsachen, durch Verschiebung der religiösen Phänomene und durch Modernisirung der Moral zu mildern suchte, ist nicht mehr zu ertragen und muß radikal gehoben werden, wenn nicht weiterhin die gesunden religiösen Instinkte der Menschen darunter verkümmern und dadurch verdorben werden sollen.

Es ist also die Aufgabe unsrer Zeit, den Schritt über Christus hinaus zu thun. Wie die Kunst heutzutage mit heißem Bemühen einen neuen Stil sucht, um aus dem gegenwärtigen Durcheinander aller Stile und der damit gegebnen Verwüstung des Geschmacks und der Bildung herauszukommen, so müssen die Religion und die Religiösen einen neuen Glauben erringen, um den gegenwärtigen Eklektizismus und die Uebermüdung am Christentum zu überwinden. Wir brauchen dann also eine religiöse Renaissance und keine christliche Reformation.

Es ist das kein Sprung ins Extrem. Etwas Bleibendes, „Ewiges," d. h. Absolutes und Objektives sind doch hier nur Thatsachen und Gesetze des persönlichen Lebens und die Entwicklung, die sich daraus ergiebt, sobald sie in Fluß und Wirksamkeit geraten. Ist Christus der Anstoß und Träger eines solchen Vorgangs, der darin sein Eigentümliches hat, daß hier allein Göttliches und Menschliches in einander greift, sonst aber den Charakter aller geschichtlichen Entwicklungen, ihres Auf und Nieder, an sich trägt, so ist er thatsächlich die Achse der Menschheit und ihrer Geschichte, die absolute thatsächliche Lösung ihrer Bestimmung, der alleinige Träger ihres Schicksals. Ist das Christentum aber nur ein Produkt der menschlichen Geistesgeschichte, eine bedeutsame verschlackte Formation der nimmer ruhenden geistigen Evolution, so war Christus nur eine relative Wahrheit, ein Durchgangsirrtum auf dem endlosen Wege zur absoluten Wahrheit. Jede Bemühung, ihn trotzdem als ewiges absolutes Fundament der Religion festzuhalten, gleichwohl aber einen modernen Glauben zu schaffen, ist ein schwächlicher schmachvoller Kompromiß, ein unzulänglicher Notbehelf der flagranten Unfähigkeit zu schöpferischer Produktivität.

*) Bis hierher aus voriger Nummer wiederholt.

Jesus Christus ist doch dann thatsächlich auch gar nicht mehr haltbar: weder die Bestimmung der Welt und der Menschen, der er lebte, noch die Moral, die er verkündigte, noch die Weltanschauung, die er hatte, noch das Menschenideal, das er vorstellte. Was für einer intensiven Anstrengung des Verstandes und der Phantasie es bedarf, um ihn nur einigermaßen für die Gegenwart umzuarbeiten und brauchbar zu machen, sieht ja jeder, der sich mit diesen Bemühungen und Versuchen beschäftigt. Und doch wirken die Resultate auf den wirklich modernen Menschen nur komisch. Und doch nützen sie nichts. Denn niemals haben Kompromisse zündende Kraft. Also ist das Postulat, in der Gegenwart den Schritt über Christus hinaus zu thun, kein Sprung ins Extrem. Aber es ist nicht meine Sache, den Erfolg, d. h. das Ende dieser Bewegung und Bemühung auszumalen. Ich kann in dieser Auffassung des Christentums und in diesem religiösen Fortschritt nur die völlige Verweltlichung, Entartung und Selbstauflösung des Christentums erkennen, die letzte Folge der Verständnislosigkeit für den lebendigen Gott und des zersetzenden Intellektualismus. Die Welterneuerung Christi löst sich hier auf in Religionsphilosophie.

Handelt es sich aber im Christentum um eine Reorganisation der Menschheit und der Menschen aus göttlicher Kraft und Initiative, so erklärt sich die religiöse Decadence aus einem Mißerfolg seiner Intentionen, aus einer Entartung und Selbstentfremdung seinem Wesen nach in dem gegenwärtigen persönlichen religiösen Bestand, und sie ist durch nichts zu heben als durch die Wiederherstellung, durch den Wiedereintritt dessen, was Christentum war und sein soll. Diese Behauptung gilt für alle Seiten und Auswirkungen, in denen sich der heutige religiöse Niedergang äußert, und für alle Probleme, die uns heutzutage quälend beschäftigen.

1. Die wesentliche Verschiedenheit unsers religiösen Lebens von dem ursprünglichen Christentum ist daran schuld, daß das begreifende Verständnis der religiösen Vorgänge und Erscheinungen in der apostolischen Zeit, das eben die Analogie der Erfahrung zur Grundlage braucht, verloren gegangen ist, und die Fähigkeit nicht aufkommen kann, zwischen den Realitäten der damaligen Heilsereignisse und persönlichen Erlebnisse und zwischen den Vorstellungen, die man auf der Kulturhöhe jener Zeit und unter den besondern geschichtlichen Bedingungen davon hatte, zu unterscheiden. Denn man kann die Wirklichkeit nur empirisch erfassen und muß sie so erfaßt haben, um sie von ihrem Ausdruck in den Anschauungen, die stets nur annähernd sind, sondern zu können. Die ganze theologische Arbeit, die nach dieser Richtung hin geschieht — die Vorarbeit, um den Modernen modern werden zu können, ohne das Christentum zu depotenziren und ihm selbst zu entfremden —, ist nicht umsonst, aber sie führt nicht zum Ziel, solange das Wesentliche davon nicht auf dem Wege der Erfahrung, im persönlichen Leben erreicht und verwirklicht ist. Sie ist nicht umsonst, weil ihr Resultat immer das sein wird, daß sie auf Begreifen und Gewißheit verzichten muß, und weil sie damit die Notwendigkeit gleichartiger Erfahrungen zum Verständnis des damaligen Geschehens erweist. Andrerseits hat sich thatsächlich gezeigt, daß, wo ein analoges religiöses Leben einmal angebrochen war, sofort damit ein ganz andersartiges, ursprüngliches, lebendiges, freies Verständnis der biblischen Zeit erwachte.

2. Ferner ist eine Entartung des persönlichen Christentums die Ursache, daß jener Zwiespalt zwischen dem vorhandnen persönlichen religiösen Bestand und der Vorstellungshülle, mit der man ihn traditionsmäßig umkleidete, überhaupt entstehen und sich halten konnte. Hätte es sich nicht völlig zu einer bloßen eigentümlichen Weltanschauung verschoben, so wäre es ja gar nicht möglich gewesen, das Neue Testament, vor allem die Briefe für das persönliche Leben in Anspruch zu nehmen und dieses mit dem, was dort zu Tage tritt, zu

identifiziren, obgleich doch die Kluft zwischen beiden auf der Hand liegt. Dann hätte man vielmehr in ihm zwar nicht die Lehrnorm, die es auch nur geschichtlich verstanden und organisch angewandt, nicht mechanisch mißhandelt ist, wohl aber die Norm für das religiöse Sein und Werden gesehen, und eine heilsame Selbstkritik wäre die Folge gewesen.

Da man aber kein wirkliches, dem ursprünglichen gleichartiges persönliches Christentum hat und keinen verläßlichen Boden der Erfahrung unter den Füßen fühlt, so klammert man sich an den toten krystallinischen Niederschlag vergangner Zeiten, an Dogmen, Lehren und erbauliche Ergüsse und formt sich nach Geboten, Tradition und Konvention, was so unchristlich wie möglich ist. Denn das Christentum ist Leben, Freiheit und Entwicklung. Alle unsre theologischen und kirchlichen Streitigkeiten führen aber nicht zu dieser Belebung und Befreiung, so lange nicht jenes echte persönliche Christentum verwirklicht wird und sich mächtig Recht und Raum verschafft.

Eine weitere Folge davon ist die, daß man christliche Stimmungen, Anschauungen und Grundsätze den Menschen einzuimpfen sucht und damit Leben aus Gott hervorzubringen meint, dieser verhängnisvolle Irrtum und Mißbrauch, der die Empfänglichkeit für die Erfahrung Gottes verdirbt, weil er den Schein und die Einbildung der Erfahrung erweckt. Hätten wir das wurzelechte Christentum, so wüßten wir, daß der Mensch nur durch das Erlebnis Gottes Christ wird, und dieses Erlebnis durch keine menschlichen Bemühungen ersetzt werden kann.

3. Weiter ist derselbe Notstand der Grund, daß wir keine Gemeinden haben und es nicht zu Gemeinden bringen. Es giebt wohl Gemeinschaft christlich gesinnter Kreise, aber keine Gemeinden, diese Organismen mannichfaltiger wiedergeborner Persönlichkeiten, in denen der Einzelne gliedmäßig wurzelt, wächst und wirkt. Eine peinliche Situation, da nach dem Neuen Testament das Wirken Gottes sich zum guten Teil nur durch Gemeinden vermittelt. Eine unerträgliche Lage, wenn es keine flammenden Herde des neuen Lebens giebt. Alle Anstrengungen nach diesem Ziele führen höchstens zu Surrogaten, zu äußerlichen Organisationen, aber zu keinem lebendigen innerlich verwachsnen Organismus. Nur durch den Zusammenschluß, durch die gegenseitige Anziehung aus Wasser und Geist geborner Persönlichkeiten entstehen Gemeinden.

Ja wir können noch weiter gehen. Hier liegt die Ursache, daß der um sich greifende Erneuerungsprozeß der Menschheit, der große Eroberungskampf des Reiches Gottes jetzt in „Kirchen," in religiösen Institutionen erstarrt ist, in gesetzlichen Organisationen, die ihrer Natur nach jede freie Bewegung, jeden großen Zug, jede neue Entwicklung, jeden Fortschritt niederhalten müssen, die ihrer Natur nach die gegenwärtige Verfassung — im weitesten Sinne gemeint — zu wahren suchen, mögen die Zustände noch so unhaltbar, die Einrichtungen noch so veraltet, unwirksam, verderblich, die Verhältnisse noch so versumpft sein. Man hört von Kirchenleuten oft den Ruf: Da nobis alterum Lutherum, aber man kann ihn nur mit einem bittern Lächeln hören, denn es gäbe einen Kampf auf Tod und Leben zwischen dem neuen Luther, wenn er käme, und der kirchlichen Organisation und dem unchristlichen Staat, der dahinter steht, dem Schutzherrn der Kirche.

4. Und endlich ist die Entartung des Christentums die Ursache seiner Kraftlosigkeit und Unwirksamkeit in der Gegenwart. Wer noch imstande ist, alles gut oder auch nur leidlich zu finden, und nicht von der Jämmerlichkeit und Nichtigkeit des heutigen Christentums überwältigt ist, der blicke in den Spiegel der apostolischen Zeit. Dort stark pulsirendes, mächtig treibendes und übermenschlich wirkendes Leben, hier kraftloses schemenhaftes Vegetiren, das sich in erfolglosen Zuckungen erschöpft. Dort Machtthaten Gottes, ein eingreifendes Handeln und Wirken des in die Menschheitsgeschichte hereingetretnen Schöpfers Himmels und der Erde, eine rastlose Thätigkeit und Bezeugung des erhöhten Herrn, und hier — es ist, als ob der Himmel verschlossen wäre. Die zündende Kraft des Evangeliums ist legendär geworden, kein Prophet steht auf, religiöse Wirkungen sind selten; man ist froh, wenn moralische und soziale erfolgen. Maßregeln, Vereine, Schriften, Worte giebt es ungeheuer viele, aber es fehlen die befreienden, erlösenden, überwindenden, reinigenden Thaten und Persönlichkeiten. Doch genug. Wer sich nicht das Auge verdorben und nicht das Verständnis verloren hat, sieht und empfindet es übergenug.

Woher das alles? Weil Gott keine Organe für sein Wirken hat, weil das persönliche Christentum entartet und für das Göttliche unfähig geworden ist. Darum ist der Himmel verschlossen. Gott läßt das mißratne Christentum sich ausleben, bis es in seiner Nichtigkeit, Unwahrhaftigkeit und Verweltlichung offenbar wird und gerichtet vor aller Augen liegt.

Darum hilft uns alles Mühen und Sorgen nichts, keine neuen Wege und Methoden, keine Veranstaltungen und Einrichtungen. Wir mögen noch so virtuos den alten Glauben der modernen Weltanschauung vermitteln, noch so sehr uns bemühen, die Predigt der Gegenwart zeitgemäß aus dem Kern der Schrift heraus zu erneuern, noch so richtig und recht das Evangelium den Entkirchlichten verkündigen: es hilft uns alles nichts. Es hilft uns auch kein Schreien und Flehen, sondern wir müssen anders werden. Wir, d. h. alle, die mit ganzem Ernst Gotteskinder sein wollen und sich als solche fühlen, wir sind schuld an dieser erschütternden Lage des Christentums, und uns trifft die Verantwortung. Uns ganz allein!

Nur durch eine Erneurung der Persönlichkeiten und eine Wiederherstellung des echten persönlichen Christentums gelangen wir zu einer Neubelebung und einem Aufschwung des allgemeinen Christentums, zu einem Aufleben und Wachsen des Reiches Gottes unter uns. Ich weiß, daß das allein Gottes Handeln bewirken kann, aber die notwendige Vorbedingung ist jedenfalls die Selbstbesinnung und Selbsterkenntnis, die Umkehr und das leidenschaftliche Verlangen darnach.

Johannes Müller

Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre

Unter diesem Titel*) hat vor einigen Jahren Pfarrer Gebhardt in Molschleben bei Gotha ein Buch herausgegeben, das zu den wertvollsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuern praktischen Theologie gezählt werden muß, bereits die dritte Auflage erlebt und mit vollem Recht dem Verfasser den theologischen Doktorhut eingetragen hat. In einer langjährigen Amtszeit hat der scharfsichtige Landpfarrer das religiöse und sittliche Leben der ihm nahestehenden thüringischen Gemeinden in seinem vollen Umfange und auch in seinen scheinbar unbedeutendsten Aeußerungen beobachtet und giebt nun in lebendiger Darstellung eine umfassende Schilderung dieser Zustände. Idyllische Bilder ländlicher Religiosität oder gar ländlicher Sitte entwirft er dabei freilich nicht; aber wirkliche Kenner der dörflichen Verhältnisse haben ja schon lange gewußt, daß die vielgepriesene Einfalt und Herzensreinheit, wie die seinerzeit beliebt und berühmt gewesenen „Dorfgeschichten" sie zu schildern pflegten, nur Träume der Einbildungskraft gewesen sind, und daß das Leben auf dem Lande thatsächlich weit mehr in kühler Trockenheit fernab von Gefühlsschwärmerei jeglicher Art und in oft erschreckender „Natürlichkeit" verläuft. Nur that es not, daß das einmal offen ausgesprochen und an der Hand nüchterner Beobachtungen mit liebevoll eingehendem Verständnis dargelegt wurde. Das gethan zu haben ist Gebhardts großes und unbestrittenes Verdienst. Wer gleich ihm auf dem thüringischen Lande wirkt, muß bestätigen, daß er ein ganz vorzüglich gelungnes Abbild der hier herrschenden Zustände geboten hat, wenngleich natürlich einige seiner Beobachtungen nur gerade in dem von ihm bewohnten Landstriche gemacht werden konnten, und wenngleich der Standpunkt des gereiften kühl denkenden Mannes dem noch gefühlvoller um sich blickenden Leser manchmal fast als zu schwarzseherisch erscheinen möchte. So glaubt, so redet, so lebt thatsächlich der thüringische Landmann, wie Gebhardt es schildert. Darum ist das Buch in

*) Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre. Von einem thüringischen Landpfarrer. 3. Auflage. Gotha, Schlößmann, 1896. 368 S. 3,60 Mk.

der That, wie es gerühmt wurde, „ein Stückchen Kulturgeschichte aus dem letzten Viertel des Jahrhunderts.“ Und es bleibt auf das lebhafteste zu wünschen, daß auch einmal für andre Gegenden, noch mehr aber für andre Stände und Berufsschichten eine ähnliche Zusammenfassung des religiösen und sittlichen Lebenskapitals geboten würde. Die Erfahrungen, die bei einer solchen, auf genauer und verständnisvoller Beobachtung ruhenden Sammlung gemacht würden, wären ungemein heilsam für alle, die sich mit dem geistigen und geistlichen Leben unsers Volkes zu beschäftigen haben, und die über dieses Leben nur allzuoft die unklarsten und unwahrsten Vorstellungen hegen. Wer wirklich in seinem Volke feste Wurzel fassen und in ihm wirklich segenbringend wirken will, der darf nicht in nebelhaften Gedankendingen traumhaft schwelgen, sondern muß nüchtern und klar zu sehen wissen, auch wenn ihm dann manche, bisher gern gehegte Ansicht als holdes Wahngebilde der eignen Hoffnung und des eignen Wunsches erscheint.

Ich möchte nicht Einzelheiten aus dem Gebhardtschen Buche anführen, sondern lieber bitten, es selbst zur Hand zu nehmen und daraus zu ersehen, wie unser Landvolk wirklich sinnt und lebt. Auch nur leise will ich einen theologischen Widerspruch andeuten, den ich gegen den Verfasser geltend machen möchte. Seine vielfach ja aus Vergangenheit und Gegenwart nur allzu verständliche Abneigung gegen den besonders für das Land so gänzlich unpassenden vulgären Rationalismus und Liberalismus läßt ihn doch gelegentlich über das Ziel des Maßes und der Gerechtigkeit hinausschießen, und vor allem wird ihm dadurch das Verständnis für die Thatsache etwas getrübt, daß der Bauer auch ohne Einwirkung von Aufklärung und Liberalismus eben doch im Grunde seines Glaubens wesentlich Rationalist war und ist. Wiederholt ist in der Christlichen Welt bei der Besprechung religiöser Meinungen einzelner bedeutender Männer in nicht geistlicher Welt- und Lebensstellung darauf hin gewiesen worden, wie das religiöse Grundkapital, mit dem die Gebildeten unsrer Tage zu wirtschaften pflegen, im letzten Grunde ein fast ausschließlich rationalistisches ist und aus wenigen Glaubensgedanken besteht, die fast der alten Dreiheit: Gott, Freiheit und Unsterblichkeit gleichkommen, jedenfalls sie nur in geringen Aenderungen wiederholen, und das auch bei scheinbarer „Rechtgläubigkeit“. Ich habe diese selbe Beobachtung seit langer Zeit in den Kreisen der Großstädter gemacht und kann sie aus meinen Erfahrungen heraus nur bestätigen. Umsomehr ist mir bei meiner Wirksamkeit auf dem Lande von Anfang an überraschend gewesen, daß auch dort trotz oft vorhandner äußerer „Orthodoxie“ das religiöse Leben der Bauern wesentlich ein gleicherweise rationales ist und meinen Beobachtungen nach auch immer war. Mag die religiöse Formensprache im Gottesdienste noch so reich apostolisch und kirchlich sein, die eignen religiösen Vorstellungen des Landmanns sind an Zahl gering und an Inhalt sehr nüchtern, verständig und selbstgerecht. Das hebt im Grunde ja auch Gebhardt hervor, der diesen Glaubensstandpunkt in seiner Sprache einen jüdisch-gesetzlichen nennt. Nur schiebt er meines Erachtens der Aufklärung des vorigen und dieses Jahrhunderts dogmatische Meinungen zu, die auch in der Zeit der blühenden Orthodoxie als der eigentliche Kern des bäuerlichen Christentums von jeher gegolten haben.

Wird der städtische Leser des Gebhardtschen Buches des öftern entsetzt sein, wenn er hört, daß der in seiner Vorstellung so urgläubige fromme Landmann oft sich so gar nicht gläubig und fromm zeigt, noch weit größer wird sein Erschrecken werden, wenn er die vielgepriesene ländliche Sittenreinheit vor seinen Augen dahinschwinden und anstatt ihrer eine oft grauenvolle Sittenlosigkeit auftauchen sieht. Daß der Verfasser auch hier die reine Wirklichkeit schildert, muß ihm — man möchte oft sagen: leider! — unbestritten zugegeben werden. Ja, landkundige Volksfreunde auch aus andern als thüringischen Gauen haben es zahlreich bestätigen müssen: gerade wie bei uns.

Als Gebhardt sein Buch zuerst ausgehen ließ, war die eingehende Beschäftigung mit der ländlichen Bevölkerung noch nicht so allgemeine Sitte geworden, wie das jetzt der Fall ist, wo durch den Zug der Sozialdemokratie auf das Land und durch die agrarische Bewegung rings aller Augen plötzlich mit besonderm Interesse auf den Bauernstand gerichtet sind. Er hat aus rein christlich-kirchlichem und kulturhistorischem Interesse ohne alle soziale oder sonstige Tendenz die Ergebnisse seiner jahrzehntelangen stillen Beobachtungen durchaus maßvoll, oft humoristisch und immer mit echt volksfreundlichem, warmem Herzen in seinem Buche niedergelegt. Und er hat darin doch nichts andres geschildert und geschrieben, als was heute von den Pastoren Wagner und Wittenberg*) geschrieben wurde, die dafür von vielen Kreisen in Acht und Bann gethan worden sind. Allerdings hat Gebhardt dabei den Vorzug gehabt, daß er seine Schilderung des sittlichen oder unsittlichen Lebens einer ländlichen Gegend entnahm, in der der Großgrundbesitz keine große Rolle spielte, während Wittenberg die Unsittlichkeit solcher Kreise zu schildern hatte, in denen Gutsbesitzer, Inspektoren, Scharwerker u. a. m. den Zuständen noch eine ganz eigenartige und oft genug noch etwas dunklere Färbung geben.

Schon das Gebhardtsche Buch eignet sich nicht durchweg zur Familienlektüre, der Wagnersche Vortrag gar nicht, und das Wittenbergsche Buch erst recht nicht. Denn es sind eben nicht sittenreine, idyllische Zustände, die da geschildert werden, sondern nur allzuoft grauenerregende und ekelhafte. Es ist gewiß für diese Männer kein erfreuliches Werk gewesen, alle die Sittenlosigkeiten zu buchen und zu beschreiben. Aber wie soll denn anders ernstlich den Uebelständen geholfen werden, als dadurch, daß man zunächst einmal den vorhandnen Notstand wirklich klar erkennt und seine Ursachen ergründet? Und wenn nun z. B. allgemein bestätigt wird, daß die engen und ganz unstatthaften Wohnungsverhältnisse der ländlichen Arbeiter, wie sie vielfach zumal im Osten gefunden werden, der Unkeuschheit argen Vorschub leisten, und wenn daraus Folgerungen und Forderungen gezogen werden, die allerdings manchem Grundbesitzer unbequem sein könnten: ist es darum erlaubt, gleich — wie es geschehen ist — von einseitiger Interessenvertretung des kleinen Mannes, von Klassenverhetzung und dergleichen zu reden? Man pflegt doch sonst gern die kleinen Leute für noch zu unerzogen und unfähig auszugeben, selbst in politischen und agrarischen Fragen Wortführer zu sein und die eignen Sachen selbst zu führen. Wie gern bevormundet man sonst den kleinen Mann! Aber wenn einmal jemand auftritt, der nicht aus der gewohnten Zunft und nicht aus der parlamentarischen Partei entstammt und doch ein Wortführer der Kleinen werden will, dann giebt es wildes Geschrei ringsum. Ich meine, es ist unerhört, daß Männer, die mit solchem heiligen Ernst die von allen Seiten anerkannten sittlichen Notstände dadurch zu lindern sich bemühen, daß sie auf diese klaffende Wunde den Finger legen und nach bestem Wissen gute Heilmittel empfehlen, nicht nur aus den Kreisen des ländlichen Großgrundbesitzes, sondern auch aus christlich-kirchlichen Regionen Anfeindungen erfahren müssen. Was können denn sie dafür, wenn die Zustände, deren Besserung sie auf der Seele tragen, oft durch die Schuld und den Geiz der Menschen zum Teil unbedacht, zum Teil mutwillig hervorgerufen werden! Und ists denn wirklich ein Vergehen, das offen auszusprechen? Vielleicht ist manches Wort etwas hart, mancher Vorwurf in der Verallgemeinerung etwas ungerecht, die ganze Schilderung hie und da einseitig, aber in der Hauptsache bleibt wahr und wirklich, was die Wagner, Wittenberg, Hückstädt, Gebhardt u. a. schreiben: daß die Unsittlichkeit auf dem Lande eine große ist, und daß ihre Ursache oft in Verhältnissen liegt, die sich mit gutem Willen ohne allzugroße Schwierigkeit ändern ließen. Soll aber gebessert werden, so müssen die, die bessern können und sollen: Kirche, Staat, Parlament, Armee, Gesellschaft und wer sonst noch dazu berufen ist, zuvor klar sehen, und wäre auch das, was

*) Wagner, Die Sittlichkeit auf dem Lande. Vortrag. Leipzig, Werther, 1895. 118 S. 1,50 Mk. — Die geschlechtlich-sittlichen Verhältnisse der evangelischen Landbewohner im deutschen Reiche. I. Band. Ostdeutschland. I. Abteilung: Ost- und Westpreußen, Pommern, Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Posen und Schlesien, bearbeitet von Pastor H. Wittenberg. II. Abteilung: Brandenburg, Prov. Sachsen, Anhalt und Königreich Sachsen, bearbeitet von Pastor E. Hückstädt. Leipzig, Werther, 1895. 236 Seiten. 9 Mk.

da zu sehen ist, noch so abscheulich oder unbequem. Und wenn gewisse Andre lieber nicht sehen wollen, die Augen künstlich sich verschließen und über die fatalen Warner und Mahner schelten und schimpfen: wir wollen diesen angefeindeten und verfolgten Männern Dank und Anerkennung sagen für den Mut der Wahrheit, mit dem sie allen, die zu helfen guten Willens sind, heute einen Einblick gewährt haben in die wirkliche bäuerliche Glaubens- und Sittenlehre.

Nachschrift. Erst nach Vollendung vorstehender Zeilen ist mir das über gleiche Verhältnisse sich verbreitende, sehr hübsche Buch Gerades*) zugegangen. Seine Beobachtungen über ländliches Glaubens- und Sittenleben decken sich zumeist vollständig mit den Gebhardts, obwohl der Verfasser nicht sagt, in welcher Provinz Preußens er gewirkt hat. Auch hier wenig Idylle, aber viel Nüchternheit im religiösen und viele Sittenlosigkeit im sittlichen Leben. Gerade verbindet mit der Darlegung seiner Erlebnisse und Beobachtungen noch die sehr lobenswerte Absicht, jungen Geistlichen an die Hand zu geben, wie sie sich den geschilderten Verhältnissen gegenüber durch Wort und Leben zu verhalten haben, um trotz der entgegenstehenden Hindernisse dem Evangelium Eingang in die dörflichen Herzen und Häuser zu verschaffen. Vieles von dem, was er da sagt, hat ganz meinen Beifall. Aber ich kann doch nicht leugnen, daß zwischen der realistischen, manchmal vielleicht zu pessimistischen Schilderung des bäuerlichen Lebens im ersten Teil des Büchleins und der Art, wie im zweiten Teil das Christentum durch die Seelsorge gepredigt und gefestigt werden soll, ein gewisser, unüberbrückter Widerspruch klafft. Leute mit der geschilderten Grundauffassung des religiösen und sittlichen Lebens werden doch einer geistlichen Wirksamkeit notwendig unzugänglich bleiben müssen, wenn von dieser ausdrücklich verlangt wird (Seite 101), daß sie die Massen auf intellektuellem wie sittlich-religiösem Gebiete nicht allzusehr befriedigen dürfe, weil sonst der volle Wahrheitsgehalt des Evangeliums litte. Es lebt auch in Gerade jene schon oben erwähnte übergroße Angst vor dem Rationalismus, dessen Volkstümlichkeit als etwas Verderbliches geachtet wird. Ich meine hingegen, daß der Bauer immer „Rationalist" gewesen ist. Und die von Gerade verpönte Identifizirung der Geistlichen aus der „Ritschlschen Schule" mit der „Lebensanschauung des kleinen Mannes" muß ich als einen Vorteil ansehen, weil sie mir allein die rechten Anknüpfungspunkte für das geistliche Wirken zu bieten scheint. Bürkner

*) Paul Gerade, Meine Erlebnisse und Beobachtungen als Dorfpastor (1883—1893). Eine Handreichung für Kandidaten und junge Geistliche. Magdeburg, Rathke, 1895. 151 Seiten. 2 Mk.

Papst Leo XIII.

2. Erste Thätigkeit

Pius VII. starb im August 1823. An seiner Stelle wurde der intransigente Kardinal della Genga als Leo XII. gewählt. Im Mai 1824 übergab er den Jesuiten das Collegio Romano, und im November finden wir unter seinen ersten 1400 Schülern auch die beiden Brüder Pecci. Gioachino wohnte beim Onkel im Palazzo Muti, Joseph scheint schon damals ganz in den Jesuitenorden eingetreten zu sein. Dies wäre also der Augenblick freier Bewegung gewesen, deren ein Jüngling zu gesunder Entwicklung so sehr bedarf. Doch wissen wir nichts, was eine individuelle Regung bekundete. Er selbst schildert die Zeit in den Distichen also:

Wohnte zu Rom dann in Mutis Palast, und inmitten der Bildung
Voll Fleiß wohnt ich zu Rom in der Palästra zumal.
Muß des Manera da freudig gedenken, und anderer Väter;
Leuchtend an Wissen und Ruhm strahlte zur Zeit ja die Schar.
Nährend den Geist mir, ließen aus reiner Quelle sie schöpfen,
Lehrend mich Weisheit und göttlich Erkennen so hehr.
Nicht entging dem Verdienste der Preis; auf siegreicher Stirne
Lohnte, durch Arbeit erlangt, schmückend die Schläfe der Kranz.

Nach Jesuitengewohnheit scheint dieser reichlich zur Verteilung gekommen sein. Wir hören von Preisaufgaben und

Preisverteilungen, von glänzenden Disputationen und Akten über altklassische Litteratur, die höhern Gymnasialfächer und Anfänge der Philosophie. Später beschäftigte Pecci sich auch mit Mathematik und Astronomie, die ihm als Greis im neugebauten Observatorium der vatikanischen Gärten so viel Unterhaltung gewähren sollte. Professor Hettinger in Würzburg hat uns Aehnliches höchst anschaulich und verlockend geschildert, während De Sanctis,*) ähnlich wie der schon erwähnte Tommasoni darin nur eine Dressur sieht, die den Jüngling bei völlig unentwickeltem Geist und Gemüt das um so willigere Werkzeug des Ordens werden läßt. Ein Gewinn an Schlagfertigkeit, an dialektischer Gewandtheit scheint jedoch das sichere Resultat. Bei Pecci ist es offenbar, daß er hier das Rüstzeug für seine spätere Wirksamkeit gewann, nur hielt die nie ganz wiedergewonnene Gesundheit die beständige Anspannung aller Kräfte nicht aus. Er mußte auf die öffentliche Verteidigung seiner Thesen verzichten, erhielt aber dennoch vom Studienpräfekten Manera ein glänzendes Zeugnis.

Um jene Zeit starb der vielgehaßte Papst Leo XII., dessen Namen Pecci seinerseits hat führen wollen. Er war es gewesen, der die unmenschlichen Gesetze gegen die Juden, die unter den Franzosen abgekommen waren, wieder einführte, der, um die Liberalen besser verfolgen zu können, den Pfarrpriestern die weitgehendsten Freiheiten zum Mißbrauch des Beichtstuhls gab. Von seiner persönlichen Frömmigkeit soll Pecci tiefe Eindrücke erhalten haben — so lesen wir in der Biographie**) —, als er im Jubiläum von 1825 barfuß in der Prozession ging; alle jungen Priester schlossen sich begeistert ihr an. Bei schwerer Krankheit Gioachinos vertieften sich diese Eindrücke:

Mich nicht locken die Reize des rasch dahineilenden Lebens,
Auf die Ewigkeit aus, sorg ich um Irdisches nicht.

Doch genas er und wurde 1830 als Student der Theologie an der Gregorianischen Universität immatrikulirt. Diese bildete mit der Sapienza (der jetzigen königlichen Universität) und der Propaganda fide die dreifache päpstliche Bildungsstätte für angehende Priester in Rom. Seine Lehrer waren wiederum die Jesuiten. Die Patres Perrone, Everdonk und Patrizi werden genannt. Es galt als Auszeichnung, daß er schon im zweiten Jahre zum Repetenten am Kollegium Germanicum bestellt ward. An Diskussionen fehlte es wiederum nicht, und er hat in allen geglänzt. Sie sind ihm thatsächlich in Fleisch und Blut übergegangen; läßt er doch auch als Papst die jungen Leute zu sich in den Vatikan kommen, um ihr Turnier unter seinen Augen abzuhalten.

Im Jahre 1832 errang er den Titel eines Doktors der Theologie und trat in die Academia ecclesiastica dei giovani nobili ein, wo die Diplomaten des heiligen Stuhls erzogen und zum höhern Verwaltungsdienst ausgebildet werden. Dem Kursus beider Rechte hatten die jungen Männer an der Sapienza zu folgen; Pecci gewann sofort eine sehr viel beneidete Prämie für die Preisaufgabe des Jahres 1835 und zum Abschluß im Jahre 1837 den juristischen Doktorgrad. Auch war es wohl in dieser Zeit freierer Bewegung, daß er in freundschaftliche Beziehungen zu dem jungen Prinzen Sforza-Cesarini trat, der auch gleichzeitig mit ihm die Priesterweihe erhielt. Es ist dies die einzige wärmere Empfindung für einen Altersgenossen, von der wir hören.

Nach der kurzen Regierung Pius' VIII. war schon 1830 der Mönch Mauro Cappellari als Gregor XVI. mit der Tiara gekrönt worden. Die Kardinäle Sala und Pacca, beide Veteranen aus den päpstlichen Verhandlungen mit Napoleon I, waren Pecci zugethan. In seinem poetischen Lebenslauf in Distichen erwähnt er nur des Erstern; aber Pacca war es, der ihn nun dem Papst zum Hausprälaten empfahl. Dieser zeigte sich ihm günstig und gab ihm mancherlei Gelegenheit zum Lernen im Gerichtshof der Segnatura, wie im Finanzfach. Bei der damals wirkenden Cholera konnte er administrativ, aber nicht priesterlich wirken, da er die sogenannten Diakonatsweihen erst

*) Roma Papale. Firenze 1883. 3. ed.

**) J. Weinand, Leo XIII., seine Zeit, sein Pontifikat und seine Erfolge.

Ende 1837 in der kleinen Kapelle S. Stanislao in S. Andrea al Quirinale, und die Priesterweihe in der Privatkapelle des funktionirenden Kardinals Odescalchi empfing. Die erste Messe am Neujahrstag 1838 las er jedoch wiederum in S. Stanislao. Dieser, ein Frühvollendeter des Jesuitenordens, ist der große Liebling der römischen Aristokratie noch heute. Als 1890 die Kapelle durch bauliche Neuordnung der Straße bedroht war, setzten sich alle vornehmen Damen in Bewegung, um sie zu retten, und da dies nicht gelang, wurde sie an die andre Seite der Kirche übertragen und vom Kardinal Vicario Parrocchi neu geweiht, nicht ohne viele boshafte Aeußerungen der „Schwarzen“ über die Regierung.

Der damalige Staatssekretär Gregors, Kardinal Lambruschini, hatte mittlerweile auch den jungen Pecci bemerkt und willigte ein, ihn als Delegaten, also Statthalter, nach Benevent zu senden, der zwei Quadratmeilen großen Enklave des Kirchenstaats im Neapolitanischen, die an den Uebelständen beider Staaten krankte.

So war denn Pecci in die Wirren jener an großen Gedanken und vielen Schmerzen reichen Jahre aktiv eingetreten. Der Wiener Kongreß hatte mit der Wiederherstellung der acht kleineren Staaten und des Kirchenstaats dem durch Napoleon an den Einheitsgedanken gewöhnten Italien den denkbar schlechtesten Dienst geleistet. Die greulichen Zustände des Kirchenstaats spotteten dem Drängen der großen Mächte, wie den geringen Bestrebungen des Papstes selbst. Das ganze Elend der Priestertyrannei, des Verrats, der Bedrückung durch unverantwortliche heimliche Organe, der Rechtlosigkeit auf Erden wie im Himmel kam der unglücklichen Bevölkerung immer mehr zum Bewußtsein. Eine Zuflucht fanden Reformgedanken nur im düstern Geheimnis der Verschwörung. Im Zusammenstoß mit dieser aber entwickelte die Kurie bisher ungekannte Grausamkeit und Tücke. Die Liberali mit Feuer und Schwert zu vernichten, war des himmlischen Lohnes wert. Dem kirchlich höchst gleichgiltigen Gregor lag an ketzerischer Lehre wenig, um so mehr aber verfolgte er jeden freiheitlichen Hauch. Ranke rühmt, „daß er in die Verwaltung wohlthätig eingegriffen, und unzweifelhafte Verbesserungen angebahnt habe.“ Im Volksbewußtsein lebte er in sehr andrer Gestalt, die der vornehme Altmeister zu beachten verschmäht hat: Ein Hasser des neuen so sehr, daß sogar Straßenbau und Beleuchtung verpönt waren; kindischem und unwürdigem Zeitvertreib ergeben, ein Sklave seines Kammerdieners und dessen weiblicher Umgebung, ein Freund des Weines, so daß Pasquino ihn mit dem Kellerschlüssel die Himmelsthür öffnen ließ. Neulich ging eine echt römische Anekdote durch die Zeitungen: Vor Besetzung des Delegatenpostens in Benevent besprach Gregor die Frage, wie üblich, mit dem eben erwähnten, als Gantanino stadtbekannten Kammerdiener. Dieser erwiderte: Eure Heiligkeit schaffen Monsignori und vergessen sie dann. Da ist doch der Pecci! — Ach was, der Ciociare! sagte Gregor. (Die Gegend von Carpineto heißt Ciociaria nach der eigentümlichen Lederbekleidung der Füße und wird deshalb gering geschätzt). Eben dieser, versetzte Gantanino; der wäre sehr geeignet dazu. — Wieviel hat er dir gegeben, daß du dich seiner annimmst? meinte Gregor, und Gantanino antwortete ohne Zögern: Tausend Scudi! —

Wie dem auch sei, Pecci bewies wirklich in Benevent, daß er der richtige Mann war, obgleich ihn eine schwere Krankheit, fast auf der Reise noch, darniederwarf. Die öffentlichen Zustände waren greulich. Schmuggler- und Räuberbanden beherrschten das Ländchen um so leichter, als sie ins Neapolitanische oder in den Palästen der Reichen Zuflucht suchen konnten; denn diese waren ebensowenig geneigt sie auszuliefern, als der Hof von Neapel. Da that Ernst und Festigkeit not. Es wird Pecci nachgerühmt, daß er sie gleichmäßig überall bethätigt und einem Marchese, der sich bei der Kurie zu beschweren drohte, geantwortet habe: Thun Sie das, aber vergessen Sie nicht, daß der Weg dahin an der Engelsburg vorüberführt. Seine dreijährige Verwaltung erntete denn auch großes Lob. Es mag der erste Erfolg jener Jugendjahre gewesen sein, der es ihm als Papst doppelt bitter erscheinen ließ, nicht den Kirchenstaat neuordnen zu dürfen, wie damals das kleine Benevent.

Seine plötzliche Versetzung nach Perugia wird von den Biographen als Gnadenbeweis angesehen. Der Papst beabsichtigte eine Reise durch seine Staaten zu machen, jene, von den Liberalen mit so beißendem Spott begleitete Reise durch ein mit österreichischen Bajonetten erhaltenes verarmtes, rechtloses, gequältes Land. Auch in Perugia gährte die Stimmung sehr; von Bologna und der Romagna her wehte ein scharfer patriotischer Luftzug. Pecci sollte Ordnung halten, und es gelang ihm nicht nur dies, sondern die Fertigstellung der schönen Fahrstraße zur „Turmstadt,“ wie das Distichon sie nennt, wofür das Volk ihn lobte und Gregor nicht tadelte. Eine gewisse Härte, Herrschsucht und Unnahbarkeit, die alle, die ihn früher oder später gesehen, als charakteristisch bezeichnen, machten ihn zu dieser Thätigkeit sehr geeignet; doch hat niemand, daß ich wüßte, ihm Bedrückung oder Ungerechtigkeit vorgeworfen. Leicht war die Aufgabe in Perugia nicht, zumal für einen jungen Prälaten, der nie mit der nationalen Strömung in Berührung gekommen war, noch mit dem Volke Fühlung hatte.

Wohl war die revolutionäre Bewegung vom Jahre 1830 auch in Italien erdrückt worden, und die Maulwurfsarbeit der Carbonari hatte sich als gänzlich unnütz erwiesen, so sehr noch Bologna sich seines langjährigen Exekutivkomitees erinnerte und so wenig die Romagna von der Unterwerfung hören wollte. Aber im Hintergrunde ragte die Gestalt zweier großen Patrioten, die wohl verschieden in der Wahl der Mittel, doch beide das Höchste anstrebten: Mazzini und Gioberti. Mazzini hatte mit der Zauberformel: Gott und das Volk! la giovine Italia ins Leben gerufen und sie die Bedeutung des Opfers und Leidens für die Erneurung des Vaterlands gelehrt. Jeder, der im öffentlichen Leben drin stand, mußte sich mit ihm auseinandersetzen. So vollauf er an Gott glaubte, so sinnlos ihm eine Welt erschien ohne Gott und den Ernst der Pflicht, so heiß er sein Vaterland liebte, so wenig doch verband ihn mit den Gemäßigten, den Denkern unter den Patrioten, weil er unfähig war mit der Wirklichkeit zu rechnen. Aber der Einheitsgedanke, der schon in Dantes Seele gestanden, in Macchiavelli Ausdruck gefunden und nun Mazzinis ganzes Wesen erfaßt hatte, beschäftigte jene nicht minder. Unter ihnen Gioberti, der klar erkannte, daß stoßweise revolutionäre Bewegungen niemals Einigung der Stämme erlangen werden. Auch hatte er als geborner Turiner eine angestammte Anhänglichkeit an das Königshaus Savoyen, die sich mit der Treue für Kirche und Papst wohl vertrug. So schrieb er denn im Jahre 1843 sein berühmtes Buch Del Primato morale e civile degli Italiani, wodurch er, ähnlich unsern Fichte und Schleiermacher, mächtig auf die sittliche Hebung seiner Landsleute einwirkte. Während eines Jahrzehnts wurde sein Gedanke der Gedanke der Besten der Nation. Zu leichterm Verständnis der Sache folgen wir einen Augenblick den Ausführungen eines neuern Historikers:

Gioberti*) sagt: Italien ist die erste der Nationen, nicht wegen politischer Ereignisse oder seiner Waffenthaten, auch nicht wegen seiner glücklichen geographischen Lage, noch wegen des zu allen Zeiten in Litteratur und Kunst so fruchtbaren Ingeniums seiner Stämme: sondern weil es der Mittelpunkt der alle menschlichen Dinge überragenden katholischen Religion, Sitz der wahren Größe Italiens, des Papsttums ist.

Deshalb aber hat Italien das Recht und die Pflicht, aus seinem gegenwärtigen Elende aufzuerstehen. Was der Revolution nicht gelungen ist, wird gelingen, wenn das wahre Einheitsmoment, das Papsttum, zum Ausgangspunkt gemacht wird, sodaß in historisch natürlicher Weise die Konföderation der Fürsten sich daran anlehnt und eine Einigung erzielt wird, die der katholischen Religion zum Nutzen und dem heiligen Stuhl zu hohem Ruhm gereichen würde.

Aber eine solche Wiedergeburt war nur möglich durch die Eintracht zwischen Fürsten und Völkern, und diese nur zu erlangen durch bürgerliche Reformen. Sie forderte Gioberti in bescheidenstem Maße und in dehnbaren Ausdrücken: irgend eine Preßbehörde scheint ihm erwünscht, damit die Presse weder frech noch knechtisch sei; ein beratendes Kollegium in der Nähe des Fürsten; höchste Gerichtsbarkeit unter oberherrlicher Zensur; ein mit legalen und administrativen Befugnissen ausgerüsteter Senat zur Unterstützung des Fürsten u. s. w.

Thatsächlich war das ganze Buch ein niegehörter, ununterbrochner Hymnus von der Auferstehung Italiens, des Katholizismus und Papsttums, Piemonts und Roms, und von König Carlo Alberto, dem Herzen und Schwert Italiens. Kaum erschienen fand es den ungeheuersten

*) Luigi Palma, Nuova Antologia. Gennajo, Febbrajo 1896.

Wiederhall. Einer göttlichen Offenbarung gleich bezauberte es alle und riß sie hin.

Die Jesuiten aber merkten wohl, daß dieses „Primato“ dem Hause von Liberalen gleiche, das man zum Schein mit dem Papstwappen geschmückt habe, und daß die unter den Fittichen der Religion versuchte Bewegung nur zu einer ungeheuern Revolution in ganz Italien führen werde, wie es denn auch gekommen ist. Hier liegt das unvergängliche Verdienst Giobertis im Vergleich zu Mazzini. Die Ideen Mazzinis rissen wohl einen Teil, den thatenfrohsten der Nation mit sich fort, aber immer nur einen kleinen Bruchteil. Gioberti aber wandte sich an alle, Junge und Alte, Demokraten und Aristokraten, an den Papst und die Fürsten, und es gelang ihm, sie alle zu erwärmen.

Ob Pecci das Buch gelesen hat, wissen wir nicht, möchten es aber vermuten, da Gioberti, zur gleichen Zeit mit ihm in Brüssel, seinem Auge kaum entgehen konnte. In dem Bischof von Imola, dem Kardinal Mastai-Feretti fand es nachweislich einen begeisterten Anhänger. Doch grade dessen so mißlungne Bestrebungen als Papst mögen Gioberti später die Unmöglichkeit bewiesen haben, seine Hoffnungen in der gedachten Weise zu verwirklichen.

Die Jubiläumslitteratur über Leo XIII. verschmäht natürlich jede historische Erklärung und verzichtet auch auf den bescheidensten Versuch des Verständnisses für die nationale Bewegung. Mit den Ausdrücken „Carbonari“ und „Revolution“ wird alles abgethan. Revolution im römisch-intransigenten Sprachgebrauch ist aber gleichbedeutend mit der in der Reformation anhebenden Bewegung der Geister, die den Begriff des modernen Staates geschaffen und allerdings durch die Klärung des nationalen Bewußtseins die Sehnsucht nach Stammeseinheit und freiheitlicher Verfassung angeregt hat, die schließlich zum Sturz der weltlichen Papstherrschaft führte. Nimmt man es wörtlich, so ist also das vom heiligen Stuhle vertretene Gegenbild und Ideal das starrste Mittelalter, ein Mittelalter, in der gar keine Freiheits- und Gottesreichsgedanken im Fluß gewesen wären, wie es thatsächlich nie bestanden hat.

Es ist Pecci gelungen, unter so schwierigen Verhältnissen in der unruhigen Stadt Perugia so viele Zuneigung und Achtung zu gewinnen, daß er bei der kurz nachher eintretenden Erledigung des Bischofsstuhles von dort aus zum Bischof gewünscht wurde. Das ist eine wirkliche Leistung. Doch handelte es sich zunächst nun darum, ihm einen andern Wirkungskreis zu geben, und Gregor erwies ihm seine freundliche Gesinnung dadurch, daß er ihn zum päpstlichen Nuntius in Brüssel ernannte. Dies geschah im Januar 1843.

Den erforderlichen höhern Rang erteilte er ihm, indem er ihn zum Titular-Erzbischof von Damiette machte. Die Bischofsweihe erhielt er seltsamerweise in der damals ganz verfallnen kleinen Kirche von San Lorenzo in Panisperna, wohin die Tradition die eigentliche Stätte des Martyriums verlegt. Erst bei dem päpstlichen Bischofsjubiläum 1893 ist die Kirche wiederhergestellt worden.

Im März 1843 reiste Pecci ab und benutzte die damals so lange Wagenfahrt nach Brüssel zum Erlernen des Französischen, das er seitdem mit Vorliebe liest und spricht.

In Belgien ward er mit Zuvorkommenheit aufgenommen. Hier sah der junge Prälat zum erstenmal einen aufstrebenden jungen Staat mit reicher Industrie. Leider sah er auf dem Thron einen protestantischen Fürsten, der von dem Bekenntnis nur den Namen hatte. Ihm und seinem Berater Baron Stockmar gegenüber kann Pecci nur den Eindruck gehabt haben, daß der Protestantismus gar keine Religion, sondern höchstens eine Art Philosophie sei. Diese, die Lehren Pater Perrones bestärkende Vorstellung ist wohl im Auge zu behalten, wenn man des Papstes Verhalten gegen den Protestantismus richtig beurteilen will. Die rechte religiöse Wärme fand er nur bei der Königin, einer Tochter Louis Philipps. Mit ihr vereint erlangte er, was er zu Gunsten des Katholizismus und des ultramontanen Schul- und Universitätswesens anstrebte. Doch so heftig gerade damals der Kampf zwischen den Jesuiten für die Gründung einer eignen Universität und den Liberalen gegen die Jesuiten als Feinde der vaterländischen Einrichtungen und des Fortschrittes entbrannt war, so hören wir nicht, daß Pecci sich in Zwiespalt mit Regierungskreisen befunden habe. Dem Könige gefiel der Nuntius sehr,

und diesen befriedigte die neue Thätigkeit außerordentlich, zumal er mit Leopold I. den Sinn für Diplomatie und feine Politik gemein hatte. Schwierige Lagen und Kombinationen mit Pecci zu erwägen, habe den König sehr interessirt, wird berichtet; und einmal, als er den Prälaten gar nicht in die Enge zu treiben vermochte, habe er gesagt: Monsignore, Sie sind in der That ein ebenso kluger Politiker, wie ein ausgezeichneter Mann der Kirche.

Einmal ist Pecci von Brüssel aus in die Rheinprovinz gekommen. Er war zehn Tage in Köln Gast des Erzbischofs von Beißel, berührte Mainz, wo er sich höchlich über den „in Zivil“ ausgehenden Bischof wunderte, und kehrte über Lüttich und Mastricht zurück. Bei der Gelegenheit soll es ihm gelungen sein, zu verhüten, daß die Bewegung wegen des Trierer Rocks sich nach Belgien fortpflanzte.

Als Pecci 1846 im Begriff stand, Brüssel endgiltig zu verlassen, übergab Leopold I. ihm ein eigenhändiges Schreiben, worin er Gregor XVI. seine Anerkennung des jungen Diplomaten aussprach. Zunächst aber ging dieser noch einen Monat nach England. Stockmar hatte ihn der jungen Königin sehr empfohlen. Wenn auch die Zeit seines Aufenthalts dort zu kurz war, um ihm von der religiösen Lebenskraft des englischen Volkes einen Begriff zu geben, so sah er doch dort einmal die Bestrebungen einer kräftigen, auf das Evangelium gegründeten Nation mit eignen Augen. Das große Lob, das der Greis der anglikanischen Kirche spendet, ist gewiß auf bestimmte Eindrücke jener Tage zurückzuführen. Ueber Paris kehrte er nach Rom zurück, wo er Gregor sterbend, und seine eigne Ernennung zum Bischof von Perugia im Werke fand.

Aus der Umgebung des jetzigen Papstes erfährt man häufig, mit welcher Vorliebe er die Unterhaltung auf jene Brüsseler Zeit lenkt, und in der That möchte man bedauern, daß sie, die einzige, wo er mit der wirklichen Außenwelt in Berührung kam, so kurz bemessen gewesen ist. Man sagt von den Nuntien, sie seien die einzigen Menschen der Kurie, weil sie eben im Leben darinstehen und mit den Menschen ihrer Umgebung rechnen müssen. Gerade einem entwicklungsfähigen Charakter wie Pecci ihn zweifellos besaß, hätte eine längere Nuntiatur erweiterte Gesichtspunkte gegeben zum Segen seines spätern Amtes, deren er nun entbehrt.

Den deutschen Pilgern spricht er als Papst gern von jener Rheinreise, aber für deutsches Wesen kann er nach seiner Eigenart kein Verständnis haben. Hart und klug, ein ganzer Lateiner, wie er ist, muß deutsche Gemütsart ihn befremden, so oft er den Eifer und die Treue deutscher Katholiken seitdem gepriesen hat.

Mittlerweile hatte das kürzeste Konklave den Kardinal Mastai-Ferretti zum Papst Pius IX. erhoben. Er war es, der König Leopolds schmeichelhaftes Schreiben las, und doch die Ernennung Peccis zum Bischof von Perugia bestätigte. Nicht nur muß dies für Peccis diplomatische Neigung eine bittre Täuschung gewesen sein; es war auch für seinen Ehrgeiz ein Heruntersteigen, denn Perugia ist nur bischöflicher, nicht erzbischöflicher Stuhl. Begann man ihn im Vatikan bereits zu fürchten, und wollte man ihn unschädlich machen? Oder vertraute man ihm guten Glaubens einen schweren Posten an?

Dachte Pius sich die Stellung nur als Uebergang, so hatte er die Rechnung ohne seinen Staatssekretär gemacht. Antonellis persönlicher Feindschaft gelang es, Pecci zweiunddreißig Jahre von Rom fern zu halten, allem Kurialgebrauch zum Trotz. Aber Charaktere wie Gioachino Pecci unterdrückt man nicht.

Die Unzugänglichkeit des Islam für christliche Einflüsse

Der Herausgeber dieses Blattes stellte kürzlich an mich die Bitte, ich möchte mich darüber äußern, aus welchen Gründen eigentlich die islamische Welt dem Eindringen des Christentums so unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetze. Zunächst kann auf die in Nummer 39 dieses Blattes erschienene Skizze „Der Panislamismis“ verwiesen werden; darin ist bereits gewisser-

maßen eine Antwort auf die obige Frage enthalten. Es sei hier versucht, der ganzen Streitfrage nun noch mehr von der Seite des religiösen Gegensatzes wenigstens einigermaßen näher zu treten.

Eine Religion, die wie der Islam in ihrer Dogmatik so streng abgeschlossen und unveränderlich, dazu — wenigstens scheinbar — so einfach ist, wird ihrer Natur nach aller Beeinflussung unzugänglich sein. Es ist auch schwer in Abrede zu stellen, daß der Islam dem Charakter, wir wollen nicht sagen den eigentlichen Bedürfnissen der Orientalen in geschickter Weise entgegenkommt, ja unter den obwaltenden Verhältnissen genügt; denn es ist durch ihn eine strenge Autorität geschaffen. Dies ist schon durch das stramme Festhalten an dem alten jüdischen Monotheismus erzielt. Allah ist absoluter einziger Herrscher und thut nach Weise eines orientalischen Potentaten, was er will. Die Menschen sind seine Sklaven, und von ihnen wird sklavische Unterthänigkeit und Anbetung verlangt. Er schenkt und spendet, was er will, Gutes und Böses, Glück und Unglück, ebenso wem er will; er erhebt und erniedrigt, wen er will. Er hat auch seinen Hofstaat und seine Begünstigten; er belohnt, die ihm dienen. Unter Allahs Eigenschaften finden sich allerdings auch Freigebigkeit und Güte; man kann aber wohl sagen, daß diese vor dem Begriff der reinen Willkür in den Hintergrund treten. Der Mensch hat sich dieser absoluten Herrschergewalt zu fügen und völlig zu überlassen; vor allem hat er alles dankbar aus Allahs Hand anzunehmen. Wohl kennt auch der Islam die fromme Erhebung der Einzelnen im Gebet zu Allah; gewöhnlich freilich besteht ja der „Gottesdienst" nur aus dem gedankenlosen Hersagen einzelner Koranabschnitte, das an und für sich als verdienstlich, als Erfüllung der religiösen Pflicht gilt.

Der Gottesbegriff des Islam hat nach dem Gesagten entschieden seine guten Seiten. Der einfache Monotheismus, als dessen Prophet sich Muhammed ausgab, ist an und für sich so verständlich und einleuchtend, daß es kein Wunder ist, wenn der Islam dem Heidentum Afrikas gegenüber Fortschritte macht, ja wenn er von einer Welteroberung träumt. Aber andrerseits fehlen doch gerade bei diesem Gottesbegriff allzu sehr die positiv sittlichen Momente. Wir wissen von Muhammed, daß bei ihm das Grauen, die Furcht vor Allah grade im Beginn seiner Laufbahn ein große Rolle spielte. So ist nun auch im Islam die Furcht vor dem strafenden und seine Nichtanerkennung rächenden Gott ein Hauptmotiv für die Erfüllung der religiösen Pflichten geworden.

Die Hauptverbindungsbrücke zwischen Allah und den Menschen bildet der Prophetismus. Aber auch bei diesem Dogma ist die allzumassive äußerliche Auffassung ein Hindernis für jede fortschrittliche Entwicklung. Der Islam, fußend auf den frühern Offenbarungen des Judentums und des Christentums, von deren eigentlichem Charakter Muhammed natürlich keine Ahnung hatte, ist nun einmal als höchste unbezweifelbare Kundgebung Allahs vorhanden; es bleibt dem Menschen nichts übrig, als sich dieser absoluten Autorität ohne weiteres zu unterwerfen. Damit ist einfach die blinde Anerkennung der Machtsprüche Muhammeds gefordert. Die absolute Giltigkeit, die Muhammed für den Koran in Anspruch nahm, war, teilweise wenigstens, ein Notbehelf, durch den er seinen ungläubigen Gegnern gegenüber seine Blößen zu decken suchte. Wenn daraus später die Dogmatik die Folgerung gezogen hat, der Koran sei die unerschaffne, von Ewigkeit vorhandne Wahrheit, so hatte er dazu ein gewisses Recht. Aber der Umstand, daß nun die Anerkennung Muhammeds als des Siegels der Propheten und des Koran, als des absoluten Wortes Allahs, zur zweiten Religionspflicht erhoben wurde, bringt es mit sich, daß selbst die größten Freigeister unter den Muslimen diese Dogmen als undiskutable Wahrheit hinnehmen. So liegt nun einmal die Sache, und die ganze Auffassung und Anschauung hat ja pädagogisch ihre unbestreitbaren Vorteile, so gut wie die Lehre von der Infallibilität des Papstes. Nur läßt sich nicht recht absehen, wie die Muslimen jemals aus dieser Sackgasse — denn eine solche liegt hier vor — einen Ausweg finden können. Es hat jedenfalls keinen großen Wert, sie auf das Studium der Bibel zu verweisen; denn das Vorurteil, daß in ihr niedrigere Religionsstufen vorliegen, ist allzu tief bei ihnen eingewurzelt, ja es ist ihnen durch diese dogmatische Voraussetzung unmöglich gemacht die Bestandteile unsrer heiligen Schrift, die an Gehalt den Koran weit überragen, als solche anzuerkennen. Wenn je ein Muslim zur Bibel greift, wird er darin nur Bestätigung seiner Anschauungen suchen und finden. Die schroffe Art und Weise, in der Muhammed die „Gottheit Christi" nun einmal bestritten hat, läßt den Muslimen keinen Weg zu einer Würdigung Jesu offen. Auch hier wird sich der Muhammedaner an das Rationale, grob Sinnliche halten. Er wird ferner die Fragen als offne betrachten, in wie weit im Neuen Testament Muhammeds Kommen vorausgesagt sei, in welchen Einzelheiten das Alte und Neue Testament durch den Koran antiquirt, abrogirt oder schließlich gradezu gefälscht seien. Infolge der Unwissenheit und des seichten Rationalismus Muhammeds ist nun einmal jedem historischen Verständnis, aller Untersuchung religionsgeschichtlicher Entwicklung der Weg auf unabsehbare Zeit abgeschnitten.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß Muhammed, indem er den Glauben an eine Vergeltung nach dem Tode mit so großer Entschiedenheit hervorhob und verteidigte, seiner eignen sinnlichen Natur gemäß — übrigens, wie es jetzt scheint, nicht ohne Vorbilder — die Freuden des Paradieses und die Strafen der Hölle in krassester Weise schilderte. Wir wissen wohl, wie von Seiten gebildeter muslimischer Gelehrten versucht wurde, diese Aeußerungen mittelst aller Verrenkungen, deren die Exegese fähig ist, wegzuinterpretiren, ja zu vergeistigen. Es kann dies aber nie und nimmer gelingen. Auch hierin ist ja der Islam dem Bedürfnis der großen Menge in hervorragender Weise entgegengekommen. Es ist darum kein Wunder, wenn der Muslim, dem für treue Erfüllung der äußern religiösen Pflichten ein großer dementsprechender Lohn verheißen, für Vernachlässigung derselben aber eine schmerzliche Pein angedroht wird, mit aller Macht an seiner Religion und der gewissen Beobachtung ihrer Gebote hängt. Man hat auch in unsrer Zeit sich wieder zu vergegenwärtigen, daß besonders die Bekämpfung der Ungläubigen im Koran als verdienstliches Werk gepriesen wird. Warum sollen sich die Muslimen nicht durch Niedermetzlung von Christen, da ihnen dies ja nicht verwehrt wird, sich ein Anrecht auf die erhofften Paradiesfreuden erwerben? Wenn dem Islam nicht die wahre Ethik fehlte, so wäre ein solcher Ausbruch des Fanatismus, der sich zur Ausrottung der Ungläubigen versteigt, gar nicht möglich. Aber die Religion oder die Dogmatik hat bei den Muslimen das Gewissen zum Schweigen gebracht. Neben den Vorschriften des Glaubens und des damit in Verbindung stehenden Rituals treten die Gebote der Sittlichkeit im Islam gänzlich zurück. Wer die ersteren erfüllt, ist ein frommer Mann und bleibt von den Höllenstrafen verschont. Zwar wird vielfach im Koran auch auf Verrichtung guter Werke und im entgegengesetzen Falle auf Reue und Buße gedrungen; andrerseits aber wird von Muhammed selbst so oft betont, daß Allah „barmherzig und verzeihend" sei, daß thatsächlich die Erhaltung eines guten Gewissens als etwas relativ Gleichgiltiges betrachtet wird. So gilt jedenfalls das Essen von Schweinefleisch durchgängig als viel strafbarer als einen Nebenmenschen zu schädigen, zum mindesten bei der großen Masse des Volkes. Immer wieder muß betont werden, daß viele Muslimen in der Erfüllung sittlicher Pflichten viel besser dastehen, als nach ihrer Religion vorauszusetzen wäre. Aber es tritt bei gemeineren Naturen leicht der Eigendünkel und das Pochen auf die Erfüllung der im Vordergrunde stehenden Religionspflichten in einer Weise zu Tage, daß die Muslimen schwer von den Forderungen höherer Sittlichkeit zu überzeugen sind, man mag noch so sehr an ihr Gewissen appelliren.

In einer Gesellschaft, die keine so großen Klassenunterschiede kennt als die unsrige, gelingt es einer Religion, die nur relativ geringe Anforderungen an das Individuum stellt, leicht, ein gewisses Gefühl der Gleichberechtigung unter den Gläubigen hervorzurufen; gerade auch dieses hält die muslimische Religionsgemeinschaft schließlich zusammen. Auf der andern Seite hat sich der Islam, obwohl er so nachdrücklich

darauf pocht, es dürfe Allah kein andres Wesen als anbetungswürdig an die Seite gestellt werden, doch dem Volksglauben und Aberglauben gegenüber sehr entgegenkommend erwiesen. Dies rührt teilweise daher, daß Muhammed selbst von Anfang an dem Nationalglauben, ja sogar dem alten Fetischismus bedeutende Zugeständnisse machte; ja der Islam hat in mancher Beziehung nur einen Firniß über das alte semitische Heidentum geworfen. Es konnte ja auch nicht ausbleiben, daß die Anschauungen der verschiedenartigen Völker, die die neue Religion mehr oder weniger gezwungen annahmen, nicht ohne Einfluß auf sie blieben. Während Muhammed bekanntlich das an ihn gestellte Ansinnen, Wunder zu verrichten, ablehnte und sich den Charakter eines durch die ihm mitgeteilte Offenbarung genugsam beglaubigten Predigers wahrte, zeigen ihn schon die ältesten Nachrichten, die wir über sein Leben und Wirken besitzen, als Wunderthäter; ja die ganze Anschauung, die die Muslimen von der Thätigkeit eines Propheten haben, ging früh dahin, daß er Wunderthäter sei und Kenntnis des Zukünftigen haben müsse. Sicher sind hierbei fremde Einflüsse maßgebend gewesen. Die Heroen des islamischen Glaubens sollten nicht weniger gottbegnadet sein als die andrer Religionen. Auch die Vergötterung Alis, die namentlich auf persischem Boden erwuchs, ist eigentlich vom Standpunkt des starren Monotheismus als sogenannter „Ischrac," d. h. als Umstand, daß Allah ein andres Wesen als anbetungswürdig beigesellt wurde, zu bezeichnen. Der Einfluß des Christentums führte dazu, daß Alis Frau Fatima, die Tochter des Propheten geradezu zur Stellung der Jungfrau par excellence erhoben wurde, allerdings nicht in dem Sinne, daß ihr geradezu die Anbetung der Madonna zu teil wurde. Der Heiligenkultus ist im Islam früh ausgebildet worden, man hat nachgewiesen, daß vielfach, besonders auf dem Boden Nordafrikas, die alten heidnischen Götter, z. B. sogar ägyptische, als muslimische Heilige verehrt werden. Es ist dies ja auch anderwärts der Fall und unter gegebnen Verhältnissen begreiflich: gerade gegenüber der scharf markirten Transzendenz Allahs brauchte der große Haufe den Glauben an gottbegnadete, mit überirdischen Kräften ausgestattete Heilige notwendig. Auf Schritt und Tritt findet der Reisende im Orient beispielsweise die heiligen unverletzlichen Bäume, an denen Fetzen von Kleidungsstücken als Exvoto's aufgehängt sind, das ist uralter Aberglauben. Ebenso wird der muslimische Bauer Syriens — teilweise allerdings auch der christliche — sich nicht dazu verstehen, einen Meineid im Namen des „Heiligen," dessen Andenken ein kleines Heiligtum auf der Anhöhe („Höhe" des Alten Testaments) neben dem Dorfe gewidmet ist, zu schwören, weil er dann unmittelbare Bestrafung fürchtet, während er viel eher bei Allah falsch schwört. Durch den ganzen vordren Orient sind noch jetzt Religionssekten verbreitet, deren Glaube ein seltsames Gemisch von Heidentum, Christentum und Islam bildet, so die Drusen, die Ismailier (Assassinen), Nossairier, Jesiden und dergleichen. Daß auf persischem Boden der Islam vielfach ganz andre Formen angenommen hat als bei den Arabern, ist in einem frühern Artikel (in Nr. 37 dieses Blattes) bereits hervorgehoben worden; dort schlummert noch der Zoroastrismus und Manichäismus; ja selbst der Buddhismus hat von Indien her den Islam beeinflußt. Gerade aber der Umstand, daß der Islam überall so tief mit dem Volksglauben verwachsen ist, verleiht dieser Religion ihre Kraft und sichert ihren Bestand.

Aus dem Gesagten geht zur Genüge hervor, aus welchen Gründen der Islam einer Einwirkung von Seiten des Christentums unzugänglich ist. Wir betrachten unsre Aufgabe damit als erledigt. Mittel und Wege, den Islam zu bekämpfen, kennen wir nicht; mit äußern Gründen aber, dadurch, daß Autorität der Autorität gegenüber gesetzt wird, ist dem Islam unter keinen Umständen beizukommen. Der Islam ist in mancher Beziehung, trotz aller andersartigen und oben hervorgehobnen Elemente, als eine Art modefizirtes Talmudjudentum zu betrachten; es gab ja eine Zeit, wo man im Koran den Einfluß judenchristlicher Ideen finden wollte. Man hat nun aber stets genauer erkannt, wie der Islam als ein auf das Judentum aufgepfropfter Wildling anzusehen ist. Ueberlegt man sich,

wie zäh die Juden, die in verhältnismäßig kleinen Gemeinden seit Jahrhunderten unter uns leben, dem Einfluß des Christentums widerstanden haben, und wie schwer es ihnen wird, ihre Sonderkultur und ihre ihnen eigentümlichen Ansichten aufzugeben, so wird man sich nicht mehr darüber wundern, daß der ganze so kompakte Islam sich allen derartigen Einflüssen gegenüber noch viel ablehnender verhält. Das ohnehin zersplitterte Christentum ist ihm gegenüber um so machtloser, da die Politik der europäischen Staaten unter allen Umständen den status quo im Orient aufrecht zu halten strebt. A Socin

---

Adalbert Stifter und seine „Studien"

4

Die zweite Studie aus dem Jahre 1841 ist „Die Narrenburg." „Sieh nur, welch düstere Geschichten diese Trümmer reden!" Ja, Geschichten von fabelhafter Romantik, voll abenteuerlichster Phantasie! Aber Stifter versteht es, den Leser auch hier einzuspinnen, daß er der dunkeln Märe von den närrischen Herrn vom Rothenstein lauschen muß; und Gestalten, wie die der indischen Chelion vergißt man nicht. Die Landschaft ist wieder mit Meisterschaft gemalt, aber die Fragmente aus den alten Geschichten sind doch die Hauptsache, und das Idyll, das sich auf der grünen Fichtau abspielt — mit der Staffage der Landschaft, der Holzknechte, der Jäger —, ist mit glänzenden Fäden hineingewoben.

Auch das dritte Stück aus demselben Jahre „Die Mappe meines Urgroßvaters" ist noch einmal ein Heimatklang aus dem Böhmerwald. Auch hier, wie in der Narrenburg, versenkt sich der Dichter in alte Familiengeschichten mit jener Behaglichkeit und wehmütig-freudigen Empfindung, die uns wohl ergreift, wenn wir zwischen den Wohnstätten unsrer Vorfahren umherwandeln und ihre Worte und Thaten uns ins Gedächtnis zurückrufen.

Wie bedeutungslos ist diese Geschichte! — Aber welch ein unfaßbares Maß von Liebe und Schmerz liegt in dieser Bedeutungslosigkeit!

Alter Plunder — aber . . .

Wie der Mensch doch selber arbeitet, daß das vor ihm Gewesene versinke und wie er wieder mit seltsamer Liebe am Versinkenden hängt, das nichts andres ist, als der Wegwurf vergangner Jahre! Es ist dies die Dichtung des Plunders, jene traurig sanfte Dichtung, die bloß die Spuren der Alltäglichkeit und Gewöhnlichkeit prägt, aber in diesen Spuren unser Herz oft mehr erschüttert als in andern, weil wir auf ihnen am deutlichsten den Schatten der Verblichenen fortgehen sehen und unsern eignen mit, der jenem folgt.

Wenn ich sage, es handelt sich um einen Doktor, der in der schönen Waldeinsamkeit seiner Heimat die Leute kuriert und in jungen Jahren, nach schweren Seelenkämpfen, ein geliebtes Weib erringt, ein Edelfräulein und die Tochter eines ausgezeichneten Mannes — so habe ich eigentlich die ganze Handlung der „Mappe" erzählt. Nach Handlung lüsterne Romanleser vom gewöhnlichen Schlage werden das Buch, nachdem sie einen Blick hineingeworfen, weglegen — für sie ist hier auch gar nichts zu suchen; aber wen Charakterzeichnungen fesseln, der kommt von der „Mappe" nicht leicht mehr los, der beugt sich vor der psychologischen Kunst Stifters, der mit feiner Beobachtungsgabe und hingebender Empfänglichkeit für die Bewegungen der Menschenseele Szene um Szene zeichnet — „Seelenlandschaften," wie Hermann Kurz sich einmal ausdrückte. Da ist der „sanftmütige Obrist," der Vater Margaritas, der aus Sturm und Drang und Verirrung und Elend sich herausgerettet und sich eine Heimat geschaffen hat im Schoß der Berge; da ist Margarita, das herbe, weiche, kindliche Mädchen, das „zurückweicht vor dem harten Felsen der Gewaltthat," aber nach Jahren der Entsagung dem geliebten Manne folgt, der inzwischen sanft und herrlichen Geistes geworden ist. Endlich der Doktor Augustinus selbst, der von der hohen Schule zu Prag, wo er den Doktorhut erworben, seinem eignen Ausdrucke nach wie ein geschnellter Pfeil fortschießen mußte, um sein Heil in der Welt zu suchen, dann in seiner Heimat im Walde sich ansiedelte und in treuer Berufserfüllung diejenige Festigkeit, Ge-

lassenheit und innere Vertiefung gewinnt, die ihn des Besitzes Margaritas erst wert macht. — Das tägliche Erleben dieser Personen im Rahmen ihrer Berufsarbeit bildet den Gegenstand der Schilderung; aber man spürt, wie die Seelen ihrer Bestimmung entgegenwachsen und innere Herrlichkeit gewinnen. Die Naturschilderungen sind noch von derselben edlen Schönheit und Wahrheit (hervorragend gelungen ist die Schilderung des Eissturzes), aber aus der Landschaft heraus heben sich plastische Gestalten, die mit dunkeln, tiefen Augen uns anblicken, in denen sie das uralte Rätsel des Menschenlebens schimmernd tragen, irdische Glückssehnsucht und Ewigkeitshoffnung in einem Strahle. — Ich bekenne, daß ich die „Mappe meines Urgroßvaters" am höchsten unter den „Studien" stelle; im „Hochwald" ist der Landschafter Stifter größer, in „Abdias" und „Brigitta" der Novellist Stifter — aber in der „Mappe" tritt uns das Menschlich-Edle, Tiefe, Seelenvolle, Demütig-Gelassne in Stifters Wesen am unmittelbarsten und am unwiderstehlichsten entgegen; ich begreife immer mehr, daß diese Studie das Lieblingskind Stifters war, an dem er nur das Klarste, Edelste, Schönste sehen wollte.

Ein Dreigestirn aus dem Jahre 1840, ein Dreigestirn aus dem Jahre 1841 — diese sechs ersten Studien haben am meisten „Stimmung," atmen am meisten subjektive Empfindung —, auch in der Naturschilderung, und zeigen ein Fortschreiten vom schwärmerischen Idealismus zur abgeklärteren Lebensweisheit, die alles in ihre Berechnung nimmt. Die nun folgenden Studien sind zum Teil in der künstlerischen Komposition mehr durchgearbeitet, lebendiger in der Handlung, straffer im Gang, schärfer in der Charakterzeichnung; aber man hat nicht mehr so das volle Gefühl: „Hier giebt der Dichter sich selbst und giebt sich ganz". Damit will ich andrer Leute Geschmack und Urteil nicht meistern, weiß auch sehr wohl den Fortschritt schriftstellerischer Leistung in diesen späteren Studien zu schätzen und stelle sie kaum eine Linie unter die andern.

„Abdias" (1842) und „Brigitta" (1843) bezeichnen vom rein litterarischen Standpunkt aus den Höhepunkt Stifters; und „Brigitta" vielleicht am meisten. Sie tragen verhältnismäßig die reinste novellistische Form. Ich vermute, daß der Dichter hier den Stoffen selbständiger gegenüberstand, weil sie ihm fremder waren; hier weht keine Heimatluft vom Böhmerwald, man wollte denn den zweiten Teil des „Abdias" so verstehen. Im „Abdias" werden wir tief in die Wüsten des Atlasses geführt, an die Stätte einer alten, aus der Geschichte verlornen, zerfallnen Römerstadt. Dort wohnen:

> Kinder jenes Geschlechts, das das ausschließendste der Welt, starr bloß auf einen einzigsten Punkt derselben hinweisend, doch in alle Länder der Menschen zerstreut ist, und von dem großen Meere gleichsam auch einige Tropfen in diese Abgelegenheit hinein verspritzt hatte. Düstre, schwarze, schmutzige Juden — es wußte niemand von ihnen, außer die andern Glaubensbrüder, die draußen wohnten. . . Sie handelten mit Gold und Silber und mit andern Dingen, von dem Lande Aegypten herüber auch mit verpesteten Lappen und Wollenzeugen, davon sie sich wohl selber zuweilen die Pest brachten — aber der Sohn nahm dann mit Ergebung und Geduld den Stab seines Vaters und wanderte und that, wie dieser gethan, harrend, was das Schicksal über ihn verhängen möge. . . . So war dies Volk, und von ihn stammte Abdias. Sein Vater war der reichste in der alten Römerstadt, seine Mutter hatte kostbare Stoffe gleich der Sultana in Stambul; er selbst war ein Knabe mit der ganzen morgenländischen Schönheit seines Stammes ausgerüstet, der Abgott seiner Eltern. Als die Zeit gekommen, muß er in die Welt hinaus, landaus, landein, über Wasser und Ströme, aus einer Zeit in die andre, er kannte keine Sprache und lernte sie alle, er hatte kein Gold und erwarb sich dasselbe, er hatte keine Wissenschaft und konnte nichts, als, wenn er auf seinem hagern Kamele saß, die feurigen Augen in die große, ungeheure Leere um sich richten und sinnen; er lebte sehr dürftig, und doch war er so schön, wie einer jener himmlischen Boten gewesen ist, die einstens so oft in seinem Volke erschienen sind. So hat auch einmal jener Mahommed, wenn er tagelang, wochenlang allein war bloß mit seinem Tiere in dem weiten Sande, die Gedanken gesonnen, die dann eine Flamme wurden und über den Erdkreis fegten.

Die Geschichte dieses Abdias ist auf diesen Blättern erzählt, und es ist ungewiß, ob sein Schicksal ein seltsameres Ding war oder sein Herz. Auf jeden Fall wird man durch Lebenswege, wie der seine, zur Frage angeregt: „Warum nun dieses?" und man wird in ein düsteres Grübeln hineingelockt, über Vorsicht, Schicksal und letzten Grund aller Dinge. Es wäre ein reizvolles Beginnen, diese Geschichte nachzuzeichnen von dem

Umhergestoßnen und doch Gefürchteten, von dem Engelgleichen und dann von dem Aussatzengel Jehovas Geschlagnen, von dem Wüstenkönig, der die wunderschöne Deborah als Weib heimführt, und von dem uralten Fremdling, der mit seiner blinden Tochter sich in einem vereinsamten Thale unsers Vaterlandes ansiedelt — aber dazu ist hier kein Raum, wäre auch kaum möglich, die Glut der Farben und die Gedrungenheit der Schilderung wiederzugeben.

„Brigitta" (1843) ist die Geschichte zweier Ehegatten, die sich nach langer Entfremdung wiederfinden. Ein hohes und seltsames Problem hat sich hier der Dichter gestellt: zu zeigen, wie die Stärke und Schönheit der Seele bei edeln Menschen den sichern Sieg davonträgt über das Hängen an äußrer Schönheit. Brigitta, ein häßliches Mädchen, wird von einem durch Geist und Kraft ausgezeichneten Mann, Stefan Murai, zum Weibe begehrt. Er war der einzige gewesen, der ein Auge hatte, um die Schönheit der verhüllten Seele zu sehen. Weil aber Brigitta weiß, daß sie häßlich ist, glaubt sie eine höhere Liebe fordern zu müssen als das schönste Mädchen dieser Erde. Sie warnt Stefan vor der Werbung, aber er glaubt sich seines Herzens sicher. Und er ist auch seines Herzens sicher, nur nicht seiner Augen, die sich zu der Schönheit einer andern Gestalt verirren. Es erfolgt die Scheidung, die langjährige Trennung, dann die Zeit, wo sie lange als Gutsnachbarn wieder nebeneinander leben — in bloßem Freundschaftsbunde, ängstlich vor der Zukunft, die wieder ein Fürchterliches bringen könnte; endlich die Lösung, die durch einen dem Sohne zugestoßnen Unfall herbeigeführt wird. „Die Welt stand wieder offen." Es seien hier nur zwei Dinge noch hervorgehoben: einmal die Szenerie, die ungarische Pußta, die in der „Steppenwanderung," und im „Steppenhaus" geschildert wird, worauf erst in „Steppenvergangenheit" und „Steppengegenwart" die eigentliche Geschichte folgt; und sodann die vorzüglichen und innigen Bemerkungen über das Wesen der Schönheit. Hier einige Sätze:

> Es liegt im menschlichen Geschlecht das wundervolle Ding der Schönheit. Wir alle sind gezogen von der Süßigkeit der Erscheinung und können nicht immer sagen, wo das Holde liegt. . . . Oft wird die Schönheit nicht gesehen, weil sie in der Wüste ist, oder weil das rechte Auge nicht gekommen ist; oft wird sie angebetet und vergöttert und ist nicht da; aber fehlen darf sie nirgends, wo ein Herz in Inbrunst und Entzücken schlägt, oder wo zwei Seelen aneinander glühen; denn sonst steht das Herz stille, und die Liebe der Seele ist tot. . . Es ist nur dem Menschen eigen und adelt nur den Menschen, daß er vor ihr kniet — und alles, was sich in dem Leben lohnt und preiset, gießt sie allein in das zitternde, beseligte Herz. Es ist traurig für einen, der sie nicht hat, oder nicht kennt, oder an dem sie kein fremdes Auge finden kann. Selbst das Herz der Mutter wendet sich von dem Kinde ab, wenn sie nicht mehr, ob auch nur einen einzigen Schimmer dieses Strahls an ihm zu endecken vermag. . . So war es mit dem Kinde Brigitta geschehen.

Meisterhaft wird dann erzählt, wie die Liebe in diesem vereinsamten Herzen aufblüht, schüchtern und langsam, aber unüberwindlich. Gegen den Schluß hin heißt es:

> Nun hob sie, noch in Thränen schimmernd, die Augen — und so herrlich ist das Schönste, was der arme fehlende Mensch hienieden vermag, das Verzeihen, daß mir ihre Züge wie in unnachahmlicher Schönheit strahlten.
>
> Ja es zieht uns das Gesetz der Schönheit; aber ich mußte die ganze Welt durchziehen, bis ich lernte, daß sie im Herzen liegt, und daß ich sie daheim gelassen in einem Herzen, das es einzig gut mit mir gemeint hat, das fest und treu ist, das ich verloren glaubte und das doch durch alle Jahre und Länder mit mir gezogen!

Aus dem Jahre 1843 stammt auch „Das alte Siegel." Es wird nicht zu Stifters Meisterstudien gerechnet, aber verrät den Meister auf jeder Seite. Der Held ist ein deutscher Jüngling, dessen Wahlspruch ist: „Servandus tantum modo honos — die Ehre über alles," und der diesen Wahlspruch im Leben bewährt — ein Mann der „harten Tugend." Besonders anziehend (von den alten Vorzügen des Dichters abgesehen) ist hier mir, daß Stifter als Zeit seiner Geschichte die deutschen Befreiungskriege gewählt hat, zu denen sich sein Held Jahre hindurch gerüstet hat. Prachtroll ist das Erwachen des Freiheitsgeistes unter der deutschen Jugend beschrieben:

> Wie ein warmer Tag des Herbstes die ganze Heide mit den unsichtbaren Fäden des Nachsommers überspinnt, der Morgen nach der

Nacht aber, die ihre Tauperlen darauf fallen ließ, das ganze Gewebe weithin sichtbar macht, grau, feucht, blitzend, über alle Gräser gespannt: so hatte sich ein Schleier gewoben durch das ganze deutsche Land, an jedem Jünglingsherzen war ein Faden angeknüpft — und längs dieses Fadens lief die Begeistrung. Wohl ahnten und wußten einzelne Herzen um den Schleier, aber es fehlte nur noch die Sonne, die da aufgehen, das Geschmeide plötzlich darlegen und allen weithin sichtbar machen sollte, daß es da sei — gleichsam ein Kleinod für das Vaterland und ein verderbliches Totenhemd für den Feind. Das Morgengrauen für diese Sonne war gekommen, man hatte nicht gewußt, wie, und die Sonne stand endlich auch da, man hatte sie nicht aufgehen sehen.

Nun folgen noch zwei Studien vom Jahre 1844: „Hagestolz" und „Waldsteig" und zwei aus dem Jahre 1845: „Zwei Schwestern" und „Der beschriebene Tännling." Der „Waldsteig" erzählt von einem hypochondrischen Sonderling, der im Wald an Leib und Seele gesund wird; der „beschriebene Tännling" von einem armen Holzknecht, der seine eitle Braut an einen vornehmen Herrn verliert, und diese Erzählung ist wieder um so wärmer und tiefer, je mehr Heimatwaldluft drinnen weht. „Die zwei Schwestern" schildern bloß den Zustand einer Familie, wie er hauptsächlich aus der großen innern Grundverschiedenheit zweier Schwestern, der einzigen Kinder des Hauses, hervorgegangen ist. Der Glanzpunkt dieser Studie ist die Beschreibung der Landschaft am Gardasee, besonders der öden Umgebung:

Hier stand ich in einer Oede, wo alles fehlte, wo gar keine Mittel waren, etwas darzustellen, und wo sich doch eine so ruhige Schönheit zeigte, als legte die Natur ein einfach erhabnes Heldengedicht vor mich hin."

Unvergeßlich ist mir auch die Art, wie Stifer das Geigenspiel der Teresa Milanollo und später der Camilla Rikr schildert — ein Beweis für das tiefe Musikverständnis unsers Dichters (vergl. auch Abschnitte aus den „Feldblumen").

Aber diese drei Studien müssen zurückstehen hinter dem „Hagestolz," in dem Stifter noch einmal sein ganzes Wollen und Können, aber auch sein Nichtwollen und Nichtkönnen offenbart. Das heißt: er zeigt sich als Meister vollendeter Naturschilderung (Alpenvorland), als einen Meister gewaltiger Charakterzeichnung und Gestaltungskraft; aber die Handlung geht fast ganz in der Schilderung unter und will nicht vom Fleck kommen.

Das Bild dieses alten, nach einem verfehlten Leben verbitterten Hagestolzen findet ein köstliches Gegenbild in dem Jüngling, der einige Wochen in der Gebirgsseeeinsamkeit dieses Mannes zubringt — das weiche Feuer dieser Jünglingsseele überrieselt siegreich das verwitterte Gestein des ruinenhaften Alten. Statt alles Uebrigen mögen hier die Schlußworte stehen:

Wenn man von dem Manne das Gleichnis des unfruchtbaren Feigenbaumes anwenden wollte, so dürfte man vielleicht die Worte sagen: Der gütige, milde und große Gärtner wirft ihn nicht in das Feuer, sondern er sieht an jedem Frühling in das früchtelose Laub und läßt es jeden Frühling grünen, bis einmal auch die Blätter immer weniger sind und zuletzt nur noch die dürren Aeste emporragen. Dann wird der Baum aus dem Garten weggethan und seine Stelle weiter verwendet. Die übrigen Gewächse aber blühen und gedeihen fort und keines kann sagen, daß es aus seinen Körnern entsprossen ist und die süßen Früchte tragen wird wie er. Dann scheint immer und immer die Sonne wieder, der blaue Himmel lächelt aus einem Jahrtausend in das andre, die Erde kleidet sich in ihr altes Grün, und die Geschlechter steigen an der langen Kette bis zu dem jüngsten Kinde nieder; aber er ist aus allen denselben ausgetilgt, weil sein Dasein kein Bild geprägt hat, seine Sprossen nicht mit hinunter gehen in dem Strome der Zeit. Wenn er aber auch noch andre Spuren gegründet hat, so erlöschen diese, wie jedes Irdische erlischt, — und wenn in dem Ozean der Tage endlich alles, alles untergeht, selbst das Größte und das Freudigste, so geht er eher unter, weil an ihm schon alles im Sinken begriffen ist, während er noch atmet, und während er noch lebt.

Und hier will ich abbrechen. Ob es mir gelungen ist, auf diesem Streifzug ein paar Herzen für Stifter zu erobern, weiß ich nicht; denn ich kenne nur mein Gewolltes, nicht mein Gewirktes. Das alles, was ich hinzugethan habe, hätte wohl viel besser gesagt werden können, wissenschaftlicher, gelehrter, vergleichender; durch Herbeiziehung der „Bunten Steine" und des „Nachsommers" und des „Witiko" und der „Erzählungen" und „Vermischten Schriften," hätte auch mehr Vollständigkeit erreicht und der Entwicklungsgang Stifters schärfer hervorgehoben werden können, wie ich das in meiner frühern Arbeit versucht habe. Aber wie Stifter selbst den Zweck seiner Bücher für erreicht ansah, wenn sie einzelnen Menschen, die ungefähr so denken und fühlen wie er, eine heitere Stunde machen, die dann vielleicht weiter wirke und irgend ein sittlich Schönes fördern helfe, so sei es auch mir genug, wenn Freunde und Freundinnen solcher Bilder und Vorstellungen, solcher schlichten Herrlichkeit und herrlichen Schlichtheit, wie sie Stifter besitzt, sprechen werden:

Du, deine Worte sind nichts; ich will den Dichter selbst kennen lernen!

Er ist es wert, und unser Volk ist es wert, ihn zu kennen. Denn auch von ihm gilt etwas von jenem Worte, das einst ein Größerer einem Großen nachgerufen hat:

Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Immanuel Weitbrecht

Verschiedenes

(Weltstadt und Christentum) Ein Cyklus von Mitteilungen über den in Berlin vom 28. Oktober bis 8. November 1895 abgehaltnen Informationskursus auf dem Gebiete der inneren Mission. Von Dr. Menzel, Diakonus an St. Barbara in Breslau. 70 Seiten. Halle a. S. Kämmerer u. Co. 1 Mk., geb. 1,50 Mk.

Der Verfasser berichtet über die Anstalten und Einrichtungen der innern Mission im reichsten Sinne, die er durch eignen Besuch und durch die Referate von Fachleuten in Berlin kennen gelernt hat. Das Schriftchen ist dadurch wertvoll geworden, daß die einzelnen Kapitel vor dem Druck fast sämtlich von den betreffenden Informatoren durchgesehen und ergänzt worden sind. Litteraturnachweis und Register erhöhen die Brauchbarkeit. Daß Verfasser mehr übersichtliche Darstellung als Kritik bietet, erklärt sich aus der Entstehung seiner Mitteilungen. Jedenfalls wird das Büchlein nicht nur, wie Menzel wünscht, den Kursisten eine Erinnerung und andern Freunden der innern Mission eine Sammlung willkommner Mitteilungen sein, sondern auch für künftige Besucher der Reichshauptstadt einen unterrichtenden Wegweiser durch das wichtige Gebiet der innern Mission in Berlin abgeben. Bemerkt sei noch, daß die Broschüre den bei K. J. Müller in Berlin, Mohrenstraße 27, erscheinenden „Führer durch das kirchliche Berlin" nicht verdrängen, sondern ergänzen will. W L

(Lotzes Gedanken zu den Prinzipienfragen der Ethik) Von Dr. Alfred Tienes. Heidelberg, J. Hörning, 1896. 57 S. 1 Mk.

Zweck dieser verdienstvollen und bei aller Kürze doch inhaltreichen Schrift ist die Zusammenstellung aller prinzipiell ethischen Gedanken des Philosophen, der uns leider seine Ethik nicht mehr hat geben sollen. Die Lotzesche Philosophie zeichnet sich aus durch einen großen Sinn für die Realitäten des praktischen Lebens und durch eine gewisse Warmherzigkeit, ganz besonders eben auf dem ethischen Gebiete. Daher wird auch das religiöse Gemüt seine Freude daran haben und mit Genuß die feinen Bemerkungen lesen, wie z. B. die gegen den Determinismus und über den innigen Bund zwischen Religion und Moral. Gegen Hartmann, den philosophischen Abgott unsrer Tage, und auch gegen die aufkommende Gedankenwelt Nietzsches kann die Lotzesche Philosophie mit ihrem vornehmen altruistischen Eudämonismus (der Anschauung, daß das Motiv sittlichen Handelns das Wohlwollen für das Glück des Nächsten sei) ein guter Damm sein. Dabei ist der Gedankengang unsrer Schrift wie der des großen Philosophen selbst, wenn auch reflektirend, doch immer durchsichtig, klar und einfach. A N

(Israel Pick) Die sterbende Jüdin im Gitschiner Spitale. — Aus meinem Leben. Dritte Auflage. Schriften des Institutum Judaicum in Leipzig, Nr. 42. Leipzig, 1895. 60 Pfge.

Der zweite Teil des Schriftchens ist ein Neudruck der „Bekenntnisse aus der Tiefe eines jüdischen Herzens" (Schriften des Inst. Jud. Nr. 2; Leipzig, 1883), diesmal ohne Auszüge aus Picks Predigten. Der Neudruck lohnte sich, denn Israel Pick ist ein „tief angelegter, bedeutender Mensch, einer der edelsten Söhne seines Volkes", wie Delitzsch sagt, zu dessen Lieblingsgedanken es gehörte, eine Biographie Picks zu schreiben. Was Pick schrieb, ist ergreifend und tief (so die Schilderung des Kontrastes seiner einstigen Ueberschätzung des Judentums als der wahren Menschheit mit den Beobachtungen auf der Straße, S. 39 ff. „Wie der Donner des Himmels tönte es mir in die Ohren: Die Christenheit ist die Menschheit!"). — Die erste Hälfte ist ein erschütternder Notschrei eines jüdischen Gewissens, das mit Thaten seinen Gott doch nicht erobern konnte, und eine Antwort aus der (kurz und schön ausgelegten) Erzählung: Joh. 3, 1 ff. A N

(Wilhelm Zabern) Ein Roman aus der Zeit Christians II. Herausgegeben von C. Hauch. Aus dem Dänischen von J. Clausen. Leipzig, Reinh. Werther. 5 Mk.

Ein geheimnisvolles Buch! Der Herausgeber veröffentlicht ein von ihm neu entdecktes Manuskript aus der Zeit der dänischen Reformation wesentlich in der Form, wie er es selbst vorgefunden hat, nur stilistisch in ein modernes Gewand gekleidet. Es ist das Tagebuch eines gewissen Wilhelm Zabern, der nach dieser seiner Autobiographie nicht

ohne Bedeutung für die Geschichte jener Zeit war. Im übrigen ist alles in tiefes Dunkel gehüllt. Ueber die Art und Weise, wie dieses Manuskript in seine Hände kam, ist der Herausgeber „zum Schweigen verpflichtet“ und überläßt es dem Scharfsinn seiner Leser, ob sie die Erzählung für Wahrheit oder Dichtung nehmen wollen. Auffallend mag der Umstand erscheinen, daß Wilhelm Zabern, der — eben nach diesem seinem eignen Zeugnis — eine nicht unbedeutende Rolle in jener Zeit gespielt hat, in der sonstigen geschichtlichen Ueberlieferung nirgendwo genannt wird. Was hat er nicht alles erlebt! In seiner Jugend war er der Gespiele und Verlobte Düwekes, die manchmals als die Geliebte des Königs, wie noch mehr ihre Mutter, Frau Sigbrit, tief eingegriffen hat in die Geschichte der nordischen Reiche. Obwohl ihm die Jugendgeliebte durch den damaligen Kronprinzen entrissen wurde, zog es ihn doch — wie ein Zauber — an den königlichen Hof. Dort hat er, als Geheimschreiber Einblick gehabt in alle Ränke und Intriguen, wie sie die Politik dieses unglücklichen Königs in einer bewegter Zeit hervorrief. Auch mit geschichtlich bekannten Persönlichkeiten tritt er in nähere Beziehung — oft in einer nicht gewöhnlichen Weise. So rettet er der Schwester Gustav Wasas dreimal das Leben, das dritte mal nus dadurch, daß er sie heiratet. Doch kann man nicht sagen, daß alles dieses in der Erzählung unwahrscheinlich erschiene, vielmehr ist er psychologisch meist gut motivirt. Auch die mehrfach vorkommenden Geistererscheinungen und Prophezeihungen, die sich erfüllen, erklären sich aus dem Charakter jener Zeiten. Die Erzählung ist interessant nud spannend bis zum Ende. Besonders anziehend ist die Schildrung seiner Jugendzeit. Die Charaktere der Hauptpersonen, hinter denen der Verfasser meist zurücktritt, sind mit Liebe gezeichnet und treten aus dem Zusammenhang ihrer Umgebung deutlich heraus. So vor allem die Gestalten seiner beiden Geliebten, der Düweke und der Schwester des Schwedenkönigs. Die ränkesüchtige Frau Sigbrit entfaltet eine solche Willenskraft, daß sie den König auch noch nach dem Tode ihre Tochter beherrscht. Das Bild des Königs ist vielleicht etwas zu schwarz gemalt, aber sein Geschick ist dafür um so tragischer.

Das Buch hat Interesse für jedermann, doch sei es sonderlich denen empfohlen, die in der nordischen Geschichte zu Hause sind. Cl

Quittung

Für Armenien (die mit * versehenen Gaben insbesondre für die armenischen Waisen): 100 Mk. von Familie G in B; 72 aus der Gemeinde Fürstenau in Hannover; 24 gesammelt in der Kirche zu Dettweiler nach einem Ordinationsgottesdienst*; 21 aus der Gemeinde Selent in Holstein*; 15,70 aus der Gemeinde Eisenberg*; 12,85 aus der Pfarrei Engelrod; 10 aus der Gemeinde Wittenburg i. M.; 4 von K, Ravensburg; 3 von M M, Leuben*; je 2 von S, Baierz-Leutkirch; B, Wünschelburg. Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 41 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Wandlungen

Lebenserinnerungen

von

Carl Jentsch.

Broschirt 4 Mark.

. . . Nach dem Eindruck zu urteilen, den das vorliegende Bändchen Lebenserinnerungen macht, verglichen mit den Aufsätzen volkswirtschaftlichen und sozialpolitischen Inhalts, die in den „Grenzboten“ erschienen sind, glauben wir mit Sicherheit urteilen zu können, daß auch die noch zu erzählenden Wandlungen des Herrn Jentsch sich auf Veränderungen der äußern Lebensumstände oder seiner theoretischen Auffassungen mit Bezug auf diesen oder jenen Zweig des Wissens beschränken. Und das ist gut. Denn gerade als litterarischer „Epikurer“ ist Jentsch originell und anregend, gerade als Schilderer des wirklichen Lebens, namentlich des kleinstädtischen und kleinbürgerlichen Abschnitts — vu par un tempérament — wirkt er durch eine Naturwahrheit und Naturfrische, die von wenigen unsrer deutschen Schriftsteller in dieser Gattung erreicht wird. Die Abwesenheit aller Pose, aller Deklamation, alles Schönthuns mit sich selber ist in heutiger Zeit fast einzig zu nennen. Schlaffe, energielose, miserabilistische Denk- und Empfindungsweise haben in den letzten Jahren gerade in die Darstellung der Lebensverhältnisse armer Leute im schlesischen Gebirge Eingang gefunden. Da thut es wohl, die Jugendgeschichte eines wackern Jungen aus dieser Gegend zu lesen, der sich durch die ärmlichsten Verhältnisse durchschlägt ohne zu mucksen und ohne den Humor zu verlieren; der von der Welt eigentlich nichts verlangt, als daß man ihm gestatte, so zu sein, wie er ist. . . .

(Nordd. Allg. Ztg.)

Cand. min., gut empfohlen, Prädikant gewesen, sucht gleiche Stellung bei bescheid. Ansprüchen. Freundl. Angeb. sub **J. 20** an die Exped. der Christl. Welt.

Zum Reformationsfeste empfehle zur Verteilung in Schulen und Vereinen:

Reformationsbüchlein

6., verbess. Auflage reich illustrirt, Preis 10 Pfge.
25 Expl. 2,25 Mk., 50 Expl. 4 Mk., 100 Expl. 7 Mk., 500 Expl. 30 Mk.
(Porto extra)

Das Schriftchen tritt in volkstümlicher Form für das Recht und die Wahrheit der Reformation ein und verdient massenweise verbreitet zu werden. Dasselbe will im deutsch-evang. Volke das protestantische Bewußtsein neu beleben; ernstlich weist es darauf hin, daß die Wohlthat der Reformation viel zu wenig erkannt, für das hohe Gut viel zu wenig gedankt wird.

Ich bitte um gefl. beste Verbreitung des „Reformationsbüchleins“ durch Partiebestellung.

Barmen **Hugo Klein**
(Inhaber Julius Pertz)

Soeben erschien im Verlag von Eugen Strien in Halle:

Aus meinem Leben

Erinnerungen und Erfahrungen der jüngeren Jahre

von

Willibald Beyschlag

Broschirt 7,50, gebunden 9 Mk.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162.**

Junge Mädchen finden Ausbildg. i. Haushalt, i. Sprachen, Litteratur u. Handarbeit. Zimmer für **Erholungsbedürftige.** Schöne Gegend, gesunde Lage.
Frau verw. Oberpfarrer **Naumann**, geb. **Ahlfeld**, und Töchter
Schwarzenberg i. Erzgeb. (K. Sachsen)

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Licht und Schatten
Eine Hamburger Geschichte
von
Charlotte Niese
Fein gebunden 5 Mark

Citatenschatz
Geflügelte Worte und andre denkwürdige Aussprüche aus Geschichte und Litteratur
Gesammelt und herausgegeben
von
Hans Nehry
Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage
Fein gebunden 6 Mark

Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirtschaft
Eine populäre Volkswirtschaftslehre
von
Carl Jentsch
Gebunden 2.50 Mark

Der erste Beste
Die Neuenhofer Klucke
Maria Neander
Drei Erzählungen
von
O. Verbeck
Ein Band fein gebunden 6 Mark

Als der Großvater die Großmutter nahm
Ein Liederbuch für altmodische Leute
Herausgegeben
von
G. Wustmann
Dritte, vermehrte Auflage
Preis in Damast gebunden 7 Mark, in Atlas oder Kalbleder 12 Mark

Geschichte der griechischen Litteratur
von
E. Kroker
Erster Band: Die Poesie
Gebunden 2.50 Mark

Heimstätte

Eisenach in Thür., Frauenberg 39, I. Töchter guten Hauses finden jederzeit freundlichste Aufnahme zur Fortbildung in Wissenschaften und Haushalt. Vorzügliche Empfehlungen. Näheres durch Frl. **Mosche**, Vorsteherin, staatl. wissenschaftl. gepr. Lehrerin.

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1481. Vierteljährlich 1,50 Mark

Nr. 39: Versammlungen und Kongresse: Der zweite Verbandstag deutscher Pfarrervereine; Die lutherische Konferenz für die Provinz Brandenburg; Der deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege — Evangelische im Auslande: Die Kirche in Amerika — Verschiedenes: Eine allgemeine katholische Weltkundgebung; Lindau am Bodensee; Vermischte Nachrichten

Nr. 40: Die vierundvierzigste Generalversammlung des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung in Dessau

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 42 Leipzig, den 15. Oktober **1896**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Glossen zur Bergpredigt: 3. Der Christ und das fünfte Gebot — Zur gegenwärtigen Lage des Christentums: 4. Das genuine Christentum — Von der neunten Generalversammlung des Evangelischen Bundes — Das Göttinger Rektorenseminar — Ein neuer evangelisch-sozialer Standpunkt — Briefe einer Köchin. Wahrheit oder Dichtung? — The Mighty Atom. Von M. Corelli — Die Freunde der Christlichen Welt in Eisenach. — Verschiedenes: Zum Verständnis des Apostolats; Pastorallehren aus den Paulinischen Briefen — Quittung — Anzeigen

Glossen zur Bergpredigt

3. Der Christ und das fünfte Gebot

Christus richtet das Gesetz auf. Aber kein Lehrgesetz. Nicht dadurch macht er seine Jünger zum Salz der Erde und zum Licht der Welt, daß er ihnen eine neue Lehre von Gott, seinem Wesen und seinen Eigenschaften übergiebt, oder eine neue „Weltanschauung." Er hält sich auch nicht dabei auf, wie das nach dem angeschlagnen Thema so nahe gelegen hätte, sie über den Unterschied des Zeremonialgesetzes und des Sittengesetzes aufzuklären. Nein, er lehrt sie ein neues *Können*, ein neues Verhalten, ein neues Leben. Er zieht sie durch die Gewalt seiner Persönlichkeit vermittelst Wandel und Wort in dies neue Leben, diese neue bessre Gerechtigkeit hinein; er weiß als ein rechter Meister: auf diesem Wege fällt ihnen die bessre Gotteserkenntnis und Weltanschauung von selbst zu. Ohne Zweifel ist das der umgekehrte Weg als der, den wir unsern Suchenden zumeist zumuten.

Jesus fordert von denen, die sich mit empfänglicher Seele an ihn hängen, eine bessre Gerechtigkeit als die der Gerechtesten und Rechtschaffensten in der Welt. Worin soll die bessre Art dieser Gerechtigkeit bestehen?

Es ist eine Gerechtigkeit der Gesinnung und des Herzens, aber eine solche, die alsbald im praktischen Leben sich beweist.

„Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: *Du sollst nicht töten.*" So klangs wie uralte Gottesstimme herüber durch die Jahrhunderte des Volkes Israel. Aber Mord und Totschlag waren doch vorgekommen auch in diesem Volk! Und die Alten hatten sich dagegen nicht anders zu wehren gewußt als durch die Bestimmung: „Wer aber tötet, gehört vors ordentliche Gericht." So gingen Gottesgebot und Menschensatzung in heiliger Eintracht ihren Weg durch die wechselnden Geschlechter. Es fällt Jesu nicht ein, daran etwas zu tadeln. Aber wie einer, der Vollmacht hat, hebt er seine Stimme und spricht: „Ich aber sage euch: *Schon* einer, der seinem Bruder zürnt, gehört vors Gericht" und ist der Strafe wert, die nach dem Recht den Totschläger und Mörder trifft.

Meint Jesus das ernstlich? Wie sollen Gerichte den Bruderzorn richten? Ist er nicht etwas Unsichtbares, mindestens Unkontrolirbares? Welcher Richter würde sich darauf einlassen, die Gesinnung zu richten? Er wird sagen: Das kann ich nicht, ich muß mich an die That halten. Und nun noch dazu ein solch horrendes Strafmaß: Bruderzorn dem Totschlag, dem Mord gleich geachtet. Was Wunder, wenn die Leute bis auf den heutigen Tag thun, als hätte es Jesus nicht ernst gemeint?

Aber, wie wir uns schon einmal ausdrückten: Jesus meint es nicht buchstäblich und doch wörtlich. Er will ja keine neue Rechts- und Gerichtsordnung aufrichten. Das Strafrecht interessirt ihn so wenig wie — das wird er uns gleich zeigen — das Eherecht. Es war ihm ganz gleichgiltig, ob noch Richter und hoher Rat nach jüdischem Recht urteilten, oder ob die Rechtspflege in die Hände der heidnischen Römer überging, die sich als dazu geschickt wahrhaftig vor der Weltgeschichte ausgewiesen haben. Er will auch keine besondre Amts- und Obergerichte einführen für seine Gemeinde. Er hebt aus dem bestehenden Gesetze des alten Bundes in diesem Beispiel den einen großen Gottesgedanken heraus; und der lautet dahin, daß es Gott dem Herrn beim fünften Gebot nicht darauf angekommen ist, das Verbrechen an Leib und Leben zu verbieten: zu solch Aeußerstem darf es *bei seinen Kindern* gar nicht kommen. Er will die *Zornesgesinnung* treffen, die ungezügelt schließlich auch Leib und Leben des Andern verzehrt. Und er will, daß diese Zornesgesinnung zunächst einmal ernstlich ausgerottet werde *unter den Brüdern*, in der Schar, die sich eben jetzt um Jesus sammelt in aufwachendem, aufhorchendem Glauben, neuer Güter und Kräfte gewärtig.

Für Jesu Jünger ist das Verbot der Zornesgesinnung unbedingt maßgebend. Zunächst im Verkehr mit den Brüdern. Von Feinden, Andersgläubigen, Bösewichtern u. s. w., wie ich mich zu denen verhalten soll, davon redet Jesus später, hier nicht. Darauf wollen wir auch später eingehen. Vorerst redet Jesus zu denen, die ihn umdrängten, wie wenn sie allesamt Ein Volk Gottes, Ein Volk von Brüdern, seine Jüngergemeinde wären, und spricht zu ihnen: Für euch ist Zornesgesinnung gegen den Bruder dem Morde gleich; kommt ihr aber so weit, daß ihr den Bruder einen Narren scheltet (Luther: Racha), so gehört ihr vor ein viel höheres Forum, als von dem die Mörder abgeurteilt werden; scheltet ihr ihn gar einen Gottlosen (Luther: Narr, vergl. Psalm 14, 1) und sprecht ihm Glauben und Seligkeit ab, so giebts auf Erden überhaupt keinen Gerichtshof und keine Strafe, dafür zu büßen, sondern allein noch das höllische Feuer.

An dem Ernst dieser Gesetzesauslegung Jesu ist nicht zu markten und zu deuteln. Er will an denen, die sich ihm hingeben, *eine Schar von Brüdern und Schwestern haben, unter denen die Zornesgesinnung ausgeschlossen, unmöglich ist*, und in der es zu solchen Ausbrüchen der Zornesgesinnung, daß ein Bruder dem andern den Verstand oder das Christentum abspricht, nicht kommen kann.

Ist das ein unerreichbares Ideal, Illusion, Schwärmerei? Dann wollen wir das Christentum einpacken; es taugt nichts. Aber es steht vielmehr so: wenn wir dieser Forderung nicht genügen, liegt es so wenig am Christentum wie an Christus, sondern an uns, unserm Ungehorsam und Unglauben.

Ich will von diesem Ebengesagten nichts streichen oder abschwächen, wenn ich erläuternd hinzufüge: es handelt sich hier in erster Linie gar nicht um das, was wir Temperament nennen. Niemand ist dadurch ein Christ, daß es ihm von Natur schwer fällt zu zürnen, heftig, leidenschaftlich zu werden und in blindem Affekt in beleidigende Worte oder Thaten zu verfallen.

Ebenso wenig steht jemand dadurch von vornherein dem Christentum ferner, daß er von Natur heftig und jähzornig ist. Jederlei Temperament hat gegenüber jederlei sittlicher Forderung seine besondren Gefahren. Gewiß wird der Leidenschaftliche und Jähzornige sich besonders in Zucht nehmen müssen, dem Willen Jesu zu genügen, daß er dem Bruder nicht zürne. Aber das sanfte, leidende Temperament verwechselt leicht, was ihm von Natur zufällt, mit der Tugend selber, freut sich an der scheinbaren Aehnlichkeit und läßt sich daran genügen, zürnt vielleicht auf seine Weise tief drin im Herzen, während kein Ausdruck solcher Gesinnung wahrzunehmen ist. Und überhaupt nicht zürnen können ist keinesfalls eine Tugend. Jesus hat doch wahrhaftig nicht das Zürnen unbedingt verboten! Er hat doch selber gezürnt! Und wer nicht ihm nach in heiligen Zorn ausbrechen kann gegenüber der Verhöhnung des Heiligen, der hats in seiner Jüngerschaft nicht weit gebracht. Jesus hat doch die Affekte nicht abschaffen wollen! Da hätte er uns ja ärmer gemacht an Gaben, die der Schöpfer uns mit auf den Weg gab, davon zu zehren und damit Gutes zu thun. Reinigen, in den rechten Stand setzen, in die rechte Richtung bringen nur will er unsre Affekte, und dazu gehört zu allererst, daß er uns das Zürnen gegen unsre Brüder abgewöhnt.

Er läßt ja keinen Zweifel darüber, wie ers meint. Nachdem er den Grundsatz aufgestellt hat, macht er ihn uns an zwei Beispielen vollends deutlich. R

Zur gegenwärtigen Lage des Christentums

4. Das genuine Christentum

Das genuine Christentum ist also das moderne Zeitproblem schlechthin. Worin besteht es, wie entsteht es, wie ist es zu verwirklichen, das ist die Frage.

Ich glaube nicht, daß wir es bestimmen können, ohne daß es vorher in uns zur That geworden ist. Wir müssen erst wissen (Joh. 3, 11), was es ist, ehe wir sagen können, was es ist. Also ich meine, wir können und müssen vorher schon den Sinn und das ahnende Verständnis dafür bekommen haben. Denn sonst finden wir die Forderung sinnlos und stehen dieser Ursächlichkeit unsrer gegenwärtigen Notlage verständnislos gegenüber. Wir können den Nebel heterogener Anschauungen, der uns das religiöse Leben der Apostelzeit verhüllt, und den Wust verkehrter theologischer Vorstellungen und Gesichtspunkte, der uns erfüllt, gar nicht los werden, wenn uns nicht ein Lichtstrahl der Wahrheit trifft und das Verständnis eröffnet. Denn bedenken wir immer, daß unser Auge nicht mehr einfach, einfältig, sondern völlig desorganisirt und farbenblind geworden ist.

Wenn das so liegt, und wenn wir einen tiefen Blick in unsre Zeit und in uns selbst gethan haben, wird uns die unsägliche Anmaßung und Oberflächlichkeit vergehen, zu sagen: Ich habe das echte Christentum, oder hier in dieser Partei und Richtung befindet es sich. Sondern es gilt: Wir haben es nicht, wir müssen umkehren und es suchen. Es wäre aber auch nur eine Verschleierung dieses Irrtums, wollten wir es durch eine Reinigung und Idealisirung unsers eignen erfassen, also unser persönliches religiöses Ideal, das dem Boden unsers bisherigen christlichen Seins entsproßen wäre, als genuines Christentum ausgeben und allen andern aufdrängen. Denn erstens würde dadurch das Uebel nur verschlimmbessert, da die Entartung durch eine derartige Sublimirung nur gesteigert und nicht gehoben, geschweige ins Gegenteil gewandelt würde, und außerdem würde damit die Tyrannei unsrer Eigenart gegenüber der Frömmigkeit Andrer proklamirt, die dasselbe Recht d. h. hier: Unrecht der Existenz hat, wie die unsre. Und zweitens erhalten wir unleugbar aus dem Neuen Testament den unmittelbaren Eindruck, daß es sich bei dem persönlichen Christentum nicht um ein unerreichbares Ideal handelt, dem man lebenslang aus der Ferne zustrebt, sondern um eine Lebenswirklichkeit, die man hat oder nicht hat. Man mag sie noch so unausgebildet, noch so unvollkommen haben, aber man hat sie, oder man ist überhaupt kein Christ.

Hätten wir nun eine objektive Garantie, daß irgendwo in unsrer Zeit echtes Christentum zu finden wäre, so würden wir dahin gehen, um es kennen zu lernen und zu erlangen. Aber das haben wir nicht. So bleibt uns denn nichts andres übrig, als unsre Blicke zum Uranbruch des religiösen Lebens zurückzuwenden, denn wenn etwas irgend einmal echt und unverdorben ist, so ist es das in seinem Ursprung.

Man kann nicht mit Bestimmtheit sagen, ob J. Weiß in seiner Abhandlung mit Bewußtsein und Absicht das Ziel verfolgt, das genuine Christentum aus den biblischen Schriften herauszustellen und seine Gestaltung in der Gegenwart zu beschreiben, obgleich er zweifellos unwillkürlich diese Spur verfolgt. Denn er sucht nur das persönliche Verhältnis zu Christus in der Weise zu bestimmen, wie es unter den heute vorhandnen geschichtlichen und psychologischen Bedingungen möglich ist und gepredigt werden kann. Das ist aber meines Erachtens etwas Andres. Ich verstehe unter genuinem Christentum die Gesamtheit der seelischen Vorgänge und das organische Ganze der persönlichen Verfassung, die den Menschen zum wirklichen Christen macht, die den wirklichen Christen ausmacht. Mir handelt es sich um die das wahrhaft Christliche konstituirenden Bedingungen, Ereignisse und Zustände des Personenlebens, welche es auch immer seien, ihm nur um eine bestimmte Beziehung der Persönlichkeit, nämlich um die zu Christus. Das ist aber solch ein komplizirtes variables Element im religiösen Werden und Sein, daß es ohne seine positive Begründung nicht zu verstehen ist. Vielleicht faßt er darein alles, was dem Christen eignet, und setzt darein das konstituirende Neue. Aber das würde dann erst das Resultat und nicht der Ausgangspunkt einer Untersuchung sein, wie ich sie meine.

Zunächst stehen wir vor der Frage: Wo finden wir im Neuen Testament genuines Christentum? Keineswegs überall. Wir müssen hier den Unterschied der Zeiten und den Fortschritt in der Entwicklung des Reiches Gottes klar vor Augen halten. Selbständiges persönliches Christentum gab es erst nach Pfingsten, in den Gemeinden. Die Religiosität der Jünger Jesu war unselbständig, unfrei, rudimentär und ungeklärt, überwiegend rezeptiv und passiv, das sagt uns der unmittelbare Eindruck schon, den wir aus den Evangelien erhalten. Völlig an die lokale Gemeinschaft mit Jesus gefesselt, stehen sie als Anhänger des wirkenden Heilands in der Erwartung dessen, was er erreichen will, sind Zuschauer und Beteiligte einer persönlichen Riesenarbeit auf das Reich Gottes hin. Es ist ein embryonischer Zustand und eine embryonische Entwicklung des persönlichen Christentums, was wir als religiöses Leben bei den Jüngern finden, das erst mit den innern Ereignissen, die der Pfingsttag brachte und charakterisirt, zum Durchbruch der völligen, lebendigen, bewußten, selbständigen Wirklichkeit kam. Nicht ungestraft wird diese Thatsache auch bei der Beurteilung der Worte und Wirksamkeit Jesu aus den Augen gelassen. Vollends aber berauben wir uns des Verständnisses, wenn wir die persönliche religiöse Verfassung aus der Zeit der Vorbereitung mit der aus der Zeit der Verwirklichung zusammenwerfen. Also zunächst kommt für uns nur das nachpfingstliche persönliche Christentum und zwar nach der Lage der Quellen das in den Paulinischen Gemeinden vorhandne in Betracht.

Nun würde es uns aber sehr wenig helfen, wollten wir es einfach nach den Paulusbriefen schildern. Das auf diese Weise entworfne Charakterbild würde immer zum guten Teil unsre Züge tragen. Was wir hineinschauten, würden wir darin sehen. Außerdem würden wir damit nur seine Erscheinung erfassen und über sein innerstes konstituirendes Wesen im Dunkel bleiben. Der eine würde dies, der andre jenes für das Wesentliche erklären, wie es ja auch schon geschehen ist. Und endlich erführen wir nichts über die Art der Phänomene, die uns entgegentreten. Wir würden z. B. völlig im Unklaren darüber sein, ob die Glaubensanschauungen lehrhaft vermittelte Ueberzeugungen oder unmittelbare Reflexe persönlicher Erfahrungen waren, und das sind doch Dinge, auf die gerade alles ankommt.

Es giebt nur einen Weg, das Wesen einer Erscheinung empirisch, relativ objektiv und sicher zu bestimmen: aus ihrer

Entstehung. Das Werden offenbart uns das Wesen der abgeschlossenen und verschlossenen Erscheinungen. Es bedarf also der genetischen psychologischen Analyse des persönlichen Christentums, wie es uns in den Paulinischen Gemeinden entgegentritt, wenn wir hinter die konstitutiven Ereignisse, Vorgänge und Zustände kommen wollen, die den Menschen zum Christen machten. Das ist auch der einzige Weg, um das religiöse Phänomen aus seiner speziellen geschichtlichen Form, von seinen geschichtlichen Bedingungen lösen und als allgemein menschliches bestimmen zu können.

Es ist natürlich unmöglich, hier das persönliche Christentum, wie es uns in den Paulinischen Gemeinden entgegentritt, geschweige die induktive Untersuchung auch nur zu skizziren*). Ich muß mich begnügen, das Eigentümliche herauszuheben, das uns dabei im Unterschied von unserm persönlichen religiösen Bestande auffällt.

Das Begründende in seiner Entstehung und in seinem Bestande ist eine Folge und ein Gefüge persönlicher Erlebnisse unmittelbarer Art, die sich in unmittelbaren axiomatischen Ueberzeugungen, intuitiven Vorstellungen und unwillkürlichen Instinkten äußern, Erlebnisse, die der Kraft ihres Eindrucks zufolge mit innrer Notwendigkeit ohne weitres eine Umgestaltung der ganzen Persönlichkeit und ihrer Lebensführung verursachen. Diese neue Organisation, die entsteht und sich ausbreitet, diese neue Natur ist dann der unmittelbar wirksame Untergrund des neuen bewußten Lebens. Daher diese ursprüngliche Unmittelbarkeit und Originalität des persönlichen Christentums in der apostolischen Zeit. Das ist das Eine, das sich durch eindringende psychologische Untersuchung geschichtlich nachweisen läßt.

Der zureichende und zwar allein zureichende Grund dieser Erlebnisse ist die durch Christus eröffnete direkte Erfahrung des lebendigen Gottes, der mit der Verkündigung des Evangeliums in das persönliche Leben des Einzelnen hereintritt, dies phänomenale Ereignis und die dadurch eintretende außerordentliche Situation, daß man dauernd seiner Einwirkung ausgesetzt ist und sie in steigendem Maße an sich erlebt. Das läßt sich natürlich nicht mit derselben Evidenz induktiv erweisen, weil es über die Grenzen der Endlichkeit, in die alle Induktion eingeschlossen ist, hinausgeht. Aber es läßt sich nachweisen, daß ohne dieses Eintreten Gottes das persönliche Christentum unverständlich bleibt und eine psychologische Unmöglichkeit ist. Und ich denke, das ist auch ein Beweis.

Der wesentliche Unterschied des apostolischen und des gegenwärtigen Christentums liegt darnach auf der Hand. Uns fehlt diese Unmittelbarkeit und Urwüchsigkeit des völlig neuen persönlichen Lebens. Das Leben aus Gott ist uns nicht zur andern, zur neuen Natur geworden. Unser Christentum ist nicht eine persönliche That Gottes, sondern das Produkt der Atmosphäre der christlichen Religion, in der wir aufgewachsen sind, der christlichen Lehre und Erziehung, der wir ausgesetzt waren. Wir unterscheiden uns von den Namenchristen nur dadurch, daß wir diese Eindrücke und Einflüsse, Anschauungen und Normen acceptirt haben, uns anstrengen, unsre widerstrebende Natur

*) Ich habe im zweiten Kapitel meiner Schrift: Die Evangelisation unter den Entkirchlichten (Leipzig, Hinrichs, 1895) versucht, es in seiner allgemeinen menschlichen Gestalt vor Augen zu führen. Es geschah absichtlich in starker, „massiver" Ausführung, um alle den Kern der Sache verschleiernden Umdeutungen unmöglich zu machen. Es ist infolgedessen manches mißverstanden worden, auch in der Besprechung, die ich der Christlichen Welt (Nr. 30, Sp. 700) danke, wo übrigens ein Druckfehler in einem Zitate meiner Ausführungen: „und willkürlicher" statt „unwillkürlicher" (Sp. 702, Z. 8 von oben) den Sinn ganz entstellt. Ich habe nur die Unmittelbarkeit in den Vorgängen, die den Menschen zum Christen machen, und die That Gottes, der sie entspringen, betonen, aber keineswegs psychologische Beobachtungen, wie Seite 41, die ich nur, um den Unterschied noch klarer zu machen, darlegte, verallgemeinern wollen. Daß ich nicht mechanische Katastrophen im methodistischen Sinne gemeint habe, geht doch klar genug hervor aus der scharfen Betonung des organischen Werdens im Christentum, die sich durch die ganze Schrift zieht, und speziell des Entwicklungscharakters, den auch die Wiedergeburt an sich trägt (S. 41). Die Thatsache eines einmal eintretenden Durchbruchs — ein Ausdruck, der doch nicht notwendig aus dem methodistischen Schema verstanden werden muß — schließt die Entwicklung nicht aus, sondern vielmehr ein, ebensowenig verlangt sie klares Bewußtsein darüber, genaues Erinnern daran.

ihnen zu unterwerfen, und die Gnade Gottes in Christo zum Vertrauensgrund unsers Lebens machen. Das ist ja ganz schön, aber es ist nicht das genuine Christentum; ich kann nur immer wieder sagen, daß es alttestamentliches, aber kein neutestamentliches Christentum ist. Etwas Andres ist es aber doch wohl, wenn durch das ungeheuerliche, überwältigende Erlebnis Gottes unser ganzes Dasein aus den Fugen gerissen wird und unter seinem übermächtigen Druck sich eine Wandlung unsers ganzen Seins vollzieht. Wer diesen Unterschied nicht versteht, dem ist vorläufig nicht zu helfen, er muß ihn erst an Persönlichkeiten erleben.

Das Wesen des genuinen Christentums ist damit natürlich nur nach Seiten der persönlichen Vorgänge und Verfassung, der es im Menschen verwirklichen, nicht nach Seiten des objektiven Untergrundes, auf dem diese beruhen, — sagen wir kurz: der Geschichte Christi — noch nach Seiten der objektiven Heilssphäre, zu der sie das feste Gefüge herstellen, — sagen wir kurz: des Offenbarungslebens Gottes, des verborgnen neuen Aeon — näher bestimmt. Aber die eine wie die andre Beziehung erhält daher ihre eigentümliche Art, eben die Art des persönlichen Christentums: es sind organische Lebensbeziehungen, um die es sich handelt. Man weiß sich von der großen Heilsgeschichte des persönlichen Gottes mit der Menschheit ergriffen und getragen, daher das eschatologische Temperament alles wirklichen Christentums. Man weiß sich in einer neuen Welt wurzelnd und wachsend, daher das Jenseitsbewußtsein des genuinen Christen. Die Reflexionsverhältnisse des „Glaubens" setzen sich also hier um in Lebensverhältnisse persönlicher Erfahrung.

Diese Bemerkungen werden genügen, um zu zeigen, wie die persönliche Begründung des Christentums das ganze Glaubensleben notwendig bestimmt, und daß mit seinem genuinen Bestande ein Derartiges gegeben ist, wie es nur unter dieser Voraussetzung möglich ist.

Es fragt sich aber: Ist das genuine Christentum in unsrer Zeit möglich?

J M

Von der neunten Generalversammlung des Evangelischen Bundes in Darmstadt

Die diesjährige (neunte) Generalversammlung des Evangelischen Bundes hat vom 28. September bis 1. Oktober in der hessischen Residenz Darmstadt getagt. Der Zentralvorstand hatte sich von dieser Tagung im voraus schon viel versprochen. „Wir werden auch bei weitern Kreisen der Bevölkerung in Stadt und Land," so sagt er in seinem Programm für die Darmstädter Tage, „eine offne Thür finden. Staat und Kirche stehen dort im Kampf gegen das päpstliche Rom und sein Gefolge auf deutschem Boden. Kraftvolle Zeugnisse aus dem Munde hochgestellter Männer sind, wie im vergangnen Jahre, so jetzt eben wieder laut geworden und haben einen lebhaften Wiederhall in den evangelischen Gemeinden gefunden. Da ist auch zuerst das »Niemals« erklungen, das wir von der obersten Stelle des Reichs seit Jahren, aber noch immer vergeblich ersehnen." Aber noch aus andern Gründen hatte der Vorstand ein Recht zu solchen Erwartungen. Daß sich die Sache des Evangelischen Bundes in Hessen so weitgehender Sympathien erfreut, daß der Bund, besonders in Darmstadt, aber auch in andern Städten des Landes (z. B. Friedberg) wirkliches Leben entfaltet hat und entfalten konnte, liegt doch nicht bloß daran, daß die Periode Ketteler mit ihren unseligen Folgen noch zu neu, ihre Wirkungen noch zu deutlich verspürbar sind, als daß sie vergessen werden könnten, auch nicht daran allein, daß im Lande tüchtige Persönlichkeiten die Werbetrommel des Bundes emsig rühren, sondern vor allem auch an der ganz eigenartigen Geschichte und dem Geiste der hessischen Landeskirche. Philipps des Großmütigen Wahlspruch: „Ich will bei der Wahrheit beständig bleiben und darum weder Papst, Kaiser, Luther oder Melanchthon darin ansehen," der Wahlspruch, der seine ganze Kirchenreform durchzieht und in dem Werk seines Lebens, der großen hessischen Kirchenordnung von 1566 vollendete Gestalt gewinnt, hat der hessischen Kirche den Geist weitherziger Milde aufgeprägt, die über dem Tren-

nenden das Gemeinsame betont, die nicht auf Luther aber auch nicht auf Zwingli schwört, sondern von beiden nimmt, was am besten dem Wohl des Ganzen dient. Gewiß hat auch die hessische Landeskirche ihre Zeit gehabt, wo Fanatiker eines reinen Luthertums in Vergötterung des „heiligen Catechismi Lutheri“ (Predigt von 1601) erstarben und ihre Gemeindeglieder im Gottesdienste begeistert sangen: „Der Katechismus Luthers klein das höchste Buch auf Erden, der faßt die ganze Schrifft so fein In kurzer Summ' zu lernen“ (hessisches Gesangbuch von 1625); aber auch in dieser Zeit war die hessische Kirche eine durchaus maßvolle Richterin über Andersgläubige, Sektirer u. s. w. und nicht so sehr eine Stätte theologischer Reibereien als eine Stätte ernster Arbeit. Nur zwei Dinge will ich erwähnen, da sie mit den Vorträgen auf den beiden Hauptversammlungen zusammenhängen. Zwölf Jahre vor Ernst des Frommen vielgepriesener Einrichtung der Volksschulen hat Hessen schon seine richtige Volksschule gehabt, in der die Kinder im „Lesen, Schreiben, Singen, Rechnen und sonderlich im Catechismo sodann nach Art und Gelegenheit der Knaben und des Orts in linguis et artibus“ unterrichtet wurden. Und auch eine Art Schulzwang, denn damit alle zur Schule gingen, mußten auch die Eltern, die ihre Kinder zurückhalten wollten, dem Schulmeister trotzdem den hergebrachten Lohn geben. Hundert Jahre vor Speners Eintreten für einen Konfirmationsakt wurden in allen Gemeinden Hessens sämtliche Kinder konfirmirt, wie aus den Visitationsakten von 1628 deutlich hervorgeht; Spener hat, wie er selbst sagt, von Hessen die Konfirmation entlehnt, und in der Zeit, da die andern, besonders die lutherischen Kirchen, an diese für den Jugendunterricht so hochwichtige Institution noch gar nicht dachten, in der Zeit des Niedergangs im dreißigjährigen Kriege blühte sie in Hessen, wie die Kirchenbücher vieler Pfarreien deutlich erweisen.

Die Erwartungen des Zentralvorstandes haben sich erfüllt. Die nicht sonderlich gut geführten Präsenzlisten weisen über 600 Namen auf, die beiden Hauptversammlungen, besonders die erste, waren gut besucht, der Festabend mit den Vorträgen von Weiffenbach und Hoensbroech zählte weit über 1000, die Schlußfeier in der Wormser Kirche nach Schätzung des dortigen Dekans etwa 4000 Teilnehmer. Bedeutungsvoller als diese rege Teilnahme aus allen Ständen war für den Zentralvorstand jedenfalls die Thatsache, daß der Großherzog dem Vorstande eine Audienz gewährte, in ihr „anerkennende, zustimmende und ermutigende“ Worte für des Bundes Bestrebungen sprach und in einer Antwort auf das Begrüßungstelegramm ihn nochmals seiner wärmsten Sympathien versicherte. Dann die andre Thatsache, daß nicht bloß Staatsminister Finger schriftlich den Bund begrüßte, sondern vor allem, daß die hessische Kirchenbehörde durch Beteiligung sämtlicher Mitglieder an den Verhandlungen dieser Tage und durch den Mund ihres Präsidenten Goldmann und des Prälaten Habicht den Bestrebungen des Bundes in einer Weise entgegenkam, wie es der Bund seit seinem zehnjährigen Bestehen noch nicht erlebt hat.

Was die Verhandlungen der Darmstädter Tage betrifft, so verweisen wir für das Einzelne auf den eingehenden Bericht der Chronik der Christlichen Welt (Nr. 41). Wir greifen bloß einige Punkte heraus, an denen es möglich sein wird, die Bedeutung dieser Generalversammlung im allgemeinen zu würdigen. Nach dem Programm sollte es die Aufgabe dieser Tage sein, einmal gegenüber der Verblendung über die wahre Natur des Ultramontanismus und seine letzten Absichten, sowie gegenüber der Zerrissenheit der Parteien im evangelischen Lager auf die Notwendigkeit einer einheitlichen Gegenwirkung zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen hinzuweisen, und zweitens zu zeigen, wie die rechten Mittel und Wege zur Beseitigung dieser Notstände bloß in einer großen evangelisch-religiösen Bewegung gewährleistet sind, die unter Hinwegsetzung über theologischen und kirchlichen Zwist unser Volk im Lebensgrunde des Evangeliums sammelt zu einem evangelischen Bunde. Man verkennt die wahre Natur des Ultramontanismus, man hält ihn für eine religiöse Bewegung, und er ist in Wahrheit ein „weltlich-politisches System, das unter dem Deckmantel der Religion und unter Verquickung mit Religion weltliche Herrschaftsgelüste zu befriedigen sucht,“ das war denn auch der Grundgedanke, der am Festabend hindurchklang durch die mächtige, mit großer Klarheit und Entschiedenheit vorgetragne, mit großer Ergriffenheit, Jubel und Begeistrung aufgenommne Rede des Grafen Hoensbroech. Ultramontanismus und katholische Religion sind zwei grundverschiedne Dinge. Jenen müssen wir bekämpfen im deutschen und im evangelischen Interesse, und zwar nicht mit Gewalt, sondern durch eine entschiedne „Politik der Nichtachtung“ seiner weltlich-politischen Ansprüche und durch Aufklärung vor allem unsrer katholischen Mitbürger über des Ultramontanismus wahres Wesen und letzte Absichten. Die katholische Religion lassen wir in Frieden, sie hat als eine Form des Christentums ein geschichtliches Recht; ihre Fundamentallehren, als religiöse Lehren betrachtet, bergen einen religiösen, heilskräftigen Gehalt.

Hatte Hoensbroech damit mehr die äußere Seite des Verhältnisses von Kirche und Staat ins Auge gefaßt und mit großen Zügen an der Geschichte des Papsttums, vor allem der päpstlichen Politik seine These durchzuführen versucht, so faßten die beiden Redner der öffentlichen Hauptversammlungen zwei einzelne Punkte aus diesem großen Organismus heraus; einen, bei dem der Ultramontanismus besonders viel für sich verlangt, das Gebiet des Volksschulwesens, und einen andern, bei dem man sich besonders viel vom Ultramontanismus verspricht, den Begriff der Autorität in der katholischen Kirche und seine Bedeutung für die Aufrechterhaltung der Autorität im Staate. In meisterhafter Weise führte Professor Beyschlag in der Behandlung seines Themas „Protestantismus und Volksschule“ die These durch: „Die Volksschule ist nicht eine Schöpfung der katholischen oder evangelischen Kirche, sondern des Protestantismus als einer geistigen Macht.“ Die Konsequenzen dieser Thatsache liegen auf der Hand: die großen Ansprüche, die der Ultramontanismus auf diesem Gebiet erhebt, sind weder dogmatisch, noch juristisch, noch moralisch begründet. Aufgabe des Staates ist, ihnen nicht nachzugeben, weil sie aus staatsfeindlichen, den Bestand der Volksschule gefährdenden Absichten hervorgehen. Trotzdem verspricht sich der Staat viel von der römischen Kirche, sie ist die Kirche der Autorität, um dessentwillen scheinbar ein guter Bundesgenosse für den in unsrer Zeit einer festern Autoritätsgrundlage bedürftigen Staat. In Wirklichkeit aber ists umgekehrt, nicht die mit äußerer Gewalt die Gewissen knechtende römische Kirche, sondern die auf freie Gewissensverpflichtung der Einzelpersönlichkeit sich aufbauende evangelische Gemeinde kann in diesem Punkte dem Staate helfen. Das waren die Gedanken, von denen der Vortragende auf der zweiten öffentlichen Versammlung, Stadtpfarrer Brecht aus Gerabronn über Autorität und Gewissen ausging. Das Heil der Zukunft kann nicht von dem massiven Bau der hierarchisch gefügten römischen Einheitskirche kommen, sondern nur durch Erweckung evangelisch freier und doch im Gewissen gebundner Einzelpersönlichkeiten. Die zu erziehen, ist das nächste Ziel der evangelischen Kirche.

Damit stehen wir schon bei dem zweiten Hauptgedanken, den unsers Erachtens die Generalversammlung ins rechte Licht stellen wollte: Alle Gegenmittel gegen diese Notstände sind bloß in einer großen evangelisch-religiösen Bewegung, wie sie der Evangelische Bund darstellt, gewährleistet. Das trat überall als oberster und letzter Gedanke hervor. Am Begrüßungsabend (28. September) in der Ansprache des Vorsitzenden des Darmstädter Hauptvereins, Landgerichtsrats Küchler und in dem Schlußwort von Superintendent Bärwinkel aus Erfurt über „Erinnerungen an die Begründung des Evangelischen Bundes durch die Erfurter Vorkonferenz am 5. Oktober 1886;“ ja selbst die Begrüßungsansprache des Vertreters des Darmstädter Arbeitervereins gestand zu, daß „genau genommen der Arbeiterverein ein Stück des Evangelischen Bundes“ sei. Das zeigte sich am Festabend (29. September) in Hoensbroechs Rede und vor allem in dem geschichtlich wahren, vortrefflichen Vortrag des Professors Weiffenbach über Philipp den Großmütigen, der nicht bloß zeigte, wie die Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen das eigentliche und tiefste Lebensinteresse Philipps bildete, sondern ebenso durchdrungen war von der andern Ueberzeugung, auf dem Evangelischen Bund als einer die evangelische

Christenheit und alle ihre Arbeiten umfassenden Bewegung beruhe die ganze Zukunft der evangelischen Kirche. Ja der folgende Redner, Pfarrer Guyot, sprach den Wunsch aus, daß von den Darmstädter Tagen einmal später gesagt werden möchte, daß sie der Anfang gewesen seien zu diesem Einigungswerk der evangelischen Christen im Evangelischen Bunde. Weiter trat dieser Anspruch des Bundes in den öffentlichen Hauptversammlungen zu Tage. Erwähnt sei nur das eine Wort, mit dem Professor Beyschlag die Begrüßungen erwiderte: „Unsre Herzen schlagen höher, wenn wir sehen, welche Sympathien der Evangelische Bund, der in seiner Katholizität alles, was evangelisch ist, umfassen möchte, bereits geweckt hat.“ Ihren deutlichsten Ausdruck erhielten diese Gedanken jedoch bei der Schlußfeier in Worms, einmal in der begeisterten und begeisternden Rede des Pfarres Hackenberg am Lutherdenkmal und dann in der Ansprache von D. Leuschner in der Dreifaltigkeitskirche. Namentlich in der letztern wurde als einziger Ausweg der Zusammenschluß aller Evangelischen auf der Grundlage nicht der geschriebnen Bekenntnisse, sondern des Evangeliums zum Protest gegen alles Antichristentum gefordert: diese Vereinigung aber will sein und ist der Evangelische Bund.

Es kann hier nicht unsre Aufgabe sein, all die köstlichen Worte, Ratschläge, Hoffnungen, Wünsche, die in diesen Tagen ausgesprochen wurden, einer Kritik zu unterziehen und die Bedeutung der Tage überhaupt zu würdigen. Nur Einzelnes sei noch erwähnt. Es ist dem Bunde eine große Zukunft in Aussicht gestellt worden. Wer die Darmstädter Versammlung mit durchlebt hat, wird unter dem Eindruck gestanden haben, daß er diesem Ziele näher gekommen ist. Was die hessischen Verhältnisse anlangt, so ist das vor etlichen Wochen noch kurz vor Thoresschluß dem Evangelischen Bund von einem hessischen Pfarrer entgegengeworfne „Offne Wort“ fast wirkungslos verhallt. Anerkennung hat es eigentlich bloß im ultramontanen Mainzer Journal gefunden! Hoffen wir, daß den Eindrücken, die der Bund ohne Zweifel hier gemacht hat, auch Thaten folgen. Aber hoffen wir auch, daß der Bund in praxi immer mehr thut, was an ihm ist, damit die Zukunftshoffnungen nicht bloße Ideale bleiben oder von der Zukunft nicht als Illusionen erwiesen werden. Worte und Aufrufe, Darstellungen der Notlage und holde Zukunftsbilder allein bringen heute die evangelischen Christen nicht mehr zusammen. Die Kluft zwischen den kirchlichen Parteien scheint uns zu groß zu sein, als daß sie auch nur im Blick auf eine bestimmte Aufgabe dauernd überbrückt werden könnte. Der Evangelische Bund wird, davon haben uns ganz klar die trefflichen, offnen Worte Leuschners über die geschriebnen Bekenntnisse überzeugt, vorerst und auf lange Zeit hinaus nur einen bestimmten Kreis von Evangelischen umschließen. Wünschen können wir nur, daß er in diesem Bereich durch Schaffung der rechten Organisationsformen, durch treue Arbeit nach innen und außen an der Heranziehung eines neuen Geschlechtes erfolgreich mitarbeite, Hand in Hand mit den Einzelgemeinden nicht nur Papstfeinde, sondern evangelische Christen erziehend und in den Fragen der Allgemeinheit als treuer Wächter sich bewährend. Unsre Zeit ist für eine große evangelisch-religiöse Bewegung noch nicht reif. Und in diesem Sinn sagen wir in bewußtem Gegensatz gegen Hackenbergs gewaltige Rede: Der Vorabend einer großen Zeit ist noch nicht gekommen. Der kann erst kommen, wenn die Vereine und auch der Evangelische Bund, frei von aller Ehrsüchtelei und Streiterei um den Vorrang, in ernster bis ins Einzelste gehenden Arbeit immer mehr Persönlichkeiten bilden helfen, die dann in der alten Zeit nicht mehr bestehen und leben können und deshalb eine neue Zeit sich schaffen. Philipp der Großmütige hat ein großartiges Programm der kirchlichen Umschaffung in echt evangelischem Geiste in seiner großen Kirchenordnung von 1566 entworfen, darin — wie mit Recht betont wurde — ein Vorläufer des Evangelischen Bundes. Sorgen wir, daß es uns nicht wie ihm an Menschen fehlt, an und mit denen unser Programm, das Programm des Evangelischen Bundes, sich verwirklichen kann.

Diehl

Das Göttinger Rektorenseminar

Professor D. Karl Knoke hat eine Broschüre*) veröffentlicht, in der er über die Entstehung und bisherige Entwicklung des Göttinger Rektorenseminars berichtet. Bei der prinzipiellen Wichtigkeit der Sache scheint es geboten, auch in diesen Blättern sie zu besprechen, um so mehr, als nach unsrer Ueberzeugung eine frühere Beurteilung des Göttinger Unternehmens (Christliche Welt Jahrg. 1895 Sp. 1035) nicht völlig gerecht war. Freilich muß man sagen, Professor Knoke hat es selbst verschuldet, daß die, die nur seine Publikationen über die Einrichtung und den Eintritt in das Rektorenseminar lasen, zu einseitigem und schiefem Urteil kamen. Man muß dies Anfangswerk im Zusammenhang aller der Bestrebungen betrachten, für die Professor Knoke seine Kraft einsetzt. Er hat sich darüber in einem sehr eingehenden Artikel, der in der Neuen Kirchlichen Zeitschrift erschien, ausgesprochen. Diese seine Bestrebungen wollen prinzipiell beurteilt sein; in diesem Zusammenhange wird auf den kleinen Anfang, der durch das Rektorenseminar gemacht ist, erst das richtige Licht fallen.

Professor Knoke, ein sehr tüchtiger Pädagoge (er war vor seiner akademischen Berufung mehrere Dezennien im Seminardienst, zuletzt Direktor des Schullehrerseminars in Wunstorf), hat die Ueberzeugung, daß es für das aufstrebende Volksschulwesen sehr erwünscht sei, wenn akademische neben den seminarischen Elementen dauernd thätig sind. Selbstverständlich müßten aber jene im völligen Besitz der seminaristischen Bildung sein und darin nicht sich diesen unterlegen erweisen. Aus dem Zusammenwirken beider Bildungsgänge in der Lehrerwelt müßte für die Volksschule ein besondrer Segen erwachsen, sie würde dadurch nach verschiednen Seiten vor Einseitigkeit bewahrt und den Impuls zu kräftigem Vorwärtsschreiten bewahren. Auch historisch ist dieser Gedanke fest begründet. Die Volksschule hat beständig theologische Mitarbeiter gehabt; eine Menge von — namentlich ländlichen — Volksschulstellen ist aus kirchlichen Mitteln fundirt und für Besetzung mit Theologen bestimmt. Es ist hier nicht der Ort, über die Richtigkeit dieser Anschauung sich weiter auszusprechen. Gewiß ist, daß sie von vielen geteilt wird. Die Zeit wird nicht mehr fern sein, wo in Verbindung mit der Universität für die praktische Ausbildung von Pädagogen, die der Volksschule sich widmen wollen, mehr als bisher gesorgt werden wird. Hier würde auch die Stelle sein, wo seminaristische Lehrer unter bestimmten Bedingungen an akademischer Fortbildung teilnehmen könnten. Wie sehr diese Gedanken der Verwirklichung in der Praxis entgegenstreben, zeigt sich an den Einrichtungen, die an den Universitäten Jena und Leipzig in dieser Hinsicht schon getroffen sind. Demgemäß hält Knoke ein organisch mit der Universität verbundnes akademisches Institut für theoretisches Studium der Pädagogik als Wissenschaft und zur unmittelbaren Einführung in die pädagogische Praxis der Volksschule für wünschenswert. Der Unterrichtsbetrieb dieses Instituts würde bestehen 1. in theoretischen Vorlesungen über Geschichte und Litteratur der Pädagogik, über systematische Pädagogik und deren Hilfswissenschaften: Anthropologie, Psychologie, Ethik und Soziologie, sowie über die Methodik der einzelnen Unterrichtsfächer; 2. in seminarischen Uebungen, die zur Klärung und Befestigung der erworbnen Kenntnisse, wie zu selbständigen Forschungen zwecks Weiterbildung der pädagogischen Wissenschaften Anregung und Anleitung geben; endlich 3. in praktischen Uebungen im Unterrichten und Erziehen. Als Mitglieder dieses Instituts würden Lehrer zu denken sein, die bereits eine Reihe von Jahren im Schuldienst gestanden und durch Ablegung der Mittelschullehrerprüfung den Beweis geliefert haben, daß sie zu selbständiger wissenschaftlicher Fortbildung befähigt sind. Ferner Theologen, die als Privatlehrer bereits mit Erfolg unterrichtet und das Examen pro ministerio bestanden haben; endlich Philologen, die nach bestandner Staatsprüfung den Wunsch hegen, im niedern Schuldienst Verwendung zu finden. Knoke bezeichnet den Besuch eines solchen Instituts als zweijährig. Da es die

*) Das Göttinger Rektorenseminar im Winter 1895—96 von D. K. Knoke. Berlin, Reuther u. Reichard, 1896. 1,20 Mk.

Aufgabe haben soll, allgemeine wissenschaftliche Bildung und praktische Tüchtigkeit für den Pädagogen zu vermitteln, so muß die spezielle Vorbereitung für ein Examen im Schuldienst den Kursisten überlassen bleiben. Es würde auf diesem Wege die englische Universitätsausdehnungs- und Ansiedlungsbewegung bei uns auf dem Gebiete der Volksschule praktisch gemacht werden. Von welchem Vorteil dies werden könnte, liegt auf der Hand. Knoke zieht bei dieser Gelegenheit einen Bericht herbei, den der große Gelehrte Cuvier im Jahre 1811 dem Kaiser Napoleon I. über das Schulwesen in Norddeutschland einreichte. In ihm heißt es:

Sie [die Deutschen mittleren Standes] studiren mehr, um ihre Kenntnisse zu bereichern, als um sich zu einem einträglichen Berufe vorzubereiten. Die praktische Seite der Wissenschaften ist für sie Nebensache, mit Vorliebe geben sie sich allen denjenigen allgemeinen Forschungen hin, die in das rein geistige Gebiet fallen. Die Philosophie der Dinge, die grundlegenden und metaphysischen Prinzipien gefallen ihnen am meisten. . . . Es ist klar, daß der junge Mann [der nach dieser Methode studirt hat] beim Abgange von der Universität sich bis zu einem gewissen Punkte befähigt finden muß, sich jedem Fache zu widmen, aber daß er noch eine große Arbeit zu bewältigen hat, um in irgend einem besondern Fache mit Geschick thätig sein.

Es würde unverständig sein, wenn von Seiten der seminarischen Lehrerschaft gegen die Schaffung eines derartigen akademischen Instituts Protest erhoben würde, um so unverständiger, als es ja auch ihr zu gute käme. Geradezu unheilvoll aber würde es sein, wenn akademisch Gebildete in Zukunft von dem Dienste der Volksschule sollten zurückgehalten werden. Wir sind überzeugt, daß dies prinzipiell überall, auch auf Seiten der seminarischen Lehrerschaft anerkannt wird. Der Widerspruch, der sich gegen die Knokeschen Bestrebungen erhoben hat, richtet sich auch weniger gegen die in Obigem geschilderte Idee, als vielmehr gegen den bescheidnen, unvollkommnen Anfang, den der Göttinger Professor mit der Errichtung seines Rektorenseminars gemacht hat. Ob er da ganz das Richtige getroffen hat, muß allerdings bezweifelt werden.

Da er sich darüber nicht täuschen konnte, daß die Einrichtung eines Instituts, wie es ihm vor der Seele schwebt, vorläufig an einer preußischen Universität kaum zu erreichen sei, so wünschte er einen Versuch in bescheidnen Grenzen zu machen. Er forderte zum Eintritt in sein projektirtes Seminar nur Theologen auf, die beide theologische Prüfungen ordnungsmäßig absolvirt hatten und in der Lage waren, sich eine Zeit lang ausschließlich mit pädagogischen Studien zu beschäftigen. Er beschränkte den Kursus auf ein Semester und legte den Schwerpunkt in die seminarischen Arbeiten der Mitglieder. Der Kultusminister, der sich den fraglichen Bestrebungen gegenüber nicht ungünstig aussprach, hatte es ihm zunächst überlassen, seine Ziele lediglich auf privatem Wege anzustreben. Hierdurch entstand nun aber der Schein, daß dieses „Rektorenseminar" lediglich dazu dienen solle, die gegenwärtig überflüssigen Theologen so rasch wie möglich auf die Rektoratsprüfung vorzubereiten, damit ihnen in der Zeit, da sie auf eine Anstellung im Kirchendienst nicht rechnen könnten, eine Unterkunft im Schuldienste gewährt würde. Hatte man in Lehrer-Kreisen es schon dem Kultusminister verdacht, daß er durch die Verfügung vom 5. Mai 1893 die pro ministerio geprüften Kandidaten der Theologie von der Mittelschullehrerprüfung dispensirt und zur Rektoratsprüfung zugelassen hatte, so meinte man nun, daß die Errichtung des Rektorenseminars die Fortsetzung auf dieser Bahn sei.

Der Schein war um so stärker, als in dem Göttinger Rektorenseminar zunächst nur Theologen zugelassen wurden (im Wintersemester 1895/96 haben neun den Kursus absolvirt), wobei es wenig verschlug, daß Knoke betonte, er habe kein theologisches Rektorenseminar eröffnet; er hoffe, daß in Zukunft auch Volksschullehrer an dem Kursus teilnehmen würden. Aber dann hätte dieser Anfang, mit dem Knoke in seinen gewiß vortrefflichen Bestrebungen zuerst praktisch vorging, anders organisirt werden müssen, als es thatsächlich geschah. Auch, daß er so die Mißstände, die sich in der Lokalschulinspektion von Seiten der Geistlichen, die der pädagogischen Aufgabe nicht genügend gewachsen sind, geltend machen, allmählich einigermaßen zu beseitigen hofft, kann diesen Fehler nicht entschuldigen. Daß die Lehrerwelt diese Lokalschulinspektion als

entbehrlich betrachtet, ist bei den heutigen Zuständen nicht maßgebend. Sie besteht gegenwärtig noch, dem Pfarrer wird sie übertragen. Es kann aber nicht bestritten werden, daß der sechswöchige Seminarkursus, den er als Kandidat absolvirte, ihn zur Uebernahme der Schulinspektion nicht befähigt. Noch weniger giebt die Prüfung in der Schulkunde, der er sich im zweiten theologischen Examen zu unterziehen hat, die Garantie genügender Vorbildung für das Amt eines Schulinspektors. Man versteht daher, daß Knoke sein Rektorenseminar bei den faktisch bestehenden Mißständen zunächst den Theologen zu gute kommen ließ. Aber man begreift auch, daß in weiten Kreisen dadurch die Meinung hervorgerufen wurde, es solle den Theologen in dem gegenwärtigen Augenblick die Möglichkeit verschafft werden, im Schuldienst unterzukommen, solange ihnen das kirchliche Amt noch nicht zur Verfügung stehe. Man sagte, der seminarische Lehrer bereitet sich selbst auf das Rektorenexamen vor, wenn er es zu absolviren unternimmt, der akademische Theologe aber soll in einem halben Jahre dazu von Andern angeleitet werden(!). So wenig dies zutraf, so begreift man doch, daß diese Ansicht sich nicht abweisen ließ. Professor Knoke selbst gelang es nicht auf der Provinzialversammlung der hanoverschen Lehrer in Göttingen ihre Opposition zu überwinden. Hier liegt der Fehler in dem Vorgehen des Göttinger Professors. Er hätte seinem Unternehmen eine breitere, seinen eignen Prinzipien entsprechendere Basis geben sollen; dann hätte der Widerstreit dagegen nicht so weite Ausdehnung gefunden. Denn darin stimmen wir ganz mit Professor Knoke überein — und wir denken, diese Meinung sollte nicht bestritten werden —, man kann sich darüber nur freuen, wenn in akademisch gebildeten Lehrern sich ein für die Weiterentwicklung der Volksschule heilsames Element in sie einfügt. Am wenigsten soll man es als „ein Eindringen Fremder" bezeichnen, wenn akademisch gebildete Männer auf einem andern Wege als dem der Seminarbildung ihren Eintritt in den Dienst der Volksschule suchen.

Wir schließen mit der Bemerkung, daß im kommenden Wintersemester 1896/97 der frühere Kursus des Rektorenseminars in unveränderter Weise wiederholt wird. Teichmann

---

Ein neuer evangelisch-sozialer Standpunkt

Pfarrer E. Schall in Bahrdorf ist ein ausgesprochner Christlich-Sozialer. Aber er ist als solcher stets seine eignen, selbständigen und einsamen Wege gegangen. Eine Zeit lang schien es, als suchte er Richtung bei der Sozialdemokratie; dann wieder hatte es den Anschein, als wolle er sich auf die Seite der „Jungen" schlagen; und neuerlich glaubten manche, daß er mit Stöker, mit dem ihn ein sogenanntes positives Christentum von vornherein verbindet, dieselben christlich-sozialen Anschauungen teile. Die von ihm vor wenigen Monaten erschienene Broschüre: Die babylonische Gefangenschaft der protestantischen Kirche in Deutschland (Leipzig, 1896 R. Werther) erweist aber auch diese Ansicht als irrig und zeigt den Verfasser in seiner alten Selbständigkeit.

Die Schrift, 127 Seiten an Umfang, zerfällt in vier Teile: in eine Einleitung, in der in Anknüpfung an Luthers gleichnamige Schrift in schärfsten Worten mit Geist, Kraft und selbständigem Urteil folgende Sätze ausgeführt werden:

Die protestantische Kirche sinkt herab zu einer Staatsanstalt, die vornehmlich der Politik zu dienen hat. . . . Die höchsten Kirchenbehörden als Konsistorien sind büreaukratische Kirchenverwaltungen geworden. . . . Die Bildungsstätten der Kirche werden lediglich nur durch das Staatsinteresse geleitet und haben für das Interesse der Kirche keinen Raum. . . . Die Freiheit der Geistlichen und ihre staatsbürgerlichen Rechte laufen in der Staatskirche Gefahr, werden bedroht und gehn verloren. . . In der Staatskirche gehn die Freiheiten der Gemeinde verloren. . . . In der evangelischen Kirche sind die eigentlichen reformatorischen Grundgedanken erstorben.

In einem zweiten Abschnitt erfährt der bekannte Erlaß des preußischen Oberkirchenrats über die soziale Wirksamkeit der Geistlichen eine Kritik, die an rücksichtsloser Schärfe die in diesem Blatte geübte noch übertrifft und von Satire strotzt, im übrigen ihr vielfach gleicht, — wir haben darum keinen

Grund, sie hier genauer zu skizziren. Ein dritter Abschnitt behandelt die protestantische Kirche und die politischen Parteien, insonderheit Konservative und Christlich-Soziale, ein vierter Staat und Kirche mit besondrer Beziehung auf das Herzogtum Braunschweig, das Vaterland des Verfassers. Der vierte Teil ist die praktische Konsequenz der drei erstern, vor allem aber des dritten, der nach unsrer Meinung das interessanteste Stück der ganzen Broschüre bildet und geradezu einen neuen evangelisch-sozialen Standpunkt, eben den Schalls, enthüllt.

Nachdem er zunächst auf den Unterschied zwischen dem katholischen Klerus und der protestantischen Geistlichkeit in Bezug auf deren Beteiligung an der Politik hingewiesen, nachdem er sodann die absolute Gleichgiltigkeit oder Feindschaft aller ausgesprochen nichtkatholischen politischen Parteien mit Ausnahme der Konservativen und Christlich-Sozialen festgestellt hat, führt er aus, daß diese beiden, gerade weil sie auch in der Politik christlich zu sein versuchen, sich eines grundlegenden und verhängnisvollen Fehlers schuldig machen. Denn, sagt er, sie vermischen Politik und Religion, die Aufgaben des Staats und der Kirche. Aufgabe des Staats und aller seiner Politik ist nach ihm einzig und allein, Recht und Gerechtigkeit zu schützen und zu fördern; Aufgabe der Kirche und des Christentums, die Seligkeit der Seele und die Sittlichkeit der Menschen zu schaffen und zu lehren. Grundlage des Staats ist allein das Gesetz, Grundlage der Kirche das Evangelium. Beide haben nichts mit einander zu schaffen. Daß die Konservativen und die bisherigen Christlich-Sozialen beide haben in Verbindung bringen wollen, ist ihr Irrtum, die Konservativen, indem sie mehr das Staatsgesetz zum religiösen Evangelium, die Christlich-Sozialen, indem sie mehr das Evangelium Christi zu Gesetzen prägen wollten. Und was schlägt er nun, auf Grund dieser von uns nicht durchaus anerkennbaren Ausführungen, als Zukunftsaufgabe vor?

Zunächst ist es die Aufgabe aller wahrhaft christlichen Patrioten, nach allen ihren Kräften Sorge zu tragen, daß in der Politik die unselige Verquickung von Reich Gottes und Reich der Welt aufhöre, daß man abtrete von der Schwärmerei, diese Welt nach christlicher Ordnung regieren zu wollen. Die Reiche der Welt haben ihre eignen Ordnungen, und diese sind Recht und Gerechtigkeit auf einer allgemeinen Grundlage, nämlich den von Gott gegebnen zehn Gebote, die das Urrecht sind. Die Christen haben Sorge zu tragen, *nicht* daß diese Welt nach christlicher Ordnung geleitet werde, *sondern* daß die christliche Ordnung innerhalb der *Kirche* durch die weltliche Ordnung nur nicht gestört werde. *So habe ich den christlichen Sozialismus von Anfang an aufgefaßt, und deshalb sehe ich als erstes und vornehmstes Ziel der ganzen Arbeit an, daß die protestantische Kirche aus den Banden des Staats sich frei mache.*

Das heißt mit andern Worten: christlich-soziale Arbeit ist Arbeit für die Kirche, der politische Kampf für ihre Befreiung aus dem Staatskirchentum und dem Summepiskopat, und die wahre, einzig richtige christliche-soziale Partei ist *ein Evangelisches Zentrum!* Das ist in der That ein ganz neuer evangelisch-sozialer Standpunkt, den kaum einer jemals schon eingenommen hat. 1878 hat man ihn Stöcker zwar untergeschoben, aber durchaus fälschlich und unter seinem eignem Protest.

Aber so neu er ist, so falsch scheint er uns zu sein. Der christliche, nationale, monarchische Sozialismus der Vergangenheit, Gegenwart und erst recht der Zukunft ist allein verständlich als Reaktionserscheinung gegen den materialistischen, internationalen, demokratischen Sozialismus der Sozialdemokratie. Seine ausschließliche Aufgabe lag und liegt in Zukunft immer klarer darin, jenen einseitigen sozialdemokratischen Sozialismus zu ergänzen, zu vertiefen, abzuschleifen, bis auch in ihm das Christentum als gleichberechtigte Weltanschauung und Lebenskraft für die, die es mögen, anerkannt und geachtet wird, bis der Internationalismus in seiner Relativität erkannt, dafür das nationale Moment als unerläßlicher Ausgangspunkt aller Reformen zugestanden ist, und bis schließlich diese sozialen Reformen zu Gunsten aller unverschuldet notleidenden Klassen, zur Emanzipirung des Arbeiterstandes, und zäh und gründlich, schrittweise und umsichtig durchgeführt, als Hauptsache, als das eigentliche Wesen des wahren, wirksamen, segen- und sieghaften Sozialismus anerkannt werden. Dann hat der christliche Sozialismus seine Aufgabe erfüllt und wird sterben wie der materialistische, sein heute ihm feindlicher Bruder.

Dann wird zugleich auch erreicht sein, was Schall erstrebt und was mit ihm jeder aufrichtige Christ wünschen muß Dann ist die Möglichkeit erneuert, daß in allen Parteien, wenigstens in den zukunftskräftigsten, Christen sind und hoffentlich als Christen im Geiste christlicher Sittlichkeit Recht und Gerechtigkeit schaffen und fördern helfen, ohne die Sache des Evangeliums, die allerdings eine freie, weil durchaus persönliche ist, damit zu vermischen. Die Trennung von Staat und Kirche, die wohl über kurz und lang in der That zu einer Notwendigkeit wird, herbeizuführen, muß jedoch andern Kräften und Mitteln überlassen werden; der sich eben zur Klarheit ihrer Ziele immer mehr durchringenden christlich- oder evangelisch-sozialen Bewegung aber darf sie nun und nimmermehr aufgebürdet werden Sie würde unter dieser neuen, völlig andern Bürde zusammenbrechen.

Göhre

Briefe einer Köchin

Wahrheit oder Dichtung?

Unter dem Titel „Vermächtnis eines armen Mädchens, Lebensroman einer Bergmannstochter“ *) sind unlängst, in einem stattlichen Bande von mehr als 400 enggedruckten Seiten vereinigt, eine Reihe von Briefen und Zuschriften erschienen, die nach Angabe des Herausgebers ein armes Dienstmädchen an ihren Verlobten, einen Volksschullehrer, gerichtet hat.

Der erste Brief datirt vom 13. September 1883, den letzten hat Marie Müller am 8. November 1891 auf ihrem Sterbebett geschrieben. Was sie während dieser Zeit, von ihrem neunzehnten bis zu ihrem achtundzwanzigsten Jahre nach innen und außen erlebt hat, bildet den Kern der Briefe, die „soweit sie damit das Unmittelbare des Daseins aufbewahren,“ einen lehrreichen Beitrag zur sozialen Frage liefern. Wenn Marie über das einsame Leben in dem Grubenbezirk des Rheinlandes berichtet, wo ihr Vater als Bergmann arbeitet, wenn sie die Eltern und Brüder in ihrer Eigenart schildert, wenn sie der goldnen Schulzeit gedenkt, die der allezeit Wissensdurstigen noch in spätern Jahren als Paradies vorschwebt oder Freude und Leid des eignen Herzens erklingen läßt, so bekommen wir den Eindruck eines klugen, warmherzigen Geschöpfes mit schönen Naturanlagen, das sich unter glücklichen Sternen zu einer freien, bewußten Persönlichkeit hätte entwickeln können. Aber Licht und Luft fehlen der jungen Pflanze. Es ist tragisch zu verfolgen, wie sich im Kampfe ums Dasein Mariens Kräfte allmählich verzehren, wie sich die Klagen über ihre schwache Gesundheit wie ein roter Faden durch die Briefe ziehen, um allmählich in Todessehnsucht auszuklingen. In den verschiedensten Häusern als Kindermädchen, Köchin, Wirtschafterin thätig, blüht ihr überall das gleiche Los: sie wird aus Berechnung oder Gedankenlosigkeit ausgenutzt und überbürdet: „Ich passe schlecht zu einem Dienstmädchen, bin viel zu sehr besorgt, daß ich niemand beleidige oder gar Schaden zufüge, auch zu willig und viel zu sehr unterthänig.“ Die Schilderungen ihrer Herrschaften sind selten schmeichelhaft, machen aber einen durchaus glaubwürdigen Eindruck. Obgleich sie sich selbst empfindlich und erregbar nennt, weiß sie sich doch in den meisten Fällen ihren guten Humor und ein reichliches Maß innerer Zufriedenheit zu wahren. Vereinzelt nur sind Aeußerungen der Bitterkeit: „Charakter darf man als dienender Geist nicht haben, man ist selten mehr als ein notdürftig verpflegter, willenloser weißer Sklave!“ oder „Heute habe ich meiner Gnädigen auch mal meine Meinung gesagt, betreffs Verschließens der Nähmaschine. Das ist nachgerade gemein. Für mich nähe ich gewiß keinen Stich darauf! Bis zehn Uhr abends für die Frau nähen, das kann ich; doch sowie sie fortgeht, alles Mögliche doppelt und dreifach zu verschließen, ist mir unerhört. Welche Gesinnungslumpigkeit verrät nicht solche Handlungsweise; unmöglich kanns ein ordentliches Mädchen von Ehrgefühl bei einer solchen Herrschaft lange aushalten!“

Inmitten aller harten, aufreibenden Arbeit, die Marie

*) *Vermächtnis eines armen Mädchens*, Lebensroman einer Bergmannstochter von Ernst Volksmann. Leipzig, Verlag von Carl Güttich, 1895. Preis geb. 3,75 Mk. (442 S.)

von morgens früh bis abends spät auf den Beinen hält, streben ihre Gedanken einem Lichtpunkte zu, dem Briefwechsel mit dem Freunde, den sie einem glücklichen Zufall verdankt: auf die Heiratsannonce einer ihrer Freundinnen waren eine Reihe Anerbietungen eingelaufen, unter ihnen ein Brief Ernst Treugolds, dessen „anheimelnder Ton“ Maries leicht bewegliche Phantasie so lebhaft beschäftigte, daß sie den völlig unbekannten Lehrer um die Anknüpfung einer Korrespondenz bat; das treibende Motiv dabei ist der Wunsch nach Bildung; sie ist erfreut über seine „wissenschaftlichen Briefe,“ bekennt ihm, daß sie „keine langen, rührenden Ergüsse will, nur gern etwas Belehrung über Dinge, die ich noch nicht weiß“ ... „Ich sehne mich nach Ruhe und Beschäftigung des Geistes; bin ja jetzt die reine Prosa, ich kann nichts lesen, mich nicht mit irgend etwas beschäftigen, was ich gern thue .... Gewiß interessiren mich große Männer, und lese und höre ich gern von ihnen.“

Der Freund läßt sie nicht darben; er gönnt ihr einen vollen Anteil an seinen eignen Interessen und Bestrebungen; er schickt ihr Lektüre in bunter Auswahl: Hüblers Hauswesen, Ammons Mutterpflichten (!), Blüten und Perlen deutscher Dichtung, Humboldts Briefe an eine Freundin, Modernen Bildungsschwindel von Christensen u. a. m. In seinem Wunsch, sie zu bilden und aufzuklären, geht er reichlich weit; man vermag eine Mißempfindung nicht zu unterdrücken, wenn man hört, wie er sie veranlaßt, sich über die intimsten Dinge zu äußern, die heikelsten Fragen zu berühren, eine Empfindung, die sich in dem Grade verstärkt, als man Mariens inneres Widerstreben diesen Zumutungen gegenüber herausfühlt. So gesteht sie ihm nach einer persönlichen Begegnung, daß sie durch den Gedanken an all das, was sie brieflich berührt hätten, um ihre Unbefangenheit gekommen sei, und schreibt ihm einmal über eine Büchersendung zu Weihnachten: „Mir wollte es scheinen, als ob du gerade Bücher ausgewählt, die ich nicht gut lesen kann; es mag ja alles recht gut gemeint sein, Scherr muß alles beim rechten Namen nennen; nur berührt es mich peinlich.“ Trotzdem bleibt ihr der Briefwechsel eine Quelle innerster Befriedigung. Aus der dankbaren Verehrung, die sie dem „geistig überlegnen Freunde zollt,“ war leise und unmerklich eine stetig wachsende Liebe geworden, der sie warmen Ausdruck zu leihen weiß: „Will dich immer recht lieb haben, — ach, ich kann dich doch nicht mehr lieben, als ich es schon thue! Will auch deine Frau werden, wenn du mich willst! Will dich pflegen und küssen, will dir folgen wie ein gutes Kind! Sei du mir immer gut, dann bin ich zufrieden und glücklich!“ Warmherzig nimmt sie teil an seinen Erlebnissen: „O, niemals, lieber Ernst, könnte ich glauben, daß dich eine Schuld an deiner jetzigen Lebenslage treffen könnte; ich traure nur, daß die eiserne Hand des Schicksals sich so fest auf deine Schultern legt.“ Dazwischen fehlt es nicht an Mißverständnissen und Eifersüchteleien, immer aber ist sie es, die einlenkt und um Verziehung bittet; in ihrer Bescheidenheit hält sie sich nicht für gut genug, seine Frau zu werden. Keinen Augenblick zögert sie, dem Freunde die beschränkte Lebenslage ihrer Eltern zu entdecken. In einem Anflug von Resignation, der, charakteristisch genug, immer wiederkehrt, will sie jedem Lebensglück entsagen und Diakonissin werden. Freilich das Herz würde es ihr abdrücken: „Ewig würd ich trauern um das verlorne Lieb; glaubst du nicht, daß ich nicht wüßte, daß es alsdann mit meinem Lebensglück vorbei wäre, daß ich nimmermehr den Frieden des Herzens fände, daß alles nur erkünstelte Ruhe sein würde?“ Sie sinnt und sorgt, wie sie dem Erwählten Freude machen kann; als sie ihn in Geldverlegenheit ahnt, schickt sie ihm ohne Besinnen einen Teil ihrer Ersparnisse mit der Bitte, der Sendung niemals in seinen Briefen zu gedenken. Die übersandten Bücher liest sie abends im Bett, ob ihr auch die Augen vor Müdigkeit zufallen wollen; dabei regt sie eifrig die Finger, dem Freunde Weihnachtsstrümpfe zu stricken. — Was sie in langen, arbeitsreichen, leidensvollen Jahren mit allen Fasern ihres liebebedürftigen Herzens erstrebt, eine Vereinigung mit dem Geliebten sollte ihr nicht zu teil werden: die arme Marie erlag achtundzwanzigjährig der Schwindsucht, deren Keim sie schon lange in sich trug.

Das Vermächtnis ihrer Briefe würde uns ganz anders rühren und beschäftigen, wenn sich nicht immer wieder ein Zweifel über die Echtheit dieser Dokumente erheben wollte. Sollten sie wirklich in der Form, wie sie vorliegen, geschrieben sein? Der Gedanke an die überarbeitende Hand des Herausgebers drängt sich immer von neuem auf, zumal in Bezug auf die Beilagen. Sollte wirklich ein Mädchen, die von ihrem fünfzehnten Jahre an hart zufassen muß, die dauernd über ihre arbeitsreichen besetzten Tage klagt, imstande sein, seitenlange Betrachtungen über abstrakte Dinge, über Erziehung, Religion, Politik, soziale Fragen zu schreiben? Mögen sie noch so sehr jedes originellen Gedankens entbehren und in jedem Wort die Seichtheit völliger Halbbildung zur Schau tragen, so zeigen sie doch eine Formgewandtheit und vor allem eine Belesenheit, wie sie einem Mädchen aus Mariens Kreisen nicht zuzutrauen ist. Die Volksschule in Ehren! Was sie an Wissensquantum, noch mehr aber an Anregung für ferneres Streben begabten Kindern mitzugeben vermag, pflegt oft unterschätzt zu werden; darum überrascht es nicht, wenn Marie mit Dichtern wie Schiller, Bürger, Chamisso, Lenau vertraut ist, wenn ihr Lieder von Scherenberg und Gerok in trüben Tagen ein Trost sind. Wie aber kommt sie dazu, Spinoza, Emerson, Carlyle, St. Beuve, Burke, Diderot, Stuart Mill zu zitiren? Mag sie dank guter Veranlagung und lebhafter Strebsamkeit wirklich fähig sein, die Diätetik der Seele von Feuchtersleben und die Humboldtschen Briefe an eine Freundin zu lesen, so erklärt diese Aufnahmefähigkeit doch noch nicht die Thatsache, daß sie, um nur einiges hervorzuheben, im Juni 1888 folgende Betrachtung über die Zeiterlebnisse anstellt:

Kaiser Friedrich tot. Nur neunundneunzig Tage währte die Regierung des edlen Dulders auf dem Kaiserthron, durch seine Leiden eines der unglücklichsten Fürsten der Geschichte. Seine Worte: Lerne leiden, ohne zu klagen! mögen uns in trüben Tagen jederzeit über unser Schicksal erheben und an die Nichtigkeit aller Erdengröße gemahnen!... Das soziale Programm Kaiser Friedrichs können wir dahin zusammenfassen: Milderung der schroffen Klassengegensätze, Verständnis für die gemütlichen Ansprüche der Nebenmenschen, persönliches Nähertreten der Arbeitgeber und Arbeitnehmer, dies waren ihm die Hauptmittel, um die Härten des Erwerbslebens auszugleichen. Er hoffte von der innern Befreiung und Emporhebung der Menschen auch ihre Befreiung von äußerer Not.

Ueber den Kanzlerwechsel im Jahre 1890 schreibt sie:

Jedermann hat wohl geglaubt, daß Fürst Bismarck bis ans Lebensende Reichskanzler bleiben würde, und nun diese Ueberraschung! Im Grunde genommen hat sich Fürst Bismarck nie als geborner Junker verleugnen können; er war immer mehr rückschrittlich als fortschrittlich gesinnt und hat für das eigentliche Volk stets wenig Herz gehabt, und wenn er hin und wieder ein Fortschrittsmäntelchen umzuhängen beliebte, so saß es doch unbequem, war es nichts als ein kleiner Maskenscherz für den neugierigen deutschen Michel! Man mag die Verdienste des Fürsten Bismarck noch so hoch anschlagen, ihnen stehn nicht minder bedeutende Unterlassungssünden gegenüber! Den deutschen Lehrern kann seine Person und Entlassungsgeschichte ziemlich gleichgiltig sein; denn nie hat ein großer Mann weniger für den Lehrerstand, die Schule und die Volksbildung gethan!

Im Januar 1891 bemerkt sie:

Ich bin neugierig, wie sich die Regierung zu den Beschlüssen des Magdeburger Lehrertages stellen wird. . . . Die Lehrer sind einmal die Aschenbrödel des Staates. . . . Der ganze Zuschnitt unsers preußisch-deutschen Reichslebens ist ein militärisch-polizistischer. Alles ist bei uns auf Drill, Dressur, Disziplin, Unterordnung, Ueberwachung, offizielle Schablone gestellt. Volksbildung ist Volksbefreiung im weitesten Sinne des Wortes, sagt Diesterweg und giebt damit gleichzeitig den Grund an, weshalb das Volk nicht gebildet werden soll.

Diese Beispiele ließen sich um viele vermehren. Daß sie durch den Verkehr mit dem Freunde Interesse an der Schule gewonnen, ist begreiflich; dennoch befremdet es den Leser von ihr zu hören:

Möge man doch in den maßgebenden Kreisen recht bald zu der Ueberzeugung gelangen, daß Religiosität nicht Gedächtnissache, sondern Gemütssache ist, daß das Gemütsleben und somit das echt religiöse Fühlen aber durch Mißhandlung des Gedächtnisses im Religionsunterricht mit Gewalt ertötet wird und keine guten Früchte bringen kann. Möchte man dafür sorgen, daß der Religionsunterricht Lehrern und Schülern eine Lust sein muß, daß Religionsstunden Weihestunden sein können und keine Strafstunden sein müssen.

Wenn der Herausgeber in seiner schwülstigen Vorrede vorliegende Briefe „einfach-natürliche“ nennt, so paßt diese Be-

zeichnung am wenigsten. Die ihnen anhaftende Phrasenhaftigkeit und Unnatur berühren nicht minder peinlich wie die Indiskretion, die der Verfasser bei der Herausgabe der Blätter bewiesen hat. Hätte die Ehebruchsgeschichte von Mariens Mutter nicht gestrichen, die Namen der Herrschaften nicht verschwiegen werden können? Spricht Marie nicht wiederholt die Bitte aus, bestimmte Briefe zu vernichten? Noch eine Frage bewegt den aufmerksamen Leser: Marie Müller zitirt gern die durchaus mittelmäßigen Verse eines Fritz Treugold, sollte er ein Verwandter des Herausgebers sein? Dann wäre die Parteilichkeit, mit der er in einer Anmerkung für diese „formvollendeten Gedichte" eintritt, erklärlich. — Jedenfalls hat er in dem vorliegenden Buch viel weniger seiner armen verstorbnen Braut ein Denkmal gesetzt, als sich selbst. Es bleibe dahingestellt, ob er ihre ursprünglichen Briefe als Gefäß benutzt hat, um alles hineinzugießen, was an politischen, religiösen, sozialen Forderungen sein gepreßtes Herz belastet, oder ob diese Briefe so sehr unter seinem Einfluß geschrieben sind, daß sie nur ein Echo seiner selbst darstellen. Thatsache ist, daß diese Blätter viel weniger die geistige Welt der Bergmannstochter als ihres Freundes offenbaren.

M Lisco

The Mighty Atom

von M. Corelli.*)

„Die beiden Welten," so lautete eine Erzählung unsrer Schriftstellerin, die bereits in Nr. 9 dieses Jahrganges der Christlichen Welt einer eingehenden Besprechung unterzogen ist. Wer hier ähnliche Zusammenhänge wie dort, Okkultismus und dergleichen in Verbindung mit der Religion, betrachtet zu finden fürchtet — der Titel „Das mächtige Atom" könnte dazu Veranlassung geben — wird sich angenehm enttäuscht fühlen. Ein Lehrroman ist auch dieser; aber seine Tendenz ist anmutend. Sie ist aufs deutlichste in dem Motto ausgedrückt, das ungefähr lautet: „Wer eine Erziehung ohne Religion für richtig ansieht und den Kindern den Glauben an einen Gott der Weisheit und Liebe vorenthält, macht sich eines größern Verbrechens schuldig als ein Mörder."

Die Erzählung führt uns nicht auf den Schauplatz großer Ereignisse. In schlichtem Gewande werden uns die Erlebnisse eines kaum elfjährigen Knaben vorgeführt. Aber diese sind fesselnd dargestellt, ergreifend, ja bis zu physischem Schmerz aufregend. Diese seine Erlebnisse sind Leiden, seelische Leiden, hervorgerufen durch den innern Kampf um Gewißheit, durch ein Hin- und Hertasten zwischen dem „mächtigen Atom" und dem lebendigen Gott. Das Kind ringt wie ein Held; allein der Kampf ist zu schwer. Seine Kräfte ermatten; immer einsamer und freudloser muß es seinen Weg gehen. So zehrt sich das junge Leben auf und sucht den einzigen, ihm möglich erscheinenden Ausweg zu beglückender Klarheit — den Tod.

„Aber das ist unwahr," sagt man, „zum mindesten unnatürlich, daß ein Kind mit solchen Fragen ringt". Wir wollen nicht verschweigen, daß auch uns die Grenzen kindlichen Verständnisses nicht immer innegehalten zu sein scheinen. Oft genug vergißt die Verfasserin, daß es ein Kind ist, das sie urteilen und schließen läßt; trotzdem ist es ihrer Kunst gelungen, uns die innere Entwicklung des Kindes im wesentlichen glaubhaft und natürlich erscheinen zu lassen.

Des Knaben Herz sehnt sich stürmisch nach Liebe und Zärtlichkeit; aber er findet kein Verständnis, am allerwenigsten da, wo man es erwarten dürfte. Sein Vater ist kalt pedantisch, bewegt allein von dem brennenden Ehrgeiz, aus seinem Sohne einen Gelehrten ersten Ranges zu erziehen; dazu ist er ein starrer Gottesleugner und jeden pädagogischen Taktes bar. Seinen feinfühligen Sohn straft er durch Stubenarrest und Entziehung von Nahrung. Und die Mutter? Nun sie ist eines jener schwachen Wesen, die keinen Halt in sich haben. Pflichtgefühl, Mutterliebe — alles geht unter in dem Verlangen, sich dem despotischen Gatten zu entziehen und — wenn auch nur auf ein Jahr — den schäumenden Becher eitler Lebenslust und Lebensfreuden an die Lippen zu setzen. So läßt sie sich von dem Hausfreund, den sie in seiner Charakterlosigkeit klar durchschaut und verachtet, entführen. Kein Sonnenstrahl der Liebe erhellt des Kindes Schulzimmer; fast jeder seiner Lehrer will Ehre mit seiner Methode in seinem Lieblingsfach bei dem begabten Schüler einlegen, und so wird von früh bis spät gelernt. Dazu hat er nicht Bruder, nicht Schwester, nicht Freunde. Kindliche Lust und Fröhlichkeit darf sich nicht regen. So ist sein Leben traurig, ermüdend, schwer, und der Knabe zieht sich scheu in sich zurück.

Bisweilen scheint es wohl, als wollte ihm ein besseres Geschick lächeln. In seinem jungen schottischen Hauslehrer findet er einen warmen Freund mit liebevollem Verständnis für alles, was ihn bewegt, von ihm hört er mit voller Ueberzeugung von dem persönlichen Gott sprechen. Der Freund wird um seines Glaubens willen entlassen. „Halbbarbaren" kann man in dem „aufgeklärten Hause" nicht gebrauchen. — An den Totengräber des Ortes möchte sich der Knabe gern anschließen; die treuherzig schlichte Art des frommen Mannes hat ihm so wohl gethan. Der Vater untersagt den weitern Umgang mit dem „rohen Volk." Zu Jessamine, der sechsjährigen Tochter des Friedhofwächters, faßt er eine innig kindliche, romantische Zuneigung; der Tod entreißt ihm die liebliche Spielgefährtin. Da will auch er sterben.

Wie er sich immer tiefer in ein Netz von Problemen verstrickt, zeigt uns die Verfasserin in ausgezeichneter Weise. Der Boden für diese Entwicklung ist gegeben. Von Natur schon neigt der Knabe zum Nachdenken; sein freudloses Leben, der schwächliche Körper, das mit Wissen aller Art überladne Gehirn machen ihn weit über sein Alter hinaus reif, ja die Ueberreizung seiner Nerven läßt ihn zeitweise schärfer sehen als Vater und Lehrer. In den ihm vorgetragnen atheistischen Anschauungen meint er Lücken zu erkennen. Während man zu ihm von den neuesten naturwissenschaftlichen Forschungen über die Weltentstehung spricht, fragt der Knabe: „Wo ist jetzt das mächtige Atom, dem alles seine Entstehung verdankt, und woher kam es?" Noch mehr erschüttern und ängstigen ihn die Berührungen, die er mit christlichen Persönlichkeiten hat. Man hat ihm gesagt, daß der Mensch keine Seele besäße, — und sein geliebter Lehrer äußerte: „Wir haben eine unsterbliche Seele, ein bewußtes, individuelles Selbst, das mit göttlichem Odem und dem Streben nach Heiligung begabt ist; wir haben eine Seele, die an Gottes Absichten teil hat und wachsen muß in Schönheit, Kraft, Liebe und Reinheit." Der Totengräber verstärkt den Eindruck dieser Worte. Er erzählt von einer achtzigjährigen Frau im Dorfe, für die er gerade das letzte Kämmerlein bereitet. Ihre Seele hätte jedermann gespürt. Sie wäre sichtbar gewesen in treuer Arbeit trotz der Gebrechlichkeit des Alters, in Dankbarkeit, in Aufopferung gegen Freunde, in Zufriedenheit bei viel Sorge, viel Krankheit und Not des Lebens, in jedem Blick, in jedem Wort. Nun hätte sie ihr irdisches Kleid abgelegt, um droben von Gott ein andres unvergängliches Gewand zu erhalten. — Gebete sind ihm als der Rest alten Aberglaubens dargestellt, nur möglich noch für die ungebildete Masse des Volkes, und der Knabe erinnert sich doch der Gebete seines Freundes.

Durch eignes Nachdenken werden diese Zweifel an der Lehre seines Vaters verstärkt. Er findet Widerspruch in Wort und That. Der Mensch soll ein Nichts im Weltall bedeuten, nach seinem Tode soll nichts als wertloser Staub von ihm bleiben, und trotzdem so viel Sorge ums eigne Ich, so viel mühevolles Lernen, so viel Ehrgeiz, so viel Stolz. Warum das? Ist das Leben lebenswert, wenn es ein Spielball des bloßen Zufalls, „des mächtigen Atoms" ist? In all dem Schwanken und Grübeln, aus dem niemand den Ausweg zeigen kann, verschärft sich bei dem Knaben der Todesgedanke. Klarheit, Wahrheit, volles Verständnis wohnen nur beim Atom — oder bei Gott; zu lösen vermag er diesen Zwiespalt nicht, und so scheidet er, auf den Lippen das rührende Gebet seiner kleinen Freundin:

*) The Mighty Atom by Marie Corelli. Forty-Ninth Thousand. London. Hutchinson and Co. 1896.

Gentle Jesus, meek and mild,
Look upon a little child,
Pity my simplicitie
And suffer me to come to Thee!*)

Innerlich bewegt, legt man das Buch beiseite. Es ist so anders als leider viele Sachen auf dem heutigen Büchermarkt. Diesem Eindruck gegenüber verschwinden die Schwächen in der Zeichnung des Kindes und seiner Eltern; man verspürt innern Gewinn. Daß ein Kind nicht durch einseitige Verstandespflege erzogen werden kann, ist zum Greifen deutlich gemacht. Gemüt und Phantasie verlangen gebieterisch ihre Rechte; auch die Körperpflege darf nicht um der geistigen Ausbildung willen vernachlässigt werden. — Im Zusammenhang mit der Würdigung des Gemütes bei der Erziehung steht die Betrachtung der Religion. Mit Recht wird der bloßen verstandesmäßigen Erklärung des Weltzusammenhanges immer wieder entgegengehalten, daß sie dem Herzen nicht genüge, weil sie dem Leben keinen bleibenden Zweck und keinen wahren Wert zu geben vermag.

Wer innern Frieden, wahres Glück in den wechselvollen Tagen des Lebens ergreifen und wahren will, der suche treulich von Tag zu Tag mehr nach Gemeinschaft mit dem persönlichen, lebendigen Gott, dem Urquell und Ende unsers Daseins, und wer seinen Kindern „die wahre Grundlage edlen Lebens“ sichern will, der schweige von dem „mächtigen Atom“ und rede von dem Gott der Liebe. E. Titius

---

Die Freunde der Christlichen Welt in Eisenach

Nur zaghaft gehe ich daran, unsern Lesern ein Wort über die Zusammenkunft von „Freunden der Christlichen Welt“ zu sagen, die am 5. und 6. d. M. in Eisenach stattfand. Leichter habe ichs zwar immerhin als unser Chronist, der in der „Chronik der christlichen Welt“ einen eigentlichen Bericht geben soll und unmöglich mit seinem Auszuge aus der Fülle des Gebotenen allen Ansprüchen wird gerecht werden können. Ich sehe mir eine andre Aufgabe gestellt, nämlich ein kurzes Wort über den Charakter unsrer Zusammenkunft zu sagen.

Diese jüngste Versammlung wäre in ihrer Zusammensetzung und ihrem Verlauf nicht möglich gewesen, wenn nicht eine Reihe vertraulicher Zusammenkünfte vorangegangen wäre. Das Verlangen darnach mag früher schon hier und da vorhanden gewesen sein, allgemeiner und sofort mit äußerster Lebhaftigkeit empfunden wurde es erst im Jahre 1892, als der Fall Schrempf jenes folgenreiche Votum Harnacks veranlaßte und den Kreis der näheren Freunde und Mitarbeiter unsers Blattes vor eine besonders verantwortliche Situation stellte. Wir hatten damals keinerlei organisirten Zusammenhang, und wir haben ihn heute noch nicht. Aber wie damals Männer sehr verschiedner Geistesrichtung sich in der „Eisenacher Erklärung“ zu gemeinsamer Aktion zusammenschlossen, so ist seitdem die innere Fühlung in diesem Kreise erhalten geblieben, ja sie hat sich vertieft und auf manchen, der früher ferne stand, ihre Anziehungskraft ausgeübt.

Es liegt nahe zu meinen, daß die von Anfang an vorhandne Geistesgemeinschaft die der Ritschlschen Schule gewesen sei. Und wer am 5. und 6. Oktober zum ersten male unsrer Vereinigung beiwohnte, konnte in solcher Meinung vollends bestärkt werden durch die wiederholte dankbare Auszeichnung Ritschls, neben und über dem nur noch Schleiermacher genannt wurde. Wer aber an sämtlichen Zusammenkünften teilgenommen hat, der weiß, daß dieser Ehrenkranz zum Andenken Ritschls nicht zum wenigsten eine Reaktion dagegen war, daß die bisherigen Verhandlungen ganz wesentlich einen Kampf um die notwendige Korrektur Ritschls bedeutet hatten. Selbstverständlich haben die Eisenacher Zusammenkünfte an dem Andenken und der Arbeit Ritschls ein gut Teil ihres innern Halts, ebenso wie die Christliche Welt mit dem, was sie von Anfang war

*) Liebster Jesus, zart und lind,
Schau hier auf ein kleines Kind,
Seine Einfalt rühre Dich,
Nimm es zu Dir gnädiglich!

und nun geworden ist, unter der Wirkung dieses Theologen steht. Aber so sehr man irrt, wenn man hinter der „Ritschlschen Schule“ irgend eine Organisation vermutet, so wenig ahnt man in den Kreisen der Fernerstehenden das Maß innerer Freiheit, das in dem Eisenacher Kreise jeglicher Tradition, insbesondre aber auch der Schultradition gegenüber behauptet wird. Zuweilen trat auf den frühern Zusammenkünften der Widerspruch der Meinungen sachlich so stark hervor, daß es schien, als sei da kein Zusammenhalten möglich; immer überwanden doch die anziehenden die abstoßenden Kräfte. Diesmal wird jeder Teilnehmer, der nicht an der Oberfläche haften blieb, die einheitliche Grundstimmung empfunden haben, die durch das Ganze hindurchging. Und das war nicht die Wirkung der relativen Oeffentlichkeit, die etwa den Korpsgeist geweckt hätte, sondern die Folge der persönlichen Achtung und Fühlung, die in den bisherigen Auseinandersetzungen gewonnen war. Die beschränkte Oeffentlichkeit erhielt unserm Austausch das ganze Maß von Vertraulichkeit, das uns ihn bis dahin so wertvoll gemacht hatte, und es brachte uns den Besuch zahlreicher Freunde und Gäste, die eine diskrete Einladung wie sonst niemals erreicht hätte. Die gefundne Form hat sich so glücklich bewährt, daß wir voraussichtlich an ihr festhalten werden.

Die Präsenzliste wies 114 Namen auf, darunter 40 von solchen, die schon früher an unsern Zusammenkünften teilgenommen hatten. Vorträge hielten die Professoren Kaftan und Harnack. Kaftan über das Verhältnis des evangelischen Glaubens zur Logoslehre. Er mutete mit seiner scharfsinnigen gewichtigen Gedankenentwicklung den Zuhörern ernstes theologisches Können und Verständnis zu; der Vortrag wird an der richtigen Stelle, in der Gottschickschen Zeitschrift für Theologie und Kirche, veröffentlicht werden. Die Debatte war ebenso reich und lebendig wie der Vortrag. Harnacks Rede mußte jeden Gebildeten fesseln. Ich hoffe, der Redner findet die Muße, sie für unser Blatt niederzuschreiben. Eine Fülle orientirender Gesichtspunkte klärte uns Blick und Urteil für die gegenwärtige Lage des Protestantismus. Die Debatte brachte die wertvollsten Ergänzungen. Es sprachen an diesem zweiten Tage 13, am ersten Tage 15 Redner. Von Länge war dennoch bei diesen Versammlungen nichts zu spüren, da alle Formalien völlig fehlten. Der zwischen liegende Abend war durch ein noch zwangloseres Beisammensein ausgefüllt, wobei allein die Haltung der Christlichen Welt in verschiednen Stücken einer Besprechung unterworfen wurde.

Hätte einer unsrer kirchlichen Gegner unsern Verhandlungen beigewohnt, so würde er vielleicht erschrocken sein über diese oder jene radikale Aeußerung, er würde vielleicht viele der ausgesprochnen Absichten mißbilligen, aber er würde sich bei einiger Aufrichtigkeit dem Eindruck nicht haben entziehen können, daß nichts andres als Glaube, christlich-evangelischer Glaube diesen Kreis von Männern trägt und treibt. Gesetzt unsre Theologie wäre falsch, unsre Fähigkeit den christlichen Erkenntnisbesitz zu formuliren minimal, uns fehlte in wichtigsten Punkten die Einigkeit, so würde doch unsre Wirklichkeit sich ihm in Eisenach viel besser vorgeführt haben, als unser Ruf ist. Und vielleicht wäre ihm besonders aufgefallen, wie wenig kirchenpolitisch wir interessirt sind, wie die Fragen, an denen unser Herz hängt, denen unsre Arbeit gilt, Religionsfragen sind, Herzens- und Gewissensfragen: auf die suchen wir Antwort um unsres eignen Heils wie um der Gemeinde willen. Und zwar thun wir das nicht als solche, die im Finstern tappen, weil sie sich auf die eigne Kraft und Vernunft verlassen, sondern wir wandern im Lichte Jesu Christi, und wer das Ohr dafür hatte, dem ist in unsern Verhandlungen manch helles freudiges Zeugnis von Ihm und seiner Erlösung begegnet.

Eine einzige kirchenpolitische Erwägung haben wir bei der Veranstaltung dieser jüngsten Eisenacher Zusammenkunft in ihrer beschränkten Oeffentlichkeit allerdings gehabt. Kirchenregimenter, Synoden und Gemeindeglieder sollen wissen, daß wir existiren. Wir wollen nichts weiter, als ein jeder in unserm Amt unsers Glaubens leben und nach dem Maße der Erkenntnis, das uns Gott gegeben hat, unsrer Kirche dienen. Wir wollen niemanden vergewaltigen, jede aggressive Tendenz liegt uns fern: aber wir

werden auch uns nicht majorisiren oder exkommuniziren lassen. Und so suchen wir in unsern Versammlungen den Halt, den die Gemeinschaft bietet — als an welche unser Herr Christus selbst seine besondre Gegenwart geknüpft hat —, und bieten diesen Halt jedem, der in den gegenwärtigen Zeitläuften seiner bedarf.

Ein kurzer Zeitungsbericht, den einer unsrer Freunde zu übernehmen die Freundlichkeit hatte, ohne daß ihm deswegen offizielle Giltigkeit zukäme, hat inzwischen dem Reichsboten Anlaß gegeben, seinen Bannfluch gegen uns zu schleudern. Ich bekomme soeben das Blatt in die Hand, da ich diese Zeilen schließe. Wenn ich dem Herrn Pastor Engel doch einen Begriff geben könnte von der Seelenruhe, mit der ich diese maßlosen Anschuldigungen lese, die so herzlich gegenstandslos sind! Glaubt denn Herr Pastor Engel wirklich, daß das Bild, das er sich von uns macht, mehr ist als eine Schöpfung seiner Phantasie? Wir werden ihn das nächste mal persönlich einladen müssen. Denn um unsrer Kirche willen ist wirklich zu wünschen, daß ihre Glieder, wenn sie in mancherlei Stücken Gegner sind, von einander die Wahrheit reden und denken. Und ein Blatt wie der Reichsbote darf von der Gewissenhaftigkeit, mit der es die Menschen und Dinge zu behandeln hat, den Professor Harnack und unsre Eisenacher Zusammenkunft nicht ausnehmen.

Immerhin werden sich unsre Freunde nach diesem Ausbruch darauf gefaßt machen müssen, daß eine Sintflut von Unbill und Unverstand über sie hereinbricht. Auch die Kreuzzeitung sekundirt bereits. Die Provinzialsynoden stehen vor der Thür, es gilt diesen Blättern jeden Vorteil auszunutzen zur Erhöhung der kirchlichen Machtstellung ihrer Richtung. Daher die Ungeduld und Heftigkeit des Vorstoßes. Fünfzehn Zeilen Auszug aus einem wissenschaftlichen Vortrag sind dem Reichsboten genug, das Ungeheuerlichste herauszulesen. So trübe die Quellen, so trübe die Wasser, die sich ergießen. Dauern kann einen nur der Leserkreis in der Gemeinde, der das alles verdauen muß.

Was verlangt man eigentlich von uns? Das Liebste wäre dem Reichsboten offenbar, wenn wir von der seidnen Schnur, die er für uns gedreht hat, Gebrauch machten. Aber das können wir wirklich nicht.

Was wir aber können, ist dies: den Zorn unsrer Brüder ohne Bitterkeit über uns ergehen lassen. Denn es ist wahr, sie haben an uns viel zu tragen, gleichwie wir an ihnen. Ob wir aber gute Christen sind, das muß sich doch letztlich in der Praxis zeigen. Da bin ich denn gewiß, daß keinerlei Unbill uns die „Stimmung" rauben wird, von der in Eisenach so viel die Rede war, jene Stimmung des Herzens, die etwas ganz andres ist als eine vorübergehende ästhetische Stimmung: die stete Richtung des Willens auf Gott dank unserm Herrn Jesus Christus. R

Verschiedenes

(Zum Verständnis des Apostolats im Neuen Testament) von Erich Haupt. Halle a. S., Max Niemeyer, 1896. 154 S. 3 Mk.

Wie wichtig es ist, angesichts der grundverschiednen Auffassungen des Apostolats und angesichts des in gewissen Gegenden Deutschlands überhandnehmenden Irvingianismus Klarheit zu erlangen über das Amt der Apostel, das wird niemand leugnen. Da aber die Frage bei dem notorisch flüssigen Gebrauch des Wortes Apostel in und nach neutestamentlicher Zeit sehr schwierig ist, so ist es mit Dank zu begrüßen, daß ein Berufner einen bedeutenden Beitrag zur Lösung geliefert hat. Seine Resultate gipfeln darin, daß der Apostolat kein Amt im rechtlichen Sinne, sondern nur ein Charisma, eine besondre (frei gegebne) Gnadengabe gewesen sei, und zwar das Charisma der Kirchengründung (nicht der Gründung der Einzelgemeinden); unter Charisma wird dabei nichts verstanden als die „vom Geist Gottes ergriffne Individualität." Haupt hat sonach Fühlung mit dem Sohmschen Satze, daß es in der apostolischen Zeit überhaupt noch keine rechtlichen Formen gegeben habe, daß also keine Schranken des Rechts und besondrer Berufung eine freie Thätigkeit gehemmt hätten. In wie weit das richtig ist, ist doch noch sehr die Frage. Rezensent hält wenigstens den Beweis, daß z. B. in der wichtigen Stelle Mark. 3, 14. f. Jesus an keine besondre Amtseinsetzung gedacht habe, nicht für gelungen. Auch sonst wird nicht jeder allem beistimmen, was Haupt entwickelt. So scheint Paulus zu sehr als bloßer Heidenmissionar betrachtet zu sein, während unsers Erachtens die Mission an seinem Volke ihm doch die Hauptsache blieb und der Schlüssel für sein großes Interesse an der Heidenmission in Röm. 11, 25 zu suchen ist. Der dritte Teil der Schrift, der den Begriff „Apostel" untersucht, scheint uns vielfach das wieder aufzubauen, was der erste niederreißt; denn Charisma und Amt, im innersten Sinne verstanden, dürfen in Wahrheit gar nicht so sehr auseinander gerissen werden, ja sie fallen im Grunde zusammen. Doch enthält die Schrift eine Reihe feiner exegetischer Bemerkungen und zeichnet sich, was besonders betont werden muß, aus durch eine wohlthuende Vorsicht in kritischen Operationen. Es ist manches wieder zu Ehren gekommen, was früher leichtsinnig beiseite geworfen war. So ist der Taufbefehl Matth. 28 für Haupt eine historische Thatsache, die Erscheinung Jesu vor Damaskus Thoren eine überweltliche und wirkliche (die Ausführung S. 75 ff. ist sehr schön); die Berufungsgeschichten der Jünger scheinen sich zu widersprechen, der Widerspruch gilt aber für Haupt als gehoben durch die einfache und natürliche Annahme, daß man zwischen erster Anknüpfung und eigentlicher Berufung in engre Gemeinschaft unterscheiden muß. Die auch neuerdings arg mißhandelte Apostelgeschichte wird gebührend gewürdigt, für das Johannesevangelium tritt eine zarte Pietät und hohe Achtung hervor, und selbst über den zweiten Petrusbrief ist wieder ein freundliches Wort (S. 141) gefallen. Die von empörender Willkür strotzenden Ausführungen von Seufert werden behandelt, wie sie es verdienen. Das alles scheint unsers Erachtens ein Hauptvorzug der interessanten Schrift zu sein, deren eingehendes Studium jedem zu empfehlen ist, der für die Bibelfragen Interesse hat. A N

(Pastorallehren aus den Paulinischen Briefen) hat P. Knodt (Gotha, Schlößmann, 1894. 133 S.) veröffentlicht, und zunächst einen ersten Teil aus dem Römerbrief, den beiden Korintherbriefen und dem Galaterbrief. Wesentliche neue Gedanken bringt das Büchlein kaum. In kurzer, schlichter, fragmentarischer Weise wird an einzelnen Stellen der Briefe zwanglos eine oder die andre, für das geistliche Amt wichtige Gedankenreihe angeknüpft, zuweilen in einer gewissen Dürftigkeit und nicht ohne Wiederholungen. Die inhaltsreichen Werke von Rieger, Klaus Harms, A. H. Francke, Spener, Heinrich Müller werden mehrfach zitirt und in ihrer ganzen Art nachgeahmt. Die ersten Seiten sind schwerfälliger, in der Sprache Kanaans geschrieben, doch auch wieder modern. Die jetzt beliebte Wendung „voll und ganz" findet sich recht oft. Daneben aber wird von einem „gesalbten" Diener des Wortes geredet und gefragt: „Umgeben dich die Gebete treuer Christen wie die feurigen Rosse und Wagen dort bei Dothan? . . . Was damals (2. Mos. 17) Aaron und Hur für den Knecht Gottes waren, sollen deine gläubigen Gemeindeglieder für dich sein." Doch ist sonst die Sprache einfach und kernig; nur einmal findet sich eine geistreiche Spielerei (S. 23): „Das ist schlimm, wenn unsre Passion ganz wo anders liegt als in der Passion Jesu." Zuweilen kommen Uebertreibungen vor, zuweilen auch eine sehr allgemein gehaltne und wenig störende Polemik gegen die moderne Theologie. Mehrfach wird vom „Geistlichen" geredet, wo nach der Schrift jeder rechte Christ in Betracht käme. Dazwischen treten immer wieder zeitgemäße, gesunde und gute Gedanken auf. „Wenn die hohen Worte mehr aus unsern Predigten schwänden und der Einfalt wichen, würde mehr Tiefe in dieselben kommen." „Nicht dämmernde Betrachtungen im Spruchstil, nicht ästhetisch geputzte Kunstreden, nicht Redeblumenausstellungen, nicht Phrasen, nicht Moralbetrachtungen sollen auf der Kanzel zum Vorschein kommen, sondern einfache Worte göttlicher Wahrheit." „Auf der einen Seite werden schon die Kinder zu sehr mit der starken Speise der Sünden- und Gnadenpredigt gespeist und dadurch frühreif gemacht und für ein sittlich ernstes Leben abgestumpft, auf der andern Seite läßt man die Erwachsenen immer mit derselben Speise vorlieb nehmen, die sie schon im Anfang ihres Christenstandes genossen haben." „Wir Theologen müssen vor allen Dingen nach innerer Konzentration, nach Sammlung trachten." „Was nützt es, nach außen hin zu glänzen und wie ein Meteor da und dort auf Festen zu leuchten, wenn du in deiner Gemeinde, in deinem dir befohlnen Amte untreu bist?" „Was uns fehlt, ist nicht Macht, sondern Kraft, nicht äußere Herrlichkeit, sondern inneres Leben, nicht Menschenehre, sondern Ehre, die von Gott kommt. Geisterfüllte Persönlichkeiten, Männer des Glaubens, Männer des Gebets sind stärkere Kirchensäulen als imponirende Kirchenfürsten mit prunkenden Titeln und großen Mitteln." „Keine Predigt ist so wirksam als der Wandel der Geistlichen, als sein Vorbild." „Man kann nur dann Seelen weiter führen, wenn man sie da aufsucht, wo sie innerlich stehn, wenn man sich in ihre ganze Anschauungs- und Lebensweise hineinfinden kann." „So wenig ein Krieger heutzutage etwas ausrichten würde, wenn er in dem mittelalterlichen Eisenpanzer kämpfen wollte, so wenig richtet ein Theologe etwas aus, wenn er die Geistesrichtungen unsrer Zeit nicht kennte, sondern in der Waffenrüstung früherer theologischer Systeme einhergehen wollte." „Es giebt so engherzige Seelsorger, in deren Herzen nur die Seelen Raum finden, die den gerade ihnen geläufigen Dialekt der Sprache Kanaans reden. Das ist nicht recht." „Die Seelen müssen ihre innern Freiheitskriege durchkämpfen, sonst bleiben sie gebunden; und jede Predigt soll ihnen dazu Waffen liefern, statt Blumen und Kränze." — Man sieht, das Büchlein bietet manches Anregende. Ich wünschte, derartige Schriften würden auch von Laien gelesen; ich glaube nicht, daß es sie langweilen würde. Ganz besonders aber möchte ich hier wieder erinnern an Beechers „Vorträge über das Predigtamt"*) und an Härings Schrift „Unsre persönliche Stellung zum geistlichen Beruf."**) W B

*) Berlin, Berggold, 1874.

**) Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1893.

Quittung

Für Armenien (die mit * versehenen Gaben insbesondre für die armenischen Waisen): 100 Mk. von N N, Berlin*; 61,50 aus dem Kirchspiel Usseln in Waldeck, 2. Rate; 50 v L, Clodra; 45 durch Sch, Lesse; 43,50 Sammlung beim Gustav-Adolf-Fest in Wildungen*; 40 durch F R, Goslar; 31,75 aus der Parochie Eichberg in Posen; 30 v. d K, Hannover*; 21 aus der Gemeinde Cues-Bernkastel an der Mosel; je 20 vom Gustav-Adolf-Verein in Dahme i. d. Mark; G R, Essen*; je 10 von H W, Oranienburg*; aus dem Pfarrvikariat Krampkewitz in Pommern*; je 5 von A F, Chemnitz; von den Kindern des zweiten Mädchenhorts in Chemnitz*; je 3 von Sch, Dalkau; O R, Bonn; D Sch, Frankfurt a. M.; 2,50 von B, Domslau.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 42 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt
in Frankfurt am Main und Umgegend

treffen sich bis auf weiteres **an jedem ersten Montag im Monat nachmittags 4—6 Uhr** in Frankfurt a. M., **Rosenau**, Reuterweg 8. Frauen sind willkommen. 2. November: Besprechung der Eisenacher Verhandlungen.

Mit herzlichem Dank bestätige ich den Empfang folgender Gaben, soweit zu ermitteln aus dem Leserkreis der Christlichen Welt, für die Witwe und die fünf Waisen des vom Blitz erschlagnen Tagelöhners meiner Gemeinde: B in V und B in S (Württemberg) 20 Mk.; Sp, Straßburg 20; N N, Landsberg a. W. 3; W, Jena 20; N N, Godesberg 3; Dr. Th, Berlin 1; Frau Dr. E St, Waldbroel 5; Dr. E F, Freiburg i. B. 10,05; Postst. München 3; N N, Prenzlau 2; X Y Z, Plön 5; Fr, Schneeberg 5,05; zwei Schwestern, Berlin 2.

Pfarrer Lic A. Deißmann, Herborn, Bezirk Wiesbaden

Theologisches Antiquariat
Kataloge kostenfrei
Ankauf einzelner Werke und ganzer Bibliotheken
Hugo Rothers Buchhandlung (Martin Warneck)
Berlin W. 9, Linkstr. 4

Erheblich vermehrt hat sich nach den Angaben der letzten Volkszählung in Berlin die Zahl der Haushaltungen mit **Schlafleuten.** Der Magistrat selbst giebt zu, daß sich die Wohnungsverhältnisse der Schlafleute sehr verschlechtert haben. Sollte man da nicht Abhilfe schaffen können? Ein Anfang ist ja gemacht durch die Gesellenheime der Aktiengesellschaft für Volksspeisehallen (Neue Schönhauserstraße 13), des evangelischen Vereins (SW, Oranienstraße 105) und des ostdeutschen Jünglingsbundes (C, Sophienstraße19); aber das ist alles noch zu wenig. Allerdings hat jetzt wieder der Jünglingsbund sein Heim um vier Betten vergrößert. Er plant auch, in andern Stadtgegenden ähnliche Einrichtungen zu treffen. Leider stehen ihm die nötigen Geldmittel nicht so schnell zur Verfügung. Seine Bestrebungen nach dieser Seite hin finden noch zu wenig Unterstützung. Dabei ist erwiesen, daß nur die Einrichtungskosten zu decken sind, in der Folge kann sich ein solches Heim selbst erhalten. Sollten sich nicht noch barmherzige Leute finden lassen, die hier durch ihre Gaben helfend eingreifen? Zu wünschen wäre es den Bestrebungen des ostdeutschen Jünglingsbundes (Geschäftsstelle: C, Sophienstraße 19), der immer wieder auf dieses dunkle Kapitel im Berliner sozialen Leben hinweist. Schließlich wird man doch wirksame Abhilfe zu schaffen beginnen.

Soeben erschien:
Georg Stosch
Pastor am Elisabeth-Krankenhaus zu Berlin
Im fernen Indien
Eindrücke und Erfahrungen im Dienste der lutherischen Mission unter den Tamulen
Preis 2,80 Mk.; eleg. geb. 3.60 Mk.
Berlin W. 9, Linkstr. 4 — Martin Warneck, Verlagsbuchhdlg.

Soeben erschien im Verlag von Eugen Strien in Halle a. S.:
Spanien und das Evangelium
Ergebnisse einer neunmonatigen Studienreise von
Fr. G. J. Grape
Mit neun Bildern nach photogr. Aufnahmen des Verfassers
Preis 6 Mk.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig
Hefte zur Christlichen Welt
Kürzlich ist erschienen:
Nr. 23. **Bibelwort und Gotteswort.** Von Evangelicus. Preis 40 Pfg.
Nr. 24. **Die altkirchl. Christologie und der evangel. Heilsglaube.** Von P. Lobstein. Preis 40 Pfg.

Junge Mädchen finden Ausbildg. i. Haushalt, i. Sprachen, Litteratur u. Handarbeit. Zimmer für Erholungsbedürftige. Schöne Gegend, gesunde Lage.
Frau verw. Oberpfarrer **Naumann**, geb. **Ahlfeld**, und Töchter
Schwarzenberg i. Erzgeb. (K. Sachsen)

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162.**

Sammlung
für
Joh. Seb. Bachs Grabdenkmal
in der Johanniskirche zu Leipzig

Seitdem am Anfange dieses Jahres der Aufruf zu dieser Sammlung ausgegangen ist, sind bis jetzt erfreulicherweise etwa 15000 Mark eingegangen, darunter auch Gaben deutscher Fürsten. Um aber einen würdigen monumentalen Schmuck über dem Grabe Joh. Seb. Bachs, wenn auch in einfacher, schlichter Gestalt nach den Intentionen des Bildhauers C. Seffner zu beschaffen, bedarf es mindestens der doppelten Summe. Darf gerade mit diesem Denkmal gezögert werden, nachdem Bachs Grab so lange verschollen war? Es ist doch ein hochbedeutsames Ereignis, begleitet von einem seltnen gemeinsamen Triumph der Kunst und der Wissenschaft, daß an dem wiedergefundnen Grabe des unsterblichen Meisters der Zoll dankbarer Pietät von seinen zahllosen Schülern und Verehrern aller Stände aus allen Landen niedergelegt werden kann. Vor allem gilt den deutschen Musikern: Ehret euren alten Meister! An die große Menge von Musikvereinen, voran die Bach-Vereine, ergeht der Aufruf: Sammelt jetzt, wo die Zeit der Konzerte wieder beginnt, für Bachs Grabdenkmal! In der ganzen evangelischen Kirche sollte man sich der Stunde freuen, wo eine große, alte Schuld abgetragen und dem größten Meister der protestantischen Kirchenmusik ein Grabmal gesetzt werden kann.

Sammelstellen in Leipzig sind die Firmen: Gaudig & Blum, Brühl 34, Sieler & Vogel, Thalstraße 6, Breitkopf & Härtel, Nürnberger Straße 36/38. Auch der Verlag von Fr. Wilh. Grunow ist gern bereit, eingehende Gaben zu übermitteln.

Leipzig, im Oktober 1896

Pastor Tramschel,
Vorsitzender des Bach-Komitees

Verlag von Georg Wigand in Leipzig
Das
evangelisch-lutherische Kirchenwesen
der
sächsischen Oberlausitz
von
Dr. phil. **Ernst Katzer**, Pastor primarius zu Löbau i. S.
33 Bogen gr. 8°. Geheftet 9 Mk.

Kasualreden
In Verbindung mit evangelisch-lutherischen Geistlichen
herausgegeben von
B. Weichelt, Diakonus an der Marienkirche in Zwickau
Hiervon ist soeben ausgegeben Bd. IV:
Ich bin die Auferstehung und das Leben
Grabreden,
gesammelt und herausgegeben von
B. Weichelt, Diakonus an der Marienkirche in Zwickau
12 Bogen gr. 8°, geheftet 3 Mk.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine Beilage: Ein Prospekt von der Kellerei des Wolfer Waisenheims in Wolf a. d. Mosel

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 43 Leipzig, den 22. Oktober **1896**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Glossen zur Bergpredigt: 4. Positive Gerechtigkeit, nicht negative Rechtschaffenheit — Zur gegenwärtigen Lage des Christentums: 5. Ist das genuine Christentum in unsrer Zeit möglich? 6. Die Predigt der Gegenwart — Der dritte Internationale Psychologische Kongreß — Armenien und Europa — Die Amtsniederlegung des Pfarrer Lepsius — Warum haben das Rührstück und die Tugendkomödie ihre Anziehungskraft für unser Geschlecht verloren?: Erste Hälfte — Verschiedenes: Die innere Mission und die männliche Jugend; Die Hamburger Nachrichten; Aus dem Lande der Gegensätze — Quittung — Anzeigen

Glossen zur Bergpredigt

4. Positive Gerechtigkeit, nicht negative Rechtschaffenheit

Diese Ueberschrift finde ich gar nicht schön; aber wie soll man es kurz ausdrücken, worauf es ankommt? Und es kommt viel darauf an.

Jesus, da er uns eine bessere Gerechtigkeit lehrt, muß uns vor allen Dingen losmachen von jener negativen Rechtschaffenheit, mit der sich die meisten Leute begnügen, und in der die Pharisäer Meister waren. „Mir kann niemand etwas nachsagen" — „Ich habe niemals mit dem Gericht zu thun gehabt" — „Ich habe niemandem etwas zu leide gethan" — so rechtfertigen sich unsre rechtschaffnen Leute bis in die Sterbestunde hinein. Und wer wollte leugnen, daß diese Rechtschaffenheit, die mit keinem Strafgesetz in Berührung kommt, etwas ganz Respektables ist? Aber Jesus befreit uns von dieser äußerlich gesetzlichen Art, unsre Gerechtigkeit in der Beachtung von allerhand Verboten zu suchen. Er pflanzt eine positive Gerechtigkeit in unser Herz, die nicht mehr spricht: „Das darf ich nicht," sondern: „Das will ich."

Das Verbot: „Du sollst nicht töten," übersetzt Jesus seinen Jüngern zunächst in das andre: „Du sollst gegen deinen Bruder nicht zürnen." Auch so klingts noch recht negativ, sodaß ein Jünger Jesu alle Ursache zu haben scheint, sich alle Tage und Stunden ängstlich zu hüten: Daß ich nur nicht eine Zornesregung in mir aufkommen lasse gegen meinen Bruder! Aber Jesus macht es ja an zwei Beispielen deutlich, wie er das meint. Matth. 5, 23—25.

Wenn du im Begriff bist zu opfern, und es fällt dir eben noch ein, daß dein Bruder etwas wider dich hat, so laß das Opfern anstehn und eile dich zuvor mit deinem Bruder zu versöhnen, und alsdann komm und opfere. Und wenn du mit jemandem einen Prozeß hast, und die Sache ist wirklich zweifelhaft zwischen euch, vergleiche dich mit ihm, poche nicht auf den Schein des Rechts, der für dich spricht: der Richter könnte zu deinen Ungunsten entscheiden, dann mußt du in den Schuldturm, und es geschieht dir Recht damit.

Um bei dem letzten Beispiel zuerst zu verweilen, so ist es ja zweifelhaft, ob Jesus es in diesem Zusammenhange gesagt hat. Nimmt man es, wie es wörtlich lautet, so gehört es vielmehr in eine spätere Gedankenreihe, Matth. 5, 38—48. Dort redet Jesus ausdrücklich davon, wie ein Christ sich verhalten soll gegenüber grober Unbill und Feindschaft. Hier handelt er von der Gesinnung, die man dem Bruder schuldig ist.

Und auch ein Bruder kann wohl den andern vor den Richter ziehen. Die meisten Prozesse, heißt es, werden zwischen Verwandten geführt. Das ist begreiflich, denn wie groß ist gerade zwischen ihnen die Reibungsfläche. Aber doch muß die rechte verwandtschaftliche Liebe in allen den möglichen Konflikten triumphiren.

So in der Jüngergemeinde Jesu. Wie vieles werden sie gemein haben! Wie innig, wie reich an den mannichfachsten Pflichten und Beziehungen wird ihr Zusammenleben sein! Wie leicht wird einer dem andern etwas schuldig werden! Und du sollst nichts schuldig bleiben, auch wenn du schon Ursache haben könntest dich zu weigern und es auf einen Prozeß ankommen zu lassen. Keine Zornesgesinnung, sondern nachgebende Liebe erwartet Jesus von den Seinen, wenn wir möglicherweise einmal zu Unrecht von unserm Bruder in Anspruch genommen werden.

Und versöhnliche Liebe, wenns gar einmal zu einer Verstimmung gekommen ist zwischen ihm und uns. Daß Geschwister sich zuweilen streiten und veruneinigen, ist noch kein Grund, an ihrem guten Herzen, ja an ihrer gegenseitigen Liebe zu zweifeln. So verdammt uns der Vater im Himmel darum noch nicht, wenn es Streit und Meinungsverschiedenheiten giebt zwischen seinen Kindern. Aber keine nachhaltige Uneinigkeit oder gar Feindschaft darf daraus hervorgehen, sondern der Zug der Herzen zu einander, der Grundzug der Einigkeit und Gemeinsamkeit muß so stark sein, daß wir, sobald wir zum Bewußtsein davon kommen, wie der Bruder sich kränkt, eiligst alles thun, ihn zu versöhnen. Und wenns der heiligste Gang wäre, den wir zu thun im Begriff sind, so wichtig wie dem frommen Israeliten sein Opfer im Tempel, er muß zurückstehen hinter der ersten und obersten Pflicht, der Liebespflicht gegen den gekränkten Bruder.

Wenn heute jemand das sagte: Bruderliebe geht über jede andre Pflicht, über Gottesdienst, Bekenntnis, Gebet; sie ist dem Vater der liebste Gottesdienst und das liebste Bekenntnis — er würde des schlimmsten Moralismus beschuldigt werden. Aber Jesus hat es gesagt. Drum darf und soll man es auch weiter sagen. Die Gerechtigkeit, die er von den Seinen verlangt und erwartet, besser als der Schriftgelehrten und Pharisäer, ist die Gesinnung der Liebe, die dem Bruder nicht zürnen kann, sondern nichts Heiligeres kennt, als ihm nachgeben und ihn versöhnen. Solche Liebe ist aber eine gar positive Tugend. Sie braucht nicht ängstlich zu sorgen und aufzupassen, daß sie sich nicht gegen irgend ein Verbot vergehe, sie trägt in sich den Trieb und die Kraft, ohne Unterlaß das rechte Verhalten, die gute That zu erzeugen. Sie ist ein neues Können, ja mehr als das, ein Nichtanderskönnen, für das es Gebote und vollends Verbote nicht mehr bedarf. R

Zur gegenwärtigen Lage des Christentums

5. Ist das genuine Christentum in unsrer Zeit möglich?

Die Frage berührt eigentümlich, aber sie ist nicht zu umgehn.

Was wir als das Wesentliche des genuinen Christentums bestimmten, ist nichts historisch Bedingtes, also keine zeitliche

vorübergehende Besonderheit des persönlichen Lebens, sondern etwas organisch Bedingtes, eine organische Sondererscheinung des Allgemeinmenschlichen. Es ist keine geschichtliche Eigentümlichkeit des persönlichen Daseins, sondern eine Natureigentümlichkeit. Die Frage ist somit nicht historisch, sondern anthropologisch-psychologisch, und sie kann folgerichtig nicht lauten: Ist das genuine Christentum in unsrer Zeit möglich? sondern vielmehr: Ist es überhaupt möglich?

Mit dieser Frage stellen wir also das ursprüngliche, persönliche Christentum, das wir nur auf induktivem Wege durch eine genetische Untersuchung finden und bestimmen konnten, in Frage! Das wäre psychologisch und logisch widersinnig, wenn wir nicht bei der Feststellung seines zureichenden Grundes auf die direkte positive wissenschaftliche Evidenz hätten verzichten müssen. Hier liegt die Berechtigung des methodischen Zweifels, hier auch der Angriffspunkt, auf den er sich richtet.

Ist das genuine Christentum, als der seelische Vorgang, wie wir ihn feststellten, unter den heute bekannten psychologischen Bedingungen unsers geistigen Lebens möglich? Nun, die Unmittelbarkeit des Erlebens, Empfindens, Vorstellens und des instinktiven Triebes ist eine normale Eigentümlichkeit der menschlichen Natur, die um so kräftiger und ausgebreiteter ist, je stärker die Persönlichkeit, je jugendlicher ihre Energie ist. Wir wissen und können beobachten, daß wir auf eingreifende, überwältigende Ereignisse unmittelbar reagiren, ja noch mehr, daß durch starke elementare Katastrophen selbst in den kompliziertesten und reflektirtesten Menschen diese Unmittelbarkeit der inneren Lebensbewegung wieder geweckt werden kann. Je fundamentaler und weittragender ein derartiges Ereignis ist, um so radikaler und umfassender wird die Revolution sein, die es hervorruft. Deshalb ist es psychologisch ganz begreiflich, daß das Erlebnis des lebendigen Gottes, wenn es eintrat, eine völlige Neuverfassung der Persönlichkeit zur Folge haben konnte, ja mußte.

Wenn es eintrat! Das ist die Frage. Ist eine solche persönliche Selbstkundgebung und Offenbarung Gottes an Menschen möglich? Wir fragen nicht, wie sie geschieht, sondern ob sie möglich ist. Mag sie durch die verkündigten Heilsereignisse, als das Handeln Gottes in der Geschichte, oder durch die Persönlichkeiten der Apostel, als die Organe Gottes, oder durch beides erfolgt sein, das ist hier gleichgiltig. Es handelt sich um die Frage: Kann eine wirkliche Selbstoffenbarung Gottes — die es thatsächlich ist und darum den Beweis der Realität in sich trägt und alles das wirkt, was eben nur sie allein wirken kann — an Menschen ergehen?

Daß es von Gott aus möglich ist, darf wohl feststehen. Denn paradoxer als Atheismus ist doch wohl die deistische Annahme, daß Gott jede Möglichkeit genommen sei, in das Welt- und Menschengetriebe einzugreifen. Für den Menschen aber ist doch die Fähigkeit, der direkten Einwirkung Gottes zugänglich zu sein, einmal in seiner Persönlichkeit und dann in dem unmittelbaren Erfassungsvermögen seines Geistes gegeben. Wenn nun noch dazu die psychologische Untersuchung des religiösen Phänomens in der Apostelzeit ergiebt, daß seine Entstehung ohne die Vorbedingung dieses Faktors unbegreiflich, ja unmöglich war, so kann niemand die Thatsächlichkeit transzendenter Vorgänge bei der Genesis des persönlichen Christentums in jener Zeit und die Möglichkeit ihres Eintritts zu aller Zeit leugnen.

Jedenfalls giebt es keinerlei Ergebnis der Wissenschaft, das dem widerspräche. Selbst der lückenlose Kausalzusammenhang alles Seins und Werdens spricht nicht dagegen, wenn er nur nicht tot und mechanisch, sondern lebendig, organisch und mit der Einschränkung, die die Grenzen des menschlichen Erkennens verlangen, gefaßt wird. Unsre moderne Weltanschauung aber ist keine Instanz mehr, sobald sie über die Markirung der wissenschaftlichen Resultate hinausgeht. Ihr mag ein Eingreifen Gottes unbequem, unverständlich, unsinnig sein, das ist bei ihrer atheistischen Bornirtheit nur zu begreiflich. Ein Beweisgrund gegen die Möglichkeit der persönlichen Erfahrung des lebendigen Gottes ist das aber in keiner Weise. Es wäre doch auch gradezu unerhört, wollten wir uns von

der landläufigen modernen Weltanschauung die so absolut farbenblind, idiotisch und unerfahren Gott gegenüber ist, das Verständnis für Gott und die Grenzen seines Wirkens öffnen lassen. Im Gegenteil, sie bedarf, daß wir von dem Boden unsrer Erfahrungen aus ihr das Auge für Gott und die Welt öffnen und ihr damit überhaupt erst die Möglichkeit, es zu einem einheitlichen Weltbegriff zu bringen, geben.

Aber man wird auch im christlichen Lager gegen diesen „übertriebnen Supranaturalismus“ protestiren. Ob das aber nicht ein atheistischer Schlagschatten ist, den die gottlose Weltanschauung unsrer Zeit in die moderne Theologie wirft?! Es kommt einem manchmal so vor, als ob eine eigentümliche Furcht vor Gott eingezogen wäre, und man Angst davor hätte, daß er seinen Begriffssarg verlassen und lebendig werden könnte. Ich verstehe jedenfalls diesen Protest nicht. Denn wenn es überhaupt eine Offenbarung Gottes gegeben hat, ja selbst wenn wir nur annehmen, daß Gott bloß in Christus war, so ist doch zweifellos der Sinn und das Ziel des Lebens und Wirkens Jesu, daß für das neuschöpferische Eingreifen Gottes die Bahn in jedes persönliche Leben gebrochen werden sollte. Freilich wem Offenbarung Gottes nur eine mythologische Vorstellung rein natürlicher Vorgänge ist, der kennt überhaupt keinen Supranaturalismus, der soll aber auch zugestehen, daß das religiöse Phänomen der Apostelzeit eine psychologische Unmöglichkeit war.

Unter diesen Umständen ist es doch gewiß richtiger, einmal anzunehmen, daß wir das genuine Christentum verloren und von einer transzendenten Neubegründung unsrer ganzen Persönlichkeit nichts erlebt haben, statt uns mit der Ausflucht zu beruhigen, das persönliche Christentum sei der apostolischen Zeit nur geschichtlich und nicht wesentlich eigentümlich gewesen, das religiöse Phänomen des Urchristentums werde sich schon anders erklären lassen, und energisches Hereintreten des lebendigen Gottes in das persönliche Leben gebe es nicht. Soviel Ausflüchte, soviel Oberflächlichkeiten. Lassen wir das, denn dazu ist die Zeit zu ernst, die Not zu groß und die Sache zu heilig. Suchen wir lieber das genuine Christentum zu verwirklichen, trachten wir, die Erfahrung des lebendigen Gottes und seine umgestaltende Erneurung an uns zu erleben, dann werden wir uns nicht nur von der Möglichkeit, sondern auch von der Thatsächlichkeit dieses Ereignisses überzeugen. Denn wie überall giebt es auch hier schließlich nur einen Weg zur Gewißheit, und der heißt: Erfahrung.

Aber wie kommen wir dahin? Es steht in keines Menschen Hand, sich den Himmel zu erschließen. Es ist Gottes That, die es uns erleben läßt. Aber es ist sein Wunsch und Wille, daß es geschieht. Die Kundgebung dieses Entschlusses ist Jesus Christus und heißt Evangelium. Aber es verwirklicht sich nur und kann sich nur verwirklichen, wenn die organischen Bedingungen dafür im Menschen vorhanden sind.

Die erste Voraussetzung dazu ist doch wohl die, daß wir aus dem christlichen Traumleben erwachen und nüchtern werden, daß die Heuchelei aufhört und unsre religiöse Verkehrtheit und Verderbtheit an das Licht kommt, daß wir wahr werden Gott gegenüber, uns selbst und andern gegenüber. Wenn das radikal, ganz geschieht, treten ganz von selbst die Situationen und Zustände ein, die der Herr am Anfang der Bergpredigt preist. Das sind die Vorbedingungen, die vorhanden sein müssen.

Ist dann alles von der einen Hoffnung und Erwartung regulirt und durchdrungen, so ergiebt sich ein Leben der Vorbereitung daraus, und das heißt: Nachfolge Christi. Wir gleichen dann den Jüngern, die dem Erlebnis des Reiches Gottes in Kraft entgegengingen, und unser Streben wird dann das ihre sein, in aller Bescheidenheit, in Armutbewußtsein und Heilsverlangen unser Leben gottgemäß zu gestalten, den Willen unsers Herrn zu thun.

In der Fordrung der Nachfolge Christi treffe ich mich mit Johannes Weiß, aber sie ist bei ihm anders gemeint. Er sieht darin die moderne vollgiltige Form des persönlichen Christentums, ich nur die notgedrungne Uebergangsform des religiösen Lebens aus der gegenwärtigen Entartung zum genuinen Christentum, nur den Vorbereitungszustand für die „Neue Kreatur,“ nur das embryonische Leben, das der Widergeburt entgegenreift.

Diese verschiedne Beurteilung der Nachfolge Christi äußert sich notwendigerweise sofort auch in ihrem Verständnis. Gewiß ist jede mechanische Nachahmung Christi abzuweisen, weil es im Christentum nichts Mechanisches giebt. Aber Weiß sucht nun im Gegensatz dazu ein Absolutes in den Worten und in der Persönlichkeit Jesu herauszustellen, das auch für die moderne Zeit und für unser persönliches Leben von bleibender Bedeutung sei. Er muß dies thun, weil ihm die Nachfolge Christi das völlige Christentum ist. In Wahrheit aber ist alles im irdischen Wirken und in der irdischen Persönlichkeit Jesu relativ, in Rücksicht auf den damaligen Zwischen- und Vorbereitungszustand, und in Beziehung zu der kommenden Verwirklichung und Erfüllung. Es ist also nur heilsgeschichtlich zu verstehen und nicht dogmatisch.

Dem gegenüber ergiebt sich uns die Forderung der Nachfolge Christi aus der Gleichartigkeit der Situation und aus ihr auch das aktuelle Verständnis. Auf dem gleichen Erfahrungsboden wird uns der geschichtliche Christus und sein Wirken lebendig. Das helle Verständnis für den lebendigen Gott, das er verbreitete, ist auch in uns aufgeleuchtet, und in dieses Licht tritt unser ganzes Leben. Das brennende Heilsverlangen und die ehrfürchtige Unterwerfung unter Gott sind die beiden beherrschenden Pole der Nachfolge Christi. Daraus folgt ohne weiteres die Selbstverleugnung und Selbstaufgabe, das Untergehen aller Interessen in dem einen Heilsinteresse. Diese der gleichen Situation entsprechenden und entquellenden innern Vorgänge finden dann ganz von selbst bei uns die zeitgemäßen und individuell verschiednen Aeußerungen, wie sie es damals fanden. Sie sind aber wie damals eine vorübergehende Entwicklungsepoche, die der Erfüllung zuführt, sie sind erfüllt von einer Spannung, die ihre Auslösung in etwas Neuem findet.

6. Die Predigt in der Gegenwart

Welche Konsequenzen ergeben sich aus alledem für die Predigt der Gegenwart? Fassen wir sie kurz*) zusammen:

1. In der gegenwärtigen Lage des Christentums ist die Predigt überhaupt nur von sekundärer Bedeutung. Es kommt alles darauf an, daß die Nachfolge Christi in Einzelnen zur That wird. Kreise von schweigend, aber intensiv wartenden Jüngern Christi sind die Voraussetzung der Offenbarung göttlichen Geistes und göttlicher Kraft, wie wir sie brauchen. Alle unsre dogmatischen und homiletischen Erörterungen, alle unsre Bearbeitungen des christlichen Glaubens für die moderne Zeit in Theorie und Praxis haben nur akademischen Wert. Wir suchen ein Neuland, und das erreichen wir nur durch Thaten und Ereignisse des persönlichen Lebens. Nietzsche hat einmal gesagt: „Wenn es in Deutschland nur hundert wirklich Gebildete gäbe, so würden wir eine neue Kultur haben.“ Um wie viel mehr gilt das hier!

2. Worte haben überhaupt nur Wert, wenn eine Persönlichkeit dahinter steht, wenn sie Organe persönlicher Kraftäußerung sind. Was zündet, überzeugt, beunruhigt, sind niemals die Ausführungen an sich, sondern die Persönlichkeit, die durch sie wirkt, deren Zeugnisse sie sind. Infolgedessen kann man gar keine allgemeinen Regeln geben: Das sollst du predigen, und so sollst du predigen. Das wird und muß alles individuell verschieden sein. Es giebt nur eine Forderung: Werde etwas, und dann sage uns, was recht ist. Denn wir wirken nur das, was wir sind.

3. Wenn wir das Neue, nach dem uns verlangt, nur durch persönliches Leben erreichen, und wir nur das wirken, was wir sind, dann wollen wir vor allem aufhören, Theorie zu predigen: Glaubenstheorie und Christentumstheorie, Lehre, Bekenntnis, Dogma und Weltanschauung oder wie man es nennt. Ebensowenig hilft natürlich eine Zeitbetrachtung über die Lage des Christentums und das, was not ist. Die Predigt ist nicht dazu da, um dem Hörer irgendwelche Anschauungen und Ueberzeugungen beizubringen, sondern um Vorgänge in seinem persönlichen Leben anzuregen. Er soll nur das glauben, was er erlebt. Dazu giebt es zwei Mittel und Wege: einmal, daß Gott in Christus und in der Heilsgeschichte, gesehen und vermittelt durch unser religiöses Temperament, vor den Zuhörern lebendig wird und das Verständnis für ihn und die Sehnsucht nach ihm erweckt, und dann: die Bezeugung unsrer persönlichen Erfahrung. Nur muß sie wahrhaftig sein und darf nicht im Widerspruch zu dem unmittelbaren Eindruck unsrer Persönlichkeit im Leben stehen.

4. Für das Verderblichste aber halte ich das, was Weiß als Aufgabe der Predigt vorschwebt, daß sie das persönliche Verhältnis des Christen zu Christus beschreibt, damit in Anlehnung daran religiöses Leben entsteht, daß sie die Christusfrömmigkeit zur Nachempfindung schildert, daß sie in christliche Stimmungen versetzt. Ich habe gefunden, daß nichts für die religiöse Entwicklung so hinderlich ist, wie das genaue Orientirtsein über sämtliche christliche Erfahrungen und Stimmungen und ihre Folgen, wie wir es aus Unterricht und Predigt schon sind, ehe wir nur irgend etwas dergleichen erlebten. Es macht die Unmittelbarkeit und die Urkräftigkeit des Erlebens ganz unmöglich und verleitet unwillkürlich zu Anempfindung und Einbildung, d. h. zur Heuchelei vor uns selbst. Die verwüstenden Folgen dieser Praxis habe ich schon im Eingang dargelegt. Wer mit Entkirchlichten viel zusammenkommt, wird aber auch wissen, daß hier die Quelle des Mißtrauens gegen die Wahrhaftigkeit unsrer religiösen Erlebnisse liegt. Warum denn auch in aller Welt braucht der Fernstehende vorher zu wissen, was er erleben und empfinden wird, wie sein Verhältnis zu Christus sein wird u. s. w. Er wird es schon erleben, wenn es so weit ist, und was er nicht erlebt, das soll er auch nicht empfinden.

5. Die Predigt hat vielmehr die Aufgabe, das Scheinchristentum zu zerstören und dahin zu wirken, daß sich das Wahrheitsgericht in den Einzelnen vollzieht. Das wird und kann sie aber auch nicht durch Darlegung der Verhältnisse erreichen, sondern dadurch, daß der Hörer an dem Zeugnis, das sie bietet, merkt, daß es bei ihm anders, daß es verkehrt steht. Es handelt sich um eine unmittelbare Wirkung der Wahrheit, die den Schein zerstört, nicht um eine Kritik, die den Betroffnen erbost oder die er auf andre bezieht. Eine Selbstkritik soll die Predigt bewirken, ebenso wie ein Selbsterleben und ein Selbsterkennen.

Ich sage nicht, daß wir, wenn so gepredigt wird, eine Wendung in der gegenwärtigen Lage des Christentums erleben werden, ich sage nur, daß mir diese Art und Weise die natur- und zeitgemäße zu sein scheint. Ob wir einen Aufschwung des arg darniederliegenden Reichs Gottes unter uns erleben werden, das hängt davon ab, ob Gott Männer erweckt, die sich ganz in die Nachfolge Christi stellen und einmal Organe seines lebenschaffenden Wirkens werden können.

Johannes Müller

*) Eingehender habe ich meine Anschauungen darüber in meiner Schrift „Die Evangelisation u. s. w.“ dargelegt.

Der dritte Internationale Psychologische Kongreß

Der dritte internationale psychologische Kongreß, der in den Tagen vom 4. bis 7. August hervorragende Forscher des In- und Auslandes in der Metropole des deutschen Südens vereinigte, war von so hoher wissenschaftlicher und praktischer Bedeutung, daß auch die Leser dieses Blattes den Wunsch hegen werden, Näheres über seine Verhandlungen kennen zu lernen.

Ehe ich nun näher darauf eingehe, muß ich eine kurze Uebersicht über die Entwicklung der psychologischen Kongresse im allgemeinen geben.

Ihre Organisation ist zuerst von den Gesellschaften für psychische Forschung, die sich hauptsächlich mit der Theorie und Praxis der hypnotischen und verwandten Erscheinungen beschäftigten, ausgegangen. Dem entsprechend war das Programm der beiden ersten Kongresse, des Kongresses für physiologische Psychologie, der im Jahre 1889 während der Weltausstellung in Paris unter der Leitung des berühmten Physiologen Professor Charles Richet stattfand, und des Kongresses für Experimentalpsychologie im Jahre 1892 unter der Leitung der Professoren Sidgwick und Myers beschränkt. Auch das Programm des internationalen Psychikerkongresses, der im

Jahre 1893 während der Weltausstellung in Chicago stattfand, berücksichtigte besonders diese Forschungszweige. Derselbe ist übrigens in die Reihe der Kongresse nicht eingezählt worden, man hat ihm wohl auch deshalb in akademischen Kreisen weniger Bedeutung beigemessen, weil einzelne Gelehrte über Spiritismus, Hellsehen und ähnliche okkultistische Themata sprachen.

Der dritte Kongreß dagegen hat nun zum erstenmale das ganze Gebiet der Psychologie in Betracht gezogen. Die einzelnen Sektionen waren den Forschungen über die körperlichen Grundlagen des Seelenlebens, der Anatomie und Physiologie der Sinne, der Psychophysik (Sektion I), den Bewußtseinserscheinungen im engeren Sinne, Psychologie des normalen Individuums (Sektion II), der Psychopathologie und kriminellen Psychologie (Sektion III), den Hypnotismus und verwandte Erscheinungen (Sektion IV), der vergleichenden und pädagogischen Psychologie (Sektion V) gewidmet.

In jeder dieser Sektionen wurden ungefähr 35 Vorträge vorgemerkt, von denen zwar manche wieder abgesagt, aber immerhin noch so viele gehalten wurden, daß die Aeußerung des Vorsitzenden des Kongresses, Professor Dr. Stumpf, in seiner Eröffnungsrede über beängstigende Mannichfaltigkeit der Vorträge sehr zutreffend erscheinen mußte. Eine Verminderung wäre jedenfalls den meisten Kongreßteilnehmern sehr erwünscht und einer Vertiefung in einzelne besonders wichtige Materien sehr förderlich gewesen. Man hätte dann jedenfalls auch keinen Grund zu der so störend wirkenden Hast gehabt, die die notwendige Folge der Ueberbürdung und des Wunsches war, das Programm möglichst vollständig zu erledigen.

Die Teilnehmer am Kongresse sollten, da die Sektionssitzungen gleichzeitig gehalten werden mußten, nach Belieben Vorträgen in der einen oder andern Sektion beiwohnen können.

Bei den zahlreichen Abänderungen im Programm erwies sich aber bald eine derartige Abwechslung äußerst schwierig, da man nie im voraus wissen konnte, ob auch wirklich die Reihenfolge der Vorträge eingehalten werden würde. Die Klügeren verharrten deshalb meist resignirt in den Sitzungen ihrer Sektion, um wenigstens in dieser sich keinen wichtigen Vortrag entgehen zu lassen.

Trotz der Mängel in der Organisation ist aber wohl die Wissenschaft durch die gegenseitige Annäherung und den Gedankenaustausch der Forscher auf den einzelnen Gebieten gefördert uud manches Mißverständnis beseitigt, mancher Irrtum berichtigt worden.

Als Kuriosum bei Eröffnung des Kongresses verdient eine unbeabsichtigte Antwort genannt zu werden, die ein vortragender Gelehrter dem bayrischen Kultusminister auf eine wohlgemeinte Mahnung gab.

Letzterer hatte in seiner Begrüßungsrede bemerkt:

Ich hoffe, daß die psychologischen Kongresse dazu beitragen werden, die große Gefahr, die dem öffentlichen Leben der Kulturvölker aus gewissen psychologischen Theorien erwachsen könnte, zu beseitigen, und bin der Ueberzeugung, daß diese Kongresse den alten Glauben an die Verantwortlichkeit des Menschen für seine Handlungen nicht erschüttern, sondern befestigen werden.

Bald darauf hielt Professor Dr. von Liszt (Halle) seinen Vortrag „Ueber die strafrechtliche Zurechnungsfähigkeit." Er erklärte dabei unter anderm, daß das Recht dem Streit um die Willensfreiheit entrückt sein müsse, Zurechnungsfähigkeit aber nur aufgefaßt werden könne als normale (nicht freie) Bestimmbarkeit durch Motive und bedingt sei durch geistige Reife. Die Strafe erscheine deshalb als Motivsetzung, Abschreckung, und wenn er sie auch für den eigentlich unzurechnungsfähigen Gewohnheitsverbrecher festhalte, so wolle er damit vorläufig nur eine Konzession an die gegenwärtig herrschenden, ethischen Werturteile machen. Diese seine Anschauung werde wohl auch die Zustimmung der Psychologen finden. Man kann sich denken, daß durch diese Doktrinen die Sympathien des Kultusministers für die Psychologenkongresse nicht erhöht wurden.

Einzelne wichtige Streitfragen gaben dem Kongresse zu besonders lebhaften Debatten Veranlassung. Der Gegensatz zwischen Psychologie und Physiologie trat insbesondre hervor in einer Debatte nach dem Vortrage des bekannten Hirnanatomen Professor Dr. Flechsig aus Leipzig „Ueber Assoziationszentren des menschlichen Gehirns." Man sprach von „Zuhausebleiben" des Fachmanns auf den einzelnen Gebieten, von ihrer notwendigen Abgrenzung, andrerseits aber auch wieder von der Notwendigkeit der Versuche zu einer toleranten Annäherung. Insbesondre beteiligten sich die Professoren Lipps, Stumpf, Ebbinghaus, Dechterew und Forel an der Debatte, die nach einem Vortrage des Professors L. Edinger (Frankfurt a. M.) über das Thema „Kann die Psychologie aus dem heutigen Stande der Hirnanatomie Nutzen ziehen?" (Sektion I) fortgesetzt werden sollte.*) Man schien aber zur Erneurung der Streitigkeiten keine rechte Lust mehr zu haben. Edinger sprach unter anderm die Ansicht aus, daß die Psychologen zu unverrückt ihr Auge nur nach dem Großhirn und seinen Funktionen richteten und es vielfach versäumten, von den langsam sich sammelnden Studien über den Bau der tiefsten Nervenzentren Kenntnis zu nehmen; es sei deshalb das Genetische in den höchsten seelischen Prozessen ganz ungenügend studirt. Er warnte im allgemeinen vor Anwendungen anatomischer Dinge auf psychologische Verhältnisse, die voreilig genannt werden könnten, gab aber der Ueberzeugnng Ausdruck, daß anatomische Studien, richtig gewürdigt, heute schon Nutzen bringen könnten.

Es gelte dies namentlich von der vergleichenden Seelenlehre, die heute noch ganz im Anfange des Erkennens stehe. Aus dem differenten Gehirnbau der verschiednen Tiere ergäben sich ganz bestimmte Fragestellungen für die objektive Beobachtung ihres seelischen Verhaltens. Es sei bisher mangels solcher exakter Fragestellung ein Beobachtungsmaterial zu Tage gefördert worden, das, obgleich sehr groß, nicht ausreiche, um auch nur eine einzige der zahlreichen Aufgaben zu lösen, die sich für den Kenner der Hirnanatomie sofort ergeben.

Bemerkenswert sind noch die Erörterungen des Professors H. Obersteiner aus Wien über „Die materiellen Grundlagen des menschlichen Bewußtseins" (Sektion I). Derselbe behauptet im Gegensatze zu dem Materialismus, es seien zwar in der innern Organisation des Nervensystems gewisse Bedingungen gegeben, die das Zustandekommen jener Vorgänge ermöglichen, die man als „bewußte" zu bezeichnen pflegt, es sei aber doch noch keineswegs erwiesen, daß diese in dem anatomischen Bau des Gehirns gelegnen Bedingungen auch nur annähernd genügten, uns die Bewußtseinsakte verständlich zu machen. Man sei sehr gern geneigt, auf Grund recht schwankender Hypothesen Theorien über die seelischen Prozesse aufzustellen, die sich anscheinend auf anatomische Thatsachen stützen, aber einer strengern Kritik nicht Stand halten können. So sei selbst das Dogma, daß die Hirnrinde Sitz des Bewußtseins sei, nicht fest fundirt; es gebe sogar manche Erscheinungen, die dieser Anschauung eher widersprechen. Auch die Auffassung einzelner Teile der Hirnrinde, z. B. der Rinde des Stirnlappens als „Sitz der Intelligenz" sei anfechtbar. Man habe in jüngster Zeit Bewegungen an den Nervenzellen oder Gliederfasern zu einer Erklärung der verschiednen Vorgänge und Zustände des Bewußtseins herangezogen. Es fehlten aber für die Berechtigung einer solchen Annahme noch die sichern Beobachtungen. Wenn auch die Assoziationsbahnen zwischen den einzelnen Rindenstellen bei der psychischen Thätigkeit jedenfalls in Aktion treten können und werden, so können sie doch als bloße Leitungsbahnen nicht das Zentrum, den Ausgangspunkt darstellen. Wir seien deshalb nicht imstande, in unsern jetzigen anatomischen Kenntnissen die genügenden Grundlagen für das Verständnis der seelischen Vorgänge zu finden. Von hervorragender Bedeutung waren die Erörterungen über Kriminal-

*) Es ist leider nicht möglich, auch auf den Inhalt der längern „allgemeinen" Vorträge, die übrigens für Fernstehende vielfach geringeres Interesse boten, näher einzugehen. Wir erwähnen aus der ersten allgemeinen Sitzung noch den Vortrag des Professors Charles Richet Sur la douleur, aus der zweiten den des Professors G. Sergi aus Rom über das Thema „Wo ist der Sitz der Gefühlsbewegungen?, (Dov'ela sede delle Emozioni?), aus der dritten die Vorträge der Professoren Franz Brentano (Wien) „Ueber die Lehre von der Empfindung," des Professors Dr. Lipps (München) „Ueber den Begriff des Unbewußten in der Psychologie, d. i. des realen, von dem unmittelbar erlebten unabhängigen Ich," und schließlich des Professors H. Ebbinghaus (Breslau) „Ueber eine neue Methode zur Prüfung geistiger Thätigkeiten und ihre Anwendung bei Schulkindern."

psychologie in der dritten Sektion. Sehr energisch wurde gewissen Behauptungen des Oberarztes an der Irrenanstalt Hubertusburg bei Leipzig, Dr. O. Näcke, über dieses Thema opponirt. Derselbe zog „als Vergleichs- und Ausgangspunkt der kriminalpsychologischen Erörterungen speziell die untere Volksschicht als die Materie der meisten Rezidivisten" in Betracht. Im untersten Volke wird nach seiner Ansicht schon die Sinnesempfindung, die Rezeptionsorgane, die Denkoperationen, die „persönliche Gleichung," endlich auch die sogenannten Charaktereigenschaften, die auf Gefühlsbetonung, auf Affekten beruhen, stumpfer als in den obern Schichten. Dies ist nun auch bei den Verbrechern der Fall, bei denen aber diese oder jene Komponente schärfer hervortrete, bedingt durch den stärkern „Keim zum Bösen," das ungünstige Milieu, die größere Trunksucht, wodurch dann besonders die Faulheit, Lügenhaftigkeit, ethische Stumpfheit veranlaßt werde. Durch das Zusammenleben mit andern Verbrechern entstehe noch Weiteres, sodaß eine gewisse Klassenähnlichkeit eintrete. Es handle sich also kaum um Spezifisches, sondern nur um graduelle Unterschiede von der untersten Volksseele, wie es ja auch keinen eigentlichen anatomischen Verbrechertypus gebe, sondern nur gewisse Abnormitäten, die schon bei Normalen vorkommen und sich nur gehäufter bei Verbrechern finden, und zwar als Ausdruck des endogenen Moments, der wie er glaube, wichtiger als das soziale sei. Wenn die meisten Autoren bei den Verbrechern scharf ausgeprägte psychologische Züge finden wollen, so ist dies nach seiner Ansicht dadurch erklärlich, daß 1. alle Kategorien von Verbrechern in Betracht gezogen wurden, die häufig durchaus heterogene Elemente sind, daß 2. die vielen Geisteskranken, Epileptiker, Schwachsinnigen nicht ausgeschlossen wurden, und 3. die Psyche der untersten Volksschicht zu wenig berücksichtigt wurde. Diese Auffassung wurde in der folgenden Debatte auf das lebhafteste bekämpft. Verschiedne Fachmänner erklärten es als das Resultat einer sehr einseitigen Beurteilung, in kriminalpsychologischer Hinsicht nur die unterste Volksseele zu belasten und die „bessern" Kreise auszunehmen. Auch der protestantische Pfarrer und Strafanstaltsgeistliche Dr. J. Jäger opponirte sehr energisch, indem er auf seine eignen Erfahrungen hinwies. Letzterer hielt sodann noch einen interessanten Vortrag über Willensanomalien, die Abulie, Hyperbulie und Dysbulie, deren Verhältnis zu den Depressions- und Exaltationszuständen zu der Kriminalität und „Moral insanity." Er empfahl hinsichtlich der Prognose und Therapie der Dysbulie Zusammenwirken aller beteiligten Faktoren, der Kirche, Schule und des Staates, der öffentlichen und privaten Wohlthätigkeit, um die Ursachen, Prostitution, Bettel, Vagabondage, Alkoholismus, kräftig bekämpfen zu können.

Was den Alkoholismus anbelangt, so sind diesbezüglich jedenfalls die Ausführungen des Münchner Arztes Dr. Franz Müller, der „Ueber den Selbstmord und seine Beziehungen zum Alkoholismus" (Sektion III) sprach, von größerm Interesse. Er behauptete, daß neben Not, Krankheit und Sorge auch der Alkoholismus eine der Hauptursachen des beständig zunehmenden Selbstmordes sei. Auch der Alkoholismus wachse, wie statistisch nachgewiesen sei, progressiv und namentlich in solchen Ländern, wo dem Ausschank keine gesetzlichen Schwierigkeiten bereitet werden. Das Bier wirkt, wie er erklärt, nicht weniger schädlich als der Schnaps, der Alkohol destruirt das Gehirn nicht allein in konzentrirter, sondern auch in verdünnter Form; es sei deshalb falsch, Bierimport und Bierproduktion zu begünstigen — eine betrübende Mitteilung für gewisse „grobstoffliche" Münchner Kreise. In den Ländern, wo, wie z. B. in Norwegen, die Gesetzgebung dem Konsum einen Riegel vorschob, ist dieser nicht nur gesunken, sondern auch eine Verminderung der Zahl der Selbstmorde eingetreten. Deshalb empfiehlt Müller eine entschiedne Bekämpfung des „Völkergiftes," des Alkoholismus.

In den Vorträgen des Kongresses wurde auf dieses wichtige Thema noch weiterhin in Sektion IV Bezug genommen, wo Dr. Charles Lloyd Tuckey (London) über den Wert des Hypnotismus für die Heilung des chronischen Alkoholismus sprach. Wie er ausführte, wurde er durch die Resultate, die er in der Klinik des Dr. Liébault in Nancy im Jahre 1888 zu beobachten Gelegenheit hatte, veranlaßt, den Hypnotismus in seiner Londoner Praxis anzuwenden und die vielen Gewohnheitstrinker unter seinen Patienten auf hypnotischem und suggestivem Wege zu heilen. Seine Erfolge haben jedoch seiner Erwartung nicht entsprochen. Er hatte nur dann dauernde Wirkungen zu verzeichnen, wenn der Patient die Behandlung wenigstens mit seinem guten Willen unterstützte. Er giebt sich trotzdem der Hoffnung hin, daß die Suggestion, mit andern Heilmitteln verbunden, in Zukunft ein wichtiger Heilungsfaktor für Gewohnheitstrinker sein werde. — Insbesondre die Sektion IV bot für uns und wohl für sehr viele der Teilnehmer am Kongresse, die sich für die moderne Experimentalpsychologie interessiren, viel Belehrendes und Anregendes, und wir bedauern nur, an dieser Stelle nicht auf alle Themata eingehen zu können. Man kann sich denken, daß manche von ihnen den Skeptikern recht bedenklich erschienen. Es zeigte sich aber auch, welche Meinungsverschiedenheiten auf dem hypnotischen und suggestionstherapeutischen Gebiete noch herrschen und wie wenig gewisse wichtige Fragen von manchen Gelehrten noch studirt sind.

Mit Bezug auf das Traumleben war neben dem Vortrage des Dozenten an der Universität Rom, Dr. Santé de Sanctis, über „Träume und Gemütsbewegungen" der Vortrag von Professor Dr. Mourly Vold (Universität Christiania) über „Einige Experimente über Gesichtsbilder im Traume" in seiner Eigenart beachtenswert. Sie wurden von ihm angestellt, um die Wirkung zu bestimmen, die die abends beim Einschlafen gehabten Gesichtsbilder auf das Traumleben der kommenden Nacht ausüben. Die Experimente wurden während der letzten sieben Jahre perioden- und gruppenweise mit verschiednen Personen ausgeführt, denen der wahrscheinliche Erfolg verheimlicht wurde. Sie mußten vor dem Einschlafen einen kleinen gefärbten Gegenstand oder eine kleine Figur, die eben aus einem Pakete genommen war und deshalb mehr Interesse erregen konnte, fixiren und dann am folgenden Tage über das Experiment berichten. Es wurde durch die etwa dreihundert Einzelversuche folgendes festgestellt: 1. Form, Farbe und Größe des Versuchsgegenstandes kehren sehr selten unverändert wieder. 2. Form und Größe trennen sich zuweilen von der Farbe und unter sich, ändern sich beide oder verschwinden.

Nicht unerwähnt dürfen wir den praktisch wichtigen Vortrag von E. Römer aus Heidelberg „Ueber einige Beziehungen zwischen Schlaf und geistigen Thätigkeiten" lassen. Als Hauptresultat von Experimenten, die er im psychologischen Laboratorium der Heidelberger psychiatrischen Klinik angestellt hat, um die psychische Leistungsfähigkeit 1. zu verschiedner Zeit nach dem normalen Schlafe und 2. nach morgens und abends abgekürztem Schlafe zu untersuchen, gab er Folgendes an: 1. Der Zustand kurz nach dem Aufstehen nach normalem Schlafe besteht in einer mehr oder weniger großen Müdigkeit. 2. Wenn Personen, die ihre größte Schlaftiefe erst gegen Ende der Nacht erreichen, ihren Schlaf abends abkürzen, so wird dadurch meist die Leistungsfähigkeit am folgenden Morgen so gut wie gar nicht beeinträchtigt, weil sich der so abgekürzte Schlaf entsprechend mehr vertieft. Kürzen diese Personen aber den Schlaf morgens ab, so resultirt ein Zustand der Ermüdung. 3. Bei solchen Personen, die ihre größte Schlaftiefe sehr bald nach dem Einschlafen erreichen, wird nach abends abgekürztem Schlafe die Leistungsfähigkeit am folgenden Morgen nur wenig oder gar nicht beeinträchtigt, da sich der abgekürzte Schlaf ebenfalls meist vertieft. Noch geringer ist bei diesen Individuen die Beeinträchtigung der Leistungsfähigkeit nach morgens abgekürztem Schlafe. Römer machte auch noch besonders auf die Bedeutung seiner Resultate für die Schulhygiene aufmerksam.

Die Vorträge über den therapeutischen Wert des Hypnotismus und Suggestionismus waren so zahlreich, daß man sich hiervon bedeutendere Erfolge für die Aufklärung wichtiger Fragen versprechen kann. Einer der erfahrungsreichsten Forscher dürfte Dr. J. Milne-Bramwell aus London sein, der mehrere Vorträge, unter andern einen über Cases illustratives of the medical and surgical value of hypnotic threatment (Fälle, die den medizinischen und chirurgischen Wert hypnotischer Behandlung darthun) hielt und ihre Vorteile und Nachteile aufs genaueste klarlegte. Bemerkenswert sind auch die Ergebnisse der Experimente, die der

bekannte Arzt an der Salpetrière in Paris, Dr. Auguste Voisin mit Bezug auf die Behandlung gewisser Formen geistiger Erkrankung durch hypnotische Suggestion dem Kongresse vorlegte. Hinsichtlich der Möglichkeit der Heilung unterscheidet er die verschiednen Arten des Irrsinns, die durch Halluzinationen, Verfolgungswahn, Selbstmordideen und sonstige verschiedne Wahnideen, Perversion der Instinkte und moralischen Wahnsinn gekennzeichnet sind, von allgemeiner Paralyse und apoplektischen Krankheiten. Letztere sind nach seiner Erfahrung hypnotisch nicht heilbar, während bei erstern die hypnotische Therapie erfolgreich verwendet werden kann.

Weiterhin erörterte auch noch Dr. Heinrich Stadelmann (Saal in Bayern) die Therapie der durch Vorstellung entstandenen Krankheiten, indem er insbesondre auf die Vergessenheitssuggestion hinwies, die psychologisch einer negativen Halluzination im Bereiche des Selbstbewußtsein gleichkommt und die Heilung herbeiführt, indem sie das okkasionelle ursächliche Moment der Erkrankung beseitigt. Dr. Ewald Hecker aus Wiesbaden gab eine Uebersicht über die verschiednen psychologischen Behandlungsmethoden, die sich von einander nur durch die verschiedne Art unterscheiden, wie die Hemmung und Ausschaltung der gegen die Heilsuggestion gerichteten Gegenvorstellung zu stande kommt. Von Interesse war auch noch der Bericht des berühmten Psychotherapeuten Dr. Otto G. Wetterstrand aus Stockholm über seine Versuche mit künstlicher Verlängerung des Schlafes, besonders zur Behandlung der Hysterie. Nach seiner Ansicht hat man bisher bei der Behandlung vieler Krankheiten zu viel Gewicht auf die Suggestion und zu wenig auf den Schlaf selbst gelegt. Je tiefer aber der Schlaf ist, desto besser wirkt er seiner Erfahrung nach auch ohne jede verbale Suggestion. Der tiefe Schlaf ist mit Erfolg besonders bei den Formen der Hysterie anzuwenden, die vornehmlich durch psychische Störung charakterisirt werden. Je länger er ungestört währen kann — Wetterstrand behauptet in einem Falle, den Schlaf für sechs Wochen prolongirt zu haben(!) —, desto günstiger ist die Wirkung. Somnambulismus ist seiner Ansicht nach dabei nicht notwendig; jedoch muß der Schlafende im Rapport (Beziehung) mit einer ihm sympathischen Person stehen.

Dr. Pierre Janet aus Paris hielt in der letzten allgemeinen Sitzung des Kongresses einen Vortrag über den somnambulen Einfluß („magnetischen Rapport") und die Notwendigkeit der Leitung (L'influence somnambulique et le besoin de direction). Er ist wegen der Folgerungen, die der Gelehrte aus seinen Darlegungen zog, erwähnenswert. Er behauptete nämlich, daß das Studium des Einflusses, den der Hypnotiseur auf die Versuchspersonen selbst während der Zeit zwischen den somnambulen Zuständen ausübe, zur Erklärung der sozialen Verhältnisse dienen könne. Wie nämlich die Kranken zumeist den dominirenden Einfluß annehmen, während allerdings Andre im beständigen Kampfe gegen ihn sich sträuben, wie der allgemeine Grund des Einflusses die Schwäche des Willens der Kranken ist, für die man entscheiden und handeln müsse, so sei es auch im sozialen Leben. Die Schwäche der Fähigkeit zur Synthese mache gewisse Personen notwendigerweise von Andern abhängig; sie können dann nicht allein leben, sie müssen gehorchen. Auf diese Weise bilden sich zwischen den Menschen zusammenhängende Gruppen und „hierarchische" Beziehungen.

Einer der Redner der Sektion IV, Th. Flournoy aus Genf, hatte es auch gewagt, dem Kongresse über mediumistische Experimente, allerdings möglichst zurückhaltend, Bericht zu erstatten. Er äußerte in seinem Vortrage, betitelt Quelques faits d'imagination subliminale chez les médiums (Einige Fälle von Subliminalphantasie bei den Medien) die Ansicht, daß die erstaunliche schöpferische Einbildungskraft bei gewissen Medien psychologisch deren Annahme rechtfertigen könne, daß sie Werkzeuge fremder Einwirkung seien. Diese subliminale Thätigkeit könne sich derart steigern, daß sie in keiner Weise der Reflexionsarbeit und kompositionellen Thätigkeit des Denkers oder Romanciers nachstehe. Flournoy hat z. B. gegenwärtig Gelegenheit, eine junge Frau zu beobachten, die seit einem Jahre von Zeit zu Zeit „philosophische Fragmente" diktirt, die viele gelehrte Ausdrücke enthalten, die sie nicht kennt und auch nicht kennen kann; diese, die ihr scheinbar im Wachzustande eingegeben werden, bilden zusammen ein „metaphysisches" Werk. Flournoy behauptet auch bei andern Medien ähnliche Fälle beobachtet zu haben, die auf eine konstruktive subliminale Einbildungskraft „von erstaunlicher Ueberfülle" schließen lassen. Diese schöpferische Originalität, die mit der automatischen Regularität der gewöhnlichen hysterischen Vorfälle kontrastirt, erfordert seiner Ansicht nach die Einreihung der Medien in eine eigne psychologische Klasse, obgleich sich bei ihnen im höchsten Grade die permanente und vollständige „Spaltung der Persönlichkeit" findet, in der Pierre Janet den essentiellen Zug der Hysterie im allgemeinen zu erkennen glaubt.

Das Gebiet des Gedankenlesens, das in den letzten Jahren so vielfach in psychologischen Kreisen Gegenstand eingehender Forschungen bildete, ist während des Kongresses von mehreren Fachmännern beleuchtet worden. Professor Sommer aus Gießen erklärte einen von ihm konstruirten Apparat für eine graphische Methode des Gedankenlesens. Er wollte, da er das Gedankenlesen auf die Wahrnehmung feiner Ausdrucksbewegungen zurückführte, letztere sichtbar und meßbar machen. Die Analyse dieser Bewegungen muß, wie er ausführte, eine dreidimensionale in Bezug auf Druck, Stoß und seitliche Schwankung sein. Die Uebertragung dieser Bewegung nach unten und oben, rechts und links, vorn und zurück geschieht am besten durch Hebel auf eine rotirende Trommel. Nach diesem Prinzip ist Sommers Apparat konstruirt, der allerdings zur Erklärung des angeblichen Gedankenlesens auf Entfernung nicht dienen kann. Ueber dieses äußerte sich der bekannte Experimentalpsychologe, Professor Sidgwick aus Cambridge (England) in einem Vortrage, Experimente über unwillkürliches Flüstern und seine Bedeutung für die angeblichen Fälle von Gedankenübertragung betreffend. Er ist der Ansicht, daß dieses, das von Lehmann und Hansen in einem Artikel der Wundtschen „Philosophischen Studien" zur Erklärung angeführt wurde, unmöglich dieselbe für alle Fälle bieten könne. Denn man habe solche erprobt, in denen der Agent und der Perzipient beim Experimente der Gedankenübertragung in verschiednen Zimmern durch größere Entfernung von einander getrennt sich befanden, und die Stellung des Perzipienten im Zimmer wiederholt absichtlich gewechselt wurde.

Es wurde ferner in der Sektion IV noch eine Frage behandelt, bei der in gewisser Hinsicht der Gegensatz zwischen Materialismus und Spiritualismus in Betracht kommen konnte, und die deshalb auf das lebhafteste diskutirt wurde. Es handelte sich um die Möglichkeit der vielumstrittnen „Telenergie" und „Telepathie" (des Fernwirkens). Vor einigen Jahren hat die Society for Psychical Research in London Nachforschungen darüber anstellen lassen, wie viele Personen behaupteten, „telepathische Halluzinationen," von Fernwirkung herrührende Eindrücke, die in gesundem Zustande erfahren werden und mit einem gewissen Ereignisse zusammenzuhängen scheinen, z. B. mit dem Tode einer gewissen Person, die dann als fernwirkende angenommen werden könnte, erlebt zu haben. Die Anfragen wurden von 17000 Personen affirmativ beantwortet. Mrs. Sidgwick, die Gemahlin des Psychologen, die sich an den statistischen Forschungen beteiligt hatte, hielt nun einen längern Vortrag darüber, in dem sie ihre Gründe für die Evidenz der Telepathie vorbrachte. Dagegen beantworte Dr. J. Bager Sjögren von der Universität Upsala die Frage, ob es möglich sei, durch eine internationale Halluzinationsstatistik einen Beweis für die Existenz telepathischer Einwirkungen zu erbringen, entschieden negativ. Er fand aber einen Gegner in Professor Charles Richet aus Paris, der dem Berichte der Londoner Forscher beipflichtete und darauf hinwies, daß ja schon einige unanfechtbare Fälle genügend wären, um die Wahrscheinlichkeit der Telepathie nahezulegen. Es hätten wohl manche der Anwesenden nicht erwartet, daß der berühmte Pariser Physiologe so offen für diese noch vielumstrittne Sache eintreten würde.

Schließlich rief auch noch die Frage über die Gesetzgebung gegen „Mißbräuchliche Eingriffe in das Seelenleben," wie vorauszusehen, einige Erregung hervor. Dieselbe wurde von dem Innsbrucker Professor Lentner mit besondrer Berücksichtigung

Oesterreichs behandelt. Er befürwortete nach einem Rückblick über die Gesetzgebung gegen Magnetismus und Hypnotismus seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts den sogenannten „hypnotischen Paragraphen," der als Schutz gegen körperliche und seelische Schädigung unbedingt notwendig wäre. Da derselbe auch die von einem Arzte vorgenommene Hypnotisirung unter Aufsicht stellt und überhaupt Einschränkungen auferlegt, deren Wert zweifelhaft erscheinen kann, so traten verschiedne Fachmänner entschieden dagegen auf. Bemerkenswert dürfte noch sein, daß zuletzt ein Franzose behauptete, manche der so schlecht behandelten Laienhypnotiseure oder „Magnetiseure" hätten oft mehr Kenntnis von hypnotischen Dingen als gewisse Aerzte, man sollte deshalb auch gegen sie die Gesetzgebung nicht verschärfen.

Leider ist es unmöglich, auch auf die Vorträge der Sektion V, wie den des Dr. Westermark von Helsingfors über „Normative und psychologische Ethik," den des Dr. C. Andreae aus Kaiserslautern „Ueber die psychologische Bildung der Pädagogen" oder die graphologischen Erörterungen des Professors Preyer aus Wiesbaden und des Rektors Ufer aus Altenburg näher einzugehen. Wir erwähnen nur kurz, daß man in dieser Sektion noch die Frage über den Wert des Hypnotismus und der Suggestion als pädagogisches Hilfsmittel in Betracht zog. Speziell hatten Dr. Bérillon aus Paris und Dr. Arie de Jong aus dem Haag dem Kongresse darüber wichtige Einzelheiten vorgelegt. Jedenfalls befremdet es noch viele, wenn man in der hypnotischen(!) Suggestion ein Mittel von unschätzbarem Werte für die Pädagogen finden will.

Man sieht, wie viele schwierige und eigenartige Fragen auf derartigen Kongressen erörtert werden können. Hoffen wir, daß auch der nächste Kongreß, der im Jahre 1900 unter dem Vorsitze Professor Ribots in Paris abgehalten werden soll, noch weitere Förderung und Aufklärung bieten wird.

Charles Henri

Armenien und Europa

Eine Anklageschrift wider die christlichen Großmächte und ein Aufruf an das christliche Deutschland von Dr. Johannes Lepsius. Berlin-Westend, W. Faber und Co., 1896. 245 S. 2 Mk.

Ein ungewöhnliches Buch, ungewöhnlich auch durch den lebhaften Ton sittlicher Entrüstung über die Haltung derer, denen die Anklage gilt. In der Tagespresse wird das Buch totgeschwiegen oder als der leidenschaftliche Erguß eines temperamentvollen evangelischen Pastors mit einigen nichtssagenden oder verächtlichen Phrasen beiseite gelegt. Unsre Hochmögenden haben das Mot d'ordre erhalten, „jede Berührung mit der armenischen Frage wie das hölliſche Feuer zu fliehen," und die offiziöse Presse sekundirt mit dienstwilligem Eifer. Um so mehr verdient Lepsius' Buch eine nähere eingehende Prüfung. Der Verfasser hat mehrere Vilajets Anatoliens und Syriens durchritten und uns Kunde von dort geholt, als niemand wußte, woran er gegenüber den widersprechenden Zeitungsnachrichten war.

Die eigentliche Erörterung des Verfassers „Die Wahrheit über Armenien" zerfällt in folgende Kapitel:

1. Trockne Zahlen. 2. Etwas für starke Nerven. 3. Religionsfreiheit im türkischen Reich. 4. Die Inszenirung der Massakres. 5. Die türkische Lügenfabrik. 6. Wer ist der Schuldige? 7. Die Verantwortlichkeit der Großmächte. 8. Satyrspiel. 9. Hungersnot. 10. Was soll daraus werden? (S. 9 bis 122.)

Dazu kommen eine Reihe hochwertvoller Beilagen: „Blutbäder" (S. 123 bis 155). Ueber die Blutbäder in Urfa (Edessa) giebt der Verfasser den wichtigen Bericht des englischen Vizekonsuls Fitz-Maurice an Sir Philipp Currie wieder, dann folgen — leider ohne ausdrückliche Angabe der Quelle — die Berichte von den Blutbädern in Zileh und Schepik und endlich die authentische Darstellung der Frankfurter Zeitung über das grauenhafte Blutbad in Wan.

Es folgt: „Armenien vor den Massakres" (S. 156 bis 193), das die scheußlichen, den eigentlichen Mördereien vorangehenden Zustände vollkommenster Rechtlosigkeit (nach E. J. Dillon: The condition of Armenia) schildert. Ferner: „Eine Liste von

Schandthaten." Statistischer Abriß nach Berichten von Augenzeugen über Profanationen von Kirchen, Ermordungen von Priestern, gewaltsame Bekehrungen, Mißhandlungen von Frauen und jungen Mädchen, die in elf Vilajets während der armenischen Unruhen stattgefunden haben (S. 194 bis 207). Besonders wertvoll ist, daß der Verfasser den im englischen Blaubuch veröffentlichten Botschafterbericht (S. 208 bis 237) abgedruckt hat. Dadurch besitzen wir ein historische Quelle, deren Verfasser wahrscheinlich nicht an Armenophilie kranken, und deren Zuverlässigkeit selbst die eingefleischtesten Türkenfreunde nicht beanstanden können. Den Abschluß bildet eine statistische Uebersicht über die Mordthaten, Plünderungen und Zwangskonversionen (S. 238 bis 243).

Es ist ein furchtbares Bild, das der Verfasser vor uns entrollt. Er weist nach, daß planmäßig von oben her die Abschlachtung der Armenier ins Werk gesetzt wurde. Zivil- und Militärbehörden haben die Blutarbeit geleitet und in jeder Weise gefördert:

> Auf der ganzen Reise durch Anatolien bin ich keinem Muhammedaner begegnet, der nicht in seinem Urteile über die Ereignisse von der selbstverständlichen Voraussetzung ausging, daß die Niedermetzlung und Ausplünderung des armenischen Volks von der Regierung angeordnet sei und dem Willen des Sultans entspreche.

Das Drängen nach Reform und endlicher Ausführung der Versprechungen von 1878, das von England, Frankreich und Rußland (wo bleibt da Deutschland?) ausging, hat die leitenden Staatsmänner der Hohen Pforte dermaßen erbittert, daß sie auf den echt türkischen Gedanken verfielen, durch Eliminirung der Armenier die unangenehme und lästige Question Arménienne ein für allemal aus der Welt zu schaffen. Das sind allerdings starke Beschuldigungen; allein der Verfasser stützt sich durchgängig auf den hochwichtigen, authentischen Botschafterbericht. Bezeichnet man den Verfasser als unglaubwürdig, so stellt man die Botschafter der Großmächte als Lügner hin, und schon der Gedanke an eine solche Schändlichkeit muß die in Loyalität ersterbenden Seelen unsrer Preßoffiziösen im Innersten erbeben machen. Nach dem Botschafterberichte weist der Verfasser im einzelnen nach, wie die Angriffe der Türken an fast allen Orten ohne irgend eine Provokation von Seiten der Armenier sich ereigneten. Nach dem Botschafterbericht erzählt er, daß die Redifs und Hamidiehs, das türkische reguläre und irreguläre Militär, sich an den Massakres und an den Plünderungen beteiligten und von den Offizieren zum Angriff gegen die Christen geführt wurden. Die Mordthaten wurden von der fanatisch erhitzten muhammedanischen Bevölkerung als ein förmliches Fest feierlich organisirt und abgehalten. Wie diese Feste jeweilen endigten, lese man S. 30. Der Verfasser fügt hinzu:

> Sollte dieses Blut nicht gen Himmel schreien? Sollte das Jammergeschrei dieser Frauen und Mädchen nicht das Ohr des Allmächtigen erreichen, wenn auch das der Mächtigen dieser Erde taub bleibt? So wahr ein Gott im Himmel lebt, er wirds thun.

Schlagend widerlegt der Verfasser die elenden Phrasen „einer angesehenen deutschen Tageszeitung," die bei Anlaß des Blutbades von Sassun alles Ernstes behauptete, eine Religionsverfolgung habe nie in der Türkei stattgefunden; überhaupt würde dort die weiteste religiöse Duldung geübt u. s. f. Mit Recht hat der Verfasser diese Ausführungen niedriger gehängt. Bedauerlich ist nur, daß er das Blatt nicht genannt hat, in dem solch ein seichter Schwätzer seine Geistesprodukte niedergelegt hat.

Auch der Verfasser betont, daß das armenische Volk nichts wissen wollte von einer Revolutionirung. Die politische Propaganda der Schwärmer in London, Paris und Konstantinopel war kein Gewächs des Landes. Ernsthaften Widerstand hat denn auch nur Zeitun geleistet. Dort im Taurus hat sich noch altarmenischer Unabhängigkeitssinn erhalten. Langlois hat uns sehr hübsch von seinem Besuch in diesen Gebirgsrepubliken vor etwa zehn Jahren erzählt. Damals standen jene Bergdörfer noch vollständig unabhängig da, unter der politisch-geistlichen Leitung ihres Bischofs, ungefähr wie früher die

Montenegriner unter ihrem Vladika. Nominell haben sie sich jetzt der Pforte unterworfen; allein als sie das Schicksal ihrer friedlichen Glaubensbrüder im übrigen Reiche sahen, da wollten sie sich nicht wehrlos abschlachten lassen, sondern wie die Schweizer der Urkantone und die Tiroler gegenüber den französischen Mordbrennern haben auch sie, von Natur und Klima unterstützt, den türkischen Horden glücklichen Widerstand geleistet. Und die Konsuln der Mächte — haben ihnen Straflosigkeit vermittelt. Mit Bitterkeit sagt der Verfasser, die neuesten Konstantinopler Vorgänge besprechend:

Was thaten die Vertreter der Großmächte? Diesmal schrieben sie nicht nur Noten, sondern sie telegraphirten sogar an den Sultan. Im übrigen machten sie es ebenso, wie in Armenien. Dort ließen sie 100000 wehrlose und friedfertige Armenier abschlachten, ohne einen Finger zu rühren; aber den Aufständischen von Zeitun sprangen sie bei und erwirkten ihnen Amnestie. Hier in Konstantinopel ließen sie ebenfalls drei Tage lang einige Tausend unschuldige Armenier abschlachten; aber die Revolutionäre erhielten durch ihre Vermittlung freien Abzug und wurden ins Ausland transportirt. Was für eine Lehre werden die Armenier aus diesem Verhalten ziehen?

Furchtbar sind die Verbrechen der türkischen Regierung. Aktenmäßig durch den Botschafterbericht und die Konsularberichte wird erwiesen, daß die Valis von Trapezunt, Charput, Diarbekir und Aleppo die Blutthaten teils zuließen, teils ermunterten, und dementsprechend handelten auch die niedriger stehenden Beamten. Im Vilajet Adana wurden die Greuel nur dadurch verhindert, daß amerikanische und französische Kriegsschiffe die Städte Mersina, Tarsus und Adana schützten. Dreimal waren die Massakres angesagt; allein der Vali wagte infolge des persönlichen Einschreitens der Kommandeure der Schiffe (warum zeichnet der Verfasser die Namen dieser Ehrenmänner nicht auf?) nicht die Erlaubnis zum Plündern zu geben. Mordthaten finden also da nicht statt, wo die Europäer sich einfach als Obervormundschaftsbehörde für das türkische Schandregiment hinstellen und dieses beseitigen oder extra statum nocendi setzen. Zur Ehre der türkischen Zivil- und Militärbeamten sei übrigens konstatirt, daß nicht alle ihre Mitglieder durch rohsten religiösen Fanatismus vertiert sich selbst an der Blutarbeit beteiligten oder aber in vollkommner Gleichgiltigkeit die Greuel geschehen ließen. Auch unter den türkischen Beamten giebt es Ehrenmänner, die der Botschafterbericht erwähnt, so den Muteßfarif und den Mufti von Musch, die dank ihrem Eifer und ihrer Energie die Stadt vor einem völligen Unheil bewahrten, so den Vali von Sivas, der Schutztruppen aufbot, aber von der Pforte (Abdul-Hamid regiert sehr selbstherrlich und ist bei allen Regierungsbeschlüssen persönlich beteiligt) nicht die Autorisation zu wirksamen Maßregeln erlangen konnte. Eine Ehrenerwähnung verdienen vor allem die Behörden von Tokat. Der Militärkommandant gab Beweise von wirklicher Energie, um die Stadt zu sichern. Und der Muteßfarif, der wackere Tscherkesse Bekir-Pascha (ein ehemaliger Straßenräuber), bewies die größte Energie in der Unterdrückung der von den Muhammedanern verursachten Unruhen trotz des Widerstandes der hohen Offiziere und der Truppen. Aehnlich handelte sein Kollege in Mersina. In Cäsarea erklärte ein Offizier der Garnison, daß, wenn die Behörden ihm nicht hindernd entgegengetreten wären, er im Augenblick den Aufstand erstickt und so das Massakre verhindert haben würde. Je schrecklicher die furchtbaren Greuel sind, um so unvergänglicher muß auch das Andenken dieser edeln Männer strahlen, die gegenüber einer übelwollenden Regierung und einem wutschnaubenden Pöbel einfach ihre Pflicht thaten. Diese Orientalen können selbst ein leuchtendes Beispiel für Europäer sein.

Während die unglaubliche Einfalt des europäischen Durchschnittszeitungslesers und Bierbankpolitikers meint, diese Berichte von den armenischen Greueln seien aufgebauscht oder erfunden, wird durch Lepsius im Gegenteil erwiesen, daß die Türken eine förmliche Lügenfabrik organisirt haben; der Botschafterbericht konstatirt zu wiederholten malen, daß an den verschiedensten Orten die Armenier gezwungen wurden, Telegramme und Erklärungen zu unterzeichnen, in denen die Armenier selbst der Provokation beschuldigt wurden. Weigerung, solchen Befehlen nachzukommen, hatte Arretirungen, Folterungen oder Entziehungen

der Unterstützung zur Folge. Es ist ein furchtbares Bild, das der Verfasser entwirft, furchtbar durch die photographische Treue, die auf jeden Landes- und Geschichtskundigen den Eindruck großer Zuverlässigkeit machen muß. Es ist auch hohe Zeit, daß, was der Verfasser anstrebt und durch Schrift und Wort ins Werk zu setzen sucht, endlich eintrete, nämlich ein Gesinnungsumschwung in Deutschland. Denn was helfen alle Schönheitspflästerchen, Feigenblätter und Leisetretereien? Einmal muß die Wahrheit doch gesagt werden. Weniger edelmütig hat keine Großmacht sich während der armenischen Krisis benommen, als die deutsche Regierung und das deutsche Volk.

Der Papst hat 50000 Lire gespendet; die französischen und österreichischen Katholiken rühren sich; ganz Großartiges hat schon die evangelische Geistlichkeit der Schweiz zu stande gebracht. Die Regierungen von England, Frankreich und Rußland sind wenigstens thätig, die Türken zur Durchführung der seit achtzehn Jahren versprochnen Reformen anzuhalten. In Deutschland dagegen hat man nur Herz und Sympathien für den blutbefleckten Herrscher von Yildiz Kiosk; es ist schmerzlich, daß der neue Kurs gerade die diskutabeln Seiten der ehemaligen Bismarckschen Politik am getreuesten befolgt. Ist es denn nötig, daß Deutschland für die kleinen aufstrebenden und zweifellos moralisch wie wirtschaftlich noch noch der Besserung bedürftigen christlichen Nationen der Levante nur Hohn und Verachtung zeigt? Muß es denn die morsche Türkenherrschaft um jeden Preis stützen? Ist die Entente cordiale mit Rußland so sehr das einzige erstrebenswerte Ziel, daß man dessen Erreichung fast höher als die Behauptung der eignen Würde stellen muß? Der Orient liegt uns freilich fern, und das Bismarcksche „Hände weg“ könnte man verstehen, wenn es nur den Thatsachen wirklich entspräche. Aber ganz so ohnmächtig etwa, wie die Stellung Portugals oder Hollands, ist die Deutschlands im Orient denn doch nicht. Im Gegenteil, die starke moralische und materielle Unterstützung, die es der Hohen Pforte zu teil werden läßt, wird von dieser als ein großer Vorteil dankbarlichst acceptirt und stärkt sie in ihrem Widerstande gegen die Forderungen der drei reformfreundlichen Mächte. Aber diese Haltung unsrer Diplomatie gereicht ihr nicht zur Ehre. Spätere Geschlechter werden einst darüber erröten.

Was unsre offiziöse Presse betrifft, so ist erstaunlich, was diese Litteraten zur größern Ehre der Türken zusammen „gedichtet“ haben. In der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung wurde die Hauptschuld den amerikanisch-protestantischen Missionen zugeschrieben, die ganz Kleinasien wie ein Netz überspannen. Die Missionare verhetzten das Volk durch Verbreitung fortschrittlicher Ideen, für die es durchaus unreif sei, und brächten das muselmännische Element durch Proselytenmacherei auf:

In diesen Missionsanstalten hat man die berüchtigten Artikelschreiber zu suchen, die fortgesetzt alle größern Zeitungen mit sogenannten „Briefen von Augenzeugen“ und „Wahrheiten über die armenischen Greuel“ überschwemmen, die an Gewissenlosigkeit und Uebertreibung Ihresgleichen suchen. Alles wird von diesen geriebnen Herren mit Daten und geographischen Angaben genau belegt, um auf diese Weise den vorgebrachten Anschuldigungen gegen die „blutgierigen Türken“ größere Wahrscheinlichkeit zu geben u. s. w.

Also die Missionare, die als ihre Lebensarbeit betrachten, diesen armen tiefstehenden Orientalen das höchste und herrlichste irdische Gut zu bringen, die christliche Zivilisation, die Missionare werden hier als Hetzer und Wühler hingestellt; denn sie machen die ihnen untergebnen Armenier nicht allein zu guten Christen, sondern auch zu gebildeten Menschen, deren Augen zu verblendet und deren Herzen zu verstockt sind, um gleich den offiziösen deutschen Journalisten alle Wohlthaten der Regierung des Beherrschers aller Gläubigen so recht von Herzensgrunde bewundern und dankbarlichst annehmen zu können.

In Trient sagten die Bischöfe, der heilige Geist komme im Felleisen von Rom. Aehnliches kann man von diesen bedauernswerten Ames damnés des offiziösen Preßbüreaus auch sagen. Solange das deutsche Volk aus diesen trüben Quellen seine politische Weisheit schöpft, ist für Armenien von ihm wenig zu hoffen.

Heinrich Gelzer

Die Amtsniederlegung des Pfarrers Lepsius

Die evangelische Hilfsbewegung für Armenien in Deutschland hat zwei persönliche Brennpunkte, den Pfarrer Lohmann in Frankfurt a. M. und den Pfarrer Lepsius. Während Lohmann mit großem Eifer und Erfolge die pietistisch-methodistisch gerichteten Kreise besonders im Süden und Westen des Vaterlandes um sich gesammelt hat, aber auch lebhafte und fruchtbare Beziehungen über die deutschen Grenzen hin unterhält, unternahm es Lepsius, die evangelischen Kirchen im Reich aufzuwecken und durch Betonung des allgemein Menschlichen am Schicksal der Armenier eine breitere Bewegung im Sinne der Humanität hervorzurufen. Wenn er dabei nicht umhinkonnte, die politische Lage darzulegen und ernste Anklagen gegen die europäisch-christlichen Großmächte zu erheben, so war das zur Bereitung des Bodens notwendig. Sein Hilfswerk selbst hat niemals politische Tendenz gehabt, sondern nur den Hunger der Hungernden und das nackte Elend der Verwaisten stillen wollen. Das wissen wir, die wir mit ihm arbeiten, und dieses Zeugnis wird doch gelten müssen!

Lohmann gehört keiner deutschen Landeskirche an. An Lepsius hatten wir bisher einen landeskirchlichen Pastor, und als Freunde und Zugehörige der Landeskirche freuten wir uns dessen. Aber das ist nun vorüber.

Um sich dem armenischen Hilfswerk eine Zeit lang mit ganzer Kraft widmen zu können, erbat sich Lepsius, Pfarrer in Friesdorf im Harz, vom Magdeburger Konsistorium einen zunächst halbjährigen Urlaub. Er erbot sich dabei, einen Vikar auf eigne Kosten zu stellen. Die Gemeinde, der Lepsius zehn Jahre gedient hat, zählt 400 Seelen.

Das sächsische Konsistorium stand nun wohl dem Gesuch freundlich gegenüber, glaubte aber es dem Berliner Oberkirchenrat vorlegen zu müssen. Dieser versagte den Urlaub. Darauf hat Pfarrer Lepsius sein Amt niedergelegt.

Niemand wird auf die Annahme geraten, daß die Entscheidung des Oberkirchenrats aus rein kirchlich-evangelischen Erwägungen heraus erfolgt sei. Der Oberkirchenrat hat unter politischem Druck (der kein äußerer gewesen zu sein braucht) als Staatsbehörde gehandelt.

Trauern muß darüber, wem die Entwicklung der Landeskirchen zur innern Freiheit, ihre Regierung nach immer reiner kirchlichen Motiven am Herzen liegt. Aber ich kann nicht lange trauern vor lauter Freude darüber, daß Pfarrer Lepsius die Konsequenz seiner Bitte gezogen und mit dem Verzicht auf sein Amt geantwortet hat. Er hat damit dem Amt und Stande der evangelischen Pastoren den schönsten Dienst erwiesen. Wahrhaftig, es steht nicht schlecht um unsern Pastorenstand — trotz alles Betrübenden, das auch heute immer wieder in ihm vorkommt —, wenn einer um den andern auf die gesicherte Laufbahn verzichtet, weil die in reinem Idealismus erfaßte Liebespflicht es ihm gebietet. Allein in dem Kreise, den ich jetzt überschaue, sind es vier, die diese Probe des Ernstes und der Echtheit bestanden haben. Das sind keine schlechten Zeichen der Zeit.

R

Warum haben das Rührstück und die Tugendkomödie ihre Anziehungskraft für unser Geschlecht verloren?

Nun denn, eh wir von hinnen eilen,
Hast noch was Kluges mitzuteilen?
Goethe, Gedichte

Erste Hälfte

1

Die Einmütigkeit, mit der unser modernes Publikum das Rührstück ablehnt, läßt schließen, daß dieses auf dem besten Wege ist, der Tugendkomödie, die längst der Vergangenheit angehört, bald dahin nachzufolgen. Es ist wirklich auffallend, wie sich in dieser Ablehnung eines einst wichtigen und nicht kleinen Teils unsrer Poesie die politisch und sozial retardirenden Elemente unsers Bürgertums mit den radikal fortschrittlichen einig zeigen. Sobald einmal konstatirt ist, daß der Bühnendichter seine Zuhörer und Leser rühren wolle, kann er sich höchstens noch eines mehr oder weniger allgemeinen Bedauerns erfreuen, dann nämlich, wenn sein Werk hinsichtlich der Form als der Veröffentlichung würdig und sein Talent somit unbestreitbar erscheint.

Wenn man annimmt, daß die Spaltung der dramatischen Kunst in eine heitre und eine ernste Hälfte, in die Kunst des Lustspiels und die Kunst des Trauerspiels einer natürlichen Einteilung der Charaktere in solche, die zu irdischem Glück, und solche, die zu irdischem Unglück geschaffen sind, entspricht, so wird man, will man gewissenhaft sein, auch nach den Gründen forschen, auf denen diese Verschiedenartigkeit im Fazit des irdischen Lebenslaufs beruht. Zu dieser Annahme sind wir aber wohl gezwungen, sobald wir einerseits von der dramatischen Kunst annehmen, daß sie umfassend und wahr sei, d. h. im Ganzen, in ihren gesunden Erzeugnissen, einen Spiegel des Lebens bilde, andrerseits den Charakter eines Menschen als ein Unwandelbares nehmen, das unter den vielfältigsten Einflüssen des Lebens von der Jugend bis zum Alter sich eigentlich gleich bleibe; zwei Annahmen, denen wir uns, ohne das Gefühl der Redlichkeit unsers Denkens zu verlieren, schwerlich entziehen können.

Worin soll nun dieser Unterschied der Menschen in Hinsicht auf ihren konstanten Charakter bestehen? Ein einziges Wörtlein kann uns vielleicht am besten auf ihn leiten und viel gelehrtes Reden ersparen, ein Wörtlein, das ursprünglich eben zur Charakterisirung dieses Unterschieds bestimmt war, heute aber nur noch bei unserm Landvolk mit diesem Sinne verbunden und in der Umgangssprache gebräuchlich ist, während es in der Schriftsprache schon in der klassischen Zeit unsrer Litteratur nur noch im hohen Stile solche Bedeutung hatte: das Wörtlein heißt Gemein.

2

Gemein sein in diesem Sinne bedeutet, daß Einer sich mit seinen Mitmenschen in seiner Meinung von sich und in seinem Benehmen gleichstellt, sich mit ihnen nivellirt. Das kann in weiterem und in engerem Kreise geschehen. Man kann es auf gewisse Kreise beschränken, also etwa auf diejenigen, die mit einem den Stand, die Kaste teilen, wo dann Kameraderie der auch jetzt noch gebräuchliche engere Ausdruck für dieses Sichgleichmachen ist. Der Gegensatz zu diesem Sichgemeingeben ist, daß Einer mit Prätension, d. h. mit dem Anspruch auftritt, etwas Besondres, nämlich in irgend einer oder verschiednen Beziehungen Besseres zu sein, als die Menschen um ihn herum, als die größere Menge von ihnen, als die Menschen in ihrer Allgemeinheit. Soweit nun diese Verschiedenheit des Wesens natürlich ist und der Mensch sich ihrer nicht entschlagen kann, bedingt sie eine unter Umständen extreme Verschiedenheit des irdischen Schicksals, indem sie es in dem einen Falle heiter zu gestalten geneigt ist, in dem andern Fall aber trübe, ja traurig; indem nämlich die Welt denen, die sich ihr gleich achten und mit ihr gleich machen, entschieden im ganzen freundlich, dem aber, der mit Prätension an sie herantritt, entschieden feindselig gesinnt ist.

Was kann nun einen Menschen vor der großen Menge von Natur derart auszeichnen, daß es ihn dazu führt, mit Prätension, mit der Zumutung, als etwas Besondres, Besseres genommen zu werden, aufzutreten? Es ist eine starke Persönlichkeit. Damit soll gemeint sein, ein ins Psychische erhobner starker Wille. Starker Wille bedeutet noch keine starke Persönlichkeit. Hierzu ist vielmehr nötig, daß der starke Wille seine Stärke nicht mehr im Niedern, Tierischen äußere, sondern sich in das psychische Leben hineinbegeben habe und darin gefesselt sei, daß also in dem Charakter die Passions vor den Sentiments einen ganz entschiednen Vorrang haben. Eine starke Persönlichkeit beruht auf einer starken Seele.

Der aktive Ausdruck einer solchen starken Seele ist Selbständigkeit, Stolz und Eigensinn in einer Mischung, die ihren Träger, sobald er praktisch handelnd auftritt, in Widerstreit mit der Welt versetzt, weil sie ihm jedes Sichhineinfinden und Sichhineinschmiegen in die Verhältnisse, die unabhängig von seinem

Willen als ein Gegebnes ihm entgegen stehen — gewissermaßen als eine Form, die ihm eben auszufüllen gestattet wird, entgegen gehalten werden — unmöglich macht. Gelingt es dem Seelenstarken sich sein Milieu nach seinem Sinne umzugestalten, so ist er zunächst glücklich zu nennen; dient ihm zugleich ein großer Geist als Waffe, so wird er Großes vollbringen, vielleicht Throne stürzen, Reiche gründen. Aber die Welt ist ihm feindlich, und selbst wenn es ihm gelungen ist, Partei gegen sie zu machen und sie wirklich zu fesseln, droht ihm noch Verrat und Untergang. Ja, genau gesehen, ist ein solcher, auch wo das Glück ihm anscheinend hold ist, im Grunde nicht glücklich; indem das Ringen mit dem Widerstrebenden seine Kraft vorzeitig aufzehrt und ein früher Tod, oft nach unsäglichen Leiden, ihn seine Erfolge büßen läßt; die knapp gehaltene menschliche Natur bezahlt gleichsam mit einem Stück ihres Kapitals, wozu die Zinsen daraus nicht ausreichten.*)

Eine solche Natur meint man, wenn man von einem tragischen Charakter spricht. Man kann ein solches Streben füglich als persönlichen Idealismus bezeichnen. Im Gegensatz zu dem tragischen, edeln Charakter steht der heitere, glückliche gemeine, dessen Gebahren, Lebensart man umgekehrt den Realismus der Person nennen kann.

3

Wir haben es hier mit einem ethischen Unterschiede zu thun, doch, wohl gemerkt, mit einem rein formalen. Ein ganz andrer Unterschied ist der materiell ethische zwischen gutem nnd bösem Charakter. Dieser nun aber darf nicht übergangen werden. Betrachten wir ihn unter demselben Gesichtspunkte, wie den eben festgestellten ethisch formalen, so werden wir das Mittel zwischen extremer Güte und extremem Egoismus als das Gewöhnliche und darum in unserm (dem dramatischen) Sinne Gemeine, die Extreme selbst aber als mit der Allgemeinheit in Widerspruch stehend und darum als tragische Elemente betrachten müssen. Beide Extreme erleiden jedoch in dieser ihrer praktischen Wirkung eine bedeutsame Abschwächung, indem dem Egoismus Mißtrauen und Vorsicht, der Güte aber Naivetät und Vertrauen untrennbar beigemischt sind, sodaß beide viel weniger Konflikte erregen, als sie durch ihr starkes Abstechen vom gewöhnlichen Mittel wohl sollten. Beide stehen allerdings nicht gleich in dieser Hinsicht. Denn wo die gesteigerte Güte mehr dadurch Feindseligkeit erregt, daß sie sich unbequem macht, wird der gesteigerte Egoismus als gefährlich zum Widerstand und zur Verfolgung reizen. Indessen wird auch ihm viel Nachsicht zu teil, er gewinnt erst da einen tragischen Einfluß auf das Geschick, wo er durch seine Größe an die Grenzen des Verbrechens führt oder gar bis über sie hinaus. Er ist und bleibt, weil wir ihn eben im Grunde alle teilen und nur der Rest, der von ihm noch übrig bleibt, nachdem seine Forderungen zum größten Teil befriedigt sind (nämlich alle sogenannten sinnlichen Triebe), einer Modulation fähig ist, etwas schlechthin Gemeines, und nichts ist so sehr jeweils über ein ganzes Zeitalter verbreitet als ein mehr oder weniger gleichmäßiger Grad von egoistischer Anschauung. Somit bleibt eigentlich bei dem Egoismus nur die Wirkung auf Andere oder auf das Allgemeine zu beachten, von der eine Rückwirkung auf das Subjekt, das ihn ausübt, nur im Großen, nicht im Einzelnen stattfindet; daher er nur in der sozialen Geschichte als dramatisches Element eine allerdings nicht kleine Rolle spielt,**) wie auch namentlich in der allgemeinen Völkergeschichte, wo er allerdings vom ethisch formalen stark sekundirt wird (Engländer!). Der Egoismus wirkt im Individuum einfach dramatisch quantitiv, als treibende Kraft; er bedeutet eine Vermehrung der Willenskraft, wie diese das soziale Niveau bestimmend, das das Individuum erringen kann, nicht aber sein

*) Bei dem Vollblutengländer und Amerikaner gilt dies von der ganzen Rasse. Ihre Klugheit hat sich einen mächtigen Wirkungskreis zu schaffen oder zu finden gewußt; doch zehrt sich Geschlecht um Geschlecht rasch auf.

**) Die Gesellschaft strebt stets darnach, den Egoismus als treibende Kraft zu beseitigen, sodaß bloß noch das ethisch Formale als solches wirksam bleibt: Thätigkeitslust, Fleiß, Ausdauer u. s. w. kurz: Persönlichkeit.

Glück oder Unglück, welches etwas Grundverschiednes ist. So kann man wohl sagen, daß Gut und Böse erst, indem sie sich mit einer starken Persönlichkeit verschmelzen, auf den Lebenslauf bestimmend einwirken, und daß sie es auch dann mehr nur scheinbar thun, indem sie eben das Schicksal der starken (idealistischen) Persönlichkeit teilen. Unter demselben Gesichtspunkt ist auch die Liebe zu betrachten. Auch sie, die vorzugsweise das Thema des Dramas bildet, und zwar hauptsächlich das der Tragödie, ist nie die eigentliche Ursache des tragischen Verlaufs, vielmehr ist diese eben darin zu suchen, daß eine an sich, vordem schon bedeutende, starre Persönlichkeit durch die Liebe plötzlich geweckt und dadurch, nachdem sie bis dahin sozusagen latent gewesen, mit der Welt in einen zunächst unausgleichbaren Gegensatz gebracht, ihr natürliches Schicksal gewissermaßen ausgelöst wird. Daß die Liebe schon an sich etwas der Persönlichkeit Verwandtes hat, gewissermaßen selbst etwas Derartiges ist, ist nicht zu verkennen. Sie ist eine Art persönlicher Idealismus, in dem für das Wort beanspruchten Sinne. Dennoch steht sie für sich allein noch nicht in solch tragischem Gegensatz zur Welt, die ja insgesamt unter ihrer Tyrannei leidet, sie daher recht wohl versteht und nachsieht. Sie wird erst starr dadurch, daß sie sich auf einen Gegenstand beschränkt, ihn ganz und gar für sich zu erlangen strebt und ihn sich nicht absprechen noch abhandeln läßt, kurz, aufhört gemein zu sein. Konkreter ausgedrückt: Nur die starke, idealistische, spröde Seele liebt so, daß sie in schwere Konflikte gerät.*) Genau dasselbe, was von der Liebe, gilt auch von dem hervorragenden, also nicht gemeinen Intellekt. Auch er gerät hauptsächlich doch erst durch die Verbindung mit einer starken Persönlichkeit in Konflikte; woraus sich sogar u. a. Sokrates Schicksal wird erklären müssen, wie auch der ebenfalls, wenn auch in extenso, tragische, weil intellektuell einsame Lebenslauf Schopenhauers.**)

4

Je nachdem nun ein Drama idealistische oder realistische Charaktere in obigem Sinne zu Hauptfiguren hat, ist es, wenn diese Charaktere deutlich vorzugsweise selbst als Urheber ihres Schicksals erscheinen, entweder ein Schauspiel oder eine Komödie. Beide sind uns am leichtesten faßbar, sind sozusagen normale dramatische Kunst. Doch haben sich die großen Dramatiker höher verstiegen, indem sie die Abhängigkeit ihrer Helden von dem Geschicke, d. h. von dem, was ihrem Einfluß, wenigstens ihrem unmittelbaren, entzogen ist, stark, oft auf das äußerste in den Vordergrund stellen; wodurch das Dämonische oder Kapriziöse des Schicksals dem Ganzen eine eigne, besonders

*) Indes giebt es auch eine Liebe, die nicht in diesem Sinne edel, nicht psychisch geadelt ist und trotzdem von tragischer Stärke ist, wenn auch nur mehr vorübergehend; es ist die der mehr niedrig stehenden (robustern) Naturen. Rückschlag zum Selbstmord ist hier die häufige Lösung des rasch entstehenden und rasch verlaufenden Konflikts.

**) Im allgemeinen hat das weibliche Geschlecht, eben infolge seiner durchweg größeren Seelenstärke, mithin ausgeprägteren Persönlichkeit einen tragischen Charakter. Dieser kommt bloß für gewöhnlich nicht als solcher zum Vorschein, indem das Weib erst in der Liebe einen bedeutenden Willen zeigt, der alsdann sofort einen tragischen Anstrich hat. Wer genau zusieht, der wird aus den unzähligen, immer wieder sich erneuernden Verwicklungen, von denen der gewöhnliche (harmlose) Teil des weiblich enLebenslaufes voll ist, nichts anderes entnehmen, als die tragische seelische Konstitution, von welcher Trotz, Eigensinn, Grundsatzlosigkeit und Ungerechtigkeit, Schmollen, Zank und Thränen, besonders aber das „Resolutsein" der abgeschwächte, harmlose (und darum komisch wirkende) Ausdruck sind. Und so muß es sein: was dieses Geschlecht braucht, um die unsägliche Not und schwere Gefahr zu übernehmen, die sein Teil geworden ist, wäre für gewöhnlich sein Untergang. Daher die weise Einschränkung und Abschwächung. Es ist vielleicht hier am Platz, ausdrücklich auf die falsche Beurteilung des Weibes von seiten derer hinzuweisen, die bloß mehr den Intellekt ins Auge gefaßt haben (wie z. B. Schopenhauer), anstatt der ganzen Psyche, von der er nur ein kleiner Teil ist. Auch die oft berufne Launenhaftigkeit beruht nicht auf intellektueller Schwäche, sondern auf der Stärke der Persönlichkeit, die stets und unbedingt Geltung behalten möchte und daher alle Grundsätze und Maximen, Vorsätze und selbst Versprechungen über Bord wirft, sobald deren Einhalten die Persönlichkeit bedroht, ja nur beeinträchtigt. Takt ist des Weibes entschiedne Zierde, der gegenüber die Konsequenz des am Krückstock der Vernunft einherhinkenden Mannes eigentlich ein plumper unedler Notbehelf bleibt. Nicht das Weib ist launisch im strengen Sinne, sondern der Mann, der auch stets beflissen ist, künstlich, (z. B. durch Alkohol), seine Stimmung zu glätten

düstere oder heitere Färbung giebt und aus dem normalen Schauspiel das serieuse und das Trauerspiel, aus der Komödie das eigentliche Lustspiel wird. Die Aufgabe des Dichters ist infolge dieses stärkern Anteils des Geschickes schwieriger. Er hat, um verständlich zu bleiben, zu zeigen, daß trotzdem das Schicksal seines Helden im Grunde durch ihn selbst herbeigeführt (heraufbeschworen) wird, indem die Umstände, die ihm gegenüber treten, in die er sich gestellt sieht, jeweils zuerst Motive für ihn werden, auf die hin er sich nach seinem Willen entscheidet und so schließlich doch von seinen Entscheidungen abhängt, was aus ihm werde. Es muß also der Dichter hier um so bedeutendere Naturen zu erfinden und in den Konflikt hineinzustellen wissen, denn nur solche finden, wo sie in dem dargelegten Sinne tragisch veranlagt sind, in allem und jedem auch scheinbar Unverfänglichsten Schaden, Mißgeschick und schließlich ihren Untergang, während sie, wenn sie dabei in unserm Sinne gemein sind, sich alles, in das sie sich hineingestellt sehen, um so glänzender zu ihrem Wohle zu nützen verstehen. So ist also im echten, edeln Schauspiel, das notwendig ein Trauerspiel sein muß, zu zeigen, wie, je mehr und heftiger und bestimmter wir von dieser Welt begehren, um so schwieriger unsre Lebensaufgabe wird, umso unzulänglicher unser praktischer Intellekt, umso verfänglicher alles und jedes, womit wir in Berührung kommen. Umgekehrt im bedeutenden Lustspiel, wie, je weniger wir uns auf etwas Bestimmtes kapriziren, je geneigter wir sind, unsre, wenn auch großen Wünsche nach Maßgabe der jeweiligen Situation umzuwandeln, zu verschieben, zu vertauschen, desto eher alles zu unserm Heile ausschlägt, desto heller uns der Intellekt leuchtet, wo wir seiner nur eben bedürfen, desto sicherer aus allen Zufällen irdisches Glück fließt.*) Ganz sicher vor tragischem Schicksal ist freilich keiner; weil es unmöglich ist, allem Unheil auszuweichen, auch unsre Bequemlichkeit und unser Leichtsinn uns beständig verführen, ihnen zuliebe diese und jene Gefahr zu übernehmen. Die darin liegende tiefere Wahrheit, daß mit dem Werden des Individuums das tragische Schicksal auf der Welt seinen Anfang nehmen muß, weil jedes individuelle Dasein in sich einen Widerspruch zur Welt darstellt, ist der dramatischen Wahrheit eigentlicher Schlußstein. Doch — sie ist eben auch nur der Schlußstein, wir aber wollen ja das ganze Gebäude der dramatischen Wahrheit sehen. Ohne Gleichnis gesprochen: Immer bleibt es der Anteil des Menschen an seinem Geschicke, den wir im Drama vorgeführt und exemplifizirt zu sehen wünschen. Kausal unvermittelte Eingriffe des Geschicks in das Menschenleben sind Objekt der breiteren dramatischen Kunstformen des Epos und vor allem des Romans, die das Leben gewissermaßen von einem höhern Standort aus betrachten und darum ein größeres Gesichtsfeld und mehr die menschliche Welt im allgemeinen, als ein einzelnes Menschendasein im Auge haben; sie bieten sozusagen extensive Wahrheit und büßen für das, was sie hierdurch gewinnen, jenes ein, was das Drama so sehr auszeichnet: den Reiz höchst intensiver Wahrheit.

Schon ohne daß Gut oder Böse, Tugend oder Laster in ungewöhnlichen Graden als Elemente des Dramas benutzt werden, kann der Dichter den höhern, den ethischen und religiösen oder philosophischen, mit einem Wort den metaphysischen Standpunkt wahren. Denn wenn er nur recht wahr ist und recht deutlich uns die Handlung vorführt, so erkennen wir, trotzdem unser Intellekt mit dem Erfassen der Handlung ganz und gar beschäftigt ist, insgeheim schon über dem Verlauf, gar aber hinterher die Unbedeutsamkeit unsers irdischen Daseins und die Unzulänglichkeit der uns gebotnen Mittel, ihm einen wirklichen Gehalt zu geben; wonach denn das Metaphysische als einzige Realität sich aufdrängt, von der Wohlthun und Selbstverleugnung die alleinige Antizipation sind. Dieses ist gleichermaßen der Fall beim Trauerspiel wie beim Lustspiel. Denn wenn jenes mit einem offenbaren Bankerott abschließt, so dieses mit einem stillen, aber doch deutlich empfundnen Defizit, indem wir uns einzugestehen genötigt werden, daß der glückliche Held nur dadurch um die Klippen des Lebens herumkommt, ohne zu scheitern, daß er seine Wünsche der Welt anbequemt, mithin auf eine charakteristische, bedeutende Gestaltung seines Lebens von vornherein verzichtet. Wie es denn Shakespeare, der eigentlich fast ausschließlich mehr nur das Formale in unsrer Natur zum Gegenstande nimmt, immer gelingt, uns auf den höhern, den metaphysischen Standpunkt zu heben.*) Doch wäre es offenbar eine falsche Beschränkung, wenn sich die dramatische Kraft versagen wollte, das Metaphysische unsrer Natur als Element unsers praktischen Lebens bedeutsamer hervorzukehren. Sobald aber der Dichter dieses thut, tritt eine große Versuchung an ihn heran: nämlich dieses metaphysische Element bestimmend, gar ausschlaggebend auf den Gang der Handlung einwirken zu lassen, oder wenigstens die große Bewegung, das lebhafte Interesse, das die starke Betonung vor allem des Moralischen beim Zuschauer erwecken möchte, zu benutzen, um sich die intellektuelle Durcharbeitung der Handlung zu erleichtern und sich in der Zeichnung der Charaktere, in der Konsequenz und Klarheit des Verlaufs mit einem à peu près zu begnügen, wo nicht gar Falsches für Wahrheit einzuschwärzen. Und damit tritt die Tugendkomödie und das Rührstück ins Dasein. A P

*) Seinen schärfsten Ausdruck hat der Begriff des tragischen Charakters in Sophokles Antigone, die in ihrer Schwester Ismene zugleich die ebenso wahr zum Ausdruck kommende Antithese des gemeinen (wiewohl moralisch guten) Charakters findet. Es wird mancher sagen, die Religion sei es, die Antigone zu solcher Höhe hebe. Aber ich frage alle: Welcher Fromme wagt es einem Menschen in solcher Situation einen solchen Akt der Frömmigkeit zuzumuten? Sicher keiner! Und ist Ismene minder fromm? Nein, es bleibt da nur Zweierlei zur Erklärung übrig: Fanatismus und Eigensinn. Fanatismus kann ihr niemand imputiren, folglich ist es Eigensinn, der edle Eigensinn einer starken Persönlichkeit. Daß der Dichter es fertig bringt, uns mit zwingender Ueberzeugung innerer Notwendigkeit ein Lebensschifflein an einer einzigen Klippe scheitern sehen zu lassen, an der links und rechts eine unbegrenzte Fahrstraße völlig gefahrlos vorüber führt, ist ein Beweis seiner wahren Größe.

Zum Verständnis des im dargelegten Sinne Gemeinen dient in Goethes Poesie fast jedes Blatt. Keiner hat es so gezeichnet immer und immer wieder, mit einer Liebe, wie man nur das darstellt, was einem wirklich am Herzen liegt. Die tragische Persönlichkeit, groß und völlig rein, vom Moralischen scharf geschieden, Shakespeares Julius Cäsar; überhaupt alle wirklich großen Poeten.

*) Wo im Lustspiel das Metaphysische gänzlich außer Acht gelassen, gar mißachtet worden ist, empfinden wir dies recht wohl; wir empfinden es als Oede. In einigermaßen ernsthafter Stimmung stößt uns derlei ab, während das gute Lustspiel wenigstens unsre Stimmung nicht entweiht, wenn es uns auch nicht mit der Welt zu versöhnen vermag.

Verschiedenes

(Die innere Mission und die männliche Jugend) lautet der Titel eines Vortrages, den der Direktor des Pädagogiums der Brüdergemeinde zu Niesky, H Bauer, in Halle gehalten hat. (Provinzialausschuß für Innere Mission in Magdeburg. 50 Pfge.) Es wird manches vorgetragen und vergessen, dieser Vortrag zeichnet sich durch religiöse Wärme und weitherziges Urteil vorteilhaft vor seinesgleichen aus. Er sagt besonders sehr viel Wahres über die religiöse Erziehung der Jugend. Weg mit der überlebten Apologetik, für die Jugend brauchen wir ein undogmatisches Christentum im guten Sinne, brauchen wir ein persönliches Heilandsbild. Der Vortrag ist allen denen, die mit der religiösen Erziehung der Jugend aller Stände zu thun haben, warm zu empfehlen. Er bietet mehr, als der Titel vermuten läßt.

O B—r

(Die Hamburger Nachrichten) schrieben vor kurzem, man werde „den Pastoren, die es für ihre Aufgabe betrachten, die diesseitige Kirchlichkeit für die armenischen terroristischen Mörderbanden einzusetzen, von Staats wegen das Handwerk legen müssen." Einem Stuttgarter Korrespondenten der Münchner Allgemeinen Zeitung wollte diese Sprache anfangs „fast etwas hart erscheinen." Aber württembergische Erfahrungen, von denen er nichts erwähnt als die Haltung der „frommen Wochenblättchen" und eine Aeußerung der Deutschen Reichspost, regen ihn so auf, daß er die Pfarrer, welche „die armenische Sache in die Kirchen tragen und Kirchenopfer dafür sammeln," beim Konsistorium denunzirt. „Wie die Sache sich jetzt auswächst, ist unsers Erachtens auch das Gewährenlassen zu viel."

Es wird immer besser. Vor lauter politischer Einsicht empfinden diese Blätter nicht mehr, daß es außer politischen Rücksichten und Erwägungen auch noch menschliche Regungen giebt, denen sich christliche Pfarrer und christliche Gemeinden nicht ganz zu entziehen vermögen. R

(Aus dem Lande der Gegensätze) Englische Reisebriefe von Julius Werner. Dessau, Paul Baumann. 155 S. 2 Mark. Erst in Nr. 39 wurden unsern Lesern Bilder und Skizzen aus dem englischen Leben vorgeführt. Dort betonte der Herr Rezensent, daß wir Deutschen

meist mit etwas gemischten Gefühlen das Leben und Treiben der uns stammverwandtesten Nation betrachten, sodaß unsre Sympathie für ihre Litteratur neutralisirt wird durch die Abneigung gegen ihre Politik. Nach den Empfindungen unsers Verfassers ist das englische Leben selbst von Widersprüchen und Kontrasten derartig durchsetzt, daß er seinem Büchlein den sensationellen Titel: „Aus dem Lande der Gegensätze" geben zu sollen gemeint hat. Der Grund jedoch, weswegen gerade die Kontraste im Leben jenseits des Kanals dem Verfasser so zum Bewußtsein gekommen sind, ist in dem politischen Standpunkt zu suchen, den er aus der Heimat mit hinüberbrachte. Alles wird vom sozialen Gesichtspunkt aus betrachtet. Da ergeben sich dann die Gegensätze ganz wie von selbst, nur vergrößert nach dem Maßstabe der Sechsmillionenstadt. Man mag das einseitig finden, und in gewissem Sinne ist es das auch. Jedoch zeigt sich meines Erachtens auch hier wieder, ein wie hoher Standpunkt der christlich-soziale ist. Denn gerade von hier aus erweitert sich das Interesse des Beobachters bis zu den kleinsten Kleinigkeiten und stellt die verschiedenartigsten Dinge unter dieselbe, aber treffende Beleuchtung. Das Büchlein enthält sechzehn Bilder, meist aus London, die unter dem frischen Eindruck des Erlebten niedergeschrieben und teilweise schon in Feuilletons veröffentlicht sind. Wie der Titel verspricht, bietet die hier vorliegende Sammlung in der That das Verschiedenartigste und Interessanteste. Freilich einem Kenner englischen Wesens wird dies Büchlein schwerlich Neues bieten. Um so mehr aber ist es geeignet, das Interesse für die englischen Zustände und Verhältnisse, die in manchen Stücken für uns vorbildlich sind, zu erwecken. Denn — wie der Verfasser mit Recht betont — wir können noch viel von den Engländern lernen, nur muß das erste, was wir von ihnen lernen, sein die Art und Weise, wie man eine fremde Nation nachahmen soll. Cl

Quittung

Für Armenien (die mit * versehenen Gaben insbesondre für die armenischen Waisen): 56,80 Mk. aus dem Kirchspiel Rhena in Waldeck; 44 aus der Gemeinde Bergkirchen bei Hagenburg*; 16 J D, Badenweiler; 11 aus der Gemeinde Rumpenheim a. M. 2. Rate; 9 aus der Gemeinde Eschbach bei Usingen; 7,22 bei einer Hochzeit im Nörten gesammelt*; 7 von Gemeindegliedern in Limburg; 2 von A Fr.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 43 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt
in Frankfurt am Main und Umgegend

treffen sich bis auf weiteres **an jedem ersten Montag im Monat nachmittags 4—6 Uhr** in Frankfurt a. M., **Rosenau**, Reuterweg 8. Frauen sind willkommen. 2. November: Besprechung der Eisenacher Verhandlungen.

Programme
des
Réunions d'évangélisation et d'études bibliques
qui auront lieu dans
l'Eglise réformée française de Francfort
du 25 octobre au 1er novembre
sous la direction de MM. les pasteurs G. Tophel et F. Thomas, de Genève.*)

Dimanche, 25 octobre: à 9 h. ½: Prédication de M. Frank Thomas.

Lundi 26, mardi 27, et mercredi 28: Dans le temple, à 10 h. ½: Etudes bibliques: Les devoirs de l'heure présente. Dans le temple, à 8 heures du soir: Réunions d'évangélisation: La vie de l'âme.

Dimanche, 1er novembre: Prédication, par M. G. Tophel.

O Eternel, non pas à nous, non pas à nous,
mais à ton nom donne gloire!

*) Des logements seront mis à la disposition des personnes qui pourraient venir du dehors, et que nous convions avec joie à nos réunions. On est prié d'avertir à temps les pasteurs de l'église, MM. Robert, Goetheplatz 7, et Correvon, Trutz 31.

On se servira du recueil de cantiques de l'église.

Francfort-s.-M., septembre 1896.

Ein in große Not geratenes, würdiges, altes Ehepaar versendet um nicht Almosen annehmen zu müssen, drei Lieder mit Klavierbegleitung: Mein Vaterhaus? wo durch Auen ꝛc (Preis 1 Mk.); O mein Stern, polnisch und deutsch, je 75 Pfg. und Verwaist (slowakische Uebersetzung) à 1 Mk. 25 Pfg., gegen Betrag und Porto, 20 Pfg. in Briefmarken. Menschenfreunde bittet um zahlreiche Bestellungen an Frau **Schmidt**, Schützenstr. 4 hierselbst, Superintendent **Schlüter**, Blankenburg a. Harz.

Zur ausschließlichen Pflege und Wartung eines kranken fünfjährigen Knaben wird zum 1. Januar 1897 ein gesundes tüchtiges Mädchen von liebevollem Charakter gesucht. Nicht unter 25 Jahren. Jahreslohn 250 Mk. Nur mit besten Zeugnissen versehene wollen sich melden unter **G K 126.** Exped. der Christl. Welt, Leipzig, Königsstraße 20.

Soeben ist erschienen:
Schillers
Frauengestalten
von
Julius Burggraf
Pastor in Bremen
31½ Bogen in feinster Ausstattung
Preis geh. M. 5.—, in Leinen geb. M. 6.—, in Halbfranz M. 7.—

Ein Seitenstück zu Lewes' Goethes und Shakespeares Frauengestalten! Dieses Buch erhebt den Anspruch, eine populäre Darstellung zu sein, die aber nicht längst Gesagtes wiedergiebt, sondern nach vielen Richtungen hin neue Auffassungen und Beurteilungen bringt. Es ist warm und frisch geschrieben, durchleuchtet vom Geiste Schillerscher Ideale, eine gehaltvolle Arbeit, die einen nicht so leicht zu verdrängenden Platz in der Schillerlitteratur einnehmen wird. Hochinteressante Lektüre für jeden Gebildeten, namentlich auch für unsre Frauenwelt. Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart

Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig

Hefte zur Christlichen Welt

Kürzlich ist erschienen:

Nr. 23. **Bibelwort und Gotteswort.** Von Evangelicus. Preis 40 Pfg.

Nr. 24. **Die altkirchl. Christologie und der evangel. Heilsglaube.** Von P. Lobstein. Preis 40 Pfg.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162.**

Tuch u. Buckskin
Ueberzieher-,
Cheviot- und **Kammgarnstoffe** in den neuesten soliden Dessins, **schwarze Satins** und **Croisés,** hochfeine Qualitäten, sowie **Altar-** und **Kanzeltuch,** reinwollen Fabrikat und gute Farben, versendet stück- und meterweise zu sehr billigen Preisen. Reichhaltige Musterauswahl frei.
Theodor Herrmann
in **Sagan Nr. 34** (Schlesien).

Neue Kirchen-Oratorien von Heinrich von Herzogenberg

Die Geburt Christi
Text aus Worten der heiligen Schrift und geistlichen Liedern zusammengestellt von Friedrich Spitta
Kirchen-Oratorium
für Solostimmen, gemischten Chor und Kinderchor mit Begleitung von Harmonium, Streichinstrumenten und Hoboe, und für Gemeindegesang und Orgel
Op. 90
Partitur 18 Mk. netto. Instrumentalstimmen 10 Mk. netto. Viol. 1, 2, Br., Vc., Cbass, Orgel je 1,50 Mk. netto. Hoboe 1 Mk. netto. Klavierauszug (gleichzeitig Harmoniumstimme) 15 Mk. netto. Solostimmen (zusammen sechs) 4 Mk. netto. Chorstimmen: Sopran, Alt, Tenor, Bass je 1,50 Mk. netto. Kinderchor: Sopran, Alt je 30 Pf. netto. Textbuch 10 Pf. netto.

Die Passion
Kirchen-Oratorium
für Gründonnerstag und Karfreitag
Für
Solostimmen, Chor, Streichorchester, Harmonium, Gemeindegesang und Orgel
Op. 93
I. Teil. Gründonnerstag
Partitur 10 Mk. netto. Klavierauszug 3 Mk. netto. Chorstimmen: Sopran, Alt, Tenor, Bass je 60 Pfg. netto. Orchesterstimmen komplet 10,25 Mk. netto. Viol. 1, 2, Br., Vc., Cbass je 75 Pf. netto. Harmoniumstimme 3,50 Mk. netto. Orgelstimme 3 Mk. netto. Textbuch 10 Pfg. netto.
II. Teil. Karfreitag
Partitur 15 Mk. netto. Klavierauszug 4,50 Mk. netto Chorstimmen: Sopran, Alt, Tenor, Bass je 1 Mk. netto. Orchesterstimmen komplet 15,25 Mk. netto. Viol. 1, 2, Br., Vc., Cbass je 1,25 Mk. netto. Harmoniumstimme 5 Mk. netto. Orgelstimme 4 Mk. netto. Textbuch 10 Pfg. netto.

Unbemittelte Kirchenchöre erhalten bis auf weiteres das Notenmaterial zu diesen Werken leihweise. Das Nähere auf direkte Anfrage.
Leipzig **J. Rieter-Biedermann**

Verl. Wilh. Grunow in Leipzig, Königsstraße 20 — Druck von Carl Marquart in Leipzig
litterarische Beilage von S. Calvary & Co., Verlagsbuchhandlung in Berlin

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 44 Leipzig, den 29. Oktober **1896**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Glossen zur Bergpredigt: 5. Kein neues Recht, sondern eine neue Moral — Zur gegenwärtigen Lage des Protestantismus. Ein Vortrag — Der ethisch-soziale Bund in Zürich: Erste Hälfte — Warum haben das Rührstück und die Tugendkomödie ihre Anziehungskraft für unser Geschlecht verloren?: Zweite Hälfte — Gelesenes — Verschiedenes: Zur Bibelkenntnis unsrer Gebildeten; In Sachen der Armenier; Die Zeit; Miltons Ode an seine Blindheit — Quittung — Anzeigen

Glossen zur Bergpredigt

5. Kein neues Recht, sondern eine neue Moral

Das Gesetz der Alten, das Jesus auslegt, war nicht nur das Sittengesetz der Religionsgemeinde Israel, sondern zugleich das öffentlich geltende Recht der Volksgemeinde. Mochten viele Bestimmungen der Thora nie zur rechtlichen Durchführung gekommen, andre durch die römische Fremdherrschaft antiquirt sein: der Anspruch des Alten Testaments, mitsamt den Zusätzen der Aeltesten, nicht nur Gewissen, Sitte und kirchliches Leben, sondern auch das gesamte öffentliche und Rechtsleben zu regeln, blieb bestehen. Als Jesus vor dem hohen Rat sich verantworten mußte, fand der Hohepriester leicht im Gesetz den Strafrechtsparagraphen, nach dem er des Todes schuldig gesprochen wurde, wegen Gotteslästerung.

Nun ist es eine wesentliche Bedingung zum Verständnis der Gesetzesauslegung Jesu Matth. 5, 21—48, zu beachten, daß Jesus den Rechtscharakter des Gesetzes ganz auf sich beruhen läßt. Er hebt ihn nicht auf, sodaß er an seine Stelle ein neues Recht oder die Rechtlosigkeit, den Anarchismus setzte. Er läßt vielmehr Recht Recht bleiben, läßt weiter bestehen, was da noch besteht; er überläßt etwaige Veränderungen oder die Aufhebung bestehender Ordnung der menschlichen Vernunft und der Geschichte. Dagegen zieht er aus den alten Sätzen eine neue Moral: nicht revolutionär, sondern reformatorisch, diese neue Moral als den wahren letzten Sinn des alttestamentlichen Gesetzes in Anspruch nehmend.

Man sehe sich die einzelnen Auslegungen darauf hin an. Beim fünften Gebot erwähnt Jesus ausdrücklich die beiden jüdischen Justizbehörden: Gericht und Rat. Indem er den Untergerichten eine menschenunmögliche Aufgabe zuweist, Zornesgesinnung zu richten, zeigt er, daß diese ganze Erwähnung der Rechtsinstanzen ihm nur zur Erläuterung einer moralischen Wahrheit dienen sollte: Zornesgesinnung gegen den Bruder ist für den Christen dem Totschlage gleich; wenn aber gar ein Christ den andern einen Gottlosen schilt, für den giebts auf Erden gar keine Strafe, groß genug, seine Sünde zu büßen, er ist des höllischen Feuers schuldig. Jesus denkt auch nicht daran, etwa für seine Jüngergemeinde andre „Gerichte“ und einen andern „Hohen Rat“, kurz andre Rechtsordnungen aufzurichten. Was er ihnen giebt, ist eine neue Moral, die in ihrem Gewissen einwurzeln und in ihrem Gemeinschaftsleben Frucht bringen soll.

So verwirft oder verbietet Jesus nicht die Ehescheidung. Er weiß, daß sie als Rechtsinstitut eine Wohlthat ist. Um der Herzenshärtigkeit der Menschen willen gebot Mose, der entlassenen Frau einen Entlaßschein mitzugeben (Matth. 19, 7 ff.); um der Herzenshärtigkeit der Menschen willen ist überhaupt das ganze Recht da. Aber ein Jünger Jesu kommt gar nicht auf den Gedanken, seine Frau zu entlassen; er weiß, daß sein Gott sie beide zusammengeführt hat, und nun kann nichts ihn von ihr scheiden.*)

So verwirft und verbietet Jesus nicht den Eid. Er schärft im Gegenteil seine Heiligkeit ein, indem er nachweist, daß allerlei abgeschwächte Eidesformeln genau so verpflichten wie die allerstrengsten. Aber er sagt, daß in seinem Jüngerkreise das schlichte Ja ein Ja, das Nein ein Nein sein muß.

Und nun vollends: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Es fällt Jesus nicht ein, dem Strafrichter zu wehren, der hiernach seines Amtes wartet. Er will nur, was in jeder rechten Familie selbstverständlich ist, daß man sich in gegenseitiger Geduld trägt statt alsbald auf jedes widerfahrne Uebel mit Vergeltung zu antworten, daß das auch in der Familie der Gotteskinder, seiner Jünger, die Regel sei.

Endlich: Du sollst deinen Nächsten (Volksgenossen) lieben und deinen Feind (Volksfeind) hassen. Jesus hebt den Krieg nicht auf. Die Frage, „ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können,“ würde er wie Luther mit Ja beantwortet haben. Jesus war kein Utopist, der unerreichbare Ideale aufstellt für das allgemeine Wesen. Jesus pflegt wirkliche Sittlichkeit, und die kann er nicht anders pflegen als in den Herzen der Einzelnen. So lehrt er also seine Jünger auch ihre persönlichen Feinde lieben, d. h. segnen, die ihnen fluchen, wohlthun denen, die sie hassen, bitten für ihre Beleidiger und Verfolger. Diese Gesinnung, erst in Wenigen, dann in Mehreren, wird kriegerische Völker bändigen, dem Ehrgeiz eroberungslustiger Fürsten den Weg verlegen, die Greuel der Schlacht lindern, die Kriegsführung selber „ethisiren,“ den ewigen Frieden vorbereiten. Kein neues Völkerrecht bringt Jesus, aber eine neue, die Welt überwindende Moral.

R

Zur gegenwärtigen Lage des Protestantismus

Ein Vortrag**)

1

Ich gedenke nicht von der Gegenwart und Zukunft unsrer protestantischen Landeskirchen zu sprechen, sondern von der Gegenwart und Zukunft des Protestantismus. Daß dabei der

*) Auf die kasuelle Frage, ob ein Christ, der ein ganzer Jünger seines Herrn sein will, sich scheiden lassen dürfe, kommen wir bei eingehenderer Besprechung von Matth. 5, 27—32 noch zurück. Was die Frage heutzutage für uns schwierig macht, ist ein damals nicht Vorhandnes, die Konkurrenz zweier nicht nur sittlich, sondern (in der Hauptsache) auch rechtlich gleichberechtigter Persönlichkeiten in der Ehe. Jesus hat zunächst nur auf die damals allein bestehende Möglichkeit exemplifizirt, daß ein Mann sein (ihm gegenüber fast rechtloses) Weib entlassen konnte um geringster Ursache willen. Das macht er seinen rechten Jüngern zur moralischen Unmöglichkeit.

**) Ursprünglich war es nicht meine Absicht, diesen Vortrag, der am 6. Oktober in Eisenach in einem Kreise von Freunden gehalten worden ist, zu veröffentlichen. Aber nachdem er auf Grund unvollständiger Referate die heftigsten Angriffe erlebt hat, scheint es mir um

Zustand der protestantischen Landeskirchen ins Auge gefaßt werden muß, versteht sich von selbst. Aber — um gleich meine Meinung zu sagen — ich gehöre nicht zu denen, die unsre protestantischen Landeskirchen in einem Zustande der Zersetzung sehen und meinen, daß sie in Bälde untergehen werden oder doch einer gewaltigen Krisis entgegensteuern. Ich glaube umgekehrt, daß sie sich zur Zeit in einer Epoche kräftiger Konsolidirung befinden, daß sich diese noch verstärken wird, und daß somit irgend welche Anzeichen des Untergangs oder der Zersetzung nicht vorhanden sind. So wie sie sich teils von ihrem Ursprung her, teils in besonders kräftiger Weise in unserm Jahrhundert an den Staat, die Gesellschaft, den Patriotismus, die Ueberlieferung, die Autoritäten und die populäre religiöse Stimmung angeschmiegt haben, sind sie sehr feste und schwer angreifbare Gebilde geworden. Sie haben sich in der gegenwärtigen Zeitepoche eingerichtet, wie sich einst das alte Christentum im römischen Reich eingerichtet hat, und nichts deutet darauf hin, daß sie eine kürzere Dauer haben sollten als unsre Epoche. Sind doch um die Wette Regierung und Gesellschaft, frommer Sinn und Indifferenz, in gewisser Weise Freund und Feind bemüht, den Kirchen auf der Entwicklungslinie, auf der sie sich befinden, zu Hilfe zu kommen, damit sie immer mehr das werden, was die natürliche Entwicklung der Dinge sie werden läßt.

Aber sehr anders gestaltet sich freilich der Ausblick, wenn wir statt auf die protestantischen Landeskirchen auf den Protestantismus sehen. Die alte Firma „protestantisch" ist allerdings noch immer vorhanden; aber Firmen täuschen bekanntlich in der Geschichte. Die weltgeschichtliche Täuschung der Firma „apostolisch" hat die Reformation am Katholizismus aufgedeckt. Aber sind die protestantischen Kirchen vielleicht nur noch in dem Maße protestantisch, wie die katholischen apostolisch? Jedenfalls entscheiden die Worte nicht, und eine Garantie dafür, daß es dem Protestantismus nicht ebenso geht wie allen Konfessionen — daß sie nämlich teils durch Beharrung, teils durch allmähliche Umformungen ihren Charakter verändern — ist nicht gegeben.

2

Was war der alte Protestantismus? Was sind seine wesentlichen Merkmale?

Eine Kirche, die ausschließlich auf den aus der heiligen Schrift gewonnenen Articuli fidei ruhte, die Kenntnis und das Verständnis derselben allen ihren Gliedern zugänglich machen wollte, und die überzeugt war, daß sie alles Wesentliche gethan habe, wenn sie den richtigen Bibelglauben verkündigte.

Im Protestantismus besteht also ein festes, ja ausschließliches Verhältnis zwischen Theologie und Kirche. Die Glaubenslehre, die im Grunde identisch ist mit dem Bekenntnis und der Theologia sacra, trägt die Kirche. Nur diese Theologia sacra hat die Kirche zu predigen und zu lehren, alles Uebrige wird sich dann von selbst finden. Eifrig wachte man gegenüber „Schwarmgeistern" und ähnlichen Leuten, daß nicht ein Mehreres geschah. Ein strenger Puritanismus in der Religion und der religiösen Pädagogie war die Folge. Nur diese bewußte und gewollte Einseitigkeit schuf die Kraft, um das Größte zu leisten, was in der Geschichte geleistet werden kann, eine alte, mit tausend Wurzeln im Boden haftende Religion zu reformiren. Das Wort allein, und darum die Lehre allein, und der Glaube allein! Zugeschnitten war diese „Lehre" auf

der Sache willen Pflicht zu sein, ihn der Oeffentlichkeit zu übergeben. Der Reichsbote (10. Oktober) hat ihm „radikale Verwerfung des Christentums, des christlichen Gottesglaubens und Gottvertrauens, die sich auf die geschichtliche Offenbarungsthatsache Gottes in Christo gründen" nachgesagt, und er hat seinen Lesern nahegelegt zu glauben, daß ich alles das leugne, was er in einem Referat über den Vortrag (von fünfzig Zeilen!) nicht gefunden hat. Auf eine solche Polemik zu erwidern, wird mir niemand zumuten. Sie zeigt nur, daß ich in meinem Vortrage die Art, in der heute das „Bekenntnis" vertreten wird, noch viel zu milde charakterisirt habe.

Ich habe den Vortrag acht Tage, nachdem er gehalten war, wesentlich aus dem Gedächtnis niederschreiben müssen und mich dabei bemüht, ihn vor übelwollendem Verständnis zu schützen, ohne seinen Inhalt irgendwo zu ändern.

einen zwar tief bewegten, aber einförmigen Seelenzustand und auf ein gedrücktes, immerfort gefährdetes irdisches Dasein. Daß das gepredigte Wort Kraft und Leben wird, ist — das war eine Grundüberzeugung — allein das Werk des heiligen Geistes, dem man vertrauen und den man erwarten soll. Der Kirchenglaube muß aber als Notitia, Assensus und Fiducia in völlig gleichartiger Weise persönlicher Besitz jedes Einzelnen geworden sein, und ein jeder soll sich von nichts anderm nähren als von dem Wort, dessen Ausgestaltung die Theologia sacra ist.

Diese Theologia sacra im Sinne einer unfehlbaren Bibellehre hat sich aufgelöst. Doch lassen Sie mich mit ein paar Worten des Ursprungs der „Theologie" gedenken.

Sie war nicht von Anfang an vorhanden. Ursprünglich gab es es nur Prophetie und pneumatisches Lehren. Wer im Namen der Religion eine Erkenntnis vortrug oder eine religiöse Anweisung gab, that das vom Geiste getrieben; und die ihn hörten, waren überzeugt, daß er aus dem Antrieb des Geistes redete. Aber diese Periode dauerte nicht lange. Die Prophetie und das pneumatische Lehren hörten auf, und an ihre Stelle trat die verstandesmäßige, nach bestimmten Regeln arbeitende Theologie, die in Bezug auf das Alte Testament schon längst vorbereitet war. Diese Theologie war aber doch Theologia sacra; denn sie hatte einen heiligen Text — nun einen doppelten, den des Alten und Neuen Testaments zur ausschließlichen Unterlage, und man behauptete, daß nur ein geheiligter Verstand ihn auszulegen vermag. Doch über diesen letzteren Punkt blieb ein Schwanken bestehen. Daß bereits der natürliche Verstand den rechten Sinn der heiligen Schrift, mindestens bis zu einem gewissen Grade erkennen könne, wurde doch auch behauptet, und daß man ein Maß von „weltlicher" Wissenschaft für die Auslegung nötig habe, konnte nicht leicht verkannt werden. Aber eben deshalb wurde die Theologie von Anfang an mit Mißtrauen in der Kirche betrachtet. Bereits der erste große Theologe, Origenes, hat das erfahren müssen. Ein „weltliches" Element war notwendig in die Theologie aufgenommen, wenn auch seine Abgrenzung gegenüber dem Heiligen, ja überhaupt sein Existenzrecht zweifelhaft blieb.

In der Kirche der Reformation, dem alten Protestantismus, änderte sich das nicht wesentlich. Alles Heilige wird noch ausschließlicher, als es im Katholizismus geschehen war, in die Urkunde geschoben, und eben deshalb bleibt die Wissenschaft, die sich mit ihr beschäftigt, Theologia sacra. Auf diese stützte sich der Protestantismus noch entschiedner als der Katholizismus, der sich eine viel komplizirtere, aber dem Leben und seinen Bedürfnissen abgelauschte Grundlage geschaffen hat. Der Doppelcharakter der Theologie blieb übrigens ungeklärt. Einerseits sprach man so, als sei der „reine Verstand" der heiligen Schrift eine Sache natürlicher Vernunft und gewissenhafter Erkenntnis, andrerseits sollte doch nur der den Schriftsinn treffen können, der vom heiligen Geiste erleuchtet war. Als die Wiedertäufer die reformatorische Theologia sacra in pneumatische Intuition (die „fortgesetzte Offenbarung," das „innere Licht") und „natürliche Wissenschaft" zu spalten versuchten, wurden sie abgewiesen und verdammt.

Dennoch löste sich die Theologia als sacra (als ein absolutes göttliches, weil aus dem inspirirten Bibelkodex geschöpftes Wissen) allmählich auf. Wie das geschehen ist, das darzulegen würde zu weit führen. Erst löste sich das Kirchenrecht ab und ging in die Form einer rein weltlichen Disziplin über; dann folgte die Kirchengeschichte: es wurde anerkannt, im Prinzip allgemein in den protestantischen Kirchen anerkannt, daß wer seinen Standort in der Geschichte nimmt, ihn nicht zugleich in dem jeweiligen Zustande des Staats oder der Kirche nehmen kann; es wurde eine allgemeine Forderung, die Geschichte der Kirche unparteiisch zu erzählen ohne Rücksicht auf die vermeintlichen oder wirklichen Grundlagen und Ansprüche einer Partikularkirche. Dann folgte der entscheidendste Schritt: das Verständnis und die Auslegung des Alten und Neuen Testaments darf sich weder durch ein „Bekenntnis" etwas vorschreiben lassen, noch darf sie sich um der Heiligkeit des Textes willen andrer Methoden bedienen, als der allgemein anerkannten philologischen und historischen. Die Revolution, die dieser Grundsatz in

der Theologie hervorgerufen hat, zittert noch in ihrer gesamten Arbeit nach. Aber im Prinzip wird er zur Zeit nur noch selten im Protestantismus bestritten; selbst die bestreiten ihn in der Regel im Prinzip nicht, die seine Durchführung im einzelnen als sakrilegisch brandmarken.

Wie ist das gekommen? Wer hat das aufgebracht? Niemand und alle! Es ist die Folge der Entstehung des historischen Sinnes, die keine geringere Umwälzung in der Geschichte der Menschheit bedeutet als die naturwissenschaftlichen Entdeckungen. Der Begriff der Wissenschaft ist ein andre'r geworden; wir wissen es alle — wer der Wissenschaft die Ergebnisse, zu denen sie gelangen soll, vorschreibt, der löst sie damit auf. Und das, was hier hervorgebrochen ist, kann nicht mehr gehemmt werden. „Die Wahrheit ist wie ein Quellwasser, welchem man entweder seinen Lauf lassen oder gewärtig sein muß, daß es anderweit ausbreche, wo es uns am wenigsten gelegen ist." Daß auch seltsame Ueberstürzungen nicht fehlen, wird niemanden wundern, der den Lauf menschlicher Dinge kennt. So wird in einer jüngst erschienenen Abhandlung: „Das Dogma vom Neuen Testament" alles Ernstes verlangt, man solle jedes Werturteil aus der Betrachtung der Urgeschichte des Christentums ausschließen, also alles auf eine Fläche neben einander stellen. Aber auch in dieser Forderung, die die Geschichtschreibung der Kritiklosigkeit überantwortet und auf eine ganz niedrige Stufe zurückführen würde, zeigt sich das gewissenhafte Streben, die wissenschaftliche Erkenntnis rein zu erhalten und ihr nichts Fremdes beizumischen. Daß übrigens die Emanzipation der exegetischen und historischen neutestamentlichen Forschung zu immer radikaleren Ergebnissen geführt hat, kann kein Einsichtiger behaupten. Das Gegenteil ist der Fall. Nicht nur die Fragen des Ursprungs und der Echtheit neutestamentlicher Schriften werden mit größerer Vorsicht und höherm Respekt gegenüber der Tradition behandelt als früher, sondern auch die Eigenart der christlichen Religion und die Eigenart religiösen Lebens überhaupt wird objektiver und schärfer bestimmt als früher. Auch ist darüber kein Zweifel: nur der vermag das Bibelwort wirklich zu verstehen, der von seinem Geiste innerlich berührt ist. Aber freilich — es giebt keine heilige Ueberlieferung, vor der die geschichtliche Forschung einfach kapitulirt.

3

Also ist es die Wissenschaft gewesen, die die Theologie im alten Sinne des Worts gesprengt und ihr die „Heiligkeit" genommen hat? Ja — aber sie ist nur der eine Faktor in diesem Prozeß. Der andre ist in der Kirche selbst zu suchen, und die, die am lautesten über den Verlust der Theologia sacra klagen, sind an ihrer Auflösung sehr stark beteiligt. Parallel nämlich mit der Umbildung der Theologie geht seit Jahrzehnten eine Umbildung des Verhältnisses von Theologie und Kirche. Seit Schleiermachers Darlegungen über das Wesen der Religion und der Kirche ist in allen Richtungen der deutschen evangelischen Kirchen das altprotestantische, ausschließliche Verhältnis von Theologie und Kirche gesprengt. Nicht nur gegen dogmatische Systeme ist man skeptisch und, was mehr bedeutet, indifferent geworden — das Wort: „die Systeme sind das Malheur der Wissenschaften" wird in Bezug auf die Dogmatik in allen kirchlichen Lagern unterschrieben —, sondern auch gegen die Theologie als Lehre und geschichtliche Erkenntnis überhaupt herrscht eine Abneigung und Geringschätzung, in der hervorragende Führer der verschiedensten kirchlichen Richtungen zusammenstimmen. Einst waren im Protestantismus die Theologen die Schiedsrichter in allen kirchlichen Fragen, heute sitzt man nur noch über sie zu Gericht. Einst herrschte die Theologie unbedingt in der Kirche; heute wird sie zurückgeschoben oder ihre Arbeit als eine Quantité négligeable, als unfruchtbar und unpraktisch für den kirchlichen Dienst bezeichnet. Das gilt keineswegs nur von der sogenannten modernen Theologie. Daß auf die Theologie „überhaupt nicht soviel ankommt," ist ein Satz, der mir, freilich häufiger leise geflüstert als laut proklamirt, in Wort und Schrift unzählige male entgegengebracht worden ist. Doch werden die Bemühungen der Theologieprofessoren vom Standpunkt der „Kirche" allmählich immer offner als überflüssig und

störend bezeichnet. „Undogmatisches Christentum" oder Liebesthätigkeit oder irgend etwas Andres, das man noch nicht kennt, soll an die Stelle treten. Mit der Theologie ist nichts mehr zu erreichen; sie stört nur die lebendige Verwertung der Kräfte der Religion. Ich meine diese Ueberzeugung, wenn auch in sehr verschiedner Weise, sowohl aus dem Reichsboten wie aus den kräftigen Predigten Naumanns und den ernsten Ratschlägen von Sodens herauszuhören.

Ich urteile nicht, sondern ich suche einen Thatbestand, so wie er vorliegt, darzustellen. Daß dieser Zustand eine notwendige Reaktion ist gegenüber jener altprotestantischen Einseitigkeit, Lehre und Religion ausschließlich mit einander zu verbinden, ist gewiß, und daß hinter der relativen Gleichgiltigkeit gegen die Theologie auch das Bestreben wirksam ist, die Religion aus dem Intellektualismus herauszuführen und ihren verschiednen Kräften und Ausdrucksformen gerechter zu werden, ist unverkennbar.

Aber — wendet man ein — wie darf man von Nichtachtung der Theologie in einem Zeitalter sprechen, das den Ruf: Rückkehr zum Bekenntnis, so laut und stürmisch erschallen läßt, und wie kann man sich über den Mangel an schuldigem Respekt vor der Theologie beklagen in einer Epoche, in der ein so energischer Theologe wie Ritschl gewirkt und eine so allgemeine Beachtung gefunden hat?

Was den ersten Einwurf betrifft, so werden wir über ihn sofort ausführlicher zu reden haben; was aber den zweiten anlangt, so ist es richtig, daß in Ritschls Theologie das altprotestantische doktrinäre Element kräftig hervortritt. In dieser Hinsicht ist er bis auf weiteres der letzte lutherische Kirchenvater; denn seine Eigenart bestand darin, daß er die beiden Elemente des Protestantismus, das doktrinäre und das originalreligiöse, verstärkt und in enger Verbindung gehalten hat. Aber wie er in dieser Hinsicht eine Ausnahme bildet, so zeigte auch die Aufnahme seiner theologischen Arbeit, daß der Protestantismus für diese seine Haltung keine Sympathie und kein Verständnis mehr besaß. Nur einige altlutherische Theologen von striktester und daher undiplomatischer Observanz erkannten die altprotestantische Haltung seiner Lehre dankbar an; die übrigen — von seinen Schülern abgesehen — fühlten sich von seinen energischen theologischen Ansprüchen vielleicht noch mehr abgestoßen als von einzelnen bedenklichen Lehren. Daß er ganz und gar Theologe war und von der Theologie aus Vorschriften zu geben wagte, daß ihm jeder Zug des Traditionalisten, des Liturgikers, des Virtuosen, der mit sich reden läßt, des Latitudinariers, der Andre reden läßt, des Kirchenpolitikers, der mit indirekten Mitteln arbeitet, fehlte — das war das Befremdlichste und Anstößigste an dieser kraftvollen Persönlichkeit.

Die Aufnahme, die Ritschl, der lutherische Theologe, gefunden hat, ist also nur ein neuer Beleg für die Wahrnehmung, daß die Schätzung der Theologie in der Kirche reißend abnimmt. Während sich die Theologie den Ansprüchen der allgemeinen Wissenschaft unterwarf, hat sich teils infolge hiervon, teils von ganz andern Kräften bestimmt die Kirche von der Theologie getrennt oder doch das ausschließliche Verhältnis von Theologie und Kirche gesprengt.

4

Welches sind diese „modernen Kräfte"? Man kann sie in einem Worte zusammenfassen: es ist die fortschreitende Katholisirung unsrer protestantischen Landeskirchen. Ich will versuchen, aus dem ungeheueren und weitschichtigen Material, das für die Begründung dieser Behauptung zu Gebote steht, Einiges herauszugreifen. Dabei wird auch deutlich werden, in welchem Sinne das Wort „Katholisirung" hier verstanden ist.

Allem zuvor hat man den Finger auf den Kirchenbegriff zu legen. Der evangelische Kirchenbegriff ist nahezu verschwunden, und wer an ihn im praktischen Leben zu erinnern wagt, wird als unpraktischer Träumer verschrieen. Die Mehrzahl unsrer einflußreichen Kirchenzeitungen, zu denen auch ein paar politische Zeitungen zu rechnen sind, arbeitet mit einem katholischen Begriff der Kirche. Ich lese seit acht Jahren regel-

mäßig den Reichsboten und kann mich nicht erinnern, unter den unzähligen Ausführungen über die „Kirche“ auch nur ein einziges mal einer Stelle begegnet zu sein, in der der siebente Artikel der Augsburgischen Konfession zu seinem vollen Rechte gekommen wäre. Dagegen wird in der Regel einfach so gesprochen, als sei die Kirche Jesu Christi das kirchliche Institut mit seinen Majoritäten, Lehrordnungen und Ausstattungen — solange es im Sinne der Kirchenzeitungen arbeitet. Unbedenklich werden auf dieses Institut alle Verheißungen Christi übertragen. Ein Unterschied zwischen der Kirche des Glaubens und der Landeskirche wird kaum mehr gemacht, und alle Ordnungen und Fixirungen der Landeskirche, die den Majoritäten genehm sind, werden unter den Schutz und die Autorität des Heiligen gestellt. „Die Kirche spricht,“ „die Kirche verlangt“ — diese Wendungen werden wie dem Staate, so Andersdenkenden gegenüber in einem Sinne gebraucht, als handle sichs um die Stimme Gottes gegenüber der Stimme der Welt, während es sich sehr häufig nur um die Wünsche kurzsichtiger Majoritäten handelt und zugleich um Fragen, in denen der auf christlicher Kultur erwachsene Staat eine sehr viel sichrere Bürgschaft bietet. Dieser Prozeß der Katholisirung des evangelischen Kirchenbegriffs vollzieht sich so zielsicher und siegreich und mit so elementarer Gewalt, daß die Kirchenregierungen augenscheinlich große Mühe haben, um sich ihm zu widersetzen. Sie zensuriren ab und zu diese oder jene „Irrlehre“ mit der Umsicht und Weisheit, die eine lange kirchliche Erfahrung verleiht; aber sie sind fast machtlos gegenüber der tiefgreifenden Umbildung des Kirchenbegriffs, die sich unter ihren Augen vollzieht, weil sie allmählich die Autorität eines neuen Dogmas gewinnt und sich untrennbar mit der Religion der Majorität der Frommen zu verbinden scheint, die jedes Kirchenregiment respektiren muß. Daß wir Evangelische mit diesem katholischen Kirchenbegriff, der die Kirche des Glaubens und die empirische Kirche identifizirt, allmählich auch alle Folgen des katholischen Kirchenbegriffs mitbekommen — den Fanatismus, die Herrschsucht, die Ungeduld, die Verfolgungssucht, die kirchliche Uniform, die kirchliche Polizei — liegt auf der Hand und kündigt sich schon an. Nicht Gott der Herr baut sich ja innerhalb der Landeskirchen seine Kirche der Gläubigen, sondern die Majoritäten müssen sie bauen und tragen die ganze Verantwortung! Da kann sich niemand wundern, wenn sie unter der Wucht dieser Aufgabe keinen Mut, keine freudige Zuversicht, keine Geduld mehr besitzen, sondern scheltend und jammernd, schmähend und verfolgend, politisirend und alle Mächte der Welt in Bewegung setzend ihr saures Tagewerk abarbeiten. Selbst die Sprache hat für jeden Kenner bereits wieder den Ton Cyprians und der mittelalterlichen Polemiker erreicht, und der Appell an die Gewalt, der Schrei nach Unterdrückung aller Andersdenkenden in der Form der „Kirchenzucht“ ist sehr begreiflich — noch ist nicht abzusehen, wie weit er gehen und ob der Staat ihm etwa gar seinen Arm leihen wird.

Die Katholisirung des Kirchenbegriffs ist die stärkste Wurzel der tiefgreifenden Umbildungen, die der Protestantismus im neunzehnten Jahrhundert erlebt. Aber mit selbständiger Kraft setzen sich einige ihrer wichtigsten Folgeerscheinungen durch. Hier ist vor allem die Stellung zum Bekenntnis zu nennen. Es wurde oben bemerkt, daß in den evangelischen Kirchen der Gegenwart die Theologie zurückgeschoben wird, weil man nach einer breiteren Basis sucht und ungestört sein will. Um so lebhafter wird die Autorität des Bekenntnisses gefordert. Aber in welchem Sinne? In demselben Sinne, in dem die katholische Kirche die Respektirung der Tradition neben der Schrift verlangt. In der katholischen Kirche ist die Tradition in erster Linie Rechtsordnung, die zum Gehorsam und zu Devotion verpflichtet, nicht sowohl Lehre, als die bestimmte, irreformable Form des Kirchendaseins selbst. Der alte Protestantismus aber, so ernst er es mit dem Bekenntnis nahm, hat doch nie vergessen können, daß das Bekenntnis Zusammenfassung des Heilsglaubens ist, lediglich für den Glauben besteht und immerfort gewärtig sein muß, sich aus dem besser verstandnen Worte Gottes berichtigen zu lassen. Wer dem gegenüber das Bekenntnis, sei es nun das streng Lutherische, sei es irgend ein Exzerpt aus ihm, als irreformable Rechtsordnung aufrichtet und allem zuvor verlangt, daß man sich ihm unterwirft, ja in solcher Unterwerfung die Vorbedingung evangelischer Christlichkeit sieht, der denkt in diesem Punkt katholisch. Aber wie weit sind wir auf dieser Linie schon vorgeschritten! Die geistige Aneignung und Vertretung der gesamten spröden altprotestantischen Lehre wird eigentlich niemandem mehr zugemutet — soweit man nach den öffentlichen Kundgebungen schließen kann, ist die Beschäftigung mit den Bekenntnisschriften eine höchst geringe; Kirchenzeitungen und Männer, die sich für orthodox halten, lassen sich grobe Verstöße gegen die alte Kirchenlehre zu Schulden kommen; die evangelischen Lehren von der Freiheit und Gnade, von der Rechtfertigung, von der Kirche u. s. w. werden im Namen der Orthodoxie durch Häresieen entstellt, ohne daß sich auch nur eine Stimme dagegen erhebt, weil niemand es zu merken scheint; selbst die altdogmatische Christologie wird häufig in einer so rohen Verkürzung reproduzirt, daß man an ein innerliches Erfassen derselben bei ihren Vertretern nur schwer zu glauben vermag —; aber um so lauter wird die Forderung einer Geltung des Bekenntnisses sans phrase erhoben. Es mag jedem überlassen bleiben, wie er sich innerlich zu den einzelnen Stücken verhält; aber er soll das Bekenntnis in keinem Punkte anzweifeln oder antasten; denn es soll die intangible Grundordnung der Kirche sein. Während bei dem eigentümlichen Wesen des Protestantismus kirchliche Kontroversen über einzelne Lehren unausbleiblich sind und als Zeichen des Lebens und des innerlichen Anteils mit Ruhe und Geduld sachlich ausgefochten werden sollten in der Gewißheit, daß das Licht des Evangeliums nicht erlöschen wird, wird vielmehr in jeder Kontroverse eine Auflehnung wider „die Kirche“ erkannt. Folgerecht wandeln sich — wie im Katholizismus — die Lehrprozesse in Insubordinationsprozesse: der Gehorsam und die Devotion erscheinen als angetastet, und die Entgegnung der herrschenden Partei erfolgt aus der erbitterten und angstvollen Stimmung heraus, die verletzter Autorität und beleidigtem Selbstgefühl eigentümlich ist. Wie der angefochtene Lehrpunkt sachlich zu verteidigen ist, ist die geringste Sorge — nur so nebenbei werden einige apologetische Bemerkungen gemacht, die nirgends rechten Kredit finden; denn man kommt mit ihnen auf das heikle und unbequeme Gebiet der Theologie; wenn man notgedrungen dieses betreten muß, erfolgt nur ein hilfloses Stammeln und das Aufgebot wilder Kontraste und Extremitäten —, die Person des Gegners muß vielmehr niedergeschlagen und ihm deutlich gemacht werden, daß seine Häresie in der Auflehnung wider eine Rechtsordnung besteht. Das Bekenntnis so handhaben heißt es katholisch gebrauchen, und folgerecht wird es damit immer mehr dem innern Leben der Gemeinden entzogen und zu einem Gesetz für den geistlichen Stand. Ich möchte es nicht glauben, daß neulich einmal das Wort gefallen sein soll: „Träte doch N. N. aus der theologischen Fakultät in die philosophische! Dann hätten wir statt eines ungläubigen Theologen einen gläubigen Philosophen“; aber unmöglich ist es bei der stark vorgeschrittenen Stimmung nicht. Welcher Glaubensbegriff und welche Vorstellung von dem Verhältnis der Geistlichen und Laien diesem Worte zu Grunde liegt, braucht nicht erst nachgewiesen zu werden.

Hand in Hand mit der veränderten Stellung zum Bekenntnis gehen die Bestrebungen, die gottesdienstlichen Ordnungen überall kirchenpolizeilich zu uniformiren und die Lehre agendarisch festzulegen. Dem alten Protestantismus waren diese Bestrebungen völlig fremd; wir aber stehen bereits mitten in einer liturgischen Katholisirung unsrer Kirchen. Nach evangelischen Grundsätzen soll der Gottesdienst etwas Freies und Innerliches sein, und so gewiß er Normen braucht, so gewiß sollen diese eben nur Normen sein, nach denen sich der einzelne Geistliche, die Gemeinde und der einzelne Christ frei bewegen kann. Eine Gottesdienstordnung als Rechtsordnung auferlegen, den pünktlichen Vollzug eines vorgeschriebnen Rituals für eine höchst wichtige, notwendige und heilige Sache erachten, das Ritual mißbrauchen, um gewissenhafte Christen zu bedrücken, zu ängstigen, die Aussprache ihres Glaubens zu zwingen und zu belasten, ist nicht evangelisch. An diesem Punkte gerade

hat die Reformation eingesetzt, und hier ihren Puritanismus und ihre Freiheit anzutasten, bedeutet eine Verletzung ihres Wesens. Aber wie unsicher sind Tausende von Protestanten auf diesem Punkte geworden. Geht man doch geradezu so weit, die agendarischen Ordnungen der Kirche für den Gottesdienst zu benutzen, um durch sie mißliebige theologische Richtungen zu bekämpfen! Mit vollen Segeln steuert man in das gefährlichste Fahrwasser, und die Indifferenz ist, wie immer, der stille Bundesgenosse katholisirender Majoritäten: „eine Kirche muß doch feste Ordnungen haben"; „erst wenn wir das Vorbild der katholischen Kirche in dieser Beziehung erreicht haben, wird der Protestantismus eine Kirche und eine Macht sein."

Neben diesen prinzipiellen Umbildungen sind Symptome in Fülle vorhanden, die die verhängnisvolle Annäherung an katholische Formen bekunden. Die Sakramente werden in unevangelischer Weise vom Wort getrennt und ihnen neben diesem ein besondrer geheimnisvoller Wert beigelegt. Der Puritanismus des Protestantismus wird durch Redensarten wie „die heiligen Gefäße" und viele ähnliche sowie durch eine Art von Heiligkeit, die man gottesdienstlichen Dingen, Formen und Zeiten beizulegen anfängt, gröblich verletzt. Schilderungen von Kirchenvisitationen und andern kirchlichen Feiern werden in einem Tone gegeben, als handle es sich um hierarchische Veranstaltungen. Der geistliche Stand wird in bedenklicher Weise aus den übrigen christlichen Ständen herausgehoben. Die in jedem geordneten Kirchenwesen unvermeidliche Aufsicht und Kontrolle und die Abstufungen kirchlicher Aemter erscheinen mit einem Schimmer des Heiligen umflossen. Von den Generalsuperintendenten redet man gern als von „Oberhirten" und möchte sie in dem Glanze und der Würde katholischer Bischöfe sehen; ihr öffentliches Auftreten wird beschrieben, als käme der Bote Gottes zu den Gemeinden, und an ihren Gräbern ist, wie Zeitungen versichern, schon gebetet worden: „Erhöre uns um Deines Knechtes willen." Wie schwer haben es diese Männer, der unevangelischen Auffassung entgegenzutreten, die sich an ihr Amt heftet, und welches volle Maß katholischer Gelüste wird unter dem Titel „Selbständigkeit der Kirche" zum Ausdruck gebracht! Vom Kirchenregimente — gewiß dem schwersten Amte, das es heute giebt — wird verlangt, daß es überall eingreife, überall Verordnungen erlasse, nichts werden und wachsen, nichts kommen und vergehen lasse, sondern statt Geduld, Unparteilichkeit und indirekte Pflege zu üben, vielmehr das Polizeiamt sei, das in den kirchlichen Tagesstreitigkeiten von den Majoritäten die Weisungen empfängt.

Aber nicht nur in diesen bedenklichen Entwicklungen zeigt sich die Umbildung des alten Protestantismus in eine neue Form, sondern auch in erfreulichen Erscheinungen. Doch läßt sich auch hier von einer Katholisirung, d. h. Verallgemeinerung und Politisirung der evangelischen Kirchen sprechen. Einst war der Protestantismus Predigtkirche und Katechismusschule, nichts mehr; denn „das Wort allein muß es thun" — wie viel reicher, wie viel komplizirter sind seine Lebensformen nun geworden! Ein blühendes Vereinsleben auf evangelischer Grundlage hat sich ausgestaltet. In segensreicher Weise wirken Diakonissinnen und Diakonen, Stadtmissionare, Sonntagsschullehrer und -Lehrerinnen, kurz die Verkündigung des Worts und die Praxis der Religion hat sich die verschiedensten, abgestuften Organe geschaffen. Auch die religiösen Versammlungen selbst haben sehr mannichfaltige Formen angenommen in freien Erbauungsversammlungen und bis zur äußersten Grenze der „Familienabende." In alle menschlichen Berufsverhältnisse und Korporationen bringt die Religion ein und schafft in ihnen christliche Gemeinschaft und christlich-sittlichen Halt. Auf die Fülle der Fragen, die man die soziale Frage nennt, werden die Kirchen aufmerksam und suchen an ihrem Teile der Not und dem Elend zu steuern. Welch ein andres Bild, wenn man den Protestantismus, wie er vor dreihundert Jahren bestand, mit dem Protestantismus der Gegenwart vergleicht!

In allen diesen Momenten zusammen stellt sich das dar, was man die Katholisirung des Protestantismus nennen darf, und wir sind ein jeder in irgend welchem Maße von dieser Umbildung affizirt. Aber das eben ist das Kritische unsrer Tage, daß die

alte, enge, doktrinäre Form des Protestantismus verschwindet, daß das alte Verhältnis von Theologie und Kirche nicht mehr besteht, daß die Religionspädagogie der ältern Zeit sich als unzureichend erwiesen hat, daß sich also mit Recht etwas Neues in Erweiterung, Umbildung und Konsolidirung durchsetzt, während die klare Einsicht in die Lebensbedingungen des Protestantismus im Schwinden begriffen ist. Fehlt aber dieses Korrektiv, so kann es nicht ausbleiben, daß wir eine Doublette zum Katholizismus werden. Das kann dann noch immer eine Kirche sein, die Großes zu wege bringt und Seelen tröstet und stärkt; aber der Geist des evangelischen Glaubens und der Freiheit wird aus ihr entschwunden sein.

5

Ein aufgeklärter französischer Katholik hat vor ein paar Jahren in der Revue des deux mondes einen merkwürdigen Aufsatz geschrieben. Ich will einige Ausführungen aus ihm, verbunden mit verwandten Gedanken, wie ich sie im Gedächtnis habe, mitteilen: „Frankreich ist das orthodoxeste Land; denn es ist das religiös indifferenteste Land. Der Katholizismus, wie er ist, ist uns aber gerade recht. Eine weitschichtige Religion voll Mythen, Superstitionen, Absurditäten und wiederum voll tiefsinniger Gedanken, sinnvoller Riten, reichblühender Symbolik mit allen künstlerischen Reizen im Bunde und doch asketisch, allen Stimmungen entgegenkommend, jeden Ring der Geschichte in seinem mächtigen Stamme bewahrend. Zweifel und seelenquälende Fragen giebt es nicht, und wo sie auftauchen, ist die Autorität sofort zur Stelle. Niemandem, am wenigsten einem gebildeten Laien wird aber zugemutet, sich dieses ungeheure System „Religion" geistig und gläubig anzueignen. Vielmehr sind alle Stellungen zu ihm und in ihm möglich und erträglich, und selbst der Spötter bemerkt noch eine Seite, vor der sein Spott stille hält. Also findet hier jede Individualität ihre Rechnung; anders lebt sich die Frau hier ein, anders der Mann, anders der Gläubige, anders der Freigeist: er respektirt und er lächelt. Allein die Priester sind beauftragt, das Ganze in Kraft zu erhalten; das können sie natürlich nur, wenn sie schon frühzeitig in dies System eingeführt und gegen die moderne Bildung, namentlich gegen die Wissenschaft, abgesperrt werden. Die seminaristische Erziehung ist daher durchaus am Platze. Nur keine verständige Religion; denn diese wird sofort zudringlich und sucht sich der Köpfe und der Gewissen zu bemächtigen! So steht es, sagt der Katholik, mit dem Protestantismus; er ist eng, bornirt, anmaßend und zudringlich. Er verlangt, daß alle dasselbe glauben, und daß sie alles wirklich innerlich glauben, was die Kirche glaubt, und ihre ganze Weltanschauung und Lebensordnung darnach richten. Darum ist er auch zersplittert und politisch machtlos, ein Schlupfwinkel für verschrobne und enge Köpfe. „Wie groß, wie universal, wie elastisch ist dem gegenüber der Katholizismus!"

Das Bild, das hier vom Katholizismus entworfen wird, ist das Bild, das uns droht! Aber sollen wir nicht auf diese drohende Entwicklung eingehen? Sollten wir nicht einen Strich unter unsre Privatmeinungen und unsre Theologie machen und uns in der unter der Hand sich neubildenden Kirche so einrichten, wie sich Origenes in der Kirche des dritten Jahrhunderts eingerichtet hat — in dieser Kirche, die, wie es scheint, unabwendbar kommt, an deren Herstellung die Majoritäten, die Zeitungen, die Indifferenten so zielsicher arbeiten? Und teilen wir nicht selbst ihre Voraussetzungen? Haben nicht auch wir mit dem Intellektualismus in der Religion gebrochen? Wünschen nicht auch wir, daß die Religion, ungehemmt durch lastende Doktrinen, elastisch und frei auf alle die komplizirten Zustände und Stimmungen des Lebens eingehe? Erkennen nicht auch wir an, daß der alte Protestantismus eng und spröde war? Also warum zögern? Finden wir uns vielmehr mit dieser Kirche durch Unterwerfung, durch Fides implicita ab — in einem Willensentschluß ist es geschehen — und eilen wir dann unsern Brüdern in die Arme, um die Streitaxt zu begraben und friedlich und wetteifernd mit ihnen die Kirche zu bauen! Die Menschen sind nun einmal in

Glauben und Lehre nicht unter eine Formel zu bringen; also möge der Klügere nachgeben und so fort, bis die handfestesten Bekenntnisse allein das Feld behaupten. Wer eine große Kirche will, muß sich ihrer Natur und Montur anbequemen. Die Vernünftigen, Geistigen und Innerlichen sind immer nur eine unscheinbare Sekte in der Kirche gewesen! Sie mögen ihre Gedanken unter Hüllen produziren! Es giebt hundert verschiedne Weisen, um sich mit einer gegebnen Formel elastisch auseinanderzusetzen, und ebensoviele Mittel, um eine erkannte Wahrheit zu verschleiern! Und ist die Wahrheit unter dem Schleier nicht besonders reizvoll? Man hebt den Schleier, deutet an, und senkt ihn wieder! Und läßt sich das Letzte in der Religion überhaupt in Worte fassen? Wenn nicht — warum soll man sich nicht Worte gefallen lassen, und warum soll man nicht schweigen?

Wirklich — das ist verlockend! Welchen Denkenden und Sorgenvollen hat diese Versuchung nicht schon gepackt. Aber es ist die Versuchung; denn so wird der Protestantismus, das Evangelium und die Wahrheit preisgegeben. Ginge unmerklich die Entwicklung so weiter, und würden wir einfach ihr gegenüber kapituliren, so würde sich aus der Konsolidirung des Protestantismus ein zweiter Katholizismus bilden, nur dürftiger und religiös minder ernst als der erste; denn — der römische Katholizismus hat den Papst und er hat die Heiligen und Mönche. Die werden wir nicht bekommen. In der mönchischen Tendenz auf die Heiligenbildung, in dieser hingebenden, weltflüchtigen Frömmigkeit liegt im Katholizismus ein ungeheurer religiöser Antrieb und ein Korrektiv gegenüber der verweltlichten, komplizirten Kirche, das wir nicht besitzen. Und im Papsttum liegt die Kraft der Anpassung an die Zeitlage, die persönliche Autorität gegenüber der Autorität des Buchstabens, die Konservirung des Gedankens, wenn auch in politischer Umformung und Verzerrung, daß die Kirche Gottes letztlich nicht von einer Tradition regiert werden darf, sondern von lebendigen, vom Geiste Gottes bewegten Menschen. Aber im Protestantismus, wenn er dauernd auf die Linie des Katholizismus geriete, wären diese Größen nicht mehr zu erreichen; denn sie sind durch seine Voraussetzungen ausgeschlossen. Das bleibt in ihm, mag er auch noch so tiefgreifende Wandlungen erleben, unveränderlich bestehen, daß er Gläubige und nicht Heilige erziehen will, und daß er somit die Ausgestaltung des äußern und innern Lebens in der Form asketischer Frömmigkeit den Einzelnen überläßt. Zwar ist auch hier in dem Gebiet des Protestantismus ein Wetterleuchten zu bemerken, das katholische Tendenzen beleuchtet. Als neuste Erkenntnis und Weisheit wird uns mitgeteilt, daß die originale und klassische Form der Religion stets die Ekstase, die Vision und die asketische Vita coelestis sein und bleiben muß. Diese Annahme führt direkt auf die katholische Spur, daß die „Heiligen" die eigentlichen Religiosi sind, an die die Gläubigen als Religiosi zweiter Ordnung sich anlehnen. Sie verwirft die protestantische Ueberzeugung, daß überall der Glaube vorangeht, daß er das Ganze ist, und daß er selbständige und freie Gotteskinder in mannichfaltiger Ausprägung schafft. Aber wir dürfen diese atavistische Betrachtung der Religion, aus der wir freilich Beherzigenswertes lernen können, beiseite lassen, sie wird im Protestantismus nicht zur Herrschaft kommen, und sie wird die Ueberzeugung nicht verdrängen können, daß eine Religion um so höher steht, je ruhiger, freudiger und friedvoller sie den ganzen Menschen durchdringt.

6

Es sind bedenkliche und sorgenvolle Ausblicke, die wir bisher eröffnet haben. Aber, Gott sei Dank, noch giebt es ein Gegengewicht, noch giebt es Kräfte in unsern evangelischen Landeskirchen, die einer unprotestantischen Konsolidirung entgegenarbeiten. Sie werden längst erwartet haben, daß ich sie nenne; denn sie stehen Ihnen vor der Seele. Es sind noch zwei Elemente, die noch im ganzen Gebiet des Protestantismus lebend sind. Das Eine — es wurde eben angedeutet — ist die Ueberzeugung, daß die Religion letztlich nichts andres ist als die stetige Stimmung des Herzens im kindlichen Vertrauen auf Gott, jene feste, freudige Zuversicht zu Gott, wie sie Paul Gerhardt in seinem Liede „Ist Gott für mich, so trete gleich

alles wider mich" ausgesprochen hat. Das Andre ist, daß dieses Kindesvertrauen untrennbar verbunden ist mit der schlichten, einfachen Moral, daß das sittliche Leben mit seinem ganzen heiligen Ernst das Korrelat zur Religion ist, ohne das sie Abgötterei und Seelentäuschung wird. Diese Ueberzeugungen — in den Seligpreisungen der Bergpredigt sind sie zusammengefaßt — sind die starke Kraft des Protestantismus und sein verborgner Schatz. Wie sie ohne Frage sein Wesen innerhalb des gemein Christlichen begründen, so sind sie zugleich der wesentliche Inhalt des Evangeliums selbst; denn man mag noch so viel an den Worten Jesu Christi herumforschen und sie mit zeitgeschichtlichen, apokalyptischen und asketischen Gedanken zusammenhalten, man wird doch schließlich wieder bei der alten kirchlichen Einsicht anlangen, daß das Wesen des Evangeliums nicht in diesen Nebendingen zu suchen ist, sondern in der Verkündigung der Kindschaft und der Sündenvergebung und in dem heiligen Ernst, mit dem das Sittengesetz hier aus irreligiösen Verbildungen herausgeführt und dem Gewissen eingeprägt ist.

Aber ich kann von diesen hohen Dingen nicht reden, ohne einen Ehrenkranz des innigen Dankes auf das Grab Albrecht Ritschls zu legen. Er hat die Grundgedanken des Evangeliums und der Reformation kräftig und klar erfaßt und aus den romantischen, kirchenpolitischen, philosophischen und mystischen Verklitterungen und Banden herausgeführt. Er hat nichts Neues entdeckt, und Andre mögen Andern zu Dank verpflichtet sein, aber die große Mehrzahl derer, die in diesem Saale versammelt sind, verdanken ihm die christliche Zuversicht und Freudigkeit. Das soll ihm bei uns nie vergessen sein!

Die beiden Grundelemente christlicher Religion, die ich eben genannt, leben aber noch in unsern protestantischen Landeskirchen; sie leben auch im Herzen unsrer evangelischen Brüder, mit denen wir als Theologen zu kämpfen gezwungen sind; darum war es eine pessimistische, einseitige Betrachtung, die uns am Protestantismus zu verzweifeln antrieb. Nein — wir bleiben auch in diesen kritischen Zeitläufen treu bei seiner Fahne; wir bleiben in unsern Landeskirchen und kämpfen in unsrer Kirche, die ihr Erbgut nicht verloren hat, für die Kirche, damit sie ihre Krone behalte, damit sie innerhalb der Konsolidirung, Verbreiterung und Politisirung, die sie in unsrer Epoche erlebt, nicht ein heilig-weltliches Institut werde, damit sie eine Kirche des Glaubens, der Freiheit und der Geduld bleibe. Wir sind nicht in der Lage, sie zu leiten; aber wir können ein Gegengewicht ausüben, und weil wir es können, ist es unsre heilige Pflicht, der wir nicht entsagen dürfen. Vergessen wir auch nicht, daß der Protestantismus in jeder Epoche, die er durchlebt, unter den schwersten inneren Gefahren gestanden hat: einen begrifflich reinen Protestantismus hat es niemals gegeben. Wir kämpfen also nur, wie unsre Väter auch gekämpft haben.

7

Was aber ist uns not? Was kann geschehen? Ich will drei Fragen aufwerfen und sie kurz zu beantworten versuchen.

1. Wenn der Intellektualismus des alten Protestantismus gebrochen ist und sich unsre Landeskirchen auf breiterer Grundlage konsolidiren — wie fassen wir den evangelisch-protestantischen Glauben? — Gewiß, es ist möglich, eine Zeit lang eine Gesinnungsgemeinschaft zu bilden ohne eine Bekenntnisgemeinschaft, eine Gesinnungsgemeinschaft, die feste Prinzipien hat und sie durch die That bewährt. Aber die Aufgabe, den vorhandnen evangelischen Bekenntnissen ein Bekenntnis hinzuzufügen, das die wesentlichen Punkte des Heilsglaubens als Norm des kirchlichen Amts und der Kirchenleitung enthält, darf nur aufgeschoben, nicht aufgehoben werden; denn eine solche feste Form ist ein der Kirche unentbehrliches Schutz- und Kampfmittel. Auch kann sich ein solches Bekenntnis nicht ohne entschiedne Auseinandersetzung mit der Zeitbildung, mit den Erkenntnissen in Natur und Geschichte entwickeln, als ein kurzer Inbegriff der Glaubenslehre, deren eigentliche Aufgabe immer darin bestehen wird, auch Apologetik zu sein. Die Forderung eines undogmatischen Christentums und die Behauptung, man könne die Selbständigkeit der Religion dadurch

am besten bethätigen, daß man die andern Geistesgebiete sich selbst überläßt, ist verfehlt. Das Moralische freilich braucht man nicht erst zu formuliren, denn das versteht sich, Gott sei Dank, im Protestantismus immer von selbst. Unsre alten Bekenntnisse haben also ganz Recht, wenn sie das eigentliche Wesen der christlichen Religion, d. h. den Glauben an Gott und an Jesus Christus, den Sohn Gottes, im Bekenntnis zum Ausdruck gebracht haben. Auf ihren Spuren haben wir uns zu halten; aber einfach bei ihnen beruhigen können wir uns nicht; denn wir sind durch eine verwickelte Geschichte von ihnen getrennt, und niemand unter uns kann sich einfach in die Situation, die Vorbedingungen, den Erkenntnisstand zurückversetzen, aus dem sie entstammen. Darum können sie heute in der Kirche gar nicht mehr scharf und bestimmt in Wirksamkeit gesetzt werden; Abstriche und Abmilderungen müssen vielmehr überall gemacht werden. Dieser Zustand muß einmal aufhören; sonst droht die Geschichte der protestantischen Kirchen in unberechenbare Zufälle zu versinken und der arbiträren Leitung der Majoritäten zu verfallen. Mag auch die heutige Zeit nach menschlichem Ermessen für eine Bekenntnisbildung so ungeeignet wie möglich sein, mögen die auch Spott und Hohn ernten, die diese Forderung stellen — die Aufgabe, den alten evangelischen Glauben neu, schlicht und klar in der Sprache der Gegenwart auszusprechen, dürfen wir nicht preisgeben. Je breiter und fester sich die Landeskirche konsolidirt, um so notwendiger ist es, ihre evangelisch-protestantische Eigenart in einem Bekenntnis der Gegenwart zum Ausdruck zu bringen; denn die evangelischen Kirchen sind die Kirchen des Worts, des Glaubens und der innerlichen Zustimmung. Und in diesem Sinne müssen wir wünschen, daß das altprotestantische Verhältnis von Theologie und Kirche nicht hinfalle. Die Theologie muß eine Führerin der Kirche bleiben: denn ihre Hauptaufgabe — wenn sie auch eine geschichtliche Wissenschaft geworden ist — kann doch nur die sein, das Bild der Persönlichkeit Jesu Christi, des Herrn und Heilandes, sicherer zu erfassen und darzustellen.

2. Wenn der Intellektualismus des alten Protestantismus gebrochen ist und sich unsre Landeskirchen auf breiterer Grundlage konsolidiren — wie erziehen wir uns selbst und unser Volk in der Religion? Wir haben die Ueberlieferung durch die alte Glaubenslehre zu erziehen, und gewiß — wir wollen die Schätze, die in ihr liegen, fleißig brauchen. Wir wollen auch nicht vergessen, daß alles, was wächst, in Rinden wächst, und daß wir überall an die Vergangenheit anzuknüpfen haben. Aber auf ein Doppeltes glaube ich doch besonders hinweisen zu müssen. Wir sind nicht elastisch genug in der Ausbeutung und Verwertung der modernen Gedankenschätze zu Gunsten der religiösen Erziehung. Wie sehr ist uns hier das Christentum in England voraus. Welch ein breiter und tiefer Strom religiöser Gedanken durchzieht dort die Litteratur, und umgekehrt, wie energisch und umfassend nimmt dort die Religion Anteil an allen Bewegungen des Geistes! Bei uns dagegen sind nur bescheidene Anfänge in dieser Hinsicht vorhanden, und wo die Religion Fühlung sucht mit der Litteratur, da geschieht es in der Regel noch immer in einer kindlichen Weise. Und doch — welche Schätze birgt auch unsre Litteratur, und gerade die klassische, die zur Vertiefung und Verteidigung des religiösen Sinns dienen können. Ich weise nur auf Goethe hin, z. B. auf seine Gespräche mit Eckermann, seine „Maximen und Reflexionen“ und vieles Aehnliche. Wir können nicht erwarten, daß unser Glaube eine Macht in dem geistigen Leben unsers Volks wird, wenn wir nicht zu zeigen vermögen, daß sich in ihm die tiefsten Erkentnisse des Menschenlebens und der Geschichte zusammenschließen und durch ihn Kraft und Weihe erhalten. Aber nach einer andern Seite hin bedarf unsre religiöse Erziehung einer Ergänzung. Den Satz unsers Katechismus verstehen lernen: „Wo Vergebung der Sünden ist, da ist auch Leben und Seligkeit,“ ist das Ziel alles christlichen Unterrichts; aber ich meine nicht zu irren, wenn ich behaupte: daß der evangelische Glaube (eben weil er Glaube an die Sündenvergebung ist) freudige, mutige und selbständige Persönlichkeiten schafft, das muß gezeigt werden. Und damit im Zusammenhang gilt auch hier — wir müssen elastischer und

reicher werden! Wie viele Typen religiösen Lebens und christlicher Eigenart hat der mittelalterliche Katholizismus erzeugt und ertragen. Suchen wir doch in dieser Beziehung auf evangelischem Boden ihm nachzuahmen. Unsre Zeit bedarf wahrlich nicht einförmige Institute, sondern erweckte, geschlossene und selbständige Persönlichkeiten in mannichfaltigster Ausprägung. Eben deshalb habe ich die Naumannsche Bewegung freudig begrüßt, weil sie mir ein Zeichen zu sein scheint, daß auf positiver christlicher Grundlage freie und selbständige Persönlichkeiten ein großes Werk unternehmen. Gewiß, das Evangelium hat kein gesetzliches soziales Programm; aber das christliche Gewissen in Bezug auf die Not und das Elend der Brüder zu gemeinschaftlicher Hilfeleistung verfeinert sich, und diese Vertiefung der Gewissen muß der christlichen Charakterbildung zu gute kommen. Endlich,

3. Wenn der Intellektualismus des alten Protestantismus gebrochen ist und unsre Landeskirchen in Gefahr stehen, in einen falschen Katholizismus überzugehen — wie fassen wir unsre Stellung in diesen Kirchen auf? — Nach dem Ausgeführten habe ich darüber wenig mehr zu sagen: es gilt, zu bauen und Geduld zu üben. Weder können wir gegebne Kirchen leiten noch sprengen noch neue stiften wollen. In diese Landeskirchen gehören wir hinein; hier haben wir unsern Beruf empfangen, mit ihnen wissen wir uns einig in den Hauptstücken evangelischen Glaubens, und in ihnen haben wir noch immer Spielraum und Freiheit, nach unserm Gewissen zu leben und zu wirken. Die Kämpfe werden nicht ausbleiben, sie werden heißer werden, aber müde machen sollen uns auch die Mächtigsten nicht, und auch nicht unfreudig. Impossibile est, ut non laetetur qui sperat in Domino!

Adolf Harnack

Der ethisch-soziale Bund in Zürich

1

Im letzten Juni versammelte sich im Bad Schinznach eine Anzahl freidenkerisch gerichteter Männer, um über die Gründung einer schweizerischen „Gesellschaft für ethische Kultur“ zu beraten. Die Absicht, die gemeinsamen Grundüberzeugungen statutarisch zu fixiren, scheiterte an den zu weit gehenden Differenzen unter den Anwesenden. Dagegen wurde beschlossen, als praktische Aufgabe die Sache der University Extension (Popularisirung des Universitätsunterrichts durch zusammenhängende Vorträge vor Gebildeten) in der Schweiz anhand zu nehmen und den Vorstand der Berliner Ethischen Gesellschaft um die Einrichtung eines derartigen Kursus zu ersuchen. Demzufolge begann in Zürich am 25. August eine zweiwöchentliche Serie von Vorträgen ethischen und sozialpolitischen Inhalts; zwei Vorträge waren jeweilen auf den Vormittag und zwei auf den Nachmittag angesetzt; zwei bis drei mal die Woche fand abends in einem öffentlichen Lokal eine Diskussion über das Gehörte statt. Auf diese Weise sollte zugleich das Publikum auf den „ersten internationalen Kongreß der Ethischen Gesellschaften“ oder ihrer Vertreter vorbereitet werden, der vom 6. bis 10. September ebenfalls in Zürich tagte.

Die Beratungen dieses Kongresses waren in der Hauptsache nur den Mitgliedern der ethischen Vereine zugänglich; die wenigen öffentlichen Versammlungen hatten Mitteilungen über die Ausbreitung des Unternehmens in verschiednen Ländern zum Gegenstand, in der letzten wurden die neu gefaßten Beschlüsse der Delegirtenkonferenz bekannt gegeben. Denen, die nicht dem Bunde für ethische Kultur angehörten, versprachen die Vorträge mehr. Man durfte erwarten, hier einen genauen Einblick in den Geist und die Ziele zu gewinnen, die die Vertreter der ethischen Bewegung in aller Welt unter sich verbinden und das eigentümliche Recht ihres Verbandes neben andern verwandten Bestrebungen begründen. Bis zu einem gewissen Grade war das auch der Fall. Andrerseits mußte der Mangel an Uebereinstimmung zwischen verschiednen Vortragenden (von denen übrigens einige der Gesellschaft gar nicht angehörten), die Umgehung wichtigster und unerläßlichster Fragen,

das Fehlen einer kräftigen und konzentrirten Aktion dem Zuhörer auffallen. Waren das nun wohl Mängel der ethischen Bewegung als solcher, oder war es nur eine zufällige Erscheinung, oder hatte man gar bei diesem Anlaß die bewußte Absicht, diese Fehler nicht zu vermeiden? Vielleicht war man der Meinung, daß die Vorträge weniger ethisch anregen und gewinnen als belehren sollten, vielleicht fand man es dann dieser Absicht angemessen, verschiedne Standpunkte nebeneinander zu Worte kommen zu lassen, und vielleicht glaubte man aus äußeren und pädagogischen Gründen den Zuhörern die reine und unverhüllte Konfrontation mit den härtesten Problemen und schärfsten Gegensätzen ersparen zu sollen. Man müßte über eine umfassendere Kenntnis der aus der ethischen Bewegung hervorgegangnen Litteratur verfügen, als der Schreiber dieser Zeilen von sich rühmen kann, um hier völlig gerecht zu entscheiden. Ich konstatire nur auf der einen Seite, daß es nicht an Kundgebungen aus diesen Kreisen fehlt, die eine erheblich bestimmtere Stellungnahme in den Prinzipienfragen und einen kräftigern Ton der Ueberzeugung zum Ausdruck bringen als, aufs ganze gesehen, bei den Züricher Vorträgen anzutreffen war, bemerke aber anderseits, daß man den Defekt der letzteren in dieser Hinsicht offenbar nur zum kleinern Teil aus technischen Gründen wird erklären oder gar rechtfertigen können. Doch, wie immer es sich damit verhalte, wie immer die Frage zu beantworten sein möchte, ob die Vorträge als der genaue und genügende Ausdruck des Geistes der ethischen Gesellschaften zu betrachten seien, uns beschäftigt hier nicht die „Ethische Kultur" im allgemeinen, sondern diese nur so, wie sie sich in diesen Vorträgen, die von ihr veranstaltet sind und in ihren Namen gehalten wurden, darstellt.*)

Die Themata waren teils mehr spezifisch-ethischer, teils mehr sozialwissenschaftlicher Natur. Der erstern Gruppe gehören an: Die ethische Prinzipienlehre, Ueber Erziehung, Naturwissenschaft und Lebensführung, Die ersten Moralunterweisungen der Kinder. Aus der zweiten Gruppe nenne ich: Die Grundthatsachen des sozialen Lebens, Der Sozialismus und die soziale Bewegung im neunzehnten Jahrhundert, Die Sozialpolitik in der Verwaltung von Staat und Gemeinde, Ueber Genossenschaftswesen, Die soziale Entwicklung in Geld, Kreditwesen, Handel u. s. w.**)

2

Die Darstellung der ethischen Prinzipienlehre hatte Professor Höffding aus Kopenhagen übernommen. Seine Ausführungen gruppirten sich um drei Grundgedanken:

1. Die Sittlichkeit kann kein andres Prinzip oder Ziel haben als das der Wohlfahrt. „Was in allen näheren und ferneren Wirkungen nur Lust und Glück gewährt, das muß gut sein." Darnach „darf der Schmerz der Reue nicht gescheut werden." — Wir fragen: warum nicht? Etwa weil im Konfliktsfall die nähere Lustempfindung der ferneren geopfert werden soll? oder die schwächere der stärkern? Welcher wahrhaft Reumütige hätte seine Reue je als eine Funktion bewußter oder unbewußter lustökonomischer Klugheit taxirt? Statt dessen muß betont werden, daß der sittliche Wille auf eine Befriedigung ganz eigentümlicher Art gerichtet ist, die, ob sie sich gleich wie das natürliche Wohlbefinden durch Gefühle regulirt, doch nicht mit diesem unter dem allgemeinen Titel der Wohlfahrt neutralisirt werden kann. Die Selbsterhaltung des sittlichen Lebens kann demnach in Widerstreit treten mit dem natürlichen Wohlbefinden des Menschen, und da jene für die Persönlichkeit einen höhern Wert repräsentirt als dieses, so wird in solchem Fall eine Einbuße an natürlichem Wohlgefühl nicht gescheut werden dürfen.

2. Das menschliche Handeln wird gleich ursprünglich und allgemein durch die beiden Motive der Selbstbehauptung und der Sympathie (Liebe, Gerechtigkeit) geleitet. Nietzsche begeht einen großen Fehler, indem er die Liebe als Schwäche versteht; Liebe ist vielmehr Kraft, Ueberströmen der Lebenskraft des

*) Eine Charakteristik und Würdigung der ethischen Bewegung im allgemeinen geben die Nr. 1—4 des Jahrgangs 1895.

**) Die sämtlichen Vorträge erscheinen in Lieferungen bei A. Siebert, Bern.

Individuums, wie denn der Organismus überhaupt größere Kraft besitzt, als nur um sich selbst zu erhalten. — Man kann dies zugestehen, ohne auch die Folgerung zu acceptiren, daß zwischen den Trieben der Selbstbehauptung und der Liebe durch bloß natürliche Gegenwirkung ein normaler Ausgleich sich bilde. Thatsächlich ist dies nicht der Fall. Egoismus und Liebe sind Feinde, die sich nicht gegenseitig vergleichen, sondern nur vernichten können. Die Lösung dieses Lebensproblems ist nur möglich, wenn der Wille das Leben im ganzen unter einem Gesichtspunkt zu stellen vermag, wo das Interesse des Ich an sich selbst und sein Interesse an Andern zusammentreffen, wo die Liebe das Mittel der Selbsterhaltung und die Selbsterhaltung das Mittel der Liebe ist. Dieser Gesichtspunkt ist nicht der der Wohlfahrt, wohl aber der einer reinen sittlichen Vollkommenheit, denn wer für sich selbst dieses Ziel verfolgt, sieht keinen andern Weg vor sich, als den des sittlichen Verkehrs mit Andern, und wer Andre zu diesem Ziele fördern will, hat keinen andern Weg hierzu als die sittliche Selbstbildung. Indem Höffding die Sphäre des sittlichen Wollens an das Gebiet des animalischen und organischen Lebens heranrückt, hat er den Vorteil, seine Argumentation durch die Analogien des Naturlebens zu veranschaulichen, aber größer als der Gewinn ist der Verlust: er verliert die Möglichkeit, die Eigenart des sittlichen Willens, der dem natürlichen Dasein und Leben entgegengesetzt ist, ins richtige Licht zu setzen und die realen Potenzen des sittlichen Lebens zu sehen. Damit hängt auch das mangelnde Verständnis für die Bedeutung der Religion in der Sittlichkeit zusammen. Wenn die Natur im Grunde die Sittlichkeit von selbst hervorbringt, wo sie nur auf ihren Wege ungehindert gelassen wird, dann ist freilich nicht abzusehen, weshalb wir noch der Gnade bedürfen sollten, um gut zu sein. Aber nicht alle teilen jene optimistische Ansicht von den sittlichen Fähigkeiten und Tendenzen der Natur.

3. Die Wohlfahrt des Individuums und der Gemeinschaft schließen sich gegenseitig nicht aus, sondern ein. Daher, erklärte der Vortragende, sind der Individualismus und der Sozialismus für sich allein einseitig. Subjekt des sittlichen Lebens ist das Individuum, somit Schonung des Individuums in seiner Selbständigkeit und Eigenart eine der sittlichen Grundpflichten. Autorität und Zwang können immer nur Mittel sein, Zweck ist immerdar die Freiheit der Einzelpersönlichkeit. Die freie Entwicklung des Einzelnen garantirt am besten den Fortschritt der Gemeinschaft. Andrerseits ist der extreme, anarchistische Individualismus von Nietzsche und Genossen zu verwerfen; er hebt das sittliche Leben auf, denn Sittlichkeit giebt es nur in der Gemeinschaft. Auch der Sozialismus als Partei macht neuerdings an die Rechte und Bedürfnisse des Individuums Zugeständnisse, die man vor einigen Jahren nicht glaubte machen zu dürfen. Am Schlusse tadelte der Vortragende mit Recht die Zurückhaltung der Gebildeten vom Volksleben, die der von herrschend romantisch-ästhetischen Bildung einer frühren Zeit entspreche, aber nun einer energischen Mitarbeit am Gesamtwohl auf Grund einer sittlich-sozialen Bildung zu weichen habe.

3

Höffding müßte der Mann nach dem Herzen unsers schweizerischen Liberalismus sein, der niemals sonderlich ästhetisch gerichtet, aber auch niemals gänzlich manchesterlich gesinnt, sondern von jeher praktisch und gemeinnützig war. Dagegen bereitete Professor Sombart aus Breslau — zu dem ich um des Gegensatzes willen hier überspringe — mit seinen Vorträgen über den Sozialismus des neunzehnten Jahrhunderts den anwesenden „Sozialisten" eine immerhin nicht ganz ungeteilte Freude. Ihm ist die soziale Frage die Frage nach Futter und Futterplatz, also „Magenfrage," nicht sittliche Frage. Sie ist naturnotwendig da, und notwendig so da, wie sie ist. Man rede also nicht von Schuld, weder hüben noch drüben. Sie ist das notwendige Ergebnis der ökonomischen Verhältnisse und kann nicht anders als durch Neugestaltung dieser Verhältnisse gelöst werden. Diese Neugestaltung muß jedoch erzwungen werden, denn niemals verzichtet eine Klasse auf ökonomische Vorteile. An eine Versöhnung ist nicht zu denken, man erwarte sie auch nicht im Namen einer Weltanschauung, die jederzeit

doch nur Produkt der ökonomischen Verhältnisse ist. — Soweit ganz korrekt nach Karl Marx. Aber was haben solche Gedanken mit der „ethischen Kultur“ gemein? Was der Wolf mit dem Lamm? Das weiß Sombart auch recht wohl; er „versucht die ethischen Bestrebungen zu begreifen,“ meint aber, daß sie auf ihrem ideologischen Standpunkte nichts Positives werden wirken können, sondern allenfalls nur Samariterdienste leisten in dem unerbittlichen Kampf von Potenzen, die jenseits der sittlichen Ideen liegen. Und doch ist die Sache nicht völlig so schlimm, Sombart nicht so unethisch wie Marx. Schon daß er an dem Interessenkampf Freude hat, und zwar selbstverständlich eine uneigennützige Freude, ist nur von ethischen oder mindestens ästhetischen Gesichtspunkten aus verständlich, und ganz deutlich wurzelt dann im ethischen Gebiet die Forderung, daß im sozialen Kampf die Heiligkeit der Rechtsidee gewahrt bleibe, und daß der Gegner als Mensch zu betrachten sei. Recht wohl! Aber man mache uns verständlich, wie man die Integrität des Rechtes wahren will in einer Sphäre, wo die naturnotwendig wirkende Macht die allein wirksame Potenz sein soll. Entweder ist die soziale Frage ausschließlich eine Machtfrage, dann wird das Recht nur insofern anerkannt werden, als es sich als geeignetes Mittel zur Ausübung der eignen Macht erweist: einen Selbstwert, Heiligkeit besitzt es dann nicht; oder das gleiche Recht des Andern ist ein Prinzip in sich selbst, das unabhängig vom eignen Kampfinteresse Giltigkeit hat, dann wirken im sozialen Kampf noch andre als natürliche Machtfaktoren, und die soziale Frage kann dann ohne den Einsatz und die Entwicklung ethischer Motive nicht gelöst werden. Die Sombartschen Ausführungen leiden insofern an einer prinzipiellen Unklarheit. Was aber die Sache betrifft, so sind die Leser der Christlichen Welt mit den Vertretern der „ethischen Kultur“ darin einig, daß die soziale Frage nicht bloß eine ökonomische, sondern auch in sehr weitem Umfang eine ethische Frage ist. — Eines Abends hielt Professor Sombart im Lokal deutscher Sozialisten einen Vortrag über Ferdinand Lassalle, wobei er die Grausamkeit hatte, den Verehrern des mythischen Lassalle den wirklichen zu schildern.

(Fortsetzung folgt) v Sch-R

Warum haben das Rührstück und die Tugendkomödie ihre Anziehungskraft für unser Geschlecht verloren?

Zweite Hälfte

6

Wir haben eine unverkennbare Neigung, die ausgleichende Gerechtigkeit schon in diese irdische Welt zu verlegen. Nur in starken Stunden vermögen wir uns soweit zu erheben, daß wir einsehen und uns darein ergeben, ja es ganz zweifellos und völlig in der Ordnung finden, daß Gute und Böse, Tugend und Laster, philosophische Selbstzucht und wahre Frömmigkeit Lohn und Strafe nicht in dieser Welt finden. In solchen Stunden, in denen eben unser metaphysisches Bewußtsein wirklich einmal wach geworden ist, erscheint uns das irdische Dasein, dessen Sorgen uns für gewöhnlich so vollständig erfüllen, unwichtig, unbedeutend, klein und unser Metaphysisches davon völlig unabhängig und von ganz andrer, fremder Art. Dann dünkt es uns kleinlich, ja unwürdig, daß wir zu andern Stunden von der Welt eine Belohnung für das erwartet haben, was zu thun sich uns nun ganz besonders deutlich als ein rein metaphysisches Postulat aufdrängt, nämlich vom eigentlich moralischen Handeln; dann erscheint es uns feige und erbärmlich, daß uns die Welt andrerseits Schutz gewähren soll gegen die uns bedrängenden Uebelthaten des Bösen.

Damit aber ist die Tugendkomödie, in der eben die ausgleichende Gerechtigkeit für das irdische Dasein beansprucht und für Gute und Böse Lohn und Strafe sorgsam ausgemessen wird, als im Prinzip verkehrt von selbst verurteilt.

Anders, aber nicht besser, ergeht es dem Rührstück. Es nimmt das Moralische im Prinzip richtig, nämlich als tragisches Moment, und fehlt bloß in der Anwendung des an sich richtigen

Prinzips, indem es dem Moralischen einen Anteil am Gange der Handlung zuweist, den es gar nicht oder nicht vollständig zu erfüllen vermag, und der vielmehr der formalen Persönlichkeit des Helden oder der Situation zukäme. Die dadurch entstehende intellektuelle Unvollkommenheit (sozusagen Unreife) verdeckt der Dichter dadurch, daß er uns rührt, wie er die völlige Verkehrtheit der Tugendkomödie dadurch verbirgt, daß er uns erfreut. Es wird also bei beiden unechten Genres unser empfindendes Subjekt, unser Gemüt in die Auffassung hineinverwickelt und dafür Wahrheit d. h. dichterische Arbeit gespart. Es ist eine Eskamotage,. ein Kniff, auf den man das Publikum hineinfallen läßt. Und dieser Kniff gelingt gegenüber einem braven Bürgertum. Die beiden Genres sind recht eigentlich die Poesie der braven Philister, wofür als artiger Beleg gelten mag, daß das eigentliche feste Heim der Genres England ist, dessen Publikum sich im ganzen seiner wirklichen, angestammten und inkorrigiblen Natur nach durch ein edles Philisterium auszeichnet.

7

Eben daher kommt es nun, daß beide Kunstgenres heute (von England abgesehen) keine Resonanz mehr finden, derart, daß die Tugendkomödie in ihrer reinen Erscheinung sich gar nicht mehr ans Licht wagt, das tüchtige Rührstück aber bei der Künstlerzunft schonungslos geächtet ist, während es vom Publikum halbmürrisch empfangen und mit lauem Beifall begossen wird und beide sich nur mit Hilfe von groben und feinen Pikanterien, d. h. litterarischen Gemeinheiten, auf der Bühne einnisten können. Diese Unterschiebung von moralisch Sympathischem oder Erregendem anstatt von dramatisch Wahrem ist heute deshalb unmöglich, weil das Philistertum im alten Sinne nicht mehr existirt. Nicht als ob der Philister von der Erde verschwunden wäre! O nein, er ist noch immer da und im Grunde noch der nämliche, als den ihn die ältesten Berichterstatter kannten und schalten. Aber er hat in unsrer Zeit aufgehört, als moralisirender Philister zu existiren, als welcher er das Bürgertum der sogenannten alten guten Zeit bildete.*) Die freiheitliche Organisation der modernen Volkswirtschaft hat ihm so ziemlich den Garaus gemacht. Mit der engen Wirtschaftsordnung der alten Zeit, die im Wirtschaftlichen jedem nur so viel Spielraum ließ, als eben anging, um nicht einen Andern zu verletzen, ist auch die gesellschaftliche Enge verschwunden. Niemand kümmert sich viel um die Moral des Nachbarn. Er kann es nicht mehr, wenigstens nicht mehr mit wirklichem Erfolg; denn er kann ihn in seiner Berufsthätigkeit nicht kennen lernen und kann ihm bei der einmal proklamirten gewerblichen Freiheit auch nichts anhaben, hat somit auch gar kein Interesse daran, ihm nachzuspüren, vielmehr im Gegenteil das größte Interesse, nicht Zeit und Gelegenheit mit unnützer Kritik zu verlieren. Haben die Menschen aber einmal keine Möglichkeit mehr, einander in ihrer beruflichen Thätigkeit zu beobachten, zu beaufsichtigen, so verlieren sie sehr bald auch das Interesse daran, sich gesellschaftlich zu beaufsichtigen. Und so wächst denn der moderne Mensch in einer nie erhörten

---

*) Es giebt zweierlei Moral, eine natürliche, von selbst wirksame und eine künstliche aus der Enge der Gesellschaft erwachsene. Diese ist nichts andres als jene, sondern nur ihr (mehr oder weniger verschrobenes) Spiegelbild, jedoch fürs Praktische die wichtigere, ja allein maßgebende. Dieses verkannt zu haben, ist der Fehler des Manchestertums, welches meinte, es könne eine Gesellschaft ohne den starken Druck einer eindringlichen, nicht bloß in einer behandschuhten Rechtsordnung sondern auch in einer weitgehenden Wirtschaftsordnung festgelegten und fundirten öffentlichen Moral auf die Dauer bestehen, und dafür Wohlfahrt und Glück der Gesellschaft auf tote Dinge wie Geld, Kredit, Kapital gründete, von denen dann die wissenschaftliche Sozialdemokratie in folgerichtiger Reaktion alles Unglück und Elend ableitete. Der manchesterliche Irrtum konnte dadurch entstehen, daß, als sich die alten Wirtschafts- und Gesellschaftsformen auflösten, die Wirkung der alten eindringlichen Erziehung noch lange vorhielt, sodaß erst in der Moderne der Lümmel recht ans Tageslicht gekommen ist und man nun doch zur Einsicht gelangt, daß er wieder wie früher zu behandeln ist, nämlich recht sorgsam, von der Jugend bis ins Alter. Das Gegenstück zum Manchestertum ist der Darwinismus: hier Egoismus als Bedingung des natürlichen Fortschritts, wie dort als Bedingung des wirtschaftlichen, eines so klug wie das andre. (Ueber die Identität des wirtschaftlichen und moralischen praktischen Problems handelt ausführlicher der Artikel: Moral und Volkswirtschaft in Nr. 30 der Chr. W.)

Freiheit auf. Er ist nicht nur wirtschaftlich, sondern auch gesellschaftlich frei, sobald er der Schule den Rücken gekehrt hat, auf deren Zwang er so überlegen und verächtlich zurücksieht, wie auf den des elterlichen Hauses, das etwa die alte Zucht wenigstens noch innerhalb seiner Mauern heilig gehalten hatte. Und solch ein freier Bürger soll noch an die Möglichkeit einer Tugendkomödie glauben, die dem Moralischen einen Einfluß auf das Leben zuteilt, den es selbst in den Zeiten, wo sie im Schwange war, nicht besessen hat? (Denn wenn gleich jene Zeit mit ihrer gesellschaftlichen Spannung größere Moralität verlangte,*) so durfte doch innerhalb der auch in ihr, wie immer, genau gezognen Grenze jeder Einzelne à son aise besser und schlechter sein und handeln und galt für den Erfolg das nämliche Gesetz, wie heute und immer.**)) Undenkbar! Sie muß ihm als ein Verbrechen an seinem heutigen Geist erscheinen! Und er, der in seiner intellektuellen und moralischen Oberflächlichkeit,***) vielleicht noch nie in seinem Leben bis zur Rührung gelangt ist, verbittet sich auch, als wie einen schlechten Scherz, daß man versuche, ihn durch Erregung seiner moralischen Teilnahme über die Unwahrheit oder Unwahrscheinlichkeit der Handlung eines Dramas hinwegzutäuschen. Die Wahrheit will er sehen. Die nackte, rohe Wahrheit ists, nach der er schreit und lieber nimmt er litterarische Gemeinheiten mit in Kauf, als daß er auf jene verzichtet; ja er ist in seiner größeren Masse bereits so weit, daß er sich freut, diese Gemeinheit mit der Wahrheit als ihren scheinbar unzertrennlichen Begleiter begehren zu dürfen.

Dieselbe Zeit aber, die die moralisirenden Arten des Dramas ablehnt, steht dem Drama im Grunde überhaupt ablehnend gegenüber, wenn sie auch laut darnach schreit. Denn sie zeigt dem Auge des in ihr Lebenden überall das Glück als die Gefährtin des Egoismus. Zwar ist das nur Schein, und besteht auch für den modernen Erfolg das dramatische Grundgesetz, das oben†) zu beleuchten versucht wurde, nach wie vor. Aber wie die Moralität, so ist auch das ethisch Formale durch die Weitläufigkeit des modernen Verkehrs abgeflacht worden, so sehr, daß es schwer, fast unmöglich ist, es in dem kurzen, knappen Verlauf eines Dramas deutlich als Schicksalselement zur Darstellung zu bringen. Das dramatische Problem ist in dem modernen Leben nicht beseitigt, aber es

*) Der rohere Grundton der hier als moralischer beschaffen hervorgehobnen Zeit ändert an der Sache nichts; so wenig als die beständigen Eingriffe der Gewalt in das bürgerliche Leben. Auch hat diese Untersuchung nicht das Leben der „bevorzugten" Stände im Auge. Man vergleiche hierzu die treffliche Charakteristik der alten Zeit in dem selten guten Buche Mon oncle Benjamin von Claude Tillier (deutsch von G. Pfau, neuerdings auch bei Reclam erschienen).

**) In der besten, echten der moralisirenden Komödien der alten Zeit giebt das Moralische vielmehr eine oft stark betonte Begleitung ab, als die Essenz der Handlung.

***) Die Stelle der frühern öffentlichen Moral hat heute im Geschäftlichen wie im Gesellschaftlichen ein rohes Surrogat, nämlich der Komment; dieser hat allerdings einen großen Vorzug, den der Leichtfaßlichkeit. — Unter Moral ist hier überall, dem alten Sprachgebrauch entsprechend diejenige Sittlichkeit verstanden, die unsrer physischen Persönlichkeit gebietet (dem Egoismus im eigentlichen Sinn), nicht die, die unser tierisches Teil zügelt, die Sittlichkeit. Beide sind praktisch recht wohl von einander zu sondern und ist, was der einen dienlich ist, es nicht auch ohne weiteres der andern. Ja fast möchte es scheinen, als ob sie praktisch in gewissem Gegensatz zu einander stünden, indem dieselbe gesellschaftliche Enge, die der Moral sehr günstig ist, andrerseits die Gefahr des allgemeinen Libertinismus erhöht, während die Verlaufenheit der modernen Gesellschaft, die die öffentliche Moral fast zu einem Schemen gemacht hat, neben sich gleichzeitig die partielle Prostitution aufweist. Man vergleiche neben der europäischen Kulturgeschichte noch besonders die Kulturgeschichte der Hindus! (Wenn dieser Gedanke richtig ist, so hat vielleicht keine Zeit mehr Aussicht auf eine ethisch befriedigende Zukunft gehabt, als die moderne. Denn die vermutlich bevorstehende Regulirung der öffentlichen Moral in Gestalt einer Wirtschaftspolizei und schließlich auch eines förmlichen Wirtschaftsrechts wird die z. Zt. bestehende Freiheit und Isolirtheit der Einzelnen nicht aufheben!) Die Hebung der Sittlichkeit ist recht eigentlich Sache der Kirche. Eine Besserung in dieser Hinsicht wird vielleicht schon in nächster Zukunft durch die Verkleinerung der evangelischen Kirchengemeinden ermöglicht. Das Beste für alles zusammen ist immer Kolonisation im altgermanischen Sinne; doch ist damit dem Mutterlande selbst eben nur eine Erleichterung geschaffen und der Kolonie wartet später dasselbe Schicksal. Indes bekommt jedes gesunde Volk schließlich den Drang zu kolonisiren.

†) In voriger Nummer.

ist geschwächt und wird dementsprechend von der Kunstform des Dramas, die es zu andern normaleren Zeiten zum höchsten Grad von Deutlichkeit gebracht hat, an die breitere, verständlichere Kunstform des Romans abgetreten, dem es eher gelingt, auch aus dem modernen Treiben heraus die dramatische Wahrheit zu exemplifiziren. Der Roman selbst jedoch konnte, wenn er wahr bleiben wollte, schließlich, nachdem sich die Moderne zu ihrer Blüte entwickelt hatte, der Versuchung nicht widerstehen, das unkünstlerische Bild des Egoismus bis zur Widrigkeit genau darzustellen, ja schließlich gar sich auf die cynisch sorgfältige Darstellung des Tierischen im Menschen zu werfen, das in solchem Grade nie und nimmer das Thema der schönen Litteratur bilden soll. Es fehlt, kurz gesagt, unsrer Zeit das, was die Grundbedingung jeder Kunst ist, nämlich Naivität. Unsre Zeit wird zu sehr an das philosophisch Wahre täglich erinnert, um für das künstlerisch Wahre empfänglich zu sein. Hatte die alte Zeit in ihrer Naivität sich so weit vergessen, Tugendkomödien zu beklatschen und in Rührstücken Thränen zu vergießen, so kommt unsre Zeit vor lauter Einsicht in die ethische Substanz der Welt nicht mehr dazu, ein bedeutendes Drama zu schaffen; ja bald müßte sie so weit sein, daß sie sich Shakespeares nicht mehr zu freuen vermöchte, wenn nicht schon die Anzeichen dafür vorhanden wären, daß diese Periode des freien Manchestertums bloß eine Uebergangsperiode war und die Zukunft trotz aller Fortschritte der Vergangenheit ähnlicher sein werde, als selbst die Betrübtesten heute zu wünschen wagen.

8

Sollte es also wirklich streng genommen unmöglich und nur par pitié zeitenweise erlaubt sein, das eigentlich Moralische, überhaupt Metaphysische, zum leitenden Motiv der dramatischen Handlung zu machen? Es ist nicht unmöglich, aber es wird wohl schwer sein. Denn um das, was für gewöhnlich des Menschen Schicksal bestimmt, nämlich seine formale Persönlichkeit wirklich zu ersetzen, um also rein als solches ein tragisches Geschick heraufzubeschwören, muß das Moralische in ganz bedeutender Größe auftreten, in der es in der Welt so selten ist wie seine Leidensbrüder, der wahrhaft philosophische Intellekt und die echte Frömmigkeit. Und in solcher Größe gehört es nicht auf die Bretter, die ja doch eben die Welt bedeuten sollen, mit der es eigentlich so wenig gemein hat. Es läßt sich nicht im Beispiel vorführen, weil es, in seiner Größe, nicht mehr durch schlichte Anschauung, sondern nur durch ernste Erläuterung verständlich gemacht werden kann. Die Betrachtung heiligen und philosophischen Lebens ist kein Gegenstand der künstlerischen Unterhaltung, sondern der Erbauung, vollends wenn derlei nicht mehr in Personen, sondern unpersönlich vorgeführt werden soll. Die Darstellung des moralisch und intellektuell wahrhaft Edeln gehört in die geheiligten Räume der Kirche und die geweihten Hallen der Akademie.

Es giebt ja wohl so manchen, der es nicht verwinden kann, wenn man das Höchste von den Brettern ausschließt, der gar die Bretter nur unter der Bedingung dulden möchte, daß auf ihnen mit Beharrlichkeit und wahrer Hingebung nach der Darstellung dieses Höchsten gestrebt werde. Aber nirgends und nie hat die Kunst gerade in diesem Zweig solches erreicht, und die größten Bühnendichter haben es auch nie unternommen. Sie haben sich damit begnügt, mehr bei dem moralisch Gewöhnlichen zu bleiben und zum Hauptgegenstande das Formale unsrer sittlichen Natur zu wählen, hinter dem sie uns das Niedere, Sinnliche unsrer Natur, bloß eben verhüllt, mit naiver Unbefangenheit erkennen, jenes ethisch Materielle, Metaphysische aber ganz in der Tiefe mehr nur fühlen lassen. Und die, die recht verstehen, wissen auch zwischen ihren Zeilen zu lesen, zwischen ihren Worten zu hören. Und wenn der große Haufe, für den ja gerade der Bühnendichter arbeitet, nicht zu solcher Tiefe zu gelangen vermag, wenn ihm jenes Metaphysische nur dumpf zum Bewußtsein gelangt, vielleicht im Augenblick ganz verborgen bleibt, wenn diese vielen bloß Berufnen wirklich im ganzen bloß eben verstehen, was sich zunächst vor ihnen abspielt, so soll man darum nicht gleich unzufrieden sein mit der Kunst, gar sie als etwas Unnützes oder schädliche Ab-

schweifung von unsern praktischen sittlichen Pflichten brandmarken wollen. Es giebt in diesem traurigen Leben einen Winkel, in den sich alle gern einmal flüchten, und das ist der Winkel der Kunst. In diesem Winkel, wo der nach Wahrheit lechzende Intellekt vollständig aufgeht in dem ihm zu Gesicht und Gehör Gebotnen, erholt sich der von der Not des Lebens gedrückte und geängstete, von seinen Leidenschaften hin- und hergeworfne Mensch, indem er für kurze Zeit sich wirklich vergißt. Auch dieses ist eine Läuterung, eine Zeit lang nicht den Götzen des Lebens gedient zu haben. Ueber der lebhaften Thätigkeit des Intellekts kehrt Ruhe ein in die Seele, als für welche jener das im Augenblicke vollständig verschlossene unzugängliche Vorzimmer ist. Und wenn es wahr ist, was alle großen Erzieher von je verkündet haben, so wird auch die Erkenntnis, die uns ein echtes künstlerisch wahrhaftiges Drama vermittelt, und die sich in ihrem Wesentlichen aus dem Geiste des Hörens nie mehr verliert, auch nicht ohne eine wenn auch nur leise und mehr unbewußte, geheime moralische Wirkung für die Zukunft bleiben. Sie wirkt nach als Bildung und leistet als solche ihr stilles kleines aber sichres Teil zu dem großen Werke der Zivilisation. Denn zu all den stolzen, zum Teil prunkenden Bausteinen der Zivilisation giebt die Bildung recht eigentlich den Mörtel ab, ohne den ein kunstvolles Bauen nicht möglich ist. Daher sind die wahren, echten Dichter, die ohne alle andre Absicht als die uns zu unterhalten und ohne ein andres Ziel als den schlichten und zum wenigsten stets mit all den schweren Leiden ihrer weichen empfänglichen seelischen Konstitution teuer erkauften Ruhm in emsiger, unausgesetzter Arbeit sich verzehren, vielleicht von allen Freunden der Menschheit noch die Besten, da sie die zweifellos Uneigennützigen sind.

Wen es aber gar zu sehr verdrießen sollte, daß die Aesthetik nicht die Magd der Moral und Theologie sein soll, der tröste sich damit, daß sie, aus dem gleichen Grunde, ebensowenig ihr Vertreter, vollends gar ein Ersatz für sie sein kann: wie dies wohl in diesem Jahrhundert, von dem man sagen kann, daß kein Unsinn darin nicht gedacht worden und kein echter Querkopf ungehört geblieben sei, von Einigen geglaubt und als Evangelium der Zukunft verkündet worden ist.

A Perino

Gelesenes

Ist es nicht geradezu wunderbar, wie uns ein gelesenes Wort bisweilen zu fesseln und zu bewegen vermag, auch noch nach vielen Jahren? Zuerst ist es uns, vielleicht nur halb bewußt, durch die Tiefe seines Gedankens, seine Schönheit oder Wahrheit aufgefallen. Wir freuten uns darüber, wie das Kind über die schöne Blume, die es pflückt, ohne weiter viel darüber nachzudenken, und wir ließen seinen Zauber auf uns wirken. Dann aber, in stillen Stunden, auf einsamen Spaziergängen, kehrt es zu uns zurück, oft ohne unser eignes Zuthun, und wir staunen wohl darüber, wie fest es sich unserm Gedächtnis eingeprägt hat. Es sieht uns gleichsam fragend an, als wolle es sagen: Was bin ich dir? Hast du mich auch recht verstanden? Erprobt an deinem, an Andrer Leben? Und jedesmal hat es dabei an Inhalt, an Vertiefung zugenommen. Wir suchen ihm einen neuen Sinn abzugewinnen, und zuletzt wird es uns ein steter Begleiter auf dem Lebenswege, sodaß wir es in unser eigenstes Sein aufnehmen.

Das ist dann allemal ein Wort Gottes an unser Herz, und es ist dabei ganz gleichgiltig, ob wir es in irgend einem sogenannten „frommen" Buche oder einem weltlichen gelesen haben — ja, es kann sogar ein sehr weltliches gewesen sein.

So ist es eine Stelle aus der „Geierwally" der Freifrau von Hillern, die einen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht hat. Es ist dies ein Buch, das mit seiner wilden Leidenschaftlichkeit für die Jugend, der es doch zugedacht ist und die es so heißgierig zu verschlingen pflegt, am allerwenigsten paßt. Aber es sind viel edle Gedanken darin eingestreut, und tiefes Gefühl pulsirt auf jeder Seite.

Es ist schon lange her, seit ich das Buch zum letztenmale in Händen hielt; doch erinnere ich mich jener Stelle daraus so lebhaft, als hätte ich sie gestern gelesen, und wenn ich sie auch nicht wörtlich niederschreiben kann, so ist mir ihr Sinn doch noch vollkommen gegenwärtig.

Wally kommt zum Pfarrer des Ortes, um ihm ihr Leid zu klagen und ihr trotziges Herz, das über die Unbill, die ihr widerfahren, vor Zorn und Weh zu springen droht, vor ihm auszuschütten. Der geistliche Herr läßt sie in seiner Studirstube ein Weilchen warten, und unwillkürlich wird während dieser Zeit ihre Aufmerksamkeit durch die fremde Umgebung gefesselt. Ganz besonders fällt ihr dabei ein in Holz geschnitztes kleines Heiligenbild ins Auge, das sich unter einer Glasglocke zwischen andern Nippsächelchen auf der Kommode befindet, und wie gebannt bleibt sie vor ihm stehen. So findet sie der würdige Pfarrherr, als er in sein Zimmer tritt.

Gefällt dir das Heiligenfigürchen, Wally? frägt er freundlich, den entzückten Blick des Mädchens gewahrend, und Wally erwidert treuherzig, etwas Schöneres und Lieberes noch nie in ihrem Leben gesehen zu haben.

Möchtest wohl selber auch einmal so ein schönes, feines Heiligenbild werden? fragt er das Mädchen. Erstaunt blickt Wally auf, und ihre Lippen öffnen sich zu einem etwas zögernden Ja.

Nun siehst du, Wally, fährt der würdige Herr fort, damit aus einem groben Holzklotz solch feines Bild werde, muß lange daran herumgeschnitzt werden, und es gehören viel Messerschnitte dazu: zuerst gröbere, dann immer feinere, schärfere, bis daß zuletzt ein Kunstwerk fertig dasteht, den Menschen zur Freude und zur Erbauung. Die Arbeit thut unser Herrgott, aber fein stillhalten müssen wir ihm dazu, wenns auch manchmal tief geht. Verstehst du mich?

Wally blickt fragend bald auf das geschnitzte Figürchen vor ihr, bald in des greisen Pfarrers Gesicht mit seinem feinen Lächeln in den ernst-freundlichen Zügen. Sie hat den Sinn seiner Worte nicht ganz erfaßt, aber es zieht wie ein leises Ahnen durch ihr Gemüt von all dem Menschenweh und Menschenleid, das über eine Seele kommen muß, bis sich das ungestüm pochende Herz beruhigt, bis sie dem eignen Ich entsagt und sich zu einem Bilde des ewig Schönen, Reinen und Ewigen verklärt hat.

Ich wüßte wenig Sinnvolleres, Tieferes, als diese kleine Szene in ihrer rührend naiven Schlichtheit.

Ich kenne sie aber auch wohl, jene seltenen Menschen, denen ich bisweilen auf meinem Lebenswege begegnet bin, und die mir die Wahrheit jener Worte bestätigt haben.

Deutlich ist in ihren Zügen zu lesen, welches Meisters Hand die feinen Linien gemeißelt hat, die so unwiderstehlich anziehen, daß man mit fast ehrfurchtsvoller Liebe an ihnen emporschaut. Das Messer hat tief geschnitten, um jenen durchgeistigten Ausdruck hervorzubringen, aber auch ein Kunstwerk geschaffen von unvergleichlicher Schönheit, auf dem ein Glanz der Ewigkeit ruht — wie auf jedem wahren, echten Kunstwerke — vielen zur Freude und zur Erbauung.

In dieser unvollkommnen Welt kann Vollkommnes nur durch Schmerz und Entsagung erreicht werden. Das mag uns trösten, wenn uns ein Menschenlos hart und grausam erscheinen will, sei es nun das eigne oder ein teures andres. Ist der Preis auch hoch — das Ziel ist noch höher — und wir stehen nicht allein und einsam da. Vom großen Dulder am Kreuze bis zu all jenen stillen, verborgnen Märtyrern, die stumm, im Dunkeln, ein schweres Joch des Leides, des Kummers, der Krankheit und des Kampfes um ein mühseliges Dasein tragen — die Schar derer, die leiden, um ihrer Vollendung entgegenzureifen, ist groß. Aber ihre Thränen sind alle gezählt, ihre Seufzer verhallen nicht ungehört in den weiten Fernen, und auch sie sind es, von denen es heißt: Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden.

S v A

Verschiedenes

(Zur Bibelkenntnis unsrer Gebildeten) In einem 1895 erschienenen Buche über die italienischen Humanisten erzählt Wilhelm Krampe auf Seite 95 von dem römischen Kardinal Sadolet: „Am meisten beschäftigten ihn die Briefe Pauli an die Römer, zu denen er drei Bücher Kommentare schrieb, deren Ausarbeitung um so schwieriger war, als bekanntlich gerade die Römerbriefe das Haupt-

objekt des Streites zwischen Katholiken und Protestanten bildeten." Nach dem Vorwort ist der Verfasser — Gymnasiallehrer gewesen!

(Zu Sachen der Armenier) erhalte ich neuerdings von freundlichen Gebern zuweilen die Anfrage, weshalb die Christliche Welt nicht mit ungeschwächtem Eifer sich der Armenier annehme. Dieser Schein kann nur dadurch erweckt sein, daß wir in Nr. 37 bis 42 keinen größern armenischen Artikel gebracht haben. An kürzern Bemerkungen zur Sache hat es nicht gefehlt; wenn sie sehr vorsichtig waren, so hatte das seinen Grund darin, daß ich, auf mehrwöchentlichem Urlaub, die Tageszeitungen nicht genügend verfolgen konnte. Doch haben nebenher größere Aufsätze über Rußland, Persien und den Islam bewiesen, daß wir andauernd den orientalischen Dingen unsre besondre Aufmerksamkeit widmen.

In der Hauptsache meinten wir allerdings, daß die Christliche Welt ihre Mission in Sachen der Armenier erfüllt habe. Der ursprüngliche Notstand, daß niemand in der öffentlichen Presse sich des unglücklichen Volkes annahm, besteht nicht mehr. Ein so viel gelesenes Blatt wie der Reichsbote thut im Dienste des Lepsiusschen Hilfswerks, was eine Wochenschrift gar nicht leisten kann. Die unaufhörlichen Verdächtigungen, Entstellungen und Irreführungen, mit denen die offiziöse Presse diese Barmherzigkeitsregung verfolgt, haben im Reichsboten Wort für Wort ihre prompte Widerlegung gefunden. Was insbesondre den Professor Thoumajan anlangt, so wird eben dort der ausdrücklich herausgeforderte Pastor Hoffmann in Genf den schnöden Unterstellungen der „Post" antworten. Sehr leid ist uns, daß „Die Zeit" keine klare und feste armenische Politik hat. Aber ausdrücklich hinweisen möchten wir noch auf die Blätter, die Pfarrer Lohmann in Frankfurt a. M. unter dem Titel „Auf der Warte" herausgiebt; es ist soeben Nr. 3 erschienen; hier wird eine reiche Fülle von Nachrichten und Bildern darin geboten. Sollte übrigens die armenische Hilfsbewegung auch kirchlicherseits vermehrten Widerstand erfahren, so werden wir um so gewisser auf dem Plane sein: an unsrer Beurteilung der Lage und unserm Eifer für das mißhandelte Volk hat sich nichts geändert. R

(Die Zeit) Unsrer heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Oberwinder-Naumannschen Tageszeitung Die Zeit bei. Wenn wir ihn nicht mit einer Würdigung des Blattes an diesem Orte begleiten, so liegt das nicht daran, daß wir keine Empfehlung dafür hätten, sondern daran, daß wir so bald als möglich ausführlicher auf das Unternehmen eingehen wollen. R

Miltons Ode an seine Blindheit

Wenn ich bedenke, wie mein Licht erlosch,
Und wie die weite Welt mir dunkel ward,
Eh ich die Hälfte meiner Tage hab erreicht — —
Und wie das eine Pfund schon nutzlos ruht,
Bevor der Tod es raubt, ob auch die Seele
Sich müde sehnt, es zu des Schöpfers Ehr
Zu brauchen, daß ich treu erfunden werde
Und Er nicht zürn am Tage des Gerichts —
So frag ich kindlich: Fordert Arbeit Gott
Von mir, dem Er das Licht versagt? — —

Geduld, dem Murren wehrend, raunt mir leise zu:
Gott braucht nicht Seine Gab, nicht dein Bemühn.
Am besten dient ihm, wer am besten trägt
Sein sanftes Joch. Des Stand ist königlich.
Viel tausend eilen ohne Ruh und Rast
Durch Land und Meer auf Sein Geheiß. Doch auch
Sie dienen Ihm, die ruhig stehn und warten.

W H

Quittung

Für Armenien (die mit * versehenen Gaben insbesondre für die armenischen Waisen): 475 Mk. gesammelt durch das Evangelische Gemeindeblatt für Rheinland und Westfalen (davon 19,25 Mk. insbesondre für die armenischen Waisen); 100 von dem Gustav-Adolf-Frauenverein in Mannheim; 93,50 aus der Gemeinde Otzenrath; 50 M, Herrenlauersitz; 29,75 aus der Gemeinde Tanne im Harz*; 25,50 aus der Markusgemeinde in Gießen; 18,60 durch Sch, Balingen; je 10 von M K, Rappoltsweiler*; A, Rodheim v. d. H; N N, Velten; 8 in einer Bibelstunde in Gelsenkirchen gesammelt; 6 von den Konfirmandinnen der Marktkirche in Goslar*; je 5 von W, Breslau*; Ch Sch, Schweinsberg; Dr. R, Diez; 3,70 aus Freiendiez; 3 von B O, Neuwedell; 2 von W, Diez.

Gesamteinnahme bisher: 12310,93 Mk. Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 44 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt
in Frankfurt am Main und Umgegend
treffen sich bis auf weiteres **an jedem ersten Montag im Monat nachmittags 4—6 Uhr** in Frankfurt a. M., **Rosenau**, Reuterweg 8. Frauen sind willkommen. 2. Novbr.: Besprechung der Eisenacher Verhandlungen

Alleinstehende Damen finden in dem schöngelegnen **Eberswalde**, mittelgroße Stadt, 3/4 Stunde per Bahn von Berlin, **gute und dauernde Pension** mit aufmerksamer Verpflegung in einer gebildeten christlichen Familie. Näheres Redaktion dieses Blattes.

Die Familie ist mir persönlich genau bekannt. Ich kann vorstehendes Anerbieten nur aufs wärmste empfehlen. Pfarrer **Rade**

Ein charakterfester gebildeter Mann, ohne Verschulden um Vermögen und Stellung gekommen, sucht **Beschäftigung** im Dienst humaner Unternehmungen **unentgeltlich.** Wo möglich ohne Ortswechsel. Persönliche Auskunft erteilt der Herausgeber dieses Blattes.

Zur ausschließlichen Pflege und Wartung eines kranken fünfjährigen Knaben wird zum 1. Januar 1897 ein gesundes tüchtiges Mädchen von liebevollem Charakter gesucht. Nicht unter 25 Jahren. Jahreslohn 250 Mk. Nur mit besten Zeugnissen versehene wollen sich melden unter **G K 126.** Exped. der Christl. Welt, Leipzig, Königsstraße 20.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162.**

Die glückliche Geburt eines gesunden Mädchens beehren sich anzuzeigen
Dr. Weizsäcker und Frau
Frankfurt a. M., 24. Oktbr. 1896

Soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:
Spanien und das Evangelium,
Ergebnisse einer neunmonatigen Studienreise von **Fr. G. J. Grape.**
Mit 9 Bildern nach photogr. Aufnahmen des Verfassers.
Preis 6 Mark.
Verlg. v. **Eugen Strien** i. Halle a. S.

Schönstes Festgeschenk!
Thorwaldsen:
Segnender Christus.

Größe	100	75	56	48	36 cm
Preis	36	20	10	7,50	3 Mk.

Hugo Rothers Buchhdl.
(Martin Warneck)
Berlin W 9 Linkstraße 4

Heimstätte

Eisenach in Thür., Frauenberg 39, I. Töchter guten Hauses finden jederzeit freundlichste Aufnahme zur Fortbildung in Wissenschaften und Haushalt. Vorzügliche Empfehlungen. Näheres durch Frl. **Mosche**, Vorsteherin, staatl. wissenschaftl. gepr. Lehrerin.

Verlag von Reuther & Reichard, Berlin W. 9

Soeben erschien:

Die Thontafeln von Tell-el-Amarna von **Hugo Winckler.**
[*Eb. Schraders Keilinschriftl. Bibliothek.* V. Band.] Gr. 8°. XXXVI, 465 S. M. 20,—.

Strack, Prof. Dr. **Herm. L., Hebräische Grammatik** mit Uebungsbuch. Sechste, vielfach verbesserte Auflage. [*Porta lingg. orient. I.*] 8°. XVI, 268 S. geb. M. 4,—.

Sieffert, Prof. D. **Fr., Die neuesten theologischen Forschungen über Buße und Glaube.** Lex.-8°. 28 S. M. 0,60.

Hering, Prof. D. **H., Lehrbuch der Homiletik.** I. Teil. Geschichte der Predigt.
Subskriptionspreis pro I/II. M. 8,—.

Sachsse, Prof. D. **E.,** Evangelische Katechetik. **Lehre von der kirchlichen Erziehung** nach evang. Grundsätzen. Gr. 8°. 432 S. M. 7,50.
In Kall. geb. M. 8,50.

Dürselen, Pfarrer **P. R., Homiletik und Psychologie.** Ein Beitrag zur praktischen Theologie, insbes. zur Topik. Gr. 8°. VIII, 100 S. M. 2,—.

Schäfer, P. **Theod., Agende für die Feste und Feiern der Inneren Mission.** Kl. 4°. XVI, 458 S. M. 7,50.
In Kall. geb. mit Goldpressung M. 9,—.
Auch einzeln: 1. Allgemeine Einleitung und Kommunion. IV, 156 S. M. 3,—.
2. Initiation. IV, 102 S. M. 2,—.
3. Benediktion. IV, 200 S. M. 3,60.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig, Königsstraße 20 — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu zwei Beilagen: Aufruf für Armenien von der deutschen Hilfsaktion zur Linderung des Notstandes in Armenien und ein Prospekt von der Tageszeitung „Die Zeit" in Berlin

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 45 **Leipzig, den 5. November** **1896**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Glossen zur Bergpredigt: 6. Der naive Charakter der christlichen Frömmigkeit — Luthers Einfluß auf die Kirchen Englands — Die Plagen Aegyptens — Der ethisch-soziale Bund in Zürich: 4 und 5 — Der Antifreimaurerkongreß und die antifreimaurerische Bewegung: Erste Hälfte — Paul Verlaine: Erste Hälfte: 1 — Besteht eine Rechtspflicht der Berliner Vertragsmächte zur Hilfeleistung an die Armenier in ihrer Notlage? — Verschiedenes: Die Verwendung des armenischen Geldes — Anzeigen

Glossen zur Bergpredigt

6. Der naive Charakter der christlichen Frömmigkeit

Ein Hauptfehler der Gerechtigkeit, die die Pharisäer und Schriftgelehrten pflegten, war ihr Mangel an Naivität. Hören wir den Pharisäer im Gleichnis, wie er sich an Andern mißt, wie er seine Leistung im Fasten und Almosengeben berechnet — da merken wir, ihm ging jede Einfalt und Harmlosigkeit ab, er war sich ganz seiner Gutheit und Gutthat bewußt. Dieser Mangel an Naivität wurde ihm zum Fall, er führte zu Selbstüberhebung und Selbstbetrug, er brachte ihn schließlich um die Hauptsache, die Gerechtigkeit vor Gott.

Wenn Jesus von den Seinen verlangt, daß ihre Gerechtigkeit besser sein soll als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, so fordert er damit von ihnen auch eine naivere Art der Frömmigkeit. Unter dem Gesetz des Alten Bundes war diese schwer zu haben. Es konnte ein Israelit der Schule der Pharisäer ganz fern stehn, wenn er aber angehalten wurde, auf alle die einzelnen Vorschriften zu achten, die sein Leben umzäunten, so wars mit einem kindlich harmlosen Wandel vor Gott vorbei. Jesus löst die Fülle der Vorschriften in eine auf, und er schiebt die Verpflichtung aus dem Thun und Lassen in die Gesinnung. Er hilft zugleich dieser Gesinnung zu einem ausreichenden, nimmer versiegenden Motiv: auf daß ihr Kinder seid (genauer: werdet) eures Vaters im Himmel. Ihr sollt vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist. Vgl. Matth. 22, 37—39 das vornehmste und größeste Gebot.

Jesus richtet das Gesetz auf, aber nicht draußen in der sichtbaren und kontrollirbaren Welt des Handelns, sondern drin in der unsichtbaren Welt des Herzens. Damit gräbt er aller Veräußerlichung, allem Scheinwesen, aller Kasuistik und der damit verbundnen Aengstlichkeit und Unfreiheit das Wasser ab und läßt im Innern des Menschen einen ewig sprudelnden Quell des Wollens, der Lust und der Kraft entspringen. Er lehrt die Menschen, daß sie in Gnaden sind, daß sie einen Vater im Himmel haben. Das lehrt er sie mehr als durchs Wort durch die Erfahrung seiner Gemeinschaft. Wer das begreift, der giebt sich Gott hin in kindlichem Vertrauen. Damit aber ist alles gewonnen. „So nimm denn meine Hände und führe mich!“ Wir versehen uns dann nicht nur von Gott alles Guten, sondern wir kennen nichts Gutes, als was Gott will. Wir töten und zürnen, ehebrechen und begehren nicht, weil wir durch die Berührung mit der heiligen Liebe an ganz andern Dingen Geschmack gewonnen haben: die heilige Liebe selbst ist nun unsre Welt, in der wir atmen, leben und wirken. Ohne es zu ahnen, gehn wir an tausend Versuchungen vorüber; die Schlange hat keine Macht über uns, denn ihre thörichte List kann uns die bessere Kenntnis des treuen Gottes, die wir haben, nicht aus dem Herzen reißen. Durch solchen Glauben sind wir gefeit, „und ob gleich alle Teufel hier wollten widerstehn.“

Dieser Glaube, diese Gotteserkenntnis und Gottesgemeinschaft, von Christus uns geschenkt, macht unsre Frömmigkeit naiv, einfältig, kindlich. Und das ist das Ziel. Ihr seid Gottes Kinder, nun werdet auch wie die Kinder. Man kann naiv sein auf zwiefache Weise. Einmal so, daß man die Gefahren, die einen umringen, noch nicht kennt, so wenig wie die Macht und die Waffen, mit denen man sie bestehen wird. Das ist das naive Christentum eines frommen Kindes. Die andre Stufe ist die, daß man den Kampf durchgemacht hat. Man kennt die Welt, ihr Leid und ihre Lust, man ist versucht worden, hat seine Erfahrungen gemacht, gekämpft und gelitten, aber man hat inmitten des Streits auch kennen gelernt, was wir an unserm Gott haben. Und wir haben ihn nicht verloren, sondern erst recht gefunden und ruhen nun in Ihm. Durch Ihn haben wir Frieden nach dem Streit, ja schon während der Streit noch währt. Und wenn der Streit noch einmal mit ungeahnter Gewalt anheben sollte, diesen Frieden wird nichts und niemand von uns nehmen. Wer aber in Ihm Frieden hat, des Frömmigkeit hat kindliche Art und ist viel besser als die der Pharisäer und Schriftgelehrten.

Wir müssens dahin bringen im innern Wachstum unsrer Gerechtigkeit. Und wir könnens dahin bringen. Es ist ja doch viel leichter, das Gute lieben als das Böse hassen, das Gute thun als das Böse lassen. Das aber ist die Kunst, die unser Meister Christus uns schenkt: die Macht des Bösen dadurch überwinden, daß man sich der Macht des Guten ergiebt. Wenn ich denke an das furchtbare Netz der Sünde um mich her, dem ich aus eigner Tugendhaftigkeit nicht entrinnen kann, an die tausenderlei Versuchungen, die ich ahne oder nicht ahne, die mich fangen wollen, wird mir angst und bange. Das soll ich nicht thun und jenes nicht, auf diesem Wege liegen Fußangeln, jener führt über heimliche Abgründe. Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes? — Da faßt mich Christus bei der Hand. Ich schaue nicht nach links noch rechts. Ich frage nicht nach dem Wege. Wo er geht, bin ich sicher. Ich halte mich also an Ihn. Er zeigt mir das Ziel, Gottes Kind zu werden für alle Ewigkeit. Er giebt mir die Liebe zu dem ins Herz, der die heilige Liebe ist. Ich wandle auf Rosen mitten unter den Schlangen. Mein Leben hat eine Richtung, einen Sinn, einen Zweck; aller Zwiespalt, alles Wägen, Messen und Rechnen ist aufgehoben; alles ist heilig, alles ist möglich dem, der da glaubet.

Ist das Schwärmerei? Es ist das elementare Christentum. Denn die Sünde ist — nach dem Evangelium Jesu — der Unglaube; der Glaube aber ist die Gerechtigkeit, und zwar eine wirkliche, naive, kindlich-einfältige Gerechtigkeit. R

Luthers Einfluß auf die Kirchen Englands

Thomas Carlyle, der „Prophet Englands," schreibt über unsern D. Martin Luther einmal das schöne Wort:

Man kann Luther einen in Wahrheit großen Mann nennen — groß an geistigen Gaben, groß an Mut, groß an Gemüt, groß an Sittenreinheit, einen unsrer besten und kostbarsten Männer. Groß ist er, nicht wie ein polirter Obelisk, sondern wie ein Alpenberg — so einfach, so aufrichtig, so natürlich, so spontan, ohne die Absicht groß zu sein und gerade darum groß. Ja gewiß, ein granitner Fels, bis zum Himmel emporragend, in seinen Felsenklüften wasserreiche Quellen, herrlich grüne blumenbesäte Thäler. Wahrlich ein geistlicher Held und Prophet, für den diese Jahrhunderte und die kommenden dem Himmel dankbar sein werden.

Das ist das Urteil eines Engländers über den größten deutschen Mann. Doch ist dies durchaus nicht die allgemein geltende Anschauung in England; daß sie aber ihr gutes Recht hat, und daß auch England unserm Luther eigentlich dankbar sein müßte, namentlich für den Einfluß, den er auf das kirchliche Leben ausgeübt hat, soll das Folgende darthun. Vor allem aber möge es dazu dienen, uns selbst die weltgeschichtliche Bedeutung Luthers einmal wieder vor die Augen zu stellen.

Die Kirche von England, d. h. die Staatskirche, namentlich in der jetzt vorherrschenden hochkirchlich-romanisirenden Richtung, stellt sich naturgemäß in Gegensatz zu dem protestantischen Geist Luthers. Ihr Stolz ist, mit der römischen und der griechisch-katholischen Kirche zusammen die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche zu bilden. Außer dieser Kirche giebt es kein Heil, wer diese Kirche nicht zur Mutter hat, kann Gott nicht zum Vater haben, ist nicht ein Glied am Leibe Christi, hat keinen Zusammenhang mit dem Haupt Jesu Christo. Die Kirche, oder sagen wirs genauer, der Episkopat ist der einzige Weg zu Christo. Die strengste Richtung in der anglikanischen Kirche eignet sich alle diese innerhalb der römisch-katholischen Kirche im dritten und vierten Jahrhundert ausgesprochnen Ansichten als die ihrigen an.*) So betrachtet, war Luthers Reformation eine Revolution. Daß er zurückging auf den Herrn der Kirche selbst, auf sein Wort, auf die alte apostolische Kirche, daß er ein treuer Sohn seiner Kirche bleiben wollte und nur gezwungen sich von ihr trennte, rechtfertigt ihn nicht; jedenfalls bringt es seiner Kirche keinen Segen, denn dieser ist einzig und allein vermittelt durch den Kanal der ununterbrochen bestehenden Kirche, oder deutlicher deren Geistlichkeit. Diese engherzig ausschließenden Ansichten sind gewiß nicht die allgemein geltenden; aber allgemein giltig ist die Anschauung, daß ein lutherischer Geistlicher nur ein Laie ist, kein rite vocatus, weil er nicht die apostolische Succession nachweisen kann. Ein Geistlicher der Staatskirche würde in Strafe verfallen, wenn er einen lutherischen Geistlichen in seiner geweihten Kirche amtiren ließe. Mit der Reformation der anglikanischen Kirche hatte es nach englischer Auffassung ganz andre Bewandtnis als mit der deutschen Reformation. Eine anglikanische Kirche hat es, wie man behauptet, seit den Zeiten der Apostel gegeben: vielleicht ist sogar der Apostel Paulus selbst in England gewesen.**) Die Reformation dieser Kirche ist geschehen durch von den Aposteln eingesetzte Bischöfe; so wars mit der Reformation „nichts Andres, als wenn ein Mann sein Gesicht wäscht", er bleibt derselbe Mann; vor der Reformation gabs eine fehlerhafte anglikanische Kirche, nach der Reformation eine von Irrtümern befreite anglikanische Kirche, aber es ist dieselbe Kirche mit ununterbrochner apostolischer Nachfolge.

Wie viel aber diese Reformation unserm Luther verdankt, hat man vergessen, oder will man vergessen; doch aber ist es viel. Pastor Dr. Borchard, der verstorbne Schriftführer der Diaspora-Konferenz, weist in seinen hinterlaßnen Papieren auf einige Punkte hin, auf die es hier hauptsächlich ankommt. Wir folgen seinen Ausführungen und der „Geschichte des englischen Volks" von Green.

Luthers Einfluß war wirksam auf die englische Bibelübersetzung. Tyndal war schon als Student in Cambridge durch die Lektüre des Neuen Testaments von Erasmus so ergriffen und fühlte da schon so lebendigen Drang in sich, es in seiner Sprache dem Volke zu geben, daß er einst einem gelehrten Gegner seine Absicht kundgab: „Wenn Gott mir das Leben giebt, so soll wohl in wenigen Jahren der Junge hinter dem Pfluge mehr von der heiligen Schrift wissen, als du weißt." Dies Verlangen trieb ihn nach jener Stadt, „bei deren Anblick man Gott dankte; denn von Wittenberg, wie einst von Jerusalem ging das Licht evangelischer Wahrheit aus bis an die äußersten Enden der Erde" (Green). Dort vollendete er 1425 die Uebersetzung des Neuen Testaments, die dann in Antwerpen gedruckt und in 6000 Exemplaren nach England geschickt wurde. „Das Werk Tyndals war aber nicht eine bloße Uebersetzung der Bibel; sie kam herüber als ein Teil der Lutherischen Bewegung, sie trug Luthers Geist" (Green). Freilich wurde sie für ketzerisch erklärt, und Kardinal Wolsey verbrannte in London einen großen Stoß Bibeln; aber man kam nicht los von diesem Lutherischen Geist. Auch der Bibelübersetzer Miles Coverdales (1535) erkennt es an: „ich bin der deutschen Uebersetzung um so lieber gefolgt, weil sie sich durch ganz besondre Begabung und große Sorgfalt auszeichnet". Noch der ersten autorisirten englischen Bibelübersetzung von John Rogers lag Tyndals Manuskript zu Grunde; auch ihr Verfasser hielt sich in Wittenberg auf und stand unter Luthers Einfluß; auch diese Uebersetzung ist in Deutschland bei Hans Lufft gedruckt, im Jahre 1537.

Von den Kirchenliedern Luthers wurden zweiunddreißig ins Englische übersetzt, und wenn sie auch jetzt aus dem Gesangbuch der Staatskirche verschwunden sind (nicht so aus dem der Nonkorformisten, z. B. der Methodisten und Kongregationalisten), so haben sie doch früher wesentliche Bedeutung gehabt. Merkwürdigerweise hat man eine Anzahl andrer deutscher Kirchenlieder aufgenommen, z. B. „Jesus lebt, mit ihm auch ich"; „Nun danket alle Gott"; ja sogar eins, das leider bei uns nicht als Kirchenlied gilt, hier aber bei keinem Erntedankfest fehlen darf: „Wir pflügen und wir streuen den Samen auf das Land, doch Wachstum und Gedeihen kommt aus des Höchsten Hand" von Matthias Claudius.

Luthers Einfluß war aber nicht auf die Bibelübersetzung und die Hymnologie beschränkt, auch das Bekenntnis der anglikanischen Kirche verdankt ihm, überhaupt der Lutherischen Reformation sehr viel. Die neununddreißig Articles of Religion, auf die die Geistlichen der Staatskirche verpflichtet werden, das Bekenntnis der Kirche von England, durch Parlamentsakt im Jahre 1571 gesetzlich anerkannt, sind zum Teil aus der Augsburgischen Konfession herübergenommen. Bischof Parker verfaßte sie 1562 und benutzte dazu einerseits die zehn Artikel, die 1536 auf Grund der Augsburgischen Konfession und der Apologie festgestellt worden waren, andrerseits die dreizehn Artikel vom Jahre 1537, die durch eine Kommission Heinrichs VIII. ausarbeitet worden, zu der er mehrere Deutsche berufen hatte, und die ebenfalls ihre Grundlagen in der Augsburgischen Konfession hatten.

Auch das Common-Prayer-Book, sozusagen die Gemeindeagende der englischen Staatskirche, ist in seiner ersten Fassung zum Teil auf die Lutherische Gottesdienstordnung (besonders die Liturgie der Kölner Reformation) zurückzuführen, wurde aber später bedeutend geändert.

Endlich welche Schriften Luthers nach England gedrungen sind, ersehen wir aus den Bücherverboten Heinrichs VIII., deren erstes 1526 erschien, das zweite 1529, also in demselben Jahre, in dem Karl V. den ersten derartigen Index veröffentlichte. Noch Cranmer übersetzte 1548 die der Brandenburgisch-Nürnberger Kirchenordnung vom Jahre 1533 angefügten Kinderpredigten, die Luthers Kleinen Katechismus auslegen, nach der lateinischen Ausgabe des Justus Jonas ins Englische.

Wie auf die Staatskirche, so hat Luther auch auf andre Kirchen Englands bedeutenden Einfluß gehabt. Die baptistische Kirche Englands ist mit Recht stolz auf ihren John Bunyan, den Verfasser der „Pilgerreise zur seligen Ewigkeit" und des „heiligen Krieges" — Bücher, durch die er nicht bloß in seiner Kirche, sondern in der ganzen Christenheit unermeßlichen geistlichen Segen gewirkt hat. Welchen Segen er selbst von

*) Wordsworth, Theophilus Anglicanus, or Instruction for the Young Student, S. 4 und 24; Andrews, Sermon on Matth. V,17, 1840.

**) Vgl. Nye, History of the Church of England, S. 12.

Luther und dessen Schriften gehabt hat, ist uns berichtet in seiner Lebensbeschreibung, in der es heißt:

Das Licht des Evangeliums fing an heller und heller in seiner Seele zu leuchten und ihm den Blick in die freie Gnade zu öffnen; allein diese im Glauben zu erfassen, ward ihm erst gegeben, als durch die Fügung Gottes ihm ein altes Exemplar von Luthers Auslegung des Galaterbriefes in die Hand kam, „so alt, sagt Bunyan, daß alle Blätter auseinanderfallen wollten, wenn ich es nur aufschlug. Kaum aber hatte ich mich ein wenig in das Buch hineingelesen, so fand ich darin meinen Zustand so vollständig und gründlich geschildert, als wenn Luther sein Buch mir aus dem Herzen geschrieben hätte." Bunyans Freude und Glückseligkeit war nun ebenso groß, als sein Elend zuvor gewesen war. Er wünschte, er wäre achtzig Jahre alt, um nur gleich zu sterben und bei dem sein zu können, der seines Lebens Leben geworden war.

Was den Methodismus betrifft, so ist bekannt, wie viel Wesley der deutschen Brüdergemeinde verdankte; den sechsundzwanzig Missionaren, die unter Bischof Nitschmanns Führung mit Wesley auf demselben Schiff nach Amerika fuhren, an deren Glaubensmut im Sturm er ersah, „daß er selbst Christum noch nicht so gelernt" — dem Bischof Spangenberg, der in Amerika seinen Glauben durch die Frage: „Glaubst du, daß dein Heiland dich, gerade dich, errettet hat?" zu der Stufe persönlichen Glaubens emporhob, — seinem Besuch in Marienborn und Herrnhut beim Grafen Zinzendorf, worüber er selbst schreibt:

Gott hat mir endlich den Wunsch meines Herzens gewährt, ich bin in einer Kirche, deren Glieder also gesinnt sind, wie Christus auch war, und die da wandeln, wie er wandelte; ich fand hier, was ich suchte, den lebendigen Beweis der Macht des Glaubens. (Smith, History of Methodism I, 81.)

Auch in London ließ er keine Gelegenheit vorübergehen, um an den Versammlungen der deutschen Brüdergemeinde unter Peter Böhler teilzunehmen, und hier war es, wo Luthers Geist ihn mächtig erfaßte. Die Geschichte des Methodismus schreibt darüber (I, 80):

John Wesley berichtet, daß er fortfuhr, den Frieden der Seele zu suchen, wenn auch mit einer befremdenden Gleichgiltigkeit, Stumpfheit und Kälte und unter ungewöhnlich viel Rückfällen in die Sünde. Am 24. Mai 1738 gegen 5 Uhr morgens schlug er sein Testament auf und fand die Worte 2. Petri 1, 4: Es sind uns geschenkt die teuern und allergrößten Verheißungen, nämlich, daß ihr teilhaftig werdet der göttlichen Natur — und dann Markus 12, 34: Du bist nicht ferne vom Reiche Gottes. Am Abend ging er, eigentlich sehr gegen seinen Willen, zu der Versammlung der Brüdergemeinde in der Aldersgatestraße, wo ein Laie Luthers Einleitung zum Römerbrief vorlas. Während er so Luthers Beschreibung zuhörte von der Umwandlung, die der Geist durch den Glauben an Jesum Christum in den Herzen wirkt, „fühlte ich — schreibt er — mein Herz wunderbar erwärmt; ich fühlte, ich glaubte an Christum, an Christum allein für mein Heil, und die Gewißheit ward mir gegeben, daß er meine, eben meine Sünde hinweggenommen und mich errettet habe von dem Gesetz der Sünde und des Todes."

Die Geschichte des Methodismus schließt diesen Absatz mit den Worten: „So sind die Füße beider Brüder Wesley (Charles und John) mit Hilfe der Londoner Brüdergemeinde auf den Pfad des Lebens gerichtet worden," und wir können hinzufügen: John Wesley, der Hauptbegründer der Kirchengemeinschaft die seinen Namen trägt, nicht zum geringsten Teil durch Luthers Geist, der in der Brüdergemeinde herrscht. Was an John Wesleys Denkmal in London steht, das läßt sich mit demselben Recht, vielleicht mit noch größerem, von unserm D. Martin Luther behaupten: seine Gemeinde ist die Welt.

H Fichtner

Die Plagen Aegyptens

Vorbemerkung des Herausgebers. Dieser Aufsatz stammt aus der Feder eines Arztes in Kairo. Wie man sich zu seinen Mitteilungen stellen mag, so sind sie für jeden Bibelleser unsers Erachtens von großem Interesse.

Die historische Bedeutung der fünf Bücher Mosis ist der neuern Geschichtsforschung vielfach in Frage gestellt worden. Insbesondre muß auffallen, daß es trotz aller Bemühungen nicht gelingen will, irgend eine Andeutung über den Aufenthalt der Kinder Israel in Aegypten oder über ihren für dieses Land angeblich so unheilvollen Auszug in ägyptischen Zeugnissen zu finden. Der Bericht griechischer Schriftsteller, daß der angebliche Pharao des Auszuges, Merenptah, „die Aussätzigen"

aus dem Lande ziehen ließ, kann nicht wohl im Ernst auf das Volk Israel bezogen werden. Nicht einmal der Name dieses Volkes findet sich.*) Man hat zwar das Wort Aperiu genannt, aber dieses bezeichnet überhaupt kein Volk, sondern bedeutet „Arbeiter."

Es bedarf kaum des Hinweises, daß der religiöse Wert dieser Bücher dadurch auch nicht im mindesten beeinträchtigt wird. Aber man kann weiter gehen. Auch in kulturgeschichtlicher Beziehung bleiben die fünf Bücher Mosis eins der wichtigsten Denkmäler. Wie die Ilias und die Nibelungen trotz ihres rein sagenhaften Charakters Fundgruben für die Kenntnis der griechischen und germanischen Heroenzeit sind, so geben in noch weit höherem Maße die Bücher Mosis ein treues Bild der Nomadenzeit Israels mit ihren patriarchalischen Sitten, ihren religiösen Kämpfen u. s. w. An innerer Wahrhaftigkeit ist dieser Bericht denen des hellenischen und germanischen Sängers mindestens ebenbürtig, wahrscheinlich überlegen.

Ein Beispiel dafür ist die Erzählung von den Plagen, die die Aegypter veranlaßt haben sollen, das im Lande Gosen mit Zwangsarbeiten hart bedrückte Beduinenvolk unter seinem geistesgewaltigen Führer ziehen zu lassen.

Natürlich ist dieser Bericht in erster Linie eine Verherrlichung der Macht des israelitischen Stammgottes. Es lag daher nahe, diesen Gott Dinge thun zu lassen, so gewaltig, so außerhalb jeder scheinbaren Möglichkeit liegend, wie die menschliche Phantasie sie irgend ausdenken kann. Aber wie um zu zeigen, daß diese Welt, das wunderbare Werk des Gottes Israels, wie sie ist, ausreicht seine Macht kund zu thun, erzählt der Verfasser nur Dinge, die in den thatsächlichen klimatischen Verhältnissen Aegyptens begründet liegen. Die moderne Kenntnis dieser Verhältnisse befähigt uns, jede einzelne „Plage" in Vorkommnissen wiederzufinden, die auch heute in Aegypten möglich und alljährlich oder zeitweise wirklich sind.

Wir können noch weitergehen und sagen: wenn einmal alle diese Plagen im Laufe eines Winters — um diese Jahreszeit handelt es sich zweifellos — eintreten würden, so würden sie wahrscheinlich genau in der in der Bibel eingehaltenen Reihenfolge auftreten müssen. Selbstverständlich gilt das alles nur für das Wesen der geschilderten Ereignisse. Von der poetischen Ausschmückung der in begeisterter Sprache wie ein Heldengedicht dahinrauschenden Darstellung muß natürlich abgesehen werden.

Eine Betrachtung der einzelnen Plagen wird das Gesagte beweisen.

Es ist bekannt, daß allein die Ueberschwemmung durch den Nil es ist, die Aegypten zu einem „Garten des Herrn" macht. Alljährlich Ende Juni beginnt der Nil zu steigen und überschwemmt im September und Oktober fast das ganze Land. Im November beginnt er wieder zu fallen und hat im heißen trocknen Vorsommer, April, Mai, Juni, seinen tiefsten Stand. Der vorherrschende Wind ist fast das ganze Jahr hindurch ein erfrischender Nordwind. Im November jedoch stellen sich gleichzeitig mit dem Rückgang des Wassers Westwinde, seltner Südwinde ein. Diese aus der libyschen Wüste her wehenden Winde führen oft große Mengen eines groben gelbroten Staubes mit sich. Das ist der bekannte Samum, der mit seinem Flugsande schon über manche Karawane das Leichentuch gebreitet hat. Manchmal ist der Staub so massenhaft, daß er — wie im Jahre 1857 — zollhoch die Straßen bedeckt und selbst Eisenbahnverbindungen aufhebt. Nach Ehrenbergs Untersuchungen

*) Ein kundiger Freund unsers Blattes bemerkt hierzu: Diese Annahme ist heute nicht mehr richtig. Im Winter 1895/96 hat der englische Archäologe, Professor Flinders Petrie, auf dem Boden des alten Theben eine Gedenktafel aus schwarzem Granit gefunden, auf der der Pharao Merenptah berichtet, daß er die Israeliten in Palästina besiegt habe. — Die interessanten Beobachtungen des Herrn Verfasser lassen sich dahin ergänzen, daß der Zeitpunkt des Auszuges für die Erzähler nach übereinstimmender Ueberlieferung feststand, nämlich die Zeit des Passah, des uralten Hirtenfestes, im Frühling; die Verhandlungen über den Auszug am Hofe des Pharao verlegt die Erzählung daher in den Winter. Uebrigens bestätigt der Inhalt des Aufsatzes die von der neueren Theologie längst gemachte Wahrnehmung, daß der Haupterzähler des Auszuges eine gute Kenntnis von ägyptischen Verhältnissen hat.

sind dem Sande bisweilen verschiedne Arten mikroskopisch kleiner blutroter Infusionstierchen beigemischt. Wo derartiger Staub in das Wasser fällt, färbt er es mehr oder weniger rot. Geschieht das am obern Nil, so bemerkt man in der Gegend von Memphis oder auch Tanis*) — um diese handelt es sich — keinen Staubwind, sondern nur rotes Wasser. Es geschieht natürlich selten, daß die Farbe blutrot wird und man den Eindruck gewinnt, als sei „alles Wasser in Blut verwandelt." Gegenwärtig gilt die rötliche Farbe des Wassers, die sich alljährlich im Herbst einstellt, als glückbringend und heilsam.

Ob die Anhäufung dieses roten Sandes im Wasser Fische tötet, ist mir nicht bekannt, aber das Sterben der Fische geht aus andern Ursachen alljährlich im November vor sich. Während der Ueberschwemmung haben sich nämlich auf allen Feldern, die ja in Seen verwandelt sind, aus dem Nil und dem Mittelmeer zahlreiche Fische eingefunden, die beim Rücktritt des Stromes der Dämme wegen nicht mehr zurückkönnen und entweder gefangen werden oder verschmachten. Die letztern bilden trotz des um diese Zeit gesteigerten Fischgenusses der Bevölkerung die Mehrzahl. Sie verwesen dann, und naturgemäß finden sie sich immer in dem Gebiete, das soeben noch überschwemmt war, d. h. am Rande des Stromes, sodaß der Ausdruck: „der Strom ward stinkend" auch auf diese Verhältnisse paßt.

Diese Zeit, in der der Nil zu sinken beginnt, ist es auch, in der sich alljährlich Millionen von Fröschen und Kröten in den neu gebildeten stehenden Gewässern entwickeln. Mit der fortschreitenden Austrocknung gehen sie zu Grunde, und zwar nach dem modernen ägyptisch-arabischen Kalender Anfang Dezember. Dasselbe gilt auch für andres Ungeziefer, Stechmücken**) (von Luther als „Läuse" bezeichnet), Ameisen, Schlangen und Schnecken. Sie alle entwickeln sich beim Sinken des Nils und gehen im Dezember wieder zu Grunde.

Im Januar ist der Strom soweit zurückgetreten, daß das ganze Land der Winterkultur unterworfen ist. Das Vieh nimmt die alten Weideplätze, die Kleefelder am Stromesufer wieder ein. Der Boden aber war in dem Jahre, von dem wir handeln, mehr als gewöhnlich durch verwesendes Ungeziefer verunreinigt. Auch heute, wo wir die Ursachen der Seuchen in kleinsten Lebewesen, den Bakterien, gefunden haben, zweifeln wir nicht, daß ein derartiger Zustand des Bodens die Entstehung und Verbreitung von Epidemien begünstigt. Dazu kommt, daß es eine Krankheit des Viehes giebt, die erfahrungsgemäß in der Regel dann epidemisch wird, wenn weidendes Vieh auf Gebiete getrieben wird, die kurze Zeit vorher überschwemmt waren. Die Keime dieser Krankheit existiren dauernd an Flußufern und werden durch die Ueberschwemmung überall hin verbreitet. Das ist der Milzbrand. Ich halte daher die „Rinderpestilenz" unsers Berichts für Milzbrand, nicht mit andern für Rindertyphus. Allerdings ist letztere Krankheit in Aegypten ebenso häufig als mörderisch. Aber sie befällt, wie die schrecklichste Epidemie, die von 1842, lehrt, nur Rinder und höchstens noch Büffel. Der mosaische Bericht spricht aber ausdrücklich auch von Pferden, Eseln, Kamelen und Schafen, die alle für Milzbrand empfänglich sind.

Es liegt nichts im Wege, die „schwarzen Blattern"***) wörtlich zu nehmen. Das Obernilland ist die Heimat der Pocken, die in ihrer schwersten Form schwarze Bläschen erzeugt. Diese Krankheit befällt nicht nur den Menschen, sondern auch fast jedes Haustier. Die Deutung als „knolliger Aussatz," die Dr. Oppel vorschlägt, scheint mir wenig zutreffend, denn der Aussatz, die Lepra, hätte, wenn er „alle Aegypter" betroffen hätte, das Land entvölkert. Er ist tötlich und unheilbar, befällt nicht „Menschen und Vieh" und verläuft chronisch, während der Verfasser des Exodus zweifellos eine akute Krankheit meint.*)

Nach Ueberstehung der genannten Leiden, die im Januar eintraten, erschreckt ein neues ganz unerhörtes Ereignis die Aegypter, ein Gewitter mit Hagelschlag, der die Feldfrüchte vernichtet und Menschen und Vieh tötet. Derartiges gehört in Aegypten zu den geschichtlichen Ereignissen, so selten ist es. Wir befinden uns offenbar im Februar. Nur in diesem Monat konnte es in Unterägypten hageln. Wir lesen:

> Der Flachs und die Gerste ward geschlagen, denn die Gerste hatte geschosset und der Flachs Knoten gewonnen. Aber der Weizen und Roggen ward nicht geschlagen, denn es war spätes Getreide.

In der That erntet man Flachs und Gerste auch heute im März, Weizen im Mai. Roggen war, soviel ich weiß, unbekannt. Derartig verheerende Unwetter also, die übrigens wahrscheinlich früher weniger selten waren, kommen fast nur im Februar vor, und es muß uns überraschen, daß die Beschreibung der geschlagenen Feldfrüchte mit dieser Annahme durchaus übereinstimmt.

Wir nähern uns nunmehr dem Frühling, und es entsteht eine Plage, die auch heute fast immer im Frühling und meistens im März in die Erscheinung tritt, die Heuschreckenplage. Von Nubien her fallen zuweilen ungeheure Heuschreckenschwärme ins Land. Sie bestehen aus unzähligen Individuen. Wo sie sich niederlassen, bedecken sie eine Tagereise weit und fußhoch den Boden. Vergeblich ist jeder Versuch, sie zu vernichten oder zu vertreiben. Erst wenn sie die Felder absolut leer gefressen haben, fliegen sie weiter mit Hinterlassung der Nachzügler, die in dem dicht gedrängten Schwarm beschädigt wurden. Allein diese Nachzügler zu vertilgen hat man Wochen nötig. Die Folge des Besuches dieser Heuschreckenwolke, die thatsächlich das Land verfinstert, ist eine mehr oder weniger fühlbare Hungersnot. Die Tiere kommen später meist im Mittelmeere oder auch bei Westwind im Roten Meere und den Seen des Isthmus um. Zuweilen verheeren sie jedoch auch europäische Länder.

Im April, gegen Ostern, beginnt in Aegypten eine Zeit von — der Volksmeinung nach — fünfzig Tagen, in der eine ganz besondre meteorologische Erscheinung vorkommt. Diese Zeit heißt nach jener Zahl von Tagen „Chamsin," „Die Fünfzig," und auch das Ereignis, das stets mit Südwind kommt, heißt „Chamsin." Dieser Südwind führt einen außerordentlich feinen Staub mit sich, nicht, wie der Samum, gröberen Flugsand. Er kündigt sich an durch eine gewisse Schwüle in der Luft. Die Luft wird immer trüber und — in seltenen Fällen — ganz dunkel. Die Sonne erscheint anfangs wie eine rote, später wie eine trüb-violette Scheibe. Wo der Wind vorübersaust, hört man ein feines Knistern, wie beim Ueberspringen elektrischer Funken, die Haare der Menschen sträuben sich zuweilen, ebenfalls unter elektrischem Einfluß, und die Haut empfindet ein leichtes Prickeln. Die nervöse Depression, die bei uns nervöse Menschen in der Gewitterschwüle ergreift, ist beim Chamsin allgemein und sehr stark. Die Dauer dieser beängstigenden Erscheinung wechselt zwischen einigen Stunden und einigen Tagen. Das ist die ägyptische Finsternis. Daß sie zu völliger Dunkelheit führt und drei Tage anhält, ist natürlich ganz ungewöhnlich, und man begreift, daß dieser Umstand das vorangegangne Leiden aufgeregte Volk der Aegypter sehr beunruhigen mußte.

Es ist eine alte, weit verbreitete, aber natürlich abergläubische Meinung, daß auf ungewöhnlich heftige Chamsine die Pest folgt. Natürlicher ist die Annahme, daß sie deshalb im mosaischen Bericht die letzte und fürchterlichste Plage dar-

*) Vielfach wird Tanis, das biblische Zoan, für den Ort genommen, wo Moses seine Wunder that. Man nimmt nämlich an, der Pharao des Auszuges sei Merenptah etwa um 1300 v. Chr. gewesen. Derselbe residirte in der That wohl meist in Zoan-Tanis. Da übrigens der Bericht selbst den Ort nicht nennt, so ist es Spielerei, darnach zu suchen. Der Lokalton der Erzählung ist der einer unterägyptischen Residenz.

**) Es handelt sich um eine ganz besondre Art außerordentlich winziger Mücken.

***) Das Wort „schwarz" steht freilich nicht im Urtext. Luther wählte diese Bezeichnung wohl wegen des Rußes, der die Blattern nach dem mosaischen Bericht verursachte. Ich glaube, sein Gefühl hat ihn richtig geleitet.

*) In andern Fällen mag dasselbe Wort wie bei Hiob die Lepra bezeichnen. Man kann nicht erwarten, daß die biblischen Krankheitsnamen der modernen Diagnostik entsprechen. Uebrigens passen manche Klagen Hiobs weniger auf Lepra, besonders die nächtlichen Schmerzanfälle. (Lesser, Geschlechtskrankheiten, S. 120 Anm.)

stellt, weil sie im Orient so oft das letzte Glied in der Kette von Hunger und Leiden ist. Aber vor dieser letzten Plage, bei der das Wunder so stark betont ist, stehen wir doch ratlos. Denn die Pest bevorzugt nicht die Erstgeburt, obwohl nach Pruners Meinung das jugendlich kräftige Alter besonders gefährdet ist, und sie befällt nicht gleichzeitig das Vieh. Der Verfasser des Exodus spricht überhaupt nicht von Krankheiten, er sagt nur: „Der Herr schlug alle Erstgeburt an Menschen und Vieh." Dennoch können wir nicht anders als annehmen, eine Seuche liege dieser Erzählung zu Grunde. Bestimmt bezeichnen können wir sie nicht. Daß aber am Ende einer so schrecklichen Leidenszeit Menschen und Vieh hinweggerafft wurden, „also daß kein Haus war, da nicht ein Toter in wäre," entspricht dem natürlichen Verlauf der Dinge.

Fassen wir die Ergebnisse unsrer Betrachtungen zusammen, so müssen wir sagen, wir haben zwar einen ungewöhnlichen, aber doch einen ägyptischen Winter vor uns, wie er, alle Plagen auf ein erträgliches oder kaum merkliches Maß reduzirt und demnach von dem großen Sterben abgesehen, jedes Jahr abläuft. Selbstverständlich bleibt es dem religiösen Gefühl unbenommen, diesen Vorgang als Wirken dessen aufzufassen, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt. B St

---

Der ethisch-soziale Bund in Zürich

4

Herr von Egidy sprach über Erziehung. Er gehört, wie Professor Sombart, der Ethischen Gesellschaft nicht an; er würde ihr aber wohl anstehen, denn er war ohne Frage der ethischste von allen, die sich in den Vorträgen hören ließen. Der naturalistische Hintergrund der Höffdingschen und besonders der Förstersehen Ethik belastet seine Ausführungen nicht; er ist der ehrlichen Ueberzeugung, daß man wollen muß, und daß dies die Hauptsache im sittlichen Leben ist. Man erzieht Andre nur in dem Maß, als man sich selbst erzieht, das Geheimnis aller Erziehung ist das Beispiel. Erziehung ist nicht Zwang, sondern Entwicklung der Persönlichkeit, ihr Ziel Selbständigkeit, nicht Unterordnung. Im Grunde ist alle Erziehung Selbsterziehung. Egidy ist liberal, ihm ist bange, daß die soziale Entwicklung die Selbstbestimmung des Einzelnen verkümmern könnte; nichts wäre verhängnisvoller. Garantirt man ihm aber diese, so will er in seinen Forderungen so radikal sein, wie irgend einer. Niemand hat kräftigere Worte, Gesten und Stimmmittel zum Schlachtruf gegen Zwang, Vorurteil und Autorität. Aber das Neue — und es ist sehr vieles, das neu werden soll — kann nur eingeführt werden durch Anknüpfung an das Traditionelle; eine Spur historischen Sinnes, aber eine sehr flüchtige nur, denn thatsächlich vermögen die bisherigen Verhältnisse fast nur die negativen Voraussetzungen dessen zu bilden, was werden soll. Bisher beherrschte die Kirche die Erziehung, sie pflegte das Motiv der Furcht. Das soll anders werden. An Stelle der Losung: Du sollst und du darfst nicht, soll fürder die Losung treten: Ich will! Bisher strafte man die Verbrecher, künftig erzieht man sie; die Zuchthäuser sollen abgebrochen werden, aber freilich die Gesellschaft bedarf öffentlicher Schutzmittel gegen die Wildheit einzelner ihrer Glieder, insofern also dürfen sie stehen bleiben. Die sozialistische Gesellschaftsordnung wird sehr viel Gutes bringen, aber auch einiges Unerwünschte; es werden Reserveanstalten getroffen werden müssen für solche, die dann nicht in allem werden mitthun wollen.

Man verzeihe, wenn ich unter den Zukunftsausblicken des Herrn von Egidy einige von denen ausgewählt habe, die seine Naivität in etwas grellem Lichte zeigen. Es gehört dies zur Charakteristik dieses Mannes, dessen Unbesonnenheit in manchem Fall mit seinem generösen Eifer beinahe Schritt hält. Andrerseits ist er nicht ohne Geist und besitzt eine fesselnde Lebendigkeit und Unmittelbarkeit der Aeußerung und vor allem den Elan des überzeugten und berufenen Vorkämpfers. Er würde wohl die interessanteste Persönlichkeit des Kursus gewesen sein, wenn er nicht die einzige uns hierzulande bekannte wäre. Der Vorsitzende, Herr Geheimrat Professor Förster aus Berlin, sagte von ihm, er müsse mehr mit dem Herzen als mit dem Verstande gehört werden, eine zutreffende Bemerkung sowohl hinsichtlich des Lobes, als hinsichtlich des Tadels, die sie enthält. Um das Lob hätten auch einige andre Redner sich mit größerm Eifer bewerben dürfen. Wir müssen es jedoch begrenzen. Ist denn wohl Ernst, Wärme und Aufrichtigkeit alles, was das Herz in ethischen Dingen bedarf? Wird nicht Empfänglichkeit, Innerlichkeit, Tiefe dazu kommen müssen? Was weiß Herr von Egidy vom sittlichen Innenleben zu sagen? Es giebt Fehltritte, und diese sollen gesühnt werden; man sühnt sie, indem man die Neigung, sie aufs neue zu begehen, überwindet. Das ist schon tausend mal gesagt, aber jedes mal auch von jedem energischeren Schuldgefühl widerlegt worden. Die Ueberwindung fehlerhafter Neigungen ist freilich die oberste sittliche Aufgabe, aber nichtsdestoweniger für den bloßen Willen ein Sisyphuswerk, in dem er erlahmen muß. Oder ist etwa die Klage über das radikale Böse im Menschen, über die Unklarheit der sittlichen Einsicht und mehr noch die Gebundenheit und Ohnmacht des Willens, die Mattigkeit und Zerfahrenheit unsers sittlichen Wesens im ganzen ein leeres traditionelles Vorurteil? Ist das nicht vielmehr die thatsächliche Wirklichkeit, die jeder von uns kennt, sofern er Aufrichtigkeit und Mut genug besitzt, sich im Spiegel der Wahrheit, statt im Projektionsbild einer schmeichelnden Phantasie zu betrachten?

Aber dann erhebt sich eine weitre Frage: Woher haben wir den Spiegel der Wahrheit? Die sittliche Einsicht ist nicht eine Mitgift der Natur, sondern ein Erwerb, aber nicht ein Erwerb psychologischer Beobachtung oder logischer Kunst, sondern ein Erwerb sittlicher Willensbildung. Je reifer, je einheitlicher, je abgeklärter dein persönliches Ethos ist, desto weiter und tiefer öffnet dir die sittliche Welt ihr Geheimnis, desto wahrer wirst du dich selbst und andre sittlich zu schätzen vermögen. Herr von Egidy hat dies nicht gesagt. Es wäre aber um so mehr Grund gewesen, es zu sagen, je stärker und einseitiger das Vertrauen auf die Macht der Theorie, der Wissenschaft, der allgemeinen Vernunft bei den Rednern des ethischen Kursus hervortrat. Man gab uns wiederholt zu bedenken, daß es sich um eine wissenschaftlich fundamentirte Ethik, um die Verwendung der Erträgnisse der heutigen Wissenschaft in der Regelung des Lebens handle. Aber wie gesagt: sittliches Wissen setzt sittliches Wollen voraus, und die Zustimmung zu sittlichen Einsichten resultirt nicht, wie das allgemeine wissenschaftliche Urteil, aus dem sachlichen Zwang, den die Dinge auf jeden Intellekt ausüben, sondern aus dem freien, ob auch nicht immer ausdrücklich überlegten Entschluß der Persönlichkeit, das sittliche Ideal für sich anzuerkennen. Den Spiegel der Wahrheit im Bereich des Sittlichen liefert also nicht die Wissenschaft. Und ebenso ist nicht sie es, die den Menschen zu sittlicher Lebensführung befähigt. Auch diesen Irrtum schienen einzelne Redner zu vertreten, schienen vorauszusetzen, die Erkenntnis des rechten Weges sei schon das beste Stück des Weges selbst, nach Beseitigung der Unklarheiten im sittlichen Denken könne der sittlichen Bethätigung kein ernstliches Hindernis mehr begegnen. Man ist frappirt, in unsrer Zeit, die in der Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten, in der bildenden Kunst, in der Dichtung und nicht am wenigsten in der Wissenschaft eine so ausgesprochne Richtung auf das Konkrete und Wirkliche zeigt, einem solchen Rückfall in den Intellektualismus und Doktrinarismus der guten alten Zeit vor hundert Jahren zu begegnen. Wer unter uns könnte im Ernste glauben, daß logische Begriffsbestimmungen und psychologische Analysen, die das Wesen der Ethik als Wissenschaft ausmachen, das beste und wirksamste Mittel zur Besserung der Menschen seien? Es ist doch gar zu handgreiflich, daß die Kräfte, die den Willen bestimmen, weit unmittelbarerer, impulsiverer Art sind, als wissenschaftliche Theorien jemals zu sein vermögen. Und wenigstens Herr von Egidy weiß, daß Menschen es sind, die erziehen, — dann also nicht Theorien.

Aber wir erziehen nicht bloß, sondern wir werden auch erzogen; und zwar nicht nur durch die Verhältnisse, die genau genommen nicht erziehen können, und nicht bloß durch die Menschen unsrer Umgebung und unsrer Zeit, sondern auch durch die Geschichte, deren Erbe wir angetreten haben. Es wäre ein frucht-

barer Gedanke gewesen, die Geschichte unter dem Gesichtspunkt der Erziehung zu würdigen; ich meine nicht den Mechanismus der Geschichte, der nicht das Leben in der Geschichte ist, sondern die Persönlichkeiten, speziell die sittlichen Heroen, die zum Teil ganze Zweige des Menschengeschlechtes nicht nur theoretisch, sondern, was unendlich mehr ist, praktisch und wirklich zum Guten geführt haben. Wahrlich wir erleiden auch sittlich mehr, als wir wirken. Was ist unsre ärmliche Arbeit an uns selbst und Andern im Vergleich mit den Wirkungen — die, um gleich den größten zu nennen, der freilich nicht nur ein sittlicher Heros war — Christus auf die Menschheit ausgeübt hat und noch ausübt? Keiner der Vortragenden hat diesen Gedanken berücksichtigt, und wir dürfen uns darüber nicht wundern. Wenn die allgemeine Vernunft jedes Einzelnen die oberste sittliche Autorität, und gar wenn die Natur die größte sittliche Kraft ist, wo bleibt da Raum für die sittliche Bedeutung der Geschichte? Der Einzige, der Gelegenheit fand, sich über den Wert der Geschichte zu äußern, verstand sie als Entwicklungsgeschichte, also als Naturgeschichte. Für uns dagegen ist der genannte Gesichtspunkt von der größten Wichtigkeit. Wir erfahren die erzieherische Kraft, die von Christus ausgeht, als die sittliche Befreiung und Umgestaltung unsers Willens und sind uns bewußt, in der Hingabe an seine Einwirkung oder, was dasselbe ist, im Glauben an ihn die Potenz thatsächlich zu besitzen, die unsre Fehler überwindet, die unser bloßer Wille entbehrt und von keiner Vernunft empfangen kann. Ebenso wird uns hier der gesuchte Spiegel der sittlichen Wahrheit zu teil, wodurch wir uns selbst und Andre wahr zu schätzen vermögen, und den ebenfalls keine Wissenschaft darzubieten vermag.

Wir haben damit bereits die Linie überschritten, die die Sittlichkeit von der Religion trennt. Es sei daher hier gleich noch ein Wort gesagt über das Verhältnis der Ethik zur Religion. Die Unabhängigkeit der Moral von der Religion gehört zu den Grundgedanken der ethischen Bewegung, und es dürfte wohl keine Idee geben, die von allen ihren Wortführern so einmütig vertreten wird wie diese. Die Begründung derselben wurde in keinem der Vorträge gegeben. Nur einer befaßte sich einläßlicher mit der Religion, aber bloß im historischen Sinn. Aus beiläufigen Andeutungen aber gewann man den Eindruck, daß die Religion diesen Männern eine durchaus problematische Erscheinung ist. Sie vermieden am liebsten den Namen und sprachen von dem „metaphysischen oder transzendentalen Bedürfnis“ des Menschen, das unaustilgbar scheine, aber mit der Lebensführung nichts zu thun habe. Förster äußerte gelegentlich, es sei Roheit, das Gemüt des Kindes mit „metaphysischem Stoff“ zu belasten. Gott ist ihnen eine „Vorstellung“ — und zwar eine recht rätselhafte. Nun freilich mein Nächster ist auch eine Vorstellung, er kommt aber so wenig wie Gott als bloße Vorstellung, sondern als Subjekt von Wirkungen für mich in Betracht; und es wäre also die Frage zu stellen, ob es nicht im Gebiet der sittlichen Erfahrung Wirkungen gebe, für die der gedankenmäßige Ausdruck sich mit dem Gottesbegriff deckt. Und solche werden in der That unweigerlich sowohl unmittelbar als durch geschichtliche Vermittlung da vorhanden sein, wo man 1. dem sittlich Guten in Wahrheit unbedingten Wert zugesteht, wo man 2. eine zusammenhängende Realisirung des Guten von jedem Menschen und in erster Linie von sich selbst fordert, und wo man 3. sich den Erfahrungen der eignen Schuld und der sittlichen Ohnmacht nicht entzieht. Die Ablehnung oder Ignorirung Gottes ist nur möglich mit dem Verzicht auf diese Höhe der Sittlichkeit oder wenigstens mit dem Mangel an Empfindung für die lebendigen und realen Motive und die lebendigen und realen Folgen der praktischen Stellungnahme in ihr. — So viel im Anschluß an die Vorträge des Herrn v. Egidy.

5

Das Thema des Herrn Geheimrat Förster, des Vorsitzenden des Kursus und des Kongresses, lautete: Naturwissenschaft und Lebensführung. Der Vortragende hatte nach seiner eignen Mitteilung auf dem Münchner Psychologenkongreß die Lehre von der biologischen Identität des seelischen Geschehens und der physiologisch-mechanischen Gehirnvorgänge kennen gelernt und sie sich angeeignet. Das Gehirn ist oder enthält die physisch-psychische Zentralstelle die aus dem Confluxus psychisch-physiologischer, zu innerer Harmonie und folglich Stabilität gelangter Potenzen entstanden sein muß. Sein Lebensgesetz ist die Aufrechthaltung seiner sowohl physiologischen als psychischen Selbständigkeit mittelst Assimilirung oder Ausscheidung, mit einem Wort Harmonisirung der auf es eindringenden Energien der Außenwelt. Die Dissonanz zwischen dem inneren Gleichgewicht der Zentralstelle und dem andringenden Stoff der Außenwelt veranlaßt die Idealbildungen, einerseits die theoretische Wissenschaft, andrerseits die praktische Kunst. Da jedes Gehirn Sammelapparat äußerer Einwirkungen und wiederum Zentrum des Wirkens nach außen ist, so steht es von Hause aus im Zusammenhang mit allen andern, alle Erkenntnis ist gemeinsam und alles Handeln ist von Sympathie begleitet. Diese Theorie, urteilte der Vortragende, hat den innigen Zusammenhang unsers Wesens mit dem Kosmos erwiesen. Wohl, aber da Kosmos und Ethos divergente Sphären, Natur und Wille Gegensätze sind, so wird sie nur die sittliche Welt in die Ferne rücken und verhüllen müssen. So sollte man denken, aber Förster belehrt uns im Gegenteil, sie sei von der größten sittlichen Fruchtbarkeit. Es kann nach ihm keine wirksamere Widerlegung egoistischer Versteifung auf die eignen kleinen Interessen geben als den Nachweis, daß das Ich nur existirt als Sammelstelle von universalen Energien und andrerseits keine wirksamere Anregung zur Selbstthätigkeit als den Hinweis darauf, daß Leben nichts andres ist als Harmonisiren der Welt. Die Aufgabe der Erziehung tritt ins hellste Licht, sie besteht darin, den Menschen zu möglichst vollkommenem Harmonisiren zu befähigen; darin ist enthalten die Anregung zur Idealbildung, die gleichmäßige Pflege der Weltoffenheit und der Selbständigkeit, die Anleitung zur Teilnahme an fremder Individualität. Ein ähnliches Ziel steckt Professor Staudinger aus Worms der Erziehungskunst in seinen Vorträgen über Sozialpädagogik: sie soll die Menschen anleiten nicht zu stagniren, alles zu prüfen und das Beste zu behalten.

Hätte Förster nur auf die Analogie zwischen gewissen physiologischen Funktionen und ethischen Beziehungen hinweisen wollen, um diese durch die größere Anschaulichkeit jener zu illustriren, wer wollte sich nicht seiner Ausführungen freuen; die Leser von Drummonds „Naturgesetz in der Geisteswelt“ kennen den Reiz solcher Parallelen. Aber Förster behauptet nicht bloß Analogie, sondern Identität. Die Lehre, deren sittliche Fruchtbarkeit er preist, enthält nichts Geringeres als die prinzipielle Aufhebung des Selbstlebens des sittlichen Subjekts. Was uns als Willensfunktion erscheint, ist hier in Wirklichkeit das Produkt von Gravitationsverhältnissen im Zellensystem des Gehirns, oder richtiger im Kosmos, in dem das Gehirn einen individuellen Organisationspunkt bildet, die Kausalität des Willens ist eine Täuschung. Aber was in aller Welt können dann sittliche Forderungen, sittliche Ziele noch bedeuten? Wir sind die müßigen Zuschauer eines Prozesses, den wir zwar mit gewissen frommen Wünschen begleiten können, aber den wir in keiner Weise zu beeinflussen vermögen. Eine aktive „Lebensführung“ giebt es thatsächlich nicht, und eine Wissenschaft, die sich die Aufgabe stellte, die Normen für eine solche ins Licht zu stellen, müßte das unnützeste Phantasiespiel sein. Ist es denkbar, daß Förster dies nicht gesehen hat? Wenn er es aber sah, warum hat er seine Zuhörer über die Verlegenheit, in die ihn seine Theorie versetzt, nicht aufgeklärt? Ist es aber in seinen Augen keine Verlegenheit, dann war er schuldig, nachzuweisen, daß die Kausalität (Freiheit) des Willens nicht eine notwendige Voraussetzung der Sittlichkeit sei. Statt dessen hat er diese Frage mit keinem Worte gestreift; und da erhebt man den Anspruch, die Sittlichkeit wissenschaftlich zu begründen! Es kündigt sich hier eine neue Metaphysik an, die an Schellings Identitätsphilosophie erinnert und, sofern der Gesichtspunkt des Werdens betont würde, sich dem Hegelschen System nähern dürfte. Dort wie hier sind es ästhetische Kategorien (Harmonie, Ausgleichung von Gegensätzen oder Schwankungen u. s. w.), in denen die geistigen und physischen Funktionen neutralisirt werden, und eine Ethik auf dieser Grundlage würde Verwandtschaft mit

der philosophischen Sittenlehre Schleiermachers zeigen. Was diesen Systemen vorzuwerfen war, nämlich daß sie die konkrete Eigenart der verschiednen Gebiete des Daseins und des Lebens verwischen, dem empirischen Befunde nicht gerecht werden, das gilt auch von jenem. Die sittliche Thatsächlichkeit, die jeder von uns kennt, ist nun einmal Willensleben und nicht ein psychisch-physischer Naturprozeß. — Doch ich muß mir eine weitere Kritik versagen. Dagegen kann ich nicht umhin, darauf hinzuweisen, daß jene Philosophien der theoretische Ausdruck für die romantische Stimmung ihrer Zeit sind, für jenes ästhetische Lebensempfinden, an dessen Stelle die Ethischen Gesellschaften mit allem Nachdruck und mit dem höchsten Recht das ethische Wirken zu setzen wünschen. In der That kann auch Förster von seiner Psychologie aus zum sittlichen Leben kein andres als ein theoretisch-ästhetisches Verhältnis haben. Es verrät, milde gesprochen, keine große Kraft der in dieser Bewegung wirksamen Idee, daß ihr Leiter sich auf einem Standpunkt wohl fühlt, der im schärfsten Widerspruch zu den Aufgaben der Bewegung steht. Aber überhaupt, wo war bei diesen ethischen Vorträgen ethische Kraft, der Hauch eines Propheten, die unmittelbar wirkende Gewalt eines Zeugen? (Schluß folgt.) v Sch-R

Der Antifreimaurerkongreß und die antifreimaurerischen Enthüllungen

Erste Hälfte

1

In den letzten Tagen ist wohl in gewissen Kreisen mehr vom Teufel als von Gott gesprochen worden. Anlaß hierzu gaben die „Enthüllungen," die über einen Kultus gemacht wurden, den angeblich ein großer Teil der Menschheit dem Fürsten der Unterwelt widmen soll. Man hat sogar einen eignen Kongreß einberufen, um den Verehrern des Gottseibeiuns näher auf den Leib rücken zu können. Hohe Würdenträger der Kirche und des Staates haben daran teilgenommen. Daß man sich mit so feuriger Begeisterung dem Werke widmete, den Teufel wieder in die Hölle zu jagen, ist erklärlich, wenn man bedenkt, daß der Kampf gegen den Teufel und seine Diener denen galt, welchen die alleinseligmachende Kirche von jeher den Krieg erklärte, den angeblichen Widersachern des Autoritätsprinzips, der Kirche und des Staates, den Anhängern einer „Allerweltsreligion," den Freimaurern. Leider hat man aber in der allgemeinen Aufregung eine genauere Prüfung der Waffen zum Streite unterlassen, und so scheint es fast, als wenn der Teufel aus dem Gefecht unbesiegt hervorgehen solle.

Es mag wohl im katholischen Klerus und in der katholischen Kirche viele geben, die sich nicht vom Fanatismus so verblenden ließen, daß sie es für notwendig hielten, zur Wiederholung der alten Angriffe auf die Freimaurer eine internationale Versammlung zu veranstalten. Und die jüngsten Angriffe auf die Freimaurer in Frankreich und Italien haben wohl in Deutschland, wenn wir von der Publikation des Dr. Germanus*) absehen wollen, bei vielen eine so skeptische Auffassung gefunden, daß man eher hätte vermuten können, man würde der Idee ihrer Ausbeutung auf einem Kongreß von seiten des hohen Klerus entgegentreten, statt zur Beteiligung an einem solchen noch anzuregen. Es ist recht bedauerlich und bezeichnend, daß in unsrer Zeit noch Derartiges möglich ist.

Ueberdies hat man ja an der Anschauung festgehalten, daß wenigstens die höheren Grade der „priesterlichen" Freimaurer mit ihrer „Magie" dem leibhaftigen Gottseibeiuns nicht ferne stehen. Und daß man auch jetzt noch nach Aufdeckung des ganzen Bataille- und Diana Vaughanschwindels, nachdem man sich so sehr gerühmt, daß die katholische Kirche als „Hort gegen den Aberglauben" ihm den Garaus gemacht, ganz eigenartige, am Ende unsers Jahrhunderts weniger begreifliche Anschauungen darüber in gewissen Kreisen vertritt, dürfte aus folgender Zuschrift hervorgehen, welche die „Tiroler Stimmen" vor kurzem veröffentlichten:

Schon seit zwei Jahren brachten die katholischen Zeitungen Nachrichten über Diana Vaughan; die ersten französischen und italienischen Antifreimaurerschriften begrüßten ihre Enthüllungen; jedermann, selbst hohe Würdenträger, deren Namen wir gebracht, hielten die Existenz und Bekehrung der Diana für zweifellos. Als daher ein tüchtiger Schriftsteller uns ein Werk hierüber, betitelt: „die Geheimnisse der Hölle," anbot, zögerten wir nicht, dasselbe in Verlag zu nehmen und in guten Treuen dasselbe in Schutz zu nehmen. Aeußerst tüchtige Fachkundige haben aber in der Kölnischen Volkszeitung die Zweifelhaftigkeit (!) der Diana Vaughan dargethan. Wir bitten daher unsre Leser, die Mitteilungen über die Diana Vaughan solange als zweifelhaft zu betrachten, bis Rom, das gegenwärtig die Sache untersucht, anders entschieden hat. Damit ist nicht gesagt, daß alles zweifelhaft ist, was die betreffende Broschüre enthält. (!!) Der Satanskult (!!) mancher Logen und die Hostienentweihungen sind z. B. durch viele Thatsachen festgestellt. Einer der tüchtigsten Gegner erklärte auf dem Trentiner Kongreß, er halte neun Zehntel der Mitteilungen für richtig. (!) Immerhin wollen wir nicht das zweifelhafte Zehntel festhalten und stellen daher den Verkauf der erwähnten Broschüre ein. Redaktion und Verlag des „Pelikan" und der „Eucharistie." Feldkirch, 16. Oktober 1896.

Daß die „Thatsachen" des Satanskultes und Hostienraubes einzelner Freimaurer noch immer festgehalten werden und auch die „neun Zehntel" noch Anklang finden, ist ein Beweis dafür, daß gewisse Leute überhaupt nicht zu kuriren sind.

Charakteristisch war übrigens auf dem Kongreß auch die Art, wie man den armen Freimaurern ihr Sündenregister vorhielt, ohne sich um genauere Unterscheidungen und tiefere Forschungen zu kümmern. Deutsche Logenbrüder, französischer Großorient, italienische Karbonaris, Illuminaten, Martinisten, Rosenkreuzer wurden da schließlich einfach zusammengestellt, als Verbrecher gegen alle Autorität zusammen verdammt, Atheisten, Mystiker, Theosophen und Naturalisten einfach als innig verwandt bezeichnet. Wenn man von der Lehre der Freimaurer und ihrer Entstehung sprach, so behauptete man einerseits, daß sie an geheimen Ueberlieferungen der Inder, Aegypter, Perser, Aethiopier, Phönizier, Griechen, Römer, der alten Gnostiker, Manichäer, Templer, Albigenser, Alchymisten und spätern Rosenkreuzer festhalten sollten, und erklärte dann, daß von Letztgenannten der moderne naturalistische Freimaurerorden ausgegangen sei, in dem sie, die Mystiker (!), ihren Naturalismus (sic!) fortpflanzen wollten. Alle Früchte logischer und historischer Vorbildung waren verloren, als man diesen Kampf gegen die Freimaurer begann.

2

Doch gehen wir näher auf die famosen Publikationen ein, mit deren Prüfung man, statt sie gleich als betrügerische und wahnwitzige Produkte zu erklären, auch noch ein Komitee betraut hat.

Noch ehe die „Enthüllungen" Margiottas der Oeffentlichkeit übergeben waren und der „Miß Vaughan"-Schwindel begonnen hatte, wurde in Paris ein zweitausend Quartseiten starkes Buch gegen den Satanismus der Freimaurer bei Delhomme und Briguet in den Jahren 1893 bis 1894 herausgegeben. Es hatte den Titel Le diable au XIX Siècle und war angeblich von einem Dr. Bataille, frühern Arzt der Messageries Maritimes, verfaßt. In Wirklichkeit steckten dahinter mehrere Personen, die sich die Ausbeutung der Dummheit der Menschen zur Aufgabe gemacht haben, unter ihnen auch ein sonst als Freidenker bekannter Dr. Charles Hacks, der selbst seine Mitarbeit an dem „Werke" zugestanden hat. „Die Erzählungen eines Augenzeugen" (Récits d'un témoin) darin über „die luziferische Freimaurerei, „die vollständigen Enthüllungen über den Palladismus, die Theurgie, Goetie und den ganzen modernen Satanismus sind geradezu haarsträubender Natur. Um den abergläubischen Lesern eine Ahnung von dem Inhalt und den eingefügten wunderbaren Illustrationen zu geben, befindet sich schon am Titelblatt ein großer, furchtbarer Teufel. Hinsichtlich der Abbildungen sei gleich hier bemerkt, daß einer der angegriffnen Teufelsdiener, Dr. Encausse-Papus, Präsident der Groupe Esotérique von Bataille auch le démon Papus genannt, in einer Schrift: Le Diable et l'Occultisme. Réponse aux

*) Dr. Michael Germanus, „Die Geheimnisse der Hölle, oder Miß Diana Vaughan, ihre Bedeutung und ihre Enthüllungen über die Freimaurerei, den Kultus und die Erscheinungen der Teufel in den palladistischen Triangeln." Feldkirch, Künzle. Dr. Germanus hält die „Diana Vaughan" jetzt, wie er erklärt, selbst für eine Betrügerin.

Publications Satanistes (Paris, Chamuel, 1896) erklärte, Verschiednes in dem Machwerke, z. B. die Illustrationen auf Seite 83, 313, 409, sei einfach ohne Quellenangabe aus den Werken des bekannten Mystikers Eliphas Lévi gestohlen und zur Darstellung von Idolen und Siegeln luciferischer Freimaurer benutzt. Ebenso findet sich in den „psychologischen" Kapiteln über Wunder, Besessenheit u. s. w. die mehr oder weniger verborgne Wiedergabe der Collection Migne über diabolische Themata.

Diese „Enthüllungen," zu denen die Buchdruckerkunst mißbraucht wurde, um dem Pariser Schwindelkonsortium die Taschen zu füllen, kennzeichnen wohl folgende Proben.

Nach dem Kapitel 17 der 61. Lieferung (Les atéliers et le laboratoire secret de Gibraltar) existiren in Gibraltar geheimnisvolle Höhlen. Dr. Bataille hat sie selber besucht! Sie werden von den Engländern bewacht und enthalten ein diabolisches Laboratorium nebst Werkstätten für Satanistenwaffen. In ersterm wird die geheime Toxikologie und Mikrobiologie zu dem Zwecke der Verbreitung von Epidemien über die Erde verwertet. (Auf Seite 521 der 66. Lieferung sind sogar die Teufel bei der Arbeit dargestellt.) Als Bataille das merkwürdige Institut besichtigen wollte, begrüßte ihn dessen Vorstand Tubalkain feierlichst in „ausgezeichnetem Französisch" (später sprach er „Volapük, die kürzlich erfundne Sprache, welche von dem Rite Spoèléique angenommen wurde"). Und als er sich verabschiedete, überreichte ihm der Direktor des okkultistischen Laboratoriums ein einfaches, kleines Fläschchen, das kaum einige Centiliter faßte; dieses enthielt einen Stoff, mit dem man in einer Zweimillionenstadt wie Paris eine Choleraepidemie hervorrufen könnte, die mörderischer als die Hamburger vom Jahre 1892 wäre. Tags darauf hat Bataille das verfluchte Ding ins Meer geworfen.

Eine andre „Geschichte" handelt von der Erscheinung „eines geflügelten Krokodils, das Piano spielt"; es ist auf Seite 609 der 77. Lieferung abgebildet. Sie wurde von einem Augenzeugen, M. Sandeman, dem „Dr. Bataille" berichtet, der darüber unter anderm (S. 619) schreibt:

> Niemand bezweifelte die diabolischen Umtriebe, denen sich Sandeman hingab. Plötzlich hob sich der Tisch, der sich auf Wunsch ohne Berührung bewegt hatte, zum Plafond empor, fiel wieder auf den Boden nieder und verwandelte sich in ein schreckliches geflügeltes Krokodil. (!) Es trat eine allgemeine Panik ein, oder, besser gesagt, alles, mit Ausnahme Sandemans, war wie versteinert. Das Erstaunen erreichte aber den höchsten Punkt, als man das Krokodil sich zum Piano bewegen, es öffnen sah und hörte, wie es eine Melodie nach den sonderbarsten Noten spielte... Und während es Piano spielte, warf es der Hausfrau ausdrucksvolle Blicke zu, sodaß, wie man sich denken kann, ihr sehr unbehaglich wurde. (!)

Bemerkenswert ist noch die Art, wie „Dr. Bataille" es anstellte, um in abergläubischen Kreisen seine Erlebnisse glaubwürdiger zu machen.

In der Vorrede erzählt er, wie sein kranker Freund Carbuccia (jetzt wie Miß Vaughan in Verborgenheit lebend und deshalb so schwer zu finden!) ihm vertrauens- und reuevoll satanistische Geheimnisse mitteilt, und wie es ihm gelingt, in die Logen einzudringen. Es gelang ihm angeblich, einen hohen Freimaurer zu bestimmen, ihm für fünfhundert Franks die Ernennung zum Grad eines „Hierarchen des Palladismus" zu verschaffen und nach abermaliger Bezahlung von tausend Franks und „gefährlichen Prüfungen" in alle Geheimnisse einzuführen, ohne daß er einen Eid zu leisten brauchte oder zu einer mit der katholischen Orthodoxie unvereinbaren Handlung gezwungen gewesen wäre. In alle Logen der Welt eingeführt und mit allen hochstehenden Freimaurern des Universums bekannt und befreundet, konnte er nun seine Notizen und „Dokumente" sammeln. Erst nach elf Jahren wurde er als Spion erkannt und zum Tode verurteilt, jedoch von einer edeln Freimaurerin, deren Name leicht zu erraten ist, gerettet, worauf er nicht versäumte, an die Publikation seiner Erfahrungen zu gehen.

Man findet auch schon den ganzen „Miß Vaughan"-Schwindel in diesem Machwerke vorbereitet, wie in der deutschen katholischen Presse nunmehr richtig festgestellt wird. Das gute Fräulein ist bei Ausgabe des „Teufels im neunzehnten Jahrhundert" noch nicht bekehrt, aber auf dem besten Wege, sich zu bekehren, wie

Bataille aus seinen langen Unterhaltungen mit der tugendhaften Dame, die auch schon „eine ungemessene Bewunderung für die Jungfrau von Orléans" hat, konstatiren kann. Sie ist noch „unabhängige Palladistin" — bis ihre „Memoiren" fabrizirt sind. Dann erst wird in der Ergänzungszeitschrift zum Diable au XIX Siècle, im Bulletin Mensuel, das wie die Revue mensuelle zur Reklame für diese und zur Aufklärung über die aktuellsten Teufeleien der Freimaurer dient, ihre Bekehrung (April 1894) mitgeteilt.

Damit ist für die Leser der Konsortiumslitteratur die interessanteste Abwechslung geboten. Man ist von Mitleid mit dem armen Fräulein erfüllt, das seine Bekehrungsgeschichte zu enthüllen beginnt, wenn diese auch recht sonderbar ist. Durch ihren Vater „luciferianisch" herangebildet, mußte sie sich auch in die höhern Grade des „Palladismus" aufnehmen lassen und wurde zur Maitresse Templière bestimmt. Da sie aber zu „tugendhaft" war, um die bei der Einweihung vorgeschriebne Zeremonie mitzumachen, d. h. die Hostie zu durchstechen, wurden die Brüder sehr erzürnt über sie, und die Sache wurde schließlich sogar vor den „Luciferpapst" in Charleston, Albert Pike, gebracht, der Lucifer selbst frug, was man denn mit der Eigensinnigen beginnen solle. Dieser gestattete jedoch sehr galant ihre Zulassung. Nach Eintritt des Schismas unter den Palladisten im Jahre 1893, da angeblich Adriano Lemmi zum „Papste" gewählt wurde, den die anständigen Palladisten nicht anerkennen wollten, wurde die tugendhafte Miß Haupt eines neuen Schismas, predigte „gereinigten Palladismus" und gab in Paris hierfür eine Monatsschrift heraus. Sie kam unerwartet in nähere Verbindung mit Priestern, indem sie sehr viele gute Werke that, und ihre große Verehrung für Jeanne d'Arc wurde von einem derselben benutzt, um sie von ihrem Irrwege abzubringen. Er bat sie im Namen Johannas, Maria nicht mehr zu schmähen, und sie versprach dies öffentlich in ihrer Revue, worauf bald ihre Bekehrung erfolgte. Dabei vollzog sich folgendes entsetzliche Ereignis: eines Tages erschienen ihr Lucifer, ihr Leibteufel Asmodeus und Belial, wie immer als Engel des Lichtes, um nochmals einen Versuch zu machen, sie zu täuschen. Da begann sie, einer plötzlichen Inspiration folgend, die ehrwürdige Jungfrau von Orléans anzurufen, und siehe da — in einem Augenblick verwandelten sich die Gestalten, und es wurden häßliche, entsetzliche, stinkende Teufel daraus. Die Braut des Asmodeus suchte hierauf ein Pariser Kloster auf, wo sie sich taufen ließ und ihre Memoiren zu schreiben begann.

Man wird finden, daß diese Bekehrungsgeschichte, selbst wenn man nichts von Dr. Bataille oder Dr. Hacks wüßte, modernen Skeptikern etwas verdächtig erscheinen könnte.*)

Damit aber diesem nicht alles zugeschoben wird, verweisen wir auf eine Entdeckung, die wir soeben in dem Wochenorgan der Pariser Groupe Esotérique „Le Voile d'Isis" (Nr. 259, 14. Oktober 1896) gemacht haben. Da findet sich folgende Notiz unter Journal des Journaux:

> Wir empfingen l'Antimaçon, das Journal der Association antimaçonnique du Labarum, geleitet von demselben Herrn A. Pierret (37, Rue Etienne Marcel), der vor einem Jahre das palladistische Journal der Diana Vaughan von ihrer Bekehrung herausgab und die Briefe empfing, die an sie von Personen, die die luziferianische Einweihung verlangten adressirt wurden! Welche jesuitische Manöver!

Man ersieht aus dieser Notiz, wie raffinirt der Schwindel

*) Kostbar ist die Schilderung der Zusammenkunft der „Diana Vaughan" mit dem „Commandeur Pierre Jautier" in Paris, wie sie die erste Nummer der Revue mensuelle enthält. Während eines Dejeuners, das sie Herrn Jautier gab, soll sie zum Kaffee sich Fine Champagne und Chartreuse haben bringen lassen. Letzteren rührte sie aber nicht an, sondern bot ihn ausschließlich ihren Gästen an, während sie selbst ganz alten Cognac trank. Als diese über den Abscheu vor einem Kloster- (Kartäuser-) Liqueur lachten, sagte die Luziferianerin: Ein adonaitischer Liqueur, das ist nichts für mich! Ebenso gelungen sind die Geschichten von dem Teufel Asmodäus bei Bataille. Dieser kampflustige Teufel soll bei einem Streite zwischen Engeln und Teufeln dem Löwen des heiligen Markus den Schwanz abgehauen haben, — was übrigens Dr. Bataille für eine Lüge hält; ferner soll er dem Herrn Bordone den Hals umgedreht haben, weil er gegen seine geliebte Diana intriguirte, worauf jedoch letztere so hochherzig war, ihn „nach zwanzig oder einundzwanzig Tagen" wieder richtig herumzudrehen. Man sieht, Dr. Bataille hat Humor und kann als Redakteur eines Witzblattes noch Karriere machen.

getrieben wurde. Vielleicht nimmt die Kölnische Volkszeitung auch davon Kenntnis.

3

Dr. Charles Hacks soll übrigens an der spätern Entwicklung des Miß Vaughanschwindels nicht mehr beteiligt gewesen sein. Die Revue Antimaçonnique behauptete, daß er sich zurückgezogen und die Weiterführung der Mme Leo Taxil überlassen habe, die jetzt unter dem Namen der Miß Diana Vaughan schreibe. Der Verfasser des Artikels der Kölnischen Volkszeitung bemerkt hierzu, „daß die Revue wohl der Mme Taxil zu viel Ehre anthue“:

Sie mag etwas mitarbeiten, aber für gewöhnlich dürfte „Miß Diana Vaughan“ — Hosen tragen. Es ist wohl einer der kleinen Scherze des Dr. Bataille, wenn er mitteilt (I, 720), „Fräulein Vaughan trage gerne Männerkleider“; das kann man ihm glauben. Man erkundige sich bei Herrn Leo Taxil selbst, der in seinen früheren Bekenntnissen so anschaulich beschreibt, wie meisterlich er als Freimaurer zu fälschen verstand, der in der ersten Nummer der Revue Mensuelle so warm und herzlich für seinen Freund „Dr. Bataille“ eintrat, der neulich in Trient als begeisterter Kämpe der unauffindbaren Miß auftrat und die Zweifler mit Schimpfereien und albernen „Beweisen“ überschüttete, bei Leo Taxil, der die Mitglieder des Kongresses so gemütlich vor sich selbst warnte, da man eines bekehrten Freimaurers vor seinem seligen Ende niemals sicher sein könnte. Die Parteigänger der Miß auf dem Trienter Kongreß zeigten sich ängstlich besorgt um das teure Leben der schätzbaren Dame, die seit ihrer Bekehrung spurlos verschwunden ist, natürlich aus Angst vor den Freimaurern. Das stimmt schlecht zu ihrem kühnen, entschlossenen Charakter, wie ihn ihr intimer Dr. Bataille uns schildert. Was könnte ihr am Ende die Flucht vor den Freimaurern helfen? Der Rache ihres Leibteufels Asmodeus könnte sie doch nicht entgehen, der ihr ebenso gut den Hals umdrehen kann als auch ihrem Widersacher Bordone.

Es stimmt auch schlecht zu den Heldenthaten der Zwillingsbrüder Leo Taxil und Dr. Bataille, die sich bei all ihren „Enthüllungen“ keinen Pfifferling um Dolch und Gift kümmerten, nicht einmal um Tubalkain und den ersten Direktor des luziferianischen Laboratoriums im Felsen Gibraltar. Sic habens auch nicht nötig. Wahrlich, wenn Bataille und Vaughan nicht schon da wären, die Freimaurer müßten sie erfinden, denn sie leisten ihnen mehr, als ein halbes Dutzend Großoriente zusammengenommen (sic!).

Wir glauben nicht, daß es einem „Freimaurer“ jemals einfallen könnte, sich zu einem derartigen oder auch nur ähnlichen Betrug herzugeben, und sind der Ansicht, daß das Zentrumsorgan diese Aeußerung besser unterlassen hätte. Es wäre vielleicht besser gewesen, noch weitere Zitate aus der katholischen Litteratur zu bringen, in denen die wahnwitzigen Publikationen den Gläubigen angepriesen werden. Abbé Mustel, der in der Revue catholique de Coutances vom 29. März 1895 schrieb, daß das Werk des Dr. Bataille, lebhaft und leidenschaftlich angegriffen, intakt bleibe und triumphirend aus dem Widerspruch hervorgehe, daß es eine furchtbare, aber wahrhaftige Enthüllung des Kultus und der Werke Satans in der ganzen Welt in unserer Zeit sei, steht natürlich nicht allein da. Lasen wir ja in der Revue Bénédictine, dem geschätzten Monatsorgan der Beuronermönche von Maredsous (Février 1896), daß das Werk Batailles, das den absolut unleugbaren Beweis der Existenz einer Sekte, die Luzifer anbetet und die Freimaurerei inspizirt, und ihrer Wirksamkeit auf die Welt liefere, bei allen Priestern sowie in den Händen der meisten Katholiken gefunden werden sollte, ja daß aus ihm ein möglichst billiger Auszug zur Massenverbreitung hergestellt werden sollte.

Ch H

Paul Verlaine

Eine litterarische Skizze zur Psychologie unsrer Zeit

Erste Hälfte

Motto:

„Ich liebe alle die, welche wie schwere Tropfen sind, einzeln fallend aus der dunkeln Wolke, die über den Menschen hängt: sie verkündigen, daß der Blitz kommt, und gehen als Verkündiger zu Grunde.“

Aus: Also sprach Zarathustra

1

Paul Verlaine ist ein Dichter; genauer gesagt, war ein solcher, denn er ist den 8. Januar 1896 gestorben. Nach altem Menschenbrauch hat er sich jetzt das Anrecht darauf erworben, berühmt zu werden, nachdem er Not und Elend in des Wortes verwegenster Bedeutung ausgekostet hat, denn er ist ja tot. Auf die magern Jahre seines Lebens dürften nun die fetten Jahre seiner Verleger folgen.

Wenn ich richtig zähle, hat er etwa fünfzehn Bände und Bändchen, zumeist Lyrik, hinterlassen. Ich lege meinen Ausführungen den Band Choix de Poésies, den der rührige Verlag von Charpentier zusammengestellt hat, zu Grunde. Das siebente Tausend ist bereits ausgegeben. Man sieht, das Berühmtwerden beginnt.

Paul Verlaine ist meines Wissens im Jahre 1844 in Metz geboren. Er kam aber schon sehr früh nach Frankreich, d. h. nach Paris, wo er im Quartier latin sein Leben fristete, wie andre Litteraten und Künstler vor ihm, mit ihm und nach ihm. Nach 1871 führte er, wie der „Brockhaus“ berichtet, ein unstetes Wanderleben, bald im Gefängnis — er hat darüber ein Buch Mes prisons geschrieben —, bald im Hospital eine Heimstätte findend. 1873, auf einer Reise in Belgien, schoß er im Jähzorn und in der Trunkenheit auf einen Freund und verletzte ihn leicht. Wieder wanderte er ins Gefängnis. Hier bekehrt sich der Bohémien, kehrt reuig in den Schoß seiner Kirche zurück und singt fortan fast nur noch Bußlieder, Gebete und Loblieder auf die katholische Kirche.

Das ist eigentlich alles, was ich von seinem äußern Lebensgange weiß. Von seiner innern Entwicklung, um die es mir hier zu thun ist, reden seine Schriften.

Verlaine schreibt Französisch, ist aber nur zu einem kleinen Wesensteil wirklich Gallier. Vielleicht, da er in Metz geboren, ist schon seine Abstammung keine rein romanische, jedenfalls aber weist er in Sprache und Anschauung viel Germanisches auf. Die glatte Salonsprache par excellence, das Französische, hat sich in seinen Versen merkwürdig verändert. Sie hat Seele und Gemüt bekommen, ein Ding, das sonst der Franzose nicht einmal dem Namen nach kennt. Dabei treten Empfindungen zu Tage, in eine Schönheit und Reinheit des Rhythmus gefaßt, die an Goethe erinnert, Empfindungen, die bis dahin so unfranzösisch wie möglich waren.

Verlaine nun scheint mir typisch zu sein für einen nicht mehr ganz kleinen Kreis von Menschen unsers Jahrhunderts. Und da man schon oft die Beobachtung gemacht hat, daß ein echter Dichter ein Prophet der innersten Regungen seiner Zeit ist und als Prophet zugleich in seinen Werken ein Stück der nächsten Zukunft vorwegnimmt — hierauf kommt es mir in diesem Falle besonders an — so dürfte es weder ganz uninteressant noch ganz wertlos sein, in diesem Spiegel einmal ein Stück Gegenwarts- und nächste Zukunftspsychologie zu betrachten.

Ein rechter Dichter ist Paul Verlaine, ein Typus dessen, was man mit einem Fremdwort Decadence genannt hat. Ein gutes deutsches Wort hierfür weiß ich nicht, aber die Sache findet sich bei uns ebenso wie in Frankreich, ja wohl in der ganzen europäischen Kulturmenschheit. Darum thut es auch nichts zur Sache, daß Verlaine ein Ausländer ist, zumal ich diesen Typus so rein und noch nicht entartet bei keinem deutschen Dichter finde.

Das zum Schlagwort gewordne Decadence möchte ich durchaus ernst nehmen, wenn auch viel gute und schlechte Witze darüber gemacht worden sind. Wie mit allen Schlagworten, geht es aber auch mit diesem. Wer es nicht fühlt, der kann es nicht begreifen, was es besagt, da sich der Inhalt solch eines Wortes unmöglich in einem kurzen Satz umschreiben läßt. Vielleicht aber fühlt es mancher Leser am Ende dieser Skizze, was es bedeutet, der die Sache bis jetzt vielleicht nur aus den Witzblättern und dem „Allerlei“ der Tageszeitungen kennt.

Ich stimme durchaus mit dem in diesem Blatte (Nr. 27) schon angeführten Werkchen des Bretagners Ferdinand Brunetière La renaissance de l'idéalisme überein, daß sich eine völlige Umwandlung in der herrschenden Weltanschauung vollzieht, die wir Christen vor allem rechtzeitig erkennen und nutzen sollten, damit wir nicht wieder ratlos dastehen, wie weiland beim Aufkommen des Materialismus. Dafür eben will diese Studie von der litterarischen Seite einen Beitrag liefern. Personifizire ich die bis vor kurzem herrschende Weltanschauung der Gebildeten,

die jetzt den vierten Stand in der Gewalt hat, einmal vom litterarischen Standpunkt aus in Zola, und das neu Heraufkommende — das ja an sich durchaus nichts Neues ist, vielmehr gilts auch hier *παντα ρει* — in Verlaine, dann gewinnen wir in groben Zügen leicht ein Bild von dem, was man litterarisch jetzt Decadence nennt, was man philosophisch Wiedererwachen des Idealismus nennen kann.

Zola ist robuster Materialist, der es seiner Natur gemäß liebt, litterarisch zu schreien, zu höhnen und die Fäuste zu ballen. Verlaine hat nur den Schatten eines müden Lächelns auf dem Gesicht während der Hauptperiode seines Schaffens, da ihn die herrschende Weltanschauung nicht mehr befriedigte, er aber noch keine neue gefunden hatte. Es geht ihm wie dem Helden von Arne Garborgs Roman „Müde Seelen." Er hat auch „die gefährliche Knickung im Rückgrat," wie der „aufgeblasene, rechthaberische, eingebildete" Materialist dieses Romans, Georg Jonathan, es nennt. Für solche Leute bleibt nur, wie Garborg sagt: „Wahnsinn oder Christus." Zola, der tierisch gesunde Proletarier — ich rede immer nur vom Litteraten, denn den Menschen kenne ich nicht — hat es nur zu häufig mit dem Sexuellen zu thun. Für Verlaine existirt das im Zolaischen Sinne so gut wie gar nicht. Zola ist Rhetoriker durch und durch. Verlaine haßt alle Rhetorik. In seiner Ars poetique bezeichnet er sie als Ail de basse cuisine, was man etwa übersetzen könnte: den Knoblauch der niedrigsten Kantinenkochkunst. Er möchte ihr am liebsten „den Hals umdrehen." Ebenso wenig will er etwas zu thun haben mit Esprit, la Pointe, le Rire impure, bis dahin doch sehr notwendige Bestandteile gerade französischer Kunst. Zola verschmäht auch die gröbsten Mittel nicht, um zu wirken, die eigentlich nur bei der litterarisch völlig naiven Volksmenge und Herdenmenschheit noch Eindruck machen können, Verlaine vermeidet solche Mittel ängstlich und ist darum mehr sensitiven Nervenmenschen zugänglich. Zola wie Verlaine können uns, ich möchte fast sagen, in eine unheimliche Gruselstimmung versetzen. Zola erreicht das durch gewaltiges Anhäufen und Naherücken der Dinge bis zur Zudringlichkeit, bei einer oft langatmigen, aber allerdings fast stets zwingenden Rhetorik — er ist eben auch ein Dichter. Verlaine aber, indem er alles gespensterhaft verflüchtigt in ein paar kurzen Sätzen.

Ich setze zum Beweis für das alles ein paar Gedichte Verlaines hierher. Ich habe den Hauptwert darauf gelegt, die Stimmung zu treffen. Auf wortgetreue Uebertragung legte ich weniger Gewicht. Die meisten Ueberschriften sind ebenfalls von mir, denn Verlaine läßt seine Gedichte sehr oft ohne solche, was ebenfalls bezeichnend ist.

Erinnerung

Der Bäume Schatten stirbt hin wie ein Hauch
Im blassen Nebelrauch.
Auf den Aesten dort oben, die himmelhoch ragen,
Die Turteltauben klagen.
O Freund, beim bleichen Nebelreigen,
Wie oft mußt du erbleichen!
Und die Hoffnung sitzt weinend am Wegesrand,
Fremd dir und unbekannt.

Oder:

Friede

Der Mond so bleich
Ueberm Walde steht,
Von jedem Zweig
Ein Raunen geht,
Huscht durch die grünenden Triebe.
O meine Liebe!

So schwarz und bleich
Die Weide blickt
Dort aus dem Teich,
Und eingenickt
Schlafen die Winde und säumen.
Hier will ich träumen!

Im Glanz der Sterne
Am Himmelszelt
Der Friede gerne
Wache hält,
Der Friede mit lächelndem Munde,
O selige Stunde!

Oder:

Schlaf

Schwarz fällt der Schlaf
Auf meine Brust,
Schlaf, Hoffnung, schlaf,
Schlaf, alle Lust.

Alles nun ruht,
Ich weiß nicht mehr,
Was schlecht, was gut,
O Wundermär!

Eine Hand mich wiegt
Auf schwarzem Pfühl.
Wie schwer sie liegt . .
Stille, nur still.

Oder:

Zwiegespräch*) (Colloque sentimental)

Im weißen Schnee die Buchen stehn,
Zwei Schatten leise vorübergehn.

Die Lippen so bleich sich zusammenschmiegen,
Die Augen so tot in den Höhlen liegen.

Es rühren im Hain, so weiß verschneit,
Zwei Schatten an die Vergangenheit.

— Gedenkst du noch der seligen Stunden? —
— Die seligen Stunden sind längst entschwunden. —

Klopft dir das Herz noch beim Namen mein,
Erschein ich dir noch im Traume? — Nein. —

— O schöne Zeit, o Glück so unsäglich,
Da die Lippen sich fanden! — Das ist wohl möglich. —

— Und der Himmel so blau, und die Hoffnung so grün! —
— Der Himmel ist grau, die Hoffnung ist hin — . .

. . Der Hain steht stumm, sie wandeln sacht,
Zwei Schatten verwehn in der weißen Nacht.

H F

Besteht eine Rechtspflicht der Berliner Vertragsmächte zur Hilfeleistung an die Armenier in ihrer Notlage?

In der orientalischen Frage, wie sie sich heute darstellt, ist es die christliche Solidarität, die den Ausschlag geben muß, soll es je zu einer befriedigenden Lösung kommen.

Dabei ist es aber nicht unwichtig, auch einmal nach dem Rechtsanspruch zu fragen, den die der Vernichtung geweihten orientalischen Christen an die Hilfe der europäischen Mächte haben, oder was dasselbe: nach der Rechtspflicht, die diesen obliegt, ihnen Beistand zu leisten. Der Erörterung einer so indiskreten Frage ist die Presse natürlich stets aus dem Wege gegangen. Auch die wenigen wohlwollenden Stimmen, die sich in dieser großen, letzten Verfolgungszeit zu Gunsten des armenischen Volkes erhoben, gingen so ziemlich von der Voraussetzung aus, es stehe nicht nur thatsächlich, sondern auch rechtlich im Belieben der Mächte, zu helfen oder nicht zu helfen; es sei ein Eingreifen wohl von menschlichem und christlichem Gesichtspunkt aus schön und lobenswert, allein es bestehe ein bindender Rechtsgrund hierfür nicht.

Prüfen wir nun kurz diesen Punkt:

Im Berliner Vertrag vom Juli 1878 haben die europäischen Großmächte (Artikel 62) ausdrücklich davon Kenntnis genommen, daß die Hohe Pforte den schon im Hat-Humajun von 1856 zugestandnen Grundsatz der religiösen Freiheit aufrecht halten und ihm die weiteste Ausdehnung geben will, und es hat darauf die Pforte in diesem Vertrag den Mächten gegenüber die Zusicherung übernommen, diesen Grundsatz auch im Einzelnen: in der Zulassung der Christen zum Zeugnis vor Gericht, in der äußerlichen und öffentlichen Ausübung ihrer Religion, in Anerkennung der hierarchischen Einrichtungen der verschiednen Religionsgenossenschaften u. s. w. durchzuführen.

Was speziell Armenien betrifft, so lautet die Zusage der Pforte und die Uebernahme des Aufsichtsamts durch die Mächte also:

Artikel 61:

Die Hohe Pforte verpflichtet sich, ohne Zeitverlust alle Ameliorationen und Reformen einzuführen, welche die lokalen Bedürfnisse in den von Armeniern bewohnten Provinzen erfordern, und ihre Sicherheit gegen die Tscherkessen und die Kurden zu garantiren. Sie wird in bestimmten Zwischenräumen den Mächten Kenntnis von den zu diesem Zweck getroffenen Maßregeln geben, und diese werden deren Ausführung überwachen.

Nun ist es ja richtig, daß an diesem Staatsvertrag die Armenier nicht als vertragschließende Partei direkt teilnahmen. Wie konnten sie es auch, als Unterthanen des einen Kontrahenten? Haben sie aber etwa deshalb kein Recht aus dem Vertrag er-

*) Uebertragung meines Freundes Kurt Aram (s. die „Gesellschaft" 1896, Nr. 9).

worden? Zur Beantwortung dieser Frage erinnere ich an die hier völlig zutreffende Analogie des Vormundschaftsrechtes. Völkerrechtliche Verhältnisse sind ja überhaupt nur nach den verwandten zivilrechtlichen Verhältnissen konstruirbar. Nun ist es ein bekannter Rechtssatz, daß, wer sich pro tutore gerirt, wie die Juristen sagen, das heißt, wer thatsächlich die Vormundschaft eines Unmündigen übernimmt und als dessen Vertreter auftritt, damit in dieselben Verpflichtungen eintritt, wie ein gesetzlicher Vormund.

Niemand wird leugnen wollen, daß die Armenier, die hilflosen Unterworfnen unter dem Eroberer, dem Türken, der sie offiziell seine Rajah, d. h. seine (willen- und rechtlose) Viehherde nennt und auch als solche behandelt, sich noch in weit höherm Grade in der Lage des Unmündigen befinden, als ein Kind, das noch nicht in die Jahre der Selbständigkeit getreten ist. Und wenn nun der Chor der europäischen Großmächte sich zum Beschützer dieser Herde aufwirft, weil ihr Besitzer, der Türke, die nötigen Garantien für eine menschenwürdige Behandlung derselben nicht bietet, und ebenso sehr auch, weil das eigne Interesse Europas eine Beruhigung des beständig in schmerzlichen Zuckungen liegenden Orients fordert: so liegt es auf der Hand, daß dieser Vormund nicht mehr die Freiheit hat, die ihm aus dieser, von ihm selbst geschaffnen rechtlichen Lage erwachsenen Pflichten zu üben oder nicht zu üben.

Vielmehr verletzt er in fahrlässiger oder absichtlicher Weise eine übernommne Rechtspflicht, wenn er, falls ein Einschreiten zum Schutze seines selbst gewählten Mündels erfordert wird, die Hände in den Schoß legt und spricht: „Es paßt mir nun gerade nicht."

Und daß der Fall des Handelns schon längst auf Grund der im Berliner Vertrage den Armeniern zugesagten Garantien gekommen ist: wer wagt noch daran zu zweifeln? Fast zwanzig Jahre sind verflossen; schon längst lagen, wie Herr v. Stumm so treffend bemerkt hat, die Armenier nicht auf Rosen, und heute steht die christliche Herde rechtloser, unterdrückter da als je, und ihr Herr findet es opportun, sie einfach abzuschlachten, weil er — von seinem Türkenstandpunkt aus ganz mit Recht — es für sich einfacher findet, dies Volk auszurotten, da dann auch die von ihm zwar vertraglich anerkannte, aber ihm überaus unbequeme Vormundschaft der Mächte als gegenstandslos dahinfalle.

Mithin stehen die Mächte, die den Berliner Vertrag unterzeichneten, vor dem beschämten Europa da als pflichtvergessene Vormünder, und jeder türkische Schreiber in Konstantinopel glaubt sich im Recht, die Lauge seines Hohnes auszugießen nicht nur über die Ohnmacht, sondern auch über die bodenlose Verworfenheit dieser unreinen Giaurs, die zwar in einem feierlichen Staatsvertrage die Schutzherrschaft der Armenier an sich gerissen haben, nun aber, ohne einen Finger zu rühren, zusehen, wie die Gläubigen sich dieser schnöden Nazarener endlich glücklich und aufs kürzeste entledigen!

Und wir Angehörige und Bürger dieser europäischen Staaten haben das zermalmende Bewußtsein, daß wir nicht nur unsre Christenpflicht, sondern sogar unsre einfache Rechtspflicht nicht thun: daß wir vor Gottes Richterstuhl wie vor dem Urteil der Geschichte gleich verwerflich werden.

Dazu kommt, daß wir das Volk, zu dessen Vormund wir uns aufwarfen, gerade durch diesen Akt halfen ins Verderben stürzen. Mußten denn nicht die Armenier die zu ihren Gunsten lautenden Bestimmungen des Berliner Vertrages ernstnehmen? Konnten sie ahnen, daß ein von solchen Mächten, von solchen Staatsmännern: einem Lord Beaconsfield, einem Fürsten Gortschakow, einem Bismarck, mit ihrem besiegten Sultan abgeschlossener Staatsvertrag nur Schein und Blendwerk sei? Und wenn sie berechtigt waren, diese Vormundschaft ernst zu nehmen, mußte ihnen das nicht den Rücken stärken, durften sie nicht allmählich, nach Dezennien, verlangen, auch einmal etwas zu sehen von der Erfüllung dieser Zusagen? Und wenn nun so auch ihre Haltung gegenüber den Türken weniger sklavisch, weniger kriechend wurde und sie sich deshalb deren Haß und Rache zuzogen: wen trifft die Schuld?

Wenn wirklich schließlich revolutionäre Bewegungen in einem Volk entstehen, dem Europa zwanzig Jahre lang die feierlich

zugesagte Verbesserung einer unerträglichen Lage schuldig bleibt, wer will es ihm verargen?

In der allgemeinen, schonungslosen Verurteilung der Armenier wegen solcher vereinzelten Versuche — soweit sie nämlich Wahrheit und nicht türkische Erfindung sind, was in jedem Falle für uns zu entscheiden sehr schwer ist — offenbart sich die ganze Niedertracht der öffentlichen Meinung, die wie eine Bleidecke heute noch über Europa liegt. Es ist blutiger Hohn, einem so unerhört mißhandelten Volke zuzumuten, daß es sich als getreue Unterthanen des Türken fühle und dem gnädigen Landesherrn die Hand küsse, die sich zu seiner endgiltigen Abschlachtung erhebt.

Vielmehr ist es dem orientalischen Christen als Charakterstärke, als hohe Tugend der Gesinnung anzurechnen, daß er trotz all den vielen Abkartungen der europäischen Diplomatie mit dem türkischen Erbfeinde im Grunde nie und nimmer dessen Gewaltherrschaft als einen Rechtszustand anerkannt hat. Der Türke selbst lacht über solche fränkische Possen: der Säbel war, ist und bleibt sein Rechtstitel der Rajah gegenüber; irgend ein Recht gesteht er ihr gar nicht zu, nicht einmal das der Existenz: dafür liefern unsre Tage den deutlichen Beweis. Zwar lehrt der Koran: „die Leute des Buches (die Christen und die Juden) laß Tribut zahlen und behandle sie gütig." Aber was kümmert den Imam der Koran: er kann ihn auslegen, wie er will.

Eine Gewalt also, die den unterjochten Christen keine Menschenrechte gewährt, kann von diesen auch nicht als Staat oder als Regierung, sie kann nur als Gewalt betrachtet werden, die ein Räuber ausübt, und mag sein Besitzstand 600 Jahre und noch länger dauern, und mögen auch die europäischen Kabinette den Räuber zehnmal in ihr Konzert aufnehmen, ihn als Ihresgleichen ehren und sich seinetwegen in blutigen Kriegen selbst zerfleischen, wie sie das ja gerade jetzt stündlich wieder zu thun bereit sind.

Somit muß sich wohl oder übel Europa mit dem Gedanken vertraut machen, daß es nicht nur herzlos, sondern als ungetreuer, pflichtvergessener Vormund handelt und eine öffentlich übernommene bestimmte Rechtspflicht verletzt, wenn es fortfährt, Armenien im Stich zu lassen, und daß es sein Unrecht verdoppelt, wenn es einzelne revolutionäre Verzweiflungsthaten von Armeniern dazu benutzt, um dem Verfolgten die Schuld an der Verfolgung zuzuschieben. Von wem übrigens solche Versuche zumeist auszugehen scheinen, das deutet uns ein Augenzeuge an, Rev. G. Raynolds, Missionar in Wan:

Die revolutionären Banden sind russische Armenier, gesetzlose Abenteurer von armenischem Ursprung, meist im Solde von untergeordneten russischen Agenten (officials), deren obere Behörden vor Tadel geschützt sind, wenn der Anschlag entdeckt wird, die aber immer bereit sind, von jeder Gelegenheit Nutzen zu ziehen, die sich für russische Einmischung bietet (siehe den Aufsatz: Armenian Revolutionism in Quarterly Report und Herald of Mission-News October 1896).

Verschiedenes

(Die Verwendung der armenischen Hilfsgelder) Die Provinzialsynoden (auch die Generalsynoden) hinterlassen keine stenographischen Berichte. Zuweilen muß man das doch bedauern. So z. B. neulich als die Brandenburgische Provinzialsynode über die Veranstaltung einer Kirchenkollekte für die notleidenden armenischen Christen beriet. Prediger Baumann trat dem vorliegenden Antrage, eine solche zu bewilligen, u. a. mit dem Argument entgegen: An wen man denn die Gelder abliefern wolle? Das Auswärtige Amt habe sich für inkompetent erklärt, die Konsuln sträubten sich, weil sie in eine schiefe Lage gebracht würden, der Katholikos der Armenier (!) habe die Annahme verweigert. Diese Bemerkungen, die durch die gesamte Presse gegangen sind, können nur die Wirkung haben, das bischen noch nicht ganz von unsern offiziellen und offiziösen Mächten totgeschlagne Barmherzigkeitswerk für die Armenier vollends zu ersticken. So redet ein Mann, der zuerst selbst öffentlich für die Armenier mit eingetreten ist, und der noch jetzt „die Sache auf das Gebiet der freien Wohlthätigkeit zu verweisen" den Antrag stellt. Wir wissen nicht, was Baumann wörtlich gesagt hat; es ist auch für den Effekt gleichgiltig, denn alle Zeitungsleser wissen nun, daß das Schicksal der armenischen Hilfsgelder ein zweifelhaftes ist. Zweifelhaft bleibt insbesondre, ob es in den Taschen der türkischen Beamten oder in den Kassenschränken der armenischen Revolutionskomitees verschwindet! Wieso Kollektengelder minder sicher an die Notleidenden gelangen sollen

wie frei geworbne Liebesgaben, bleibt unerfindlich. Gott schütze uns vor unsern Freunden! Es bleibt nur die Hoffnung, daß etliche gute Christen uns noch Glauben schenken, wenn wir erklären, daß die Wege, die das in Frankfurt (durch Lohmann) wie in Berlin (durch Lepsius-Warneck) gesammelte Geld auf durchaus zuverlässigen Wegen an Ort und Stelle geht. Vielleicht hat auch Herr Prediger Baumann die Freundlichkeit, das öffentlich zu bestätigen: gelesen und nachgedruckt und beherzigt wird diese Erklärung bei weitem nicht so viel werden, wie seine verhängnisvolle Argumentation in der Provinzialsynode. R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 45 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigengebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt
in Frankfurt am Main und Umgegend
treffen sich bis auf weiteres **an jedem ersten Montag im Monat nachmittags 4—6 Uhr** in Frankfurt a. M., **Rosenau**, Reuterweg 8. Frauen sind willkommen.

Gott schenkte uns heute einen gesunden Jungen.
Pfarrer **W. Dittmar**
und Frau **Mathilde**, geb. **Koch**
Walldorf, 27. Oktober 1896

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162.**

Tuch u. Buckskin
Ueberzieher-,
Cheviot- und **Kammgarnstoffe** in den neuesten soliden Dessins, **schwarze Satins** und **Croisés**, hochfeine Qualitäten, sowie **Altar-** und **Kanzeltuch**, reinwollen Fabrikat und gute Farben, versendet stück- und meterweise zu sehr billigen Preisen. Reichhaltige Musterauswahl frei.
Theodor Herrmann
in **Sagan Nr. 34** (Schlesien).

Verlag von Friedrich Jansa in Leipzig

Werke von **C. E. van Koetsveld**
in guter, deutscher Uebersetzung

Skizzen aus dem Pfarrhause in Mastland
Ernstes und Heiteres aus dem Leben eines niederländischen Dorfpfarrers
25 Bogen 8°. Hochelegant geb. 4 Mk.

Inhalt: 1. Der Schreiber auf seiner Studierstube. 2. Der Eintritt ins Pfarramt. 3. Antrittsbesuche. 4. Der Rentner des Dorfes. 5. Meine ersten Predigten. 6. Der Hahn. 7. Der Winter auf dem Lande. 8. Die Kreisbrüder. 9. Der Hausbesuch. 10. Mein Schneider und mein Schmied (Pharisäer und Zöllner im Bauernkittel). 11. Die Aufnahme neuer Mitglieder in die Kirchgemeinde. 12. Armensachen. 13. Das Sterbebett. 14. Die Katechisation. 15. Armut. 16. 17. Das Begräbnis. 18. Der Besuch. 19. Unerwarteter Schluß 20. Nachschrift.

Kinderpredigten
Band I: **Zehn Kinderpredigten über alttestamentliche Texte**
Band II: **Zehn Kinderpredigten über neutestamentliche Texte**
Geh. à 1,50, geb. 2 Mk.

„Diese einfache, schlichte Sprache in kurzen Sätzen, in anschaulicher, fast plastischer Redeweise, diese reiche Phantasie, diese Innigkeit, das alles ist ganz unvergleichlich." (Correspondenzblatt f. Bayern.) „Ganz ausgezeichnet, einzig in ihrer Art, von herzbezwingender Wärme und Innigkeit." (Pfarrhaus.)

Der Krankenfreund
Frei bearbeitet von
Pfarrer Ernst Müller
2. Auflage. 18 Bogen. Geh. 3, geb. 4 Mk.

„Ein Buch für den praktischen Geistlichen, wie nicht leicht ein zweites. Namentlich für jüngere Geistliche wüßten wir kein instruktiveres und zugleich handlicheres, von Fall zu Fall führendes und bildendes Buch. Hier ist alles nüchtern und klar und doch dabei innig und tief. Auch dies van Koetsveldsche Buch ist in seiner Art ein **standard work** wie die früher besprochnen Gleichnisse." (Neues Sächsisches Kirchenblatt.)

Die Gleichnisse des Evangeliums
als Hausbuch für die christliche Familie bearbeitet
2. bis 5. Tausend
21 Bogen. Geh. 3, geb. 4 Mk.

Eine **wahre Bereicherung** der biblischen Erbauungslitteratur. (Theol. Jahresbericht.) Eine Gabe von **einzigartigem Reiz**. (Evang. Gemeindeblatt.) Eine **kostbare Gabe** für das christliche Haus. (Allgem. Litteratur-Anzeiger.) Ein **wahres Kleinod** für jede christliche Familie. (Kreuzzeitung.) Unsre Pfarrer und Laien werden gewiß das gedankenreiche Buch zu den **Edelsteinen** in unsrer religiösen Litteratur rechnen. (Theol. Litteraturzeitung.)

In wenigen Tagen erscheint in meinem Verlage:
Am heiligen Abend
Weihnachtsspiel
von Pfarrer **Hackenberg**
Preis 40 Pfg.
Partiepreis 20 Exempl. 5 Mk.
W. Crüwell,
Verlagsbuchhandlung, Dortmund

Soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:
Spanien und das Evangelium,
Ergebnisse einer neunmonatigen Studienreise von **Fr. G. J. Grape.**
Mit 9 Bildern nach photogr. Aufnahmen des Verfassers.
Preis 6 Mark.
Verlg. v. **Eugen Strien** i. Halle a. S.

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Claassen, Joh., Das Licht und die Farben in Natur, Geist und Leben. 1,50 M., geb. 2 M.
Daab, Friedr., Die Zulässigkeit der Gelübde betrachtet vom evangelischen Standpunkt aus. 80 Pf.
Dalton, Herm., Der Stundismus in Rußland. Studie und Erinnerungen. 80 Pf.
Fritschel, G. J., Geschichte der luther. Kirche in Amerika. I. Teil. Mit 25 Abb. u. Karten. 3,50 M., geb. 4,20 M.
Gemmel, Lic. S., Das Sakrament des heiligen Abendmahls. Vortrag. 60 Pf.
Goebel, D. S., Das „Christentum Christi" u. das **kirchliche Christentum** Vortrag. 50 Pf.; 10 Ex. f. 4 M.; 50 Ex. f. 15 M.
Gronemeyer, Ed., Ev.-lutherisch in der Landeskirche oder Altlutherisch in der Separation? Offene Antwort auf den „Offenen Brief" des Herrn P. Sommerfeld. 50 Pf.; 10 Ex. f. 4 M.; 50 Ex. f. 15 M.
In Geist und Wahrheit. Gedanken über Innerliches Christentum. Von E. Dr. Kart. 1,50 M., in Lwd. geb. 1,80 M.
Luthers Erklärung der heiligen Schrift. Zusammengestellt von P. E. Müller. VI.: Die (kleineren) Paulinischen Briefe (Galater, Epheser, Philipper, Kolosser, Thessal.) 1,50 M.
Lütgert, W., Sündlosigkeit und Vollkommenheit. Vortrag. 60 Pf.
Nösgen, D. C. F., Die Genügsamkeit und Vielseitigkeit des neutest. Kanons. Vortrag. 50 Pf.
Philippi, D. Fr. Ad., Kommentar über den Brief Pauli an die Römer. 4. Aufl. 8 M., geb. 9,80 M.
Plitt, D. Herm., Das Leben ist das Licht. Theologische Bekenntnisse eines Schriftgläubigen. 6 M., geb. 7 M.
Rupprecht, Ed., Des Rätsels Lösung oder Beiträge zur richtigen Lösung des Pentateuchrätsels. II. Abt. Erweis der Echtheit. 1. u. 2. Hälfte. à 5 M., geb. 6 M.
Schäfer, Th., Praktisches Christentum. Vorträge aus der Innern Mission. Dritte Folge. 2,40 M., geb. 3 M.
Wilkens, D. Dr. C. A., Geschichte des spanischen Protestantismus im 16. Jahrh. 2. Ausg. 4 M., geb. 4,80 M.

Soeben ist erschienen:
Hefte zur Christlichen Welt Nr. 25

Die gegenwärtige Lage des Protestantismus
von
Adolf Harnack
Preis 40 Pfennige
Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Chronik der christlichen Welt
Postzeitungs-Nr. 1481. Vierteljährlich 1,50 Mark

Nr. 44: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Auf der Brandenburgischen Provinzialsynode; Aus Nordschleswig; Aus Württemberg — Römische Kirche: Das katholische Ordenswesen im deutschen Reich; Ueber die Ausbreitung der katholischen Diasporagemeinden in der Schweiz; Katholisches aus Italien — Verschiedenes; Sonntagssache; Italienische Waldenserkirche; Vermischte Nachrichten

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig, Königsstraße 20 — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 46 — Leipzig, den 12. November — 1896

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Glossen zur Bergpredigt: 7. Christliche Wahrhaftigkeit — Der Einfluß der sozialen Bewegung auf das akademische Studium — Der ethisch-soziale Bund in Zürich: Schluß — Der Antifreimaurerkongreß und die antifreimaurerische Bewegung: Zweite Hälfte — Paul Verlaine: 2 und 3 — Professor Thumajan und die Verleumdungen der offiziellen Presse — Verschiedenes: Gott schütze uns vor unsern Freunden; Die Bluttat des Leutnants von Brüsewitz; Schlechte Unterhaltungslektüre; Bauersches Weisnachtsspiel — An die Herren Mitarbeiter — Quittung — Anzeigen

Glossen zur Bergpredigt

7. Christliche Wahrhaftigkeit

Zum vorläufigen Abschluß unsrer Erörterung möge Matth. 5, 33—38 uns helfen. Jesus zeigt dort seinen Jüngern die Art der bessern Gerechtigkeit, die er von ihnen fordert, an einem verhältnismäßig einfachen Beispiel. Er stellt auch hier die strengste Moral auf, die denkbar ist, aber nicht, damit man seufzend sich gestehen soll: Dazu bin ich zu schwach, sondern damit man sie in seiner Schule lerne, mit seiner Hilfe in ihr Meister werde.

Jesus redet zuerst von Eid und Gelübde. Damit sollen es seine Jünger ernst nehmen und sollen nicht meinen, daß es Beteuerungs- und Bekräftigungsformeln gäbe, die eine mindere Verpflichtung auferlegen, als wenn sie mit heiligstem Spruch Gott selber zum Zeugen anrufen. Soweit aber sie selber das in der Hand haben, sollen sie überhaupt nicht schwören. Sie sollen kein Bedürfnis danach haben und den Leuten keine Ursache geben, daß man eidliche Bürgschaft von ihnen fordert. Ihr Ja soll ein Ja, ihr Nein ein Nein sein; steht es so, daß darüber hinaus noch etwas nötig ist, so steht es übel.

Nun steht es eben thatsächlich übel in der Welt. Trau, schau, wem! Die Wahrhaftigkeit ist keine selbstverständliche Tugend, weder im privaten noch im öffentlichen Leben. Darum kann auch die organisirte Gesellschaft, die sich gegen sich selbst schützen muß, den Eid als einen Schutz gegen leichtsinnige Unwahrhaftigkeit nicht entbehren. Den Wahrhaften braucht das nicht zu drücken; er schickt sich mit ganzem Ernste drein und sagt unter dem Eide die Wahrheit, wie er sie ohne Eid auch gesagt haben würde. Er ehrt dann Gott durch die Anrufung seiner heiligen Gegenwart und Regierung, wie er ihn sonst durch ein Leben ohne Falsch ehrt. So hat Jesus selbst vor Kaiphas den Schwur auf sich genommen Matth. 26, 63 f. So hat Paulus oftmals Gott zu seinem Zeugen gemacht: Röm. 1, 9. Kor. 1, 23. 11, 31. Gal. 1, 20. Phil. 1, 8.

Aber lassen wir den Eid. Jesus verlangt von den Seinen eine Wahrhaftigkeit, die in einer höhern Sphäre liegt, für welche die Eidesfrage keine Bedeutung hat. Ein Ja, das Ja ist, ein Nein, das Nein ist, und niemals etwas Andres. Ist das möglich?

Auch Heiden können wahrhaftig sein, Helden sogar und Märtyrer der Wahrhaftigkeit. Und Christen könnten das nicht? Von Epaminondas haben wir im Cornelius Nepos gelesen, daß er auch im Scherze nie log.

Da fragt es sich nun freilich, ob dies christlich gemessen ein reines Lob ist. Vielleicht war Epaminondas darin ein echt heidnischer Tugendbold, ein Pedant, ihm fehlte die Naivität der christlichen Frömmigkeit, von der wir das vorigemal geredet haben. Ein Scherz ist ein Scherz und eine Lüge eine Lüge. Wer das nicht von selbst unterscheidet, dem kann man es schwer klarmachen. Neuere Dichter, die Zergliederer von allen möglichen und unmöglichen Seelenzuständen, schildern gern Fanatiker der Wahrheit, die durch ihre übertriebne Wahrhaftigkeit lauter Unheil anrichten. Ibsen z. B. in der „Wildente." Die Frage nach dem Recht der Notlüge, der Höflichkeits- und Gefälligkeitslüge ist sehr beliebt bei allen, die mit ihren Erwägungen gern an die Oberfläche religiös-sittlichen Ernstes rühren. Ob ich einer todkranken Braut verheimlichen darf, daß ihr Bräutigam ihr untreu geworden ist? Ob ich unter meinen Brief schreiben darf „hochachtungsvoll," auch wenn ich eine hohe Achtung vor dem Adressaten beim besten Willen nicht hegen kann? Und was dergleichen interessante Probleme mehr sind.

Jesus Christus hat seine Jünger und Jüngerinnen von derlei Frage- und Antwortspiel erlöst. Er will gewiß, daß wir auch im Kleinsten unsers Thuns und Lassens treu sind, aber er ist ein Feind von allem „Mückenseihen und Kameeleverschlucken." Er schenkt uns in seiner Gemeinschaft den Sinn und Mut der Wahrhaftigkeit ins Herz. Diese Wahrhaftigkeit ist nicht eine rauhe Tugend, die alsbald rechts und links Opfer fordert. Sie ist vielmehr, wie jede andre Tugend, ein Dienst der Liebe, den wir unserm Nächsten schulden. Wie wir sie üben, ist in jedem einzelnen Falle Sache des Taktes, der mit echter Liebe unzertrennlich verbunden ist. Ein wahrhaftiger Mensch lügt nicht, auch wo er schweigt, ausweicht, die Wahrheit nicht ausplaudert. Davon kann doch keine Rede sein, daß das Christentum uns zu Tölpeln erziehen will, die in die hunderterlei zart und schwierig verschlungnen Lebensbeziehungen plump hineintappen. Der Christ wird noch ein Geheimnis wahren dürfen, ein privatim ihm anvertrautes oder Amtsgeheimnis! Die Lage kann im einzelnen Falle äußerst peinlich für den Christen sein, er mag die Pflichtenkollision schmerzlich empfinden, aber die Hauptsache liegt ungeheuer einfach: Du sollst ein wahrhaftiger Mensch sein. D. h. du sollst die Wahrheit lieben, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt, wie du deinen Gott liebst, der die Wahrheit ist. Das soll deine Gesinnung und Art, dein Charakter sein. Das mußt du im Leben je länger, je völliger bewähren. Sollte dir dabei noch mancher Fehlgriff passiren, der niemanden so betrüben wird wie dich, so wird diese Grundrichtung deines Wesens nicht verborgen bleiben; auch die böse Welt wird den wahrhaftigen, zuverlässigen, treuen Menschen in dir zu schätzen wissen, und du wirst sicher einen kleinern oder größern Kreis auch treu gesinnter Leute finden, mit denen du Jesu Willen im ganzen gegenseitigen Verkehr wörtlich erfüllen kannst: kein Eid, kein Gelübde, keine Beteuerung, kein Anrufen göttlichen Zeugnisses in irgend welcher Form, sondern schlichtes Ja und Nein herüber und hinüber. Etwas andres aber, als daß so im Jüngerkreise zuerst die neue Moral ihre erste vollkommne Auswirkung erfahren wird, hat Jesus nicht gewollt und nicht erwartet. Von diesen Sammelherden der ersten Glut soll das Feuer weiter

wärmen und zünden, das er auf die Erde gebracht hat. Verantwortlich aber bist du für niemanden und nichts so sehr, als daß das Feuer, das in dir brennt, reine Flamme sei.*) R

Der Einfluß der sozialen Bewegung auf das akademische Studium

Einführung zu einer Aussprache im akademischen Missionsverein Tübingen

Um die Frage zu beantworten, die in dem obigen Thema enthalten ist, handelt es sich nicht darum, die persönlichen sozialen Pflichten des Studenten zu erörtern. Wie der Student als Angehöriger einer bestimmten Familie, als Glied einer akademischen Verbindung im Verkehr mit den übrigen Klassen der Bevölkerung sich zu benehmen hat, fällt außerhalb des Rahmens dieser Gedanken; ebenso wenig fällt es mir ein, Ihnen einen bestimmten Kodex von sozialen Tugenden für die eigene Lebensführung hier vorzulegen. Es soll einzig und allein die Rede sein von dem Studium des Studenten, und die Frage lautet: Welchen Einfluß hat die soziale Bewegung auf dieses akademische Studium, genauer: welchen Einfluß soll sie haben?

Dabei bedienen wir uns freilich eines ungenauen Begriffs mit dem Ausdruck: soziale Bewegung. Obgleich jeder weiß oder fühlt, um was es sich dabei handelt, ist es doch nicht leicht, es klar zu beschreiben. Wir begreifen darunter einerseits das soziale Parteiwesen, andrerseits das Interesse an den sozialen Einzelfragen, wie es außerhalb der bestimmten Parteien gepflegt wird. Die Bewegung der Sozialdemokratie und der Gewerkschaften, der Christlich-Sozialen, der evangelischen und katholischen Arbeitervereine, des Evangelisch-sozialen Kongresses werden also gerade so gut ins Auge zu fassen sein, wie die Arbeit der verschiednen in Halle und Berlin gehaltenen Kurse, der Verein für Sozialpolitik, die Thätigkeit einzelner Männer wie Frauen.

Dieser ganze Umkreis von Thätigkeiten ists, was wir soziale Bewegung nennen. Und diese soziale Bewegung hat bereits einen Einfluß auf das akademische Studium aufzuweisen. Nicht nur übt die einfach nicht mehr wegzuleugnende Thatsache, daß die sozialen Fragen im Vordergrunde des allgemeinen Interesses stehen, einen indirekten Einfluß auf das akademische Studium. Und, um dies hier einzuschalten, es ist thöricht, dagegen ankämpfen zu wollen, daß die sozialen Fragen gerade einmal jetzt diese Vorherrschaft ausüben. Jede Zeit hat ihr Problem zu lösen, und daß dies jetzt gerade das soziale ist, bedeutet geschichtlich angesehen einen gewaltigen Fortschritt. Es wäre geradezu wunderlich, wenn sich dieser Fortschritt nicht auf diesem oder jenem Wege auch dem akademischen Studium mitteilen würde. Dazu kommt, daß an vielen Universitäten studentische Vereinigungen entstanden sind, die sich gerade mit diesen Problemen beschäftigen. Daneben hat auch das Parteiwesen seinen Einzug in die Studentenschaft gehalten, und wie teilweise der Verein deutscher Studenten den Antisemitismus auf seine Fahnen geschrieben hat, so zeugt der sozialistische Akademiker von einer sozialdemokratischen Studentenbewegung.

*) Ich kann nicht unterlassen, zur Bekräftigung des oben Gesagten zwei Worte Vinets hinzuzufügen. Ich finde sie soeben in einem demnächst (bei Eugen Salzer in Heilbronn) erscheinenden trefflichen Buch: Alexander Vinet. Gedanken und Betrachtungen aus seinen Schriften. Da heißt es S. 177:

„Die Liebe zu Gott wird euch einen neuen Sinn und einen zarten, sicheren Tact verleihen, mit dessen Hilfe ihr mühelos die Werke, die Ihm gefallen, von jenen unterscheiden werdet, die Er nicht mit Wohlgefallen ansieht. Das ist die erste Wirkung der Liebe zu Gott; es giebt noch eine zweite. Die Liebe zu Gott verleiht der Seele eine größere Freiheit. Eine Menge Handlungen, die ohne sie unerlaubt wären, macht sie zu erlaubten."

„Bestände im Herzen des Christen nur ein Gefühl gesetzmäßiger Gerechtigkeit, so würde er den Versuch machen, seine Aufgabe abzumessen und sich im Handeln genaue Grenzen zu ziehen; er würde wissen, wo er inne zu halten hat. Aber sein Gehorsam entspringt aus Liebe zu dem, den man nie genug lieben kann. So überläßt er sich frei dem Drange seines Herzens, wie der Weltmensch sich seiner Leidenschaft hingiebt."

Also dürfte die Frage zeitgemäß sein: welchen Einfluß soll die soziale Bewegung auf das akademische Studium haben? Wir gehen zunächst von dem Zweck des akademischen Studiums aus. Dieser ist ein doppelter. Der Student will sich auf der Universität auf einen bestimmten Beruf vorbereiten, und er will sich die akademische Bildung erwerben. Auf der einen Seite steht das Ziel, sich eine tüchtige Fachbildung anzueignen, hierzu die nötigen wissenschaftlichen Kenntnisse zu erwerben und sich so für die künftige Stellung im öffentlichen Leben auszurüsten; auf der andern Seite wird nicht mit Unrecht hoher Wert auf die akademische Bildung gelegt, freilich wiederum ein Begriff, der nicht so einfach zu bestimmen ist. Es ist ja aus dem Kreise dessen, was oft als akademische Bildung gilt, manches auszuscheiden und besser unter akademischer Unbildung zu rubrizieren. Aber auch dann sind die Merkmale akademischer Bildung schwerer zu gewinnen als die der reinen Fachbildung. Hier ist ja der Gegenstand ein ganz bestimmt gegebner, über den man sich unterrichten soll, und es handelt sich nur um den Umfang, in dem man diesen Stoff beherrscht, um danach das Maß der Bildung zu bestimmen. Für die akademische Bildung dagegen ist erst der Kreis der Gegenstände abzustecken, die den Maßstab für sie abgeben können. Wir versuchen ihn nur bruchstückweise zu zeichnen, indem wir Dreierlei hervorheben. Zur akademischen Bildung gehört eine gewisse Uebersicht über die Bedeutung der einzelnen Zweige der gesamten Wissenschaft und ihre gegenseitige Stellung zu einander; vor allem eine genaue Kenntnis und Wertung des Unterschiedes von Natur- und Geisteswissenschaften. Zum andern rechnen wir dazu ein lebhaftes Interesse an Fragen wissenschaftlicher Natur, von denen auch zunächst kein direkt praktischer Erfolg für das eigne Fach zu erwarten ist. Fürs dritte soll ein akademisch Gebildeter imstande sein, ein geschichtlich gegründetes und eben deshalb unparteiisches Urteil über die Zeitbewegungen zu haben. Fassen wir dies zusammen und sagen: was die akademische Bildung besonders auszeichnen soll, ist ein encyklopädischer und geschichtsphilosophischer Sinn, während die Merkmale der sogenannten allgemeinen Bildung mehr auf ästhetischem und litteraturhistorischem Boden liegen; mit andern Worten: wer den Zweig der Wissenschaft, dem gerade er sich widmet, für den höchsten hält und in ihm nicht nur einen Beitrag zum allgemeinen Wissen sieht, wem es einerlei ist, ob die Schwesterwissenschaft irgend eine große Errungenschaft zu verzeichnen hat, wer z. B. in der französischen Revolution nur eine große Schreckensthat und in Karl Marx nur ein Enfant terrible erblicken kann, der ist nicht akademisch gebildet, mag er daneben eine Reihe von Sprachen beherrschen, ein weitgereister Mann sein und viele Dichter und Romane gelesen haben.

Also Ausbildung für einen Beruf, und Erwerb akademischer Bildung ist der doppelte Zweck des akademischen Studiums. Von diesem doppelten Zweck aus lassen sich wohl auch Recht und Grenzen des Einflusses bestimmen, den die soziale Bewegung unsrer Tage auf dasselbe auszuüben hat. Die Grenzen, die zu ziehen sind, ergeben sich aus der ersten und nächstliegenden Aufgabe des Studenten, sich eine tüchtige Fachbildung zu erwerben; das Recht des Einflusses bleibt dennoch gesichert durch die gleichzeitige Förderung akademischer Bildung überhaupt.

Fassen wir zunächst diese Grenzen ins Auge und stellen fest:

Das Erste, was von einem Studenten, der in das öffentliche Leben eintritt, verlangt werden muß, ist eine tüchtige Fachbildung! Daß diese Forderung in erster Linie erhoben werden muß, ist keineswegs nur unter dem Gesichtspunkt des notwendigen Uebels zu begründen. Man sagt oft: der Umfang, den die Wissenschaften allmählich genommen haben, ist zu groß, als daß dem Einzelnen eine allgemeine wissenschaftliche solide Bildung ermöglicht wäre; er hat deshalb eben leider nur die Aufgabe, sich in Einem bestimmten Gebiet genau zu orientiren. Es mag ja allerdings bedauert werden, daß ein solch universelles Wissen, wie es oft sehnsuchtsvoll gewünscht wird, einem einzelnen Kopfe nicht mehr möglich ist. Allein wir glauben: es liegt hier so wenig ein Fehler

vor, wie in dem Dasein von großen Völkermassen; genauer gesagt: es liegt im Begriff der Wissenschaft, ins Leben und Handeln umgesetzt zu werden; die Wissenschaft will und soll Macht werden; daß aber im Leben, vor allem im staatlichen Leben Arbeitsteilung geradezu Fundament des ganzen Aufbaus ist, ist selbstverständlich. Nur wer in seinem Beruf etwas leistet, leistet damit etwas für die Gesamtheit, und es steckt ein großes Stück Geschichtsanschauung in dem Herrenwort: Wer in dem Geringsten treu ist, der ist auch im Großen treu.

Aus dem allem ergiebt sich für den Studenten die Pflicht, für sein akademisches Studium Zeit und Kraft nicht zu zersplittern, sondern vielmehr in dem wissenschaftlichen Gebiet, das er sich einmal gewählt hat, nach Kräften heimisch zu werden. Ein Mensch, der in seinem Fach nicht bewandert ist, ist ein halber Mensch, mag er noch so viel andre Wissenschaften kennen. Es gehört zur Selbstzucht, daß man sich klar sagt: dieses oder jenes Gebiet habe ich mir einmal erwählt; nun bin ich schuldig, es zu erforschen und hier meinen Mann zu stellen. Wer auch nur einen geringsten Ausschnitt wissenschaftlichen Wissens genau und gründlich inne hat, besitzt schon darin eine unbezwingliche Macht.

Liegt die Sache so, dann, scheint es, könnte kurzerhand die soziale Bewegung, die auch an die Thür der akademischen Jugend klopft, abgewiesen werden: Wir haben keine Zeit dazu! Thatsächlich wird ja dieses Urteil oft gefällt; über seine Berechtigung können wir erst entscheiden, wenn wir die verschiednen Beweggründe erkennen, die es hervorgerufen haben. Es sind deren ganz verschiedne, hauptsächlich dreierlei: Es mag Fälle geben, wo die physische Kraft und die intellektuelle Begabung nicht hinreichen, über den Rahmen der Fachstudien hinaus sich noch mit andern Fragen zu beschäftigen. Hier ist die Ablehnung berechtigt: wir haben keine Zeit dazu! Doch kommen wir auf diesen Fall noch zurück. Etwas Andres ist es, wenn die Bequemlichkeit sich in den wissenschaftlichen Mantel hüllt. Weil man nicht mag, will man nicht mitleben mit den Gedanken, die unser Volk bewegen; ja man mag sich auch nicht Rechenschaft darüber geben, warum man nicht mag. Wir haben keine Zeit dazu! Hier trauen wir auf den Stolz des akademischen Studiosus, der eine Ratio ignaviae nicht als eine giltige Ratio anerkennt. Neben der Bequemlichkeit ist es die Laune die hier sich oft zur Meisterin aufwirft. Man treibt lieber Spiritismus, als das, was Tausende vom eignen Volk und Stamm belebt; man ergeht sich lieber in nichtssagenden Spekulationen, von denen ich tiefe Gedankenarbeit gewiß zu unterscheiden weiß, als daß man sich herabgeben will zu den Forderungen des Mannes in der Bluse, zu seinem Denken und seinem Wollen. Am ernsthaftesten haben wir uns auseinanderzusetzen mit dem Urteil, das der Fleißige der sozialen Bewegung zuruft: Störe mir meine Kreise nicht! Wir haben keine Zeit für dich. Und gewiß findet gerade der bohrende Fleiß in dem einzelnen Wissensgebiet eine solche Fülle von Stoff vor, daß er daran verzweifelt, auch noch andre Fragen in das Gebiet seines Forschens hereinzuziehen, mögen sie noch so interessanter Natur sein. Das ist eine Thatsache, die wir alle schon erlebt haben. Gerade der Reiz des Studiums liegt in dieser Art des unendlichen Fortschreitens und Suchens. Und doch glauben wir bestimmte widersprechende Gedanken hier geltend machen zu können. Nämlich: für den, der späterhin ein praktisches Amt bekleiden soll, wird immer ein gewisses Maß von Kenntnisstoff notwendig sein. Wir brauchen uns nicht von dem Verdacht zu reinigen, als würden wir einer den Wissenschaftsbetrieb aufs höchste schädigenden Praxis das Wort reden, wonach man eben auf der Hochschule in seinen Schulsack gerade so viel Nahrung zu packen hat, daß man nachher im praktischen Amt nicht verhungert. Ein solches Existenzminimum wissenschaftlicher Art sich zu erwerben, heißt viel philisterhafter arbeiten, als es manche thun, die ihre Arbeit nur als Examenarbeit auffassen. Allein eine Grenze zwischen Fachgelehrsamkeit und Fachkenntnis muß doch bestehen. Von einem Dogmenhistoriker der ältesten Kirche kann man verlangen, daß er die Fragmente der gnostischen Schulen selbst urkundlich gelesen hat; von einem Cand. theol. kann man dies nicht verlangen. Und deshalb meinen wir, jene Unendlichkeit des wissenschaftlichen Forschens ist zunächst gar nicht Sache des Studenten, sondern des Professors. Weiter machen wir auf die Thatsache aufmerksam, daß gerade der, der an seiner Fachbildung fleißig arbeitet, immer noch Zeit hat, sich auch die allgemeine akademische Bildung zu erwerben. Es ist dies dasselbe Rätsel, das uns bei den am meisten überlasteten Pfarrern einer Großstadt begegnet, die jedes Geschäft unverhältnismäßig rascher abwickeln, als es in der Gemütlichkeit der ländlichen Pfarrstube Sitte ist. — Vor allem aber führt das Studium selbst zu solchen Partien, die sich direkt mit der modernen sozialen Bewegung, ich sage absichtlich nicht identifiziren, aber berühren. Als Theologen erlauben Sie mir nur einige abgerissene Gedanken! Rückt in der Ethik die Frage nach dem Eigentum und seinem sittlichen Recht nicht in eine ganz andre Beleuchtung durch die moderne soziale Bewegung, und bedeutet nicht das Hereinziehen des Faktors der Gemeinschaft eine neue Fragestellung gegenüber einer rein individualistischen Behandlungsweise des Stoffs? Ist uns jene Episode der Kirchengeschichte, da die brennende Frage nicht wie heute die des Bekenntnisses, sondern die des Eigentums war, nicht viel verständlicher, ich meine die Tage des Streits im Franziskanerorden, da die Spiritualen und Fratricellen den strengsten Armutsbegriff verteidigten, da ein Papst über diese Fragen eine Bulle erließ (Johann XXII) und ein Begharde auf dem Scheiterhaufen endete, weil er behauptete, Christus und die Apostel hätten weder persönliches noch gemeinsames Eigentum besessen? Oder sollte das moderne Betonen der eschatologischen Fragen nicht zusammenhängen mit den Träumen vom irdischen Paradies, wie sie in manchen Volksschichten wachgerufen worden sind? Gewinnt nicht die Lehre von der Erbsünde ihre eigentümliche Beleuchtung durch die Kriminalstatistik? Hat nicht die soziale Bewegung der Forschung über das Leben Jesu durch die Frage nach seiner Stellung zu Reich und Arm, zu Gesetz und Obrigkeit wieder neue Anregung gebracht? Und ist nicht der Predigt und dem Seelsorger durch die neue Auseinandersetzung mit einer geschlossenen Welt- und Lebensanschauung, wie sie im historischen Materialismus vorliegt, eine neue, größere Aufgabe gestellt? Es wäre falsch, wenn wir behaupten wollten, daß derlei Gedanken durch die soziale Bewegung erst neu geschaffen worden wären; dies nicht. Aber ihr Ton ist ein wärmerer, die Farbe eine hellere geworden; es handelt sich nicht um neue Gedanken, aber um neue Gedankenverbindungen. Und so gewiß es ist, daß die Wissenschaft ihren Zweck verfehlt, wenn sie sich ins Parteigezänke des Tags hereinziehen läßt, so gewiß ist es, daß sie nichts taugt, wenn sie nicht im praktischen Leben Führerrolle übernehmen kann. Um dies aber thun zu können, muß man die jeweiligen Massen und ihre Bedürfnisse kennen, die es zu führen und zu befriedigen oder zurechtzuweisen gilt.

Somit glauben wir, dem, der gerade im Interesse seines Studiums die Beschäftigung mit der sozialen Bewegung abweisen zu müssen meint, mit gutem Recht sagen zu dürfen: du wirst dadurch in deinem Studium selbst gefördert, insofern du auf eine Reihe von Fragestellungen aufmerksam wirst und manche bisher dunkeln Partien der Geschichte dir verständlicher werden.

Damit sind wir zu der weitern Frage gedrängt: hat eigentlich diese soziale Bewegung einen solchen Wert, daß schon der Student sie in seinen Gesichtskreis zu ziehen hat? Darauf antworte ich mit einem runden Ja!

Dem kleinen Fabrikbesitzer ist es nicht zu verargen, wenn er durch diese soziale Bewegung zunächst durchaus unangenehm berührt wird; dem akademisch Gebildeten nehmen wir es übel, wenn er nicht in dieser Bewegung eine hervorragende Erscheinung von geschichtlichem Wert erblicken kann. Der Führer einer politischen Partei muß mit Machtverhältnissen rechnen und wird immer in der gegnerischen Partei einen absoluten Feind erblicken. Der akademisch Gebildete verzichtet auf seinen Vorrang, wenn es ihm nicht möglich ist, hier nach höhern Gesichtspunkten zu urteilen. So skizziren wir den Wert, den die soziale Bewegung für unser Volksleben hat. Ich unterscheide

zwischen indirekt und direkt praktischen Folgen. Vor allem ist der Sinn für das Recht in einer Weise erweckt worden, daß die Gewißheit nicht mehr umgestoßen werden kann: es ist ungerecht, wenn der eine Teil des Volks wesentlich nur Pflichten, der andre wesentlich nur Rechte hat. Fürs andre ist das Bewußtsein der Verantwortlichkeit der Gesellschaft für ihre einzelnen Glieder wesentlich verschärft worden. Dazu kommt, daß die gesunde Anschauung von dem Einfluß der materiellen und ökonomischen Verhältnisse auf die religiöse und sittliche Haltung der Menschen, die bisher oft in recht parteiischer Weise unterschätzt wurde, wesentlich erstarkt ist. Endlich ist ein derartiges Drängen nach Wissen und Bildung gerade von seiten der Massen zu beobachten, wie es wohl einzig dastehen mag, wenn wir nämlich dabei über manchen unverdauten Bildungsbrocken gerecht urteilen und ihn nicht als solchen betrachten, sondern als Anzeichen eines dahinter steckenden, nur nicht rationell befriedigten Bildungstriebs. Neben diesen ideellen Momenten ist der praktische Erfolg in keiner Weise zu unterschätzen. Wenn es den gewerkschaftlichen Organisationen Englands gelungen ist, mehr als den fünften Teil der Arbeiter zu organisiren, wenn dort der einzige Verband der Maschinenbauer von 1851—1890 64 Millionen Mark aufgebracht hat, wenn die deutschen Gewerkschaften im Jahre 1893 für Arbeitsvermittlung 600000 Mk., für Kranken- und Invalidenversicherung 300000 Mk. ausgaben und nur ein Zwanzigstel der gesamten Ausgaben auf Unterstützung für Streik entfallen, so liegt darin ein solches Kapital organisirter Macht, daß dies ohne eine Entwicklung sittlicher Zucht und Kraft nicht denkbar ist. Jedenfalls muß, wenn von einer sittlichen Erziehung der Völker durch den Staat geredet werden kann, auch geredet werden von einer sittlichen Erziehung der Arbeiterschaft durch die Gewerkschaften.

Doch mag in dieser Beziehung das Urteil bald günstiger, bald ungünstiger lauten, so viel ist gewiß: die soziale Bewegung hat für unser Volksleben einen hervorragenden Wert. Und wenn sie diesen Wert hat, so muß auch von dem akademisch Gebildeten verlangt werden, daß er nicht in dieses Volksleben eintritt, ohne diese mächtige Bewegung zu kennen. Daß deren aber hundert sind, die solcher Kenntnis entbehren, ist eine leidige Thatsache. Nur zwei kleine Belege! Auf der Amtsstube des Polizeiamts einer größeren Stadt sitzt ein Referendar; er ist von der Universität gekommen und hat kein schlechtes Examen gemacht. Sein Chef tritt ein und giebt ihm ein Bündel sozialdemokratischer Broschüren, um sie auf ihren Inhalt zu prüfen. Der Referendar hat keine Ahnung von den Männern, die da auf dem Titelblatte stehen, geschweige von dem Inhalt. So kommt es, daß der blaue Stift nach Belieben bald diese, bald jene Schrift als konfiskationsfähig bezeichnet, u. a. auch die Weihnachtsgedanken von Theodor von Wächter. Oder ein andres! Ein akademisch gebildeter junger Mann hört von der deutschen Sozialdemokratie, hört, daß Marx ihr Vater genannt werden könne, hört den Namen Engels, und dies sind ihm alles absolute Neuigkeiten. Derartiges verträgt sich nach unsrer Anschauung nicht mehr mit der modernen akademischen Bildung, ganz zu schweigen davon, daß solche Leute durchaus unfähig sind, dem Wissensstolz und Wissensdünkel mancher Parteiagitatoren auch nur mit einigem Erfolg entgegenzutreten.

Was verlangen wir deshalb? Daß in die allgemeine akademische Bildung diese Kenntnis der sozialen Bewegung eingeschlossen werde. Lassen Sie mich hier mit dem Bescheidensten anfangen. Wer bisher nicht den Namen Goethe gekannt hat, der galt für nicht akademisch gebildet, ja auch nicht für allgemein gebildet; wer heute nicht den Namen von Marx kennt, ist auch nicht akademisch gebildet. Was wir als zum Grundstock der akademischen Bildung gehörig verlangen, ist zunächst eine *historische Notiznahme* von dieser modernen sozialen Bewegung. Lassen Sie mich offen reden! Ein Student, der vielleicht von den Malereien Stucks oder den Dichtungen eines Jungdeutschen zu reden weiß, gilt für gebildet, wenn er noch keine Ahnung hat von Ziel und Zweck der deutschen Gewerkschaften; ja während vielleicht vorausgesetzt wird, daß man dort Einzelheiten und Pointen kennt, sind hier nicht einmal die rohesten Umrisse bekannt. Die Farbengebung auf diesem oder jenem

Bild, die Sätze eines neuen Musikstücks bilden die langausgesponnenen Thematen einer Unterhaltung, und daneben sieht man nichts von dem farbenreichen Bild der sozialen Bewegungen unsers Volkslebens und hört nichts von den schweren machtvollen Akkorden, die sie begleiten, in denen ausgestandne Not und begeisterte Hoffnung gleichermaßen erklingen. Warum diese Lebensgebiete ausschließen? Sie gerade gehören in den Geschäftskreis des Studiosus, dessen Studium nicht Scholae allein, sondern Vitae gilt. Für mich handelt es sich hier nur um eine Veränderung der Reihenfolge. Stand bisher in erster Linie die Kenntnis der schönen Litteratur, so stellen wir in erste Linie die Kenntnis der sozialen Bewegungen, meinen dies aber keineswegs als einen Ersatz der erstern. Es wäre ein Zeichen von einfacher Unbildung, die Schätze, die in der schönen Litteratur uns geboten werden, zu verachten. Was wir treffen wollen, ist allein das Amüsement, umdessen willen man schöne Litteratur liest, nicht die wahre Bildung, die sich an ihr bildet.

Es sollte aber nicht bei der bloßen Notiznahme von der sozialen Bewegung bleiben. Der akademisch Gebildete muß sie auch in ihrem Gang verfolgen, muß sie auf ihren Wert *prüfen*, muß sie nach ihren geschichtlichen Erfolgen messen. Um dies thun zu können, braucht es freilich ein Leben oder noch mehr. Was hat der Studiosus dabei zu thun? Fürs erste: er hat nicht fertig sein zu wollen, und er darf nicht meinen, sein Urteil über diese oder jene Bewegung abgeschlossen zu haben. Die jungen Leute, die nach nichts suchen, als nach einem festen Standpunkt, kommen mir immer vor wie alte Leute, die immer nach einer Bank ausschauen, wo sie sich niederlassen können in Ruhe und Beschaulichkeit. Wer fertig sein will, der soll doch die Universität verlassen. In sozialen Dingen und noch mehr in kirchlichen hat dieser Standpunktsstandpunkt die Wissenschaft nur gehemmt statt gefördet.

Fürs andre hat der Student zwei große Vorzüge, die ihm ein Erfassen gerade der sozialen Bewegungen leichter machen. Er ist ein Feind der Heuchelei und der Phrase und ist ein Freund der Freiheit. Jenes erleichtert ihm ein unparteiisches Urteil und vermag ihn unwillkürlich das ahnen zu lassen, was einen tüchtigen Lebenskeim in sich schließt. Diese Eigenschaft ermöglicht ihm die Sympathie mit Druck und Not, läßt ihn den Fortschritt, von woher er kommen mag, immer freudig begrüßen und bewahrt ihn vor den Fesseln des Parteilebens.

Nun, ausgerüstet mit solchen Vorzügen möge sich der Studiosus doch orientiren über die Bewegungen, Kräfte, Wünsche, Gedanken, Regungen, die im deutschen Volksleben erwacht sind. Ueber das Maß, in dem der Einzelne sich damit zu beschäftigen hat, lassen sich meines Erachtens keine allgemein bindenden Sätze aufstellen. Es läßt sich nur die obere und untere Grenze ziehen. Nämlich: es kann von keinem Studenten verlangt werden, daß er neben seinem wissenschaftlichen Fach noch Nationalökonomie als Wissenschaft ex professo zu studiren habe. Und, als untere Grenze: es muß von jedem Studenten verlangt werden, daß er die Gelegenheiten nicht unbenutzt läßt, die ihm gegeben sind, sich über die sozialen Bewegungen zu orientiren, sei es im Kolleg, sei es in der Presse, sei es in Versammlungen. Bei der Bestimmung dieser untersten Grenze abstrahiren wir auch — Ausnahmen abgerechnet — in keiner Weise von den oben angeführten physisch oder intellektuell Schwächeren. Hier müßte erst der Nachweis der Thatsachen erbracht sein, daß die Leistungsfähigkeit allein durch das Fachstudium konsumirt wird und nicht doch nebenher diese oder jene Studien oder Allotria getrieben werden.

Nur auf einige Einwände erlauben Sie mir hier schon einzugehen. Die Hauptklage dürfte sein: der *Dilettantismus* wird groß gezogen. Geben wir es einmal zu; setzen aber sofort bei: das, was von dem akademisch Gebildeten bisher gesellschaftlich als Kenntnisse über Kunst und Litteratur zum Ausweis seiner Bildung verlangt wurde, kann auch höchstens den Anspruch auf Dilettantismus machen. Dazu kommt, daß der Vorwurf des Dilettantismus ein äußerst unberechtigter werden kann. Gerade der, der eine gründliche Fachbildung besitzt, weiß zu gut, wie enorm vieles verlangt wird, um hier auf einem Punkt solide Kenntnisse zu besitzen. Sonst aber in den

übrigen Lebensgebieten ist und bleibt er Dilettant; und doch wird ihm keiner verwehren dürfen, seine dilettantische Ansicht auch zu äußern, andernfalls würde jeder gesellschaftliche Verkehr und jeder wissenschaftliche Gedankenaustausch ein Ding der Unmöglichkeit werden. Dem fügen wir noch die Thatsache bei, daß oft gerade die Fehler der eignen Fachbildung, eine falsche Richtung derselben am besten und klarsten von denen erkannt wird, die Dilettanten sind. Was haben der Kirche oft die genützt, die Männer der Praxis und von gesundem Urteil waren und nur für die Sache der Kirche lebten; was haben dem juristischen Studium die Kritiken so vieler Laien genützt! Kurz eine Reform wird gar manchmal angebahnt gerade von denen, die draußen stehen. Aber, sagt man uns: nicht den Dilettantismus überhaupt wollen wir verwerfen; wir sagen nur, gerade auf diesem Gebiet der sozialen Frage ist der Dilettantismus sehr gefährlich. Wenn der Ausdruck so allgemein gefaßt wird, so möchte ich dem doch entgegen halten: wie oft sind es Dilettanten gewesen, die in den staatlich bedeutenden Stellen auf das soziale Leben des Volkes Einfluß geübt haben; und abgesehen davon ist das Gebiet des sozialen Lebens eines Volks ein so umfassendes, daß zu dessen Förderung die verschiedensten Gesichtspunkte in Betracht kommen müssen, die gar nicht von einem speziellen Fachstudium aus alle bewältigt werden können. Hier ist der Boden für eine Gesamtarbeit aller derer, die sich mit dem Menschen, seinen Aufgaben und Zielen, den Bedingungen und Veränderungen, der Ordnung seines gesellschaftlichen Daseins wissenschaftlich beschäftigen.

Doch der Vorwurf kann ja hier nicht allgemein zurückwiesen werden; es handelt sich hier nur um die akademischen Bürger. Man sagt: wer ihnen Beschäftigung mit sozialen Dingen anrät, der treibt sie hinein in einen großartigen Dilettantismus. Nur eine Gegenfrage: wann soll der Student denn überhaupt anfangen dürfen, sich damit abzugeben? Die ersten Jahre des praktischen Dienstes lassen oft viel weniger Zeit übrig als die Studienjahre. Dazu kommt, daß der Arbeiter, der junge Kaufmann, der Lehrling thatsächlich von diesen Dingen hört, sie erwägt, darüber urteilt. Kann man das Gleiche dem Studenten verbieten? Gewiß! es werden viele Fehler gemacht werden. Das wollen wir in keiner Weise abstreiten. Allein meint man, der Fehler würden weniger, wenn der Student nicht schon mit einem gewissen Fonds der fundamentalsten Kenntnisse in das soziale Leben eintritt, sondern zuerst im Dunkeln tappen und durch bittre Erfahrungen klug werden muß? Gewiß; wir wiederholen es: die Fehler und Gefahren sind da; aber Abusus non tollit usum, und der deutsche Student ist wahrhaftig kein solch urteilsloses und haltloses Geschöpf, daß man ihn nicht auch einer Gefahr aussetzen dürfte. Zudem stehen auf der andern Seite noch mehr Gefahren: Unkenntnis des praktischen Lebens, ängstliche Abschließung gegen jeden frischen Zug einer neuen Zeit oder gar eingebildeter Hochmut auf die Stichhaltigkeit und Höhe einer akademischen Bildung, die man gar nicht hat. Jene Gefahren glauben wir im Durchschnitt erst dann erwarten zu müssen, wenn der Student seinen studentischen Charakter verleugnet, nämlich, wenn er aufhört, nur sich orientirend und sammelnd, allein gegen Hohlheit und Heuchelei kämpfend sich zu verhalten, vielmehr zum Parteiagitator wird und eben durch diese leidenschaftliche Identifizirung mit Einer Richtung beweist, daß er vergessen hat, daß er noch Student ist, d. h. noch nicht fertig.

Was wir also behaupten wollen ist dies: die Kenntnis der sozialen Bewegungen unsrer Zeit bildet einen Bestandteil der akademischen Bildung. Die Grenzen für die spezielle Beschäftigung mit diesen Erscheinungen liegen in dem Maß der Kraft, das der Einzelne neben der gründlichen Arbeit für seine Berufsbildung besitzt. Jede Fachbildung selbst jedoch erhält durch Beachtung der modernen sozialen Probleme eine Reihe befruchtender Keime, die selbst wiederum das Interesse für die Bewegung wecken müssen. Repetent Traub

Der ethisch-soziale Bund in Zürich.

6

Auf dem spezifisch ethischen Gebiete bewegten sich noch die Ausführungen des Herrn Dr. Penzig aus Berlin über die Moralunterweisung der Kinder. Die wichtigste Frage, die er erörterte, ist die, wie die sittliche Verpflichtung den Kindern gegenüber zu motiviren sei. Die traditionelle Motivirung ist die religiöse; diese ist aber heteronom und verewigt den Widerstreit von Pflicht und Neigung. Sie ist daher durch die natürliche oder vernünftige Motivirung zu ersetzen, die darin besteht, daß das Kind durch Entwicklung seiner Einsicht in die kausalen Zusammenhänge alles Geschehens zum Sinn für den Wert des Gesetzes und der Ordnung herangebildet wird. — Abermals die intellektualistische Ueberschätzung der Bedeutung der theoretischen Einsicht für das Willensleben!

Professor Tönnies aus Kiel entwarf unter dem Titel: Die Grundthatsachen des sozialen Lebens die Grundlinien einer Kulturgeschichte der Menschheit, insbesondre die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der Ehe, der Familie, des Staates und der Religion. Seine Ausführungen schienen mir zu schwanken zwischen der Anschauung, daß die das soziale Leben der Menschheit konstituirenden Gebilde ihren ursprünglichen Naturtypus immer wieder durchsetzen, und der Annahme eines idealen Fortschritts und eines normativen Zieles, an dem der Wert der verschiednen Gestaltungen des Gemeinschaftslebens gemessen werden könne. Aufgaben wurden anerkannt: vor allem das Eintreten für die Heiligkeit von Ehe und Eigentum. Die Religion enthält einen ethischen Keim, der herausgeschält werden soll. Die Ethischen Gesellschaften haben das Bedürfnis der Zeit erkannt. Dem Christentum stellt der Redner das Prognostikon, daß es für den Fall der Vergesellschaftung der Produktionsmittel untergehen werde, im Fall des Sieges der Reaktion dagegen zu neuer Kraft erstarken und sich dann das Verdienst beimessen werde, die Gesellschaft gerettet zu haben.

Wenn es die Aufgabe der ethischen Vorträge sein sollte, sittlich zu beleben, zu befreien, zu motiviren, so haben sie trotz der Rede von den erhebenden Stunden, in denen man sich innerlich nahe gekommen sei, ihren Zweck sicherlich nicht erreicht. Dagegen soll nicht bestritten werden, daß sie zur Bereicherung des Wissens und zur Anregung des Denkens manches geboten haben; am meisten selbstverständlich für die, denen das Vorgetragne neu war. Insofern haben dem Schreiber dieser Zeilen die sozial-wissenschaftlichen Vorträge am meisten geboten.

Herr Gustav Maier aus Zürich berichtete auf Grund von statistischen Erhebungen interessant über das Kreditwesen und insbesondre über die ökonomische Bedeutung des Zwischenhandels in unsrer Stadt. Herr Landrat Gschwind aus Birseck, Baselland, erzählte mit der Lebendigkeit und Frische des Praktikanten über die von ihm im Jahre 1892 gegründete und zu ansehnlichem Umfang und Einfluß gediehene Konsum- und Produktionsgenossenschaft von Bauern und Arbeitern. Ein weit umfassenderes Gebiet behandelte endlich mit Meisterschaft Herr Dr. Jastrow aus Berlin in seinen Vorträgen über die Sozialpolitik in der Verwaltung von Staat und Gemeinde. Er forderte, daß die Politik überhaupt, zumeist aber die innere Politik, die Verwaltung, weit mehr als bisher unter soziale Gesichtspunkte gestellt werde. In dieser Absicht wurde die Organisation der Volksschule, der öffentlichen Gesundheitspflege, des Wohnungswesens besprochen, wobei sich jedoch der Vortragende nicht wie die meisten bei uns auftretenden Sozialreformer damit begnügte, Forderungen zu stellen und zu begründen; vielmehr bot er zugleich in einem Schlußvortrag über Finanzwirtschaft auch eine sorgfältige Erörterung über die Mittel zur Realisirung seiner Vorschläge. — Ich muß der Versuchung widerstehn, aus der Fülle des von Jastrow Gebotnen einzelne Mitteilungen zu machen, und an das mir diskutabel Scheinende Bemerkungen anzuknüpfen. Nur die allgemeine Beobachtung darf ich nicht verschweigen, daß die sozialpolitischen Ausführungen aller dieser Redner keinerlei ausdrückliche Beziehung auf die ethische Lebensauffassung und die Aufgaben der ethischen Kultur

nahmen; ihre Verbindung mit der Ethischen Gesellschaft war eine durchaus zufällige und äußerliche, höchstens eine persönliche. Am Schluß des Kursus erklärte einer der Veranstalter seine Befriedigung mit seinem Verlauf; der Versuch der University extension müsse als gelungen betrachtet werden. Aeußerlich angesehen mag das zugestanden werden; die Zahl der Zuhörer war zwar sehr schwankend, betrug aber durchschnittlich etwa sechzig. Anders müßte aber wohl das Urteil lauten, wenn man die Art der Zuhörer in Betracht zieht. Die Ethische Gesellschaft hatte doch wahrscheinlich auf die Gebildeten Zürichs gerechnet; diese blieben gänzlich fern. Warum? Vielleicht war es ein Mißgriff gewesen, fast lauter Redner auftreten zu lassen, die man bei uns auch nicht dem Namen nach kannte. Vielleicht kommt ferner in Betracht, daß unser Publikum der sozialpolitischen Belehrung nachgerade etwas müde ist. Was aber die ethische Belehrung betrifft, so mag ihr der praktische Zug unsrer Leute entgegengestanden haben, die das Theoretisiren in praktischen Dingen nicht lieben. Außerdem sind unsre Gebildeten oder wenigstens die Ernsten unter ihnen wohl fast durchgängig der Ansicht jenes zürcherischen Regierungsrats, der am Bankett der „Ethiker" erklärte, er halte einen festgegründeten Gottesglauben für die Quelle aller ethischen Bildung. Somit bestanden die Zuhörer wesentlich aus Fremden, Hörern und Hörerinnen unsrer Studienanstalten meist slawischer Abstammung, jungen Gelehrten und Lehrern meist jüdischer Herkunft, einzelnen Zeitungskorrespondenten und Neugierigen, das Gros aber bildeten deutsche Sozialisten, die auch jeweilen die Abenddiskussionen in ihre Hand nahmen.

7

Bei den Verhandlungen des internationalen Kongresses interessirte am meisten der Stifter der Ethischen Gesellschaften, Professor Felix Adler aus New-York. Ich hörte ihn über die Unwahrheit der Menschen und der Verhältnisse als den größten Schaden des gesellschaftlichen Lebens der Gegenwart reden. Die entschlossen sind, unter allen Umständen wahr zu sein, sollen sich verbinden und so eine Macht der Wahrheit werden, die die unwahren Verhältnisse überwindet. Ein solcher Verband greift wie die gesellschaftlichen Verhältnisse selbst über die Landesgrenzen hinaus, er muß international sein. Er legte ein neues Programm für die Ethischen Gesellschaften vor, in dem der praktisch-ethische Gesichtspunkt und das internationale Interesse im Vordergrunde stehen. Die Delegirtenkonferenz veröffentlicht zwei neu gefaßte Beschlüsse: 1. Es soll ein Zentralbüreau des internationalen Bundes Ethischer Gesellschaften mit einem Generalsekretär in Zürich gegründet werden, um den Verkehr zwischen den verschiednen Sektionen zu vermitteln. 2. Ebenfalls in dieser Stadt wird ein Seminar für Morallehrer errichtet, als erstes Reis der vor drei Jahren in Eisenach beschlossenen ethischen Akademie und mit der Bestimmung, ein Quellpunkt für ethische Impulse und ein leuchtendes Ideal einer vom Konfessionalismus und allerlei sozialen Hemmungen freien Organisation zu sein. Auf eine Anfrage, ob der Ethische Kongreß nicht eine Kundgebung zu Gunsten der Armenier machen wolle, erfolgte die Antwort, daß solches nicht direkt zu den Aufgaben der Ethischen Gesellschaften gehören könne, wohl aber indirekt, insofern sie das Ziel verfolgten, ein Areopag der sittlichen, öffentlichen Meinung unter den Kulturvölkern zu werden.

Professor Jodl in seiner Schrift: „Wesen und Ziel der ethischen Bewegung in Deutschland" erkennt an, daß die Kirchen von jeher in der Hauptsache dasselbe Werk treiben, wie die Ethischen Gesellschaften. Warum denn nicht mit der Kirche gehen? Weil die Religion, deren Pflegerin die Kirche ist, bei den Gebildeten unsrer Tage in weitem Umfang keine Wahrheit und Kraft mehr bedeutet. Es erwächst daraus die Aufgabe, diesen Kreisen auf andre Weise die Motive einer sittlichen Lebenshaltung darzubieten. Das ists, was die Ethischen Gesellschaften sich zur Aufgabe gemacht haben. Wir können den bezeichneten Notstand nicht bestreiten, und wir wollen uns, so schmerzlich es ist, daran erinnern lassen, daß es uns noch nicht gelungen ist, ihn zu überwinden. Aber wir können uns trotzdem nicht davon überzeugen, daß es für die Durchdringung

unsrer Gebildeten mit sittlichem Geist und sittlicher Kraft je ein andres Mittel geben werde als die sittliche Religion, als das Evangelium Jesu Christi. Möge uns Gott verleihen, bald den Ausdruck zu finden, in dem es unsre Gebildeten und geistig Regen ebenso ergreifen könnte und müßte wie ihre Vorgänger in den Tagen der Reformation, möge er uns die Persönlichkeit oder die Gruppe von Persönlichkeiten schenken, die unsrer Zeit den Dienst zu leisten vermögen, den Luther seiner Zeit erwies. Inzwischen thun wir mit dem Evangelium in Herz und Mund unser Bestes. Die „Ethiker" mögen es nach ihren Ideen versuchen; sollte es ihnen gelingen, ethische Kräfte zu wecken, so wird es in keinem Fall wider uns geschehen.

Vielleicht dürfte in einem besondern Punkt die Kirche von den Ethischen Gesellschaften zu lernen haben, nämlich hinsichtlich des Rechtes und der Aufgabe sittlicher Belehrung. Wohl liegt, um den Willen zu motiviren, alles an der Gesinnung, aber der gute Wille soll auch den zweckdienlichsten Weg durch die konkreten Verhältnisse des Lebens finden. Das bekannte Wort Augustins Ama et fac quod vis*) sagt für die sittliche Gesinnung alles, aber für die Kunst der sittlichen Lebensführung sehr wenig. Im Eifer der Reaktion gegen die katholische Kasuistik verkannte man vielfach, daß die in der Erfahrung des gemeinschaftlichen Lebens erworbne Klugheit eine unerläßliche und eine der nützlichsten Tugenden ist. Es ist den Ethischen Gesellschaften zum Verdienst anzurechnen, daß sie im Gegensatz dazu auf das Bedürfnis einer sittlichen Beratung des Individuums aufmerksam geworden sind.

Zum Schluß noch die Frage: Sind die Ethischen Gesellschaften mit den erforderlichen geistigen Mitteln ausgerüstet, um die von ihnen übernommne Aufgabe durchzuführen? Ich muß diese Frage auf Grund des mir bekannten Materials verneinen. Die Gründe dafür sind im Verlauf dieser Mitteilungen zur Sprache gekommen, ich will mich nicht wiederholen. Den Ethischen Gesellschaften würde dann geholfen werden, wenn eine Persönlichkeit von hervorragender moralischer Kraft, ich denke an einen Mann vom Schlage Carlyles sich in ihrer Mitte erhöbe. Ein solcher würde sie dann aber auch notwendig mit einem ganz andern Geiste erfüllen, mit einem Geiste, der sie — wie ich nicht zweifle — uns um ein gut Stück näher bringen müßte.

von Schultheß-Rechberg

Der Antifreimaurerkongreß und die antifreimaurerische Bewegung

4

Sehr bedenklich erscheint bei näherer Prüfung auch das Lob, das man andern Antifreimaurerpublikationen gespendet hat, z. B. der Schrift des Ritters, Doktors und Professors Domenico Margiotta Le Palladisme, culte de Satan Lucifer (Grénoble Folque 1895). Es ist vielleicht „mit der natürlichen Bescheidenheit" (S. 33) des Verfassers nicht recht zu vereinen, wenn er findet, daß die Oeffentlichkeit sich mit seinem „Werke" derart beschäftigt, wie es leider notwendig erscheint, um ihn vollständig würdigen zu können.

Ein Korrespondent des Journals Le Voile d'Isis hat nämlich eine interessante Entdeckung gemacht, die es zweifelhaft erscheinen läßt, ob wirklich der hohe palladistische freimaurerische Würdenträger vom März — in dieser Zeit entschloß er sich seiner Aussage nach zum Austritte aus dem Orden — bis zum September 1895 den Heuchler spielen mußte, um sich seine „Dokumente" zu verschaffen. Margiotta schreibt bekanntlich auf Seite 200 seines „Werkes," die Enthüllungen über Pessina betreffend:

Wenn jemand wissen will, wie ich in den Besitz eines derartigen Formulariums gelangt bin, so kann ich nur sagen, daß ich keinen Beffabue, Sybaccho und Asmodheus zur Verfügung habe, der mich durch magische Kraft über die geringsten Handlungen unsrer Persönlichkeit unterrichtet; sondern daß ein Freund aus der Umgebung des Freimaurers Pessina selbst mir alle Aktenstücke mittelt und mich über die geringsten Vorkommnisse auf dem Laufenden hält.

*) Habe nur lieb und dann thu, was du willst.

Der erwähnte Korrespondent hat nun zufällig zu seinem Erstaunen in seiner Bibliothek gefunden, wer dieser verräterische Freund ist. Er besitzt eine Anzahl kleiner populärer Broschüren, die im Jahre 1890 bis 1891 zu Rom von Perino (Via del Lavatore 88) unter dem Titel Biblioteca magica zum Kolportageverkauf herausgegeben wurden. In einzelnen Nummern derselben findet sich der Originaltext zu Margiottas Enthüllungen über Pessina. So die Belehrung über die Liebe, die Pessina einem jungen Manne giebt (S. 179 bis 183) auf Seite 47 bis 53 das Ricettario infernale, ebenso die folgende über Magie, die aus dem Alfabeto delle piramidi (S. 18) herrührt. Dasselbe ist der Fall mit den diabolischen Rezepten (S. 199), die aus dem Ricettario (und dem Clavicola del re Salomone, einer bei Amato Muzzi in Florenz [1880] herausgegebnen Schrift) stammen, ferner auch mit den Auszügen aus dem Italienischen, die als vollendete Proben der Magie des Cagliostro dienen können, deren großer Thaumaturg der souveräne Großmeister des Ritus von Memphis, Pessina, ist. Dieselben sind nämlich gleichfalls nicht von dem „Freunde" übermittelt, sondern aus der Biblioteca des Perino genommen worden. Aus ihr ist auch das „wunderbare Rezept zur Heilung der Hundswut," (Ricettario S. 60 oder Clavicola S. 117), das Mittel zum Nutzen oder Schaden auf der folgenden Seite und das magische Geheimnis Pessinas um mit den Toten zu sprechen (Ricettario S. 33 oder Clavicola S. 111), entlehnt, wie auch das Alphabet der sataniſtischen Okkultisten, das Margiotta so glücklich ist, allgemein bekannt machen zu können, damit die ganze Welt aus den Geheimnissen der hohen Freimaurerei Nutzen ziehen könne, eine absichtlich entstellte Wiedergabe des Alfabeto delle Piramidi (S. 46) ist, an die sich „Interpretationen" des Autors anschließen, um klarzulegen, wie dieses Alphabet des Palladiums hieroglyphisch einen satanischen Sinn enthält.

Kann man es nach diesen Aufklärungen dem Entdecker dieser merkwürdigen Uebereinstimmungen verargen, wenn er dem Exsataniſten zuruft:

Ich hoffe, daß die guten Väter (Jesuiten), Ihre Meister, Sie bei den Ohren nehmen und bei trocknem Brote fasten lassen werden, Eleve Margiotta, da Sie sich so ungeschickt bei dem flagranten Delikt des Plagiats ertappen ließen.

In ihrer vollendeten Eigenart tritt ferner noch eine Publikation eines Antisataniſten hervor, der sich früher vornehmlich in okkultistischen Kreisen bewegte. Es ist dies der „Patriarch der gnostischen Kirche" in Frankreich, Jules Doinel, über dessen sonderbare Gründung wir demnächst in einer Studie „Die Theosophen und Mystiker der Gegenwart" den Lesern dieser Wochenschrift einige interessante Aufschlüsse zu geben gedenken. Er hat im Vorjahre bei Delhomme und Briguet in Paris ein Buch mit dem Titel Lucifer démasqué (Der entlarvte Lucifer) herausgegeben, zu dem er das Pseudonym „Jean Kostka" wählte, was vielleicht darauf hindeutete, ebenso wie die häufigen Elogen der Söhne Loyolas, auf die er sich vortrefflich versteht, daß er seine neue Weisheit bei den guten Vätern Jesuiten sucht. Das „Werk," das von der französischen ultramontanen Presse, z. B. von der Revue Benedictine, ganz besonders empfohlen wurde, hat zum Zwecke, speziell „Enthüllungen" über die Spiritisten, Martinisten, Theosophen und Gnostiker zu geben und zu beweisen, daß sie insgesamt Besessene, Teufelsdiener und Luciferianer wären. Die Spiritisten hält der Autor für die wahre Armee Lucifers:

Ein bizarres und verworrenes Volk, äußert er sich, das das erbärmlichste und dienstfertigste Spielzeug des Fürsten der Verwirrung ist. Sie sind reif für die Mission des Antichristen. Eifersüchtig auf einander, widersprechen sie sich gegenseitig und exkommuniziren einander; sie verhärten sich in allen Werken Satans . . . Sie haben die Religion und die Hölle zugleich!

Trotz dieses Anathema giebt er zu, daß es „in dieser bunten Menge wirklich Menschen gebe, die im guten Glauben sich befinden, und daß er selbst solche kenne, wie er auch selbst ein »Hör- und Sehmedium« gewesen sei." Er erzählt zum Beweise seiner Anschauung über die Spiritisten haarsträubende Geschichten aus spiritistischen Séancen, z. B. daß einmal der Teufel selbst naiv zugegeben habe, der große Leiter und Inspirator der Experimente gewesen zu sein, die unter den Jüngern Allan Kardecs beliebt sind, „um die Seelen zu töten." Die Dame, bei der „der Teufel" das behauptete, soll zwar, wie er beifügt, später von ihrem „geistigen Führer" die Erklärung erhalten haben, sie sei von einem Neckgeiste getäuscht worden, aber das will der neue Teufelsbändiger nicht gelten lassen, obschon er früher an andrer Stelle (S. 49) erklärte: In einigen spiritistischen Mitteilungen wurde ich durch einen Dämon getäuscht, der den Namen des schwedischen Mystikers Swedenborg annahm.*)

Nachdem die Spiritisten derart in die Hölle gestoßen sind, macht sich „Jean Kostka" daran, ihnen die Martinisten, deren Orden er selbst angehört hat und deren unter Ehrenwort anvertraute Instruktionen er für seine Zwecke entstellt publizirt, folgen zu lassen. Nachdem er dem „Präsidenten des obersten Rates," Papus, und dem Orden selbst einige Elogen gesagt, ihn als eine seltene geistige Elite ernster, wissenschaftlich gebildeter und ehrbarer Männer bezeichnet hat, zählt er die Gründe auf, weshalb Saint-Martin und alle seine Jünger als Teufelsdiener betrachtet werden müssen. Dazu gehört u. a., daß der Martinistenorden ein Zweig der geheimen hohen Freimaurerei sei (obschon der französische Großorient ihn nicht anerkennt), daß er die sechs Punkte, zweimal die drei Punkte der Söhne Hirams habe, daß er ferner seine Grade mit den Zeremonien und Symbolen der Freimaurer verleihe. Sehr bedauert der Neubekehrte, daß Dr. Papus Saint Martin nicht verstehe oder nicht verstehen wolle und findet, daß er „einer der gefährlichsten Besessenen unseres Jahrhunderts, seine Freunde und Jünger Stützen der Hölle sind und sein Werk eine Wiederherstellung einer Gesellschaft ist, die durch den Geist Luzifers inspirirt wurde." Und er, der dieses schreibt, hat die Geschichte der Martinisten studirt und weiß jedenfalls genauer wie jeder andre, daß diese „Sataniſten" während der Zeit der großen Revolution bereit waren, im Kampfe gegen Atheismus und Materialismus und für die Sache des geläuterten Christentums ihr Leben zu lassen, wie ja Claude de Saint-Martin zweimal verhaftet wurde und guillotinirt werden sollte, Cazotte und der jüngere Willermoz ihre Prinzipientreue mit dem Kopfe bezahlten, während der ältere Willermoz sein Leben nur dem Sturze Robespierres verdankte! Uebrigens erklärt der neue Jesuitenzögling selbst an einer andern Stelle: daß man, um in den Martinistenorden aufgenommen zu werden, „ein reines, von jeder egoistischen Neigung freies Herz besitzen muß."

Den englischen und französischen Theosophen ergeht es nicht besser als den Martinisten. Mit der Gründerin der Theosophischen Gesellschaft Mme Blavatsky ist der Expatriarch sehr ungalant. Er meint, daß diese „Besessene par excellence, illustre Teufelsdienerin, luziferische Sibylle" eine Teufelsgestalt, krause Haare, eine Kalmückennase und teuflische Augen gehabt habe.

Last, not least, kommt auch die Gnosis an die Reihe. Mit tiefer Reue bekennt der „Wiederhersteller der heiligsten gnostischen Kirche," daß sein Werk „nach spezieller Inspiration durch den Fürsten des Hochmuts" (daher der Name „Patriarch und Primas der Albigenser!") vollbracht wurde, daß die Sophia Caelestis oder Helena Ennoia, die ihn zu seiner Kirchengründung suggestionirte, Lucifer bedeute, „der das geistige und sichtbare Oberhaupt der Sekte sei," wie auch das Wort Gnosis zu interpretiren sei: G(nostici) N(oscuntur) O(mnem) S(cientiam) I(n) S(atana). (Die Gnostiker erkennen alle Wissenschaft im Satan.) Bemerkenswert ist übrigens, daß der Expatriarch an andrer Stelle wieder sagt:

Die gnostischen Symbole sind sehr erhaben, und obschon es unmöglich ist, zu leugnen, daß sie die Gedanken Luzifers ausdrücken, ist man doch gezwungen, anzuerkennen, daß diese Gedanken die edelsten sind, die die Intelligenz menschlichen Wesen inspirirt hat.(!)

Daß der Neubekehrte neben seinen originellen „Leistungen" auch die sonstigen „Enthüllungen" über die Freimaurer seinem Werke einfügt, wird jedenfalls nicht verwundern.

---

*) Von Interesse dürften für manche die Feststellungen und Erklärungen über den Spiritismus und „den Teufel" in der Schrift von Papus: Le Diable et l'Occultisme sein (Paris, Chamuel, 1896).

Von Interesse ist es noch, zu erfahren, daß die Bekehrung des „Expatriarchen“ ähnlich wie die der „Miß Vaughan“ durch belästigende Teufelsvisionen erfolgte. Der arme Doinel war nämlich, wie seinen längern autobiographischen Klarlegungen zu entnehmen, von Kindheit an visionär veranlagt, sah schon mit acht Jahren „einen ungeheuern phantastischen Vogel, sodaß ihm übel wurde“ (S. 92), später eine schöne Jungfrau, angeblich seine Gattin aus dem Jahre 1596, ferner Jansenius, und sodann noch verschiedne Heilige, ja sogar „Christus,“ später als Spiritist Helena Ennoia (recte Lucifer), als Freimaurer die Isis (recte Lucifer), die ihm aus Gefälligkeit sogar ein Sonett dichtete. Schließlich findet er eines Tages, nachdem er, wahrscheinlich infolge der schlechten Fortschritte der gnostischen Kirche, sich bereits innerlich wieder zum Katholizismus und den „bewunderungswürdigen, so ausgezeichneten, so demütigen und so guten Jesuiten“ hingezogen fühlte, Satan bei sich, der einmal auch mit Gefolge erscheint. Ein Kreuzzeichen — und er ist fort! Später kommt Helena Ennoia noch einmal sehr erzürnt. Ein Ave — et la voilà partie! Die Bekehrung ist vollendet.

Man hat den vielgeprüften Exgnostiker in wohlmeinender Freundschaft auf die günstigen Erfolge aufmerksam gemacht, die in gewissen Fällen visionärer Veranlagung bereits durch fortgesetzten Gebrauch kalter Douchen erzielt wurden. Man könnte ihn und andre Antifreimaurer vielleicht auch auf die Heilerfolge hinweisen, welche die Experimente der modernen Aerzte in der Salpetrière aufzuweisen haben. Allerdings für Teilnehmer an einem „antifreimaurerischen Kompagniegeschäft, berechnet auf die menschliche Dummheit,“ sind derartige Heilmittel nicht geeignet. Auch von einem gewissen Klerus, der nach solchen Enthüllungen noch an traditionellen Narrheiten festhält, ist wenig Besserung zu erwarten. Ch Henri

---

Paul Verlaine

Eine litterarische Skizze zur Psychologie unsrer Zeit

2

Das führt uns zu einem Hauptunterschied zwischen der litterarischen Richtung Zolas und Verlaines. Ich meine die Art ihrer Naturschilderung. Beide haben das gemeinsam, was ich für eins der größten Verdienste des Naturalismus halte, daß die Natur nicht mehr ateliermäßig, vom Schreibtisch und Zimmer aus betrachtet wird, sondern gerade wie bei der modernen Malerei plain air. Nun aber beginnt sofort der Unterschied. Zola liebt in seinen Naturschilderungen besonders den Tag und die Nacht; die Uebergänge zu beiden, also alle Dämmerung liegt ihm nicht recht. Das beweisen seine bedeutendsten Naturschilderungen. Ich denke da z. B. an sein „Paradies“ in der „Schuld des Pastors Mouret,“ gewiß eine der besten Naturschilderungen, die es giebt.

Eigen ist dem Naturalismus auch das Aufzählen von Pflanzennamen; selbst in der naturalistischen Lyrik fehlt das nicht, sodaß ziemlich bedeutende botanische Kenntnisse dazu gehören, um diesen Dichtern an solchen Stellen folgen zu können. Mir z. B. war es oft nicht möglich, und hat mir das oft den Genuß der Schilderungen wesentlich beeinträchtigt.

Ich weiß sehr wohl, daß sich bei Zola auch eine Menge von Morgen- und Abenddämmerungsschilderungen finden, aber fast nie um ihrer selbst willen, und deshalb sind diese selten so wirkungsvoll wie die Tag- und Nachtschilderungen, sondern mehr um deswillen, daß der exakte Beobachter, der ja der Naturalist sein will, nicht so ohne weiteres diese Erscheinungen ignoriren kann. Er nimmt sie mit in den Kauf, ohne sein Herz daran zu hängen. Ich erinnere an die Schilderung vom Erwachen des Tages in den Markthallen von Paris auf den ersten Blättern seines „Im Bauche von Paris.“

Ganz anders bei Verlaine. Ihm sind gerade diese Dämmerzeiten alles. Mond und Sterne finden wir in seinen Gedichten unzähligemal, die Sonne fast nur, wenn sie auf- oder untergeht. Die Natur offenbart sich Verlaine gerade in diesen Uebergängen, die nicht mit dem Verstande zu fassen und festzuhalten sind, sondern nur empfunden und gefühlt werden können. Ebenso

wenig giebt es bei Verlaine Botanik. Ganz folgerichtig, denn in der Dämmerung spielt die Farbe und Gestalt der Einzelpflanze keine Rolle, sondern nur das Zusammen der ganzen Pflanzenwelt.

Ich möchte sagen, der Naturalist sieht in der Natur einen Mechanismus, der zergliedert werden muß. und dazu eignet sich am besten der Tag und die Nacht beim Licht der Lampe und Laterne. Verlaine sucht die Seele in der Natur, die ihm gerade in der Dämmerung umgeht. Zergliedert kann diese auch nicht werden. So finden wir denn bei Verlaine fast nur reine Stimmungslyrik, beim Naturalisten mehr Naturbeschreibung. Ich setze zum Beweise Folgendes hierher:

Es regnet

Die Thräne sich regt,
Auf die Stadt rinnt der Regen.
Was bist du bewegt,
Daß die Thräne sich regt?

O lieblicher Regen
Auf Straße und Dach,
Mein Herz zu bewegen,
O lieblicher Regen!

Da weint ohne Grund
Mein Herz voller Schmerzen.
Was geschah dir zur Stund?
O Leid ohne Grund!

Mein Herz ist zerrissen,
Ich weiß nicht warum,
O Qual, ohne Wissen
So weinen zu müssen.

O Jugendzeit!*)

Der Himmel dort oben über dem Dach
So blau, so still.
Der Zweig dort oben über dem Dach
Schon schlafen will.

Ein Glöcklein klingt zum Himmel empor
So silberrein,
Ein Vöglein singt zum Himmel empor
Nachtmelodein.

Mein Gott, mein Gott! wie ruhevoll
Das Leben liegt.
Fern über der Stadt, auch ruhevoll
Ein Ton sich wiegt.

Du weinst? Was bricht dir das Herz entzwei,
Was ist geschehn?
O Jugendzeit, sie ging vorbei
Auf Nimmerwiedersehn.

Winterlandschaft

Die Ebene starrt
So unverwandt,
Der Schnee glänzt hart
Wie weißer Sand.

Wie Erz der Himmel,
Kein Stern sich regt,
Der Mond am Himmel
Sich sterben legt.

Dort hinten die Eichen
Wie Tote stehn,
Wie graue Leichen
Die Wolken gehn.

Wie Erz der Himmel,
Kein Stern sich regt,
Der Mond am Himmel
Sich sterben legt.

Ihr Wölfe, sagt an,
Ihr mageren Krähen,
Im Winterwehen,
Was sangt ihr an?

Die Ebene starrt
So unverwandt,
Der Schnee glänzt hart
Wie weißer Sand.

3

Fragen wir nun nach den Gründen dieses auffallenden Unterschieds in den Naturschilderungen bei Zola und Verlaine, so ist einer der wichtigsten wohl die Verschiedenheit ihrer Weltanschauungen. Damit hat Verlaine ein mehr als rein litterarisches Interesse für uns.

Zola ist der Typus des Materialisten, der überall allein den Verstand regieren läßt, der also auch nur in der Natur das „Verständige,“ „Vernünftige“ gelten läßt und schildert. Alles Andre hat höchstens psychopathologisches Interesse. Es ist der Standpunkt der Büchner, Vogt, Moleschott und jenes Geschichtsforschers, dessen Ideal der Geschichtschreibung darin besteht, daß man einst Napoleon I. in seine Einzelbestandteile zerlegen können werde wie eine Petroleumlampe. Ein Dichter dieser Art kann konsequenterweise gar nichts andres sein als ein Sammler und Zusammensteller von Documents humains, und der Natur gegenüber hat er kein Organ, das auf das Ueberverständige reagiren könnte. Es ist ihm deshalb unverständig, während er unverständlich sagen müßte. Verlaine dagegen ist in der bisher betrachteten Periode seines Schaffens der Typus eines Menschen, der nach einer andern Weltanschauung sucht. Sensitive Naturen

---

*) Kurt Aram (s. „Gesellschaft“ 1896, Nr. 9).

wie er können schon naturgemäß nicht mit solch einer grobknochigen, seelenlosen Landsknechtsweltanschauung auskommen, deren Vertreter zur Zeit ihrer Blüte von einer Engherzigkeit und einem Dogmatismus beseelt waren, daß die Orthodoxie des siebzehnten Jahrhunderts weitherzig genannt werden muß im Vergleich zu dieser Orthodoxie des Unglaubens. Aber die Blütezeit des Materialismus ist vorbei. Seine Blätter fallen, ein neuer Frühling scheint im Anzug. Man fühlt sich wieder einmal arm im Geiste, was noch lange nicht arm an Geist heißt, wie die Materialisten spotten möchten. Im Gegenteil. Denn giebt es etwas Geistloseres als die Selbstgefälligkeit jener Leute, die jedes Rätsel mit Kraft und Stoff lösen wollen? Die neueste Naturwissenschaft, insbesondre die Physiologie (Biologie), rüttelt immer kräftiger an dem Baume des Materialismus, dessen Blätter so wie so recht locker hängen, daß er bald ganz kahl und bloß dastehen wird. Da retten sich die Menschen und suchen anderswo Schutz. Diese Periode des Suchens war Verlaines litterarisch wertvollste Periode, und dies Suchen ist charakteristisch für die ganze Decadence. Verlaine flieht zunächst aus der materialistischen Gegenwart in die Zeit des Rokoko und ihre Lust. Harlekin, Colombine, Pierrot werden wieder wach und führen in seinen Gedichten kein glückliches sondern ein schwermütiges, gespenstiges Traumleben. Denn das ist charakteristisch für Verlaine, diese Flucht in die Vergangenheit befriedigt ihn nicht. Das Sinnenleben jener Zeit, ihre Orgien und Welttrunkenheit können ihn nicht beglücken, und da er nichts andres findet, zu einem Menschen der Rokokozeit ihm aber die naive, rücksichtslose Genußfreudigkeit fehlt, ist ihm diese eine Zeit lang das versunkne Ideal, das unerreichbare, dem er nachtrauert. So spricht denn aus seinen Gedichten dieser Zeit Traurigkeit und Resignation. Aber um hierin zu enden, ist er doch zu tief. Drum beginnt er weiter zu suchen. Einen Blick in sein Seelenleben hierbei thun wir in seinem Gedicht Crimen Amoris, das hier folgen möge:

Crimen Amoris

In einem Schloß, es glänzt in Gold und Seide,
In Medien wars, da feierte die Schar
Der bösen Geister sich zur Augenweide
Das Fest der Sünden, die der Tod gebar.

Wie war es schön, dies Fest der sieben Sünden,
Die Lüste strahlten hell wie Feuerschein,
Und die Begierden, die sich Kränze winden,
Kredenzten necklich den hellroten Wein.

Wie Nachtigallen schluchzen rings die Geigen,
Ein Tanz der Wonne aus den Saiten quillt,
Die Männer, Frauen gehn im Liederreigen
Und wiegen sich, wie die Welle sinkt und schwillt.

Wie ist es schön, dies Fest der sieben Sünden!
So schön, daß selbst die Flur an dieser Pracht
Sich muß wie rote Rosen rot entzünden,
Und wie ein Diamant erstrahlt die Nacht.

Aber der schönste aller der Dämonen
— Er zählte sechzehn Jahre — träumend steht,
Gekreuzt die Arme, unter den Blütenkronen,
Wie glühende Thränen es durch sein Auge geht.

Mag auch die Freude immer höher klingen,
Wenn auch ein jeder noch so freundlich fragt,
Wenn sie auch noch so freundlich ihn umschlingen,
Es hat ihn doch nichts wieder froh gemacht.

Ein schwarzer Gram setzt sich auf seine Brust,
Wie man den Jüngling auch umkost, umwirbt,
Flattert zur Stirn, verscheucht die goldne Lust.
O jammervolle Qual, die niemals stirbt!

O laßt mich! spricht er, senkt den Blick zur Erde,
Ein letzter Kuß noch ihre Lippen fand,
Er flieht mit einer eiligen Geberde
Und läßt in ihren Händen sein Gewand.

Er flieht, die Schritte sich zur Zinne wenden
Der Höllenburg, die schwarz zum Himmel ragt,
Und eine Fackel trägt er in den Händen,
Die leuchtet rot, wie wenn der Morgen tagt.

Aus seinem Herzen dringt es voller Pein,
Vermählt sich mit der flackernden Fackel so rot,
Der Mond steht still und hält den Atem ein:
Wie Du, wie Du bist, will ich sein, o Gott!

Wir Geister und Menschen haben genug gelitten
Im Kampf, der sich entspann zwischen Schlecht und Gut,
O sieh herab, blick auf mein Beten und Bitten,
Nimm uns, o Gott, in deine treue Hut.

Genug ist gekämpft, genug gestritten, gerungen
In diesem Streit, der uns zum Verderben nur ward.
Ja, Tugenden, ihr habt die Sünde bezwungen,
Genug, genug der Kämpfe so blutig und hart!

Und der du das Gute wolltest in diesem Ringen,
Herr Jesu, sieh her, o Jesu, ich rufe dich,
In diesem Schloß will ich zum Opfer bringen
Die Hölle, sie will sich zum Opfer bringen durch mich.

Die Fackel fällt, die Hand will sie länger nicht halten,
Die wilde Feuersbrunst heult auf vor Wut,
Die roten Flügel sich weithin rauschend entfalten,
Ein lautes Klagen folgt der wogenden Glut.

Der Marmor springt, das Gold geht in glänzenden Wellen,
Das ist ein Leuchten gewaltig, ein Gluten und Fluten,
Die Seide knistert, im Winde die Fäden schwellen,
Die Flocken fliegen in mächtigem Fluten und Gluten.

Die bösen Geister singen in den Flammen,
Sie wissen, daß es nun zu Ende geht,
Der Liederreigen — Mann und Frau zusammen —
Aus dem Orkan hell in die Lüfte weht.

Und er, die Arme kreuzend, hebt die Lider,
Die Flamme leckend auch zum Himmel drang,
Er hebt die Augen, ein Gebet ists wieder,
Hinstirbt es in der Geister Lustgesang.

Und er, die Arme kreuzend, hebt die Lider,
Die Flamme leckend auch zum Himmel drang,
Ein dumpfes Donnern grollt vom Himmel nieder,
Zu Ende ist der Geister Lustgesang.

Das Opfer war nicht angenehm vor Gott,
Nicht hat es die Gerechtigkeit besiegt,
Denn sie erkannte wohl den Teufelsspott,
Die List, den Hochmut, der sich selbst betrügt. . . .

. . . . So ist vom Schloß denn keine Spur geblieben,
Nichts ist geblieben von dem Unglücksfleck,
Ein wüster Traum, und weiter nichts geblieben
Von dieser Wunderthat voll Angst und Schreck.

Aber die Nacht, die Nacht ist nicht geheuer
An diesem Orte, der so stille liegt,
So still und ernst, nur wie im Nebelschleier
Das Baumgeäst sich in den Winden wiegt.

Ein kalter Bach rollt sich von Stein zu Steine,
Die Eule schweigend durch die Lüfte fliegt,
Kaum eine Welle blinkt im Mondenscheine,
Geheimes Dämmern in den Lüften liegt.

Doch in der Ferne ein paar Hügel schwellen
Wie Liebe, die um Gegenliebe ringt,
Aus Felsenspalten weiße Nebel quellen
Nach einem Ziel, das in der Ferne winkt.

Wie eine Seele, wie ein trauernd Herz,
So liegt es da mit schmerzverzerrten Zügen
Und bittet Gott: Nimm von mir diesen Schmerz
Und laß mich länger nicht im Argen liegen.

Ich möchte dies Gedicht nicht zergliedern. Jeder Leser wird mit mir einerseits die innere Zerrissenheit des Dichters herausfühlen, wie andrerseits den noch dunkeln Drang nach wahrem, befriedigendem Leben. Ist nun nicht in der That diese innere Zerrissenheit wie der dunkle Drang nach Neuem, Besserm ein Charakteristikum unsrer Zeit überhaupt und der Besten in ihr, soweit sie sich noch nicht daraus gerettet haben zur christlichen Weltanschauung? Wie Verlaine sucht ein Teil dieser Leute zunächst Rettung in der Vergangenheit, die wieder zur Gegenwart gemacht werden soll. Man möchte die Renaissancezeit wieder aufleben lassen mit ihren kraftstrotzenden Gestalten, ihren „blonden Bestien," die noch ein so robustes Gewissen in sich trugen. Schwerlich wird das die tieferen Geister von heute dauernd befriedigen. Man kann Mumien vielleicht galvanisiren, aber nicht wieder lebendig machen. Andre möchten das Deutschtum als neue Religion ausrufen und dabei das Christentum vollends zu den Toten werfen. Man scheint mir dabei zu vergessen, daß gerade das Christentum das Pneuma des Deutschtums sein muß, wenn dieses lebendig bleiben soll, daß ohne das Christentum das Deutschtum vergehen wird wie jedes andre Volkstum, ja

vielleicht schon längst vergangen wäre, daß das Christentum der Jungbrunnen der Völker ist.

Wieder Andre flüchten sich vom Materialismus zum Okkultismus und fallen so aus einem Extrem ins andre, nach dem beim Holz zwar richtigen Grundsatz, daß man den krummgewordnen Bogen genau so weit wieder nach der andern Seite biegen muß, soll wieder etwas Gerades daraus werden, der beim Menschen aber seine Gefahren haben dürfte. Die okkultistische Litteratur wächst rapide. Bezeichnend für sie alle aber wie für Verlaine ist, daß sie um das Christentum am liebsten herum möchten. Warum? Hören wir darüber einen Sonettencyklus Verlaines, den ich „Ein Kampf um Gott" überschrieben habe. H F

Professor Thumajan und die Verleumdungen der offiziösen Presse

Um Nachdruck wird gebeten

In der Post vom 14. Oktober hat ein deutscher Offizier in türkischen Diensten, v. Gr., mit dem Schein einer amtlichen Kenntnis der Dinge die unerhörtesten Beschuldigungen gegen Herrn Thumajan erhoben und in folgende Fragen zusammengefaßt:

Ist in dem Hause des Professors Thumajan die Presse installirt gewesen, auf der angeblich nur Missionsschriften, thatsächlich aber auch die revolutionären Proklamationen fertiggestellt wurden? Spielt die Handschrift des Herrn Thumajan bei den abgeklatschten Aufrufen ähnlichen Inhalts eine Rolle? Ist in seinem Hause oder seiner Schule ein Waffendepot entdeckt worden? Hat Herr Thumajan, als er durch Intervention der deutschen und englischen Botschaft gerettet wurde, das feierliche Versprechen gegeben, sich jeder armenischen Agitation zu enthalten? Ja oder nein? U. A. w. g.

Schon unmittelbar nach der Mundtotmachung des Herrn Thumajan hatte die Kölnische Zeitung mit offiziöser Gewichtigkeit behauptet, daß Thumajan nur unter der Bedingung begnadigt worden sei, daß er versprochen habe, nach seiner Freilassung nichts gegen den Sultan und die türkische Mißwirtschaft zu sagen, und die Norddeutsche Allgemeine hatte die gegen Herrn Thumajan angewandten und angedrohten Polizeimaßregeln in derselben Weise motivirt.

Da die Beschuldigungen gegen Herrn Thumajan auch an die Adresse seines Schwagers, des Herrn Pastors Hoffmann in Genf, gerichtet waren, hat dieser im Reichsboten vom 27. Oktober eine Erklärung veröffentlicht, nach der alle gegen Herrn Thumajan vorgebrachten Beschuldigungen unwahr sind und jeder Begründung entbehren.

Wir erhalten über den wahren Sachverhalt der Angelegenheit des Herrn Thumajan von einer unbedingt zuverlässig unterrichteten Seite noch folgende Mitteilungen:

„Es ist eine absolute Unwahrheit, daß Herr Thumajan nur unter der Bedingung begnadigt worden sei, nach seiner Freilassung nichts gegen den Sultan zu unternehmen. Herr Thumajan hat nie etwas Derartiges versprochen, auch nie, wie Andre, die Fabel noch mehr übertreibend, behaupten, eine Zeile unterzeichnet, die einem solchen Versprechen ähnlich sähe.

Es ist zwar jetzt nicht opportun, sich auf englische Zeugnisse zu berufen; aber soweit wird man hoffentlich in der Anglophobie doch noch nicht gekommen sein, daß man sogar »amtliche Aktenstücke« einer andern Nation ohne vollberechtigten und belegbaren Grund als Unwahrheiten und Zurechtstutzungen des wirklichen Sachverhalts erklärt.

Nun ist in dem englischen Blaubuch von 1896 unter der Abteilung Turkey von Sir Nicolson ein ganz detaillirter Bericht über die Angelegenheit Thumajans und über den Prozeß von Angora gegeben. Da wird mit minutiöser Genauigkeit die ganze Geschichte seiner Entlassung aus dem Gefängnis sowie seines Transports nach Konstantinopel geschildert. Es wäre doch sonderbar, daß das so wichtige Faktum einer mündlich oder schriftlich gegebnen Verpflichtung von seiten Thumajans dem Herrn Nicolson völlig entgangen sein sollte? Wäre nicht vielmehr anzunehmen gewesen, daß, wenn die Türken ein solches

Versprechen in den Händen gehabt hätten, sie sich gewiß beeilt hätten, es dem Herrn Nicolson bekannt zu geben? Sie sind ja sonst stets sehr beflissen, sobald irgend ein türkischer Pascha, sei es mit, sei es ohne Befehl, von Konstantinopel aus ein Massacre in Szene gesetzt hat, die übrig bleibenden Armenier mit dem Revolver in der Faust zur Unterzeichnung einer Bescheinigung zu zwingen, daß sich die armenischen Opfer der türkischen Grausamkeit höchst wohlbefinden und in dankbarer Bewunderung vor der Milde und Gnade des Sultans ersterben. Und diese Dankadressen werden dann eifrigst genügend hoch gehängt, d. h. in die Welt hinausposaunt, damit ja jeder lesen könne, wie unschuldig die türkischen Behörden sind. Sollten sie bei Thumajan, einem besonders von ihnen gehaßten Manne, diese prächtige Gelegenheit versäumt haben — wenn sie etwas Derartiges von ihm besaßen? Und wäre es nicht sehr unklug von Herrn Nicolson gewesen, das Faktum der türkischen Behauptung des Thumajanschen Versprechens zu verschweigen — da ja die Türken ihn alsdann einer sehr gewichtigen Ungenauigkeit hätten beschuldigen könnten?

Aber bis jetzt haben die Türken diesen Erweis nicht gebracht. Deutschen turkophilen Zeitungen gebührt das große Verdienst, die Leute glauben zu lassen, daß Thumajan solch ein Versprechen gegeben habe — und nun geht es in die ganze Welt hinaus, daß dieser Pastor Thumajan ein »perfider, wortbrüchiger Ränkeschmied und ein ehrloser Agitator« sei, und wie die schändlichen Verleumdungen eines ehrenwerten, unschuldigen Mannes, der sich als Ausgewiesener nicht einmal verteidigen kann, noch alle heißen mögen.

Als der Berliner Polizeipräsident mit Thumajan seine Unterredung hatte, hätte er gewiß auch darauf hingewiesen, daß ja ein solches Versprechen oder Schriftstück gegen ihn vorläge, wenn es wirklich existirte. Aber nichts davon wurde in der Unterredung des Herrn Polizeipräsidenten mit Herrn Thumajan erwähnt. Es wurde ihm nur gesagt: »daß die Bewegung nicht zu der gegenwärtigen Politik Deutschlands passe.«

Und nun noch etwas zu der Prozeßsache und den Reden des Herrn Thumajan in Deutschland.

Die Kölnische und die Norddeutsche Allgemeine ereifern sich, daß Thumajan »aufrührerische politische Agitation« gegen den Sultan und die türkische Regierung getrieben habe, weil er erzählt hat, was er erlebt und erlitten hat.

Pastor Thumajan ist unschuldig in den Kerker geworfen worden, man hat ihn grausig gemißhandelt — er war fünf Monate lang in Ketten, man brachte gegen ihn auf, er sei der Anführer der anatolisch-armenischen Verschwörung, er habe mit einem nur in der Marsovaner Schule und in seinem Besitz befindlichen Cyclostile, einer Art Schreibmaschine, aufrührerische Plakate verfaßt, er habe sogar mit der Beschaffung von Bomben zu thun gehabt — und nun stellt sich in dem Verlaufe der Verhandlungen des großen Angoraer Prozesses vom Jahre 1893 heraus:

1. daß der betreffende Chef der Verschwörung gar nicht Garabed Thumajan, sondern ein ganz andrer, nämlich Haratoun Thumajan ist;

2. daß der Pascha von Siwas gewisse Persönlichkeiten solange hat foltern lassen, bis sie gegen Thumajan ausgesagt haben, daß sie ihn kennten und daß er gewisse Schriftstücke unterschrieben habe;

3. daß die nämlichen gezwungnen Zeugen im Prozesse selbst ihre Aussagen als gewaltsam erpreßt zurückgenommen haben;

4. daß Pastor Thumajan gar keinen Cyclostil besitzt, sondern daß dieser einem Missionar Riggs gehört — und daß Thumajan niemals mit einem Cyclostil geschrieben hat;

5. daß die Differenz der Handschrift Thumajans mit derjenigen in gewissen Schriftstücken, die man als von ihm geschrieben vorgab, so entschieden in die Augen fiel — daß dieser Punkt alsbald in der Prozeßverhandlung beiseite gelassen wurde;

6. daß Thumajan nicht das geringste Aufrührerische gegen den Sultan oder die Behörden weder gesagt noch gethan hat — sondern daß er vielmehr in seiner Gemeinde Marsovan ein Wohlthäter sowohl der Armenier wie der Türken war, indem er ein Hospital zu bauen unternahm, in dem Glieder beider

Nationalitäten unentgeltlich gepflegt werden sollten, für welches Werk Thumajans Frau in England kollektirte;

7. daß Thumajan niemals Waffen besessen, also auch nicht in seinem Hause als Depot gehabt haben kann;

8. daß Thumajan auch niemals gewußt hat, ob je einer der Schüler des Gymnasiums ein Gewehr oder einen Revolver besessen habe.

Und dieser Armenier wird — obwohl der Wali von Angora, der Oberaufseher des Prozesses, aufs entschiedenste versichert und es vor dem zustimmenden Generalstaatsanwalt, vor europäischen Zeugen wiederholt hat, daß Garabed Thumajan absolut unschuldig sei, daß sein Prozeß mit Freisprechung enden müsse — dieser Mann wird schließlich trotz alledem zum Tode verurteilt, und in der Revision des Prozesses wird das Todesurteil sogar nochmals wiederholt!!

Wer die Geschichte dieses Prozesses genau kennt, und wer außerdem noch die amtliche Darstellung desselben im Stamboul liest, den faßt ein Grauen über die bodenlose Verlogenheit solcher Rechtsprecher!

Und dann wird Pastor Thumajan noch großmütig durch den milden Sultan begnadigt!!

Als ob solch eine Begnadigung nicht noch ein frecherer Faustschlag in das Angesicht der Gerechtigkeit und Wahrheit wäre, als wie das ungerechte Todesurteil. Die »Begnadigung« Thumajans aber bestand darin, daß er für immer aus dem ottomanischen Reiche, also auch aus seiner Heimat und aus seinem ihm ans Herz gewachsenen heiligen Berufe als Prediger und Lehrer verbannt wurde.

Der Sultan schenkte ihm noch »gnädigst« einige hundert Franken zur Reise und die freie Fahrt bis Brindisi. Das Geld hat er nie gesehen — denn es wurde inzwischen von einem türkischen Beamten gestohlen. Die freie Fahrt bis Brindisi bestand aber darin, daß er mitsamt seinem ebenfalls unschuldig angeklagten und zum Tode verurteilten Kollegen Pastor Kajajan unter strengster Polizeiaufsicht bis Brindisi transportirt wurde, vonwo er dann nach England zu seiner dort weilenden Frau ging.

Und das wagt man in Deutschland, in dem Lande, wo die Gerechtigkeit der Richter als eins der höchsten Ehrengüter des Volkes gilt — »aufrührerische Agitation« zu nennen, wenn solch ein grausam Mißhandelter für seine Landsleute, die ebensolchen Ungerechtigkeiten ausgesetzt sind, ja die in den Blutbädern noch Schrecklicheres und Schändlicheres erfahren haben — wenn der in seinem brennenden Eifer sich an das deutsche Gerechtigkeitsgefühl wendet und gerade die Deutschen, um ihres großes Einflusses willen im Orient, um menschliches Mitempfinden, um christliches Erbarmen anfleht?

Und das wagt man einem so schwer geschlagnen Manne zum Vorwurf zu machen, daß er den Sultan und seine schlechte, gewissenlose Regierung für die furchtbaren Greuel verantwortlich macht — während doch alle Spatzen vom Dache es pfeifen und die Botschafter es in ihren amtlichen Berichten bestätigen, daß der Sultan der eigentliche Urheber des Blutbades ist?

Pastor Hoffmann in Genf veröffentlicht gegenwärtig im Reichsboten die Leidensgeschichte Professor Thumajans unter dem Titel: »Wie ich Garabed Thumajan fand.« Durch diesen Bericht muß jedem Leser bis zur äußersten Deutlichkeit klar werden, was für ein furchtbares Verbrechen an dem braven Manne begangen worden ist, und was für entsetzlich verlotterte Zustände in der türkischen Rechtspflege herrschen."

Man wird erwarten dürfen, daß die offiziöse Presse ihre leichtfertigen Beschuldigungen gegen Herrn Thumajan zurücknimmt, und insbesondre wird Herr v. Gr. als Ehrenmann nicht zögern, es zu thun. Wir ersuchen die „Post," den Ausdruck dieser unsrer Hoffnung ihrem Herrn Mitarbeiter zu übermitteln. R

Verschiedenes

(Gott schütze uns vor unsern Freunden) Der Prediger Baumann — so schreibt nämlich Herr Prediger Baumann: „Der Dr. Lepsius" — hat in Nr. 262 des Reichsboten Näheres über den Inhalt seiner armenischen Rede auf der Brandenburgischen Provinzialsynode mitgeteilt. Ich bin ratlos, wie ich diese Aeußerung des Vizepräsidenten des deutschen

Zweiges der Evangelischen Allianz unterbringen soll, ob hier ein äußerstes Ungeschick oder ob Perfidie vorliegt. Eine peinliche Alternative. Jedenfalls, wenn man ein Liebeswerk diskreditiren will, muß man es genau so machen, wie Herr Prediger Baumann es gemacht hat. Die notleidenden Armenier werden zwar der freien Barmherzigkeit empfohlen, aber ihre Unwürdigkeit wird in Superlativen ausgesprochen, die durch beigefügte Worte der Schonung nur noch greller wirken. Und die Vertreter der Hilfsbewegung werden gleichzeitig mit vagen allgemeinen Ausdrücken als höchst unsichre Leute verdächtigt: Lepsius Buch und Wirken wird mit der Phrase „seiner zumeist ganz schiefen Auffassung" abgethan; die Agitation für Armenien ist eine „wilde und maßlose," nach den Synodalberichten sogar eine „wüste." Zum Schluß aber spricht Herr Prediger Baumann noch die Hoffnung aus, daß man ihn nicht nötigen werde, „noch weitre Darlegungen betreffend Armeniens zu geben." Er läßt also deutlich durchschimmern, daß er Kenntnis habe von schlimmen Dingen, die er, um das Barmherzigkeitswerk nicht ganz zu zerstören, lieber verschweige. Solche vage Verdächtigungen sind schädlicher als klare Beschuldigungen. Der ganze Aufsatz von Baumann enthält nichts Thatsächliches, das man nicht vorher auch gewußt hätte, die Rede auf der Provinzialsynode also ebensowenig; das Verwirrende liegt nur im Ton, in der Gedankengruppirung, in den hinterwärtigen Andeutungen. Der ganze Aufsatz ist auf den Schlußgedanken gestimmt: ich weiß böse Dinge, besser ich rede nicht davon, aber die Dinge sind so, daß man der Kirche eine Kollekte nicht zumuten darf; freiwilliger Liebeseifer mag sich ja mit der Sache befassen; wenn er sich schließlich damit kompromittirt, liegt nicht so viel dran.

Hätte die Aeußerung ein Kirchen- oder Staatsbeamter gethan, wir würden uns nicht damit befassen. Aber dieser freiwillige Gouvernementalismus des Herrn Prediger Baumann fordert im Interesse der Sache die entschiedenste Zurückweisung. Wir wollen als Freunde jenes unglücklichen Volks nicht die Schonung des Herrn Baumann. Heraus mit den Thatsachen, die er so liebenswürdig nur andeutet! Wir wollen die reine Wahrheit, denn wir brauchen sie nicht zu fürchten. R

(Die Blutthat des Leutnants von Brüsewitz) haben wir nicht erörtert, weil das Urteil darüber von unserm Standpunkte nicht zweifelhaft sein kann. Es sind aber im Zusammenhange damit allerhand ernste Fragen von neuem lebendig geworden, die demnächst von kompetenter Seite in unserm Blatte behandelt werden sollen. R

(Schlechte Unterhaltungslektüre) Es hat gewiß viele unter den Lesern der Christlichen Welt gefreut, daß der sozialdemokratische Parteitag zu Gotha, der vor kurzem stattfand, die Frage der schlechten Unterhaltungsblätter aufs Korn nahm und dabei vor der eignen Thüre kehrte, nämlich die Hamburger sozialistische „Neue Welt" vornahm. Am kräftigsten und besten sprach nach Frohme der alte Liebknecht mit dem Schluß: Nicht alles, was natürlich ist, ist auch anständig, und was man in der Gesellschaft gebildeter Menschen nicht sagt und thut, muß auch aus der Zeitung fernbleiben. Indem wir für dieses Urteil gut „bürgerlicher" Moral dankbar quittiren, hoffen wir, daß auch der „bürgerlichen" Gesellschaft etwas mehr das Gewissen schlägt und der Mut wächst, gegen die Schandlitteratur, die sich öffentlich umtreibt, aufzutreten. Um Ostern herum sah man zuerst an den Anschlagsäulen der großen Städte das riesige Plakat, auf dem ein nackter Teufel mit einem dirnenhaften Frauenzimmer, das eine Palette in der Hand trägt, davontanzt. Es war die Anpreisung der neuen Münchner Wochenschrift Simplizissimus, deren dritte Nummer ich vor mir habe. Nur zwei Proben aus dem, was man mitteilen kann, zur Kennzeichnung des sittlichen Niveaus. Auf der letzten Seite unter der Ueberschrift „Die kleine Optimistin" ein blattgroßes Bild von Th. Th. Heine: ein Ehepaar der bessern Gesellschaft, das sich in der gemeinsten Weise mit Fußtritten, Besen und Fingernägeln gegenseitig bearbeitet, die Kinder glotzend oder schreiend um sie herum, auf einer Kommode die älteste sitzend und vor Vergnügen in die Hände klatschend, unter dem Bilde: „Nicht wahr, Mama, das nennt man eine wilde Ehe." Auf der sechsten Seite folgendes „Gebet" des Herrn Horfiz Holm:

O sei mir treu. Ich flehe, dir zu Füßen
Mich selbst erniedernd, in den Staub gestreckt.
Du konntest mir die ganze Welt verstißen,
Nun zeig mir nicht, wie bitter Schierling schmeckt.
O sei mir treu, ich könnt es nicht ertragen,
Würd dieser letzte Glauben mir zu Spott,
Du bist das helle Licht in meinen Tagen,
Du bist mein Himmel, mein Gebet, mein Gott.
O sei mir treu und laß mich nicht verschmachten,
Du, meiner armen Seele täglich Brot.
Schon manche Weiber lernt ich kühl verachten,
Wenn sie mein Tiefstes sich zum Spielzeug machten,
Dich aber schlüg ich tot.

Die oben mitgeteilte Spitzmarke des unsre Bahnhöfe zierenden Blattes ist in der That gut gewählt. Der verantwortliche Redakteur heißt Albert Langen. Der Mann wird nicht wenig zu verantworten haben. H v Sch

(Bauersches Weihnachtsspiel) Das Erscheinen der zweiten Auflage mag es rechtfertigen, wenn noch einmal auf das bereits im November vorigen Jahres (s. 9. Jahrg., Sp. 1108) angezeigte Weihnachtsspiel von H. Bauer (Christ ist geboren. Ein Weihnachtsspiel mit eingelegten Chor- und Gemeindegesängen von H. Bauer, Direktor des Pädagogiums der Brüdergemeine zu Niesky. 2. Auflage. Leipzig, Friedrich Jansa, 1896. 46 S. Broschirt 50 Pfg., geschmackvoll gebunden 1 Mk.) empfehlend hingewiesen wird. Zugleich aber der aufrichtige Wunsch, daß

diese schöne und durchaus originelle Dichtung, die inzwischen ihren Rundgang durch viele Orte der Brüdergemeinde gehalten hat, auch außerhalb derselben den verdienten Eingang finden möge. Daß sie keineswegs nur auf Christen in der Brüdergemeinde berechnet ist, trat bei der im vergangnen Jahre von Studirenden des theologischen Seminars in Gnadenfeld veranstalteten Aufführung zu Tage. Da haben mehrere Abende hindurch Hunderte von Evangelischen und Katholiken der ergreifenden Dichtung andachtsvoll gelauscht, und es hat, wie aus manchem Zeugnis zu entnehmen war, vielen zu einer Vertiefung der eignen Weihnachtsfreude helfen dürfen. Daß sich darunter auch Katholiken befanden, wird gewiß niemand dem Stück zum Vorwurf machen, ist es doch vielmehr ein Beweis dafür, daß in ihm die Sprache des Herzens einen unverfälschten Ausdruck findet, die Gott sei Dank auch heute noch etwas Inter- und Ueberkonfessionelles an sich hat. Uns ist, offen gestanden, kein andres Weihnachtsspiel bekannt, das den tiefsten Inhalt aller Weihnachtsfreude: „Euch ist heute der Heiland geboren," mit so vollen Tönen feierte. Während in den Gesprächen der Hirten die Heilserfahrung der einzelnen Seele zu vielfach unmittelbar ergreifendem Ausdruck kommt, bringen die Könige die weltumspannende Bedeutung der Weihnachtsgabe zur Anschauung. — So allgemein verständlich auch die Dichtung ist, und so wenig es zur Aufführung eines großen Aufwandes bedarf, so dürften doch Kinder der Aufgabe nicht gewachsen sein. Nur für die Darstellung des einen der drei Hirten (des Nathanael) ist die Heranziehung eines Knaben zu empfehlen. Im ganzen ist das Stück in hohem Maße geeignet, der christlichen Gemeinde ein Führer in die rechte Weihnachtsfreude hinein zu werden. Reichel

An die Herren Mitarbeiter

Anzeigen von Schriften für den Weihnachtstisch bitten wir schleunigst einzusenden.

Sehr dankbar würden wir sein, wenn der Herr Mitarbeiter sich melden wollte, dem wir das Manuskript eines Dramas zur freundlichen Durchsicht übergeben haben. Die Redaktion

Quittung

Für Armenien (die mit * versehenen Gaben insbesondre für die armenischen Waisen): 700 Mk. aus Riga durch P K* (560 Pdg. Zkl, 140 Schulr. F. v. St.); 100 gesammelt vom Neuen sächsischen Kirchenblatt in Leipzig, IV. Rate; 96 aus der Gemeinde Partenheim in Hessen; 92 von W U, Lüneburg; 77,35 aus der evangelischen Gemeinde Sigmaringen; 38,55 aus der Parochie Graedtz, II. Rate; 35,50 aus der Gemeinde Obercassel; 25 aus der Gemeinde Petterweil; je 20 aus der Petri-Nikolaigemeinde in Dortmund*; N N, Gießen; 15 Sammlung bei einem Gemeindeabend des Evangelischen Bundes in Friedrichroda*; 10,15 von der Braunschweiger Kandidatenkonferenz; 6,20 aus der Gemeinde Dettweiler*; je 5 von C M, Düren; E S, Klettkamp; R M, Halle; R, Göttingen; 3 von G, Limburg. 10 Rubel von E H, Riga.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 46 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt
in Frankfurt am Main und Umgegend
treffen sich bis auf weiteres an jedem ersten Montag im Monat nachmittags 4—6 Uhr in Frankfurt a. M., Rosenau, Reuterweg 8. Frauen sind willkommen. 7. Dezember über Carlyle.

Soeben ist erschienen:
Die Kernfragen des Christentums. Ein Wegweiser zum Glauben von P. Ewald Schneider. Geh. M. 3,20, geb. M. 3,80.
Oben und Unten. Sozialer Roman aus der Gegenwart. Von M. Andrae-Romaneck. Geh. M. 3,60, geb. M. 4,50.
Beide Verfasser sind langjährige Mitarbeiter der Chr. Welt.
Göttingen. **Vandenhoeck & Ruprecht.**

Verlag von Friedrich Jansa in Leipzig

Werke von C. E. van Koetsveld
in guter, deutscher Uebersetzung

Skizzen aus dem Pfarrhause in Mastland
Ernstes und Heiteres aus dem Leben eines niederländischen Dorfpfarrers
25 Bogen 8°. Hochelegant geb. 4 Mk.

Inhalt: 1. Der Schreiber auf seiner Studierstube. 2. Der Eintritt ins Pfarramt. 3. Antrittsbesuche. 4. Der Rentner des Dorfes. 5. Meine ersten Predigten. 6. Der Hahn. 7. Der Winter auf dem Lande. 8. Die Kreisbrüder. 9. Der Hausbesuch. 10. Mein Schneider und mein Schmied (Pharisäer und Zöllner im Bauernkittel). 11. Die Aufnahme neuer Mitglieder in die Kirchgemeinde. 12. Armensachen. 13. Das Sterbebett. 14. Die Katechisation. 15. Armut. 16. 17. Das Begräbnis. 18. Der Besuch. 19. Unerwarteter Schluß. 20. Nachschrift.

Kinderpredigten
Band I: Zehn Kinderpredigten über alttestamentliche Texte
Band II: Zehn Kinderpredigten über neutestamentliche Texte
Geh. à 1,50, geb. 2 Mk.

„Diese einfache, schlichte Sprache in kurzen Sätzen, in anschaulicher, fast plastischer Redeweise, diese reiche Phantasie, diese Innigkeit, das alles ist ganz unvergleichlich." (Correspondenzblatt f. Bayern.) „Ganz ausgezeichnet, einzig in ihrer Art, von herzbezwingender Wärme und Innigkeit." (Pfarrhaus.)

Der Krankenfreund
Frei bearbeitet von
Pfarrer Ernst Müller
2. Auflage. 18 Bogen. Geh. 3, geb. 4 Mk.

„Ein Buch für den praktischen Geistlichen, wie nicht leicht ein zweites. Namentlich für jüngere Geistliche wüßten wir kein instruktiveres und zugleich handlicheres, von Fall zu Fall führendes und bildendes Buch. Hier ist alles nüchtern und klar und doch dabei innig und tief. Auch dies van Koetsveldsche Buch ist in seiner Art ein standard work wie die früher besprochnen Gleichnisse." (Neues Sächsisches Kirchenblatt.)

Die Gleichnisse des Evangeliums
als Hausbuch für die christliche Familie bearbeitet
2. bis 5. Tausend
21 Bogen. Geh. 3, geb. 4 Mk.

Eine wahre Bereicherung der biblischen Erbauungslitteratur. (Theol. Jahresbericht.) Eine Gabe von einzigartigem Reiz. (Evang. Gemeindeblatt.) Eine kostbare Gabe für das christliche Haus. (Allgem. Litteratur-Anzeiger.) Ein wahres Kleinod für jede christliche Familie. (Kreuzzeitung.) Unsre Pfarrer und Laien werden gewiß das gedankenreiche Buch zu den Edelsteinen in unsrer religiösen Litteratur rechnen. (Theol. Litteraturzeitung.)

Soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:
Spanien und das Evangelium.
Ergebnisse einer neunmonatigen Studienreise von Fr. G. J. Grape. (VIII und 402 Seiten.) Mit 9 Bildern nach photogr. Aufnahmen des Verfassers.
Preis 6 Mark.
Verlg. v. Eugen Strien i. Halle a. S.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph
in Giessen **Nr. 162.**

In Fr. Frommanns Verlag in Stuttgart ist erschienen:
Wie Christus
urteilen und handeln würde, wenn er heutzutage unter uns lebte.
Von
Dr. Julius Baumann,
Ordentlichem Professor der Philosophie an der Universität Göttingen, Geheimem Regierungsrat.
88 S. 8°. Geheftet 1 M. 40 Pfg.

Joh. Claassen:
Das Licht u. die Farben
in
Natur, Geist u. Leben
1,50 M., geb. 2 M.

Ad. Thimme:
Lied und Märe
Studien zur Charakteristik der deutschen Volkspoesie
2 M., geb. 2,80 M.
C. Bertelsmann
in Gütersloh

Verlag von Gustav Fischer in Jena
Soeben erschien:
Praktische Maßregeln zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit
Kurze Darstellung der bisher angewandten Mittel und Reformvorschläge f. Deutschland.
Von
Hans von Meyerinck,
Königl. preuß. Major a. D.
Preis: 2 Mk. 50 Pfg.

Theologisches Antiquariat
Kataloge kostenfrei
Ankauf einzelner Werke und ganzer Bibliotheken
Hugo Rothers Buchhandlung (Martin Warneck)
Berlin W. 9, Linkstr. 4

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig, Königsstraße 20 — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine Beilage: Ein Flugblatt „Gedenke Armeniens"

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 47 — Leipzig, den 19. November — 1896

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Ueber den Gräbern — Wie wird uns sein? — Papst Leo XIII. als Bischof — Ein mißhandeltes Liebeswerk — Paul Verlaine. Eine litterarische Skizze zur Psychologie unsrer Zeit. Schluß — Die beiden Engel. Von Longfellow — Verschiedenes: Und wie weit sind wir?; Noch einmal Türken und Armenier — Bücher und Schriften: Pastor Hammer — Für den Weihnachtstisch: Greif und Stifter; Die Fröschweiler Chronik; Stille Leute von Hermann Oeser; Neue Auflagen von guten Büchern; — Anzeigen

Ueber den Gräbern

Zum Totenfeste

Schläfer, schlaft in kühler Kammer
Träumend hingestreckt,
Bis nach dieser Erde Jammer
Euer Herr euch weckt.
Sünder, ruht im Arm der Gnade, die der Höll entreißt,
Ihr, die aus dem Wasserbade neugebar der Geist.

Waller, senkt die Pilgerstäbe,
Müd und wandersatt,
Heimweh euer Haupt erhebe
Zur geliebten Stadt,
Die dort über allen Stürmen euch als Hafen winkt,
Deren Goldglanz von den Türmen in die Särge blinkt.

Einst am Tage des Erwachens
Springt des Grabes Stein,
Dann wird unser Mund voll Lachens
Und voll Rühmens sein!
Ostersaat vom Tau der Thränen des Gebets besprengt,
Reift zum starken Glaubenssehnen, das den Himmel lenkt.

Drum ihr Streiter, die der eilge
Schritt zertrat des Kriegs,
Hüllt euch sterbend in das heilge
Bahrtuch seines Siegs.
Laßt die Kreuzesfahn erhoben über Grüften wehn,
Kraft der Liebe, der von oben, giebts ein Auferstehn!

Carl Hunnius

Wie wird uns sein?

Ev. Matthäi, Kap. 22, V. 23—32

In einem der meistgelesenen Sonntagsblätter Deutschlands stand kürzlich ein Aufsatz: Was wissen wir vom Himmel? Nach diesem Aufsatz könnte es scheinen, als wüßten wir eigentlich sehr viel vom Himmel, wurde uns doch seine Pflanzenwelt und Tierwelt genau und zwar auf Grund göttlicher Offenbarung in der heiligen Schrift beschrieben! In Wahrheit wissen wir vom Himmel aber nicht viel. Und unser Herr und Heiland hat es auch gar nicht für nötig gehalten, daß wir viel davon wissen. Die fürwitzigen Leute, die menschlich-irdische Beziehungen in den Himmel hineintragen wollten, hat er ernst zurückgewiesen: In der Auferstehung werden sie weder freien noch sich freien lassen; sondern sie sind gleichwie die Engel Gottes im Himmel.

Aber ist es denn nur Fürwitz und Neugierde, nach der Fortdauer der zartesten und edelsten Beziehungen menschlichen Gemeinschaftslebens zu fragen? Können es Ehegatten lassen, ihren Bund auf seine Dauer und Haltbarkeit anzusehen? Und sollen mit der Familie auch die andern Gestaltungen des sittlich-sozialen Lebens, Staat und Kirche, in nichts zerfallen, nur zeitlichen, keinen ewigen Wert haben? Gewiß: im Himmel giebt es nicht Mann und Frau, Eltern und Kinder, Obrigkeit und Unterthanen, Pastoren und Laien, — aber können wir uns überhaupt irgend eine Gemeinschaft (und das Reich Gottes ist doch Gemeinschaft) ohne Abstufung, Gliederung, Differenzirung denken? Ist das Ziel menschlicher Entwicklung wirklich völlige Gleichheit des Umfanges wie des Inhaltes der geistigen Habe, völlige Ausgleichung der Individualitäten?

Das würde in scharfem Widerspruch zu dem stehen, was wir hier auf Erden als Wirkung der Berührung mit Gott erfahren. Der Glaube ist nicht Schwächung, sondern Steigerung der Persönlichkeit. Ein Mensch, der sich Gott hingiebt, löst sich damit von der großen Masse, in der Einer am Andern sich abschleift, bis er nur eine Nummer desselben Gattungsbegriffs darstellt. Er wird ein Einzelner, stellt sich auf sich selbst, begnügt sich nicht mit dem, was die Andern, was Sitte und Herkommen sagen, sondern sucht und fragt und giebt sein Leben hin für die Antwort, die sein unruhiges Gewissen tröstet. Und diese Arbeit des Geistes Gottes an den Menschen sollte vergeblich gethan sein? Gott selbst sollte in den Menschen zerstören, was er in ihnen gewirkt hat? Nein — ich kann nicht anders glauben, als daß die Eigenart des innern Menschen, die der große Seelenbildner in uns gestaltet hat, auch mit in die Ewigkeit hinübergehen werde. Dann aber sind auch die irdischen Beziehungen, in denen wir stehen, nicht gleichgiltig. Denn sie sind ein Stück unsrer Persönlichkeit, unsrer Individualität. Der Gehorsam des Kindes, der Ernst des Vaters, die Hingabe der Gattin, die Menschenfreundlichkeit eines Königs: sie sind für jeden nur im Rahmen seines Berufs Tugenden. Was für den Einen Tugend, ist für den Andern Schwäche. Was für den Einen Gehorsam gegen Gottes Gebot, ist für den Andern Emanzipation davon. Das allgemeingiltige, für alle Menschen aus allen Alters- und Bildungsstufen verbindliche Ideal sittlicher Vollkommenheit nimmt in jedem Einzelnen eine etwas andre Gestalt an.

Aber widerspricht dem nicht des Herrn Wort: „Sie werden sein gleichwie die Engel Gottes im Himmel“? Die jüdische Vorstellung von Engeln, die Jesus sich hier aneignet, hat diese alle keineswegs als gleichartige Wesen angesehen. Sie sind die Diener und Boten Jehovas, alle gleich im vollkommnen Gehorsam gegen Gottes Willen, aber mit sehr verschiednen Aemtern und Diensten. Ihnen gleich zu sein in der Ausrichtung des Willens Gottes, in der vollen Hingabe aller Kräfte an den Dienst des Himmels: das ist das Ziel, das den Menschen in der Ewigkeit winkt. Vollkommen gut sein: darin besteht die Seligkeit, die sich der Christ wünscht. Sittliches Thun aber setzt Aufgaben, Arbeit, Dienst voraus. So gewiß

also das Himmelreich sittliche Gemeinschaft ist, so gewiß giebt es auch dort eine Mannichfaltigkeit des Wirkens und der Kräfte. Nur daß sie durchwaltet wird von einem Geiste, dem der dritten Bitte, und einem Zwecke dient, dem, daß Gottes Wille geschehe.

Daß Gott nicht der Nummern, sondern der Persönlichkeiten Gott ist und seine Führung des Menschenlebens darauf abzielt, sie für verschiedne Aufgaben in der Ewigkeit geschickt zu machen, kann man das deutlicher zum Ausdruck bringen, als es Jesus in der Deutung des alten Gottesnamens „der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs“ thut? Vor Gott leben sie alle! Ihm ist der im Glaubensgehorsam Bewährte ebenso wert, wie der sanfte Dulder und der energische Kämpfer. Wie sie hier auf Erden verschieden gewesen sind, leben sie fort in seinem Reiche. Sollen wir deshalb nicht auch glauben, daß in unsern Lebensführungen Ewigkeitsgedanken Gottes ihren Ausdruck finden, daß Er den Einen durch Gehorchen, den Andern durch Herrschen erzieht, weil Er in seinem Reich ebensowohl Geduld wie Eifer braucht. Und wenn unser kirchliches Leben hier auf Erden die Wahrheitsdurstigen und die Männer der That oft in einem Gegensatze zeigt, trösten wir uns nur: Gott wird Beider Streben in der Harmonie des Himmelreiches versöhnen.

Diese Gedanken gehen wohl vielfach über das Vorstellbare hinaus. Kein Scharfsinn kann der Schwierigkeiten Herr werden, die sie dem Denken bereiten. „Wir könnens nicht ergründen, wir können nur vertrauen.“ Aber solches Vertrauen haben wir zu Gott, daß gleichwie ist Christus von den Toten auferwecket, also werden auch wir in einem neuen Leben wandeln. In einem Leben, das so zu heißen verdient, weil es ein Thun des Guten und nicht nur ein Nehmen, sondern auch ein Geben aus Gottes Fülle ist.

Glaube nur, daß deines Kindes Zärtlichkeit, deines Gatten Zuverlässigkeit, deines Lehrers Treue nicht verloren sind für Gott. Hat Er sie gerufen, so will Er ihre Gaben und das, was sein Geist in ihnen gewirkt hat, brauchen für sein Reich. Hier ists ein Anheben, Wachsen, Werden. Dort ists Vollkommenheit in der Kraft Gottes. Hier ist unser Dienst für Gott schwach und wankelmütig. Dort ist dieser Dienst unser Lebenselement. Immer aber bleibt unsre Hoffnung nicht ein Ruhen in Gott, sondern ein Wirken für Gott. Ueben wir uns, unsre hier in den besondern Verhältnissen unsers Berufs gegebnen Pflichten immer völliger zu erfüllen, so bereiten wir uns damit am besten für die Aufgaben vor, die Gott uns in der Ewigkeit vorbehalten hat. Und je konkreter, bestimmter, fester wir sie erfassen, desto geschickter werden wir sein, Gottes Boten, Diener, — Engel zu werden. E F

Papst Leo XIII. als Bischof

1*)

Welches immer Monsignore Peccis Gefühle waren, als er sich zur Abreise nach Perugia anschickte, so muß er es später allerdings als günstige Fügung angesehen haben, Rom von 1846—50 fern gewesen zu sein. Verböte es nicht der Raum, so wäre es verlockend, die Regierungszeit Pio Nonos hier näher zu schildern. So müssen die kürzesten Striche genügen. Mit ungeheuern Hoffnungen, mit einem Jubel sondergleichen ward der liberale Papst gefeiert, der sich mit dem Ruf Jung-Italiens: Dio e Popolo! begrüßen ließ. Sogar ein so geläuterter Charakter wie Rossini glaubte den Papa Angelico, durch den das große Jubeljahr der Welt verkündigt werden sollte, nun wirklich gefunden zu haben. Hatte er doch die Amnestie gewährt, die dreifarbige Fahne des ausziehenden Heeres gesegnet, ein Ministerium edler Patrioten wie Minghetti, Mamiani, Massimo d'Azeglio berufen, ja den Protestanten Pellegrino Rossi zum Minister gemacht. Aber der Rausch solcher Begeistrung konnte nicht dauern. Eine unsägliche Verwirrung brach herein. Unter dem Drucke Oesterreichs rief Pius die Truppen von der Grenze zurück, ließ die Ermordung Rossis geschehen und die liberale Partei sich so zum Schreckgespenste werden, daß Antonelli ihn zur Flucht nach Gaeta bewegen konnte. Die Bitten seiner Römer aber, er wolle zurückkehren, beantwortete er verweigernd, bis der Staatssekretär in der Einsamkeit jenen neuen reaktionären Pius erzogen hatte, der am Galgen auf der Piazza della Bocca della Verità hernach so große Freude gehabt hat. Mittlerweile aber ward in Rom die Republik ausgerufen, und Mazzini als erster Triumvir bewies sein gänzliches Unvermögen als Staatsmann. Mit Sturmeseile folgten sich die Ereignisse. Die Franzosen zogen heran, man wußte nicht, ob als Freund oder Feind; der Parlamentär Lesseps selbst wußte es nicht zu sagen. Zur Verteidigung der bedrohten, geliebten Roma scharte sich die Blüte der Nation um Garibaldi. Doch vergeblich war der Kampf, und Oudinot zog als Sieger ein. Nun kam auch der Papst zurück, und mit ihm die volle Reaktion, die nicht am Grenzpfahl des Kirchenstaates stehen blieb.

Unterdessen hatte Vittorio Emanuele das Szepter ergriffen und Cavour zum erstenmale zum Minister gemacht. Der aber war entschlossen, Piemont-Sardinien die beschworne Verfassung zu erhalten. Aus Reibungen mit der Kurie wurde bald ein kleiner Kulturkampf, der zur Absetzung des Erzbischofs von Turin führte und zu dem berufnen Gesetz Siccardi, worin die neue Kirchenpolitik Sardiniens vorgezeichnet war.

Doch lähmte dies Cavours anderweitige Thätigkeit nicht. Seinem Genius gelang es, dem kleinen Königreich auf den Schlachtfeldern der Krim wie am grünen Konferenztisch eine Stellung zu schaffen und den ehemaligen Carbonaro Louis Napoleon an Jugendversprechungen erfolgreicher zu erinnern, als die Bomben des Bundesbruders Orsini es vermochten. Der österreichisch-französische Krieg ist noch nicht so lange vergangen, daß uns Napoleons geflügeltes Wort: Italien frei bis zur Adria! entschwunden wäre. — Am 8. Juli 1859 kam es zum Waffenstillstand von Villafranca, und am 10. März 1861 fand das berühmte erste italienische Parlament statt, wo der Beschluß des Senats vom 26. Februar genehmigt und Vittorio Emanuele zum König von Italien ausgerufen ward. Dazwischen liegt Garibaldis Landung mit den tausend Tapfern in Marsala am 11. Mai 1860, sein Zug durch Kalabrien, sein Einzug als Diktator in Neapel am 7. September, während der Bourbone sich am Volturno zur letzten Verteidigung rüstete. Wieder regten sich die Patrioten im Kirchenstaat, sodaß Piemont ein Ultimatum stellte, das, von der Kurie am 11. September abgelehnt, den Einmarsch der italienischen Truppen und die Einrichtung einer provisorischen Regierung zur Folge hatte. Doch auch den Todeskampf wollte der Priesterstaat durch fremde Bajonette verbittern. Bei Castelfidardo siegte General Cialdini über die Söldlinge, die nun auch Ancona nicht mehr halten konnten. Frankreich aber verstärkte daraufhin wieder seine Truppen in Rom. Vittorio Emanuele eilte Garibaldi zu Hilfe, und am Volturno kam jene Begegnung zu Stande, in der der Haudegen — größer als Mazzini — Sieg und republikanische Ueberzeugung um des Vaterlandes willen dem neuen Könige zu Füßen legte. Brausend ging der Ruf nach Anschluß an Piemont durch die Gefilde des sonnigen Kampaniens, der Bergthäler, in denen die Brüder Bandieri gefochten und geblutet hatten, und zusammen zogen der König und der Condottiere in Neapel ein.

Garibaldi zog sich wohl anfangs hochherzig auf seine Felseninsel Caprera zurück, doch gingen ihm die Ereignisse zu langsam, und er focht wieder, wo er konnte, allerdings mit Unverstand. Die Niederlage von Mentana im November 1867 hätte er Italien ersparen können, hat er doch dadurch nur ein erneutes Festsetzen der Franzosen in Rom erreicht.

Aber die deutschen Siege bahnten den Weg zu der ewigen Stadt, und als der Stellvertreter Gottes sich als dessen unfehlbaren Mund erklärt hatte, erfüllte sich das Gericht.

2

Doch kehren wir zum Jahre 1846 zurück. Pecci verabschiedete sich von dem redseligen, phantastischen Papste und dem

*) Vgl. Nr. 40 und 41.

gährenden Rom und zog nordwärts, zuerst zum Heiligtum des Franziskus von Assisi und dann nach Perugia, wo er freundlich begrüßt ward.

Das schöne Perugia, die Perle Umbriens, der Juwel an der Tiara! Wie thront es im leuchtenden Aether auf der Zinne des Berges, wie wonnig breitet sich das fruchtbare Hügelland zu seinen Füßen. Noch zeugt der stolze Augustusbogen von seiner römischen Blüte; im Mittelalter aber erstarkte es, oft im Kampf gegen Rom, zu einem kräftigen Gemeinwesen, das sich mit prächtigen Kirchen, Denkmälern und Palästen zierte. An ihnen haften die merkwürdigsten Erinnerungen. War es doch hier, wo jahraus jahrein jenes Konklave tagte, in dem der Hader der Kardinäle und die Eifersucht der Mächte jede Einigung hintertrieb. Da entschieden die Bürger, man müßte die Mahlzeiten der Herren schmälern, und als auch dies nichts half, trugen sie das ganze Dach des Hauses ab. Da besannen sich die Eminentissimi. Aber der unter solchem Zwang Gewählte, der französische Papst Klemens V., brachte das Unheil von Avignon über die Kirche. Vordem jedoch hatte Innozenz III., Peccis Landsmann aus Anagni, oftmals in Perugia geweilt und ruhte dort im Grabe. Es ist bedeutungsvoll, daß gerade ihm von Leo XIII. im Lateran ein prächtiges Denkmal errichtet worden ist. Wie oft mag er gesonnen haben über diesen großen Politiker auf dem heiligen Stuhle, in dessen Hand der Kirchenstaat ein mächtiges Ganze wurde, der den heiligen Franziskus und die durch ihn veranlaßte ungeheure Volksbewegung so klug an den heiligen Stuhl zu binden und dem Katholizismus zu erhalten gewußt und dennoch für Domenikus Raum und Arbeit gefunden hatte.

Wer aber redete von Perugia und gedächte nicht Umbriens größten Sohnes, des Rafael von Urbino. Trifft man doch dort auf jedem Schritte seines Genius Spur, in den Kirchen und Klöstern nicht minder als in der Kaufhalle. Und dennoch finden wir nirgends, weder in Peccis Reden noch Gedichten, daß ihn die Kunst als solche erfreut, daß Rafael ihm Perugia anziehender gemacht habe. Wohl hören wir, daß er den Dom restaurirt, daß er auf schöne Gottesdienste Wert gelegt hat. Doch nur als Dienerin der Kirche schätzt er die Kunst, nicht um ihrer selbst willen. Er hat nichts vom humanistischen Zuge der Renaissance. Er ist ein Sohn des Mittelalters in dem, was ihm mangelt, wie in dem, was ihn ziert. Deshalb auch sind die beiden Gestalten der Vorzeit, mit denen er sich sonderlich verbunden weiß, die beiden Märtyrerbischöfe von Perugia, Konstantinus und Herkulanus; ihren Zeugentod schildert er in prächtigen lateinischen Versen, sie ruft er um Schutz an:

Dive, Pastorem tua in urbe quondam
Infula cinctum, socium et laborum,
Quem pius tutum per iter superna
Luce regebas,
Nunc Petri cynbam tumidum per aequor
Ducere, et pugnae per acuta cernis
Spe bona certaque levare in altos.
Lumina montes.

O Dive, praesens o tuae
Salus decusque patriae!

Tutela praesens patriae
Salve, Herculane: Filiis Adsis!

Neben den laufenden Geschäften wandte der Bischof sofort seine Aufmerksamkeit dem Priesterseminar der Diözese zu. Da es erweitrungsbedürftig war, wies er einen Flügel seines Palastes dafür an und sorgte für tüchtige Lehrer. Seine Besuche dort waren häufig und jederzeit zu gewärtigen. Es wird berichtet, er sei ein Meister in der Kunst zu loben und zu tadeln und habe dadurch auf Lehrer wie Schüler bedeutenden Einfluß gewonnen. Der dankbare Jüngerkreis, der ihm erwuchs, folgte ihm größenteils nach Rom, wo er gleichsam als Leibgarde den Papst umgab. Von dem jungen Grafen Conestabile heißt es sogar, er habe in unermüdlicher litterarischer und agitatorischer Thätigkeit die französische Meinung für ihn als Papst geschaffen. Uebrigens werden wir den „Perugini“ wiederbegegnen. Prüfungen und akademische Feierlichkeiten ordnete der Bischof nach dem Muster der Jesuitenschulen. Auch finden wir gleich anfangs

schon die Pflege des heiligen Thomas von Aquino, von der man, seit Pecci Papst wurde, so viel hört. Eine ihm geweihte Accademia war in des Bischofs Geist bis zu allen Regeln und Ordnungen gediehen, als die Zeitläufte die Verwirklichung hinderten, und später kam es nur zu einer gelehrten Gesellschaft für Perugia. Dem religiösen Unterricht der Jugend im allgemeinen wandte er sofort seine Aufmerksamkeit zu, auch liegen mehrere Hirtenbriefe über die sittliche Hebung des Priesterstandes schon aus den Anfängen seiner Thätigkeit vor. Schöne und würdige Gottesdienste lagen ihm sehr am Herzen, deshalb beschleunigte er die Ausbesserung des Domes und stellte ihn so prächtig als möglich her.

Die vorerwähnten politischen Störungen trübten bereits das dritte Amtsjahr. Die österreichische Okkupationsarmee rückte heran und der Bischof fürchtete mit Recht, daß es harte Zusammenstöße mit den freiheitliebenden Bürgern von Perugia geben würde, falls es zur Besetzung käme. Die katholischen Biographien preisen ihn sehr wegen dieser Fürsorge und melden, er sei persönlich zum befehlenden General gereist, um der Stadt das Elend Bolognas zu ersparen. Von liberaler Seite wird dies nicht ganz für bare Münze genommen. Fest steht, daß Perugia thatsächlich im Mai 1849 von den Oesterreichern besetzt wurde.

3

Im Jahre 1854 gelangte Pecci zur Kardinalswürde; doch brachte der Purpur ihm nicht das sorgenfreie Leben vieler in Rom weilenden Eminenzen, und durch den Feldzug des Jahres 1859 verdüsterte sich die Lage des Kirchenstaates immer mehr. Die allgemeine Unruhe ergriff auch Perugia, und am 14. Juni brach die Empörung wirklich aus. Der päpstliche Legat, Monsignore Giordano, erhielt von Antonelli den Befehl, Widerstand zu leisten, weil zweitausend Mann, vielleicht Franzosen, zu Hilfe kommen würden. In der Hoffnung, das Uebel zu beschwichtigen, begab sich der Delegat mit sämtlichen Administrativbehörden nach Foligno. Nur der Bischof blieb und versuchte die Gemüter zu beruhigen. Als aber am 20. Juni die Schweizer auf Befehl des Staatssekretärs in Perugia einrückten, kam es dennoch zu einem heftigen Straßenkampf, in dem die Päpstlichen Sieger blieben. Es ist das oftgenannte Blutbad von Perugia.

Unterdessen rückte die sogenannte Giunta, die provisorische Regierung der Generale Guerardi, Guardabassi und Faini*) immer näher, und im September 1860 wurde die Stadt endgiltig von den italienischen Truppen besetzt. Aus jenen Tagen erster Erregung bringt De Cesare einen Brief Peccis an die Giunta, der, vorsichtig und kühl, bittet Blutvergießen zu verhüten und ihm nicht zuzumuten, was gegen seine Grundsätze wäre. Wenn also das Kommando ein Entgegenkommen des Bischofs und ein Glätten der Verhältnisse durch ihn gehofft hatte, so sah es sich getäuscht. Es ist unleugbar, daß Mißstände, die von solchen Uebergangszeiten unzertrennlich sind, großes Unbehagen in konservativen Kreisen verursachen mußten. Alles dies aber auf Bosheit zurückzuführen, wie die Biographien es thun, ist unbillig, denn die Schwierigkeit der Aufgabe, aus trüben, undisziplinirten Elementen, die zwischen Mittelalter und Revolution hin- und herschwankten, einen modernen Staat zu bilden, war riesengroß. Ein Protest des Bischofs bezeichnet jeden Schritt der Regierung, doch wurde dank seiner vornehmen Weise der Verkehr mit ihr nie gänzlich abgebrochen, so sehr er auch Anstand nimmt an der Zivilehe, der Beschlagnahme der geistlichen Güter und dem Eindringen von Bibeln, von „verstümmelten Bibeln!“ wie seine Anklage lautet.

Für Hirtenbriefe gab es in einer solchen Zeit ein weites Feld, und diese sind es offenbar gewesen, die dem Kardinal in den Augen des italienischen Klerus eine besondre Bedeutung gaben. Das logisch geschulte Denken — in den Encykliken von der Welt bewundert — gepaart mit der feinen angemessnen Sprache, als Gewand mittelalterlichen Katholizismus', getragen von dem mächtigen Selbstgefühl des Priesters und Prälaten —

*) „Il futuro Conclave.“ De Cesare.

das ists, was ihn über die Durchschnittsgestalten der Bischöfe und Prälaten weit erhob.

Merkwürdig und oft erwähnt ist der Hirtenbrief vom 20. Februar 1860: Ueber die weltliche Herrschaft der Päpste. Da dies der Punkt ist, wo sich unser protestantisches Denken am entschiedensten vom katholischen scheidet, der Punkt auch, in dem der Papst sich nur darin vom Kardinal unterscheidet, daß er noch starrer geworden ist und das Dogma für möglich zu halten gelernt hat, der Punkt, der nach fünfunddreißig Jahren noch ebenso schwierig und ungelöst ist als damals, mag es interessant sein, einen Augenblick dabei zu verweilen. Der bereits angeführte Weinand bespricht ihn wie folgt:

Die Absicht des Verfassers ist, „das Volk über die weltliche Herrschaft des heiligen Stuhles zu belehren — besonders auf die enge Verbindung hinzuweisen, die zwischen der Vernichtung der weltlichen Gewalt des Papstes und den Interessen der katholischen Lehre besteht und die schlimmen Folgen anzudeuten, die sich daraus für die katholische Religion ergeben."

Er weist entrüstet die boshafte Anschuldigung zurück, als hielte irgend ein Katholik die weltliche Macht für ein Dogma des Glaubens. „Eine solche Behauptung kann nur aus unwissendem oder böswilligem, der Kirche feindlichem Sinne entspringen.*)

„Aber durchaus wahr und für jeden denkenden Geist überzeugend — fährt der Hirtenbrief fort — ist der enge Zusammenhang zwischen der weltlichen Gewalt und dem geistlichen Primat, gleichviel, ob wir letzteres nach seiner eigentlichen Natur oder in seiner notwendigen Ausübung in Betracht ziehen. . . .

„Der Papst hat die Hinterlage des Glaubens in aller Unversehrtheit unangetastet zu bewahren; er muß die Offenbarungswahrheiten unter den gläubigen Völkern von Irrtum und Verderbnis frei erhalten . . . Er muß frei sein, um ohne jedes Hindernis mit den Bischöfen, Fürsten und Unterthanen zu verkehren, damit sein Wort, das Organ und der Ausdruck des göttlichen Willens, freien Lauf habe über die ganze Erde und dort überall den Gesetzen der Kirche gemäß verkündigt werde."

„Nun stelle man sich vor, der heilige Vater wäre der Unterthan einer Regierung und würde eine Zeit lang der Freiheit beraubt, sein apostolisches Amt auszuüben. (Hier folgen die historischen Beispiele aus der alten und der Napoleonischen Zeit.) . . . Wie soll in einer solchen Lage der Papst die vielen Geschäfte aller Art in der Kirche überwachen, die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden fördern, Kultus und Disziplin regeln, Bullen und Encykliken veröffentlichen, Konzilien berufen, die kanonische Einsetzung der Bischöfe gewähren oder verweigern? Wie könnte er Kongregationen, Verwaltungs- und Gerichtshöfe zu seiner Verfügung haben, die ihm behilflich sein müssen bei der Entscheidung so vieler höchst wichtiger Angelegenheiten? Wie könnte er jede Kirchentrennung abwenden, der öffentlichen Ausbreitung von Irrlehren entgegentreten, frei zu Fürsten und Völkern sprechen, Nuntien und Gesandte aussenden, Konkordate abschließen, Kirchenstrafen verhängen? Wie könnte er die Gewissen von zweihundert Millionen weit über die Erde zerstreuten Katholiken leiten, Glaubens- und Sittenlehre rein erhalten, die Berufungen an sein oberstes Urteil von allen Enden der Welt annehmen, die ihm dadurch unterbreiteten Fälle entscheiden, die Ausführung der von ihm getroffnen Anordnungen sichern — mit einem Wort, alle seine Pflichten erfüllen, alle geheiligten Rechte des Primats aufrecht erhalten? Was die beabsichtigen, die dem Papst die weltliche Gewalt rauben wollen, liegt also klar am Tage: sie wollen ihm die Ausübung seiner geistlichen Gewalt unmöglich machen."

Aber die römische Frage hat noch eine andre Seite. Nicht nur der Papst . . . auch die Katholiken haben ihrerseits ein unantastbares Recht, die freie Ausübung des päpstlichen Primats zu verlangen.

„. . . Jeder Katholik hat ein Recht, daß in Angelegenheiten von so erhabner, alle Dinge der Erde und des gegenwärtigen Lebens so hoch überragender, so enge die Interessen der eignen unsterblichen Seele berührender Natur der Spruch des Richters, der ihn dem ewigen Leben zuführen soll, frei von dessen Lippen komme, so frei, daß nicht einmal der Gedanke an die Möglichkeit aufkommen kann, dieser Spruch sei durch die Einwirkung irgend eines Menschen oder gar durch Gewalt erzielt. . . .

Hier bleibt keine Wahl. Entweder wir müssen in fester Treue einstehen für Christus, für seine Kirche, für das sichtbare Haupt der Kirche und gegen die Feinde unsrer Religion, oder wir machen mit letztern gegen Gott und seine Kirche gemeinschaftliche Sache. Es handelt sich in Zukunft nicht mehr um eine Frage der Politik, sondern um eine Angelegenheit des Gewissens . . ."

Klarer kann man die Frage nicht stellen. Dies ist der Pfahl im Fleisch der Italia Una, dies der furchtbare, an der Seele des Volkes fressende Konflikt, der uns später wieder beschäftigen wird.

Schon 1861 versuchte Minghetti als Kultusminister in einem Zirkularschreiben an die Bischöfe und den Klerus zu einer Verständigung mit diesen zu kommen. Pecci entwarf hierauf, namens der umbrischen Bischöfe, ein Schreiben an den Papst, in dem er, jede Vermittlung ablehnend, sich und seine Amtsgenossen für unwandelbar mit dem Papst eins erklärte. Auch der feierliche Protest der umbrischen Bischöfe an den König im Jahre 1863 war aus des Kardinals Feder.

Aus dem gleichen Jahre stammt der Hirtenbrief gegen Renans Libro inverecondo e blasfemo. Ihn selbst bezeichnet er als den Arius redivivus. Seltsam kontrastirt damit, was bei des Schriftstellers Tod erzählt wurde. Es hieß, Leo XIII. habe eifrig nach der Art seines Abscheidens geforscht, ob er widerrufen und sich bekehrt habe. Bei der verneinenden Antwort habe er gesagt: Va bene, bene. Auf die erstaunte Frage nach dem Grunde solcher Befriedigung habe er geantwortet, Renan erweise sich dadurch als Mann von Ueberzeugung, der nicht anders gekonnt habe, und dem deshalb Gott Barmherzigkeit erweisen werde.

Vortreffliche Dinge sagen die Hirtenbriefe des Bischofs. Sittlichkeit, Familienleben, Kinderzucht werden immer wieder besprochen. Nur sind die Mittel zur Abhilfe der bestehenden Schäden damals schon eben so dürftig, wie später in den Encykliken: Bruderschaften, Katholische Vereine, das Beten des Rosenkranzes, das Begehen der Messe! Andern Rat hat er nicht. Alle Zivilisation fließt, wenn man ihm recht giebt, aus dem einen Urquell, der katholischen Kirche, die sich niemals mit sich in Widerspruch befunden hat. In der vollen Unterwerfung unter die Kirche allein liegt das Heil der Gegenwart und Zukunft. Wir werden bei dem Papst dieselben stereotypen Aeußerungen wiederfinden, nur tragen sie im Munde des Unfehlbaren ein feierlicheres Gewand. Kein neuer Gedanke erscheint, so fleißig er stets der zeitgenössischen Litteratur folgte, wie aus seinem Vertrautenkreise versichert wird; nichts ist hier im Fluß, alles ist krystallisirt im Denken der Väter und Scholastiker. Es giebt kein „Heute" in Peccis Empfinden. Er war nie Mensch, er ist nur Priester; eisig weht es durch alle seine menschlich sein sollenden Gedichte. Als frostigstes von allen ist mir ein italienisches Gedicht erschienen, in dem ein junger Seminarist ermahnt wird, vor sinnlicher Versuchung zur Madonna zu flüchten. Die Nonne, die in Klostermauern dem Kampf der Erde entronnen ist, scheint ihm des höchsten Glückes teilhaftig. Grausig klingt ihm aus der Tiefe die Klage der Verdammten:

Auditus stygiis gemitus resonare sub antris.

Kühl ertönt das Lob des Freundes, kühler noch die Herausforderung der Feinde.

4

Unterdessen vergingen die Jahre. Die nationale Bewegung ruhte nicht. Nahe dem Weichbilde der ewigen Stadt, in der Villa Glori, fielen die Brüder Cairoli für ihre Idee, und Mentanas Schmach ließ 1867 die Patrioten bitter empfinden, wie doppelzüngig Napoleons Liebe für Italien sei. Dennoch wurde das ökumenische Konzil für 1870 berufen und trat auch wirklich zusammen. Gregorovius hat uns in seinem Tagebuche ein merkwürdiges Bild jener Wochen entworfen, wie sie dem Unbeteiligten erschienen. Durch die interessante neue Biographie des Kardinal Manning*) können wir in deren inneres Getriebe hineinsehen, noch von einer andern Seite, als durch Döllinger bereits ermöglicht war. Die Aufforderung des Fürsten Hohenlohe an die Mächte, gemeinschaftlich gegen den Vatikan vorzugehen und die religiöse Freiheit ihrer Unterthanen zu wahren, lag zur Beratung vor. Die treibende Kraft in diesem Sinne war Döllinger, der nicht nur in Deutschland vereint mit Friedrich durch „Janus" Stimmung machte, sondern auch den katholischen Lord Acton, Gladstones diplomatischen Agenten, ganz für seine Anschauungen gewonnen hatte. England, so hoffte man, solle durch seinen Vorgang die andern Mächte zur Entscheidung drängen. Der evangelische Odo Russel aber, der offizielle Berichterstatter des Staatssekretärs Lord Clarendon, war dem Einfluß Kardinal Mannings erlegen, der sich vom Eide

*) Interessant sind die Ausführungen hierzu von Spektator in den Kirchenpolitischen Briefen der Beilage der Münchner Allgemeinen Zeitung vom ersten jedes Monats. 1895/96.

*) Life and Letters of Cardinal Manning by Purcell. 2 vol. 1896

des Schweigens seinetwegen ausdrücklich hatte entbinden lassen. Kaum ist es nötig zu erwähnen, daß dem Vatikan der Sieg blieb. Manning sagte selbst später zu seinem Biographen:

Der Premierminister Gladstone unterstützte den bayrischen Vorschlag mit den Gründen und Beweisen, die Lord Acton ihm geliefert hatte. Der durch Odo Russel besser unterrichtete Lord Clarendon bewies Schritt für Schritt die Irrtümlichkeit der Behauptungen und die böswillige Entstellung der Thatsachen. Gladstone erlitt schließlich in der entscheidenden Sitzung des Ministerrates nach heißer Schlacht eine gänzliche Niederlage. Der bayrische Antrag wurde abgelehnt und dem Konzil in Frieden gestattet, Gottes Werk zu vollenden.

Mannings fieberhafter Agitation war es auch großenteils zu danken, wenn unter dem Donner und Blitz eines schauerlichen Gewitters am 18. Juni 1870 der Beschluß der päpstlichen Unfehlbarkeit durchging. Den deutschen Kanonen auf den Schlachtfeldern vom August jenes Jahres aber erlag auch der französische Klerikalismus. Die Truppen verließen Rom, und am 20. September zog die italienische Armee durch die Bresche der Porta Pia.

Kardinal Pecci hat natürlich beim Konzil eine hervorragende Stellung eingenommen, und wir erwarten bei seiner uns durch die Hirtenbriefe bekannten Stellung nichts andres, als daß er mit der ganzen Kette römischer Erfindungen auch deren letztes Glied sich zu eigen gemacht habe. Dabei ist es offenbar zu so häufigen Berührungen mit Kardinal Manning gekommen, daß dieser Pecci als Ersten der Papabili im Gedächtnis behalten hat. Jene seltsame Verteidigung der Protestanten vor dem Konzil durch Bischof Stroßmeyer und der dadurch hervorgerufne wütende Protest der Eiferer, den Gregorovius uns so lebendig schildert, fand ihn ebenso zur Verdammung gerüstet als alle Uebrigen. Hatte er doch schon 1863 seine Peruginer vor dem Waldenser-Evangelisten Comba, dem jetzigen Professor der Theologie in Florenz, gewarnt, indem er sagte: wie er erfahre, versuche man die Seelen zu verderben durch den pestilenzialischsten aller Irrtümer, den Protestantismus, der unter dem betrügerischen Firnis des reinen Evangeliums die schlimmen Keime des Schismas und der Ketzerei berge . . ., eine Ausgeburt des Hochmuts und der Gottlosigkeit. Vermutlich aber stimmte auch Pecci am folgenden Morgen dafür, daß die den Protestantismus so schwerbeleidigenden Worte aus dem Protokoll zu streichen seien. Seinem diplomatischen Sinne konnte es am wenigsten entgehen, daß die Veröffentlichung dieser mittelalterlichen Szenen nicht opportun sei.

5

Wenn seine getreuen Umbrier gefürchtet hatten, aus der monatelangen Anwesenheit Peccis in Rom könne ihnen eine dauernde Trennung erwachsen, so hatten sie sich getäuscht. Erst 1873 machte Pius den Versuch, Pecci in seine Nähe zu ziehen, indem er ihm das Bistum Frascati anbot. Doch dies verlockte Pecci nicht. Kurz vorher hatte er eine Wallfahrt zu jenen Höhen gemacht, von wo man die beiden Meere sieht, und wo der heilige Franziskus Gottes Nähe suchte. In dem wilden Apenninenthal La Vernia, an der Stätte, da der geflügelte Seraph dem Beter erschien, verweilte er länger und trat dort dem dritten Orden bei. Da auch Pius diesem angehörte, nahm er die Gelegenheit wahr, Pecci zum Protektor der Erzbruderschaft der Tertiarier zu ernennen. Dies hinderte jedoch nicht, daß sich der Kardinal je länger desto mehr in bewußtem Gegensatz gegen den Papst befand. Des Houx*) nennt Perugia geradezu ein feindliches Lager und erzählt, einmal habe man vor dem Kardinal den Papst hochgepriesen und seine lange Regierungszeit eine sonderliche Segnung Gottes genannt, worauf der Kardinal hörbar gesagt habe: Wenn es nicht eine Züchtigung ist! Das heftige Wesen Pio Nonos, das leidenschaftliche Anklagen und Verdammen mag dem klugen Pecci sehr unklug erschienen sein. Dennoch finden wir den Kardinal beim goldnen Bischofsjubiläum des greisen Papstes 1877 als Sprecher und Führer der mittelitalienischen Prälaten. Da Antonelli schon Ende 1876 gestorben war, stand nun auch seiner Anwesenheit in Rom kein Hindernis mehr im Wege. Der Gesundheitszustand des betagten Papstes war immer bedenklicher geworden. Man redete viel von einem neuen Konklave. Man verhehlte sich nicht, daß es unter ganz eigentümlichen Verhältnissen stattfinden werde, die nicht einmal unter Napoleon I. ganz die gleichen gewesen, und Pius ernannte in richtigem Instinkt den Kardinal Pecci zum Camerlengo des heiligen Stuhles. Diese Würde verlangt persönliche Anwesenheit in Rom und giebt ihrem Träger während der Sede vacante und für die Einrichtung des Konklave die volle, unbeschränkte Macht. Man sagt, er habe ihn ernannt, weil ein Camerlengo, dessen Amt ihn mit so vielen in Konflikt bringt, der Geschichte der Konklave gemäß kaum je Papst geworden ist. Aber man sagt auch, daß wer als Papst (in spe) das Konklave betritt, als Kardinal herauskommt. Und beide Theorien sind diesmal hinfällig geworden.

So schied denn Pecci im Herbst 1877 von seinem geliebten Perugia, und schon im Februar 1878 ward seine volle Energie durch die Ereignisse wachgerufen. Es ist noch in frischem Gedächtnis, daß der König Vittorio Emanuele, der für Pius eine warme Verehrung hatte, am 9. Januar plötzlich im Quirinal starb und Pius selbst ihm am 8. Februar folgte. Im Tode nicht getrennt, diese beiden, die durch des Lebens Stürme so weit aus einander gerissen, sich so großes Leid zugefügt hatten, und sich doch innerlich so gut waren.

Von Pius erzählt man, Antonelli habe ihm seinerzeit die Beschreibuug der Schlacht von Palestro vorgelesen, wobei er von des jungen Königs Tapferkeit so bewegt ward, daß er feuchten Auges rief: Vittorio, o Vittorio, figlio mio! Auf die sehr erstaunte Einrede Antonellis aber erwiderte er: Per Bacco, sono Italiano! — Und vom König weiß man, daß er zum Bischofsjubiläum seinen Generaladjutanten zur Beglückwünschung in den Vatikan gesandt und vom Sterbelager heimlich zu Pio Nono einen Boten geschickt habe, der väterliche Verzeihung und Segnung zurückbrachte. Das hätte wohl bei Pecci zu keiner Zeit seines Lebens geschehen können. Es ist nicht unbillig zu urteilen, daß er in Pios Sinn zu keiner Zeit seines Lebens Italiener war. Man ist nicht umsonst vom achten Lebensjahr an ein Jesuitenschüler.

Um so klarer überschaute er nun die Lage, als er, wie das Zeremoniell vorschreibt, mit goldnem Hammer dreimal an die marmorne Stirn des Toten klopfend, ihn mit Namen rief: Giovanni Mastai Ferretti! verklang es durch die hohen Räume, und nichts regte sich auf dem Totenbette. Er war zu seinen Vorgängern versammelt, der diesen Namen getragen hatte; die Sedevakante bestand zu Recht.

Im Vatikan fürchtete man vor allem eine Bevormundung des Konklaves durch die Regierung, obgleich diese wiederholt erklärt hatte, sie werde alles thun, damit die Wahl ruhig und regelrecht verlaufe. Eine rasche Erledigung war aber dringend geboten nicht minder wegen der auswärtigen Mächte, die Ausschließungsrecht besaßen. Der Camerlengo entfaltete deshalb seine ganze Festigkeit. Sein Organisationstalent sowie die unnahbare Entschiedenheit, das Herrische, das ihm eignet, kam ihm sehr zu statten bei einem Amte, das selbst abgesehen von den damaligen diplomatischen Sorgen niemals ein leichtes ist, in dem ungeheuern Palast von tausend Gemächern, wo des Papstes Tod stets das Zeichen zur Auflösung aller Bande der Ordnung gegeben hat. Man hat ihn der Schroffheit und Härte angeklagt, aber Pecci mußte fest die Zügel fassen, wenn er ohne Zeitverlust handeln und Unzuträglichkeiten und Störungen verhüten wollte. Er war es, der entschied, daß Pio Nono in St. Peter aufgebahrt werde, nicht wie früher üblich in der Sixtinischen Kapelle, und dadurch eine noch größere Teilnahme des Volkes erzielte. Die herkömmlichen neun Trauertage benutzte er zu den nötigen baulichen Veränderungen, da nur durch Einmauerung und künstliche Wände die nötige Zahl Zimmer herzustellen ist. Dem Gebrauch gemäß folgen jedem Kardinal zwei jüngere Priester, Conclavisti genannt. Auch werden die Speisen neuerdings innerhalb der Mauern zubereitet, während sie früher von außen herein geschoben wurden, ein zur Verbindung mit der Außenwelt und zur Beeinflussung der Kardinäle viel benutztes Mittel.

Der Zusammentritt der Eminenzen hat sofort nach der provisorischen Beisetzung des Toten in dem dafür im rechten

*) Des Houx, Souvenirs d'un prêtre.

Seitenschiff St. Peters befindlichen Marmorsarkophag zu geschehen, und Pecci gelang es, thatsächlich diesen Termin einzuhalten.

Ein mißhandeltes Liebeswerk

Keine Unternehmung der Wohlthätigkeit kann je auf allgemeine Teilnahme rechnen. Hier hindern grundsätzliche Bedenken, dort Unkenntnis oder Laune die Sympathie. Es wäre unbillig, für das armenische Liebeswerk ein andres Schicksal zu begehren.

Aber beispiellos in der Geschichte der humanen und christlichen Barmherzigkeit unsers Jahrhunderts scheint mir die systematische und zum Teil brutale Art, in der von den verschiedensten öffentlichen Mächten das armenische Liebeswerk bedrückt wird. Freundliche Vorstellungen hoher Staatsbeamter, schikanöse Polizeimaßregeln, kluge Reden vorgeblicher Freunde, vor allem aber die rücksichtslose Fälschung der öffentlichen Meinung durch Verschweigung oder Entstellung der Thatsachen in einem Teil unsrer Tagespresse stellen sich denen in den Weg, die für ein unglückliches Volk Mitleid wecken möchten. Wir schildern die Lage, wie sie in Deutschland ist. In der Schweiz kommt die demokratische Staatsform und die von vornherein lebendige Vorliebe für ein zur Freiheit emporstrebendes Volk dem Barmherzigkeitswerk zu gute. In England fördern politische Interessen wichtigster und weitausschauender Art die Bewegung, so daß man kaum unterscheiden kann, wo das Mitleid aufhört und die Leidenschaft anfängt, und umgekehrt. Bei uns in Deutschland ist dafür gesorgt, daß die armenische Bewegung eine reine Aeußerung der Barmherzigkeit ist. Kein Staat unterhält so wie das deutsche Reich ostentative Freundschaftsbeziehungen zur Türkei. Kein Volk stellt so, wie das deutsche, seine tüchtigsten Söhne dem befreundeten Türken zur Verfügung, ihm seine Armee mit militärischem Geist, mit neuer Zucht und Kunst aufzufrischen. Kein Herrscher wechselt so wie der deutsche Kaiser mit dem Sultan familiäre Freundschaftszeichen. Keine Presse arbeitet so einmütig, wie die offiziöse deutsche, für den gegenwärtigen Bestand der Türkei und gegen jede Bedrohung desselben durch etwaige armenische Unruhstifter. Unter diesen Umständen ist für eine politische Aktion für Armenien in Deutschland Raum, Luft und Licht nicht vorhanden. Denn bei allem Demokratismus, der sich regt, ist unser Volk gegenüber der offiziösen Presse, gegenüber Regierung und Kaiser, zumal in auswärtigen Fragen, von einer wahrhaft kindlichen Abhängigkeit. Politisch kann unsre Barmherzigkeitsbewegung höchstens insofern werden, als es unsrer Erziehung zur politischen Selbständigkeit allerdings dienen wird, wenn man fortfährt als unpatriotisch zu behandeln, was rein menschlich und christlich ist.

In der That hat der politische Hochdruck, der dem armenischen Hilfswerk entgegen wirkt, zur Folge gehabt, daß wir Freunde desselben uns ein wenig mehr um die orientalischen Dinge gekümmert haben. Nicht um unserm auswärtigen Amt Schwierigkeiten zu machen, oder um in leichtfertigem Uebereifer einen Krieg heraufzubeschwören — was denn doch wohl nicht in unsrer Macht läge und darum nur aus Unverstand oder Tücke uns entgegengehalten werden kann — sondern um uns ein Urteil zu bilden. Es sei denn in diesem Sinne, ehe wir zur Sache kommen, ein politisches Intermezzo erlaubt.

Eine eigne orientalische Politik hat das deutsche Reich nicht. Denn die Türkenfreundschaft, die wir oben schilderten, ist doch noch keine Politik. Bismarck trug offne Gleichgiltigkeit gegen die Entwicklung der Dinge im Südosten zur Schau; sein Wort von den Knochen des pommerschen Grenadiers haben wir in diesen Tagen hundertmal zu hören und zu lesen bekommen. Nun hatte Bismarck alle Ursache, sich und unserm Vaterlande die Orientfrage vom Leibe zu halten, denn es gab für ihn Andres zu thun. Aber nachdem das deutsche Reich aufgerichtet ist und trotz allem sich als ein starker mächtiger Bau erweist, wäre es der verhängnisvollste Mißverstand, wenn

wir nun weiter meinten, der Orient gehe uns nichts an. Die eine große Frage der nächsten Zukunft sollte das deutsche Reich nichts angehn? Wir sollten keine eignen Interessen im Orient haben? Wir sollten leer ausgehn wollen, wenn das türkische Reich zusammenbricht und der herrenlose Erdboden verteilt wird? Kleinasien wäre zu weit von Berlin? Wahrhaftig, diese alten verwahrlosten Kulturländer sollten wieder aufblühn, wenn deutscher Fleiß und deutscher Geist sie unter den Pflug nähmen! Und wie not thut uns Ausdehnung in Länder, wo wir wohnen, wo wir arbeiten können! Was ist denn, auch rein sozial angesehen, für unser Volk dringenderes Bedürfnis?

Es ist kaum anzunehmen, daß unsre Offiziösen und unsre Regierung das nicht auch wissen. Aber sie hoffen offenbar zum Ziele zu kommen, indem sie von dem großen Vorteil unsrer verhältnismäßigen Ferne und Neutralität keinen Gebrauch machen, auf jede eigne Politik verzichten und Rußland machen lassen. Für Rußland aber ist seine Stunde noch nicht gekommen. Es läßt die Türkei in ihrem Fette schmoren und wartet, bis der Braten gar ist. Es hindert jede ernste Regung des „europäischen Konzerts.“ Und die europäische Völkerfamilie läßt sich dies Spiel ruhig gefallen. In der That, die Ohnmacht des christlichen Europas gegenüber der Türkei ist nichts weiter als der Wille Rußlands.

Dieser Wille Rußlands sichert heute den Frieden. Würde Rußland anders wollen, so würden dieselben Blätter, die heute vom Glück und der Notwendigkeit des Friedens nicht dringlich genug schreiben können, uns ebenso ernst die Unumgänglichkeit eines orientalischen Krieges predigen. Nicht sagen wir, daß die gegenwärtige Haltung der deutschen Regierung und Presse von Rußland irgendwie erkauft wäre. Im Gegenteil fürchten wir, nun vollends nach den Bismarckschen Enthüllungen, daß unsre Rücksicht auf Rußland eine nur allzu uneigennützige ist, und daß die Hoffnung, auf diesem Wege in der entscheidenden Stunde auch ein Teil von der Beute abzubekommen, betrogen werden wird. Man redet heute bei uns so viel von der selbstsüchtigen und perfiden Politik Englands: ob die russische sich als gutmütiger erweisen wird? Und offen gestanden sähen wir die Liquidation des osmanischen Reiches seinerzeit immer noch lieber in der Hand Englands als in der Rußlands. Die Völker unter dem Halbmond würden dann besser fahren.

Aber wenn denn durch Rußland und das europäische Konzert der Friede, d. h. der Bestand der heutigen Türkei voraussichtlich auf lange noch gesichert ist: weshalb wird dann im deutschen Reiche das Barmherzigkeitswerk an den Armeniern so mißhandelt?

Es haben mehrere Synoden und einige wenige Kirchenbehörden ihrem Mitleiden mit dem unglücklichen Volke der Armenier Ausdruck gegeben. Aber je weiter nach Osten und Norden, desto mehr erstickt vermeintliche politische Einsicht die christlich-menschliche Regung. Die sächsische Landessynode z. B. hat es zu gar keiner Kundgebung gebracht, obwohl sie nach dem Verbot der Versammlungen in Leipzig und Dresden dazu besonders verpflichtet war. Anderswo, wie in der Brandenburgischen Provinzialsynode, hat man unerquickliche Debatten erlebt, wie sie sonst Liebeswerken gegenüber nicht Sitte sind.

Der Versuch, die humane Wohlthätigkeit aufzubieten, kann als völlig gescheitert betrachtet werden. In Frankfurt a. M. trat ein Komitee zusammen, dessen Zusammensetzung für eine allgemeine Hilfe einzig günstig war: neben dem Demokraten Sonnemann zeichnete der nationalliberale Landtagsabgeordnete, neben dem Rabbiner der katholische Stadtpfarrer, evangelische Geistliche jeder Art fehlten nicht — ein paar Tausend Mark kamen ein, aber rasch erlahmte das Interesse. An andern Orten hat man bei weitem nicht so viel erreicht.

Wir wenden uns denn mit unserm Appell allein an die evangelische Gemeinde. Weshalb will unsre Kirche diesem Barmherzigkeitswerk kein Bürgerrecht vergönnen? Hätte Pastor Lepsius sich der Urlaubsverweigerung des Oberkirchenrats gefügt,

so stünden wir am Ende der ganzen Bewegung. Pfarrer Lohmann hätte seine Kreise gewiß noch lange in Opferwilligkeit hinter sich gehabt, aber auch er kann nicht alles allein leisten, und die übrigen hilfsbereiten Häuflein, das unsre mit eingeschlossen, würden bald außer Aktion gesetzt worden sein, weil uns eine führende und garantirende Persönlichkeit fehlte!

Noch einmal: weshalb verweigert die evangelische Gemeinde dem armenischen Liebeswerk das Bürgerrecht?

1. Man sagt: die Armenier sind ein moralisch heruntergekommenes Volk. Darauf ist zu antworten: Wenn sie es sind, so ist das nach dem jahrhundertelangen Druck türkischer Fremdherrschaft kein Wunder. Aber sie sind nicht so verkommen, daß sie sich nicht emporarbeiten möchten. Wo aber Drang ist, sich selbst zu helfen, da kann und soll man helfen. Sie sind auch nicht so verkommen, daß nicht guter alter Kern genug, sonderlich wo sie den Acker bauen, also im Innern Kleinasiens, vorhanden wäre. Was wirft man ihnen denn vornehmlich vor? Daß sie Meister sind in betrügerischem Handel. Wir bezweifeln nicht, daß sie, soweit sie Handel treiben, diesen Ruf verdienen. Aber warum schätzt man solche Sünde so einseitig hoch? Wenn Kurden, Tscherkessen, Türken ihre blutigen und schamlosen Orgien feiern, sind diese Greuel milder zu taxiren? Uns fällt dabei immer jene furchtbar scharfe Ausführung Hermann Oefers ein: Ein Gentleman ist sündlos, denn die einzige Sünde, die es giebt, begeht er nicht.*) Die einzige Sünde, die es giebt, ist nämlich der Diebstahl. Wo Blut fließt, ist keine Sünde, im Gegenteil, das ist vornehm. Aber warum verschweigen denn unsre trefflichen Orientkenner daneben, daß dies selbe Betrügervolk den Geschäftshäusern und dem türkischen Staat selber eine Menge der treusten Diener stellt? Es ist alles tendenziöses Geschwätz, dieses einseitige Aburteilen der Armenier, zum Teil geboren aus dem ewigen Neid und Streit, womit gerade die verschiednen christlichen Nationen im Orient sich gegenseitig ihr Christentum beweisen. Aber jeden noch so bösen Thatbestand zugegeben, fragen wir die evangelische Gemeinde: seit wann ist es christlich, mit der barmherzigen Liebe an den moralisch Gesunkenen vorüberzugehen?**)

*) Archemoros S. 39.

**) Zwei Zeitungsstimmen über die Armenier. In einem schleswig-holsteinischen Blatt (den Itzehoer Nachrichten?) plaudert ein Konstantinopler Gewährsmann:

„Der Haß gegen die Armenier ist hier groß und allgemein, und bei den Europäern vielleicht noch größer als bei den Türken. In der deutschen Kolonie verflucht man sie geradezu. Man findet, daß sie gar keine Ursache zur Auflehnung hatten, daß sie sowohl in ihrem Glauben wie in ihrem Erwerb vollständig unangefochten leben und überall die reichsten Kaufleute sind, die schönsten Häuser besitzen und die wichtigsten Verwaltungsstellen inne haben. Im Ministerium des Auswärtigen z. B. sind allein noch 28 Armenier auf den besten Posten angestellt. Während der Türke ein schlaffer, aber ehrlicher Kerl ist, ist der Armenier ein sehr rühriger, aber vollkommen gewissenloser Mensch, der nicht Treu und Glauben kennt und keinen Schwur hält. Die Armenier sind in ihrem eignen Lande in der Minderheit und können darum eine Autonomie, eine politische Selbständigkeit nicht beanspruchen. Für ihre Gewissenlosigkeit spricht am besten der Umstand, daß sie ihre Bomben in Pera geworfen haben und so das Leben ihrer Mitchristen erbarmungslos bedroht haben. Der Armenier ist von geradezu abschreckender Häßlichkeit, und sein hervorstechendster Charakterzug ist hinterlistige Feigheit; er wagt nicht einen offnen Kampf für seine Freiheit, wie die tapfern Bulgaren, sondern er arbeitet heimlich mit Dynamit und entflieht, wenn man ihn verfolgt. Die Armenier stehen sittlich viel tiefer als die Türken. Die türkischen Frauen sind durchaus ehrbar, während die schlechten Häuser des Orients alle voll sind von Armenierinnen. Die Sympathie mit ihnen ist daher ganz unangebracht: man darf sie nicht mit den Serben oder Bulgaren vergleichen, diesen tapfern Duldern, die die Freiheit verdienen, die sie sich löwenkühn erkämpft haben. Die Armenier sind Gauner und Wucherer, die die allerdings sehr arbeitsscheuen Türken bis auf das Blut ausgesaugt haben, und die jetzt, nachdem sie das wirtschaftliche Uebergewicht auf der Balkanhalbinsel erlangt haben, auch die politische Macht in die Hände bekommen möchten. Aber ohne es zu merken, holen sie nur für die überaus schlauen Engländer die Kastanien aus dem Feuer. . . . Der Sultan hat ein Herrscherideal, das ist Kaiser Wilhelm II. Für ihn schwärmt er: so fret, so kühn wünschte er sich bewegen zu können, um die Welt wie dieser mit bewegenden Gedanken zu erfüllen. Um dieser Liebe und um der Achtung willen, die der Sultan für alles Deutsche hegt, sollten wir mehr Mitleid als Haß für den mächtigsten und ohnmächtigsten aller Herrscher haben, unter dessen Zepter zehntausend Deutsche frei und unangefochten ihr sichres Brot finden."

Wir lassen ganz dahingestellt, ob nicht auch der Gefangne im Yildiz Kiosk unser Mitleid verdient; aber dieser Mann in Konstantinopel hat offenbar keine Ahnung von dem, was in Kleinasien vorgegangen ist.

Hören wir über die Armenier noch einen Deutschen, der sich in der Täglichen Rundschau vernehmen ließ:

„Die Armenier sind in Deutschland mit Unrecht verschrieen. Ich weiß, daß gelehrte Leute über sie und ihren schlimmen Einfluß in der Türkei Broschüren geschrieben haben; doch diese haben nur einmal das Land auf kürzere oder längere Zeit durchreist und nicht, wie ich, eine sechzehnjährige Erfahrung hinter sich. Den schlechten Ruf, den die Griechen mit Recht unter uns haben, verdienen die Armenier nicht. . . . Gewiß ist, daß die armenischen Arbeiter und Dienstboten treu, ehrlich und arbeitsam sind, daß die Reichen sich wohlthätig, gastfrei und großmütig erweisen. . . ."

2. Aber wir haben moralisches Elend genug zu Hause. Unsre Kräfte sind für dieses zu schwach. Ja, wenn die Armenier evangelisch wären. Ein vortrefflicher Mann, Unterstaatssekretär beim auswärtigen Amt, Herr Humbert hat es gesagt: es sind ja nur elf evangelische Christen bei den Massacres mit umgekommen. — Die Zahl der Evangelischen unter den armenischen Opfern läßt sich zahlensicher nicht feststellen. Aber daß sie erheblich groß ist, geht schon daraus hervor, daß 21 (einundzwanzig) evangelische Pastoren gefallen sind. Das Evangelium hat unter jenem Volk sein Werk. Etliche sind durch die amerikanischen Missionare in die evangelischen Kirchengemeinschaften aufgenommen; viele, die der Gregorianischen Kirche angehören, haben durch die Berührung mit der Mission doch an evangelischer Erkenntnis gewonnen, und die Gregorianische Kirche als solche hat durch die Sendung ihrer besten Söhne auf deutsche Universitäten bewiesen, daß sie für innere evangelische Reform eine offne Thür hat. Hier liegen die Wurzeln unsers Interesses für die Armenier. — Aber noch ein andrer Umstand bedingt unsre Verpflichtung. Würden die russische Kirche oder der Papst sich den armenischen Christen verwandter fühlen und ihre Mittel zur Hilfe aufbieten, so könnten wir sagen: das Werk wird gethan! und uns unsern Hausgenossen zuwenden. So aber ists gekommen, daß der Armenier vor unsrer, der Evangelischen Deutschlands, Thür liegt und wir sein Nächster geworden sind.

Auch Gebildete thun zuweilen so, als wäre Kleinasien weit von uns. Was ist heute weit? Und wir wissen ja ganz genau, wie es dort zugegangen ist und noch zugeht. Wir haben ja die sichersten Nachrichten, kennen Zustände, Zahlen, Personen zur Genüge. Wir haben auch für unsre Anschauung und Kenntnis die Bestätigung hoher Personen, die nur nicht reden dürfen. Wir haben ferner die Möglichkeit, unsre Gelder so sicher an Ort und Stelle zu bringen, als nur je eine Sendung meinetwegen von Berlin nach London gegangen ist. Aus gewissen Gründen läßt sich das nicht bis ins Kleinste darlegen, aber hören wir doch nicht auf das unverständige und böswillige Geschwätz, das nur die Mitleidskundgebung stören und ersticken will. Wir haben Gelegenheit genug, sowohl Waisen und Witwen vorwärtszuhelfen als sonst den augenblicklichen Hunger zu stillen, Gelegenheit viel mehr als Geld, obwohl die trotz allem Druck eingegangnen Summen recht beträchtlich sind, viel größer als die geringe Mithilfe unsers Blattes ahnen läßt.*) Angesichts aber dieser Gesamtlage fragen wir: wie kann man es kirchlicherseits verantworten, daß man die Gemeinde hindert, an den Armeniern ihre Nächstenpflicht zu erfüllen? Denn es hat sich nun so gefügt, wir sind die Nächsten dazu.

3. Der Hinweis auf Bombenwerfer und Revolutionskomitees wird niemanden beirren, der sein Auge fest auf die Zustände und Vorgänge in Kleinasien gerichtet hält. Das aber ist das Notstandsgebiet, für das wir arbeiten. Die Heuchelei nur sei

*) Die bei der Christlichen Welt eingegangnen Gelder sind bisher so verteilt worden:

3000 Mk. an die Evangelische Allianz in Berlin,
2500 an die Diakonissenanstalt Kaiserswerth für Smyrna u. s. w.
1500 an die Missionsverwaltung in Basel für Brussa,
6000 an Buchhändler Warneck in Berlin zu Händen des Lepsiusschen Hilfskomitees.

Wir werden auch fernerhin eingehende Gaben vornehmlich der letztgenannten Kasse zuführen.

mit kurzem Worte gekennzeichnet, die jene Revolutionäre darum verdammt, weil sie die Freiheit ihres Volkes mit allen Mitteln anstreben. Sonst feiert man derlei Leute als bewundernswerte Patrioten in der Weltgeschichte, hier wirft man sie zu den Verbrechern. Im übrigen ist nicht jede in Konstantinopel gefundne Bombe eine Bombe gewesen, und nicht jede in Konstantinopel geworfene Bombe von einem Armenier geworfen worden, und nicht jeder armenische Frevel, den unsre Zeitungen sich telegraphiren lassen, wirklich passirt: wer diese Nachrichten historisch-kritisch beobachtet, wird sich davon bald überzeugen.

Viel lähmender aber als dieser Gedanke tritt ein andrer dazwischen und hemmt vielen die Hand, wenn sie einer mitleidigen Rührung folgen will. Ist nicht doch alles umsonst? Sind die Armenier nicht verloren? Von 800000 in Kleinasien sind 100000 tot, das ist der achte Mann. Hunger und Kummer wird weitre Tausende dahinraffen. Erfolgt die Auflösung der Türkei nicht bald, so wird man dafür sorgen, daß das Volk zusammenschrumpft bis auf unbeträchtliche Reste. Wird aber der Türkei der Prozeß gemacht, so ist nichts sicherer, als daß die Armenier zuerst der Wut des Fanatismus zum Opfer fallen. So ist all unser Sorgen, Sammeln, Trösten und Helfen unter allen Umständen nur verlorne Liebesmüh.

In der That dürfte diese Aussichtslosigkeit der armenischen Sache doch das Haupthindernis sein, weshalb keine humane Liebesthätigkeit für sie aufkommt. Aber hier soll und muß sich nun eben der Unterschied christlichen Mitleidens zeigen. Daß wir die Armenier für ein verlornes, sterbendes Volk halten, ist unsre Menschenmeinung. Gott kann ihnen noch eine Zukunft vorbehalten. Und so gewiß auch die christliche Liebe verständig handeln soll, so ist sie doch reich, im Glauben und aus reinem Drang zu geben, wo keine sichern Erfolge winken, sondern nichts zu sehen ist als die nackte Not.

Ersticken wir aus politischen, patriotischen oder sonst verständigen Gründen unser Mitgefühl, so weiß ich nicht, wie wir gerechtem Gericht entgehen sollen. Wir können unsern Kindern nicht frei ins Auge schauen, die wir das fünfte Gebot lehren: „unserm Nächsten helfen und fördern in allen Leibesnöten.“ Ueberhaupt ist gar nicht zu ermessen, welchen Eindruck die Art, mit der in Gesellschaft und Presse die armenischen Greuel behandelt werden, auf die heranwachsende Generation von Männern machen muß. Sie lernen einen Götzen von Opportunismus und Realpolitik verehren, der mit aller edlen Gesinnung in ihnen, wenn er zur Herrschaft kommt, bald aufräumen wird.

In alledem haben wir von dem armenischen Volke nur gehandelt als von dem unter die Mörder Gefallenen. Das allein mußte genügen. Ob man von einer Christenverfolgung reden darf, ist einer künftigen Erörterung wert. Ein Kirchenhistoriker bestritt uns das. Gewiß ist der Christenhaß nicht die erste und einzige Wurzel der türkischen Metzeleien. Gewiß spielt der Nationalhaß seine Rolle herüber und hinüber. Aber wenn unsre Kirchenhistoriker ihre Kollegienhefte daraufhin korrigiren werden, daß sie jede Christenverfolgung streichen, in der politische Motive und Leidenschaften mitspielen, wird wenig übrig bleiben. Die Zwangsübertritte zum Islam, die erfolgt sind, zählen nach Zehntausenden. Mancher hätte Marter und Todesstreich vermeiden können, wenn er nur den Einen Finger aufhob, der das kurze und billige Bekenntnis zu dem Einen Gott Allah bedeutet — er hat lieber als Bekenner seines dreieinigen Gottes sein Leben gelassen. Und da soll man nicht von Christenverfolgung reden dürfen!

Vergessen wir nicht am Totensonntag, Fürbitte zu thun für das sterbende Volk der Armenier; vergessen wir nicht der Tausende, die in ihrer Todesangst ihren Glauben verleugnet haben, und der andern Tausende, die bis in den Tod getreu gewesen sind. Gott aber lenke die Herzen derer, die in unsern evangelischen Kirchen etwas vermögen, daß sie aufhören, aus Menschenklugheit oder Menschenfurcht den Strom des Erbarmens zu hemmen, der frei durch unsre Gemeinden strömen will und sich seinen Weg bahnen bis in die Schneegebirge Anatoliens.

R

Paul Verlaine

Eine litterarische Skizze zur Psychologie unsrer Zeit

Schluß

Die okkultistische Litteratur wächst rapide. Bezeichnend für sie alle aber wie für Verlaine ist, daß sie um das Christentum am liebsten herum möchten. Warum? Hören wir darüber einen Sonettencyklus Verlaines, den ich „Ein Kampf um Gott“ überschrieben habe:

Ein Kampf um Gott

1

Mein Heiland sprach zu mir: O liebe mich!
Sieh die durchbohrte Seite, hier die Schwären,
Hier den gebrochenen Fuß, benetzt mit Zähren
Einst von Maria. Meine Arme sich
Verkrümmen unter dir, so hänge ich
Am Kreuz. Schwamm, Galle, Nägel dich belehren,
Statt dieser Welt, an der die Lüste zehren,
Mein Fleisch, mein Blut, mein Wort . . . o liebe mich!
Für dich bin ich in bittern Tod gegangen,
Mein Bruder du, mein Sohn, gezeugt im Geist,
Litt ich für dich nicht, wie die Schrift beweist?
Wenn du gebebt, gebangt, wars nicht mein Bangen,
Rann nicht für dich mein Schweiß? Drum sag, verheißt
Das meine Liebe nicht, wer du auch seist?

2

Ich sprach: Ja Herr, vor dir liegt aufgeschlagen
Mein Herz. Ich suche dich und find dich nicht,
Und lieben soll ich dich, der erdwärts kriecht,
Dich, der sein Lieben läßt zum Himmel ragen?
O Quell, du willst dich keinem Durst versagen,
Herr, sieh mich an, der so vergeblich ficht.
Doch anzubeten dich? Das wag ich nicht
Auf diesen Knieen, die nur Sünden tragen.
Und doch! Ich suche dich und laß dich nicht.
Ein Kleid will ich um meine Schande weben,
Ein Kleid von dir, du Liebe, du, das Leben,
Von dir, o lautrer Quell! — Für mich versiegt —
Von dir, o Licht! — Mir wird es nicht gegeben,
An dessen Wange schwüle Küsse kleben.

3

Du sollst mich lieben! Sieh, in diesen Wangen,
In diesen Lippen, die zum Kuß sich fügen,
— Mein armer Kranker, warum denn sie rügen? —
Auch darin kannst du noch zu mir gelangen.
Du brauchst um deine Liebe nicht zu bangen,
Drum wags! Ich trage dich in Adlersflügen
Empor, wo lichte Himmelshöhen prangen.
O meine helle Nacht! Du sollst sie schauen.
O Meer des Lichts! Wenn du mir wolltest trauen!
O süßer Unschuld selige Ruhestatt!
Du sollst mich lieben! Darauf mußt du bauen.
Dich, deinen Herrn, der Macht in Allem hat.
Sieh her, ich bitte nur um dein Vertrauen.

4

Herr, gehe von mir. Nein, es kann nicht sein.
Ich mag es nicht, ich will dich auch nicht lieben.
Ich dich, o Herr, die weiße Rose trüben
In ihrem reinen Duft? Nein, Herr, o nein!
Du Heiliger, so unschuldsvoll und rein
Wie kaum die Lilie auf dem Feld geblieben,
Aus reinem Boden rein emporgetrieben,
Mich lieben willst du, lieben? Herr, halt ein!
Gott Vater, Sohn und heiliger Geist! Mich feigen,
Mich Pharisäer, dem zwölf Stunden zeigen
Zwölf neue Sünden, die er fleißig übt?
Hör zu, Dreieinigkeit! Und doch geliebt?
Ich, der, mag das Gewissen auch sich winden,
Doch nimmer läßt des alten Adams Sünden?

5

Du sollst mich lieben! Der ich Alles bin
In Allem. Ich, der neue Adam, werde
Verzehren dich, du alter Mensch der Erde.
O wie nach dir, nach dir ich hungrig bin!
Mit meiner Liebe Flamme fahr ich hin,
Aus ihr steigst du, ich rufe wieder: Werde!
Ein neuer Mensch, dem Phönix gleich, zur Erde,
In dieser Glut schmilzt all dein Fleischessinn.
Für dich ragt ich am Kreuze einst empor,
Und meine Güte, die ins Grab mich trieb,
Sie läßt dich nicht, bis daß der Sieg mir blieb.
Entflieh der Finsterms und lieb mich, lieb!
Der du verlassen bist, neig mir dein Ohr,
Der ich allein von Allen treu dir blieb.

6

Ich habe Furcht, Herr, und ich bin voll Zagen.
Ich sehs, ich fühl es, Herr, ich liebe dich.
Doch wie, Gerechtigkeit, ich frage dich,
Wie kann Barmherzigkeit dich je verjagen?
Ja, wie kann ich zu dir die Brücke schlagen,
Wenn auch die Gruft, in die vergraben sich
Mein Herz, jetzt wankt, und ein paar Lichter sich
Zwischen den Spalten furchtsam zu mir wagen?
Führ du mich an der Hand. Dann will ich gern
Dies schwache, kranke Fleisch zu dir erheben ...
Herr, darf ich wirklich auf zum Himmel schweben,
Zu dir? An deiner Brust so erdenfern
— o böses Herz, die du so oft betrübtest! —
Wie einst der Jünger ruhen, den du liebtest?

7

Du darfst, wenn du nur ernstlich willst, mein Kind.
So laß dein Sinnen, lasse alles Schwanken,
Breite die Arme nur und die Gedanken
Nach meiner Kirche, eile hin geschwind
Und beichte mir. Was auch durchs Herz dir rinnt,
Bekenn es frei und ohne alles Wanken,
Bring mir auch die verborgensten Gedanken
Als Opfergaben, die mir lieblich sind.
Dann will ich dich zu meinem Tische winken,
Dich segnen, alles Leid soll von dir sinken,
Dich segnen mit der Engel Seligkeit.
Von dem Gewächs des Weinstocks sollst du trinken,
An seiner Kraft, an seiner Lieblichkeit
Empor dich ranken zur Unsterblichkeit.

Dann bleibe im Geheimnis meiner Liebe,
Durch die ein Leib, ein Geist ich bin mit dir,
Komm in mein Haus, sei oft in Andacht hier,
Trink in dem Wein dir ewig selige Triebe,
Iß von dem Brot — schal ist das Leben hier
Ohne dies Brot — und im Gebet dich übe.
Bitte den Vater, daß doch eins dir bleibe;
Still wie ein Lamm zu sein. Das geb er dir,
Mit weißen Kleidern angethan zu wandeln,
Ohn Eigennutz und Selbstsucht hier zu handeln,
Daß ich in dir Gestalt gewinnen kann,
Der einstmals in den Tagen des Herodes,
Des Judas sterben mußte als ein Mann
Der Schmerzen schmählichsten Verbrechertodes.

O laß mich nicht! Dann sei dein großer Lohn,
Aus unerschöpflich reichen Freudenbronnen
Schon hier zu schöpfen Paradieseswonnen,
Und Friede schmücke dich als Ehrenkron.
Dein Geist steh still an meinem Himmelsthron,
Versunken ganz in meine Himmelssonnen,
Der Mond umsilbert deine frommen Wonnen,
Das Angelus erklingt in hellem Ton.
So warte du der zeitlichen Entrückung,
Lausche verklärt in seliger Entzückung
Dem Lobgesang aus meiner Engel Mund.
Ewiges Schauen, ewiges Erkennen
Läßt mich in dir und dich in mir entbrennen
An unserm Leiden auf dem Erdenrund.

8

Mein Gott, mein Herr, sieh meine Freudenthränen.
Die Stimme deines Mundes weckt mein Herz.
Aufwacht die Freude, aufwacht auch der Schmerz,
Und Lachen, Weinen hell zusammentönen.
Ich lache, weine, die Posaunen dröhnen:
Auf, auf zum Kampf! Zum Kampf mit dir, mein Herz!
Lichtblaue Engel weichen himmelwärts,
Auf, auf! Und die Drommeten dröhnen, stöhnen.
Ein Auserwählter schreite ich einher.
Ach, Herr, ich bin nicht würdig deiner Güte,
Für meine schwache Kraft ist sie zu schwer.
Im Staub vor dir mit bebendem Gemüte:
Die Seele ringt. Herr, gieb ihr Sieg und Ruh!
Herr, hilf! Herr, hilf! —

9

— Mein armes Seelchen, du.

Mir scheint, wer zu lesen versteht, wird in diesen Sonetten die tiefinnerlichsten Gründe dafür finden, weshalb die okkultistische Litteratur vom Christentum abwendet.

Verlaine hat Alles versucht, auch ohne Christentum zum Frieden zu kommen. Es ist ihm nicht gelungen. Wie ers versuchte, was er versuchte, und wie er dann zum Glauben kam, das erzählt er in seinem Un conte betitelten Gedicht, das ich „Mein Erlebnis" überschreiben möchte:

Mein Erlebnis

Wie Weihrauchsdüfte um die Flamme schweben,
Wie Krieger, die fürs Vaterland verbluten,
So will ich, Mutter Gottes, dich erheben,
Du Heilige, in meines Liedes Fluten.

Doch ach, ich bin unwürdig, dich zu singen,
Ich sündiger Mensch. Nicht lieblich deinem Ohr,
Nein, rauh würde mein Lied zum Himmel bringen,
Beleidigen der Engel seligen Chor.

Ein reines Herz, wie dort die Quelle sprüht,
Ein Kinderherz in blütenweißem Linnen,
Ein Lamm, das stumm auf seinen Scherer sieht,
Ein Diadem, draus weiße Strahlen rinnen,

So müßt ich sein, dann dürfte ich dich preisen,
Du reine Jungfrau, Himmelskönigin,
Mit weißen Flügeln Engel dich umkreisen,
Die Erde steht beglückt, wo du trittst hin.

Und doch, ein jeder soll es wissen, hören,
Wie ich, der in der Irre ging so lang,
Zurück durft in den Schoß der Unschuld kehren
Dank deinem Blick, der in das Herz mir drang.

O süße Unschuld nach dem langen Irren,
Wie still mein Herz, das wilde Flammen spie,
Und meine Seele ruht nach all den Wirren,
Die wie ein Hirsch nach frischem Wasser schrie.

Ich war ein Lüstling, der nach Weibern glühte,
Der manchen holden Frauenleib zerstört,
Ich knickte manche zarte Mädchenblüte,
Mein Blut ein rotes Licht, das sich verzehrt.

Ein Atheist war ich, der doch verlacht,
Was sein Verstand erkannt mit heißem Mühen,
Der wiederkäute, was ihm vorgesagt,
Und aufgewärmt die abgestandnen Brühen.

Ich war ein Trunkenbold zu vielen Stunden,
Ein roher Gatte, wie sich deren finden,
Die Zeit der ersten Liebe war entschwunden,
Doch das entschuldigt nicht die vielen Sünden.

Ich war Pariser von der schlimmsten Sorte,
Wie die Provinz sie schickt, ein wildes Heer,
Sie nehmen ernst die allerdümmsten Worte,
Daß Du noch lebst, das wissen sie nicht mehr.

Sie lungern im Theater, in den Kneipen,
Nach dem Kaffeehaus ihre Laster riechen,
Und Pflastertreten ist das Zeitvertreiben
Der Gassenblumen, die im Schmutze liegen.

Kurz, Narren sinds im Strudel dieser Zeit,
Und Bierverschlingen ist ihr einzig Sehnen,
Auch ist es bis zum Irrenhaus nicht weit,
Rohre im Winde, die nicht ernst zu nehmen.

Doch holdes Wunder, ja, ich muß es glauben,
In meinem Herzen es einen Winkel giebt,
Da hab ich bewahrt, nichts konnte es mir rauben,
Ein Stückchen Kindessinn, den Jesus liebt.

Da war dein Name, bald mich zu entzücken,
Beschlossen wie in einen Heiligenschrein,
Wie alle Priester ihre Kirche schmücken,
Mögen dabei auch schlechte Priester sein.

Vielleicht auch bin ich trotz all meinem Bösen,
Trotz allen Lastern, die ich je versucht,
Trotz allen Lüsten besser doch gewesen
Als diese Welt, die Gott der Herr verflucht.

Doch nein, ich war der Sünde schlimmer Knecht,
So fiel ich dem Gericht denn in die Hände.
Das Urteil? O es war nur zu gerecht,
Hieß Wasser, Brot und rings vier nackte Wände.

Du Zelle, Heuchler sagen, Menschlichkeit
Hätt dich erbaut — ich schweige deiner Schrecken.
Jungfrau Maria, sei gebenedeit,
Daß du mich aus dem Taumel wolltest wecken.

Hier ward ich reich, hier lernt ich wieder knieen
Vor deinem Sohn, da hast du mich beglückt
Mit Frieden, krönteſt all dein heißes Mühen.
Zum Dank dafür hab ich ihn fortgeschickt

Aus meinem Herzen all den Erdentand,
Geist, Wissen nennt mans gerne vor den Leuten,
Von meinen Lippen allen Spott verbannt,
Die oft sich kräuselten, die zu gescheuten.

Und jetzt? Hier bin ich, meine Hände pflücken
An meinem Rosenkranz die roten Beeren,
Ich flehe, Königin, mit heißen Blicken,
Daß du Erlösung mögest mir gewähren.

O gern, nur zu gern sei die Welt vergessen,
Ganz will ich, Heilige, in dir versinken,
Entrückt zu dir zur Zeit der Maienmessen,
Am Herzen Jesu mir Entzückung trinken.

O gieb, gieb diese Gnade meiner Seele,
Du reine Jungfrau, Himmelskönigin,
Entsündige mich von aller Schuld und Fehle,
Die Erde steht beglückt, wo du trittst hin.

Unsre Zeit versucht auch Alles, um ohne Christentum zum Frieden zu kommen. Es wird ihr nicht gelingen. Sie wird entweder friedlos bleiben, mag sie sich nun mit den farbenprächtigen, leuchtenden Kleidern der Renaissance maskiren, mag sies allein mit dem Sammetrock des Tugendbundes versuchen, oder mag sie uns indisch als Yati kommen, oder sie wird christlich werden.

Verlaine ist diesen Weg gegangen, Andre werden ihn ihm nachgehen. Litterarische Beispiele, wo der Dichter diesen Weg seinen Helden gehen läßt, giebts manche. Ich habe schon oben Arne Garborgs „Müde Seelen" genannt. Ich nenne noch Huysmans, des konsequentesten Naturalisten, letztes Werk. Der Held jedes seiner Bücher sucht. In seinem letzten Buche sucht Durtal Gott und pilgert nach La Trappe, wo seine Seele genesen soll. Aehnlich wie bei Garborg: sensitive Seelen, die nicht bloß zweibeinige Tiere sind, enden nach allen möglichen und unmöglichen Versuchen im Christentum. Heißts da nicht aufmerken, wenn solche Leute zu diesem Resultat kommen? Sind das nicht erhobne Hände: die Zeit ist reif, lenkt den Strom ins richtige Bett!

Dreierlei möchte ich da unsrer Kirche wünschen mit Bezug auf die oben angeführten Bestrebungen gegen den Materialismus. Mehr Lebensfreudigkeit und Kraft muß in unsre Kirche und deren Verkündigung kommen. Oder war Luther ein Duckmäuser, stand er seiner Zeit wie ein bleicher, hohlwangiger Asket gegenüber, der nur von wildem Honig und Heuschrecken lebte? Ich möchte die Pietisten besonders bitten, dem einmal nachzudenken. Zweitens müßten wir uns wieder viel besser auf unser Deutschtum besinnen und es für uns nützen. Der Deutsche hat angestammte Vorzüge vor andern Völkern, die es zu wecken gilt, wo immer sie schlummern. Ich erinnere da z. B. an Sohnreys Büchlein über den Meineid. Ich meine, die Orthodoxen sollten das nicht vergessen über den Dogmen, deren Formulirung der philosophirende Geist des zweiten und dritten Jahrhunderts, aber nicht Christus gegeben hat, deren Form also gewiß nicht ohne weiteres Ewigkeitswert besitzt. Und drittens darf unbedingt nicht das mystische Element fehlen, das die katholische Kirche vor uns voraus hat. Eine Religion ohne Mystik scheint mir überhaupt keine Religion zu sein. Ob die Ritschlianer das wohl genügend bedenken?

Paul Verlaine ist in größtem Elend elend zu Grunde gegangen, und doch war er ein großer Dichter, der Führer der Decadence, d. h. der Leute, die den trügerischen Halt der materialistischen Weltanschauung verloren haben und neue Kraft und neuen Halt suchen, ohne bis jetzt ihn finden zu können, wie es Verlaine gelang. Drum scheint mir das Motto, das ich dieser Skizze gegeben, berechtigt: Ich liebe alle die, welche wie schwere Tropfen sind, einzeln fallend aus der dunkeln Wolke, die über den Menschen hängt: sie verkündigen, daß der Blitz kommt, und gehen als Verkündiger zu Grunde. Zarathustra-Nietzsche fährt dann fort: Seht, ich bin ein Verkündiger des Blitzes und ein schwerer Tropfen aus der Wolke: dieser Blitz aber heißt Uebermensch. — Sagen wir: Christus.

H Fischer

Die beiden Engel

Von Longfellow

Zwei Engel, die da bringen Tod und Leben,
Sah früh zu unserm Thal ich niederschweben.
Auf ihrem Antlitz lag der Dämmrung Hauch,
Blau kräuselte vom dunkeln First der Rauch.

Wie ähnlich sie, Gestalt und Wesen, schienen!
Weiß ihr Gewand, und zart und sanft die Mienen.
Doch einer strahlt im Amarantenkranz,*)
Den andern ziert der Lilien reiner Glanz.

Ich sah sie langsam, suchend niederkommen
Und flüsterte erschrocken, angstbeklommen:
Poch nicht so laut, mein Herz, steh still, mein Blut!
Verrat den Ort nicht, wo mein Liebstes ruht.

Und jener mit den Lilien in den Locken
Schritt meiner Thüre zu — die Pulse stocken,
Das Herz sinkt tief, wie leis er näher schwebt —
So sinken Wasser, wenn die Erde bebt.

Und ich empfand ein namenloses Bangen,
Schon öfter hielt es mich zuvor umfangen,
Das Grausen und das Zittern und die Pein —
Nie krallt' es sich mit solchen Foltern ein!

Und doch! Dem Himmelsboten auf die Pforte! —
Ich stand und lauschte wie auf Gottes Worte.
Zum Besten nur rührt mich des Vaters Hand:
Mein Trauern und mein Freuen war gebannt.

Ein Lächeln dann — wie ward mein Heim so helle:
„Nicht Tod bring ich, nein, Leben deiner Schwelle."
Und eh ich dankbar ihm zu Füßen fiel,
Nahm er den Flug zurück zum goldnen Ziel.

An meiner nicht, o Freund, an deiner Thür,
Da hielt der Engel an mit jener Zier
Von Amarant und sprach ein Wort von Gott,
Geflüstert nur — es lautete wie „Tod."

Da fiel aufs Haus ein Schatten jäh hernieder,
Da schlossen sich zwei matte Augenlider —
Und leise aus dem Raum, verhangen dicht,
Schwang sich ein Engelpaar zum ewgen Licht.

Alles von Gott! Er hebet nur die Hände,
Da türmen sich die finstern Wolkenwände,
Kalt strömt der Regen — dann — von lichter Höh
Strahlt Sonnenlächeln über Land und See.

Leben und Tod — die Engel sind die Seinen,
Sein Wille ists, wenn sie bei dir erscheinen,
Nur Sein Gebot, wenn sie dir schweigend nahn! —
O nimm sie beide, beide willig an!

B v Sch

*) Der dunkelrote Fuchsschwanz ist die Totenblume des Orients.

Verschiedenes

(Und wie weit sind wir?) Jüngst erzählte mir ein Mitglied der deutschen Brüdergemeinde folgende Geschichte.

Er war bei einem Besuche in Nordamerika in einer großen Stadt der Vereinigten Staaten bei dem dortigen Prediger der Brüdergemeinde zu Mittag eingeladen und fand die ganze Familie im Gesellschaftsanzug um den Tisch versammelt. Etwas später tritt noch ein junger Mann ein, im groben Arbeitskittel setzt er sich, den Fremden grüßend, mit an den Tisch. Der erstaunte Gast bittet den Wirt höflich, ihm den Gentleman vorzustellen. Da lacht dieser und sagt: Das ist ja mein dritter Sohn. — So, sagt der Deutsche leise und bedauernd zu ihm, mit dem hast du wohl rechte Sorge. Nun war die Reihe des Erstaunens an dem Wirt: Wieso denn? — Ja, deine andern Söhne sind ja alle in geachteter Stellung, der eine ist Arzt, der andre Advokat, und dieser hats nicht über den einfachen Handarbeiter gebracht. Nun schüttelte sich der Amerikaner vor Lachen: Das ist nun so echt europäisch gedacht. Der Junge hat soeben mit Auszeichnung sein Doktorexamen gemacht und wird die Stelle an der und der höhern Schule zum Herbst antreten, aber bis dahin will er seinem Vater nicht auf dem Geldbeutel liegen und hat darum solange Arbeit bei dem neuen Bahnbau angenommen, selbstverständlich!

Ist Aehnliches bei uns denkbar? Wie weit sind wir noch davon

entfernt, den Grundsatz im Leben durchzuführen, daß jede Arbeit adelt und nur der Müßiggang schändet, und wie starr und eng sind wir in unsern Formen. Der deutsche Bruder ging über das große Wasser in die Heimat zurück mit dem Entschluß, vor jedem den Hut gleich tief beim Gruß zu ziehen, vor dem Geheimrat wie dem Mann im Kittel. Auch der bestaubt und abgemüht von der Werkstatt heimkehrende Handarbeiter kann ein echter Sohn im großen Bruderhause sein, dahin wir vom Hausvater zum Mahle geladen werden. Ich wünschte, dies Kapitel der Sozialethik würde noch ganz anders gepredigt. H v Sch

(Noch einmal Türken und Armenier) Wieder hat in Kleinasien eine furchtbare Metzelei stattgefunden, in Everek, Vilajet Kaisarie. Dreitausend Armenier und zweihundert Türken sollen dabei getötet worden sein. An Wahnwitz grenzt, daß auch bei dieser Nachricht der Telegraph uns wieder glauben machen will, die Armenier hätten angefangen. Das christliche Europa ist nichts Besseres wert, als daß es von den Türken genarrt wird. Da haben wir prompt die erste Quittung für die Reformen, die jüngst der Sultan Frankreich zugesagt hat. Selbst wohlgesinnte Zeitungen rühmten diese menschliche Wendung. Die Frankfurter Zeitung, immer die bestunterrichtete — oder die offenste — in den orientalischen Dingen, macht dies kindliche Vergnügen nicht mit. Sie schreibt sofort unter dem 9. November:

„Diese »Reformen« erweisen sich zum größten Teil bei näherer Ansicht als Versprechungen, die wiederholt schon gegeben, aber niemals erfüllt worden sind. 1. Haftentlassung aller in den Gefängnissen befindlichen Personen, gegen die nichts Belastendes vorliegt. Warum sind denn solche Personen überhaupt verhaftet worden? Es ist immerhin interessant, daß der Sultan jetzt zugiebt, es befänden sich in den Gefängnissen Personen, die nichts verbrochen haben. Ob sie nun aber wirklich freigelassen werden, ist sehr zweifelhaft. 2. Die Polizei wird »Anweisungen« erhalten, um zu verhindern, daß friedliche Armenier verfolgt werden. Aehnliches hat der Sultan unsers Wissens bereits dem deutschen Botschafter und andern Vertretern der fremden Mächte versprochen — trotzdem befinden sich in den Gefängnissen noch immer Personen, die den Frieden nicht gestört haben. 3. Unverzügliche Berufung der armenischen Nationalversammlung behufs Vornahme der Wahl eines Patriarchen. Dieses »Zugeständnis« hat der Sultan schon vor Wochen gemacht, aber trotzdem ist es noch nicht zu einer Wahl gekommen, weil man dieselbe von türkischer Seite zu beschränken versucht hat. 4. Oberst Hakki Bey, der für die Ermordung des Paters Salvatore verantwortlich ist, wird vor ein Kriegsgericht gestellt. Eine sehr alte Geschichte! 5. Der Vali von Diarbekir, der an der Niedermetzlung der Armenier beteiligt war, wird abberufen. Eine wirkliche Konzession, durch die aber die Zustände nicht einmal im Gebiete von Diarbekir gebessert werden können. 6. Den Valis werden klare »Anweisungen« erteilt zur Unterdrückung neuer Gewaltthätigkeiten. Ist angeblich schon vor Wochen geschehen. 7. Der Minister des öffentlichen Unterrichts wird für die Ausbesserung der Schäden sorgen, welche die katholischen Klöster Kleinasiens während der letzten Unruhen erlitten haben. Ein besondres Zugeständnis für Frankreich, das sich noch immer als Beschützer der Katholiken im Orient ansieht. 8. Dem Teil der Bevölkerung, der hauptsächlich zu leiden hatte, wird Hilfe geleistet. Von wem? womit? und wer ist unter diesem »Teil der Bevölkerung« zu verstehen? 9. Es wird ein »Dekret« bezüglich einer »schnellen Anwendung« der im letzten Jahre für die sechs Vilajets Armeniens bewilligten »Reformen« und deren Ausdehnung auf die andern Provinzen »veröffentlicht werden.« Die türkischen Blätter haben bereits vor einiger Zeit ein solches Dekret angekündigt, und was die türkische Regierung unter »schneller Anwendung« versprochner Reformen versteht, kann man daraus erkennen, daß die vor einem Jahre für Armenien bewilligten Reformen heute noch nur auf dem Papier stehen. Die Pforte braucht dringend Geld, und die Franzosen sollen ihr solches verschaffen, deshalb hat sich der Sultan so liebenswürdig gegenüber der französischen Regierung gezeigt."

Aber wir können leider unsern Lesern nicht eine zuverlässige Tageszeitung ersetzen. R

Bücher und Schriften

(Pastor Hammer) Ein Zeitbild von Leopold Guthart. Leipzig, Reinhold Werther, 1896. 174 S. 2,50 Mk.

Das Buch nennt sich Zeitbild. Es ist aber ein jung-christlich-sozialer Tendenzroman, ein wunderliches Gemisch von Wahrheit und Dichtung. Der Fall Kock, der Adventserlaß des preußischen Oberkirchenrats und ähnliche Ereignisse der letzten Vergangenheit werden geschickt zu einem Ganzen verarbeitet. Kenner der Provinz Pommern werden gewiß mit Behagen die Anspielungen auf Personen und Verhältnisse verfolgen.

Pastor Hammer, durch seine praktische Wirksamkeit und theoretische Schriftstellerei auf sozialem Gebiet beim Adel und Kirchenregiment mißliebig geworden, wird schließlich seines Amts entsetzt; die junge Partei erwählt sich ihn zum Generalsekretär, so ließe sich die Haupthandlung kurz wiedergeben. Als poetisches Kunstprodukt ist das Buch für jeden, der Romane mit geflissentlich hervorgekehrter Tendenz verwirft, bereits gerichtet. Aber selbst hiervon abgesehen, kann ich weitere Ausstellungen nicht verschweigen. Gewiß, der Verfasser versteht es, anschaulich zu schildern und lebendig zu erzählen, in hohem Grade. In dem Kapitel aber, in dem Hammers Schwester Elisabeth den rohen Ueberfall des gewissenlosen jungen Grafen, ihres Liebhabers, erleidet, geht dem Erzähler sein Talent mit der Selbstbeherrschung durch. Warum werden die Einzelheiten einer widerwärtigen Szene vorgeführt, die das Mädchen, das beinahe als Opfer gefallen wäre, vor jedermann im Busen bewahrt?

Im übrigen ist gerade der Charakter der Elisabeth fein und tief gezeichnet. Guthart hätte die hier bewiesene Kunst dazu gebrauchen sollen, den Charakter Hammers zu vertiefen und breiter zu entwickeln. Wir möchten den sozialen Reformator entstehen sehen; er ist es aber, sowie wir ihn kennen lernen. Vor dem Beginn der Handlung fällt z. B. schon eine soziale Predigt über Matth. 23, 4 (Unerträgliche Bürden). Daß ich es für eine starke exegetische und homiletische Kühnheit halten muß, eine soziale Predigt gerade an den Text Matth. 23, 4 zu knüpfen, will ich nebenbei erwähnen. Genug. Solche Bücher erfüllen ihre Bestimmung nicht. Sie dienen nicht zur Empfehlung des nationalen Sozialismus auf christlicher Grundlage. W L

Für den Weihnachtstisch

(Greif und Stifter) Mehrfach haben wir auf die Ausgaben der Gesammelten Werke Martin Greifs und der Studien Adalbert Stifters hingewiesen, die wir C. F. Amelangs Verlag in Leipzig verdanken. Jene liegen nun in drei Bänden abgeschlossen vor, je zu 4 Mk., gebunden 5 Mk. Stifters Studien, reizend illustrirt von Franz Hein und Fr. Kollmayer, umfassen ebenfalls drei Bände, gebunden je 5 Mk.

(Die Fröschweiler Chronik) erscheint in 14 Lieferungen für je 50 Pfge., illustrirt von Ernst Zimmer. Endlich, möchten wir sagen, erlebt dies beste Kriegsbuch von dem ehemaligen Pfarrer Klein in Fröschweiler die Ausgabe, die es verdient. Viele alte Freunde des Buchs werden mit Freude neu zugreifen. Das Werk, auf das wir zurückkommen, soll bis Weihnachten fertig vorliegen. C. H. Beckscher Verlag in München. R

(Stille Leute von Hermann Oeser) Die vierte durchgesehene und vermehrte Auflage dieser „Lebensbilder" liegt vor. Erschienen bei R. Reich in Basel. 108 S. 1,80 Mk., gebunden 2,60 Mk. Ohne daß ich darüber Rechenschaft geben kann, mag ich dieses Büchlein von Oeser am liebsten. Die andern sind reicher an Geist, Einfällen, Lebensmannichfaltigkeit, dies Büchlein macht still, führt aus der lärmenden und treibenden Welt in eine Stille, die nicht jedem beschieden ist, und weckt Sehnsucht nach dieser Stille. Früher waren es zwei Geschichten, nun sind es fünf. Neu ist die gemüt- und humorvolle Schulgeschichte: „Wie der Präzeptor Röhrle einen Schüler exemplarisch bestrafen ließ", desgleichen eine ganz in Jakob Böhme getauchte Erzählung: „Der Gnaduhtsch." Das ist die rechte Art, Jakob Böhme wieder zu einem Stück unsers innern Besitzes zu machen. Noch bemerke ich, es gehört eine gewisse Stimmung zum rechten Genuß dieser Sachen. Eben darum ist es auch gut, sie zweimal zu lesen. R

(Neue Auflagen von guten Büchern) Von dem ausgezeichneten Buche Professor Hiltys: Glück, ist der erste Teil nun aufs achtzehnte Tausend gekommen. J. Hubers Verlag in Frauenfeld. 244 S. Die beiden Teile sind einzeln käuflich und kosten geheftet je 3 Mk., gebunden 4 oder 5,50 Mk. — Der Schulmeister und sein Sohn. Eine Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege von K. H. Caspari. 1851 zum erstenmal erschienen, liegt sie jetzt in dreizehnter illustrirter Ausgabe vor. J. F. Steinkopf, Stuttgart. 192 S. gebunden 2 Mk. — Christblumen. Eine Sammlung von Ansprachen zu den Christvespern gehalten in der St. Laurentiikirche von D. H. Hoffmann, Pastor zu St. Laurentii in Halle. Halle, Richard Mühlmanns Verlag. 79 S. 80 Pfge., gebunden 1,20 Mk. Dritte Auflage. An den frommen Worten dieses treuen Zeugen werden sich Christen jeder Richtung zur rechten Weihnachtsfreude aufrichten. Von demselben Verfasser erschien soeben ein Jahrgang Predigten in zweiter Auflage: Kreuz und Krone. Im gleichen Verlage. 400 S. 5 Mk., gebunden 6 Mk. — Morgenandachten aus den Predigten von D. Friedrich Ahlfeld, herausgegeben von Heinrich Ahlfeld, Konsistorialrat in Hannover. Vierte Auflage. Halle, Mühlmann. 452 S. 4 Mk., geb. 5 oder 5,50 Mk. Die Abendandachten liegen in dritter Auflage vor, zu gleichem Preise. Beide Bände zusammen gebunden 9 Mk. — Der Verkehr des Christen mit Gott. Im Anschluß an Luther dargestellt von D. W. Herrmann, Professor in Marburg. Stuttgart, Cotta. 296 S. Dritte Auflage. Dieses allen Theologen wohlbekannte Buch hat sich auch manchem denkenden Laien als treffliches Erbauungsbuch erwiesen. R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 47 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt
in Frankfurt am Main und Umgegend
treffen sich bis auf weiteres **an jedem ersten Montag im Monat nachmittags 4—6 Uhr** in Frankfurt a. M., **Rosenau**, Reuterweg 8. Frauen sind willkommen. 7. Dezember: über Carlyle.

Alleinstehende Damen finden in dem schöngelegnen **Eberswalde**, mittelgroße Stadt, 3/4 Stunde per Bahn von Berlin, **gute und dauernde Pension** mit aufmerksamer Verpflegung in einer gebildeten christlichen Familie. Näheres Redaktion dieses Blattes.

Die Familie ist mir persönlich genau bekannt. Ich kann vorstehendes Anerbieten nur aufs wärmste empfehlen. Pfarrer Rade

Für ein junges kräftiges Mädchen mit franz. u. engl. Sprachkenntnissen, musikal. (Klavier), wird Stellung in einem christl. Haus gesucht. Näheres durch
Diakonus Eger, Chemnitz i. S.

Soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:
Spanien und das Evangelium.
Ergebnisse einer neunmonatigen Studienreise von Fr. G. J. Grape. (VIII und 402 Seiten.) Mit 9 Bildern nach photogr. Aufnahmen des Verfassers.
Preis 6 Mark.
Verlg. v. Eugen Strien i. Halle a. S.

Antiq. Katalog XXVIII
Praktische Theologie 2c.
2600 Nrn. enth., ist erschienen.
Bitte zu verlangen.
Hugo Rothers Buchh.
(Martin Warneck)
Berlin W. 9. Linkstr. 4

Soeben erschien im Verlag von Eugen Strien in Halle:
Aus meinem Leben
Erinnerungen und Erfahrungen der jüngeren Jahre
von
Willibald Beyschlag
Broschirt 7,50, gebunden 9 Mk.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an,
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph
in Giessen **Nr. 162.**

Was uns Jesus noch weiter sagt
Von Amicus Veritatis
2. Aufl. 30 Pfge.
Heilbronn, M. Kielmann

Verlag von Gustav Fischer in Jena
Soeben erschien:
Praktische Maßregeln zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit
Kurze Darstellung der bisher angewandten Mittel und Reformvorschläge f. Deutschland.
Von
Hans von Meyerinck,
Königl. preuß. Major a. D.
Preis: 2 Mk. 50 Pfg.

Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B. und Leipzig

Soeben erschien:
Das Verhältnis des evangelischen Glaubens zur Logoslehre
Vortrag, gehalten in Eisenach am 5. Oktober 1896
von
D. J. Kaftan
Professor der Theologie in Berlin
8°. —,50 Mk.
(Separatabdruck aus „Zeitschrift für Theologie und Kirche," 1897, Heft 1)

Soeben ist erschienen:
Hefte zur Christlichen Welt Nr. 25
Die gegenwärtige Lage des Protestantismus
von
Adolf Harnack
Preis 40 Pfennige
Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Heimstätte
Eisenach in Thür., Frauenberg 39, I. Töchter guten Hauses finden jederzeit freundlichste Aufnahme zur Fortbildung in Wissenschaften und Haushalt. Vorzügliche Empfehlungen. Näheres durch Frl. Mosche, Vorsteherin, staatl. wissenschaftl. gepr. Lehrerin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig
Soeben erschien:
Natur und Gesetz
von
F. Bettex
8. fein gebunden Preis 5 Mark
Das obige Buch ist eine Fortsetzung des vor kurzem in zweiter Auflage erschienenen Werkes „Naturstudium und Christentum."
Der Inhalt besteht aus folgenden fünf Kapiteln: I. Naturgesetze. — II. Erde und Organismen. — III. Der Mensch. — IV. Mann und Weib. — V. Der Geist.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlag von Friedrich Jansa in Leipzig
Werke von C. E. van Koetsveld
in guter, deutscher Uebersetzung
Skizzen aus dem Pfarrhause in Mastland
Ernstes und Heiteres aus dem Leben eines niederländischen Dorfpfarrers
25 Bogen 8°. Hochelegant geb. 4 Mk.
Inhalt: 1. Der Schreiber auf seiner Studierstube. 2. Der Eintritt ins Pfarramt. 3. Antrittsbesuche. 4. Der Rentner des Dorfes. 5. Meine ersten Predigten. 6. Der Hahn. 7. Der Winter auf dem Lande. 8. Die Kreisbrüder. 9. Der Hausbesuch. 10. Mein Schneider und mein Schmied (Pharisäer und Zöllner im Bauernkittel). 11. Die Aufnahme neuer Mitglieder in die Kirchgemeinde. 12. Armensachen. 13. Das Sterbebett. 14. Die Katechisation. 15. Armut. 16. 17. Das Begräbnis. 18. Der Besuch. 19. Unerwarteter Schluß 20. Nachschrift.
Kinderpredigten
Band I: Zehn Kinderpredigten über alttestamentliche Texte
Band II: Zehn Kinderpredigten über neutestamentliche Texte
Geh. à 1,50, geb. 2 Mk.
„Diese einfache, schlichte Sprache in kurzen Sätzen, in anschaulicher, fast plastischer Redeweise, diese reiche Phantasie, diese Innigkeit, das alles ist ganz unvergleichlich." (Correspondenzblatt f. Bayern.) „Ganz ausgezeichnet, einzig in ihrer Art, von herzbezwingender Wärme und Innigkeit." (Pfarrhaus.)
Der Krankenfreund
Frei bearbeitet von
Pfarrer Ernst Müller
2. Auflage. 18 Bogen. Geh. 3, geb. 4 Mk.
„Ein Buch für den praktischen Geistlichen, wie nicht leicht ein zweites. Namentlich für jüngere Geistliche wüßten wir kein instruktiveres und zugleich handlicheres, von Fall zu Fall führendes und bildendes Buch. Hier ist alles nüchtern und klar und doch dabei innig und tief. Auch dies van Koetsveldsche Buch ist in seiner Art ein standard work wie die früher besprochnen Gleichnisse." (Neues Sächsisches Kirchenblatt.)
Die Gleichnisse des Evangeliums
als Hausbuch für die christliche Familie bearbeitet
2. bis 5. Tausend
21 Bogen. Geh. 3, geb. 4 Mk.
Eine wahre Bereicherung der biblischen Erbauungslitteratur. (Theol. Jahresbericht.) Eine Gabe von einzigartigem Reiz. (Evang. Gemeindeblatt.) Eine kostbare Gabe für das christliche Haus. (Allgem. Litteratur-Anzeiger.) Ein wahres Kleinod für jede christliche Familie. (Kreuzzeitung.) Unsre Pfarrer und Laien werden gewiß das gedankenreiche Buch zu den Edelsteinen in unsrer religiösen Litteratur rechnen. (Theol. Litteraturzeitung.)

Karl von Raumer:
Geschichte der Pädagogik
vom Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit
Fortgeführt und ergänzt von
Gymn.-Dir. a. D. Dr. G. Lothholz in Halle a. S.
Fünfter Band:
Pädagogik der Neuzeit in Lebensbildern von G. Lothholz
36 Bog. Roy.-8. 8 M., Halbfrzbd. 10 M.
Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig, Königsstraße 20 — Druck von Carl Marquart in Leipzig
Hierzu zwei Beilagen: Ein Flugblatt über Armenien und eine Beilage von Eugen Salzer, Verlagsbuchhandlung in Heilbronn

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 48 — Leipzig, den 26. November — 1896

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Das Tagewerk — Die kirchliche Presse — ein Kirchenregiment — Theologia versus Theologiam — Aus der Geschichte des neutestamentlichen Kanons — Luthers Beruf mit seinen eignen Worten dargestellt — Aus dem Leben einer Diasporagemeinde — Glossen zu sozialdemokratischer Spruchweisheit — Verschiedenes: Wie man glücklich wird und glücklich macht; Die Kandidatennummer der Christlichen Welt — Anzeigen

Das Tagewerk

Ein neues Kirchenjahr bricht an. Was wünschen wir uns und der evangelischen Christenheit von ihm? Nichts Besseres wissen wir, als daß es ein Jahr gesegneter Arbeit für Gott sei, und daß unser Thun darin allezeit bestimmt sei von dem Pauluswort:

So werdet nun fest, meine teuren Brüder, unerschütterlich, unerschöpflich im Werk des Herrn allezeit, im Bewußtsein, daß eure Mühe im Herrn nicht umsonst ist.*) (1. Kor. 15, 58.)

So schließt das Kapitel, das Paulus im ersten Korintherbrief über die Auferstehung der Toten geschrieben hat. In gewisser Auferstehungshoffnung sollen die Korinther fest und unerschütterlich d. h. christliche Charaktere werden, die sich nicht wie schwanke Rohre von jedem Windhauch hin- und hertreiben lassen. Aber der Sturmwind beugt oder bricht doch so manchen Baum; darum ist es nötig, daß die korinthische Gemeinde sich noch eines dritten Prädikats befleißigt: sie sollen unerschöpflich an innerer Kraft sein. Sie sollen nicht ähnlich sein dem Bach, der im dürren Sande der heißen Wüste versiegt, sie sollen vielmehr lebendigen Quellen gleichen, tief gegrabnen Brunnen, die der Gluthauch des Mittags nicht auflecken kann.

Fest, unerschütterlich, unerschöpflich: drei schöne Prädikate! Wer möchte sie nicht von sich sagen hören? Und doch, wen nennen oft die Menschen so? Ein Eigensinniger und Eigenwilliger gilt ihnen als fest und unerschütterlich; einer, der reich ist an immer neuen Einfällen, gilt ihnen als unerschöpflich. Daß eine solche Festigkeit, Unerschütterlichkeit, Unerschöpflichkeit von Paulus nicht gemeint ist, geht aus dem oben Genannten hervor; er spricht es auch selbst aus, mit welchem Inhalt er diese drei Prädikate gefüllt wissen will: im Werk des Herrn. Was aber ist das Werk des Herrn? Nur das Thun der Prediger? Oder der Liebesdienst an Armen, Gefangnen und Kranken? Oder gar die Weltflucht der Mönche? Thut nicht auch das Werk des Herrn der Arbeiter, der die Kurbel dreht, um den Seinen das tägliche Brot zu verdienen, oder der Schriftsteller, der die ewigen religiösen Wahrheiten dem Empfinden der Zeitgenossen vermittelt? Sie alle können das Werk des Herrn treiben, ein jeglicher in dem Beruf, darinnen er berufen ist, wenn sie in all ihrem Thun Gott allein das Ziel ihres Strebens sein lassen, wenn sie stets ihre Bürgerschaft im Reiche Jesu Christi zum Ausdruck bringen. Alles, was nicht im Hinblick auf Gott und Christus geschieht, ist nicht Werk des Herrn; und was nicht Werk des Herrn ist, ist Sünde. Weil wir es aber wissen, daß wir sündig und schwach sind, deshalb wissen wir auch, daß es nicht leicht ist, das Werk des Herrn zu thun, und erst recht nicht allezeit zu thun, wie der Apostel verlangt.

Aber nun fühlen wir es bisweilen doch, daß es uns über Bitten und Verstehen gegeben wird, „fest, unerschütterlich, unerschöpflich im Werke des Herrn“ zu sein. Aber ach, was wir fühlen, existirt für Andre nicht. Unsre stolzeste Gewißheit, daß auch wir Gottes Haushalter sind, dünkt ihnen ein Trugbild. Die einen sehen uns auf der schiefen Ebne und prophezeien uns ein Ende im Atheismus; den Andern wieder sind wir zu unfrei, zu gebunden. Da gilts doppelt fest, unerschütterlich, unerschöpflich am Werke des Herrn zu arbeiten. Wir wollen wirken, so lange es Tag ist; denn es kommt die Nacht, da niemand wirken kann. Wenn uns aber geistiger Hochmut oder weltlicher Unverstand unser Mühen im Herrn verleiden will, wenn unser Herz selbst verzagt, weil bei dem Werk des Herrn nicht sogleich Erfolg zu spüren ist, dann stärkt uns der Blick auf den, der gesagt hat: Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibet und Ich in ihm, der bringet viel Frucht; denn ohne mich könnt ihr nichts thun. Nun freilich sind wir nicht von uns so eingenommen, daß wir meinen, wir seien fest, unerschütterlich, unerschöpflich im Werke des Herrn, wir wollen es aber werden.

Wenn wir glauben, für das Reich Gottes zu arbeiten, dann hat kein Kaiser und kein Papst, keine politische und keine kirchliche Partei zu entscheiden, ob wir mit Gold, Silber, edeln Steinen oder mit Holz, Heu, Stoppeln an dem Werk des Herrn bauen; darüber wird einst am Tage der Auferstehung unser Gott urteilen, denn jeder steht und fällt seinem eignen Herrn. Bei all unserm Thun dürfen wir doch das Bewußtsein haben, daß unsre Mühe im Herrn nicht umsonst ist, wenn wir nur treu bleiben, Gott und uns selbst treu.

Karl Knopf

*) Nach Weizsäckers Uebersetzung des Neuen Testaments.

Die kirchliche Presse — ein Kirchenregiment

1

Das geistliche Amt ist im Laufe unsers Jahrhunderts wesentlich verändert worden. Nach lutherischer Lehre und fast noch mehr nach reformirter ist es das Amt des Wortes. Seine einzige Aufgabe ist die Predigt vor der Gemeinde. Auf diese Aufgabe ist es bis zu Anfang des Jahrhunderts beschränkt geblieben. Dazugekommen war nur infolge der Anregungen des Pietismus die kirchliche Unterweisung der Jugend, und hie und da war es mit einem Schulamt verbunden. Immerhin ist der Pfarrer der alten evangelischen Kirche wesentlich Diener des Wortes gewesen. Das Wort zu predigen und zu lehren und demgemäß sich darein mit gelehrter Arbeit zu vertiefen: das ist der Inhalt des Pfarramtes, wie es im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert betrieben worden ist.

Bedenkt man das, so wird verständlich, daß das Pfarramt in der deutschen Litteratur so oft als ein bequemes Amt erscheint. So hat es Voß in seiner Luise geschildert. Aber auch innerhalb der Kirche hat man es so angesehen. Der Theolog, der den alten Protestantismus vom modernen scheidet,

Schleiermacher, hat einmal geklagt, daß das „Zeitalter der einfältigen Pfarrherren“ noch nicht vergangen sei, und er hat den hauptsächlichen Grund des Sinkens des Pfarrerstandes in der Verführung zur Trägheit gesucht, die in seinem Amte liege:

Ueber allzuviel Geschäfte haben nur die wenigen zu klagen, deren Kirchspiel offenbar zu weit ausgedehnt ist, und auch da sind nur die Sonntage die recht beschwerlichen Tage, alles andre läßt sich zweckmäßig verteilen. Im ganzen sind die Geschäfte des Predigers ... weit geringer als die der meisten andern (sic!) Staatsdiener, sodaß wer nicht will, sich kaum anders als körperlich anzustrengen braucht.

Zur Beseitigung dieses Trägheitsmotivs empfiehlt Schleiermacher für die Landpastoren eine Erweiterung der erziehlichen Thätigkeit und — des Ackerbaus, denn:

Keiner muß die Aussicht haben, daß ihm der Wohlstand ohne große Thätigkeit entgegenkommen kann, sonst werden immer noch alle Müßiggänger diesen Stand jedem andern vorziehen... Soll aber für die Stadtpfarrer bei ihrer mäßigern und weniger anstrengenden Beschäftigung das Interesse der Trägheit aufhören, so muß die Einrichtung getroffen werden, daß ihr besseres Einkommen mehr von der Verknüpfung mit einem andern Amte abhängt, als von ihrem Amte als Prediger... Warum soll nicht z. B. in Hauptstädten der Prediger, der sich zugleich auf die Rechte oder auf die Staatswissenschaft gelegt hat, ebensogut in einem Kollegio dieser Art arbeiten, als ein andrer Beisitzer des Konsistoriums ist? Warum sollte nicht in mittleren und kleinen Orten ein Prediger zugleich eine obrigkeitliche Person sein können?

Diese Gedanken berühren uns heute fremdartig, ja sonderbar. Die Zeiten haben sich mächtig geändert. Eine andre Klage, als die der Versuchung zur Trägheit, wird heute über das Pfarramt laut: die Klage über die Gefahr der Vielgeschäftigkeit, die es mit sich bringt. Es mag Landgemeinden geben, in denen auch heute noch der Pfarrer ein bequemes und stilles Leben führen kann. Im allgemeinen aber verlangt die Gegenwart von ihm eine so umfangreiche und mannichfaltige Thätigkeit, daß die ganze Energie einer fest gegründeten Persönlichkeit dazu gehört, über dem zersplitternden Vielerlei, das sich tagaus tagein in das Leben des Pfarrers drängt, nicht zu vergessen, daß das Wesentliche seines Amtes noch immer der Dienst am Worte ist, und daß er diesen Dienst nicht leisten kann, ohne Theologe zu sein und zu bleiben.

An der Veränderung des Inhalts des Pfarramts hat Schleiermacher selbst einen nicht geringen Anteil. Er hat, wie kein andrer Theolog vor ihm, das Recht und die Pflicht der Seelsorge betont und mit aller Schärfe „die trockne und dürftige Ansicht“ bekämpft, daß der Geistliche „nichts als öffentlicher Lehrer sei, der kein Recht habe, sich in die Angelegenheiten der Einzelnen einzumischen, und keine Pflicht, den Einzelnen etwas Besondres zu sein.“ Damit hat Schleiermacher der Arbeit des Geistlichen außer der bloß doktrinären Wortverkündigung noch ein andres so umfangreiches Gebiet zugewiesen, daß, wer es sorgsam und treu bearbeiten will, schon dadurch vor der Versuchung der Trägheit geschützt ist. Eine weitere außerordentliche Bereicherung der pastoralen Thätigkeit hat dann die Innere Mission zur Folge gehabt. Ursprünglich neben der organisirten Kirche stehend, ja von dieser mißgünstig angesehen, hat sie immer mehr ihrer Thätigkeiten an das Amt abgegeben, sodaß heute ein Pastor gar nicht mehr umhin kann, sich an den Werken der christlichen Liebe zu beteiligen und die ihnen dienenden Vereine, soweit sie im Bereich seiner Gemeinde sind, mit zu leiten, ja vielfach amtsmäßig verpflichtet ist, von der Innern Mission ins Leben gerufene Einrichtungen, wie z. B. den Kindergottesdienst, die Gemeindediakonie, Jünglings- und Jungfrauenvereine, Familienabende u. s. w. fortzuführen. Damit ist dem geistlichen Amt eine starke Tendenz auf praktische Liebesthätigkeit aufgeprägt, — und wer wüßte nicht, daß gerade dies heute in vielen Kreisen als der wertvollste Kern des geistlichen Amtes angesehen wird? Endlich hat die Verfassungsentwicklung der evangelischen Landeskirchen dem Amt des Pfarrers ein neues Arbeitspensum aufgegeben. Die Verfassung der Kirche zwingt ihn, indem sie ihm Gemeindekörperschaften an die Seite stellt, in ganz andrer Weise als vorher die Laien zu Mithelfern am Bau der Gemeinde heranzubilden, — eine höchst mühevolle aber gewiß segensreiche Arbeit. Sie zwingt ihn ferner, sich lebhafter der über die Grenzen der Einzelgemeinde hinausreichenden gemeinsamen Interessen der Landeskirche anzunehmen und nimmt einen wesentlichen Teil seiner Kraft für Sitzungen und Synoden in Anspruch.

Dieser Prozeß der Umbildung des geistlichen Amtes ist längst noch nicht abgeschlossen. Zu beurteilen ist er als eine Verweltlichung des alten ministerium verbi divini.*) Die Sorge, daß diese Entwicklung die ursprüngliche Bestimmung des Amtes mehr als gut in den Hintergrund treten läßt und dadurch die Gefahr einer Verdunkelung der reinen Lehre des Evangeliums, zu deren Hüter und Wächter es bestellt ist, naherückt, ist zweifellos berechtigt. Aber andrerseits wird sich niemand der zwingenden Erkenntnis entziehen können, daß diese Entwicklung eine notwendige gewesen ist, und daß eine Beschränkung des geistlichen Amtes auf Predigt und Jugendunterweisung heute gleichbedeutend sein würde mit dem Verzicht auf eine wirkungsvolle Beeinflussung des vielgestaltigen modernen Lebens.

2

Diesen Hintergrund habe ich gezeichnet, um für einen einzelnen Punkt aus dieser ganzen folgenschweren Entwicklung Verständnis und Teilnahme zu gewinnen. Vielleicht bezeichnet nichts so sehr die veränderte Stellung der Kirche im neunzehnten Jahrhundert, als die Existenz einer eignen kirchlichen Presse. Kein Stand hat sich in solchem Umfang und verhältnismäßig so schnell dieses bedeutendsten modernen Verkehrsmittels bemächtigt, wie der Pfarrerstand. Das Motiv dieser kirchlichen Preßthätigkeit ist dasselbe, aus dem der Betrieb der Innern Mission und die Verfassungskämpfe der Landeskirchen hervorgegangen sind. Es sind alles Versuche, in den gewaltigen Strom modernen Lebens christliche Gedanken hineinzumischen, der Entfremdung vom Christentum zu steuern und die Aktion der Kirche auch auf Kreise auszudehnen, die das im Gottesdienst gepredigte Wort kaum mehr erreicht oder doch nicht mehr befriedigt. Und ob nicht heute in der That die Wirksamkeit der kirchlichen Presse weiter reicht, als die der Predigt?

Nun hat jede Ausdehnung der pfarramtlichen Thätigkeit sich einen Zweifel an ihrem Recht und heftigen Widerspruch gefallen lassen müssen. Am lehrreichsten dafür sind die Auseinandersetzungen über die Berechtigung der Innern Mission, an die zu erinnern schon deshalb zweckmäßig ist, weil heute vielfach vergessen scheint, daß auch dieses nun vielfach als Herzstück kirchlicher Arbeit angesehene Werk sich seine Existenzberechtigung von der alten Auffassung des Amtes als ausschließlichen Wortdienstes erst hat erkämpfen müssen. Ueber das Recht kirchlicher Preßthätigkeit an sich ist kaum jemals gestritten worden. Die kirchliche Presse war da und auch gleich so stark da, daß kein theoretisches Bedenken dagegen hätte aufkommen können. Dennoch aber wird es jedem, der daran beteiligt ist, Bedürfnis sein, zu fragen: Hat eine solche Thätigkeit, wie sie z. B. in der Christlichen Welt nun seit zehn Jahren getrieben wird, ein Recht in der Kirche? Und wie ist es zu begründen?

3

Was ist überhaupt eine Thätigkeit, die der Kirche dient? Offenbar hängt die richtige Antwort darauf von der Vorstellung ab, die jemand von der Kirche hat. Der Kirchenbegriff des Protestantismus aber ist in der Gegenwart außerordentlich umstritten. Indessen für unsern Zweck ist nur nötig, festzuhalten, was in der Theorie nirgends bezweifelt wird: die Kirche ist nicht ein Institut neben andern, eine Anstalt wie die Polizei oder das Gerichtswesen, sondern sie ist ein Komplex von Wirkungen des Evangeliums in der Menschenwelt. Im Gebiete des Protestantismus kann der kirchliche Charakter eines Handelns nicht durch formale Instanzen bestimmt werden, sondern allein durch seinen Inhalt. Darnach ist als kirchlich jede Thätigkeit anzusehen, die das Evangelium der Menschheit übermittelt. Im strikten Sinne ist demnach nur die Verkündigung des Wortes in der Gemeinde, und was damit untrennbar zusammenhängt, der Kirchendienst, wie Schleiermacher es nennt, ein kirchliches Handeln. Denn dies ist die genuin christliche, ursprüngliche, durch den Vorgang des Herrn selbst der Christenheit befohlene

*) Amt des göttlichen Wortes.

Art der Ausbreitung des Evangeliums: Predigt der Gnade Gottes in Wort und Sakrament. Aber nun folgt daraus unmittelbar eine Erweiterung des kirchlichen Handelns. Die Predigt hat nicht nur einzelne Gläubige zur Folge, sondern sie macht auch einen Gemeinschaftsdrang lebendig. Es entsteht ein Ganzes, wovon die einzelne Gemeinde nur ein Teil ist. Die diesen Einzelnen gemeinsamen Interessen gehen auf jenes über. Z. B. die Sorge um Männer, die den Kirchendienst geschickt versehen, um die Organisation der Gemeinden, um ihr Verhältnis zum Staat, zur Wissenschaft u. s. w. Und auch diese Funktionen des Kirchenregiments, wie Schleiermacher es nennt, tragen den Charakter des kirchlichen Handelns an sich.

Hierbei aber tritt der Unterschied zwischen katholischer und evangelischer Denkweise besonders scharf hervor. Das Ganze der katholischen Kirche ist eine massive, fest umschriebne Institution, im Papsttum kulminirend, katholisch-kirchliches Handeln nur das, was diesem Institute dient. Auch die freien kirchlichen Thätigkeiten stehen unter dem Placet und der Zensur der Kirchenobern. Die evangelische Kirche ist aber keine greifbare Einheit, sondern eine Vielheit verschiedner Kirchen; und auch in deren Summe ist sie nicht verfaßt, sondern nicht wenige Früchte ihres Geistes sind außerhalb dieses Rahmens gewachsen. Deshalb ist hier die Einwirkung auf das Ganze der Kirche nicht allein Sache des organisirten Kirchenregiments, sondern es wirkt daneben ein ungebundnes Element oder eine freie Geistesmacht mit. In den Versuch, das Ganze des kirchlichen Lebens zu beeinflussen, teilen sich im Protestantismus mit den Kirchenregimentern die theologische Wissenschaft und die freie litterarische Thätigkeit. Wer versuchen wollte, die Wirksamkeit der einen oder der andern in ihrer Freiheit zu beschränken und dem organisirten Kirchenregiment zu unterstellen, der würde eben damit ihren protestantischen Charakter gefährden, das Ganze der Kirche einer wichtigen Kraftquelle berauben und einer Katholisirung des kirchlichen Lebens in die Hände arbeiten.

> Bedenken wir, wie durch die Freiheit der Presse die Reformation begünstigt ist, so kann sie auch nicht anders fortbestehen, als durch diese Freiheit. Bekäme das Kirchenregiment eine Zensur, so wäre der Charakter der evangelischen Kirche verwischt (Schleiermacher).

Daraus folgt, daß es ein unantastbarer Grundsatz der evangelischen Kirche ist, einem jeden in dem Maße, wie ihm das geistige Auge geöffnet ist, eine Wirksamkeit auf das Ganze der Kirche zuzugestehen. Solange diese Wirksamkeit von dem Geiste der Gemeinschaft getragen ist, darf sie als ein kirchliches Handeln, genauer als kirchenregimentliches Handeln angesehen werden.

Damit ist das Recht der freien litterarischen Thätigkeit in der evangelischen Kirche erwiesen. Darf man auch von einer Notwendigkeit dieser Thätigkeit reden? Bekanntlich ist die Notwendigkeit eines Kirchenregiments in der evangelischen Kirche überhaupt angezweifelt worden, und in der That läßt sie sich aus der Idee der evangelischen Kirche nicht ableiten. Wohl aber kann die geschichtliche evangelische Kirche eines Kirchenregimentes in keiner Weise entraten, wenn es auch nur die Aufgabe hat, sich selbst immer mehr entbehrlich zu machen.

Dies gilt vom organisirten Kirchenregiment wie von seinem ungebundnen Element. Die Theologie hat ja die Aufgabe, das Evangelium immer tiefer und reiner zu fassen und vor einer Verdunklung und Umhüllung zu bewahren. Ebenso ist die litterarische Thätigkeit darauf gerichtet, Hemmungen und Störungen des kirchlichen Lebens zu beseitigen und es immer mehr seinem Ideal anzunähern. Beide Aufgaben aber sind, weil die Kirche in der Geschichte und in der Welt steht, unerläßlich. Und beide Aufgaben kann das organisirte Kirchenregiment nicht erfüllen. Erwägen wir, welche Momente es sind, die seine Ergänzung durch eine litterarische Thätigkeit notwendig machen.

Erstens: Die Geschichte der evangelischen Kirche hat zur Gestaltung verschiedner Landeskirchen geführt. Demgemäß ist die Wirkung des offiziellen Kirchenregiments nur auf einen Teil der evangelischen Gesamtkirche beschränkt. Nun giebt es aber unendlich viel gemeinsame Interessen, ja Interessen, die allgemein christlich sind. Sie zu pflegen und zu wahren, bedarf es eines vom organisirten Kirchenregiment unabhängigen, weiter reichenden Organs, das in allen Landeskirchen auf eine einheitliche Anschauung von dem, was not thut, hinwirkt. Hierhin gehört z. B. der Gegensatz der evangelischen Kirche zur katholischen, zum Heidentum, zum Materialismus, zur sektirerischen Verengerung des Christentums u. s. w. Diese großen weltbewegenden Kämpfe können nimmermehr mit den Waffen kirchlicher Verordnungen und Gesetze ausgefochten werden, sondern es bedarf dazu einer Beeinflussung und Stärkung des christlichen Sinnes durch Wort und Schrift. Zweitens: Das organisirte Kirchenregiment ist gebunden durch die Geschichte und Gestalt der Kirche, der es angehört. Es ist seiner Natur nach konservativ. Es kann nicht anders, als im wesentlichen erhalten, schützen, das Alte vor allzu schleuniger Veränderung bewahren wollen. Sein Beruf ist, allen Neuerungen gegenüber das geschichtlich Gewordne zu vertreten. Das „Bekenntnis" ist die Rechtsgrundlage, auf der es steht. Die evangelische Kirche würde in einen ungesunden Beharrungs- und Trägheitszustand geraten, wenn nicht dieser hemmenden Gewalt durch die vorwärtstreibende, neue Gedanken und neue Ziele aufwerfende litterarische Thätigkeit das Gleichgewicht gehalten würde. Denn diese ist an keine bestimmte Verfassungsform, keine politische Rücksicht, kein rechtlich bindendes Bekenntnis gebunden. Sie schöpft ihre Kraft aus ihrem unmittelbaren Verständnis des Evangeliums. Ihr einziger Leitstern ist das Gewissen. Ihre Aufgabe ist die Kritik des Bestehenden, die Aufrechterhaltung des Bewußtseins, daß die evangelische Kirche nicht aufhören darf, zu wachsen und zu streben. Selbst die Grundlage der verfaßten Kirche ist für sie Gegenstand der Untersuchung. Was jene einfach voraussetzt, stellt sie in Frage. Sogar das Bekenntnis kritisirt sie. Ja sie muß es thun, um der Gemeinde zum Bewußtsein zu bringen, daß es im Protestantismus kein göttliches Recht besitzt, und um die Möglichkeit seiner Verbesserung für alle Zeit offen zu halten. Drittens: Das organisirte Kirchenregiment wirkt nur auf die Glieder und Ordnung innerhalb der Kirche. Es bedarf aber daneben einer Propaganda für das evangelische Christentum auch in den der Kirche fernstehenden Kreisen, einer Beeinflussung des gesamten geistigen, politischen, wirtschaftlichen Lebens des Volkes. Endlich viertens: Die verfaßte Kirche beruht auf einer Unterscheidung zwischen Klerus und Laien. Auch die neuern Kirchenverfassungen sind nur in sehr geringem Maße imstande gewesen, dem Laienelement den ihm nach evangelischen Grundsätzen gebührenden Einfluß auf das Ganze der Kirche einzuräumen. Die kirchliche Presse kann ihnen Gelegenheit bieten, ihre Bedenken und Wünsche für die Entwicklung der evangelischen Kirche zu vertreten.

Aus diesen Momenten ergiebt sich die Notwendigkeit der kirchenregimentlichen Thätigkeit der Presse neben dem organisirten Kirchenregiment. Sie hat einen hohen und idealen Beruf empfangen, und so gewiß sie dieser Aufgabe, die ihr Gott gestellt hat, in Schwachheit gerecht wird, so gewiß darf sie sich doch rühmen, mit ihrem Thun ein unentbehrliches Glied im Gesamtorganismus evangelisch-kirchlichen Lebens zu sein.

Erich Foerster

Theologia versus Theologiam

Von einem Theologen

1

Das wundervolle Büchlein Deutsche Liebe, dessen Herausgabe wir Max Müller in Oxford verdanken, hat mir vor Jahren einmal durch ein kurzes gelegentliches Wort einen ziemlich derben Stoß gegeben. Ich las gerade mit heller Lust darin, als ich plötzlich über einen Satz stolperte, den ich dann — ich weiß nicht wie oft gelesen und immer wieder gelesen habe. Er steht dort S. 53. Da heißt es:

> Es ist zu bewundern, sagte ich, daß uns die Theologen noch nicht um alle Religion gebracht haben; und sie werden es, wenn ihnen die Gläubigen nicht ernst entgegentreten und sagen: Bis hierher und nicht weiter!

An sich war mir freilich das, was in diesen Worten liegt, eigentlich nicht ganz fremd. Aehnliche Stimmungen müssen

einem ja beim Studium der Geschichte der Theologie, auch dieses Jahrhunderts, beinahe notwendigerweise kommen. Aber die Wucht dieser Anklage hat mich doch erschüttert.

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf die Geschichte. An sie müssen wir uns wenden, wenn wir erfahren wollen, ob es wahr ist, daß die Theologen hemmend, oder noch deutlicher: geradezu schädlich auf das religiöse Leben eingewirkt haben. Freilich, wie gesagt, es kann nur ein flüchtiger Blick sein. Wir denken zuerst an das klassische Volk der Religion, das Volk Israel. Welch ein lebendiger Bach gesunder religiöser Erkenntnis war einst durch dies Volk hindurchgeströmt! Erst seit kurzem sind uns die Augen wieder mehr für die wunderbare Kraft und Schönheit der Religion der Propheten geöffnet. Aber nicht allzulange hat dieser Frühling gedauert. Da sind die Schriftgelehrten, die Theologen, gekommen. Sie meinten es gut und füllten das frische Wasser in Hunderte von Flaschen und Fläschchen. Nur kleine Rinnsale, die im Verborgnen weiterliefen, entrannen der Einkorkung. Nun waren sie stolz auf ihre reichen Vorräte, und bald lernte es auch das arme Volk, mit blöden Augen diese Schätze zu bewundern, die doch dazu bestimmt waren, der Durstigen Durst zu löschen. In der That: die Schriftgelehrten und Pharisäer hätten das Volk beinahe um alle Religion gebracht, wäre nicht einer gekommen, der ganz gewiß kein Theologe war, und der den Theologen zurief: Bis hierher und nicht weiter!

Es ist doch bezeichnend, daß Jesus der Herr gerade gegen die Theologen seiner Zeit gekämpft hat. Aber so nachdrücklich er auch ihrer mumienhaften Religiosität das frohe, freie, persönliche Leben in Gott und vor Gott gegenüberstellte, so laut auch sein ganzes Wesen verkündigte, daß Religion Leben und keine Theorie, Kraft und keine Schriftgelehrsamkeit, Wirklichkeit und keine Spekulation sei —: die Augenzeugen seines Erdenlebens waren kaum dahingeschieden, da kam auch schon die Gnosis und spann ihre dichten Fäden um die junge Pflanze, bis sie zur Unkenntlichkeit entstellt in bunten Systemen nach Luft und Licht rang. Oder Jesu Vermächtnis wurde als „geoffenbarte Philosophie“ auf den Markt gebracht und dem römischen Kulturmenschen angeboten; man strich aus dem Evangelium das Herrenwort Matth. 11, 25: Ich preise dich Vater und Herr, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen geoffenbaret.

Aber es kam noch schlimmer. Es kamen die Zeiten, da die Christenheit eine theologische Masse geworden zu sein schien; da Kaiser und Hofschranzen in Theologie machten und mit Edikten, Gift und Dolch wirkungsvoll ihre Ueberzeugungen vertraten; da die Theologen, wen sie nur erreichen konnten, mit rabies theologorum*) impften, bis die Fischweiber auf dem Markte zu Alexandria über ihre theologischen Differenzen keiften und strohköpfige Mönche ihre sublimen Ansichten mit Fäusten zu beweisen unternahmen. Wenn man bei einer Wanderung durch die Kirchengeschichte diese theologischen Prügelszenen hinter sich hat, so möchte man fast erleichtert aufatmen beim Anblick der friedlich beschaulichen Mönche auf dem Athos, die in geräuschloser Betrachtung das „Ungeschaffne Licht“ zu schauen meinten und so wenigstens keinen Lärm machten.

Auch hier muß man sagen: es ist in der That zu bewundern, daß damals die Theologen die Christenheit nicht um allen Glauben gebracht haben. Aber so sehr die christliche Beurteilung jenes Treibens auf der Hand lag, — was die rabies damals in heißen Kämpfen erfochten hatte, das blieb doch ehrwürdiges Erbteil und wurde auf den breiten, geduldigen Rücken der Staatskirche geladen, die das kostbare Gut weiterschleppte. So ging es weiter durch die Zeiten hindurch, da die Theologen den Inhalt des christlichen Glaubens auf aristotelischen und andern Gerüsten dörrten und vollends dem einfachen Gemüt unschmackhaft machten, bis endlich ein Mönchlein das Evangelium als Religion und Leben und Seligkeit wieder entdeckte und der plump einherschreitenden

*) Theologischer Fanatismus, ein von Melanchton geprägter Ausdruck.

Theologie ein energisches Halt entgegenrief — aber wohl gemerkt! nicht als Theologe, sondern als gläubiger Christ.

Bruder Martinus kroch in seiner Sturm- und Drangperiode kühn genug aus dem theologischen Ei. Mit gesundem Takte hat er das Lebenhemmende der alten Theologie herausgefunden und die religiösen Lebenskräfte des Evangeliums froh und freudig wieder geltend gemacht. Die theologischen Eierschalen sind damals weit umhergeflogen, als er sich schüttelte. Wenn ihm einige Stücke doch zu fest geklebt haben, wer will ihn darum schelten? Wohl aber darf man denen zürnen, die die scholastischen Reste seiner Vergangenheit in Spiritus thaten und als wertvolles Erbteil des Reformators anerkannt wissen wollten. Wer je mit Wonne den frischen Morgenwind eingesogen hat, der aus Luthers Jahren des Stürmens und Drängens einen anweht, da er „noch selbst im Werden war,“ dem muß es traurig ums Herz werden, wenn er sieht, welchen Ausgang die religiöse Bewegung des sechzehnten Jahrhunderts in Deutschland gehabt hat. Es will vielleicht nicht viel sagen, daß die rabies theologorum einem Melanchthon alle Lebensfreude raubte. Viel trauriger ist es doch, daß der blinde Eifer der Theologen keine höhere Gottesvorstellung erschwingen zu können schien, als die eines fanatischen, eifersüchtigen, grimmigen Theologen, der kein Erbarmen kennt, wenn es sich um ein, wenn auch noch so kleines Stückchen der Kirchenlehre handelt; der mit Argusaugen darüber wacht, daß an dem Prachtgebäude der Dogmatik auch kein Steinchen verschoben werde, und vor dem es keine wichtigere Angelegenheit giebt als die „Bekenntnisfrage.“ Und wie hatte doch Dr. Martinus so herzlich zu reden gewußt von dem lieben Vater im Himmel; hatte dem gemeinen Manne wieder Mut gemacht, in schlichter Einfalt zum lieben Herrgott zu beten, wie die Kleinen mit dem Vater thun; hatte vor jedermanns Augen die aristotelischen Formeln von Gott vom hohen Postament geworfen und den trauten Vaternamen an ihre Stelle gesetzt!

Auch damals hat die schlichte Gläubigkeit den evangelischen Glauben aus den rohen Fäusten der Theologen befreien müssen.

2

Aber sollen wir unsre Wanderung durch die Geschichte fortsetzen? Wir wollten ja keinen zusammenhängenden Ueberblick über die oft zweifelhaften Segnungen der Theologen geben. Nur an einzelnen Beispielen wollten wir nachprüfen, was an dem Worte wahr ist, daß die Theologen „uns beinahe um alle Religion gebracht hätten.“

Nun ist aber nichts leichter, als so auf einen Hügel in der Geschichte zu steigen und von oben mit Pharisäerblick auf die wimmelnde Schar der raufenden, tiftelnden, spekulirenden, tyrannisirenden Theologen herabzusehen. Das würde doch ein recht unfruchtbares Beginnen sein. Wir dürfen auch nicht vergessen, wie viel ehrlicher, aufrichtiger Wille zum Guten und wie viel wirkliche, wenn auch unsrer Meinung nach irregeleitete Frömmigkeit in der Geschichte der Theologie mitgewirkt hat; und wo Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit mit im Spiel ist, da steht es mit einer Sache noch nicht schlimm. Traurig stünde es aber um uns, wenn wir aus den Irrungen und Verkehrtheiten, die diese Entwicklung aufweist, nichts lernen wollten.

Es hat zweifellos mancherlei zusammengewirkt, um die Skandalszenen in der Geschichte der christlichen Kirche möglich zu machen: Rechthaberei, Eifersucht, Fanatismus, Bornirtheit, Hofintriguen und dergleichen mehr. Allein was dem Ganzen zu Grunde liegt, das ist ein sehr grober und dabei außerordentlich zäher Irrtum. Nämlich der, daß man Religion und Theologie verwechselte. Man sah nicht, daß die beiden — hier könnte man wörtlich sagen: toto caelo*) verschiedne Größen sind. Religion wird von Gott gewirkt; die Theologie machen Menschen. Diese Erkenntnis sollte ja eigentlich zu den großen Selbstverständlichkeiten gehören, wenn nur nicht das praktische Leben uns immer wieder zeigte, daß es „Selbstverständlichkeiten“ überhaupt nicht giebt. Gesunder religiöser Takt hat freilich in der Praxis jene Scheidung

*) Himmelweit.

unzählige male vollzogen. Aber solcher Takt ist selten genug, und man täuscht sich leider sehr, wenn man meint, jene Erkenntnis sei heutzutage schon Gemeingut geworden oder beherrsche doch mindestens das Denken aller Theologen. Wäre dies der Fall, so möchte es auf dem theologischen und kirchenpolitischen Kriegsschauplatze doch ein wenig anders aussehen. Kann man es nicht täglich bis zum Ueberdruß erleben, daß die Leute einen Angriff auf die hergebrachte Theologie als einen Angriff auf den christlichen Glauben selbst ansehen und sich darnach geberden? Wenn das aber bei den Theologen geschieht, die doch die Geschichte der Theologie kennen sollten, darf man es dann Nichttheologen verdenken?

3

Also Theologie ist keine Religion, und Religion ist keine Theologie. Es ist hart, wenn derartige Wahrheiten noch eines Rechtsschutzes bedürfen, während uns die Wasser andrer und schwierigerer Fragen bis an den Hals gehen.

Wie in der Verkennung dieses Thatbestandes die Quelle so vieler theologischer Tyrannei, Härte, Gewaltthätigkeit und Anmaßung liegt, so ist auch seine klare Erkenntnis die eigentliche Grundbedingung für eine gesunde Theologie, die anstatt die Religion in Mißkredit zu bringen, wie sie so oft gethan hat, frisch und fröhlich an der Förderung reiner und lebendiger Religiosität hilft, und anstatt dem Glauben Steine in den Weg zu werfen, daran arbeitet, alle unnützen Hemmnisse wegzuräumen. Und diese Erkenntnis, daß die Theologie dem schlichten Glauben geradezu im Wege stehen kann, ist ja doch nicht ein Fündlein, das erst die „moderne Kritik“ in die Welt gesetzt hat. Man lese doch, wie Luther über die altkirchliche Zweinaturenlehre geschrieben hat:

Also haben ihn die Sophisten gemalet, wie er Mensch und Gott sei, zählen seine Beine und Arme, mischen seine beiden Naturen wunderlich in einander; welches denn nur eine sophistische Erkenntnis des Herrn Christi ist. Denn Christus ist nicht darumb Christus genennet, daß er zwo Naturen hat. Was gehet mich dasselbige an? Sondern er trägt diesen herrlichen und tröstlichen Namen von dem Ampt und Werk, so er auf sich genommen hat; dasselbige giebt ihm den Namen. Daß er von Natur Mensch und Gott ist, das hat er für sich; aber daß er sein Ampt dahingewendet und seine Liebe ausgeschüttet und mein Heiland und Erlöser wird, das geschieht mir zu Trost und Gut. (Ecl. Ausg. Bd. 35, S. 207 f.)

Von Melanchthon ließen sich nicht weniger bedeutsame Stellen zitiren. Haben aber die Reformatoren schon einen so klaren Blick hierfür gehabt, so dürfen wir gewiß diese Einsicht nicht wieder verdampfen lassen, sondern sollen mit der errungnen Einsicht konsequent und gewissenhaft arbeiten. Wie wäre es, wenn angesichts der Gefahr, daß die Theologen die Menschen „beinahe um alle Religion gebracht hätten“ — die Theologen selbst der Theologie ein „Bis hierher und nicht weiter!“ zuriefen? Wäre es nicht der beste Beweis für ihre innere Kraft und Gesundheit? der Nachweis ihrer Daseinsberechtigung, und zugleich eine Ehrenrettung für die Theologie, die schließlich doch auch gegen ihre eigne Ehre nicht gleichgiltig sein kann!

4

Wir wollen uns noch einmal kurz den Sachverhalt zu vergegenwärtigen suchen. Sobald die Religion aus dem Schoße der Persönlichkeit hinaustritt ins Freie, d. h. ihre Wirksamkeit draußen an den Menschen auszuüben beginnt, tritt sie erfahrungsmäßig auch schon in einen Prozeß ein, den wir bei den Metallen oxydiren nennen. Immer dichter und dichter wird die Rinde, die sich darum legt, immer mehr verschwindet die frische, ursprüngliche natürliche Farbe. Wenn nun gar dieser Rost heilig gesprochen und für unantastbar erklärt wird, so wird die Sache sehr bedenklich, denn jeder Versuch, die Kruste zu entfernen, bekommt dadurch den Stempel des Frivolen.

Nun fragt es sich eben, ob die Theologie unsrer Tage in der traditionellen christlich-theologischen Gedankenwelt das Ergebnis jenes — wenn ich das Bild noch einmal brauchen darf: Oxydirungsprozesses zu sehen vermag oder nicht. Aber nicht die Theologie allein muß das einsehen, sondern auch die von ihr irgendwie beeinflußte Laienwelt. Und dazu verhilft nichts besser und sicherer als die Kenntnis der Dogmengeschichte. Denn sie allein vermag den Wust von Unklarheit, Verschwommenheit und Verwirrung zu durchbrechen und dem theologischen Fanatismus an die Wurzeln zu gehen.

Eins z. B. lehrt uns die Geschichte deutlich genug: wie gefährlich es ist, in religiösen Dingen synekdochisch zu reden. Ich kann ohne Gefahr auf ein hölzernes Faß mit Wein hinweisen und sagen: das ist Wein. Der Kaufmann kann an eine Schublade klopfen und sagen: dies ist Stärkemehl. Wenn aber die Theologen die Religion auf Flaschen gezogen haben und dann auf die Gefäße zeigen und sagen: das ist Religion, so fängt die Sache an mindestens beängstigend zu werden. Denn dies Verfahren ist es gewesen, an dessen schmerzlichen Folgen wir heute noch und, wie es scheint, noch lange zu tragen haben werden: der Gebrauch der synekdochischen Redeweise auf religiösem Gebiet, gegen den freilich an sich nicht viel einzuwenden wäre, müßte man in der Welt nicht mit soviel Unverstand und Mißverstand rechnen. Man hat wirklich den Leuten Theologie gegeben und hat gesagt, es sei Religion; und man thut es noch heute. In England z. B. gebraucht man in weiten Kreisen theology und religion schlechthin als gleichbedeutend. Wer die beiden zuerst identifizirt hat, die große Menge oder die Theologen, darauf kommt hier wenig an; genug, daß man die beiden Begriffe so fest auf einander genagelt hat, als ob es für die Ewigkeit halten sollte.

Für eine Theologie, die nicht mit geschlossenen Augen durch die Welt gehen will, ergiebt sich darum eine ganz bestimmte Marschroute. Die Parole heißt: Theologia versus Theologiam*): Es handelt sich um einen Befreiungskampf; es gilt die christliche Religion aus den Umarmungen der Theologie zu befreien, den christlichen Glauben von dem Zwange loszumachen, sich so und nicht anders auszudrücken. Wer den stillen Gang der neueren deutschen Theologie kennt, der weiß, daß dies in der That schon seit einer Reihe von Jahren die Signatur einer nicht sehr zahlreichen, aber entschlossenen und arbeitsfrohen Schar von Theologen ist.

Freilich nun bietet sich das verwirrende Schauspiel, daß viele schlichte Gläubige, die sonst den Theologen ihr Bis hierher und nicht weiter! zugerufen haben, jetzt, da man sich in der Theologie aufgerafft hat, um die schlichte Gläubigkeit aus den von den Theologen geschmiedeten Banden zu befreien, den dabei beschäftigten Männern ein ängstliches Halt! zurufen. Man sieht daraus, wie fest die Nägel sitzen, die Theologie und Religion zusammenhalten sollten, zumal wenn gewisse Theologen unter kirchenregimentlichem Beifall immer wieder mit wuchtigem Hammer draufschlagen; wie schmerzlich das Auseinanderreißen oft ist, und wie peinlich der Konflikt, der dadurch in Menschenherzen entstehen kann. Da kommt nun alles darauf an, daß die junge Theologie vor ihrem Gott ein reines Gewissen und ein hohes festes Ziel vor sich hat. Und wenn nun ihr Ziel das ist: „immer näher an Jesus heranzukommen,“ und durch ihn zu immer hellerer Gotteserkenntnis, dann kann man doch schließlich guter Zuversicht sein. Auf Dank darf sie freilich nicht rechnen. Aber ihre Arbeit wird doch schließlich der Vertiefung des Glaubens dienen. Zwar wird sie zunächst sich vielfach auf Aufräumungsarbeiten beschränken müssen, oft auf mühevolles Graben mit dem Spaten der Kritik angewiesen sein. Aber man soll doch solche Arbeit nicht „negativ“ schelten. Zwar

. . . Alle Wissenschaft, auch die gebundenste, wird stets ein Element in sich schließen, durch welches sie den Glauben, der Ruhe begehrt, beleidigt; sie wird eine Frische und Freudigkeit zur Schau tragen, welche der Devotion als Keckheit erscheint; ja sie wird, auch wenn sie im Ausgangspunkt und im Ziele sich mit der Kirche eins weiß, niemals einen negativen Zug verleugnen können, weil sie mit Recht immer finden wird, daß die Prinzipien der Kirche in den konkreten Ausprägungen des Lebens deteriorirt und durch Aberglauben und Wünsche entstellt sind. (Harnack, Grundriß der Dogmengeschichte Bd. 2, S. 53)

Aber überlassen wir es nur getrost der Zukunft, ob nicht diese Arbeit schließlich doch recht wertvolle positive Früchte bringt. Denn wo mit Ernst, Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit und warmem religiösen Eifer an den größten Fragen des Menschen-

*) Theologie gegen Theologie.

herzens gearbeitet wird, da wird auch ein immer tieferes Verständnis des Evangeliums und damit auch die Neubelebung des christlichen Lebens nicht ausbleiben. Schließlich ist ja all dies Fragen und Suchen nichts andres als das Graben nach dem frischen Wasser, davon einst die Samariterin am Brunnen hörte. Denn daran wird man immer erkennen können, ob eine christliche Theologie gesund ist, wenn sich ihr, auch mitten in der Arbeit, immer wieder das Bekenntnis entringt: Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens!

* * *

Man sagt, daß der Diamant nur dann leuchte, wenn er mit seinem eignen Staube geschliffen sei. Sollte dem Worte Theologia versus Theologiam vielleicht ein ähnliches Verhältnis zu Grunde liegen? Aber was für eine verdrehte Formel! höre ich sagen. Nun, verdreht oder nicht, — sie will im letzten Grunde nichts andres, als das Wort Matthäus 11 Vers 25. Und so will sie auch verstanden sein.

Paul Jaeger

Aus der Geschichte des neutestamentlichen Kanons

Uebersicht: Vorbemerkungen; 1. Die Zeit bis etwa 140 n. Chr.; 2. Die Entstehung einer Urform des Kanons (bis etwa 200 n. Chr.); 3. Die Ausgestaltung des Kanons bis zu seinem jetzigen Umfang

Das Neue Testament ist uns allen in erster Linie ein einheitlicher Begriff. Wir finden in ihm vorzugsweise die Thatsachen, die für unser religiöses Leben von grundlegender Bedeutung sind. Wir sind überzeugt, daß alles darin enthalten sei, was für ein lebendiges und kräftiges Fortwirken des Christentums in der Geschichte der Menschheit Bedingung ist. Wir erfahren an uns und andern, daß sein Inhalt imstande ist, christliche Persönlichkeiten hervorzubringen und zum Salze der Erde zu machen. Dies alles leistet das Neue Testament, und wir dürfen sagen: nach der Seite der religiösen Wirkung, die es ausübt, ist es eine einheitliche Größe.

Doch aber wissen wir, daß es in andrer Beziehung keinen Anspruch auf jenen Titel hat. Sobald wir es mit dem Auge des Historikers anschauen, zerfällt es in eine ganze Anzahl von Teilen. Siebenundzwanzig Schriften sind in ihm vereinigt. Nur wenigen von ihnen ist der Verfasser gemeinsam. Verschieden ist auch ihr Inhalt: hier das schlichte Markusevangelium, in dem sich alles um die irdische Erscheinung Jesus des Nazareners dreht, dort der Hebräerbrief mit seinen rabbinischen Beweisen für die unvergleichliche Herrlichkeit des himmlischen Hohepriesters Christus. Oder nehmen wir den Brief des Paulus an Philemon: ein Privatschreiben, das durch ganz persönliche Verhältnisse hervorgerufen ist, ohne irgend einen Anspruch auf besondre Geltung und Beachtung, und vergleichen wir damit, was die Offenbarung Johannis von sich aussagt, wenn es da am Schlusse heißt:

> Ich zeuge jedem, der die Worte der Weissagung dieses Buches hört: Wenn einer etwas zusetzt, dem wird Gott zusetzen die Plagen, die in diesem Buche beschrieben sind; und wenn einer wegnimmt von den Worten des Buches dieser Weissagung, dem wird Gott wegnehmen seinen Anteil am Holze des Lebens und an der heiligen Stadt, die in diesem Buche beschrieben sind.*)

Oder aber man stelle neben die einfache herzliche Art, wie Paulus seine Thessalonicher anredet (1. Thess. 1, 1), das Pomphafte „Symeon Petrus, Knecht und Apostel Jesus Christus, an die, welche denselben kostbaren Glauben wie wir zugeteilt bekommen haben" des zweiten Petrusbriefes.

Verfasser und Inhalt der neutestamentlichen Schriften sind verschieden, verschieden ist auch ihre Entstehungszeit. Der erste Brief des Paulus an die Thessalonicher ist der älteste Bestandteil des Neuen Testamentes. Man kann mit ziemlicher Sicherheit sagen, daß er in den Jahren 54—55 geschrieben ist. Der sogenannte zweite Petrusbrief ist am jüngsten; er kann schwerlich vor der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts entstanden sein: je mehr man ihn dem Jahre 200 nähert, desto verständlicher wird er dem Historiker. Im besten Falle sind es demnach hundert Jahre, auf die sich die Schriften des Neuen Testaments verteilen, im ungünstigsten dagegen hundertfünfzig. Da nun die Bildung des Kanons unmöglich vor der Entstehung des letzten in ihm enthaltnen Buchs zum Abschluß gekommen sein kann, so sind wir ohne weiteres bereits bei dem Jahre 200 n. Chr. angelangt. Ist das nicht eine recht lange Zeit für das Zustandekommen eines verhältnismäßig so kleinen Buches wie das Neue Testament? Es liegt nahe, einen vergleichenden Blick auf das Alte Testament zu werfen. Freilich sein Umfang ist viel größer. Dafür hat es aber auch ungleich länger gedauert, bis es die Gestalt erhielt, in der es uns jetzt vorliegt: Nehmen wir an, die Schrift des Propheten Hosea sei die älteste*) und das Buch Daniel die jüngste, so erhalten wir einen Zeitraum von etwa sechshundert Jahren. Denn Hosea begann seine Wirksamkeit unter Jerobeam II. von Israel (783—743), und Daniel ist, wie sich genau ausrechnen läßt, im Januar 164 geschrieben. Also sind wir bei dem Neuen Testamente noch recht gut daran.

Und doch bleibt es erstaunlich genug, daß sich diese siebenundzwanzig Schriften zusammengefunden haben. Man fragt sich unwillkürlich, wie ist es gekommen, daß sie trotz aller Verschiedenheit schließlich zu einem Buche verwachsen sind?

Die Beantwortung dieser Frage wird durch einen Umstand besonders erschwert. Sie wäre weit einfacher, wenn uns in den Schriften des Neuen Testamentes der Gesamtertrag der christlichen Schriftstellerei der beiden ersten Jahrhunderte vorläge. Das ist aber nicht der Fall. Vielmehr hat es eine ganze Reihe den unsern ähnlicher schriftstellerischer Produkte gegeben, von denen allerdings aus später zu erörternden Gründen nur ein kleiner Bruchteil auf uns gekommen ist. Warum sind diese nicht in den Kanon aufgenommen worden, wenn sie doch gerade so alt, ja zum Teil älter als einzelne neutestamentliche Bestandteile waren? Lag es etwa an der Minderwertigkeit oder der geringern geschichtlichen Glaubwürdigkeit ihres Inhalts? Man sollte so denken, aber es wird sich zeigen, daß dies nicht die entscheidenden Gründe waren.

Die Bildung des neutestamentlichen Kanons vollzieht sich in den drei Perioden, die in der Ueberschrift angedeutet sind. In die erste fällt die Entstehung der meisten Einzelschriften des Neuen Testamentes, ohne daß von der Erlangung irgend welcher kanonischen Bedeutung schon die Rede sein könnte; die zweite ist ausgefüllt durch die Sammlung und Verbindung dieser Einzelschriften: es bildet sich allmählich eine Urform des Kanons heraus, die um die Wende des zweiten und dritten Jahrhunderts zu einer relativen Feststellung gelangt. In der dritten Periode endlich gestaltet sich der gewonnene Kanon bis zu seinem jetzigen Umfange aus.**)

1 (Erste Hälfte)

Es ist für uns nicht ganz leicht vorstellbar, daß Christen gewesen sind, die kein Neues Testament besaßen. Und doch war dem so. Freilich Christen ohne ein heiliges Buch, einen Kanon hat es nie gegeben. Jesus und seine Jünger hatten, sogut wie jeder Jude zu ihrer Zeit, eine Bibel. Man nannte

*) Die Uebersetzung ist hier wie an den meisten andern Stellen nach Weizsäckers Neuem Testament gegeben.

*) Damit soll nicht gesagt sein, daß nicht gewisse Bestandteile einzelner Bücher des Alten Testaments noch älter sind. Aber von den Schriften, so wie sie uns vorliegen, ist Hosea wohl die älteste.

**) Die folgende Darstellung hält sich wesentlich an das, was Adolf Jülicher im zweiten Teile seiner Einleitung in das Neue Testament (J. C. B. Mohr, 1894) ausführt. Die Leser der Christlichen Welt seien bei dieser Gelegenheit nochmals auf dieses ausgezeichnete Werk hingewiesen. Es ist mit einer solchen Klarheit und Knappheit, einer solchen Kunst der Darstellung und Beherrschung des Stoffes geschrieben, daß es jedem verständigen Menschen eine Freude sein muß, es zu lesen. Wollten doch unsre „Gebildeten" von einer solchen Gelegenheit, ihr Wissen zu bereichern, intensiver Gebrauch machen, damit die erstaunliche Unwissenheit in diesen Dingen aufhöre, der man fast überall begegnet! Vielleicht würde im Gefolge einer regern Beschäftigung mit solchen Problemen auch das Interesse an dem Kampf erwachen, den die protestantische Wissenschaft kämpfen muß. Und es könnte ihr wahrlich nicht schaden, wenn sie in der öffentlichen Meinung mehr Unterstützung fände als bisher!

das Buch damals nicht so, wie wir es jetzt nennen. Man bezeichnete es als „die Schriften," seltner als „die Schrift," oder man gebrauchte einen Teil zur Bennennung des Ganzen: in Jesu Munde ist uns der Ausdruck „das Gesetz und die Propheten" besonders geläufig. Dieses Buch war für jeden Juden die höchste Autorität; am Sabbath wurden größere Abschnitte daraus vorgelesen; so war es jedem wohl bekannt. Aus ihm erfuhr man den Willen Gottes, es war seine „unfehlbare Offenbarung an sein Volk, die Form, unter der er selber, auch nachdem die Prophetie ausgestorben war, gleichsam persönlich in dessen Mitte gegenwärtig blieb." Jesus hat nicht anders zu der heiligen Schrift seines Volkes gestanden. Zwar werden wir die Worte, die Matth. 5, 17 ff. als von ihm herrührend berichtet werden, in der Weise beschränken müssen, daß der Herr etwa gesagt hat:

Glaubet nicht, ich sei gekommen, das Gesetz aufzulösen. Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zur Vollendung zu bringen. Denn ich sage euch, wenn eure Gerechtigkeit nicht besser ist als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Reich der Himmel eingehen.

Aber wenn auch der Herr nicht jeden Buchstaben und jedes Tüttelchen des Gesetzes als unvergänglich angesehen haben mag, so ist er doch nie aggresiv dagegen vorgegangen, auch da nicht, wo er dem: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist," sein: „Ich aber sage euch" entgegenstellt. Denn damit wollte er den altehrwürdigen Geboten nur ihren ursprünglichen tiefern Sinn wiedergeben. Ihre Beseitigung konnte er nicht wollen, da ihm der Gedanke, eine „neue Religion" zu stiften, ganz fern lag. So ist es denn auch erklärlich, daß Jesus weder selbst Aufzeichnungen gemacht, noch auch seinen Jüngern einen Befehl in dieser Richtung gegeben hat.

Keiner der ursprünglichen Jesus-Jünger hat uns eine Zeile hinterlassen. Die meisten von ihnen konnten wohl nicht schreiben. Auch waren sie durch die Anforderungen ihres Berufs zu sehr in Anspruch genommen, als daß sie Schriftstellerei hätten treiben können. Die Zeit drängte, der Herr war nahe, täglich erwartete man seine Wiederkunft, mit ihr sollte das Gottesreich seinen Anfang nehmen. Wer hätte auf den absurden Gedanken kommen sollen, etwa Aufzeichnungen über den zu machen, der bald leibhaft in ihrer Mitte weilen würde! Wir können uns die eschatologischen Hoffnungen der ersten Christen nicht lebhaft und massiv genug denken. Darin liegt der eigentliche Grund dafür, daß in den Christen der ersten Zeit ein andres Bedürfnis als das nach der Schrift des Alten Testamentes und den Herrnworten gar nicht aufkommen konnte.

Ueber die Urapostel ragt Paulus hervor. Dieser Mann, der nicht mehr unter dem persönlichen Einfluß des Herrn gestanden und ihn dennoch am größten und tiefsten aufgefaßt hat, ist der erste gewesen, der im Dienste des Evangeliums zum gesprochnen Worte das geschriebne fügte. Aber dabei hat ihm der Gedanke völlig fern gelegen, in seinen Briefen eine neue heilige Litteratur zu schaffen. Auch für ihn giebt es nur zwei Autoritäten: das Alte Testament und den Herrn. Es ist bezeichnend, in welchem Umfang er, noch dazu bei frühern Heiden, die Kenntnis des Alten Testamentes voraussetzt. Ist er doch offenbar überzeugt, daß seine typologischen Beweise daraus, wie wir sie z. B. Röm. 9, Gal. 3 und 4 finden, für seine Leser von unbestreitbarer Beweiskraft sind, so sehr unser historisches Verständnis gegen jene Methode als gewaltsam und willkürlich Einspruch erhebt. Das setzt aber voraus, daß für die paulinischen Leser das Alte Testament wirklich autoritative Bedeutung hatte, und dann, daß sie ziemlich vertraut mit ihm waren. So sehen wir denn auch, daß der Apostel den ausgiebigsten Gebrauch vom Alten Testament macht, er zitirt es beständig. Ganz anders verhält er sich zu seinen eignen Briefen. Wo er einmal wie 2. Kor. 2, 4 auf einen frühern verweist, da ist es doch nur einer, den er derselben Gemeinde geschrieben hat. Nirgends aber blickt durch, daß er Bekanntschaft mit andern seiner Briefe annimmt, nirgends auch beruft er sich auf eine schriftliche Kundgebung eines der Urapostel. Es liegt auf der Hand, daß Paulus in seinen Briefen nichts andres als Gelegenheitsschriften hat sehen wollen, sie sollten gleichsam in einem bestimmten Falle ein Ersatz für sein persönliches Eingreifen in die Gemeindeverhältnisse sein. Deshalb haben sie auch ausnahmslos eine praktische Tendenz. Die theoretischen, dogmatischen Erörterungen sind stets durch ein praktisches Bedürfnis hervorgerufen, daher es dem Apostel denn auch mehr als einmal passirt, daß er an der einen Stelle Aeußerungen thut, die sich mit den in anderm Zusammenhang gethanen in keiner Weise vereinigen lassen.

Aber wie steht es mit der Offenbarung Johannis? Der vorhin zitirte Schluß scheint doch ein sicheres Zeichen dafür zu sein, daß ihr Schreiber ihr eine große und bleibende Bedeutung beilegt. Ja, es ist ihm offenbar darum zu thun, vorgelesen zu werden, denn er wendet sich mehr als einmal an seine Hörer. Die eigentümliche Litteraturgattung, die wir apokalyptisch nennen, hat ihren Ursprung im Judentum. Sie hat die Prophetie abgelöst. Der Prophet redete zu seinem Volke, der Apokalyptiker schrieb an dasselbe. Beide richteten ihre Worte an einen weitern Kreis, aber weil für den Apokalyptiker eine mündliche Wirksamkeit nicht mehr in Betracht kam, so schrieb er nieder, was er zu sagen hatte, in der Erwartung, daß seine Worte von einem andern vorgelesen ihre Wirkung thun würden. In der jüdischen Apokalypse des Baruch z. B. schließt der Verfasser mit folgenden Worten:

Wenn ihr diesen Brief erhaltet, so lest ihn in euern Versammlungen mit Sorgfalt und sinnet darüber nach, am meisten aber an euern Festtagen und erinnert euch meiner durch diesen Brief, wie auch ich eurer gedenke in dieser und aller Zeit.

Es mochte nun beim Vorlesen häufig vorkommen, daß Zusätze gemacht wurden, die das Geschriebne noch weiter ausschmückten, oft vielleicht nicht in dem Sinne des Verfassers. Davor will nun der neutestamentliche Apokalyptiker seine Schrift bewahren.*) Daher der feierliche Protest gegen jeden derartigen Versuch. Dagegen hat er so wenig wie Paulus daran gedacht, mit seiner Schrift dem Kanon des Alten Testamentes an die Seite zu treten. Die apostolische Zeit ist überhaupt für ein derartiges Unternehmen gänzlich ungeeignet gewesen. In ihr entfaltete sich unter der Erwartung der Endzeit ein so reiches, man kann fast sagen fieberhaft-erregtes Leben, daß man ein Bedürfnis nach neuen heiligen Schriften gar nicht empfinden konnte. „Kanonbildung ist immer Sache ärmerer Zeiten, die sich wenigstens etwas sichern möchten von dem Reichtum früherer Tage und für die Wenigkeit sich entschädigen durch die hoch hinaufgeschrobne Würde."

Neben und über dem Alten Testament steht, wie bereits angedeutet worden ist, für Paulus noch eine andre Autorität: der Herr. Was er „vom Herrn her überkommen" hat, das ist schlechthin giltig (1. Kor. 11, 23). Wo er ein Wort des Herrn anführen kann, da ist die Sache, um die es sich handelt, ohne weiteres entschieden (1. Thess. 4, 15). Besonders deutlich tritt die absolute Schätzung, die Paulus Aussprüchen Jesu zu teil werden läßt, in dem hervor, was er 1. Kor. 7, 10 ff. schreibt: Da wo ein Wort des Herrn hinter ihm steht, gebietet er einfach, während er, wo das nicht der Fall ist, seine persönliche Ansicht eingehend zu begründen für nötig hält. Woher hat nun der Apostel diese Herrnworte? Daß sie nicht aus einer schriftlichen Quelle stammen, geht daraus hervor, daß er sie nie mit den Formeln zitirt, unter denen er alttestamentliche Aussprüche anführt. Sie sind ihm überliefert, und er hat sie sich in der Ueberzeugung angeeignet, in ihnen echte Worte Jesu zu besitzen.**) So sind es „die Schriften und der Herr." in denen Paulus und mit ihm die älteste Christenheit die Quelle aller religiösen Erkenntnis und die Norm aller sittlichen Entscheidungen fanden.

Ernst Teichmann

*) Es sei hier auf Folgendes hingewiesen: Die Johannes-Apokalypse birgt zweifellos eine ganze Reihe von Stücken in sich, die jüdischen Apokalypsen direkt entnommen und nur leicht christlich überarbeitet sind. Es ist wohl möglich, daß die in Rede stehenden Verse ursprünglich den Schluß einer jüdischen Apokalypse gebildet haben.

**) Darin hat er sich wohl auch einmal getäuscht. Denn das, was er 1. Thess. 4, 15 ff. als ein Wort des Herrn anführt, stammt kaum aus Jesu Munde. Man ist nun auf die seltsame Idee verfallen, Paulus habe, als er das schrieb, eine (ursprünglich) jüdische Apokalypse vor sich gehabt und da den Herrn, der dort natürlich Jahve war, einfach auf Jesus bezogen. Weniger künstlich dürfte es sein, anzunehmen, daß dieses Wort durch einen in jüdischen Apokalypsen bewanderten Christen der Urgemeinde in Gebrauch und Aufnahme kam. Wie leicht konnte es einmal ganz bona fide als ein Wort Jesu ausgegeben und als solches verbreitet werden.

Luthers Beruf mit seinen eignen Worten dargestellt

Wer sich rühmt, der rühme sich des Herrn
I. Kor. I, 31.

Weil ich der deutsche Prophet bin — denn solchen hoffärtigen Namen muß ich mir hinfort selbst zumessen, meinen Papisten und Eseln zur Lust und Gefallen —, so will mir gleichwohl, als einem treuen Lehrer, gebühren, meine lieben Deutschen zu warnen. . . . Welcher Deutscher nun meinem Rate folgen will, der folge, wer nicht will, der lasse es. Ich suche hiemit nicht das Meine, sondern euer, der Deutschen Heil und Seligkeit. (25, 23—24)*)

Dieweil ich (noch) im Leben bin, hat mich Gott verordnet, jedermans Diener zu sein, so viel mir möglich ist, daß, wenn ich mich rühmen wollte, möchte ich mich in Gott wohl der Apostel und Evangelisten in deutschen Landen einen rühmen . . . denn ich weiß, daß ich den Glauben und die Wahrheit gelernt habe und noch lehre von Gottes Gnaden, welchen Namen soll mir der Teufel in Ewigkeit nicht vertilgen noch nehmen. (65, 25)

Es sind wahrlich große Finsternisse (bisher) gewesen und Karlstadt ward zum Doktor promoviret, da er doch nie die Bibel gelesen hatte. Ich las zu Erfurt im Kloster allein die Bibel, da schickte es Gott wunderbarlich wider aller Menschen Gedanken, daß ich von Erfurt gen Wittenberg mußte. Da ward ich wohl deponiret und bin nun ein wunderbarlicher Mönch geworden, der den Teufel zu Rom, den Papst von Gottes Gnaden deponiret; ja ich nicht, sondern Gott durch mich, sein armes, schwaches Werkzeug, was kein Kaiser noch Potentat hätte thun können. (58, 243)

Ich aber, Doktor Martinus, bin dazu berufen und gezwungen, daß ich mußte Doktor werden ohne meinen Dank aus lauter Gehorsam; da hab ich das Doktoramt müssen annehmen und meiner allerliebsten heiligen Schrift schwören und geloben, sie treulich und lauter zu predigen und lehren. Ueber solchem Lehren ist mir das Papsttum in den Weg gefallen und hat mir wollen wehren; darüber ists ihm auch gegangen, wie vor Augen, und soll ihm noch immer ärger ergehen. Ich will in Gottes Namen und Beruf auf den Leuen und Ottern gehen. . . .

St. Johannes Huß hat von mir geweissagt, da er aus dem Gefängnis in Böhmerland schreibt: Sie werden jetzt eine Gans braten, aber nach hundert Jahren werden sie einen Schwan singen hören, den sollen sie leiden, da solls auch bei bleiben, ob Gott will. (25, 88)

Nun was soll ich thun? Widerrufen kann ich nicht. . . . Wider Willen komme ich hervor an die Oeffentlichkeit, vor der Leute gefährliches und unberechenbares Urteil, ich ungelehrter, unfähiger, ungebildeter Mensch, noch dazu in dieser güldenen Zeit, da alle Wissenschaften und Künste blühen. . . . Aber die Not zwingt mich, daß ich Gans unter den Schwänen schnattere.**)

Am 21. April 1538, am Ostertage, war Friedrich Mykonius zugegen. Dieser rühmte Luthers göttlichen Beruf, daß er, durch vieler Leute Seufzen von Gott gefordert, gekommen sei. Darauf erwiderte Luther: Das ist ohne meinen Willen geschehen, während mir viel Menschen widerrieten. . . . Aber da ich gereizt ward, ging ich herzu wie ein geblendetes Pferd.

Hätte ich in der Erste gewußt, da ich anfing zu schreiben, das ich jetzt erfahren und gesehen habe, nämlich daß die Leute Gottes Wort so feind wären und setzten sich so heftig darwider, so hätte ich fürwahr stille geschwiegen; denn ich wäre nimmermehr so kühn gewesen, daß ich den Papst und schier alle Menschen hätte angegriffen und sie erzürnt — Aber Gott hat mich hinangeführt wie einen Gaul, dem die Augen geblendet sind, daß er nicht sehe, so zu ihm zurennen.

Und sagte der Doktor darauf, daß selten ein gutes Werk aus Weisheit oder Vorsichtigkeit vorgenommen werde, sondern es müsse alles in einem Irrsal oder Unwissenheit geschehen. Also bin ich zum Lehr- und Predigtamt mit den Haaren gezogen; hätte ich aber gewußt, das ich jetzt weiß, so hätten mich kaum zehn Rosse dazu ziehen sollen. — Dergleichen nähme keiner ein Weib, wenn er sich recht besänne. — Unser Herr Gott thut nichts Großes mit Gewalt; wie man sagt: Wenn das Alter stark und die Jungen klug wären, das wäre viel Geldes wert.

Ich habs oft gesagt und sags noch, ich wollte nicht der Welt Gut nehmen für mein Doktorat. Denn ich müßte wahrlich zuletzt verzagen und verzweifeln in der großen, schweren Sachen, so auf mir liegt, wo ich als ein Schleicher hätte ohne Beruf und Befehl angefangen. Aber nun muß Gott und die Welt mit mir zeugen, daß ich mein Doktoramt und Predigtamt öffentlich hab angefangen und bis daher geführt mit Gottes Gnaden und Hilfe. (31, 219—220)

Es ist meiner Freuden Trost auch einer, und nicht der geringsten einer, daß ich mich nicht selbst hab aus dem Papsttum gethan; denn ich hielt feste bei der Kirchen, aber sie wollt mich nicht leiden und verbannet mich. (31, 257)

Sie (die Papisten) sollen mir hinfort weichen, ich will ihnen nicht weichen. Ich will bleiben, sie sollen untergehen. Denn mein Leben soll ihr Henker sein und mein Tod ihr Teufel, dies und nichts andres. (25, 8)

Ich habe, Gott sei Lob und Dank, die Kunst gelernet, daß ich glaube, daß unser Herrgott klüger und weiser sei denn ich. . . . Will er mich nicht erretten, so sei ihm Lob und Dank gesagt; ich hab' lang genug gelebt, den Tod wohl verdienet; nach meinem Tode soll man allererst den Luther recht fühlen. (25, 7)

Wilhelm Claudius

*) Die Zahlen bezeichnen Band und Seite der Erlanger Ausgabe.

**) Aus einem lateinischen Brief an den Papst (1518) zur Rechtfertigung seiner Thesen, deutsch nach D. Rades Uebersetzung in der Ausgabe für das christliche Haus, Braunschweig, 1892.

Aus dem Leben einer Diasporagemeinde

Eine jede Diasporagemeinde ist ein eigentümliches Pflänzlein auf dem weiten Acker des Gottesreichs, das nicht leicht irgendwo seines Gleichen findet. Besonders gilt dies von der Gemeinde, an der ich seit drei Jahren zu arbeiten berufen bin, **der deutsch-evangelischen Gemeinde in Valdivia in Chile.** Gewiß hätte es für weitere Kreise Interesse, eine eingehendere Darstellung der Geschichte und der Lebensbedingungen meiner Gemeinde zu versuchen. Doch werden mir die Leser nachempfinden können, daß ein solcher Versuch für mich mit mannichfachen Schwierigkeiten verbunden wäre. Es ist kaum möglich, ein objektiv richtiges Bild von einem Arbeitsfelde zu schaffen, auf dem man selbst als Arbeiter steht. Ferner aber ist meiner Feder auch durch unumgängliche Rücksichten jetzt noch eine gewisse Reserve geboten.

Die Eigentümlichkeit meiner Gemeinde ist wesentlich durch zwei Faktoren bestimmt. Einmal durch ihre Beziehungen zu einem doppelten Kreise, innerhalb dessen sie ihr Leben führt, und dann durch ihre eigne Geschichte. Der katholische Romanismus ist der weitere, die deutsche Kolonie der engere Kreis, der die Gemeinde umgiebt und ihr mannichfache Aufgaben und eigentümliche Schwierigkeiten in den Weg wirft.

Freilich im genaueren Verstande dürfte man die Bevölkerung Chiles keine romanische nennen. Der Romanismus, der seit dem sechzehnten Jahrhundert erobernd in Chile auftrat, hat im Laufe der Zeit seine Reinheit durch Vermischung mit der eingebornen indischen Rasse eingebüßt. Besonders gilt dies von dem Süden des Landes, also auch von Valdivia. Hier durchströmt wesentlich indisches Blut die Adern der Bevölkerung, nur wenige Tropfen spanischen Blutes sind mit untermischt. Man kann sich eine Vorstellung davon machen, auf welcher tiefen kulturellen und moralischen Stufe diese Bevölkerung steht, wenn man bedenkt, mit was für Mitteln die Spanier bis in den Anfang unsers Jahrhunderts hinein ihre Kulturaufgaben lösen zu müssen meinten. Das Schwert, die Knute, das Feuer des Branntweins, alles mußte dazu dienen, die armen Indier, die an und für sich für bessere Einflüsse nicht unzugänglich sind, zu willenlosen Sklaven der unersättlichen Goldgier christlicher Europäer herabzudrücken.

Nach der letzten Volkszählung hat Valdivia etwa 9000 Einwohner. Fast 5000 davon mögen der eben genannten spanisch-indischen Mischrasse angehören. Sie bilden das Proletariat unsrer Stadt. Trunksucht und Ausschweifungen verwüsten sie furchtbar.

Unbeschreiblich abstoßend sind die Bilder, die sich dem Auge bei einer Wanderung durch die Arbeiterquartiere namentlich des Sonntags und Montags darbieten. In und vor den ungezählten Schnapsschenken drängt sich eine wüste Menge betrunkner Männer und Frauen. Aus den Buden schallt der Takt der Gunca, des Nationaltanzes der Chilenen, während der begleitende Gesang der Tanzenden dem Ohr wehe thut. Im Innern der elenden Hütten, die kunstlos aus wenigen Balken und Brettern zusammengefügt sind, hocken rauchende und schwatzende Frauen auf der bloßen Erde, warten ihre schmutzstarrenden, verwahrlosten Kinder und wärmen sich am Kohlenbecken, dem Bracero. Irgendwelche originelle heitere Geselligkeit oder irgend ein Anklang an Familienleben findet sich in dieser Bevölkerung ebenso wenig als das Streben, wirtschaftlich die überkommene Lage zu bessern. Der Ruin dieser ganzen Rasse ist unaufhaltsam. Ist doch auch niemand da, der sich dieser Menschen annähme. Da sie aber als Arbeiter und Dienstboten in Fabriken, Werkstätten und Häusern unentbehrlich sind, so tragen sie das Gift ihrer Unmoralität in sehr weite Kreise und bedeuten für die Jugend besonders eine ernste Gefahr.

Neben dieser Klasse finden sich unter der spanisch redenden Bevölkerung nur noch wenig gebildetere Familien. Es sind zum großen Teil die Familien von Beamten, die aus den Städten des Nordens, in denen das echt chilenische Leben viel lebhafter pulsirt und sich viel origineller darstellt, nach dem Süden verschlagen worden sind. Diese Kreise zeichnen sich aus durch eine feine gesellschaftliche Bildung, durch Lebhaftigkeit des Gefühls und durch Gewandtheit des Geistes. Der Schein, den sie um sich zu breiten wissen, ist überaus blendend. Aber moralische Tüchtigkeit sucht man auch hier vergeblich. Arbeit gilt für eine Schande. Und wie einst der römische oder athenische Bürger des Altertums sich für berechtigt hielt, sich vom Staate ernähren zu lassen, so betrachten auch diese Söhne besserer Familien den Staat als die milchende Kuh. Die Religion ist für diese Chilenen ebenso ein Gespött wie die Moral. An die Stelle der Religion ist als höchstes Lebensinteresse vielmehr die Politik getreten, während die Moral durch die Gewinnsucht abgelöst worden ist. Daß der stete Einfluß einer solchen Bevölkerung korrumpirend und zersetzend wirken muß, wird jeder erkennen. Nur eine starke religiöse Einwirkung auf das deutsche Element wird dieses in Zukunft davor bewahren, mehr und mehr von der moralischen Laxheit und Flachheit der romanischen Bevölkerung angesteckt zu werden.

Die katholische Kirche übt auf die eingeborene Rasse auch nicht den geringsten erziehlichen Einfluß aus. Wie sollte sie auch dazu imstande sein? Der Zeremoniendienst, in dem ihre Arbeit aufgeht, und das Beichtinstitut fegen auch noch die letzten Stäubchen eines sittlichen Bewußtseins von der Seele des Volkes hinweg. Ich möchte hier nur ein charakteristisches Beispiel erzählen. In der Osterzeit kommt ein Beichtkind zu seinem Beichtvater und bekennt in der Ohrenbeichte, daß es einen Ochsen gestohlen habe. Darauf erhält der Sünder unter der Bedingung Absolution, daß er an den Eigentümer des Ochsen zehn Pesos*) zahle. Nach Jahresfrist kommt dasselbe Beichtkind wieder zum Padre und bekennt ihm ruhigen Gemüts dieselbe Sünde. Gefragt, warum er denn den Ochsen stehle, da er doch für den Wert desselben aufkommen müsse, antwortet er naiv: Gehe ich hin und erstehe mir den Ochsen in redlichem Handel, so bekomme ich ihn nicht unter zwölf Pesos; wenn ich ihn aber stehle, so brauche ich nur für den wirklichen Wert aufzukommen. So wird dem Volke das Heilige zum Mittel, seinen Gewinn zu betreiben. Ein Wunder ist es freilich nicht, denn seine kirchlichen Erzieher sieht es dieselbe Praxis befolgen. Das einträglichste Geschäft für die Geistlichkeit ist die Feier der Candelaria am 2. Februar. Früher gab es in der Provinz Valdivia nur einen Ort, San José, wo sich ein vom Himmel herabgefallenes Marienbild befand, das alljährlich an Mariä Lichtmeß der Anziehungspunkt für unzählige Wallfahrer wurde. Jetzt ist die Zahl dieser Wallfahrtsorte auf drei gestiegen. Die

*) 1 Peso = 4 Mark deutscher Währung.

Einnahmen aus den Opfern derer, die die Gunst der Santa Virgen suchen, sind jedoch nicht geringer geworden.

Das Bild, das der katholische Romanismus uns gezeigt hat, ist kein erfreuliches. Um so wirkungsvoller aber hebt sich in vielen Beziehungen von solchem dunkeln Hintergrunde das Bild der deutschen Kolonie ab.

Die Industrie ist es, die das nicht gerade sehr volkreiche Valdivia zum Range eines Weltplatzes erhoben hat. Aber die Industrie ist wiederum allein das Werk der deutschen Kolonisation. Vor Beginn der deutschen Einwanderung war Valdivia ein Deportationsort für vornehme Chilenen, die irgendwie mit dem Strafgesetz in Konflikt gekommen waren. Heute aber zeigt Valdivia das Bild einer gewerbfleißigen aufwärtsstrebenden Stadt. Man möchte wagen, Valdivia eine deutsche Stadt zu nennen, so machtvoll hat sich hier deutsche Thatkraft erprobt und bewährt. Die deutsche Bevölkerung ist, obwohl an Zahl der eingebornen bedeutend nachstehend, trotzdem die herrschende, da sie in ihrem Besitze alles vereinigt, was für das Volksleben Bedeutung hat, Energie, Wissen, Geld. Dieser Ueberlegenheit aber ist sich das Deutschtum von Jahr zu Jahr mehr bewußt geworden; und je mehr das Verständnis der deutschen Heimat für die deutschen Kolonien im Auslande wächst, um so weniger ist die Befürchtung begründet, daß das Deutschtum Valdivias sich in absehbarer Zeit schon unter dem entnervten Romanentum verliere.

Doch sonderbar, diese einzigartige Kolonie, die auf so mannichfache Weise ihr deutsches Selbstgefühl bethätigt und schwere Opfer gebracht hat, um auch den kommenden Geschlechtern den Segen deutschen Geisteslebens zu erhalten, hat fast vier Jahrzehnte lang bestanden, ohne eine evangelische Gemeinde zu besitzen. Ja sie hat sich früher sogar heftig dagegen gesträubt, dem Evangelium und seiner Predigt eine Stätte zu gönnen. Versuche, die wiederholt unternommen wurden, eine Gemeinde zu gründen, scheiterten stets an dem allgemeinen Widerspruch. Die Ursache war einmal, daß der großen Masse der Deutschen zuerst über dem harten Kampfe um die Existenz und dann, als sich die Zeiten plötzlich günstig gestaltet hatten, über dem leichten Gewinnen und bequemen Lebensgenusse der Sinn für die idealeren Güter des Lebens verloren gegangen war. Dazu aber kam noch ein zweiter Umstand. Die geistigen Führer der deutschen Kolonie in frühern Jahrzehnten waren Männer erklärter liberaler Denkungsart, die einst unter dem Drucke der nach 1848 beginnenden Reaktion die Heimat verlassen hatten und gegenüber allem, was nach Kirche und Religion schmeckte, einen entschiednen Widerwillen besaßen, der durch das, was sie in Chile selbst von katholischer Religion gewahrten, nur noch mehr gesteigert wurde.

Trotzdem kam es im Jahre 1887 doch noch zur Gründung einer evangelischen Gemeinde in Valdivia. Wie ging das zu? Im Jahre 1883 waren drei deutsche Handwerkerfamilien aus Hamburg hier eingewandert, die von echt christlichem Geiste erfüllt waren. Diese pflegten auch in der neuen Heimat ihre alte Glaubensgemeinschaft weiter, unbekümmert um das Gezeter gegen die Pietisten. Allsonntäglich versammelten sie sich zu gemeinsamer Andacht und hielten eine Sonntagsschule, die verhältnismäßig zahlreich besucht war. Von diesem kleinen, aber energischen Kreise christlicher Freunde gingen die Anregungen aus, eine Gemeinde unter Leitung eines Pfarrers zu gründen, die denn auch im Jahre 1887 zu dem beabsichtigten Ziele führten. In diesem Jahre wurde durch Vermittlung des seligen D. Fabri der erste Geistliche, ein Sachse, hierher ausgesendet und am 16. Oktober der erste Gottesdienst gehalten.

Seitdem hat sich die Gemeinde äußerlich überaus rasch entwickelt. Zwar mußte zunächst der Gottesdienst acht Jahre lang in einem Schuppen gehalten werden, der vordem als Bierniederlage gedient hatte; aber im Januar 1893 konnte die Gemeinde doch schon den Grundstein zu einem eignen Gotteshaus legen, und am 20. September 1895 weihte sie ihr neues Kirchlein feierlich ein, das zwar dem Aeußern nach ein recht schlichter Bau ist und europäischen Begriffen von einem Gotteshaus wenig entspricht, aber doch im Innern würdig und schön eingerichtet ist. Allerdings hätte die Gemeinde in so kurzer Zeit nie aus eignen Mitteln dieses Ziel erreichen können,

aber sie wurde in außerordentlichem Maße durch die Heimat unterstützt. Das Königlich Sächsische Landeskonsistorium, dem die Gemeinde unterstellt ist, hat der Gemeinde im ganzen 12000 Mark geschenkt, um ihren Kirchbau zu fördern. Und noch heut erhält die Gemeinde alljährlich 1000 Mark vom Gustav-Adolf-Verein als Zuschuß zum Pfarrgehalt. Es erscheint gewiß manchem Leser unbegreiflich, daß die Heimat die Verpflichtung haben soll, die Gemeinde einer so reichen Stadt, wie Valdivia ist, zu unterstützen. Aber es will bedacht sein, daß ein großer Unterschied ist zwischen Gemeinde und Kolonie. Die Gemeinde umfaßt noch immer nur einen Bruchteil der selbständigen Glieder der Kolonie. Und was für Opfer von Anfang an diejenigen gebracht haben, die treu zur Gemeinde halten, ist bewunderungswürdig und könnte für manche Gemeinde der Heimat vorbildlich sein.

Gegenwärtig findet die Gemeinde kaum noch irgendwo bewußte Opposition. Im Gegenteil, die kirchliche Sitte ist eine solche Macht geworden, daß es schwer ist, sich ihr zu entziehen. Es ist jetzt Mode, daß Eltern ihre Kinder taufen und konfirmiren lassen, nicht minder, die kirchliche Trauung und die Assistenz des Pfarrers bei Begräbnissen zu begehren. Aber trotz allem ist die innere Gleichgiltigkeit gegen das Evangelium und die Verständnislosigkeit für die Dinge des Reiches Gottes in weiten Kreisen eine entsetzlich große. Kanns denn freilich auch anders sein bei einer Generation, die in ihrer Jugend weder in der Schule noch im Hause einen lebendigen Hauch des Geistes Jesu Christi verspürt hat und herangewachsen nur in materiellen Interessen aufgeht? So entspricht die Vereinigung derer, die die alljährliche Gemeindesteuer zahlen, ebenso wenig auch nur von fern dem Ideal einer evangelischen Gemeinde oder Gemeinschaft als eine großstädtische Parochialgemeinde drüben. Die Gemeinde ist eine Missionsgemeinde im eigentlichen Sinne.

Mögen der Schwierigkeiten, mit denen die Gemeinde bei ihrer Arbeit, christliches Leben in den Seelen zu wecken, ringen muß, noch so viele sein; mag es ouch oft den Anschein haben, als wenn die großen Opfer, die hüben und drüben für die Gemeinde gebracht werden, vergeblich seien, die Hoffnung besteht trotzdem, daß noch einmal ein Geistesfrühling in die Gemeinde einziehe, da die seit langem ausgestreuten Saatkörner aufgehen werden. Die kommenden Generationen, die die Macht des Christentums im Kindergottesdienst und im Konfirmandenunterricht an ihren Seelen inne geworden sind, müssen doch andre werden, als die frühern, die nicht wußten, was sie mit dem Kreuze des Herrn ablehnten. Friedrich Geest

---

Glossen zu sozialdemokratischer Spruchweisheit

In der zweiten Oktoberwoche hat der diesjährige Parteitag der Sozialdemokratie stattgefunden, in Siebleben bei Gotha. Die Sozialdemokratie, die gegenwärtig ihre Hauptaufgabe darin sieht, die Landbevölkerung für sich zu erobern, hatte diesmal mit ihrem Parteitag auf das Land gehen müssen. In der Stadt Gotha hatte sich ihr kein Saal geöffnet. Dafür ist auch Gotha eine Hochburg des Liberalismus, eine Feste freiheitlicher Ideen. So hatte man Siebleben, dreiviertel Stunde vor Gotha, gewählt. Das Kongreßlokal lag zwei oder drei Häuser weit von Gustav Freytags stillem, behaglichem Wohnhaus. Der Kongreßraum war ein einfacher Bauerngasthofssaal, verhältnismäßig klein und niedrig, ohne jeden architektonischen Schmuck. Und auch die Partei hatte den Saal nicht sonderlich schmücken lassen; eine schmale rote Tuchguirlande, die sich an den vier Wänden hinzog, war fast die einzige Zier. Außerdem hingen überall verstreut Tafeln mit allerhand Sprüchen, die für den Geist der Partei charakteristisch sind. Lassen wir sie einmal an unsern Augen vorüberziehn. Sie regen zu allerhand Gedanken, zu Zustimmung und Widerspruch an.

Ueber der Eingangsthür stand das Wort geschrieben, was noch auf jedem Parteitage zu lesen war, das stolze Wort von Karl Marx:

Proletarier aller Länder,
vereinigt euch!

Marx hat es einst, 1847 zuerst, in seinem berühmten kommunistischen Manifest einsam in die Welt gerufen. Seitdem ist es der Schlachtruf der Sozialdemokraten geworden. Hunderttausende rufen es jetzt in lautem Chor in die Welt hinein. Das Wort hat die Sozialdemokratie bei allen ihren bisherigen Erfolgen und Siegen begleitet, immer neue Scharen für sie begeistert. Es ist heute zum guten Teil in Erfüllung gegangen. Freilich, gerade in dem Sinne, wie es Marx gemeint hat, nicht. Sein Traum war die Verschmelzung der Arbeitermassen aller Kulturvölker zu einem einzigen, dem internationalen Proletariat. Und gerade von dieses Traumes Verwirklichung entfernt man sich gegenwärtig wieder mehr. Nie ist die „Verbrüderung“ der organisirten Arbeiter der einzelnen Nationen auf den internationalen Kongressen mehr als ein gegenseitiger Besuch, ein Austausch von Höflichkeiten, eine oberflächliche Fühlungnahme zum gegenseitigen Sichkennenlernen, nie schon der Anlaß zu einer einzigen kraftvollen sieghaften Aktion gewesen. Neuerdings beginnen aber die internationalen Kongresse auch diese Bedeutung zu verlieren. An Stelle der höflichen Fühlungnahme tritt die scharfe Auseinandersetzung, allerlei Reibung. Notwendigerweise! Je mehr sich die Arbeiter der einzelnen Länder organisiren, desto mehr kommt ihnen die Eigenart des Volkscharakters, der heimischen wirtschaftlichen Verhältnisse, der verschiednen geschichtlichen Vergangenheit und der geistigen Strömungen an sich selber zum Bewußtsein. Und um so schärfer und deutlicher heben sich ihnen, den nationalen Organisationen, selber die großen zwischen ihnen vorhandnen Unterschiede und Gegensätze ab, um so selbständiger geht jede von ihnen die eignen, mit Notwendigkeit gegebnen Wege. Selbst gesetzt den völkerpsychologisch unmöglichen Fall, es käme zu einer mehr oder weniger engen internationalen Verbrüderung der Arbeitermassen des europäischen Erdteils — über die Schranken dieses Erdteils wird sie in Jahrhunderten nicht hinweg gelangen. Oder zeigt sich in Amerika irgend welche tiefere und nachhaltigere Neigung zu solcher Verbrüderung mit den Europäern? Oder in Australien? Und wenn sie sich wirklich und nachhaltiger zeigte, Ozeane trennen die Massen. Und nicht Ozeane nur, sondern die gänzlich andre Eigenart der einzelnen Erdteile, die auch kein Kapitalismus genügend zu nivelliren vermag. Und käme selbst zwischen den europäischen, amerikanischen und australischen Arbeitermassen irgendwie ein gemeinsames Band zustande, ihnen droht Asien mit seinen japanischen, indischen, sibirischen, chinesischen Arbeitermassen als furchtbarer Feind. Und darum, so sehr man es vielleicht wünschen könnte, es wird noch bis in die fernste Zukunft hinein mit einer auch nur irgendwie wirksamen und dauernden Allianz des internationalen Proletariats nichts sein. Und ehe die Zeit herankommt, ist hoffentlich in den europäischen Kulturländern, voran in unserm deutschen Vaterlande, das Proletariat bis auf wenige Reste überhaupt geschwunden.

Darum ists auch nichts mit dem zweiten Wort, das in Siebleben von der Wand in den Saal hineinleuchtete:

Gegen die unheilige Allianz der kapitalistischen Mächte die heilige Allianz des internationalen Proletariats!

Dies ganze Wort ist vielmehr eine Phrase, eine Uebertreibung, wie die heutige Sozialdemokratie zum Teil selber noch phrasenhaft und eine Uebertreibung ist. Denn was soll eigentlich „die unheilige Allianz der kapitalistischen Mächte“ bedeuten? Worin soll sie bestehen? Versteht man unter ihnen die heutigen Staaten, die nach der Meinung der sozialdemokratischen Gelehrten nichts wie „Klassenstaaten“ in den Händen der Kapitalisten sind, so stimmt das durchaus nicht. Klagt man nicht heute gerade über die Uneinigkeit und Eifersucht, den Haß und Chauvinismus dieser Staaten gegen einander? Oder versteht man darunter den Militarismus? Aber ist nicht gerade der Militarismus das Mittel, die Staaten gegen einander in Schach zu halten, gegen einander hochzuschrauben, von einer allgemeinen Allianz immer wieder zurückzudrängen? Oder meint man das Kapital selbst und seine Macht? Aber steht nicht in Industrie und Handel stets Kapital gegen Kapital? In jedem einzelnen Lande schon ist das der Fall, kraft des unerbittlichen Gesetzes der Kon-

kurrenz, erst recht zwischen Kapitalmassen der einzelnen Nationen auf dem Weltmarkte. Gewiß übersteigt die Macht und die Wirkung des Kapitals in einzelnen Händen und Fällen die Schlagbäume und Grenzen des modernen Rechtsstaates. Aber von einer internationalen Allianz des Kapitalismus — kann man nur reden, wenn man übertreibt.

Ganz anders als den beiden eben erörterten Worten dürfen wir jedoch einem andern Spruchpaare, das an den Wänden des Sieblebener Tanzsaales hing, gegenübertreten. Hier muß unsre Zustimmung bedingungslos und freudig sein. Das erste der beiden glüht von Zukunftshoffnung und Idealismus. Es lautet:

Nun Freunde, der Tag ist bald erwacht!
Der Morgen naht! Er wirds erringen!
Nicht ohne Kampf, doch ohne Schlacht —
Der Geist ist stärker als die Klingen!

Das ist der Bruch mit der revolutionären Tradition der Partei von 1848. Für jeden Ehrlichen steht fest, daß die Sozialdemokratie mit der Revolution im Sinne des Barrikadenkampfes fertig ist. Wer das noch behauptet, verleumdet sie. Sie will nur die Köpfe noch revolutioniren, nicht mehr die Fäuste. „Der Geist ist stärker als die Klingen," der Geist, der die schreienden Widersprüche und Gegensätze der wirtschaftlichen Zustände unsrer Zeit klar erkennt und darum auch den Weg und die Kraft der Abhilfe finden wird. Jeder christliche und nationale Sozialist wird dem nur zustimmen. Und auch dem andern Vers, der dazu gehört, dem Distichon:

Nicht aus dem Blut der Tyrannen
Entlodern die Flammen der Freiheit!
Nein, aus dem Herzen des Volks,
Welches sich selber erkennt.

Wohlan, mag auch das „sozialdemokratische" Volk immer mehr nicht nur seine Macht, sondern auch seine Mängel, seine Beschränktheiten und Schwächen erkennen und dadurch immer mehr wieder zur Anerkennung auch der ethischen und religiösen Güter zurückkehren!

Fast scheint es, als verspräche das schon das nächste Verspaar im Saal. Wenigstens die zwei ersten Zeilen des ersten der zwei Verse:

Was du für wahr hältst, seis auch, was es sei,
Dran glaube ruhig und bekenn es frei!

Das ist der Aufruf an den Arbeiter, eine eigne Meinung sich zu erwerben und zu haben durch eignes Denken und selbständige Arbeit. Das ist — eine wunderliche und doch durchaus notwendige Erscheinung — der Ruf nach Individualität und Individualismus aus der millionenköpfigen Schar derer heraus, die sich stolz Anhänger des Sozialismus nennen, und die alle nach geistiger und sozialer Selbständigkeit schreien, nach dem Recht auch für den kleinsten und letzten Mann, Person, nicht mehr bloß Nummer zu sein. Aus dieser Sehnsucht sind offenbar auch die nachfolgenden zwei Zeilen geboren, die zu den eben genannten noch hinzu gehören:

Was du für Recht erkannt, das übe gern,
Weils Recht dir ist; ein andrer Grund sei fern!

Sie bilden freilich schon einen bedenklicheren Nachsatz. Führt dieser Satz, verwirklicht, nicht gerade zum direkten Gegensatz gegen das sozialdemokratische Ideal der Gleichheit? Denn durch ihn wird das Recht in die Hand und das Belieben jedes Einzelnen gestellt. Jeder Einzelne soll entscheiden, was für ihn recht und gut, was sein Recht ist, und darnach thun, eben weil es sein Recht ist. Jeder Einzelne wird dementsprechend entscheiden nach seiner persönlichen Art, die allermeisten aber nach ihrem persönlichen Vorteil. Was ihnen gut und nützlich ist, würden sie als ihr Recht proklamiren; und je stärker einer ist, desto mehr Recht könnte er für sich verlangen und durchsetzen zum Schaden für die Andern. Und wie kann daneben das zweite Wort, das in Siebleben nicht weit davon auch im Saale hing, bestehn:

Wo das erste Vorrecht anfing,
hörte das Recht auf.

Löst jener Vierzeiler das gemeinsame und Gesamtrecht Aller nicht gerade in lauter Einzelrechte und Einzelvorrechte auf? Richtig freilich scheint auch dies zweite Wort von dem „Vorrecht" nicht zu sein. Kann man nicht mit viel größerm Rechte gerade das Umgekehrte als richtig behaupten: Als das erste Vorrecht anfing, hub das wahre Recht erst an? Denn im Anfang war weder Recht noch Unrecht. Da war nur tierisches Dahinleben. Ueber dieses Chaos wuchsen einzelne Menschen hinaus. Sie wurden intelligenter, stärker, mächtiger. Sie herrschten und machten ihre Herrschaft dauernd. Diese Herrschaft ward das erste Vorrecht, das sich wiederholte in hundertfältiger Gestalt, in immer neuen Formen, als immer neue Vorrechte, bis sich die Andern, nachgewachsen, gegen sie auflehnten, bis sie ein Vorrecht nach dem andern zu brechen begannen, sich das gleiche Recht verschafften. So entstand das allgemeine, das gleiche Recht. So entwickelt es sich noch heute weiter. So ist der gegenwärtige Kampf der Arbeitermassen auch nur eine neue Phase im Kampf um dieses Recht für alles, was Menschenantlitz trägt und teil haben soll an dem, was man heutzutage Kultur nennt.

Zwei weitere Sprüche folgen:

Der Kapitalismus treibt in die Barbarei, und
Der Sozialismus ist der Träger unsrer Kultur.

Auch diese Worte sind wahr oder falsch, je nachdem man sie versteht und auslegt. Das ist jedenfalls außer Zweifel auch für den denkenden Sozialdemokraten: der Kapitalismus, d. h. die kapitalistische Produktionsweise, in der das Geld, das Kapital die alles entscheidende, allmächtige Instanz ist, war für die wirtschaftliche Entwicklung der Kulturvölker unsrer Erde eine Notwendigkeit und darum ein Fortschritt und ein Segen. Er ist die Macht gewesen, die ungeahnte Menschen- und Naturkräfte entband und entfaltete, die Menschheit auf ein neues, höheres, vielgestaltigeres und darum anregenderes Niveau zu leben, zu arbeiten, zu denken, zu fühlen, ja zu glauben und zu beten emporhob. Aber auch er hat eine Grenze, an der sich sein Segen in Fluch verwandelt, an der die ungebundne Freiheit, die er voraussetzt, zur Knechtschaft und zum Unheil für immer größere Menschenmassen wird, und alle andern Freiheiten in bloße Vogelfreiheit verkehrt. Dann — und heute ist die Zeit gekommen — treibt er wirklich in die Barbarei. Dann aber ist auch die Stunde da, diese Uebermacht zu brechen, diese Willkür zu beschneiden: die Stunde großer Reformen der privatkapitalistischen Produktion und der von ihr bedingten Kultur. Und faßt man alle ehrlichen Bestrebungen auf solche ernsthafte Reformen zusammen unter dem Begriff des Sozialismus, dann hat der sozialdemokratische Doppelspruch abermals Recht, dann ist dieser Sozialismus der Träger unsrer Kultur, der sie in die Zukunft hinüberretten wird. Versteht man aber unter Sozialismus etwas andres, das, was die traditionelle Sozialdemokratie bisher darunter verstand, eine bloße wirtschaftliche Theorie, die von Marx proklamirte Form der gemeinsamen, genossenschaftlichen Produktion, der gesellschaftlichen Wirtschaft, dann ist dieser Sozialismus keinen Deut mehr wert als jener Kapitalismus. Denn auch er treibt in die Barbarei wie dieser, er nur durch allzu starken Zwang, der seine notwendige Folge sein würde, wie dieser durch die übermäßige Freiheit, die er mit sich führte.

Ganz ähnlich doppelsinnig und jedenfalls stark übertreibend ist auch der nächste Spruch:

Die Befreiung der Arbeit ist die Befreiung
der Menschheit

— oder auch „Erlösung der Menschheit," wie es anderswo heißt. O nein, das ist die Befreiung der Arbeit sicher nicht. Sie ist, vielmehr: sie wird ein großer Segen sein, wenn auch der letzte Mensch nur mehr acht Stunden wird körperlich zu arbeiten haben und den Rest der Arbeit der Maschine überlassen darf, und wenn er trotzdem oder gerade erst recht deswegen noch einmal so gut als jetzt zu leben vermag und Zeit finden wird, an sich selber und seiner geistigen Weiterbildung zu arbeiten. Dann wird die Menschheit abermals aus einem Teil der Banden, in die sie die Folgen ihrer Emporentwicklung geschlagen haben, befreit, gelöst sein. Aber erlöst wird sie auch dann nicht sein. Auch dann noch werden die Fesseln der eignen Sünden an jedem Einzelnen haften und lasten; dann erst wird sie jeder

bis zum letzten Mann herab erkennen und spüren und wird anfangen, sich nach der Befreiung auch von ihnen zu sehnen, und dann wird auch zu ihnen der kommen, der im Grunde der einzige Erlöser ist, Jesus, und ihnen ein neues, sein Leben bringen, das allein die wahre und gründliche Erlösung der Menschheit bedeutet.

Weiter folgt der Spruch:

Wir leben nicht, um zu arbeiten,
Sondern wir arbeiten, um zu leben!

Ein schönes, hehres und wahres Wort. Wer von uns christlichen Sozialisten wollte daran deuteln und mäkeln? Dünkt es uns doch wie aus der Bibel hergeholt, weht doch der Geist unsers Glaubens aus ihm! Nur schade, daß es zu kurz ist, zu früh mit dem Punkte schließt. Denn hinter seinem Punkte steigt sofort ein Fragezeichen empor, meldet sich die Frage: Und warum leben wir nun? Um zu genießen, ist die Antwort vieler Sozialdemokraten. Sie ist wahrhaftig falsch. Aber es ist unmöglich, sie jenen Vielen jetzt als falsch zu erweisen. Denn vor denen, die sich heutzutage selbst den selbstverständlichsten und erlaubtesten Genüssen aus Armut verschließen müssen, zieht allein der Thatbeweis. Einst aber, wenn auch für die Entbehrungsreichsten allmählich die bessere Zeit gekommen ist und sie alle, alle mehr teil haben werden an den Gütern und Genüssen menschlicher Kultur, dann werden sie es am eignen Leibe erleben, daß die Antwort falsch ist. Dann werden auch sie allmählich, jeder für sich, in innern Kämpfen, durch inneres Leid und inneres Glück, die Antwort finden, die unter allen, die man auf jene Frage geben kann, die allein richtige ist, die wir Christen uns heute schon selig, dankbar geben: Wir leben, um in den Wandlungen und Schicksalen dieses Lebens uns läutern und reifen zu lassen zum ewigen Leben.

Der letzte Spruch der Sozialdemokraten in Siebleben hieß schön und erbaulich:

Der Sozialismus ist der Friede

Gewiß, wir glaubens auch, daß er der Menschheit ein neues Stück Frieden bringen wird. Er wird den wahnsinnigen wirtschaftlichen Kampf Aller mit Allen mildern, eindämmen, vielleicht zum Teil gänzlich beseitigen, er wird ungezählten Menschen wenigstens einige Stunden größerer Ruhe und Selbstbeschäftigung täglich bescheren; er wird vielleicht auch neue Völkerkriege auf längere Zeit zu hindern wissen. Er wird in hunderterlei andern Formen Frieden, Glück und Fortschritte ausstreuen, aber den Frieden bedeutet er nimmermehr. Denn der Sozialismus ist und bleibt eine Macht außer uns. Frieden, wahren, dauernden Frieden aber vermag allein den Menschen eine Macht in ihnen zu geben und zu wahren, die Macht von oben, vom Himmel her, die in Jesus verkörpert und lebendig geworden ist. Und darum nicht der Sozialismus,

Jesus Christus, der ist der Friede!

Göhre

Verschiedenes

(Wie man glücklich wird und glücklich macht) So heißt der Titel eines jüngst erschienenen Buches von Otto Funcke (Bremen, Ed. Müller, 1896). Der Verfasser wirft eine Frage auf, die jedes Menschenherz bewegt: Wer möchte nicht glücklich werden und glücklich machen?! Hält er nun auch, was er mit dem Titel seines Buches in Aussicht stellt, vermag er uns den Ort zu nennen, wo die Wünschelrute wirklich wächst, nach der wir so oft in unsern Kinderjahren verlangt? Die Antwort hängt davon ab, was man unter Glück versteht. Ich hoffe, daß die wenigsten Leser der Christlichen Welt eine falsche Vorstellung vom Glücklichsein haben, und die eine solche noch haben, werden sie leicht und gern bei der Lektüre dieses Buches berichtigen. In kurzen Worten läßt sich nicht sagen, welchen Weg Funcke zum Glück und zum Beglücken empfiehlt. Aber im Grunde ist seine Antwort die eine, alte, die jeder Christ parat haben sollte. Unser Glück liegt in der Lebensgemeinschaft mit Gott. Daß Funcke es versteht, seinen Lesern die Anwendung dieses altbewährten Rezeptes dringend ans Herz zu legen und ihnen dazu viele kleine praktische Winke giebt, macht den Reiz des Buches aus. Er entwickelt keine Lehre, sondern reiht Selbsterlebtes und Erfahrnes in bunter Reihe und in origineller Sprache an einander. Von eignem und selbständigem Ergreifen des Heils reden die Blumen aus der Wüste, tagebuchartige Erzählungen des Verfassers aus seiner Leidenszeit in dem Kurort Rehburg. Der weit größere Teil des Buches aber bringt Früchte aus seiner reichen seelsorgerischen Thätigkeit, lebenswahre Geschichten von oft ergreifendem Inhalt, aber auch Fragen und Antworten aus und für die Gegenwart.

Martin Fromme

(Die Kandidatennummer der Christlichen Welt) Wir sind unsern Lesern ein paar Worte zur Erklärung des eigentümlichen Charakters der vorliegenden Nummer schuldig. In diesen Wochen sind es gerade zehn Jahre, daß die erste Nummer der Christlichen Welt ausging: am 21. November 1886. Die Kandidaten, die dem Herausgeber des Blattes während dieser zehn Jahre in seiner Redaktionsthätigkeit zur Hand gegangen sind, beschlossen, den Gedenktag des zehnjährigen Bestehens der Christlichen Welt nicht ganz unbeachtet vorübergehen zu lassen. Sie baten den Herausgeber, diesem Tage ein Denkmal in der Christlichen Welt selbst setzen zu dürfen, indem sie eine Nummer derselben ausschließlich mit eignen Beiträgen füllten. Sie möchten dadurch auch dem weitern Leserkreise kundmachen, daß in der Redaktionsstube der Christlichen Welt nicht nur ernste Arbeit, sondern auch herzlich vertrauensvolle Freundschaft eine Stätte hat, und daß die Erklärung für die den Gegnern oft so unverständliche Anziehungskraft der Christlichen Welt auf die jungen Theologen zum guten Teil darin liegt, daß der Herausgeber denen unter ihnen, die ihm nahetreten durften, etwas ganz andres und viel mehr ist, als ein Parteiführer, nämlich ein warmherziger und verständnisvoller Freund.

So ist diese Nummer zustande gekommen. Es erübrigt nur noch, die Namen der bisherigen Kandidaten aufzuführen. Es waren Paul Göhre 1888 bis 1890, Erich Foerster 1890 bis 1891, Friedrich Geest 1891 bis 1893, Paul Jäger 1893 bis 1894, Ernst Teichmann 1894 bis 1895, Karl Knopf, Martin Fromme 1895, Wilhelm Claudius 1896.

Quittung folgt in nächster Nummer

Verantwortlicher Herausgeber:
J. V.: Pfarrer Foerster in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 48 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Geb. Dame, Waise, Braut eines cand. theol. sucht Stelle als Gesellschafterin. Vollst. Familienanschluß Hauptbedingung. Offerten unter **Richter**, Leipzig, Braustr. 1, II.

Schönstes Festgeschenk!

Thorwaldsen:
Segnender Christus.

Größe 100 75 56 48 36 cm
Preis 36 20 10 7,50 3 Mk.

Hugo Rothers Buchhdl.
(Martin Warneck)
Berlin W 9 Linkstraße 4

Gratis u. franko steht zu Diensten:
Katalog Nr. 18
Wissenschaftliche Theologie
1591 Nummern
Wilhelm Scholz
Antiquariat und Buchhandlung
Braunschweig

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162.**

Antiq. Katalog Nr. 65
und Handkatalog Herbst 96
Prakt. u. wissensch. Theologie sind erschienen.
Bitte zu verlangen.
Georg Nauck (Fritz Rühe)
Spez.-Buchhdlg. für Theologie
Berlin SW
Friedrich-Str. 52/53

Soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:
Spanien und das Evangelium.
Ergebnisse einer neunmonatigen Studienreise von **Fr. G. J. Grape.**
(VIII und 402 Seiten.) Mit 9 Bildern nach photogr. Aufnahmen des Verfassers.
Preis 6 Mark.
Verlg. v. **Eugen Strien** i. Halle a. S.

Tuch u. Buckskin
Ueberzieher-,
Cheviot- und **Kammgarnstoffe** in den neuesten soliden Dessins, **schwarze Satins** und **Croisés,** hochfeine Qualitäten, sowie **Altar-** und **Kanzeltuch,** reinwollen Fabrikat und gute Farben, versendet stück- und meterweise zu sehr billigen Preisen. Reichhaltige Musterauswahl frei.
Theodor Herrmann
in **Sagan Nr. 34** (Schlesien).

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig, Königsstraße 20 — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu je eine litterarische Beilage von den Verlagsbuchhandlungen F. A. Brockhaus in Leipzig, H. G. Wallmann in Leipzig, Georg Wigand in Leipzig, Fr. Wilh. Grunow in Leipzig und von der G. J. Göschenschen Verlagsbuchhandlung in Leipzig

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 49 Leipzig, den 3. Dezember **1896**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Adventsgaben: 1. Geduld — Aus der Geschichte des neutestamentlichen Kanons: 1. Die Zeit bis etwa 140 n. Chr. (Fortsetzung) — Leo XIII. als Papst: 1 — Der Erfurter Delegirtentag des National-sozialen Vereins — Neue Triebe der Spekulation — Aus dem Leben eines Landpfarrers — Oben und Unten. Sozialer Roman — Verschiedenes: Ein neuer Weg, Armenien zu helfen; Der verweigerte Urlaub — Bücher für den Weihnachtstisch: Die Kernfragen des Christentums; Unter dem Schirm des Höchsten; Geschenktes und Erkämpftes; Ein neues Buch von Funcke; Alexander Vinet; Charlotte von Schiller; Jugendbriefe Alexander von Humboldts; Johann Sebastian Bach; Durchs Fenster; Glückliche Heimkehr aus langer Irre; Roseggers Neustes; Im Hirtenhaus; Kleine Ursachen, große Wirkungen; Ein Blick hinter die Kulissen; Naturgeschichten; Die Christen; Religiöse Lyrik; Sonnenblumen; Leidensblumen; Unterm Christbaum; Weihnachtsspiele — Anzeigen

Adventsgaben

1. Geduld

So seid nun geduldig, lieben Brüder, bis auf die Zukunft des Herrn. Jak. 5, 7.

Denkt man an das paulinische Wort aus dem Galaterbrief: Als die Zeit erfüllet war, sandte Gott seinen Sohn, und mißt es an unsern heutigen Natur- und Geschichtserkenntnissen von der vermutlichen Entwicklung der Erde und ihrer Bewohner, so bekommt man eine Vorstellung von der Tiefe des Psalmworts: Tausend Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist. Der kindliche Gedanke, der in alten Weltgeschichtstabellen seinen naiven Ausdruck fand, die Weltschöpfung auf das Jahr 4000 v. Chr. anzusetzen, gehört zu den überwundnen Standpunkten. Lang und langsam sind Gottes Wege. Der Epheserbrief greift noch weiter zurück, er setzt unsre Erwählung aus Gottes Liebe an, ehe der Welt Grund gelegt war. Darüber nachzudenken oder es gar auszudenken geht über Menschenvermögen. Ein thätiger oder ruhender Gott, der von Ewigkeit her, sei es im Vorgenuß, sei es in der vorbereitenden Verwirklichung seiner Pläne begriffen ist, wirkt auf unsre Einbildungskraft wie ein Rahmen ohne Bild. Lassen wir lieber das mathematisch Unendliche aus unsrer Gottesvorstellung hinweg und setzen an die Stelle der zeitlichen Länge die Langmut Gottes, seine Geduld, wie er die Dinge hat hingehen lassen und auch die Menschen in vergangnen Zeiten hat wandeln lassen ihre eignen Wege, einschließlich der Väter des Alten Testaments, die ja mit der Ahnung des Künftigen gesegnet waren, und wie er dies alles getragen hat, ohne mit einem Entweder-Oder überwältigender Gnadenerweisungen oder Verderben bringender Gerichte gleichsam dazwischenzufahren und den Werdegang der Geschichte zu beschleunigen. Unser Gott ist wahrlich ein Gott der Geduld, wie die Epistel zum zweiten Advent ihn nennt.

Der ersten Christenheit lag es noch näher, den Gedanken der Geduld durch die Zukunft oder Wiederkunft Christi zu erläutern. So thut das Evangelium des zweiten Advents. So thut es der Jakobusbrief. Ihm ist das Ende gewiß wie der morgende Tag. Gott kann, was er vorhat, hinhalten, aber nicht verfehlen. Siehe, der Richter ist vor der Thür, der Alles zurückbringen wird und jedem das Seine giebt. So seid nun geduldig, lieben Brüder.

Man müßte über jeden Lebenslauf setzen, an jede Wiege schreiben und an jeden Sarg zu bleibender Erinnerung heften: Seid nun geduldig, lieben Brüder. Leben heißt, kurz gesagt, Geduld haben. Möchten wir sie immer besitzen, vor allem nach der leidenden Seite, daß wir imstande sind, zu warten ohne Entrüstung und Enttäuschung, eingedenk der Verheißung: Es kommt noch schon dem Wartenden das Ende, das bringt ihm lauter Nutzen in die Hände — zu warten auch in dem Sinne, daß wir scharf unterscheiden zwischen irdischen und himmlischen Zielen, jene anheimgebend, dieser gewiß, und auf dem Zwischenraum zwischen beiden der Güte Gottes harrend. Doch hat Geduld auch eine thätige Seite. Dann ist sie Ausdauer im Wirken, Widerstand leisten können, sich zur Wehre setzen, das Seine behaupten gegen den Schein, ja gegen alle Vernunft. Das Christentum ist öfter leidend als thätig dargestellt worden, Gott schenke uns beides, zu leiden und zu thun im Geiste der Geduld.

Am unbegreiflichsten ist, daß Gott sogar mit der Sünde und den Sündern Geduld hat. Vor dieser göttlichen Geduld mit den Sündern, d. h. mit uns, beugen wir unser Knie in tiefster Dankbarkeit, hoffend, der Herr werde solange mit uns Geduld haben, bis er uns in die ewigen Hütten aufnehmen kann. So seid auch ihr geduldig, lieben Brüder, einer gegen den andern. Wollt ihr einwenden, es sei in unsern Tagen Pflicht, sich scharf zu machen, rücksichtslos die Dinge beim Namen zu nennen und Besserung zu erzwingen, so sage ich, macht euch immer scharf, urteilt so rücksichtslos, wie ihr müßt, und bessert, wo ihr könnt, aber dann — lieben Brüder, habt Geduld.

Scholz

Aus der Geschichte des neutestamentlichen Kanons

1. Die Zeit bis etwa 140 n. Chr.

(Fortsetzung)

In den beiden Generationen nach dem Aussterben der Apostel ändern sich die im Vorhergehenden dargestellten Verhältnisse in der christlichen Litteratur nur wenig. Die Autoren sind auch jetzt noch weit davon entfernt, ihren Produkten ein besonders göttliches Ansehen zu vindiziren. Nach wie vor sind „die Schriften und der Herr" die Richtschnur für Glauben und Leben. Wo von der Schrift die Rede ist, wie 2. Tim. 3, 16, 2. Petr. 1, 20 ff., ist stets das Alte Testament gemeint.

Doch ist eine Entwicklung im einzelnen bemerkbar. Zunächst fällt es auf, daß eine Anzahl der in dieser Zeit entstandnen Briefe den eigentlichen, intimen Charakter eines solchen Schreibens völlig verloren hat. Es sind dies die sogenannten katholischen Briefe,*) sie richten sich nicht mehr an eine einzelne Gemeinde, sondern an alle Christen. Es ist nur noch eine Einkleidung, daß sie als Briefe auftreten: „Der Brief fängt an, eine litterarische Form zu werden". Sodann werden Aussprüche Jesu viel ausgiebiger verwendet. Vergleicht man die paulinischen Briefe in diesem Punkte mit 2. Petrus, Jakobus und den Schriften der sogenannten apostolischen Väter, etwa dem

*) Die zwei Briefe des Petrus, drei des Johannes, einer des Jakobus und einer des Judas. Katholisch d. h. allgemein.

ersten Klemensbrief, dem Barnabasbrief, den Ignatiusbriefen, dem Hirten des Hermas und der Apostellehre, so merkt man alsbald den Einfluß der inzwischen entstandnen Evangelienlitteratur. Die Evangelien treten mehr und mehr an die Stelle der mündlichen Berichte. Man sucht und findet in ihnen Ersatz für jene. Es muß alsbald eine ziemlich reiche Produktion dieser Schriftgattung stattgefunden haben: der Verfasser des Lukasevangeliums weiß bereits von „vielen" zu berichten, die es versucht haben, „eine Erzählung der bei uns beglaubigten Begebenheiten zu verfassen." Aber ebenso wenig wie die Schrift des Lukas selbst wollten diese Evangelien etwa als Offenbarungsurkunden angesehen werden. Niemand that dergleichen; man freute sich vielmehr in ihnen vertrauenswürdiger Männer Bezeugung des Evangeliums zu haben und benutzte sie, um durch sie seine Kenntnis der Geschichte und Aussprüche des Herrn zu vermehren.

Allein in dieser Zeit kommt neben den Schriften und dem Herrn eine dritte Autorität auf: die Apostel. Es läßt sich nicht bezweifeln, daß ihnen schon in der Urgemeinde eine hervorragende Stellung zukam. Sonst wäre es schwer verständlich, warum Paulus einen so großen Wert darauf legte, ihnen völlig gleich gerechnet zu werden. Doch aber haben wir es uns nicht so zu denken, als ob sie gewissermaßen Alleinherrscher gewesen wären: sicher haben z. B. die leiblichen Brüder Jesu auch eine bedeutende Rolle in jenem Kreise gespielt (vergleiche 1. Kor. 9, 5 Gal. 1, 19). Für die folgenden Geschlechter freilich gewannen die Apostel immer größere Bedeutung, sodaß es schon der Verfasser der Lukasschriften für nötig hielt, sein Evangelium durch eine Apostelgeschichte fortzusetzen. Es war ja auch nur natürlich, daß das Ansehen derer, die im innigsten Verkehr mit dem Herrn gestanden hatten, fortwährend stieg. Bildeten sie doch die Vermittlung, die Brücke zu Christus. Charakteristisch nennt sich eine Schrift aus dieser Zeit: „Lehre des Herrn durch die zwölf Apostel," und der erste Klemensbrief stellt die Bedeutung der Apostel für jene Zeit deutlich heraus, wenn er sagt: Christus ist von Gott und die Apostel von Christus. So sind denn auch schon in der Apostelgeschichte Bestimmungen (dogmata) der Apostel für jede christliche Gemeinde verbindlich (Act. 16, 4). Aber man fand diesen neuen Kanon nicht in Büchern, wie man auch ursprünglich „den Herrn" nicht in solchen gehabt hatte. Denn die Briefe der Apostel wurden nicht als „Schriften" behandelt. Das zeigt deutlich eine Stelle des sogenannten zweiten Klemensbriefes,*) wo es heißt: christliche Leser wüßten, daß die Ueberweltlichkeit der Kirche von den Büchern und den Aposteln bezeugt werde. Demnach waren „die Apostel" noch nicht zu Büchern erstarrt. Es waren vielmehr die Einrichtungen, die Organisation, die die Kirche um 100 in den Aposteln als kanonisch verbürgt fühlte. „So sind sie, im Sinne jener Periode ein rein idealer Kanon, ungreifbar, unkontrollirbar, daher bei Streitigkeiten von beiden Parteien gleich gut zu beanspruchen." Das konnte denn auch auf die Dauer nicht so bleiben. Das Bedürfnis, diesen Kanon zu fixiren, mußte immer lebhafter werden, man mußte wissen, was apostolisch und was nicht apostolisch war.

Immerhin — von hier bis zu dem Neuen Testament, wie es uns vorliegt, ist noch ein weiter Weg. In der ganzen bisher dargestellten Periode ist nirgends etwas von Kanonisirung der in Frage kommenden Schriften zu bemerken. In der That ist der neutestamentliche Kanon das Ergebnis eines langdauernden Prozesses, dessen erste Phasen nur durch Hypothesen rekonstruirt werden können. Hierbei spielt eine wichtige Rolle die sogenannte Anagnose, d. h. die Vorlesungen in den Gemeindeversammlungen. Es gab kein andres Mittel, diese, die allerwärts aus Sklaven und Analphabeten bestanden, mit dem Inhalt christlicher Schriften bekannt zu machen, als deren wiederholte Verlesung. Dadurch gewöhnte man sich allmählich daran, diese Bücher zur gemeinsamen Erbauung zu benutzen. War es nicht nur natürlich, wenn eine paulinische Gemeinde einen an sie gerichteten Brief ihres

*) Diese Schrift hat nichts mit dem ersten Klemensbrief zu thun. Sie ist wohl fünfzig Jahre später verfaßt und ist gar kein Brief, sondern eine christliche Predigt.

Stifters des öftern las? Wie leicht auch mochten Gemeinden, die nahe bei einander lagen, ihre Schriften austauschen (vergl. Kol. 4, 16). Und nicht nur mit den Briefen, auch mit den Evangelien und Apostelgeschichten verfuhr man so. In den großen, günstig gelegnen Städten werden sich mit der Zeit mehrere Schriften zusammengefunden haben, die dann abwechselnd vorgelesen wurden. Je mehr sich der ursprüngliche Gegensatz zwischen Judenchristen und Heidenchristen verwischte, wozu die Zerstörung Jerusalems im Jahre 70 wesentlich beigetragen hat, desto leichter fanden paulinische Briefe auch in Gemeinden Eingang, die früher eine feindliche Stellung zu ihrem Verfasser eingenommen hatten. Nach und nach verlegte man sich darauf, Zusammengehöriges zu sammeln, man mag es auch in eine Buchrolle geschrieben haben. Ueber den Umfang dieser Thätigkeit läßt sich nichts Bestimmtes sagen. Ein Doppeltes ist festzuhalten: die Zulassung eines Schriftstückes zur Vorlesung in den christlichen Versammlungen sagt nur, daß es für erbaulich und der Gemeinde nützlich gehalten wurde. Und dann: der schriftensammelnden Thätigkeit liegt nicht die Idee zu Grunde, einen neuen Kanon hervorzubringen; ein Neues Testament kann nur aus vorhandnen Teilsammlungen komponirt worden sein.

So steht es am Ende der ersten Periode um den neutestamentlichen Kanon. E Tn

---

Leo XIII. als Papst

1*)

Schon am 18. Februar konnte der Eintritt in das Konklave stattfinden, den Pecci mit der ganzen Pracht alter Zeiten eingerichtet hatte. Das Veni Creator ward wie immer von der päpstlichen Kapelle gesungen, während der Zug unter Vortritt des Kardinal Camerlengo sich majestätisch entfaltete und seinen Weg in die Capella Sistina nahm. Zuschauer und Freunde verließen nach dem üblichen: Exeant omnes! die Säle und Gänge, damit die Vereidigungen vor sich gehen konnten. Die Prüfung der Zugänge wurde vorgeschriebnerweise mehrmals wiederholt und dann fand die Schließung des Konklaves feierlich statt, indem der Erbmarschall der römischen Kirche, Fürst Chigi, von außen, der Kardinal Camerlengo von innen die Thüren verschloß.

Am nächsten Morgen begannen die Abstimmungen. Die ersten Wahlgänge sind gewöhnlich eine Probe, welche Persönlichkeiten überhaupt Aussicht haben und mit welchem Anhang sie umgeben sind. Neuerdings wissen wir aus den Aufzeichnungen des Kardinal Manning,**) daß Kardinal Bilio diesen gerne zum Papst gemacht hätte, daß Manning aber auf Pecci, als einem von den Italienern wohl gekannten und geachteten Kandidaten bestand. Die Frucht dieser Vorberatung in Bilios Zelle war in der That, daß Pecci sofort neunzehn Stimmen hatte, während die übrigen einundvierzig sich zersplitterten. Ueberdies hatten die bewundernden Peruginer schon von langer Hand die Wahl vorbereitet, indem sie in Paris wie auch in Italien das öffentliche Urteil bearbeitet hatten. Der zweite Wahlgang brachte denn auch Peccis Stimmenzahl auf dreißig, und am dritten Morgen war mehr als die nötige Zweidrittelmajorität erreicht. Daß der Erwählte sich in scheinbarer Demut sträubte, lasen wir bei jedem Konklave; aber dem sittlichen Ernste Peccis ist es doch wohl zuzutrauen, daß ihn die Bürde der Tiara erschreckte, die ihm weniger Glanz und größere Konflikte verhieß als seinen Vorgängern, und er wohl erbleichen mochte, als das Erwartete Thatsache geworden war.

Dem Herkommen gemäß senkten sich sämtliche über den Thronsesseln angebrachte Baldachine bis auf den einen des Elektus. Der Zeremonienmeister führte die drei ältesten Kardinäle heran und dem Kardinal-Dekan erklärte der Erwählte die Annahme der Wahl. Auf die Frage: Quomodo vis vocari?***) erfolgte sofort die Antwort: Leone XIII., eine Huldigung gegen

*) Vgl. Nr. 40 Leos Jugend, 41 Erste Thätigkeit, 47 Der Bischof.
**) Life of Cardinal Manning by Purcell.
***) Welches soll dein Name sein?

den Vorgänger, den zwölften in der Reihe, der auf den Jüngling so großen Eindruck gemacht hatte.

Während die Zugänge zum Konklave geöffnet werden und der weiße Rauch der ohne Stroh verbrannten Schedula dem harrenden Volk die erfolgte Wahl verkündet, wird der Papst angekleidet, wie wir es aus den Bildern der großen Meister kennen: mit weißer Toga, weißen Strümpfen, roten Schuhen mit eingesticktem Kreuz, dem Chorrock von feinem Linnen, dem Schultermantel aus rotem Sammet mit Hermelin, der Stola und dem weißen Käppchen. In der Sedia gestatoria, dem herkömmlichen Tragsessel sitzend, nimmt er die erste feierliche Huldigung der Kardinäle, die Adoratio, entgegen.

Dann wird der Saphirring, der die Kardinalswürde bezeichnet, durch den ältesten Kardinal mit dem Fischerring St. Peters vertauscht. Er küßt dabei knieend des Papstes Hand und Fuß und empfängt dafür den Kuß des Friedens. — Auf dem Petersplatz harrte unterdessen dicht gedrängt die Menge der üblichen Proklamation durch den ältesten Kardinal, dem sie mit dem hergebrachten: Habemus papam! antwortete.

Unmittelbar darauf ist stets nach altem Brauch der erste, feierliche, öffentliche Segen vom Papst gespendet worden, und zwar urbi et orbi von der äußeren Loggia von St. Peter. Man hat häufig in Rom versichert, Leo XIII. habe es auch so machen wollen, sei aber im letzten Augenblick durch einen von den Intransigenten verlorenen Schlüssel daran verhindert worden. Thatsächlich hat er den Segen von der innern Halle in die Peterskirche hinab gespendet, und zwar dreimal, wie gebräuchlich, mit klarer starker Stimme.

Die einzigen Zeilen, für die Pecci in der Erregung jener ersten Stunden Zeit fand, sind an die Brüder in Carpineto gerichtet und haben dort an der Wand des Saales den Ehrenplatz:

Lieben Brüder, ich melde euch, daß das heilige Kollegium der Kardinäle mich Unwürdigen auf St. Peters Stuhl erhoben hat. Dies ist der erste Brief, den ich schreibe. Er sollte an meine Verwandten gerichtet sein, für die ich alles Glück vom Himmel erflehe, und denen ich liebreich meinen apostolischen Segen spende. Betet unablässig für mich zu Gott.

Leo XIII.

Die Krönung fand nicht, wie man hoffte, in St. Peter statt: weil die Regierung, durch die unterlassene offizielle Anzeige der Wahl verstimmt, die Ruhe bei so großem Volkszudrang nicht garantiren wollte, sagen die Biographen. Möglich auch, daß es verhindert wurde, um das Prinzip der Gefangenschaft aufrecht zu erhalten. Bei der Feier fand nichts destoweniger der seit Jahrhunderten übliche Prunk den nötigen Raum, und die Tiara ward Leo aufs Haupt gesetzt mit den üblichen Worten:

Nimm sie, die mit drei Kronen geschmückte Tiara, und vergiß nicht, daß du bist der Vater der Fürsten und Könige, das Oberhaupt des Erdkreises, der Stellvertreter des Erlösers Jesus Christus, dem Ehre und Herrlichkeit sei in alle Ewigkeit!

Der Löwe aus Juda, das Licht am Himmel waren Bezeichnungen, die dem neuen Papst sofort beigelegt wurden. Namentlich das Lumen in coelo hat damals in Deutschland viel Anstoß erregt. In den Prophezeiungen des heiligen Malachias charakterisirt dieser Name den Nachfolger dessen, den er als Crux de cruce bezeichnet, worin man Pio nono gesehen. Unleugbar ist, daß allgemein große Erwartungen auf Leo gerichtet waren und man sich Großes von ihm versprach. Ihm selbst aber mußte das Bewußtsein, unter die vielfach beunruhigten Völker als erster unfehlbarer Papst friedebringend zu treten, sein Selbstgefühl unmäßig steigern, zugleich aber seine Denkkraft und Schreiblust zu höchsten Leistungen anspornen.

Denken wir ihn uns in jenen ersten Tagen seiner Regierung in dem prächtigsten Palast der Welt, den St. Peter überschattet, sinnend wandeln. Von dem Fenster seines Gemaches schaute er herab auf die ewige Stadt, die, auf die Gräber der Apostelfürsten so stolz, dennoch siebenzigmal des Papstes sich entledigt und ihn in die Verbannung getrieben hat, um schließlich immer wieder des heiligen Stuhles Schemel zu werden. Ueber den weiten Platz mit Kolonnaden und springenden Wassern, die Zinnen der Engelsburg, die zahllosen Kuppeln hinüber trifft sein Blick den Quirinal, der Päpste zweite Residenz, wo heute

der König des einigen Italien Hof hält. In der Ferne liegen die blauen Berge der Sabina, seiner Heimat, winkt das Albanergebirge, wo am unergründlichen See des Papstes Sommersitz einlädt, fließt die Linie der grünen Ebene hinab ins Meer nach Ostia hin, von wo die Feinde anstürmten gegen die Apostelgräber, von wo der Weltverkehr den Päpsten kam.

Wie konnte dieser kostbare, von seinem hohen Amte unzertrennliche Besitz wiedergewonnen werden? Oder konnte er den Millionen frommer Christen Trost und Hilfe sein auch ohne dies? War er berufen, die neue Ordnung der Dinge zu genehmigen, den großen Verzicht zu leisten, den die Gegenwart forderte, oder sollte er trotzig auf dem Non possumus des Vorgängers verharren? Schädigte er nicht die Ehre des Papsttums, schmälerte er nicht die eigne, wenn er nachgab? Wie wenn er die angebotene Hand der Regierung annahm, wenn er versuchte, das Garantiegesetz auszuleben, als sacro ed inviolabile*) unter dem neuen Geschlechte zu wandeln, und sein geistlicher Hirt zu sein? Aber nein! Größer als die Fürsten, größer als alle Wandlungen der Zeit ist die Kirche, ist der Stellvertreter Gottes!

Der Kreis seiner treuen Peruginer, den er sofort um sich versammelte, obgleich sie den Römern verhaßt waren und blieben, bestärkte ihn naturgemäß in dem, was sie von ihm gelernt hatten, was man später des Papstes Peruginer Politik genannt hat: das vermittelnde, diplomatisch berechnende Entgegenkommen, das offenbar den Grund seines Wesens ausmacht, das Bestreben die Kirche allen gefällig zu machen, Vorteile auszutauschen, Verträge zu schließen, keine prinzipielle Unmöglichkeit anzuerkennen. Im Grunde ist es dasselbe, was Consalvi wollte, wenn er sagte:

Ich werde niemals eine andre Politik kennen, als die, die sich ganz unverhohlen auf ein gegenseitiges Interesse stützt. Hier liegt unbedingt die Macht unsers Hofes.

Aber den Peruginern stand eine furchtbare Janitscharenmacht entgegen. Wenn schon das Herkommen, überhaupt die Umgebung nirgends in der Welt mächtiger ist als im Vatikan, so kann der dadurch geübte Druck vermittels der Geldfrage durch die Jesuiten verschärft werden, denn diese sind es thatsächlich, die die Schwankungen des Peterspfennigs bestimmen. Nach dieser Seite waren Leo XIII. schmerzliche Erfahrungen vorbehalten, von denen er nichts ahnte, als er 1878 dem Redakteur der Civiltà Cattolica sagte, er sei bereit, den Kampf mit dem Jesuitenorden aufzunehmen, falls er ihm aufgedrängt werde.**)

Daß er sich zunächst abwartend verhalten wolle, zeigte der Papst sofort in der ersten Ansprache an das Konsistorium der Kardinäle am 26. März 1878, in der er die Zeitlage der nationalen Verhältnisse mit keinem Wort erwähnt.

Ostern schon erschien dann die erste Encyklika, Inscrutabili, über die Schäden der gegenwärtigen Gesellschaft, in der er den Grund alles Uebels nur in der Feindschaft gegen die Kirche sucht, und die weltliche Herrschaft feierlich zurückfordert. Mag es wahr sein, was gesagt worden ist, daß er darin nur einer Form genügt hat und den Gedanken ohne Begeisterung wach hält, so war es doch eine bittere Enttäuschung für alle Friedensfreunde. Von dem Kardinal Pecci, der in Perugia nie den Verkehr mit den Behörden abgebrochen und immer einen Modus vivendi gefunden, hatte man mehr erwartet. Um so größerer Jubel herrschte bei den Intransigenten, die man kurzweg Jesuiten nennen kann, deren Schar durch französische Royalisten und Abenteurer wesentlich verstärkt wurde.

Indessen, was er in der Nähe versagt oder nicht gleich zu gewähren vermochte, trachtete der Papst in der Ferne darzureichen. An alle Fürsten, den Zaren, den Großtürken, den Kaiser von China, den Mikado schrieb er eigenhändige Briefe voll des größten Entgegenkommens und feiner Diplomatie, und ernannte den milden Kardinal Franchi zu seinem Staatssekretär. Wäre der am Leben geblieben, wer weiß

*) Der erste Paragraph des Garantiegesetzes lautet: Die Person des Papstes wird für heilig und unverletzlich erklärt.

**) Dreizehnter Kirchenpolitischer Brief von Spectator. Beilage der Münchener Allgemeinen Zeitung.

wie die Dinge sich entwickelt hätten. Aber ein unerklärlicher plötzlicher Tod ereilte den in der Blüte der Jahre Stehenden. Nicht nur gesagt hat man in Rom, die Jesuiten haben ihn aus dem Wege geräumt, sondern eine Pariser Zeitung hat es geradezu gedruckt, er sei einer echt liberalen Gesinnung zum Opfer gefallen. Der Nachfolger Nina war härter als Franchi, aber milder im Vergleich mit der Praxis der zweiten Regierungshälfte. Ein eigentümliches Licht auf diese interessanteste Entwicklung des Papstes wirft die Aeußerung Crispis, die wir in dem französischen Jubiläumsbuch*) finden:

Bis zum Jahre 1887 konnte ich annehmen, daß Leo XIII. sich mit Italien versöhnen wolle. Da ich ihn für einen hervorragenden Mann hielt, konnte ich hoffen, daß er mit unabhängigem Sinn die Kirche regieren werde, ohne die Forderungen der weltlichen Herrschaft festzuhalten. Ich mußte mich jedoch mehr und mehr überzeugen, daß die Jesuiten, denen Leo neue Privilegien gewährt hatte, mächtig genug sind, um auch bedeutende Intelligenzen**) zu beherrschen. Und da erinnerte ich mich an das, was ein hervorragender Gelehrter in Berlin zu mir gesagt hat, daß im Vatikan der Mann keinen Willen haben kann, und daß, wer die Tiara aufsetzt — sei er liberal oder reaktionär — von der Kurie besiegt wird.

Indessen galt es ja nicht allein zu Italien Stellung zu nehmen. Alle auswärtigen Mächte kamen ihm freundlich entgegen, und die, die ihn den erfolgreichsten politischen Papst nennen, können mit Recht darauf hinweisen, wie gut es ihm zumal bei den akatholischen Regierungen gelungen ist. Das großartige goldne Priesterjubiläum, das ihm ungeheure Schätze eintrug und im Vergleich zu dem Bischofsjubiläum wirklich etwas Spontanes hatte, war auch der Höhepunkt seiner Triumphe. Mir ist es immer rätselhaft gewesen, daß ihm damals der Gedanke an die geistliche Herrschaft des Erdkreises nicht als das Höhere erschien, in dem die Lösung der schwebenden Frage beschlossen ist. Thatsächlich finden wir das Gegenteil, und es ist anzunehmen, daß seine so mächtige Umgebung ihn zu dem umgekehrten Schlusse drängte: wenn der Erdkreis zu einer solchen Huldigung des Papstes bereit ist, wird er auch die Waffen leihen, um ihm sein weltliches Gebiet zurückzuerobern. Und hier beginnt der unselige Irrtum, der den Papst in einen Opportunismus hineindrängte, den man nicht glauben würde, wenn man ihn nicht gesehen hätte, und der ihm selbst in den letzten Regierungsjahren Bitteres eingetragen hat.

Doch kehren wir zu den Erfolgen des ersten Jahrzehntes zurück. England schien nur auf ein höfliches Entgegenkommen gewartet zu haben, denn es gab z. B. in Malta ganz ohne Kampf die Situation auf und lieferte sämtliche gemischte Ehen an Rom aus. In Schottland setzte man der Gründung und Befestigung des Episkopats gar keine Schranke entgegen. Die schwankende Politik in Irland duldete man ohne Groll, und in England selbst durften die Kardinäle Newman und Manning so viel Progaganda treiben, als sie wollten, und der streitbarste von allen, der neue Erzbischof Vaughan von Westminster, das Land unter den Schutz der allerheiligsten Jungfrau stellen, ganz unverboten.

Mit Rußland trat der Papst in die freundlichsten Beziehungen trotz der verfolgten Polen. Vom Sultan empfing er Huldigungen, ohne jedoch für die Armenier eine gesicherte Lage zu erlangen.

Die Slaven gewann er, indem er ihre Nationalheiligen, Methodus und Cyrillus, zu Heiligen der ganzen Kirche ernannte.

Der Orient verhielt sich am sprödesten; aber in Jerusalem trat eine Synode der Eucharisti zusammen, bei der zum erstenmal lateinische und griechische Bischöfe zusammentagten. Die Erklärung, daß beide Kirchen die gleiche Lehre von der Transsubstantiation verkündigen, wurde von beiden Seiten unterschrieben. Auch ward eine Revision des Kalenders in Aussicht genommen, die wiederum eine Scheidewand wegräumen würde, wenn sie gelänge.

In Amerika riet der Papst zur Mäßigung und gestattete den Besuch der Staatsschulen, wo die konfessionellen Schulen nicht ausreichten.

Encyklika auf Encyklika entquoll seiner Feder. Ein Heiliger

*) Leon XIII devant ses contemporains par Boyen d'Agent.
**) grandi intelletti.

nach dem andern wurde geschaffen, ein Katholikenverein nach dem andern angeregt, Schulen gegründet und gefördert, dem Monat der Maria ein Monat des heiligen Josephs beigegeben, die Orden vermehrt, bis seine Bewunderer ausriefen, er habe die Kirche um Jahrhunderte verjüngt.

Unter allen durch das Entgegenkommen der Mächte und glückliche Umstände erleichterten Siegen ist jedoch der in Deutschland erlangte weitaus der größte.

Der Erfurter Delegirtentag des „National-sozialen Vereins"

Die Christliche Welt will und kann als solche nicht wohl Stellung nehmen zum Kampfe der politischen Parteien. Es gilt in dieser Hinsicht von ihr als einem Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände dasselbe, was von der christlichen Religion und der christlichen Kirche überhaupt gilt: sie muß zugänglich und verträglich sein mit jedem politischen Parteistandpunkt.

Aber wenn auch ein christliches Gemeindeblatt nicht auf den politischen Kampfplatz selbst hinabsteigen darf, so muß es ihn doch gewissermaßen aus der Vogelschau im Auge behalten. Denn jede Stellungnahme zu Gott bedingt auch eine Stellungnahme zur Welt, zu der Welt, auf deren Boden die politischen Kämpfe eine so bedeutende Rolle spielen. Gilt das aber im allgemeinen, so gilt es für die Christliche Welt gegenüber den christlich-sozialen Bestrebungen ganz besonders, nicht nur, weil recht viele ihrer Anhänger zugleich Mitglieder oder doch Freunde christlich-sozialer Vereinigungen sind, sondern noch mehr, weil in diesen sozialen Bestrebungen das Christliche eine besondre Bedeutung behauptet. Das ist doch jedenfalls, von dem Wert oder Unwert dieser Bestrebungen ganz abgesehen, eine höchst bedeutsame Erscheinung, daß in unsrer Zeit, wo wir so manchesmal den rechten Einfluß des Christentums auf die Welt schmerzlich vermissen, gerade auf diesem rein irdischen Gebiete der Politik der Einfluß des Christentums so mutig, so zuversichtlich und erfolgreich sich geltend macht. Wie vielversprechend erklang doch einst zur Zeit des Sozialistengesetzes die Verheißung einer geistigen Bekämpfung und Ueberwindung der Sozialdemokratie besonders aus dem Lager des bürgerlichen Liberalismus — wenn nur erst einmal jenes Gesetz gefallen wäre! Und wo sind sie denn geblieben, diese Geisteskämpfer? Die wenigen, die überhaupt auf die Arena getreten sind, wie etwa Eugen Richter, sind zu einer wahrhaft geistigen Würdigung der Sozialdemokratie nicht hindurchgedrungen, Andre begnügen sich in der Stille der Studirstube oder hinter den geschlossenen Thüren der Vereinssäle mit theoretischen und darum ziemlich unfruchtbaren Untersuchungen, wieder Andre ersehnen schon längst öffentlich oder insgeheim den Versuch einer neuen gewaltsamen Eindämmung jenes stetig anwachsenden und mit elementarer Kraft andringenden Stromes — und gerade an die man am wenigsten gedacht, jene von der Welt meist so verachteten, weltentrückten Pastoren und Kirchenfreunde, denen man, nicht ganz mit Unrecht, den Vorwurf machte, daß sie von jeher mit den Reichen und Mächtigen dieser Welt in einem natürlichen Bunde stünden, gerade sie sind es, die sich in großer und stetig wachsender Zahl in diesen Kampf hineinstürzten, unbeirrt durch die Ungnade von oben, den Hohn von unten, die mancherlei Anfechtungen und Verdächtigungen von rechts und von links, die Gefahr, ihren Einfluß bei den Reichen und Mächtigen zu verlieren, die sie ohnehin so oft mit leeren, kalten Herzen nur als Staffage ihrer Autorität beschützt und vorgeschoben hatten — getrieben nur von der Liebe zu ihrem Volke, von der Gerechtigkeit für Alle, von dem Erbarmen für die Mühseligen und Beladnen, die aus der Not zur Sünde und aus der Sünde wieder zur Not getrieben werden. Liebe zum Volk und zum Vaterland! das ist hier nicht, wie nationalliberale, freikonservative und konservative Leute, diese Generalpächter des Patriotismus, behaupten, ein Köder oder eine leere Phrase, sondern das war auch der Grundton, der durch alle Verhandlungen in Erfurt hindurchdrang, und als bei zwei Ge-

legenheiten der Verdienste Bismarcks zwar kritisch, aber doch in der Hauptsache hochanerkennend gedacht wurde, da brach heller, schier nimmer endender Jubel aus!*)

Ich soll über die vom 22. bis 25. November in Erfurt abgehaltene Delegirtenversammlung der sogenannten jüngern Christlich-Sozialen berichten. Ich kann trotz allem Streben nach Objektivität nur den Eindruck und das Stimmungsbild wiedergeben, das sich mir eingeprägt hat. Sollten Andre mich parteiisch finden, so wollen sie mir das zu gute halten.

Die Versammlung war von etwa 120 Delegirten und zahlreichen Zuhörern, fremden und einheimischen, Männern und Frauen, Arbeitern und Hochgestellten, selbst höhern Offizieren mit ihren Damen, besucht. Sogar der bewachende Polizeikommissar schien allmählich die Amtsmiene zu vergessen und lauschte mit gespanntem und anscheinend wohlwollendem Interesse. Die Delegirten waren etwa zu einem Drittel praktische Theologen, zu einem schwachen zweiten Drittel Professoren (Theologen, Juristen, Historiker, Pädagogen, Nationalökonomen u. s. w.), Lehrer und Beamte, und endlich zu einem stärkern Drittel Arbeiter; auch vier weibliche Delegirte waren zugegen. Alles wurde in uneingeschränkter Oeffentlichkeit verhandelt, die Presse besetzte mehrere Tische. Stadtpfarrer Traub aus Stuttgart und Werkmeister Bärrn aus Frankfurt a. M. führten das Präsidium, eine schwierige Aufgabe, wenn man bedenkt, daß z. B. am zweiten Tage von früh 8 Uhr bis abends $9\frac{1}{2}$ Uhr mit nur anderthalbstündiger Mittagspause debattirt wurde. An offizielle Vergnügungen dachte man selbstverständlich nicht, wenn man nicht eine Abendversammlung am Montag so nennen will, in der Dr. Scheven, Naumann, Göhre, Lorenz, Sohm, Frau Gnauck in packenden Ansprachen zu der dichtgedrängten Menge redeten.

Die eigentliche Aufgabe, die die Versammlung zu erledigen hatte, war eine große, ja übergroße. Es galt ein Programm zu entwerfen und eine Organisation festzustellen; es galt sich abzugrenzen nach den benachbarten Seiten, besonders gegenüber der Stöckerschen Richtung; es galt mit einem Wort die Grundlage zu gewinnen für ein thatkräftiges Vorschreiten. Zu dem vorgelegten Programm waren nicht weniger als 54 Anträge, die zum größern Teil aus mehreren Paragraphen bestanden, eingelaufen. Einige dieser Anträge enthielten recht bemerkenswerte Verbesserungen, andre aber auch Kleinigkeiten und Lieblingsgedanken Einzelner, die sicherlich nicht ins Programm gehörten. Die Vielseitigkeit dieser Vorschläge war Grund genug, daß der sozialdemokratische Vorwärts die Aussichtslosigkeit der Beratungen prophezeien konnte, und daß selbst gar manche unter den Freunden der Sache zweifelten, ob es gelingen werde, aus diesem Labyrinth von Wünschen eine Allen genügende Formel herauszuholen. Naumanns taktisches Talent hat die Schwierigkeit überwunden. Er verfaßte aus allen diesen Vorschlägen ein neues Programm, oder vielmehr die Grundlinien für ein später nach und nach auszuarbeitendes Detailprogramm. Ein weniger auf das Innerliche, auf die Wahrheit gerichteter, ein rücksichtsloserer Parteiführer hätte das anders gemacht. Es wäre gar nicht allzu schwer gewesen, der Versammlung ein detaillirtes Programm über alle möglichen die innere und die äußere Politik berührenden Fragen vorzulegen und mit einiger Energie und Beredsamkeit auch durchzudrücken. Da hätte man mit einigen Schlagwörtern die Steuerfrage, die Handwerker-, die Landarbeiter-, die Schul- und die Frauenfrage, Militär und Flotte, Landtag und Kommune und Reichstagsrecht erledigen können, denn über all diese Punkte ist schließlich in den Naumannschen Kreisen genug geredet und geschrieben worden. Daß er auf die Gefahr hin, sich darüber den Spott so mancher Gegner zuzuziehen, es vorzog, vorsichtig und eingehend erst die notwendigen Vorarbeiten und dann die dereinstige genaue und gründliche Ausarbeitung

*) Wenn ich soeben dies Eintreten der Pfarrer in den politischen Kampf hervorgehoben habe, so will ich damit noch nicht eine Agitation der im Amte stehenden Geistlichen gebilligt, sondern nur eine Thatsache festgestellt haben. Die schwierige Frage um die Zulässigkeit der Pastorenpolitik wird gerade von den fortgeschrittensten jüngern Parteiführern, wie Göhre und Naumann, im großen und ganzen verneint und ist von dem letzten Evangelisch-sozialen Kongreß nur in sehr umschränktem Umfang und unter besondern Bedingungen anerkannt worden.

des Programms zu verlangen, ist ein Zeugnis für seine politische Reife und Gediegenheit. Derselbe Zug zeigte sich auch später wieder bei der Frage, ob jetzt schon eine Partei oder ein politischer Bund oder ein Verein zu gründen sei. Die Versammlung schien in ihrer ganz überwiegenden Mehrheit für die sofortige Gründung einer Partei gestimmt zu sein. Aber die Ausführungen Naumanns, daß man sich einstweilen noch mit einem politischen Vereine begnügen müsse, allerdings mit dem Ziel einer dereinst zu gründenden Partei, waren so überzeugend daß sein Vorschlag mit ziemlicher Mehrheit durchdrang. Hier sei eine Bemerkung über das Verhältnis Naumanns zu seinen Freunden erlaubt. Er ist der anerkannte Führer der ganzen Bewegung, gegenüber dem keine Sonderfraktion sich geltend zu machen versucht. Alle verehren ihn nicht nur, sondern sie lieben ihn persönlich. So oft er redet, wird er mit Jubel aufgenommen, und seine Ansicht dringt fast immer durch. Dabei ist er aber nichts weniger als ein Parteityrann. Die persönlichen Ovationen sind ihm offenbar peinlich; ihm gilt immer nur die Sache etwas, und er verträgt gern jede Kritik. Er hat auch von Einzelnen mancherlei gelernt, und sehr gern macht er sich fremde Anträge zu eigen, wenn sie irgendwie in den Rahmen seiner Ueberzeugungen passen.

Die Generaldebatte über das Programm wurde eingeleitet von dem ehrwürdigen Nestor der Versammlung, Professor Sohm, dem Mann mit dem klaren, scharf scheidenden Juristenverstand und dem weichen, innigen Christenherzen. Wenn es den Grundsätzen des Vereins entspricht, einen Ehrenpräsidenten zu ernennen, so würde es sicher Sohm sein. In dreiviertelstündiger Rede erörterte er das Programm, die christliche Weltanschauung als unsern köstlichsten Besitz warm verteidigend und doch wieder weltliche Politik und christlichen Glauben so scharf unterscheidend, daß wohl Jedermann annahm, er werde sich gegen die Aufnahme des christlichen Moments in das Programm erklären. Mit Nachdruck forderte er die politische Arbeit nicht für den vierten Stand, sondern für das Ganze. Auch diese Frage schien ja kurz vor der Tagung eine brennende werden zu sollen. Naumann hat sie in seinem Entwurf zurücktreten lassen und einigermaßen verschleiert. Als sie dann am späten Abend des zweiten und für die Programmberatung letzten Tages hätte entschieden werden müssen, war die Versammlung so müde, daß anscheinend Niemand Lust hatte, sie aufzurühren. Es war das sicherlich kein Unglück, denn zu einem guten Teil streitet man sich hier um Worte, während man in der Sache einig ist. Nähere Aussprachen und Erörterungen darüber werden sicherlich früher oder später noch kommen; die wirkliche Entscheidung aber wird von der Praxis gegeben werden.

Die wichtigste Frage oder vielmehr die, welche den größten Teil der Beratungen in Anspruch nahm, handelte über die Beziehung des neuen Vereins zum Christentum. Hierüber spaltete sich die Versammlung in zwei Hälften, und fast schien es bisweilen, als sollte dieser Punkt eine Einigung verhindern. Zwar in der Sache, daß wir alle unser Christentum hochhalten und daß wir im Geist des Christentums arbeiten müßten, waren alle einverstanden. Es handelte sich nur darum, ob dieser Gedanke im Programm ausdrücklich betont werden sollte. Schon Sohm hatte erklärt, daß diese Betonung keinen konfessionellen Charakter haben sollte; ihm sei auch der Jude willkommen, der in ersprießlichem Sinn mit uns arbeiten wollte. Nichtsdestoweniger verlangt er die Betonung der christlichen Grundlage. Naumann hatte in seiner Rede die Schwierigkeit der Frage betont. So sehr er persönlich auch an ihrer Betonung hängen mag, so darf man wohl annehmen, daß er mit nicht allzuschwerem Herzen gerade in diese Streichung gewilligt hätte. Ihm kommt es auch hier, wie bei allen Fragen, weit mehr auf den Geist und auf die Sache an, als auf die äußere Proklamirung. Die meisten der übrigen Führer, allen voran die Delegirten aus Kiel, waren für die Streichung dieses Programmpunktes, und zwar ebensowohl aus prinzipiellen wie aus praktischen Gründen. In erster Hinsicht schien es ihnen nicht richtig, daß in das Programm eines politischen Vereins, der es mit der Regelung weltlicher Fragen zu thun hat, eine Ueberzeugung persönlichen Heilsglaubens aufgenommen werde; nach der prak-

tischen Seite befürchteten sie, daß die Aufnahme einer solchen Bestimmung ein Hindernis für den Beitritt vieler uns politisch nahestehender Freunde bilden würde. Dagegen war es den Andern eine Herzenssache, auch im Programm die Lebensüberzeugung auszusprechen, die für sie die erste Triebfeder ihres Handelns und Denkens ist. Es waren besonders die Württemberger, die am liebsten sogar eine konfessionelle Festsetzung gegenüber den Ultramontanen beschlossen hätten. Auch die Arbeiter unter den Delegirten waren fast ausschließlich für die Betonung des Christlichen, schon aus dem Grunde, weil die meisten von ihnen mit teilweise gebundner Marschroute in die Versammlung gekommen waren. Die Arbeitervereine aber, in deren Kreise man doch nicht im voraus über die ganze Tragweite dieses Beschlusses klar sein konnte, hatten in der Betonung des Christlichen die wesentliche Unterscheidung von ihren Nachbarn und Gegnern, den Sozialdemokraten, erblickt. Es war bedauerlich, daß schon die Generaldebatte sich auf diesen Punkt richtete. Wäre die Angelegenheit am Schluß der Verhandlung bei der Spezialdebatte zur Sprache gekommen, so wäre sie vielleicht mit demselben Erfolg, aber jedenfalls mit nicht so viel Zeitverlust erledigt worden. Schließlich, zumal als auch Sohm und Göhre ihre schwerwiegenden Stimmen zu Gunsten der Aufnahme des christlichen Bekenntnisses in das Programm abgegeben hatten, wurde diese mit erheblicher Majorität beschlossen, allerdings gemildert durch eine Resolution, die auch den Andersdenkenden die Mitarbeit ermöglicht. In den Namen dagegen des „National-sozialen Vereins" wurde die nähere Bestimmung „auf christlicher Grundlage" nicht aufgenommen.

Die Gesamtarbeit der Versammlung konzentrirte sich in der dreistündigen Rede Naumanns zum Programm. Alles oder doch fast alles, was später gesagt wurde, variirte und ergänzte nur diese meisterhaften Ausführungen. Die Zeitungsreferate konnten diesem Vortrage nicht gerecht werden, und es scheint bedauerlich, daß nicht Fürsorge für stenographische Wiedergabe getroffen worden ist. Aber, wie wir hören, wird der Referent diesen seinen Vortrag, der doch auch wieder nur auf Grund sämtlicher vorliegenden Anträge aufgebaut ist, im Druck herausgeben, und wenn diese Arbeit vorliegt, wird man bei der Zusammenstellung mit der nachfolgenden Diskussion erkennen, was diese Versammlung geleistet hat.

Das am dritten Tage beratene Organisationsstatut ist vielfach, schon mit Rücksicht auf die bestehenden Vereinsgesetze, der musterhaften sozialdemokratischen Organisation nachgebildet. Aber wenn auch Naumann sagen durfte, daß wir in vielen praktischen Fragen die Sozialdemokratie als Bruder ansehen und mit ihr Schulter an Schulter kämpfen müssen, so wird der einsichtsvolle Beurteiler, besonders aus dem Naumannschen Vortrage, die Einsicht gewinnen, welch unüberbrückbare Kluft den National-sozialen Verein von der gegenwärtig herrschenden Volksbewegung trennt. Er ist die einzige Gruppe, die die Sozialdemokratie in ihr eignes Lager verfolgt, und wenn es gelingt, daß die Gedanken dieses National-sozialen Vereins in weitern Kreisen Vertretung und Verwirklichung finden werden, dann wird sich bewähren, was Geheimrat Sohm in seiner Eröffnungsrede aussprach: Wir werden die Sozialdemokratie ablösen vom Posten: „Deine Zeit ist um." Battenberg

---

Neue Triebe der Spekulation

R. Eucken, Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt. VIII, 400 S. Leipzig, Veit, 1895. 7,50 Mk. — G. Claß, Untersuchungen zur Phänomenologie und Ontologie des menschlichen Geistes. VIII, 239 S. Leipzig, Böhme, 1895. 4 Mk.

Es ist eine Freude, philosophischen Schriften zu begegnen, die sich einmal nicht bloß mit Erkenntnistheorie oder Experimentalpsychologie, sondern mit den alten philosophischen Hauptproblemen beschäftigen. Die Zahl solcher hat sich in der letzten Zeit erheblich vermehrt. Unter ihnen nehmen die beiden hier genannten ein besondres Interesse in Anspruch. Bei allen Unterschieden zeigen sie doch in der Hauptrichtung große Verwandtschaft. Sie gehen beide auf unsre klassische Spekulation zurück und knüpfen insbesondre an Hegel an, dessen Ideen unter uns noch lebendig fortwirken, wenn auch häufig ihr Zusammenhang mit seinem Namen vergessen oder verdunkelt worden ist. Dabei halten sich aber beide nur an einen bestimmten und zwar den wertvollsten Teil seiner Philosophie, an seine Geistes- und Geschichtsphilosophie. Sie lassen seine apriorische metaphysische Konstruktion, die von der Idee Gottes aus das ganze Universum zu konstruiren unternahm, und eben damit auch seine Naturphilosophie beiseite. Indem sie den metaphysischen Abschluß in den Hintergrund rücken und die Natur nur prinzipiell im idealistischen Sinne auffassen, in allem Detail aber den empirischen Wissenschaften überlassen, beschäftigen sie sich nur mit dem Wesen und den Zielen des aus der Natur sich aufringenden und seinen Inhalt entfaltenden menschlichen Geistes. Sie teilen mit unsrer klassischen Philosophie die Voraussetzung, daß der menschliche Geist eine in sich zusammenhängende, unter der Leitung eingeborner Tendenzen sich entwickelnde Einheit sei, und daß in dieser Entwicklung der allgemeingiltige, ideale Gehalt des Menschentums, ein sachlicher, durch sich selbst geltender, aber eben damit die Persönlichkeit erhebender und beglückender Wert, erreicht werde. Da sie aber diese Entwicklung für sich allein betrachten und sie aus der allgemeinen metaphysischen Allgesetzlichkeit, dem Bewegungsgesetz der Idee, herauslösen, können sie zugleich den schwersten Fehler Hegels, seinen Determinismus und Optimismus vermeiden. Sie können diese Entwicklung auffassen als das, was sie ist, als einen beständigen Kampf mit der vorgefundnen Seelennatur und mit der materiellen Natur, wobei es nicht ohne Verworrenheit und nicht ohne Niederlagen abgeht.

Eucken schildert diesen Kampf um einen geistigen Lebensinhalt mehr nach seiner inhaltlichen Seite, indem er erst einleitend die Selbständigkeit des seine eignen Ziele verwirklichenden Geistes gegenüber der Natur feststellt, dann die verschiednen errungnen Inhalte des Geisteslebens charakterisirt und schließlich die Aussichten und Möglichkeiten bespricht, die dieser Kampf gegenüber allen Hemmungen hat. Der inhaltliche Erwerb dieses Kampfes besteht in der fortschreitenden Erhebung der bloßen empirischen Seelennatur zu geistiger Individualität, zu festem geistigem Gehalt oder zur naturüberlegnen, in sich gesammelten und mit ethischem Inhalt erfüllten Persönlichkeit, womit zugleich die engste Verbindung der Persönlichkeiten durch den Besitz und die Vorahnung gemeinsamer Güter geschaffen und eine endlos vordringende Thätigkeit eröffnet wird. Hierin hat die Arbeit der verschiednen Lebensgebiete in Staat, Kirche, Wissenschaft und Kunst ihren Einheitspunkt zu finden, und indem dieser Einheitspunkt nur durch eine innere Einheit des Universums in einem letzten ethischen Sinn und Grund möglich ist und auf einen solchen unaufhörlich hinweist, hängt er auf das engste zusammen mit der Religion. Von der Religion als dem Zentrum des Lebens aus empfängt die Persönlichkeit Festigkeit und Grundrichtung. Aber da dieser Prozeß ein Kampf des Willens um die Aneignung des im Geiste hervorbrechenden Lebensinhalts ist, so ist dieser Kampf beständig in Zweifel über den Sieg verstrickt. Unvernunft, Bosheit und Trägheit und die Hemmungen der Natur müssen überwunden werden; die errungne geistige Wirklichkeit darf nie bloße Innerlichkeit bleiben, sondern muß die reale Welt gestalten, umbilden und unterwerfen. Daraus ergiebt sich ein beständiger Gegensatz von überwiegender Innerlichkeit und überwiegender Gestaltungsarbeit, eine nie ruhende Polarisation des Lebens. Eine Ueberwindung ist nur möglich durch die schaffende That, in der das Innere und Aeußere verknüpft sind, und durch den festen Glauben, daß die fortgesetzte That den Dualismus der Wirklichkeit besiegen werde und müsse. Dieser Glaube aber weist zurück auf die göttliche vernünftige Einheit der dualistischen Wirklichkeit, auf eine Einheit, die weiter hinter den Dingen zurückliegt, als der alte idealistische Monismus meinte, die aber dem Glauben jederzeit zugänglich ist. Das ist im allgemeinen der Gedankengang Euckens, der im einzelnen zu einer Reihe fein ausgeführter und gedankenreicher Untersuchungen führt.

Von einer ganz andern Seite packt Claß dasselbe Thema an. Auch er stellt als seinen Forschungsbereich den in seiner Ganzheit und relativen Selbständigkeit erfaßten menschlichen

Geist hin, auch er unterscheidet die gegebne empirische Seelennatur und die von ihr und in ihr erreichten geistigen Inhalte, die aber doch eine selbständige sachliche Bedeutung haben und ein von der bloßen Seelennatur unabhängiges Leben führen. Da nun aber diese Inhalte nur in und für individuelle Persönlichkeiten erzeugt werden und der Einheitlichkeit des geistigen Gesamtinhaltes der menschlichen Geschichte eine Unermeßlichkeit verschiedner individueller Lagen und Vorbedingungen gegenüberstehen, so spitzt sich ihm das Problem auf die Frage zu, wie sich das Bedürfnis und Postulat gleicher Beteiligung aller Individuen an diesem sachlichen, aber nur in der Geschichte sich entfaltenden Inhalt zu der ebenfalls zu postulirenden und in der Geschichtsphilosophie nachgewiesenen Einheitlichkeit dieser Inhalte selber verhält. Er beantwortet diese Frage, indem er von der bloßen Seelennatur den in ihr erzeugten, in ihr sich behauptenden und ausbreitenden Geist als ein selbständiges metaphysisches Prinzip unterscheidet, das mit der Seelennatur nur durch deren Befähigung zum Geist-werden und durch das diese Befähigung enthaltende Ich verbunden, aber von der mannichfachen natürlichen Lage der bloßen individuellen Seelennatur, von der Treue und Korrektheit des Ich abhängig sei. Die Unterschiede beweisen nichts gegen die Einheit des Geistes und seines Inhalts, und das Postulat, jedes Ich an dem vollen Geistesinhalt teilnehmen zu lassen, fordert das weitere Postulat der Unsterblichkeit des Geistes, vermöge deren jede geistgewordne Seele zu der Ganzheit des Geistes vordringt. Freiheit und Unsterblichkeit sind daher die mit Recht immerdar besonders hervorgehobnen Merkmale der besondern Würde des Geistes. Der Geist selbst aber ist ein in der Seelennatur herrschendes Prinzip einheitlicher, teleologischer Entfaltung und weist dadurch weiter auf den göttlichen Geist, der in der Seelennatur thätig ist. Das Absolute, wie es die Einheit von Materie und Seelenleben in sich darstellt, enthält in sich auch die Vereinigung des Geistes mit diesen beiden Prinzipien. So führt auch die Untersuchung von Claß zuletzt in die Tiefen der Spekulation, nachdem sie ihr fein und scharfsinnig gestelltes Thema mit besonnenster Umsicht und feinster Abstraktion zuerst rein für sich untersucht hat.

Beide Bücher seien dem Studium aller empfohlen, die in der allgemeinen Skepsis und dem flachen Kulturoptimismus der Gegenwart den Sinn für die wahren und tiefsten Probleme nicht verloren haben und in einer idealistischen Welt- und Geschichtsanschauung die Vorbedingung jedes Glaubens an religiöse Wahrheiten erkennen. E Tröltsch

Aus dem Leben eines Landpfarrers

Wenden wir uns nach der dem Eilande gegenüberliegenden Seite, so finden wir in der Entfernung von einer guten Stunde meinen greisen Nachbar Marklan. Nachdem wir einen einsamen Deich, der durch dichten Baumwuchs beschattet ist, betreten haben, entdecken wir endlich einige Hütten, eine baufällige Kirche und dahinter eine alte düstre Pfarrei. Das alles liegt wie tot vor uns, aber es kommt bald Leben hinein: denn unsre Ankunft bringt eine Meute von drei oder vier Hunden in Bewegung, wozu die brummende Stimme einer alten Dienstmagd das Rezitativ singt. Der Herr Pfarrer muß selbst dazu kommen, um die Magd und die Hunde zur Ruhe zu bringen, die indes nur knurrend abziehen. Jetzt erst kann die Vorgartenthür geöffnet werden, und der gute alte Bruder, mit dem geblümten Schlafrock angethan und dem schwarzen Käppchen auf dem Kopfe, heißt uns willkommen. Ein Paar fette Kater werden noch von den mit Kissen belegten Stühlen gejagt, und — nun kommen wir zum Sitzen. Möchten Sie wohl ein Täßchen Kaffee trinken, Herr Kollege? Gewiß, der Weg macht durstig. Mein lieber Leser, wenn du etwa sehr empfindlich bist, so wisch nur heimlich das Tassenköpfchen noch einmal ab; alte Leute sehen manchmal die Mängel nicht mehr so genau. Trink übrigens nur tüchtig Kaffee ohne Furcht vor seiner aufregenden und betäubenden Kraft — die Gelehrten nennen sie, glaub ich, die narkotische —: so etwas ist hier unbekannt.

Der alte Mann erscheint euch vielleicht nicht sehr gesprächig. Das kommt aber daher, daß man alle Dinge und alle Menschen erst an der richtigen Stelle anfassen muß. Bringt nur das Gespräch auf die Neuigkeiten der letzten Zeitung oder der letzten Synode, auf kirchliche Gesetze und Erlasse, auf Vakanzen und Vakanzgelder: und ich versichre euch, daß ihr hier etwas lernen werdet. Seit fünfundvierzig Jahren an diesem abgelegnen Orte wohnhaft, überblickt er von hier aus in aller Ruhe und Regelmäßigkeit die ganze Kirche gerade wie ein Rentier, der ein großer Freund von Reisebeschreibungen und Zeitungen ist und

sich in China, Afghanistan, Spanien und Algier ganz zu Hause fühlt, obschon er nie seinen Wohnort, geschweige sein Vaterland verlassen hat.

Es giebt noch andre Punkte, über die Kollege Marklan sprechen und sogar beredt sprechen kann. Besuche ihn nur im Herbste und nenne nur einen Artikel der Wintervorräte, so hast du das Uhrwerk des Gesprächs aufgezogen und brauchst dich nicht weiter zu bemühen, es im Gang zu erhalten. Er weiß dir genau den richtigen Marktpreis zu nennen, er rechnet selbst mit halben Pfennigen, und viele seiner Ratschläge und hauswirtschaftlichen Bemerkungen haben mir wesentliche Dienste geleistet.

Um nun weiter noch mit einigen Strichen seinen Charakter zu zeichnen: er ist für sich selbst meist in einer gleichmäßigen aufgeräumten Stimmung und möchte darum gern auch die ganze Welt im Frieden und seine ganze Gemeinde einmal im Himmel sehen; und er trägt niemandem etwas Böses nach — es müßte denn dem Metzger Levi sein, der ihm seiner Wachsamkeit zum Trotze manchmal eine halbe Unze Fleisch zu wenig bringt.

Das ist nun alles schön und gut, aber was leistet Marklan als Prediger? Was hat seine Gemeinde an ihm? Ja lieber Leser, da bin ich wirklich verlegen, was ich dir darauf antworten soll. Je länger je mehr beklagt sich Marklan über die Lauheit seiner Gemeinde, und diese wiederum beklagt sich über ihn. Die Wahrheit ist vielleicht die, daß Pfarrer und Gemeinde beiderseits kalt geworden sind und nun einander nicht erwärmen können. Ich glaube selbst, daß Marklan, nachdem er die Gemeinde fünfundzwanzig Jahre lang erbaut hatte, gemeint hat, er habe nun Erbauung genug auf die nächsten fünfundzwanzig Jahre angesammelt, und er könne die Kinder wohl in derselben Weise auf den guten Weg leiten, wie er es einst mit den Vätern gethan hatte. Hieraus ist ein gewisser Kursus entstanden, den geübte Hörer wenigstens von vierzehn Tagen vor Weihnachten bis vierzehn Tage nach Pfingsten nicht nachrechnen, sondern vorausberechnen können; während sie in den übrigen Monaten bereits aus dem Eingangsliede an der Liedertafel, sicherlich aber aus der Einleitung auf den Text und die Predigt schließen konnten. Doch andrerseits ist es auch wahr, daß die Gemeinde aus den Marklanschen Predigten, die im wesentlichen gut sind, noch bei weitem nicht alles gelernt hat, was daraus zu lernen ist; und daß sie schwerlich einen friedliebenderen Hirten oder bessern Freund für alle Lebenslagen irgendwo auftreiben könnte. Aber die Gewohnheit läßt diese gute Seite seines Dienstes je länger je mehr übersehen.

Unter diesen Umständen entsteht ein sonderbarer Streit. Die Gemeinde gönnte so gern dem Greise die wohlverdiente Ruhe, und er kann von seiner Gemeinde und dem, was drum und dran ist, nicht scheiden.

Der Gemeindekirchenrat läßt die Pfarrei noch mehr, als es die beschränkten Mittel der Kirchkasse erheischten, verfallen, aber der alte Mann findet sie noch immer ganz gut bewohnbar. Die Gemeinde besucht kaum die Kirche, aber Marklan predigt um so eifriger weiter. Kurzum man ist bereit, in einem Zeitungsnachrufe die Lobtrompete über ihn erschallen zu lassen, oder auf seinem Grabe zu weinen, nur nach dem fünfzigjährigen Jubiläum, das er sich bestimmt als Ziel gesetzt hat, verlangt man nicht. Wird der Tod auch hier friedsam den Streit schlichten, wie er schon so manchen Zwist geendet hat? — Inzwischen hat der Leser die Freiheit, aus diesem (keineswegs seltnen) Falle alle die Schlüsse zu ziehen, die er glaubt daraus folgern zu können, mir ist der Gegenstand zu zart: mit einem Lächeln begann ich darüber zu schreiben; würde ich fortfahren, so könnten mir leicht die Thränen in die Augen treten.

Dieses Meisterstück einer diskreten und doch intimen Schilderung stammt aus van Koetsvelds Skizzen aus dem Pfarrhause in Mastland.*) Sein Abdruck beansprucht lediglich den Wert einer Stichprobe. Es ist noch die Frage, ob andre Stücke des Buches nicht noch markanter wären. Feine, versteckte Schalkheit, mit größtem Ernste verbunden, kernhaft, treu, bescheiden — kann ich mehr zum Ruhme des Buches sagen? Auch wird niemand eine ihn stoßende Einseitigkeit entdecken, Streitbarkeit oder Manier, selbst zu stark ausgeprägte Individualität — die ja das böseste Laster ist für unsre religiösen Kreise von heute — wird keinen ärgern. Es ist ein stilles, friedliches Buch, und doch nicht zu weichlich, zu süßlich, zu zuckerwässrig, kurz eine durchaus erfreuliche Erscheinung.

Einige Jahre aus dem Leben eines Landpfarrers! Was kann so ein Landpfarrer erleben? Was kann man überhaupt erleben fern von den Punkten, wo das Leben brandet? Aber ich glaube, da fängt sogar erst das Erleben an. Wo das Leben einem täglich, stündlich neue Wellen um die Ohren schlägt, kurze, nie ausschäumende, vielgebrochne, zurückgeworfne,

*) Kap. 8. Die Kreisbrüder (Diözesanbrüder) S. 142—145. Der vollständige Titel des Buches ist: C. E. van Koetsveld (gespr. Kutsfeld), Skizzen aus dem Pfarrhause in Mastland. Ernstes und Heitres aus dem Leben eines niederländischen Dorfpfarrers. Aus dem Holländischen übersetzt von Pfarrer Dr. O. Kohlschmidt. Leipzig, Friedrich Jansa, 1896. Preis geb. 4 Mk.

mit Gischt unerkennbar vermischte, verwühlte Wellen, da ist man froh, selbst noch leben zu können, mit kurzem angehaltnem Atem — aber man erlebt. Oder man stellt sich auf das Riff in der Brandung, sieht lächelnd dem Tosen zu — und ist einsamer mitten im kochenden Leben, als in der einsamen Einsamkeit, wo die Wellen haushoch herankommen und man jede einzelne verfolgt, entstehen und schwinden sieht, und mit ihr mitlebt.

Freilich vor allem wird es auf die Menschen selber ankommen, die leben und erleben. Es giebt Leute, die auf dem Lande, im Dorfe nichts weiter erleben, als daß die Menschen nicht so gebildet und nicht so umgänglich sind wie in der Stadt, und daß alles langsam geht, alles Zeit hat: gehts heute nicht, gehts morgen. Aber solche Leute erleben auch in der Stadt kaum viel mehr, als daß sich leichter als im Dorf bequeme Gesellschaft beim Glase Bier oder der Tasse Kaffee findet, und daß alle Bedürfnisse schneller befriedigt werden können. Wer aber wirklich leben und erleben will, wer das lernen will, wer lernen will Gottes Stimme im Erdenleben hören, der, glaube ich, thut gut, einen Landlebekursus durchzumachen, bevor er ins Stadtleben eintritt.

Die einfachen Verhältnisse des Dorflebens sind eine vorzügliche Schule für einen, der lernen will. Da kann er wirklich noch Personen in ihrem Zusammenhange kennen lernen. Die Gewebe des Miteinander- und Gegeneinanderlebens liegen noch offen leicht erkennbar vor Augen. Die einzelnen Fäden lassen sich leichter rückwärts und seitwärts verfolgen. Die Gesetze des Lebens, des Zusammenlebens und Einzellebens lassen sich leichter nachempfinden, nachfühlen, nachtasten.

Auch ist es eine ganz falsche Vorstellung, daß auf dem Dorfe das Leben friedlicher, idyllischer hinläuft als in der Stadt. Bewahre! das Gegenteil ist der Fall. In der Stadt kann man jeden Augenblick seine Gesellschaft wechseln, sich absondern, andre Anknüpfung suchen. Im Dorfe ist man aufeinander angewiesen. Was du begonnen hast, das mußt du unerbittlich durchführen. Du hängst ganz von den Folgen deines Thuns ab. Da ist noch alles eine Gesellschaft, ein Kreis. Du kannst nicht aus ihm heraus, du mußt ausessen, was du eingebrockt hast. Jeder Schritt hat Folgen, jedes Wort Konsequenzen. Hier erst kannst du wirklich Wirkungen beobachten; hier erst dringen die Gegenwirkungen dir bis an die Seele; hier erst bist du wirklich gezwungen innerlich und äußerlich auszukosten, auszuschmecken bis auf die Neige den vor dich gesetzten Becher. Und wenn du Idealist bist, mein Freund, hier erst kannst du lernen deinen Idealismus, deine innere Lauterkeit bewähren. Hier erst wirst du schnell unentrinnbar und ernst vor die drei furchtbaren Wege gestellt: Resigniren und als allgemeiner Menschenfeind oder -freund — das kommt auf eins hinaus — weiterleben, lawiren mit gebrochnem Ideal und begeistrungslos, oder endlich weiter kämpfen mit innerlich immer neu erworbner Reinheit.

Denn das ist sicher, in der ungeschliffnen, von schönen Gedanken nicht verhüllten Wirklichkeit da draußen wird man die Bestialität viel schneller und fürchterlicher spüren. In der Stadt wird eine gewisse Höhe der Motive, wenigstens in Worten, nicht gern verlassen. Und wie leicht und wie gern läßt man sich durch diesen Wortidealismus täuschen. Auf dem Lande wird das natürlich auch versucht, aber die Uebung ist nicht da. Die Vermummung ist grotesk und leicht erkennbar. Auf dem Dorfe lernt man die Leute kennen. Alle Pastoren vom Dorfe werdens dir sagen: Wir kennen unsre Leute. So etwas versteht der Bauer nicht! Das dankt dir niemand hier. Aus solchen Erkenntnissen wächst dann jene praktische Ethik unter der Kanzel, die da lügen lehrt die Ethik über der Kanzel: Man muß die Menschen fassen, wo sie sich allein fassen lassen. Das ist es, was man „Verbauern" nennt: Das Sinken auf niedre Standpunkte. Jede Gemeinde zieht ihren Pastor, sagte mir neulich einer. Herr Archidiakonus oder Oberpfarrer oder Hofprediger! zucken Sie nicht die Achsel über den verbauerten Landpfarrer — man weiß nicht . . . . Was wollte ich doch sagen? ja, richtig: Ich meine, wer auf dem Lande „verbauert," der war schon Bauer vorher, er entpuppt sich nur als das, was er war. In der Stadt hat ers nicht nötig. Da sind sie alle Buchlateiner.

Aber gerade darum ist das Dorf eine Schule des Charakters. Der in Wahrheit vornehmere und edlere Geist wird sich auf dem Dorfe nur schneller erkennen und energischer wahren. Vielleicht merkt er dann, was er vorher gar nicht merken kann, daß auch unter der rohen Dorfsprache eine gewisse Vornehmheit der Gesinnung gedeihen kann.

Jeder Mensch hat eine obere und eine untere Grenze des Bewußtseins von seinen Motiven. Nach einfachen Motiven handelt nämlich niemand, aber der Eine neigt mehr dahin, die obern der in ihm wirkenden Motive als die eigentlich wirksamen zu empfinden und namentlich darzustellen, der Andre empfindet mehr die untern. Die Wirklichkeit aber, auch die in uns wirksame, steht nicht in direktem Verhältnis zu unserm Bewußtsein von ihr, geschweige zu unsrer Aussprache über sie. Ist der Städter selten besser, als er sich macht, so ist der Dörfler selten schlechter.

Wir wollen nicht ungerecht sein. In der konventionellen Sprache liegt nicht nur eine Lüge, sondern auch eine Erziehung. Wer seiner That ein ideales Motiv unterschiebt, z. B. Nächstenliebe, kann seine Gesinnung überschätzen, ohne gerade zu heucheln. Es kann sich ein Streben darin ausdrücken, das Bewußtsein einer Pflicht. Wer die konventionelle Lüge abschaffen will, gebe acht, daß er nicht viele Fäden nach oben abhackt. Mitunter freilich ist das nötig. Und Christus hat entschlossen alle Verbindungslinien der Pharisäer zerschnitten, weil mehr Lüge darin war als Erziehung. Die Beurteilung des Lebens steckt nie im Ausdruck von Schablonen.

Wer Stadt und Land wägt, der sei ja nicht einseitig. Ich nahm das Wort für das Dorf. Man mißverstehe mich nicht . . . . .

Auch was über Kämpfe im Dorf gesagt wurde, wird nach der Individualität verschieden sein. Der Pfarrer von Mastland ist ein mehr betrachtender, beobachtender, weniger eingreifender Charakter. Den kämpfenden, zuschlagenden, durchgehenden Pfarrer schildert er nur kurz in dem „Kreisbruder Rusters":

. . . Sonderbar verschieden ist oft die Art und Weise, wie wir dieselbe Sache anfassen; die meine — ich bitte um Vergebung, daß ich mich selbst rühme — ist oft verständiger, immer vorsichtiger, und doch hat sie oft nicht den gleichen Erfolg wie sein „Gerade aus durchs Wasser". Wir sind wie zwei Kinder, von denen das eine immer ängstlich darnach sieht, wohin seine Füße treten, das andre aber wild und unbesorgt umherrennt und spielt, und von denen das erste doch oft (um ein altväterisches oder -mütterliches Sprichwort zu brauchen) in dem Eckchen sitzt, wohin die Schläge fallen.

Aber sehen kann man von Koetsveld lernen: köstlich geschliffne, individuell geprägte Bilder. Man hat dem Buche sehr unrecht gethan, wenn man es um der mannichfachen wertvollen Winke willen, die für den Pfarrer bei der Lektüre abfallen, ein „pastorales Handbuch" genannt hat. Und Koetsveld in seiner Bescheidenheit thut sich selbst Unrecht, wenn er diese Charakteristik seines Buches in der „Nachschrift zur zweiten Auflage" als „zu viel Ehre" abweist. Das Buch ist etwas Andres, mich dünkt Bessres: eben, wie sein Titel sagt, eine Folge von „Skizzen," Novelletten, Stimmungsbildern, Lebensbildern vom Dorfe in prächtiger Buntheit, die dadurch, daß alles aus dem Pfarrhause gesehen wird — doch nicht durch eine gar zu aufdringliche Theologenbrille — eine erfreuliche Einheit gewinnt.

A Bs

Oben und Unten

Sozialer Roman aus der Gegenwart. Von M. Andrae-Romanek. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1896. 312 S. 3,60 Mk., gebunden 4,50 Mk.

Tendenzromane sind nicht nur erlaubt, sie sind heute eine notwendige Form des geistigen Austauschs. Es ist unmöglich, daß eine geistige Bewegung die Gemüter in nachhaltige Bewegung setzt, ohne daß sie in der überaus bequemen und wirksamen Sprache des Romans auch ihren Ausdruck sucht und findet. Der Roman als Kunstform mag darunter leiden, es hilft nichts, er muß sich das gefallen lassen. Und er kann dabei doch ein sehr guter Roman bleiben, gerade wie eine Predigt, die nach den Regeln der Kunst wenig fragt, ein vortreffliche Predigt sein kann.

Prinzipiell also ist gegen Tendenzromane nichts einzuwenden. Aber einen guten zu schreiben, ist sehr schwer. Die tendenzlose Erzählung wird ihren Reiz ausüben durch die Darstellung absonderlicher Menschen oder Begebenheiten. Ein psychologisches oder gesellschaftliches Problem wird den Dichter anziehen eben um des Außergewöhnlichen willen; er wird uns ein Rätsel aufgeben und wird es unter unsrer gespannten Teilnahme lösen — je besser ihm beides gelingt, desto befriedigter sind wir von seinem „Roman." Die Tendenzerzählung macht ganz andre Ansprüche an uns und wir an sie. Das Gemeine, Alltägliche, durchschnittlich Wirkliche wollen wir hier richtig dargestellt finden; die Personen sollen Typen, die Zustände typisch sein. Jeder allzu sehr individualisirende Zug ruft die Einwendung hervor: Aber so ist es nicht! oder: Das ist ja nur ein Ausnahmefall! Und mit dieser Einwendung ist die Predigt des Tendenzromans außer Geltung gesetzt. Das gilt zum mindesten vom sozialen Tendenzroman.

Die ungeheure ästhetische Schwierigkeit des Tendenzromans liegt nun darin: der Dichter, sofern er Dichter ist, wird sich immer wieder vom Außergewöhnlichen angezogen fühlen. Das glaublich und charakteristisch herauszuarbeiten und im übrigen mit all seiner Erfindungskraft frei drauf los zu fabuliren, wird seine Lust sein. Sofern er aber Ethiker ist — und eine Tendenz ist immer ethisch — darf er nichts verschweigen, nichts „erdichten," nichts übertreiben, sondern alles, was er erzählt und schildert, muß wahr, wirklich, naturgetreu sein. Er wird also seinen Zweck am besten erreichen, wenn er auf eine Fabel mehr oder minder verzichtet und dafür Bild an Bild reiht, wobei er ja alle Meisterschaft der Beobachtung, Zeichnung und Farbengebung beweisen kann. Oder wenn er doch gern interessante Menschen, Individuen mit ungewöhnlichen Eigenschaften und Erlebnissen uns vorführen will, wird er auf eine solche Zusammenstellung von Individuen Bedacht nehmen müssen, daß das Individuelle des Einzelnen durch das Nebeneinander Aller ausgeglichen wird. Je größer die Fülle der lebendigen Personen, desto leichter werden sie die gemeine Wirklichkeit wiederspiegeln. Es ist lange her, daß ich Gutzkows Ritter vom Geiste und Zauberer von Rom gelesen habe, aber nach dem Eindruck, den diese gewaltigen Werke in mir hinterlassen haben, war in diesen Gemälden die Fülle der Gestalten zu einem Stück grandios nachgebildeter Wirklichkeit verwoben, sodaß man sich die Herrschaft der Idee, die Tendenz, gern als erwünschte Zugabe gefallen ließ.

Soziale Tendenzromane giebt es in unsrer Zeit zum Ueberfluß. Auch die christlich-sozialen fehlen nicht. „Oben und Unten" ist ein solcher, und zwar Naumannscher Richtung. Die Idee, der der Verfasser dienen will, hat ihren klaren Ausdruck in den mancherlei ernsten Gesprächen gefunden, die er eingeflochten hat. Besonders sind die beiden Helden des Romans, der Christlich-Soziale Ulrich und der Sozialdemokrat Heinrich, beide Führer ihrer Sache und beide bis zum Zusammenwohnen mit einander befreundet, daran beteiligt. In diesen Gesprächen wird ohne Prätension für Leser, die noch nicht sozial zu denken gewöhnt sind, viel Wissens- und Beherzigenswertes schön und gut gesagt.

In der Darstellung reiht sich bunt und abwechslungsreich Kapitel an Kapitel, Bild an Bild. Der Dichter weiß zu erzählen. Ein wenig zu sehr liebt er das Präsens. Offenbar liegt ihm die Charakteristik der vorhandnen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Mißstände vor allem Andern am Herzen. Die etwaigen Liebesgeschichten, die sich in seinem Stück Welt abspielen, sind ihm ziemlich gleichgiltig. Auch von den Personen ist kaum eine mit besondrer Vorliebe gezeichnet; das Interesse an ihnen steht ganz im Dienste des letzten Zwecks. Damit soll nicht gesagt sein, daß nicht mancher Zug seiner Charakteristik erfreute. Aber ebenso ungenirt übertreibt, karrikirt unser Erzähler. Gleich im ersten Kapitel dieser Leutnant mit der entsetzlich schwelgerischen Frühstückstafel und der brutalen Behandlung des armen Schusters weckt nur zu sehr im Eingang gleich die Kritik des Lesers. In solchen Episoden schließt die Lust am Individualisiren mit der Tendenz einen verhängnisvollen Bund: jene Lust kommt immer nur der einen Seite zu gute, der dunkeln, die in ihrer ganzen Schändlichkeit und Unhaltbarkeit

aufgewiesen werden soll. Wollte der Dichter nicht einfach Typen geben, so mußte er durch eine Vermehrung der Hauptfiguren der Gerechtigkeit zu Hilfe kommen. Unter den Arbeitern z. B. begegnet man kaum einem, der nicht in Neid und Haß gegen die Reichen lebte und bei erster Gelegenheit von Drohworten gegen sie überflösse. In einer individualisirenden Erzählung genügt das, für einen sozialen Tendenzroman ist es nur die Hälfte. Arbeiterinnen, die ruhig ihr Los tragen, auch wohl sich schlicht und fleißig emporarbeiten, fehlen ja nicht. Aber wo bleiben die Szenen, die man Gott sei Dank in jeder Industriestadt noch beobachten kann, die Szenen eines innigen Familienglücks, das, ob auch in Viertelstunden und seltne Feiertage zusammengedrängt, dennoch erlebt und dankbar genossen wird? Brächte der Arbeiterstand das nicht fertig auch unter erschwerten Umständen, so wäre er unsrer Sympathie und Hilfe nicht wert. Und wo bleiben die kraftvollen Arbeitergestalten, die Göhre uns in seinen „Drei Monaten" schildert, die trotz allem mit innerer Beteiligung ihre Arbeit thun, die für einen Spaß wie für den Ernst der Politik oder der Bildung noch Zeit und Sinn haben? Die Verteilung von Licht und Schatten in einem Tendenzroman muß der Tendenz gemäß sein; aber es giebt da doch eine sehr feine Linie, die nicht überschritten werden darf.

Wegen dieser Mängel wird der Roman auf eine Wirkung bei denen verzichten müssen, die seiner Tendenz mit Vorurteilen gegenüberstehen. Er wird aber wohl geeignet sein, manches harmlose Gemüt, dem der Sinn für die soziale Not noch nicht aufgegangen ist — und wie viele sind deren noch, zumal in der Frauenwelt — zum Fragen und Nachdenken zu reizen. Neulich sagte mir eine liebe gute Freundin: es sei doch gar nicht so nötig, sich des Arbeiterstandes anzunehmen, habe doch Arbeiter X neulich an einem Sonntage fünf Mark für sich und seine Familie verbraucht. So verschwenderisch war doch weder sie noch Ihresgleichen am lieben Sonntag! Aehnlich argumentiren Unzählige in unserm soliden Bürgerstande, selbst in den Pfarrhäusern. Demgegenüber ist „Oben und Unten" eine wahre Fundgrube wirtschaftlichen und moralischen Verständnisses für die Lage unsers „vierten Standes." Solchen Naiven mag es auch gesund sein, daß der Dichter das ästhetisch so häßliche „Thatsache" oder „Vgl. Karl Jentsch" bei besonders erregenden Stellen an den Rand geschrieben hat.

Das wertvollste Kapitel des Romans ist das zwölfte. Hier ist mit unentrinnbarer Wahrhaftigkeit jene Not gezeichnet, welche die Forderung der Kinderlosigkeit für gewisse Berufe nach sich zieht und nach sich ziehen muß. Es ist ja ganz begreiflich, daß unsre Reichen für manche Stellen Unverheiratete, für andre kinderlose Eheleute vorziehen. Aber die moralischen Konsequenzen dieser überhandnehmenden Liebhaberei sind schlimm. Leider giebt uns die Statistik hier keine Zahlen an die Hand. Und die Moralprediger auf der Kanzel und in den Zeitungen können an den Schaden nicht recht heran. Vielleicht giebt es kein Mittel, hier bessernd zu wirken — als den Tendenzroman. Um dieses Einen Kapitels willen wünsche ich, daß der Roman in die Hände Vieler kommt. Vielleicht daß dann wenigstens Reiche, die mit Ernst Christen sein wollen, unter diesem Gesichtspunkt ihren Gesindestand einmal revidiren.

Aber nicht nur um dieses Kapitels willen wünsche ich dem Roman Leser. Wer ohne Vorurteil liest, wird zwar seine Kritik daran üben, aber gar manche ernste Anregung daraus nehmen können. Der ergreifenden, dichterisch wohl gelungnen Szenen giebt es mehr, ich erinnere an die Kapitel, in denen das Ziehgretel auftritt. Für Leute, die überhaupt keine Romane lesen, ist ja selbstverständlich auch dieser nicht geschrieben. Die aber sonst Muße und Interesse für solche Lektüre haben, sollen sich ihn nicht entgehen lassen. Als Zeiterscheinung zum mindesten muß er sie doch interessiren. Wenn ich aber von seinem Inhalt nicht mehr verraten habe, so geschah es, um niemandem durch meinen Bericht das Lesen zu ersparen. R

Verschiedenes

(Ein neuer Weg, Armenien zu helfen) Auf deutschen Universitäten studiren Armenier, auch Theologie. Sie sind zu uns geschickt, um neue Erkenntnis, neues Leben mit heim zu bringen zur Belebung eines alten erstarrten Kirchenwesens. Man hat sie zu diesem Zweck von der Heimat aus erhalten. Nun aber versiegen dort die Quellen. Bitterste Not in nächster Nähe, tötlicher Hunger wollen gestillt sein. Wo man um Leib und Leben sich ängstet, gedeiht die Begeisterung für humanistische Ideale, für Bildung, Wissenschaft und selbst für eine bessre Kenntnis des göttlichen Wortes schwer. Auch die russischen Armenier, die unter uns studiren, sehen sich im Stich gelassen, weil die Ihrigen daheim alle ihre Kräfte für die Volks- und Glaubensgenossen in der Türkei anspornen müssen. Wir eröffnen daher eine besondre Sammlung für die darbenden in Deutschland studirenden Armenier, vornehmlich für die Theologie studirenden. Dafür, daß die Gaben an die Würdigen und Bedürftigen kommen, bürgen unsre akademischen Beziehungen. Gerade akademische Kreise sollten sich dieser Sache besonders annehmen. Es kommt jetzt die Zeit der studentischen Weihnachtsbescherungen: wir brauchen Weiteres nicht zu sagen. Es ist ein Leichtes, den Armeniern, die einmal hier sind, zur glücklichen Vollendung ihres Wintersemesters zu helfen. R

(Der verweigerte Urlaub) Pfarrer Julius Werner in Beckendorf wollte zu dem Kongreß der Naumannianer in Erfurt reisen. Da teilt ihm ein Rat seines Konsistoriums, des Magdeburgischen, mit, daß der Oberkirchenrat in Berlin ihm den nötigen Urlaub versagt habe. Da solche Urlaubserteilungen zur Kompetenz der Provinzialkonsistorien gehören, hat offenbar das Magdeburger Konsistorium von sich aus die Sache für so erheblich erachtet, sie an die Landeskirchenbehörde, den Oberkirchenrat, zu bringen.

Pfarrer Werner ist einer der jüngern Geistlichen, die seit Jahren sich politisch bethätigen. Aus dem Verein deutscher Studenten hervorgegangen, diente er der Stöckerschen Richtung mit großer Hingabe. Ich habe nie einen Redner gehört, der in Denk-, Sprech- und Ausdrucksweise sich so ganz der Beredsamkeit Stöckers nachgebildet hätte. Er trat mit antisemitischen, konservativen, christlich-sozialen Reden frisch auf den Kampfplatz, wo immer man ihn brauchte und rief. Mitte September begegnete ich ihm in Berlin, als wir beide in Sachen der Armenier sprachen. Daß seine Behörde ihm erst voriges Jahr längern Urlaub bewilligte zu einer Studienreise nach England (über die er ein Buch veröffentlicht hat, woraus jedermann ihn näher kennen lernen kann — vgl. die Anzeige in Nr. 43 d. J.), zeigt, wie jung die ernsten Bedenken sein müssen, die zu der vorliegenden Urlaubsverweigerung geführt haben. Und da erhebt sich nun für die Kirchenbehörde der üble Verdacht, daß sie die aushäusige Thätigkeit Werners erst von der Zeit an zu mißbilligen anfing, wo er seine frühern antisemitisch-konservativen Bahnen verließ und sich der Naumannschen Richtung zuwandte. Ohne seine Herkunft von Stöcker zu verleugnen, vielmehr solange als möglich mit den ältern Christlich-Sozialen zusammenhaltend, wurde er ein entschlossener Mitarbeiter der Hilfe und der Zeit. Und jetzt in Erfurt sollte er durch ein Hauptreferat seine Zugehörigkeit zu dieser Gruppe besiegeln. Da, wenige Tage vor Eröffnung des Kongresses, in zwölfter Stunde, kommt die Erkenntnis der Kirchenbehörde zum Durchbruch, daß sich seine öffentliche Thätigkeit mit seiner pfarramtlichen nicht vertrage, und sie läßt ihn wählen zwischen Erfurt und Amt.

Der böse Schein liegt also darin, daß die Kirchenbehörde dem politischen Pastor Naumannscher Richtung versagt, was sie dem politischen Pastor Stöckerscher Observanz zu gute hielt. Wäre dies wirklich das Motiv der oberkirchenrätlichen Entscheidung, so wäre auch in diesem Falle die Kirchenbehörde eminent politisch orientirt.

Aber ich rede ernstlich von einem bösen Schein. Ich kann mir nicht denken, daß die offizielle Kirche bis zu dem Grade von Heuchelei gediehen wäre, daß sie aus bewußter Politik die politischen Pastoren unterdrückt. Ich nehme an, man hat in Magdeburg und Berlin den Fall individuell behandelt, und wundre mich nicht, wenn man fand, daß gerade Pfarrer Werner einer außergemeindlichen Thätigkeit sehr viel Zeit und Kraft geopfert hat. Auffallend ist nur, daß man das eben in dieser Stunde fand. Und auffallend ist, daß man eben nur an diesem Manne das Exempel statuirte. Zwar auf den konservativen Reichstagssprecher Pfarrer Schall in Cladow möchte ich nicht exemplifiziren, wie Naumann das in Erfurt gethan hat. Seine öffentliche Thätigkeit ist vielleicht dem Oberkirchenrat so unerfreulich wie uns, aber diesen Mann schützt unsre Reichsverfassung. Aber wir denken, um doch einen Namen zu nennen, an einen Mann wie den unermüdlichen Pfarrer Weber in München-Gladbach, der erst vor kurzem in Frankfurt a. M. den Stöckerschen Parteitag besuchte, und dessen Urlaubskonto vermutlich ebenso stark belastet ist, wie das des Pfarrers Werner.

Grundsätzlich wollen wir gar nicht bestreiten, daß die Aushäusigkeit eines Pfarrers ihre Grenzen haben muß. Aber die Kirchenbehörden werden in Rechnung ziehen dürfen, 1. daß manche Arbeitskraft sehr wohl dazu ausreicht, ein großes Quantum auswärtiger Arbeit mit treuem heimischen Dienst zu vereinigen; 2. daß gewissenhaftes Daheimbleiben mit andern Untugenden, z. B. mit der entsetzlichen Sünde der Trägheit, nur zu verträglich ist; 3. daß ein gewisser Drang junger Pastoren, an öffentlichen Versammlungen und umfassenden Unternehmungen teilzunehmen, mit den Jahren von selbsteinergrößern Seßhaftigkeit und Konzentration zu weichen pflegt; 4. daß Ausnahmefälle vorkommen werden, wo eines Pfarrers außergemeindliche Thätigkeit wichtiger ist als die in seiner Gemeinde und wo es im allgemeinen Interesse liegt, ihn von dieser vorübergehend zu entlasten. Aus solchen und ähnlichen Gründen wird eine milde Handhabung der Disziplin in diesem Stücke, wie sie die Praxis der letzten Jahrzehnte war, sich auch fernerhin der kirchenregimentlichen Weisheit empfehlen.

Wenn aber Pfarrer Werner auf den konsistorialen Vorhalt hin sein Verbleiben im Amte der Fahrt nach Erfurt vorzog, so kann das nur unsern Beifall finden. Im Falle Lepsius lag die Sache ganz anders. Was Lepsius wollte, konnte niemand sonst für ihn thun. Er hatte seiner Gemeinde bis zu den armenischen Ereignissen ohne Extravaganzen gedient, und ein zeitweises Vikariat konnte gerade diesen kleinen Verhältnissen gegenüber kein Bedenken wecken. Der Oberkirchenrat hat entweder in politischer Mißbilligung seines Zwecks oder mindestens in schablonenhaft-büreaukratischer Verkennung des besondern Falles den erbetenen Urlaub geweigert. Lepsius mußte darauf als Christ um seiner Liebe zu den Armeniern willen und um seines ihm von niemand abzunehmenden Berufes willen sein Amt niederlegen. Das danken wir ihm von Herzen. Anders steht es für Werner. Er darf sich sagen, daß die Arbeit für die christlich-soziale Sache, mag sie ihm noch so sehr am Herzen liegen, von Andern gethan wird. Wollte jeder Pastor, dem seine Kirchenbehörde deshalb Schwierigkeiten macht, für seine sozialen Ueberzeugungen schleunigst sein Amt opfern, so wäre das doch nur dann moralisch, wenn ihm sein Amt an sich weniger wert wäre, als seine Mitarbeit an sozialpolitischer Aktion. Göhre hat in ruhiger Ueberlegung auf die Verfolgung seiner Pastorenlaufbahn verzichtet; so lieb ihm sein Amt war und so schmerzlich die Trennung von ihm, glaubte er frei der Kirche und dem Vaterlande besser dienen zu können: gegen solche Entscheidung ist nichts zu sagen. Wenn aber einer im Unmut vorgezeichnete Bahnen verläßt und ohne klare Berufung ins unbekannte Dunkle springt, das würden wir weder sittlich noch christlich finden, und es würde die Sache so wenig wie die Person Gewinn davon haben. In diesem Sinne ist uns die Unterwerfung Werners unter den Bescheid seiner Kirchenbehörde ein Beweis christlicher Besonnenheit. R

Bücher für den Weihnachtstisch

(Die Kernfragen des Christentums) behandelt in Form eines Zwiegesprächs. Ein Wegweiser zum Glauben von Ewald Schneider. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1896 232 S. 3,20 Mk., gebunden 3,80 Mk.

Das vorliegende Buch fährt kein ausgefahrnes Geleis. Das merkt man gleich beim ersten Abschnitt, der das Nachdenken über geistige Dinge anregt durch eine wundersame, über die Sterne hin in stetiger Entwicklung zu denkende Seelenwanderungstheorie. Die oft bemerkte Thatsache, daß viele „gebildete" Laien bezüglich der Erkenntnis in den peripherischen Punkten unsers Glaubens über die große Menge hinausgewachsen sind, während ihr religiöses Verständnis mit dem der Ungebildeten auf einer Stufe steht und oft gleich Null ist, läßt den Verfasser den Wunsch eines Gedankenaustausches in Nebengottesdiensten aussprechen, damit überhaupt erst das Fundament gelegt werde, auf dem dann die Predigten bauen könnten. Der Freund, der uns als ein religiös interessirter, hochgebildeter Chemiker entgegentritt, schlägt solche Unterredungen für die gemeinsamen Spaziergänge vor, und so begleiten wir die beiden auf fünfzehn weitern Gängen, hören ihre Rede und Gegenrede mit an, überzeugt, daß so ein Verschweigen oder Fortgleiten über einzelne Punkte unmöglich ist.

In diesen Dialogen stellt uns der Verfasser den Glauben, den Christus und die Apostel als einzige Bedingung für unser Seelenheil gefordert haben, mit seinen Voraussetzungen und Folgerungen dar. Den Mittelpunkt, an dem alle Glaubenssätze gemessen werden müssen, findet er in der Persönlichkeit Christi. Wir hören so von der Bedeutung der apostolischen Schriften, von der Notwendigkeit, den Begriff der Offenbarung an Christus zu orientiren, von ihm aus die erste Offenbarung des Alten Bundes ins rechte Licht zu rücken, statt von dieser ersten aus die zweite betrachten zu wollen. Eins der interessantesten Gespräche handelt von dem Problem eines „Lebens Jesu." Auf gleicher Höhe steht „Erlöst" mit der Frage: Was ist Glauben?

Was giebt uns Christi Tod? Wie verhalten sich Glaube und Liebe? Wie stehen wir zur Kritik? Was ist uns die Kirche? Welchen Wert hat die peripherische trinitarische Spekulation? Priesterrecht und Priesterpflicht des evangelischen Christen. Vom werdenden Gottesreich. Auferstehungsgedanken. Wesen der Theologie. Das sind Gedanken der übrigen Gespräche, die den Reichtum des Gebotenen ahnen lassen.

Der Dialog, der stets gespanntes Aufmerken fordert, ist doch so geführt, daß ihm ein Gebildeter ohne Schwierigkeit folgen kann. Theologisch steht der Verfasser auf dem Standpunkt: man soll das Gute nehmen, wo mans findet. So steht er den theologischen Schulen freier gegenüber, weiß auch eine wohlthuende Achtung vor den kirchlichen Anschauungen trotz seiner im Grunde freiern Richtung zu wahren. Der Zweck des Buches ist, jüngern Theologen beizustehen im innern Kampf und in den Gewissensbedenken und den gebildeten Laien, die sich leicht an Nebensachen klammern, den einen Glauben zu zeigen, der not thut. Die Gespräche sind wohl geeignet, zur Erreichung dieses Zieles beizutragen, drum können wir nur wünschen, daß das Büchlein auf manchem Weihnachtstisch liege, damit es in Wahrheit vielen sein könne: „ein Wegweiser zum Glauben." H Danneil

(Unter dem Schirm des Höchsten) Morgen- und Abendandachten auf alle Tage des Jahres, nebst einem Anhang für besondre Fälle, von Karl Keeser, Stadtpfarrer an der Stiftskirche in Stuttgart. Heilbronn, Kielmann. 844 S. 5,50 Mk.

Eben erscheint das Buch, das wir noch für Weihnachten empfehlen und dem wir Aufnahme in vielen Christenhäusern wünschen möchten. Keeser schließt sich in der Anlage seines Buches dem Vorgange von Spenglers „Pilgerstab" an, und mit Recht. Der Gedanke, Bibelwort, Betrachtung, Gebet und Liedervers je für eine Andacht zu einem Ganzen zu fügen, hat sich überall eingelebt und hat in fruchtbarster Weise dazu beigetragen, die Freude am Hausgottesdienst neu zu wecken und zu kräftigen. Aber gerade wer seinen „Spengler" seit Jahren fleißig benutzt hat, schaut allmählich um so verlangender nach etwas Anderm aus, was in gleichem Rahmen neuen Inhalt böte, und das thut Keeser in dankenswertester Weise. Mit feinem Takt und in sorgfältigster Arbeit ist der Stoff gewählt und geordnet. Für die Sonntage wurden fast regelmäßig die beiden ersten württembergischen Perikopenreihen zu Grunde gelegt, die, wenige Ausnahmen abgerechnet, mit den altkirchlichen Perikopenreihen sich decken. Die Bibelstellen der Wochentage stehen vielfach in irgend einer Beziehung zum Evangelium oder zur Epistel des Sonntags, diese irgendwie ergänzend oder von neuen Seiten beleuchtend. Ebenso korrespondiren auch die Schriftstellen des Alten und des Neuen Testaments oft in sinniger Weise mit einander; überall spürt man die Hand des erfahrnen Schriftkenners. Die Betrachtungen und Gebete sind namhaft kürzer gefaßt als bei Spengler, ein Umstand, der in unsrer unruhigen, arbeitsvollen Zeit vielen Familien von Wert sein wird. Dagegen ist der Kreis, aus dem Keeser den Stoff der Betrachtungen sammelt, ein weiterer; er spannt sich von den Bogatzky, Rambach, Menken bis herüber zu den Bornemann, Smend und Naumann. Damit hängt es wohl zusammen, daß im Buch eine frischere, bewegtere Luft weht. Immer sind es gute, treffende Worte, die uns Tag für Tag an das Herz dringen, das Gemüt erheben, dem Verstand etwas zu denken und dem Gewissen etwas zu verarbeiten geben, und es ist Ein Geist, der durch die mannichfaltigen Stimmen zu uns spricht, der Geist unseres Herrn Jesu Christi. Das Buch bietet ein erquickendes Beispiel von der Gemeinschaft des Glaubens, die unter uns waltet trotz aller Unterschiede der Richtungen.

Fügen wir noch hinzu, daß die Ausstattung in Druck und Papier ganz vortrefflich ist, so kann dies neue Andachtsbuch auch in dieser Beziehung nur empfohlen werden. C S

(Geschenktes und Erkämpftes) Stimmungsbilder und Ewigkeitsgedanken von Ernst Rolffs. Heilbronn, Salzer. 176 Seiten. 2 Mark. Die Betrachtungen, die von Ernst Rolffs in der Christlichen Welt erschienen sind, haben sehr gefallen. Ich weiß das, darum darf ich es sagen. Nun hat der Verfasser diese Stücke mit andern zu einem Buch zusammengefaßt, das unsrer Empfehlung nicht bedarf. Erst kommen die alten Bekannten: „Der alte Gott" und der Zyklus „Macht und Friede," dann das Neue, die Artikelreihen „Das Wort vom Kreuz" und „Zweifelsfragen und Glaubensgewißheit." Druck und Ausstattung sind sehr gut. R

(Ein neues Buch von Funcke) wird seinen Freunden eine liebe Weihnachtsgabe sein. Es ist betitelt: Du und deine Seele, und hat einen Anhang: Norwegische Skizzen (S. 257—344). Bremen, C. Ed. Müller. 3 Mk. Es trägt die Art der Reisebilder fast unverändert an sich, das ist sein Recht und sein Beruf. R

(Alexander Vinet) Gedanken und Betrachtungen aus seinen Schriften. Mit einem Vorwort von Arnold Rüegg, Pfarrer und Privatdozent. Heilbronn, Salzer. 2,20 Mk., gebunden 3 Mk.

Ein feines gutes Büchlein hat eine Verehrerin Vinets zur rechten Stunde uns dargeboten, Gedankenperlen aus Vinets Schriften, lose und doch sinnvoll aneinander gereiht. Es sind Worte voll Geist, und doch nicht nur geistreich, daß sie ein Spiel unsers Witzes würden, auch nicht zu geistreich, daß wir sie nicht verstünden, nein Verständnis, Herz und Willen stärkend, Gedanken, die letztlich von oben, von Christus stammen. Sehr erquickend ist Vinets Liebe zur „Individualität," die der Sozialismus von heute wahrhaftig nicht verneint, sondern fordert. Der Raum verbietet, Proben zu geben, zwei finden sich bereits Nr. 46, Sp. 1083.

(Charlotte von Schiller) Ein Lebens- und Charakterbild von Dr. H. Mosapp. Heilbronn, Kielmann, 1896. Geb. 3,60 Mk.

Es giebt Menschen, von denen Ströme des Segens ausgehen, auch wenn sie längst nicht mehr unter den Lebenden weilen, die in ihrem Lebenskreis und darüber hinaus die Aufgabe erfüllt haben: Du sollst ein Segen sein. Zu ihnen gehört auch Charlotte von Schiller. Wie sie das gewesen ist, zeigt uns das jüngst erschienene Buch von Mosapp, das ich nicht dringend genug allen Lesern und Leserinnen der Christlichen Welt ans Herz legen kann. Hoch über Eva Lessing, Meta Klopstock steht Charlotte von Schiller. Sie war ihrem Gatten kongenial. Keiner seiner Freunde hat so seinen hochfliegenden Genius verstanden wie sie. Aber sie war auch das Ideal einer Gattin überhaupt, eine der edelsten Frauengestalten, die wir kennen. Ihr verdanken wir es, daß uns in diesem einzig dastehenden Verhältnis das Vorbild einer echten und glücklichen Ehe vorgelebt ist. Und doch war diese Ehe von Anfang an äußerlich keine glückliche. Denn das Leiden Schillers, das seinen unabwendbaren Verlauf nahm, warf schon auf die ersten Jahre tiefe dunkle Schatten. Aber als köstliches Vermächtnis hat Charlotte aus ihrem Elternhause eine wahre Herzensfrömmigkeit mit hinausgenommen. Die starken Wurzeln ihrer Kraft lagen in ihrem Glauben, der durch die Liebe

thätig war. Doch ich will nichts vorweg nehmen. In fünf Kapiteln wird uns ihr Lebensgang geschildert: Jugendgarten, Liebesfrühling, Brautglück, Gattentreue, Witwenelend. Außerdem sind einige Beilagen beigegeben. Mit stetig wachsender Teilnahme verfolgen wir den Lebensgang dieser edeln Frauenseele. Am herrlichsten kommt diese zur Erscheinung in der Ehe und in dem Witwenleid. Hier in ihren Briefen und Liedern entfaltet sich die ganze Schönheit ihres inwendigen Menschen. Denn der Verfasser hat, was als besondrer Vorzug des Buches anzusehen ist, Charlotte in umfänglicher Weise selbst zu Worte kommen lassen. Möchte dies herzerquickende Buch viel gelesen werden von Männern und Frauen, es könnte ein reicher Segen von ihm ausgehen.

Schaumkell

(Jugendbriefe Alexander von Humboldts) an Wilhelm Gabriel Wegener. Herausgegeben von Albert Leitzmann. Leipzig, Göschensche Verlagshandlung, 1896. 2,50 Mk.

Die Briefe bilden eine wertvolle Quelle zur Kenntnis der Jugendentwicklung Alexander von Humboldts, wie der Herausgeber mit Recht sagt. Sie umfassen die Jahre 1788—90, also das neunzehnte, zwanzigste und einundzwanzigste Lebensjahr Humboldts. Sie liefern aber auch einen nicht uninteressanten Beitrag zur Kulturgeschichte der damaligen Zeit, die so „aufgeklärt" war, daß, wie Humboldt selbst an seinen Freund Wegener schreibt, sogar ein paar Strumpfbänder dem Kammergericht zur Zensur vorgelegt werden mußten, weil Humboldt auf dieselben „zwei der unschuldigsten Zeilen" drucken lassen wollte.

Da W. G. Wegener Theologie studirte, so bieten die Briefe gerade für Theologen manches Interessante. Wir finden S. 9 ff., veranlaßt durch eine Dissertationsarbeit Wegeners über Apostelgeschichte 2, eine lange Auseinandersetzung Humboldts über die Wunder. Kurz vorher schreibt er: „Meine Philosophie ist wie ein Kind, das noch immer am Gängelband geführt wird." Und in der That, das Gängelband bei dieser Auseinandersetzung heißt Moses Mendelssohn. Wie man denn überhaupt vermittelst dieser Briefe einen tiefen Blick thun kann in die Gedanken der damaligen gebildeten, d. h. „aufgeklärten" Jugend über Christentum und Geistlichkeit, die trotz des theologischen Freundes bei Humboldt wie allgemein keine sehr freundlichen sind. Den später so großen Schilderer und Beschreiber lernen wir schon hier kennen. Besonders wenn er Personen beschreibt, z. B. den Propst in Wolfenbüttel, Jerusalem, der damals sehr umschwärmt wurde, was Humboldt nicht begreifen kann. Er meint, es läge daran, daß der achtzigjährige Greis immer vom Zustand nach dem Tode spricht, daß er gegen alle Menschen schon deshalb allein süß und zärtlich sei, weil er immer glaube, er sähe sie zum letztenmal. — „Dazu endigt sich jede Konversation mit einem feierlichen Abschiede, wobei viel vom Tode gesprochen wird. Du kannst leicht denken, daß dieser letzte Eindruck sich stark in das Urteil mischt. Aber glaube mir, lieber Bruder, die rote Mütze, der kahle Kopf und das Händegeben thun viel, viel zur Sache." Der damaligen Zeit entsprechend ist das Verhältnis zum Freunde ein schwärmerisch sentimentales, seinen Jahren angemessen das Urteil oft köstlich naiv. So wenn er von Zöllner, Propst in Berlin, den Humboldt sehr schätzt, sagt: „Das Rätselhafteste an ihm ist mir, daß er immer fröhlich und doch kein Narr ist." Die Jugend hat eben durchaus kein Verständnis für Humor. Kurz, ein wirklich wertvoller Beitrag zur Jugendgeschichte des großen Naturforschers und Philosophen wie zur Geschichte der „Aufklärung" überhaupt.

Ausgiebige Erläuterungen sowie ein sehr vollständiges Personenregister, beide den Briefen angehängt, erleichtern die Lektüre und tragen zum Verständnis der Zeit wie Humboldts wesentlich bei.

H Fischer

(Johann Sebastian Bach) Ein Künstlerleben von Armin Stein. Verlag des Hallischen Waisenhauses, 1896. 278 S. 3 Mk. Der unter dem Pseudonym Armin Stein bekannte Volksschriftsteller H. Nietschmann giebt unter obigem Titel den dreiundzwanzigsten Band seines großen Werkes „Deutsche Geschichts- und Lebensbilder" heraus. Wir wünschen diesem neuen Werke den Erfolg der frühern. Cl

(Durchs Fenster) Erlebtes und Erzähltes von Dora Schlatter. Basel, Jäger und Kober. 182 S., geh. 1,20, geb. 2 Mk.

Der Titel ist gut gewählt. Wie man durchs Fenster sehend auf belebter Straße die mannichfachsten Bilder erblickt, doch alle beleuchtet von derselben Sonne, so zeigt uns die Verfasserin ein kleines Bild aus dem Menschenleben nach dem andern, wie sie es schaut mit liebewarmem, gläubigem Herzen. Zum Vorlesen an Krankenbetten oder zur Ermunterung betrübter, zagender Seelen werden sich diese so lebenswahren Erzählungen, manches ist ja auch Selbsterlebtes, ganz besonders eignen, und gewiß wird jeder, der das Buch zur Hand nimmt, etwas darin finden, das gerade ihm nützt und ihn zwingt, dem Walten Gottes an den Menschen nachzusinnen. E R

(Glückliche Heimkehr aus langer Irre) Lebensgeschichte des Rudolf Bürgi aus Neftenbach von W. J. Thumm. Dritte Auflage. Basel, Jäger u. Kober. 215 S. 1,20 Mk., geb. 2 Mk. Der einfache Mann, dessen Lebensgeschichte hier erzählt wird, hat seine mannichfachen Lebensschicksale selbst in hohem Alter aufgezeichnet, allerdings in schlechtem Deutsch und mit großer Naivität, aber mit ebenso großer Aufrichtigkeit. Das vorliegende Buch bietet nur eine freie Umgestaltung seiner Autobiographie. Cl

(Roseggers Neustes) Das ewige Licht. Erzählung aus den Schriften eines Waldpfarrers von Peter Rosegger. Leipzig, Staackmann. 427 S. 4 Mk., gebunden 5 Mk.

Zuweilen schien es, als ob auch Rosegger dem Schicksal manches

andern bedeutenden Schriftstellers verfallen wäre, der sich ausgeschrieben hat. In den Sammlungen kleinerer Erzählungen und Erlebnisse, die er uns in den letzten Jahren geschenkt hat, war zwar immer noch vieles von köstlicher Frische und reizender Naturwüchsigkeit. Aber daneben manches, das zu dem alten Rosegger nicht paßte und sich über die Durchschnittsware, die den Markt überschwemmt, kaum erhob. Um so lieber werden die Freunde Roseggerscher Poesie — und es sind deren hoffentlich auch im Leserkreise der Christlichen Welt recht viele — hören, daß seine diesjährige Weihnachtsgabe wieder mit zu dem besten gehört, was er je geschrieben hat. Ja, ich zweifle, ob nicht viele dieser Erzählung selbst vor dem Tagebuch des Waldschulmeisters und dem Gottsucher den Vorrang einräumen werden.

Man wird sich erinnern, daß im Waldschulmeister geschildert wird, wie die rohen und eckigen Naturkinder eines abgelegnen Thales durch treue Erziehung allmählich auf eine höhere Kultur kommen. Im ewigen Licht betrachtet der Dichter den Vorgang, aber in andrer Beleuchtung. Er erzählt, wie in das hoch und rauh und einsam gelegne Dorf Thorwald erst die Touristen und Sommerfrischler, dann mit der Eisenbahn die Industrie, die fremden Arbeiter, die Sozialdemokratie und der Aufruhr einziehen, und wie unter dieser Veränderung die alte stolze Bauernselbständigkeit, die kirchliche Zucht und Sitte dahinschwinden, bis die Kirche selbst auf dem nach Eisen und Erz durchwühlten Boden zusammensinkt und der Pfarrer angesichts einer untergehenden Welt am gebrochnen Herzem stirbt.

Daß Rosegger für soziale Dinge Interesse hat, war mir freilich schon aus seiner warm anerkennenden Kritik von Göhres „Drei Monate Fabrikarbeiter“ aus seiner Feder bekannt. Daß er aber den modernen Gedankengang, der seinem Buch zu Grunde liegt, so energisch durch Denken und so scharfe Beobachtung für die Zusammenhänge des wirtschaftlichen mit dem geistigen und kirchlichen Leben haben würde, habe ich offen gestanden nicht zu hoffen gewagt. Um so mehr Anlaß zu dankbarer Befriedigung werden wir, glaube ich, haben.

Und doch hat Rosegger mit seinem Eingehen auf diese modernen Ideen seine dichterische Eigenart in nichts preisgegeben. Gestalten finden sich in seinem Buche von prachtvoller Abrundung und Lebenswahrheit. So kann doch kaum ein andrer mit wenig Strichen Menschen, wie sie wirklich sind, herstellen. Und so kann überhaupt kein andrer ohne viel Worte Alpenlandschaft und Bergeinsamkeit gegenwärtig machen.

Von Tendenz ist in seinem Buche nichts zu spüren: ich wüßte kaum zu sagen, ob der Dichter die Entwicklung Thorwalds für ein Glück oder Unglück hält. Worin er aber seine ganze Kunst setzt, das ist zweierlei: einmal zu zeigen, wie allmählich, unmerklich, schrittweise, mit innerer Folgerichtigkeit diese Entwicklung sich vollzieht, und dann wie eng verbunden mit der Wandlung der Verhältnisse die Wandlung der Gesinnungen Hand in Hand geht.

Ich hoffe, mit dem, was ich gesagt habe, die Lust der Leser nach diesem schönen Buche recht angeregt zu haben. Vielleicht stachelt es sie noch mehr, wenn ich zum Schluß erwähne, daß auch christlich-soziale Bestrebungen, freilich in etwas kläglicher Gestalt, mit hineinspielen.

E F

(Im Hirtenhaus) Wenn ein Buch sechs Auflagen erlebt, darf man wohl annehmen, daß der Verfasser vielen Lesern bereits bekannt und lieb ist; erscheint es aber in siebenter Auflage mit künstlerisch ausgeführten Illustrationen, die völlig dem Inhalt des Buches entsprechen, so wird es von ihnen mit doppelter Freude begrüßt werden. So läßt Julius Zwißler in Wolfenbüttel, Heinrich Schaumbergers Gesammelte Werke mit Illustrationen von Rudolf Koeselitz in zehn Bänden erscheinen, und der erste Band, „Im Hirtenhaus“ (3 Mk.), wird sich hoffentlich zu den alten viele neue Freunde erwerben. Nicht um zu ergötzen oder zu blenden ist das Buch geschrieben, sondern um den Blick zu schärfen für all die Schäden, die das Armenwesen auf dem Lande noch aufweist. Es treten diese um so lebendiger vor unsre Augen, als sie der Verfasser im Rahmen einer schlichten und doch so ergreifenden Erzählung vor uns aufdeckt. Niemand sollte daran vorübergehen, und doch wird es nur ganz gewürdigt werden von solchen, die selbst mit offnen Augen und warmem Herzen zwischen Landleuten gelebt haben, wie der leider so früh verstorbne Verfasser. Meisterhaft und wahr sind die Schilderungen der Charaktere und der Verhältnisse. Ja nehmt und lest und helft, wo Hilfe not thut, habt aber doppelte Achtung vor einem Manne wie dem Schreiner Lorenz, der unter den schwierigsten Verhältnissen ein ganzer Charakter blieb. E R

(Kleine Ursachen, große Wirkungen) Von Maxwell Gray. Frei nach dem Englischen von Charlotte Schmid. Bevorwortet von Professor Dr. R. Seeberg. Schwerin i. M., Bahn, 1897. 188 S. 2,50 Mk.

In englischer Kleinmalerei und Breite die Darstellung eines sehr interessanten Problems, das mit der Gebetserhörung zusammenhängt. Die Geschichte spielt in einem englischen Pfarrhause und regt sicherlich zu ernstem Nachdenken an. R B

(Ein Blick hinter die Kulissen) Eine Erzählung für Jung und Alt von Mrs. Walton. Frei nach dem Englischen von M. K.-G. Basel, Jäger u. Kober. geh. 1,60 geb. 2,60 Mk. Die Verfasserin dieses Büchleins ist schon durch ihre frühern Schriften „Heim, ach nur Heim“ und „Niemand hat mich lieb“ auch in Deutschland bekannt geworden. Die anonyme Uebersetzung dieses ihres neusten Werkes erreicht in diesem Jahre bereits die dritte Auflage. Cl

(Naturgeschichten) Mit steigendem Interesse habe ich die im Verlage von S. Hirzel in Leipzig erschienenen Naturgeschichten für Kinder von S. Hensel, geb. 6 Mk., durchgelesen. Es ist dem Verfasser gelungen, in geschicktester Form zu Naturbetrachtungen anzuregen. Er hätte wahrlich nicht nötig gehabt, seine frischen Erzählungen, die nichts von schematischer Langweiligkeit an sich haben, sondern uns einführen ins Einzelne, immer Bezug nehmend auf das große Ganze, noch durch die Gestalt Tante Malchens zu beleben. Solch witzelnder Ton zwischen Erwachsenen wirkt in einem Buche, das Kinder in die Hand bekommen sollen, wie der Dorn an der Rose, und wenn hoffentlich recht bald eine zweite Auflage erscheint, wo diese wenigen Stellen gestrichen sind, wird es ein Buch sein, das man nicht warm genug empfehlen kann, denn an dem Reichtum des Inhalts und der fesselnden Art, wie es geschrieben ist, werden Eltern und Kinder Freude und Nutzen haben. Was moderne Naturwissenschaft erschlossen hat, ist in Betracht gezogen, und das Buch klingt, wenn auch nicht wörtlich, so doch im Sinne aus mit dem Spruch: Herr, wie sind Deine Werke so groß und viel, Du hast sie alle weislich geordnet. E R

(Die Christen) Schauspiel in fünf Aufzügen von Walther Nithack-Stahn. Halle, Fricke, 1897. 80 Pfge.

Für die Theaterbühne eignet sich das Schauspiel kaum, dazu ermangelt es zu sehr der dramatischen Grundforderungen. Es sind eine Reihe ziemlich lose verknüpfter Szenen, die uns das Leben, Kämpfen und Sterben einer römischen Christengemeinde zu Trajans Zeit sehr anschaulich schildern. Die Charakterisirung der Heiden wie der Christen ist vortrefflich gelungen. Ich möchte dringend empfehlen, mit der Darstellung des Schauspiels auf der Volksbühne einen Versuch zu machen. Es würde dabei nur wenig zu ändern sein, und der Eindruck auf eine Gemeinde wäre sicherlich ein zwingender und erhebender. R B

(Religiöse Lyrik) Ausgewählt von Richard Weitbrecht. Illustrirt von Hans Looschen. Leipzig, Herm. Seemann. Elzevirausgabe. 194 S. 2 Mk.

Religiöse Lyrik — so sagt der Herausgeber — will das Bändchen geben, nicht christliche oder geistliche Dichtungen, sondern eine Auswahl des Religiösen aus der deutschen Lyrik. Und zwar des Religiösen im weitesten Sinne, vom innigsten Gefühl eines persönlichen Gottes bis zum pantheistisch angehauchten Gemüt. Aus diesen Gesichtspunkten heraus mit gutem Geschmack zusammengestellt, enthält das Büchlein thatsächlich das Wesentliche der religiösen Offenbarungen deutscher Dichter — älterer wie neuerer und neuster — und kann deshalb sehr warm empfohlen werden. R B

(Sonnenblumen) herausgegeben von Karl Henckell. Leipzig, Karl Henckell u. Co. 1896. 96 S. 2,25 Mk. Unter diesem Titel erscheint der erste Jahrgang einer lyrischen Anthologie, die von nun an regelmäßig, alle 14 Tage ein Blättchen, herausgegeben werden soll. Ueber den Charakter des neuen Unternehmens äußert sich der Herausgeber folgendermaßen: „In zwanglosen Blättchen, mit Bildnissen bedeutender Männer geschmückt, fliegen zum Preise einer Blume die gehaltvollsten Erzeugnisse der Dichtkunst hinaus in alle Lande deutscher Zunge — dem Gemüte zur Labung, dem Geiste zur Nahrung, dem Glücklichen zur Einkehr, dem Beladnen zum Trost. Frei soll die Auswahl sein von jeder Parteitendenz, aber durchweht vom Hauche der Freiheit, des Rechts, der edeln Menschlichkeit.“

Der uns vorliegende Jahrgang entspricht dem vollauf.

Wir haben in letzter Zeit unsre Leser mehrfach hingewiesen auf die heute so oft verkannte moderne Lyrik; hier bietet sich eine Gelegenheit, sich mit den besten ihrer Geistesprodukte bekannt zu machen. Cl

(Leidensblumen) Stimmen der Geduld und des Trostes in erlesenen Dichtungen durch Johannes Claassen. Basel, Jäger u. Kober, 1896. 125 S. geh. 0,80 geb. 1,20 Mk. Auch hier wird uns eine Anthologie geboten. Das Büchlein giebt eine wertvolle Uebersicht darüber, wie sich Christen alter und neuer Zeit durch Lieder im Leiden zu trösten wußten. Cl

(Unterm Christbaum) Weihnachtsgeschichten von Albrecht Thoma. Karlsruhe, J. J. Reiff, 1895. 84 S. 3 Mk., geb. 4 Mk. Schon im vorigen Jahre ist dies Buch erschienen, wir bringen es jedoch beim Herannahen des Weihnachtsfestes unsern Lesern wieder in Erinnerung und verweisen auf die anerkennende Besprechung, die es auch in unserm Blatte (Jahrg. 1895 Nr. 49, Sp. 1187) gefunden hat. Cl

(Weihnachtsspiele) Deutsche Weihnacht. Ein deutsches Spiel in einem Aufzuge von Ulrich Walther. Halle a. S., J. Fricke, 1895. 20 S. 0,15 Mk. Schon im vorigen Jahrgang (Nr. 51, Sp. 1225) ist dies Festspiel aufs wärmste empfohlen worden. — Am heiligen Abend. Ein Weihnachtsspiel für große und kleine Kinder von Albert Hackenberg. Dortmund, W. Crüwell. 47 S. 0,40 Mk. Dies Festspiel ist bedeutend umfangreicher als das vorige, umfaßt fünf Akte, kann jedoch auch unter Anwendung geringer Mittel in Szene gesetzt werden. Inhalt und Ton sind kindlich und weihnachtlich.

Beide Weihnachtsspiele, jedes in seiner Weise, werden zur Erhöhung der Festfreude wesentlich beitragen. Cl

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 49 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt
in Frankfurt am Main und Umgegend
treffen sich bis auf weiteres **an jedem ersten Montag im Monat nachmittags 4—6 Uhr** in Frankfurt a. M., **Rosenau**, Reuterweg 8. Frauen sind willkommen. 7. Dezember: über Carlyle.

Nach fünf Jahren ist uns ein Sohn geschenkt worden.

Backnang, 25. November 1896

Stadtpfarrer Dr. Paret,
Polly geb. Wächter

Geb. Dame, Waise, Braut eines cand. theol., sucht Stelle als Gesellschafterin. Vollst. Familienanschluß Hauptbedingung. Offerten unter **Richter**, Leipzig, Braustr. 1, II.

Aelteres Fräul., in Pfarrhaushaltung erfahren, sucht solche Stellung sogleich oder später.
Off. unter **R F 56** Expedition dieses Blattes.

Was uns Jesus
noch weiter sagt
Von Amicus Veritatis
2. Aufl. 30 Pfge.
Heilbronn, M. Kielmann

Die Oberpfarrstelle an unserer St. Nicolai-Kirche hierselbst ist anderweit zu besetzen.

Das Einkommen beträgt 3800—4000 Mk.

Bewerbungen, welchen Lebenslauf und Zeugnisse beizufügen sind, erbitten wir bis zum 1. Dezember cr.

Pritzwalk, den 14. November 1896.

Der Magistrat.

Alleinstehende Damen finden in dem schöngelegnen **Eberswalde**, mittelgroße Stadt, 3/4 Stunde per Bahn von Berlin, **gute und dauernde Pension** mit aufmerksamer Verpflegung in einer gebildeten christlichen Familie. Näheres Redaktion dieses Blattes.

Die Familie ist mir persönlich genau bekannt. Ich kann vorstehendes Anerbieten nur aufs wärmste empfehlen. Pfarrer Rade

---

In unserm Verlag erschien soeben:

Das Duell,
eine Reformfrage.

Referat, auf der sächsischen Provinzialsynode am 17. Oktober 1896 erstattet von

D. Hermann Hering,
Professor und Konsistorialrat in Halle a. S.

Auf Beschluß der Synode veröffentlicht.

8°. Mk. 0,40.

Dieser Vortrag ist in erster Linie allen den Kreisen, welchen das Duell als notwendiges Uebel gilt, dringend zu empfehlen. Derselbe fand deshalb so großen und ungeteilten Beifall, weil er in verständnisvollster Weise auf die herrschenden Anschauungen einging, deren Berechtigung nicht verkannte, indes Mittel zur Abhilfe des Notstandes für absolut notwendig erklärte.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, event. gegen vorherige Einsendung von 40 Pf. in Briefmarken von uns direkt.

Berlin W. 9, Köthenerstr. 4. **Reuther & Reichard.**

Verlag von **Heinr. Feesche** in **Hannover**

D. Ludwig Adolf Petri,
weiland Pastor zu St. Crucis in Hannover

Ein Lebensbild
auf Grund seines schriftlichen Nachlasses und nach den Mitteilungen seiner Freunde dargestellt von **E. Petri**, Superintendent

Zweiter (Schluß-) Band
4 Mk., gebd. 5 Mk., beide Bände zusammenbezogen nur 6 Mk. gebd. 8 Mk.

Bei Beginn des Kirchenjahres wird bestens empfohlen:

Tägliche Andachten
nach dem Hannoverschen Lektionar und dem kleinen Katechismus Luthers
von
Gerhard Ahlhorn, D. th.
gebd. 5 Mk., mit Goldschnitt 6 Mk.

In meinem Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Krüger, G., D., Professor der Theologie zu Gießen, **Das Dogma vom Neuen Testament.** 40 S. Lex.-8. Preis Mk. 1,20.

Professor Holtzmann in Straßburg schreibt über die vom Verfasser angestrebte Aenderung im Betrieb der neutestamentlichen Wissenschaft in der Deutschen Litteraturzeitung 1896, Nr. 41:

— „es sei hier unumwunden ausgesprochen, daß das Ziel und die Aufgabe der theologischen Forschung nur in der ihr hier angewiesenen Richtung liegen kann."

Gießen **Curt von Münchow's**
Hof- und Universitätsbuchdruckerei

Vorläufige Anzeige!

In 8 Tagen erscheint:

Was bringt Gewinn?

Eine Sammlung von Altem und Neuem von L.
Verfasser von:
„Wo ist das Glück?"
8°. Eleg. kart. mit Goldschnitt 2farbiger Druck.
Preis 1 M.,
in ff. Einband 2 M.

Ein Seitenstück zu „Wo ist das Glück?" Wie dieses enthält es eine Menge von köstlichen Perlen, Geschichten und dergleichen, welche uns zeigen und beweisen, daß es nicht Güter dieser Welt sind, die uns Gewinn bringen, sondern, daß dies nur solche Dinge vermögen, die uns dem Himmel näher bringen, Schätze, die nicht Motten und Rost fressen. Ist das Buch „Wo ist das Glück?" nun in fast 20000 Exemplaren verbreitet, so wird dies neue Schriftchen zweifelsohne in gleicher Weise seinen Weg in die Herzen und Häuser finden. —

Verlag der Buchhandlung der Berliner Stadtmission

Verlag v. Karl Henckell & Co.
Zürich und Leipzig

Sonnenblumen

herausgegeben
von
Carl Henckell

Meisterwerke der Lyrik aller Völker!

Auf feinem Halbkarton in verschiednem Farbendruck mit den Porträts der Dichter und zahlreichen Vignetten. Erscheinen fortlaufend vierzehntägig. Preis des kompletten I. Jahrgangs, der sich vorzüglich als **Weihnachtsgeschenk** eignet, 4 Mk. Das Abonnement auf den neuen Jahrgang kostet 2,25 Mk. Die einzelne Nummer 10 Pfg. und die elegante Sammelmappe 1 Mk.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Antiq. Katalog XXVIII
Praktische Theologie 2c.
2600 Nrn. enth., ist erschienen.
Bitte zu verlangen.
Hugo Rothers Buchh.
(Martin Warneck)
Berlin W. 9. Linkstr. 4

Verlag von **Wilhelm Hertz** (Bessersche Buchhandlung) in Berlin W. 9:

Friederike Grüfin von Reden
geb. Freiin Riedesel zu Eisenbach
Ein Lebensbild
nach Briefen und Tagebüchern
von
Eleonore Fürstin Reuß
Zweite, neu bearbeitete Auflage in einem Band
Geheftet 7 Mk. Geb. 8 Mk.

Neue Auflagen!

Gütersloher
Hauschoralbuch
von
F. H. Eickhoff
11. Auflage,
neu bearbeitet von **P. Eickhoff**
3 Mk., geb. 3,60 Mk.

Große
Missionsharfe
Geistliches Liederbuch für gemischten Chor, sowie für Klavier- oder Harmonium-Begleitung
16. Aufl. 2 Mk., geb. 2,50 Mk.
Enthält 337 Nummern!

C. Bertelsmann in Gütersloh

Soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Spanien und das Evangelium.

Ergebnisse einer neunmonatigen Studienreise von Fr. G. J. Grape. (VIII und 402 Seiten.) Mit 9 Bildern nach photogr. Aufnahmen des Verfassers.

Preis 6 Mark.

Verlg. v. Eugen Strien i. Halle a. S.

Pianinos, Harmoniums,

von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.

Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.

Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.

Wilh. Rudolph in Giessen Nr. 162.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung

Oskar Beck in München

Neuigkeiten * Weihnachten 1896

Louise von Kobell: Münchener Porträts nach dem Leben gezeichnet.

13 Bg. Geh. 2,50 Mk. Geb. 3,50 Mk.

Inhalt: I. Pettenkofer. — II. Karl v. Voit. — III. v. Hefner-Alteneck. — IV. Lenbach. — V. Fr. A. v. Kaulbach. — VI. Defregger. — VII. Grützner. — VIII. H. v. Lingg. — IX. Wilhelm Hertz. — X. Björnson.

Dr. M. Kronenberg: Kant. Sein Leben und seine Lehre. 20 Bg.

Geh. 4,50 Mk. Geb. 5,50 Mk.

Karl Krumbacher, Prof. an der Univ. München:

Geschichte der byzantinischen Litteratur.

Zweite Auflage unter Mitwirkung von *A. Ehrhard*, Prof. in Würzburg, und *H. Gelzer*, Prof. in Jena. 76 Bg. Lex.-8°. Geh. 24 Mk. In Halbfranz geb. 26,50 Mk.

Dr. Adolf Matthias, Gymnasialdirektor in Düsseldorf:

Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin? Ein Buch für deutsche Väter und Mütter. 16 Bg. Geh. 3 Mk. Eleg. geb. 4 Mk.

Benedictus Niese, Prof. in Marburg: **Grundriss der römischen Geschichte** nebst Quellenkunde.

Zweite, völlig neubearbeitete Auflage. 17 Bogen. Lex.-8°. Geh. 5 Mk. In Halbfranz geb. 6,50 Mk.

Robert Pöhlmann, Prof. in Erlangen: **Grundriss der griechischen Geschichte** nebst Quellenkunde.

Zweite, völlig neubearbeitete Auflage. 17 Bogen. Lex.-8°. Geh. 5 Mk. In Halbfranz geb. 6,50 Mk.

D. C. F. Nösgen, Prof. in Rostock: **Die Evangelien nach Matthäus, Markus und Lukas** ausgelegt. Zweite, neubearb. Aufl. 28 Bg. Geh. 6 Mk. In Halbfr. geb. 7,50 Mk. (auch u. d. Titel: Kurzgef. Kommentar zu den h. Schriften A. u. N. Test. B. Neues T. I. Abtlg.).

Hermann Frhr. v. d. Pfordten,

Priv.-Doz. in München: **Musikalische Essays.** 16 Bg.

Geh. 4,50 Mk. Geb. 5,50 Mk.

Inhalt: Kunst und Dilettantismus. — Grundlagen der Gesangskunst. — Leonore im „Fidelio" und Elsa im „Lohengrin". — Weber und Schumann als Schriftsteller.

August Sperl: Die Söhne des Herrn Budiwoj. Eine Dichtung.

Zwei Bände. Geh. 10 Mk. Eleg geb. 12 Mk.

Der rasch bekannt gewordene Verfasser des Geschichtencyklus „Die Fahrt nach der alten Urkunde" (2. Aufl. Geh. 3,50 Mk.; geb. 4,50 Mk.) tritt hier mit einem historischen Roman an die Oeffentlichkeit. Das Werk, zwar auf tiefgründigen historischen Studien ruhend, ist doch vor allem Poesie, und zwar echte vollströmende Poesie. Die vielen Freunde „Der Fahrt nach der alten Urkunde" werden ihre volle Freude an Sperls neuem hochbedeutenden Werke haben.

Johannes Volkelt, Prof. in Leipzig: **Aesthetik des Tragischen.**

29½ Bg. 8°. Geh. 8 Mk. Geb. 9 Mk.

Das vorliegende Werk des bekannten Aesthetikers wendet sich nicht nur an die Fachkreise, sondern an das gebildete Publikum überhaupt. Der Verfasser zieht die gesamte tragische Weltlitteratur in den Bereich seiner Arbeit, die dadurch zugleich ein ästhetischer Kommentar zu den Dichtern und ihren Werken wird.

Litterarische Festgeschenke

aus dem Verlage von Hobbing & Büchle in Stuttgart

Gustaf F. Steffen: „Aus dem modernen England." Eine Auswahl Bilder und Eindrücke. — Zweite Auflage 1896. — Ein reich illustrirter, prächtiger Band von ca. 450 S., schön geb. 9 Mk.

— — **„Streifzüge durch Großbritannien."** Schilderungen und Beobachtungen aus Stadt und Land. 1896. — Ein reich illustrirter, stattlicher Band von bester Ausstattung, 400 S. stark, fein geb. 9 Mk.

England und die Engländer, wie sie sind, hat seit Jahrzehnten kein Schriftsteller so anziehend und gründlich zugleich beschrieben wie Steffen. Was er giebt, sind völlig selbständige, auf langjähriger Bekanntschaft mit dem Lande beruhende Beobachtungen. Während er im „Modernen England" die Verhältnisse im allgemeinen schildert, nimmt er in den „Streifzügen" hauptsächlich den Industriestaat England und im Gegensatze dazu die agrarischen Verhältnisse (Irland, Schottland, die Kanalinseln) der britischen Monarchie zum Gegenstande der Darstellung. Daraus ergiebt sich für ihn Stoff die Hülle und Fülle zur Beantwortung der Frage, die er sich selber stellt: Welchen Wert hat der unheimliche Verbrauch an Menschenkräften seitens der Industrie, sowie diese überhaupt für die Zukunft der Kulturmenschheit, für das Glück des Daseins? — Was Steffen, ein ungewöhnlich geistvoller Mann, darauf erwidert, das lese man selber nach. Für jedweden Leser von Bildung und Geschmack, wer er immer sei, sind Steffens Bücher eine Quelle wirklichen Genusses und reichster Belehrung.

Ein Volksroman, wie er sein muß — dies Urteil ist für Erzeugnisse der neuern Litteratur gewiß selten. Die Sucht nach sittlich und geistig gesunder Unterhaltungslektüre ist, wie männiglich bekannt und viel beteuert, überaus stark. Wir bieten hier ein solches Buch in vortrefflicher Ausstattung und zu ganz außerordentlich billigem Preise, das sich um freundliche Aufnahme und Weiterempfehlung bei allen Volksfreunden bewirbt. Es ist dies: **Die silbernen Glocken von Mörlenbach** und die **Falschmünzer im Weschnitzthale.** Odenwälder Volksromane aus den neunziger Jahren des vergangnen Jahrhunderts von **Georg Schäfer,** Rentamtmann in Beugenheim (Wetterau). Mit 15 ganzseitigen Bildern. Ein stattlicher Band von 350 Seiten Umfang, schön und deutlich gedruckt, hübsch geb. 2 Mk. 75 Pfg. (geh. 2 Mk.). — Die spannende Handlung, lebhaft fortschreitend bis zum Schlusse und aufgebaut auf geschichtlichem und christlichem Grunde, die Lebenswahrheit aller Gestalten und Episoden, die frische Darstellung, der kernige Humor, die einfache, schöne Sprache — alles das macht den Roman zu einem Volks- und Hausbuch ersten Ranges, dessen Lektüre auch anspruchsvollere Leser befriedigen wird.

„Kleine kostbare Geschichten" nannte seinerzeit die Redaktion der „Christlichen Welt" die mundartlichen Dichtungen (Gedichte, Sprüche und Erzählungen) **Georg Volks,** des Odenwald-Dichters in Person, die nun unter dem Titel **„Hunndaog un Werdaog"** gesammelt und um viele neue vermehrt in hübscher Ausstattung erschienen sind. Preis hübsch geb. 3 Mk. 50 Pfg., fein geb. mit Goldschnitt 4 Mk. — Prächtige Sachen in leicht lesbarer, gemütvoller Mundart.

Zu beziehen durch jede Sortimentsbuchhandlung oder auch direkt franko gegen frankirte Einsendung des Betrages von der Verlagshandlung.

Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B. und Leipzig

Zu Weihnachten erscheint:

Zu Christus hin!

Religiöse Geleitsworte

von

D. Martin Rade

Kartonirt ca. 2 Mk.

Kürzlich erschien:

Liebe und Wahrheit

Betrachtungen

über

einige Fragen des sittlichen und religiösen Lebens

Von

R. Wimmer

Kartonirt 1,45 Mk.

Verlag von Friedrich Jansa in Leipzig

Werke von C. E. van Koetsveld
in guter, deutscher Uebersetzung

Skizzen aus dem Pfarrhause in Mastland

Ernstes und Heiteres aus dem Leben eines niederländischen Dorfpfarrers

25 Bogen 8°. Hochelegant geb. 4 Mk.

Inhalt: 1. Der Schreiber auf seiner Studierstube. 2. Der Eintritt ins Pfarramt. 3. Antrittsbesuche. 4. Der Rentner des Dorfes. 5. Meine ersten Predigten. 6. Der Hahn. 7. Der Winter auf dem Lande. 8. Die Kreisbrüder. 9. Der Hausbesuch. 10. Mein Schneider und mein Schmied (Pharisäer und Zöllner im Bauernkittel). 11. Die Aufnahme neuer Mitglieder in die Kirchgemeinde. 12. Armensachen. 13. Das Sterbebett. 14. Die Katechisation. 15. Armut. 16. 17. Das Begräbnis. 18. Der Besuch. 19. Unerwarteter Schluß. 20. Nachschrift.

Kinderpredigten

Band I: **Zehn Kinderpredigten über alttestamentliche Texte**
Band II: **Zehn Kinderpredigten über neutestamentliche Texte**
Geh. à 1,50, geb. 2 Mk.

„Diese einfache, schlichte Sprache in kurzen Sätzen, in anschaulicher, fast plastischer Redeweise, diese reiche Phantasie, diese Innigkeit, das alles ist ganz unvergleichlich." (Correspondenzblatt f. Bayern.) „Ganz ausgezeichnet, einzig in ihrer Art, von herzbezwingender Wärme und Innigkeit." (Pfarrhaus.)

Der Krankenfreund

Frei bearbeitet von
Pfarrer Ernst Müller
2. Auflage. 18 Bogen. Geh. 3, geb. 4 Mk.

„Ein Buch für den praktischen Geistlichen, wie nicht leicht ein zweites. Namentlich für jüngere Geistliche wüßten wir kein instruktiveres und zugleich handlicheres, von Fall zu Fall führendes und bildendes Buch. Hier ist alles nüchtern und klar und doch dabei innig und tief. Auch dies van Koetsveldsche Buch ist in seiner Art ein standard work wie die früher besprochnen Gleichnisse." (Neues Sächsisches Kirchenblatt.)

Die Gleichnisse des Evangeliums

als Hausbuch für die christliche Familie bearbeitet

2. bis 5. Tausend
21 Bogen. Geh. 3, geb. 4 Mk.

Eine wahre Bereicherung der biblischen Erbauungslitteratur. (Theol. Jahresbericht.) Eine Gabe von einzigartigem Reiz. (Evang. Gemeindeblatt.) Eine kostbare Gabe für das christliche Haus. (Allgem. Litteratur-Anzeiger.) Ein wahres Kleinod für jede christliche Familie. (Kreuzzeitung.) Unsre Pfarrer und Laien werden gewiß das gedankenreiche Buch zu den Edelsteinen in unsrer religiösen Litteratur rechnen. (Theol. Litteraturzeitung.)

Schönstes Festgeschenk für Alt und Jung!

Pilgerfahrt ins heilige Land

von **Hermann Kunde**

Reich illustrirt; brosch. 3,50 Mk., in fein. Geschenkbd. 4,50 Mk.

Dieses prächtige, warm zum Herzen sprechende Buch darf als ein Volksbuch im edelsten Sinne des Wortes angelegentlich empfohlen werden zur Anschaffung für Volks-, Lehrer- und Schülerbibliotheken und müßte eigentlich als Familienbuch in jedem christlichen Haushalte zu finden sein. (Sächs. Schulzeitung)

Dresden-A **Franz Sturm & Co.**

Soeben ist erschienen:

Wendt, Prof. H., **Der Erfahrungsbeweis** für die Wahrheit des Christentums. 80 Pfg.

Als Weihnachtsgeschenk für Theologen sei empfohlen:

Kritisch-exegetischer Kommentar über das Neue Testament,
begründet von H. A. W. Meyer, 16 Abteilungen,

von welchem die Abt. V, XII, XIII und XVI soeben in neuen Auflagen erschienen sind, und Abt. VIII/IX (Gefangenschaftsbriefe, bearbeitet von Erich Haupt, 6. u. 7. Aufl.) in kurzem folgen wird.

Dieser Augenblick ist außergewöhnlich günstig zur Beschaffung des Gesamtwerkes zum Vorzugspreise von 75 Mk. (statt 105,80 Mk.), in soliden Halblederbänden 97,50 Mk. (statt 128,30 Mk.).

Es ist das für die ganze Laufbahn des Theologen wertvollste Werk bei einem für wissenschaftliche Handbücher ungewöhnlich niedrigen Preise (15 Pfg. für den Druckbogen).

Göttingen. **Vandenhoeck & Ruprecht.**

Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B. und Leipzig

Festgeschenke für Studirende der Theologie:

Harnack, A., Lehrbuch der Dogmengeschichte. Drei Bände. 44 Mk. Geb. 51,50 Mk.

Holtzmann, H. J., Lehrbuch der historisch-kritischen Einleitung in das Neue Testament. 3. Auflage. 9 Mk. Geb. 11 Mk.

*) — —, Lehrbuch der **Neutestamentlichen Theologie.** In 2 Bänden. Complett in ca. 12 Lieferungen à 1,50 Mk. (Subscriptionspreis). Erschienen sind bis jetzt 8 Lieferungen.

Krauss, A., Lehrbuch der praktischen Theologie. In 2 Bänden (Band II herausgegeben von **H. J. Holtzmann**). 16 Mk. Geb. 20 Mk.

Möller, W., Lehrbuch der Kirchengeschichte. Drei Bände. (Band III bearbeitet von Professor Dr. **G. Kawerau**). 33 Mk. Geb. 40,50 Mk.

Nitzsch, F., Lehrbuch der evangelischen Dogmatik. Zweite, verbesserte Auflage. **1896.** 14 Mk. Geb. 16,50 Mk.

Nowack, W., Lehrbuch der hebräischen Archäologie. Zwei Bände. Mit 84 Abbildungen im Text. 16 Mk. In 1 Band geb. 18,50 Mk.

Siebeck, H., Lehrbuch der Religionsphilosophie. 10 Mk. Geb. 12,50 Mk.

Smend, R., Lehrbuch der Alttestamentlichen Religionsgeschichte (Alttestamentliche Theologie). 12 Mk. Geb. 14,50 Mk.

*) Der Subscriptionspreis erlischt mit dem Erscheinen der letzten Lieferung und tritt alsdann ein erhöhter Ladenpreis ein.

Achelis, E. Chr., Praktische Theologie. In 2 Bänden. 22 Mk. Geb. 26 Mk.

Bertholet, A., Die Stellung der Israeliten und der Juden zu den Fremden. **1896.** 7 Mk.

Hatch, E., Griechentum und Christentum. Deutsch von Lic. **E. Preuschen.** Mit einem Nachwort von **A. Harnack.** 6 Mk. Geb. 8 Mk.

Holzinger, H., Einleitung in den Hexateuch. Mit Tabellen über die Quellenscheidung. 15 Mk. Geb. 17,50 Mk.

Kuenen, A., Gesammelte Abhandlungen zur biblischen Wissenschaft. Übersetzt von **K. Budde.** Mit Bildnis. 12 Mk. Geb. 14,50 Mk.

Pfleiderer, O., Die Entwickelung der protestantischen Theologie in Deutschland seit Kant und in Grossbritannien seit 1825. 10 Mk. Geb. 12 Mk.

Smith, W. R., Das Alte Testament, seine Entstehung und Ueberlieferung. Grundzüge der alttestamentlichen Kritik in populär-wissenschaftlichen Vorlesungen dargestellt. Ins Deutsche übertragen von **J. W. Rothstein.** 10 Mk. Geb. 12,50 Mk.

Weizsäcker, C., Das apostolische Zeitalter der christlichen Kirche. Zweite, neubearbeitete Auflage. 16 Mk. Geb. 18,50 Mk.

Ausführliche **Prospekte** stehen zur Verfügung.

Grundriss der theologischen Wissenschaften:

Cornill, C. H., Einleitung in das Alte Testament. **Dritte und vierte völlig neu gearbeitete Auflage. 1896.** 5 Mk. Geb. 6 Mk.

Müller, K., Kirchengeschichte. Erster Band. 9,50 Mk. Geb. 10,50 Mk.

Harnack, A., Grundriss der Dogmengeschichte. **Zweite, neu bearbeitete Auflage.** 6 Mk. Geb. 7 Mk.

Heinrici, G., Theologische Encyklopädie. 6 Mk. Geb. 7 Mk.

Achelis, E. Chr., Praktische Theologie. **Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. 1896.** 6 Mk. Geb. 7 Mk.

Benzinger, J., Hebräische Archäologie. Mit 152 Abbildungen im Text, Plan des alten Jerusalem und Karte von Palästina. 10 Mk. Geb. 11,20 Mk.

Jülicher, A., Einleitung in das Neue Testament. **Erste und zweite Auflage.** 6 Mk. Geb. 7 Mk.

Holtzmann, O., Neutestamentliche Zeitgeschichte. 4,50 Mk. Geb. 5,50 Mk.

Krüger, G., Geschichte der altchristlichen Litteratur in den ersten drei Jahrhunderten. **Erste und zweite** Auflage. 4,80 Mk. Geb. 5,80 Mk.

Buhl, F., Geographie des alten Palästina. Mit Plan von Jerusalem und Karte von Palästina. **1896.** 6,60 Mk. Geb. 7,60 Mk.

Ausführliche **Prospekte** stehen zur Verfügung.

Hand-Commentar zum Neuen Testament in 4 Bänden

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.
Komplett 33 Mk. Geb. 41 Mk.

Band I.

Synoptiker. } Professor D. **H. J. Holtzmann.**
Apostelgeschichte. }
8 Mk. Geb. 10 Mk.

Anhang zu Band I: **Huck, A.,** Synopse der drei ersten Evangelien. 2,80 Mk. Geb. 3,80 Mk.

Band II.

I. Briefe an die **Thessalonicher** und an die **Korinther.**
Professor D. **P. W. Schmiedel.** 5,40 Mk.
II. Briefe an die **Galater, Römer, Philipper.**
† Geh. Kirchenrat Professor D. **R. A. Lipsius.** 4,60 Mk.
Band II vollständig 10 Mk. Geb. 12 Mk.

Band III.

I. Briefe an die **Kolosser, Epheser, Philemon, Pastoralbriefe.**
Professor D. **H. v. Soden.** 4,50 Mk.
II. **Hebräerbrief,** Briefe des **Petrus (I. II.), Jakobus** und **Judas.**
Professor D. **H. v. Soden.** 4 Mk.
Band III vollständig 8,50 Mk. Geb. 10,50 Mk.

Band IV.

Evangelium, Briefe und Offenbarung des Johannes.
Professor D. **H. J. Holtzmann.** 6,50 Mk. Geb. 8,50 Mk.

Weihnachten 1896

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Als der Großvater die Großmutter nahm
Ein Liederbuch für altmodische Leute
von
G. Wustmann
3. Auflage. In Damast gebunden 7 Mk.

Citatenschatz
Geflügelte Worte und andere denkwürdige Aussprüche aus Geschichte und Litteratur
Von
Hans Mehry
Zweite Auflage. Fein gebunden 6 Mark

Aus unsern vier Wänden
Von
Rudolf Reichenau
Zweite Aufl. der Gesamtausgabe Zierliche Ausgabe. 44 Bogen
Preis broschirt 4,50 Mark, in Leinwand geb. 5,50 Mk., in Atlas geb. 11 Mk.

Der erste Beste
Die Neuenhofer Klucke
Maria Neander
Drei Erzählungen
von
O. Verbeck
Ein Band fein gebunden 6 Mark

Licht und Schatten
Eine Hamburger Geschichte
von
Charlotte Niese
Fein gebunden 5 Mark

Aus dänischer Zeit
Bilder und Skizzen
von
Charlotte Niese
Gesamtausgabe
Fein gebunden 5,50 Mark

Die Flüchtlinge
Eine Geschichte von der Landstraße
von
Wilhelm Speck
Broschirt 2 Mk., in Satin gebunden 3 Mk.

Skizzen
aus unserm heutigen Volksleben
gezeichnet von
Fritz Anders
In Leinwand gebunden 3,60 Mark

Bilder aus dem Universitätsleben
von
einem Grenzboten
Broschirt 2 Mark, in Leinwand gebunden 3 Mark

Italienische Eindrücke
von
Otto Kaemmel
Broschirt 2,40 Mark

Geschichte der griechischen Litteratur
Erster Band: Die Poesie
von E. Kroker
In Leinwand gebunden 2,50 Mark

Novellen
Michel Angelo (**neu!**) — Kopf und Herz — Non cras sed hodie u. s. w.
von
Adolf Schmitthenner
Fein gebunden 6 Mark

Allerleirauh
Tiergeschichten für Kinder
von
O. Verbeck
mit Illustrationen von Votteler
Fein kartonnirt 5 Mark

Deutschlands Seemacht sonst und jetzt
Nebst einem Überblick über die Geschichte der Seefahrt aller Völker
von
Georg Wislicenus
Kapitänleutnant a. D.
Erläutert durch 65 Bilder vom Marinemaler Willy Stöwer
Fein kartonnirt 10 Mark

Allerhand Sprachdummheiten
Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen
Ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen
von
Gustav Wustmann
Zweite, gänzlich umgearbeitete und stark vermehrte Auflage
In Leinwand gebunden 2,50 Mark

Der Werdegang des deutschen Volkes
Historische Richtlinien für gebildete Leser
von
Otto Kaemmel
Erster Teil: Das Mittelalter
Gebunden 2,50 Mark

Wie der Deutsche spricht
Phraseologie der volkstümlichen Sprache
von
S. Hetzel
Fein gebunden 3 Mark

Geschichten aus Holstein
Erzählungen
von
Charlotte Niese
Fein gebunden 3,50 Mark

Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen
von
Rudolf Hildebrand
Broschirt 4 Mark. Gebunden 5 Mark

Wandlungen
Lebenserinnerungen
von
Carl Jentsch
Broschirt 4 Mark

Aus der Franzosenzeit
Was der Großvater und die Großmutter erzählten
von
Aug. Knötel
Broschirt 4,50 Mark

Deutschland, Deutschland über alles!
Aufsätze und Reden aus zehn Jahrgängen „Akademischer Blätter"
(Verbandsorgan der Vereine deutscher Studenten)
Broschirt 2 Mark

Die Kunst der Rede
Eine deutsche Rhetorik
von A. Philippi
In Leinwand gebunden 2 Mark

Deutsche Bürgerkunde
Kleines Handbuch des politisch Wissenswerten für jedermann
von Georg Hoffmann
und Ernst Groth
In Leinwand gebunden 2 Mark

Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirtschaft
Eine populäre Volkswirtschaftslehre
von Carl Jentsch
In Leinwand gebunden 2,50 Mark

Otto Ludwigs gesammelte Schriften
in sechs Bänden
herausgegeben von
Professor Dr. Adolf Stern
und Professor Dr. Erich Schmidt
Preis broschirt 28 Mk., in 6 Leinenbänden 34 Mark, in 6 Halbfranzbänden 42 Mark
Die Bände können auch einzeln bezogen werden

Volksausgabe der Hauptwerke Otto Ludwigs
in sechs Bändchen
Zwischen Himmel und Erde — Die Heiterethei — Novellen
Jeder Band broschirt 1 Mark, gebunden in Damast 1,60 Mark
Der Erbförster — Fräulein von Scuderi — Die Makkabäer
Jeder Band broschirt 50 Pf., gebunden in Damast 1,10 Mark

Briefe
von Annette von Droste-Hülshoff
und Levin Schücking
Herausgegeben von
Theo Schücking
Preis broschirt 4 Mark
In Halbfranz gebunden 6 Mark

Leopold von Rankes
Leben und Werke
von Eugen Guglia
Preis broschirt 4,50 Mark

Graf Bismarck und seine Leute
während des Krieges mit Frankreich 1870/71
Von Moritz Busch
7. Auflage. Volksausgabe. 1 Band gr. 8°.
Broschirt 6 Mark, in elegantem Halbfranzband 8,50 Mark

Erfahrungen eines Hadschi
Reiseskizzen aus Syrien und Palästina
Von E. Budde
Preis broschirt 3 Mk., in Leinwand geb. 4,50 Mk., in Halbfranz geb. 5,50 Mk.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig, Königsstraße 20 — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu je eine Beilage vom Verlag von R. Reich, vorm. C. Detloffs Buchhandlung in Basel, von Reuther & Reichard, Verlagsbuchhandlung in Berlin, von Greiner & Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart, und von R. von Hünersdorf Nachf. in Stuttgart

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 50 — Leipzig, den 10. Dezember — 1896

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Adventsgaben: 2. Trost — Leo XIII. als Papst: 2 — Aus dem Leben eines deutschen Theologen — Bonus — Ein Buch für alle Stände — Aus der Münchner „Sezession." Eine Reiseerinnerung — Verschiedenes: Der Versuch einer Zwangspensionirung; Unser Artikel über Thumajan; Der Prozeß Luckart-v. Lützow — Bücher für den Weihnachtstisch: Die Grundlagen des Glaubens; Zu Christus hin; Martin Luther; Die Söhne des Herrn Budiwoj; Edna Lyall; Volks- und Jugendschriften — Quittung — Anzeigen

Adventsgaben

2. Trost

Gelobet sei Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi, der Vater der Barmherzigkeit und der Gott alles Trostes. 2. Kor. 1, 3.

Unser Gott ist ein Gott nicht nur der Geduld, sondern des Trostes. Er legt uns eine Last auf, aber er hilft sie auch tragen, er drückt uns nieder, aber er zerschlägt uns nicht, er führt uns in die Trübsal und wieder heraus, wir wandern im finstern Thale, aber sein Stecken und Stab trösten uns.

Das Evangelium des dritten Advents malt einen trostbedürftigen Mann, Johannes den Täufer in der Einsamkeit des Kerkers. Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten? Die Antwort Jesu hat nichts Scharfes, Hartes, Aburteilendes, wie heutzutage oft abgeurteilt wird, wenn einer sich nicht künstlich auf der Höhe einer ewig heitern Glaubensgewißheit halten kann, sondern der Wahrheit die Ehre giebt und die Grundfragen unsers Glaubens zu erneuter Beantwortung aufwirft. Sie fährt vielmehr mit dem Fragenden liebreich und duldsam: Selig ist, wer sich nicht an mir ärgert, und sie enthüllt die tröstlichsten Beweise göttlicher Sendung und göttlicher Segnung: die Blinden sehen, die Lahmen gehen, ein neues Zeitalter bricht an, den Armen wird das Evangelium gepredigt.

Das mögen die zu Herzen nehmen, die mit der Geduld zerfallen sind oder an ihr wie an einer Kette rütteln, die kritischen Köpfe, die engen Gewissen, die Wahrheitsdurstigen und Wirklichkeitshungrigen, die Bedenklichen und Bedächtigen, alle, die sich nicht mit Redensarten, und wären sie der Sprache Kanaans entnommen, abfinden lassen, sondern von Jesus etwas fordern, wenn anders er der Herr sein soll. Er nimmts nicht übel, daß ihr anfragt. Mit Harfen und Cymbeln lobpreisend um seinen Thron zu stehen, das ist das Amt der vollendeten Gerechten. Wir aber im Lande des Glaubens sind unter die harte Ordnung gestellt, daß den Bittenden gegeben wird und die Suchenden finden sollen. Lasset uns redlich suchen, daß wir das Rechte finden. Lasset uns auf die Spuren seiner Wirksamkeit durch Welt und Geschichte, Vergangenheit und Gegenwart, im Leben der Kinder Gottes und im eignen Leben achten. Dankbar wollen wir jede Durchhilfe anerkennen, uns jedes Fortschritts freuen, das Kleine nicht geringschätzen und auch die leiblichen Wohlthaten als Wegweisung hinnehmen; sie sind zwar nicht das Höchste, aber das Nächste. Und wenn heute auf besondre Weise den Armen das Evangelium gepredigt wird, sodaß sie vielleicht wieder ein Zutrauen gewinnen, — erblick auch darin ein tröstliches Signal, daß Jesus Christus der Herr ist.

Der Trost hat wie die Geduld neben der leidenden Seite eine thätige, er ist nicht nur heilkräftiger Balsam, sondern feuriger Labewein. Das begreift man am besten, wenn man Paulus in der Epistel des dritten Advents die stolzen Worte sprechen hört: Mir ist es ein Geringes, daß ich von euch oder einem menschlichen Tage gerichtet werde, auch richte ich mich selbst nicht, der Herr aber ist es, der mich richtet. Zwar bleibt es dabei, der Christ muß sich vieles gefallen, viel über sich ergehen lassen und seine Last in Geduld tragen, solange es Gott gefällt, er muß standhaft sein besseres Teil im feinen, stillen Herzen bewahren und es gegen alle Angriffe behaupten, sie mögen kommen, woher sie wollen. Aber das Tröstliche daran ist, Einer weiß alles, Einer kennt Herz und Nieren, Einer prüft wahrhaft, wie wir es meinen, Einer sieht den Ausgang der Sachen und wird ans Licht bringen, was verborgen ist, ihm wollen wirs anheimgeben. Hätten wir im öffentlichen Leben, bei so vielen Entstellungen, Verdächtigungen, Lügenreden und Verleumdungen mehr solchen Trostes zur Hand, wir würden uns weniger erzürnen, guten Mut haben und unser Haupt hochheben. Im häuslichen Leben aber und im Kämmerlein würden wir der Selbstquälerei den Abschied geben, die zu nichts gut ist, als uns und Andern das Leben zu vergiften, würden aufhören, an den jungen Keimen der Wiedergeburt zu rupfen und zu zupfen, wie Kinder auf ihren Blumenbeeten thun, würden dem Trost der göttlichen Verheißungen trauen und uns dem Gericht seiner Gnade in die Arme werfen.

Scholz

Leo XIII. als Papst

2

Die Erinnerung an die Schlichtung des Kulturkampfs ist gewiß noch allerorten lebendig. Einen tiefern Einblick aber in die verborgnen Gänge des Getriebes gewähren uns die Aufzeichnungen eines wohlunterrichteten Mannes, worin besonders die darin thätigen Persönlichkeiten uns nahe gebracht werden.*) Sie lauten in Kürze etwa so:

Während man in Berlin die Hoffnung aufgegeben hatte, daß Pionono je einlenken werde, ließen die kleinen katholischen Fürsten keine Gelegenheit vorübergehen, um der Kurie den Puls zu fühlen. Der letzte Versuch derart wurde 1876 von einem kleinen Fürsten gemacht, der eine unbekannt gebliebne Persönlichkeit nach Rom sandte, um den Boden zu prüfen. Der Abate von Montel, Gehilfe des Monsignore Gasner, Rektors des Kollegiums der Anima, war ein leicht erreichbarer und hilfreicher Geistlicher, zumal er durch die Protektion Monsignore V. Vannutellis Uditore di Rota für Oestereich-Ungarn geworden. An ihn wandte sich der betreffende Anonymus wiederholt, und kurz vor Antonellis Tod, im Oktober, gab Montel dem Staatssekretär Kenntnis von dem Zweck dieses Sendboten. Antonelli

*) De Cesare. Nuova Antologia Juli 1894.

erwiderte, der Papst würde nie mit Preußen Frieden machen. Es bestehe eine chinesische Mauer zwischen ihm und dem Vatikan. Preußen solle diese auf seiner Seite abtragen, dann werde der heilige Stuhl sehen, was sich machen lasse.

Nachdem Antonelli im November gestorben war, wurden die Verhältnisse immer schlimmer. Redete doch Pio im Mai 1877 zu den deutschen Pilgern von dem neuen Attila, der zu zerstören hoffe und statt dessen gebaut habe.

Nach Pios Tode war es Deutschland, das am lautesten von allen einen friedfertigen Papst begehrte.

Am Abend des 20. Februar schon schrieb Leo in der offiziellen Ankündigung seiner Erhebung an Kaiser Wilhelm I., wie sehr er bedaure, nicht mehr die frühern guten Beziehungen Preußens mit dem heiligen Stuhle vorzufinden.

Kaiser Wilhelm antwortete hierauf sehr höflich am 24. März, und am 17. April schrieb der Papst aufs neue, indem er seine Friedenshoffnungen wiederholte. Daß er mit geringem diplomatischen Takt die Aenderung verschiedner Gesetze als Weg dazu angab, verletzte in Berlin, sodaß der Brief unbeantwortet blieb. Leo wiederholte indessen seine Friedenswünsche dem Anführer der deutschen Pilger, Baron von Loe, und in besonders verbindlichen Worten dem Kaiser selbst nach dem Attentat. Der Kronprinz antwortete, mit Bezugnahme auf den Brief vom 17. April, daß kein preußischer Monarch die gewünschten Aenderungen vornehmen könne, denn die Unabhängigkeit der Monarchie wäre gefährdet, wenn die freie Bewegung ihrer Gesetzgebung durch eine fremde Macht beeinflußt würde.

Das wirkte. Schon im Juli erbat und erhielt der Münchner Nuntius Monf. Aloysi Masella eine erste Unterredung mit dem Fürsten Bismarck in Kissingen. Doch konnte eine Verständigung nicht so leicht erreicht werden, weil in Rom wie in Deutschland zu viele Kräfte sich verschworen hatten, den mehr politischen als religiösen Konflikt aufrecht zu erhalten. Als man das erkannte, als man überall auf persönliche Gereiztheit, auf verhaltnen Rachedurst stieß, erinnerte man sich an Herrn von Schlözer und sandte ihn nach Rom.

Dieser war früher bereits an der preußischen Gesandtschaft gewesen, wo er sich in römisches Wesen versenkt und mit Gregorovius gute Freundschaft gehalten hatte. Im Oktober 1867 war er sogar, von dem Getümmel der patriotischen Demonstration fortgerissen, in Lebensgefahr geraten.

Damals war Padre Papalettere Abate von St. Paolo sein guter Freund gewesen. Ihn fand er nun, vom Mönchsgelübde gelöst, durch Silvio Spabentas Jugendfreundschaft erhoben, als Gran Priore di San Nicola di Bari wieder. Der Wandel der Zeiten hatte ihm Lust gemacht, zwischen den zwei Welten des Vatikans und Quirinals hin- und herzuflattern und Versöhnungsversuche zu machen, besonders auch unter dem Autornamen des Fra Paolo in eine namhafte Zeitung zu schreiben. Da er vor Jahren schon auf den Bischof Pecci als zukünftigen Papst hingewiesen, gestattete dieser ihm freien Zutritt, was ihn nun zu einem unschätzbaren Verbündeten für Schlözer machte.

Zuerst wurden dessen Beziehungen zum Papst durch den Privatsekretär Monsignore Boccali vermittelt und sehr geheim gehalten. Namentlich sollte der Staatssekretär Nina nichts davon wissen, weil er Schlözer nicht mochte, auch gar nicht der Mann großer Verantwortlichkeiten war, überdies aber keinen Einfluß auf den Papst hatte, dessen Gedanken er nicht erriet, und dem er nicht fein und intelligent zu schmeicheln verstand. Im Andenken an Franchis plötzlichen Tod überwand er überdies nie eine kindische Furcht vor dem Kardinal Ledochowsky.

Dieser war allerdings der Führer der alten und neuen Intransigenten von Rom, Deutschland und Polen und belauschte grollend jeden Schritt Schlözers, damit er nicht zum Ziel gelange. Monsign. Montel siegte jedoch allmählich über das Vorurteil des dumm-gutmütigen Kardinal Jacobini und auch andrer eigensinniger Kardinäle, sodaß die Wohlgesinnten: Hohenlohe, Schiaffino, De Luca, Nina, Di Pietra, Massaja Mut faßten. De Cesare sagt, daß Bücher zu schreiben wären, wollte man das dichte Netz von Intriguen schildern, die das Friedenswerk zu vernichten trachteten, oder auch die Ungewißheiten und

Zweifel, die Skrupel und Reue (pentimenti) des Papstes, und dann wieder die keimende Hoffnung, den edlen Ehrgeiz, ein Großes zu vollbringen, das ihm Ehre und seiner Regierung Ruhm verleihe.

Daß Papalettere im Jahre 1883 starb, war ein schwerer Verlust für Schlözer, dessen Bemühungen zwei Jahre lang vergeblich schienen, bis Bismarck, der den Vatikan in seinen parlamentarischen Schwierigkeiten gebrauchen wollte, alle Geduld verlor.

Da erschien ein Helfer in Gestalt des Consultore alla Segreteria degli affari ecclesiastici straordinarii, Monsign. Galimberti. Dieser war ein römischer Bürger aus patriotischer Familie. Er hatte den Moniteur de Rome ohne Erfolg redigirt und dabei ein wenig Sympathie mit Deutschland und Italien verraten. Dadurch hatte er den Zorn der Intransigenten und auch der französischen Litteraten erregt, deren Zorn sich in wahrhaft komischer Weise über ihn ergoß.*)

In der neuen Stellung konnte Galimberti seine ganze Begabung anwenden, um sich dem Papst wert zu machen, indem er dessen Gedanken erriet und seine guten Absichten warm hielt. Er hatte alles, was Jacobini fehlte, aber er hatte auch die gleiche Jovialität und die römische Freude an Festgelagen, sowie den Wunsch, den Mächtigen — Leo und Kaiser Wilhelm — gefällig zu sein.

Schlözer und Galimberti waren damals unzertrennlich, Montel schob, Jacobini ließ geschehen; so wurde der Papst milder und durch das Schiedsrichteramt im Karolinenstreit Deutschland sichtbar gewogner. In der Villa Jacobinis in Genzano ward manches fröhliche Gelage beim köstlichen Weine gehalten. Man erwog das Gleichgewicht der Welt, das künftige Konklave, schloß Frieden mit dem deutschen Reich und sah schon im Geist die Aera eines versöhnlichen Papstes.

Doch war Herrn von Schlözer der Kardinal Ledochowsky ein Dorn im Auge. Er war zu gefährlich, so lange er im Vatikan selbst wohnte. Endlich kam man überein, daß Melchers den Purpur empfangen und als Kardinal der Kurie in Rom bleiben, Ledochowsky den sequestrirten Gehalt der Diözese Posen von einer halben Million Mark erhalten solle. Schlözer selbst ist die Ernennung eines Polen für Posen sauer angekommen, zumal selbst deutsche Katholiken ihn scharf darüber tadelten. Dafür setzte er aber einen deutschen Bischof für Straßburg durch, was vielleicht sein allergrößter Sieg war. Daß Ledochowsky dann doch in Rom blieb und an die Propaganda fide kam, ist ein andres Stück Intriguengeschichte, das nicht hierher gehört.

Inzwischen dankte der Papst dem Fürsten Bismarck verbindlich für das ihm durch das Schiedsrichteramt erwiesene Vertrauen und übersandte ihm den Christusorden. Der Kanzler nannte hierauf in seinem Dankesschreiben, Januar 1886, den Papst „Sire," worin die katholischen Blätter eine ausdrückliche Anerkennung seiner souveränen irdischen Macht sahen. Schon im Mai waren die meisten Maigesetze abgeändert; das Zentrum hatte für das Septennat gestimmt; Kardinal Ledochowsky war aus dem Vatikan in die Villa Mattei gezogen.

Es war hohe Zeit. Denn da die Beziehungen Deutschlands zu Italien zusehends freundlicher wurden, folglich die Aussicht auf Hilfe von jenseits der Alpen in demselben Maße schwand, gewannen die Eiferer an Boden. Der Staatssekretär Kardinal Jacobini starb im Februar 1887. Der Sizilianer Kardinal Rampolla del Tindaro kehrte aus Spanien zurück, um sein Nachfolger zu werden. Mit ihm ging Frankreichs Stern auf, Deutschlands Stern unter. Der Sieg der Intransigenten war gewiß. Des Papstes Brief an Rampolla bezeichnet den Untergang aller nationalen Hoffnungen.

Galimberti rettete sich mit Mühe als Nuntius nach Wien, Schlözer wurde nur durch Bismarcks energischen Widerstand gehalten.

Mit unendlicher Mühe gelang es Schlözer, das Zeremoniell für den Besuch des jungen Kaisers 1888 zu stande zu bringen. Gegen die Vorabmachungen fing der Papst gleich

*) Des Houx, Souvenirs d'un prêtre.

von Politik an, und die bekannte rauhe Unterbrechung machte das Maß der Verstimmung voll. Die entschiedne Wendung nach Frankreich datirt von jener Stunde.

Nun war auch Schlözers Sturz unvermeidlich, so unrecht es war, ihn für das Republikanischwerden des heiligen Stuhls verantwortlich zu machen. —

So weit De Cesare.

Ehe es jedoch zu diesem völligen Umschwung kam, mußte sich noch manches Drama abspielen. Man hat immer angenommen, daß der Papst wirklich anfänglich an ein Heraustreten aus der Fiktion der Gefangenschaft gedacht habe. Ist er doch der Einzige, den diese bindet. Alle Kardinäle, alle Prälaten gehen und kommen in den Straßen Roms, wie es ihnen gefällt. Sollte es ihm, dem die Diplomatie als höchste Weisheit erschien, nicht gelingen eine Verständigung zu erreichen? Wenn seine Peruginer Gedankengänge richtig waren, so besteht kein prinzipieller Gegensatz zwischen dem modernen Staat und der Kirche; nur Mißverständnisse haben ihn geschaffen, und Pio nonos Unversöhnlichkeit trägt dabei eine große Schuld. Ein klug berechneter Versuch der Ausgleichung wäre also wohl der Mühe wert.

In diesem Sinne war die Berufung Franchis aufgefaßt worden; so verstand man die Abberufung des schroffen Kardinals Parocchi von Bologna, wo die Regierung ihm das Exequatur verweigerte, so die Begünstigung des lebensvollen Kardinals San Felice von Neapel, der den König Umberto am Bette eines Cholerakranken umarmt hatte.

Aber in kurzer Frist wird Kardinal Franchi von seiner Seite gerissen, und als die tiefe Bitterkeit seines Gemütes sich nicht beruhigt, benutzt man die Beisetzung Pio nonos zu einem mit barer Münze bezahlten Straßenskandal, bei dem der greise Ministerpräsident Depretis und gewissermaßen auch Leo XIII. selbst das Opfer wird. Jenem werfen die Mächte den von den Klerikalen teuer bezahlten Tumult als einen Bruch der Garantiegesetze vor. Diesem beweisen die Intransigenten: Sehen Sie wohl, Heiligkeit, wie gut wir es mit Ihnen meinen? Wenn der Pöbel den Toten nicht ehrt, wie würde er mit dem Lebenden umgehen? Doch nicht so schnell war Leo zu überzeugen. Thatsache ist, daß die Schriften, die einen Modus vivendi mit Italien vorschlugen, gerade damals sehr zahlreich waren. Padre Tosti schrieb sein Idyll des patriotischen Landpfarrers, Don Pacifico, der Bischof Bomellini von Cremona sein Roma e l'Italia, De Cesare seinen Ultimo Pensiero di Leone XIII. Mit Bestimmtheit wurde sogar behauptet, Monsignore Rotelli aus des Papstes engstem Vertrautenkreise habe jene Broschüre verfaßt, die als Preis der Versöhnung für den Papst die leoninische Stadt mit einem Portikus bis ans Meer forderte. Damals auch war es möglich an einen Kompromiß der Kurie und der Regierung insofern zu denken, als die letztere anbot, einen Teil der vom Papst nicht angenommnen jährlichen Zivilliste von drei Millionen der Propaganda fide zu übergeben, um die italienischen Orden im Orient und durch sie das Ansehen der italienischen Flagge zu unterstützen. Leider hat man von einem Abschluß der Verhandlungen nie gehört.

Unterdessen waren die Intransigenten auch nicht unthätig. Sie fürchteten gerade diese glänzendste Eigenschaft des Papstes, die Freude an vernünftiger Abwägung, an diplomatischer Behandlung aller Fragen am meisten. Sie reizten ihn deshalb mit seiner Ohnmacht. Das pöbelhafte Betragen eines französischen Priesters am Grabe Vittorio Emanueles wurde benutzt, um ihm seine Knechtschaft zum Bewußtsein zu bringen. Die erste Periode des Dreibundes nahte ihrem Ende: neue politische Konstellationen mochten Heil bringen. Mit doppeltem Eifer dies Feuer zu schüren, lohnte sich um so mehr, als einige gemäßigte Peruginer, die ihn zu bewahren gesucht, inzwischen gestorben waren. Sein böser Geist Lavigerie gewann die Oberhand, unterstützt von dem mystisch-asketischen Unterstaatssekretär Rampolla. Der die bestehenden Zustände garantirende Dreibund war erneuert worden, und im Oktober 1888 kam unser junger Kaiser. In eingeweihten Kreisen behauptete man stets, daß die selbst vom deutschen Zentrum so übel vermerkte

Wendung der päpstlichen Politik nach Frankreich zum endlichen Durchbruch gekommen sei an jenem Tage, als Kaiser Wilhelm jede Einmischung zu Gunsten der weltlichen Herrschaft ablehnte, Graf Herbert Bismarck die Thür öffnete, um den Prinzen Heinrich einzuführen, der Kaiser mit prächtigem Trakehnergespann statt auf die Legation sofort ins Quirinal fuhr und seinen königlichen Gastfreund bei der Tafel mit gehobnem Glase seiner Treue und Zuneigung versicherte.

Das hat man im Vatikan nie verziehen. Es war ganz natürlich, daß sich nun der Gedanke des Gegendreibundes Frankreich-Rußland-Papst durchsetzte, dessen einziger Kitt von päpstlicher Seite der Haß gegen Italien war. Den Verfassern jener Vermittlungsvorschläge blieb nur übrig, sich demütig zu unterwerfen. Das Verhalten der Kurie gegen Italien aber wurde so schroff, daß man unwillkürlich nach Gründen dafür suchte und solche mit Leichtigkeit in dem übermächtig gewordnen Einfluß des Kardinals Lavigerie fand. Von diesem brachte bei seinem Tode der Berichterstatter des Corriere della Sera „Fra Pacomio" eine so merkwürdige Schilderung, daß ich mir nicht versagen kann, sie mitzuteilen:

Er war die charakteristischste Gestalt des Kardinal-Kollegiums. Ein schöner Mann, groß, elegant, wortreich und beredsam, unruhig, ganz ohne Bedenken in der Wahl der Mittel, wie besessen von dem einen Gedanken einer französisch-afrikanischen Herrschaft am Mittelmeer durch die Hilfe des heiligen Stuhles. Seit der Papst, um die französische Herrschaft in Tunis zu konsolidiren, ihn zum Erzbischof von Karthago und Primaten von Afrika gemacht, hatte er keine Ruhe mehr. Man möchte sagen: er geberdete sich wie ein Wirbelwind. Alle religiösen Einflüsse, die nicht sein, die nicht französisch waren, mußten weichen. So die armen italienischen Kapuziner, deren Güter er konfiszirte, ohne daß der Papst Einspruch erhob. So die Franziskaner im gelobten Lande, die er unbarmherzig verfolgte. Seine Handlanger waren die bewaffneten grauen Brüder, die er zu diesem Zweck geschaffen hat. Alles aber entschuldigte er mit der Aufgabe, die er sich gestellt habe, der Sklaverei in Afrika wirklich und gänzlich ein Ende zu machen. Zu diesem Zweck machte er die bekannten Kollektenreisen durch Europa. Geld erhielt er in Italien wenig, erregte aber großen Fanatismus.

Sein Einfluß auf die Kurie war ungemessen; über die Dinge in Afrika war er Herr, Herr im Vatikan. Er hat Leo XIII. zum Republikaner gemacht, er hat die Wirren in Malta angerührt. Er besaß die gründlichste Kenntnis von Rom und der Priesterwelt; war er doch zu Piononos Zeiten Uditore di Rota gewesen. Er wußte, daß die Kurie mit Ungestüm und Verwegenheit genommen wird, und machte sichs zu Nutzen. So unternahm er die Doppelbekehrung des Papstes und der französischen Bischöfe zur Republik. Eine äußerliche und gezwungne Bekehrung, die den heißblütigen Kardinal zur Stütze der republikanischen Form machte, während die katholische Lehre unberührt blieb. Wahre Turn- und Gaukelkünste wurden geübt; durch schlaues Manövriren und das äußerste Geschick gelang das Verschmelzen der Interessen. Der Papst war zufrieden, daß Frankreich seine Hoffnungen auf die weltliche Herrschaft nährte. Die republikanische Regierung ihrerseits freute sich, daß der Papst so viele katholische Priester und Bischöfe von der traditionellen Neigung zur Monarchie löse, und daß Lavigerie seine Ausnahmestellung benutze, um ohne Kontrolle von Paris und Rom eine Herrschaft in Afrika aufzurichten. Er selbst war schließlich der Einzige, der von dem schlauen Spiel Nutzen zog.

Es war interessant, ihn darüber zu hören. Mit Wärme und vielen Worten führte er die Unterhaltung, in der er die größte Harmlosigkeit zur Schau trug. Von Feindschaft gegen den italienischen Einfluß in Tunis wußte seine Seele nichts! Jeder Thatbestand ward in seinem Munde gänzlich verdreht. Er war eben Franzose im vollsten Sinn des Wortes, und zwar Südfranzose: in jeder Lage, in die er kommen mochte, phantastisch, geräuschvoll, übertrieben.

Dem verstorbnen Kardinal Massaia wollte er es gleichthun, indem er zwei dicke Bände: Vingt-cinq années d'Episcopat en France et en Afrique drucken ließ. Den Zweck aber erreichte er nicht. Er hatte keine Apostelnatur. Ihm fehlten die hohen Ideale und die edle Uneigennützigkeit. Er war vielmehr ein Agitator und Abenteurer; zudem von tötlichem Haß gegen die neue Ordnung der Dinge in Italien erfüllt, dem Haß des Priesters so gut wie des Franzosen. Im Konklave wäre er schrecklich gewesen. Italien und der Dreibund verlieren in ihm einen bittern Feind, Frankreich seinen rechten Arm.

Das war der Mann, dem der Staatssekretär Rampolla in die Hände arbeitete, dem Galimberti und Schlözer zum Opfer fielen, der den Papst in die Abhängigkeit von einer atheistischen Republik brachte, die den Priester aus der Schule und die Orden aus den Hospitälern so rein herausgefegt hat, wie dies in Italien entfernt nicht geschehen ist. Trotzdem aber wurde hier der Konflikt mitleidlos verschärft, so daß von seiten der Edeldenkenden bittre Klage geführt ward. Der Abgrund zwischen Nation und Kirche ward immer tiefer. In jeder Encyklika häufte der Papst Schmähung und Verdammung

auf das nationale Leben, in dem er nur die Regungen der „Freimaurerei“ sieht. Von dieser sagte er im Andenken an die ersten Carbonari irrtümlich aus, daß sie sich mit scheußlichen Eiden binde, und erhebt sie dennoch weit über Verdienst, indem er ihr die ganze moderne Kultur, den modernen Staat und seine Zivilisation zuschreibt. Der Staat, umgekehrt, wurde dadurch in eine Opposition, in eine Verneinung der Religion hineingetrieben, die er nicht zur Schau zu tragen brauchte, und die sich zu keiner Zeit mit seinen eigentlichen Tendenzen deckte. Der seit der Besetzung Roms aufrecht erhaltne Befehl, als guter Katholik sich von den Parlamentswahlen fern zu halten, vergiftete das Dasein dieses Volkes. Eine ehrliche, tüchtige Zentrumspartei im Parlament würde ein unberechenbarer Segen sein. „Der Schaden ist der, daß aller sittliche Ernst, alle religiöse Weihe dem politischen Leben verloren geht!“ klagt ein denkender Publizist. Ueberdies ist es nur eine halbe Maßregel. In den Provinzen wählten die guten Katholiken dennoch, und selbst in Rom blieben anerkanntermaßen nur die Schwarzen und die Pensionäre des Vatikans den Wahlurnen fern. Aber es kommt doch nie zu einem ehrlichen Kampf mit offnem Visir, und die höchsten Interessen der Nation werden an der Wurzel bedroht.*)

Im Jahre 1893 hatte dies denkende katholische Kreise so erschüttert, daß z. B. in Bologna eine Bewegung entstand, an der sich fast der ganze Adel beteiligte. Man wünschte, daß die Bischöfe die Sache in die Hand nähmen. Aber diese sind durch die Unfehlbarkeit um den größten Teil ihrer Freiheit gekommen und wollten sich natürlich nicht in eine schiefe Lage begeben. Da schlugen die Vaterlandsfreunde vor: Di forzare la mano a Roma! also eine großartige gesamte Kündigung des Gehorsams und einen allgemeinen Wahltag aller guten Katholiken! Aber Rom ist allemal stärker als solche Bewegungen, und man hörte von keinem wirklichen Resultat, so dringend und brennend einzelne Fragen sind, die ein verständnisvolles Eingehen und Interesse der Kammer fördern würde.

Man nehme nur z. B. die Frage des niedern Klerus. Die Garantiegesetze liefern ihn ohne Schutz, ohne Rekurs an den Vatikan aus, ihn, bei dem eine warme, frische Vaterlandsliebe gar nichts Seltnes und dessen Einfluß bei dem Landvolk und den Frauen immer noch sehr groß ist. Leo XIII. hat allerdings wie in Perugia so auch später viel über die Hebung des Priesterstandes geschrieben, aber gethan hat er für ihn nichts, er stellte sich vielmehr bei jedem Konflikt mit dem hohen Klerus auf dessen Seite. Fra Pacomio urteilt:

Er drückte sogar den niedern Klerus noch mehr herab, nahm ihm jede Initiative und verurteilte ihn zu so mechanischem Gehorsam, daß der Wille ganz unterjocht,, der Priester zum Automaten gemacht wurde. Noch in keiner Papstregierung wurden so viele Widerrufungen und geistliche Verurteilungen erlebt, als unter Leo XIII.

Er ist eben im vollen Sinne der unfehlbare Papst, der innerhalb der Kirche alles erdrückt, was hindert.

Dieser niedre Klerus lebt oft in drückendsten Verhältnissen, mit einem Gehalt, der nicht einmal achthundert Franken erreicht. Viele Jahre schon forderten Weiterblickende die Regierung auf, dieser Not sich anzunehmen. Im Anfang der neunziger Jahre schien es dazu kommen zu sollen. Man wollte die Gehälter aus der vom Papst nicht angenommnen Zivilliste von drei Millionen aufbessern, und zwar so, daß man den Minimalsatz von achthundert Franks festhielt und bis zu tausend Franks stieg. Darüber war große Besorgnis im Vatikan, weil man fürchtete, sich auf einen der Regierung dankbaren Klerus nicht verlassen zu können. Leider hat man von der Durchführung des Gesetzentwurfes nie etwas gehört; die Bedrängnisse des Landes schoben ihn in den Hintergrund zurück.

Aber noch eine bedauerlichere Klasse von Priestern giebt es, die sogenannten Scagnozzi, die überhaupt keinen Gehalt haben und sich in den großen Städten herumtreiben, um eine der vielen überzähligen Messen zu erhaschen. Diese wird ihnen, selbst wenn es eine hochbezahlte Totenmesse ist, vom Ortspriester für zwei Franken aufgetragen, und damit müssen sie — meist mit Mutter oder Schwester — am Tage auskommen. Vergeblich hatte man gehofft, der Papst werde einen Teil der ersten großen Jubiläumseinkünfte zur Besserung ihrer Lage verwenden. Nicht zu einer prinzipiellen Hebung, nur zu gelegentlichen Almosen kam es, und als dadurch ihre Unzufriedenheit wuchs, ließ er sie kurzerhand aus Rom verweisen.

Dann und wann schaffen solche Unzufriednen sich ein Zeitungsorgan, in dem sie allerhand kleinen Skandal des hohen Klerus vorbringen und geheimnisvoll mit Aergerm drohen. So Ende der achtziger Jahre die Cronaca nera, die man mit Geld zum Schweigen brachte, so 1893 das Diritto di Roma. Wären die Verhältnisse klar und gesund, so würden diese Schmähblätter kein Publikum finden; so aber werden sie eifrig gekauft, ohne doch die Neugierde wirklich zu befriedigen.

*) Schon Anfang der achtziger Jahre hatte Manning dies kommen sehen, und dem Papst darüber Vorstellungen gemacht, war aber so unfreundlich abgewiesen worden, daß er sich nicht mehr darum bekümmerte und selbst dem ihn in London aufsuchenden Bonghi seinen Beistand versagte. Vgl. Life of Cardinal Manning by Purcell.

Aus dem Leben eines deutschen Theologen

Man muß nicht eben ein Saulus gewesen sein, um ein Paulus zu werden. Unter den hohen Vorbildern steht auch Johannes, wie wir gewöhnlich ihn denken, der in schuldloser Jugend die hohe Liebe gefaßt hat, die den Grundton seines Lebens bildet. So finden sich auch in bescheidnen Lebenskreisen Naturen, die so angelegt sind, daß sie, wenn auch von den großen Geisteskämpfen ihrer Zeit nicht unberührt, doch im innern Frieden sich gleichmäßig zu ihrer Bestimmung entwickeln.

Diese Worte, mit denen Karl von Hase die zweite Auflage seiner „Ideale und Irrtümer“ begleitet hat, könnte man auch als Motto über Willibald Beyschlags Erinnerungen und Erfahrungen der jüngern Jahre*) setzen. Auch dieses neuerschienene liebenswürdige Buch schildert eine geradlinige Entwicklung von der Kindheit bis zum Mannesalter hin. In Beyschlags Natur liegt nichts Vulkanisches, nichts Gewaltsames oder leidenschaftlich Hinundherwogendes. „Friedsamkeit und Sonnenhelle“ geben dem Lebensgange das Gepräge. Die dunkeln Wolken, die den Horizont vorübergehend zu verfinstern drohen, müssen immer wieder schnell vor der Uebermacht des lichtvollen, klaren Wesens zurückweichen; der „freundliche Balder“ behält stets den Sieg. Bezeichnend ist ein Selbstbekenntnis aus der Bonner Studienzeit:

... Ich kannte keine Höllenfahrt der Selbsterkenntnis, durch die ich hätte zur Himmelfahrt der Heilserfahrung gelangen können. Ich erfuhr den Widerstreit von Sinnenlust und Geistestrieb, wie ihn Paulus beschreibt; ich fand in meinem Herzen neben der Anlage zu allem Guten die Keime zu allem Bösen. Aber Höllenangst hatte ich dabei nie gefühlt; der Himmel der Gottesliebe war mir offen geblieben; ich war ja auch ein Christ von Kind auf und hatte es nur immer mehr zu werden, nicht aber aus einem außerchristlichen Zustand in einen christlichen erst überzugehen. (S. 180 f.)

Der Geist des Elternhauses in Frankfurt a. M. ist nach der Erzählung des Sohnes nicht ideal gewesen, aber im Grunde gesund, bürgerlich tüchtig und fromm. Vater und Mutter hielten sich zu den „erweckten“ Predigern. Doch blieb bei aller Einwirkung des Pietismus den Kindern die Freiheit der natürlichen Bewegung und Kraftentfaltung ganz unbeschränkt. Als ein frühreifer Jüngling von siebzehn Jahren bezieht Beyschlag die Universität Bonn, um Theologie und Philologie zu studiren. Anfangs ist das Interesse zwischen beiden Wissenschaften noch geteilt, indes nach und nach drängt die Theologie die Philologie in den Hintergrund. Einseitig wird darum der ideal gerichtete, für alles Hohe und Edle begeisterte Student nicht. Aesthetische Neigungen wetteifern mit den theologisch-wissenschaftlichen. Der beherrschende Grundton in der Lebensarbeit des Mannes und Greises klingt deutlich schon aus dem Leben und Streben des Werdenden hervor. Das Bemühen, Christentum und Bildung, Wahrheit, Schönheit und Frömmigkeit zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden, schwebt auch dem Jüngling stets als Ideal vor der Seele. Aus dieser Eigenart des Wesens erklärt sich die Stellung des jungen Studenten zu Gottfried Kinkel. Die Schilderung des Verkehrs mit dieser tragischen Persönlich-

*) Aus meinem Leben. Erinnerungen und Erfahrungen der jüngern Jahre von Willibald Beyschlag. Halle a. S., Eugen Strien, 1896. Ungeb. 7,50 Mk.

keit ist eine der Glanzepisoden des Buches; es wird gleichsam ein Drama in zwei Akten mit einem Epilog vorgeführt.

Die erste Szene zeigt anschaulich den hoffnungsvollen sechsundzwanzigjährigen Privatdozenten der Theologie in seiner Mietwohnung auf dem Poppelsdorfer Schloß. Beyschlag erzählt:

Noch gedenke ich des Moments, da ich schüchtern die Klingel zog und der hohe, jugendlich schöne Mann mit dem schwarzen Barett auf dem langen schwarzen Haar mir die Thür aufthat. In eindringender, herzgewinnender Unterhaltung wußte er dem Zaghaften die Lippen zu erschließen. Wir saßen an einem nach dem botanischen Garten gehenden offnen Fenster, zu dem der Glycinnen- und Magnoliendust heraufstieg, und hatten das Siebengebirge und die schöne weitere Berglinie bis zum Erpeler Berg vor Augen. (S. 98 f.)

Bald wird der Schüler Freund des Lehrers. Der poetisch begabte Student schließt sich dem litterarischen Kreise an, der sich um Kinkel und seine Braut, Johanna Mockel, schart. Ein Verkehr entspinnt sich, der in manchen Stücken mehr an das vorige als an dieses Jahrhundert erinnert. „Das neue Verhältnis entwickelt eine ebenso ungeahnte als beglückende Tragweite." Stimmungsvoll endet der erste Akt mit einer Abschiedsszene:

Noch eine kurze Weile blieb mir übrig; Johanna holte drei Gläser und füllte sie mit rotem Wein, um auf frohes Wiedersehen anzustoßen. Noch einmal sang sie mir Abschiedslieder. . . . Dann begleiteten mich beide an die Landungsbrücke. Der Dampfer kam durch die Nacht. Da umhalsten und küßten sie mich, und bald winkte ich ihnen vom Bord die letzten Grüße zu. Bewegt von Lebensglück und Trennungsleid fuhr ich in die Nacht hinein, in eine dunkle, anders geartete Zukunft. Ein reicher Lebensabschnitt lag hinter mir; hatte ich auch ein Wiedersehen nach Jahresfrist zugesagt, es konnte nicht wieder werden wie vordem. (S. 129)

Ganz allmählich bahnt sich nun eine innere Entfremdung an; nicht durch Beyschlags Schuld, sondern durch die unheilvolle Entwicklung Kinkels zu einem religiösen und politischen Radikalismus. Wohl folgt nach dem Berliner Studienjahr noch einmal in Bonn eine Zeit freundschaftlichen, geistsprühenden Verkehrs; wohl antwortet Beyschlag beim Scheiden von der Universität auf des Dichters Frage: „Nun, Balder, sind wir auch ganz ausgesöhnt?" „Ganz"; der Bruch ist schließlich doch unvermeidlich, er vollzieht sich ohne ausdrücklichen Entschluß mit innerer Notwendigkeit. Der Epilog schließt mit den Worten:

Ich habe dem unglücklichen, weitverirrten Mann die von Karl Schurz bewerkstelligte Befreiung gegönnt und seine weitern Lebenswege von fern mit wehmütiger Teilnahme begleitet. Den Frieden mit seinem Gott und mit seinem Vaterlande hat er auf ihnen nicht gefunden. (S. 328)

Durch die theologischen Strömungen hindurch bahnt sich der Student Beyschlag mit sicherm Gefühl einen mittlern Weg. Entsprechend seiner Naturanlage vermeidet er alles Extreme. Die nur zersetzende Kritik stößt ihn ebenso ab wie die starre, schroffe Orthodoxie. Von seiner Begegnung mit Hengstenberg in Berlin erzählt er:

Die kalte und etwas lauernde Art seines Empfanges mißbehagte mir, ohne mich abzuschrecken; als er aber in der „Leidens- und Auferstehungsgeschichte Jesu nach den vier Evangelien" nicht nur die handgreiflichen Abweichungen der Berichte mit schlechten Ausflüchten leugnete, sondern auch diejenigen Ausleger, die dieselben ehrlich anerkannten, mit krähender Stimme des Unglaubens beschuldigte, ergriff mich ein Widerwille, und ich ließ die Vorlesung, die einzige unter allen, die ich je angenommen habe, fahren. (S. 141)

Dagegen fühlt sich der suchende Geist des jungen Studenten mächtig zu der ehrfurchtgebietenden Persönlichkeit eines Nitzsch in Bonn hingezogen; hier findet er, wonach er sich sehnt: Milde und innige Frömmigkeit, theologischen Tiefsinn und einen weiten Blick.

Die fast fünfjährige Kandidatenzeit verlebt Beyschlag in seiner Vaterstadt Frankfurt. Dort beobachtet er auch mit reger Teilnahme die politische Sturmflut von 1848 und 1849. Da ihm die Heimat keine Aussicht auf baldige Anstellung bietet, so wendet er sich zur rheinischen Provinzialkirche hinüber. Dort entfaltet er zuerst in Koblenz, dann in Trier eine gesegnete amtliche Thätigkeit. Im Unterschiede von dem starken Hervortreten ästhetischer Interessen während der Studienjahre zeigt sich nun ganz besonders das ausgeprägt Protestantische in Beyschlags Wesen. Derselbe Kampf, den der Professor an der Universität Halle-Wittenberg unermüdlich und mit scharfen und blanken Waffen bis auf diesen Tag gegen Rom und alles romanisirende

Wesen geführt hat, wird bereits von dem jungen Prediger in der rheinischen Bischofsstadt Trier mit aller Energie und Klarheit eröffnet. Die angeborne Friedsamkeit ist bei Beyschlag nie in falsche Friedensseligkeit ausgeartet; mit der liebenswürdigen und anmutigen Haltung des feingebildeten Humanisten hat er stets die Fechterstellung des streitbaren evangelischen Theologen zu vereinen gewußt.

Mit der Berufung in das Karlsruher Hofpredigeramt endet der vorliegende Band der Selbstbiographie. Er ist „die Frucht eines Jahres trauernder Einsamkeit." Der Verfasser ist an die Gruft „eines lieben, süßen Enkeltöchterchens" und dann an das Grab der „treuen, liebevollen Lebensgefährtin" gestellt worden. Während der wehmütigen Stille, die den Todesfällen gefolgt ist, hat er besondre Neigung empfunden, ins Reich der Erinnerung zu fliehen. Ein zweiter Band, der vorwiegend den Anteil „am neuern öffentlichen Leben, an der kirchlichen und theologischen Geschichte des jüngsten Menschenalters" erzählen soll, wird in Aussicht gestellt. Doch soll die Fortsetzung erst geschrieben werden, wenn sich zeigt, „ob in dem Geräusch dieser unruhigen und flüchtigen Zeit für den ersten Band ein Gehör vorhanden ist." Dies Gehör wird der schönen, sinnigen Gabe, die ein interessantes Stück deutsch-christlicher Geistesentwicklung wiederspiegelt, gewiß nicht fehlen. Bithorn

---

Bonus

Deutscher Glaube. Träumereien aus der Einsamkeit von Arthur Bonus. Heilbronn, Eugen Salzer. 234 S. 2,80 Mk, geb. 3,60 Mk.

Ich will mir einen Mut fassen. Ich will den Stier bei den Hörnern packen.

Also, liebe Leser, Mitarbeiter, Freunde und Freundinnen, die ihr mir immer zusetzt: Nimm von dem Bonus nichts mehr auf! Schreibe ihm, er soll nichts mehr schreiben! laßt euch sagen: Bonus hat ein neues Buch geschrieben, und es ist sehr gut.

Ja, schilt mich ein alter Kamerad, du hast eben eine Schwäche für das Geistreiche. Aber Gott behüte uns vor den Geistreichen!

Ich habe gar keine Schwäche für das Geistreiche. Mir fehlt Zeit und Lust, mich dort aufzuhalten, wo der Witz spielt und müßige Rätsel aufgegeben werden. Ich freue mich aber, wenn Andre mehr Geist haben als ich und diese ihre Kraft in den Dienst eines starken sittlichen Willens stellen. Und das trifft auf Bonus zu. Darum liebe ich ihn, und darum mute ich unsern Lesern zu, ihn zu lieben.

Zwar er kann ja nicht jedermanns Geschmack sein. Ueberhaupt muß ich das ästhetische Urteil preisgeben. Er gehört in Empfindung und Ausdruck durchaus zu den Modernen. Vortrefflich entspricht die auch ganz modern empfundne Titelzeichnung — eine männliche Daphne das Hauptbild, darunter der musterartig sich wiederholende Kampf mit einem Ungetüm als Randleiste — dem Inhalt des Buchs. Diese Titelzeichnung schützt vor Mißverständnissen. Es könnte sich sonst jemand vom Titel „Deutscher Glaube" verleiten lassen, in dem Gebotenen eine jener sentimentalen Dichtungen oder Geschichtsbilder zu vermuten, die „deutsches Gemüt" als für das Christentum prädestinirt darstellen: Anima Germanica naturaliter christiana. Zwar davon ist Bonus auch überzeugt, daß deutsche Art und Christentum den innigsten Bund schließen müssen. Das gerade will er ja. Aber er findet den Beruf des deutschen Geistes, sich mit dem christlichen zu vermählen, nicht schon erfüllt, er findet, daß wir unsre deutschen Götter zu schnell verabschiedet und damit am Christengott einen Raub begangen haben. Denn was an Kraft und Mut und Tüchtigkeit in den alten Göttern lebte, das mußten wir festhalten, mitbringen in das Reich des neuen Gottes hinein. Das ist nur zum Teil geschehen; und während unser deutsches Christentum dadurch armseliger ausgefallen ist, als es sollte, treiben die alten Götter zum andern Teil draußen außerhalb des christlichen Bereichs ihr christentumfeindliches Wesen. Oder sie sind ein Kinderspott worden. Und Beides darf nicht sein:

Höret ihr Christenleute, der Herr, euer Gott, ist ein edler König. Er will nicht seiner Feinde Tod. Er will auch nicht, daß sie Gespött werden. Er will, daß sie sich zu ihm wenden, und daß sie ihm mit aller Kraft dienen!

Die wilden Götter herrschen noch in unsern Herzen. Aber der Christengott will regieren. Du sollst nicht zum Mörder und unedeln Verlacher deiner [alten deutschen] Götter werden. Totschlagen und auslachen heißt nicht regieren!

Draußen an den Fenstern rüttelt der alte Gott, der verfehmte, geächtete Gott [Wodan], der wilde Jäger.

Ich liebe dich, du Gott meines Volkes, und auch mein Christengott, den ich mehr liebe als dich, auch mein Christengott liebt dich, seinen Feind. Siehe, er sendet mich heute als Unterhändler. Schließ Frieden und hilf uns. Du sollst Freude davon haben. Hilf uns kämpfen mit all deiner Wucht für Recht, Liebe, Frieden und Treue!

Wodan, der stürmische Herrengott unsrer Alten, ist des Dichters Liebling. Eben darum brennt in ihm heißer Schmerz, denn dieser immer noch mächtige Herrscher, ob er durch die Welt des Tages tobt, einen Uebermenschen nach seinem Bilde zu schaffen, oder ob er im Finstern das Herz des Bauern beherrscht, er ist nur scheinbar bekehrt, und daran krankt unser Volk wie unsre Kirche. Denn wie stehts um die Bauern?

Schmale Tribute geben sie dem Christengott: einige Pfennige jeden fünften Sonntag in der Kirche; einige Pfennige dem reisenden Handwerksburschen, einen Groschen mit Schimpfen der Hauskollekte. Aber Eier und Speck, Musik und Tanz, die wachsten Stunden ihres Lebens, fast all ihr selbständiges Denken und ihre ganze Arbeit opfern sie dem alten Gott, dessen Zehngebot lautet: Den Geldbeutel zu! als erstes, Trinken als zweites, Nichts gefallen lassen als drittes, Du sollst deine Eltern schmal halten als viertes, Du sollst deinen Feind verachten und wenn möglich vernichten als fünftes, Du sollst herrschen über dein Weib als sechstes, Du sollst deinen Vorteil holen, wo du ihn findest, als siebentes, Du bist zum Richter gesetzt über alle Mitmenschen als achtes, Rücksichtslosigkeit als neuntes und Mißtrauen und Prozessiren als zehntes Gebot. ...

Das andre Zehngebot gehört in die Kirche und klingt in der Kirche sehr gut. Den Fuß vor die Thür, daß es uns nicht ins Leben hereinbricht! Haltet die Tyur zu! Die Thür zu, sag ich, daß der Christengott nicht herauskommt!

Der Christengott ist ein Kirchengott. Daß er ein Volksgott würde! Unterwerft ihm den Volksgott, den wilden Jäger der Nacht, der aus der Nacht her das Leben beherrscht. ...

Jetzt gerade thut es besonders not, daß wir den alten Sturmgott dem Christengott gewinnen und dienstbar machen. Es ist hohe Zeit. Sonst geht er aus Ekel an unsrer, der Christen, Unkraft vollends in andern Dienst, nämlich in den „der ältesten Besiegten," der Moorteufel. Das wäre schade um ihn und für uns eine furchtbare Gefahr. Denn eben hat der Oberteufel ein Entsetzlichstes ersonnen, die Menschen vollends zu verderben. Ich will den Namen des Gespenstes nicht nennen, das uns sicher verderben wird, wenn der wilde Jäger uns nicht hilft oder gar zu unsern Feinden übergeht. Prachtvoll phantastisch und doch wahr hat es der Dichter im zweiten Abschnitt seines Buches gezeichnet, den er überschrieb: „Das Diarium der Hölle."

Solche Stücke, in denen er auf der Grenze zwischen Idee und Wirklichkeit sich bewegt, Schilderungen des Gespenstischen und Traumhaften, gelingen ihm am besten. Das ist der Charakter seiner Befähigung, und darin hat er deutsche Art, darum lebt er auch so ganz in der ähnlich traumhaften Mythologie der Germanen.

Aber doch hat er festen Boden unter den Füßen. Er ist Landpfarrer geworden. Und wer seinen Artikel in voriger Nummer „Aus dem Leben eines Landpfarrers" gelesen hat, weiß, was ihm das bedeutet. Wie hat er das Leben im Dorf studirt, wie den Erdgeruch draußen eingesogen! Aber er findet nicht Anlaß, niedliche Bildchen aus dem Landleben zu zeichnen, Backfischen zum Entzücken. Tief ernst redet er zu uns von den großen sittlichen Zusammenhängen, die er geschaut hat, von dem Schulderbteil vergangner Geschlechter, von der Verantwortung für die nachkommenden, von Fäden herüber und hinüber und von riesenstarkem Kampf wider all die Verstrickung. Bonus hat Recht, so etwas sieht man nur auf dem Dorfe. Und darum ist der Beruf eines Landpfarrers so unsagbar schwer und so unvergleichlich lehrreich. Unser einsamer Seher könnte manchen richtig sehen lehren.

Ich gehe durchs Dorf und sehe Königskronen, soviel als ich Häuser und Menschen sehe. In allen Pfützen liegen Kronen, in jedem Misthaufen ist eine Krone eingedrückt. O schade um die vielen zertretenen Kronen! — Aber mein Benedikt Heider trägt seine Krone auf einem frei erhobnen Haupte. Alle Leute im Dorfe, den größten Bauern und den Schulzen nicht ausgenommen, bücken sich bis zur Erde vor ihm, und er kommandirt sie, auch wenn es so aussieht, als habe er zu gehorchen und lebe von ihrem Lohn. ...

Das Buch ist ein großer Zusammenhang. Es ist nach meinem Urteil ein deutliches Buch. Es sind keine Geheimnisse „zwischen den Zeilen" versteckt. Oder doch? Dann kann sie sich wenigstens herausholen, wer den ernsten Willen hat und nicht ganz auf den Kopf gefallen ist.

Auch Stücke, wie „Glauben und Schaffen," „Es ist mein Amt nicht," „Märchen in der Kirche," die unter dem Widerspruch Mancher in diesem Jahrgang unsers Blattes erschienen sind (Nr. 1. 8. 30), werden im Ideenkreise des Buches ein besseres Verständnis finden. Sie sind nicht etwa darin wieder abgedruckt, gehören auch nicht hinein, aber man wird aus dem Buche erkennen, was eigentlich den Verfasser auch in jenen Artikeln bewegt. Und nicht am wenigsten wird die anonyme Schrift desselben „Von Stöcker zu Naumann" dem, der von seinem „Deutschen Glauben" herkommt, erst recht verständlich sein. Von dieser Schrift kann man vielleicht sagen, daß sie allzu geistreich ist, und für eine politische Schrift, die sie doch sein soll, ist das ein großer Fehler. Der Herr Verleger hat sich in einem öffentlichen Prospekt beklagt, daß sie von befreundeter Seite so gar nicht besprochen werde. Ja wie soll man dieser allzubunten Fülle von Einfällen gerecht werden! Einfach zustimmen, einfach Beifall spenden kann da niemand, und doch wieder philisterhaft daran herum kritisiren ist auch schwer. „Deutscher Glaube" ist viel reifer, verständlicher, ernster, bedeutender. Dies Buch ist ein wirklicher Beitrag zur „Germanisirung des Christentums," wobei nicht das Christentum im Germanentum untergehen soll, aber auch nicht dieses in jenem. Es ist ein Gewissensweckruf in einer Zeit, wo Aengstlichkeit und Unfreiheit im Namen des Christentums und der Kirche gehegt und gezüchtet werden, sich auf das bessere Erbe deutscher Art zu besinnen: wenn wir das nicht thun, werden wir es zu verantworten haben am jüngsten Tage. Der Sturmwind ist wie Wodans so des Dichters Liebling; möge das Buch eines reinigenden und stählenden Sturmwinds Wirkung thun in vielen Herzen.

Für wen es ein gutes Weihnachtsbuch ist, müssen unsre Leser nun selbst beurteilen können. Jedenfalls für alle die, die Nietzsche treiben, Wagner lieben oder für Friedrich Langes Deutschreligion etwas übrig haben, für die Leser des Pan, der Jugend und des Simplizissimus — sie sind sozusagen auch Menschen, und auch ihnen muß das Evangelium gepredigt werden. Aber mancher gute Christ, dem ästhetische oder religiöse Verweichlichung solche Lektüre nicht einfach verbietet, wird dem Dichter mit mir dankbar sein für Herz- und Gewissensstärkung.

Was aber die Christliche Welt betrifft, so wird Bonus sein Bürgerrecht in ihr, solange der jetzt Verantwortliche sie leitet, behaupten. Es muß auch heute noch kirchliche Blätter geben, in denen Raum ist für Sturm und Drang, und für welche „die Rücksicht auf die Schwachen" nicht oberstes Gesetz ist.

R

Ein Buch für alle Stände

Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirtschaft. Eine populäre Volkswirtschaftslehre von Carl Jentsch. Leipzig, Fr. W. Grunow, 1895. VIII und 446 S. 2,50 Mk.

Alles unterliegt der Mode. Selbst die strengen Wissenschaften sind ihr unterworfen. Im achtzehnten Jahrhundert beherrschte die Philosophie die Gedankenwelt der Gebildeten. In der Mitte dieses Jahrhunderts nahmen die Naturwissenschaften den Thronsitz ein, bis sie in unsern Tagen von den Gesellschaftswissenschaften verdrängt worden sind.

Jeder Gebildete will und muß heute mit den Grundbegriffen der Nationalökonomie vertraut sein. Jeder will heute sozialpolitisch thätig sein oder wenigstens mit Verständnis über Staatssozialismus, Sozialreform, Zukunftsstaat und in den letzten Tagen über Mono- und Bimetallismus reden. Ein untrügliches Zeichen, daß die Volkswirtschaftslehre zur Modewissenschaft geworden ist, ist es, daß die Frauen und die Dichter,

diese feinstfühligen und empfindsamsten Wetterkundigen des Geisteslebens, unter die Sozialreformer gegangen sind. Wenn Schiller und Goethe heute lebten, wäre Karl Moor kein Räuberhauptmann, sondern ein sozialistischer Agitator geworden, und Thomas Münzer oder Florian Geyer und nicht Götz von Berlichingen hieße der Held von Goethes Jugenddrama.

Der Mode treuestes Gefolge ist das Heer der Dilettanten. In seinen Reihen stehen vornan liebenswürdige Leute, die sich in ihren Mußestunden aus Liebhaberei mit der Modelehre befassen, dann kommen die Scharen von Leuten, die überall mitreden und mithandeln müssen, die ohne Streben nach gründlicher Kenntnis den rechtmäßigen Vertretern der Lehre ins Werk pfuschen. Schon Goethe hat das Pfuschen mit dem Dilettiren in Parallele gestellt. Unter ihnen sind viele Ehrliche, aber Beschränkte oder Befangne, die in ihren bescheidnen Ansichten funkelnagelneue Dogmen sehen, aber auch etliche Gefährliche, Bösartige, die wohl überspannte Ehrsucht, aber wenig ehrlichen Fleiß, wenig redliche Liebe besitzen. Hinter ihnen drein läuft der große Haufen, der in der Modelehre einen bequemen Ausdruck für seine Meinungen findet.

Da diese Gefolgschaft unsicher ist, haben die Vertreter der Modelehre Sorge zu tragen, daß diese weder Schaden bringt, noch daß sie selbst Schaden leide.

Gerade in den Gesellschaftswissenschaften ist der Dilettantismus besonders gefährlich.

Als die Philosophie in Mode war, versuchten sich die Dilettanten in Essays, in Gedichten, Dramen oder zum mindesten in geistreichen Briefen, was wohl für Rezensenten oder vernünftige Leute, die aus beruflichen oder andern Gründen diese Ergüsse lesen mußten, unbequem und ärgerlich, für das Volk aber ohne Schaden war. Als die Naturwissenschaften das Erbe der Philosophie angetreten hatten, richteten ihre Lehren heillose Verwirrung in den Köpfen mancher Gebildeten an und machten und machen noch heute weite Kreise des Volkes befangen und zu reinem Empfinden untüchtig. Was will dies aber alles bedeuten gegen den Schaden, der von sozialpolitischen Dilettanten ausgeht? Die sitzen leider nicht bloß auf den Bierbänken und reden über Politik — für niemand gefährlich, nur dem vernünftigen Zuhörer zum Aergernis. Sie füllen die Versammlungen und wählen andre Dilettanten — im guten Falle nette Leute, aber schlechte Musikanten — zu Wortführern und Volksvertretern. Sie sitzen in den Redaktionsstuben und machen öffentliche Meinung; sie sitzen in den Regierungsstuben und im Reichstag und machen Gesetze. Aber noch nicht genug damit, daß die Erwachsenen, die durch Geschäftserfahrungen, durch Sorgen immerhin etwas geschützt sind vor sozialpolitischem Wirrsal, dem Dilettantismus zum Opfer gefallen sind, man will auch noch die Jugend ihm ausliefern. Die Volkswirtschaft soll Unterrichtsgegenstand werden.

Die Volkswirtschaft ist Mode geworden, und deshalb herrschen in ihrem Reiche die Dilettanten. Wollte man dem Dilettantismus den Garaus machen, dann müßte man wieder die Nationalökonomie in die Gelehrtenstuben zurückdrängen, was aus tausend Gründen nicht angeht. Sie ist in Mode gekommen, weil sie allein Kunde gab von dem vierten Stande, weil sie eine Lösung des Rätsels der sozialen Frage verhieß. Der Dilettantismus ist zudem keine gar so schlimme Sache, das hat schon Goethe nachweisen wollen. Er macht die stumpfen Sinne der Menge empfänglich für neue Wahrheiten, neue Schönheiten. Er wird nur gefährlich, wenn dem eifrigen Streben des Volkes nach den Erkenntnissen der neuen Lehre nur schlechte und unzureichende Nahrung geboten wird, und wenn dann die schlecht geleiteten, falsch belehrten Dilettanten das große Wort führen und sich die Leitung anmaßen, während die Wissenden und Tüchtigen sich beleidigt oder angeekelt vom widerlichen Treiben, vom öffentlichen Leben zurückziehen.

Es ist nicht weise, das Volk in seinem Gedankenwirrwarr zu verspotten und zu schelten, wie es selbstgefälligen Fachleuten oft beliebt; es ist nicht staatsmännisch, das Volk für seinen Uebereifer, für seine ungeschickten, unklugen Reden und Handlungen zu strafen, wie es Umsturzbüreaukraten vorschlagen. Die Schuld liegt bei den Gebildeten, bei den Staatsmännern, die das Volk den Halbgebildeten, den Fraktionspolitikern überlassen, statt mit ihnen zu ringen im ehrlichen Geisteskampfe um die Fortbildung und damit um den Besitz des Volkes. Wer am meisten und besten für das Volk wirkt, wer am ehrlichsten mit ihm zusammenarbeitet, der wird das Volk doch gewinnen, mag auch für kurze Jahre der seichte Schwätzer von der Menge aufs Schild gehoben werden. Geht unter das Volk, ihr Gebildeten und Tüchtigen, unablässig trotz aller widerlichen Angriffe, denn wer das Volk voranbringen will und nicht einmal den Schmutz des politischen Gezänks überwinden kann, der lasse ab von seinem Beginnen, schelte dann aber auch fürder nicht mehr das Volk.

Geht unter das Volk, ihr Gebildeten und Tüchtigen, schenkt ihm gute Bücher, gebt ihm ein großes Arbeitsfeld, wo es reiche Erfahrungen und karge Erfolge sammeln wird, und dann wird ihm von seinem Dilettantismus die rege Empfänglichkeit für das Schöne übrig bleiben.

Gute volkswirtschaftliche Bücher fürs Volk? Wir haben keine; und wer könnte sie schreiben? Wir haben etliche geschickte populäre soziale Bücher, aber es sind Parteischriften für oder gegen den Sozialismus. Wir besitzen manches hübsche Buch über den Bauernstand, über Gewerbe und Handel. Uns fehlt aber ein Volksbuch, das die ganze Volkswirtschaft, die ganze Sozialpolitik umfaßte — weil noch nicht einmal die Fundamentalsätze der Gesellschaftswissenschaften unverrückbar festliegen, weil wir keine einheitliche sozialpolitische Anschauung besitzen. Was wir als heute schon erreichbar verlangen dürfen, ist ein populäres Lehrbuch der Volkswirtschaft und Sozialpolitik.

Ein schön geschriebnes populäres Lehrbuch von einem Deutschen verlangen, heißt das nicht Unmögliches fordern? Unsre Lehrbücher sind entweder wissenschaftlich gründlich, dann sind sie dick und langwierig zu lesen, oder sie sind populär, dann sind sie ungenau, unzureichend und zudem doch noch langweilig. Aber trotz alledem haben wir jetzt ein gutes populäres Lehrbuch der Volkswirtschaft, ohne daß wir es aus dem Französischen hätten übersetzen müssen.

Die populäre Volkswirtschaftslehre von Jentsch ist gründlich und wissenschaftlich, und trotzdem finden wir in ihr keine Paragraphen 1, 2, 3, keine Abteilungen A, B, C mit ihren Unterabteilungen a, b, c und α, β, γ u. s. f., wie es in einem wissenschaftlichen Lehrbuche von Rechts wegen sein muß. Ein kluger, vielerfahrener Mann erzählt schlicht und recht von den ökonomischen Systemen und Begriffen, von den Gesetzen der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung, von den großen Ereignissen der Wirtschaftsgeschichte.

Jentschs Buch ist populär — nicht, weil es sich an das „Volk," an den großen Haufen wendete, an die Vielzuvielen, und mit ihnen redete in ihrer unreinen, undeutlichen Sprache. Es ist populär, weil es sich an die Gebildeten im Volke — das sind nicht die Leute mit Gymnasialbildung, sondern nur die Tüchtigen, die nach klarer Erkenntnis streben — in der Absicht wendet, sie zu belehren und zu erziehen zur sozialen Arbeit. Es will sie unterrichten, damit sie den Parteileuten, den schädlichen Dilettanten entgegentreten können.

Ein populäres Buch soll nicht dem Geschmacke, den Anschauungen des „Volkes" entsprechen, sondern es soll dem Volke zur Fortbildung, zur Belehrung sein; es sollte aber auch darüber hinaus dem Fachmann Förderung bereiten. Wir erwarten dies freilich kaum noch, da viele unsrer sogenannten populären wissenschaftlichen Bücher von Leuten geschrieben sind, die gerade über die Anfangsgründe hinausgekommen sind, und die ihr Wissen rasch verwerten wollen. Ihr geringes Gepäck von Kenntnissen gestattet ihnen leicht, populär, das heißt gemeinverständlich zu schreiben.

Wer also die Probe machen will, ob ein Buch in Wahrheit populär sei, der sehe nach, ob es auch dem Fachmann, dem Spezialisten noch Anregung und Förderung bietet. So wollen wir auch das Buch von Jentsch dieser Probe unterwerfen.

Jentsch hat zwar nicht wissenschaftlich an der Volkswirtschaftslehre mitgearbeitet, kein Fachexamen giebt ihm den Befähigungsnachweis, darüber zu schreiben. Jentsch besitzt aber etwas, was mehr gilt als Fachbildung, und hätte sie zehn Jahre an Studium gekostet — er besitzt gesunden, klaren Menschenverstand. In keinem aber thut uns klarer, gesunder Menschen-

verstand mehr not wie in den Gesellschaftswissenschaften und in der Sozialpolitik, in keinem aber haben wir mehr seiner entbehrt.

Ich könnte aus dem Buche manche köstliche Stelle zum Beweise dafür anführen, daß der kluge Philosoph mehr und besser gesehen hat, als viele geprüfte Doktoren und Professoren der Staatswissenschaften — so die Ausführungen über Wert, Kapital, Arbeit, die Charakterisirung der Grundrententheorien von Rodbertus und Ricardo, die auch einmal dem deutschen konservativen Theoretiker und Sozialisten gerecht wird, — aber Besprechungen guter Bücher sollen möglichst wenig von dem Inhalt wiedergeben. Es lesen sowieso schon viel zu viel Leute die Besprechungen statt der Bücher.

Nur auf einige Stellen will ich näher eingehen, weil sich an ihnen gut nachweisen läßt, daß der klare, kluge Laie das Einfache, das Wesentliche besser erkennt als der bloße Fachmann, der mit scharfer Brille oder unter dem Mikroskop wohl manche Feinheit, aber nicht die großen Linien sieht.

Jentsch stellt den lebendigen Menschen in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen, von ihm geht er aus, und sein Ziel der Sozialpolitik ist der Fortschritt des Menschen. Die Ueberschrift des dritten Kapitels, mit dem die Behandlung der Volkswirtschaftslehre beginnt, lautet „Der Mensch als Träger und Zweck der Volkswirtschaft."

Es war an der Zeit, daß endlich einmal wieder klipp und klar gesagt wurde, der Volkswirtschaftslehre eigentliche Aufgabe ist: die Lehre von der Aufzucht des Volkes. Die Nationalökonomen redeten einst von Bedürfnis, Nutzen, Gut, Wert, Rente, Gewinn, von Produktion, Konsumtion und Distribution und vergaßen darüber den Menschen. Von dem war nur nebenbei die Rede, aber das war dann kein lebendiger Mensch, sondern eine zu anatomischen Schutzzwecken angefertigte Gliederpuppe, ein Holzmodell.

Als die Nationalökonomen in der Geschichte das neue Heil erkannt hatten, ließen sie von den theoretischen Begriffen ab und redeten von Gutswirtschaft, Fronhöfen, Stadtverfassung, Gilden, Zünften, von Zoll- und Wirtschaftspolitik der Fürsten und Städte. Sie verspotteten weidlich die Normalmenschen, den „Robinson" der Theoretiker, und rühmten ihre Menschen als historische Personen. In Wahrheit unterschieden sich aber vielfach diese von den Gliederpuppen der Theoretiker nur dadurch, daß sie, oft nicht einmal echte, historische Gewänder trugen. Nur in den Werken der Meister der Wirtschaftsgeschichte waren es lebendige, mittelalterliche Menschen.

Es ist bald ein halbes Jahrhundert her, daß Riehl geschrieben hat:

> Das Studium des Volkes sollte aller Staatsweisheit Anfang sein, nicht das Studium staatsrechtlicher Systeme.

An einer andern Stelle heißt es weiter:

> Die naturgeschichtliche Beobachtung von Land und Leuten ist der Stein, den die Bauleute der theoretischen Spekulation solange verworfen hatten, den aber die Gegenwart wieder zum Eckstein gemacht.

Für die Gesellschaftswissenschaften hat sich Riehls Satz leider nicht dauernd behauptet. Viele der Nationalökonomen von heute streiten sich wie einst über subjektiven und objektiven Wert, über den Grenznutzen und den Kostenwert, erörtern gründlich, ob die Volkswirtschaftslehre von der „Wirtschaft" oder der „wirtschaftlichen Handlung" auszugehen habe. Eine Schar junger Doktoren und Studirender hat, dank den Handwerkeruntersuchungen des Vereins für Sozialpolitik, die Welt des Kleinbürgertums durchstreift, aber noch immer ist nicht als erster Grundsatz für die gesamte Volkswirtschaftslehre, theoretische und historische, wie für die Sozialpolitik anerkannt worden, daß der Ausgang und das Ziel der Gesellschaftswissenschaften der lebendige Mensch, die Klasse das lebendige Volk sei, nicht der Mensch, die Menschheit, das Volk, der Staat oder irgend welche wirtschaftlichen Naturgesetze.

Deshalb ist es eine Erquickung, in einem volkswirtschaftlichen Lehrbuche zu lesen:

> Der Mensch ist der Träger und Zweck der Volkswirtschaft (S. 17). Natürlich kann das einem jeden erreichbare Maß von Wohlsein nur innerhalb einer Gemeinschaft und mit deren Hilfe verwirklicht werden, und da die Gemeinschaft für alle notwendig ist, so muß in den häufigen Fällen eines Konfliktes zwischen Einzelwohl und Gemeinwohl jenes diesem weichen. Damit hört aber jenes nicht auf das höhere, der Zweck für dieses zu sein, das nur eine uneigentliche Bezeichnung für eine gute Verfassung . . . ist, denn wohl befinden kann sich nur der einzelne Mensch, nicht eine Gemeinschaft, die ja keine Empfindung hat (S. 18). Und wenn wir unserm Volke eine glänzende Zukunft wünschen, so bedeutet doch dieser Wunsch nichts andres, als daß wir wünschen, unser Volk möge bis in die späteste Zukunft hinein aus starken, gesunden, geehrten und glücklichen Menschen bestehen (S. 19).

Wie nützlich es ist für die Volkswirtschaftslehre den richtigen Ausgang und für die Sozialpolitik das feste Ziel in dem lebendigen Menschen zu haben, dafür seien zwei Beispiele angegeben.

Die volkswirtschaftlichen Theoretiker gehen fast alle von der wirtschaftlichen Natur des Menschen aus. Jentsch bescheidet sich nun aber nicht, wie so viele, damit, der „bösen" Selbstsucht, die seit Adam Smith als Grundmotiv aller wirtschaftlichen Handlungen angesehen wird, die „edeln" altruistischen Motive gegenüberzustellen, sondern er führt sie alle auf ihre gemeinschaftliche Wurzel, den Selbsterhaltungstrieb zurück. In einer Auseinandersetzung mit einer von Ihering im „Zweck im Recht" ausgesprochnen Ansicht vertritt Jentsch die moderne monistische Anschauung, „daß, wenn auch der Mensch ungezwungen und mit Bewußtsein höhern Zwecken dient, er nur sich selbst dient" und nicht außer ihm liegenden Idealen. Jentsch verfolgt das Triebleben des Menschen von seinen rohesten, einfachsten Formen bis zu seinen edelsten und fein verschlungnen zum Beweise dafür, daß der Mensch immer dem Triebe der Selbsterhaltung gehorcht, den ich lieber als den Trieb der Selbstbehauptung, den Trieb sich auszuleben, bezeichnen möchte.

> Für den rohen Menschen versteht es sich von selbst, daß er das Nahrungsbedürfnis zu allererst und am allerausgiebigsten befriedigt. Der Gebildete stillt seinen Hunger zuweilen unvollständig oder mit billigen, seiner Gesundheit nicht zuträglichen Speisen, um den größten Teil seines Einkommens auf Wohnung, auf anständige Kleidung seiner Familie und auf die Erziehung seiner Kinder zu verwenden. . . . Mag es nun dieser oder ein (andrer) Beweggrund sein, der ihn (d. h. den Gebildeten) zur Enthaltsamkeit zwingt, in jedem Falle ist es ein Ausfluß des allgemeinen Triebes der Selbsterhaltung, und er würde sein Ich zerstören, wenn er dem Triebe nicht folgen wollte. . . . Bei einer gewissen Stärke der höhern Triebe ist es dem Menschen unmöglich, sich wohl zu fühlen, wenn er Andre leiden sieht, oder wenn er sieht, daß die Gerechtigkeit verletzt wird, oder wenn er nicht etwas für Andre thun, ihnen nützen kann. Erreicht der Trieb, für Andre zu wirken oder zu leiden, einen sehr hohen Grad, so führt er zur Selbstaufopferung, die man so nennt, obwohl der Opfernde gerade dadurch sich selbst, sein höheres Ich, erhält, das er vernichten würde, wenn er sein Leben erhalten wollte. (Wer seine Seele zu erhalten trachtet, der verliert sie, und wer sie um meinetwillen verliert, der erhält sie am Leben, sagt Christus.) (S. 35)

Nur aus praktischen Gründen scheidet Jentsch sprachlich den Selbsterhaltungstrieb der unedeln Persönlichkeit, den Egoismus, von dem der edeln, den er die vernünftige Selbstliebe, die Folgerichtigkeit des Charakters, oder mit Ihering die ethische Selbstbehauptung nennt. „Nur, fährt er fort, soll man sich dabei nicht einbilden, damit eine reinliche Scheidung vorgenommen zu haben." (S. 36)

Dies ist das Beispiel aus der theoretischen Nationalökonomie, und nun noch eins aus der Sozialpolitik.

> Nicht der Kulturfortschritt, nicht die Befreiung der Menschheit ist das Ziel der Sozialpolitik. Da der Politiker keinen Idealzustand der Menschheit kennt, oder auch nur seines eignen Volkes, so kann er auch keinen erstreben. . . . Der praktische Politiker kann immer nur einzelne Uebel bekämpfen und einzelne, im beschränkten Umfange wirksame Verbesserung anstreben, oder mit andern Worten: beschränkten und nach den Umständen wechselnden Idealen nachstreben, nicht einem alles umfassenden Ideal.

Wer dies sagt, ist ein weiser Mann, der bescheiden geworden ist, weil er die Menschen beobachtet hat in ihrer Schwäche und an sich selbst den Satz erfahren hat: Es nützt nichts, einem bestimmten Ideale nachzustreben und die andern Menschen denselben Weg zu zwingen, es ist auch noch dazu falsch. Unser Leben wechselt, und mit ihm unsre Ziele. Eines aber können wir erreichen: die Menschen kräftiger, freudiger, tüchtiger und arbeitsamer, kurz leistungsfähiger und leistungswilliger machen, dann werden sie einst ihren Idealen näher kommen.

Und so schließt auch Jentsch sein Buch:

> Da es die Volkswirtschaft, wie die Politik und Gesellschaftswissenschaft, mit lebendigen Menschen zu thun hat, so hängt die Wirksamkeit aller Gesetze und Einrichtungen zu guterletzt von der geistigen

und sittlichen Beschaffenheit der Menschen ab, von denen und für die sie gegeben und getroffen werden. . . . Aufgabe der Volkswirtschaftslehre ist es nicht, zu untersuchen und zu ermitteln, wie man die Menschen weiser, thatkräftiger und besser machen könnte. Wohl aber hat sie darauf zu achten, daß alle Gebiete des Menschendaseins mit einander verflochten und verwachsen sind, und hat unter anderm darauf hinzuweisen, daß leibliche Verkümmerung die geistige zur Folge hat, daß sowohl die unbeschränkte Macht und der übermäßige Reichtum wie das Massenelend ihre besondern Klassenlaster erzeugen, die wiederum auf die Volkswirtschaft in schlimmem Sinne zurückwirken, und daß höhere Kultur nur auf der Grundlage eines gesunden Wirtschaftslebens wachsen und gedeihen.

Panem et circenses riefen einst römische Pöbelhaufen, und die Volksführer und Herrscher willfahrten ihrem Geschrei. „Brot und Bildung," „Arbeit und Anerkennung," so tönt es aus den obersten Schichten des vierten Standes, und unsre Fürsten sollten Volksernährer und Volkserzieher werden, um die Arbeiter zu befrieden, um das ganze Volk fähig und willig zu der höchsten Leistung zu machen. So raten die Philosophen, die aber zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts aus der Mode gekommen sind.

Aus den ersten Kapiteln und aus den Schlußbetrachtungen habe ich Etliches angeführt, um zu zeigen, daß der Anfang wie das Ende gut und desselben Geistes voll sei. Wer die Schönheiten des Buches, die feinen theoretischen Betrachtungen, die für den Fachmann freilich zuweilen nicht scharf und bestimmt genug sind, die prächtigen historischen Beispiele kennen lernen will, der wird sie ohne Führer wohl weniger schnell finden, aber besser empfinden und wird deshalb das Buch lieber allein lesen. Jentschs populäre Volkswirtschaftslehre ist ein Lehrbuch, aus dem wir sichre, klare Kenntnis schöpfen und feste Grundsätze für unser sozialpolitisches Handeln gewinnen können, und keine Fibel, in der wir die ersten Laute aufgezeichnet finden, uns stammelnd verständlich zu machen. Philipp Stein

Aus der Münchner „Sezession"

Eine Reiseerinnerung

Als ich auf dem Münchner Bahnhofe mich von einem Bekannten trennte, um in die Heimat zu fahren, formulirte ich, darum gefragt, mein Urteil über die beiden Kunstausstellungen dahin, daß ich doch mehr Anregung von der vielgeschmähten kleinen „Sezession" empfangen hätte, als von der internationalen im riesigen Glaspalast. Aus dem Nachbarwagen kam dann ein angesehener Münchner Maler zu mir, der unser Gespräch angehört hatte, und den es trieb, mir zu sagen, daß seine Meinung ganz die gleiche sei, obgleich er selbst im Glaspalast ausgestellt hatte. Das war dem Laien eine Freude und ermutigte ihn, seine Beobachtungen mitzuteilen.

Die Ausstellung der Sezession, in die ich nicht ohne großes Vorurteil gegangen war, hat zunächst den Vorzug der Geschlossenheit und Uebersichtlichkeit. Man kann diese Dosis vertragen, die allgemeine Kunstausstellung erdrückt durch ihre etwa 1500 Aussteller und stumpft ab durch die Fülle des Unbedeutenden. Wären hier im Glaspalast nicht auch die Separatausstellungen von Menzel und Lenbach, die deutsche Kunst würde noch mehr zurücktreten hinter Franzosen und namentlich auch Engländern. Der Menzelsaal freilich entschädigt für Vieles, er bringt die staunenswerte Vielseitigkeit des Meisters einigermaßen zur Anschauung: neben den Entwürfen zu den berühmten historischen Bildern die klassischen Köpfe vom Berliner Hofe, dazwischen regelmäßig Tierstücke von der gleichen minutiösen Feinheit, der im Schilf gestürzte Büffel und der Graf XYZ mit der gleichen Lebenstreue wiedergegeben. Der Thür gegenüber hängt das nun schon bejahrte „Walzwerk." Es ist ja bewundernswert, wie der Schöpfer in das Chaos Ordnung bringt, dennoch — zu einer geschlossenen Wirkung kommt diese Wiedergabe des tosenden, schwirrenden Lebens eigentlich nicht. Sonst ist das soziale wie das religiöse Problem in dem ganzen Glaspalast wenig und meist eindruckslos behandelt. Brütts Schuldverschreibung und Jesus und die Schwestern vor der Grabstätte des Lazarus von Spatz sind mir unter den Deutschen am nachhaltigsten im Sinne geblieben, das letztere wegen seines historischen Realismus und der dabei durchaus edeln Haltung und gesammelten Stimmung.

Die Sezession hat ihr inneres Recht ja in dem Gedanken, daß das Konventionelle der Tod der freien künstlerischen Entwicklung ist, und daß man der Vorherrschaft der Konvention ein Ende machen müsse. Das Suchen nach neuen Wegen geht auf die Form wie auf den Inhalt, die Technik wie die Auffassung und auch die Stoffe. Es ist durchaus modernes Leben, das hier in diesen rasch zu durchschreitenden Räumen nahe der schönen Prinzregentenstraße pulsirt, und es ist Talent und Kraft dahinter. Daß der Nichtmaler einer Reihe von diesen modernen Erscheinungen gegenübersteht wie die Kuh in der bekannten Situation, ist eine allgemeine Erfahrung. Nicht Weniges erscheint dem Laien schlechthin verfehlt, Farbensinn, Verstand und Herz verletzend. L. v. Hofmanns mystische „Träumerei" wirkt — er verzeihe mir die Ketzerei — auf den gewöhnlichen Sterblichen fast komisch. Da es vor allem gilt, die Natur zu fassen, so kann es nicht Wunder nehmen, daß im Porträt, auch in der Plastik ganz Bedeutendes geleistet ist: Kießlings Johannes Schilling, Leempos Zwei Bauern (Köpfe) in der Kirche, John Laverys lebensgroße Frauengestalt (Miß Mary B.), die Samberger und Stuck sind vorzüglich. Mir kam es vor allem wieder auf die religiösen und sozialen Bilder an; in beiderlei Beziehung giebt die kleine Ausstellung mehr aus als die große. Da sind mehrere Uhdesche Bilder, die Anbetung der drei Könige, Christus und Nikodemus, Ruhe auf der Flucht, Christus am See Genezareth. Das letzte kann manchen mit Uhde versöhnen. Da ist ein solcher schlichter Ernst und eine solche Wahrhaftigkeit in den Gesichtern und in der Haltung der Arbeiterburschen, die auf dem Landungssteg hocken, und der dürftigen Mädchen, die am Ufer stehen, daß es ins Herz geht. Diese Menschen der Arbeit verstehen den Mann aus dem Volke mit der Sprache des Volkes, und sie sind hingerissen, ohne ein Glied zu rühren, und arbeiten die Worte des Lebens schwer und langsam, aber erfolgreich in sich hinein. Was soll man dagegen zu dem „Menschensohne" des Norwegers Christian Skredsvig sagen: tendenziös und unwahr. Ein Mann in gewöhnlichem Jacketanzug kommt die Dorfstraße entlang, von wenigen begleitet, Priester, Levit und Kapitalist, wollte sagen der Pastor Loci, der Arzt (oder Lehrer) und der Geschäftsreisende stehen dabei und bemerken ihn nicht; vorn bereitet man ihm in ärmlicher Taglöhnerhütte einen bessern Empfang, d. h. eine alte Großmutter breitet Teppiche(!) auf die Dorfstraße und setzt Blumenstöcke drauf, während der Großvater und die Tochter den „Heiland" erwarten, und außerdem auf einem Schubkarren ein todkrankes Mädchen von einem Arbeiter ihm zugeführt wird. Mich hat diese soziale Zeitpredigt völlig kalt gelassen. Aber bemerkenswert ist ja in hohem Grade, wie auch hier das Christlichsoziale gefaßt wird, oder das Soziale nach christlichem Motto sucht.

Eine ganze Reihe Bilder führen uns direkt hinein in die Welt des Proletariers. Mir ist der geisttötende Einfluß des Fabrikbetriebs besonders bewußt geworden, als ich auf einer westfälischen Kohlenzeche, die ihren Abfall mittelst kunstreicher Maschinen zu Ziegeln verarbeitete und verwertete, hörte, wieviel tausendmal an einem Tage ein Mensch eine Bewegung, und nur die eine Bewegung zu machen hatte, nämlich den fertigen Ziegel herauszunehmen und auf die Erde zu setzen. Daran wurde ich bei dem Bilde von Henry Luyten „Ziegelträgerinnen bei Nymwegen" erinnert. Der grelle Sonnenton, die schreiend blauen Kleider, die gleichmäßig gebückte Haltung, die dadurch hervorgebrachten unschönen Parallellinien, die ganze beleidigende Geschmacklosigkeit entsprechen einer Absicht, die ihre Wirkung nicht ganz verfehlte; freilich lag sie auf anderm Gebiete, als dem ästhetischen. Noch weniger Anspruch darauf machen die beiden einander in Richtung und Ausführung ähnlichen Bilder eines Belgiers und eines Italieners: Léon Frédérics „Die Altersstufen des Landmanns" und Oreste da Molins (Venedig) „Die Schlechtgenährten." Jenen ist man versucht zu fragen, wo in aller Welt sich diese Sammlung scheußlich häßlicher Bauern findet. Man hat unwillkürlich die Empfindung, daß wir in Deutschland einen erheblichen Kulturfortschritt über Belgien hinaus gemacht haben müssen, denn solchen schmutzigen, fast idiotischen Stumpfsinn wird man bei uns nicht leicht im Bauernvolk auftreiben können. Und das soll typisch sein? Oder will der Maler

uns den geistigen Tod der Armen vom Lande schildern! Wenn die Leute nur nicht so wohlgenährt wären! Da ist der italienische Sozialist doch anders. Die „Schlechtgenährten“ ist nur eine stark auftragende sozialistische Predigt, die auf das Prädikat des Schönen mit Verachtung verzichtet — eine ganze Reihe aneinandergereihter Köpfe mit physisch und seelisch verkommnen Zügen. Der immerhin mögliche moralische Eindruck wird paralysirt durch das Erstaunen und den unwillkürlichen Aerger über solche künstlerische Tollheiten. Durch Bilder kann man erzieherisch doch nur dann wirken, wenn man wirklich Bilder malt und nicht Gruppenphotographien eines Stümpers nachahmt.

Wie hocherfreulich dagegen die Bilder zweier deutscher Meister, beide dreigeteilt in der Weise eines Flügelaltars, aber von ganz verschiednem Charakter und Stoff. Das eine ist Ludwig Dettmanns (Charlottenburg) „Arbeit.“ Das Mittelstück stellt in Freilichtmalerei, die das helle, grelle Sonnenlicht ganz scharf zur Wirkung bringt, die Arbeit dreier kräftiger Männer beim Beschlagen eines Wagenrades dar: die sehnigen Arme schwingen den Hammer und ringen das Eisen ums Holz, Mittagsglut liegt über dem Bilde; links und rechts werden wir ins trauliche Halbdunkel des Hauses geführt, dort ist die Familie um den Tisch versammelt zum Mahle, darunter „Unser täglich Brot gieb uns heute“ — hier giebt der Großvater im Lehnstuhl dem Enkel, der zuerst in die Lehre zieht, in Anwesenheit des Vaters, einer stämmigen Arbeitergestalt, seine alte Weisheit mit auf den Weg, deren Summa offenbar ist, was aus noch älterer Weisheit genommen daruntersteht: „Und wenn das Leben köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.“ Das andre Bild ist Hubert Herkomers „Die Erbauer meines Hauses“ (the makers of my house). Der Meister lebt bei London, ist aber ein guter Bayer aus der Nähe von Landsberg am Lech. Da sieht man auf den drei Feldern des Bildes drei wirklich prächtige Männergestalten in Kniestück, alle drei im Arbeitskostüm und bei der Arbeit: es sind des Malers Vater und dessen zwei Brüder, die Gründer des Herkomerschen Wohlstandes, in der Mitte der, der den größten Anteil daran hat, der älteste Bruder unter den dreien, der Weber an seinem Webstuhl, rechts der Vater, Zimmermann, und links der Oheim, Schlosser. Treuherzigkeit und Mannestüchtigkeit leuchten aus den sprechend lebensvollen Gesichtern, man muß die Leute verehren. Und das wußte der Erbe wohl und hat sich drum nicht gescheut, der Welt das Schurzfell zu zeigen, auf das ihn sein Vater nach gethaner Arbeit gehoben haben mag. Das ist, dünkt mich, eine rechte evangelisch-soziale Predigt, die der Bayer im Lande Kingsleys uns zur Beherzigung in Farben umgesetzt hat.

Vom nächsten Jahre an wird die Sezession in die Räume der allgemeinen Kunstausstellung ihren Einzug halten. Das darf unter anderm zu der Hoffnung berechtigen, daß die Kluft zwischen Altem und Neuem, neuen Ideen und guter Tradition geringer wird und sich ein gewisses Maß gemeinsamer Ueberzeugung herausbildet, das uns hoffentlich einen neuen Aufschwung deutscher Kunstübung bringt. Mich dünkt, es ist Zeit. Glück auf!

H v Schubert

Verschiedenes

(Der Versuch einer Zwangspensionirung) des Pastors Primarius Ziegler in Liegnitz ist vom schlesischen Konsistorium aufgegeben worden. Wieviel Verdruß hätte das Konsistorium sich, wieviel Aergernis der Gemeinde ersparen können, wenn es in dieser Sache von Anfang mit Zartheit und Billigkeit gehandelt hätte! R

(Unser Artikel über Thumajan) in Nr. 46 hat ebenso wie Pastor Hoffmanns Verwahrung in Nr. 253 des Reichsboten in der Post vom 25. v. M., wie wir aus dem Reichsboten ersehen, durch Herrn von Gr. (Grumbkow-Pascha) eine den Verfasser wenig ehrende Erwiederung gefunden. Sobald wir sie im Wortlaut kennen, werden wir, wenn nötig, darauf zurückkommen. Einstweilen genügt, was Pastor Hoffmann in Nr. 286 des Reichsboten gesagt hat. R

(Der Prozeß Leckert-v. Lützow) wird, da wir diese Nummer schließen, im ganzen Vaterlande mit atemloser Spannung verfolgt. Gott gebe, daß diese Enthüllung die Luft in den obersten Kreisen wirklich und gründlich reinigt, damit wir nicht nur um einen großen Skandal reicher sind. Der moralische Eindruck auf unser Volk muß fürs erste ein niederdrückender sein; wenn aber Kaiser und Regierung fest zugreifen und aus dieser Erfahrung die rechten Schlüsse ziehen, kann noch ein großer Segen daraus erwachsen. R

Bücher für den Weihnachtstisch

(Die Grundlagen des Glaubens) Einleitende Bemerkungen zum Studium der Theologie von Arthur James Balfour. Genehmigte Uebersetzung und Geleitwort von Robert König. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing, 1896. 359 S. 5 Mk.

Die Christliche Welt hat bereits im Jahrgang 1895 eine umfangreiche Besprechung des englischen Originals geliefert, die seinen reichhaltigen Gedankeninhalt in großen Zügen wiedergiebt. Wir dürfen auch alle die besondern Umstände, die das Buch des Ministers in England zum Book of the year gemacht haben, als bekannt voraussetzen. Der Zweck dieser Zeilen ist nur, die nunmehr erfolgte Uebersetzung ins Deutsche unsern Lesern anzuzeigen, wobei wir eine nochmalige Empfehlung nicht unterlassen können.

Die Situation, in der sich die Religion und ihre Anhänger im Geistesleben der heutigen Kulturvölker befinden — bei allen Völkern protestantischen Glaubens ungefähr dieselbe —, ist von Balfour so erfaßt, wie sie thatsächlich liegt, und meisterhaft geschildert. Der moderne Mensch befindet sich in einem innern Zwiespalt zwischen seiner intellektuellen materialistischen Weltanschauung und seinem praktischen Idealismus, den er aller Theorie zum Trotz in der Wirklichkeit des Lebens, z. B. in der Sittlichkeit, in der Kunst, in der Wertschätzung der Vernunft bethätigt. Balfour fordert vor allem Konsequenz und stellt uns vor ein großes Entweder-Oder. Entweder soll man die unabweisbaren Folgerungen des Materialismus ziehen und die Hochschätzung der idealen Güter des Lebens, die vor dem unbarmherzig grellen Lichte dieses neuen Glaubens dahinschwindet, fahren lassen und offen zugestehen, daß es z. B. einen Unterschied zwischen der Schönheit einer Sauce und der Schönheit einer Symphonie nicht gebe. Oder aber man sei nach der andern Richtung hin konsequent und behalte nicht nur die Moral, sondern auch ihre Quelle, die Religion. Ein sehr beherzenswerter Rat für die Vertreter der ethischen Kultur oder die Verfechter des sozialdemokratischen Schlagwortes: „Religion ist Privatsache.“ Besonders gelungen ist der erste Teil des Buches, das den Widerspruch der materialistischen Weltanschauung mit alle dem, was dem Leben Würde und der Mühe Wert verleiht, schlagend nachweist. Am Ende ist ein „Katechismus der Zukunft“ entworfen, der unmittelbar neben den bisherigen gestellt seine Unhaltbarkeit in sich selbst trägt. Der zweite Teil des Buches beschäftigt sich mit der Widerlegung des Materialismus. Das hier Gesagte findet wohl weniger ungeteilte Zustimmung, aber das jedenfalls wird in allen Rezensionen, die ich gelesen habe, zugestanden, daß mindestens das Problem an dem entscheidenden Punkte angefaßt ist, an dem Punkte, wo die Schlacht gegen den Materialismus entweder gewonnen oder verloren werden wird. Der dritte Teil behandelt den Schritt zum Theismus und weiterhin zum christlichen Theismus.

Das Ganze ist in leichter und gefälliger Form geschrieben, ohne das schwere Rüstzeug deutscher Gelehrsamkeit. Auch Laien können ohne sonderliche Vorkenntnisse dem Gedankengange folgen, ja für sie ist das Buch berechnet. Die Uebersetzung ist fließend und gewandt, die Ausstattung vornehm und gefällig. Allen denen, die durch die Naturwissenschaft unsrer Tage oder vielmehr durch die verkehrten philosophischen Anschauungen, die man aus ihr folgert, an ihrem Glauben irre oder zweifelnd geworden sind, kann dies Buch ein Wegweiser und ein Leitstern zu bessern Ueberzeugungen werden und so das sein, was es in der Ueberschrift verspricht, eine Einleitung in die Theologie, oder, wie wir nach deutschem Sprachgebrauch sagen würden, eine Hinleitung zum Glauben. Man scheue sich also nicht, das Buch auch Nichttheologen zu schenken — sein Inhalt ist weit weniger theologisch, als es dieser für deutsche Begriffe übel gewählte Nebentitel vermuten läßt. El

(Zu Christus hin) Unter diesem Titel hat der Herausgeber dieses Blattes eine Auswahl der von ihm in zehn Jahrgängen der Christlichen Welt veröffentlichten biblischen Betrachtungen zu einem Buche vereinigt. Es ist ein Bändchen von 197 Seiten geworden, die Zahl der Stücke beträgt 57. Eins mußte zeitgemäß umgearbeitet werden, sonst wurden nur leise Besserungen vorgenommen, insbesondre alles, was an die Zeitung und den Dienst des vorübergehenden Tages erinnert, gestrichen. Möge die Sammlung hie und da jemandem den Dienst leisten, den sie nach ihrem Titel leisten will! (J. C. B. Mohrsche Verlagshandlung in Freiburg. Kartonirt 2 Mk.)

(Martin Luther) dem deutschen Volke geschildert in 48 bildlichen Darstellungen von Gustav König und in geschichtlicher Ausführung von Julius Köstlin. Berlin, Reuther und Reichard, 1896. 108 S. 12,50 Mk.

Das Buch enthält die bekannten Lutherbilder Gustav Königs, die dem deutschen Volke längst lieb und wert geworden sind. Sie erschienen zuerst 1847 mit erläuternden Anmerkungen von H. Gelzer und fortan in immer neuen Auflagen. Die jetzt vorliegende Ausgabe liefert das fünfunddreißigste Tausend der Königschen Bilder und dazu eine zusammenhängende geschichtliche Darstellung von Julius Köstlin. Der Künstler wie der Historiker sind hier Fachmänner ersten Ranges. Haben sie sich doch beide, jeder in seiner Weise, die Erforschung und Darstellung der Reformation und vor allem ihres größten Helden zur Lebensaufgabe gemacht. Eine Empfehlung unserseits bedarf das Buch nicht, nur als geeignetes Weihnachtsgeschenk bringen wir es unsern Lesern in Erinnerung. El

(Die Söhne des Herrn Budiwoj) Eine Dichtung von August Sperl. Zwei Bände. München, C. H. Beck. Geh. 10, eleg. geb. 12 Mk.

Endlich einmal wieder ein geschichtlicher Roman, der den beiden an diese Dichtungsform zu stellenden Bedingungen entspricht — er ist wirkliche Dichtung, nicht eine mit mehr oder weniger geschickter Mache gedrechselte Erzählung; und er erweckt in uns die Ueberzeugung: So

können, so etwa müssen die Männer und Frauen des deutschen Mittelalters empfunden, geredet und gehandelt haben. Wir heben diese Vorzüge deshalb hervor, weil — seit das nie veraltende Meisterwerk der Gattung, Scheffels Ekkehard, durch seinen beispiellosen Erfolg den geschichtlichen Roman in Deutschland in die Mode gebracht und zahlreiche Nachfolger gefunden hat — so wenige Werke unter den vielen das hier ausgesprochene Lob verdienen. Wie oft werden Figuren ganz modernen Zuschnitts in die archäologisch sorgsam ausgetifteltен Gewänder und sonstigen Umgebungen irgend eines entlegnen Volks oder Zeitalters eingehüllt und handeln nun hier wie gebildete und mehr oder weniger respektable Deutsche des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts. Der deswegen angegriffne Dichter aber rechtfertigt sich, wie es kürzlich geschah, mit der bequemen Wendung: der Mensch sei im Grunde in allen Zeiten und Ländern derselbe! Worauf etwa zu antworten wäre, dann solle man uns lieber den unwandelbaren, ewiggleichen Berliner oder Münchner Zeitgenossen im heutigen Berlin oder München, im Tuchrock und Filzhut, vorführen, anstatt in Helm und Harnisch oder in Toga und Tunika, die ihm doch nur mäßig anstehen. Einen künstlerischen Wert und einen Reiz für den unbefangnen Leser erhält die Versetzung der Erzählung in alte Zeiten doch nicht dadurch, daß der Dichter geschichtliche und archäologische Gelehrsamkeit vor uns auskramt, sondern nur dadurch, daß wir von der Denk- und Empfindungsweise der Menschen jener Tage einen Hauch zu spüren meinen, wie das ja Scheffel in so unvergleichlicher Weise erreicht hat.

August Sperl hat schon durch eine frühere Dichtung, die von der urteilsfähigen Kritik überall gut aufgenommene „Fahrt nach der alten Urkunde," seine Befähigung für den geschichtlichen Roman bekundet und sie auch in seinem neuen Werk glänzend bewährt. Dieses erzählt die Schicksale und Kämpfe eines deutschen Rittergeschlechts in Böhmen zur Zeit König Ottokars und Rudolfs von Habsburg und weiß unsre Gedanken und Empfindungen in jene denkwürdigen Tage zu versetzen. Sperls dichterische Kraft zeigt sich in gleichem Maße im Aufbau der Fabel, in der scharfen Zeichnung der Charaktere und in der farbenprächtigen Schilderung einzelner abgeschlossener Bilder aus der Natur und dem vielgestaltigen Menschenleben. Meisterhaft ist beispielsweise die Schilderung der Schlacht auf dem Marchfelde; ebenso ergreifend aber der Bericht von einem andern Kampf, den ein einzelner schwacher Greis gegen einen großen und glänzenden Kreis mutvoll besteht: der Verhör des „Lyoners" (= Waldensers) vor dem Prager Ketzergericht. — Die Ermüdung des Lesers durch den Umfang der Erzählung wird dadurch wirksam verhindert, daß jedes Kapitel als ein abgeschlossenes Ganzes von dem vorhergehenden und nachfolgenden sich abhebt. Die zahlreichen kleinen Lieder, die leicht und zwanglos einzuflechten waren in eine Erzählung, die unter den sangesfrohen ritterlichen Zeitgenossen der großen Minnesänger sich abspielt, zeigen uns Sperl auch als begnadeten und vielseitigen lyrischen Dichter. Seine sittlich lautere Gesinnung, die niemals moralisirt aber auch niemals sich verleugnet, erhöht für uns den Wert der Dichtung, die auch als Familienlektüre warm empfohlen werden kann. F v O

(Edna Lyall) Ein wackerer Normanne. Deutsch von E. von Feilitzsch. Leipzig, Georg Wigand. 344 S. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Den Freunden von Donovan und Raeburns Tochter wird diese neue Gabe der beliebten Schriftstellerin sehr willkommen sein. Das Problem ist ein Gegenstück zu dem in Donovan: ein junger Norweger, in glücklichen Verhältnissen aufgewachsen, wird durch viel Leid und Kummer zu Christus geführt. Ist dieser Grundgedanke auch nicht ganz so überzeugend durchgeführt wie in Donovan, so ist das Buch doch so voll von Poesie, sind darin so lebensvolle, feingezeichnete Gestalten, ist das Ganze so warmherzig und ideal, daß wir es nur herzlich empfehlen können. Es gehört jedenfalls zur besten Erzählungslitteratur. D R

(Volks- und Jugendschriften) Der Raum ist knapp, darum kann folgenden Büchern nur eine kurze Empfehlung zu Teil werden. — Der Bürgermeister und sein Sohn von Philipp Spieß. Heilbronn, Salzer. 270 S. 2,40 geb. 3 Mk. Das Buch erinnert in manchen Zügen an Hauffs Lichtenstein. — Dem zur Seite stellt sich Des Türmers Töchterlein von Rothenburg. 2. Auflage. München, C. H. Beck. 137 S. 1,60 Mk. Friedrich Lampert läßt uns in dieser lebendigen Erzählung ebenso wie das erst genannte Buch einen Blick thun in die Unruhen des siebzehnten Jahrhunderts. — Auf die Kämpfe und Erlebnisse des Seelenlebens lernen wir achten beim Lesen der Fügungen und Führungen, die von C. v. Levetzow ernst und doch anmutig erzählt und, von Laura Fehr trefflich übersetzt, bei Jaeger u. Kober in Basel erschienen sind. 272 S. 1,60, geb. 2,40 Mk. — In Ikarus, einer Reisenovelle (Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 322 S. 4, geb. 5 Mk. Fünfter Band von Zwißlers Hausbibliothek), schildert uns G. Mellin in wohlthuend frischer Weise die Eindrücke und Erlebnisse einer Reise nach Italien. Ein Ikarusflug, der erst dem sonnigen Süden entgegen, aber dann wohl rascher als man möchte wieder nordwärts führt.

Sämtliche Bücher sind für Volks- und Hausbibliotheken warm empfohlen. E R

Quittung

Für Armenien (die mit * versehenen Gaben insbesondre für die armenischen Waisen): 100 Mk. aus der Gemeinde Herxfeld; 56,30 aus der Gemeinde Belgard-Labehn; 55 aus der Gemeinde Göppingen, 3. Sendung; je 50 aus der Gemeinde Einbeck; von den Einnahmen bei einem Lutherspiel in Boennigheim*; 43,56 gesammelt beim Gustav-Adolf-Verein Hildesheim in Nordstemmen; 40 aus der Gemeinde Neuenhaus, 2. Sendung; 36 aus der Gemeinde Eichberg in Posen; 33,55 aus der Gemeinde Hamm-Bochum; 20 von N N, Jugenheim; je 15 aus der Gemeinde Walldorf; von M L, Göttingen; aus Remscheid*; 12 aus der Stephaniengemeinde in Goslar*; 11,20 aus der Gemeinde Oechlitz bei Mücheln; 10,80 von N N, durch das Bankhaus Bethmann in Frankfurt a. M.; 10,15 von der Braunschweiger Kandidatenkonferenz; je 10 aus der Gemeinde Pommerensdorf*; v Sch, Königsberg; H Sch, Göttingen; Pf M und Schw, Limburg; 8 von L, Neusalz a. O.; 6 von Th, Steuden; je 5 von J H, Ludwigsburg; M, Adorf i. W.*; aus der Gemeinde Ried bei Höchst; N N, Frankfurt a. M.; K in S; N N, Heilbronn; H, Pommerensdorf; 3,80 aus der Gemeinde Roldisleben i. Th.; je 3 von W, Ober-Eichstädt; P L, Lübeck; C, Ribnitz; Pfarrei Engelrod*; N N, Bergen a. R.*; je 2 von H Sch, Liegnitz; H K, Limburg.

Für das Freiburger Diakonissenhaus: 10 Mk. von den Einnahmen bei einem Lutherspiel in Boennigheim.

Für die deutsche evangelische Kirche in Rom: 7,50 Mk. ebendaher.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 50 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt
in Frankfurt am Main und Umgegend
treffen sich bis auf weiteres **an jedem ersten Montag im Monat nachmittags 4—6 Uhr** in Frankfurt a. M., **Rosenau**, Reuterweg 8. Frauen sind willkommen. — Nächste Zusammenkunft: 4. Januar.

Meine Verlobung mit Fräulein **Ketty Meidell**, Tochter des verstorbenen Herrn Franz Meidell in Punta Arenas und seiner gleichfalls verstorbenen Gattin Wilhelmine geb. Jünger, beehre ich mich anzuzeigen.

Valdivia, Oktober 1896

Friedrich Geest,
Pfarrer

Ältere Fräul., in Pfarrhaushaltung erfahren, sucht solche Stellung sogleich oder später.
Off. unter R F 56 Expedition dieses Blattes.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162.**

Th. Schäfer:
Die innere Mission in der Schule
Ein Handbuch für den Lehrer
3. Auflage
2,40 M., geb. 3 M.

D. G. Warneck:
Die Mission in der Schule
Ein Handbuch für den Lehrer
7. Auflage
2 M., geb. 2,50 M.
Mit der Missionskarte von K. Heilmann
2,70 M., geb. 3,20 M.
C. Bertelsmann in Gütersloh

Neue gediegene Romane

Waldtraut. 5. Aufl. Von M. Rüdiger. Elg. gebd. 3,60 Mk.
„Irmela" oder der „Chronika eines fahrenden Schülers" in jeder Hinsicht ebenbürtig. Nur günstige Urteile!

Neuheit! Der Zauber des Südens
Historischer Roman aus der Zeit Otto's des Großen Von A. Kleedehn. Elg. gebd. 3,60 Mk.
Großartige Charakterzeichnung! Schöne Sprache! Von dramatischer Wirkung!

Neuheit! Corisande von Mauléon
Kulturhistorischer Roman aus der Geschichte Béarns im 15. Jahrhundert von Graf Salvandy.
Nach dem Französischen in freier deutscher Bearbeitung von G. Weber, Wiesbaden. Umf. 267 Seiten. Elg. gebd. 3 Mk.

Die Ritter von der Hopfenburg
Historischer Roman v. M. Rüdiger. Umf. 20 Bg. **2. Aufl.** Elg. gebd. 4,60 Mk. (Auf gleicher Höhe wie **„Waldtraut"**)

Durch alle Buchhandlungen oder direkt portofrei von der
Verlagsbuchhandlung, Vereinshaus. Cöthen i. A.
(A. Haarth, Buchhändler)

Heimstätte

Eisenach in Thür., Frauenberg 39, I. Töchter guten Hauses finden jederzeit freundlichste Aufnahme zur Fortbildung in Wissenschaften nnd Haushalt. Vorzügliche Empfehlungen. Näheres durch Frl. **Mosche,** Vorsteherin, staatl. wissenschaftl. gepr. Lehrerin.

In meinem Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Krüger, G., D., Professor der Theologie zu Gießen, **Das Dogma vom Neuen Testament.** 40 S. Lex.-8. Preis Mk. 1,20.

Professor **Holtzmann** in Straßburg schreibt über die vom Verfasser angestrebte Aenderung im Betrieb der neutestamentlichen Wissenschaft in der Deutschen Litteraturzeitung 1896, Nr. 41:

— „es sei hier unumwunden ausgesprochen, daß das Ziel und die Aufgabe der theologischen Forschung nur in der ihr hier angewiesenen Richtung liegen kann."

Gießen **Curt von Münchow's** Hof- und Universitätsbuchdruckerei

---

Verlag von Friedrich Jansa in Leipzig

Werke von **C. E. van Koetsveld**

in guter, deutscher Uebersetzung

Skizzen aus dem Pfarrhause in Mastland

Ernstes und Heiteres aus dem Leben eines niederländischen Dorfpfarrers

25 Bogen 8°. Hochelegant geb. 4 Mk.

Inhalt: 1. Der Schreiber auf seiner Studierstube. 2. Der Eintritt ins Pfarramt 3. Antrittsbesuche. 4. Der Rentner des Dorfes. 5. Meine ersten Predigten. 6. Der Hahn. 7. Der Winter auf dem Lande. 8. Die Kreisbrüder. 9. Der Hausbesuch. 10. Mein Schneider und mein Schmied (Pharisäer und Zöllner im Bauernkittel). 11. Die Aufnahme neuer Mitglieder in die Kirchgemeinde. 12. Armensachen. 13. Das Sterbebett. 14. Die Katechisation. 15. Armut. 16. 17. Das Begräbnis. 18. Der Besuch. 19. Unerwarteter Schluß. 20. Nachschrift.

Kinderpredigten

Band I: **Zehn Kinderpredigten über alttestamentliche Texte**
Band II: **Zehn Kinderpredigten über neutestamentliche Texte**
Geh. à 1,50, geb. 2 Mk.

„Diese einfache, schlichte Sprache in kurzen Sätzen, in anschaulicher, fast plastischer Redeweise, diese reiche Phantasie, diese Innigkeit, das alles ist ganz unvergleichlich." (Correspondenzblatt f. Bayern.) „Ganz ausgezeichnet, einzig in ihrer Art, von herzbezwingender Wärme und Innigkeit." (Pfarrhaus.)

Der Krankenfreund

Frei bearbeitet von
Pfarrer Ernst Müller
2. Auflage. 18 Bogen. Geh. 3, geb. 4 Mk.

„Ein Buch für den praktischen Geistlichen, wie nicht leicht ein zweites. Namentlich für jüngere Geistliche wüßten wir kein instruktiveres und zugleich handlicheres, von Fall zu Fall führendes und bildendes Buch. Hier ist alles nüchtern und klar und doch dabei innig und tief. Auch dies van Koetsveldsche Buch ist in seiner Art ein standard work wie die früher besprochnen Gleichnisse." (Neues Sächsisches Kirchenblatt.)

Die Gleichnisse des Evangeliums

als Hausbuch für die christliche Familie bearbeitet

2. bis 5. Tausend
21 Bogen. Geh. 3, geb. 4 Mk.

Eine wahre Bereicherung der biblischen Erbauungslitteratur. (Theol. Jahresbericht.) Eine Gabe von einzigartigem Reiz. (Evang. Gemeindeblatt.) Eine kostbare Gabe für das christliche Haus. (Allgem. Litteratur-Anzeiger.) Ein wahres Kleinod für jede christliche Familie. (Kreuzzeitung.) Unsre Pfarrer und Laien werden gewiß das gedankenreiche Buch zu den Edelsteinen in unsrer religiösen Litteratur rechnen. (Theol. Litteraturzeitung.)

Weihnachtsbitte für die deutschen Seeleute in Großbritannien

Auch in diesem Jahre gedenken wir unsern Seeleuten, die dann hier in den verschiednen Hafenplätzen am Lande sein werden, eine Weihnachtsfeier zu veranstalten, damit sie auch in der Fremde etwas von der großen Christfreude vernehmen. Ein solche Feier gehört notwendig in den Rahmen unsrer Seemannsmission und findet bei den Seeleuten nun schon seit Jahren dankbarste Teilnahme. Darum erlauben wir uns, auch die Leser dieser Zeitung freundlich zu bitten: Gedenket eurer seefahrenden Brüder und helft uns, daß wir ihnen eine Weihnachtsfreude bereiten können.

Willkommen sind uns Gaben an Geld (auch in Briefmarken), sowie geeignete Bücher, Hals- und Taschentücher, Pulswärmer, Strümpfe u. dgl. Zu senden bitten wir möglichst bald entweder an: German Sailors Mission, 137 High Street East, Sunderland (England) — oder zur Weiterbeförderung an Pastor Jungclaussen, Hamburg, Neuer Pferdemarkt 27 II, mit der Bezeichnung: „Für Pastor Harms, Sunderland."

Das Generalkomitee für deutsche evangelische Seemannsmission in Großbritannien

Verlag v. Karl Henckell & Co.
Zürich und Leipzig

herausgegeben von
Carl Henckell

Meisterwerke der Lyrik aller Völker!

Auf feinem Halbkarton in verschiednem Farbendruck mit den Porträts der Dichter und zahlreichen Vignetten. Erscheinen fortlaufend vierzehntägig. Preis des kompletten **I. Jahrgangs,** der sich vorzüglich als **Weihnachtsgeschenk** eignet, 4 Mk. Das Abonnement auf den neuen Jahrgang kostet 2,25 Mk. Die einzelne Nummer 10 Pfg. und die elegante Sammelmappe 1 Mk.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Tuch u. Buckskin

Ueberzieher-,
Cheviot- und **Kammgarnstoffe** in den neuesten soliden Dessins, **schwarze Satins** und **Croisés,** hochfeine Qualitäten, sowie **Altar-** und **Kanzeltuch,** reinwollen Fabrikat und gute Farben, versendet stück- und meterweise zu sehr billigen Preisen. Reichhaltige Musterauswahl frei.

Theodor Herrmann
in **Sagan Nr. 34** (Schlesien).

Schönstes Festgeschenk!

Thorwaldsen:
Segnender Christus.

Größe	100	75	56	48	36 cm
Preis	36	20	10	7,50	3 Mk.

Hugo Rothers Buchhdl.
(Martin Warneck)
Berlin W 9 Linkstraße 4

Verlag von Eugen Salzer, Heilbronn

Gediegene Festgeschenke

Neu! A. Bonus, Deutscher Glaube. Träumereien aus der Einsamkeit. 2,80 Mk., geb. 3,60 Mk.
Inhalt dieses neuen Buches von A. Bonus habe ich bereits den Lesern der Christlichen Welt durch Beilage eines Prospektes angezeigt.

A. Bonus, Zwischen den Zeilen. Dies und das für besinnliche Leute. 2 Mk., geb. 3 Mk.
„Für ernste, suchende, denkende Seelen wissen wir nicht viele Bücher zu nennen, die ihm an die Seite zu stellen sind." (Evang. Gemeindeblatt für Braunschweig)

L. Monod, Im ewigen Licht. Betrachtungen. 2 Mk., geb. 3 Mk.
„Das kleine Werk wird viele Freude und ernstes Nachdenken erwecken. (Halte was du hast)

Neu! E. Rolffs, Geschenktes und Erkämpftes. Stimmungsbilder und Ewigkeitsgedanken. 2 Mk., geb. 3 Mk.
Ein Erbauungsbuch für die Gebildeten unsers Volks, das sich denen von Bonus und Monod würdig anschließt.

Neu! J. Völter, Aus England. Bilder und Skizzen aus dem geistigen, kulturellen und sozialen Leben. 1,60 Mk., geb. 2,20 Mk.
„Das gefällig ausgestattete und in gewählter reflexionsreicher Sprache geschriebene Buch sei als Vademecum allen denen warm empfohlen, welche soziales Interesse, kirchlichen Sinn, ein natur- und kunstfreudiges Herz und einen weltoffnen Blick haben. (Theol. Litt.-Ber.)

Neu! Ph. Spieß, Der Bürgermeister und sein Sohn. 2,40 Mk., geb. 3 Mk.
Der Steinmetz von St. Kilian. 1,80, geb. 2,40 Mk.
Zwei prächtige Erzählungen für jedes evang. Haus und jede Volksbibliothek; die neue eignet sich auch vorzüglich für die Jugend.

Neu! A. Vinet, Gedanken und Betrachtungen aus seinen Schriften. 2,20 Mk., geb. 3 Mk.
Goldkörner aus dem reichen Geisteschatze des großen Schweizer Theologen und tiefen christlichen Denkers. Für alle, denen daran liegt, daß das Panier des Evangeliums hochgehalten werde, eine Fundgrube christlicher Lebensweisheit.

Neu! P. Wurster, Christliche Glaubens- und Sittenlehre. Dr. phil., Leitfaden f. d. Religionsunterricht. Kart 70 Pf.
Ein Büchlein aus der Praxis hervorgegangen, das allen Religionslehrern und Geistlichen warm empfohlen sei.

E. Koschwitz, Französische Volksstimmungen während des Krieges 1870/71. Dr. phil., 1,50 Mk., geb. 2 Mk.
Dies Buch bildet gewissermaßen eine Ergänzung zu jeder Geschichte des Krieges 1870/71. Es gewährt einen tiefen Einblick in den Nationalcharakter der Franzosen.

Neu! Von Stöcker zu Naumann. Ein Wort zur Germanisierung des Christentums. 90 Pf.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig, Königsstraße 20 — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine Beilage von Paul Baumann, Verlagsbuchhandlung in Dessau

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 51 — Leipzig, den 17. Dezember — 1896

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Adventsgaben: 3. Hoffnung — Leo XIII. als Papst: 3 — Die Gefahren der Synodalverfassung: Zu den altpreußischen Provinzialsynoden: 1 — „Ein neuer Weg, Armenien zu helfen" — Die Antifreimaurer und die Kirche: 1 — Jugendfrisches aus dem Elsaß — Bücher für den Weihnachtstisch: Liebe und Wahrheit; Aus festlichen Stunden; Emerson; Lebensweisheit; Friedrich Wilhelm Dörpfeld; Unsre Tante Rappard; Diener und Streiter Jesu Christi; Deutsch-evangelische Charakterbilder; Schillers Frauengestalten; Die Söhne des Herrn Budiwoj; Novellen von Adolf Schmitthenner; Ein Narr; The Autobiography of a Truth; The Bondman by Hall Caine; Jota; Oskar Aargaard; Ein Epilog zu der Kriegslitteratur; Die Fröschweiler Chronik illustrirt; Marinebilder; Karl Stöber; Das Rechte thu in allen Dingen; Was wir lieben und pflegen sollen; Allerleirauh — Quittung — Zum Jahreswechsel — Anzeigen

Adventsgaben

3. Hoffnung

Gott aber der Hoffnung erfülle euch mit aller Freude und Frieden im Glauben, daß ihr völlige Hoffnung habt durch die Kraft des heiligen Geistes. Röm. 15, 13.

Ovid, der bekannte römische Dichter, schildert in den Metamorphosen den Stufengang der vier Weltalter, in deren absteigender Linie die Geschichte der menschlichen Geschlechter verlaufen sei, vom goldnen Zeitalter der Unschuld und des Friedens bis zum silbernen, ehernen und eisernen, wo das Laster und der Haß regieren. Das eiserne Zeitalter stellt die Gegenwart vor, in der der Dichter lebt. Was darauf folgt, was die Zukunft bringen wird, und ob sie etwas Neues, Besseres bringen wird, das erfahren wir nicht. Schwerlich hat sich der Dichter die Frage gestellt, geschweige eine Antwort darauf geben können. Wie trifft hier das tiefsinnige Wort des Apostels zu von den Menschen vor Christus und ohne Christus, „die keine Hoffnung haben."

Anders stehen die Germanen zur Hoffnung. Sie haben Baldur, den Guten, und Loki, den Bösen, sie sehen aus dem Widerstreit des Guten und Bösen einerseits, aus ihrer sträflichen Vermischung andrerseits die Schatten der Götterdämmerung riesengroß emporsteigen und aus der Dämmerung den neuen Tag, einen neuen Himmel und eine neue Erde hervorbrechen.

Viel größer sind die Propheten des Alten Bundes mit ihrem sieghaften Ausblick in die Zukunft, in eine bessere Zeit. Wenn Israel der Welt nichts weiter gegeben hätte, als den Erweis einer unverwüstlichen Hoffnung auf Gottes Leiten durch Nacht zum Licht, es verdiente schon darum den Ehrennamen des auserwählten Volkes. Töne, wie der zweite Jesajas (K. 40—66) sie hat, Lieder wie sein Hoheslied vom leidenden Knechte Gottes überbieten alles Verwandte in der Litteratur der Welt so unbedingt und stehen so hoch auch über dem wilden Aufschrei der Rachepsalmen jüdischer Zeitgenossen, daß kein Zweifel über ihren letzten Ursprung sein kann — sie stammen geradeswegs aus Gottes Herzen.

In Jesus Christus sind alle Gottesverheißungen Ja und Amen geworden, die Hoffnungen der Väter erfüllt. Das werden wir am lieben Weihnachtsfest wieder mit Freuden begehen. Heute erwägen wir den Gedanken, daß die Hoffnung durch Jesum zwar erfüllt, aber nicht ausgelöscht ist. Könnten wir sie im Ernst entbehren, die völlige Hoffnung, wie der Apostel sie nennt, die mit Freude und Frieden im Glauben aufs engste zusammenhängt, sie entbehren angesichts der Thatsache, daß die Gnade Gottes uns doch nur wie im Keim geschenkt ist, aus dem sie sich von Jahrhundert zu Jahrhundert reicher und voller entfalten soll? Wir haben noch unermeßlich viel zu hoffen. Der Acker der Welt trägt Dornen und Disteln, wo die gute Saat des Evangeliums ausgestreut ist. Oft will es scheinen, als seien die bald neunzehnhundert Jahre seit der Geburt des Heilands nur wie ein kurzes Morgenstündlein, der volle Tag sei noch nicht angebrochen, er stehe vor der Thür. Lasset uns hoffen mit glühender Seele.

Denn die Hoffnung hat einen freudigen Geist und ist um ihrer Freudigkeit willen die Krone der Adventsgaben. Es hat Zeiten in der Christenheit gegeben, wo sie vom Leuchter gestoßen wurde, weil ein grämlicher Pessimismus aufkam. Der Christenheit der Gegenwart möchten wir zum Ruhme nachsagen, daß sie trotz der großen Verworrenheit der Interessen und dem Ungeordneten, Chaotischen vieler Zeitideen im Vorwärtsstreben begriffen ist, daß sie auf Besseres hofft und für das Bessere arbeitet. Gott erhalte uns allen solche Hoffnung des Besseren.

Er erwecke und stärke sie auch in jeder einzelnen Seele. Wir gehen dahin in Geduld und Trost — wird es jemals mit uns ganz gut, wirds auch nur besser mit uns werden? Werden wir einmal ganz frei werden von unsrer Sünde und übeln Gewöhnung, werden wir wenigstens fortschreiten in der Heiligung und die Welt der vergänglichen Dinge, die uns bedrückt und einengt, im Glauben überwinden lernen, auf daß uns alles in ihr zum Besten dienen müsse? Wir dürfen es hoffen, wir sollen hoffen. Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden.

Freilich unter der einen Bedingung, daß wir nicht auf uns und auf die Götzen dieser Welt sehen, sondern wie Johannes im Evangelium des vierten Advents auf den, der nach ihm kommt, auf Christum, den einzigen Bürgen unsrer Hoffnung in Zeit und Ewigkeit, aber auch auf Christum, den zureichenden Bürgen einer völligen Hoffnung in dem großen Stil der Sonntagsepistel: Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermals sage ich: Freuet euch.

Scholz

Leo XIII. als Papst

3

Eine andre Eigentümlichkeit der römischen Verhältnisse sind die Notizen aus dem Vatikan, die von den großen Zeitungen hoch bezahlt wurden und häufig von hohen Würdenträgern ausgingen. Der in den achtziger Jahren als Simmaco in der Rassegna vielgelesene Korrespondent soll nicht einer, sondern den verschiedensten geistlichen Persönlichkeiten zur Maske gedient haben. Die Italie rühmt sich stets direkter Verbindung mit dem Vatikan. Fra Pacomio zeichnete sich insofern aus, als er ein namhafter Litterat ist, der mit den Weißen so viele Verbindungen hat, als mit den Schwarzen.

Diese Eingeweihten verrieten meist sofort das Rätselwort, wenn ein Konflikt begann. Und an Konflikten, besonders mit dem höhern Klerus in den Provinzen, an Schwierigkeiten aller Art hat es nicht gefehlt. Vom Staatssekretär Rampolla, in dessen Hand alles liegt, sagte Fra Pacomio einmal, er habe zwei Achsen, um die sich sein Denken drehe: die Anbetung Frankreichs, dem er alles zugestehe; der Haß gegen Italien, dem er alles erschwere. So konnte es kommen, daß um 1894 dreißig Bischöfe ohne das königliche Exequatur waren, und der Streit um die Bischofssitze des Palatino Regio immer erbitterter wurde. Die betreffenden Bischöfe müssen — nachdem der Papst sie erwählt hat — den König bitten, sie für die Stelle zu ernennen. Es ist Regel, das Ernennungsdekret im Staatsanzeiger gleichzeitig mit der Verkündigung der päpstlichen Erwählung erscheinen zu lassen. Jahrelang las man davon, Venedig sei vedova (verwitwet), ohne Oberhirten, weil der Vatikan behauptete, Oesterreich habe auf seine Rechte dort verzichtet, was das Ministerium leugnete. Es kam bis zum gänzlichen Abbruch aller Verhandlungen. Und dennoch hatte der verstorbne Patriarch Erzbischof Agostini unter demselben Papst — freilich zu Kardinal Ninas Zeiten — persönlich an den König geschrieben und sofort das Exequatur erhalten. Aber Rampolla liebt eben den Kampf um des Kampfes willen, und nur dem immer älter werdenden Papste konnte das entgehen.

Unsers Kaisers zweiter Besuch schien einen mildernden Einfluß zu haben, ohne jedoch Rampollas Macht zu schmälern. Es ging doch nicht wohl an, mit Deutschland Höflichkeiten zu tauschen und es mit Italien zum Aeußersten zu treiben. Thatsächlich hat der Papst sich bei seinem Bischofsjubiläum sehr vorsichtig benommen und gar keine politischen Anspielungen gemacht. Es verlief ganz ohne Begeisterung, aber mit Anstand. An Gaben war es mit dem Priesterjubiläum nicht zu vergleichen, und darin sah Leo mit Bestürzung die wachsende Entfremdung der französischen Katholiken.

Ein wesentlicher Grund für die verminderte Einnahme lag aber auch in der Verstimmung der katholischen Kreise über die Verschleuderung von wenigstens zwanzig Millionen Franken seit dem ersten Jubiläum. Die Verteidigungsschrift des Verwalters Monsignore Folchi fand ihren Weg in die Oeffentlichkeit, und darin erzählte er, daß zu jener Zeit eine grenzenlose Unordnung im Vatikan geherrscht habe. Der Papst erkundigte sich einmal ganz plötzlich, wo die Goldspende der südamerikanischen Republiken geblieben sei. Fußfällig beteuerte Folchi, diese nie erhalten noch gesehen zu haben. Zuletzt fand man sie in einem alten Sack auf dem Boden eines Schrankes. Folchi berichtete ferner, daß der Papst selbst darauf bestanden habe, den Jesuiten große Summen zu leihen und ebenso zehn römischen Fürsten in ihrer Finanznot zu helfen.

Nun waren aber trotz alledem die zwanzig Millionen verschwunden, und das Haus Borghese konnte zusammenstürzen, ohne daß Papst oder Kardinäle versuchten, es zu retten, oder nur die kostbare Bibliothek vor Vernichtung zu bewahren. Im Vatikan aber begann man seitdem an den kleinen Unterbeamten mit Groschen zu sparen und eine böse Saat von Groll und Haß zu säen.

Seltsam, daß Geiz und Habsucht so oft der Päpste allbeherrschendes Laster werden. Pionono, auf den Leo XIII. so eifersüchtig ist, daß er seinen hundertjährigen Geburtstag fast spurlos vorübergehen ließ, bildete darin eine Ausnahme. Wohl hatte er seine Nichte glänzend ausgestattet, aber er selbst starb arm und hinterließ seiner Familie sozusagen gar nichts. Was er erübrigt, was die Jubiläen eingebracht hatten, hinterließ er der Kirche als solcher oder zu bestimmten Zwecken. Papst Leo dagegen erklärte laut beim ersten wie zweiten Jubiläum, daß er alles, was gespendet werde, als persönliches Eigentum betrachte. Einem Pariser Blatt zufolge hat Kardinal Manning dann die Verwaltung seines Vermögens übernommen und dasselbe vielfach in Gütern von Hagerstow bei London und Arbeiterquartieren im Osten von London angelegt. Um 1895 hörte man dann, daß der Papst einen Teil seines Vermögens zinslos bei sich behalte und das übrige seitdem Eingegangne für geringen Zins bei Rothschild in Paris angelegt habe.

Seine Freunde behaupteten stets, er lege große Summen zurück, um das Konklave so frei zu stellen, daß es zusammentreten könne, wo es durch die Verhältnisse angezeigt sei. Seine Feinde behaupten, er versorge seine fünf Neffen und Nichten schon jetzt, um die Steuerfrage zu umgehen und in seinem öffentlichen Testament den Vorwurf des Nepotismus von sich abzuwälzen.

In Rom wußte jedes Kind, daß das Bischofsjubiläum nur eingerichtet worden war, um dem spärlichern Peterspfennig aufzuhelfen, zumal Papa Leone an Prunk und Pracht Freude hatte, auch abgesehen von den Spenden. Zuerst war im Plan, daß die Domkapitel ihm einen goldnen Thron schenken sollten, und darüber hatte er sich sehr gefreut. Aber es kam nicht dazu, weil der Lateran — omnium urbe et orbe ecclesiarum mater et caput — die Initiative zu ergreifen hatte und dies verweigerte, und St. Peter, der nullius ist, wie es hier heißt, für sich allein bleiben wollte. Zuletzt waren die Spenden so dürftig, daß man die Kinder heranzog und einen großen Kinderspendenempfang beim Papst in Szene setzte. Endlich retteten die Spanier mit etlichen Millionen die Ehre des Festes, nachdem sie allerdings bei der Einschiffung in Valencia deshalb von ihren Landsleuten fast totgeschlagen worden waren. Dafür erschienen ihre Bischöfe hier in Rom zur Verwunderung der Menschen in zeisiggrünen Hüten und violetten Gewändern stolz als Kirchenfürsten, wie man sie heute nicht mehr sieht.

Die ausländischen Journalisten werden noch immer nicht müde, des Papstes ungeheure Arbeitskraft, seine geregelte Thätigkeit zu preisen. Daß diese vorhanden und in den ersten Jahren in Rom wie vormals in Perugia treulich verwertet worden, ist wohl kein Zweifel. Wenn einmal alle seine Schriften gesammelt sein werden, was man zur Feier der Jubiläen begonnen hat, so wird es eine stattliche Reihe von Bänden sein. Er ist ganz Schriftsteller in dem Sinne, daß er meint gethan zu haben, wenn er geschrieben hat. Nur so ist zu verstehen, wie das viele Schreiben über die Hebung des Priesterstandes mit dessen gänzlicher Vernachlässigung Hand in Hand gehen konnte. Von der ersten Encyklika Inscrutabili bis zur letzten leidenschaftlichen Anklage der bestehenden Zustände finden wir den gleichen Kontrast der dürftigen Mittel, der veraltetsten Vorschläge zur Abhilfe, die sämtlich aus der Waffenkammer des Mittelalters genommen sind. Man nehme nur z. B. die berühmte Encyklika Novarum rerum über die Arbeiterfrage, die merkwürdigerweise auch in Deutschland so sehr überschätzt wurde. Da ist gar kein Zweifel, daß Leos volle Teilnahme den Besitzenden gilt, daß er von der Entwicklung der Arbeiterfrage in den letzten dreißig Jahren gar keinen Begriff hat. Schon gleich das erste Zitat: Selig sind die Armen! zeigt das energische Festhalten an dem unseligen Prinzip der katholischen Kirche, das allerorten, wo sie herrscht, den Pauperismus großgezogen hat. Hier in Rom aber ist ihm besonders unverziehen die Aeußerung, der Arbeiter habe ein Anrecht auf sein tägliches Brot frugale s'intende! Das aus dem Vatikan, über dessen Luxus das römische Volk vollkommen unterrichtet ist! Vermag es doch vollständig zu berechnen, was die berühmten Fischmahlzeiten der Domherren kosten, und ihre reichlichen köstlichen Fastenordnungen mit vermehrten Speisegängen sind weltbekannt. Aber schwerer wiegt in der Encyklika die falsche Anschauung von Arbeit und Kapital, der gänzliche Mangel an Verständnis für den modernen Staat; lauter Dinge, die nur überboten werden durch die jammervolle Unzulänglichkeit der Heilmittel: Klöster, Handwerkergenossenschaften und Vereine, vornehmlich aber „der mystisch selige Genuß des Rosenkranzes," in den man sich gar nicht genug vertiefen, den man gar nicht oft genug beten kann! Die Encyklika über die Entwaffnung aber erscheint wie Ironie, nachdem Papst und Staatssekretär alles gethan hatten, um einen Weltbrand herbeizuführen, aus dem etwa wie der Phönix aus der Asche die ersehnte weltliche Herrschaft neu erstehen könnte.

Die Gefahren der Synodalverfassung

Zu den altpreußischen Provinzialsynoden

Einen ins Einzelne gehenden Bericht über die in den letzten Monaten gehaltenen Provinzialsynoden der preußischen Landeskirche beabsichtige ich den Lesern der Christlichen Welt nicht zu erstatten. Es wäre auch kaum möglich, denn ich wüßte nicht, woher ich sichere Mitteilungen über die Beschlüsse und Beratungen empfangen könnte, soweit ich nicht durch die Freundlichkeit von Teilnehmern der Synoden darüber orientirt bin. Während jede Handelskammer oder Gewerbekommission einen offiziellen Bericht über ihre Verhandlungen herausgiebt, halten es nämlich die Synoden nach wie vor für überflüssig, den Gemeinden und Geistlichen der Landeskirche authentische Kunde von ihren Verhandlungen zu geben, — ein Beweis von merkwürdig bescheidner Selbsteinschätzung. Und zugleich eine gefährliche Sache, denn die Außenwelt empfängt nun von den Vorgängen im Sitzungssaal nur durch etliche politische Blätter oder Kirchenzeitungen Nachricht. Und hierbei wird sowohl in der Auswahl des Stoffes wie in seiner Färbung mit unverfrorner Parteilichkeit gearbeitet. Der persönliche Eindruck der Debatten bei Augenzeugen ist gewöhnlich ein viel günstigerer, als die Darstellung der Presse. Hier wird jedes Kraftwort, jede Schärfe, jeder Witz und Hohn sorgfältig notirt, während der Zusammenhang und die positive Meinung unter den Tisch fallen; die Reden der Parteigenossen werden ausführlich wiedergegeben, aus den Reden der Gegner nur zusammenhanglose Sätze, starke Ausdrücke, für die Parteizwecke verwertbare Dikta herausgerissen: und schließlich muß der naive Leser, der vertrauensvoll seiner Zeitung folgt, den Eindruck haben: Was sind die Gegner doch für Tröpfe und Bösewichter, und welch eine Fülle von Redekunst und guten Gründen ist doch auf der eignen Seite! Ich gründe dies Urteil auf die Berichte der Kreuzzeitung über die Brandenburgische Provinzialsynode, insonderheit über jene Sitzungen, in denen die Professorenfrage auf der Tagesordnung stand. Die Berichterstattung über die Rede Professor Kaftans am 22. Oktober war ein schlagender Beweis, wie recht er hatte, von einem frivolen Preßtreiben zu sprechen. Denn nach dem Bericht mußte es scheinen, als ob Kaftans Rede eine Aneinanderreihung von leidenschaftlichen Scheltworten gewesen sei, ohne Sinn und Zusammenhang, während sie in Wahrheit eine mit berechtigter und begreiflicher Erregung vorgetragne, mit guten Gründen ausgerüstete sachliche Abwehr unerhörter und ehrenkränkender Angriffe war. Summa: die Berichterstattung über die Synoden befindet sich in einem vorsintflutlichen Zustande. Und wenn der Eindruck von den Synoden in weiten Kreisen der ist, als ob sie nichts als die Brutstätten eines intoleranten, fanatischen Obskurantismus seien, so tragen eben die Zeitungen mit ihren gefärbten und gefälschten Berichten daran einen guten Teil der Schuld.

Dies zur Begründung, weshalb ich ein objektives Referat über die Provinzialsynoden überhaupt nicht zu liefern vermöchte. Ich glaube aber, daß die Leser der Christlichen Welt es auch gar nicht einmal verlangen. Denn der größte Teil der Verhandlungen berührt nur provinziell wichtige Angelegenheiten und kann ein allgemeineres Interesse gar nicht beanspruchen. Ich will die gehaltenen Synoden lieber zur Unterlage einer allgemeineren Betrachtung benutzen und die Aufmerksamkeit auf einige je länger je mehr hervortretende Gefahren der Synodalverfassung und ihre Bekämpfung lenken.

1

Was den Freunden einer evangelischen Entwicklung unsrer Kirche an der Synodalverfassung Anlaß zur Klage bietet, ist zunächst dies, daß sie eine Fülle von Agitation entfesselt hat. Die Synoden gehen aus Wahlen hervor. Bei Wahlen giebt die große Masse den Ausschlag. Diese an die Wahlurne zu bringen und zur Abgabe eines gewollten Stimmzettels zu veranlassen, bedarf es der öffentlichen Agitation, der Presse, der Wahlkomitees, der Aufstellung von Wahllisten, kurz des ganzen Apparates, den wir von den politischen Wahlen her kennen. Dabei ist die Gefahr fast unvermeidlich, massive Schlagworte zu gebrauchen, Gegensätze zu karrikiren und an die unedlen Instinkte der Menge zu appelliren. Die Parteibildung, zu der schon die Wahlen Anlaß geboten haben, befestigt sich dann in den Synoden selbst. Die Präsidien werden nach dem Stärkeverhältnis der einzelnen Parteien besetzt, die Parteien halten gesonderte Vorberatungen, schicken bestimmte Sprecher in die Debatte, stimmen geschlossen nach der Parteiparole, und das Zahlen- und Machtverhältnis verdrängt oft jede christliche Rücksicht und Billigkeit. Man denke an die Wahlen zur Generalsynode, wobei in den Synoden fortgesetzt mit dem Boykott der Linken eine Praxis geübt wird, die in jedem Parlament für unanständig gelten würde. Doch man wird sagen: das sind Aeußerlichkeiten. Gewiß! Aber sie schließen schwere innere Gefahren in sich.

Ich erblicke solche Gefahren in dreifacher Richtung. Zunächst bedroht diese Anbequemung an die parlamentarische Form, das Ueberwuchern der Agitation und der Partei aufs stärkste die Interessen der Einzelgemeinde, die doch nach evangelischen Grundsätzen die Urquelle des kirchlichen Lebens ist. Denn in den Wahlen zu den Körperschaften der Einzelgemeinde werden ja eben die Stärkeverhältnisse der synodalen Parteien festgestellt. So kommt es, daß hierbei viel weniger nach persönlicher Würde und Erfahrung, Bethätigung kirchlichen Sinnes und Reife christlicher Glaubenserkenntnis gefragt wird, als nach der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Partei. Der Hinblick auf die Synoden, die aus den Gemeindekörperschaften erwachsen, mischt also einen ganz fremdartigen Gesichtspunkt in die Gemeindewahlen ein. Die sich darin vollziehende Ueberordnung der Kirche über die Gemeinde ist aber eine bedenkliche Annäherung an den Katholizismus.

Und ist das nicht überhaupt der alle Synodalverhandlungen durchziehende rote Faden, diese Ueberschätzung des Kircheninstituts gegenüber der Gemeinde? Man prüfe doch einmal, wieviel synodale Arbeit dem Aufbau der Einzelgemeinde gilt. Die „großen Tage," da die Bänke und Zuhörerlogen sich füllen, sind die, wo theologische oder Verfassungsfragen auf der Tagesordnung stehen. Aber für die Erörterung jener großen Fragen, die der Gemeindegedanke aufgerollt hat, ist keine Zeit da. Ich nenne einige solche Punkte besonders brennender Art, die recht eigentlich in das Ressort der Synodalverhandlungen gehören und dennoch stets vorsichtig umgangen werden. Die Neuordnung des Patronatswesens oder -unwesens, das schon Schleiermacher als einen Fremdkörper im Leibe der Kirche bezeichnet hat, und das in der Gegenwart die beschämendsten und entwürdigendsten Aergernisse hervorruft, ist in der preußischen Landeskirche noch nie ernstlich in Angriff genommen, obgleich schon der Artikel 17 der Verfassungsurkunde es in Aussicht stellte. Gerade hier sieht man, wie dringende Bedürfnisse der Einzelgemeinden in den Synoden aus allgemeinen politischen oder kirchenpolitischen Erwägungen vernachlässigt werden. Denn die Scheu, diesem geradezu erniedrigenden Zustande einmal gründlich ein Ende zu machen, erklärt sich nur daraus, daß die feudalen Grundbesitzer, die in den Synoden überreichlich vorhanden sind, von einer Minderung ihrer Rechte nichts wissen wollen, und daß die orthodoxen Parteien, wie die Evangelische Kirchenzeitung es einmal ausgedrückt hat, darin nicht mit Unrecht die festeste Stütze ihres Uebergewichts erblicken. Weiter: die ungesunden und lähmenden Verhältnisse zwischen Oberpfarrer, Archidiakonus, Diakonus und Subdiakonus, die ein freundliches kollegiales Verhältnis unter den Pfarrern einer Gemeinde ebenso unmöglich machen, wie eine geordnete Seelsorge, läßt man fortbestehen. Nur die pommersche Synode, die sich überhaupt vor andern durch ihre sachlichen Verhandlungen vorteilhaft auszeichnet, hat in diesem Jahre durch eine von Professor Cremer beantragte Resolution an diesen Uebelständen gerüttelt. Dieselbe Synode hat auch in einer andern Frage, die allen kirchlich Denkenden auf dem Gewissen brennen sollte, der Frage der kirchlichen Unterweisung nach der Konfirmation, wenigstens den Versuch einer Besserung unternommen. Der Ausspruch des pommerschen Generalsuperintendenten, er erstrebe als Ziel die Trennung des ersten Abendmahls von der Konfirmation und seine Hinausschiebung auf ein späteres Alter — für den wir ihm herzlich

dankbar sind —, wäre in einer andern Synode wahrscheinlich als neologische Ketzerei bekämpft worden. Weiter: die Ablösung des Grundbesitzes, der manchen Pfarrer im Hauptamte zum Gutsbesitzer und zum Konkurrenten seiner Getreide verkaufenden Gemeindeglieder macht, wird in unsrer gegen Nebenbeschäftigungen des Pfarrers so empfindlichen Zeit dennoch meist betrieben. Weiter: die Vermehrung der Laiendeputirten in Rheinland und Westfalen für die Kreis- und Provinzialsynoden ist von der westfälischen Provinzialsynode abgelehnt, weil man darin eine Minderung des klerikalen Einflusses fürchtete. Weiter: die anstandslose Bewilligung unzähliger Kollekten beweist, wie wenig Wert man auf die Entwicklung einer selbständigen kirchlichen Armenpflege legt. Statt dessen beschäftigen sich die Synoden mit Vorliebe mit allerlei öffentlichen Angelegenheiten, zu deren Aenderung sie nicht die geringste Handhabe besitzen.

Infolgedessen laufen solche Verhandlungen auch meistens darauf hinaus, daß man nach der Polizei ruft. Noch einmal, was die Synoden treiben, das dient nur zum kleinsten Teile dem Aufbau der Einzelgemeinde und steht vornehmlich unter dem beherrschenden Gedanken des Kircheninstituts, das mit immer höhern Attributen geschmückt und zu immer größerer Macht emporgeschraubt wird. E F

„Ein neuer Weg, Armenien zu helfen"

Zu der Bitte, die wir unter dieser Ueberschrift in Nr. 49 an unsre Leser gerichtet haben, erhalten wir von einem Freunde unsers Vorschlags folgende Zuschrift:

. . . Ich kann leider manches nur andeuten, was ich gern deutlicher sagen würde. Denn die Christliche Welt kommt auch nach Edschmiazin, dem Sitze des armenischen Katholikos, und Parteiungen, die mit politischen Sympathien und Antipathien zusammenhängen, giebts auch in diesem Winkel des alten Armeniens, wo man unter russischer Herrschaft vor türkischen Greueln geschützt ist, aber gegenüber der väterlichen Bevormundung seitens der russischen Regierung nationale Eigenart und nationalkirchliche Privilegien ängstlich zu hüten alle Ursache hat.

Daß die Armenier eine eigne nationale Kirche haben, die gregorianische, wie man wohl inoffiziell sagt, ist den Lesern der Christlichen Welt bekannt. Das Christentum dieser nationalkirchlichen Ausprägung steht höher als das der übrigen orientalischen Nationalkirchen, immerhin bei dem Gros des Volkes und vielen ungebildeten Klerikern nicht über dem griechisch-orthodoxen und russisch-orthodoxen Volkschristentum. Aber „die Väter," die die Hauptnorm des armenischen Christentums bilden, binden den gebildeten armenischen Theologen nicht so, daß eine von innen heraus kommende Regeneration der armenischen Kirche ein Ding der Unmöglichkeit wäre. Eine Reformation, wie das sechzehnte Jahrhundert sie bei uns erlebte, ist dort freilich undenkbar. Es fehlen die Vorbedingungen zu einer solchen Riesenthat. Schon jene väterliche Bevormundung, unter der die armenische Kirche steht, würde jeden plötzlichen Bruch mit der Vergangenheit verhindern. Aber sollte der Gott, der Jahrhunderte lang die mittelalterliche Welt vorbereitete auf die Reformation, nicht noch jetzt mit größern Perioden rechnen, als es unsrer Ungeduld einleuchtet? Unaufhaltsam dringt von der benachbarten russisch-orthodoxen Kirche der Einfluß des russischen Katholizismus vor: so haben z. B. die Kirchen, die seinem Gebiet am nächsten liegen, eine Bilderwand wie die russischen Kirchen, obwohl dies armenischer Tradition nicht entspricht, und selbst in einem unter Approbation des Katholikos erschienenen armenischen Katechismus, der mir in zweiter Auflage (Moskau, 1861) vorliegt, zeigt sich ein weitgehender, nach armenischen Traditionen zum Teil illegitimer Einfluß russischer Orthodoxie. Hat die russische Nachbarschaft solchen Einfluß, wird lebendige Berührung mit evangelischem Christentum nicht mit der Zeit auch einwirken können? einwirken müssen? Man hat von der evangelischen Mission, die von Amerika aus unter den türkischen

Armeniern in Angriff genommen ist, eine Einwirkung dieser Art erhofft, und gegenwärtig giebt es viele, denen diese Hoffnung dadurch neu belebt ist, daß im türkischen Armenien evangelische und gregorianische Armenier, zusammen verfolgt, einander näher gerückt sind als je früher. Dennoch halte ich diese Hoffnungen für aussichtslos. Unser deutscher, englischer oder amerikanischer Protestantismus paßt nicht auf jeden Boden, andre Völker haben ihre Vorgeschichte wie wir die unsre. Ueberdies ist die englisch-amerikanische Mission noch weniger geneigt, auf nationale Eigenart Rücksicht zu nehmen, als deutsche Mission es thun würde. Die protestantisch gewordnen Armenier sind ihrem Volkstum entfremdet, und oft genug sind äußere Beweggründe bei ihrem Evangelischwerden im Spiele gewesen; mit ihren Volksgenossen bereits zerfallene Elemente sind mannichfach die Ausgangspunkte der Evangelisation geworden. Ein national denkender Armenier — und in jedem Armenier lebt etwas von Erinnerung an die bessere Vergangenheit des Volkes — wird so leicht nicht von der Mission sich zum Protestantismus herüberziehen lassen. Und die Hoffnung, daß das vergossene Blut die Arbeit der Evangelisation fördern werde, ist vollends illusorisch: evangelische und gregorianische Armenier sind — daran halte ich fest — als Armenier, nicht als Christen verfolgt; auf nationalem Boden hat das Leid sie wieder zusammengeführt, nachdem die Evangelisationsarbeit sie getrennt hatte. Die religiös-nationalen Differenzen werden sie auch wieder trennen, wenn der Sturm vorbei ist. Vor drei Jahrzehnten hat der damalige Katholikos zu giftigen Erlassen gegen die Protestanten sich hinreißen lassen. Nicht religiöser Fanatismus, nationale Gesinnung hatte sie inspirirt. Die enge Verbindung nationaler und armenisch-christlicher Gesinnung muß jeder sich gegenwärtig halten, der über die armenische Frage urteilen will.

Ist nun aber eine Evangelisation im gewöhnlichen Sinne aussichtslos, so ist einleuchtend, daß eine unter evangelischen Einflüssen sich vollziehende nationale Regeneration das ist, was man für Armenien erhoffen muß. Alles, was jetzt für Armenien geschieht, gleicht Notpflästerchen. Selbst die Großmächte könnten den Armeniern nur größere Freiheiten verschaffen, nicht zugleich die Fähigkeit, sie recht zu gebrauchen. Eine geistige Erneuerung allein kann dem Volke wirksam helfen. Und man kann sie hoffen. Ein aufstrebendes, seines nationalen Halts bewußtes Volk hat die Kraft zu einer solchen Regeneration. Freilich stehen auch unter russischer Herrschaft ihr Schwierigkeiten im Wege. Wer in Rußland gebildet, russophile Gesinnungen hegt, wird kein Förderer solcher Bewegung sein, und es giebt in Armenien viele Kleriker, die ihre weltliche Bildung in Rußland sich geholt haben, theologisch aber Laien geblieben sind. Ihnen fehlt jeder Trieb dazu, auf religiösem Gebiet neues Leben zu fördern. Hat doch auch in Rußland weltliche Bildung es gelernt, mit den althergebrachten Formen religiösen Lebens äußerlich sich zu vertragen, wie eine moderne Zimmereinrichtung sich verträgt mit dem Edelrost einer alten Truhe. Dennoch kann man auf eine von innen heraus kommende Regeneration hoffen. Schon jetzt wirken im russischen Armenien — und dort liegt der kirchliche Mittelpunkt des armenischen Volkstums, das Kloster Edschmiazin — Theologen, die evangelische Theologie kennen gelernt haben. Zwei von ihnen lehren in Edschmiazin an der theologischen Schule; einer von diesen ist in Dorpat, der andre in Halle, Berlin und Tübingen gebildet. Ein andrer Armenier, der in Deutschland (namentlich in Jena) studirt hat, ein Laie, Philologe seiner Bildung nach, lehrt an einer andern Schule. Ein vierter Armenier, Theologe, der in Halle, Berlin und Leipzig Student war, ist jetzt im Begriff, als Lehrer nach Edschmiazin zurückzukehren. Diese Theologen sind Mönche, und werden Mönche bleiben. Das macht vielleicht manchen Protestanten stutzig. Werden sie nicht bald vergessen, was sie in Deutschland gelernt haben? und den Griechen gleich, die in Deutschland studirt haben, als Kleriker nur ihren nationalen Traditionen leben? Gewiß, sie werden mit diesen Traditionen nicht brechen. Ich meine aber, man muß dankbar dafür sein, daß sie eine Notwendigkeit zu solchem Bruche nicht empfinden. Denn sie würden von demselben Tage an einflußlos sein. Wirken können sie doch. Luther war ein Mönch noch als er

n Worms vor dem Reichstage stand. Darum glaube ich, es ei Pflicht der evangelischen Christenheit, daß sie diese Ansätze u einer Regeneration der armenischen Kirche fördert, fördert n dem Glauben, der Wachstum erhofft, auch wenn er die arte Pflanze nicht wachsen sieht (Mark. 4, 20 ff.)

Nun hat der gegenwärtige Katholikos, gleichwie sein Vorgänger, armenische Theologen nach Deutschland geschickt, damit ie hier studiren. Ein reicher armenischer Kaufmann hat testamentarisch Gelder zur Verfügung gestellt. Allein es ist nicht inreichend Bürgschaft dafür gegeben, daß die Zinsen des Kapitals nur für diesen Zweck verwendet werden dürfen. Russophile Gesinnung wünscht es nicht. Vor wenigen Wochen schien s, als ob dieses Geld den in Deutschland studirenden Armeniern verloren wäre. Damals schrieb mir der in Deutschland gebildete Lehrer in Edschmiazin, seine Landsleute würden vielleicht bald wieder zurückkehren müssen, weil das Kloster aus eignen Mitteln sie jetzt nicht unterhalten könne:

Unser Kloster — so schrieb er unter anderm — ist gegenwärtig fast außer stande, die genannten Archimandriten materiell zu unterstützen. Denn es ernährt tagtäglich über tausend Menschen, meist mittel- und obdachlose Flüchtlinge aus dem türkischen Gebiet. Und die Akademie, die auf seine [des Klosters] Kosten gehalten wird, ist in diesem Jahre weil draußen die Gemeindeschulen immer noch geschlossen bleiben, und viele junge Leute aus dem türkischen Gebiet kommen, die lernen wollen] genötigt gewesen über zweihundert Pensionäre aufzunehmen, während sie im vergangnen Jahre bloß hundertdreißig hatte.

Momentan haben diese Wolken sich verzogen. Der Schreiber des eben zitirten Briefes hat kürzlich Geld schicken können, hat für Ende Januar aus jenem Stipendium mehr senden zu können in Aussicht gestellt. Unsicher bleiben die Dinge freilich. Unsicher ist die ganze weitere Zukunft. Ein, zwei Semester nützen einem Armenier nichts. Es müssen zuviel Lücken in der Vorbildung ergänzt werden. Mit Jahren müssen diejenigen gerechnen, die nach Deutschland geschickt werden. Ein Jahr aber kann dort die Verhältnisse ändern. Auch der jetzige Katholikos ist schon ein betagter Mann. In einem Interregnum, das nie weniger als ein Jahr dauert, würden andre Einflüsse wirksam werden, für Studien in Deutschland kein Geld übrig sein. Seit vier Jahren schon ists deshalb ein frommer Wunsch von mir gewesen, daß wir in Deutschland ein Stipendium für hier studirende armenische Theologen hätten. Eine Unterstützung aus der Hand in den Mund hat ausgereiften Männern gegenüber etwas Peinliches. Vornehmlich Fremden gegenüber, die als solche da, wo sie sind, im Studentenkreise bekannt werden schon durch ihr fremdländisches Aussehen.

Ich möchte deshalb die Bitte des Herausgebers erweitern. Ist irgendwo ein Krösus, der für Armenien etwas thun will — hier ist Gelegenheit zu einer Hilfe, die nicht politisch verdächtigt werden kann, zu einer Hilfe, deren Zweckmäßigkeit jeder leicht einzusehen vermag. Doch auch Körner machen einen Haufen; auch Einzelsammlungen könnten diesem Zwecke dienen. Wird der Haufen nicht groß, so kanns geschehen, daß er noch in diesem Semester verbraucht wird. Möglich ists aber auch, daß man in diesem Semester ihn unangegriffen lassen könnte, auch wenn er groß würde. Die Sammlung, die eröffnet ist — und ich bin dankbar dafür, daß mit ihr die Sache angefaßt wurde —, sollte deshalb meines Erachtens nicht auf momentane Verausgabung zugespitzt sein. Man sammle einen „Armenischen Studienfonds," der Beides leisten kann: Unterstützungen vom Kapital für den Augenblick, wenn es nötig wird, Unterstützungen durch die Zinsen für später. Käme eine nennenswerte Summe zusammen, so würde es mir das Richtige scheinen, daß sie zur Verwaltung einer Körperschaft, etwa einer theologischen Fakultät, überwiesen würde, mit der Maßgabe, davon armenische Theologen zu unterstützen, gleichviel wo und was sie studiren; wenn solche Studirende nicht vorhanden wären, die Zinsen bis zu einer bestimmten Höhe zu kapitalisiren, dann, wenn keine Armenier hier wären, dem ursprünglichen Zweck verwandte Ziele (Studien über orientalische Kirchenverhältnisse und dergleichen) mit dem Gelde zu fördern. Zunächst aber wird es das Gewiesene sein, dem Herausgeber der Christlichen Welt freie Hand zu lassen. X

Ich kann nur meine Bitte um Unterstützung der armenischen Studirenden wiederholen, unter der Bedingung, daß man mir das Vertrauen schenkt, ich werde sowohl in Fühlung mit Dr. Lepsius wie im Zusammenwirken mit befreundeten Universitätsprofessoren das Rechte treffen. Die Sammlung einem „Studienfonds" zu gute kommen zu lassen hat dies wider sich, daß bei dem augenblicklichen Stande der Dinge in Armenien es unmöglich ist, die Sympathie für das unglückliche Volk auf ein andres Werk zu richten als auf Linderung der heutigen und morgenden Not. Wo Tausende am Verhungern und Verkommen sind, können wir m. E. augenblicklich den Fonds nicht stiften, den unser Einsender vorschlägt; dieser Vorschlag wird erst dann zeitgemäß sein, wenn ruhigere Zeiten für das armenische Volk gekommen sein werden. Es genügt m. E. vollkommen, wenn einige von den Gaben, die Freunde der Armenier in unsre Hand legen, uns mit der Vollmacht übergeben werden, sie auch für studirende Armenier in Deutschland zu verwenden. Ermöglichen wir solchen, die sonst ihren Aufenthalt hier abbrechen müßten, dadurch die Vollendung ihrer Studien, so braucht dies für sie nicht peinlicher zu sein, als der Genuß irgend eines Stipendiums oder dergleichen für einen akademischen Bürger sonst. Wir freuen uns bereits für 134 Mark danken zu können, die uns zu diesem Zwecke zugegangen sind. R

Die Antifreimaurer und die Kirche

Wir glauben in Nummer 45 und 46 der Christlichen Welt die humoristischen und doch hinsichtlich der Hoffnungen auf zunehmende Aufklärung in kirchlichen Kreisen so enttäuschenden und bedauerlichen Antifreimaurergeschichten gründlich erörtert zu haben. Wir hatten eigentlich nicht die Absicht, uns noch einmal mit ihnen zu beschäftigen, und wenn wir dies thun, sind wir dadurch nur durch bemerkenswerte Neuigkeiten und insbesondre durch die Thatsache, die anfangs als unglaublich erscheinen mußte, daß die höchsten Kreise der päpstlichen Kirche die Teufelsmiß und ihre Gefährten in Schutz nehmen wollen, veranlaßt worden.

Es ist in den letzten Wochen wieder so viel Absurdes über diese Teufeleien geschrieben worden, daß den Lesern und zumal den zu eingehender Lektüre verdammten Fachschriftstellern übel werden mußte, wenn sie nicht ein Gläschen adonaitischen Likörs, um mit Diana Vaughan zu sprechen, bei der Hand hatten, dessen Genuß einem in diesem Falle nicht einmal ein Temperenzler übelnehmen kann. Wir wollen auf den haarsträubenden Unsinn, den der Antimaçon und sonstige Antifreimaurerblätter noch fortwährend publiziren, nicht weiter eingehen, obschon einzelne neue Entdeckungen, wie die des Kanonikus Brettes, der herausgefunden hat, daß die breiten und spitzen Federn auf den modernen Damenhüten luziferische Kennzeichen sind und die Flügel und Hörner des bösen Geistes imitiren sollen, die früher bereits gekennzeichneten noch übertreffen. Wir wollen uns damit begnügen, noch die kostbare Polemik zu verzeichnen, die von der Druckerei des „Pelikan" in Feldkirch ausgeht. In einem daselbst jüngst erschienenen Flugblatte wird von den zahlreichen zu freimaurerischem Teufelskulte in Italien, Spanien, Frankreich und Wien gestohlenen Hostien berichtet und unter anderm erklärt:

Die Enthüllungen Margiottas und der Diana Vaughan sind in ihren Grundzügen durch unwiderlegliche Thatsachen und durch Autoritäten bewiesen. Bei der Giordano-Bruno-Feier in Rom defilirten gegen hundert Teufelsbanner unter Absingung des Teufelshymnus beim Vatikan vorbei; bekanntlich erhob der heilige Vater damals lauten Protest, und wurden allerwärts Sühnefeiern abgehalten. War aber diese Giordano-Bruno-Feier nicht der Ausdruck einer bestehenden Teufelsverehrung? Wenn nun vor aller Welt die Loge ihre Verehrung für die Teufel bekannte, was wird diese Loge erst in ihrem Dunkel treiben, und wie stehen dann katholische Schriftsteller da, die den Teufelskult der Loge leugnen und ihre Gegner als „bewußte Schwindler und geistesgestörte Menschen" betiteln. . . . Wenn den Freimaurern die Larve abgerissen wird, dann bekommen unsre Spitzen den Schlotter, und sie kehren sich selbst gegen ihre besten Leute. Das ist die Macht des Freimaurertums.

Man sieht, daß die deutschen Zentrumsblätter, die in löblicher Weise gegen den Schwindel Stellung genommen haben, nicht ausschließlich in romanischen Ländern ihre Gegner finden.

Man hat bemerkt, daß wohl auch die deutsche Vaterlandsliebe einer der Beweggründe der Opposition war, da die Publikationen der Antifreimaurer, vor allem „Der Teufel im neunzehnten Jahrhundert" einen durchaus antideutschen Charakter haben und u. a. den Altreichskanzler Fürsten von Bismarck als Bannerträger Luzifers schildern; jedoch glauben wir nicht, daß die protestirenden katholischen Wortführer gerade das besonders berücksichtigt haben. Der Hauptgrund der Opposition ist jedenfalls darin zu suchen, daß man fürchtete, durch Duldung dieser Narrheiten nicht nur den fortgesetzten Spott der Protestanten, sondern auch die Entrüstung der verständigeren Katholiken noch mehr herauszufordern, nachdem man hiervon bereits nicht mißzuverstehende Aeußerungen während der Zeit der Kongresse zu verzeichnen hatte und fürchten mußte, das katholische Volksleben dadurch in unberechenbarer Weise zu schädigen.

Das Schlimmste für die Opposition ist jedenfalls eine Thatsache, die wohl vielen als unglaublich erscheinen mußte, nämlich die wiederholt hervorgetretene Begünstigung der Miß Vaughan durch vatikanische Kreise, ja durch den Papst selbst. Als die Kölnische Volkszeitung ihren ersten aufklärenden Artikel brachte, hat man wohl daran nicht gedacht. Und später nach den „famosen" Enthüllungen nur wegen der günstigen Stellung der vatikanischen Kreise die Wahrheiten anzuerkennen oder zu dulden, das ging doch auch nicht an. Man hatte zu viel Vernunft, um einerseits scheinbar konsequent zu bleiben, aber auch um sich durch Wendungen und Drehungen wieder aus der Klemme zu helfen. Z. B. die Germania scheint diese Taktik zu verfolgen, wie aus ihrer Behandlung eines Antwortschreibens des Dr. Michael Germanus, des Verfassers der Broschüre „Die Geheimnisse der Hölle" hervorgehen dürfte. Er schreibt u. a:

Kardinal Parrocchi und Leo XIII. zweifeln nicht an der Wahrheit ihrer (der Miß Vaughan) Bekehrung, sonst müßten die Herren Artikelschreiber erst beweisen, daß auch der Brief des Kardinalvikars Parrocchi an Miß Diana Vaughan, den ich meiner Broschüre vorausschickte, gefälscht wäre. . . . Man beachte, daß der Kardinal schreibt, daß er die Memoiren der Diana soeben lese und sie von ausnehmendem Interesse finde. Er muß also die erste Nummer dieser Memoiren gehabt haben, und in dieser Nummer erzählt die Diana ihre Vorstellung bei Satan in Charleston vom 8. April 1889.

Die Germania erwidert auf diesen Hinweis: Auch wir finden (die Memoiren) äußerst „interessant." Und die besondre Betonung des Wortes „interessant" verrät, daß der Leser das als interessanten Schwindel verstehen soll. Daß eine solche Auffassung und Verdrehung der Worte des Generalvikars unmöglich ist, geht schon daraus hervor, daß er in demselben Briefe die Miß Vaughan als ein besondres Gefäß der göttlichen Gnade preist und sie auffordert, dem Herrn Jesus Christus zu danken für die große Barmherzigkeit, die er ihr erwiesen habe. So spricht man, wie die Vossische Zeitung sehr richtig bemerkt hat, wohl nicht zu einer Person, wenn man ihr Debüt mit dem Satan für Schwindel hält.

Weniger richtig ist es aber, wenn diese und auch andre Zeitungen von der „theologischen Ketzerei" der deutschen ultramontanen Blätter sprechen, in die sie verfallen, obschon sie das zu verheimlichen bestrebt sind, weil ihre Anschauungen von denen der höchsten kirchlichen Autoritäten abweichen. Da können ja diese immer entgegnen, man solle mit solchen Vorwürfen erst noch warten, bis einmal Leo XIII. ex cathedra gesprochen habe. Was die vatikanischen Kreise darüber denken, und selbst was der Papst darüber denke, ohne es für die ganze Kirche auszusprechen, brauche sie vorerst noch nicht zu berühren. Von diesem Standpunkte können sie sich also noch das Epitheton der Ketzerei verbitten, und was in Zukunft noch geschehen wird, bleibt ja abzuwarten. Man will ja bereits davon unterrichtet sein, daß im Vatikan eine Stimmung zu Gunsten der deutschen Opposition sich bemerklich gemacht habe, was auch die Behauptung entkräften würde, daß die deutschen Katholiken im Vatikan als „halbe Ketzer" betrachtet würden. Dieser Annahme dürfte jedoch der Inhalt eines Briefes des Sekretärs des Kardinals

Parocchi entgegenstehen, der im vorigen Monat abgesandt worden sein soll, und in dem es heißt:

Sie (Diana Miß Vaughan) wissen, daß ein blutiger Krieg gegen Sie erklärt ist. Nicht nur zieht man die Echtheit Ihrer kostbaren(!) Enthüllungen über die Freimaurerei in Zweifel, nein, man bezweifelt sogar Ihre Existenz. Die widersprechendsten Gerüchte zirkuliren bezüglich Ihrer Person, und ihr Echo ist bis zu hoher Stelle gedrungen. Ich habe materielle und psychologische Beweise nicht bloß für Ihre Existenz, sondern auch für die Aufrichtigkeit Ihrer Bekehrung. Dank diesen Beweisen hatte ich die Gelegenheit und, ich darf wohl sagen, das Glück, Sie energisch zu verteidigen bei mehr als einer Gelegenheit. Ich sehe in dem Ihnen erklärten Kriege nur ein gemeines Manöver dessen, den Sie besser als jeder andre als den Vater der Lüge kennen!

Bisher hat man auch von der römischen Kommission zur Prüfung des Vaughanschwindels wenig erfahren, nicht einmal die Namen der Mitglieder wurden genannt. Hierüber berichtet nunmehr die Pariser Zeitung L'Univers, die sich gleichfalls auf die Seite der Opposition gestellt hat und insbesondre dem Antifreimaurer Leo Taxil, früherm pornographischen Schriftsteller und meisterhaftem „Fälscher," seine Sünden vorgehalten hat. Ihr zufolge wurde nach der Vaughandebatte auf dem Trienter Kongreß Mgr. Lazzareschi bestimmt, um von Taxil die Miß Vaughan betreffenden Papiere in Empfang zu nehmen, konnte sie aber nicht erhalten, da Taxil zur festgesetzten Stunde nicht erschien und auch später in dieser Hinsicht Ausflüchte gebrauchte. Nunmehr erklärte er sich bereit, wie er dem l'Univers mitteilt, der römischen Kommission wenigstens die Buchhändlerrechnungen der Miß Vaughan(!) vorzulegen.*)

Die Kommission besteht aus folgenden Mitgliedern: Mgr. Lazzareschi, Titularbischof von Neocäsarea, Mgr. Vincent Sardi, Mgr. Rudini Tedeschi, beide vom Staatssekretariat, Franco S. T., Redakteur der Civiltà Cattolica, Vincenz Longo, Meiländischer Professor und antifreimaurerischer Schriftsteller, Alliata, Präsident, und Pacelli, Vizepräsident der antifreimaurerischen Union. Nach der gegenwärtigen Sachlage dürfte wohl eine Entscheidung der Kommission noch nicht allzu rasch zu erwarten sein. Es ist in der That kläglich, welche Rolle die vatikanischen Kreise in dieser Sache spielen.**) Kann man überhaupt noch lange mit einem Urteile zögern, wenn bereits in allen vernünftigen Kreisen solcher Betrug und solche Ausgeburten der Ausbeutung der Dummen und Abergläubischen hinreichend gebrandmarkt sind? Es wäre wohl zu wünschen, daß manchen infolge dieses Verhaltens die Augen aufgehen und man es unterlasse, immer nach Rom zu blicken und bei jeder Gelegenheit dem Vatikan Komplimente zu machen, aus seinen Kreisen allein höhere Aufklärung und richtige Weisungen zu erwarten. Sie wollen allerdings nicht annehmen, daß der Papst nach der Entscheidung der Kommission ein in jeder Hinsicht affirmatives Urteil in dieser Angelegenheit fällen wird. Es genügt schon, wenn nur ein Teil der Teufeleien als existirend anerkannt wird.

Vielleicht erleben wir noch in nächster Zeit, daß Leo XIII. am Ende seiner Tage abermals eine Encyklika gegen die Satansgenossen in die Welt sendet, dabei aber nach dem Grundsatze handelt: Qui bene distinguit, bene docet, indem er einerseits den geliebten Brüdern und Söhnen, so am Trienter Kongreß teilnahmen, für ihre Thätigkeit zur Aufklärung der freimaurerischen Teufeleien im allgemeinen anerkennend seinen Dank aus-

*) Kostbar sind auch weitere Bemerkungen und „Enthüllungen" dieses Exfreimaurers; z. B. behauptet er, Dr. Hacks sei um 100 000 Franken von den Freimaurern gekauft worden, um eine Spaltung unter den Verteidigern der Kirche hervorzurufen und die antifreimaurerische Bewegung zu stören in dem Augenblicke, da der Trientiner Kongreß den Grund zur Organisation des Widerstandes gelegt hat. Auch findet er, daß die „Enthüllungen" des Dr. Hacks fast alle nichts seien. Die von ihm persönlich erzählten Thatsachen seien Missionaren bestätigt worden, sonstige seien von Abonnenten mitgeteilt und erhärtet worden.

**) Dr. Ricks bemerkt im Reichsboten (Nr. 271) hierzu: Alle Kompromittirungen, denen sich der Papst . . . aussetzte, haben die Mächte der Erde nicht abgehalten, vor dem Papsttum bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit ihre tiefe Verbeugung zu machen und dessen Weltherrschaftspläne nach Kräften zu fördern. Es huldigen so viele dem Grundsatze „Das Volk will betrogen sein" und erblicken in der römischen Kurie die Meisterin alles Machiavellismus. Daher ist nicht daran zu denken, daß von seiten der Gewaltigen der Erde irgend eine Lehre aus dem Vaughanschwindel gezogen würde, die den sehr weltlichen Interessen des Papsttums Abbruch thun könnte.

spricht, das Resultat ihrer Verhandlungen und die Lehre über Freimaurerei und Teufelei den Gläubigen nochmals darlegt, im übrigen aber, trotz des früher erteilten Segens, hinsichtlich der Diana Vaughan und der Margiotta und Taxil die Meinung ausspricht, daß sie selbst von den geheimnisvollen Schlingen der Geister der Lüge und des Truges umgarnt, ja beinahe die Oberhäupter der Kirche selbst irregeleitet, insbesondre aber die getreuen Schäflein in Deutschland verwirrt und zu Zwietracht mit den sonstigen Getreuen verleitet hätten, wenn nicht noch rechtzeitig die allzeit waltende Inspiration dem Pontifex Maximus zur Erkenntnis der Wahrheit, infolge anhaltender Suggestionen, verholfen hätte. Diese Encyklika verdient dann auch mit historischem Kommentar und den nötigen Anmerkungen über die päpstlich gesegneten Antisataniſten und ihre Erlebnisse, inklusive der Geschichte von dem pianospielenden verliebten Teufelskrokodil, von dem Epidemienlaboratorium in Gibraltar und von der Flucht der drei Ober- und Leibteufel des Fräulein Diana auf die Fürbitte der ehrwürdigen Jeanne d'Arc der Nachwelt aufbewahrt zu werden. Charles Henri

Jugendfrisches aus dem Elsaß

Seit einem Vierteljahrhundert ist das Elsaß wieder unser. Als wir hineinkamen, haben wir im Volk, namentlich auf dem Lande, noch viel echtes und unverdorbnes Deutschtum in Sprache, Sitte und Anschauungen gefunden; die Gebildeten dagegen waren durchweg verwelscht — auch jene, die sich Kenntnis der deutschen Sprache und Litteratur erhalten hatten, waren in ihrem geistigen und Empfindungsleben uns entfremdet. Die einzelnen, wenig zahlreichen Persönlichkeiten, die ihr Deutschtum bewußt aufrecht erhalten hatten, gehörten fast alle dem ältern, aussterbenden Geschlecht an und waren ohne Einfluß auf ihre Landsleute. Langsam nur kann hierin ein Wechsel sich vollziehen. Zwar besucht seit fünfundzwanzig Jahren die Jugend der gebildeten Stände, soweit sie nicht auswandert, deutsche höhere Schulen und nimmt die gleichen Bildungselemente in sich auf wie diejenige Altdeutschlands; es knüpft sich dort notwendig ein kameradschaftlicher Verkehr an mit den Kindern der eingewanderten deutschen Familien, und auch der Verkehr nach Altdeutschland hinüber hat fortschreitend zugenommen. Aber das Alles macht diese Jugend noch nicht zu einer wirklich deutschen. Das Empfindungsleben, der Geschmack und die Neigungen des jungen Geschlechts werden in weit höherm Maße durch die Familie und die geselligen Kreise beeinflußt als durch die Schule, und in jenen ist es besonders das weibliche Geschlecht, das an der formvollendeten, anmutsvollen französischen Kultur mit Zähigkeit festhält. Bei der katholischen Mehrheit der Bevölkerung kommt hinzu, daß der Katholik instinktiv die französische Bildung als eine — im Vergleich zu der unsrigen — seiner Kirche verwandtere und freundlichere bevorzugt.

So ist denn der Durchschnitt der seit 1870 aufgewachsenen gebildeten jungen Elsässer zwar mit dem auf deutschen Gymnasien oder Realschulen erwornen Wissen wohl ausgestattet und durch den Dienst in unserm Heere militärisch geschult; aber die Zahl derer, die bewußt und warm deutsch fühlen, die die deutsche Bildung nicht nur in den Verstand, sondern auch in ihre Herzen aufgenommen haben und dem sie umgebenden Strom deutschen Lebens sich freudig anvertrauen, ist immer noch eine geringe. Bei den meisten sind wir schon zufrieden, wenn sie nur die Rückkehr ihres Landes und Volkes zu Deutschland als endgiltige Thatsache ohne Hintergedanken, wenn auch mit einiger Resignation, hinnehmen. Jene Wenigen aber, die ganz und gar als Deutsche sich fühlen, und denen zugleich die Gabe verliehen ist, ihr Denken und Empfinden in wirksamer Form auszusprechen — die ferner, nachdem sie deutsches Leben an seinen Mittelpunkten kennen gelernt und mitgelebt haben, die Fühlung mit der elsässischen Heimat festhalten — sie sind, vom nationalen Standpunkt angesehen, die wertvollsten Menschen im Elsaß. Ein einziger dieser jungen Elsässer ist für uns mehr wert als hundert andre, die aus Opportunismus sich zu uns halten; denn hier ist eine Kraft, die werbend auf die Späterkommenden wirken muß und wird.

Ein solcher „Junger" ist Fritz Lienhard, ein Sohn des blühenden Hanauer Landes, das den Kern des evangelischen elsässischen Bauerntums enthält, einer jener Pfarrer- und Lehrerfamilien entstammend, die in der langen Zeit französischer Herrschaft, wenn auch nicht eine bewußt deutsche Gesinnung, so doch geistige Fühlung und Sympathie mit dem Mutterlande der Reformation festgehalten haben. Als junger Student der Theologie hat er die Kräfte des Dichters in sich gefühlt und litterarische Thätigkeit als Beruf erwählt. Mit den gleichstrebenden Altersgenossen Fühlung zu gewinnen zog er nach Berlin und lebte dort einige Jahre im Kreise der „jüngstdeutschen" Litteraten. Seine gesunde deutsche Natur und wohl auch die Tradition, die er aus seinem christlichen Elternhause mitbrachte, ließen ihn aber auf die Dauer keine Befriedigung finden in der blasirten, phantasielosen Großstadt, unter den genußsuchenden und doch freudlosen Genossen. Zwei Bändchen, eines in Prosa und eines in Versen, die Wasgaufahrten und die Lieder eines Elsässers, beide im Jahre 1895 bei Lüstenöder in Berlin erschienen, geben Kunde von diesen innern und äußern Erlebnissen des jungen Dichters. Köstlich schildert er uns (Wasgaufahrten, S. 7 ff.), wie und wodurch er Berlins überdrüssig geworden ist:

Ich hatte Berlin, das ich seit fünf Jahren gründlich kannte, übersatt. Eine unbestimmte Wut hatte zuletzt mein ganzes Denken ergriffen.... Was mir am meisten zu schaffen machte, war das Gewand überlegner Gescheitheit, in das sich diese großstädtischen Schlechtigkeiten hüllten. Es ist eine höllische Schule! Ein fein entwickeltes Ehrgefühl zu besitzen, sich an Gescheitheit hundertmal diesen vorlauten Kaffeehausschnorrern überlegen zu wissen, und dennoch als einsamer „Provinzler" Spießruten laufen zu müssen zwischen blasirtem Lächeln und zungenfertigem Wortschwall großstädtischer Marktbeherrscher. Aber man kommt allmählich dahinter, daß Genialität zwar manchmal scheinbarer Leichtsinn, Leichtsinn aber noch lange keine Genialität ist; ... man faßt wieder Mut, sittenstolz zu sein, doppelt sittenstolz in einer Zeit, wo die Liederlichkeit wissenschaftlich entschuldigt wird; man wagt wieder, schlichter und natürlicher Mensch zu sein, doppelt schlicht in einer Zeit, wo jeder dumme Junge sich für einen Uebermenschen hält. Aus diesen Empfindungen wurden Entschlüsse; und diese Entschlüsse liefen in dem einen Entschluß zusammen: da draußen in meinem Wasgau mich zu sammeln und zu klären. Eines Morgens sah ich mich wieder in meinem elsässischen Dorfe.

So hat also der Ueberdruß an der Großstadt und ihrer Ueberkultur den jungen Dichter in seine Heimat zurückgeführt, in ihrer unberührten Natur, unter ihren unverdorbnen Menschen „sich zu sammeln und zu klären." Er wandert nun über die waldbedeckten Höhen der nördlichen Vogesen, wo nicht nur eine herrliche Natur, sondern auch aus den zahlreichen Trümmern alter Burgen eine reiche Geschichte zu ihm spricht. Wir begleiten ihn ein stattliches Bändchen hindurch auf diesen „Wasgaufahrten," die uns niemals ermüden oder langweilen, denn sie führen uns nicht nur in prächtige und künstlerisch geschilderte Flecken deutscher Erde, sondern auch in die Tiefe eines ringenden Geistes, eines von edler Leidenschaft erfüllten Herzens. Hören wir, wie in dem jungen Elsässer, der von Deutschland ein hohes Bild in sich trägt, dem die umgebende Wirklichkeit so oft nicht entsprechen will, das Vaterlandsgefühl zum Ausdruck gelangt:

Denke dir unter „Vaterland" — ebenso wie die Kirche von einer „Gemeinde der Heiligen" spricht, die sich gleichfalls auf Erden nicht versichtbart —, denke dir unter deinem Volk die Edelsten und Besten, ob im armen Handwerkskittel, ob im Fürstengewand! Sie sind dein unsichtbares Vaterland, mitten im sichtbaren, das so viel schlechte und dumpfgleichgiltige Kinder erzeugt. An ihnen läutere dich, mit ihnen umpanzere dich als mit einer Gefolgsschar. ... Ja, wem es gelingt, fern von allem Hurrapatriotismus, seinen Vaterlandsbegriff so hoch zu stellen, daß er ihn mühelos mit seinem Religionsbegriff vereinigen kann, daß ihm Pflichten gegen das himmlische und Pflichten gegen das irdische Vaterland aus ein und derselben Quelle ineinander fließen — der hat sich einen Idealismus errungen, der hoch erhaben ist über die Alltäglichkeit und doch nicht in Schwärmerei sich verflüchtigt. Der ist Kind und Mann, Gotteskind und Staatsbürger, Weltfremder und Weltverklärer zugleich. Dort durch treues Festhalten der Hand Gottes hinweggehoben über Versumpfung und Verbitterung, hier durch markiges Aufdererdestehen bewahrt vor Schwärmerei und Weichlichkeit! Gieb mir, gieb uns Allen, ewiger Gott, dies durchgöttlichte Deutschtum! ...

Wenn somit der junge Dichter die Landsleute idealisirt — die Besten, die er findet, als Typus der Gesamtheit, wie sie sein sollte, hinstellt —, so läßt er dagegen die Natureindrücke der Heimat nur unbefangen auf sich wirken; sie erfrischen sein in der Tretmühle des Lebens, unter allem krankhaften Wesen der Großstadt müde und traurig gewordnes Herz. Mit vollem Jubel grüßt

er, aus dem grauen Norden zurückkehrend, die Frühlingspracht in seinem Heimatsdorfe:

In unsern Wiesen schauten Tausende von Vergißmeinnichten mit treuen Blauaugen aus dem dichten Gras. . . . Unter den blühenden Weißdornhecken standen wie immer die Anemonen, und im nahen Buschwerk gediehen auch heuer die Maiglöckchen. Ach, und der Wald, der liebe grüne Wald! Stundenlang konnte man da an einem Baume lehnen und in diese Fülle hineinstaunen. . . . Jedes Schöllchen regte sich, ja die ganze Erde zitterte und knisterte unter den Strahlen der wirksamen Sonne. O Frühling, lieber Frühling, bist du das? Lebst du denn wirklich noch, alter Freund? Es ist ja nicht möglich, daß wir Deutschen, das Volk der Naturfreude, das Volk der tiefsten Musik und der schönsten Lenzlieder, daß wir dich so völlig vergessen konnten. Es ist ja fast eine Schande geworden, sich deiner zu freuen! Die Freude ist ja überhaupt unzeitgemäß geworden! O lieber Lenz, wir sind sehr gelehrt da draußen in den lauten Städten, wir haben ein großes Reich und viel schön geputzte Soldaten, und ein neues Reichstagsgebäude haben wir auch. Aber glücklich, lieber Frühling, glücklich sind wir nicht.

Frisch und ursprünglich, jugendlich und echt ist auch die Frömmigkeit des Dichters, die mehr noch als in den „Wasgaufahrten" in den „Liedern eines Elsässers" zu Tage tritt. Lienhard hat sich nicht bequem und kampfesscheu in die Schranken der vom Elternhause überkommnen Frömmigkeit eingeschlossen, er hat vielmehr die Gedanken und Empfindungen seiner Zeit, die in der heutigen Litteratur herrschenden Strömungen unbefangen auf sich wirken lassen; aber die einseitige Verstandesbildung, die er namentlich den Berlinern vorwirft, hat ihn erkältet, der aller idealen Regungen bare Naturalismus zeitgenössischer Künstler ihn zurückgestoßen. Er dringt auf Rückkehr zu den großen Vorbildern wahrer Kunst, vom Naturalismus zur Natürlichkeit, von ungesunden Phantasiegebilden zu lauterm Idealismus. Und mit der überzeugenden Gewalt persönlicher Erfahrung verteidigt er die Wahrheit, daß das Christentum der Jungbrunnen ist, in dem allein unsre krank gewordne Kultur genesen kann, das dem Höchstgebildeten wie dem schlichten Bauersmann die Kraft und den Trost spendet, die er zum Leben und zum Sterben braucht. Dem freiheitsdurstigen jungen Gemüt, das seine Selbständigkeit gegen die Umgebungen trotzig wahrt, ist es ein Bedürfnis, ein Labsal, sich vor Gott zu beugen. Diese anziehende Verbindung von Frömmigkeit und Freiheitsdrang zeigt am schönsten das kleine „Gebet" überschriebne Gedicht:

Dir, o Unendlicher,
Der mir zu Häupten thront
Dir, o Unendlicher,
Den ich in Sturm und Mailicht,
In den vieltausend Stimmen
Meines immer lebendigen
Innern höre —
Herr Du dieser gewaltigen Mondnacht,
Dir gehorch ich!

Höre nicht an Du,
Wenn ich stolz rede!
Sieh nicht an mein Trutzen,
Mein Hassen höre Du nicht!
Nicht Dir, o Du Ewiger,
Gilt mein Stolz!
Nicht Dich verachte ich!
Ob ich hasse und zürne:
In aller Glut meiner Sinne,
In allem Zorn, in allem Jauchzen,
Ewiger, niemals vergeß ich:
Du bist Gott! . . .

Der im Himmel thront, fern in diesen Tiefen,
Um den alle Fixsterne
Und Weltnebel und Orione,
Alle Gesetze dieser Erde
Und die Schläge des kleinen Herzens
In großer Harmonie einhergehen:
Der im Himmel thront, weiß alle Dinge,
Er weiß auch, daß ich ihn liebe!

Was hier aus den beiden Bändchen mitgeteilt worden ist, hat den Lesern gezeigt, daß wir es in Karl Lienhard zwar nicht mit einem gereiften und abgeklärten Dichter zu thun haben — er steht in seiner Sturm- und Drangperiode und wird unzweifelhaft manches Unfertige und Widerspruchsvolle noch abstreifen —, daß aber in ihm, und darauf vor allem legen wir Wert, der gesunde deutsche Idealismus in der elsässischen Jugend wieder aus der Erstarrung erwacht ist, in die eine hundertjährige

Herrschaft fremder Kultur ihn gebannt hatte; und daß dies junge Talent vom Baume des modernen Naturalismus und Pessimismus gekostet, aber die Frucht schal gefunden hat und mit hellem Bewußtsein zurückgekehrt ist zu dem, was uns groß und ehrwürdig dünkt. Von diesem doppelten Gesichtspunkt aus verdient Karl Lienhard unser volles Interesse.

Friedrich von Oertzen

Bücher für den Weihnachtstisch

(Liebe und Wahrheit) Betrachtungen über einige Fragen des sittlichen und religiösen Lebens von R. Wimmer. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr. 139 S. 1,45 Mk.

Von demselben Verfasser sind vor einigen Jahren erschienen: „Im Kampf um die Weltanschauung," „Inneres Leben," „Die biblischen Wundergeschichten," „Der Weg zum Frieden" (sämtlich im Mohr-Siebeckschen Verlag) und endlich „Kleines evangelisches Gebetbuch" (zu beziehen durch E. Schück, Stadtpfarrer in Heidelberg). Wer diese frühern Schriften Wimmers kennt, ihre tiefe Innerlichkeit, die Gedankenfülle, die aus den kurzen Sätzen spricht und zum Weiterdenken zwingt, die lautere, warme Herzensfrömmigkeit, die in einem jeden Worte atmet — der wird mit Freuden Wimmers neue Schöpfung begrüßen.

„Liebe und Wahrheit" besteht aus kurzen Betrachtungen, deren manche wie ganz unwillkürlich in Gebet ausklingen, was ihnen bei ihrer wunderbar durchsichtigen, einfach-schönen Sprache etwas besonders Unmittelbares, Ergreifendes giebt. Man meint, die Gedankengänge in der innersten Seele des Verfassers zu belauschen, wie ihm auf dem Wege das Wahre, Schöne, Gute und Ewige zu suchen, immer wieder und überall — Gott begegnet. Er hat tiefe Einblicke in das Menschenleben gethan, in seine Abgründe hinabgeschaut und in der eignen Seele dessen Jammer, Schmerz und Sünde nachempfunden. Die meisten Weisen und Denker, die das gethan, werden entweder zu verbitterten Pessimisten, oder wenn sie religiös angelegte Naturen sind, so fühlen sie mit Grauen, wie diese Frucht, vom Baume der Erkenntnis gepflückt, droht, sie in einen gänzlichen Schiffbruch ihres Glaubens hinabzureißen. Diese flüchten sich dann wohl auf einsame Höhen, wohin der Weheruf der leidenden Menschheit nicht dringen kann, suchen das Uebel in gelehrten Theodiceen zu rechtfertigen, zu leugnen oder gar zu entschuldigen und trösten sich darüber in einer selbstgeschaffnen Traumwelt schöner Gedanken. Der Verfasser von „Liebe und Wahrheit" verfährt anders. Die Wahrheit gilt ihm über alles; nach ihr ringt und strebt er, für sie gäbe er alles dahin, selbst seine liebsten Wünsche. Aber seine Ideale kann sie ihm darum doch nicht rauben. Denn dieselbe Liebe, die ihn unwiderstehlich zur Wahrheit hinzieht, drängt ihn, der Brüder Leiden zu teilen, und sie ist es auch, die ihn zu jenen lichten Höhen führt, wo er schon hier auf Erden eine ewige Heimat gefunden hat. Sie läßt ihn selbst da noch an Gerechtigkeit, an eine innere, heilige Notwendigkeit glauben, wo der forschende Geist vor unergründlichen Rätseln, vor scheinbaren Widersprüchen und blinden Naturgewalten innehalten muß. Die Liebe lehrt ihn weiter schauen, läßt ihn suchend den Himmel ahnen, auch wo er uns durch unsre Beschränktheit verhüllt ist. Liebe und Wahrheit führen ihn zu einer freudigen Resignation ohne Kompromisse, ohne irgend welche Verzichtleistung auf freies, selbständiges Denken. Ihm lösen sich die Konflikte der ringenden Menschheit, ihre sozialen Kämpfe, ihre religiösen Wirrnisse in ihrem letzten Grunde harmonisch auf.

Zur Selbstbesinnung, zur Selbstverinnerlichung sollen diese Betrachtungen auffordern und zu frohem, werkthätigem Schaffen. Die tiefen Schäden unsrer Zeit sind schwer zu heilen; nur die freie sittliche That des Einzelnen wirkt erlösend für ihn wie für die Umgebung, in die er gestellt ist. Viele ringen in ernstem Kampfe mit sich selbst, um zur innern Klarheit zu gelangen, zu einem gesunden Entfalten ihrer Menschennatur. Hier streckt sich ihnen eine Bruderhand entgegen in dem warmen Wunsche, zu helfen und zu fördern. Ja, nach dem Worte, daß niemand mehr liebt, als wer sein Leben für die Brüder giebt, hat uns der Verfasser hier ein Stück seines eigensten, innersten Lebens, seines tiefsten Fühlens und Denkens gegeben, und nur er selber mag wissen, was ihn dieses Opfer gekostet hat. S v A

(Aus festlichen Stunden) Predigten von D. Rudolph Ehlers. Von Advent bis Pfingsten. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. 309 S. 3 Mk.

Diese Sammlung von Predigten aus der sogenannten festlichen Hälfte des Kirchenjahres ist der Jenenser theologischen Fakultät zum Dank für die dem Verfasser verliehene theologische Doktorwürde gewidmet. In ausführlichem Vorwort legt der Verfasser die Grundsätze dar, die ihm für die moderne Predigt als die richtigen erscheinen, er erwähnt seine Beziehungen zu Jena, bekennt sich mit warmer Verehrung zu Hase und Lipsius, schließt aber in seine Widmung ausdrücklich „auch den jetzigen Inhaber des dogmatischen Lehrfaches" ein, da seiner Meinung nach die „liberale Theologie" und die Ritschlsche Schule trotz persönlicher Differenzen innerlich zusammengehörten. Die vorliegenden Predigten sind wahrhaft erbaulich zu lesen, und das ist unsers Erachtens das höchste Lob, das man Predigten spenden kann. Die Person Jesu Christi steht im Vordergrund oder sagen wir lieber im Mittelpunkt der Betrachtung. Warme Jesusliebe atmen namentlich die Festpredigten. Jesus den Hörern nahezubringen, ist das Hauptanliegen des Predigers. Er thut es unter der pädagogischen Einschränkung, daß man den Glauben an Jesus nicht erzwingen könne, weil er ein Werk Gottes ist. Er fügt

aber auch die theologische Einschränkung hinzu, daß an Jesus glauben noch keineswegs heiße, alle Geschichtserzählungen des Neuen Testaments ohne weiteres als wahr hinnehmen. Was er in dieser Beziehung ausführt, wird auf weitgehende Zustimmung rechnen dürfen. Doch haften allen historisch-kritischen Erörterungen in der Predigt Bedenken an, die ich auch dem verehrten Verfasser gegenüber nicht unterdrücken möchte. Wird nicht, so darf man fragen, der Strom der Erbauung einigermaßen unterbrochen und die andächtige Stimmung des Hörers suspendirt, sobald die Theologie zu Worte kommt? Und wird die immerhin aphoristische Art der Belehrung, die die Predigt nur geben kann, zu einer wirklichen Vertiefung in den Gegenstand ausreichen? Unsrer Meinung nach ist und bleibt die Hauptsache, daß der Prediger ein Theologe vom Scheitel bis zur Sohle sei, der jedes an seinen Ort zu stellen weiß und die Gemeinde entwöhnt, nach der hergebrachten Schablone zu denken; das Uebrige muß sich finden. Von dieser Methodenfrage abgesehen, die unter uns noch eingehender Erörterung bedürfen wird, legen wir die Ehlersschen Predigten mit warmer Teilnahme und aufrichtigem Dank in die Hände von, wie wir hoffen, recht vielen unsrer Leser.

Scholz

(Emerson) Möchten doch mit Carlyle zugleich die Männer ihre Mission erfüllen, die der Weise von Chelsea im weitern Sinne zu seinen Gesinnungsgenossen zählte! Freilich steht Emerson an der Grenze, denn aus gelegentlichen Aeußerungen der Froudeschen Biographie geht doch hervor, daß die Beziehungen beider Männer über ein Achtungsverhältnis kaum je hinauskamen. Bezeichnet doch Carlyle einmal selbst sein Interesse an Emersons Essais als ein rein formales. Ueber die Meinungen des Verfassers und sein „Weltschema" geht er hinweg, aber daß es ein wahres und ein selbständiges Buch war, schien ihm Grund genug zur Uebernahme der Vorrede. Der anfängliche Gegensatz zwischen Carlyle und seinem Publikum kann nicht größer gewesen sein, als der zwischen dem Idealisten Emerson und seinen praktischen Amerikanern. Die ersten Essais waren geradezu ein Schlag ins Gesicht, aber sie wirkten, und das Volk wußte den Mann zu ehren, der ihm die bittersten Wahrheiten gesagt hatte. Keiner hatte so heftige Worte, so spöttisches Achselzucken für den materialistischen Geschäftsgeist als er, keiner hielt so unerschrocken das Banner des Idealismus gegen alle Angriffe hoch. Sein Ziel war die Bildung von Persönlichkeiten, sein Prinzip das: „Werde, was du bist." Unermüdlich wirkt er in zahllosen kleinen Arbeiten, teils systematischer, teils historischer Art, durch Aufzeigung von Beispielen in diesem Sinne. Er ist vielleicht in noch höherm Grade der Erzieher seines Volkes zu nennen als Carlyle. Seine Predigt betrat seltener den Umweg der Geschichte, seine Gedanken sind kühner, seine Beredsamkeit fortreißender. Unschwer ließe sich vielleicht seine Gedankenwelt restlos aus der Philosophie des deutschen Idealismus konstruiren: wir brauchen deshalb Emerson nicht minder, denn uns fehlt ein Agitator jener Gedanken, ein Mann, der von dem Wunsche, durchzudringen, beseelt ist, der seine Gedanken von dem Schulgewande zu befreien versteht, ohne ihnen zu schaden. Haben wir doch an Nietzsche gesehen, welches Verlangen in unsrer gebildeten Welt nach einem Erzieher besteht, selbst wenn er nur Fichtesche Gedanken auf die Spitze treibt und sie in glänzende Formen zu gießen weiß.

Mit Absicht gehe ich mit keinem Wort auf Emersons Weltanschauung ein, es wäre ein Unrecht, sie auf ein paar Zeilen verstümmeln zu wollen. Für heute genüge nur der Hinweis auf die deutsche Uebersetzung eines Teiles der Essais, die Dr. Karl Federn in sorgfältiger und liebevoller Weise übernommen hat. Der erste Band (Hendels Bibliothek der Gesamtlitteratur, Nr. 821 bis 822) enthält: „Selbständigkeit," „Eine Vorlesung," „Der Dichter," „Persönlichkeit," „Manieren"; der zweite Band (ebenda, Nr. 903 bis 905, beide zusammen gebunden 1,50 Mk.) bringt „Die Repräsentanten der Menschheit." Jeder Teil ist mit einer feinen und geistreichen Einleitung versehen. Die „Repräsentanten" sind neuerdings auch bei Reclam (Nr. 3464 bis 3465) zu haben, und ich kann den Wunsch nicht unterdrücken, die beiden Konkurrenzunternehmungen möchten doch nicht sich gegenseitig das Wasser abgraben, sondern in friedlichem Wettstreit jede nach eigner Wahl aus der Fülle des sich Bietenden das Wertvolle aufnehmen. Emerson allerdings verdient es, zweimal übersetzt zu werden.

Pl

(Lebensweisheit) Sollte man nicht denken, nur eine gar ruhige, aufregungslose, zeithabende Zeit würde sich mit Problemen beschäftigen, die diesem Stichwort verwandt sind; wie kommt es aber, daß gerade die Schaufenster der Buchhändler von heute mit Büchern über das „Glück," die „Kunst zu leben" und Aehnlichem so überreich versehen sind? Weil die Mehrzahl auch nicht einmal über die Hauptrichtung ihres Lebens im Klaren ist. Kein Wunder, daß sich Führer nach allen Himmelsgegenden massenhaft anbieten — und was für Führer! Mich erinnert solcher Eifer an das Geschrei der Hotelportiers an großen Bahnhöfen oder der Gebirgsführer in den Zentralstationen der Alpengegenden. Daß dieser Wettbewerb auch Treffliches hervorgebracht hat, braucht den Lesern von Hiltys „Glück," den „Lebenserfahrungen eines Siebzigers" (kürzlich in neuer Auflage) u. s. w. nicht erst versichert zu werden. Und doch — wen überfiele bei dieser Lektüre nicht das Gefühl: hier wird Individuelles verallgemeinert, hier werden Schafe und Böcke mit strenger Richterhand auf eine Weise geschieden, die durchaus nicht einwandsfrei ist? Ich wüßte Leute zu nennen, die aus diesem Grunde in solchen Büchern nichts für sich finden. Und da kenne ich ein Buch, das mit Unrecht von dem Neuen verdrängt wurde, dem es doch überlegen ist, ich meine die Gedanken und Erfahrungen über Ewiges und Alltägliches von Frau Charlotte Duncker (3. Aufl. Halle, Max Niemeyer, 1886. 8 Mk., geb. 11 Mk. 2 Bände). Die ältern unsrer Leser erinnern sich noch der biographischen Skizze der Verfasserin (Jahrgang 1890, Spalte 814), die auch dem „ABC-Buch" einige anerkennende Worte gönnte. Der treue Geleiter jener Bände, Ritschls Freund Otto Nasemann, der mehrmals das beklemmende Schauspiel erleben mußte, für ihren Verfasser gehalten zu werden, ist nun auch nicht mehr unter uns, und das Exemplar, das ich kürzlich noch bestellte, sah recht antiquarisch aus. Ich behaupte kühnlich: niemand hat seitdem suchende Menschen mit so sanfter Hand, so scharfem Blick, so großem Wissen und so — beschämender Bescheidenheit durch das Labyrinth der Fragen begleitet, die dem Denkenden Schritt für Schritt zu schaffen machen. Es ist wahr, Hilty liest sich leichter, und in dem Untertitel des Werkes „Für das deutsche Haus" oder in der Verwendung als „Konfirmandengeschenk" erblicken wir nur eine ungewollte Ironie oder einen unbegreiflichen Optimismus. Wer aber möchte nicht seine besten Kräfte anstrengen, um Antwort auf Fragen zu finden, die ihm die nächsten sind? Wer nicht dazu beitragen, daß das deutsche Haus jenes Ideal erreicht, das die edle Verfasserin schon verwirklicht hat? Weihnachten lädt dazu ein.

Pl

(Friedrich Wilhelm Dörpfeld) Aus seinem Leben und Wirken von Anna Carnap geb. Dörpfeld. VII und 664 S. Gütersloh, C. Bertelsmann. 6 Mk.

Nach dem Heimgang Dörpfelds (Oktober 1893) haben diese Blätter dem schlichten und anspruchslosen, aber in seiner Bedeutung für die evangelische Pädagogik hoch verdienten Manne einen ehrenden Nachruf aus der Feder eines seiner Freunde und Mitarbeiter gebracht, später auch das Erscheinen seiner Gesammelten Schriften angezeigt. Jetzt liegt sein ausführliches Lebensbild vor, gezeichnet von der Hand seiner ältesten Tochter, das wir aufs wärmste empfehlen können. Als ältestes Kind des Hauses, in dem achtundzwanzigsten Lebensjahre des Vaters geboren, war sie von da an bis zu seinem Tode nicht von ihm getrennt; sie hat Freud und Leid mit ihm geteilt, namentlich auch nach dem frühen Hinscheiden der Mutter einen Einblick in sein inneres Leben gewonnen und an seinen Arbeiten teilnehmen dürfen, wie kein andres seiner Kinder. Sie war darum vor andern berufen, uns ein Bild seines Lebens und Wirkens darzubieten. Die Verfasserin schildert Land und Leute der Heimat Dörpfelds, Elternhaus und Jugendzeit, die Vorbereitung zum Lehrerberuf und Anfang und Wachstum in ihm. Die guten Freunde und getreuen Nachbarn, die sich der Heimgegangne im Wupperthale und in ganz Deutschland erwarb, werden zum Teil skizzirt, und namentlich werden auch die Briefe von Dörpfeld an Freunde, sowie Briefe an ihn und über ihn zur Ausführung des Lebensbildes herangezogen, das einen tiefen und ernsten Eindruck zu machen nicht verfehlen wird. Möchte das Buch auch über den Kreis der Berufsgenossen hinaus recht viele Leser finden.

P Diehl

(Unsere Tante Rappard) Ein Lebensbild mit Anhang ihrer eignen Briefe von Dorothea von Hopfengärtner geb. Freiin von Massenbach. Verlag des Süddeutschen Verlagsinstituts in Stuttgart. 218 S. 5, geb. 6 Mk.

Dieses Lebensbild einer edlen Frau, die in ihrem Kreise thatkräftiges Christentum übte, wird bei denen, die sie noch kannten, ihr Gedächtnis warm wieder aufleben lassen, und auch solche, die sie nicht kannten und Freude an dieser Art Bücher haben, erbauen.

D R

(Diener und Streiter Jesu Christi) von P. D. von Blomberg. Barmen, Wupperthaler Traktat-Gesellschaft, 1896. 59 S. 60 Pfge.

Die Verfasserin ist den Lesern der Christlichen Welt bereits bekannt durch ihre Reisebeschreibungen aus ihrer südafrikanischen Thätigkeit in Nr. 1 bis 4 dieses Jahrgangs. Das hier vorliegende Büchlein ist getragen von dem einen Gedanken, die Christen aus ihrer oft bewunderungswürdigen Gleichgiltigkeit und Trägheit aufzurütteln. Dazu benutzt sie nach bekanntem Muster das Bild des Soldaten, nur daß sie das Gewicht nicht auf die Rüstung, sondern, der modernen Kriegsführung entsprechend, auf das Kommando legt. Die Abschnitte des Buches tragen als Ueberschriften die Kommandoworte des himmlischen Kriegsherrn: Achtung, Stillgestanden, Rechtsum, Vorwärts! Manch beherzigenswertes Wort ist in dem unscheinbaren Büchlein enthalten.

Cl

(Deutsch-evangelische Charakterbilder) Bei H. Ebbecke, Verlagsbuchhandlung in Leipzig, ist eine Neue Folge der von Hofprediger D. Rogge herausgegebnen Deutsch-evangelischen Charakterbilder erschienen. Preis: brosch. 2,80 Mk., Lnbd. 3,60 Mk., m. G. 4 Mk. Sie enthält: Christian Fürchtegott Gellert — Friedrich Gottlieb Klopstock — Johann Friedrich Herder — Johann Georg Hamann — Jung-Stilling — Matthias Claudius — Johann Peter Hebel — Johann Gottlieb Fichte — Friedrich Schleiermacher — Claus Harms — Karl Freiherr vom und zum Stein — Ernst Moritz Arndt — Max von Schenkendorf — Philipp Spitta — Johann Friedrich Oberlin — Johannes Falk — Johann Heinrich Wichern — Theodor Fliedner.

Wenn die Verlagshandlung sagt, für Volks- und Schulbibliotheken sei das Buch besonders geeignet, so kann man dem nur beipflichten; aber es giebt auch für die „höhere Jugend" ein gediegnes Weihnachtsgeschenk ab. Leider muß man Porträts vermissen. Hebel und Spitta sind, wie das Vorwort bemerkt, auf Wunsch des Verlegers eingefügt; bei Hamann ist das Lebensbild aus Pipers Evangelischem Kalender von 1862, bei Jung-Stilling der bezügliche Artikel der Allgemeinen deutschen Biographie wesentlich zu Grunde gelegt; sehr vorzüglich ist gleich anfangs Klopstock behandelt; Wichern und Fliedner hier zu finden wird vielen besonders erfreulich sein.

Ph

(Schillers Frauengestalten) von Julius Burggraf. 31 Bogen. 5, geb. 6 Mk. Stuttgart, Karl Krabbe.

In gefälliger plastischer Darstellung führt uns der Verfasser diese „Frauengestalten" vor die Seele. Gern lassen wir uns von ihm die altbekannten Heldinnen in Schillers Dramen schildern und freuen uns, des Dichters Meisterwerke einmal unter diesen einen Gesichtspunkt ge-

stellt zu sehen. Man hat oft gesagt, Schiller habe für Frauencharaktere kein Verständnis gehabt. Burggraf ist andrer Meinung: „Wenn jemals ein Dichter ein echtes Weib geschaffen hat, so war es Schiller, als er diese drei Gestalten [Elisabeth im Don Carlos, Thekla im Wallenstein und Gertrud im Tell] ins Dasein rief. Bis in jeden kleinen Zug hinein sind dieselben mit einer Naturwahrheit, die der Goethes in nichts nachsteht, aus der tiefsten Seele ihres Geschlechts heraus gebildet.“*)

Noch dankbarer aber sind wir dem Verfasser dafür, daß er uns einmal im Zusammenhang mit den Frauen bekannt macht, die auf des Dichters Leben und darum auch auf sein Dichten großen Einfluß ausübten. Von ihnen wieder spinnt er die Fäden zu den Gestalten der Dichtung und zeigt uns, daß zwischen beiden ein unverkennbarer Zusammenhang besteht. Am liebsten verweilten wir beim fünften Kapitel „Reiches Glück,“ das uns den großen Dichter im Verhältnis zu seiner Lotte schildert, und niemand wird ohne Wehmut das letzte Kapitel „Trauernde Liebe“ lesen können. Hier tritt uns Charlotte von Schiller im Schmerz um den Verlust ihres Gatten in bewundernswerter ihm ebenbürtiger Größe und Charakterstärke entgegen. Wir gewinnen sie lieb und verehren mit ihr den großen Mann, um den sie so tief und aufrichtig trauert, in dessen Sinn und Geist sie sich aufrichtet und fortlebt, ihren Kindern eine treue Mutter, bemüht, in deren Seelen das Bild des Vaters zu malen.

Und dies möchte wohl auch der Verfasser für uns thun, und es ist ihm gelungen. — Die Ausstattung des Buches ist vorzüglich.

L D

(Noch einmal: Die Söhne des Herrn Budiwoj) Eine Dichtung von August Sperl. 2 Bände, 10, geb. 12 Mk. München, Beck.**)

Ich habe über der Vertiefung in diesen historischen Roman, dessen Vorgänge sich inmitten des Kampfes zwischen Deutschen und Böhmen in den Tagen Rudolfs von Habsburg abspielen, mehr und mehr die Widmung des schönen Buches: „Meinen Eltern in kindlicher Liebe und Dankbarkeit“ vor Augen behalten, vor allem mußte ich mir die Freude der Mutter an der Erzählung ihres Sohnes bei jeder neuen Verkündigung von dem unvergleichlichen Werte der Seelenschönheit vorstellen. Denn gerade dadurch ist dieser Roman ein verpflichtendes Buch, daß er die Ueberzeugung im Leser erneuert, daß Seelenadel ein köstliches Ding ist. Ein sonniger Blick für solche Menschen, in denen die Lust am Guten, das Feuer naiver edler Lebensrichtung brennt, zeichnet offenbar den Verfasser aus, und die hohe Objektivität seiner direkten Darstellung führt zu Einzelbildern und Szenen von unvergeßlicher Eindringlichkeit der Zeichnung. Da alle Vorgänge, ja auch die Zustände, diesem Dichter zum Drama, zum unmittelbaren Abspiel des Lebens werden, so schmilzt auch der hohe, wertvolle Gedankenreichtum und das Geschichtlich-Unterrichtende hinein in diesen Fluß des Geschehens.

Daß der Dichter das Leben jener Zeit nun als ein Historiker dargestellt habe, darf ich nicht sagen. Wir haben wohl eine Theorie des geschichtlichen Romans, nur ist der geschichtliche Roman selbst noch nicht geschrieben. Unsrer Neuzeit ist es nur in einem epischen Dichter gelungen, Epen zu schaffen, in deren Adern das Blut der von ihm dargestellten Vergangenheit rinnt, in Thomas Carlyles „Französischer Revolution“ und in seiner wunderbaren Umdichtung der Chronik Jocelins in „Vergangenheit und Gegenwart.“

Und doch ist dies Buch, das der Verfasser ausdrücklich nur eine Dichtung nennt, seiner Methode nach ganz und gar ein geschichtlicher Roman: die Gegensätze zweier Völker sind das beherrschende Element und obgleich die Charaktere in ihrer zeitlosen Selbständigkeit auftreten, so entfalten sie sich doch ausschließlich an den historischen Ereignissen und versinken stumm mit der fortrauschenden Welle der Begebenheiten. So hört man mit einemmale nichts mehr von den Eltern des Helden, von seinem alten Freunde dem Altmarschalk, und neue Wellen bringen ganz unerwartet neue Menschen, wie den zweiten Bruder des Helden. Die ganz eigentümliche Erzählungsweise in kleinen Einheiten inmitten des Kapitelzusammenhanges erinnert an das älteste französische Epos und macht die Wellen des Geschehens damit einzeln sichtbar, und doch erhält keine Einzelwelle allzuviel Recht.

Treu erfüllt dieser historische Roman das Versprechen, das er mit seinem Titel abgelegt hat, er erzählt die Schicksale der Söhne des Herrn Budiwoj; die großen Träger des historischen Gegensatzes, Ottokar und Rudolf von Habsburg, erscheinen nur, wo sie der Zusammenhang nicht entbehren läßt.

Die Sprache ist vollendet und gleich fortreißend im Ausdrucke der Leidenschaft wie frommer Innerlichkeit. Keine Szene begegnet, die nicht am Familientische vorgelesen werden könnte, ein Buch für Alte, um sich zu prüfen, ob sie Treue gehalten haben, ein Buch für Junge, um die

*) Für Schillers Frauencharaktere tritt in einer Besprechung desselben Buches, Prof. Kirchenz. Nr. 48, sehr energisch Professor Otto Pfleiderer ein, indem er u. a. sagt: „Was ist im Grunde die heutige Frauenbewegung andres als das völlig berechtigte Streben der Frauen, aus der gretchenhaften Naivität, die zugleich Unmündigkeit und Schwachheit ist, zur Klarheit und Freiheit des Wissens und Wollens und damit zur Vollkraft sittlicher Charaktere sich emporzuringen. Dabei kann ihnen Schiller mehr als jeder Andre Führer werden, denn so wie sein prophetischer Genius die edle Frau geschaut hat, so in Wirklichkeit immer allgemeiner zu werden, das ist das ideale Ziel der heutigen Frauenbewegung, mindestens innerhalb des deutschen Volkes.“ D H

**) Derselbe Roman ist schon in voriger Nummer besprochen worden. Wenn zwei Mitarbeiter wie F. v. Oertzen und Hermann Oeser sich aufmachen, ein Werk zu empfehlen, dann muß es doch gut sein. Wir mochten keine der Besprechungen unsern Lesern vorenthalten. D H

Wange von der Glut aufleuchten zu lassen, die die Offenbarung adlicher Seelen in jungen Herzen entzündet. Hermann Oeser

(Novellen von Adolf Schmitthenner) Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 506 S. Gebunden 6 Mk.

Man durfte wohl gespannt sein auf dieses neue Werk Schmitthenners, des Verfassers der „Psyche.“ Und wirklich offenbart sich auch hier die unmittelbar ergreifende Dichter- und Erzählergabe des Verfassers. Besonders die erste, größere Novelle „Ein Michel Angelo“ ist ein Meisterstück psychologischer Entwicklung und mitfortreißenden Erzählens. Es geht ein kräftiger, starker Zug durch diese Novellen; Schauerliches, Unheimliches bleibt dem Leser nicht erspart. Aber Idealismus und der Gedanke der höchsten innern Reinheit machen die Lektüre des Buches zu einem frommen Genuß. Direkt religiös ist nur die kleine Novelle: „Was der Vetter von seinem Nachbar dem Wittlinger erzählte.“ Möchten viele gebildete Männer und Frauen sich an dem Buche erquicken.

D R

(Ein Narr) Roman von Hans von Kahlenberg. Dresden und Leipzig, Carl Reißner. 3 Mk.

Wir begegnen hier einem christlich-sozialen Tendenzroman von künstlerischer Bedeutung, mit seltener Darstellungskraft, seltener Sprachgewalt geschrieben und getragen von den edelsten Gedanken modernen Christentums, d. h. eines Christentums, das nicht die Dogmatik, sondern die Nachfolge Jesu Christi im Lieben und Leiden zum Mittelpunkt und zur Triebfeder hat, eines Christentums voll lebendiger Realität und in Thaten umgesetzter Konsequenz.

Der Narr ist Johannes Lindemann, ein junger Geistlicher, Sohn eines Großindustriellen, der inmitten einer übelberüchtigten Fabrikbevölkerung seine aufopfernde, schlechtgelohnte, vielverhöhnte Liebesthätigkeit entfaltet. Wir finden in diesem Buch eine Fülle von typischen Personen und Zuständen, wie sie meisterhafter nicht gezeichnet werden können. Der äußerlich rauhe und innerlich weiche Dr. Wolf, die ehrliche Aufwärterin Frau Schulze, mit ihrem Tugendstolz und ihrer unbarmherzigen Verachtung des „Lumpenpacks,“ der alte versoffene Rüppers, der Arbeiter Wolowsky mit seiner Lebensgeschichte und seiner Entwicklung zum Anarchisten, die Familie Müntmann, die gutmütige, aber verlotterte Lene, der alte, altmodische, gottesfürchtige Vater Jensen, der junge Jensen, Sozialdemokrat und Sprecher seiner Partei, das Arbeiterfamilienleben mit allem Guten, was dabei sein Dasein noch fristet, mit allem Bösen, das im Sumpfe solcher Verhältnisse wuchert, sind mit einer Plastik, einer Herz und Gewissen aufscheuchenden Sprachgewalt geschildert, daß man sich nur schwer dem Eindruck einer so eindringlichen Predigt entziehen kann.

Im Hause des Kommerzienrats Lindemann begegnen wir den Typen der sogenannten guten Gesellschaft in der Person des ehrenhaften aber harten Kommerzienrats, seiner gutmütigen, gedankenlosen, materiellen Frau, seines Stiefsohnes, des Leutnants Paul Feddersen, dieses äußerlich geschliffenen und innerlich rohen Genußmenschen, des Regierungsrats, mit dem zur Zeit korrekten Wohlwollen für Religion und Sozialpolitik, des uckermärkischen Gutsbesitzers und Andern. Die Darstellung einer sozialdemokratischen Versammlung, Schilderung von Rednern und Reden, die Festrede des Kommerzienrats Lindemann bei Eröffnung einer Eisenindustrieausstellung, die Predigt von Johannes Lindemann in der Marienkirche, seine Unterredung mit dem Superintendenten sind an sich kleine Meisterwerke. Der Wirklichkeit nicht ganz entsprechend scheint mir die Schilderung der Orgie im Hause des reichen Bertoni. Die Farben sind hier etwas stark aufgetragen. Bertoni selbst ist zu barock und ermüdet mit seinen exzentrischen Tiraden, wenn auch viel Geistreiches dabei unterläuft.

Johannes Lindemann, der Held des Buches, verkörpert ein ethisches Ideal, ohne deshalb etwas Unnatürliches oder Gemachtes zu haben. Ein solcher Mensch, von Natur zartfühlend, mitleidig, gerecht, von dem die Liebe Jesu Christi Besitz ergreift und in dem der Meister selbst Gestalt gewinnt, ist völlig möglich, ohne gerade häufig zu sein. Menschlich gesprochen ist er ein „Narr“: er liebt, wo er nicht geliebt wird, er arbeitet ohne viel Erfolg, er leidet und entbehrt, ohne Andern scheinbar zu nützen, er glaubt an die Menschen unermüdlich, unentmutigt — niemand glaubt an ihn.

Narr! Sie haben ihm alle entgegengeschleudert, sein Vater, seine Freunde, auch das arme Volk, dem er dienen möchte. Ja, ein Narr vor der Welt! Und doch, wer dächte hier nicht an das Wort des Apostels Paulus, daß die Thorheit Gottes weiser ist, als die Menschen und die Schwachheit Gottes stärker als die Menschen. Mehr solcher Narren, und wir würden die Bitten unsers Vaterunsers mit unsern Augen in Erfüllung gehen sehen: Dein Reich komme; Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden.

Die Erzählung erhält von Anfang bis zu Ende in lebhafter Spannung; Inhalt und Form sind gleich fesselnd, und verdient dies Buch in weiten Kreisen nicht nur gelesen, sondern auch beherzigt zu werden. A Wegele

(The Autobiography of a Truth) By Edna Lyall. London, Longmans, Green and Co. 1 Sh.

Unter dem Titel Autobiography of a Slander, „Geschichte einer Verleumdung,“ ist früher ein kleines Buch derselben Verfasserin erschienen, das auch ins Deutsche übersetzt wurde (j. Christliche Welt 1895, Nr. 43). In ihrem neusten Werkchen, dessen Reinertrag für den armenischen Hilfsfonds bestimmt ist, erzählt uns Edna Lyall die „Geschichte einer Wahrheit,“ oder vielmehr, sie läßt die Wahrheit selbst erzählen, wie es ihr gelingt, über alle Hindernisse zu triumphiren. Diese Wahrheit ist, daß „alles Gute in der Welt sich nur dadurch verwirklicht, daß jeder Einzelne mutig und unerschrocken seine Pflicht thut.“ Es werden

uns die Schicksale eines jungen Armeniers und seiner Braut geschildert und gezeigt, wie der Beiden standhaftes Ausharren und opfermutige Treue schließlich den Sieg davonträgt über fremde Gleichgiltigkeit und eigne Schwäche.

Leider steht die Komposition nicht auf der Höhe der schönen Aufgabe, die sich die Erzählerin gestellt hat: ihre Landsleute für die armenische Sache zu erwärmen und aus ihrer Apathie gegenüber der türkischen Mißwirtschaft aufzurütteln. Aber die Wärme und Begeisterung, mit der Edna Lyall ihre Stimme für das unterdrückte armenische Volk erhebt, wird auch auf deutsche Leser nicht ohne Wirkung bleiben. Wer die frühern Romane der Verfasserin kennt, findet in der kleinen Erzählung einige ihm liebgewordne alte Bekannte wieder. A Hr

(**The Bondman by Hall Caine**) Leipzig, Tauchnitz, 2 Bde. 3,20 Mk. Aehnlich wie durch das im vorigen Jahre empfohlene Buch desselben Verfassers geht auch durch diesen Roman ein großer Zug. Das Thema, das Hall Caine sich gestellt, hat er dem Buche als Motto vorangesetzt: „Die Rache ist mein, ich will vergelten," und einer seiner Helden zieht am Schluß das Fazit: „Wie doch der allmächtige Gott unsre kleinen Leidenschaften in Fetzen reißt und seine Ziele erreicht ihnen zum Trotz." Ergreifend ist uns dies in den Lebensführungen, denen wir folgen, dargelegt. Hall Caine ist ein Dichter, und es ist die Macht der Liebe, die er besingt; der Liebe, die in der Kraft Gottes Finsternis und Haß in Licht zu wandeln weiß, wenn sie auch das eigne Leben daran geben muß. — Die Geschichte spielt in Irland und auf der Insel Man. Es sind rauhe und wilde Gegenden, die uns geschildert werden, und rauhe und wilde Charaktere, leidenschaftlich in ihrem Denken und Thun, in ihrem Haß, wie in ihrer Liebe. Aber diese behält den Sieg, weil Gott über uns nicht Gedanken des Zorns, sondern des Erbarmens hat, und seine Rache ist, daß er uns segne! — Wer das früher besprochne Buch las, weiß, wie der Dichter uns nicht durch philosophische Betrachtungen, sondern durch den Gang der Geschichte, die Erlebnisse und die Entwicklung seiner Helden für seine Gedanken zu gewinnen weiß, für ihn wird es einer weiteren Empfehlung nicht bedürfen. Denen, die Hall Caine noch nicht kennen, sei sein Roman als eine Perle unter den vielen minderwertigen englischen Büchern genannt, die bei uns so eifrig gelesen werden. H v Dungern

(**Jota**) Wenn ich die Feder zur Hand nehme, um den Lesern der Christlichen Welt ein paar kurze Worte über ein Buch zu sagen, das ich soeben tiefbewegt aus der Hand legte, so geschieht es in der Hoffnung, daß ihnen bald von berufner Seite ausführlicher über das Buch und die darin berührten Fragen berichtet werde, und in dem Bewußtsein, daß diese wenigen Zeilen ihm nicht gerecht werden können. — Children of circumstance (Leipzig, Tauchnitz, 2 Bde. 3,20 Mk.) ist sehr schön geschrieben, die Schilderung der Verhältnisse und Situationen ist äußerst lebendig; aber vor allem, es ist ein edles Buch, ein Buch, das uns besser machen sollte, wenn wir es recht gelesen haben: Jota versteht es, uns die von ihr geschilderten Menschen wirklich nahe zu bringen. Es sind Idealmenschen, aber es sind doch Menschen, mit all ihren Fehlern und Eigenheiten und ihrer Sünde. Nur möchte uns die Verfasserin neben vielem Andern, was sie uns zu sagen hat, auch das Eine lehren, das Gute und Schöne in unsern Nebenmenschen und in ihrem Leben zu sehen und zu suchen, und nicht, wie es so vielfach geschieht, nur das Häßliche. Aber dies ist nur ein nebensächlicher Gedanke, der zwischen den Zeilen steht; die andern wird der Leser selbst finden, sie sind zu groß und zu ernst, und es würde zu weit führen, sie an dieser Stelle zu besprechen. — Noch eins. Es ist kein Buch für den Familientisch. Unsre ganz jungen Mädchen, die wohlbehütet von Vater- und Mutterliebe eben erst ins Leben schauen, das so golden vor ihnen liegt — die Folded-lamb girls, wie sie in dem Buche mit einem unübersetzbaren Ausdruck einmal genannt werden —, die noch keine Ahnung haben von den Konflikten, den Versuchungen und der Sünde, die das Leben bringt, und all dem Weh, das sie im Gefolge haben, sollten es vielleicht lieber nicht lesen. Aber wie zahlreich sind sie noch, diese ahnungslosen, unberührten Mädchen, besonders in unsern Großstädten? Und wie viele Bücher werden in ihre Hände gelegt, die sie noch viel, viel weniger lesen sollten, weil sie sie nicht besser machen! — Allen andern Lesern und Leserinnen dieses Blattes sei die Novelle aufs wärmste empfohlen.

Das zweite, auch bei Tauchnitz erschienene Buch derselben Verfasserin: They ellow aster (1 Bd., 1,60 Mk.) mag hier auch erwähnt werden, wenn ich es auch Andern überlassen muß, darüber zu urteilen. H v Dungern

(**Oskar Aagaard**) Pastor in Enebak bei Christiania, ist in seiner Heimat kein unbekannter Schriftsteller, und einige seiner Werke haben auch schon nach Deutschland ihren Weg gefunden. Soeben gehen uns zwei neue Bücher von ihm in deutscher Uebersetzung zu: die Erzählung Mein Sonnenstrahl (Autorisirte deutsche Ausgabe von Pastor Hansen in Hohenaspe. Leipzig, Ungleich, 1896. 158 S. 2,20 Mk., geb. 3,20 Mk.) und: Auf Streifzügen. Skizzen und Studien (Dessau, Baumann, 1897. 245 S. 3 Mk. geb. 4 Mk.). „Mein Sonnenstrahl" ist eine einfache, schlichte, aber liebliche und wohlthuende Erzählung, von einer jungen Waise, die zwei alten Junggesellen Sonnenschein in ihr einsames Leben bringt. „Auf Streifzügen" bietet eine Zahl von Einzelschilderungen aus dem norwegischen Leben, ohne Handlung, aber voll Stimmung, darunter auch eine Weihnachtsgeschichte. Beide Bücher tragen den eigentümlichen Charakter der norwegischen Dichtung, jene schwermütige und starre, doch tiefe und innige Art dieses Volkes, das, wie man treffend gesagt hat, darin seinen Bergen ähnelt. Wer daran Gefallen hat, der greife hier zu. Cl

(**Ein Epilog zu der Kriegslitteratur**) von 1870/71 ist unter dem Titel: Beim Stabe der Königl. 5. Infanteriedivision 1870/71

vom Generalsuperintendenten D. Felix Kretschmar erschienen bei Friedrich Emil Perthes in Basel (233 S., geb. 4 Mk.). In fesselnder Darstellung bringt der Verfasser in Tagebuchform lebensvolle Bilder aus dem Kriege, die einen Einblick in die kriegerischen Erlebnisse und in die Stimmung der Mitkämpfer gewähren. Das Eigenartige des Buches liegt in dem vollen Zusammenklang des Ewigen und des Alltäglichen, der großen und der kleinen Saite des Menschenherzens: es schildert uns den furchtbaren Ewigkeitsernst des Schlachtfeldes, aber auch die scherzhaften Szenen des Feldlagers mit dem unverwüstlichen Soldatenhumor mitten unter drohenden Gefahren. Das Buch darf trotz seines militärischen Titels den Anspruch erheben, die weitesten Kreise zu interessiren, und wird auch unter dem Christbaum vielen eine willkommne Gabe sein. O A

(**Die Fröschweiler Chronik illustrirt**) Mit wachsender Freude nimmt man jedes neue Heft dieser illustrirten Ausgabe der Fröschweiler Chronik zur Hand. Ueberaus reich und anschaulich ist dieser Bilderschmuck von Ernst Zimmer, die Wiedergabe vortrefflich. Bis Weihnachten sollen alle vierzehn Hefte vorliegen. München, Beckscher Verlag. 7 Mark. R

(**Marinebilder**) von W. Buning. Hendelsche Bibliothek der Gesamtlitteratur 906. 25 Pfg., geb. 50 Pfg.

Die Holländer sind doch das sauberste, liebenswürdigste, gemütlichste Volk; wer wagt zu widersprechen? Aber ach, Behaglichkeit ist nicht die Wiege der Größe, und darum erfährt man nicht eben viel von Litteratur und Kunst unsrer Vettern; um so überraschender und wohlthuender sind die Ausnahmen. Haben nicht manche unter uns einem de Génestet und van Enden freundliche Stunden und liebevolle Hilfe zu verdanken? Und sollte Buning nicht schwere Herzen leichter machen und düstere Gedanken bannen können? Einen Vergleich mit Hedenstjerna ziehe ich nicht nur, weil sie sich in meiner Bibliothek zusammengebunden finden: das ist nur eine Folge innerer Verwandtschaft. Beide appelliren an unsre Herzensteilnahme und geben uns etwas von ihrem weinenden Humor; beide erzählen vom schlichten Kleinleben, dessen Größe sie suchen und finden. Aber nun der Unterschied! Was Hedenstjerna mit Worten zu sagen oder anzudeuten wagt, hüllt Buning in das Gewand scheinbarer Rauheit; wir ahnen nur Schmerz und Freude, Entsagung und Glück in diesen kleinen Seemannsgeschichten, Worte wären ein zu massiver Ausdruck dafür bei so naiven und doch so weichgesinnten Menschen. — Ist jemand schon in starrer Gebirgseinsamkeit auf ein bewohntes Fleckchen gestoßen, wo zarte, duftende, bunte Blümchen stehen, wo weicher Epheu sich um wilde Felsen freundlich, schmeichelnd rankt? Nun, so ungefähr! Pl

(**Karl Stöber**) ausgewählte Erzählungen mit Bildern. 4. Bändchen: Möhren. Nebst weitern Erzählungen. 4. Aufl. 5. Bändchen: Das Elmthäli. N. w. E. 7. Aufl. 6. Bändchen: Der Schneider von Gastein. Andrea. N. w. E. 6. Aufl. (Stuttgart, Steinkopf, 1896. à 160 S. à 75 Pfge.) In schöner Ausstattung bietet der Steinkopfsche Verlag die Erzählungen des bekannten und beliebten Erzählers vom Altmühlthal in schönen Einzelbänden. Sie sind ein Schatz jeder Hausbibliothek, eine wertvolle Bereicherung jeder Volksbibliothek. Obwohl die Erzählung 4, 1—62 „Möhren" für Kinder etwas zu hoch sein dürfte, sind doch die andern Geschichten dieses Bändchens so kindlich frisch geschrieben, daß man sie jedem Schulkind in die Hand geben kann. Das fünfte — von den vorliegenden das zarteste und schönste — und sechste Bändchen passen im ganzen Umfang für Kinder, obwohl auch jeder Erwachsene sie mit Interesse lesen wird.

Am 30. November feierten wir den hundertsten Geburtstag des biedern bayrischen Pfarrers. In Pappenheim, wo er geboren ist, hat er auch lange Jahre als Dekan gelebt, hier im lieblichen Altmühlthal spielen fast alle seine Erzählungen, die, so recht aus dem deutschen Volksleben herausgeboren, alle eine wohlthuende religiöse Wärme atmen. Dl

(**Das Rechte thu in allen Dingen**) Von H. Brandtstädter. Düsseldorf, August Bagel. 211 S. Geb. 3 Mk. Es ist nicht leicht, für die heranwachsende Jugend zu schreiben, aber Brandtstädter versteht es. Wer Erichs Ferien von ihm kennt, wird auch dies neue Buch kaufen. Möge diese fesselnde Schulgeschichte auf viel Weihnachtstischen ihren Platz finden, sie ist ebenso nützlich wie erfreulich. E R

(**Was wir lieben und pflegen sollen**) das wird uns recht ans Herz gelegt in der unter diesem Titel bei Heitz und Mündel in Straßburg erschienenen Sammlung von Naturansichten und Schilderungen aus den Werken des John Ruskin. Uebersetzt und zusammengestellt von Jakob Feis. 149 S.; 2 Mk. Die Liebe zur Natur möchte der Verfasser in uns beleben, und auf welche Weise, sagen wohl am deutlichsten seine eignen Worte: „Nur Wenige sind begünstigt, die großartigsten Gegenden der Erde kennen zu lernen; der Himmel jedoch ist für Alle und ist so eingerichtet, daß seine Arbeit das Menschenherz jederzeit tröste, erhebe, besänftige und von Schlacken und Staub läutere." In demselben Sinne handelt das Büchlein von Gras, Moos, Steinen u. s. w. wahrhaft herzerquickend. E R

(**Allerleirauh**) Tiergeschichten für Kinder von O. Verbeck. Mit 39 Illustrationen von Ch. Votteler. Leipzig, Grunow. 72 S. Großoktav, kart. 5 Mk.

Wer sich und seinen Kindern eine besondere Weihnachtsfreude bereiten will, der soll sich vom Christkind noch schnell „Allerleirauh" bestellen. Denn wenn da oben steht: Tiergeschichten für Kinder, so kann man getrost hinzufügen: für Kinder von 6—70 Jahren. Ich las noch nie eine so entzückende Tiergeschichte, wie die erste in diesem Buche: Die Hühnermutter. Und das Beste daran ist, daß sie, wie die andern auch, wirklich passirt ist. Auffallend feine Beobachtung, guter Humor, vor allem natürlich warme Liebe zu den Tieren, dazu allerliebste

Illustrationen verbunden mit der Erzählerkunst der Verfasserin machen diese Geschichten zu etwas Herzerquickendem. Also noch schnell auf den Wunschzettel geschrieben! D R

Quittung

Für Armenien (die mit * versehenen Gaben insbesondre für die armenischen Waisen): 258 Mk. gesammelt vom Gemeindeblatt für Rheinland und Westfalen in Wolf a. d. Mosel; 130 aus der Gemeinde Bardowo bei Lüneburg; 110,02 gesammelt im Jünglings- und Handwerkerverein in Weißensee in Thüringen; 98 aus der Gemeinde Altenweddingen; 71,50 aus der Gemeinde Allstedt*; je 50 gesammelt im Jünglings- und Handwerkerverein in Weißensee in Thüringen*; B, Eisleben; J M, Primkenau*; 47 aus der Gemeinde Konz-Karthaus; 34,20 aus der Gemeinde Herlinghausen, 3. Sammlung; 32 aus der Gemeinde Eberstadt bei Lich; je 30 gesammelt von U in Hoya a. d. W; R R, Frankfurt a. M.; 26,30 aus der Gemeinde Holzheim, 3. Sammlung; 26 aus der Gemeinde Kirn; je 25 von B C R, Hamburg; S, München*; 24,50 von S, Ellensen*; 21 Sammlung der Philadelphia in Falkenstein i. V.; 20,50 aus der Gemeinde Lüneburg; 15,50 aus der Gemeinde Jankow*; 15 von einem alten Ehepaar in Neumünster*; 11 gesammelt in Ravensburg; je 10 von E F, Freiburg; A R, Frankfurt a. M.; 6,25 gesammelt im Kindergottesdienst in Rödelheim*; 6 von T, Werden*; 5 von C K, Clötze; 3,80 aus der Gemeinde Roldisleben.

Für die armenischen Studierenden: je 50 Mk. von L in H; J M, Primkenau; 25 von S, München; 6 von P M, Halle; 3 von H, Eckenheim.

Herzlichen Dank! Beim Deutschen Hilfsbunde für Armenien ist soeben folgendes Telegramm eingegangen: **„Dringende Not in Charput, viele sterben am Hunger."** D H

Zum Jahreswechsel

bitten wir um rechtzeitige Erneuerung der Bestellung auf unser Blatt und um Werbung neuer Freunde. Die letzte Nummer dieses Jahrgangs wird am 24. d., die erste des nächsten am 7. Januar ausgegeben werden; am 31. Dezember erscheint, der vielen Feiertage wegen, keine Nummer.

D V D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 51 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt
in Frankfurt am Main und Umgegend

treffen sich bis auf weiteres **an jedem ersten Montag im Monat nachmittags 4—6 Uhr** in Frankfurt a. M., **Rosenau**, Reuterweg 8. Frauen sind willkommen. — Nächste Zusammenkunft: 4. Januar: „Die christliche Lehre von der Seligkeit."

Alleinstehende Damen finden in dem schöngelegnen **Eberswalde**, mittelgroße Stadt, 3/4 Stunde per Bahn von Berlin, **gute und dauernde Pension** mit aufmerksamer Verpflegung in einer gebildeten christlichen Familie. Näheres Redaktion dieses Blattes.

Die Familie ist mir persönlich genau bekannt. Ich kann vorstehendes Anerbieten nur aufs wärmste empfehlen. Pfarrer Rade

Soeben ist erschienen:

Hefte zur Christlichen Welt Nr. 25

Die gegenwärtige Lage des Protestantismus

von

Adolf Harnack

Preis 40 Pfennige

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Ein mit guten Zeugnissen versehner cand. theol., der das 1. theol. Examen gut bestanden hat u. bereits 1½ Jahre in einem adel. Hause Kurlands unterrichtet hat, wünscht wieder ein Amt als Erzieher zu übernehmen. Anerbiet. unter **H B G** a. d. Exp. erbet.

Verlag v. Karl Henckell & Co.
Zürich und Leipzig

Sonnenblumen

herausgegeben

von

Carl Henckell

Meisterwerke der Lyrik aller Völker!

Auf feinem Halbkarton in verschiednem Farbendruck mit den Porträts der Dichter und zahlreichen Vignetten. Erscheinen fortlaufend vierzehntägig. Preis des **kompletten I. Jahrgangs**, der sich vorzüglich als **Weihnachtsgeschenk** eignet, 4 Mk. Das Abonnement auf den neuen Jahrgang kostet 2,25 Mk. Die einzelne Nummer 10 Pfg. und die elegante Sammelmappe 1 Mk.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Im Verlage von **Greiner & Pfeiffer** in **Stuttgart** ist soeben erschienen:

Der freie Wille.

Hübsch gebd. 4 Mark.

Oktav. (IV, 304 S.)

Gedanken zur Beruhigung gedrückter Gemüter.

Der Verfasser vertritt in vorliegendem Werke, dem Resultate seines ganzen langen Lebens, die Anschauung, daß wir keinen freien Willen hätten, daß Glauben und Wissen sich nicht gegenseitig ausschlössen, vielmehr Hand in Hand miteinander gingen, sich ergänzten. Der greise Verfasser ist zu dieser Erkenntnis gekommen unter Kämpfen, Leiden und Freuden, durch reifliches Nachdenken über die Probleme des menschlichen Lebens, und wie er selbst in der Weltanschauung, die er sich gebildet hat, Ruhe und Frieden gefunden hat, so dürfte die Schrift wohl imstande sein, auch andern gedrückten Gemütern zur Beruhigung zu dienen.

Das hübsch ausgestattete Buch eignet sich gut zu Weihnachtsgeschenken.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph in Giessen Nr. 162.

Verlag von Friedrich Jansa in Leipzig

Werke von C. E. van Koetsveld
in guter, deutscher Uebersetzung

Skizzen aus dem Pfarrhause in Mastland
Ernstes und Heiteres aus dem Leben eines niederländischen Dorfpfarrers
25 Bogen 8°. Hochelegant geb. 4 Mk.

Inhalt: 1. Der Schreiber auf seiner Studierstube. 2. Der Eintritt ins Pfarramt. 3. Antrittsbesuche. 4. Der Rentner des Dorfes. 5. Meine ersten Predigten. 6. Der Hahn. 7. Der Winter auf dem Lande. 8. Die Kreisbrüder. 9. Der Hausbesuch. 10. Mein Schneider und mein Schmied (Pharisäer und Zöllner im Bauernkittel). 11. Die Aufnahme neuer Mitglieder in die Kirchgemeinde. 12. Armensachen. 13. Das Sterbebett. 14. Die Katechisation. 15. Armut. 16. 17. Das Begräbnis. 18. Der Besuch. 19. Unerwarteter Schluß. 20. Nachschrift.

Kinderpredigten
Band I: **Zehn Kinderpredigten über alttestamentliche Texte**
Band II: **Zehn Kinderpredigten über neutestamentliche Texte**
Geh. à 1,50, geb. 2 Mk.

„Diese einfache, schlichte Sprache in kurzen Sätzen, in anschaulicher, fast plastischer Redeweise, diese reiche Phantasie, diese Innigkeit, das alles ist ganz unvergleichlich." (Correspondenzblatt f. Bayern.) „Ganz ausgezeichnet, einzig in ihrer Art, von herzbezwingender Wärme und Innigkeit." (Pfarrhaus.)

Der Krankenfreund
Frei bearbeitet von
Pfarrer Ernst Müller
2. Auflage. 18 Bogen. Geh. 3, geb. 4 Mk.

„Ein Buch für den praktischen Geistlichen, wie nicht leicht ein zweites. Namentlich für jüngere Geistliche wüßten wir kein instruktiveres und zugleich handlicheres, von Fall zu Fall führendes und bildendes Buch. Hier ist alles nüchtern und klar und doch dabei innig und tief. Auch dies van Koetsveldsche Buch ist in seiner Art ein standard work wie die früher besprochnen Gleichnisse." (Neues Sächsisches Kirchenblatt.)

Die Gleichnisse des Evangeliums
als Hausbuch für die christliche Familie bearbeitet
2. bis 5. Tausend
21 Bogen. Geh. 3, geb. 4 Mk.

Eine wahre Bereicherung der biblischen Erbauungslitteratur. (Theol. Jahresbericht.) Eine Gabe von einzigartigem Reiz. (Evang. Gemeindeblatt.) Eine kostbare Gabe für das christliche Haus. (Allgem. Litteratur-Anzeiger.) Ein wahres Kleinod für jede christliche Familie. (Kreuzzeitung.) Unsre Pfarrer und Laien werden gewiß das gedankenreiche Buch zu den Edelsteinen in unserer religiösen Litteratur rechnen. (Theol. Litteraturzeitung.)

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig, Königsstraße 20 — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage von der Verlagsanstalt Karl Flemming in Glogau

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zehnter Jahrgang

Nr. 52 — Leipzig, den 24. Dezember — 1896

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1472 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Die Gottesgabe der Weihnacht — Der Koffer. Eine Weihnachtsgeschichte — Der Segen der Mission für unsre Kirche in der Gegenwart — Leo XIII. als Papst. Schluß — Die Gefahren der Synodalverfassung. Zu den altpreußischen Provinzialsynoden. Schluß — Verschiedenes: Die Zeit; Freiherr von Stumm und die Saarpastoren; Armenisches; Melanchthon-Spiel von Albrecht Thoma — Quittung — Briefkasten der Redaktion — Zum Jahreswechsel — Anzeigen

Die Gottesgabe der Weihnacht

Gott aber sei Dank für seine unaussprechliche Gabe. 2. Kor. 9, 15.

Das Kind in der Krippe zu Bethlehem, dessen Ankunft in der Welt wir weihnachtlich froh begehen, kann nicht einfältiger nach Herkunft und Würde geschildert werden, als unter dem schönen, herzbeweglichen Namen einer Gottesgabe. Der Ewige, der in einem Licht wohnt, da niemand zukommen kann, der dreimal Heilige, vor dem die Seraphim ihr Angesicht bedeckten, der große Unbekannte, dem Athen in scheuer Fürsorge einen Altar errichtete, der Gott, der noch heute den Erschrocknen und Verzweifelten unnahbar fremd erscheint, hat gethan, was wir ihm seitdem mit unsern geringen Weihnachtsgaben nachthun, er hat uns ein Geschenk gegeben. Wie gut von ihm, daß ers gethan, wie liebreich, daß er unser gedacht hat. Denn auf ihn sind wir doch angewiesen, ob wir wollen oder nicht, von ihm hängt alles ab, Leben und Gedeihen. Wenn er sein Angesicht von uns kehrt, so sind wir verloren. Wenn er uns aber ein Geschenk giebt, so wissen wir, daß er für uns ist, und daß wir Frieden haben. Das macht uns so wohlgemut, das erquickt unsre Seele, das stimmt unsre Harfe auf den Jubelton der himmlischen Heerscharen: Ehre sei Gott in der Höhe!

Und welch eine Gabe hat Gott gegeben! Nicht nur Regen und fruchtbare Zeiten, Speise und Freude, Nahrung und Kleidung, Wohlfahrt und Fortkommen, nicht allerlei Güter nur in der Mehrzahl, zu denen man andre, neue hinzudenken kann, ohne jemals ans Ziel zu kommen, sondern eine Gabe in schlichter Einzahl, die Gabe der Gaben, sein Bestes, Höchstes, sich selbst, sein Herz, sein vollkommnes Wesen. Gott hat der Welt sein Herz geschenkt, das schlägt vernehmlich in dem Kindlein in der Krippe, und dieser Pulsschlag des Gottesherzens, in dem Kindlein in der Krippe lieblich zu spüren, ist fortan der Pulsschlag der ganzen Welt, die treibende Kraft der menschlichen Dinge, das A und O aller Zweckgedanken, die über unserm Leben walten, und ob die Welt und unser Fleisch, ob Vernunft und Erfahrung tausendfach dagegen streiten, so sind wir dennoch selige Leute: wir deuten das Unbekannte aus dem Bekannten, das Unverständliche aus dem Verständlichen, das Fremde nach dem Vertrauten, das Feindselige nach dem Befreundeten, das Fehlende nach der Gabe, die wir empfingen, und preisen die Offenbarung der ewigen Gottesliebe in Christo als Kern und Stern nicht nur der Weihnacht, sondern aller Nächte und Tage unsers freilich oft thränenreichen Lebens.

Jesus Christus die Gabe Gottes. Wenn er das ist, so folgt unweigerlich, daß wir ihn nicht für ein notwendiges Erzeugnis der menschlichen Natur ausgeben und von ihm sagen dürfen: Sehet, so sind wir Menschenkinder, so sieht die feinste Blüte menschlicher Kraft und menschlichen Vermögens aus, denn eben damit heben wir die Gabe Gottes wieder auf, sondern er ist eine Ueberraschung für uns und eine tief beugende Beschämung. Eine Ueberraschung, weil weder der Kaiser Augustus noch einer seiner Landpfleger, weder Pharisäer noch Sadduzäer auch nur den allernotwendigsten Verstand für eine solche Erscheinung, wie er war, hegten, geschweige den Wunsch hatten, ihn zu besitzen, geschweige die Kraft, ihn hervorzubringen. An dieser Ueberraschung in Jesu Kommen ändert auch nichts, daß es eine Weissagung gegeben hat und eine Vorbereitung auf ihn, bis die Zeit erfüllt war; denn der Schritt von der Weissagung zur Erfüllung ist wie der Schritt vom Himmel zur Erde, er ist das Wunder Gottes. Die Beschämung aber seines Kommens liegt darin, daß die Art, die Größe und der Zweck dieser Gottesgabe so überschwänglich reich ausgefallen ist allein um unsrer Sünde willen. Denn wo die Sünde mächtig geworden ist, da ist die Gnade noch viel mächtiger geworden. Das Kindlein in der Krippe recht verstehen heißt, es mit dem Auge des Gewissens betrachten, unser schuldiges Herz an ihm erlaben und Vergebung der Sünden davontragen.

Die Gottesgabe Jesus Christus hat etwas Unaussprechliches an sich. Wir singen zwar und sagen mit frohem Aufthun der Lippen, was uns Gott Gutes zur Weihnacht geschenkt hat. Siehe, ich „verkündige“ euch große Freude, das will nicht übersehen werden. Verkündigung gehört zum Wesen des Christentums, und unsre Gottesdienste sind mehr als ein Mysterienkultus. Aber Gottes Gabe in helle, klare, unzweideutige Worte zu fassen für alle Zeiten und Geschlechter ohne Unterschied der Lebenslage und Denkart, sie zum Verstandesbegriff zu erheben, eine Wissenschaft von Gott und Christus daraus zu machen, das ist ein schweres Ding. Viel Segen allen, die es wagen, weil sie dazu berufen sind. Gott führe den Kampf um die reine Lehre zu immer neuen Geistessiegen. Aber schließlich müssen wir doch bekennen, das Letzte, was wir an Christus haben, den tiefsten Grund in seinem Wesen, daß er ganz Gabe und daß er ganz Gottes ist, das können wir eben nur andeuten, das muß im Innersten persönlich durchlebt werden. Dem Herzen unsers Gottes, das uns in Christus geschenkt ist, wird nur das Herz des Menschen gerecht. Weihnachten, Christentum ist eine Herzenssache.

Darum für solche unaussprechliche Gabe dem Geber unsern Herzensdank! Lasset uns wie die Kinder werden, einfältig, demütig, gläubig, dankbar. Freilich man spricht nicht gern davon. Zu werden wie die Kinder und sich zu bedanken, ist heute nicht jedermanns Ding. Lieber ein Titane sein oder, wenn man es nicht sein kann, doch heldenhafte Träume haben. Gott mache uns alle wieder kindlich, einfach, bescheiden und tief empfänglich für seine unaussprechliche Gabe, damit wir nicht fehlen, wo ihm Lob, Preis und Ehre an aller Welt Enden dargebracht wird.

Alles, Alles singe,
Alles, Alles bringe
Ehre dem, den droben
Alle Engel loben.

Scholz

Der Koffer

Eine Weihnachtsgeschichte

Was werden Sie Ihrem Manne zum ersten Weihnachtsfeste schenken, das Sie mit einander verleben? — Was wirst du deinem Manne zum ersten Weihnachtsfeste schenken? — Was werde ich Gerhard wohl schenken? Das waren die Fragen, die die Welt, die Freunde an Klara und Klara an sich selbst richteten, so etwa im November, ja auch noch Anfangs und Mitte Dezember. Alle Fragestellerinnen legten dabei etwas in die Frage hinein, das sie umgab wie ein Trauerschleier, oder das sie umrankte wie Ranken mit feinen Widerhäkchen, oder das wie Streuzucker mild über die Worte hingestreut wurde, je nachdem der Fragende der jungen Frau die Lage der Dinge andeuten wollte.

Klara, du richtest ja gar nichts für deinen Mann! sagte dann ihre Mutter am 20. Dezember mit ermahnendem Nachdruck, das geht doch nicht! Er mag so prosaisch sein, wie er will, du mußt ihm etwas von deiner Hand unter den Christbaum legen! — Weihnachten darf man nicht neugierig sein, erwiderte die junge Frau. — Nun, das wird etwas Gutes geben, dachte die Frau Oberbetriebsinspektor und sah die geniale Tochter seufzend an; hat sie ihm etwas gedichtet, ja oder vielleicht komponirt oder gemalt, und wie wird sich der stille Schwiegersohn dabei ausnehmen? Wir hätten ihm doch das Kind nicht geben sollen. — Die gute Mutter sah über die Brille still und betrübt nach der Tochter hinüber, sah sich in dem Zimmer um, ließ den Blick in das anstoßende, offne Empfangszimmer gleiten und dachte dann: Nun, sie hat es ja gut, aber die Frau ist so bedeutend und der Mann wohl gut, auch gut situirt, aber so langweilig!

So langweilig! — sagte sie endlich halblaut und fuhr erschrocken zusammen, als Klara ihre Arbeit sinken ließ und verwundert fragte: Was ist langweilig? Langweilst du dich bei mir? — Ach nein, alte Leute reden manchmal so vor sich hin, und es ist dann gar nicht artig von den Kindern, sie zu fragen, was sie gedacht haben! sagte die Mutter mit schlecht verdeckter Verlegenheit.

Aber Klara bestand nicht weiter auf ihrer Frage, sie nahm die Arbeit wieder auf, und um die beiden Frauen breitete sich dieselbe Stille wieder aus, die vorhin den neuen Winterhut der Frau Oberbetriebsinspektor ermahnt hatte, die Aufmerksamkeit des freundlichen alten Gastes nicht auf sich zu lenken, damit er nicht zu früh aufbreche, und die die Schritte draußen auf dem Schnee der Straße noch lautloser gemacht hatte, als sie es schon aus freien Stücken gewesen waren, und die das Ofenfeuer an seinen lautesten Spitzen und Zungen gefaßt und niedergedrückt und zugeraunt hatte: nur hübsch wärmen, fein wärmen, still wärmen, aber nicht knistern, nicht prasseln, nicht sich mit der Ofenthür schelten und an ihr drücken und stoßen, damit die sonst so laute und bewegliche Frau Klara denken kann, nachdenken, versteht ihr?! — — Ein Gedicht? tickt die Uhr und bewegt den Perpendikel mit einem Eifer, als hinge Zeit und Ewigkeit an der schnellen Antwort. — Ich glaube nicht, sagt die Stille flüsternd, diesmal nicht — aber ein Koffer!

* * *

Mit dem Koffer hatte es seine Richtigkeit, und zwar seit Montag dem 15. Dezember. Es war ein Reisekoffer mittlerer Größe, nicht neu, ja an den Ecken leider etwas verstoßen, und über und über durch den Eifer der Portiers und Hoteldiener mit den Anpreisungen des Oesterreichischen Hofes in Bregenz, des Hotels Albula in Tiefenkasten, des Wilden Mannes in Silvaplana und andrer Gasthöfe beklebt, in denen das junge Paar vor einem halben Jahre gewohnt hatte. Klara hatte sich den Koffer aus der Dachkammer herunterholen lassen, hatte mit neuem Anteil die Hotelbilder und Namen angesehen, offenbar mit wärmerer Erinnerung das Zeichen der Pension Beauregard in Lugano betrachtet und war dann im Zwielichte zu einer Bekannten geschlüpft, die nur acht Häuser von ihr entfernt wohnte.

Hast du meine Verlobungsanzeige aufgehoben? hatte sie nach den einleitenden Begrüßungsworten sofort, aber nicht ohne Verlegenheit gefragt. — Ja, gewiß! — Und nun war ein schönes Kästchen aufgeschlossen und ein Bündel „Erinnerungen" aufgeschnürt worden, und da lag die Karte. Doch hatte sie die Freundin mit einem male nur zögernd dargereicht: hinter dem Namen des Verlobten, Gerhard Autenrieth, Amtsrichter, stand ein Ausrufungszeichen, offenbar mit einem Faberschen Schreibblei Numero eins im äußersten Erstaunen nachdrücklich hingeworfen. Weißt du, erläutert die Freundin, es kam so überraschend! Die Mutter hatte die Post in Empfang genommen, sie kommt rasch in das Zimmer und ruft schon in der Thüre: Rate, wer hat sich verlobt?! — Ich sage sofort: Klara! — Und mit wem?!! — Doch nicht mit dem Hofkapellmeister?! — Nein! — Ach, sicher mit dem Bildhauer Zumbusch! — Nein! Am Ende gar mit dem Dichter Jessen!!? — Nein, du rätst es nicht! Mit dem Amtsrichter Autenrieth!! — Nun, Klara, es war doch merkwürdig, du, unsre sprühende Klara, und dieser stille Herr! — Klara lächelt, küßt die Freundin und fragt: Hast du auch noch die Einladung zur Hochzeit — ja — und die Tischkarte? — Herrlich, es ist alles da, was sie begehrt hatte. Ehe aber die Freundin fragen konnte, warum Klara alle diese Dinge in einem fremden Hause holen müsse, war Klara nach rascher Umarmung zur Thüre draußen, und die Hausthüre läutete schon, ehe die Stubenthüre kaum wieder geschlossen war.

Dann war Klara in einen fernen Stadtteil gegangen. Hinter einem Vorgarten mit noch jungen Linden lag hier ein kleines Haus, vor zweihundert Jahren die Winterwohnung der Herren von und zu Bubenheim und Spechtshart, vor hundert Jahren im Besitze eines frommen Sonderlings, den seine Perrücke, seine Bücher, seine Armen und sein Testament, durch das er sein Haus an die Pfarrgemeinde zu Sankt Theodor schenkte, einst stadtbekannt gemacht hatten; heute war es das Pfarrhaus zu Sankt Theodor, ein warmes, heimliches, einladendes, tröstendes Pfarrhaus, ein Pfarrhaus mit Kinderköpfen unter dem Eßtische, mit Kinderköpfen an dem großen Fenster mit den Hyazinthen und mit Kinderköpfen in der Studirstube, die dort über Atlanten, Bilderbücher und Raritäten gebückt waren. Klara ging bis an den Schellenzug und streckte die Hand nach ihm aus, dann ging sie zögernd ein paar Schritte weiter, dann stand sie abermals vor dem Glockengriffe, und endlich ging sie rasch weiter.

Aber Dienstag den 16. Dezember hatte sie sich ein Herz gefaßt und hatte geläutet und den Kinderköpfen, die am Fenster erschienen, zugenickt und den Kopf, der sie an der Treppe erwartete, geküßt und dem, der die Studirstube öffnete, eine weiche, winterliche Patschhand gegeben und dann von dem Herrn Pfarrer sich den Text ihrer Traurede ausgebeten. Der Herr Pfarrer hatte „Gern" gesagt, so ein Gern, wie es auf den hellen Gesichtern seiner Kinder lag, denn dort flog es alle Tage um den Mund und die lachenden Augen: gern, gern, herzlich gern! Aber was er dachte, sagte er der jungen Frau nicht, aber er dachte etwas und irrte sich auch in seinen Gedanken nicht.

Am Mittwoch stand der Koffer da und brüstete sich, diesmal nicht, weil gerade unter dem Schlüsselloche breit und stolz: Hotel Reichmann, Mailand, stand, nein, es war ihm der Gedanke mächtig zu seinem gewölbten Deckel gestiegen, daß er ein Geheimnis barg — und daß er allein wußte, warum es im Hause roch. Denn im Hause roch es, es war nicht zu leugnen: um fünf Uhr abends, als der Briefträger Schmidt die Post brachte, sagte er: Frau Amtsrichter, es brenzelt, — und um halb sechs sagte Ursula, das Zimmermädchen: Gnädige Frau, es riecht so sonderbar, und Christine, die Köchin, bemerkte um sechs Uhr: irgend etwas riecht im Hause, so als wäre Papier angegangen, aber ich finde nichts, nichts im Bratöfchen, nichts unter dem Herde. Der Koffer allein und Frau Klara konnten nicht finden, daß es nach etwas Verbranntem rieche.

* * *

Aber Verbündete haben doch manchmal noch Geheimnisse vor einander, und so wußte auch der Koffer nicht, was am Sonntag vorgegangen war drei Tage, ehe er begriffen hatte,

daß etwas vorgehe, bei dem er selbst offenbar die Hauptperson war.

Sonntag den 14. Dezember nachmittags fiel der Schnee weich und fröhlich herab auf Kinder und junge Leute ohne Schirme und auf gesetzte Menschen mit Schirmen, Klara sah es von ihrem Fenster und Gerhard von dem seinen; zwischen beiden stand das Nähtischchen der jungen Frau, auf ihm eine schöne gelbe Aster mit breiten, vielzerschnittnen, ernsten Blüten, und beide sahen vom Schnee zurück auf die geheimnisvolle, edle Blume und von ihr hinaus auf gesetzte und ungesetzte Leute, — dann ging die Hausthüre, Christine und Ursula durften zusammen ausgehen, Läden anzusehen und ihr Geldbeutelein zu prüfen und wieder Läden anzusehen und wieder einen stummen Kassensturz vorzunehmen. Auf dem Tische standen zwei Tassen, und eine Wiener Kaffeemaschine war zum Anzünden bereit und sah ungeduldig nach den Zeigern der Uhr, ob sie nicht bald aus dem vornehmen rechten Winkel, in dem sie sich um drei Uhr gefallen hatten, zu dem energischeren spitzen halb-vier Winkel sich verengern wollten, der den Spiritus ärgerte, daß es in ihm kochte, und daß er seinen Aerger an dem Wasser über ihm ausließ und ihm den Kopf heiß machte. Gerhard schwieg; er zögerte oft der schönen, klugen, ideenreichen und von ihm bewunderten und geliebten Frau gegenüber zu reden, er meinte, ihr nichts geben zu können, und hatte auch erfahren, daß das, was er etwa hatte, ihr nicht entsprechen wollte.

Gerhard, was denkst du? fragte auf einmal Klara. — Ich denke, daß es weihnachtet. — Waren es freundliche Gedanken? fragte sie zurück, denn der Ton seiner Antwort war ihr aufgefallen. — Ja, freundliche Gedanken, ich dachte an frühere Weihnachten und an das, vor dem wir stehen, vor allem an Weihnachten im Elternhause! — Klara sah, daß er nun schweigen würde, aber sie wollte mehr wissen, sie fühlte, daß er auf andre Christfeste zurücksehe, als sie im gesellschaftlich unruhigen Elternhause sie erlebt hatte. Erzähle mir, bat sie, und Gerhard überwand die Scheu, die ihn oft zurückhielt, von seinem eignen Leben zu reden, und begann erst stockend, wie sie seine Mitteilungsweise kannte, dann aber eifrig und fast zärtlich zu erzählen und einen Vorhang damit vor der Seele zu entfernen.

Ich dachte vorhin an all das liebe Treiben vor Weihnachten, wie wir es zu Hause hatten. Weihnachten fing bei uns mit den Auslagen der kleinen Läden an, ehe wir Kinder uns noch so recht überlegt hatten, daß diese Zeit der Wunder nahe — die Gärtnereien in Bleifigürchen und die Tierzüge der Archen mit den armseligen Holzpuppen der Noahkinder drehten uns das Herz vor Sehnsucht nach dem Besitze dieser Herrlichkeiten um, — dann tauchten in uns Erinnerungen an die seitherigen Weihnachtsfeste auf, und die Möglichkeiten, daß wieder gehäufte Teller mit großen Aepfeln und Nüssen und Honigkuchen für uns gefüllt würden, wurden mit bangen Zweifeln erwogen, — dann kam die Frage, ob Bruder Rudolf auch diesmal in dem großen gelben Postwagen angefahren komme und seinen jüngsten Bruder, sein „Schimmelchen", wie er mich nannte, auf der Schulter wie ehedem in das Weihnachtszimmer trage, — dann wurden Weihnachtsgeschenke vom vergangnen Jahre, über Sommer vergessen und von der Mutter aufgehoben, ihr in dringliche Erinnerung gebracht und kamen zu neuen Ehren. An den Adventssonntagen brannten nach Anbruch der Dämmerung drei Wachskerzen um das liebe Weihnachtsbild von Ludwig Richter, sonst war kein Licht im Zimmer, die Mutter stimmte ein Weihnachtslied nach dem andern an, der Vater spielte die Melodie dazu, und wir sangen mit und vergaßen, daß wir eigentlich sehr ungern vom Eise nach Hause gegangen waren — o, diese Adventsstunden in dem matterhellten Wohnzimmer, die ahnungsvolle Stille in unsern jungen Seelen, das war das Größte in unsrer Kinderzeit — — —

Klara unterbrach hier. Sie hatte seither Gerhard unverwandt angesehen, und nun brannte ihr eine Frage auf der Seele. Glaubst du noch an Christus, wie damals? — Ich bete zu ihm, ich spreche mit ihm, ich erhoffe Hilfe von ihm,

und ich danke ihm. — Ja, dann glaubst du an ihn, sagte Klara, und sie spürte, daß ein Schweigen neben ihr gewaltet hatte, das auf Kraft ruhte, und es sehnte sich etwas mächtiger in ihr, das schon als ein Unbehagen, als eine Unruhe inmitten des Tumultes ihres Mädchenlebens sich geregt hatte, eine Sehnsucht nach Stille voll Kraft. Ueber dieser Unterbrechung und den Gedanken, die sie in Klara angeregt hatte, waren ihr die Universitätsjahre ihres Mannes eingefallen. — Hier hast du als Student dann andre Weihnachten gehabt?

Gerhards Wangen hatten sich leicht gerötet, gute Erinnerungen wallten in ihm fröhlich empor, und er antwortete voll Eifer: Hier habe ich nur einmal als Student den Weihnachtsabend verlebt — ganz allein, traurig, weil ich keine Eltern mehr hatte, aber doch war es eine herrliche Stunde. Du weißt, daß ich wenig Verkehr hatte, am Weihnachtsabend konnte ich ohne alle künstlichen Vorkehrungen völlig ungestört sein, ich hatte mir am Mittag drei von jenen starken, buntbemalten Wachskerzen gekauft, die wir als Kinder Lebenslichter nannten, und als die Stunde kam, in der wir zu Hause bescherten, um sechs Uhr begann auch meine heilige Stunde: die Kerzen standen brennend auf dem weißgedeckten Tische, drei gelbe Asterblüten, wie diese hier, standen in dem schönen hohen Blumenglase davor, Bilder Anselm Feuerbachs, des Malers, der von der Verbannung Iphigeniens, der von Gott gekommenen und aus dem Vergänglichen nach Gott heimverlangenden Seele mehr gewußt hat, als alle seine malenden Zeitgenossen, lagen schön geordnet vor mir, seine „Erinnerung an Tivoli", in der die herrlichen Kinder von der ernsten Weihnacht des Glaubens, der Sehnsucht und der Lebensverklärung singen, hatte ich an das Asternglas gelehnt; die Briefe meiner Eltern, alte Weihnachtsgeschenke und Erinnerungen hatte ich ausgebreitet. Dann las ich im Evangelium die Geschichte des heiligen Tages und fühlte die Eltern, alle Menschen, die ich lieb hatte, und alle Propheten des heiligen Ernstes unsichtbar mit mir vereint, ich las die Briefe und nahm die alten Gaben in die Hand und dachte der Geber und der Stunde, wo ich jene empfing, und liebkoste die Geschenke und erhielt sie wieder, neu und liebreich.

Klara unterbrach ihn mit flammenden Wangen: Hast du die Kerzen noch? — Ja, ich habe ja, wie du weißt, nur zu viel Vergangenheit auf. — O nein, du nicht! Hole sie, sieh, es ist Dämmerung geworden, wir haben den gedeckten Tisch vergessen und haben ihn nicht nötig; wir sind köstlich allein, hole die Kerzen und die Briefe deiner Eltern und die Bilder Feuerbachs. O, hole sie!

Gerhard ging, er sah, eine neue Weihnacht brach an.

Im Wohnzimmer zog Advent durch alle Ecken und Winkel und lag auf den Bildern, auf der Uhr und auf dem vergessenen Kaffeegeräte, das den Wachskerzen und dem Asternstocke und Medea an der Urne, Orpheus und Eurydike, Iphigenie, dem Kinderständchen und andern heiligen Blättern des großen Malers der Lebensüberwindung hatte weichen müssen, und Gerhard gab zum erstenmale und mit beglückter Seele der geliebten Frau den von ihr begehrten Anteil an seinem Leben. Er las die Briefe vor, er erklärte Verwandtschaftsbeziehungen, er sprach von den Bildern, Klara horchte hin, sog ein, weinte, lachte, fuhr ihm zärtlich über Stirne und Haupt, kniete vor ihm und fragte ihn: Sag es nur, nicht wahr, heute lasse ich dich zum erstenmale ausreden? In Lugano aber hätte ich dich beinahe ausreden lassen!

* * *

Das Glöckchen läutete.

Frau Klara zog die Thüre an sich, und Gerhard trat mit den Eltern seiner Frau in das seither sorglich vor allen verschlossene Weihnachtszimmer. Auf kleinen Tischen lagen die Gaben für die Eltern und Ursula und Christine. Aber das war diesmal nur so nebenbei gemeint. Etwas Andres war das eigentliche Christkind. Drei mächtige Tannen standen auf dem Boden, über und über mit Lichtern bedeckt, zwischen ihnen aber stand auf dem Fußboden der Reisekoffer mit seinen zerstoßenen Ecken und Hotelbildern. Triumphirend zog Klara

ihren Mann zu ihm hin und nötigte ihn zu knieen und aufzuschließen. Kopfschüttelnd folgten die Eltern, namentlich die Mutter, die seither mit großem Mißtrauen die ganze Anordnung betrachtet hatte. Gerhard schloß auf, Klara kniete voll Ungeduld neben ihm, froh wie ein Kind, wenn sein Geheimnis sich enthüllt. Oben lag ein weißer Bogen, der den ganzen Raum einnahm, und auf ihm nur ein goldner Ring. Gerhard nahm ihn prüfend auf, und Klara sagte: Nun stecke mir ihn an den Goldfinger der linken Hand, es ist der Ring, den du mir gabst. — Mit glücklichem Lächeln steckte Gerhard den Ring an den leeren Finger der jungen Frau. Diese aber küßte Gerhard und sagte mit einer ernsten Innigkeit, an der beide Eltern merkten, daß Klaras Verhältnis zu Gerhard von Grund aus anders geworden sein müsse: Nun verlobe ich mich dir zum zweitenmale! Und nun weiter — Gerhard hob den Bogen auf, eine neue Lage erschien unter ihm mit der Verlobungsanzeige, der Einladung zur Hochzeit, dem Brautkranze, der Tischkarte vom Hochzeitsmahle und der Trauungsrede, wie sie die freundliche Hand im Pfarrhause nun in das Reine geschrieben hatte. Wieder umarmte die Knieende ihren Mann und zupfte ihn am Ohre und sah ihm voll dankbarer Liebe in die Augen: Und nun weiter! — Gerhard beseitigte gehorsam die feste weiße Unterlage, und Feuerbachs Grablegung und seine Iphigenie mit dem Segelfalter lagen in guten Wiedergaben vor seinem erfreuten Auge: Und nun weiter! — Auf dem Grunde des Koffers standen sechs große Gläser, wie Gerhard sie selbst im Spätsommer zum Einmachen der Früchte mit einem Verschluß, den der Kaufmann sehr gepriesen hatte, für Klara erstanden hatte, und trugen weiße Zettel aufgeklebt, die sorgfältig, fast künstlerisch beschrieben waren, die Gläser aber waren mit einer eigentümlichen schwarzen Masse gefüllt. Gerhard hob neugierig ein Glas empor und las laut: Klaras Aufsätze in der Selekta, — schon hatte Klara das zweite Glas bereit und wies es Gerhard triumphirend hin, die Aufschrift lautete: Klaras Gedichte. Um Gottes willen, Kind, sagte die Mutter mit wahrer Bestürzung, das ist ja alles verkohltes Papier, hast du das alles verbrannt, die schönen Gedichte, die Aufsätze! — Ja, Mutter, noch viel mehr, sieh nur, — und Gerhard las vom dritten Glase ab: Klaras Tagebuch. Als es sich aber ergab, daß im vierten Glase Goethes Frauengestalten von Kaulbach zu Asche verbrannt waren, stöhnte die gute Mutter und sagte der Vater: Das teure Werk! Die Verlesung der fünften Aufschrift: Klaras Beiträge zu Zeitschriften, begleiteten dann die Eltern nur noch mit einem tiefen Seufzer. Auf dem letzten Glase endlich stand: Dreiundzwanzig Photographien von Schauspielern, Geigern, Komponisten, Sängern, Dichtern, Genies und idealen Mädchenköpfen in Kabinettformat.

Der Koffer hatte kein Geheimnis mehr. Gerhard stand auf und faßte Klaras Hand und trat mit ihr zu den Eltern und sagte mit zitternder Stimme: Aus dieser Asche erwächst euch, geliebte Eltern, ein Feierabend des Lebens, der herrlicher sein wird, als sein Morgen und sein Mittag. Frau Klara aber sagte: So — nun will ich beschert haben. Und sie erhielt, was sie erbeten hatte, die erste Bibel ihres Lebens.

Hermann Oeser

Der Segen der Mission für unsre Kirche in der Gegenwart

Zu einer Fülle von Gedanken über diesen Segen regt unwillkürlich ein Buch an, das nicht auf den vielbetretenen Pfaden der üblichen Missionstraktatschriften wandelt, sondern mit einer aus der Tiefe eines warmen Glaubens und aus dem reichen Schatz einer mit vielseitiger Bildung wohlausgerüsteten Erfahrung uns hinführt nach dem bedeutsamsten, aber wohl auch schwierigsten Missionslande, nach Indien.*)

*) Im fernen Indien. Eindrücke und Erfahrungen im Dienste der lutherischen Mission unter den Tamulen von Georg Stosch, Pfarrer am Elisabethkrankenhaus Berlin. Berlin, Martin Warneck. 3,80 Mk., geb. 3,60 Mk.

Für weite Kreise unsrer Kirche und für die Masse unsers protestantischen Volkes zumal (in der katholischen Kirche gilt das nicht in gleichem Maße) steht ja die soziale Frage und die innere Mission ganz vorwiegend im Vordergrunde des Interesses. Das ist sehr natürlich. Aber uns will scheinen, als ob darüber die äußere Mission, die Fragen der Kirchenausbreitung und der Heilsverkündigung in aller Welt, die Senfkornnatur des Evangeliums nicht nur unbillig zu kurz kämen, sondern auch unser deutscher Protestantismus, die Kirche der Heimat an einem Stück geradezu Schaden litte. Köstliche Liebeswerke sind sie ja beide, und dem Nächstliegenden gebührt auch die nächste Pflicht. Doch die unvermeidliche und naturnotwendige Einwirkung der sozialen Frage auf die innere Mission giebt dieser ein etwas, ich möchte sagen, gedrücktes Gepräge. Erscheint doch vielfach ihre Arbeit wie ein Schöpfen der Danaiden, es ist ein Ringen mit den dunkeln Mächten im Volksleben, die einer lernäischen Schlange gleichen; vor allem aber kann sie sich stets nur mit Mühe dessen erwehren, in die unerfreulichen, verbitternden Kämpfe des innerpolitischen Parteilebens verstrickt zu werden. Jedenfalls ist die äußere Mission ihrer Schwester darin überlegen, daß sie trotz allem Menschenjammer, den sie sieht, und trotz allen Opfern, die sie bringt, eine besondre Frische der Begeisterung, eine sieghafte Freudigkeit in sich trägt. Mehr als irgend einer andern Bethätigung des christlichen Glaubens- und Liebeslebens ist der Mission dies eigen, und darum ist ihre Rückwirkung auf die Gemeinde vor allem die, immer opfer- und glaubensfreudiger zu machen. Wer ihr einmal seine Liebe geweiht hat, der kann nicht von ihr los. Die auch dem treuesten Freunde der innern Mission leicht kommende niederschlagende Empfindung, seine Arbeit sei nur wie ein Tropfen auf den heißen Stein, entmutigt den Missionsfreund selbst dann nicht, wenn jahrzehntelang sein Acker keine Frucht, sondern nur Grabhügel an Grabhügel trägt. Es ist die erhabne Größe des Herrn der Himmelfahrt, seines welterobernden, letzten Befehls: Gehet hin in alle Welt! die eigentliche Seele und feurige Triebkraft der Missionsarbeit. Sie drängt daher die Christenleute immer und unwillkürlich hin auf die idealen Ziele, auf das Reich Gottes „über alle Welt“; während die innere Mission, zumal in ihrer wachsenden Verknüpfung mit der sozialen Frage, zum mindesten der ständigen Gefahr ausgesetzt ist, die vierte Bitte vor die drei ersten zu rücken.

Dennoch ist die landläufige Ansicht ganz verkehrt, als ob die Mission nur das Werk einer idealistischen Schwärmerei, eine unpraktische Bevorzugung der fernliegenden Aufgaben vor den nächstliegenden sei, und daß sie demgemäß, wenn nicht gerade eine Schädigung, so doch eine Zersplitterung der kirchlichen Kräfte bedeute. Nun, abgesehen von der zuvor schon hervorgehobnen Thatsache, daß gerade den Missionskreisen eine besondre Glaubensfrische eignet, so lehrt auch die geschichtliche Erfahrung, daß die Missionskirchen und die Missionszeiten der Kirchengeschichte stets auch die tüchtigsten waren und sind in Bethätigung innerkirchlichen Lebens, namentlich in der Gemeindepflege und in der brüderlichen Gemeinschaft der Glieder. Es sei nur an die Brüdergemeinde, an das Wupperthal, an Hermannsburg als Beispiele unter vielen erinnert. Und zwar ist das Verhältnis so, daß die Missionsarbeit das innere Gemeindeleben vertieft und kräftigt, nicht etwa umgekehrt. Gerade auch die Brüdergemeinde ist dafür ein lebendiges Zeugnis. Die Mission ist recht eigentlich der Kitt, ja besser der Nerv ihrer Gemeinschaft geworden; ohne Mission würde sie unfraglich nie über ein bescheidnes Konventikeltum hinausgekommen sein und nimmermehr die weittragende Bedeutung in der evangelischen Kirche gewonnen haben.

Allerdings ist die Mission nicht ganz ohne Schuld daran, daß vielfach ein so mangelhaftes Verständnis ihrer Eigenart und ihres Segens vorhanden ist. Nicht zum wenigsten ihre eigne Berichterstattung, zumal das Anekdotenhafte ihrer Berichte und Erzählungen hat mehr abschreckend als werbend gewirkt. Es ist D. Warnecks hochbedeutsames Verdienst, durch seine Monatsschrift die Missionswissenschaft auf den Leuchter gestellt, ihre Kenntnis in weitere Kreise getragen, ja ihr neue Bahnen geöffnet zu haben. Die Allgemeine Missionszeitschrift müßte

nicht nur jeder Pfarrer, auch der Mann der innern Mission und sozialen Fragen, regelmäßig studiren; wo das nicht geschieht, wird sie zur Anklage gegen ihn —: sondern sie sollte namentlich auch unter den Gebildeten unsrer Kirche eine viel ausgedehntere Verbreitung finden. Sie verdient es sowohl ihrem hohen, innern Gehalt nach, als auch weil sie keineswegs einseitige Fachstudien treibt oder umfassende Fachkenntnis voraussetzt. In dem erzählenden Missionsschrifttum fehlt uns leider noch allzusehr die Wirkung dieser läuternden Arbeit Warnecks, sowie seiner Mitarbeiter, namentlich D. Grundemanns, D. Zahns und Andrer. Aber auch da ist es schon besser geworden, selbst wenn wir absehen von Büchern, die schon mehr in das Gebiet der wissenschaftlichen Missionsgeschichte gehören, wie das wahrhaft klassische Werk von Pfotenhauer: „Missionen der Jesuiten in Paraguay." Namentlich in den letzten Jahren — die Anregungen und Erregungen der Kolonialpolitik sind hier mittelbar und unmittelbar nicht ohne Einfluß gewesen! — sind mancherlei sehr gediegne Missionsbücher erschienen. Wir nennen nur den unermüdlichen sachkundigen Missionsschriftsteller Julius Richter, der sich mit seinen Arbeiten über „Uganda" und „Evangelische Mission im Nyassalande" schnell eine geachtete Stimme erworben, sowie neuerdings durch sein ganz ausgezeichnetes Familienblatt „Die Evangelischen Missionen." Sodann hat Merensky uns in seinem „Deutsche Arbeit am Nyassa" einen ebenso anregenden, wie lehrreichen Bericht über die erste Berliner Missionsexpedition in jenes Gebiet gegeben. Nach Form und Inhalt bietet es uns eine gediegne, von Anfang bis zum Schluß auch den Laien fesselnde Lektüre. Im Anschluß hieran sei noch genannt „Fünf Monate in Südafrika" von Dr. A. Schreiber in Barmen. Obwohl er nicht in ein so üppiges Tropenland führt wie Merensky, so zeichnet er uns andrerseits ein um so mannichfaltigeres Bild und gewährt einen vollen Einblick in die reiche und gesegnete Arbeit der Rheinischen Mission. „Saat und Ernte der Basler Mission auf der Goldküste" führen wir daneben an als ein treffliches Beispiel zusammenfassender geschichtlicher Darstellung aus einem einzelnen engbegrenzten Missionsgebiet. Es fehlt diesem Schriftchen natürlich die lebendige Vermittlung persönlicher Erlebnisse, was die beiden vorgenannten besonders anziehend macht, aber ohne eine Spur von den Schwächen des Traktatstils weiß es uns lebhaft für diese Arbeit anzuregen. Ein besondrer Vorzug fast all dieser neuern guten Missionsschriften ist ein verhältnismäßig geringer Preis bei guter Ausstattung mit schönen Bildern und übersichtlichen Karten. Auch die kleine, sehr vortreffliche Arbeit von Professor D. Mirbt: „Der deutsche Protestantismus und die Heidenmission im neunzehnten Jahrhundert" sei hier genannt; der Vortrag giebt eine übersichtliche gediegne Zusammenstellung alles zur Grundlegung Wissenswerten und ein sehr gutes Litteraturverzeichnis.

Jedoch das in den allerletzten Wochen erschienene, oben genannte Buch möchten wir geradezu als das Muster einer Schilderung aus der Missionsarbeit bezeichnen. Es läßt den Leser nicht wieder frei, ehe man nicht am Ende steht, und selbst dann legt man es beiseite mit Bedauern, daß der Verfasser uns nicht noch mehr aus dem reichen, tiefen Schatz seiner Erfahrungen bietet. Schon die klare, durchsichtige Sprache, die kurzen, aber edeln Naturschilderungen geben dem Bild einen edeln Rahmen; einzelne Stücke, so namentlich die Erzählung von seinem indischen Sprachlehrer, dem Munschi, sind wahre Meisterstücke warmer, lebensvoller, inniger Darstellung. Namentlich aber der hohe Standpunkt und die Gesichtspunkte des Darstellers, von denen aus er uns seine Erfahrungen in der Mission beleuchtet, lenken immer wieder unsre Blicke auf die weitumfassende Stellung der Mission innerhalb der Gesamtaufgabe der christlichen Kirche. Da werden ungesucht und unwillkürlich die Verhältnisse, die Seelsorge, kirchliche Sitte und geistliche Pflege der Missions- und der Heimatsgemeinde zu einander in anregende Beziehung gesetzt. Sodann ist sonderlich anziehend das Streiflicht, das wiederholt von der Mission auf die soziale Frage fällt. In einem Vortrage hat der Verfasser diesen Punkt früher schon besonders behandelt: „Die Mission und die soziale Frage." Gerade die Erfahrungen der Mission in einem solch alten Kulturlande wie Indien können da auch uns manch nützliche Fingerzeige geben, namentlich den, daß das Christentum nur eine von innen heraus wachsende Macht ist in der sozialen Frage, daß weltlich-politische Beeinflussung unter christlicher Firma nie lebenskräftige, gesunde Früchte zeitigt. Andrerseits die Erfahrung — die gleiche, wie in der Mission des apostolischen Zeitalters —, daß gewisse Kräfte und Gaben der Kultur diese der christlichen Mission zu einer Helferin machen. „So fest wir daran glauben, daß die Berührung mit abendländischer Kultur zur Gratia praeveniens gehört, um diesem Volke seine Mängel zu zeigen — namentlich für die seelischen Mängel belegt Stosch das mit mannichfachen Beweisen —, so wird sich das wunderbare Volk erst dann bekehren, wenn ihm der Liebeswille des lebendigen Gottes in Christo übermächtig geworden!" Auch seine Ausführungen über die schwerwiegende Frage: „Warum verlangsamen sich unsre Erfolge?" geben nicht nur dem Missionsfreunde, sondern auch dem Kirchengliede der europäischen Welt viel zu denken und zum Nachdenken. Die wunderbare, mächtige Ordnung der Kaste findet eine eingehende Würdigung, die sich von der üblichen Schwarzmalerei sehr fernhält. Ja ein gewisses Maß sittlicher Berechtigung an ihr läßt den Verfasser die Forderung aufstellen, die Mission dürfe sie zwar nicht nach Weise der Jesuiten einfach anerkennen oder gar eine christliche Kaste neben die drei Hauptkasten setzen — entsprechend den Thomaschristen —, aber man solle auch nicht die Kaste als eine schlechthin zu verwerfende Einrichtung ansehen. Sie sei eine „soziale Standesordnung," die ebenso wie die nationale Eigenart einer christlichen Läuterung bedürfe. Sie hat Wiedergeburt von innen heraus durch die Macht des christlichen Geistes nötig; eine revolutionäre Zertrümmerung hingegen würde einen unheilbaren Schaden an der Volksseele zur Folge haben, weil „in der indischen Volksseele das Kastengefühl die Stelle des Nationalgefühls einnimmt." Auch der angeführte Ausspruch des hochbedeutenden indischen Missionsveteranen Chr. Fr. Schwartz: „Wir sind nicht gesandt, die Leute zu bekehren, sondern ihnen das Evangelium vom Reiche zu verkünden," findet seine bemerkenswerte Ergänzung in Stoschs Urteil: „Es ist nicht abzusehen, wohin schließlich der verhältnismäßig ruhige und unbefangne Gedankenaustausch zwischen den Sendboten des Christentums und den Anhängern der indischen Religionssysteme geführt haben würde. Er erreichte jedenfalls durch den [von englischer Seite angestellten!] Sturm gegen die Kaste sein Ende!" — sagen wir, hoffentlich nicht für immer. Von diesem unzeitigen englischen Versuch sagt Stosch mit Recht: „Das heißt nicht christianisiren, sondern europäisiren!" — ein Urteil, das man unter manchen englischen Missionsbetrieb als Unterschrift setzen könnte! Auch müssen wir ihm unbedingt zustimmen bei dem Satze: „Daß Standesunterschiede als solche die christliche Liebe nicht aufheben, darf auch für Indien behauptet werden." Jene anglisirende Revolutionsbewegung wider die Kaste — im Namen des Christentums — vergaß, daß „eine höhere Lebenslage auch eine stärkere sittliche Kraft voraussetzt. Wo diese fehlt, ist eine Hebung unmöglich, während die letztere gewiß eintritt, wo die erstere vorhanden!" — Ein Wort auch ins soziale Stammbuch der Heimat!

Bedeutsam ist es, daß in diesem Buch auch wieder einmal die Notwendigkeit betont wird, die Mission müsse sich im Hinblick auf die naturgemäßen sozialen Folgen ihres Wirkens auch der wirtschaftlichen Schwachheit und Unerfahrenheit fürsorgend annehmen. Er fordert den Betrieb von Missionsgütern durch Landwirte als Genossen und Mitarbeiter der Missionare! Ein im stillen schon oft erwogner Plan — aber wer hilft ihn ausführen? Die Mittel fehlen, weil die Missionsscherflein dafür nicht reichen und die Kulturkritiker der evangelischen Mission ihre Kritik sich nichts kosten lassen wollen!

Es ist der Mann mit echt Paulinischem Geist, der endlich immer und immer wieder, sei es bei der sozialen oder nationalen Frage, bei der Sprache oder Musik, bei der Seelsorge oder der Schule, die eine Forderung und Erfahrung betont: „Die christliche Mission muß Allen Alles werden!" Wenn der Verfasser zum Schluß von einem besondern eschatologischen Standpunkt aus die Zukunft dieser Mission in Indien bespricht und

glaubt auf die Hoffnung einer großen Nationalkirche verzichten zu müssen, so ist dagegen mit Gründen nichts zu sagen. Im allgemeinen aber will uns scheinen, als ob wir wohl in der innern Mission und sozialen Bewegung mitunter mehr eschatologische Hoffnung, mehr Geduld, Trost und Zuversicht im Blick auf die Zukunft des Herrn üben könnten. Hingegen die äußere Missionsarbeit thut doch besser, wenn sie die eschatologischen Anschauungen nicht allzusehr in den Vordergrund rückt und ihr Hauptaugenmerk richtet auf eine Durchdringung der Völker mit dem Sauerteig christlichen Glaubens, und darum auch auf das praktische Ziel der Gründung von Nationalkirchen.

Der feinsinnige Verfasser wäre nach Menschengedenken wohl der Mann gewesen, der eine weittragende Bedeutung für jenes Missionsgebiet hätte gewinnen können; doch Gottes Gedanken waren offenbar andre. Möchte nun sein treffliches Buch um so fruchtbarer in der Kirche der Heimat für die Mission wirken und in Vieler Herzen eine lodernde Flamme der Liebe und Begeisterung entfachen für das große, köstliche, fröhliche Werk der Mission.

Warum helfen doch so Wenige ziehen an ihrem Netz, zumal jetzt, wo so viele neue und eigenartige Aufgaben ihrer warten?

Fabarius

Leo XIII. als Papst

4

Mit dem Jahre 1893 wurden die politischen Verhältnisse Italiens so schwierig, daß man sorgenvoll fragte, wie solche Bedrängnisse von innen und außen zu überwinden seien. Kaum waren durch päpstliches Bischofsjubiläum und königliche Silberhochzeit Tausende angelockt worden, sodaß Rom im Glanz seiner prächtigsten Vergangenheit erschien, da zogen sich schwere Wolken am wirtschaftlichen Horizonte zusammen. Der Herbst jenes Jahres schon sah den drohenden finanziellen Ruin ganz nahe, während in Sizilien und Toskana die Anarchie das Haupt erhob. Daß damals der Papst nicht ein beruhigendes Wort für die Empörten gefunden hat, wird immer ein schwerer Tadel für ihn bleiben. Es hieß, er würde es gethan haben, falls die Regierung ihn gebeten hätte. Diese zog indessen vor, den Aufstand selbst zu dämpfen. Aber besonders in dem so kirchlichen Sizilien, wo die Priester häufig, die Stelle der Juden vertretend, Kapitalien auf Wucherzinsen ausleihen und der Bischof des verkommenen Cefalù 135000 Franken jährliche Einkünfte hat, wäre ein mahnendes Wort am Platz gewesen. Als er zögernd endlich sprach, war der normale Zustand längst wieder hergestellt. Es ist ein frevelhaftes Spiel, das die Kurie darin treibt. Sie muß wissen, daß die bedrohte Regierung — trotz aller Verleumdung — ihr tröstlicher und sichrer ist als eine hereinbrechende Republik. Denn ob je aus einer oder vielen kleinen italienischen Demokratien ein Kirchenstaat wieder erstünde, ist mehr als zweifelhaft. Niemals ist der Papst kleiner und selbstsüchtiger erschienen, als während der ökonomischen Bedrängnisse Italiens. Der Groll über die entrissene Weltherrschaft und die Freude am Besitz vielen Goldes machte ihn blind für die hehre Aufgabe eines Wohlthäters des in seinen Grundfesten erschütterten Landes. Als er später nach der Niederlage von Adua diese den italienischen Gefangnen gegenüber übernahm, war es eben eine politische That, der die russisch-französischen Einflüsse in Abessynien zu Hilfe kamen. Seltsam: die einzige offizielle Anerkennung des Königreiches Italien, die in der Gründung der Prefettura Apostolica dell' Eritrea lag, ist dem Lande zu schwerem Unsegen gediehen, denn der schismatische Menelik konnte nun zum Glaubenskrieg anfachen, was nur Territorialstreit gewesen war.

Im Winter 1893—94 erfolgte der innere Umschwung ganz ohne den Papst. Ein Neues, Wunderbares begab sich: der aus Politik, Leben, Schule verbannte Gott ward angerufen, und um seinen hehren Namen entbrannte der Kampf.

Im brausenden Sturm war von der höchsten Welle der alte Republikaner Crispi hinangetragen worden an die Stelle des Steuermannes. Der Siebzigjährige hatte den Mut, dem Orkan zu trotzen. La tregna di Dio — den Gottesfrieden — erbat er sich, das Schweigen der Parteien, damit Italien nicht verderbe. Als aber Sonnino, der Finanzminister, in den gähnenden Abgrund der ökonomischen Zustände geblickt und der Kammer die Wahrheit gesagt, rief er über die des Klanges ungewohnte Menge den Stoßseufzer des Ertrinkenden: Iddio salvi l'Italia!*) Der König machte sich den Wunsch zu eigen und wünschte der Hauptstadt zum 20. September, daß Gott die Nation segnen und ihr zum wirtschaftlichen Erstarken helfen wolle. In Neapel aber neigte Crispi sich vor dem Erzbischof und wünschte dem Volke, daß weltliche und geistliche Autorität zusammen wirken möge zum gemeinsamen Heil.

Die vatikanischen Blätter hatten für all dies nur Spott und Zweifel. Um so giftiger wurde der Widerspruch der Atheisten. Ganz ohne Frucht sollte die Bewegung indessen doch nicht bleiben. Crispi erleichterte das Exequatur für die vielen erledigten Bischofssitze, namentlich die von Mailand und Venedig. Der Papst aber genehmigte die Gründung einer apostolischen Präfektur in der neuen Kolonie Eriträa. Dies war insofern wirklich ein Ereignis, als — abgesehen von dem erwünschten religiösen Einfluß auf die verwilderten Truppen — eine Anerkennung des italienischen Staates darin liegt. Daß es dennoch ein politischer Fehler war, sollte erst die schwere Niederlage der italienischen Waffen lehren. Sofort erwachte dann die Hoffnung aufs neue, daß nun die Katholiken auch die päpstliche Erlaubnis zu den Parlamentswahlen erhalten würden. Doch scheiterte dies an den klaren Worten des greisen Papstes, daß er es nie gestatten werde, weil er in seinem vorgerückten Alter nur noch die eine Sorge habe, seinem Nachfolger die Stellung des Papstes intakt zu hinterlassen senza nulla pregiudicare, nulla compromettere.

Die Antwort hierauf waren die neuen Konflikte des Jahres 1895. Lange hatte man die fünfundzwanzigjährige Feier des Besitzes von Rom nur als Volksfest gedacht. Nun drängten die republikanischen Elemente die Regierung dazu, selbst die Führung in die Hand zu nehmen. Crispis Rede von der geistlichen Macht des Papstes ohne weltlichen Besitz, die Umgehung von Cavours Namen, das Vordrängen der Freimaurerlogen beim Festzug beleuchteten grell die momentane Stimmung. Der unselige Winterfeldzug und Crispis Sturz vollendeten den Umschwung ins konservative Lager.

Halten wir hier einen Augenblick inne, weil es kaum möglich scheint, daß man in Deutschland dies Schwanken der beiden Mächte verstehe:

Leo XIII. hatte als Bischof gesagt, die weltliche Macht sei notwendig, aber kein Dogma. Er hatte 1878 dem Redakteur der Civiltà Cattolica gesagt, er sei bereit, den Kampf mit dem Jesuitenorden aufzunehmen, falls er ihm aufgedrängt werde. Seitdem hatten die Jesuiten ihn ihre Macht fühlen lassen. Sie hatten thatsächlich sein Leben und sein tägliches Brot in der Hand. Dies lehrten sie ihn durch Kardinal Franchis Tod, durch die Schwankungen des Peterspfennigs. Offiziell giebt der Vatikan sein Budget auf sieben Millionen an, von denen drei durch die Zinsen des Vermögens erbracht werden, und der schon erwähnte Spektator in der Allgemeinen Zeitung meint, die übrigen vier seien aus dem Peterspfennig jährlich zu bestreiten nicht ganz leicht. Wer in Rom selbst dem Ding zuschaut, ist versucht, die Einnahmen höher zu rechnen, besonders wenn man die Leistungen Herrn Bartolos von der Madonna di Pompeji, der revv. pères de Lourdes und der Grande Chartreuse mit in Anschlag bringt. Aber auf eine klare Einsicht in die päpstlichen Finanzen wird man verzichten müssen, bis einmal eine internationale Vereinbarung aller Mächte sie regelt. Und bis dahin liegt die Macht der Jesuiten auf der Hand. Das immer wieder auftauchende Gerücht vom Dogma der weltlichen Gewalt aber hat gleichfalls in den Jesuiten seine Träger. Sie können anknüpfen an die Vorberatungen des unterbrochnen Konzils von 1870, wo man beabsichtigte, „die Lehre als häretisch zu verdammen, daß die Vereinigung der geistlichen mit der weltlichen Macht dem göttlichen Rechte widerspreche, und: es

*) Gott rette Italien!

stehe der Kirche nicht zu, die Beziehungen der weltlichen Herrschaft zu den Interessen der ganzen Christenheit zu regeln, und die Katholiken könnten daher über diesen Gegenstand verschiedner Ansicht sein." Einer beharrlichen Einwirkung in diesem Sinne auf den Papst konnte es wohl gelingen, ihn zu dieser Ansicht zu bekehren. Umsomehr, wenn man ihm die nationale Bedeutung des Einheitsstaates verbergen konnte. Es ist allerdings schwer zu begreifen, daß dies gelingen könnte, wenn man bedenkt, daß Gioberti schrieb und gelesen, auch was von ihm gelesen wurde, als er Nuntius in Brüssel war, daß eine glänzende Reihe edelster Namen sich immerdar zum Glauben an l'Italia una, zur begeisterten Liebe dafür bekannt hat. Der einmal schon erwähnten Ueberschätzung der Massoneria von seiten Leos wie der gesamten Kurie liegt der Gedanke zu Grunde, als sei sie und nicht die besten konservativen Elemente der Nation Schöpferin dieser Idee — eine unbegreifliche Blindheit und ein unheilvoller Irrtum. Wahr ist, daß die Freimaurerei sich so vorgedrängt hat, daß die edleren konservativen Elemente schmollend beiseite stehen, wahr ist, daß man sogar Baratieris Verbleiben am Kommando mit geheimnisvollen Einflüssen in Verbindung gebracht hat, daß eine unheimliche Wirksamkeit demokratisch-französischer Einflüsse und Gelder bekannt ist, deren Organ der Secolo von Mailand ist — aber das schließt dennoch nicht aus, daß die Edelsten und Besten das einige Vaterland gewollt haben und noch mit dem letzten Blutstropfen sich erhalten würden.

Wenn man es recht bedenkt, entrollt sich hier vor unsern Augen ein Riesenkampf der Geister, so tragisch und so bedeutsam, wie die Welt ihn je geschaut hat. Tief im Herzen der Besten ist noch die Sehnsucht nach einem religiösen Katholizismus und Papst lebendig, und bei jedem Appell an ihn begegnen sie dem politischen Katholizismus und Papsttum, das nur auf den Zusammensturz aller Dinge, auf den äußersten Pessimismus spekulirt. Seltsam nur, daß der herrschenden Partei nicht der Gedanke kommt, die Trümmer des zusammenstürzenden Weltgebäudes könnten auch sie begraben. Diese Partei nennen wir in Deutschland ultramontan; in Rom sind es die Intransigenten. Ihre wunderbar scharfe Definition durch Spektator im elften Briefe setze ich her, weil sie den ganzen italienischen Konflikt — und nicht nur diesen — mit grellem Licht beleuchtet:

Ultramontan ist:

1. wer den Begriff der Kirche über den der Religion setzt,
2. wer den Papst mit der Kirche verwechselt,
3. wer da glaubt, das Reich Gottes sei von dieser Welt, und es sei — wie das der mittelalterliche Kurialismus behauptet hat — in der Schlüsselgewalt Petri auch die weltliche Jurisdiktion über Fürsten und Völker eingeschlossen,
4. wer da meint, religiöse Ueberzeugung könne durch materielle Gewalt erzwungen oder dürfe durch solche gebrochen werden,
5. wer immer sich bereit findet, ein klares Gebot des Gewissens dem Ausspruch einer fremden Autorität zu opfern.

Aus dem dritten Punkt ergiebt sich die Hintansetzung des religiösen und ethischen Gesichtspunktes hinter die politischen Machtinteressen. Aus dem ersten und zweiten die unverhältnismäßige Betonung des menschlichen Elementes in der Kirche, das dann mit dem göttlichen Ideal nicht mehr in Einklang zu bringen ist. Das natürliche Ergebnis aus dieser falschen Situation ist der chronische Konflikt, in dem sich der Ultramontanismus mit der historischen Wahrheit befindet; die Unwahrheit seiner Geschichtsschreibung, die traurige Verlogenheit seiner Presse, und das schimpfliche System der Verleumdung und Lüge, das gegen alle, die nicht „korrekt" denken, als erlaubt gehandhabt wird.

Ein solches Opfer war Rosmini, der edelste und reinste Wahrheitszeuge, den die katholische Kirche neuerdings in Italien gehabt, den sie verfolgt und durch Verdammung seiner Thesen thatsächlich ausgestoßen hat. Den Beweis zu dem dritten Punkte erbringt das Verhalten der Kurie gegenüber den Parlamentswahlen und Schulen.

In Betreff der erstern bestand das Non expedit, das, Pionono ausgegeben, von Leo durch die Sacra Penitenzieria wiederholt worden war. Wie bereits erwähnt, traf neuerdings der Papst eine letzte ablehnende Entscheidung, in dem Augenblick, als die Hoffnung auf die Erlaubnis sich am lebhaftesten regte, und zwar auf dem ungewöhnlichen Wege eines Handschreibens an den Bischof von Rom, den Kardinal Parocchi, wodurch er den ganzen italienischen Episkopat verletzte und alle Freunde der Ordnung mit Bitterkeit erfüllte. Als Grund dafür nennt man die Verstimmung des Papstes und Frankreichs über Kardinal Hohenlohe. Dieser brachte auf einem Diner bei dem ihm befreundeten Minister Blanc ein Hoch auf den Ministerpräsidenten Crispi aus und soll auch in seiner Villa in Tivoli eine Wahlversammlung gestattet haben. Der Papst zeigte ihm hierauf deutlich seine Ungnade und schickte ihn in die Verbannung. Frankreich hielt ihn als Bruder des deutschen Reichskanzlers für einen Agenten des Dreibundes und fürchtete damals eine Kräftigung Crispis, falls der Papst die Wahlen gestatte. Vielleicht sollte man sagen: eine Kräftigung der positiven Mächte überhaupt, denn noch unvergessen ist Cavours Rede vor der Kammer im Jahre 1858: „Es wäre schon viel, wenn das Eingreifen des Klerus nur die Wirkung hätte, den Einfluß der konservativen Partei zu verstärken. Wer dieses Element aus dem konstitutionellen System verbannen wollte, gliche dem Seefahrer, der der Schnelligkeit zuliebe allen Ballast wegwürfe, oder dem Maschinenbauer, der, um Reibungen zu verhüten, an seiner Lokomotive den Regulator fortließe." Der allzeit willige Staatssekretär erlangte dann zur Besänftigung Frankreichs das eigenhändige Verbot des Papstes. Ueber den nicht hoch genug zu schätzenden Einfluß dieser mit unbegreiflichen Zugeständnissen überschütteten Fille aimée des heiligen Stuhles scheint man sich in Deutschland gar nicht klar zu sein und war man sich offenbar auch in Italien nicht klar genug. Obgleich Kardinal Lavigerie die italienischen Orden in Afrika wie Jerusalem rücksichtslos herausgeworfen hatte, geberdete Frankreich sich tief beleidigt, als in Eritrăa die französischen Lazaristen ausgewiesen wurden. Ohne sich über die Religion des Negus Rechenschaft zu geben, der darin durchaus den Russen näher steht als den Katholiken*), schloß man mit dem Papst den erwähnten Vertrag wegen der apostolischen Sendung nach Eritrăa und hielt ihn für einen großen diplomatischen Sieg. Der Negus aber sah sich in seiner Religion bedroht und verdoppelte seinen Haß. Mit freundlichen Seitenblicken von Rußland und französischem gutem Rat ward er dann gekräftigt, bis es zur Niederlage von Adua kam. Die beste Probe aufs Exempel ist, was Leo zu Monsignore d'Hulst am 20. April 1895 sagte: die päpstliche Politik gipfle in zwei Gedanken, der Wiedergewinnung der weltlichen Macht und der Vereinigung aller Kirchen mit Rom; auf beiden Gebieten sei das Interesse Frankreichs eng mit dem des Papsttums verbunden, da das Haupthindernis der Wiederherstellung der weltlichen Macht gerade der Dreibund sei, und der Wunsch nach der Vereinigung aller Kirchen ihm empfehle, sich so weit als möglich Frankreichs großem Verbündeten Rußland zu nähern.

Nicht zu verwundern ist denn, daß alle Vermittlungsversuche zwischen Papst und Königreich gescheitert sind. Bei einem letzten Versuche Deutschlands soll Frankreich sehr deutlich gesagt haben, eine Versöhnung mit Italien bedeute den Bruch mit Frankreich.

Je mehr sich aber durch dies Uebergewicht Frankreichs im Vatikan die Frage zuspitzt, wie Italien auf die Dauer den Feind innerhalb der Mauern ertragen solle, um so dringender wird die Frage nach der heranwachsenden Generation, nach den Schulen, an der ich den dritten Punkt Spektators von der Hintansetzung ethischer Gesichtspunkte gegen die politischen Machtinteressen erweisen wollte.

Wir lesen in der schon erwähnten Biographie Kardinal Mannings, daß er bereits im Anfang der achtziger Jahre mit Entsetzen das ohne Religion aufwachsende junge Geschlecht in seiner Verrohung beobachtete, daß er voll Sorge Leo XIII. darüber Vorstellungen machte, aber abgewiesen wurde, folglich auch dem in London seine Vermittlung suchenden Ruggiero Bonghi die erbetne Hilfe nicht leistete. Die Denkenden erfüllt der Zustand, wie er in den letzten fünfundzwanzig Jahren geworden ist, mit schwerer Besorgnis. Thatsächlich liegt es so, daß nach dem immer noch zu Recht bestehenden Gesetz Casati in den Elementarschulen der Religionsunterricht vorgeschrieben ist und der Pfarrer das Katechismusexamen vorzunehmen hat. Allerdings

*) Vgl. unsre Artikel über die abessynische Kirche Nr. 14 ff. d. J.

ließ der spätere Zusatzparagraph, dieser Unterricht sei fakultativ, den radikalen Munizipien freie Hand; sie schafften ihn ab, sobald sie ans Ruder kamen. In den Gymnasien und Realschulen war die Frage offen geblieben, aber als vierzig ernste Priester in Mailand anboten, den Religionsunterricht dort unentgeltlich zu geben, und Stadt wie Regierung damit einverstanden waren, widersetzten sich die Jesuiten und siegten mit ihrer Begründung, daß die nationalen, dem Klerus nicht ganz unterworfnen Schulen den Schmuck des Religionsunterrichts nicht verdienen, weil sich dadurch die Eltern über das Wesen der immerhin gottlosen Staatsschulen täuschen möchten! Die Jesuitenschulen dagegen blühen denn auch sehr und werden vielfach von Kindern liberaler Familien besucht, sofern sie nicht eine evangelische Schule zur Verfügung haben. Dort aber ist nur die Rede von der „Dynastie Savoyen-Piemont," aus der der Kirchenräuber Vittorio Emanuele entstamme, der exkommunizirt gestorben sei! Ursprünglich hatte dasselbe Gesetz Casati auch die theologischen Lehrstühle an den Universitäten vorgesehen, sogar alle Disziplinen einzeln aufgezählt. Diese wurden aber 1873 unterdrückt, vermutlich, weil der gegenseitige Kriegszustand heftiger geworden. So bleibt das zu beklagende Resultat, sagt De Cesare,*) daß jetzt zur Bildung der Priester nur die Seminare, pessimi e deficienti, dienen. Ob er damit auch die päpstlichen Universitäten in Rom gemeint hat, ist mir aus dem Zusammenhange nicht klar geworden.

Das Schlimmste an der Sache ist, daß alles, was Italien zur Annäherung und Besserung thun mag, stets zurückgestoßen wird von denen, denen selbst der milde De Cesare nachsagt, sie wollen den Zusammensturz der neuen Ordnung der Dinge bewirken, einerlei wie.**) Der greise, nun sechsundachtzigjährige Papst selbst ist anerkanntermaßen nur noch das Werkzeug in ihren Händen.

Von dem durch Visconti-Venosta verstärkten Ministerium Rudini ist guter Wille vollauf zu erwarten. Ja, man könnte sich über die Anzeichen wachsenden Fanatismus erschrecken, wenn man nicht erwöge, daß ein Pendel ebenso weit in der andern Richtung überschlägt, als er in der einen gezogen worden. Die aus der Beschlagnahme der geistlichen Güter erwachsenden Fragen, der Fonds für den Kultus, die Notlage des niedern Klerus, die Ordnung der sogenannten Chiese Palatine di Puglia, sind lauter Dinge, die auch einseitig von Italien gebessert werden könnten und in diesem Sinne besprochen werden. Schwerer schon würde es dem Auswärtigen Amte werden, ohne Entgegenkommen der Propaganda und des Vatikans sich mit den italienischen Orden und Priestern auf dem weiten Erdenrund auseinanderzusetzen.

5

Was Leos schon einmal erwähnte Stellung zum Protestantismus anbetrifft, so verweise ich auf Brechts vortreffliche Darstellung. Er ist eben Jesuitenschüler und hat keine eigne, sondern nur die erlernte Ansicht der Patres Perrone und Bellarmin, welchen letzteren er auch Comba gegenüber zitirt. Uebrigens hat die Kirche ihr Verdammungsurteil nie widerrufen, und ein römischer Papst kann gar nicht anders, er muß so reden: der Protestantismus ist die Ausgeburt satanischer Mächte. Sein Opportunismus und seine diplomatische, dem Kompromiß zugeneigte Natur veranlassen ihn, die Träger der Konfession anders zu behandeln als die Konfession selbst. Das zeigte sich am deutlichsten in der merkwürdigen Encyklika an die anglikanische Kirche, deren Lobes er voll ist, ohne doch einen Finger breit nachzugeben. Im Grunde ist Leo so vollständig Lateiner, wie die ärmste Frau der Sabina: Cristiano ist nur der Katholik.

Doch lange schon kann er dies alles nicht mehr selbst schreiben. Die zitternde Hand hielt jahrelang keine Feder mehr. Il candido Vegliardo, von der zarten Durchsichtigkeit der Züge und der segnenden Hand, die ein Gegenstand leidenschaftlicher Verehrung der Fremden ist, schreitet gebückt einher, ist aber dabei wunderbar widerstandsfähig. Während des Bischofsjubiläums ertrug der damals schon Dreiundachtzigjährige

*) Nuova Antologia, 1. Mai 1896.
**) Ebenda.

Zeremonien von sechsstündiger Dauer ohne Schaden, während mancher Jüngere darunter litt.

Seit längerer Zeit sind nachts zwei Nonnen in seiner Nähe; den Arzt aber duldet er ungern und wird ungehalten, wenn er ihm ungerufen begegnet. Seine Stimme soll stark und weittragend sein, doch näselt er sehr und hat ein unschönes Schluchzen beim Anheben der Rede. In den ersten Jahren soll er heftig gestikulirt haben, sodaß eine Ansprache sich ganz anders hörte wie las. Bei Privataudienzen pflegte er sich zu erheben und die Unterhaltung stehend zu führen. Der mächtige Redefluß ergieße sich wie ein lange eingedämmter Strom, sodaß eine Entgegnung kaum notwendig sei, wurde öfters gesagt: die Gedanken waren fertig in ihm, als er die Stelle erreichte, von wo er sie der Welt verkünden konnte. Doch erzählte man sich, er habe sich auf die zweite Unterredung mit Kaiser Wilhelm tagelang vorbereitet, — aber auch eine starke Doppelthür gegen unzeitige Unterbrechungen anfertigen lassen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß das zukünftige Konklave seit vielen Jahren der Gegenstand geistreicher Vermutungen, gleichsam ein Schachproblem für denkende Köpfe ist. Nur stößt der Tod gar zu oft die Schachfiguren um. Leo XIII. überlebte bereits über neunzig Kardinäle, darunter Lavigerie, den Kandidaten Frankreichs, und den milden Kardinal Battaglini von Bologna, sowie Galimberti und zuletzt Hohenlohe, auf die Italien und die vermittelnde Partei gehofft haben. So kommt man mit dem Kardinalskollegium nie zur Ruhe, denn die Mächte zählen ängstlich ihre Anhänger wie vor Alters, und Priesterhaß und Neid stören oft die Kreise. Wenn die Fremden meinen, man müsse einen Nicht-Italiener wählen, um die weltliche Herrschaft zu retten, so denken die Intransigenten an den Kardinal Parocchi, der als klerikaler Mantuaner mit der Freiheitsbewegung nie Sympathien gehabt hat und nun als Kardinalvikar mit der neuen Ordnung der Dinge unaufhörlich in Konflikt kommt. Die Hoffnung der Versöhnlichen war seit Jahren auf den Kardinal San Felice oder auf einen der Brüder Vannutelli gerichtet. Wer aber kann sagen, ob nicht eine Partei für den Kardinal Ledochowsky wirkt oder doch auf ihn hofft, und, seltsam genug, unter ihnen auch Kaiser Wilhelm, der ihn als seinen besten Freund in Rom bezeichnet haben soll?

Die immer wieder angeregte Frage, ob das Konklave in Rom stattfinden könne, ist ebenso böswillig wie die ganze Gefangenschaftstheorie. Nachdem die ungeheuern Massenansammlungen in St. Peter in vollster Ordnung verlaufen sind, ist es thöricht zu sagen, diese könne nicht aufrecht erhalten werden. Denn die Eintrittsbillets, die man gratis zu Dutzenden erhalten konnte, waren gar keine Kontrolle und nur zum Schein ausgegeben. Die Reibung, die im Herbst 1892 auf dem Korso zwischen einer liberalen und klerikalen Kolumbusdemonstration stattfand, ist eine Kinderei gewesen, deren Wiederholung sofort verhindert wurde. Aber weil die Liberalen unter dem Palast der Cavilta Cattolica in der Scrofa den Jesuiten ein Pereat gebracht, benutzte man die Thatsache geschickt, indem man behauptete, nicht einmal der Jesuitengeneral könne ungehindert in Rom gewählt werden. Und doch war es 1887 so wohl gelungen. Man erreichte damit den doppelten Zweck, die Lage der Kirche in Rom als unerträglich darzustellen und die Wahl dem Einfluß des Papstes zu entziehen, den er zu üben sicher gehofft hatte. Alle Orden sind eifersüchtig auf ihre Selbständigkeit der Kurie gegenüber, der Jesuitenorden anerkanntermaßen am meisten. Darum hat der General seinen Sitz in Fiesole und entzieht auch seine Zeitungen möglichst dem Druck der päpstlichen Einmischung.

Trotzdem hatte der Papst mit wortreichem Hymnus auf die Erwählung des erst siebenundvierzig Jahre alten Spaniers Pater Martins geantwortet, wie Fra Pacomio mitteilte. Einmal sollte das Spanien schmeicheln, dann aber auch die Verhandlungen mit Deutschland erleichtern, indem es bewies, daß der Orden das volle Vertrauen und die volle Zuneigung des heiligen Vaters genieße. Dies war eine der Bedingungen, die das Zentrum gestellt hatte, um die Rückkehr der Jesuiten zu erleichtern. Zu den Verhandlungen mit dem Zentrum wurden die drei feinsten Köpfe des Ordens verwendet: Pater

Hövel, Generalassistent für Deutschland, Pater Plögmann, Generalvikar des Ordens, Pater Prümm, Sostituto Segretario; doch gilt Pater Hövel für den feinsten von allen. Fra Pacomio nahm in jenem selben Artikel die Gelegenheit wahr, die Zahl der Jesuiten authentisch festzustellen, die deutsche Zeitungen unterschätzt hatten. Eine Zunahme, selbst in jenem einen Jahre, ist unbestreitbar. 1891 waren es 12780, im Oktober 1892 dagegen schon 12974 Glieder, also ein Plus von 194 Gliedern. Davon befand sich in jenem Jahre die relativ größte Zahl in Deutschland, nämlich 3470. Italien hatte 1764, Frankreich 2863, Spanien 2570, England 2307 Ordensmitglieder.

Mit jedem Tage nun rückt das bevorstehende Konklave näher, von dem die Denkenden ernste Verwicklungen erwarten. De Cesare fragt in dem bereits erwähnten Artikel sorgenvoll: Il veto sarà esercitato?*) Oesterreich sowie Frankreich besitzen dies Veto, und man zweifelt nicht daran, daß Frankreich sich jedenfalls seiner bedienen werde, um sich einen Papst zu sichern, der in der Gesinnung, wenn nicht von Geburt französisch ist, d. h. im Orient den französischen Einfluß, also das Protektorat Frankreichs über die katholischen Interessen sichert und hinsichtlich der römischen Frage nur eine Lösung mit Rücksicht auf Frankreich genehmigen wird.

Auch die Nationalität des Papstes wird von den Publizisten erwogen. Besonders angesichts der sich so selbständig entwickelnden amerikanischen Kirche erwacht die Frage, ob der Papst italienisch sein müsse, und wird von dem in Sachen der Kurie wohlbewanderten Jean Berthelet in seiner Broschüre Si le Pape doit-être Italien? mit Nein beantwortet. Er kann jeder Nation angehören, kein Dogma steht dem im Wege; er ist aber im Interesse des Kirchenstaates seit Avignon immer Italiener gewesen und hat sich in den alten Traditionen bewegt bis hierher. Indessen, meint Berthelet, mag der Zeitpunkt einer Aenderung dieser Zustände näher sein, als wir glauben. Die Entwicklung der katholischen Kirche außerhalb Europas, besonders in Amerika, muß notwendigerweise allmählich zu Aenderungen führen. Entweder wird die neue Welt so mächtig zwingend auf die alte einwirken, daß das Papsttum in seinen äußern Manifestationen unbedingt Veränderungen erleiden muß, was sich sogar auf den Modus der Papstwahl erstrecken könnte. Oder aber die alte Welt könnte sich so verändern, daß das Papsttum sich nach andern Existenzmitteln umsehen müßte. In einem wie dem andern Falle kann es gleichgiltig, vielleicht aber sogar notwendig sein, daß der Papst ein Amerikaner sei oder sonst von einem andern Erdteil komme. Das Uebergewicht der italienischen Kardinäle wird also notwendigerweise abnehmen müssen, wie man dies bereits sieht. Dies erheischt das Interesse der allgemeinen Kirche ebenso gut, als es früher und bis heute noch gefordert hat, daß der Papst Italiener war. . . .

So ist alles möglich, auch die Wahl eines amerikanischen Papstes. Aber sind die Zeiten reif dafür? fragt der Verfasser.

Fast möchte man wünschen, daß sie es seien, daß dieser überseeische Papst käme, damit man einmal von dem: Weh dir, daß du ein Enkel bist! erlöset würde. Ein frommer Priester aus Amerika oder Australien könnte, wie der frische Morgenwind das Gewölk der Nacht, die schweren örtlichen Hindernisse hinwegtreiben, die niedrige irdische Interessen geschaffen haben, und die Christenheit sähe dann vielleicht einen religiösen Papst und einen religiösen Katholizismus, mit dem den Wettstreit aufzunehmen und gemeinsam die großen Aufgaben der Menschheit zu lösen den Protestantismus also anfeuerte, daß auch er sich seinerseits auf sein edelstes Erbteil besänne.**)

Maria Sell

*) Wird das Veto ausgeübt werden?

**) Die von mir benutzten Quellen sind: Joh. Weinand, Leo XIII. Seine Zeit, sein Pontifikat und seine Erfolge. Köln, J. P. Bachem, 1892. — De Cesare, Il Conclave di Leone XIII e il futuro Conclave (die 4. Auflage nur unter dem Titel: Il Conclave di Leone XIII). Città di Castello, S. Lapi, 1889. — F. J. Schwerdt, Papst Leo XIII. Ein Blick auf seine Jugend und seine Dichtungen. Augsburg, B. Schmidsche Buchhandlung, 1893. — Gustavo Tommasoni, Lettere inedite di M. d'Azeglio e F. Gualtieri a Tommaso Tommasoni. Roma, 1885. — Luigi de Sanctis, Roma papale. Firenze, Tipografia Claudiana, 1883. — Luigi Palma, Nuova Antologia, Gennajo e Febbrajo 1896. — De Cesare, Nuova Antologia, Maggio 1896. — Kirchenpolitische Briefe in der Beilage der Münchner Allgemeinen Zeitung am ersten jedes Monats vom 1. Juli 1895 an. — H. Des Houx, Souvenirs d'un journaliste français à Rome. Paris, Paul Ollendorff, 1896. — Boyen d'Agent. Leon XIII devant ses contemporains! Paris. — J. Berthelet, Si le Pape droit être italien. Paris. — E. Sh. Purcell, Life & Letters of Cardinal Manning. London, Macmillan & Co., 1896. — Th. Brecht, Papst Leo XIII. und der Protestantismus. Barmen, Hugo Klein, 1888. — Die Mailander Zeitung: Corriere della Sera in den Jahrgängen 1890—93.

Die Gefahren der Synodalverfassung

Zu den altpreußischen Provinzialsynoden

2

Eine zweite Gefahr droht durch die Synoden dem wissenschaftlichen Leben der Kirche, der Theologie. Es ist schon an sich mißlich, Fragen aus diesem Gebiete in breiter Oeffentlichkeit zu verhandeln. Die innersten Motive theologischer Arbeit bleiben dabei im Verborgnen, nur ihre Resultate treten an das Licht des Tages. Der einzige Gesichtspunkt, unter dem sie nun angeschaut werden, ist ihr Verhältnis zu der religiösen Durchschnittsanschauung der Masse. Auf diese Weise aber kann jeder Fortschritt des religiösen Erkennens unmöglich gemacht werden, weil der zarte Keim schon zertreten wird, ehe er sich hat auswachsen und seine Lebenskraft beweisen können. Es ist doch keine Frage, daß die bestehende Beunruhigung in den Gemeinden über die Theologie (ich gebe zu, daß sie besteht) vielfach erst durch die Hereinzerrung theologischer Fragen in die Oeffentlichkeit hervorgebracht ist. So liegt in den Synoden eine stete Bedrohung der protestantischen Wissenschaft.

Von neun Synoden haben in diesem Jahre acht sich zu der bestehenden Spannung zwischen der heutigen Theologie und dem kirchlichen Bekenntnis geäußert. Nur eine, die pommersche, hat eine rühmliche Ausnahme gemacht, wohl ein Verdienst Professor Cremers, der dort einen gewichtigen Einfluß ausübt. Von diesen acht hatten nur zwei dazu einen Anlaß in provinziellen Vorkommnissen: die rheinische und die westfälische, denen der Bonner Ferienkursus als Unterlage ihrer Klagen und Anklagen diente. Die andern sechs gehorchten lediglich einer Parole, die vorher von Berlin aus, wohl von der permanenten Kommission der vorjährigen landeskirchlichen Versammlung, ausgegangen war. Schon formell ist also die Kompetenz dieser Synoden für eine solche weit über den Umkreis einer Provinz reichende Frage zweifelhaft. Was kümmert die schlesische Synode, die mit der Breslauer Fakultät, und die ostpreußische, die mit der Königsberger zufrieden ist, die Besetzung von Berlin oder Bonn? Aber noch viel ernster ist der sachliche Inhalt der gefaßten Beschlüsse zu beanstanden. Es ist zwar in drei Synoden, der rheinischen, sächsischen und schlesischen gelungen, den gestellten Anträgen die schärfste Spitze abzubrechen. Aber ich fürchte doch, daß der Gesamteindruck der gefaßten Beschlüsse der eines offiziellen und deutlichen Mißtrauensvotums gegen die heutige Arbeit der theologischen Fakultäten sein wird. Solche Verhandlungen und Beschlüsse, wie sie z. B. auf der westfälischen und brandenburgischen Synode gefaßt sind, zeugen von vollkommner Verständnislosigkeit für die ideale Aufgabe der Theologie und von dem Bestreben, sie zur bloßen Technik herabzuwürdigen. Sie enthalten zugleich eine direkte Aufforderung an die jungen Studenten, ihren Lehrern die schuldige Achtung zu versagen, und eine demagogische Aufreizung der Gemeinden, die jüngern Pastoren eine gesegnete Amtsführung mit unüberwindlichem Mißtrauen verzäunt.

Es kommt endlich noch eine dritte Gefahr hinzu: nämlich eine außerordentliche Schwächung der Macht des Kirchenregiments. Diese Folge hat man bei Schaffung der Synodalverfassung wohl vorausgesehen. Es war groß gedacht, daß man den Synoden viel weitergehende Befugnisse einräumte, als sie in irgend einem konstitutionellen System der Welt ein Parlament übt. Aber diese Macht der Synoden ist zu einer gefährlichen Uebermacht geworden. Das Kirchenregiment sieht sich in allen seinen Handlungen kontrollirt, gelähmt, von tausend Rück-

sichten gebunden. Bei allen seinen Entscheidungen wirkt die Frage gewiß oft nur im Verborgnen mit: Was wird die Synode dazu sagen? Und es gehört viel Mannesmut dazu, sich durch den aufschäumenden Ingrimm der Majoritäten in seiner Ueberzeugung nicht beirren zu lassen. Zumal das kostbare Ziel des Friedens solche persönlichen Opfer wohl wert zu sein scheint. Ich kann es mir nicht anders erklären, daß der Kommissar des Oberkirchenrats auf der Brandenburgischen Synode, der Konsistorialpräsident Schmidt, noch dazu ein alter und bewährter Mitarbeiter des seligen Präsidenten Herrmann, eine Resolution für annehmbar erklären konnte, die in Sachsen als einfach undiskutabel schon in der Kommission begraben wurde. Und ein weiteres Symptom für den schwindenden Einfluß des Kirchenregiments war es, daß der geistliche Vizepräsident des Oberkirchenrats, Propst von der Goltz, der auf der rheinischen Synode als Kommissar, auf der brandenburgischen als Mitglied sich auf der Höhe der Situation zeigte, hier zu der Minderheit gehörte, die überstimmt, ja unterdrückt wurde. Auf andern Synoden hat sich das Kirchenregiment überhaupt kaum mehr bemüht, die Zügel in der Hand zu behalten, sondern sich begnügt, Verwahrung dagegen einzulegen, daß ein Tadel gegen das Kirchenregiment ausgesprochen würde, und gleichmütig zugesehen, wie über die redliche Arbeit der Theologie abgeurteilt ward, als sei ihr Schutz und ihre Pflege kein Lebensinteresse der evangelischen Kirche.

3

Daß alle diese Uebelstände zu lebhaftesten Bedenken gegen die synodale Organisation des kirchlichen Lebens Anlaß geben, ist unleugbar. Umsomehr, als kaum zu bestreiten ist, daß ein Teil davon mit dem Wesen der Synodalverfassung zusammenhängt. Denn ich sehe nicht, wie man verhindern könnte, daß die Agitation, die Oeffentlichkeit und die Masse, die durch die Synodalverfassung legalisirt sind, ihre Macht nun auch brauchen. Freilich kommt darin nichts andres zum Ausdruck, als ein allgemeiner Uebelstand des modernen Lebens. Ich fürchte, daß wir auch ohne Synoden alle diese Erscheinungen haben würden und vielleicht in noch maßloserer Form: dafür sorgt schon die Presse. Indessen es könnte doch manches geschehen, um sie wesentlich einzudämmen, und nur davon möchte ich noch Einiges sagen.

Die Freunde einer gesunden kirchlichen Entwicklung, das sind nach unsrer Meinung die, denen das Interesse der Einzelgemeinde in allererster Linie steht, die ferner die Freiheit der Theologie für eine Lebensbedingung der Kirche halten, die endlich gegenüber allen Gelüsten nach Ausdehnung der Massenherrschaft durch die Synoden ein kräftiges Kirchenregiment für nötig ansehen, haben sich viel zu sehr in die Fragestellungen ihrer Gegner eingelassen. Ist dies einmal geschehen, so ist ihre einzige Aufgabe natürlich, die Extravaganzen von der andern Seite zu mindern oder zu hemmen. Und daraus erklärt sich, daß ihre Stellung in den Synoden so leicht den Eindruck unfruchtbarer Negation und des Mangels an eigner Initiative und energischer Aktionsfähigkeit macht.

Sie sollten die Gegner einfach zwingen, den Interessen der Einzelgemeinde die gebührende Beachtung zu schenken. Sie sollten durch immer wiederholte Anträge die Abstellung der Hemmnisse ihres Gedeihens, deren einige ich beispielsweise in voriger Nummer genannt habe, wenigstens anbahnen. Es ist nicht aussichtslos, daß bei solchen Fragen die alten Parteiverbände sich lösten, die ja nur durch gemeinsame theologische Tradition und Kirchenpolitik zusammengehalten werden, während über die praktischen Fragen des Gemeindelebens auch innerhalb der Gruppen die Ansichten weit auseinander gehen. Und jedenfalls würde der Erfolg solchen Vorgehens ein Erwachen echten Interesses an den synodalen Verhandlungen in den Gemeinden sein und diese mit der Zeit aufhören, ihre Deputirten nach der Parteischablone statt nach ihren eignen Bedürfnissen zu wählen.

Fraglicher ist, ob es gelingen kann, die Uebergriffe der Synodalmajoritäten auf das Gebiet der Theologie erfolgreicher abzuwehren, als bisher möglich gewesen ist. Auf der rheinischen, sächsischen und schlesischen Synode haben die Freunde der theologischen Wissenschaft, und zwar gerade auch die Vertreter der theologischen Fakultäten, die Anträge der Gegner durch eifrige Mitarbeit und weites Entgegenkommen ihres verletzenden Charakters zu entkleiden gesucht. Das ist ihnen auch ziemlich gelungen. Sieht man nur auf die Worte, so ist in den Resolutionen dieser drei Synoden nichts enthalten, dem nicht auch der Anwalt einer unbeschränkten Freiheit der Theologie zustimmen könnte. Ich verstehe, daß der Herausgeber des Evangelischen Gemeindeblattes für Rheinland und Westfalen, Pastor Berenbruch, Professor Beyschlag in den Deutsch-evangelischen Blättern und der Vorsitzende der Evangelischen Konferenz für Schlesien, Pastor Kölbing, dieser in einer eignen kleinen Schrift, sich in ihren Rückblicken auf die Synoden mit einer gewissen Genugthuung über jenen Erfolg geäußert haben. Und dieser Betrachtungsweise geben gegnerische Blätter, wie die Deutsch-evangelische Kirchenzeitung und die Kirchliche Monatsschrift, scheinbar recht, wenn sie über die Schwächlichkeit der sächsischen Resolution Klage erheben. Und dennoch meine ich, daß dieser Weg des Entgegenkommens ein falscher Weg gewesen ist. Denn solche Resolutionen wirken nicht sowohl durch die einzelnen Worte, die sie enthalten, als durch die Grundstimmung, der sie Ausdruck geben. Schon daß man eine solche Resolution faßt, mag sie lauten wie sie wolle, wird in weiten Kreisen als eine Anerkennung dafür aufgefaßt werden, daß die heutige Arbeit der Theologie ein Aergernis, mindestens ein Bedenken, jedenfalls kein Segen für die Kirche sei. Und dieser Eindruck wird dadurch noch gefährlicher, daß sich nun nach Zustimmung auch der Freunde einer freiern Entwicklung des kirchlichen Lebens offenbar nicht mehr ein bloßes Parteiurteil, sondern eine gemeinsame Besorgnis aller in den Synoden vertretnen Kreise darin ausspricht. Insonderheit wird dies die Wirkung der gefaßten Beschlüsse auf die Staatsregierung und das Kirchenregiment sein. Statt den Männern, die in diesen Fragen die Verantwortung tragen, einen Rückhalt zu geben — einen solchen würde auch ein Minoritätsvotum bedeuten, zumal wenn die Stimmen nicht nur gezählt, sondern nach der Sachverständigkeit gewogen werden —, hat man vielmehr das Gewicht der Gründe für eine einseitig orthodoxe Aufbesserung der Fakultäten dadurch verstärkt, daß man ein gut Stück Wegs mit den herrschenden Parteien gemeinsam gegangen ist und die Vertreter der modernen Theologie in den Fakultäten isoliert hat. Viel wirkungsvoller ist es, wenn sich die Freunde einer freieren Entwicklung auf einen kurzen klaren Protest beschränken, wie es auf der brandenburgischen Synode durch den hochverdienten Geheimrat Kahl geschah. Dadurch wird ein Doppeltes erreicht: der Parteicharakter der Mehrheitsbeschlüsse tritt deutlich hervor, und diese behalten ihre Schroffheit. Je schärfer, unbilliger und verletzender sie aber sind, desto eher darf man hoffen, daß sie ungehört verhallen. Ein Beschluß wie der brandenburgische ist schon durch die vorhergehenden Verhandlungen seiner Gefahr entkleidet: darin wird kein Sehender etwas andres als einen Ausfluß blinder Leidenschaft sehen. Je höher sie aufschäumt, desto eher wird sie sich auch legen.

Und endlich: unsere Stellung zum Kirchenregiment. Es ist darüber in der Christlichen Welt schon manches Wort gesagt worden. Der Gang der Entwicklung hat es mit sich gebracht, daß in ihren Spalten die schärfste Opposition dagegen oft hat Ausdruck finden müssen. Aber so sauer auch Ereignisse, wie neuerdings die Urlaubsverweigerung für Pastor Lepsius, es machen, dennoch kann auf altpreußischem Boden die Aufgabe der Freunde einer gesunden Entwicklung des kirchlichen Lebens nur die Stärkung des Kirchenregiments sein. Wir meinen das nicht in dem Sinne, daß die Kritik an einzelnen Handlungen und Aeußerungen seiner jeweiligen Vertreter ruhen soll. An den Personen liegt hier gar nichts. Wohl aber am Prinzip. Die Gefahr, daß die Synodalverfassung mehr und mehr zu einer Terrorisirung der Intelligenz, der Wissenschaft, der zarten Lebensregungen in der Kirche durch die Partei, den Mittelschlag und die Massivität wird, läßt sich nur dadurch abwehren, daß im Kirchenregiment das Gegengewicht aller dieser Einflüsse gestärkt werde. Das Streben der Synoden, sich selbst oder ihre Ausschüsse zum Richter oder zur obern Instanz über das

Kirchenregiment aufzuwerfen, der Versuch, die synodalen Institutionen noch weiter auszubauen und an die Stelle eines Zusammenwirkens von Staat, Kirchenregiment und Synoden eine thatsächliche Alleinherrschaft der Synoden zu setzen, die Anmaßung, über den in den Synoden vertretnen Landesteil hinaus zu wirken, — muß auf ein unerschütterliches Nein stoßen. Es klingt wunderlich, zu fordern, daß gerade die, die der Synodalverfassung bei ihrer Schöpfung am wärmsten zugestimmt haben, ihr jetzt kühler gegenüberstehen sollen. Wahrlich wir halten sie weder für unnötig noch für entbehrlich. Die synodale Organisation des kirchlichen Lebens ist ein großer Fortschritt gewesen. Aber eine zwanzigjährige Entwicklung hat uns auch gezeigt, daß und welche Mängel ihr anhaften. Es ist nicht so, wie Schleiermacher geurteilt hat, der bei der Konsistorialverfassung lauter Schatten und bei der Presbyterial- und Synodalverfassung lauter Licht sah. Vielmehr ist für einen größern Kirchenkörper die Vereinigung beider Systeme nicht etwa ein opportunistischer Kompromiß, sondern die denkbar richtigste Gestaltung. Dabei müssen wir bleiben, und daran dürfen uns auch die Mängel dieser Gestaltung nicht irre machen. Eine Erweiterung der Synodalgewalt würde diese Mängel eher vergrößern. Ja, ich leugne nicht, daß mir manchmal schon die Frage gekommen ist, ob nicht die Synodalverfassung reifere Gemeinden voraussetzt, als wir thatsächlich haben, und ob wir nicht weiter kommen würden, wenn die umfangreichen Befugnisse, die die Synoden haben, wenigstens zum Teil von ihnen auf die Einzelgemeinden zurückgelegt würden. Eine nüchterne Gesamtbeurteilung unsers kirchlichen Lebens kann nur darin auslaufen, daß die Synoden nicht zu wenig, sondern eher zu viel Freiheit und Macht haben; zu viel, weil sie der Versuchung nicht immer widerstanden haben, sich als „die Kirche" zu fühlen, die sie Gott sei Dank nicht sind.

Ob meine Auffassung des synodalen Lebens von unsern Freunden in der preußischen Landeskirche geteilt wird, und ob sie die Wege für gangbar halten, die ich angedeutet habe, weiß ich nicht. Ich stehe ihren Kämpfen fern, denn ich diene einer Kirche, die überhaupt keine Verfassung, wenigstens keine Synodalverfassung hat. Und ich kann mich der Erkenntnis nicht verschließen, daß dieser Mangel kaum erträglich ist. Um so schmerzlicher empfinde ich es, daß der beschämende und betrübende Eindruck, den die preußischen Synoden weit über die Landeskirche hinaus erwecken, eine Gefahr für die kirchliche Entwicklung in ganz Deutschland ist. Denn er erschwert uns, die wir noch keine Verfassung haben, eine solche zu bekommen. Und er drückt und lastet, wie ein böses Beispiel, das gute Sitten verdirbt, auch auf den Synoden der andern deutschen Länder.

E F

Verschiedenes

(Die Zeit) Es könnte mißdeutet werden, wenn wir nicht noch vor Schluß dieses Jahrgangs ein Wort über das seit Oktober bestehende Tageblatt Die Zeit sagten. Man könnte Mangel an Interesse bei uns argwöhnen. Dem möchten wir vorbeugen. Denn sonst finden wir, daß die Frist des Bestehens noch zu kurz ist, um über das Blatt ein Urteil zu fällen.

Auf die Frage, ob die Zeit das Blatt ist, das wir in der Christlichen Welt lange gefordert und gefördert haben, werden wir ja nur verneinend antworten können. Und zwar schon um des willen, weil wir eine Tageszeitung in höherer Preislage im Auge hatten. Die Zeit ist infolge des zufälligen Umstandes, daß zwei seiner Redakteure vom Volk herkamen, wie dieses als 2½ Mark-Blatt ausgegangen. Wir wissen nicht, inwieweit die Rechnung auf Leser, die mehr für das Quartal nicht zahlen können, richtig gewesen ist. Die eigentlich wertvollen Stücke im Blatt zielen aber jedenfalls auf ein Publikum, das gerne auch mehr zahlt, dafür aber auch noch mehr verlangt. Und von einer siegreichen Volkstümlichkeit des Stils und der Gesamthaltung als besondern Kennzeichen kann bei der bisherigen Zeit wie bei der bisherigen Hilfe nicht die Rede sein, Naumanns alle Stände anziehende Gabe in Ehren. Wir machen uns also von unserm Standpunkte aus als Freunde der Zeit von ihr das Zukunftsbild, daß sie ihren Preis zu gegebner Stunde erhöhen und dann den Ansprüchen, die unser Leserkreis an eine Tageszeitung macht, besser genügen wird.

Nehmen wir nun aber das Blatt, wie es ist, so haben wir keine Ursache zu beklagen, daß unser Projekt zu Gunsten der Zeit ad acta gelegt worden ist. Wir fanden eben doch nicht die Kraft, unser Blatt zu schaffen. Es fehlten die Mittel, und es fehlte der politische Trieb.

Nun ist statt unsers unparteiischen Berichterstatters ein Kämpe auf den Plan getreten. Das ist vielleicht doch auf dem Boden der Tagespresse die gesündere Bildung. Wir wollten der Naumannschen Arbeit unsre Aufmerksamkeit widmen, sie decken und schützen: statt dessen hat sich diese Richtung ihr Organ geschaffen. Beide, Partei und Blatt, werden sich gegenseitig stärken. Zwar beanspruchten fürs erste die Vorbereitungen auf den Erfurter Tag, Organisations- und Agitationsfragen, wie sie einer werdenden Partei auf der Seele liegen, in den Spalten zu viel Raum. Das machte das Blatt dem Fernerstehenden in diesem Anfangsquartal minder anziehend. Aber hiernach darf man nicht urteilen. Wir finden, daß trotzdem die junge Zeitung in der kurzen Frist ihres Bestehens sehr viel Gutes gebracht hat, und daß Ursache vorhanden ist, ihrer fernern Entwicklung mit größtem Zutrauen entgegenzusehen. Unsre Leser sollten schon darum abonniren, weil es im öffentlichen Leben unsers Vaterlands, insbesondre seines protestantischen Teils, keine merkwürdigere Erscheinung giebt als das Experiment dieses in der Zeit vertretnen christlichen und nationalen Sozialismus. Gewiß hat er sich die politischen Sporen noch zu verdienen. Aber wo ist denn neuerdings in unserm öffentlichen Leben ein so die Aufmerksamkeit herausfordernder Versuch gemacht worden, umgestaltend einzugreifen und ebenso den Bann der Sozialdemokratie bei der Arbeitermasse wie den Bann der Reaktion bei den Regierenden zu brechen? Diese Erwägung schon verbürgt, daß man in der Zeit alle möglichen Dinge zu lesen bekommt, die man sonst nicht leicht findet. Ganz vortrefflich war z. B. die Berichterstattung über den Hamburger Hafenstreik. Weinhausens Artikel mit den völlig unparteiischen Auszügen der Preßübersicht zusammen boten einen so klaren Einblick in die Situation und ermöglichten so gut ein zutreffendes Urteil, wie vermutlich kein zweites deutsches Blatt es seinen Lesern ermöglicht hat. Die betreffenden Nummern sind noch heute für den, der sie nicht kennt, des Nachlesens wert, wenn er sich gegenüber den Kundgebungen des Ministers v. Bötticher und nunmehr auch des Kaisers selbst eine eigne Meinung bilden will.

Es ist natürlich, daß die Zeit in sozialen Dingen am besten bedient. Andres steht nicht auf der gleichen Höhe. Naumann ist thatsächlich mehr Hauptmitarbeiter als Mitredakteur; er kann sich aus der Ferne nicht zu Augenblicksfragen äußern, so bleiben ihm mehr prinzipielle Erörterungen. Die aktuellen Artikel liegen zumeist in von Gerlachs Händen, eines Mannes von großer journalistischer Begabung, aber offen gestanden, seine Art erweckt nicht volles Vertrauen, man weiß nicht, welche Sprünge seine Feder im nächsten Augenblick machen, welche schnoddrige Bemerkung sie nicht halten wird. Von Oberwinder spürt man wenig, und das ist in diesem Falle kein Lob. Es fehlt dem Blatte noch die feste Hand, von der man als Leser einer Tageszeitung sich so gern geleitet fühlt, auch wenn man sich nebenher das eigne Urteil wahrt. Besonders in der auswärtigen Politik ist man ziemlich verlassen. Da fehlt eine gute Uebersicht ebenso wie ein fester Standpunkt. In der armenisch-türkischen Sache z. B. hat es ein stetes Schwanken gegeben. Aber wir sprechen dies nur darum so scharf aus, weil wir dem Blatte die Kraft zutrauen, sich aus diesen Anfängen emporzuarbeiten. Bereits sind ausgezeichnete Mitarbeiter aufgetreten; daß die größern Artikel mit Namen gezeichnet werden, verdient alle Anerkennung. Die Preßübersicht ist eine ganz vortreffliche Spezialität des Blattes. Das Bestreben, bei allem Parteieifer gerecht und billig zu sein auch gegenüber dem Gegner, leuchtet nicht nur in dieser Uebersicht vielfach wohlthuend hervor. Das Feuilleton haben wir zu wenig verfolgt, als daß wir urteilen möchten. Alles in allem ist uns das Blatt eine Freude und eine Hoffnung. Für die Christliche Welt bringt es noch den besondern Vorteil, daß sie dadurch von der Pflicht, die sozialen Dinge im bisherigen Maße mit zu verhandeln, entlastet ist. Dafür werden viele von unsern Freunden, wie warm und treu ihr soziales Interesse sein und bleiben mag, mit uns, die wir uns darin auch nicht verändert haben, dankbar sein.

R

(Freiherr von Stumm und die Saarpastoren) Wie unsre Leser sich erinnern (vgl. Nr. 35 und 36), hat Herr von Stumm gegen die Broschüre der Saarpastoren eine Beschwerde bei dem Koblenzer Konsistorium eingereicht. In einer Zuschrift an die Kölnische Zeitung hatte er gleichzeitig behauptet, er habe in der „gänzlich unwahren Darstellung" der Broschüre fünfzehn Unwahrheiten und Entstellungen im einzelnen nachgewiesen. Der Bescheid des Königl. Konsistoriums ist nunmehr — nach vier Monaten — ergangen. Darin wird der Beweis, daß die Broschüre Unwahrheiten und Entstellungen enthalte, nach Lage der Sache nicht als geführt erachtet. Verschiedne Beschwerdepunkte sieht das Konsistorium für durch die eingegangnen Gegenerklärungen der Geistlichen berichtigt an. Bei andern handle es sich nicht um thatsächliche Behauptungen, sondern um Urteile und Auffassungen, bei denen der Vorwurf der Unwahrheit oder Entstellung nicht erhoben werden könne. Bei einigen wenigen — übrigens nebensächlichen — Punkten sind objektive Unrichtigkeiten erkannt worden, doch sei auch bei diesen die bona fides der Geistlichen nicht in Zweifel zu ziehen. In Betreff der Thätigkeit der Geistlichen in den Arbeitervereinen tritt das Konsistorium auf die Seite der Geistlichen, ebenso in Bezug auf die Beurteilung der konfessionellen Verhältnisse im Saargebiet; dagegen glaubt es in der Veröffentlichung der Broschüre ein Mittel zur Anbahnung des Friedens nicht — wie die Geistlichen — erblicken zu können. Doch wird in einer Zuschrift an die Geistlichen anerkannt, daß, abgesehen von einigen das Persönliche betreffenden Bemerkungen, die Broschüre ruhig und sachlich gehalten sei. — Es ist hoch erfreulich, daß das rheinische Kirchenregiment trotz den wahrlich nicht gering zu schätzenden Schwierigkeiten seiner Situation den Saargeistlichen Schutz und Genugthuung gewährt hat. Das soll ihm unvergessen bleiben.

R

(Armenisches) Der Sultan hat also eine allgemeine Amnestie für die Armenier erlassen. Dazu ist zu sagen: 1. daß an einer Amnestie für die wirklichen Verbrecher unter den Armeniern, die Aufruhr gestiftet und Bomben geworfen haben, gar nichts gelegen ist, 2. daß dem hingeschlachteten und hinsiechenden Volk, an dessen Schuldlosigkeit kein Aufrichtiger zweifelt — auch die Journalisten unsrer türkenfreundlichsten Blätter gestehen sie einem unter vier Augen gern zu —, nicht Amnestie, sondern Schutz und Gerechtigkeit gebührt, 3. daß wir mit dem Titel „Amnestie" uns befreunden wollen, wenn Schutz und Gerechtigkeit darunter zu verstehen ist, woran wir nicht glauben. Es werden weder die Metzelein aufhören, wie sie denn auch vor der großen „Revolution" der Armenier schon an der Tagesordnung gewesen sind, nur daß man sich damals auf Einzelne oder Dutzende von Opfern beschränkte, nicht gleich in die Hunderte ging; noch werden alle unschuldig Gefangnen entlassen werden, denn in dem Amnestiegesetz sind sicher Ausnahmen vorgesehen, und das werden nicht immer die Schuldigen sein. Daß die ersten dreihundert Armenier, die auf den Erlaß hin von Athen nach Konstantinopel gekommen sind, sich dort nicht einschiffen durften, bestärkt uns in der Meinung, daß diese neuesten Versprechungen genau so viel wert sind, wie die frühern. Nun, die Zukunft wirds lehren. Inzwischen sind die armen Jungtürken an der Reihe, gemartert und gemordet zu werden.

Nr. 324 der Post ist uns endlich auf unsre Bitte zugegangen. Herr v. Gr. hält sich mit der Widerlegung des in Nr. 46 von uns Gesagten absolut nicht auf, obwohl er sich den Anschein giebt, gegen unsern Artikel zu schreiben. Seinen allgemeinen Redensarten gegenüber nageln wir die Thatsache fest, daß er in seiner ersten Aeußerung in der Post sich direkt auf das Zeugnis des Pastors Hoffmann in Genf gegen Thumajan berufen hat, und daß er von diesem Zeugen völlig im Stich gelassen worden ist (vgl. Reichsbote Nr. 253 und 286). Aber Herr v. Gr. bleibt bei seinem Urteil, ohne irgend neue Zeugen zu stellen. Wir können das nicht ehrenwert finden. Ueber Thumajan steht eine Publikation des Pastors Hoffmann bevor; damit wird in diese Episode völlige Klarheit kommen. — Nebenbei bemerkt hat die Christliche Welt niemals Beziehungen zu Herrn Thumajan gehabt; nur ist der Herausgeber dem Herrn dreimal flüchtig begegnet, das erste mal Ende August. Unser Eintreten für ihn und vollends für die armenische Sache ist davon ganz unabhängig.

Ergreifende Einzelheiten aus den Notbezirken, Gefängnissen und Massacres bieten die beiden neuesten Nummern der Lohmannschen illustrirten Zeitschrift Auf der Warte. Man lasse sich Nr. 4 und 5 kommen, vom Herausgeber Pfarrer Lohmann in Frankfurt a. M., Rhönstraße 22. Jede Einzelnummer kostet 10 Pfennige. Wenn doch die Post und Herr von Grumbkow einmal den Beweis antreten wollten, daß alle diese Aengste und Unmenschlichkeiten erlogen sind: wie dankbar wären wir dafür! Es ist doch nachgerade von allen Seiten zugestanden, daß die Thatsachen von den Freunden der Armenier in Deutschland im Wesentlichen richtig dargestellt worden sind.

Der „Deutsche Hilfsbund" und die „Deutsche Hilfsaktion" für Armenien, sagen wir: Lohmann und Lepsius, die schon bisher in idealer Konkurrenz Ein Werk trieben, haben sich zu einer einheitlichen Organisation verbunden, die den Namen führt: Deutscher Hilfsbund zur Linderung des Notstandes in Armenien. Die nähern Formen der Einigung werden auf einer Konferenz, die im Januar in Elberfeld tagen wird, vereinbart werden.

Endlich sei noch des Artikels Armenien gedacht, mit dem Hofrat Gelzer in Jena die neue Auflage von Herzogs Realencyklopädie bereichert hat. Es ist ein gelehrtes und zuverlässiges Arsenal für bessere Kenntnis des Volkes und seine Geschichte. In den Schlußbemerkungen ist der Verdienste der Christlichen Welt um die armenische Sache zu freundlich gedacht, während das weit überragende Wirken des Pfarrers Lohmann unerwähnt blieb: offenbar war es dem Herrn Verfasser unbekannt, und das ist darum begreiflich, weil es wesentlich in den sogenannten Gemeinschaftskreisen entfaltet wurde. R

(Melanchthon-Spiel von Albrecht Thoma) Einen ausführlichen Artikel über das Melanchthon-Festspiel von Professor Albrecht Thoma in Karlsruhe sollte diese letzte Nummer des Jahres bringen, aus Raummangel muß er noch zurückstehn. So sei denn vorläufig auf das Stück hingewiesen. Wo man an eine Aufführung denken kann, soll man es sich nicht entgehen lassen. Es ist erschienen bei J. F. Reiff in Karlsruhe. 99 S. Kartonirt 1,20 Mk. R

Quittung

Für Armenien (die mit * versehenen Gaben insbesondere für die armenischen Waisen): 93 Mk. aus den Gemeinden Bringhausen, Hemfurth und Bich in Waldeck (zusammen 860 Seelen); 40,70 aus der Gemeinde Usseln in Waldeck, 3. Sendung; 30 gesammelt im deutsch-evangelischen Männerverein in Mewe*; 25 von B, Schwetz*; 20 aus der Martin-Luther-Parochie in Dresden*; je 10 von E Z, Dietz; von drei Malerinnen in München; von W, Olbernhau; aus der Stephanigemeinde in Goslar, 3. Sendung*; von E S, Liegnitz*; 7 von B und R, Magdeburg; 6 aus der Gemeinde Spremberg i. d. Lausitz; 5 durch Sch, Erfurt*; 4,30 durch L W, Alkersuhm auf Föhr; 3,90 durch L W, Massow*.

Für armenische Studirende: 10,10 von C K, Clötze; 4 von M T.

Für das syrische Waisenhaus in Jerusalem: 6 Mk. aus der Pfarrei Engelrod.

Herzlichen Dank! D H

Briefkasten der Redaktion

Der Herausgeber kann diesen Jahrgang nicht schließen, ohne um Entschuldigung zu bitten, daß er in Erledigung der Korrespondenz, wie der eingegangnen Manuskripte allzusehr hinter berechtigten Ansprüchen zurückgeblieben ist. Er kann nur bitten, wo erwarteter Bescheid zu lange ausbleibt, zu erinnern und zu mahnen. Die Arbeitslast im Doppelamt wächst, dennoch hoffe ich für das neue Jahr Besserung versprechen zu dürfen. D H

Zum Jahreswechsel

bitten wir um rechtzeitige Erneuerung der Bestellung auf unser Blatt und um Werbung neuer Freunde. Die letzte Nummer dieses Jahrgangs wird am **23. d., die erste** des nächsten am **7. Januar** ausgegeben werden; am 31. Dezember erscheint, der vielen Feiertage wegen, **keine Nummer.** Die neue Postnummer der Christlichen Welt ist 1522. Nr. 1 wird als Probenummer in stärkerer Auflage gedruckt; wir versenden sie an jede Adresse unentgeltlich in beliebiger Anzahl. Gegen Einsendung von 70 Pfennigen verschicken wir vier aufeinanderfolgende Nummern je nach Erscheinen mit oder ohne Nennung des Auftraggebers an jede beliebige Adresse. Feine ganzleinene Einbanddecken für alle Jahrgänge sind für je 1,60 Mk. durch alle Buchhandlungen und von der Verlagshandlung selbst zu beziehen; ebenso Decken für Christliche Welt und Chronik zusammen, also mit breiterm Rücken für denselben Preis. Desgleichen die Jahrgänge 1890, 1894 und 1895, geheftet oder in Nummern für je 8 Mk., gebunden für je 11 Mk. Der Jahrgang 1887 ist vollständig, Jahrgang 1888 bis auf einige Nummern vergriffen, vom Jahrgang 1889 das erste und zweite Quartal, beim Jahrgang 1891 fehlt das erste Quartal, beim Jahrgang 1892 das vierte Quartal, beim Jahrgang 1893 sind vom ersten Quartal sechs Nummern nicht mehr vorhanden. Einzelnummern können jederzeit, soweit sie nicht vergriffen sind, für 20 Pfge nachbezogen werden. Vom laufenden Jahrgang sind noch sämtliche Nummern zu haben.

Die neue Postnummer der Chronik der christlichen Welt ist 1531. Auch von der Chronik wird Nr. 1 unentgeltlich als Probenummer in beliebiger Anzahl ausgegeben. Von den frühern Jahrgängen können der erste, 1891, und der vierte und fünfte, 1894, 1895 noch für je 4 Mk. nachbezogen werden, beim Jahrgang 1892 fehlen die Nrn. 45 und 47, beim Jahrgang 1893 die Nrn. 15, 23, 24, 41 und 43. Einzelnummern sind, soweit sie noch vorhanden, für 20 Pfge zu haben. Vom laufenden Jahrgang sind noch sämtliche Nummern vorrätig.

D B D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 52 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt
in Frankfurt am Main und Umgegend

treffen sich bis auf weiteres **an jedem ersten Montag im Monat nachmittags 4—6 Uhr** in Frankfurt a. M., **Rosenau**, Reuterweg 8. Frauen sind willkommen. — Nächste Zusammenkunft: 4. Januar: „Die christliche Lehre von der Seligkeit."

Missionar für Japan
Der Allgemeine Evangelisch-protestantische Missionsverein

will wiederum einen Missionar auf sein japanisches Arbeitsfeld aussenden. Er sucht zu diesem Zweck einen Theologen von gründlicher wissenschaftlicher Bildung und tiefer religiöser Wärme, der mit aufrichtiger Begeisterung der Heidenmission als Lebensberuf sich widmen will. Seine Hauptthätigkeit würde dieser Missionar in der vom Missionsverein in Tokyo unterhaltnen theologischen Schule finden. Es wird vorausgesetzt, daß die sich meldenden Theologen die Wahlfähigkeit für das geistliche Amt in der Heimat erworben und sich womöglich bereits mit Erfolg praktisch bewährt haben. Die Aussendung wird, damit der gewählte Missionar genügende Zeit zu seiner speziellen Vorbereitung hat, nicht vor Frühjahr 1898 erfolgen. Meldungen mit Zeugnissen und Lebenslauf nimmt der Vorsitzende des Vereins Prediger Dr. Arndt, Berlin C, Friedrichsgracht 53, schon jetzt entgegen.

Soeben ist erschienen:

Hefte zur Christlichen Welt Nr. 25

Die gegenwärtige Lage des Protestantismus

von

Adolf Harnack

Preis 40 Pf.

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Pianinos, Harmoniums,

von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.

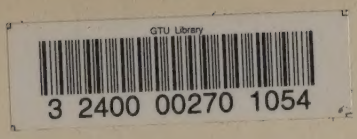
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.

Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.

Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162.**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig, Königsstraße 20 — Druck von Carl Marquart in Leipzig

DATE DUE



THREE DAY
CIRCULATION

v.10
1896

Die christliche Welt

v.10
1896

GTU Library
2400 Ridge Road
Berkeley, CA 94709
For renewals call (510) 649-2500
All items are subject to recall.